Kreisbibliothek Regensburg

8° Polym. 57/3

Real-Encyklopädie

Real-Encyclopädie
oder
Converſations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

(Dritter Abdruck.)

Dritter Band.

D bis F.

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Die Titel ſind ſo zu falzen, daß der Schmutztitel vor und nicht nach dem Haupttitel zu ſtehen komme. — Nach dem letzteren folgt bei jedem Bande das Königl. Würtemb. Privilegium. Wegen des friſchen und engen Drucks iſt beim Binden alle Vorſicht anzuwenden, daß ſolcher nicht abſchwärze.

Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieſes Werks ſind fünf verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

- No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)
- No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)
- No. 3. Weiß Med. Druckp. in Med. F. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)
- No. 4. supra-fein Berliner Med. Druckp. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)
- No. 5. supra-fein engl. Vel. Pap. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man beliebe noch zu bemerken:

1) daß einzelne Theile nur zur Ergänzung abgelaſſen werden, und außerdem das Werk nur im Ganzen verkauft wird;

2) daß Privat-Perſonen, welche ſich direct an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Expl. zuſammen nehmen, das ſiebente frei erhalten, oder daß ſie $\frac{1}{7}$tel des Betrags in Abzug bringen können;

3) daß für die Beſitzer der vier erſten Auflagen das Neue dieſer fünften in beſonderen Supplementen geſammelt worden, die in vier Abtheilungen (jede von 30 Bogen) ausgegeben ſind. Alle vier Abtheilungen dieſer Supplemente (124 Bogen zuſammen), die nicht getrennt werden, koſten im Pränumerationspreiſe auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Allgemeine deutſche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Dritter Band.

D bis F.

Fünfte Original-Auflage.

(Dritter Abdruck.)

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.
Calderon.

Mit Königl. Würtembergiſchen Privilegien.

Leipzig:

F. A. Brockhaus

1822.

Kreisbibliothek Regensburg

Königl. Würtembergiſches Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf eines Nachdrucks dieſer Neuen Auflage.

Se. Königl. Majeſtät der König Wilhelm von Würtemberg haben dem Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Altenburg das Privilegium zu verwilligen geruht: daß innerhalb des Zeitraums von Sechs Jahren, von dem untergeſetzten Tage an, die von ihm zu veranſtaltende vierte verbeſſerte Auflage des in ſeinem Verlage herauskommenden Converſations-Lexicons oder encyclopädiſchen Handwörterbuchs für gebildete Stände, ſo wie jede weitere Auflage dieſes Werks, welche er entweder unverändert nach jener vierten oder mit neuen Zuſätzen und Veränderungen innerhalb des bemerkten Zeitraums herausgeben wird, in den Königlich Würtembergiſchen Staaten nicht nachgedruckt und etwa davon im Auslande veranſtaltete Nachdrücke im Königreich Würtemberg nicht verkauft werden dürfen. Alle diejenigen, welche dieſem Privilegium zuwider handeln würden, ſollen mit den in der Königl. General-Verordnung vom 25ſten Februar 1815,

betreffend die Privilegien gegen den Büchernach- druck, gegen die Uebertreter ſolcher Privilegien be- ſtimmten Strafen belegt, und zu dem daſelbſt be- ſtimmten Schadenerſatz angehalten werden.

Gegeben Stuttgart im Königlichen Ober-Cen- ſur-Collegium, den 14ten Januar 1817.

(L. S.) v. Menoth.

Jäger.

Der Herausgeber des Converſations-Lexicons empfiehlt den Beſitzern deſſelben folgende Werke ſeines Verlags, indem er ſich überzeugt hält, daß ſie die beigefügten Urtheile werden beſtätigt finden. Sie ſind ſowohl bei ihm ſelbſt als in allen ſoliden Buchhandlungen in Deutſchland und den benachbarten Ländern zu erhalten.

I.

Caricaturen des Heiligſten; von Henrich Steffens. 2 Bände. gr. 8. 1819—1821. 6 Thlr. 12 Gr. (I. 2 Thlr. 12 Gr. II. 4 Thlr.)

Unter allen das Leben und die Zeit in welcher wir leben, philoſophiſch betrachtenden Werken, iſt uns noch keines vorgekommen, das mit einer ſolchen richtigen Erfaſſung eben der Zeit, ihres Seins und ihres Wollens, mit einer ſo ruhigen Klarheit und einem ſolchen Ueberblick der Geſammtverhältniſſe, abgefaßt iſt, wie dieſes.

Ohne ſich in die Nebel der gern Nebel und Dunkel ſuchenden Myſtiker unſerer Tage zu verlieren, aber auch eben ſo entfernt von der verwerflichen Bahn alles abläugnender und herabziehender Aufklärerei (einer Sache die wohl zu unterſcheiden iſt von **Aufklärung** und ſich zu dieſer verhält ungefähr wie Tomback zu Gold) zeigt hier in dieſem Werke Herr Steffens nicht allein das was Noth thut, damit es gut werde wieder in der Zeit, ſondern auch nach wie vielfachen Richtungen hin ſich eben ſeit Jahrzehnten, ſelbſt die edelſten Kräfte und Beſtrebungen mannigfach zerſplittert und zum Theil wahrhaft ungedeihlich abgemüht haben; desgleichen wie das Heiligſte und Höchſte im Leben durch dieſe Verwirrung in den Anſichten und Hoffnungen, durch dieß bald anerkennungswerthe, bald rein verwerfliche Ringen, profanirt, herabgezogen und mitunter zur Fratze entſtellt worden iſt, während man meinte, nun das wahre ächte Götterbild gefunden oder geſchaffen zu haben.

Fürwahr, ein ſolches ernſtes und gewichtiges Wort, wie hier der Verf. ſpricht, thut Noth und es iſt zu hoffen und zu erwarten, daß es unter einem Geſchlechte, das über ſeinen erſchrockenen Häuptern eine der verhängnißvollſten Aeren der Geſchichte im Sturm vorüberrauſchen ſah, Beherzigung finde, nicht allein damit auf einer Seite das unruhige, wahrhaft beklemmende Treiben welches ſich noch genugſam zeigt und vom Verf. ſehr paſſend mit dem dumpfen Branden des Meeres nach heftigem Sturme verglichen wird, ſich lege und lang entbehrte Ruhe im ganzen geſellſchaftlichen Sein wiederkehre, ſondern auch auf der andern das nutzloſe, immer nur von neuen die bewegten Elemente zum Kampf reizende Streben ende, das ungeſchehen und unerfahren zu machen was doch einmal geſchehen iſt und erfahren wurde und beides **mußte**, weil nie und nirgends auf ſelbſt wandelnder Erde, Wandelloſes möglich iſt.

Daß Herr St. indem er oben geſagtes durchführte, in den Kreis ſeiner Darſtellung nichts zu ziehen vergaß was bedeutend in irgend einer Hinſicht (wär's auch nur zum Schein) herauftauchte aus dem Strom der Allgemeinheit, erhöht den Werth ſeines Werkes und macht es zu einem wahren *Lehrbuche* für Alle, denen es darum zu thun iſt — und wem wollte dieß nicht ſein! — ſich in's Klare zu ſetzen über Dinge die, mag auch jeder Einzelne für ſich ſie beurtheilen und würdigen wie er will, doch ein richtiges Erkennen im Allgemeinen fordern, ihres Guten, wie ihres Böſen wegen. Der Vorwurf aber, den man nicht unterlaſſen hat bei der etwas früheren Erſcheinung des erſten Bandes dem Verf. zu machen, daß nämlich manche Stellen ſeines Werkes ſchwer und hart wären in ſprachlicher Hinſicht, kann man wohl als unbegründet betrachten wenn man bedenkt, daß ſo ernſte Beleuchtungen wie hier gegeben werden, ſich nicht füglich in ein ſo leicht fließendes Gewand hüllen laſſen, wie Dinge, die man blos zur Unterhaltung ſchreibt. Wer mit Ernſt, wie ſich's gebührt, dieß geiſtreiche Buch lieſt — nicht durchblättert — wird in ſelbigem einen ſo reichen Schatz gediegener Weisheit finden, daß die Mühe des Folgens reichlich vergütet erſcheint und man den Ausländer (Herr St. iſt ein Däne von Geburt) noch lieber gewinnt, der ſo in den ſchönſten und erhabenſten Beziehungen ſich als ächter Deutſcher, für Deutſchland und deſſen Volk, Geſittigung und Literatur, ganz und durchaus lebender und davon durchdrungener, zeigt.

II.

Rußlands und Deutſchlands Befreiungskrieg von der Franzoſenherrſchaft unter Napoleon Buonaparte in den Jahren 1812—1815. Von Dr. Carl Venturini. In 4 Theilen. Erſter Theil: Krieg in Rußland 1812. Zweiter Theil: Krieg in Deutſchland 1813. Dritter Theil: Krieg in Frankreich und Italien 1814. Vierter und letzter Theil: Krieg in Frankreich 1815 und Endreſultate 1816 — 1819. Jeder Band enthält als Zugabe 6 Kupfer und eine Karte. Der Preis jedes Bandes iſt 2 Thlr. 16 Gr. (Alle 4 Bde 10 Thlr. 16 Gr.)

Wie verſchieden man auch denke über den diplomatiſchen Ausgang des großen europäiſchen Völkerkrieges von 1812 bis 1815, darüber iſt nur *eine* Stimme: daß er einzig da ſtehe in der Weltgeſchichte, als das glorreichſte Denkmahl der von Gott und Vaterland, von Recht und Freiheit begeiſterten Thatkraft des lebenden Geſchlechts. Hadre man auch immerhin mit dem Zorne, der hier und dort den Stolz eigenſüchtiger Entwürfe ohne Schonung demüthigt, oder die Verblendung irre geleiteter Machthaber mit bitterer Strenge rügte, und die Selbſtliebe derer — die nichts thaten, ſchmerzlich verwundete: es war dennoch ein heiliger Zorn, der gegen *die* aufflammte, welche dem edlern Geiſte des Zeitalters widerſtrebten. Verdunkle man ſelbſt mißgünſtig einzelne Lichtpunkte des Ruhms, mit welchem umgeben, die Retter Europa's, die Fürſten und die Völker, die Feldherren und

die Heere, dem gerechten Urtheile einer vorurtheilsfreien Nachwelt entgegen gehen: ihr Ruhm ſtrahlt dennoch ungeſchwächt in dem Tempel der Unſterblichkeit! Und dieſer Tempel iſt die Geſchichte.

Ein Werk, das dieſe Anſicht feſthält und das Große zeigt, wodurch und warum es groß ward, das den ſittlichen Charakter der Zeit und die Gemüthserhebung, von der wir Zeugen waren, in lebendigen Zügen darſtellt, und die glänzenden Erſcheinungen des Muths und der Tapferkeit, der Aufopferung und Treue, des Geiſtes und der Geſinnung eines für die höchſten Zwecke der bürgerlichen Geſellſchaft gerüſteten und aufgeklärten Zeitalters, in der einfachen Würde der Wahrheit vorüberführt: ein ſolches Werk hatte der Chronograph des 19. Jahrhunderts vor Augen, als er die Geſchichte des Befreiungskrieges der vier letzten Jahre, — einer Olympiade, wie keine ähnliche das ſchöne Griechenland erlebt hat, — zu ſchreiben unternahm. Das Ganze iſt ihm ein Epos. Durch vier aus einander hervorgehende Cataſtrophen ſchreitet die Handlung fort. In der erſten ringt ſich Rußland von der Gewalt des Dämons los, welcher mit dem europäiſchen Weltgeiſte, mit dem Genius der Freiheit, den letzten Rieſenkampf begonnen; in der zweiten erhebt ſich das niedergeworfene Deutſchland, um wieder zu ſein, was es ſein ſoll, das vollkräftig pulſirende Herz von Europa; in der dritten ſchwebt die Nemeſis eines 25jährigen Frevels über Frankreich herab, und verſöhnt den Schatten Ludwigs XVI.; in der vierten endlich zertrümmert Europa's vereinte Kraft das neue Trugbild der Freiheit, welches ein unerhörter Verrath aus dem Triumphe des Meineids und des Friedensbruches hervorzurufen wähnte. So zerfällt das Ganze natürlich in vier Haupttheile, welche *eine* große Idee und *ein* großes Beſtreben zuſammenhält. Es iſt alſo kein rein militäriſches, noch weniger ein annaliſtiſches Werk. Allerdings haben Kriegsgeſchichte und Politik die Bauſteine dazu gegeben, und der Verfaſſer hat Alles geprüft, was glaubwürdige Augenzeugen und ſeine eigene vertraute Bekanntſchaft mit der Zeitgeſchichte ihm darboten. Der Unterrichtete wird daher nichts vermiſſen, was in der Geſchichte der Aufbewahrung würdig iſt: allein das Edelſte, was dieſem Fleiſch und Bein einen lebendigen Odem einhaucht, was ihm Seele und Farbe gibt, iſt der Heldengeiſt und das fromme Gemüth der Völker im Gottesgerichtskampfe mit dem Fürſten der Finſterniß; die Idee, welche endlich den gewaltigen Rieſenſturz vollendete. Dieß iſt's, was der Verfaſſer nicht ohne eigene Bewegung in ſeiner Darſtellung zu erreichen ſuchte, weil nur darin der Schlüſſel enthalten iſt, der Alles begreiflich macht. Darum glauben wir, das Buch dem Leſer, der nicht blos wiſſen, ſondern wieder empfinden will, was geſchah, als ein Bild der Zeit empfehlen zu können. Es iſt, wie ſachkundige Männer bezeugen, klar und treu, belehrend und erkräftigend; außer für den, welcher nie empfand, was allein unſterblich macht. Für dieſen bleibe es immerhin die Hieroglyphe einer von ihm nicht begriffenen Zeit. Die 25 Kupfer, welche mehrere der Hauptſcenen, die Bildniſſe der vorzüglichſten Heerführer, und die kriegführenden Völkerſchaften darſtellen, ſind, wie die beigefügten 3 Karten, eben ſo belehrend, als ſie zur Zierde des Werks gereichen. Dies nun ganz vollſtändige Werk kann als ein wahres Nationaldenkmahl betrachtet werden, das in keiner *deutſchen* Büchersammlung fehlen ſollte.

III.

Vorleſungen über die alte Geſchichte, von Friedrich von Raumer. 2 Theile. gr. 8. 1821. 6 Thlr.

Nicht blos für den eigentlichen Gelehrten und Geſchichtsforſcher, ſondern vorzüglich für die große Claſſe Gebildeter aus allen Ständen, denen es Bedürfniß iſt, durch eine geiſtreiche Lectüre den Kreis ihres Wiſſens zu erweitern und ſich vertraut zu machen mit den großen Begebenheiten der Vergangenheit — als den beſten Lehrmeiſtern für die Zeit — ſchrieb Herr v. R. dieſe Vorleſungen, und wenn man daher in dieſem Werke hin und wieder das hiſtoriſche Gerüſte, den Apparat von Citaten u. ſ. w. vermißt, die dem Geſchichtsforſcher von Profeſſion ſogleich bei einem jeden aufgeſtellter Factum die Quelle nachweiſen, aus welcher geſchöpft wurde: ſo wird hoffentlich der Leſer dieſes Buches, dies dem Verf. eher Dank wiſſen, da ja auch ohne dieſen gelehrten, für die Meiſten unnützen, Ballaſt, Herr v. R. erreicht, was er erreichen will, Aufhellung nämlich über dieſen oder jenen hervorragenden Punct der alten Geſchichte.

Es iſt dies Werk aber mit einer ſo großen, anerkennungswerthen Umſicht, einem Fleiß und tüchtigem Quellenſtudium geſchrieben, daß es die wärmſte Empfehlung und einen Platz in der Bibliothek jedes Gebildeten verdient, und die darin behandelten Gegenſtände ſind ſo reichhaltig, daß durch daſſelbe manches weitläuftige Werk entbehrlich gemacht wird.

Eine kurze Anzeige des Inhalts, möge das Geſagte beſtätigen. In den neunzehn Vorleſungen, welche den erſten Band bilden, behandelt Herr v. R. nach einer trefflichen, den Leſer auf gehörigen Standpunct führenden Einleitung, folgendes: „Ueber die wilden Völker der alten Welt; über die Inder, Aethioper, Aegypter, Aſſyrer, Babylonier, Meder, Juden, Phönicier, Perſer, Lyder, Griechen; die mythiſchen Zeiten; die Pelasger, Hellenen, deren Colonien, die Argonauten, Troja, die Herakliden, die öffentlichen Spiele, den Amphyktionenbund, Orakel, Athens und Spartas Anfänge, die meſſeniſchen Kriege, Lykurgs und Solons Geſetzgebung, Zoroaſter und die perſiſche Geſetzgebung, Darius, die Skythen, Piſiſtrat und deſſen Söhne, Miltiades, der Kampf bei Marathon, der große perſiſche Krieg und die dabei vorkommenden noch größeren Männer; die Zeit des Friedens bis zum Ausbruch des peloponeſiſchen Krieges, das Zeitalter des Perikles, der peloponeſiſche Krieg, Siciliens Verhältniſſe, der Athener Feldzüge dahin, ihr Sturz und die Einnahme ihrer Stadt durch Lyſander. Der zweite Band, zwölf Vorleſungen enthaltend, umfaßt: die Geſchichte Griechenlands bis auf den Frieden des Antalcidas; von da bis Epaminondas Tod; von dem Ende dieſes Feldherrn bis zum Tode Philipps von Macedonien; Siciliens Geſchichte von der Athener Niederlage an bis zum Tode des Timoleon; die Finanzen, der Handel, die Literatur, Kunſt und die Philoſophen jener Zeit; die Geſchichte der Perſer von der Schlacht bei Kunara bis auf Darius Kodomannus; Geſchichte Alexanders 1) bis zur Schlacht von Arbela 2) bis zu ſeinem Tode; von Alexander bis zu Eumenes; und von dieſem bis zum Tode aller unmittelbaren Nachfolger des großen Macedoniers.

Ein weites Feld, das vom Verf. mit ungemeinem Geiſt, Kraft und Klarheit bearbeitet worden iſt! —

Der, mit der beſcheidenen Bitte um Nachſicht, am Schluß des zweiten Bandes mitgetheilte Anhang, Bemerkungen „über einige Trauerſpiele des Euripides“ (Die Bacchantinnen, die Herakliden, der raſende Herkules, Hekuba, Helena und Rheſus) wird dem Leſer gewiß als eine höchſt willkommene Zugabe erſcheinen und beurkundet ſehr ehrenvoll, wie Herr v. R. auch in dieſem Felde ſich mit Geiſt und kritiſcher Umſicht bewegt.

IV.

Literariſches Converſations-Blatt. Erſter Jahrgang (oder 4ter des literariſchen Wochenblattes) für 1821. Der Jahrgang aus 300 Nummern und circa 100 Beilagen beſtehend 10 Thlr. *)

Schwerlich hat jemals eine Zeitſchrift in Deutſchland, von ihrem Beginn an die allgemeine Aufmerkſamkeit ſo auf ſich gezogen, wie das von Kotzebue im Jahre 1818 gegründete liter. Wochenblatt, deſſen zweite Fortſetzung unter dem Titel „literariſches Converſations-Blatt“ gegenwärtig vor uns liegt.

In welcher Tendenz befangen, Kotzebue ſchrieb, wie er ſich abmüh'te ſo lange — man darf vielleicht annehmen — oft gegen eigene innere Ueberzeugung, Anſichten das Wort zu reden und Dinge zu vertreten, die allgemein von der beſſern Erkenntniß der Zeit verworfen wurden, bis ein gewaltſamer Tod ſeinen Beſtrebungen ein Ende machte: dieß iſt zu bekannt, um hier noch weiterer Auseinanderſetzung zu bedürfen, und wir erwähnen ſolches nur in ſo weit als es nöthig iſt, um das Schickſal kürzlich zu zeichnen, welches das von ihm begonnene literariſche Wochenblatt hatte, das — wie Kotzebue ſelbſt berichtete — ſeinen Anfang aus der Sammlung von Berichten über die deutſche Literatur nahm, die er für ſeinen (den ruſſiſchen) Kaiſer anfertigte und — nach kaum fünfviertel Jahren eine Haupturſache ſeines Todes wurde. Drei Bände (oder 1½ Jahrgang) waren damals faſt erſchienen (der dritte Band füllte ſich beinah durchaus noch mit Manuſcript von dem leicht arbeitenden und für Vorrath bedacht geweſenen Kotzebüe) und unter demſelben Titel, in demſelben Verlage und Format, kamen nun der 4te und 5te Band von Mitte 1819 bis dahin 1820 heraus. So ähnlich dieſe erſte Fortſetzung aber auch im Aeußern den erſten Bänden war, ſo ſehr wich ſie doch gar bald in ihrer Grundtendenz von jenen ab. Kotzebue hatte geſchrieben ganz im Sinne und nach dem Herzen eingefleiſchter Ultras. Alle Beſtrebungen der Zeit nach freien, verfaſſungsmäßigen Entwickelungen und Einrichtungen, wurden von ihm ohne Gnade mit den ihm reichlich zu Gebote ſtehenden Waffen eines mehr blendenden als treffenden Witzes, und einer gewandten Sophiſtik, zu großem Jubel aller ſervilen und Servilität liebenden Seelen in die Pfanne

*) Unter dem Titel literariſches Converſationsblatt erſchienen bereits die Monate November und December des vorigen (1820) Jahrganges, im Preiſe von 2 Thaler. Die drei Jahrgänge oder ſechs Bände des literariſchen Wochenblattes ſind im herabgeſetzten Preiſe zuſammen für 12 Thlr. zu erhalten; einzeln koſtet der Band 4 Thlr.

gehauen und während manche Zornſchale über Alles geleert ward was nicht ruſſiſch war, ſtand nur Rußland mit all ſeinen Einrichtungen in der Glorie eines al fresco aufgetragenen Lobes da. Dieß änderte ſich nach Kotzebues Tode ungemein. Die Mitarbeiter welche ſich der damalige Verleger und Redacteur zur Fortführung des Blattes ſuchte, waren, wenigſtens zum Theil, Männer, deren Gemüth hellen, vernünftigen und zeitgemäßen Anſichten, weder von Haus aus, noch vorſätzlich verſchloſſen war, und wenn auch, bei ein und anderem (namentlich bei einem erſt im fünften Bande ſich recht in Wirkſamkeit unerfreulich zeigenden) des Stifters allbekannte Häckelſucht — nicht immer mit des Stifters Geiſt — und ungebührliche Anmaßung ſich zeigte: ſo leuchtete doch im Ganzen in den beiden auf Kotzebues Tod folgenden Bänden das Beſtreben hervor, dem Blatte, welchem ſein Gründer in den Augen Uneingenommener böſen Ruf zu geben ſich angelegen ſein ließ, nicht allein einen beſſern, ſondern auch Anerkennung zu verſchaffen. Dieß war der Standpunct dieſer ſeit ihrer Entſtehung ſo viel Senſation machenden Zeitſchrift, als mit Schluß des fünften Bandes der Buchhändler **Brockhaus** in Leipzig, den Verlag, und zugleich auch die Redaction derſelben übernahm, und durch Einſicht, Fleiß, Thätigkeit und Gewinnung ausgezeichneter Mitarbeiter, das Blatt auf eine Stufe hob, die es zu einer ſehr achtbaren und bedeutenden Erſcheinung in der Literatur machte. Jetzt, nicht mehr in dem anfänglich engeren Kreiſe bloßer Mittheilungen über erſchienene Werke ſich bewegend, ſondern auch wichtige Ereigniſſe des Tages in politiſcher, wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Hinſicht mit anſtändigem Tone und hellen Blick, betrachtend und beſprechend, zugleich auch von Zeit zu Zeit biographiſche Notizen gebend (wodurch alles es ſich gleichſam zu einem fortlaufenden Supplement zu dem bekannten trefflichen Converſations-Lexicon macht) hat es mehr den der Zeit angemeſſenen und willkommenen Charakter einer **encyclopädiſchen Zeitſchrift** angenommen und vorzüglich mit dem Anfang dieſes Jahres — wo es ſeine frühere Benennung „**literariſches Wochenblatt**, mit der jetzt ihm paſſendern: „**literariſches Converſations-Blatt**" vertauſchte — ſich als ein Inſtitut bewährt und gezeigt, das die größte Anerkennung verdient, und Jedem mit Recht empfohlen werden kann, dem es um Unterrichtung in den bedeutendſten Angelegenheiten der Zeit und der Literatur, zu thun iſt.

V.

Die Bäder und Heilbrunnen Deutſchland's und der Schweiz. Ein Taſchenbuch für Brunnen- und Badereiſende. Bearbeitet vom Prof. Dr. Carl Friedr. **Moſch**. In 2 Theilen mit 50 landſchaftlichen Anſichten und einer Charte. Ausgabe für 1821. Preis 5 Thlr. 8 Gr. und ohne Kupfer 3 Thlr.

Dieſe Schrift hilft einem Mangel ab, welcher von der deutſchen Badewelt zeither gar ſehr gefühlt und oft bitter genug getadelt wurde, da England in ſeinem Guide to all the Watering and Sea-Bathing Places etc., welches Werk faſt alle Jahre neu aufgelegt werden mußte, längſt eine ähnliche Schrift beſaß. — Der Verfaſſer beginnt die Einleitung mit dem Geſchichtlichen über die

Bäder, von den älteſten Zeiten bis zu unſern Tagen, geht hierauf zu den verſchiedenen Arten derſelben über, und berührt dann die Heilbrunnen nach ihrer Entſtehung, ihrer Verbreitung und Eintheilung. Nachdem er ſodann von den Vorbereitungen zur Cur geſprochen, geht er zu den verſchiedenen Arten der Cur und dem Verhalten dabei, endlich zu dem Gebrauch der Bäder und zur Diät, und zuletzt zu der Dauer der Cur, zur Jahreszeit, in welcher dieſelbe am zweckmäßigſten unternommen wird, und zu dem über, was man bei der Reiſe zu berückſichtigen hat. Bei der ſpeciellen Beſchreibung der einzelnen Badeorte ſind angegeben: das äußere Anſehen der Gegend, die Geſchichte des Orts, die Topographie nebſt der Einrichtung der Bäder, die Geſchichte der Quelle, die Eigenſchaften und Beſtandtheile des Heilwaſſers, die Krankheiten, in welchen es heilſam, und die, bei denen es ſchädlich iſt, die Diät und das beſondere Verhalten bei der Cur, die beſten Gelegenheiten zur Befriedigung der unentbehrlichſten Bedürfniſſe nebſt den Preiſen der Zimmer, des Tiſches, der Bäder ꝛc. die Luſtbarkeiten und Zerſtreuungen, die Anlagen und Spaziergänge, und die entferntern ſchönen Puncte, nach welchen man Excurſionen zu machen pflegt. Funfzig ſchön gearbeitete Kupfer, welche zugleich die ſchönſten Gegenden Deutſchland's und der Schweiz darſtellen, verſchönern das Ganze und werden oft im häuslichen Kreiſe die Erinnerung einer ſchön verlebten Badezeit wieder hervorrufen; auch iſt eine Charte mit beigegeben, welche die an Mineralquellen ſo reiche Rheingegend darſtellt.

VI.

D. J. G. Roſenmüller's Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre nach ſeinem chriſtlichen Lehrbuche für die Jugend. In 2 Theilen. gr. 8. Erſter Theil 1817. (XX und 442 S.) Die Glaubenslehre. Zweiter Theil 1819. (573 S.) Die Sittenlehre. Preis beider Theile 3 Thlr. 12 Gr.

Allen Freunden und Beförderer der Religion glauben wir hohe Freude zu machen, wenn wir ihnen die vollſtändige Erſcheinung eines Werks ankündigen, welches von dem verewigten Roſenmüller herrührt, einem Manne, der durch Lehre, Schriften und Beiſpiel zur Kenntniß und Verbreitung des ächten Chriſtenthums ſo ſegensvoll gewirkt und der Freunde, Schüler und Verehrer allenthalben ſo viele hat. Was dieſen Mann als Religionslehrer am unvergeßlichſten macht, iſt ſeine von Allen anerkannte, von Vielen bewunderte, von Wenigen erreichte Gabe, die Religionslehren, unbeſchadet der Gründlichkeit, allgemein faßlich und verſtändlich vorzutragen, — eine Gabe, die er nicht nur ſelbſt raſtlos übte, ſondern auch Andern mitzutheilen redlich befliſſen war. Seine Schriften zur Bildung künftiger Religionslehrer, ſo wie ſeine homiletiſchen und katechetiſchen Uebungsſchulen haben viel genützt. Inſonderheit aber waren es ſeine Vorleſungen über die populäre Dogmatik und Moral, wo er ſeine Meiſterſchaft im populären Unterrichte am glänzendſten darlegte und die er um ſo brauchbarer dadurch machte, daß er ihnen ſein ſo ſehr geſchätztes, ſo allgemein verbreitetes und in

ſo vielen öffentlichen Schulen eingeführtes chriſtliches Lehrbuch für die Jugend zum Grunde legte, welches er da genau durchging, erklärte und zeigte, wie es beim Unterrichte gehandhabt werden müſſe. Dieſe Vorleſungen wurden daher nicht nur vorzüglich werth gehalten und zahlreich beſucht, ſondern er wurde auch oft und von vielen Seiten her aufgefordert, ihren Inhalt durch den Druck bekannter und dadurch ſein Lehrbuch ſelbſt gemeinnütziger zu machen. Allein Mangel an Zeit, ſein hohes Alter, andere literariſche Arbeiten, vielleicht auch Abneigung gegen abermalige Bearbeitung eines Werkes, das bereits durch die wiederholten Beſchäftigungen damit den Reiz der Neuheit für ihn verloren hatte, ließ ihn nicht dazu kommen. Ein annonymer Brief, den er in dem letzten Jahre ſeines Lebens erhielt und in dem ſich der gebildete und religiöſe Geiſt einer edlen Mutter ausſpricht, enthielt die Bitte an ihn, wenigſtens die beim Religionsunterrichte zu gebrauchenden bibliſchen Sprüche mit Erklärung herauszugeben. Dieſer Brief beſtimmte ihn, mit ſeinem dritten Sohne, dem Herrn Pfarrer zu Oelzſchau, Rückſprache zu nehmen und ihm den Antrag zur Uebernehmung dieſer, ſeiner Meinung nach, allerdings verdienſtlichen, Arbeit zu machen. Als ihn dieſer an die in ſeinen Vorleſungen über populäre Dogmatik und Moral hierzu ſchon reichlich vorhandenen Materialien und überhaupt an die ſchon oft an ihn ergangene Bitte erinnerte, dieſe Vorleſungen durch den Druck gemeinnütziger zu machen, mit der Bemerkung, daß die Erfüllung dieſer Bitte auch die der im Briefe geäußerten in ſich ſchließen würde, ſo zeigte er ſich dazu ſogleich bereitwillig unter der Bedingung, daß ſein Sohn die Bearbeitung des Werkes für den Druck übernehme, worauf er dieſem, der ſich mit Freuden dazu verſtand, die dahin gehörigen Handſchriften zu dieſem Zweck einhändigte. Der bald nachher erfolgte Tod des verehrten Greiſes, ſo wie die viel Mühe und Sorgfalt erfordende Uebertragung der ſo oft überarbeiteten und verbeſſerten Handſchrift in eine zum Abdruck geeignete, verzögerte bisher die Erſcheinung der Werkes. Gegenwärtig iſt es vollſtändig unter dem Titel erſchienen: D. Johann Georg Roſenmüller's Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre nach ſeinem chriſtlichen Lehrbuche für die Jugend. Das Werk beſteht aus zwei Octavbänden, deren erſterer die chriſtliche Glaubens- und der andere die chriſtliche Sittenlehre abhandelt. Die Abſicht des Verfaſſers war, practiſch zu zeigen, wie die Lehren der chriſtlichen Religion allgemein faßlich vorgetragen werden können. Er liefert daher einen Commentar zu ſeinem chriſtlichen Lehrbuche für die Jugend, in welchem der Text deſſelben nebſt den bibliſchen Stellen zergliedert, erläutert und weiter ausgeführt wird, nebſt eingeſtreuten Bemerkungen und Winken für tiefer denkende und forſchende Kenner der Religion überhaupt, ſo wie für künftige Religionslehrer insbeſondere. Es finden hier alſo diejenigen, welche als Prediger, Schullehrer, Erzieher, Väter oder Mütter Religion faßlich lehren wollen, ein vollſtändiges Handbuch — ſo wie diejenigen, die als denkende Freunde der Religion über den einſt in der Jugend erhaltenen Religionsunterricht hinausgehen und Religion gründlich lernen wollen, ein unterrichtendes Lehrbuch; gelehrte Theologen werden nicht ohne Intereſſe leſen, wie einer der Würdigſten und Erfahrenſten aus ihrer Mitte über manche in unſern Ta-

gen zur Sprache gebrachten theologiſchen Gegenſtände dachte, ungelehrte Laien aber mit Verwunderung wahrnehmen, wie viel ſich bei der ſchon im Lehrbuche ſo faßlichen und vollſtändigen Darſtellung der Religionslehre gleichwohl noch denken und lernen laſſe; wer das Lehrbuch ſelbſt beſitzt und gebraucht, erhält hier einen neuen Schlüſſel, der ihn tiefere Blicke in den geſchickt angelegten und ſorgfältig ausgeführten Bau des Ganzen thun und ihn unter dem Gewande des leichteſten und verſtändlichſten Vortrages, gleichwohl eine in ſtrenger Ordnung, Kürze und Gründlichkeit entworfene Skizze eines religiöſen Unterrichts entdecken laſſen wird; — wer hingegen das Lehrbuch nicht beſitzt, erhält ein Buch, welches auch ganz frei und unabhängig von jenem betrachtet und gebraucht werden kann. Der Name ſeines würdigen Verfaſſers, der gemeinnützige Zweck und Inhalt dieſes Werkes, ſein ſo wohl aufgenommener Vorbote — das Lehrbuch, endlich ſelbſt das religiöſe Bedürfniß unſerer Zeit, wo ein rein bibliſcher, klarer, nüchterner Religionsunterricht um ſo nöthiger, als ſeltener zu werden ſcheint: — Alles dies vereinigt ſich, es zu einer, wie wir hoffen, für Viele willkommenen Erſcheinung zu machen.

VII.

Leben Auguſt von Kotzebue's. Nach ſeinen Schriften und nach authentiſchen Mittheilungen dargeſtellt. 8. 1820. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Dieſes vollſtändig entwickelte biographiſche Gemählde eines der vielbeſprochenſten Männer unſerer Zeit, darf eine nähere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, da theils die Züge des Kotzebueſchen Charakters dargeſtellt ſind mit den Worten des Mannes ſelbſt, theils ſein Leben nicht vereinzelt erſcheint, ſondern, wie es ſein muß, in Verbindung geſtellt wird mit allen bedeutenden Erſcheinungen unſerer Tage. Hieraus ergibt ſich auf der einen Seite Treue und Wahrheit; auf der andern ein allgemein geſchichtlicher Werth. Der Zeitgeiſt wird ſtreng gewürdigt, damit der für Wahrheit empfängliche Leſer auch in dieſem Bilde erkennen mag, daß ohne ſittliche Haltung ſelbſt das thätigſte, ruhmvollſte Leben eine Truggeſtalt iſt, deren Nichtigkeit, früh oder ſpät anerkannt, manchem Irrenden zur Warnung gereichen muß. —

VIII.

Johannes Falk's auserleſene Werke. (Alt u. neu.) 3 Theile. 1r Theil: Liebesbüchlein; 2r Theil: Oſterbüchlein; 3r Theil: Narrenbüchlein. Cartonnirt mit allegoriſchen Umſchlägen. 8. 1819. Preis 5 Thlr. 16 Gr.

Wenn unter den jetzt lebenden deutſchen Dichtern und Schriftſtellern irgend einer durch ſeine ächt deutſche Kraft, Tiefe und Natur, der man es anſieht, daß ſie nicht durch Nachahmungstalent angenommen oder angeheuchelt, ſondern auf wahre in Leben und That ſich erweiſende Humanität begründet iſt, Anſpruch auf hohe Achtung und Liebe ſeiner Mitwelt und Nation machen darf, ſo iſt es der treffliche und menſchenfreundliche Johannes Falk, der bisher der deutſchen Leſewelt faſt nur von einer einzigen Seite, d. i. durch ſeine

von Wieland einſt ſo ausgezeichnet empfohlenen ſatyriſchen Jugendproducte bekannt war. In der gegenwärtigen von einem ſeiner Freunde, Hrn. Adolph Wagner, geordneten Sammlung theils gedruckter, theils und hauptſächlich ungedruckter Gedichte, Erzählungen und didactiſcher Aufſätze erhält das Publikum eine vollkommnere Anſchauung dieſes tiefen und kräftigen Geiſtes, indem in drei Hauptabtheilungen derſelben die intereſſanteſten Seiten ſeiner geiſtigen Entwickelung in einer einfachen und natürlichen Anordnung gezeigt werden. — Das Liebesbüchlein zeigt uns den Jüngling, den die Liebe erzieht und bildet; im Oſterbüchlein ſehen wir, wie aus der irdiſchen die höhere, himmliſche gleichſam auferſtanden iſt; und im Narrenbüchlein erſcheint, was dem freien Geiſt des Dichters der Welt zugekehrt. Jeder wähle daraus, was ihm zuſagt, und freue ſich, daß der Mann, deſſen Wort zu beglückender That gereift iſt, hier noch einmal zu ſeinen Mitbürgern und Zeitgenoſſen ſpricht und dichtet. Die äußere Ausſtattung dieſer Sammlung, welche die Zierde jeder erleſenen Privatbiliothek ſein wird, iſt eben ſo geſchmackvoll als beziehungsreich.

IX.

Das Staatsrecht des Königreichs Baiern; von Dr. Julius Schmelzing. In zwei Theilen. Erſter Theil: Staatsverfaſſungsrecht. gr. 8. 1820. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Der durch ſeine bisherigen Schriften, insbeſondere über das Natur-, Staats- und Völkerrecht dem literariſchen Publicum ſchon hinlänglich und vortheilhaft bekannte Hr. Verf. unternahm es zuerſt durch angezeigtes Werk die gegenwärtige Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung des Königreichs Baierns aus den unmittelbaren und mannigfaltigen Geſetzquellen ſelbſt in ſyſtematiſcher Form darzuſtellen. Dieſer erſte Theil begreift die Verfaſſung des Königreichs Baiern; ihm iſt demnach die neueſte Verfaſſungsurkunde vom 26. Mai 1818 mit ihren integrirenden Edicten zum Grunde gelegt; aber auch alle damit in Verbindung ſtehenden früher oder ſpäter erſchienenen königl. organiſchen Edicte und allerhöchſten Supplementarverordnungen ſind in dieſer ſyſtematiſchen Darſtellung am geeigneten Orte aufgenommen. Der zweite und letzte Theil dieſes Werkes (von gleicher Stärke) umfaßt die Staatsverwaltung des Königreichs Baiern, wird zur Michaelismeſſe 1821 im Publicum erſcheinen, und mit einem Repertorium über beide Theile begleitet ſein. Dieſer Theil dürfte um ſo mehr Aufmerkſamkeit und Intereſſe erregen, indem er einen Gegenſtand behandelt, welcher bis jetzt noch von keinem anderen bairiſchen Schriftſteller in einer ſolchen Ausführlichkeit und Genauigkeit aus den diesfalls ſo mannigfaltigen, zerſtreuten ältern und neueſten Geſetzquellen dargeſtellt wurde; und als eben dieſe bisher weniger, wie die neueſte Verfaſſungsurkunde Baierns, durch Schriften zur allgemeinen Kenntniß in Deutſchland gekommen ſind. Es ſcheint überflüſſig, annoch etwas für die Gemeinnützigkeit dieſes Werkes zu ſagen, welches gewiß kein angehender Staatsdiener, überhaupt kein gebildeter Staatsbürger Baierns unbeachtet laſſen wird, und das füglich auch als Leitfaden bei Univerſitätsvorleſungen über dieſen poſitiven Rechtstheil gebraucht werden kann. Dem Ausländer aber gewährt es einen belehrenden und angenehmen Ueberblick über die Verfaſſung und Verwaltung des bairiſchen Staats in ſeiner verſchiedenen Beziehung.

D.

D, der vierte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher gelinde ausgeſprochen wird und dadurch vom T verſchieden iſt. Nur am Ende der Worte lautet er wie T. Mit D bezeichnet man in der neuern Muſik die zweite diatoniſche Klangſtufe des Tonſyſtems. Indem das Tonzeichen auf derſelben Stufe des Linienſyſtems ſtehen bleibt, wird durch Vorſetzung eines ♯ oder eines b der Ton im erſten Falle um einen halben Ton erhöht und dis, im zweiten Falle um einen halben Ton erniedrigt und des genannt. Beide werden wegen der Schwierigkeiten der Applicatur ſelten als beſondere Tonarten gebraucht. (Vergl. Ton, Tonart.) Das kleine d, oder auch d. m. (dextra manu) bezeichnet beim Clavierſpiel die rechte Hand. Unter den römiſchen Zahlen bedeutet es 500, und ſoll aus IↃ entſtanden ſein. Bei römiſchen Inſchriften bezeichnet es mannichfaltige Vor- und Beinamen, z. B. Decius, Divus u. a. m.; bei Dedicationen bezeichnet ein dreimaliges D die Formel Dat, Donat, Dicat oder Dat, Dicat, Dedicat. Auch iſt das D eine gewöhnliche Abbreviatur der Juriſten, durch welche ſie die römiſchen Pandecten (oder Digesta) citiren; dd. bedeutet dedit, bezahlt.

Da Capo, abgekürzt da Cap. oder d. C., von vorn, vom Anfange, verlangt, am Ende der Tonſtücke geſetzt, daß der Anfang bis zu einem gewiſſen Abſatze, der durch Finis oder 𝄐|| bezeichnet wird, unverändert wiederholt werden ſoll. Auch iſt es ein Zuruf für den Sänger oder Inſtrumentiſten, das vorgetragene Tonſtück zu wiederholen.

Dach, der obere Theil eines Hauſes, welcher daſſelbe bedeckt. Das Dach hat die Beſtimmung, die unmittelbare Einwirkung der Witterung von dem innern Raume des Hauſes abzuhalten, ſo wie das auffallende Waſſer zu empfangen und abzuleiten. Sie ſind breit und platt bei den Morgenländern. In den nördlichen Ländern ſchützten dieſe Dächer nicht gut wider den Regen, und die Laſt des Schnees wäre ihnen gefährlich; daher ſah man ſich hier genöthigt, die Dächer **lehnend** oder **ſchrägliegend** und oben ſpitz zu bauen. Ein gewöhnliches Dach beſteht weſentlich aus Balken oder Dachſchwellen, welche auf den Mauerlatten liegen, aus den Sparren oder Stützſparren und aus den Kehlbalken oder Zwerchſparren. Die Dächer ſind übrigens nach den Materialien verſchieden, z. B. **Bohlendächer**, deren Sparrwerk aus Bohlen, d. i. Brettern von $1\frac{1}{2}$ Fuß Breite und 1 Zoll Dicke, beſteht, und welche eine rund zugewölbte oder flache Form haben (durch Philibert de l'Orme im 16ten Jahrhundert erfunden.) Eben ſo ſind die Dächer nach ihrer verſchiedenen Lage und Form verſchieden: daher z. B. deutſche, franzöſiſche — alt- und neufranzöſiſche — (letzteres Manſardendach oder gebrochenes Dach ſ. **Manſard**) — Zeltdach — Pultdach — Kuppel (ſ. **Kuppel**) u. ſ. w. — **Dachſtuhl**

heißt in der Baukunſt dasjenige Zimmerwerk, welches unter das Sparrwerk eines Daches geſetzt wird, um es tragen zu helfen.

Dach (Simon), ein deutſcher Dichter des 17ten Jahrhunderts, geboren zu Memel 1609, ſtudirte zu Wittenberg, wurde nachher Profeſſor der Dichtkunſt zu Königsberg und ſtarb 1659. Er hat beſonders viele kräftige und fromme Kirchenlieder gedichtet, welche ſich in den ältern Geſangbüchern befinden und noch heute mit Andacht geſungen werden. Auch ſeine weltlichen Gedichte ſind für die damalige Zeit ausgezeichnet.

Dacien begriff ehemals, wie es Ptolemäus angibt, das heutige Banat, einen Theil von Nieder-Ungarn gegen Abend zu bis an die karpatiſchen Gebirge, Siebenbürgen, die Moldau, Wallachei und Beſſarabien; Einige wollen auch noch Bulgarien und Servien mit Bosnien, oder das ehemalige Ober- und Unter-Möſien dazu rechnen. Die Bewohner dieſes Landes, Daci, auch Davi, hatten ſich, als eine ſehr kriegeriſche Nation, lange Zeit den Römern furchtbar gemacht, und dieſe hatten ſie zur Zeit der erſten Kaiſer nicht bezwingen können, wiewohl wir aus dem Terenz ſehen, daß Kriegsgefangene dieſer Nation als Sclaven zu häuslichen Verrichtungen bei den Römern gebraucht wurden. — Als der tapfere und glückliche Trajan im Anfange des zweiten chriſtlichen Jahrhunderts Dacien erobert hatte, theilte er es in 3 Theile; Dacia Riparia oder Ripenſis — das heutige Banat und einen Theil Ungarns — weil es von der Theis gegen Abend und von der Donau gegen Morgen umgrenzt wurde; Dacia mediterranea — Siebenbürgen — weil es in der Mitte der beiden andern lag, und Dacia transalpina — die Wallachei, Moldau und Beſſarabien — oder das jenſeits der Karpaten, von Siebenbürgen aus gerechnet, gelegene Dacien. Trajan ließ jede dieſer drei Provinzen durch einen beſondern Präfect regieren, legte in denſelben verſchiedene Pflanzſtädte an, und ſchickte aus andern Ländern des römiſchen Reichs Coloniſten dahin, um den Städten Einwohner, und dem Ackerbau arbeitende Hände zu verſchaffen. Als Conſtantin der Große das römiſche Reich neu eintheilte, wurde Dacien eine Diöceſe der illyriſchen Präfectur, und in fünf Provinzen oder Diſtricte abgetheilt. Mit dem Verfall des abendländiſchen Kaiſerthums ward es nach und nach von den Gothen, Hunnen, Gepiden und Avaren erobert; gegen Ende des achten Jahrhunderts kam es unter die Herrſchaft der Carolinger, unter welcher es faſt hundert Jahre blieb. Von dieſer Zeit an gehören die fernern Schickſale Daciens, deſſen Namen auch aufhörte, in die ſpecielle Geſchichte der oben erwähnten Provinzen, aus welchen es ehemals beſtand.

Dacier (André), geboren zu Caſtres in Oberlanguedoc im J. 1651, ſtudirte anfänglich in ſeiner Vaterſtadt dann zu Saumur unter dem berühmten Tanneguy Le Fevre (Tanaquil Faber), deſſen Tochter Anna ebenfalls mit Eifer und Geſchmack die alten Sprachen trieb. Nach deſſen Tode 1672 ging er, um ſein Glück zu machen, nach Paris. Der Herzog von Montanſier, dem ſeine Gelehrſamkeit bekannt wurde, ertheilte ihm hier den Auftrag, den Pompejus Feſtus zum Gebrauch des Dauphins (in usum Delphini) zu erläutern. Gleiche Neigung zu den Wiſſenſchaften knüpften zwiſchen ihm und Anne Le Fevre im Jahr 1683 das Band der Ehe, und zwei Jahre darauf gingen beide zur catholiſchen Religion über. Sie ſetzten darauf ihre gelehrten Arbeiten in Paris rühmlich fort und erhielten durch ihre hohen Gönner, den genannten Herzog und den Biſchof von Meaux,

vom König anſehnliche Penſionen, welche ſpäterhin vermehrt wurden. Die Academie der Inſchriften nahm ihn hierauf im Jahr 1695 und die franzöſiſche Academie am Ende deſſelben Jahres zum Mitgliede auf. Letztere erwählte ihn in der Folge zu ihrem beſtändigen Secretär. Auch ward ihm die Aufſicht über das Cabinet im Louvre anvertraut. Er ſtarb den 18. September 1722. Dacier hat viele Ueberſetzungen griechiſcher und lateiniſcher Autoren geliefert, welche jedoch nicht eben geeignet waren, dem Alterthume Freunde zu gewinnen. Am bekannteſten iſt ſeine Ueberſetzung des Horaz; allein die ſchönſten Blüthen des römiſchen Dichters verwelken in der Hand des franzöſiſchen Ueberſetzers, und in dem beigefügten Commentar trifft man auf verſchiedene ſo bizarre Entſcheidungen und ſonderbare Auslegungen, daß Boileau ſie ſpöttiſch Daciers Offenbarungen nannte. Die Vorliebe, welche Dacier für die Alten hatte, ließ ihn eine große Uebereinſtimmung zwiſchen der Weisheit derſelben und der Moral des Evangeliums, zwiſchen der Lehre des Plato und der erſten Kirchenväter finden, allein um dieſe zu beweiſen, trägt er kein Bedenken, ſich manche Umänderung zu erlauben. Außer der genannten Ausgabe des Pompejus Feſtus und Valerius Flaccus und der Oeuvres d'Horace en Latin et en Français nebſt den Nouveaux éclaircissemens sur les oeuvres d'Horace und der Nouvelle traduction d'Horace mit kritiſchen Anmerkungen, ſind bekannt: ſeine Ueberſetzung des Marc Antonin, des Epictet, der Poetik des Ariſtoteles mit Anmerkungen, der Lebensbeſchreibungen des Plutarch, des Sophokleiſchen Oedipus und der Elektra, der Werke des Hippokrates, und mehrerer Dialogen des Platon, — größtentheils mit faden Anmerkungen, ziemlich oberflächlich und proſaiſch, doch für die franzöſiſche Sprache möglichſt treu.

Dacier (Anne le Fevre), die Gattin des Vorhergehenden, war im Jahr 1651 zu Saumur geboren. Ihr gelehrter Vater unterrichtete ſie und bildete ihr Talent. Sie begab ſich nach ihres Vaters Tode nach Paris, wo ihre Gelehrſamkeit beſonders durch eine Ausgabe des Kallimachus (1675), welche ſie dem Huetius, damaligem Unterhofmeiſter des Dauphins, dedicirte, bald bekannt, und ihr vom Herzog von Montanſier die Bearbeitung mehrerer Ausgaben der alten Autoren zum Gebrauche des Dauphins aufgetragen wurde. Zuerſt bearbeitete ſie den Florus. Auch nach ihrer Verheirathung hat ſie mehrere Commentare über römiſche Autoren zum Gebrauche des Dauphins bearbeitet, und ſich namentlich durch Ueberſetzungen der Alten zu ihrer Zeit ſehr berühmt gemacht. Unter letztern machte ihre Ueberſetzung des Homer beſonders Aufſehen. Dieſe Ueberſetzung, welche die Schönheiten des Originals nur ſehr ſchwach wiedergibt, wurde Veranlaſſung zu einem Streite zwiſchen ihr und la Motte, in welchem es ſich zeigte, daß Madame Dacier noch weit weniger Logik verſtand, als la Motte die griechiſche Sprache. In ihren Considérations sur les causes de la corruption du goût vertheidigte ſie den Homer mit dem Scharfſinne eines gründlichen Commentators, la Motte aber antwortete ihr mit den Waffen des Witzes und der Sanftmuth; weshalb man damals ſagte: la Motte habe wie eine geiſtreiche Frau, Madame Dacier hingegen wie ein gelehrter Mann geſchrieben. Eben ſo wenig ſchonte ſie in ihrem Homère defendu den Pater Hardoin, der eine ironiſche Apologie dieſes Dichters geſchrieben hatte, und man ſagte, ſie habe gegen den Verächter Homers mehr Beleidigungen ausgeſtoßen, als dieſer ſelbſt allen ſeinen

Helden in den Mund gelegt. Ferner nennen wir ihre Ueberſetzung des Terenz, zu welcher ſich die franzöſiſche Sprache ſchon mehr eignet, und dreier Stücke des Plautus. Als Moliere ſeinen Amphitryon hatte aufführen laſſen, ſchrieb ſie einen Commentar, in welchem ſie zu beweiſen ſucht, daß das Original des Plautus weit über die Nachahmung des Moliere erhaben ſei. Sie unterdrückte jedoch dieſen Commentar, als man ihr meldete, daß Moliere auf dem Puncte ſtehe, ſeine Femmes savantes aufführen zu laſſen. Vor der erwähnten Ueberſetzung ſteht eine nicht unintereſſante Vorrede, in welcher ſie mit vieler Einſicht von dem Urſprunge, der Ausbildung und den verſchiedenen Veränderungen der dramatiſchen Poeſie redet. Als die erſte Ueberſetzung des komiſchen Dichters der Griechen verdient ihre Traduction du Plutus et des Nuées d'Aristophane eine billige Nachſicht. Auch ihre Traduction d'Anacréon et de Sappho, mit welcher eine Apologie der letztern verbunden iſt, machte zu ihrer Zeit Glück. Sie ſchrieb auch Anmerkungen über die heilige Schrift, welche ſie aber aus Grundſätzen nicht herausgab. Ihr Leben war ganz den Wiſſenſchaften und ihrem häuslichen Wirkungskreiſe gewidmet, und endete den 17ten Auguſt 1720. Gleich achtungswerth durch ihren Charakter und durch ihre Talente, gewann ſie eben ſo viel Bewunderer durch ihre Tugend, ihre Standhaftigkeit und ihren Gleichmuth, als durch ihre Schriften. Sie wurde Mitglied mehrerer Academien.

Dactyliographik, die Steinſchneidekunſt. (S. d. Art.)

Dactyliothek. Mit dieſem griechiſchen Worte bezeichnet man eine Sammlung von geſchnittenen Steinen, modernen und antiken, vorzüglich von letztern; denn ihr Kunſtwerth macht ſie vor Allem der Aufbewahrung würdig. Nirgends war die Steinſchneidekunſt zu höherer Vollkommenheit gediehen, als in Griechenland, wo man geſchnittene Steine nicht blos in Ringen trug (daher der Name Dactyliothek, von δακτύλιος, der Ring), ſondern auch zum Siegeln brauchte, und Pokale und andere Prachtgefäße damit verzierte; griechiſche Künſtler hatten daher vielfache Veranlaſſung, auch dieſe Steine mit ihrem Schönheitsſinne und Kunſtgenie zu bezeichnen. Weit hinter den Griechen blieben hierin die Römer zurück; reiche Römer aber waren die erſten, welche von ſolchen Steinen Sammlungen anlegten. Scaurus, des Sylla Stiefſohn, machte den Anfang (Plin. R. N. 37, 5.); der große Pompejus brachte des Mithridates Sammlung nach Rom und ſtellte ſie im Capitol auf; eine ungleich größere Cäſar im Tempel der Venus Genitrix, und unter Auguſt nachher M. Marcellus im Tempel des palatiniſchen Apollo. In neuern Zeiten wetteiferten die edeln Fürſtenhäuſer Italiens, auch dieſe Kunſtſchätze um ſich zu verſammeln. Das Haus Gonzaga legte die erſte Dactyliothek an, ihm folgte das Haus Eſte zu Modena, das Haus Farneſe, und in Florenz aus dem Hauſe Medici Lorenzo der Prächtige. Die Steine, die er beſaß, jetzt in mehrere Cabinette zerſtreut, ſind noch kennbar, indem Lorenzo die Gewohnheit hatte, ſie mit Lor., oder Lor. de M., oder auch blos M. bezeichnen zu laſſen. Seine Sammlung wurde zerſtreut, von den Medicis aber eine neue angelegt, der Grund zur jetzigen florentiniſchen, der beträchtlichſten von allen, denn ſie enthält gegen 4000 Steine. In Rom entſtanden erſt unter Papſt Julius II. und Leo X., und nur unbedeutende Sammlungen. Maria Piccolomini, ein römiſcher Prälat, hatte hier die beſte, und Lucio Odeſcalchi, nachher Duca di Bragiani, die der Königin Chriſtina von Schweden. Späterhin hatte Rom die

Sammlungen in der vaticaniſchen Bibliothek (mehr durch Zufall als Plan zuſammengebracht), im Palaſt Barbarini und Strozzi (Meiſterwerke enthaltend, jetzt in St. Petersbnrg), und noch jetzt zeichnen ſich die dem Prinzen Piombino gehörige Ludoviſiſche Sammlung, und die des Cardinals Borgia zu Velletri, berühmt durch ihre ägyptiſchen Steine und Scarabäen, aus. Neapel hat ſchöne geſchnittene Steine im Cabinet zu Portici und zu Capo di Monte. Zu Catanea in Sicilien brachte der Prinz Piſcari eine große Sammlung von lauter einzeln in Sicilien gefundenen Steinen zuſammmen. Die übrigen Länder Europa's vernachläſſigten ebenfalls dergleichen Sammlungen nicht. In Frankreich wurde die erſte bereits unter Franz I. angelegt, in den bürgerlichen Kriegen aber wieder zerſtreut. Den Fonds zu der jetzigen ſehr merkwürdigen des Antikencabinets der königlichen Bibliothek legte Louvois unter Ludwig XIV. Eine gute Sammlung war die des Herzogs von Orleans, die ihm als Erbſchaft aus der Pfalz zufiel. Außerdem mehrere Sammlungen von Particuliers. Mehrere berühmte Sammlungen hat England, die der Herzoge von Besborough, Devonſhire, Carliſle, Bedfort und Marlborough. Auch in Deutſchland fehlt es nicht daran. In Sansſouci ſind mehrere Sammlungen vereinigt, unter dieſen die durch Winkelmanns Beſchreibung ſo berühmte von Muzel Stoſch. Wien hat ein eigenes Gemmencabinet; die Dresdner Sammlung iſt nicht unbedeutend; einige gute Steine beſitzt die Rathsbibliothek zu Leipzig. Die Sammlung zu Caſſel iſt zahlreich, aber unbedeutend; ſchöne Stücke beſitzt München. Uebrigens gibt es hier ebenfalls manche Privatſammlung. In Holland war das Cabinet des Prinzen von Oranien bedeutend. Im königlichen Schloſſe zu Copenhagen ſieht man einige Gefäße mit eingelegten geſchnittenen Steinen, und St. Petersburg hat außer der von Zeit zu Zeit anſehnlich vermehrten kaiſerlichen, deren Catalog der gelehrte Archäolog Hofrath Köhler verfertigt hat, an der des Grafen Poniatowsky eine der reichſten. Zu der kaiſerlichen iſt die des berühmten Steinſchneiders Natter die Grundlage. Um entfernte Kunſtfreunde an den zierlichen und ſinnreichen, oder auch blos merkwürdigen Bildwerken ſolcher Steine Antheil nehmen zu laſſen, hat man zwei Mittel gewählt, Kupferſtich und Abdruck (oder Abguß, ſ. d. Art.) Außer denen, welche nur einzelne ſolcher Bildwerke durch Kupferſtich bekannt machten, hatten die meiſten die Abſicht, entweder alle Bildwerke von Einer Art zuſammenzuſtellen, oder die eines ganzen Cabinets zu liefern. Bildwerke einer gewiſſen Art ſtellten zuſammen Bellori, Bildniſſe von Philoſophen u. a., Chifflet Abraxas, Gori Steine mit Sternen, Ficoroni Steine mit Inſchriften, Stoſch Steine mit den Namen der Künſtler. Abbildungen ganzer Sammlungen lieferten Gori in dem Museum florentinum, Wicar und Mongez in der Gallerie von Florenz, Mariette von der ehemaligen königlich franzöſiſchen, Leblond und Lachaux von der des Herzogs von Orleans, Eckhel von der Wiener. Außerdem gehören hieher das Museum d'Odeschalchi, die Cabinets von Gravelle, Stoſch, Boſſi, des Herzogs von Marlborough. Wie ſchön aber auch mehrere dieſer Abbildungen ſind, ſo gebührt doch den Abdrükken der Vorzug. Man hat ebenfalls mehrere Sammlungen ſolcher Abdrücke, die man auch mit dem Namen der Dactyliotheken zu bezeichnen pflegt, z. B. die Lippertſche Dactyliothek. Sie, ſo wie die dazu verfertigten Cataloge und Beſchreibungen, ſind ein wichtiges

Hülfsmittel für das Studium dieſes Zweigs der Antike. (S. hierüber Paſte.) dd.

Dactylologie oder **Dactylonomie** iſt die Kunſt, an den Fingern zu rechnen, und im weitern Sinn die Fingerſprache, oder die Kunſt durch die Finger ſeine Gedanken auszudrücken.

Dactylus, dactyliſch, ſ. **Rhythmus**.

Dädalus, Dädalien, (Daidalos, Daidalien). Man nennt ganz gegliederte Figuren oder Bilder, die mit den Füßen in fortſchreitender Bewegung ſind, **dädaliſche Figuren, Dädalien, Dädali**. Woher ſie dieſe Benennung haben, darüber iſt man nicht einig. Winkelmann, dem Paläphatus und Diodor folgend, ſagt: „Dädalus fing an, die unterſte Hälfte der Hermen in Geſtalt der Beine völlig von einander zu ſondern, und von ihm ſollen die erſten Statuen den Namen Dädali bekommen haben.“ Auch iſt die gewöhnliche Meinung, daß Dädalus zuerſt an den Statuen die Schenkelbeine fortſchreitend und abgeſondert geſtellt habe (woraus ſich die Sage erklärt, ſeine Statuen hätten ſich bewegt), da alle frühern Bildhauer die Bildſäulen mit niederhängenden, von den Seiten und in der Mitte nicht abgetheilten Armen und Füßen gebildet hatten, wie die mumienartigen Statuen der Aegypter. Nach Pauſanias hingegen erhielt Dädalus ſeinen Namen von **jenen Statuen** (der Name dieſer käme dann von δαιδαλλειν, d. h. künſtlich ausarbeiten). Dieſe Ausſage des Pauſanias dürfte ein beſonderes Gewicht durch Böttigers ſinnreiche Hypotheſe erhalten, daß Dädalus nicht ein Eigenname, ſondern ein Gemeinname aller erſten Architekten, Metallurgen und Bildſchnitzer in der griechiſchen Vorwelt ſei, alſo überhaupt einen Kunſtmenſchen bezeichne (**Andeutungen zu 24 Vorleſungen über die Archäol.**, Dresden, 1806. S. 48.). Jede Kunſt pflanzt ſich im Anbeginn nur im Familienkreiſe fort, und die Schüler werden auch Söhne genannt. So kennen auch die Alten eine Künſtlerfamilie des Dädalus: Talos, Perdix, Dipönos, Skillis u. A. Nach der gewöhnlichen Meinung lebte er ferner drei Menſchenalter vor dem trojaniſchen Kriege, und war ein Künſtler von ausgezeichneten Talenten in Architektur, Bildhauerei, Steinſchneidekunſt, auch Erfinder mehrerer dazu nöthigen Werkzeuge. Als Bildhauer arbeitete er in Holz (denn aus Stein zu hauen verſtand man damals noch nicht), und war der Erſte, der ſeinen Bildern geöffnete Augen gab. Dies that er in Athen, welches er, weil er einen ſeiner Schüler eiferſüchtig getödtet hatte, verlaſſen mußte; in Creta erbaute er das berühmte Labyrinth, verfertigte für Ariadne eine Gruppe Tänzer und Tänzerinnen aus weißem Stein, aber auch für Paſiphaë die berüchtigte hölzerne Kuh. Mit ſeinem Sohne Icarus eingekerkert, ſann er auf Mittel zur Flucht. Die Flügel aus Leinwand, nach Ovid aus Federn mit Wachs befeſtigt, die dem allzuhoch ſtrebenden Icarus den Tod brachten, wodurch das Icariſche Meer den Namen ſoll erhalten haben, ſind bekannt. Dädalus ſelbſt gelangte glücklich nach Sicilien, an deſſen ſüdlicher Küſte auch ein Ort von ihm Dädalium benannt wurde. Auch wurde zu Böotien, beſonders aber zu Platäa ein bekanntes Feſt (Dädala oder Daidalea) — Bilderfeſt gefeiert. Man darf mit ihm einen ſpätern Bildhauer Dädalus aus Sicyon nicht verwechſeln. Daß hier aus mehrern Sagen ein Ganzes zuſammengefloſſen ſei, wozu die Dädali, Kunſtmenſchen, Veranlaſſung gaben, iſt nur allzuglaublich. Nimmt man Böttigers Hypotheſe und

die Verbreitung einer Kunſtſchule an, ſo dürfte ſich hieraus manche Spur der früheſten Kunſtbeſtrebungen entwickeln laſſen. dd.

Dädaliſch, kunſtreich, geſchickt, beſonders in Beziehung auf bildende Kunſt. (S. d. vorigen Art.)

Daendels, ein in der neuern Geſchichte der vereinigten Niederlande berühmt gewordener holländiſcher General. Er flüchtete bei der Revolution 1788 nach Frankreich. Dümouriez ſtellte ihn als Oberlieutenant in ſeiner Expedition gegen Holland 1793 und 1794 an. Damals diente er als Brigadegeneral in der Diviſion, welche Moreau commandirte, und zeichnete ſich ſehr aus. Den 20ſten Juni 1795 trat er wieder als Generallieutenant in die Dienſte ſeines Vaterlandes. Zu Ende 1797 begünſtigte er die Veränderungen, welche die Errichtung des bataviſchen Directoriums herbeiführte. Als den 22ſten Januar 1798 die republikaniſche Partei, nach neu erhaltenem Zuwachs, die conſtituirenden Autoritäten erneuerte, und ihre Parteigänger dazu beförderte, hatte ſich Daendels dieſen Maßregeln abgeneigt gezeigt, wurde als Anhänger der Ariſtokraten bezeichnet, und ſollte auf Befehl des Directoriums arretirt werden. Er ging daher nach Paris, beſchwerte ſich bei dem franzöſiſchen Directorium, wußte es für ſich zu gewinnen, und wurde bevollmächtigt, eine neue Revolution ins Werk zu richten. Mit dieſer Vollmacht begab er ſich insgeheim nach Haag, befehdete, an der Spitze einiger Compagnien bataviſcher Grenadiere, den 12ten Juni am hellen Tage das Directorium, ließ ſeine Mitglieder in Verwahrung nehmen, ſetzte die Staatsbeamten ab und neue dafür ein, und erhielt den Beifall der franzöſiſchen Regierung. 1799 commandirte er die bataviſche Armee, als die Engländer und Ruſſen eine Landung in Holland bewerkſtelligten, und zeigte Einſicht und Unerſchrockenheit. Bei der Thronbeſteigung Ludwig Bonaparte's wurde er von dieſem ſehr ausgezeichnet, mit Würden überhäuft und zum Generalgouverneur von Batavia ernannt. Nach der Einverleibung Hollands mit Frankreich rief ihn Napoleon von dieſem wichtigen Poſten zurück. Im Sommer (1812) traf Daendels wieder in Europa ein. Er benutzte ſeine Muße, um ein Compte rendu über ſeine Verwaltung in Java in 4 Foliobänden herauszugeben, wodurch zugleich über die Statiſtik und den ganzen Zuſtand dieſes wichtigen Landes viel Licht iſt verbreitet worden. Späterhin wurde er vom König der Niederlande zur Beſitznahme und Organiſation der wieder erworbenen Beſitzungen auf der Küſte von Afrika ernannt.

Dagg, ein feſt gedrehtes kurzes Tau, womit Verbrecher auf den Schiffen gezüchtigt werden. **Daggenlaufen**, eine Art Spießruthenlaufen, indem der Strafbare von einem Ende des Verdeck des Schiffs bis zum andern durch die Reihen des Schiffsvolks gepeitſcht wird.

Dagobert I., wegen ſeiner Kriegsthaten der Große genannt, König der Franzoſen, folgte im Jahr 628 ſeinem Vater Clotar II., welcher das vorher getheilte fränkiſche Reich wieder vereiniget hatte, in der Regierung. Er kriegte glücklich gegen die Slavonier, Sachſen, Gasconier und Bretagner, aber er befleckte den Glanz ſeiner Siege durch Grauſamkeit, rohe Willkühr und ungezügelte Wolluſt. So wird von ihm erzählt, daß er nach Beſiegung der Sachſen alle diejenigen habe hinrichten laſſen, deren Wuchs die Länge ſeines Degens überſtiegen habe. Ein beſonderes Verdienſt erwarb er ſich dadurch, daß er den Franken beſſere und vollſtändigere Geſetze geben ließ. Er ſtarb im Jahr 638 zu Epinay in einem Alter von 36 Jahren und ward zu St. Denis beerdigt, welches er 6 Jahre vorher gegründet hatte.

D'Agueſſeau (Henry François), ein um die frühere franzöſiſche Geſetzgebung und Beredſamkeit höchſt verdienter Mann, war zu Limoges den 27ſten November 1668 geboren, und zeigte frühzeitig die glücklichſten Anlagen. Sein Vater, Intendant von Languedoc, war ſein erſter Lehrer. Der Umgang mit Racine und Boileau bildete ſein Talent zur Dichtkunſt, die er bis an die letzten Tage ſeines Lebens liebte. Er wurde 1691 in Paris Generaladvocat und in einem Alter von 32 Jahren Generalprocurator des Parlaments. In dieſem Poſten traf er viele Verbeſſerungen der Geſetze und Rechtspflege und nahm ſich beſonders der Verwaltung der Hoſpitäler an. Bei einer Hungersnoth im Winter 1709 wandte er alle ſeine Macht an, um das Elend zu mildern. Muthig vertheidigte er die Rechte der Nation und der gallicaniſchen Kirche, und ſtandhaft verwarf er die Beſchlüſſe Ludwigs XIV. und des Kanzlers Voiſin, zu Gunſten der päpſtlichen Bulle Unigenitus. Dieſen Widerſtand unterſtützte ſeine Gemahlin, die ihm zurief, als er nach Verſailles ging, wohin ihn der König gerufen hatte, um dieſe Angelegenheiten zu verhandeln: Allez, oubliez, devant le roi, femme et enfans. Perdez tout, hors l'honneur! Nach dem Tode Ludwigs XIV. wurde er unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans Kanzler (1717), fiel aber, weil er ſich Law's unheilbringendem Finanz-Syſteme ſtandhaft widerſetzte, 1718 in Ungnade, und mußte ſich auf ſein Landgut zu Fresnes zurückziehen. Hier genoß er, wie er ſelbſt ſpäterhin ſagte, die ſchönſten Tage ſeines Lebens und beſchäftigte ſich mit dem Leſen der Bibel, mit dem Plane einer Geſetzgebung, und dem Unterrichte ſeiner Kinder. Mathematik, Ackerbau, Künſte und Wiſſenſchaften füllten die Zeit ſeiner Muße aus. Als im Jahr 1720 Law das Mißvergnügen von ganz Frankreich erregt hatte, glaubte man eines Mannes, wie d'Agueſſeau, der die allgemeine Liebe des Volks beſaß, nöthig zu haben, um das Murren der Nation zu ſtillen: d'Agueſſeau ward alſo zurückberufen und in ſeine vorige Würde wieder eingeſetzt. Dieſer Zeitraum in dem Leben d'Agueſſeau's wird als der am wenigſten glänzende für ſeinen Ruhm betrachtet: denn nicht nur nahm er aus Law's Hand ſeine Stelle wieder an, ſondern er mußte auch ſeine Einwilligung zu gewiſſen unhaltbaren und verderblichen Projecten geben, die das Parlament jedoch verwarf, und duldete am Ende ſogar mit Gleichmuth, daß eben dieſes Parlament nach Pontoiſe verwieſen wurde. Nichtsbeſtoweniger verlor er im Jahr 1722 zum zweiten Male ſeine Stelle, weil er ſich dem Cardinal Dubois mit mehrerem Muthe, als jenem Law, widerſetzt hatte, ward jedoch 1727 vom Cardinal Fleury abermals zurückberufen, erhielt aber ſein Amt erſt 1737 wieder. D'Agueſſeau hatte die Abſicht, Einheit in die Vollziehung der alten Geſetze zu bringen, ohne ihre Baſis zu erſchüttern, und das Mangelnde hinzuzuſetzen. Allein dieſe Arbeit überſtieg die Kraft eines einzelnen Menſchen. Er ſtarb am 9ten Februar 1751, nachdem er 1750 die Kanzlerwürde niedergelegt hatte. Seine durch mehrere Ausgaben verbreiteten Schriften, ſagt Bouterwek, ſind Muſter der wahren Beredſamkeit in ihrer Art; geiſtreich, verſtändig, prunklos, elegant und energiſch, immer dem Gegenſtande angemeſſen und voll vortrefflicher Lehren, beſonders für diejenigen, die ſich zu liberalen Staats- und Juſtizmännern bilden wollen. Vortrefflich in dieſer Hinſicht ſind beſonders die Vorträge, mit welchen er die Sitzungen des Parlaments eröffnete. In ihnen herrſcht Präciſion, Stärke, Klarheit, Ordnung und Wohllaut.

Dairi oder Dairo, ſ. Japan.

Dalai-Lama, ſ. Lama.

Dalayrac (Nicolaus), oder D'Alayrac, geboren zu Müret in Languedoc im J. 1753, ſtammte aus einer adeligen Familie und kam ſehr jung nach Paris, wo er bei der Garde Dienſte nahm. Er hatte eine beſtimmte Neigung für Muſik und dramatiſche Kunſt und beſuchte deswegen ſehr häufig die Vorſtellungen der Opern von Gretry, die in ihm die Luſt, ſeine Kräfte in ähnlichen Arbeiten zu verſuchen, erregten. Unter Langlé's Leitung erlernte er die Grundſätze der Compoſition. In ſeinen Werken findet man weniger Originalität, als in denen von Monſigny, und weniger komiſche Einfälle, als in denen von Gretry; aber durch Naivetät, Anmuth und Zartheit der Empfindung zeichnet er ſich vor beiden aus. Einzig iſt er in den anmuthigen Melodien ſeiner Canzonetten, Couplets, Vaudevilles; dagegen war er ein unglücklicher Nachahmer Cherubini's in dem ſchwarzen Schloß (le château de Montenero) und in Lehman oder der Thurm von Neuſtadt. Im Jahr 1782 debütirte er auf dem Theater der komiſchen Oper mit der Eclipse totale. Die Anzahl ſeiner Werke ſeit dieſer Zeit iſt ſehr bedeutend. Den meiſten Beifall erhielten unter ihnen auch auf deutſchen Theatern folgende: Adolph et Clara, oder die beiden Gefangenen, Azemia oder die Wilden, Raoul de Créqui (Rudolph von Creki), die beiden kleinen Savoyarden, Maison à vendre (der Hausverkauf), Gulistan, Nina u. A. In der Compoſition der letztern Oper wurde er jedoch von Paeſiello, in der Compoſition des Sargino und der Camilla von Paer übertroffen. Durch die Vernachläſſigung eines Catarrhs zog ſich Dalayrac am 27ſten November 1809 den Tod zu. Die Schauſpieler der komiſchen Oper beſchloſſen, ihm eine Büſte in ihrem Foyer aufzuſtellen. Seine Compoſitionen waren zum Theil für die drei Lieblingsſchauſpiele der komiſchen Oper, des jetzigen Théâter Feydeau, berechnet, für Elleviou, Martin und Mad. St. Aubin. Von dieſen mußte man ſeine Operetten ſehen und hören.

Dalberg (Geſchlecht der Freihrn. von), auch Dalburg. „Iſt kein Dalberg da?" ſo mußte ehedem bei jeder deutſchen Kaiſerkrönung der kaiſerliche Herold fragend rufen, und der anweſende Dalberg beugte ſein Knie vor der neugekrönten Majeſtät und empfing von ihr den Ritterſchlag als erſter Reichsritter. So groß waren die Verdienſte der Urahnen der jetzigen Dalberge, der alten Kämmerer von Worms, und ihr Anſehn geweſen. Mit dem Erlöſchen der deutſchen Kaiſerwürde (1805) ſchien auch dieſes Prärogativ nur noch als ein ſchönes Andenken an die Ehrwürdigkeit vergangener Zeiten in der Chronik fortzuleben; aber Napoleon erinnerte an dieſes Herkommen, indem er feſtſetzte: daß der Ritterſchlag der Dalberge künftig ein Attribut der franzöſiſchen Kaiſerwürde ſein und vor Frankreichs Throne gefragt werden ſollte: „iſt kein Dalberg da?" Wir finden in dieſer Familie berühmte Mäcenaten der deutſchen Literatur und Kunſt, unter welchen hervorragt ein Johann von Dalberg (Dalburg), ſeit 1482 Biſchof und Kämmerer von Worms, geb. 1445, geſt. 1503 (ſ. G. W. Zapf über J. v. D. Leben und Verdienſte, Augsburg 1789. 8. umgearb. Aufl. 1796. 8. nebſt Nachtrag, Zürich 1798. 8.) der auch auf Veranlaſſung des Conrad Celtes die Societas literaria Rhenana s. sodalitas Celtica, welche zu Heidelberg ihren Hauptſitz hatte, ſtiftete, und ihr Vorſteher war; Adolph, Freiherr von Dalberg, gefürſteter Abt zu Fulda, welcher 1734 eine catholiſche Uni-

verſität zu Fulda gründete; ferner der vormalige Großherzog Carl, dem wir einen eignen Artikel widmen, und deſſen Brüder: 1) Wolfgang Heribert, Reichsfreiherr von Dalberg, ehemals churpfalz-baierischer Ober-Appellations-Gerichtspräſident, zuletzt badenſcher Staats-Miniſter (vom Kaiſer Leopold bei der Krönung zu Frankfurt zum erſten Reichsritter geſchlagen, geſt. zu Mannheim den 27ſten Dec. 1806 in ſeinem 57ſten Jahre), ein warmer Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte. So lange die deutſche Geſellſchaft in Mannheim noch blühte, war er ihr erſter Präſident, und das Theater dieſer Stadt, die Pflanzſchule der erſten Schauſpieler Deutſchlands, eines Iffland, Beck, Beil und vieler anderer, deſſen Intendant er bis zum Jahre 1803 war, verdankt ihm ſeine Stiftung und Erhaltung. Er iſt als Schriftſteller und Dichter nicht minder vortheilhaft bekannt. Wir erinnern nur an ſeine Cora, ein Drama mit Geſängen, und an den Mönch von Carmel. 2) Der 1813 geſtorbene Joh. Friedr. Hugo, Freiherr von Dalberg (geboren den 16ten Mai 1760; Domcapitular zu Trier, Worms und Speier, lebte zu Aſchaffenburg), ein höchſt genialer Mann, und von größerer Tiefe des Geiſtes und der Gelehrſamkeit, als ſein fürſtlicher Bruder. Auf den noch unbebauteſten Feldern der deutſchen Literatur, nämlich in der Aeſthetik und Archäologie der Muſik (man vergl. ſeine Schriften über die Muſik der Indier; über den Urſprung der Harmonie; die Aeolsharfe, ein Traum) — er war auch ſelbſt ein geiſtvoller Tonſetzer und fertiger Clavierſpieler — ſo wie überhaupt in ſeinen Forſchungen über das Alterthum (man vergl. das Buch über den Meteorcultus der Alten) erntete er Lorbeern ein. Die Familie der Kämmerer von Worms, Freiherren von Dalberg, theilt ſich in die Hernsheimer und Dalberg-Dalbergiſche Linie. Der Senior der erſtern war Carl (Theodor Anton Maria), vormaliger Großherzog. (S. d. Art.) Seine noch lebende Schweſter iſt: Antoinette, Freifrau von Dalberg, geb. den 11ten Januar 1757, Stiftsdame zu St. Marin im Capitel zu Cöln; wohnt zu Aſchaffenburg. Von Wolfgang Heribert leben drei Kinder, nämlich 1) Emmerich Joſeph, geborner Freiherr, jetzt Herzog von Dalberg, geb. 30. Mai 1773, vormaliger großherzogl. badenſcher Geſandter bei Napoleon, wurde von dieſem zum Herzog erhoben (1810). Er war Mitglied der proviſoriſchen Regierung, welche der franzöſiſche Senat am 1ſten April 1814 nach dem Einrücken der Alliirten in Paris ernannte. Bei dem Wiener Congreß erſchien er als zweiter franz. Geſandter. 1816 wurde er zum franz. Ambaſſadeur in Turin ernannt. Gemahlin: Pelina, Marq. de Brignolet aus Genua; 2) Franzisca, geb. den 7ten Juni 1777, Gemahlin des Freiherrn von Lerchenfeld, königlich baierſchen Finanzminiſters; 3) Marie Anne, geb. den 27ſten Sept. 1778, Gemahlin des Freiherrn von Benningen, großherzogl. badenſchen Oberſilberkämmerers. Mit dieſen ſchließt ſich für jetzt die Hernsheimer Linie. Die Dalberg-Dalbergiſche Linie zählt nur zwei Familien mit acht Gliedern, nämlich 1) Friedrich Franz Carl, Kämmerer von Worms, Freiherr von und zu Dalberg, geb. den 21ſten März 1751, ehemaliger großherzogl. Frankf. u. fürſtl. Primat. geheimer Rath; zeitheriger Geſchlechts-Senior; wurde vom Kaiſer Franz II. bei der Krönung zu Frankfurt 1792 zum erſten Reichsritter geſchlagen. Gemahlin: Marie Anne, Freifrau von Greifenklau zu Vollraths; wohnen zu Aſchaffenburg. Aus dieſer Ehe ſind zwei Söhne und zwei Töchter vorhanden. 2) Carl Alexan-

der, Freiherr von und zu Dalberg, geb. den 4ten Februar 1775, ehemaliger großherzogl. Frankf. und fürſtl. Primat. Kammerherr, Gemahlin Johanna, Freiin von Sturmfeder, vermählt 1806; wohnen zu Aſchaffenburg.

Dalecarlien, ſ. Schweden.

Dalin, (Olof oder Olaus von), der Vater der neuen ſchwediſchen Literatur des 18ten Jahrhunderts. Er wirkte auf das größere Publicum durch ſeine reichhaltige Zeitſchrift, der ſchwediſche Argus (1733—34), aber noch mehr durch ſeine geiſtvollen Poeſien, namentlich Satiren (1729), durch ein herrliches Gedicht auf die ſchwediſche Freiheit (1742), viele Lieder, Epigramme, Fabeln. (Die beſte Ausgabe ſeiner poetiſchen Werke — poetiska Arbeten, iſt Stockholm 1782, 83. 8. in 2 Bänden erſchienen). Ein gleiches Verdienſt erwarb er ſich um die kritiſche Behandlung der Landesgeſchichte (Suea Rikes historia. Stockholm 1777. 3 Voll. 4.), weswegen er auch zum Hiſtoriographen des Reichs ernannt wurde (1755), ſo wie er auch an der Stiftung der Academie der ſchönen Wiſſenſchaften durch Ulrika Eleonora (1753) Antheil hatte. Er war geb. auf der Probſtei Winberga in Halland 1708, und ſtarb als ſchwed. Hofkanzler 1763.

Dalmatica, ein langes, weißes Oberkleid mit weiten Aermeln, dergleichen ſonſt die Dalmatier trugen; dann das Oberkleid, welches die Diaconen in der römiſchen Kirche ſeit Papſt Sylveſter I. über der Alba und Stola tragen. Desgleichen auch ein Stück der kaiſerlichen Krönungskleidung, die in Nürnberg verwahrt, und in Frankfurt angelegt ward.

Dalmatien, öſtreichiſches Königreich, mit 5 Kreiſen: Zara, Spalatro, Macarsca, Raguſa, Cattaro; ein Küſtenland am adriatiſchen Meere, das an Croatien, Bosnien und Albanien grenzt, und zu welchem verſchiedene Inſeln gehören. Seit dem J. 1814 iſt es, mit Ausnahme des türkiſchen Antheils, ganz dem Kaiſer von Oeſterreich wieder unterworfen. Dalmatien war ehemals ein ſehr anſehnliches Reich, und iſt, ob es gleich viel Veränderungen erfahren hat, noch jetzt bedeutend. Den Römern wurde es nach vielen vergeblichen Verſuchen, erſt unter Auguſtus unterworfen. Nach dem Verfall des abendländiſchen Kaiſerthums ſtand es anfangs unter der Herrſchaft der Gothen, dann der morgenländiſchen Kaiſer. In der Hälfte des 7ten Jahrhunderts eroberten es die Slaven, und errichteten hier ein Königreich, welches bis 1030 dauerte, da es zum Theil mit Ungarn unter König Ladislaus dem Heiligen, vereiniget wurde; ein anderer Theil begab ſich unter den Schutz der damals mächtigen Republik Venedig, um gegen die Anfälle der Türken geſichert zu ſein, doch entriſſen die letztern in der Folge den Venetianern einen Theil Dalmatiens. Doch den Frieden zu Campo Formio (17. Oct. 1797) kam der venetianiſche Antheil von Dalmatien, ſo wie Venedig ſelbſt, unter öſterreichiſche Herrſchaft. Aber im Preßburger Frieden 1805 trat es Oeſterreich an den franzöſiſchen Kaiſer ab, der es zwar zum Königreiche Italien, hierauf 1810 zu Illyrien, zog, jedoch das Land proviſoriſch durch einen General=Proveditore regieren ließ. Der Marſchall Soult erhielt den Titel eines Herzogs von Dalmatien, aber keinen Anſpruch auf das Land ſelbſt. In Folge der Ereigniſſe des Jahrs 1814 nahm Oeſterreich wieder Beſitz von Dalmatien. Nach den Angaben des Herrn von Liechtenſtein hat dieſes Land, ſo weit es unter öſterreichiſcher Herrſchaft ſteht, mit Raguſa und Cattaro, 304 Q. Meil. und

315,000 Einw., nach A. 275 Q. Meil. u. 296,000 Einw. in 12 St. 16 Mfl. 943 D. Die Urſachen, welche eine ſtärkere, dem Umfange des Landes angemeßnere Bevölkerung hindern, ſind der übermäßige Gebrauch hitziger Getränke, ſchädliche Ausdünſtungen der Sümpfe in verſchiedenen Diſtricten, häufige Auswanderungen, und die in das 3te und 4te Glied fortdauernde Blutrache. Der Boden iſt ergiebig, wenn er gehörig gebaut würde; aber es gibt unbebaute Ländereien, undurchdringliche Waldungen und mit Sümpfen bedeckte Gegenden. Die Dalmatier oder Dalmatiner ſind ein ſchöner Menſchenſchlag, kühne Seeleute und gute Soldaten, wenn ſie gut angeführt werden. Venedig's ehemalige militäriſche Kraft beruhte ganz auf dieſer Provinz. Man gibt den Dalmatiern überhaupt, und wohl nicht mit Unrecht, einen hinterliſtigen Charakter und Raubbegierde Schuld: Abneigung gegen alle Geſetze und Streben nach Unabhängigkeit iſt faſt allgemein; ein eigenthümlicher Zug ihres Charakters iſt, daß viele von ihnen den Heldentod (wie ſie ihn nennen) am Spieße, einem natürlichen und ruhigen im Schooße ihrer Familien vorziehen. Die Morlacken (Morlachen), welche in dem Innern des Landes und in den Gebirgsgegenden wohnen, machen nur einen Theil der Nation aus. Sie ſind, unter guter Anführung, vortreffliche Soldaten, haben aber ebenfalls einen entſchiedenen Hang zu Räubereien und zum Trunk, doch ſind ſie dabei gaſtfrei, wohlthätig und gewiſſenhaft in Erfüllung ihrer Verſprechen. Bei ihrer Abneigung gegen jede Unterwürfigkeit leben ſie in einer Art von Naturzuſtande. Aber ſie ſind auch deswegen ſtets eine gute Schutzwehr gegen die Angriffe der Türken von dieſer Seite geweſen. Von den Sitten und Gebräuchen dieſer Bergbewohner hat die Gräſin Roſenberg in einem eigenen, auch ins Deutſche überſetzten Werke, die Morlacken, ein intereſſantes, aber durch Dichtkunſt verſchönertes Gemälde, aufgeſtellt. — Die Bewohner der Inſeln treiben vorzüglich Fiſcherei, und gehen häufig als Knechte auf dem feſten Lande, oder als Matroſen auf Kauffartheiſchiffen, in Dienſte. Die Inſeln ſind nicht ſehr fruchtbar, auf einigen derſelben wird nicht einmal das zum Bedarf der Einwohner nöthige Getreide gebaut; verſchiedne haben gute Häfen, und bringen viel Schiffbauholz hervor, daher auch viele Schiffe da gebauet werden. Die Bewohner des feſten Landes treiben Ackerbau, Viehzucht und einigen Handel, vorzüglich aber widmen ſie ſich dem Seeleben. Sie könnten weit mehr Handel treiben, aber es fehlte bisher ganz an Induſtrie und Aufmunterung dazu. Die Ausfuhrartikel beſchränken ſich auf Unſchlitt, Haſenfelle (welche letztere erſt aus Bosnien bezogen werden), etwas Oel, Feigen, Wein, Branntwein, Wachs und eingeſalzne Fiſche. Die Dalmatier verführen dieſe Artikel in verſchiedne Häfen, und nehmen dagegen Leinwand, Tücher, Kaffee und Zucker, aber nur in geringen Quantitäten, ſo daß der Vortheil des Handels immer auf ihrer Seite iſt. Es gibt verſchiedne Gold-, Eiſen- und Steinkohlen-Gruben im Lande, aber ſie bleiben ganz unbenutzt. Die vorzüglichſten Städte ſind Zara, die Hptſt. und der Sitz des Gouverneurs, mit 8000, Spalatro mit 14,000 Einw. Zu Dalmatien wird noch der ebenfalls unter öſterreichiſcher Herrſchaft ſtehende, aber eigentlich zu Albanien gehörende Diſtrict von Cattaro, der in bogenförmiger Geſtalt um den Meerbuſen gleichen Namens liegt, gerechnet. Der berühmten Buchten (Bocche di Cattaro) ſind dreizehn, welche den ſicherſten Hafen im adriatiſchen Meere ausmachen, und mahleriſche Anſichten gewähren. Die Bevölkerung des ganzen Diſtricts wird auf

89,000 Seelen geſchätzt. Die Einwohner ſind vortreffliche Seeleute, aber ebenfalls zur Räuberei, beſonders auf dem Meere, geneigt; zu Land ſind ſie durch ihre Entſchloſſenheit und Keckheit die gefährlichſten Feinde der Türken in dieſer Gegend. Das ſteile, graue und ganz unfruchtbare Felſengebirge von Montenegro umſchließt bogenförmig einen Theil dieſer Provinz. — Der türkiſche Antheil von Dalmatien, welcher ſich von Bosnien bis Albanien erſtreckt und zu Bosnien gehört, enthält die Landſchaft Herzegowina mit der Stadt dieſes Namens, und die Städte Scardona und Trevigno.

Dal segno, d. h. vom Zeichen an. Es wird in der Muſik dadurch angezeigt, daß man wieder von da an ſpielen ſoll, wo das nämliche Zeichen ſteht.

Dalton (John), ein berühmter Phyſiker und Chemiker zu Mancheſter, welcher wichtige Verſuche z. B. über die Expanſivkraft der Dämpfe angeſtellt, und mehrere gehaltvolle Schriften herausgegeben hat, z. B. kürzlich ein Syſtem der chemiſchen Philoſophie (auch ins Deutſche überſetzt).

Damaſcenus (Joannes), Joh. von Damascus, auch Johannes Chryſorrhoas, Urheber des erſten Syſtems der chriſtlichen Theologie in der morgenländiſchen Kirche, oder Stifter der wiſſenſchaftlichen Dogmatik. Er verſuchte nämlich zuerſt die in der griechiſchen Kirche bisher blos auf Veranlaſſung kirchlicher Streitigkeiten im Einzelnen bearbeitete Dogmatik als ein Ganzes, gegründet auf Vernunft und Bibel, ſyſtematiſch darzuſtellen. Seine Auseinanderſetzung des orthodoxen Glaubens in vier Büchern hat in der griechiſchen Kirche ein claſſiſches Anſehn genoſſen. Auch ſchrieb er eine Dialectik nach Ariſtoteliſchen Grundſätzen, eine Sammlung philoſophiſcher Stellen aus ältern Schriften in alphabetiſcher Ordnung u. a. Die beſte Ausgabe ſeiner griechiſchen Werke iſt von P. Mich. Lequien, Paris 1712. 2 B. Fol. — Er ſtand zuerſt in Dienſten bei einem Califen, wurde aber dann Mönch im Kloſter Saba bei Jeruſalem, und ſtarb um 760. Er iſt mit Nicolaus von Damascus nicht zu verwechſeln.

Damasciren, Damascirung (Damasquinure). Damasciren heißt theils dem Stahl oder Eiſen eine flammige Geſtalt geben (damascirte Flintenläufe, Degenklingen), theils mit Gold und Silber auslegen. Unter Damascirung oder damascirter Arbeit verſteht man platte oder halberhobene Zierrathen von Laubwerk, auf Stahl oder Eiſen mit Gold- und Silberdraht gemacht. Schon die Aegypter verfertigten, wenigſtens unter den griechiſchen und römiſchen Beherrſchern, ſolche Arbeiten mit glücklichem Erfolg; man ſieht dergleichen auf der berühmten Iſistafel. Auch die Griechen kannten ſie (bei Herodot heißt ſie Kolleſis), und eigneten die Erfindung dem Glaukos von Chios zu; der größte damascirte Becher, den Halyates in den delphiſchen Tempel ſandte, war ſein Werk. Bei den Lateinern heißt dieſe Kunſt ferruminatio. In der neuern Zeit zeichnete ſich vornehmlich die Levante in Arbeiten dieſer Art aus, und man nannte ſie damascirte, weil ſie im Mittelalter von Damascus vorzüglich gut geliefert wurde. In Frankreich gelangte ſie unter Heinrich IV. zu ihrer Vollkommenheit, und Cruſinet (geſtorben zu Paris 1660) zeichnete ſich beſonders darin aus. In Carlsbad verfertigt man vortreffliche Arbeit dieſer Art, welche unter dem Namen carlsbader Arbeit bekannt iſt. In Deutſchland ſoll im ſiebzehnten Jahrhundert Peter Simmelpuß in Solingen die erſten Damascener-Klingen verfertigt haben, und noch jetzt werden daſelbſt ſolche Klingen auf das

vollkommenſte nachgeahmt. Man verſteht unter Damascener-Klingen mithin ſtählerne Degen- oder Säbelklingen, welche beſonders gehärtet, gewäſſert oder flammig gearbeitet und mit goldenen oder ſilbernen Figuren ausgelegt ſind. (Vergl. Stahl). dd.

Damaſk, die osmaniſche Hauptſtadt des gleichnamigen Paſchaliks, welcher den ſüdlichſten Theil vom alten Syrien, Phönizien und das ganze Paläſtina umfaßt und jetzt höchſtens 900,000 Menſchen zählt, da im Alterthume hier mehrere Millionen ſich zuſammendrängten. Die Stadt liegt am Barady in einer herrlichen fruchtbaren Ebene, die der Geograph Abulfeda, deſſen Geburtsort Damaſk iſt, für das erſte der vier irdiſchen Paradieſe hält, und zählt noch jetzt mehr als 300,000 Einwohner, gegen 200 Moſcheen, mehrere chriſtliche Kirchen, zwei catholiſche Klöſter, und viele Bazars und Chans. Der Paſcha von Damaſk hat hier ſeinen Sitz: er iſt als Emir al Hadſchi der Begleiter und Vertheidiger der heiligen Karavane, die unter ſeiner Bedeckung von hier jährlich nach Mekka abgeht. Die Einwohner unterhalten mehrere Manufacturen, beſonders in Meſſer- und Säbelklingen, welche von dieſer Stadt den Namen Damaſcenerklingen führen, in ſeidnen und baumwollnen Zeugen und eingelegten Arbeiten, unterhalten auch einen beträchtlichen Handel. Die Damaſcener-Pflaume, eine große vorzügliche Pflaumengattung, ſtammt aus der Gegend dieſer Stadt, iſt aber jetzt durch das ganze mittägliche Europa verbreitet. Damaſcener-Roſen, (rosa Damascena), iſt eine Roſengattung, deren Stock acht bis zehn Fuß hoch wird, und die ſehr angenehm riecht; daher auch Muſcatroſe. Damaſcener-Traube — ſo nennt man diejenigen Trauben, die am Stocke getrocknet werden, indem man den Stiel einkerbt, und welche die beſten großen Roſinen geben.

Damaſt nennt man einen künſtlich gewebten Zeug, deſſen Grund ein glänzender Boden iſt, in welchen man Ranken, Blumen und Figuren einwebt. Anfangs gab es blos ſeidene Damaſte, nachher machte man ſie aber auch aus Leinen und Wolle, daher z. B. damaſtenes Tiſchzeug. Nach einigen ſoll dieſe Art zu weben von den Babyloniern, nach Andern aber ſpäter von den Einwohnern zu Damaſcus erfunden worden ſein: letztere Stadt hat ihr zum wenigſten den Namen gegeben. Die eigentlichen Damaſte ſind nur von einer einzigen Farbe: werden ſie bunt gewebt, ſo verändern ſie Namen und Einrichtung, und werden franzöſiſch ras de Cécile (Cäcilien-Raſch) genannt. Zu dem ſeidnen Damaſte gehört auch der Damaſt von Flor oder Gaze, den man bereits ſeit verſchiedenen Jahren verfertigt hat. In den neuern Zeiten haben zuerſt die Italiener und Holländer dieſen Zeug gearbeitet und noch im ſiebzehnten Jahrhunderte erhielt man ihn nur aus Italien, beſonders aus Genua. Die Franzoſen folgten aber bald nach, und übertreffen jetzt die Italiener. Auch aus Indien und China bekommen wir Damaſt, denn die Engländer beſonders gut nachmachen. Jetzt wird dergleichen auch in Deutſchland in großer Menge verfertigt. Nach den drei verſchiedenen Arten, wie er in Deutſchland gewebt wird, theilt man ihn in holländiſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Damaſt ein.

Dambray (le Chevalier Charles), Sprößling einer edlen Familie in der Normandie, geb. 1760. Er widmete ſich dem Studium der Rechte und der Rednerbühne, und zeichnete ſich ſeit 1779 in beiden als Avocat général bei der Cour des aides zu Paris ſo rühmlich aus, daß er 1788 an die Stelle des berühmten Redners Séguier zum Avocat général beim Parlament mit allgemeinem

Beifall ernannt wurde. Er heirathete eine Tochter des Herrn von Barentin und flüchtete ſich bei Anfang der Revolution zu dieſem nach Deutſchland. Schon war er für das neue Miniſterium beſtimmt, als die Flucht und Gefangennehmung des Königs ihm dieſe glänzende Ausſicht benahm. Nach Frankreich zurückgekehrt, lebte er auf ſeinen Gütern in der Normandie, und verrichtete keine andern Dienſte als die eines Mitgliedes des Conseil général des Departements der Seine inférieure. — 1814 rief ihn der König Ludwig XVIII. an den Hof zurück, ernannte ihn zum Kanzler von Frankreich, Juſtizminiſter, Pair, Präſidenten der Pairskammer und Kommandeur des h. Geiſtordens, und übertrug ihm die Oberaufſicht über Buchhandel und Journale. Der Einfall Bonaparte's entfernte ihn abermals von Paris; er ging in die Normandie und von da über England nach Gent. Nach des Königs Rückkehr verlor er die Oberaufſicht über Buchhandel und Journal an den Polizeiminiſter, behielt aber das Präſidium der Pairskammer, in welcher Eigenſchaft er auch der Commiſſion zu Ney's Verurtheilung präſidirte, und erhielt 1816 auch wieder eine Zeitlang das Juſtizminiſterium. Den 3ten Auguſt 1816 wurde er zum Mitglied der Academie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften ernannt.

Dame, Damenſpiel und Damenbrett. Das Damenſpiel iſt ein Spiel auf einem viereckigen Breite mit 64 abwechſelnd dunkeln und hellen Feldern (das Damenbrett genannt, obwohl man auch viele andere Spiele, z. B. Schach, darauf ſpielt), auf welchem zwei Perſonen, jede 12 Spielſteine von verſchiedener Farbe gegen einander ſezzen und nach gewiſſen Regeln ſo lange ziehen, bis es einer von beiden gelungen iſt, einen oder mehrere Steine in die letzten Felder der andern hineinzubringen, welche dann mit einem Stein des Gegners belegt werden müſſen, Damen heißen, und im Ziehen viele Vortheile und Freiheiten haben. Durch ſie wird das Ziel des Spieles leichter erreicht, welches darin beſteht, die Steine ſeines Gegners alle aus dem Felde zu ſchlagen Ueber den Urſprung dieſes Spieles iſt nichts Gewiſſes bekannt. Etwas Aehnliches ſcheinen die Römer gekannt zu haben. Die Alten hatten z. B. ein Brettſpiel, wobei ſie fünf Spielſteine gebrauchten, deren Stellungen aber durch Würfel beſtimmt wurden.

Damiat, Damiette, 31 Grad 25 Min. nördl. Breite, Handelsſtadt in Nieder-Aegypten am öſtlichen Hauptarm des Nil, zwei Meilen von deſſen Mündung, in einer ſehr fruchtbaren Gegend; ſie hat 310,000 Einw., zwölf Moſcheen, und iſt der Sitz eines coptiſchen Biſchofs: ihr Leinwandhandel und ihre Halbſeidenzeug-Fabriken, der Handel mit Caviar, Leinſamen, Baumwolle, ſyriſcher Seide, Reiß (von welchem europäiſche Kaufleute jährlich auf 500 Fahrzeugen 600,000 Säcke, dem Werth nach für $1\frac{1}{2}$ Million Thaler ausführen), Kaffee, Leinwand, Salmiak und Getreide ſind ſehr beträchtlich. Bei Damiat mußte König Ludwig IX. von Frankreich in dem von ihm begonnenen unglücklichen Kreuzzuge, im J. 1250 ſich mit ſeinem ganzen Heere den Saracenen gefangen geben; für ſeine Perſon mußte er das damals für einen wichtigen Platz gehaltene Damiat zurückgeben.

Damiens (Robert François), berüchtigt durch ſein meuchelmörderiſches Unternehmen gegen Ludwig XV., war 1715, in einem kleinen Dorfe Namens Tieuloy, im ehemahligen Artois, geboren, wo ſein Vater ein armer Pächter war. Schon in ſeiner Jugend übte er ſo boshafte Streiche aus, daß er den Namen Robert-le-Diable

erhielt. Er ließ ſich zweimal als Soldat anwerben, und war auch bei der Belagerung von Philippsburg. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Bedienter im Jeſuitencollegio zu Paris, verließ aber 1738 dieſen Dienſt, um ſich zu verheirathen. Dann diente er in verſchiedenen Häuſern der Hauptſtadt, vergiftete einen ſeiner Herren mit einem Lavement, ſtahl 240 Louisd'or, und nahm die Flucht. Darauf lebte er fünf Monate lang unſtät in St. Omer, Dünkirchen und Brüſſel, und äuſſerte ſich allenthalben auf eine ausſchweifende Weiſe über die Streitigkeiten, welche König und Parlament entzweiten. Zu Poperingue, einer kleinen Stadt bei Ypres, hörte man ihn einſt ſagen: „Wenn ich nach Frankreich komme, werde ich ſterben, aber der Vornehmſte des Landes wird auch ſterben, und ihr werdet von mir ſprechen hören." Im December des J. 1750 war er zu Falesque, unweit Arras, bei einem ſeiner Verwandten, wo er ſich als ein Verzweifelnder äußerte; er ſagte: das Königreich, ſein Weib und ſeine Tochter ſeyen verloren. Er war in einer Art von Geiſtesverwirrung, als er nach Paris zurückkehrte, wo er zu Ende des J. 1756 ankam. Er erſchien in den erſten Tagen des folgenden Jahres in Verſailles, nahm zwei oder drei Tage lang Opium, und bereitete ſich zu der That vor, die er den 5. Januar vollzog. Als Ludwig XV. in den Wagen ſteigen wollte, um von Verſailles nach Trianon zu fahren, verſetzte er mit einem Meſſer dem Könige einen Stich in die rechte Seite, ob dieſer gleich von den Großen des Hofs umgeben war. Der Meuchelmörder wurde ſogleich ergriffen. Mit den grauſamſten Martern, die er geduldig ertrug, war es nicht möglich, ihm das geringſte Geſtändniß zu entreißen, welches hätte vermuthen laſſen, daß er Mitſchuldige gehabt. Er betheuerte, daß er das Verbrechen nicht begangen haben würde, wenn man ihm ſo reichlich, wie er es verlangt, zur Ader gelaſſen hätte, und daß er geglaubt habe, ein verdienſtliches Werk zu thun. Nachdem man alle Grade der Folter vergeblich angewandt hatte, wurde zu eben dem grauſamen Tode verdammt, wie der Mörder Heinrichs IV. Den 28. März deſſelben Jahres wurde das Urtheil auf dem Greveplatz zu Paris vollzogen.

Dämmerung nennt man das ſchwache Licht, welches die Sonne einige Zeit vor ihrem Aufgange und noch einige Zeit nach ihrem Untergange in dem Luftkreiſe verbreitet. Der Luftkreis fängt die Sonnenſtrahlen auf, und bricht und wirft ſie mit Beihülfe der in ihm ſchwebenden Dünſte und Wolken auf noch unbeleuchtete Theile der Erde. Die Morgendämmerung fängt an und die Abenddämmerung hört auf, wenn die Sonne eine ſenkrechte Tiefe von etwa achtzehn Graden unter dem Horizonte erreicht hat. Dieſe achtzehn Grade machen nämlich den Sehungsbogen der kleinſten Sterne aus, d. h. wenn die Sonne dieſe Tiefe hat, ſo ſind die kleinſten Sterne einem gewöhnlichen guten Auge ſichtbar, oder es iſt völlig dunkel. Die Dauer der Dämmerung iſt ſehr verſchieden. In den Ländern unter dem Aequator währt ſie an den Tagen der Nachtgleiche 1 Stunde 12 Minuten, und wird deſto länger, je mehr ſich die Sonne vom Aequator entfernt. Unter den Polen der Erde, wo 6 Monate lang Tag, und 6 Monate lang Nacht iſt, dauert die Abenddämmerung faſt 2 Monate nach dem Verſchwinden der Sonne, und die Morgendämmerung fängt faſt 2 Monate vor ihrem Wiedererſcheinen an, ſo daß dadurch ein großer Theil dieſer halbjährigen Polarnacht erleuchtet wird. Sie iſt doppelt wohlthätig, indem ſie die Nacht abkürzt, und

zugleich die ſchädliche Wirkung der ſchnellen Abwechſelung des Lichtes und der Finſterniß auf unſere Augen verhindert.

Dämmerungskreis heißt in der Naturlehre der Kreis, welcher die Grenze der Dämmerung bezeichnet und gewöhnlich in einer Tiefe von 18 Graden unter dem Geſichtskreiſe mit dieſem gleichlaufend beſchrieben wird. (S. d. vorſtehenden Artikel.)

Dämmerungsvögel ſ. **Schmetterlinge.**

Dämon, Dämoniſch, Dämonologie, (griechiſche und orientaliſche). Einer der wichtigſten Gegenſtände für den philoſophiſchen Forſcher der Geſchichte der Menſchheit iſt unſtreitig der Glaube an Dämonen, höhere Weſen von mächtigem Einfluß auf die Schickſale der Menſchen; denn wie viel Heilſames und Schädliches, wie viel Weisheit und Thorheit, wie viel Religioſität und Aberglaube hat ſich nicht an dieſen Glauben geknüpft! Es wird daher zweckmäßig ſein, wenn wir hier, in flüchtigen Umriſſen, die Geſchichte deſſelben entwerfen. Der Name **Dämonen** (*δαιμόνια, δαίμονες*, genii), unter welchem wir jene Geiſter öfters genannt finden, weiſet uns, da er griechiſchen Urſprungs iſt, zunächſt auf **Griechenland**, und es ſchadet nichts, wenn wir von dieſem Puncte ausgehen. Schon bei Homer finden wir Dämonen. Nur von Göttern aber wird bei ihm als von Dämonen geredet; die Götter ſelbſt reden ſich mit dieſer Benennung an, und dämoniſch iſt ſo durchaus gleichbedeutend mit göttlich, daß die Ableitung des Wortes Dämon von **Daëmon**, d. i. höchſt einſichtig, weiſe, allwiſſend, allerdings eine Beſtätigung dadurch zu erhalten ſcheint. Wie ganz anders ſchon bei Heſiodus, der uns berichtet:

> Drei Myriaden ja ſind der Unſterblichen rings um den Erdkreis,
> Heilige Diener des Zeus, der ſterblichen Menſchen Behüter,
> Welche die Obhut tragen des Rechts und der ſchnöden Vergehung,
> Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich.

Daß unter dieſen Unſterblichen Dämonen zu verſtehen ſeien, geht aus Plutarch hervor, welcher ſagt, Heſiodus habe beſtimmt vier Claſſen vernünftiger Weſen angenommen: Götter, eine Menge Dämonen, Heroen und Menſchen. Heſiodus ſelbſt aber ſagt in der Stelle von den Zeitaltern (Op. et Dies 121 — 126.) von den Menſchen des goldenen Alters: nach ihrem Tode

> Werden ſie fromme Dämonen der obern Erde genennet,
> Gute, des Wehs Abwehrer, der ſterblichen Menſchen Behüter,
> Welche die Obhut tragen des Rechts und der ſchnöden Vergehung,
> Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich,
> Geber des Wohls: dies ward ihr königlich glänzendes Ehramt.

Hier zeigen ſich alſo unzweideutige Spuren einer ſchon ausgebildeten Dämonenlehre. Eigentliche Claſſification findet ſich aber erſt ſpäter, nachdem der Volksglaube durch die Schulen der Philoſophen gegangen war. Ariſtoteles unterſcheidet die Unſterblichen in Götter und Dämonen, die Sterblichen in Heroen und gewöhnliche Menſchen. In den Regionen der griechiſchen Philoſophie ſpielten dieſe Dämonen ſchon frühzeitig eine bedeutende Rolle. Thales und Pythagoras, Sokrates und Xenophon, Empedokles und die Stoiker dichteten viel von ihnen, jeder auf ſeine Weiſe; alle jedoch überfliegt der dichteriſche Platon. Im Gaſtmahl erklärt ſich Diotima über die Dämonen alſo: „Alles Dämoniſche iſt zwiſchen Gott und dem Sterblichen, und ſeine Verrichtung iſt, zu verdolmetſchen und zu überbringen den Göttern, was von den Menſchen, und den Menſchen, was von den Göttern

kommt; der Einen Gebete und Opfer und der Andern Befehle. In der Mitte zwiſchen Gott und Menſch iſt das Dämoniſche, alſo die Ergänzung, damit nun das Ganze in ſich ſelbſt verbunden ſei. Und durch dies Dämoniſche geht auch alle Weiſſagung, und die Kunſt der Prieſter in Bezug auf Opfer, Weihungen, Beſprechungen und allerlei Wahrſagung und Bezauberung. Denn Gott verkehrt nicht mit Menſchen, ſondern aller Umgang und Geſpräch der Götter mit den Menſchen geſchieht durch die Dämonen ſowohl im Wachen als im Schlafe. Solcher Dämonen oder Geiſter gibt es viele und vielerlei." An andern Stellen berichtet er uns von ihnen, ſie seien in Luft gekleidet, wandeln über dem Himmel, ſchweben über den Sternen und verweilen auf der Erde; ſie ſchauen unverhüllt in die Geheimniſſe der Zukunft und verwalten ſie nach Gefallen; jeder Sterbliche erhalte mit jedem neuen Leben einen eigenthümlichen Dämon, der ihn bis ans Ende begleite, und ſeine Seele zu dem Orte der Reinigung und Strafe führe. Im Allgemeinen dachte ſich das Volk unter ihnen die Gottheit, ſofern ſie die menſchlichen Schickſale lenket, und man theilte ſie in Beziehung auf die Wirkungen, die ihnen zugeſchrieben wurden, in gute und böſe Geiſter, in Agathodämonen und Kakodämonen. Die Römer bildeten die griechiſche Dämonologie in ihrem eignen weniger poetiſchen Charakter, und vermiſcht mit etruskiſchen Vorſtellungen weiter aus. Ihnen bedeutete der Genius den Geiſt des individuellen Lebens. In dieſem allen erkennt man leicht die urſprüngliche Idee: Wo eine unerklärliche Macht wirkt in Natur oder Freiheit, da iſt etwas Dämoniſches; dieſe Idee aber ward ausgebildet durch Philoſophie, welche den Volksglauben berichtigen und die Vernunft mit dieſem Glauben verſöhnen wollte. Um die Idee der Gottheit in ihrer Reinheit darzuſtellen, mußte man die mythologiſchen Anſichten allmählig zurückdrängen, und dies konnte nicht unvermerkter als durch Hinzuziehung der Dämonen geſchehen. Ob aber gleich griechiſche Philoſophen dies für Griechenland thaten, ſo darf man darum doch nicht glauben, daß auch dieſe Ideen, wie das Wort Dämon, griechiſchen Urſprungs ſeien; vielmehr iſt es glaublich, daß die ganze Dämonenlehre nach Griechenland nur verpflanzt ſei. Ihr eigentlicher Urſprung iſt in den Religionen des Orients zu ſuchen, wo wir ſie überall wiederfinden. Die Hindu zählen außer dem höchſten Weſen, Para, Brama, 33,000 Götter und eine unausſprechliche Zahl von Götterdienern. Den höchſten Rang unter jenen Göttern behauptet die Dreieinigkeit, Brama, Wiſchnu und Ruddren, die in ewigem Wechſel ſchaffen, erhalten und zerſtören. Wenn des Zerſtörers Anbeter ſterben, ſo ſendet er ſeine Diener, daß ſie dieſelben zu ihm bringen, damit er ihnen ſeine Seligkeit zu genießen gebe. Die Dämonen ſind hier die Dweta's. Ungleich ſyſtematiſcher ausgebildet finden wir aber dieſe Lehre in der Religion Zoroaſters oder dem chaldäiſch-perſiſchen Magismus, der auch unſtreitig als eine Hauptquelle der Dämonologie anzuſehen iſt. Um die Entſtehung des Uebels zu erklären, nahm Zoroaſter neben einem guten noch ein böſes Prinzip an, als Quellen alles Guten und alles Uebels, und bildete dieſe Idee alſo aus: Es giebt ein Reich des Lichts und ein Reich der Finſterniß; in jenem herrſcht Ormuzd, der Urheber und Verbreiter alles Guten, in dieſem Ahriman, der Quell alles Uebels, des moraliſchen wie des phyſiſchen. Um den Thron des Ormuzds ſtehen die ſieben Amſchaſpands (Erzengel), die Fürſten des Lichts, unter denen er ſelbſt der erſte iſt. Ihnen ſind untergeordnet die Izeds, die Genien

von Allem, was gut iſt, von welcher Art es auch ſei; dieſen die Feuers. Auf gleiche Weiſe iſt das Reich der Finſterniß unter Ahriman organiſirt. Sein Thron wird umgeben von den oberſten ſieben Diws, den Fürſten des Böſen, und eine zahlloſe Menge niederer Diws ſtehen unter ihnen, wie die Izeds unter den Amſchaſpands. In unaufhörlichem Streite unter einander ſind Ormuzds und Ahrimans Reiche; aber einſt wird Ahriman beſiegt; das Reich der Finſterniß hört gänzlich auf. Heeren hat darzuthun geſucht, daß dieſe Ideale nach den Verfaſſungen copirt ſeien, die den aſiatiſchen Monarchien eigen ſind, aber Alles ſichtbar modificirt nach dem Local, wo, und den Zeitumſtänden, unter welchen der Geſetzgeber und Religionsſtifter auftrat. Allein letzterer blieb nicht blos bei dieſen allgemeinen Begriffen ſtehen, ſondern übertrug ſie auch auf einzelne Gattungen von Weſen. Alle vernünftige und unvernünftige, lebende und lebloſe Weſen gehörten zu einem jener Reiche; die reinen Menſchen, Thiere und Gewächſe zu Ormuzds; die unreinen (giftigen ſchädlichen) zu Ahrimans Reiche. Auf dieſe Weiſe war die Dämonologie im Parſismus zu einer Ausdehnung gediehen und in einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang gebracht, wie man ſie anderwärts nicht kannte. Ob Horn (bibliſche Gnoſis) Recht habe, daß die Aegypter von den Parſen entlehnt haben, kann hier nicht unterſucht werden, verdient aber eine nähere Prüfung. Zwar finden wir bei den Aegyptern den Kreis des Mondes, Waſſer, Erde und Luft mit Dämonen angefüllt, den Elementen und Körpern vorſtehend, Steine, Metalle und Pflanzen unter ihrem Einfluß und die Menſchenſeelen in ihrer Macht, allerdings alſo ein weit verbreitetes Reich der Dämonen; aber nicht jenen auffallenden Dualismus (der jedoch in Oſiris und Typhon hervortritt) und Parallelismus des Zoroaſteriſchen Syſtems. Wären nun aber auch ägyptiſche und perſiſch-chaldeiſche Dämonologie nicht aus Einer Quelle gefloſſen, ſo berührten ſie ſich doch ſpäterhin in einem Puncte, um gemeinſchaftlich eine neue zu geſtalten. Obſchon nämlich die Dämonenlehre auf verſchiedenen Wegen über Vorder-Aſien nach Griechenland kam, ſo war doch Aegypten die Hauptquelle für die höhere Dämonologie der Griechen, unter denen ſie durch die Orphiker und die Myſterien verbreitet, und von den Philoſophen bis nach Chriſti Geburt herab ausgebildet wurde. Während ſie aber auf ſolchem Wege zu den Griechen kam, erhielten ſie die Hebräer auf zwei verſchiedenen andern Wegen. Zur Zeit des babyloniſchen Exils ſchöpften ſie unmittelbar aus der Quelle des chaldeiſch-perſiſchen Magismus, und wenn ſie auch früher Elohims und Engel gekannt haben ſollten (merkwürdig iſt immer, daß die letztern zuerſt in der Geſchichte des Chaldäers Abraham vorkommen, und daß ihrer in den früheren Propheten gar nicht gedacht wird, bei Daniel hingegen deſto mehr), ſo wurde doch die Theorie von ihnen in und nach der babyloniſchen Gefangenſchaft erſt ausgebildet. Derſelbe Dualismus, den wir in Zoroaſters Syſtem bemerken, thut ſich nun auch hier hervor, es giebt gute und böſe Dämonen; ſie werden claſſificirt und bekommen eigene Namen. Es ſind ſieben gute Dämonen, welche den Staatsrath Jehovahs ausmachen, und immer vor ſeinem Throne ſtehen (Tob. 12, 15). Von der andern Seite kam dieſe Nation unter den Seleuciden und Ptolomäern auch mit Aegypten und den Griechen, beſonders in Alexandrien, in lebhafteren und dauernden Verkehr und zu den aus dem Magismus oder Parſismus adoptirten Vorſtellungsarten geſellten ſich ägyptiſch-griechiſche, welchen Zuſammenfluß man hauptſächlich im neuen Teſtamente wahrnimmt.

unmöglich war es, das Eindringen griechiſcher Philoſopheme abzuwehren. Unter Esra und Nehemia verhallte bereits die Stimme der Propheten; an die Stelle der Lehrer traten Gelehrte; Studium und Speculation begannen, Volksglaube und Philoſophie trennten ſich, und die Philoſophen ſelbſt theilten ſich in mehrere Secten. Den orthodoxen Phariſäern ſtanden gegenüber die heterodoxen Saducäer und Eſſäer, und kein Hoherprieſter und kein Sanhedrin vermochten zu verhindern, das nicht auch das Volk (dem ſchon die Samaritaner gegenüber ſtanden) in dieſe Parteien ſich getheilt hätte. So ſtand es, als Chriſtus auftrat. Pythagoräiſche und Platoniſche Philoſophie, mit Orientalismen verſchmolzen, hatten bereits den Keim entwickelt, der in der helleniſtiſchen Philoſophie der Juden ſich ausbildete, und ein Cabbalismus ſtand, von den feinſten Köpfen der Nation gehegt, neben der Rabbinen-Philoſophie. In Hinſicht auf die Geiſterlehre bemerkt man, daß der Ausdruck Dämon und dämoniſch im Sinn eines böſen plagenden Geiſtes beſtimmter hervortritt. Hieraus entſprangen nun jene Begriffe von Dämonen als Geiſtern böſer Menſchen, die in den Leib derſelben fahren und ſie plagen, und von den Mitteln dagegen, z. B. von Wunderkräutern, wodurch man dieſe Dämonen austreiben könne. So erſcheinen die Dämonen als Untergeiſter eines (perſiſchen) Satanas, eines leidenſchaftlichen, feindſeligen boshaften, menſchenfolternden und marternden Plagegeiſtes. Anderer Seits war ein Ausſpruch Chriſti (Matth. 28., 10) Veranlaſſung zur Annahme des Satzes, daß ein Engel jedem Menſchen als Schutzgeiſt beigegeben ſei. Die chriſtlichen Schriftſteller machten jene böſe Bedeutung von Dämonen zur herrſchenden, ſo daß die Dämonen als böſe Geiſter den Engeln als guten Geiſtern entgegengeſetzt wurden. In dieſer Entgegenſetzung bildete ſich nun die Geiſterlehre aus zur Angelologie, d. i. zur Lehre von guten Engeln, und Dämonologie, Lehre von böſen Engeln. Bei dieſer weitern Ausbildung aber verſchmolz in dem Chriſtianismus jüdiſche und griechiſch-philoſophiſche Vorſtellungsart oft wunderſam in einander. Wie Platons Mythus eine unerſchöpfliche Quelle für die Neu-Platoniker, ſo wurde er es auch für die Kirchenväter; und die chriſtliche Dogmatik, die man hier mit Recht vom Chriſtenthume unterſcheidet, wurde der Punct, in welchem alle Zweige der Dämonologie des Orients und Occidents ſich vereinigten. (S. übrigens auch die Artikel Engel, Teufel, Genien und Cabalis.) dd.

Damon und Pythias, zwei edle Syracuſaner, welche als ſeltene Muſter unerſchütterlicher Freundſchaft berühmt geworden ſind. Pythias war unſchuldig von Dionyſius, dem Tyrannen, zum Tode verurtheilt worden, hatte aber auf die Bürgſchaft ſeines Freundes Damon die Erlaubniß erhalten, ſeine Angelegenheiten in einem benachbarten Orte perſönlich in Ordnung bringen zu dürfen. Dagegen war dieſer ins Gefängniß gegangen und hatte verſprochen, für Pythias den Tod zu leiden, wenn er zur beſtimmten Zeit nicht zurückgekehrt ſein würde. Unerwartete Hinderniſſe verzögerten ſeine Rückkunft; ſchon wandelt Damon getroſt und feſt überzeugt von der Treue ſeines Freundes dem Richtplatze zu; ſchon beginnt das Volk zu murren und den leichtgläubigen Damon zu beklagen: als plötzlich Pythias durch die Haufen des Volks ſeinem Freunde in die Arme ſtürzt. Bei dem edelſten Wettkampfe unter beiden, da Jeder für den Andern ſterben will, zerfließen alle Anweſende in Thränen, und Dionyſius ſelbſt tritt hinzu, begnadigt ſie und bit-

tet, ihn als den Dritten in dieſen ſchönen Freundſchaftsbund aufzunehmen. Wer kennt nicht Schillers treffliche Ballade, die Bürgſchaft, zu welcher dieſe Geſchichte den Stoff hergab?

Dampf, Dämpfe. Wenn man Körper, vorzüglich flüſſige, einem ſtarken Grade von Hitze ausſetzt, ſo dehnen ſich ihre ſämmtlichen Theile in einen weitern Raum aus, und erhalten zugleich einen höhern Grad von ſpecifiſcher Elaſticität. Ihre Beſtandtheile vereinigen ſich mit dem Wärmeſtoffe und bilden in dieſer Vereinigung dasjenige, was man Dämpfe nennt: der aus kochendem Waſſer aufſteigende Dampf iſt ſehr geeignet dieß vollkommen anſchaulich zu machen. Die auf dieſe Weiſe aus den Körpern abgeſchiedenen elaſtiſchen Stoffe ſind überhaupt von zweierlei Art. Einige bleiben nämlich, wenn ſie auch wieder erkalten, elaſtiſch, heißen daher permanent-elaſtiſche oder luftförmige Flüſſigkeiten, Luft oder Gasarten; diejenigen aber, welche durch die bloße Wirkung der Kälte ihre elaſtiſche Form wieder verlieren, werden insbeſondere Dämpfe oder elaſtiſche Dünſte genannt. Die Erzeugung derſelben kann man ſchon bei einem gewöhnlichen Theekeſſel wahrnehmen; beſſer aber noch bei der Wind- oder Dampfkugel (Aeolopile), d. i. einer metallenen, mit einer offenen Röhre verſehenen Kugel, in welcher Waſſer zum Sieden gebracht wird. Bei einem gewiſſen Grade der Wärme fängt das Waſſer, oder welche Flüſſigkeit man ſonſt nimmt, zu kochen an, und verwandelt ſich in eine höchſt elaſtiſche und flüſſige Subſtanz, in Dämpfe, die aus der Röhre oder Windkugel wie ein heftiger Wind ausſtrömen, und in ein Gefäß von gleicher oder noch ſtärkerer Hitze aufgenommen, die Durchſichtigkeit, Elaſticität und alle übrigen mechaniſchen Eigenſchaften der Luft haben und beibehalten. Treffen aber dieſe Dämpfe außer dem Gefäße die atmoſphäriſche kältere Luft an, ſo erſcheinen ſie darin als ein Nebel, vermiſchen ſich mit derſelben, und verſchwinden endlich unvermerkt. Stoßen ſie an die Oberfläche eines kalten Körpers, z. B. eines Glaſes, Steines ꝛc., ſo verdichten ſie ſich wiederum in Tropfen, die ein Theil der im Gefäße enthaltenen Flüſſigkeit ſind. Die Elaſticität der Dämpfe iſt außerordentlich; nach den Verſuchen der geſchickteſten Phyſiker nehmen die Dämpfe einen 1470 mal größern Raum ein, als die Quantität Waſſer, woraus ſie entſtanden, ſo daß aus 1 Cubikzoll Waſſer 1470 Cubikzoll Dämpfe entſtehen. Dieſe Dämpfe nun, wenn ſie in einem engen Raume eingeſchloſſen werden, der ihrer Ausdehnung Widerſtand entgegen ſetzt, bringen unglaubliche Wirkungen hervor, wie wir bei Vulcanen und Erdbeben ſehen. Auch iſt dieſe Eigenſchaft der Dämpfe zu mehrern wichtigen Erfindungen, z. B. der Dampfmaſchine, des Dampfboots u. ſ. f. ſehr häufig und mit großem Vortheile benutzt worden; ſo wie andererſeits der außerordentliche Hitzegrad, den Waſſerdämpfe anzunehmen fähig ſind, die Veranlaſſung zu ihrer Anwendung beim Dampf-Koch-Apparat, Papinian. Topfe ꝛc. gegeben hat. Man bedient ſich auch der Dämpfe in der Heilkunſt, z. B. bei Dampfbädern. Man vergl. die folg. Art.

Dampfbad oder Dunſtbad, in der Heilkunſt, die Erwärmung kranker Glieder durch den Dampf oder Dunſt heißer Arzneimittel, welchen man an dieſelben ſteigen läßt, um ſie in Schweiß zu bringen. Dann auch ſo viel als Schwitzbad; die Erwärmung des ganzen Körpers in einer ſehr ſtark geheizten Stube. S. Bäder. In der Scheidekunſt heißt Dampfbad der Dampf des kochenden Waſſers, um einen Körper darin aufzulöſen, und die dazu nöthige Vorrichtung.

Dampfboot (engl. Steam-boat) ein Fahrzeug, welches ſtatt der Segel oder Ruder ein Rad mit Schaufeln, oder eigentlich zwei, an den beiden Enden einer Welle angebrachte Schaufeln hat, die in das Waſſer reichen und die Stelle der Ruder vertreten. Durch die in der Mitte des Schiffs oder Bootes angebrachte Dampfmaſchine wird dieſes Schaufelrad in Bewegung geſetzt und erhalten. Die Kraft dieſer Schaufeln macht, daß das Schiff ſich weit ſchneller fortbewegt, als ein gewöhnliches Packetboot. Selbſt gegen Wind und Fluth kann ein ſolches Fahrzeug 4 engliſche Meilen in einer Stunde zurücklegen; bei günſtigem Winde geht es noch viermal ſchneller. Es kommt aber freilich bei der Einrichtung eines Dampfboots ſehr viel auf die richtige Stellung der Schaufeln, auf das gehörige Einſenken derſelben ins Waſſer, und auf die Leitung des Fahrzeugs überhaupt an. Der Erfinder des Dampfboots iſt ein Landsmann des unſterblichen Franklin's, Robert **Fulton** (ſ. d. Art.). Das erſte Dampfboot wurde nach ſeiner Angabe zu New-York erbaut, und lief daſelbſt am 3. October 1807 vom Stapel. Seitdem iſt dieſe Art Fahrzeuge, die in einem von ſo vielen ſchiffbaren Flüſſen durchſchnittenen Lande, wie Nordamerica iſt, von dem größten Nutzen ſind, außerordentlich vervielfältigt worden, und ſie ſind auf dem Hudſon und Lorenzo-Fluſſe, dem Delaware, Ohio, Miſſiſippi und andern Flüſſen, allgemein im Gebrauche. Selbſt auf den Fähren, mit welchen man in America über die Flüſſe ſetzt, hat man die Dampfmaſchinen angebracht. Schon früher, im J. 1791, zeigte Clarke zu Leith in Schottland ein Boot, welches durch Dämpfe fortgetrieben wurde. Einige Zeit nachher wurde ein ähnliches Boot zu Glasgow in Schottland gezeigt. Erſt im J. 1812 machte man einen Verſuch im Großen mit einem Dampfboote auf dem Fluſſe Clyde in Schottland. Seitdem gehen 16 bis 17 Dampfboote regelmäßig zwiſchen Glasgow und Greenock auf der Clyde hin und her. Ein ſolches Boot, das früh von Glasgow abgeht, kommt Abends wieder dahin zurück, obgleich die Entfernung beider Städte von einander 5 deutſche Meilen beträgt. In England waren im J. 1815 nur 2 Dampfboote auf der Themſe, und 1 zu Hull in Yorkſhire; alle drei waren von Glasgow dahin gebracht worden. Zwei davon machten die Ueberfahrt aus Schottland längs der Oſtküſte Englands, nachdem man die Räder der Dampfmaſchine ausgehoben hatte, während ſchöner Witterung, mit Segeln, das dritte hingegen lief, durch die Kraft der Dampfmaſchine bewegt, aus der Mündung der Clyde aus, umfuhr die ganze Weſt- und Südküſte Englands, und war ſo das erſte Dampfſchiff, das ſich auf das hohe Meer gewagt. — Die gewöhnliche Einrichtung eines ſolchen Dampfboots iſt folgende. Im Vorder- und Hintertheile des Fahrzeugs befinden ſich Cajüten für Paſſagiere, wenn es als Packetboot gebraucht wird, oder leerer Raum für die Waaren. Im mittelſten Theile des Fahrzeugs iſt die Dampfmaſchine. Der Dampfkeſſel ſteht rechts, wenn man von dem hintern Theile des Boots nach vorn hin ſieht, auf der Stribordſeite; der Cylinder und das Schwungrad am Backbord. Durch das Herauf- und Heruntergehen des Kolbens wird an jeder Seite des Boots durch einen, mit einer Kurbel verſehenen Arm, ein ſenkrechtes Rad mit Schaufeln umhergedreht, welches den unterſchlächtigen Waſſerrädern der Mühlen gleicht, deren jedes ungefähr 11 Fuß im Durchmeſſer und $3\frac{1}{2}$ Fuß Breite hat, und aus dickem Eiſenblech verfertigt iſt. Von dieſen Rädern iſt der vierte Theil des Halbmeſſers unter dem Waſſer eingetaucht; dieſer untere Theil,

und jede Schaufel, die in die unterſte Stelle kommt, dient ſtatt des Ruders. Um alles lärmende Getöſe zu verhüten, welches durch das Eintreten der Schaufeln in das Waſſer verurſacht werden könnte, gibt man den Schaufeln eine ſolche Stellung, daß eine jede gegen die Achſe ſchief ſteht. Alle ſchneiden bei ihrem Eintauchen in das Waſſer unter einem ſchiefen Winkel ein, ſtatt gegen daſſelbe zu ſchlagen. Dieſes macht, daß die Schaufeln ſanft und gleichförmig auf das Waſſer wirken. Durch das außerordentlich ſchnelle Umhertreiben der Schaufelräder wird der geſchwinde Gang des Schiffes oder Bootes bewirkt. Gewöhnlich legt ein ſolches Fahrzeug 6 bis 7 Seemeilen in einer Stunde zurück; bei gutem Winde und einem nicht zu ſehr bewegten Meere kann es wohl 11 bis 12 Seemeilen in einer Stunde machen. Unter dem Keſſel der Dampfmaſchine muß ununterbrochen ein lebhaftes Feuer unterhalten werden; man rechnet, daß dazu in 24 Stunden 5 Tonnen Steinkohlen erforderlich ſind. Der Rauch wird durch eine weite, aus ſehr dickem Schmiedeeiſen gefertigte cylindriſche Röhre abgeführt, und dieſen Schornſtein benutzt man zugleich als Maſtbaum; man ſetzt eine Segelſtange mit einem Segel darauf. Der Ofen unter dem Keſſel wird von Backſteinen gebaut, die durch eiſerne Bänder feſt zuſammengehalten werden; die hölzernen Schiffswände umher werden mit Eiſenblech beſchlagen. Um den Ofen iſt die Hitze faſt unerträglich; der Schürer aber muß immer zugegen ſein, weil unter dem Roſte fleißig geſchürt werden muß, um zu verhüten, daß die Steinkohlen nicht in eine Maſſe zuſammenbacken. Der oben erwähnte ſtarke Verbrauch an Brennmaterialien macht, daß die Dampfboote zu ſehr weiten Reiſen, und beſonders zu Waarentransporten, nicht wohl gebraucht werden können; deſto wichtigere Dienſte können ſie als Aviſo- und Courierſchiffe in Kriegszeiten leiſten, und überhaupt zur Beſchleunigung des Poſtenlaufs, beſonders in den Sommermonaten, wo öfters Windſtillen auf dem Meere eintreten, für Reiſende und Depeſchen mit großem Vortheil auf der See gebraucht werden. Durch die Reiſe, welche das oben erwähnte Dampfboot von der Elbe aus bis in die Themſe auf offener See gemacht hat, iſt es außer Zweifel geſetzt worden, daß die rudernden, durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzten Schaufelräder auch auf ſtürmiſchem Meere ihren Dienſt nicht verſagen, und daß ſie das Dampfboot durch die Wellen zwar langſamer, als in ruhiger See, aber doch immer noch mit einer Geſchwindigkeit forttreiben, welche die gewöhnliche eines Schiffes übertrifft. Der Vortheil, den die Dampfboote an Seeküſten und auf Flüſſen gewähren, ſcheint jetzt hinlänglich bewährt zu ſein. In Deutſchland erſchien das erſte Dampfboot auf dem Rheine bei Cöln am 12ten Junius 1816. Es kam von Rotterdam und war nach Frankfurt am Main beſtimmt; ſeine Einrichtung war ganz die oben beſchriebene. Die Walze, welche durch die Dämpfe in Bewegung geſetzt wurde, hatte an jedem ihrer beiden Enden ein Rad mit acht Schaufeln, durch deren Kraft das Fahrzeug dergeſtalt fortbewegt wurde, daß es bei der damaligen ſtarken Waſſerhöhe gegen die heftigſte Strömung ſchneller fortging, als es von Pferden hätte gezogen werden können. Es hatte die Fahrt von Rotterdam bis Cöln in etwas mehr, als fünf Tagen gemacht. Am 15ten Juni kam es ſchon wieder nach Cöln zurück, ohne bis Frankfurt gekommen zu ſein. Man ſchien ſich überzeugt zu haben, daß dieſes Fahrzeug zur Schifffahrt auf dem Rheine nicht ganz geeignet ſei. Faſt zu gleicher Zeit kam auch ein Dampfboot in Hamburg an; es hatte von Curhaven bis Hamburg,

wider den Strom, 10 Stunden zugebracht. Es war 63 Fuß lang, 22½ Fuß breit, und die in demſelben angebrachte Maſchine arbeitete mit der Kraft von 34 Pferden. Es wurde als Poſtſchiff zwiſchen Hamburg und Cuxhaven gebraucht, und ging dreimal die Woche hin und her; der Beifall, den dieſe Einrichtung anfangs fand, ſchien in der Folge ſich zu vermindern. Dieſe beiden Boote, ſo wie das vor einiger Zeit aus England nach Paris auf die Seine gebrachte, und das des Engländers Baird zu Petersburg, welches täglich regelmäßige Fahrten zwiſchen Petersburg und Cronſtadt macht, und dazu 3 Stunden braucht, waren alle in England gebaut worden. Aber in Deutſchland ſelbſt hat Humphreys das erſte Dampfboot zu Pichelsdorf an der Spree erbaut, das die Fahrt zwiſchen Berlin und Hamburg regelmäſſig machte. Allein im Jahr 1818 ging wegen Mangels an Reiſenden dieſe Dampfpoſt wieder ein. Ein Vorfall, der ſich am 5ten Juni 1816 in dem Gebiete der vereinigten nordamerikaniſchen Staaten ereignete, machte einen für die Sache ſelbſt nachtheiligen Eindruck. Ein großes Dampfboot lag zu Mariette auf dem Miſſiſſippi vor Anker, um eine Ladung Eiſen einzunehmen. In dem Augenblicke, als man die Anker aufziehen wollte, wurde die Entwickelung der Dämpfe zu ſtark, und der Dampfkeſſel ſprang. Die Exploſion war fürchterlich. Alle auf dem Boot befindlichen Leute wurden über Bord geworfen und ſchrecklich verſtümmelt. Es wurde bei dieſer Gelegenheit bekannt, daß David Heath in Neu-Jerſey eine ganz neue Bauart des Dampfkeſſels erfunden habe, wodurch ähnlichen Vorfällen vorgebeugt würde. Um auch in Deutſchland die Gemüther wegen jenes Vorfalls zu beruhigen, ſuchte Humphreys in Berlin aus den dabei Statt gehabten Umſtänden wahrſcheinlich zu machen, daß man mit dem Sicherheitsventil nachläſſig umgegangen ſein möchte, daß beim ſchleunigen Einladen des Eiſens wahrſcheinlich einiges davon auf das Ventil geworfen worden, und daß der Dampfkeſſel dieſes Boots, um die Koſten zu ſparen, von gegoßenem Eiſen geweſen ſein möchte, wodurch eben die Exploſion ſo zerſtörend geworden wäre. Zugleich machte er bekannt, daß, um alle ſolche Vorfälle bei ſeiner Dampfmaſchine unmöglich zu machen, er ſich nur der Keſſel von geſchlagenem Eiſen bediene, und daß er das Sicherheitsventil durch einen eiſernen Behälter für jeden Unkundigen ganz unzugänglich gemacht habe. Zu noch mehrerer Sicherheit hat er eine gebogene Röhre, die aus dem Dampfkeſſel geht, angebracht, welche mit einem berechneten Gewicht von Queckſilber gefüllt iſt. Wenn nun auch durch irgend einen Zufall der eiſerne Behälter, welcher das Sicherheitsventil umgibt, zerbrochen, und das Ventil dadurch auf einen Augenblick aus ſeiner Function geſetzt werden ſollte; ſo könnte doch ſelbſt da kein ſolcher Unfall entſtehen, indem ſodann die Dämpfe das Queckſilber herauswerfen und ſämmtlich ausſtrömen müßten. Der Mechanikus Owen in Stockholm hat eine bedeutende Verbeſſerung in den Dampfbooten gemacht. Da die bisher an denſelben gewöhnlichen Seitenräder mehr oder weniger in das Waſſer tauchen, je nachdem das Fahrzeug befrachtet iſt, wodurch ihre Wirkung ungleich gemacht wird, auch, wenn zugleich das Segel gebraucht wird, ein Rad oft kaum den Waſſerſpiegel berührt, während das andre ganz unter Waſſer iſt; ſo hat Owen es zweckmäßig gefunden, ein Rad an dem Hintertheile des Fahrzeugs anzubringen, wodurch das Schiff, ohne Hülfe der Segel, in weniger als 3 Minuten 180 Klafter weit fortgetrieben wird; eine Wirkung, welche faſt der Wirkung der Seitenräder bei den günſtigſten Umſtänden gleich kommt, ohne daß dieſe Einrichtung die Mängel der letztern hat. Nach dieſer Idee hat Owen

bereits 2 Fahrzeuge gebaut, die im Gange ſind. In Dänemark ſind bisher auch verſchiedene Verſuche mit Dampfſchiffen angeſtellt, aber bis jetzt der Plan, ſie zur Ueberfahrt über den Belt zu gebrauchen, noch nicht ausgeführt worden. — In England beſchäftigte ſich ſelbſt die Nationalgeſetzgebung 1817 mit dieſem Gegenſtande, und entwarf das Parlament nach den ſorgfältigſten Unterſuchungen eine Vorſchrift, nach der von dieſem Zeitpunct an die Dampfboote und Dampfſchiffe müſſen eingerichtet werden. — Die Anwendung derſelben verbreitet ſich übrigens täglich mehr.

Dampf-Buchdrucker-Maſchine. In England hat man ſeit mehreren Jahren die Dampfmaſchine auch für die Buchdruckerpreſſen angewendet. Das Verdienſt dieſer Erfindung gehört einem Deutſchen, König aus Eisleben, der in Verbindung mit einem Landsmann, Bauer aus dem Würtembergiſchen dieſe Art zu drucken in der Druckerei der bekannten Zeitung the Times in London mit Erfolg betreibt. Die Preſſe iſt einer Kupferdruckerpreſſe ähnlich, und wird durch Cylinder bewegt, die von der Dampfmaſchine ihren Schwung erhalten. Mitten über dem Geſtelle iſt ein Gefäß mit Druckerfarbe angebracht, die beim Ausfließen nach und nach auf ſechs verſchiedene Cylinder ſich verbreitet, deren unterſter mit einer Haut überzogen iſt, und die Stelle der gewöhnlichen Buchdruckerballen vertritt. Unter dieſen Farben-Cylindern ſind zwei große hölzerne Cylinder angebracht, deren jeder gerade ſo viel Umfang hat, daß er mit drei Bogen Druckpapier völlig und auf allen Seiten bedeckt werden kann. Ein bei der Maſchine ſtehender Arbeiter hat neben ſich einen Haufen angefeuchteter Bogen; dieſe breitet er über die Cylinder nach dem Verhältniſſe, wie dieſe ſich um ihre Achſe drehen, und einen leeren Platz darbieten. Iſt die Maſchine in voller, ungehemmter Thätigkeit, und der Arbeiter ſelbſt eben ſo thätig, ſo können durch jeden dieſer beiden Cylinder 550 Blätter in einer Stunde abgedruckt werden; in der Regel werden 450 Blätter auf eine Stunde gerechnet. Die in eiſernen Rahmen, wie gewöhnlich, geſetzten Lettern werden auf ein metallenes, mit vier Rädern verſehenes Geſtell gelegt, das in Fugen von einem Ende der Maſchine zum andern ſchnell hin und her läuft, und indem es unter den Farben-Cylindern, von welchen die Lettern die Farben erhalten, und zwiſchen den beiden mit weißem Papier umwundenen Cylindern durchgeht, werden die weißen Bogen gehörig bedruckt. Die Bewegung aller dieſer Cylinder iſt mit der äußerſten Genauigkeit berechnet. Der bedruckte Bogen bleibt nun nicht mehr am Cylinder kleben, ſondern hängt von demſelben herab. Ein Knabe, der am Ende des Gerüſtes ſitzt, nimmt die herabhängenden Bogen vollends herunter, und legt ſie, wie gewöhnlich, auf einen Haufen. Der Knabe iſt angewieſen, jedesmal zu unterſuchen, ob der Druck vollkommen, oder etwas Fehlerhaftes dabei vorgefallen iſt. Da jedoch die Maſchine jedesmal, ehe ſie ihre Arbeit beginnt, gehörig zugerichtet wird, ſo fällt äußerſt ſelten ein fehlerhafter Abdruck vor. Der Druck iſt weit reiner, als er bei der gewöhlichen Verfahrungsart, wenn das Geſchäft raſch betrieben wird, auszufallen pflegt. Aber der größte Vorzug der Maſchine beſteht in der Schnelligkeit der Arbeit, und ſie wird dadurch beſonders für das Drucken der Neuigkeitsblätter, oder ſolcher Schriften, von denen zahlreiche Abdrücke erforderlich ſind, ſehr ſchätzbar. Hierzu kommt noch die Erſparung der Menſchenhände, denn außer dem erwähnten Arbeiter und dem Knaben iſt nur noch ein Mann zur Beſorgung der Feuerung, und ein andrer zur Beſorgung des

Mechanismus der Maſchine ſelbſt angeſtellt. Es gibt eigentlich drei Arten ſolcher Maſchinen, die der Combination und dem Effecte nach verſchieden ſind: 1) die einfache Maſchine; dieſe druckt die Bogen nur auf einer Seite, ſo geſchwind ſie angelegt werden, in einer Stunde 900 bis ſelbſt 1000 Bogen. Der Arbeiter legt die Bogen an, der Knabe nimmt ſie ab; die Maſchine thut alles Uebrige. 2) Die doppelte Maſchine; dieſe druckt die Bogen gleichfalls nur auf einer Seite, aber 1500 bis 1600 Bogen in einer Stunde. Zum Anlegen und Abnehmen der Bogen werden zwei Männer und zwei Knaben gebraucht. 3) Die vollſtändige Maſchine; dieſe druckt das Papier auf beiden Seiten, 900 bis 1000 Bogen oder 1800 bis 2000 Seiten in einer Stunde. Es wird dabei nur ein Mann und ein Knabe zum Anlegen und Abnehmen der Bogen gebraucht; Beide leiſten bei dieſer Maſchine, da man das größte Format auf derſelben drucken kann, ungefähr ſo viel als 12 Drucker mit 6 Preſſen, angenommen, daß 300 in einer Stunde auf der Preſſe gedruckt werden. Die einfache Maſchine iſt die wohlfeilſte; die zweite eignet ſich am beſten für eine Zeitung von bedeutender Auflage; die vollſtändige Maſchine iſt für den Bücherdruck und für den, der ſicher iſt, genug Arbeit zu haben. Die bedeutenden Koſten, welche erfordert werden, um eine ſolche Maſchine herzuſtellen, vielleicht auch einige Beſorgniß wegen der ausbauernden Wirkſamkeit des Mechanismus, mögen die weitere Ausbreitung dieſes Verfahrens bis jetzt noch aufgehalten haben. Die aus der Druckerei der Times gelieferten Arbeiten geben jedoch den ſicherſten Beweis von der Vollkommenheit dieſer Maſchinen, die ſeit den erſten damit gemachten Verſuchen ſehr verbeſſert worden ſind. Die Erfinder König und Bauer ſind nun nach Deutſchland zurückgekehrt. Sie haben ihre mechaniſche Werkſtadt im Kloſter Zell bei Würzburg aufgeſchlagen, und werden von hier aus, je nachdem ſie unterſtützt werden, Deutſchland noch mit mancher Erfindung bereichern.

Dampfkugel, ſ. Dampf.

Dämpfer (franz. Sourdine, ital. Sordina oder Sordino), eine Vorrichtung an den rauſchenden muſikaliſchen Inſtrumenten, beſonders an den Saiteninſtrumenten (ſonſt aber nur an den Hörnern, Pauken und Trompeten) um ihnen das Schreiende des Tons zu benehmen, und den Ton ſanfter und ſchwächer zu machen (zu dämpfen). Bei den Geigeninſtrumenten kommt dieſe Vorrichtung am häufigſten vor, und beſteht am zweckmäßigſten aus einem hölzernen (vorzüglich buxbaumenen, auch wohl elfenbeinernen oder metallenen) Kamme, von deſſen Zacken der Steg feſt umklammert wird. Man bedient ſich der Dämpfer vorzüglich beim Ausdruck ſchwermüthiger Empfindungen, oder feierlicher Trauer, und tiefer, geräuſchloſer Ruhe, beſonders bei einem ſtarken Contraſte, und bezeichnet das Aufſetzen der Dämpfer gewöhnlich durch die Worte con Sordini, das Wegnehmen derſelben durch die Worte senza i sordini, si levano i sordini, oft nur durch die Buchſtaben S. S.

Dampfmaſchine, Feuermaſchine, eine Maſchine, welche durch Dämpfe des ſiedenden Waſſers in Bewegung geſetzt wird. Die bewegende Kraft iſt eigentlich der Druck der Luft gegen den luftleeren Raum, welcher durch plötzliche Abkühlung der heißen Dämpfe entſteht. Man braucht ſie gewöhnlich zur Hebung großer Maſſen Waſſer, an Orten, wo die dazu nöthige Feuerung leichter und wohlfeiler zu haben iſt, als die Veranſtaltungen, welche andere bewegende Kräfte erfordern. Die Dampfmaſchine verdient unſere Bewunderung, theils we-

gen der Größe, Menge und Mannigfaltigkeit ihrer Theile, theils wegen ihrer großen Wirkungen, theils auch wegen des ſinnreichen, in einem Jahrhunderte ausgeſonnenen und auf das höchſte vervollkommneten Mechanismus, vermittelſt deſſen ſie alle zu ihrer Beſtimmung nothwendigen Verrichtungen ſelbſt vornimmt, ſogar ihren Gang nach Erforderniß beſchleunigt oder aufhält, ohne hierzu irgend eine Einwirkung von außen, außer einem Menſchen, der das Feuer unterhält, nöthig zu haben. Der Mechanismus dieſer Maſchine beruht überhaupt auf einem Hebel oder Balken, der an dem einen Ende mit Saugpumpen, die das Waſſer heben ſollen, an dem andern mit einem Kolben verbunden iſt, welcher in einem Cylinder auf- und niedergeht. Der Cylinder oder Stiefel ſteht mit einem kupfernen Keſſel (Helme) über einem Ofen in Verbindung, deſſen Feuer das ſiedende Waſſer in Dämpfe verwandelt, deren im Art. Dämpfe erwähnte außerordentliche Expanſivkraft den Kolben ſteigen macht, wonächſt er, nachdem die Dämpfe durch Erkältung wieder zu Waſſer verdichtet worden ſind, und der äußern auf ihn drückenden Luftſäule keinen weitern Widerſtand entgegenſetzen, wieder ſinkt und ſofort: dieſes Kolbenſpiel iſt die causa motrix (vergleiche das Eingangsgeſagte). Die urſprüngliche und rohe Idee einer Dampfmaſchine wird dem Marquis von Worceſter zugeeignet. Ungefähr 40 Jahre darauf brachte Capitain Savary ſelbige in Anwendung, um das Waſſer aus den Zinnbergwerken zu Cornwall zu ſchöpfen. Er beſchrieb ſie in einem Buche, das den Titel The Miner's Friend führt. Sie war aber noch ſehr unvollkommen. Newcomen, ein Eiſenkrämer, und Crawley, ein Glaſer, ſetzten mit Savary die Verſuche fort, und erhielten 1705 ein Patent für die beſondere Maſchine, welche, ihrer wichtigen Verbeſſerungen wegen, unter dem Namen von Newcomens Engine bekannt wurde. Gleichwohl aber blieben noch immer viele Unbequemlichkeiten zurück, bis 1717 Beigthon, ein geſchickter Künſtler, das Ganze der untergeordneten Bewegungen vereinfachte, und in diejenige Form brachte, worin ſie, ohne weſentliche Abänderung, bis auf den heutigen Tag fortdauert. Viele Maſchinen wurden in Bergwerken gebraucht. Allein es blieb immer das größte Hinderniß, daß eine ungeheure Menge Steinkohlen dabei verbraucht wurde, zu deren Verminderung unzählige fruchtloſe Verſuche gemacht würden. D. Black, ein berühmter Profeſſor der Chemie, zeigte den Weg, das zwiſchen der aufgewandten Hitze und der Quantität des producirten Dampfes beſtehende Verhältniß zu berechnen. Dies war im Jahr 1763, und gegen dieſe Zeit wurde James Watt zu ihm berufen, um das Modell ſeiner Dampfmaſchine zu repariren. Hier hatte Watt, der ſich ſchon längſt mit Verbeſſerungen der Dampfmaſchine beſchäftigt hatte, Gelegenheit, ſeine bisherigen Verſuche zu vervollkommnen. Hauptſächlich waren ſeine Bemühungen dahin gerichtet, den Dampf mehr zu verdichten und die Kraft deſſelben zu vermehren. Dies gelang ihm. Er verband ſich im J. 1773 mit Bulton zu Birmingham, und beide lieferten ſeitdem die vollkommenſten Maſchinen der Art, deren man ſich nicht allein beim Bergbau, ſondern auch bei den Spinnmaſchinen, in den großen Brauhäuſern zu London und in andern Fabriken, wo große Bewegungskräfte gebraucht werden, mit außerordentlichem Nutzen bedient. Man nennt daher die Dampfmaſchine auch jetzt gewöhnlich Watts Dampfmaſchine, oder die engliſche Dampfmaſchine, weil ſie beſonders von Engländern vervollkommnet worden. — Der Salinen-Rath und Ritter von Reichenbach in München hat zuerſt in Deutſchland die Dampfmaſchinen verbeſſert, und ſie zu einem höhern Grade von Vollkommenheit und Anwendbarkeit gebracht. Sein Zweck dabei iſt vor

züglich der, ſie von geringerm Umfange, und in Rückſicht der Anlage- und Unterhaltungskoſten wohlfeiler einzurichten, um ſie für die verſchiednen techniſchen und ökonomiſchen Gewerbe anwendbarer zu machen. In dem Bergwerke zu Rotenburg an der Saale iſt die Dampfmaſchine ſchon ſeit geraumer Zeit im Gebrauche. Auch wird jetzt dieſe Maſchine ſchon zu den verſchiedenen Arten von Mühlen mit großem Erfolg benutzt.

Dampfmeſſer ſind verſchiedene Vorrichtungen, durch welche man die Größe der Expanſivkraft der Dämpfe zu meſſen ſucht.

Dampfwagen, ein durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzter Wagen. Der erſte in Deutſchland nach dem engliſchen Modell nachgemachte Dampfwagen iſt ſeit dem Jahre 1816 in der königl. Eiſengießerei zu Berlin im Gebrauch. Er bewegt ſich im eiſernen Gleiſe, ohne Pferde und mit eigner Kraft dergeſtalt fort, daß er eine angehängte Laſt von 50 Centnern fortzuziehen im Stande iſt.

Dampier (William), ein berühmter engliſcher Seefahrer, geb. im J. 1652, ſtammte aus einer angeſehenen Familie in der Grafſchaft Sommerſet, und machte drei Reiſen um die Welt; die erſte endigte er im J. 1691, die zweite wurde am 14. Januar 1699 angefangen. Er kam 1701 nach England zurück, unternahm aber 1704 neue Streifzüge, die er 1711 beendigte. Bei ſeinen verſchiedenen Expeditionen verheerte er die ſpaniſchen Beſitzungen und bereicherte ſich außerordentlich. Dampier gab 1699 zu London eine Sammlung ſeiner Reiſen von 1673 bis 1691 heraus. Sie iſt vielfach überſetzt und aufgelegt worden, und verdient dieſe Ehre wegen der darin befindlichen großen Menge nützlicher Beobachtungen für die Schifffahrt und Bereicherungen der Erdbeſchreibung. Er unterſuchte die Weſtküſte von Neu Holland, beſchrieb Neu Guinea, entdeckte die nach ihm benannte Straße zwiſchen Neu-Guinea und Neu-Britannien, und gab der letztgenannten großen Inſel, die dieſe Meerenge weſtlich bildet, den Namen Neu-Britannien.

Danae, die Tochter des Königs Acriſius von Argos, wurde von ihrem Vater in einen ehernen Thurm verſchloſſen, weil ein Orakelſpruch ihm geweiſſagt hatte, daß ein von ſeiner Tochter geborner Enkel ihn ums Leben bringen werde. Allein ſeine Vorſicht war umſonſt, denn Jupiter, von Liebe entbrannt für die reizende Jungfrau ſtieg, in einem goldnen Regen verwandelt, durch die Oeffnung des Dachs in ihren Schooß. Als Acriſius erfuhr, daß ſeine Tochter Mutter geworden, gab er ſie im Zorne ſammt ihrem Kinde in einem Nachen den Wellen Preis. Aber die Meergöttinnen, beſorgt für die Erhaltung des Göttersohns, geboten den Wogen, das Fahrzeug unverſehrt an die Inſel Seriphos, eine der cykladiſchen Inſeln, zu tragen, wo Mutter und Kind wohlbehalten ans Land ſtiegen. Der Beherrſcher der Inſel, Polidectes, oder vielmehr deſſen Bruder Dictus, nahm ſie auf, und erzog das Kind, welches den Namen Perſeus bekam.

Danaiden, die fünfzig Töchter des Danaus. Dieſer war ein Sohn des Belus und bewohnte anfangs mit ſeinem Bruder Aegyptus, der funfzig Söhne hatte, Lybien. Beide entzweiten ſich aber, und Danaus floh mit ſeinen Töchtern nach Argos. Die funfzig Söhne des Aegyptus folgten ihm dahin, boten Verſöhnung an, und verlangten von Danaus ſeine Töchter zur Ehe. Dieſer willigte aus Zwang ein; da er aber den Söhnen ſeines Bruders nicht traute und überdieß durch ein Orakel belehrt worden war, daß einer ſeiner Eidame

ihn tödten werde, verband er ſeine Töchter durch feierlichen Schwur, ihre Männer in der Brautnacht umzubringen. Alle thaten dies, ausgenommen Hypermneſtra, welche ihren Gemahl, Linkeus, am Leben ließ. Zur Strafe für ihr Verbrechen waren ſie in der Unterwelt verurtheilt, in ein durchlöchertes Gefäß unaufhörlich Waſſer zu ſchöpfen. Schon die Alten gaben dieſer Sage die hiſtoriſche Erklärung: die Danaiden hätten in dem waſſerleeren Argolis Brunnen entdeckt und Ciſternen angelegt.

D'Ancourt, (Carton), ein berühmter franz. Schauſpieler und Schauſpieldichter, wurde den 1. Nov. 1661 zu Fontainebleau geboren. Sein Lehrer, Pater La Rue, ein Jeſuit, ſetzte viel Hoffnung auf ihn, denn d'Ancourt zeigte ſchon als Knabe viel Scharfſinn und außerordentliche Lebhaftigkeit. Aber die Abſicht, ihn für den Orden zu gewinnen, ward durch d'Ancourts Neigung zum Theater vereitelt, wo er ſich als Schauſpieler und Schriftſteller auszeichnete. Vorzüglich gelang ihm das Niedrigkomiſche. Er hatte ein beſonderes Talent Bauern ſprechen zu laſſen, ſo daß auch faſt alle ſeine eignen Stücke ländliche Gemählde bilden. Auch für ſich ſelbſt wählt er höchſt ſelten andere Charaktere. Doch muß man ſeinen Chevalier à la mode davon ausnehmen. Dieſes Stück wurde 1687 geſpielt und iſt als ſein Hauptſtück anzuſehen. Indeſſen iſt in allen ſeinen Stücken der Dialog ungezwungen, lebhaft, hinreißend und voller Witz und Laune; nur Reime wollen ihm nicht gelingen. Beſonders beſaß er eine große Geſchicklichkeit, Lächerlichkeiten, die zu ſeiner Zeit begangen wurden, aufs Theater zu bringen. Ludwig XIV. liebte ihn, und d'Ancourt mußte ihm oft ſeine Stücke, ehe ſie geſpielt wurden, vorleſen. Er verließ das Theater im J. 1718, und ſtarb den 16. Dec. 1726.

Dandolo (Vincenzio, Graf), bekannter italieniſcher Revolutionär und Gelehrter, geb. zu Venedig ums Jahr 1764, war noch in ſeiner Vaterſtadt ein gewöhnlicher Apotheker, als er 1797 bei Annäherung Bonaparte's an der Spitze der Neufranken ſich ſo laut und thätig für die Revolution äußerte, daß ihn die Neuerer in Venedig zum Präſidenten des künftigen Gouvernements ernannten, und ihn als Deputirten an Bonaparte ſandten. — Trotz ſeiner Verheißungen hatte Bonaparte Venedig dennoch an Oeſterreich abgetreten, und Dandolo verſuchte daher alles Mögliche, um das Volk gegen Oeſterreich aufzuregen, mußte ſich aber in die Cisalpiniſche Republik flüchten, wo er zur Entſchädigung den Titel eines Bürgers und Mitglieds vom großen Rath erhielt. Hier kaufte er nun eine Menge von National-Domänen, welche er durch Zucht von Merinos, Weinbau und Handel ꝛc. auf das Vortheilhafteſte zu benutzen verſtand, und ſich ein ungeheures Vermögen erwarb. 1799 mußte er vor Suwarow ſich nach Frankreich flüchten, wo er in Verbindung mit mehrern Gelehrten das längſt verloſchne Werk: les Hommes nouveaux herausgab. Die Schlacht von Marengo öffnete ihm den Rückweg nach Mailand, und 1801 den Eintritt ins Wahlkollegium der Dotti. Sobald Bonaparte den Königstitel von Italien angenommen hatte, ſandte er den Dandolo als Proveditore Generale nach Dalmatien, wo er ſeiner Eitelkeit folgend, mit ungeheurem Glanz auftrat, — wie früher kein venetianiſcher Proveditore gethan hatte, — mit franz. Generalen um den Vorrang ſtritt, von ſeiner ſchönen Frau und ſeinen Kindern umgeben, auf einem Throne ſitzend die Huldigungen und Tribute der Dalmatier empfing, aber dennoch die Liebe aller Unterthanen ſich erwarb.

Bonaparte rief ihn nach Mailand zurück und machte ihn zum Senator und Grafen. Nach dem Sturze des Kaiſers verlor er zwar ſeine Aemter, behielt aber ſein ganzes Vermögen, und lebt nun als Mitglied des Inſtituts vom Lombardiſch-Venetianiſchen Königreiche, in einem herrlichen Palaſt im Farneſiſchen Gebiet, der Vermehrung ſeines Vermögens. Man hat von ihm eine Menge Werke über Viehzucht, Seidenbau, Chemie, Ackerbau, Behandlung und Verfertigung von Weinen, welche neben ſeinen mancherlei Geſchäften von ungewöhnlichem Fleiße zeugen.

Dänemark, ein europäiſches Königreich, zwar das kleinſte der nordiſchen Reiche, aber von jeher intereſſant durch ſeine Lage zwiſchen zweien der befahrenſten Meere, deren eines es verſchließen kann, und durch ſeine Nähe und Verbindung mit dem germaniſchen Staatenvereine. Geſchichte. Die älteſten Bewohner Dänemarks waren Deutſche, muthvolle kühne Menſchen, die ſich von dem furchtbarſten aller Elemente, dem Meere, nährten, und die hohe Kraft ihres Geſchlechts bis auf ſpäte Zeiten bewahrten. Einer ihrer Stämme, die Cimbern, bewohnte die jütiſche Halbinſel, der Römer Chersonesus cimbrica. Er wurde den Römern zuerſt durch den großen Heereszug furchtbar, den er in Gemeinſchaft mit den Teutonen in die ſchönen Provinzen Galliens unternahm. Späterhin drängten ſich unter Anführung des räthſelhaften Odins, die Gothen in die ſcandinaviſchen Länder, und gaben ſowohl Dänemark als Norwegen und Schweden Regenten aus ihrem Volke. Skiold wird als der Erſte genannt, der über Dänemark herrſchte; indeß iſt ſowohl ſeine als ſeiner Nachkommen Geſchichte mit ſo vielen Fabeln vermiſcht, daß man dieſen Zeitraum mit Recht den fabelhaften nennt: man weiß nur, daß Dänemark damals in viele kleine Staaten zerſtückelt, daß ſeine Bewohner harte wilde Krieger waren, die ihren vorzüglichſten Erwerb in der Seeräuberei ſuchten, und auf allen Meeren, wohin ſie kamen, auf allen Küſten des Ozeans gefürchtet wurden. Als die große Römermacht ganz zu zerfallen anfing, da ward endlich auch im Süden der Name von Dänen und Normännern bekannt, weil manche dieſer Seehelden jetzt auch an ſolchen Küſten und Flußmündungen landeten, die ehedem die Wachſchiffe der Römer geſchützt hatten. Normänner — unter dieſem allgemeinen Namen begriff man noch immer Dänen, Schweden und Norweger — ſtifteten in England zwei Reiche, ließen ſich unter Rolla auf der franzöſiſchen Küſte in der Normandie nieder, bevölkerten die Färör, die Orkaden, die Shetlands, Island und einen Theil von Irland, und zogen ſogar nach Spanien, Italien und Sicilien. Wohin ſie kamen, verbreitete ſich der Ruhm ihrer Waffen, aber auch ihrer Wildheit, ihrer Räubereien! In ihrer Nationalverfaſſung aber änderte ſich durch dieſe Streifzüge wenig: ſie blieb ein deutſches Föderativſyſtem mehrerer Klane oder Stämme, deren jedes ſein eignes Haupt hatte, die aber zuſammen unter einem Oberkönige ſtanden. Erſt als die deutſchen Könige aus dem Stamme der Carolinger ſich in ihre einheimiſchen Angelegenheiten miſchen wollten, zogen ſich die Stämme enger zuſammen, und es ſchieden ſich nun Norweger und Dänen in abgeſonderte Staatsgruppen. Gorm der Alte unterwarf ſich zuerſt 863 Jütland, und verband endlich 920 alle kleine däniſchen Staaten unter ſeinem Scepter. Sein Enkel Sven, ein kriegeriſcher Fürſt, bezwang im Jahre 1000 einen Theil Norwegens und 1014 England; ſein größerer Sohn Knud vollendete 1016 nicht nur die Eroberung von England, ſondern beſiegte auch einen Theil von Schott-

land, und unterwarf ſich 1030 ganz Norwegen: unter ihm ſtieg die Macht Dänemarks auf ihren höchſten Gipfel. Staatsklugheit bewog ihn zur Annahme der chriſtlichen Religion und zur Einführung des Chriſtenthums in Dänemark, das eine völlige Metamorphoſe des Landes und der Nation hervorbrachte, und die Kultur beider mächtig beförderte. Knud, der 1036 ſtarb, hinterließ ſeinen Nachfolgern ein mächtiges Reich, aber für deſſen Aufrechthaltung war ihre Kraft nicht gewachſen; ſchon 1042 ging England, und 1047 Norwegen wieder verloren, und das däniſche Reich fiel nun nach und nach durch innere Unruhen entkräftet in die tiefſte Ohnmacht. Mit Sven Magnus Eſtrition beſtieg 1047 eine andere Dynaſtie den Thron: aber Sven und Knuds Kriege hatten den Feudaliſm im Staate gegründet. Dieſer raubte unter dieſer Dynaſtie, die außer dem großen Waldemar dem Throne keinen einzigen würdigen Regenten gab, alle Kraft, und machte die Regenten nicht allein von der Wahl der Biſchöfe und des Adels abhängig, ſondern ſog alles Marks des Staats an ſich, ſtürzte den Landmann in Leibeigenſchaft, ließ den Ackerbau verfallen, und gab den Handel ganz in die Gewalt der deutſchen Hanſe. Der König, dem ihre Wahl den Thron gab, mußte in ſeinem Handfäſtningar das Wahlrecht der Stände anerkennen: ein ihm zur Seite geſetzter Reichsrath ſchränkte ſeinen Willen ein, und vernichtete alles Gute, was von der Krone ausgehen konnte. Mit Waldemar III. erloſch 1376 die männliche Nachkommenſchaft der Eſtritiden: ſeine ſtaatskluge Tochter Margarethe faßte nach ihres Sohns Olav IV. 1387 erfolgtem Tode das Ruder des däniſchen Staats, ſchwang ſich auch auf die Throne von Schweden und Norwegen, und ſtiftete 1397 die berühmte Kalmariſche Union, die jedoch nicht zum Glücke der drei verbundenen Reiche ausſchlug, und unter beſtändigen Uneinigkeiten nur bis 1523 fortdauerte. Schlechte Regenten, vorzüglich der grauſame Chriſtian II. von 1513 bis 1523, die fortwährenden Kriege mit Schweden, das endlich 1523 ſich von der Union trennte, mehr noch die innere Parteiwuth des Adels und der Geiſtlichkeit, das Reiben der königlichen mit der ſtändiſchen Gewalt, zernichteten den Wohlſtand des Reichs immer mehr, die Volksmenge verminderte ſich zuſehends, die däniſchen Meere wimmelten von Seeräubern, die Schifffahrt und der Handel ſanken, Norwegen hatte den Weg nach Grönland verloren, und der Handel nach Island war nicht mehr in ſeinen Händen. — Nach dem gänzlichen Abſterben der Regenten aus Skiolds Stamme wählten die Dänen den Grafen von Oldenburg, Chriſtian I., 1448 zum Könige. Dieſer Chriſtian iſt der Stammhalter der ſeitdem in ununterbrochener Erbfolge regierenden königlich däniſchen Familie, aus welcher auch Rußland und Schweden in neuern Zeiten Regenten erhalten haben, und welche auch über Oldenburg herrſcht: — er vereinigte Norwegen, Schleswig und Holſtein mit der Krone, war aber durch ſeine Capitulation ſo gefeſſelt, daß er mehr das Haupt des Reichsraths, als der König eines freien Volks zu ſein ſchien. Eine noch viel härtere Capitulation mußte ſein Sohn König Johann 1481 in Dänemark beſchwören, und auch in Norwegen wurde ſeine Macht noch mehr eingeſchränkt; Holſtein und Schleswig theilte er mit ſeinem Bruder Friedrich. Johannes Sohn, König Chriſtian II., ſuchte die erniedrigende Abhängigkeit, worin er von den Ständen gehalten wurde, abzuwerfen, aber er verlor darüber zuerſt Schweden, welches 1523 die Kalmariſche Union ganz zerriß, und ſogleich auch ſeine beiden andern Kronen: Dänemark und Norwegen erhoben ſeines Vaters Bru-

der Friedrich I. auf den Thron. Unter dieſem Prinzen erzwang die Ariſtokratie die völlige Oberhand; die Leibeigenſchaft wurde geſetzlich, die Reformation eingeführt, und Norwegen 1522 auf ewig mit Dänemark verbunden. Chriſtian III. ſein älteſter Sohn, theilte Schleswig und Holſtein mit ſeinen Brüdern Johann und Adolph, welcher letztere der Stifter des Hauſes Holſtein-Gottorp wurde, legte aber dadurch den Grund zu langwierigen Familienſtreitigkeiten. Ihm folgte 1559 König Friedrich II., der die Dithmarſchen bezwang und wegen Livlands in einen Krieg mit den Schweden verwickelt wurde, den der Stettiner Friede 1570 endigte. Chriſtian IV., ſeit 1558 König, miſchte ſich mit vielem Unglücke in den 30jährigen Krieg, und brach zu zweien Malen mit Schweden, das letzte Mal aus Eiferſucht über das Glück dieſer Krone und mit ſo ſchlechtem Erfolge, daß Dänemark im Brömſebroer Frieden 1645 Jämptelard, Herjedalen jenſeits dem Gebirge, Gothland und Oeſel, Provinzen, welche es noch ſeit der Union behalten hatte, ganz, Halland aber auf 30 Jahre an Schweden abtreten mußte. Die Fehler der däniſchen Regierungsform und die Gebundenheit der Krone hatten hauptſächlich das Unglück der däniſchen Waffen herbeigeführt. Es verfolgte ſie auch in dem neuen Kriege, den König Friedrich III. 1657 mit den Schweden begann: in dem Roſkilder und Kiöbenhavner Frieden 1658 u. 1659 verlor es Schonen, Blekingen, Bahus, Drontheim, Bornholm und das Eigenthum von Halland; dieß bewirkte endlich 1660, als das Reich dem Ruine nahe war, daß die Nation die Regierungsform abänderte und eine völlig abſolute Gewalt mit der Erblichkeit der Krone in des Königs Hände niederlegte. Zwar entſprach der Erfolg den Erwartungen anfangs nicht; Chriſtian V. und Friedrich der IV. lagen auch in dem nordiſchen Kriege unter, doch endigte ſich derſelbe nach Karls XII. Falle mit der Erwerbung von Schleswig. Seit dieſer Zeit genoß Dänemark faſt 100 Jahre lang unter allen Stürmen der Zeit einer ununterbrochenen Ruhe, aber die Wunden, die ihm ſein Unglück und ſeine fehlerhafte Regierungsform bis dahin geſchlagen hatten, vermochte das nun angenommene friedliche Syſtem nicht zu heilen. Dänemark iſt ein Staat, der ſich bei ſeinen wenigen Hülfsquellen nur mühſam in einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit fortbewegen kann: einmal aus ihrem gewöhnlichen Gange gebracht, bedarf die Staatsmaſchine mehrere Jahrhunderte, um ſich wieder hinein helfen zu können. Zwar verflocht es in der Folge Holſtein mit ſeinem Diademe, indem es 1773 in einem Vergleiche mit Rußland die 1667 erworbenen Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt dafür hingab, aber Glanz und Anſehen in der europäiſchen Republik waren dahin. Sein Schickſal feſſelte ſich ſogleich an das des ruſſiſchen Reichs, als ſelbiges die Herrſchaft im Norden nach dem Falle Schwedens erobert hatte; die Rolle, die es nun ſpielte, war eine untergeordnete, und unerachtet ſeiner ſtrenge behaupteten Neutralität, die wenigſtens Schifffahrt und Handel belebte, wurde es dennoch in den Continentalkrieg verwickelt. Auf Friedrich IV. war 1730 Chriſtian VI. gefolgt, der 1746 die Krone ſeinem Sohne Friedrich V. hinterließ. Beider Regierungen waren ganz friedlich. Chriſtian VII. nahm das Scepter 1746; ſeine Regierung war eine Miniſterregierung, die gleich Anfangs die Struenſeeſchen Händel trübten. Der jetzige König Friedrich VI. (ſ. d. Art.) wurde in einem Alter von 16 Jahren für majorenn erklärt, und am 14. April 1784 ſeinem gemüthskranken Vater zum Mitregenten gegeben, dem er nach deſſen Tode 1808 als König folgte. Zufolge der mit

Rußland geſchloſſenen Defenſivallianz drang ein däniſches Hülfscorps 1788 in Schweden ohne Widerſtand ein; aber auf die Demonſtrationen Englands und Preußens wurde 2 Wochen nach dem Anfange der Feindſeligkeiten ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, welcher ſogleich dieſen fruchtloſen Feldzug endigte, der dem ohnehin armen Staate 7 Millionen Rthlr. gekoſtet hatte. Beſſer behauptete es ſeine Neutralität 1792, als die coaliſirten Mächte in Dänemark drangen, an dem Coalitionskriege gegen Frankreich Theil zu nehmen. Der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war für Dänemark verhängnißvoll. Der Beitritt zur nordiſchen Convention 1800 verwickelte es in einen Krieg mit den Britten, worin die däniſche Flotte am 2. April 1801 bei Copenhagen eine Niederlage erlitt. Weit unglücklicher waren die Ereigniſſe im J. 1807. Am 2ten Auguſt ging eine zahlreiche brittiſche Flotte durch den Sund; die Feindſeligkeiten fingen gleich mit der Kriegserklärung an, und am 17. Auguſt wurde ein für die Dänen nachtheiliges Treffen bei Copenhagen geliefert. Da die däniſche Regierung ſich weigerte, in die brittiſchen Forderungen zu willigen, ſo wurde die Hauptſtadt vier Tage lang bombardirt, 400 Häuſer in Aſche gelegt, und 2000 Einwohner getödtet. Am 7. Sept. ergab ſich Copenhagen auf Capitulation, und die ganze ausgerüſtete ſegelfertige Flotte mußte den Britten ausgeliefert werden, die ſie mit allen kriegsgefangnen Seeleuten, die in dieſen Tagen mit dem größten Muthe gefochten hatten, nach ihren Inſeln führten. Auch Helgoland und die weſtindiſchen Inſeln gingen verloren. Der 1808 im Februar gegen die Schweden erklärte und in Norwegen geführte Krieg war von kurzer Dauer. Dänemark ſchloß ſich in der Folge immer mehr an Frankreich an, und dieſes Benehmen wurde ſpäterhin nach der Schlacht bei Leipzig hart geahndet. Die von Dänemark im October 1813 gegen die wider Frankreich verbündeten nordiſchen Mächte gemachte Kriegserklärung hatte, da Frankreich es nicht weiter unterſtützen konnte, zur Folge, daß Holſtein und Schleswig von den Alliirten beſetzt, Glückſtadt und andere Feſtungen ſchnell erobert, und die däniſchen Truppen ganz von dem feſten Lande verdrängt wurden. Der im November zu Rendsburg eingegangene Waffenſtillſtand wurde durch neue Feindſeligkeiten in den erſten Tagen des Januars 1814 unterbrochen. Doch bald trug Dänemark auf einen Frieden an, der mit England und Schweden am 14. Januar zu Kiel geſchloſſen wurde; Dänemark entſagte darin dem Bündniſſe mit Frankreich, trat der Allianz gegen Frankreich bei, und ſtellte ein Truppencorps von 10,000 Mann, für welches England Subſidien zahlte, zur verbündeten Armee; dabei mußte es ſein Helgoland an die Britten, welche ihm dafür die weſtindiſchen Inſeln zurückgaben, und Norwegen an Schweden überlaſſen, für welches letzte es durch Schwediſch-Pommern und Rügen entſchädigt wurde. Mit Rußland wurde der Friede im Februar 1814 geſchloſſen. Durch den mit Preußen am 14. Juni 1815 geſchloſſenen Abtretungsvertrag überließ es ſein Schwediſch-Pommern mit Rügen an Preußen, und erhielt dafür das preußiſche Lauenburg und 600,000 Rthlr. Am 8. Juni 1815 trat der König mit dem zum Großherzogthume erhobenen Holſtein, welches ſeit 1806 ganz von dem deutſchen Reiche ſich getrennt hatte, dem deutſchen Bunde bei, und erhielt nebſt Lauenburg in dieſem die 10te Stelle und 3 Stimmen im Plenum, worauf Veranſtaltungen getroffen wurden, in dieſen beiden Staaten eine landſtändiſche Verfaſſung einzuführen. Die Erhebung Holſteins in ein Großherzogthum hat der König nicht angenommen. — Land und

Leute. Das Königreich Dänemark, das Land der Dänen, beſteht aus den Inſeln Seeland, Fühnen, Langeland, Laaland, Falſter, Bornholm und Moen, aus der Halbinſel Jütland und aus dem Herzogthume Schleswig; zum däniſchen Reiche gehören noch die Herzogthümer Holſtein und Lauenburg, die Färoer Inſeln, Island, die Weſtküſte von Grönland, einige Plätze von Guinea, die Stadt und das Gebiet Trankebar in Oſtindien. Das eigentliche Königreich mit Schleswig enthält nur 820, Island und die Färoer 1428 1/2, die deutſchen Staaten 173 3/5, und die Kolonien 339 2/5, das ganze Reich aber mit ſeinen Nebenländern 2761 Quadratmeilen, wovon freilich auf das unwirthbare Island mit der Küſte von Grönland 1705 Qu. Meilen kommen. Die Volksmenge vom eigentlichen Dänemark wird auf 1,230,000, die von Holſtein und Lauenburg auf 370,000, die von Island auf 48063, den Färoern auf 5300, und den übrigen Kolonien auf 101,000 Individuen berechnet, ſo daß das ganze Reich eine Volksmenge von 1,749,000 Menſchen faßt. Die Einwohner ſind theils Dänen, theils Deutſche, und reden drei verſchiedene Sprachen; Däniſch im eigentlichen Dänemark, Norſiſch auf Island und Färoer, und Deutſch in 2 Dialekten: dem Plattdeutſchen und Frieſiſchen. Die Religion iſt die lutheriſche, doch gibt es auch Reformirte und gegen 7000 Juden. Die Stände theilen ſich in Adel, Bürger und Bauern; unter letztern herrſcht faſt noch durchaus Leibeigenſchaft. Die Hauptinſel Seeland (dän. Själland) wird durch den Sund von Schweden, die Inſel Fühnen (dän. Fyen) durch den großen Belt von Seeland, und durch den kleinen Belt von der Halbinſel Jütland (dän. Jylland) getrennt; dieſe 3 Meerengen öffnen den Zugang aus dem deutſchen in das baltiſche Meer. Die befahrenſte davon iſt der Sund, und dieſe iſt bei Helſingör ſo ſchmal, daß ihr Fahrwaſſer vom Schloſſe Cronslot mit Kanonen beſtrichen werden kann. Die Inſeln Laaland, Langeland, Falſter, Bornholm und die meiſten kleinen Eilande liegen im baltiſchen Meere, die Halbinſel Jütland, zwiſchen dem deutſchen und baltiſchen Meere, ſtößt im Süden an Schleswig, das eben ſo belegne Schleswig an Holſtein, und dieſes, dem Lauenburg oſtwärts zur Seite liegt, wird größtentheils durch die Elbe vom Königreiche Hanover geſchieden. Die Oberfläche des Königreichs und der beiden Herzogthümer iſt bis auf einen mäßigen Landrücken, welcher durch die Herzogthümer läuft, völlig eben, und die Küſten flach, doch aber meiſtens gegen das Eindringen des Meers durch Watten u. ſ. w. geſchützt, und bedürfen blos gegen das deutſche Meer künſtlicher Deiche; der Boden beſteht theils aus Marſchen, theils aus Geeſt, und iſt auch letzterer nur mäßig fruchtbar. Strichweiſe finden ſich Moräſte und einige Waldungen. Das Reich hat außer der es begränzenden Elbe bloß Küſtenflüſſe von kurzem Laufe, wie die Eider, der Guden, die Stecknitz und Trave; es gibt mehrere Binnenſeen, wie der Schall- und Ratzeburgerſee, aber noch mehrere Meerbuſen, worunter der Cattegat der merkwürdigſte und weiteſte iſt und ſich zwiſchen Seeland bis an die Küſten Schwedens und Norwegens ausbreitet. Das Klima iſt meiſtens gemäßigt, aber ſehr feucht. Das Hauptprodukt Dänemarks iſt das Korn, aber nur in guten Jahren wird ſo viel gebaut, als man braucht, und nur die Herzogthümer haben bedeutenden Ueberſchuß; 1816 konnten 1,300,000 Tonnen für 2,600,000 Rthl. Species ausgeführt werden. Hanf und Flachs befriedigen das Bedürfniß nicht völlig, eben ſo der um Fridericia gebauete Taback (2,510 Centn.), der Krapp, der übrigens vorzüglich gut gedeihet, und der Hopfen. Der

Gartenbau wird vernachläſſigt. An Waldungen iſt Mangel, und das Holz theuer; aber an Torf iſt d. Reich außerordentlich reich, und faſt jedes Dorf hat ſeinen Torfſtich. Die Viehzucht iſt nach dem Körnerbau der zweite Nahrungszweig, und der einzige, der bedeutende Artikel in die Schale der Ausfuhr wirft. Jährlich werden blos aus dem eigentlichen Dänemark 16,000 Pferde ausgeführt, und überhaupt nimmt Dänemark für Pferde, Ochſen und Wolle jährlich 500,000 Rthlr. Species ein. Die Zahl des Hornviehes beſtimmt Oleſſen ohne die Herzogthümer auf 1,484,000 Stück; die Schäfereien ſind unbedeutend, dagegen hat ſich die Schweinezucht außerordentlich verbeſſert. Das Wild hat abgenommen; wilde Schweine finden ſich gar nicht mehr. Die Fiſcherei, der dritte Nahrungszweig, iſt freilich das nicht mehr, was er ſonſt war, doch aber noch immer ſehr bedeutend, und die däniſchen Provinzen verſorgen nach wie vor einen Theil von Norddeutſchland mit Heringen, Schollen, Schellfiſchen, Auſtern und Hummern; 1816 gewann Dänemark für Fiſche 500,000 Rthlr. Species. Aus dem Mineralreiche ſind blos Thon, Kalk bei Segeberg und Salz aus dem Oldesloher Bergwerke anzumerken. Obgleich Dänemark ein meiſtens produzirender Staat iſt, ſo beſitzt es doch einige Manufacturen, wovon freilich die meiſten in den Städten Kopenhagen und Altona angehäuft ſind; die däniſchen Handſchuhe, die aus Jütland kommen, ſind berühmt; aber die Zuckerraffinerien haben in den neueſten Zeiten verloren, Handel und Schifffarth waren vormals weit lebhafter, und fangen erſt jetzt an von neuem ſich zu heben: 1802 hatte Dänemark mit den Herzogthümern überhaupt 1,278 Seeſchiffe. — Staatsverfaſſung und Verwaltung. Dänemark enthält jetzt ohne Island und die Färoer 101 Städte und Marktflecken, 7,128 Dörfer, 2,750 einzelne Höfe und 960 adeliche Güter. Das eigentliche Dänemark iſt in 7 Stiftsämter: Seeland, Fühnen, Laaland, Aalburg, Aarhuus, Ribe und Wiburg abgetheilt; Schleswig und Holſtein werden unter dem Namen der Herzogthümer von einem eignen Statthalter, und Lauenburg von einem Landdroſten verwaltet; Island und die Färoer ſtehen unter einem Stiftsamtmann. Es iſt eine uneingeſchränkte Monarchie, deren Grundſäulen aus den 3 Fundamentalgeſetzen der Souveränitätsakte, dem Königsgeſetze und dem Eingeburtsrechte beſtehen. Die Krone iſt in männlicher und weiblicher Linie erblich; die lutheriſche Religion Staatsreligion. Der erſtgeborne Sohn des Königs heißt Kronprinz; die übrigen Prinzen von Geblüt nennen ſich Erbprinzen. Die Könige ſelbſt wählen ſchon ſeit 2 Jahrhunderten die wechſelnden Namen Friedrich und Chriſtian. Die Reſidenz iſt Kopenhagen; der Titel: König zu Dänemark, Norwegen, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holſtein, Lauenburg, Stormarn und zu Ditmarſchen, wie auch zu Oldenburg. Die Ritterorden ſind der vom Elephanten, der Danebrog, welcher in 4 Klaſſen eingetheilt iſt, und zu welchem die Danebrogsmänner gehören, der ſeit 1770 erloſchene de l'Union parfaite; noch gibt es mehrere Ehrenzeichen. Stände gibt es im Reiche nicht, nur erſt jetzt werden in den deutſchen Staaten dergleichen eingerichtet. Das höchſte Staatscollegium iſt der geheime Staatsrath, unter deſſen Leitung die geſammten innern Angelegenheiten ſtehen. Die herrſchende Religion in allen däniſchen Staaten iſt die Lutheriſche mit ungekränkter Duldung der anders denkenden Einwohner: es gibt ſo viel Biſchöfe als Stifter, unter dieſen ſtehen die Pröbſte; überhaupt 7 Biſchöfe, 7 Stiftspröbſte u. 1097 Prediger. Island hat ſeinen eignen Biſchof; die Herzogthümer jedes ſeinen Generalſu-

perintendenten, 4 adeliche Konvente und 517 Prediger. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten iſt kein Mangel; man hat 2 Univerſitäten, (Copenhagen und Kiel), 1 Kunſtakademie, 1 königl. Societät der Wiſſenſchaften, 1 Ritterakademie, viele beſondre Anſtalten und mehrere Gelehrten-Vereine. Die Staatseinkünfte belaufen ſich gegenwärtig höchſtens auf 11 Millionen Gulden, wozu der Sundzoll gegen 240,000 Gulden beiträgt (i. J. 1811 166,721 Rthlr.); die Staatsſchuld auf 100 Mill. Gulden, worunter jedoch gewiß gegen 60 Mill. Bankzettel ſein mögen: 1816 zirkulirten 33,582,652 Rthlr. 4 Schill. Zettel, doch hat ſich ihr Cours ſo gebeſſert, daß man 1817 für einen Species 31 in Papier gab; überhaupt ſah man mehr Papiere als baares Geld. Die Landmacht enthielt 1817 9 Regimenter Cavallerie, 15 Comp. Artillerie, und 18 Regim. Infant., zuſammen 27,000 Mann, ohne 59,000 Mann Miliz und Landwehr. Die Flotte, worüber das Admiralitätscollegium wacht, zählt nur noch 3 Linienſchiffe, 4 Fregatten, zuſammen 20 Segel mit 300 Kanonen.

Dänen, dieſe alte nordiſche Völkerſchaft hat ihren Namen weder von Tanais, noch von einem alten Könige Dan, wovon man ihn ſonſt abgeleitet hat, ſondern wahrſcheinlich von der Ebene, welche ſie bewohnten, oder der Dina, Eider. Der Urſtamm der Einwohner in Dänemark beſtand aus Deutſchen, die, wie Einige ſagen, bei ihren Streifzügen, welche ſie nach England unternahmen, Dänen genannt wurden, da man ſie in andern Ländern unter dem Namen der Normänner kannte. Sie waren früher und vor Annahme der chriſtlichen Religion nur räuberiſche Seefahrer, beunruhigten die Gewäſſer, und beſetzten die engliſchen Küſten. Ihre erſte förmliche Landung in England fällt ins J. 832. Von da an breiteten ſie ſich immer mehr in England aus.

Daniel, der Prophet, Zeitgenoſſe des Ezechiel, von ſehr vornehmem hebräiſchen Geſchlecht, wurde in ſeiner Jugend (600 vor Chr.) von Paläſtina gefangen mit nach Babel geführt, an dem babyloniſchen Hofe und nebſt 3 andern Knaben für den Dienſt des Königs Nebucadnezar erzogen. Nach drei Jahren trat er dieſen Dienſt an, den er ohne Verletzung ſeines Gewiſſens und mit Ruhm verwaltete. Ein Edict des Königs, dem er nach ſeinen Religionsgrundſätzen keine Genüge leiſten konnte, brachte ihn in die Löwengrube. Durch die Vorſehung aber wunderbar erhalten, lebte er hernach glücklich und angeſehen, indem er ſich zur Stelle eines Statthalters und erſten Miniſters am Hofe des perſiſchen Königs Darius aufſchwang. Endlich gewährte Cyrus ihm und ſeinen Landsleuten die Erlaubniß, nach Paläſtina zurückzukehren. Daniel war ein Mann von hoher Einſicht und Rechtſchaffenheit; in der Kunſt Träume auszulegen, worauf man in den damaligen Zeiten viel hielt, übertraf er alle Weiſen des Reichs. Dabei war er ein Mann, der mit der Verfaſſung und Lage der großen Reiche der damaligen Welt bekannt, und von der Gottheit begeiſtert, die glücklichſten Blicke in die Zukunft thun konnte, und eben deswegen den Namen eines Nabi (Sehers) verdient, ob ihn gleich die meiſten Juden von der Zahl der Propheten ausſchließen. Was ſein auf die Nachwelt gekommenes und in den hebr. Canon aufgenommenes Werk betrifft, ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß nur der zweite Theil deſſelben von ihm ſelbſt herrührt. Es iſt durchaus ſymboliſch, voll von Träumen und Geſichten.

Daniel 1) (Gabriel), einer der erſten Geſchichtſchreiber Frankreichs, geb. zu Rouen 1649, begab ſich in ſeinem 18ten Jahre in das Collegium der Jeſuiten, lehrte an mehreren Orten mit vielem Ruhme, und ſtarb 1728. Er ſuchte, wie Bouterwek von ihm ſagt, in ſei-

der neuen Bearbeitung der vollſtändigen Geſchichte ſeines Vaterlands, welche ihn vorzüglich berühmt gemacht hat (Histoire de France in mehrern Ausgaben ſeit 1713, beſonders Paris 1755—57 in 17 Vol. 4. auch im Auszuge mehrmals und in einer deutſchen Ueberſetzung, Nürnb. 1756—65. 16 Vol. in 4.) den Hof, die Großen und die Geiſtlichkeit mit der Kunſt und den Pflichten der Geſchichtſchreiber auszuſöhnen, indem er mit der Miene der reinſten Unparteilichkeit die Geſchichte ſeines Vaterlandes nur ſo erzählte, wie es dem Intereſſe des Hofes und der Geiſtlichkeit gemäß war. Seine Darſtellung iſt angenehm, aber man vermißt oft Quellenſtudium und hiſtoriſche Treue, und die höhere Kunſt hiſtoriſcher Darſtellung iſt ihm fremd. Seine Gedanken über die Art, wie hiſtoriſche Werke geſchrieben werden müſſen, hat er in einer etwas langweiligen Abhandlung vorgetragen, die ſeinem weitläufigen Werke zur Einleitung dient. Nicht minder bekannt iſt ſeine Histoire de la milice française. Weniger iſt es jetzt noch ſein Recueil de divers Ouvrages philosophiques, théologiques, historiques etc. 1724. 4.; worunter ſich ſeine Voyage du monde de Descartes (früher beſonders herausgegeben und ins Engl. und Ital. überſetzt), eine ſcharfſinnige, ſatiriſche Schrift gegen die Meinungen dieſes Philoſophen, befindet. II) Ein anderer Sam. Daniel, war ein früherer engliſcher Geſchichtſchreiber und Dichter, Zeitgenoſſe Shakeſpeare's, geb. 1562, erhielt eine Bedienung an dem Hofe der Königin Anna (der Gemahlin Jacobs I.) und Eliſabeth, lebte aber gewöhnlich auf dem Lande mit literariſchen Studien beſchäftigt. Er wird als einer der vorzüglichſten engliſchen Dichter genannt. Vorzüglich zeigte er ſich als hiſtoriſchen Dichter, und Lucan ſcheint ſein Muſter geweſen zu ſein. Mit vielem Talente ſuchte er merkwürdige Begebenheiten aus der Geſchichte ſeines Vaterlandes epiſch zu behandeln. Den meiſten Fleiß ſcheint er auf das hiſtoriſche Gedicht gewandt zu haben, welches in 8 Büchern die Geſchichte des Bürgerkrieges der Häuſer York und Lancaſter enthält (History of the civil wars between the House of York and Lancaster, wieder abgedruckt mit den übrigen poetiſchen Werken des Verfaſſers, und einigen Nachrichten von ſeinem Leben in Anderſon's British Poets Vol. IV.). Der poetiſche Werth beſteht, wie bei Lucan, in einer ſchönen Diction und intereſſanten Ausſchmückung wirklicher Begebenheiten. Zur Bildung der poetiſchen Sprache in England hat er auch rühmlich mitgewirkt; ſeine Stanzen, die mit vielem Fleiße den italieniſchen Octaven nachgebildet ſind, haben mehr Würde und Wohllaut als die meiſten Verſe dieſer Art in der engliſchen Literatur aus der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Auch fehlt es nicht an rhetoriſcher Schönheit und Kraft. Aber weder Plan noch Ausführung iſt poetiſch. Er hinterließ auch poetiſche Epiſteln, 57 Sonette und einige Schauſpiele. Die erſtern ſcheinen vorzüglich bei dem engliſchen Publicum Aufmerkſamkeit erweckt zu haben. Was ſeine hiſtoriſchen Werke anlangt, ſo ſchrieb er unter der Regierung der Königin Eliſabeth einen Abriß der Geſchichte von England bis auf Eduard III., ein Werk ohne Anmaßung und Prunk, lehrreich und klar, nicht ohne pragmatiſche Blicke und wahrſcheinlich in der engliſchen Literatur das erſte hiſtoriſche Werk, das eine einfache Erzählung wichtiger Thatſachen mit einer bemerkenswerthen Präciſion und Würde des Styls verbindet; aber etwas kurz. Es wird von den Engländern ſehr geachtet. Daniel ſtarb 1619.

Däniſche Sprache und Literatur. Die däniſche Sprache iſt eine Tochter der niederdeutſchen und der im 10ten Jahrhundert

nach Island verdrängten normanniſchen Originalſprache. Die erſten Bildner dieſer Sprache waren wohl auch hier, wie in Schweden und Norwegen, die Skalden, welche in rein germaniſchen Dialekten dichteten, und den Fürſten und Führern überall folgend, die Götter und Thaten ihrer Nation in reimloſen Verſen ſangen. Nach der Einführung des Chriſtenthums (um 1000) dauerten nur noch die hiſtoriſchen Geſänge fort (bis 1265). Zur Einführung deſſelben in Dänemark, womit zugleich die Schreibekunſt bekannt wurde, legte der deutſche Miſſionar Anſchar den Grund. Knut (Kanut) der Große (1015 bis 1035) vorzüglich durch ſeine Gemahlin Emma zu großem Eifer für das Chriſtenthum and zur Freigebigkeit gegen die Geiſtlichen bewogen, ſchickte zur Verbreitung der Cultur angelſächſiſche Lehrer nach Dänemark, ſtiftete die drei Bisthümer von Schonen, Seeland und Führen, und breitete auch im übrigen Norden das Chriſtenthum aus. Er ſuchte Handel und Gewerbe zu befördern, ließ neue Münzen prägen, und gab mehrere und beſtimmtere Geſetze. Gleich nach dem Chriſtenthum kam, beſonders durch franzöſiſche Ritterzüge, auch das Ritterthum nach Skandinavien, und verbreitete ſich bei ſeinen Bewohnern, aufgelegt zu kühnen Unternehmungen und Abenteuern, leicht. Am däniſchen Hofe waren Ritterſpiele etwas ſo Gewöhnliches, daß jeder Fremdling, der ihn beſuchte, mit den Hofleuten eine Lanze brechen mußte. Die Dänen nahmen ſchon an der erſten Kreuzfahrt Antheil. Dieſer neue Geiſt der Ritterſchaft mußte auch auf die Poeſie einen ſehr günſtigen Einfluß haben. Das Aelteſte, was uns aus der däniſchen Poeſie noch übrig iſt, ſind die von Wedel und Syr herausgegebenen Kämperweiſen und Liebesromanzen (Kämpeviſer und Elskovsviſer), welche der um die nordiſche Poeſie ſo verdiente W. L. Grimm (unter dem Titel: Altdäniſche Heldenlieder, Balladen und Mährchen. Heidelberg, bei Mohr) kürzlich verdeutſcht hat. Auch haben Nyerup und Rahbeck eine auserleſene Sammlung ungedruckter däniſcher Gedichte des Mittelalters mit wichtigen Anmerkungen vor kurzem herausgegeben. Zwar iſt ihr poetiſcher Werth ſehr ungleich; aber die meiſten enthalten wahre Naturpoeſie und drücken eine originelle Nationalität aus. Die neuern däniſchen Dramatiker haben ſich aus dieſer Fundgrube manchen Stoff geholt, und es iſt zu wünſchen, daß mehrere ihnen nachfolgen. Unter den Heldenliedern ſind mehrere, die auf den Cyklus unſers alten Heldenbuchs (ſ. d. Art.) hindeuten. Die erſten däniſchen Hiſtoriker ſind Sueno (Svend) Aageſen (um 1188), und der berühmte Saxo Grammaticus, eigentlich Lang, aus Schonen (ſt. 1204), welche beide auf Veranlaſſung des Erzbiſchofs von Lund, Abſalon, erſterer eine kurze Geſchichte der däniſchen Könige von 300 — 1186 (Suenonis Aggonis opuscula ed. Stephan. Sora, 1642. 8.), letzterer eine ausführliche Geſchichte Dänemarks (historiae Libb. XVI. ed. Stephanius Sora, 1644. Klotzius 1771. 4.) bis zum J. 1186 in 16 Bänden in einer ſorgfältigen latein. Sprache ſchrieben. Die Reformation, welche (1527) vom Hofe ausging, mehr aber noch die fortſchreitende Verbeſſerung des Handels, hatten großen Einfluß auf die däniſche Cultur. Durch die Reformation wurde der germaniſche Charakter der Literatur in Dänemark begründet. Deutſche gewannen entſchiedenen Einfluß auf Kirche und Literatur; Dänen ſtudirten in Deutſchland; Deutſch war die Sprache des Hofs; Lateiniſch die Sprache der Gelehrten. Die ſchriftſtelleriſchen Verſuche in der Landesſprache waren noch unbedeutend. Merkwürdig iſt eine der Lutheriſchen

nachgebildete Ueberſetzung des N. T. (1524. 8.). Erſt im 16ten, mehr aber noch im 17ten Jahrhunderte, bildete ſich die däniſche Sprache zur Bücherſprache aus und zeichnete ſich durch melodiſche Sanftheit und Wohllaut, eben ſo wie durch kräftige und entſprechende Bezeichnung des Abſtracten aus. Doch ſcheint auch gegenwärtig die poetiſche Sprache die Proſa noch weit hinter ſich zu laſſen. Die erſte däniſche Sprachlehre wurde von Erich. Pontoppidan (Kopenhagen 1668 8.) abgefaßt; ihr folgten mehrere brauchbare von Jak. Baden u. a., auch gab es ſchon im 16ten Jahrhundert einige däniſch-lateiniſche Wörterbücher (vergl. Ol. Wormii, (eines Dänen) Literatura antiquissima, Kopenhagen 1651 u. a.) Was die däniſche Proſa anlangt, ſo bereicherte zwar Holberg (ſ. d. Art.), welchen man in gewiſſer Hinſicht den Vater der neuern däniſchen Literatur nennen kann, die däniſche Sprache dadurch ſehr, daß er ſie in mehreren Zweigen der Literatur, und beſonders auf der Bühne anwendete; allein er ſchrieb ſie doch noch unrein und unbeholfen. Wohlthätig wirkten auf Bildung des Publikums J. Wielandt (ſt. 1730.), J. Sch. Schneedorf (ſt. 1764.) durch Journale, und J. Baden (ſt. 1804.), welcher für Reinheit der Sprache arbeitete und das Amt eines Kritikers mit glücklichem Erfolge verwaltete. Auch wurden durch Friedrich V. und Chriſtian VII. unter Einwirkung eines Moltke und Bernſtorf gelehrte Inſtitute und Unternehmungen jeder Art geſtiftet und unterſtützt, welche die vaterländiſche Literatur beförderten. T. Rothe, P. F. Suhm (däniſcher Hiſtoriker ſt. 1799), der noch jetzt lebende treffliche Proſaiſt, Knud Lyne Rahbeck (Prof. und Ritter des Danebrogordens, ſchrieb proſaiſche Verſuche, (1785, 93. 3 Thle.) aus dramatiſchen Arbeiten und Erzählungen beſtehend, überſetzt von Tobieſen, und wirkte auf den däniſchen Nationalgeſchmack, als Herausgeber der nordiſchen Minerva und des däniſchen Zuſchauers ein), J. Ch. Baſtholm, Birkner, Rasmus, Nyerup, Anders Samborg, Friedrich Münter und Baggeſen haben den gerechteſten Anſpruch auf den Ruhm lichtvoller, kräftiger und gefälliger Darſtellung. In dem Gebiete der practiſchen Wiſſenſchaften und in der Naturkunde, für welche Friedrich V. ſelbſt viel Sinn hatte, haben ſich die Dänen am meiſten ausgezeichnet. Hier iſt zu nennen der berühmte Aſtronom Tycho de Brahe (geb. zu Kundſtorp in Schonen 1546, ſt. zu Prag 1601), welcher ein neues dem Copernicaniſchen entgegengeſetztes, aber durchaus unhaltbares Syſtem aufſtellte (ſ. Tycho de Brahe); und in der Mineralogie Olaf Worm (ſt. 1654.). In der neuern Zeit iſt beſonders durch Stiftung von Erziehungsanſtalten (auch für die Gymnaſtik beſtehen hier nachahmungswerthe Inſtitute, z. B. für Schwimmkunſt), Schulen, Univerſitäten und Gelehrten-Geſellſchaften, ſehr viel für die literariſche Cultur in Dänemark geſchehen. In der Kanzelberedſamkeit zeigen ſich bedeutende Fortſchritte. Hier ſind Balle, Treſchow, Hiort, Holm, Plum, H. G. Clauſen und Cl. Pavels zu nennen. Noch mehr wird in den Staatswiſſenſchaften, Kriegswiſſenſchaften, in der Schifffahrtskunde und in der Heilkunde gethan, und die Forſchung des vaterländiſchen Alterthums verdankt den noch lebenden Gelehrten Vieborg, N. F. P. Grunthvig, Sandtvig, Thorkelin und Nyerup viel. (Man vergl. die von Zeit zu Zeit in den Leipziger Literaturzeitungen erſchienenen Nachrichten aus Dänemark.) Die bildende Kunſt kann aus der neueſten Zeit, wo ſie überall geſunken iſt, doch einige ſehr bedeutende däniſche Künſtler nennen, z. B. einen Wiedevelb, Thorwaldſen, den Hiſtorienmaler Hoier u. a. Noch

glänzender iſt die Poeſie von den Dänen ausgeſtattet worden. Die neue däniſche Poeſie, welche von Volksliedern, deren die Dänen ſehr viele haben, und geiſtlichen Geſängen ausging (Pet. Logland bearbeitete däniſche Sprüchwörter rhythmiſch; und Jac. Thomaus veranſtaltete die vollſtändige Sammlung geiſtlicher Lieder), fängt mit Andr. Chr. Arreboe (ſt. 1637) an. Sein Hexaemeron iſt äußerſt ſchwerfällig. Andr. Bording (ſt. 1677) hatte ſich nach Opitz gebildet. Er und ſeine Nachfolger Jens Steno Seheſtedt (ſt. 1698), Paul Petterſen, der patriotiſche Volksſänger Wilh. Helt (um 1703), Nic. Kingo, der die Thaten der däniſchen Könige in einem heroiſchen Gedichte beſang, und Georg Lorterap (ſt. 1722) ermangelten jedoch der poetiſchen Selbſtſtändigkeit. Erſt gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts brach eine beſſere Zeit mit dem für ſein Vaterland enthuſiaſtiſchen Ludw. Holberg (ſ. d. Art.), eigentlich einem Norweger, an. Beſonders verdient er hier als origineller komiſcher und ſatiriſcher Dichter der Erwähnung. Seine Originalſatire Peter Paars und Niels Klim (Nicolai Klimmi iter subterraneum), und ſeine Luſtſpiele, in welchen er oft deutſche und franzöſiſche Stoffe mit einem großen Reichthum von Witz und Laune geiſtvoll bearbeitete, zeichneten die däniſche Literatur ſehr aus und begründeten eine komiſche Bühne der Dänen. Holberg's Luſtſpiele werden, ob ſie gleich ſchon über hundert Jahre alt ſind, noch immer häufig in Dänemark geleſen, und jedesmal mit Beifall auf der Bühne in Copenhagen aufgeführt. Die 1758 geſtiftete Geſellſchaft zur Beförderung der ſchönen Wiſſenſchaften und des Geſchmacks brachte die Arbeiten talentvoller Männer, unter denen ſich der originelle und gefühlvolle Ch. B. Tullin (ſt. 1765) am vortheilhafteſten auszeichnet, in Umlauf. Nun begann in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts ein regſames literariſches Streben, und viele achtungswerthe Dichter verſuchten ſich glücklich in den verſchiedenſten Fächern, worunter viele Norweger. Doch findet man bis auf die neueſten Zeiten unter ihnen überall Spuren der Nachahmung ausländiſcher Muſter. Unter den neuern Dichtern zeichnen ſich aus der Tragiker und der Lyriker Johann Ewald (ſ. d. Art.), N. Weyer (ſt. 1788, ein talentvoller Dichter, der zu großen Erwartungen berechtigte, vergl. ſ. poet. Forſög. Kopenhagen 1789, 8.), der Lyriker und Dramaturg Rahbeck, die Satiriker und Luſtſpieldichter Guldberg, P. A. Heiberg, Ingeman, Ch. de Falſen (ſt. 1808), die Lyriker und Dramatiker Brun, Th. Thaarup, J. C. Tode, Ch. Lovinus, Sander, Pram, der glückliche Volksdichter Frimann, Rein. Storm (die letztern ſind Norweger); Fr. Brun, geb. Münter, geiſtvolle däniſche Dichterin in deutſcher Sprache; vor allen aber der tiefſinnige Johann Ewald, der originelle Jens Baggeſen, (ſ. d. Art.) ein lyriſcher Dichter voll Begeiſterung und Kraft, oft jedoch etwas ſchwerfällig, welcher auch Wielands Oberon unter dem Titel Holger Dansker zu einem Singſpiel bearbeitete, endlich der geniale Oehlenſchläger, voll ächter, nordiſcher Kraft, gemildert durch ſüdliche Anmuth, gebildet durch die verwandte deutſche Literatur und ſeine Reiſen nach dem Süden, aber originell und national; vielleicht unter den neueſten, ſelbſt deutſchen Tragikern der originellſte, wie auch Göthe von ihm geſagt. Oehlenſchläger's vorzüglichſte Stücke ſind: Hakon Jarl, Palnatoke, Axel und Walburg, Corregio, Aladdin. Wir freuen uns, die letztgenannten Dichter auch unter die Deutſchen rechnen zu dürfen, da ſie vorzüglich in deutſcher Sprache geſchrieben, und ſtimmen in das Urtheil Fr. Schlegels ein (D. Muſeum,

Februarheft 1812.): „In der letzten Zeit des 18ten Jahrhunderts, da bei andern Völkern die Poeſie zu erſterben ſchien, hat keine Nation neben der deutſchen ſo ausgezeichnete Dichter hervorgebracht als die däniſche.“

Daniſchmend, ein türkiſcher Geiſtlicher niedern Ranges, der in einer Dſchami den Dienſt verrichtet, — auch Talisman.

Dank hieß die Belohnung, welche in dem romantiſchen Mittelalter die in den Turnieren ſiegenden Ritter und Sänger gewöhnlich aus den Händen der Damen empfingen. Die den erſtern nach den Ausſpruche der Kampfrichter ertheilten Belohnungen beſtanden gewöhnlich in einer goldnen Kette, einem Wehrgehenk, einer Schärpe, oder einem Schwert ꝛc.; die Dichter und Sänger, welche ſich durch Erfindung neuer Geſänge, oft im öffentlichen Wettſtreit auszeichneten, empfingen als Dank ein Kleid, eine goldene Blume ꝛc.

Dankelmann (Eberh. Chriſtoph Balthaſ. Freiherr von), ein berühmter preußiſcher Miniſter, aus einem alten adelichen Geſchlechte, das aus dem Münſterſchen ſtammt, geboren 1643 zu Lingen, ſtudirte zu Utrecht, ging auf Reiſen, und wurde 1663 zum Erzieher Friedrichs, nachmals erſten Königs von Preußen, nach Berlin gerufen. Er wußte ſich die volle Gunſt des Prinzen, dem er einſt das Leben rettete, zu erwerben, und dieſer ſtellte ihn, als er 1688 zur Regierung kam, an die Spitze der Geſchäfte. Er erhielt die Würde eines Oberpräſidenten, und in dieſer die Stelle und Gewalt eines Principal-Miniſters, die er bald zu einer ganz eigentlichen Regierung im Namen des Churfürſten ausdehnte. Dieſer überließ ihm nicht nur die Staatsverwaltung beinahe ausſchließlich, ſondern unternahm auch in ſeinen Privatangelegenheiten nichts ohne den Rath deſſelben. Allein der Neid wußte ihm allmälig die Gnade ſeines Herrn zu entziehen, und bewog ihn 1697 ſeine Dimiſſion zu fordern, die er in den gnädigſten Ausdrücken erhielt. Er ging hierauf nach Neuſtadt an der Doſſe, wo er ſich kaum einige Tage aufgehalten hatte, als er in der Nacht arretirt, des Morgens aber nach Spandau und von da nach der Feſtung Peiz geführt wurde. Bei der Geburt des Prinzen von Oranien erhielt er 1707, nebſt einer jährlichen Penſion von 2000 Thalern, die Erlaubniß, ſich von Peiz nach Cotbus begeben zu dürfen, bei dem Antritte der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm aber ſeine völlige Freiheit wieder, worauf er ſich nach Berlin begab, wo er den 31ſten März 1722 ſtarb. Er war ein Mann von kräftig emporſtrebendem Geiſte, und der Stolz, welchen das Gefühl eigener Kraft und überlegener Talente einflößt, beſeelte ihn. Die Verſchönerung Berlins, die Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften, die Errichtung der Univerſität Halle, der Bibliotheken und Kunſtkammern ſind gröſtentheils ſein Werk, und werden ſeiner Verwaltung ein ehrenvolles Andenken erhalten.

Danneker, in Stuttgart, der erſte jetzt lebende deutſche Bildhauer und mit Canova und Thorwaldſen um den Preis des erſten Lorbeers in Europa ringend. Er iſt 1758 in Stuttgart geboren, und erhielt ſeinen erſten Unterricht in der berühmten Militär-Akademie Herzog Carls, in der mit ihm ſo viele Talente herrlich ausgebildet worden ſind. Er ging 1782 nach Paris, wo er in Pajous Künſtlerſtätte ſich weiter ausbildete. Von 1784—90 war er in Rom. Dann ging er zur Heimath zurück, wo er von dem kunſtliebenden Fürſten Würtembergs ſtete Beſchäftigung erhielt, jedoch auch einige Meiſterwerke verfertigte, die ins Ausland gingen. Wir nennen

hier von ſeinen Werken: Ceres und Bacchus, Hector, Zeplins Grabmal, Schillers, Zumſteegs, Lavaters ꝛc. Büſten, und von ſeinen neueſten: Ariadne, auf einem Leoparden reitend, von Moritz Bethmann für 20,000 Gulden erkauft; Amor, nachſinnend, im königl. Schloſſe zu Stuttgart, wo für dieſes herrliche Bild nach der Angabe König Friedrichs ein eigner Tempel zur Aufſtellung angeordnet worden; und die Büſte dieſes verewigten Monarchen. Von ſeinem Nachfolger wurde Dannecker zum General-Director der neu zu organiſirenden Akademie der ſchönen Künſte ernannt. Jetzt bildet er einen coloſſalen Chriſtus aus Marmor.

Dante (eigentlich Durante), I. Alighieri, dieſer älteſte und größte unter den Dichtern der neuern italieniſchen Poeſie, deſſen kühner Geiſt die Mittagshöhe erreichte, während kaum die Morgenröthe der Wiſſenſchaften in Europa angebrochen war, wurde 1265 zu Florenz geboren. Von ſeiner Bildungsgeſchichte wiſſen wir wenig mehr, als daß er, wie er ſelbſt (Hölle XV. 8 ff.) ſagt, ein Schüler des Brunetto Latini, eines als Dichter, Gelehrter und Staatsmann berühmten Florentiners, war. Früh weckte die Liebe zu Beatrice Portinari (ſt. 1290) ſeinen Geiſt, und nährte ihn durch ſein ganzes Leben. Er ſtudirte zu Florenz, Bologna und Padua Philoſophie, ſpäter zu Paris die Theologie und war zugleich in der lateiniſchen Literatur bewandert. Aber während er ſich mit Kenntniſſen zu bereichern bemüht war, entzog er ſich dem Dienſte ſeines Vaterlandes nicht, er widmete ſich ihm als Krieger und Staatsmann. Im Jahr 1289 focht er bei Campaldino gegen die Aretiner, und im J. 1290 bei Caprona gegen die Piſaner. Außerdem ging er als Geſandter ſeiner Republik nach Rom und an die Höfe verſchiedener anderer Monarchen. Er verheirathete ſich um das J. 1291 mit Gemma, der Tochter des Manetto Donati, mit der er mehrere Kinder zeugte. Dieſe Ehe war jedoch nicht glücklich und endigte damit, daß Gemma ſich von ihm trennte. Dante wurde im J. 1300 zu dem ehrenvollen Amte eines der Prioren oder oberſten Magiſtratsperſonen ſeiner Vaterſtadt erhoben; jedoch zu ſeinem Unglück. Florenz ward damals durch die Factionen der Bianchi und Neri (der Weißen und Schwarzen) entzweit. Die erſtere, als die ſchwächere, ſuchte Hülfe bei dem Papſt Bonifaz VIII. Dieſer beſchloß, den ſich damals in Rom aufhaltenden Bruder Philipps IV. von Frankreich, Carl von Valois, nach Florenz zu ſchicken, um die dortigen Unruhen beizulegen. Dante widerſetzte ſich als Prior dieſem Vorhaben, weil er davon gefährliche Folgen für die Freiheit des Staats fürchtete, und ward dafür im Jahr 1302 ſammt den Häuptern der Partei der Bianchi verwieſen und ſeiner Güter beraubt, da er die ihm auferlegte Geldſtrafe von 8000 Lire nicht bezahlen konnte. Sein darauf folgendes Leben war eine faſt ununterbrochene Kette von Widerwärtigkeiten. Er und alle ſeine Unglücksgefährten traten, wie Einige behaupten, auf die Seite der Gibellinen oder Anhänger des Kaiſers, durch deſſen Hülfe allein ſie hoffen konnten, einſt in ihr Vaterland zurückzukehren. Beweiſe davon ſind zahlreiche Stellen in ſeinem Gedichte, welche die bitterſten Angriffe auf das Oberhaupt der Kirche enthalten. Dante lebte zunächſt einige Zeit in Arezzo; erſt als im J. 1304 der Verſuch der Bianchi, ihre Rückkehr nach Florenz zu erzwingen, fehlgeſchlagen war, verließ er Toscana und nahm ſeine Zuflucht zu Alboin della Scala in Verona, der ſich durch die ausgezeichnete Unterſtützung, welche Talent und Verdienſt bei ihm fanden, unter ſeinen Zeitgenoſſen den Namen

des Großen erworben hatte. Aber Dante's Gemüth, in ſteter Unruhe und Erwartung ſeiner Zurückberufung, konnte, wie Petrarca erzählt, ſeinen Unmuth und ſeine Bitterkeit ſelbſt vor ſeinem Wohlthäter nicht verbergen: und darin ſcheint der Grund zu liegen, daß er nirgends für lange Zeit eine bleibende Stätte fand. Daher ſcheinen, zwar nicht über ſeine Geburt, doch über die Ehre, daß die Divina Commedia in ihren Mauern entſtanden ſey, mehrere Städte Italiens ſtreiten zu können. Außer verſchiednen italieniſchen Orten beſuchte er auch Paris. Er verſuchte endlich, durch Kaiſer Heinrich VII. wieder nach Florenz zu gelangen, weshalb er ein Werk über die Monarchie (de monarchia, Basil. 1559. 8. und im vierten Band der Venet. Ausg. ſ. Werke) ſchrieb: aber auch dieſe Hoffnung ſchlug fehl. Seine letzten Jahre verlebte er zu Ravenna bei Guido Novello da Palenta, Herrn dieſer Stadt, der als ein Freund der Muſen ihm gern ein Aſyl gewährte. Hier ſtarb er am 14ten September 1321, und ward in der Kirche der Minoriten begraben, wo ihm der venetianiſche Patricier, Bernardo Bembo, Vater des bekannten Cardinals, im J. 1483 ein prächtiges Denkmal errichten ließ. Die Florentiner, die ihren großen Mitbürger, ſo lange er lebte, ausgeſtoßen, geſchmäht und verfolgt hatten, beeiferten ſich jetzt, ihr begangenes Unrecht zu ſühnen, indem ſie ſeinem Andenken die Verehrung erwieſen, die ſie ihm ſelbſt verſagt hatten. Sie ſtellten ſein von Giotto gemahltes Bild öffentlich auf, reclamirten, wiewohl vergeblich, ſeine Aſche von den Ravennaten, und beſoldeten einen Gelehrten, um öffentliche Vorleſungen über ſein Gedicht zu halten. Boccaccio ſchildert ihn, in ſeiner Vita di Dante, als einen Mann von ernſtem, aber ſanftem und leutſeligem Charakter; ganz anders dagegen Giovanni Villani. Von ſechs Kindern, die Dante hinterließ, haben ſeine beiden älteſten Söhne, Pietro und Jacopo, ſich als Gelehrte bekannt gemacht, und unter andern einen Commentar über das Gedicht ihres Vaters geſchrieben, der jedoch nicht ans Licht getreten iſt. Dieſes große Gedicht, welches ſeit 1472 gegen 60 Ausgaben und eine unzählige Menge von Commentatoren erlebt hat, umfaßt gewiſſermaßen das All der Welt, und iſt, wie dieſes, unendlich und unergründlich. Dante's ernſtes Gemüth, genährt von dem Geiſte der Alten, von Ariſtoteles in die Tiefen der Scholaſtik eingeweiht, durchdrungen von dem reinſten Feuer der Liebe, die es ſchon früher in ſeiner Vita nuova (der in Proſa abgefaßten Geſchichte ſeiner erſten Jugendliebe) und in ſeinem Amoroso convivio ausgeſtrömt hatte, ſang in frommer Begeiſterung, wie das Irdiſche, geläutert durch den Chriſtianismus, in den ewigen Urquell alles Geſchaffenen zurückkehrt. In drei Theilen ruht das ganze Gedicht, der Hölle, dem Fegefeuer und dem Paradies, von denen man richtig den erſten plaſtiſch, den zweiten pittoresk und den dritten muſikaliſch genannt hat. Denn wie in der Hölle alle Geſtalten mit unerſchöpflicher, ſelbſt das Aeußerſte nicht ſcheuender Kühnheit ausgebildet und gerundet ſind, ſo daß nur des Dichters ordnende Seele durch das Dunkel hinzieht, ſo ſchließt ſich im Fegefeuer das Reich der Farben auf, bis im Paradieſe Alles in reinem Lichte ſtrahlt. An das Irdiſche hingegeben, ja angebannt, der Erdſcholle ſich nicht entwindend, liegt die menſchliche Natur in dem erſten; ihr freier Trieb und ihre Schöpferkraft erſchüttert eine Welt im zweiten, und im dritten Theile genießt ſie der ruhigen Vollendung, wie die Homeriſchen Götter im Olymp. — Meinhardt (Verſuche über den Charakter der italieniſchen Dichter, 1. Bd.), Schlegel (in

den Horen von Schiller) und Bouterwek (Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften, 1. Bd. S. 61. u. ff., welcher letztere mit einer gewiſſen eigenſinnigen Parteilichkeit gegen das Gedicht eingenommen iſt, indem er ſich auf höchſt proſaiſche Weiſe durch ſeine Seltſamkeit imponiren läßt) haben unter den Deutſchen fortſchreitende Inhaltsanzeigen des Ganzen geliefert; auf ſie verweiſend, begnügen wir uns mit dieſen wenigen Bemerkungen. Die Benennung „Commedia" gründet ſich auf eine Vorſtellung Dante's von den Formen der Wohlredenheit, welche ihm, wie er in ſeinem, zuerſt wahrſcheinlich lateiniſch geſchriebenen Werke: De vulgari eloquentia, angibt, tragiſch, komiſch und elegiſch war, ſo daß, was er Tragödie nannte, anfangs wunderbar und ruhig, zuletzt aber grauſend und ſchrecklich wird; was ihm Comödie hieß, von einem rauhen Beginn zu einem glücklichen Ausgang fortſchreitet. Dieſem angemeſſen ſollte auch der Stil ſein, und ſeine Umbildung der Sprache mochte mithin, wie die Führung des Stoffs, dieſe Benennung veranlaſſen, welche nun nicht mehr befremden wird, wenn man ſie gegen eine Stelle im Paradieſe hält, wo er das Gedicht ein heiliges nennt, an welches Himmel und Erde Hand gelegt haben. Das Beiwort divina aber wurde erſt ſpäter von Andern hinzugefügt; in den älteſten Ausgaben wird der Dichter ſelbſt mit dem Beiworte il divino oder il teologo belegt. Unwürdig ſcheint es uns übrigens, in Dante's äußerer Lage die erſte Veranlaſſung zu dieſem Gedichte aufzuſuchen. Eben ſo laſſen wir, als eine philologiſch-antiquariſche Frage, Conſtanzi's Behauptung auf ſich beruhen, daß Dante bei ſeinem Werke Alberico's, eines Mönchs im 12ten Jahrhunderte, Viſion benutzt habe; wiewohl es nicht unintereſſant, ja zum Verſtändniß mancher Vorſtellungen gewiß dienlich wäre, eine Vergleichung anzuſtellen. Wohl kein Dichter trägt das Gepräge ſeiner Zeit ſo ſichtbar an ſich, und ſteht zugleich ſo hoch über ihr, als Dante. Mit Recht betrachten ihn die Italiener als den Schöpfer ihrer poetiſchen Sprache und Vater ihrer Poeſie; denn, von ſeinem bildenden Geiſte behandelt, gewann jene zuerſt eine reinere und würdigere Geſtalt. Die Terzine erſcheint zuerſt bei ihm in ihrer Vollkommenheit, weshalb man ihn wohl irriger Weiſe ſogar für den Erfinder derſelben angeſehen hat. Die beſten Ausgaben der divina Commedia des Dante ſind von Lombardi (Rom 1791 in 3 Bänden, 4.), und die mailändiſche vom J. 1804, 3 Bde. 8. Von erſterer erſcheint jetzt eine zweite ſehr vermehrte Auflage zu Rom bei Romano de' Romani. — Dante's ſämmtliche Werke ſind erſchienen, Venedig bei Zatta, 1757 u. 58, 5 Bände. 4. C. L. Kannegießer hat eine Ueberſetzung der göttlichen Comödie, in drei Bänden (Leipzig, 1814—1820) geliefert. Früher hatte A. W. Schlegel an dem angeführten Orte Proben einer metriſchen Ueberſetzung geliefert, und lange vor ihm Bachenſchwanz eine vollſtändige Ueberſetzung in Proſa. Ganz in ſein Leben verflochten, ſind ſeine herrlichen lyriſchen Gedichte — Sonette und Canzonen — und des Dichters nicht minder würdig, als ſein großes weltumfaſſendes Gedicht. Zu nennen iſt noch ſein in einer männlichen Proſa geſchriebenes Gaſtmahl (il convito), ein Werk, von welchem ſelbſt Bouterwek ſagt, es ſei werth, den beſſern Werken des Alterthums an die Seite geſtellt zu werden. Es enthält eine Chreſtomathie ſeiner geſammten Kenntniſſe und Anſichten, und erläutert dadurch ſeine Poeſien und ſein übriges Leben. — II) Erhielt dieſen Namen Pietro Vincenzio aus dem Geſchlechte der Rainaldi, weil er in der Poeſie Dante nachzuahmen ſtrebte. Er und

ſeine Familie ſind in der Mathematik ſehr berühmt geworden. Wahrſcheinlich gehört in dieſelbe Familie III) Giov. Battiſta Dante von Perugio, auch unter dem Namen Dädalus, wegen ſeiner großen mechaniſchen Geſchicklichkeit, bekannt. Er machte ſchon im 15ten Jahrhundert den Verſuch zu fliegen, und flog einige Male über den See von Perugia. M.

Danton (George Jacques), Rathsadvocat, geboren den 26ſten October 1759, enthauptet den 5ten April 1794. Dieſer Mann ſpielte in den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution, die er eifrig beförderte, eine ſehr bedeutende Rolle. Schon ſein Aeußeres war höchſt ungewöhnlich und auffallend. Sein Wuchs war coloſſal, ſeine Umriſſe athletiſch, ſeine Züge hart, ſtark und widrig, ſeine Stimme erſchütterte das Gewölbe des Saals, ſeine Beredſamkeit war heftig, ſeine Bilder rieſenhaft, und ſeine Einbildungskraft eben ſo gigantiſch, wie ſeine äußere Geſtalt, vor welcher Jedermann zurückſchreckte, und, wie St. Juſt ſich ausdrückte, ſelbſt die Freiheit zitterte. Dieſe Eigenſchaften halfen ihm zu Anfang der Revolution Einfluß gewinnen, und man ſah ihn, wie Robespierre, der Dictatur mit Stetigkeit entgegenringen. Nach Ludwigs Arretirung zu Värennes präſidirte er in der Verſammlung des Marsfeldes, wo die Entthronung des Königs verlangt wurde. Im November ward er zum Gehülfen des Procurators der Pariſer Gemeine ernannt. Sein Anſehen in der Hauptſtadt wuchs im Jahr 1792; er half die Ereigniſſe des 20ſten Juni anſtiften und leitete die vom 10ten Auguſt ein. Nach Ludwigs XVI. Sturze, am 10ten Auguſt, ward Danton Mitglied des einſtweiligen Vollziehungsraths, erhielt das Juſtiz-Departement und riß die Ernennung der Agenten bei den Armeen und in den Departementen an ſich, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, ſich viele Creaturen zu erwerben. Das Geld floß von allen Seiten in die Hände des Miniſters, und aus dieſen wieder verſchwenderiſch als Sold für Verbrechen und Werbegeld für Parteigänger zurück. Man beſchuldigte ihn gewiß nicht mit Unrecht, aus Fanatismus die September-Blutſcenen vorbereitet zu haben. Er bediente ſich der Proſcription, um durch Schrecken jede Idee des Widerſtandes von Seiten der Royaliſten niederzuſchlagen. Den 3ten September verbreitete der Einmarſch der Preußen in die Champagne allgemeine Beſtürzung in der Hauptſtadt und Beſorgniß unter den Gouvernementsmitgliedern. Alle Miniſter, die ausgezeichnetſten Deputirten, und Robespierre ſelbſt, der damals Briſſot fürchtete, verſammelten ſich bei Danton, der allein Muth behielt, das ganze Ruder der Gewalt an ſich riß, die Vertheidigungsmaßregeln, welche alle waffenfähige Franzoſen an die Grenze gegen die Feinde trieb, anordnete, und die Verlegung der Verſammlung jenſeits der Loire verhinderte. Danton zeigte hier einen erhabenen Muth. „Betrachtet mich," rief er aus, „die Natur hat mir das finſtere und derbe Antlitz der Freiheit gegeben. Ich habe in meinem Gehirne Hülfsmittel, die den Erdkreis zittern machen können. Das Vaterland iſt in Gefahr; um es zu retten, gilt es Kühnheit, immer Kühnheit, und nichts als Kühnheit." Von dieſem Zeitpuncte ſchreibt ſich der eingewurzelte Haß her, den Robespierre gegen ihn nährte; er konnte ihm nie die Ueberlegenheit verzeihen, die er damals über ihn an den Tag gelegt hatte. Genöthigt, Rechenſchaft von den geheimen Ausgaben ſeines Miniſteriums abzulegen, behauptete er, daß ſich in den Revolutionszeiten die Ausgaben nur in Maſſe berechnen ließen. Er ſtimmte für die Todesſtrafe gegen die zu-

rückgekehrten Ausgewanderten, und übernahm die Vertheidigung des Gottesdienſtes. Der Kampf zwiſchen der Gironde und der Bergpartei nahm mit jedem Tage einen ernſtern Charakter an. Danton ſchien die Folgen dieſer Spaltung zu fürchten. Den 26ſten November 1793, bei Gelegenheit der Vernunftfeſte, bei denen die Herbertiſten präſidirten, erklärte er ſich von neuem gegen die unzeitigen Angriffe auf die Diener des Gottesdienſtes, und ſchloß ſich ſpäter an Robespierre an, um Herbert und deſſen Anhänger auf das Blutgerüſte zu bringen. Ihre Vereinigung war aber nicht von langer Dauer; die verborgene Feindſchaft, welche zwiſchen ihnen herrſchte, fiel gleich in die Augen. Danton wollte den Despotismus, welchen Robespierre in den Ausſchüſſen ausübte, zu Boden treten, und Robespierre, gewandter, dachte ihn zu ſtürzen, um ſich ſo einen gefährlichen Nebenbuhler von der Seite zu ſchaffen. St. Juſt ſtattete gegen ihn einen Bericht in dem Wohlfahrtsausſchuſſe ab, und Danton wurde in der Nacht vom 31ſten März 1794 mit denen, die man ſeine Mitſchuldigen nannte, arretirt. Im Palais Luxembourg in Verwahrung gebracht, zeigte er eine gezwungene Heiterkeit und geſtand Lacroix, daß er von ſeiner Verhaftnehmung im Voraus unterrichtet geweſen ſey, aber nicht daran habe glauben können. Als er in die Conciergerie gebracht wurde, verfinſterte ſich ſeine Miene, und er ſchien ſich zu ſchämen, der Betrogene Robespierre's geweſen zu ſeyn. Alle ſeine Reden waren ein grelles Gemiſch von Reue und Stolz. Bei ſeinem Verhöre antwortete er mit voller Ruhe: „Ich bin Danton, bekannt genug in der Revolution; meine Wohnung wird bald das Nichts ſeyn, und mein Name wird leben im Pantheon der Geſchichte.“ Den 5ten April verdammte ihn das Revolutionsgericht zum Tode, als Mitſchuldigen einer Verſchwörung zur Wiederherſtellung der Monarchie! Er ſtieg mit Muth und ohne Widerſtreben auf den Unglückskarren; ſein Kopf war gehoben und ſein Blick voll Stolz. Noch mit Empfindung erinnerte er ſich ſeiner Familie und war einen Augenblick gerührt. „O meine Frau, meine Zärtlichgeliebte,“ rief er aus, „ſo ſoll ich dich dann nicht mehr ſehen!“ Darauf unterbrach er ſich ſchnell? „Danton, keine Schwachheit!“ und beſtieg das Blutgerüſte. Arm und verſchuldet vor der Revolution, hinterließ er nach ſeinem Tode ein anſehnliches Vermögen, das beſonders ſeine Sendung nach Belgien hatte vermehren helfen. Uebrigens bleibt Danton einer der merkwürdigſten Charactere, die ſich in der franzöſiſchen Revolution entwickelt haben: ein höchſt eigenthümliches Gemiſch von Größe, Kraft und Muth mit Grauſamkeit, Eigennutz und Schwäche.

Danzi (Franz), ein berühmter deutſcher Componiſt, geb. zu Mannheim 1763, wo ſein Vater, ein geſchickter Violoncelliſt, in der churfürſtlichen Capelle angeſtellt war. Schon als Knabe von neun Jahren componirte er ohne Kenntniß der Regeln. Im J. 1776 unterrichtete ihn der Abt Vogler, der damals dieſe Capelle dirigirte. Danzi zeigte viel Sinn für Poeſie und Schauſpielkunſt, und übte ſich in beiden. Im J. 1779 gab man auf dem Münchner Theater ſeine erſte Oper, Azakia, von C. F. Schwan, und 1796 wurde er daſelbſt als Capellmeiſter angeſtellt. Seit dieſer Zeit hat er viele Kirchenſtücke, Opern, Concerte für blaſende Inſtrumente und ſehr melodiſche Singſtücke, Sonaten 2c., componirt. Später ward er in Stuttgart Capellmeiſter des Königs und zugleich Director der Hofconcerte und Opern auf dem

königlichen Theater. Im J. 1812 nahm er ſeine Entlaſſung und lebt jezt als Direktor der Oper in Carlsruhe.

Danzig, eine wichtige Handelsſtadt und Feſtung am weſtlichen Ufer des Ausfluſſes der Weichſel in die Oſtſee, im Regierungsbezirke gl. Namens in der preußiſchen Provinz Weſtpreußen; 67 Meilen von Berlin. Sie hat eine höchſt anmuthige Lage in einer überaus ſchönen Gegend. Die Vorſtädte abgerechnet, hat ſie etwas über eine halbe Meile im Umfang; auch iſt ſie weder regelmäßig noch ſchön gebaut, und enthielt 1817, in ihren engen Straßen 4561 H. u. 43,118 Einw., in den Vorſtädten 359 H. u. 4816 Einw. Ihr ſchöner Hafen aber, und ihre vortheilhafte Lage verſchafften ihr von jeher einen großen Einfluß auf den Land- und Seehandel, ſo daß ſie auch ein bedeutendes Mitglied der alten Hanſa war und die Kornkammer des Norden hieß. Ihr Name kommt ſchon im zehnten Jahrh., Gedance (Gedansk) geſchrieben, vor. Lange wechſelte ſie mit dem Lande, in welchem ſie liegt, die Beſitzer. Dänen und Schweden, Pommern und die deutſchen Ritter ſtritten um dieſelbe. Die Thätigkeit der Einwohner machte die im oft wiederholten Kampf erhaltenen Wunden ſchnell wieder gut, und ihr Wohlſtand führte ſie zum Kraftgefühl, mit dem ſich Danzig im J. 1454 von der polniſchen Krone für unabhängig erklärte, und von dieſer bald als ſelbſtſtändig anerkannt wurde. Die Stadt hatte ihr eignes Geſetzbuch, welches die Danziger Willkühr hieß, und erwarb ſich ein bedeutendes Gebiet. Die Gewalt des Königs von Polen repräſentirte ein Glied des Stadtraths, das wechſelte und der Burggraf genannt wurde. Die Stadt ſchlug ihre eigne Münze mit des Königs von Polen Bildniſſe, hielt in Warſchau ihren Secretär, und gab bei Reichstagen und Königswahlen ihre Stimme durch Deputirte. Im J. 1557 hatte ſich Danzig für Maximilian II. erklärt. Eine Belagerung, die erſte, die man kennt, ſtrafte ſie dafür. Danzig hatte damals große ſchwerfällige Befeſtigungen mit hohen Wällen; da ſie nach der Abend- und Mitternachtſeite von Hügeln umgeben iſt, die höher ſind als die Stadtthürme, unter denen ſich der Biſchofsberg und Hagelberg vorzüglich auszeichnen, ſo wurden an dieſen Seiten die anſehnlichſten Feſtungswerke angelegt; — nach der Weichſel zu iſt ſie durch Wälder und Moräſte beinahe unzugänglich und die Nieberung kann leicht unter Waſſer geſetzt werden. Ihr Gebiet enthielt 33 ſehr wohlhabende Dörfer und die Danziger Höhe, eine ſandige Erdzunge mit dem Städtchen Hela, die den Meerbuſen, das Pauzkerwiek bildet. Dieß alles gab ihr einen politiſchen und militäriſchen Werth. Jenen verlor ſie mit der Annäherung von Preußens Gränzen; dieſer wurde ihr nur um ſo gefährlicher. Seit 1722 war die Stadt gleichſam vom preuß. Gebiet umſchloſſen, die ſtarken Zölle drückten ſie fürchterlich. Handel, Kunſtfleiß u. Bevölkerung ſanken, u. der Wunſch, ganz unter Preußens Herrſchaft zu kommen, wurde der vernünftigſte. Hatte Danzig gleich über zwanzig Bollwerke, hohe Wälle und zwanzig Fuß breite Gräben, ſo wußte man doch, daß das Ausſchließen der nahen Höhen des Zigankenbergs, des Stolzen- und des Judenbergs aus den Befeſtigungswerken, und das unterlaſſene Abgraben derſelben ſie in einer Belagerung der Gefahr ausſetzten, in den Grund geſchoſſen zu werden. Zudem befanden ſich die Weichſel und das Fahrwaſſer in preußiſcher Gewalt, und der letzte König von Polen erklärte offen, daß er Danzig ſeinem Schickſale überlaſſen müſſe. Als daher Preußen deſſen Unterwerfung verlangte, mußte der vernünftigere Theil der Einwohner, dem dieſer Schatten von Unabhängigkeit läſtiger war, als ihr gänzlicher Verluſt, leicht über

die wenigen Familien Meiſter werden, die bis jetzt regiert hatten. Conventionsmäßig beſetzten die Preußen am 28. Mai 1793 die Außenwerke. Das Volk griff zu den Waffen; ein kurzer Kampf erhob ſich, der nach wenigen Tagen mit der völligen Unterwerfung der Stadt endigte. Der König hatte den Einwohnern die Zuſage gegeben, daß er alles für ihren Wohlſtand thun werde, und wirklich blühte Danzig unter Preußens Herrſchaft wieder auf. Es genoß Ruhe und vielfältiges Glück bis zum Ausbruche des preußiſch-franzöſiſchen Krieges. Am 7ten März 1807 ward es von dem Corps des Marſchall Lefebvre umringt und die Einſchließung auf der Landſeite durch die Wegnahme der Nehrung am 20ſten d. M. vollendet. Obwohl die Beſatzung bei den Ausfällen vom 21ſten und 26ſten großen Muth bewies, ſo konnten dieſe Anſtrengungen doch nicht verhindern, daß ſich der Belagerer am 1ſten April auf dem Zigankenberge feſtſetzte und die Bousmardſchanze oder vielmehr ihre Trümmer am 13ten eroberte. In der Nacht vom 23ſten zum 24ſten April begann das Bombardement und dauerte mit Zwiſchenräumen bis zum 21ſten Mai fort; während deß verſuchte der General Kamenskoi ſich mit 5000 Mann Verſtärkung in die Stadt zu werfen, mußte ſich aber im Fahrwaſſer wieder einſchiffen, da durch den unbegreiflichen Verluſt des Holms die Verbindung mit der Stadt verloren war. Eine engliſche Corvette, welche die ſo nöthige Munition, Geld ꝛc. zuführen ſollte, und mit vollen Segeln die Weichſel heraufflog, gerieth auf den Grund und ward ſo von den Franzoſen genommen. Es begann jetzt an Pulver zur weitern Vertheidigung zu mangeln, die Belagerer hatten ſich im bedeckten Wege des faſt ganz zerſtörten Hagelbergs feſtgeſetzt und beabſichtigten einen Hauptſturm darauf, deſſen Reſultate bei ihrer Ueberlegenheit (50,000, die Garniſon 7000 Mann) nicht zweifelhaft war; da gab endlich der Gouverneur, Graf von Kalkreuth, den wiederholten Aufforderungen Gehör, und ſchloß am 24ten Mai eine Capitulation auf dieſelben Bedingungen, die er dem General Lefebvre früher bei der Uebergabe von Mainz (1793) bewilligt hatte. Dieſer gemäß wurden die äußern Thore am 26ſten von den Belagerern beſetzt, die Garniſon verließ die Feſtung am folgenden Tage mit Kriegesehren und der Verpflichtung 1 Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Der Marſchall Lefebvre ward zur Belohnung zum Herzog von Danzig ernannt, unter ihm hatte General Lariboiſſiere als Chef der Artillerie, Chaſſeloup und Kirchener als Directoren des Geniewesens die Belagerung geleitet, während welcher in der Stadt 600 Häuſer mehr oder weniger zerſtört, einige 60 Bürger getödtet und verwundet worden waren. Eine Contribution von 20 Millionen Franken ward der Stadt mit Bewilligung ſucceſſiver Abzahlung aufgelegt, was jedoch viele andere Erpreſſungen mannichfacher Art nicht verhinderte. Durch den 19ten Art. des Tilſiter Friedens ward Danzig als freie Stadt mit einem Territorium von 2 Lieues — die durch die willkührliche Erklärung Napoleons auf 2 deutſche Meilen ausgedehnt wurden — unter Frankreichs, Preußens und Sachſens Schutz anerkannt; es konnte aber als franzöſiſcher Waffenplatz dieſes Heils niemals froh werden, da fortwährend ein franzöſiſcher Gouverneur, General Rapp, in Garniſon daſelbſt blieb, da im J. 1808 der Code Napoleon eingeführt und durch das Continentalſyſtem der Hauptnahrungszweig, der Handel mit England, verkümmert ward. Unter ſo drückenden, allen Wohlſtand vernichtenden Verhältniſſen nahte das J. 1812 und mit ihm wegen des ruſſiſchen Krieges neue ſchwere Laſten; das Jahr ſchloß da-

mit, daß die Feſtung am 31ſten Dec. in Belagerungsſtand erklärt wurde. Es gelang den franzöſiſchen und polniſchen Truppen des 10ten Armeecorps durch geſchickte Manövers ſich, beim Rückzuge in die Stadt zu werfen, eben ſo langten noch Verſtärkungen aus Spandau und Magdeburg an, ſo daß die Garniſon 30,000 Mann betrug, als gegen Ende Januars 1813 das ruſſiſche Blokadecorps, aus — 6000 Coſacken beſtehend, erſchien, welches jedoch bald durch ein Corps von 7000 Mann Infanterie, 2500 Mann Cavallerie mit 60 Feldgeſchützen unter General-Lieutenant von Loewis abgelöſt ward. Es würde zu weitläufig ſein, die verſchiedenen Ausfälle und Angriffe vom 4ten Februar, 5ten März, 27ſten April, 9ten Juni ꝛc. einzeln zu erzählen; wir erwähnen daher nur, daß das Blokadekorps am 1ten Juni durch 8000 Mann preußiſche Landwehren unter Oberſt Graf Dohna verſtärkt ward, und daß auch hier am 10ten Juni der Waffenſtillſtand eintrat und am 24ſten Auguſt wieder aufhörte. Den Oberbefehl hatte indeß der Herzog von Würtemberg übernommen, und lieferte den Belagerten entweder bei Ausfällen oder durch Angriffe auf Außenpoſten die ſehr hitzigen Gefechte vom 28. und 29ſten Auguſt 1ſten, 7. und 17ten September und 1ſten November; eine engliſche Flottille nahete ſich von der Seeſeite, und beſchoß gemeinſchaftlich mit den Landbatterien die Stadt vom 1ſten September an — unter andern auch mit Congreveſchen Raketen — lebhaft, die zweite Parallele war eröffnet, als endlich am 17ten November eine Capitulation zu Stande kam, nach welcher die Garniſon den 1ten Januar 1814 die Waffen ſtrecken und mit Verpflichtung, binnen einem Jahre nicht gegen die Alliirten zu dienen, in 4 Colonnen nach Frankreich geſchickt werden ſollte; dieſe Bedingungen erhielten jedoch die Genehmigung des Kaiſer Alexander nicht, und der Gouverneur, General Rapp, (der wahrſcheinlich viele Effecten und Munition heimlich hatte vernichten laſſen und deshalb zu einer längeren Vertheidigung keine hinreichende Mittel beſaß) mußte ſich bequemen, die Feſtung ſo zu übergeben, daß am 1ſten Januar alle Polen und Deutſche in ihr Vaterland entlaſſen wurden, am 2ten aber alle Nationalfranzoſen ausrückten, um als Kriegsgefangene in das Innere des ruſſiſchen Reichs geführt zu werden. Die beklagenswerthe Stadt hatte, während dieſer 11monatlichen Blokade und Belagerung, durch Mangel, Krankheiten ꝛc. unendlich gelitten, 309 Häuſer und Speicher waren durch das Bombardement niedergebrannt, 1115 Gebäude beſchädigt, 90 Menſchen notoriſch verhungert. Am 3. Febr. 1814 kehrte Danzig unter Preußens Regierung zurück. Sie ſieht einer beſſern Zukunft entgegen; doch erwuchs ihr am 6. Dec. 1815 durch das Auffligen eines Pulverthurms abermals ein großer Schaden. — Die Stadt hat nicht unbedeutende Manufacturen und Fabriken in goldenen und ſilbernen Borden, Tuch, wollenenen Zeuchen und Corduan, Färbereien, Zuckerſiedereien, Branntwein- und Liqueur-Brennereien, Vitriolfabriken, Pottaſche- und Salpeterſiedereien, Waid- und Waidaſchenfabriken u. ſ. w. Der Haupthandelszweig für Danzig iſt aber ein unermeßlicher Verkehr mit Getreide, welches aus Polen auf der Weichſel zugeführt wird (daher die Speicher oder die großen Korn- und Waarenmagazin-Gebäude auf einer Inſel in der Mottlau, welche durch einige Brücken mit der Stadt vereinigt iſt), und welches von Danzig nach England, Holland und den Hanſeeſtädten weiter geſandt wird. Die andern Ausfuhrsgegenſtände ſind insbeſondere Holz, Leder, Wolle, Pelzwerk, Butter, Talg, Wachs, Honig, Pottaſche, Hanf und Flachs,

Daphne, eine Tochter des Flußgottes Peneus, wurde von Apollo, durch deſſen Liſt ihr Geliebter, Leucippus, umgekommen war, mit Liebe unaufhörlich verfolgt. Die für ſein Bitten unempfindliche Nymphe flehte endlich die Erde (nach Andern ihren Vater Peneus) an, ſie in ihren Schooß aufzunehmen. Ihre Bitte wurde erhört; in dem Augenblick, als ſie Apollo mit ausgeſtreckten Armen umfaſſen wollte, ward plötzlich ihre Flucht gehemmt, die Füße wurzelten in die Erde, die Arme wurden zu Zweigen, und Apollo umarmte ſtatt ihrer den ihm fortan geheiligten Lorbeerbaum.

Daphnis. Die ſiciliſche Hirtenſage preiſt ihn, des Hermes und einer Nymphe Sohn, und von den Nymphen erzogen, als Erfinder des bucoliſchen Gedichts und wegen ſeines Spiels auf der Hirtenflöte. Er weidete ſeine Kühe am Aetna. Eine Nymphe, Echenais, die der ſchöne Jüngling liebte, drohte ihm mit Blindheit wenn er je eine andere liebe. Von einer ſiciliſchen Fürſtentochter in Wein berauſcht, vergaß er ſich, und zog ſich die gedrohte Strafe zu. Einige laſſen ihn vor Gram ſterben, Andere durch die Nymphe in Stein verwandelt werden. Alle Nymphen beweinten ſeinen Tod, und Hermes hob ihn in den Himmel. An der Stelle, wo er geſtorben, floß ein Quell, an dem die Sicilier nachmals jährlich opferten.

D'Arblay (Mrs. Francisca), die Verfaſſerin der berühmten, faſt in alle europäiſche Sprachen überſetzten engliſchen Romane Eveline (1777), Cecilie (1782) und Camilla (1796), iſt die Tochter des Geſchichtſchreibers der Muſik, Dr. Charles Burney. Als Miß Burney gab ſie auch ihre erſten Schriften heraus. 1793 heirathete ſie D'Arblay, einen franzöſiſchen Emigranten. Sie wird in England als die erſte Dichterin in der von ihr gewählten Gattung betrachtet, und für ihr letztes Werk, die Camilla, erhielt ſie 3000 Guineen Honorar. Auch ernannte ſie die Königin zu ihrer Kammerfrau.

Dardanos (Dardanus), der Stammvater der trojaniſchen Könige, Sohn des Zeus und der Electra, des Atlas Tochter, wanderte aus Samothrake, nach andern aus Arkadien, Creta u. ſ. w in Phrygien ein, und ließ ſich in der Gegend, die nachher Troas hieß, nieder. Hier erbaute er eine Stadt, nach ihm Dardanum oder Dardanus benennt. Er zeugte mit Bateia, des Teukros Tochter, der ſchon früher aus Attika hier eingewandert war, den Erichthonius. Seine Nachkommen hießen bei den Dichtern Dardaner. Nach neuer Anſicht iſt dieſes der Name eines arkadiſchen Stammes, deſſen Geſchichte man in der Fabel von einem Dardanus erzählt.

Dardanarius heißt ein Kornjude, Kornwucherer, der Getreide aufkauft und bis zur höchſten Theurung liegen läßt, oder auch ein ſolcher, der die Käufer durch falſches Maß und Gewicht betriegt. Daher heißt Dardanariat die Verheimlichung und Zurückbehaltung des Getreides wider das ausdrückliche Staatsverbot, auch der Gebrauch falſchen Maßes und Gewichts.

Dardanellen ſind die vier feſten Schlöſſer, welche an dem Hellespont auf der europäiſchen und aſiatiſchen Küſte einander gegenüber erbaut ſind, und jene Meerenge, welche von ihnen der Dardanellencanal heißt, beherrſchen, ſo daß ſie als der Schlüſſel von Conſtantinopel angeſehen werden. Der erſte Eingang des Dardanellencanals wird durch zwei, auf den einander gegenüberliegenden Küſten erbaute Schlöſſer vertheidigt, welche die neuen Schlöſſer heißen, weil ſie erſt in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts unter Mahomed IV. angelegt wurden, um den türkiſchen Flotten gegen die

Venetianer Schutz zu gewähren. Die Entfernung des einen Schloſſes von dem andern beträgt beinahe 2000 Toiſen oder Klftn. Vier Stunden nördlicher liegen die **alten Schlöſſer**, die Mahomed II. gleich nach der Eroberung Conſtantinopels erbauen ließ, und die nicht über 750 Toiſen aus einander liegen. Noch mehr vorwärts wird der Canal noch ſchmaler, und anderthalb Stunden von den alten Schlöſſern nähern ſich zwei hervorſpringende Erdſpitzen auf 375 Toiſen, und bilden jene durch Leanders nächtliche Ueberfahrten zur Hero (ſ. d. Art.), durch Xerxes Brücke, und durch Solimans Ueberfahrt auf einem bloßen Floſſe berühmt gewordene Meerenge, welche, mit keiner Befeſtigung verſehen, in ein weites offenes Meer führt, wo 60 Meilen weiter die Hauptſtadt des osmaniſchen Reichs an einem andern Canale liegt, der das ſchwarze Meer mit dem Meere von Marmora verbindet. Den 3. Mai 1810 ſchwammen Lord Byron, der Dichter, und der brittiſche Lieutenant Eckenhead oberhalb des Schloſſes Seſtos von Europa nach Aſien bis unterhalb des Forts Abydos in einer Entfernung von 4000 Klafter. Die ſorgloſen Türken hatten, im Vertrauen auf den Ruf der Dardanellenſchlöſſer, dieſelben ſo wenig im Vertheidigungsſtand erhalten, daß ſie ſchon im J. 1770 gänzlich verfallen waren, und auf der aſiatiſchen Seite nur noch eine einzige Batterie exiſtirte, die zur Hälfte verſchüttet war. Als daher am 26ſten Juli des genannten Jahres gegen 5 Uhr Abends die aus drei Linienſchiffen und vier Fregatten beſtehende Escadre des ruſſiſchen Admirals Elphingſtone in der Verfolgung zweier türkiſchen Linienſchiffe vor den erſten Schlöſſern erſchien, feuerten zwar die türkiſchen Batterien, aber aus Mangel an Munition nur einmal mit jedem Stücke, und Elphingſtone konnte, begünſtigt von einem heftigen Südwind, vorbeiſegeln, ohne auch nur von einem Schuſſe getroffen zu werden. Da er indeß zu ſeinem Verdruſſe ſah, daß die übrigen Schiffe ihm nicht folgten, begnügte er ſich, ruhig in der Meerenge weiter zu ſegeln, würdigte die türkiſchen Batterien keines Schuſſes, ging in dem Canal vor Anker, und kehrte, nachdem er mit Pauken- und Trompetenſchall mehr die Furcht ſeiner eigenen Escadre verborgen, als die Ohnmacht der Osmanen verſpottet hatte, ungeachtet des widrigen Windes zu den Seinigen zurück. Durch dieſes unerwartete Ereigniß gewarnt, nahm die Pforte die Anerbietung des Baron **Tott** an, welcher die Schlöſſer wieder herzuſtellen verſprach, und dieß Verſprechen ſo vollkommen erfüllte, daß ſie nach wenigen Wochen ſich in einem unbezwinglichen Zuſtande befanden. Allein die Schlaffheit der Türken hatte ſie nicht darin erhalten und ſchon im Jahr 1798 urtheilte Eton, der als engliſcher Reſident lange in der Türkei geweſen war, in einer Schilderung dieſes Reichs, daß eine Flotte leicht die für ſo furchtbar gehaltenen Dardanellen paſſiren könne. Auf jedem Ufer, ſo erzählt er, ſtehen vierzehn große Kanonen, die man mit Haubitzgranaten ladet; die Stücke von Metall, mit Läufen gleich Mörſern, 22 engliſche Fuß lang, und der Durchmeſſer des Calibers 28 Zoll; ſie liegen faſt mit der Oberfläche des Waſſers gleich, in gewölbten Schießlöchern oder Schießſcharten mit eiſernen Thüren, welche man öffnet, wenn man ſie abfeuern will; die Kugeln reichen von der einen Seite bis zur andern (von Aſien nach Europa), da ſie etwas hoch ſtehen. Dieſe ungeheuern Stücke liegen nicht auf Lavetten, ſondern auf dem Erdboden, mit dem Hintertheile gegen eine Mauer; ſie können nicht gerichtet werden, ſondern der Kanonier muß warten, bis das Schiff, das er beſchießen will, der Mündung gegenüber kommt; man braucht eine halbe Stunde, um eines von dieſen ungeheuern Artillerie-

ſtücken zu laden. — Daß dieſe Schilderung richtig war, bewies die am 19ten Febr. 1807 Morgens um 8 Uhr von dem engliſchen Admiral Duckworth mit 8 Linienſchiffen und vier Fregatten nebſt mehrern Brandern und Bombardierbooten ausgeführte Durchfahrt durch die Dardanellen, die er ohne Verluſt bewerkſtelligte, und in deren Folge am 20ſten zum erſten Male eine feindliche Flotte im Angeſicht von Conſtantinopel erſchien. Sie ſollte durch ihre Gegenwart die angeknüpften Unterhandlungen unterſtützen, richtete aber nichts aus, vielmehr waren die Türken während der Unterhandlungen unter der Leitung des franzöſiſchen Geſandten Sebaſtiani ſo eifrig beſchäftigt, Conſtantinopel gegen einen Angriff zu ſichern, und die Dardanellenſchlöſſer in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, daß Duckworth am 2ten März nicht ohne Verluſt zurückfahren konnte, was ihm ſeinem eigenen Geſtändniß zufolge, acht Tage ſpäter überhaupt nicht mehr möglich geweſen wäre.

Dares, ein Phrygier, des Hephäſtos Prieſter, Hectors Erzieher, ſoll die Belagerung Troja's auf Palmblätter geſchrieben haben (die phrygiſche Ilias). Das Werk, welches unter ſeinem Namen vorhanden iſt, rührt von Neueren her. Ein anderer Trojaner dieſes Namens kommt bei Virgil vor.

Darjes (Joh. Georg), ein in der Mitte des 18ten Jahrhunderts ſehr geſchätzter philoſophiſcher Lehrer und Schriftſteller. Er war geb. zu Güſtrow 1714, ſtudirte zu Roſtock und Jena, in welchem letztern Orte er auch von 1738 an durch ſeine philoſophiſchen und juriſtiſchen Vorleſungen (er hatte wegen ſeiner Anfechtungen von den Theologen noch zuletzt Jurisprudenz ſtudirt) ſolchen Beifall fand, daß Friedrich II. ihn 1763 als geh. Rath und Prof. der Philoſophie nach Frankfurt rief. Hier ſtiftete er auch die königliche Akademie der Wiſſenſchaften und beförderte durch Lehren und Wirken bis an ſeinen Tod 1791 das Anſehen dieſer Univerſität aufs eifrigſte In ſeinen philoſophiſchen Anſichten wich er ſehr von dem herrſchenden **Wolfianismus** ab, und näherte ſich dagegen ſeinem Zeitgenoſſen **Cruſius**. Sein Verdienſt beſtand in einem deutlichen und lebhaften Vortrage ſeiner Gedanken, und in einer ſeinem Zeitalter angemeſſenen Bearbeitung der philoſophiſchen Wiſſenſchaften durch Compendien, vorzüglich des Naturrechts und der Logik. Auch nahm er die Cameralwiſſenſchaft unter die Gegenſtände des akademiſchen Unterrichts auf.

Darius, der Name mehrerer perſiſchen Könige; nach Andern der Königstitel ſelbſt. Vorzüglich ſind unter dieſem Namen merkwürdig: I. **Darius**, vierter König von Perſien, war der Sohn des **Hiſtaspes**, Statthalter von Perſis, und trat der Verſchwörung gegen den Pſeudosmerdis bei, der ſich des perſiſchen Throns bemächtigt hatte. Nachdem es den Verſchwornen gelungen war, den Uſurpator aus dem Wege zu räumen, ſetzten ſie untereinander feſt, daß ſie alle am nächſten Morgen zu Pferde vor Sonnenaufgang zuſammenkommen wollten, und daß derjenige von ihnen König ſein ſolle, deſſen Pferd die aufgehende Sonne zuerſt wiehernd begrüßen würde. Da nun der Stallmeiſter des Darius von dieſer Verabredung hörte, führte er in der Nacht das Pferd ſeines Herrn an dem beſtimmten Orte mit einer Stute zuſammen, und durch dieſe Liſt geſchah es, daß, als am folgenden Morgen ſämmtliche Verſchworne dort zuſammenkamen, des Darius Pferd zuerſt wieherte. Darius wurde ſogleich als König begrüßt, und das Volk billigte die Wahl

Seine Regierung wurde durch mehrere große Ereigniſſe merkwürdig. Im fünften Jahre derſelben empörte ſich die Stadt Babylon, theils weil die Einwohner zu ſchwere Abgaben bezahlen mußten, theils weil die königliche Reſidenz, noch unter Cyrus, von Babylon nach Suſa verlegt worden war, wodurch die Stadt überaus verloren hatte. Darius belagerte ſie mit einem mächtigen Heere; ſchon waren beinahe zwei Jahre fruchtlos verfloſſen und Darius im Begriff, wieder abzuziehen, als Zopyrus, einer ſeiner Feldherrn, ihn durch eine heldenmüthige Selbſtaufopferung in den Beſitz der Stadt ſetzte. Dieſer verſtümmelte ſeinen Körper ſelbſt auf das grauſamſte, ging zu den Babylonern über und gab vor, daß er dieſe Mißhandlung von Darius erfahren habe, und daß er die ſchrecklichſte Rache dafür an dem Tyrannen zu nehmen wünſche. Die Babylonier gaben ihm ohne Bedenken eine Befehlshaberſtelle, und da er durch mehrere glückliche Ausfälle ihr Vertrauen noch mehr gewann, vertrauten ſie ihm endlich die ganze Stadt an, die er jetzt ohne Verzug dem Darius überlieferte. Nach der Unterwerfung Babylons verſammelte Darius ein Heer von 700,000 Mann und machte damit einen Zug gegen die Scythen an der Donau (von 513 v. Chr.), die ihn durch verſtellte Flucht ſo tief in ihr unwirthbares Land hineinlockten, daß er nur mit Mühe ſich und ſeine Krieger rettete. Nur einen Theil ſeiner Kriegsmacht ließ er unter der Anführung des Megabyzus in Thracien zurück, um das Land nebſt Macedonien zu erobern; er ſelbſt ging mit dem andern Theile nach Aſien zurück, und brachte ein Jahr in Sardis zu, ſein Heer wieder zu ergänzen. Als dies geſchehen war, kehrte er ſeine Waffen gegen Indien, das er zum Theil ſich unterwarf (508 v. Chr.). Bald darauf ereignete ſich eine Begebenheit, welche den berühmten Krieg der Perſer mit Griechenland zur Folge hatte. Unruhen auf Naxos, in welche ſich die Perſer gemiſcht hatten, verurſachten einen Aufſtand der ioniſchen Städte (501), welchen Athen zu befördern ſuchte, Darius aber endlich durch die Wiedereroberung und Beſtrafung von Milet (496 v. Chr.) dämpfen ließ. Um ſich dann an den Athenienſern zu rächen, verſammelte er ein zahlreiches Heer. Während Mardonius mit demſelben durch Thracien und Macedonien gegen Griechenland zog, ſollte eine Flotte einen Angriff auf die Küſten machen. Allein beide Unternehmungen ſcheiterten, denn ein fürchterlicher Sturm zerſtörte und zerſtreuete die Flotte, als ſie das Vorgebirge Athos umſegelte, die Landarmee aber wurde plötzlich von den Thraciern überfallen und größtentheils niedergehauen. Jetzt verdoppelte Darius ſeine Anſtrengungen. Er verſammelte ein Heer von 500,000 Mann und rüſtete eine Flotte von 600 Schiffen aus. Naxos wurde erobert und Eretria auf Euböa geplündert. Von da ging das Heer unter Datis und Arthaphernes nach Attika über und wurde von Hippias in die Ebenen von Marathon geführt. Vergebens hatten die Athenienſer bei ihren Nachbarn Hülfe geſucht; ihr eigener Muth nur konnte ſie retten. 10,000 Mann ſtark, rückten ſie unter Miltiades dem großen perſiſchen Heere entgegen, und trugen, begeiſtert von dem Gedanken, für Freiheit und Vaterland zu fechten, einen vollſtändigen Sieg davon (490 v. Chr.) Jetzt beſchloß Darius, ſich ſelbſt an die Spitze eines neuen Heeres zu ſtellen; doch innere Unruhen und bald darauf der Tod, der ihn im Jahre 485 v. Chr. ereilte, hinderte ihn an der Ausführung dieſes Entſchluſſes. Uebrigens hatte dieſer Fürſt die größten Verdienſte um die innere Organiſation des weiten Reichs. Auch ließ er

ſeinen Admiral Skylar (aus Karyanda in Klein-Aſien) eine Seereiſe (gegen 506) durch das Mittelmeer machen, und den Indusſtrom mit ſeinen Ufern unterſuchen, ſo wie er überhaupt Künſte und Gewerbe durch zweckmäßige Geſetze und Anſtalten ſehr beförderte. Sein Nachfolger war Xerxes (ſ. d. Art.). II. Darius der III. oder Codomannus, ein Sohn des Arſanes und der Syſigambis. Er war der Urenkel Darius II. oder Ochus (regierte 424 bis 404) und der zwölfte und letzte König Perſiens. Er kam zur Regierung (336 v. Chr.) als das Reich und die königliche Regierung durch Weichlichkeit, Schwelgerei und Satrapenherrſchaft unter ſeinen Vorgängern ſchon entkräftet, dem mächtigen Andrang eines kühnen Eroberers nicht mehr widerſtehen konnte. Dieſer war Alexander, der bald mit ſeinem Heere in Aſien erſchien und Perſien bedrohte. Das von Darius ihm entgegengeſandte Heer wurde am Granikus geſchlagen. Dieſer beſchloß darauf, ein neues Heer ſelbſt gegen Alexander zu führen. Vier bis ſechsmal hunderttauſend Mann verſammelte er bei Babylon, und rückte mit denſelben in die Ebenen Meſopotamiens vor. Hier drangen die griechiſchen Miethsvölker in ihn, den Feind zu erwarten, um in der Ebene ſeine Macht mit Vortheil ausbreiten zu können; allein Darius verwarf dieſen Vorſchlag und eilte nach dem bergigen Cilicien dem Alexander entgegen. Die Pracht dieſes Zuges beſchreibt Curtius ausführlich. Hier bei Iſſus ward Darius zum zweiten Male (333) geſchlagen. Er ſelbſt rettete ſich nur mit Mühe aus dem Gedränge, beſtieg ein Pferd und entkam unter dem Schutze der Nacht in die Gebirge. Seine Mutter, ſeine Gemahlin und drei ſeiner Kinder, nebſt dem größten Theile der mitgenommenen Schätze fielen dem Sieger in die Hände, der ſie auf das edelmüthigſte behandelte. Mit der Beute aber, die Alexander hierauf in Damascus machte, belaſtete er 7000 Kameele. Darius war durch dieſe Niederlage ſo wenig gedemüthigt, daß er an Alexander einen ſehr ſtolzen Brief ſchrieb, worin er ihm ein Löſegeld für die Gefangnen und eine neue Schlacht anbot, wenn er es nicht vorziehen möchte, nach Macedonien zurückzukehren. Alexander belagerte indeß Tyrus. Jetzt ſchrieb ihm Darius einen zweiten Brief, worin er ihm nicht nur den früher verſagten Königstitel gab, ſondern ihm auch 10,000 Talente Löſegeld, alle Länder Aſiens bis an den Euphrat und ſeine Tochter Statira zur Gemahlin anbot. Aber auch dieſe Vorſchläge fanden keinen Eingang, und Darius ſah ſich gezwungen, zur Fortſetzung des Krieges nochmals ein Heer zu verſammeln, welches die meiſten Schriftſteller auf eine Million angeben. Mit dieſem ging er von Babylon nach Ninive, während Alexander über den Tigris ſetzte. Zwiſchen Arbela und Gaugamela trafen beide Heere zuſammen, und nach einem blutigen Gefechte (331 v. Chr.) ſah ſich Darius abermals zur Flucht gezwungen. Er rettete ſich nach Medien, um ein neues Heer zu ſammeln, Alexander aber bemächtigte ſich der Hauptſtadt Suſa, eroberte Perſepolis und hernach ganz Perſien. Darius war in Ecbatana in Medien eingetroffen und hatte noch ein Heer von 30,000 Mann bei ſich, worunter 4000 Griechen waren, die ihm bis ans Ende treu blieben. Außerdem hatte er noch 4000 Schleudrer und 3000 Reiter, welche Beſſus, der Statthalter von Bactrien, anführte. Mit dieſen wollte er ſich dem Sieger entgegenſtellen, als eine Verſchwörung des Nabarzanis und Beſſus ſeine Plane vereitelte. Der edelmüthige Fürſt wollte der ihm davon zugekommenen Nachricht nicht glauben, und erklärte, daß

er nicht früh genug ſterben könne, wenn ſeine Unterthanen ihn des Lebens für unwürdig hielten. Bald darauf bemächtigten ſich die Verräther ſeiner Perſon und führten ihn gefeſſelt nach Bactrien. Als ſich Darius weigerte ihnen zu folgen, durchbohrten ſie ihn mit ihren Pfeilen und überließen ihn ſeinem Schickſale. Ein Macedonier, Namens Polyſtratus, erblickte den Wagen des Darius, und hörte, indem er zu einer nahen Quelle ging, um ſeinen Durſt zu löſchen, das Seufzen eines Sterbenden. Er eilte herbei, und fand den König mit dem Tode ringend. Dieſer bat ihn um einen Labetrunk, den Polyſtratus ihm reichte, worauf er ihm anempfahl, dem Alexander für die Großmuth zu danken, mit der er den gefangenen Fürſten begegnet ſei. Kaum hatte Darius nach dieſen Worten den Geiſt ausgehaucht, als Alexander ſelbſt herbeikam. Bei dem Anblick des Leichnams vergoß er Thränen, ließ ihn nachher einbalſamiren und ſchickte ihn der Syſigambis, um ihn neben den andern perſiſchen Monarchen beizuſetzen. So ſtarb Darius (330 v. Chr.) im 50ſten Jahre ſeines Alters mit dem Ruhme eines milden, friedliebenden und gerechten Fürſten, der aber nicht für eine ſolche Zeit geboren war.

Darlehn — Darlehnsvertrag (mutuum), der Vertrag, wodurch jemand einem Andern eine fungible (verzehrbare, verbrauchbare) Sache, z. B., und am gewöhnlichſten, eine Summe Geldes, unter der Bedingung überläßt, daß er ihm dieſelbe in gleicher Art und Menge nach Verlauf einer beſtimmten Zeit wieder zurückgebe. Eigentlich aber heißt nur die auf ſolche Weiſe übergebene Sache Darlehn. Beſchränkt iſt die Gültigkeit jenes Vertrags in Hinſicht auf Perſonen, welche unter fremder Gewalt ſtehen, und in Beziehung auf wuchernde Gläubiger, welche daher die Geſetze oft durch ein verſchleiertes Darlehn, d. h. durch Verbergung eines geſetzwidrigen Darlehns unter eine rechtsgültige Form, zu umgehen ſuchen.

Darm, Darmkanal, Gedärme. So nennt man den langen Schlauch, in welchen ſich der Magen an ſeinem linken Ende durch den Pförtner (einen innern wulſtigen Muskelring) öffnet, und der in vielen Windungen den größten Theil des Unterleibes einnimmt. Er iſt aus drei durch Zellgewebe unter einander verbundenen Häuten (der Muskularhaut, der nervöſen oder Zellſtoffhaut und der Zottenhaut), welche verſchiedene Beſtimmungen haben, gebildet. Seine Theile, die man Därme nennt, haben verſchiedene Benennungen. Der obere und engere Theil des Darmkanals, welcher an den Krümmungen des Gekröſes befeſtigt iſt, wird der dünne Darm genannt (intestina tenuia); dieſen theilt man wieder in den Zwölffingerdarm (duodenum), den leeren Darm (jejunum), und den Krummdarm (ileum). Den untern, weitern Theil des Darmkanals nennt man den dicken Darm, und dieſen theilt man in den Blinddarm (coecum), nebſt dem wurmförmigen Anhang, den Grimmdarm (colon) und den Maſtdarm (intestinum rectum), das Ende deſſelben. Die Gedärme (ſo nennt man den ganzen Darmkanal) ſind wie der Magen und die Speiſeröhre mit vielen kleinen Schleimdrüſen verſehen, welche gegen den Maſtdarm zu immer größer und gedrängter werden, und den Darmſchleim abſondern, welcher die innere Wand der Gedärme umgibt.

Darmſtadt (Heſſen). Die frühere Geſchichte dieſes Hauſes wird unter dem Artikel Heſſen erzählt. — Philipp der Großmüthige war der gemeinſchaftliche Ahnherr der jetzigen heſſiſchen Häuſer,

Bei ſeinem Tode 1567 theilten ſich ſeine 4 Söhne in deſſen Länder: Georg I. oder der Fromme, ſein vierter Sohn, bekam zu ſeinem Antheile ein Viertel des väterlichen Nachlaſſes, nämlich die obere Grafſchaft Katzenelnbogen mit der Reſidenzſtadt Darmſtadt Aber ſchon 1583 fiel ihm bei dem Abſterben ſeines ſohnloſen Bruders Philipp zu Rheinfels ein Drittel von deſſen Verlaſſenſchaft zu. Er hinterließ 1595 drei Söhne, wovon Ludwig V. in dem Hauptlande folgte, und Friedrich, der Stifter des noch blühenden Hauſes Heſſen-Homburg wurde, der zweite Philipp aber mit Butzbach abgefunden wurde, welches nach ſeinem Tode der Hauptlinie wieder zufiel. In der Folge erbte dieſe noch einen Theil von Oberheſſen aus Ludwig IV. zu Marburg Nachlaſſe, und Ludwig VIII. vereinigte 1739 damit die Grafſchaft Hanau-Lichtenberg durch Heirath. Unter dem jetzigen Regenten Landgraf Ludwig X., welcher 1790 die Regierung angetreten hat, nahm der lüneviller Frieden dem Hauſe an dem linken Rheinufer belegenen Theil der Grafſchaft Lichtenberg, und der Deputationshauptſchluß von 1803 auch die auf dem rechten Rheinufer belegenen Aemter Lichtenau und Wilſtedt dieſer Grafſchaft, ſo wie die Aemter Katzenelnbogen, Ems, Epſtein, Kleeberg und das Dorf Weſperefelden, welche Naſſau-Uſingen zugetheilt wurden. Dafür erhielt es zur Entſchädigung das Herzogthum Weſtphalen, die mainzer Aemter Starkenburg, Steinheim, Gernsheim, Vilbel und Hirſchhorn, die pfälziſchen Aemter Lindenfels, Umſtadt und Ozberg, die Reſte des Hochſtifts Worms, die Reichsſtadt Friedberg und die Probſtei Wimpfen, eine ſehr vollgültige Entſchädigung. 1806 trat der Landgraf zum rheiniſchen Bunde, nahm die großherzogliche Würde an, und erwarb zugleich außer den in ſeinen Staaten belegenen ritterſchaftlichen Oertern die Oberhoheit über die löwenſtein-wertheimſchen Herrſchaften Heubach, Breuberg und Habitzheim, die Grafſchaft Erbach, den größten Theil der ſolmſiſchen Länder, die Grafſchaften Wittgenſtein und Berleburg, einen Theil von Königſtein, die Herrſchaft Ilbeſtadt, die Beſitzungen der Herren von Riedeſel, die Herrſchaft Schlitz und die Burggrafſchaft Friedberg, wozu in der Folge noch 4 hanauiſche Aemter und das fuldaiſche Herbſtein kamen. 1813 ſchloß ſich der Großherzog dem deutſchen Bunde an, und trat das Herzogthum Weſtphalen mit den beiden Grafſchaften Wittgenſtein und Berleburg an Preußen, die Aemter Amorbach, Miltenberg, Heubach und Alzenau an Baiern, und 2 Aemter an Kurheſſen ab, gab auch die Oberhoheit über die Landgrafſchaft Heſſen-Homburg auf, wofür er durch einen Theil des franzöſiſchen Departements Donnersberg, ſo wie durch den größern Theil des Fürſtenthums Iſenburg und einige zum Großherzogthume Frankfurt gehörigen Ortſchaften entſchädigt ward. — Das Großherzogthum Heſſen (Darmſtadt) beſteht gegenwärtig 1) aus dem Fürſtenthume Starkenburg — 52 Q. Meilen mit 209,434 Einwohnern (mit Zurechnung von Iſenburg, Obererlenbach und Niederurſel), 2) aus dem Fürſtenthume Oberheſſen — 87 Q. Meilen mit 229,726 Einw., und 3) der Rheinprovinz — 33 Q. Meilen mit 155,083 Einw. Der ganze Staat zählte 1819 auf 172 Q. Meilen mit 631,900 Einwohnern meiſtens Lutheraner; der Katholiken mögen 154,000, der Reformirten 87,000, der Juden 12,000 und der Menoniten 820 ſein. Die Einkünfte ſteigen auf 4 Millionen Gulden, die Kriegsmacht beſteht aus 4 Regimentern und 2 Bataillonen Infanterie, 2 Regimentern und 1 Escadron Reiterei, 3 Kompagnie Artillerie und aus dem Landdragoner- und Landſchützencorps, zuſammen gegen

8,000 Mann ohne die Landwehr. Das Land liegt auf beiden Seiten des Rheins, und wird vom Mayn, der Lahn, Nidda und Schwaln durchfloſſen, iſt zwar meiſtentheils gebirgig und hügelig, indem Zweige des Odenwalds, Vogelsbergs, Weſterwalds und Donnersbergs es nach allen Seiten durchziehen, ſchließt aber auch reiche und fruchtbare Thäler ein, und hat einen ziemlich beträchtlichen Getreide-, Flachs-, Obſt- und Tabacksbau, ſchöne Weinberge, eine anſehnliche Viehzucht und mancherlei Metalle und andere Mineralien. Es iſt mehr producirend als fabricirend, doch finden ſich in Oberheſſen auch anſehnliche Fabrikzweige auf dem Lande vertheilt, und Offenbach gehört zu den wichtigſten deutſchen Fabrikſtädten. Mainz iſt die größte bevölkertſte Stadt des Landes; Darmſtadt, mit 900 Häuſern und 12,000 Einwohnern, die Reſidenz und der Sitz der höchſten Staats-Collegien, hat ein Muſeum, Zeichenakademie u. ſ. w. Die Landes-Univerſität iſt zu Gieſſen. Der Großherzog, jetzt Ludwig X., hat als Mitglied des deutſchen Bundes in der Bundesverſammlung die 9te Stelle und im Plenum 3 Stimmen. Eine Conſtitutionsurkunde wurde im Jahr 1819 gegeben und die erſte Ständeverſammlung im Mai 1820 in Darmſtadt gehalten.

Darre, Darren, Darrofen. Darre nennt man 1) eine Krankheit der Bäume, des Viehes, auch der Menſchen (Darrſucht iſt ſo viel als Schwindſucht), vermöge deren ihre Säfte allmählig vertrocknen und ihre Glieder welk und dürre werden; 2) die Operation, welche zur Abſicht hat, die fernere Vegetation zu hindern, und die wäſſrigen und ſauren Theile auszutreiben (das Darren, Dörren). Dies geſchieht vorzüglich durch Oefen, daher auch 3) der Ofen, auf welchem Garten- und Feldfrüchte auf dieſe Art gedörrt werden; z. B. Flachsdarre, Malzdarre, Obſtdarre. In Bergwerken iſt der Darrofen eine Maſchine, auf welcher die Dörner, welche von den Kienſtöcken übrig bleiben, gedörrt und das übrige Blei und Silber von ihnen abgeſondert wird.

Darſtellung überhaupt iſt die Handlung, durch welche man etwas Inneres (Gedachtes) mittheilt und zu einem Gegenſtand der äußern Anſchauung macht, — oder für andere zur Erſcheinung bringt. Wenn aber von äſthetiſcher Darſtellung die Rede iſt, ſo hat man darunter zu verſtehen diejenige Behandlung eines äſthetiſchen Stoffes, wodurch er eine durch ſich ſelbſt gefallende Form für die Anſchauung erhält. Der äſthetiſche Stoff des Künſtlers iſt jederzeit eine äſthetiſche Idee, die in ihm entſteht, er weiß ſelbſt nicht wie. Aber ſeine ganze Seele wird dadurch aufgeregt, alle ſeine geiſtigen Kräfte werden dadurch in jenes lebendige Spiel verſetzt, vermittelſt deſſen ſie mit außerordentlicher Leichtigkeit und ohne Bewußtſein von Abſicht und Regeln eine unendliche Menge analoger Vorſtellungen hervorrufen und an einander reihen; kurz, er iſt im Zuſtande der Begeiſterung (ſ. d. Art.), in welcher ihm allein der Gegenſtand ſeiner Begeiſterung höchſt gegenwärtig erſcheint, ſo, daß alle Gedanken von ihm ausgehen und zu ihm zurücklaufen müſſen. Hier unterſcheiden wir ſchon zwei Momente: 1. des Empfangs oder Auffaſſens des Gegenſtandes, durch deſſen Vorſtellung die Kräfte des Künſtlers zu außerordentlicher Thätigkeet angefeuert werden, und 2. die Ausbildung der Vorſtellung des Gegenſtandes durch Erhöhung, Erweiterung bildliche Vergegenwärtigung und Anknüpfung analoger Vorſtellungen. In dieſen zwei Momenten aber zeigt ſich vorzüglich das äſthetiſche Genie. Was Wunder aber, wenn ihn jetzt eine unausſprechliche Liebe für den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung ergreift, der noch nicht

wirklich, ſondern erſt als ein Embryo in ihm vorhanden iſt. Hier iſt der Punct, wo der Menſch von bloßem Schönheitsgefühl und der Künſtler ſich ganz ſcheiden. Während jener mit ſeiner Liebe ſich rückwärts wendet, wo ſie zu Sehnſucht wird nach etwas Unerreichbaren, wendet des Künſtlers Liebe ſich vorwärts, ſie wird Trieb, das, was in ihm lebt, auch auſſer ſich zu verwirklichen. Erfüllt von dieſem Gedanken, bringt er nun die regelloſe Weltſchöpfung ſeiner Imagination vor das kältere Forum der Urtheilskraft, das Geſetzloſe erhält Geſetz, die Imagination knüpft einen Bund mit Verſtand und Vernunft. Dies iſt der dritte Moment des richtigen Denkens, Ordnens, Durchſchauens, der förmlichen Entwerfung des Plans, welchen dann ein vierter begleitet, der Moment der Darſtellung, wo die äſthetiſche Idee in die Wirklichkeit tritt, das Gedachte zur Anſchauung wird. Alle Darſtellung iſt demnach Veräußerung des Innern, ſie bringt etwas Inneres zur äußern Anſchauung. Der Darſtellungstrieb des Künſtlers äußert ſich aber nicht unbeſtimmt und wirkt nicht blind. Es iſt dem Künſtler nicht blos darum zu thun, daß er darſtelle, ſondern er will etwas Beſtimmtes darſtellen, den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung, welcher ihn in den Zuſtand eines lebhaft ergreifenden Gefühls verſetzt. Von dieſem Gegenſtande aber will und erwartet er, daß er, wenn er nun in die Wirklichkeit getreten, und ein Gegenſtand der Anſchauung für Andere geworden iſt, den Beſchauer in einen gleichen Zuſtand verſetze, was ihm nur unter der Bedingung gelungen iſt, wenn das der äußern Anſchauung gegebene Nachbild dem Urbild in ſeiner Seele gleicht. Dies wird ihm aber nur in dem Maße gelingen, als er Talent und Geſchick hat in Anwendung der Mittel, durch welche ſeine Kunſt ſich ausdrückt; und nur dann ſchreibt man ihm ein Darſtellungsvermögen zu (welches aus mehrern innern Fähigkeiten und äußern Fertigkeiten beſteht, vorzüglich aber auf der Phantaſie und Urtheilskraft beruht). Alle ſchöne Kunſt iſt ein Reden des Geiſtes zum Geiſte durch Mittheilung mittelſt des Sinnes; wer ſich durch den Sinn nicht mitzutheilen verſteht, kann den Geiſt nicht ausſprechen. Wie wichtig iſt deshalb die Darſtellung! Durch ſie erreicht oder verliert der Künſtler ſeinen Zweck. Man hüte ſich aber, ſie mit der bloßen mechaniſchen Behandlung, mit der Ausarbeitung zu verwechſeln, die nur das Mittel zur Darſtellung iſt, in welcher der Geiſt in allen Puncten das Werk der Technik der Idee des Geiſtes unterwirft. Ein Sinnlich-Anſchaubares ſoll eine beſtimmte Idee des Geiſtes ausdrücken, und einen dieſer Idee gemäßen Gefühlszuſtand hervorbringen. Dies iſt die Forderung. Erwägt man nun dieſe genau, ſo findet man, daß Anſchaulichkeit und Objectivität, Idealität und Totalität die Bedingungen ſind, unter denen dieſes allein bewirkt werden kann, und daß die Täuſchung in gewiſſen Künſten die unmittelbare Folge davon iſt. Indem Objectivität (Gegenſtändlichkeit) zur erſten Bedingung aller Darſtellung gemacht wird, ſpringt in die Augen, daß es eigentlich nur die bildenden Künſte ſind, und unter dieſen wieder vornehmlich die Plaſtik, welche darſtellen können, d. h. etwas als wirklichen raumerfüllenden Gegenſtand den dafür empfänglichen äußern Sinnen hinſtellen, denn dieſe Künſte bringen Geſtalten hervor, und Geſtalt iſt ja von Stellen abgeleitet. Die ſinnlichſte Vergegenwärtigung vermag keine von den übrigen Künſten zu erreichen. Gleichwohl ſollen und dürfen auch ſie der ſinnlichen Vergegenwärtigung nicht entbehren, ja neuere Kunſttheo-

riſten muthen ihnen ſogar auch plaſtiſche (rein objective) Darſtellung zu. Wie wird dies anders möglich ſein, als durch Täuſchung? Freilich nicht eine ſolche Täuſchung, daß wir etwas Falſches für wahr oder etwas Wahres für falſch hielten, ſondern durch eine ſolche, wodurch unſere Vorſtellungen uns wirkliche Dinge zu ſein ſcheinen, wodurch wir etwas in uns, als etwas außer uns Befindliches betrachten, und Bilder, die wir ſelbſt ſchaffen, durch die Sinne wahrzunehmen glauben. „Es gibt," ſagt Klopſtock, „wirkliche Dinge und Vorſtellungen, die wir uns davon machen. Die Vorſtellungen von gewiſſen Dingen können ſo lebhaft werden, daß dieſe uns gegenwärtig und beinahe die Dinge ſelbſt zu ſein ſcheinen. Dieſe Vorſtellungen nenne ich faſt wirkliche Dinge. Wer ſehr glücklich oder ſehr unglücklich, und lebhaft dabei iſt, der wird wiſſen, daß ihm ſeine Vorſtellungen oft zu faſt wirklichen Dingen geworden ſind. Wie dieſer die Gegenſtände ſich ſelbſt darſtellt, ſo ſtellt ſie der Dichter Andern dar. Der Zweck der Darſtellung (beſſer: die Wirkung) iſt Täuſchung. Die Darſtellung des Dichters iſt täuſchender, als des zeichnenden Künſtlers ſeine. Der Sinn entſcheidet bei der letzten, und dieſe unterſucht das Geſehene, weil er länger daran haftet, genauer, als der Geiſt das Gedachte, und daher leichter entdecken kann, daß er getäuſcht wird." Nach der beherzigenswerthen Bemerkung, daß nicht alle Gegenſtände darſtellbar ſeien, ſpricht Klopſtock dann von den Mitteln der Darſtellung in der Poeſie. Er zählt folgende auf, von denen, der Beſchaffenheit oder dem Inhalte gemäß, mehr oder weniger beiſammen ſein können. 1. Zeigung des Lebens, welches der Gegenſtand hat; 2. genau wahrer Ausdruck der Leidenſchaft; 3. Einfachheit und Stärke; 4. Zuſammendrängung des Mannichfaltigen; 5. die Wahl kleiner und doch vielbeſtimmender Umſtände; 6. die Stellung der Gedanken, daß jeder da, wo er ſteht, den tiefſten Eindruck macht; 7. Innerlichkeit oder Heraushebung der eigentlichen innerſten Beſchaffenheit der Sache; 8. Ernſt. Der Dichter hat eine ſolche Ueberzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit ſeiner Gegenſtände, daß man ſieht, er rede vielmehr um ihretwillen, als aus Neigung zu gefallen, und er nimmt herzlichen Antheil an dem, was er ſagt. Die weitere Ausführung — goldenen Worte! — leſe man bei ihm ſelbſt. (Ueber Sprache und Dichtkunſt. Hamb. 1779. S. 243 fgg.) Zum Schluß theilt er noch zwei Bemerkungen mit, die wir, um der Forderung der Totalität und Idealität willen, noch mittheilen. 1. Auch die beſte Darſtellung in dieſem und jenem Theile eines Gedichts verliert etwas, manchmal nicht wenig, von ihrem Eindrucke, wenn das Ganze nicht durch Wahrſcheinlichkeit, Ebenmaß, Abſtechendes, gehaltenen Hauptton und Zweck, ein ſchönes Ganzes iſt. Ein ſolches Ganzes ſtimmt die Seele für die Wirkungen des dargeſtellten Einzelnen, und erhält ſich in dieſer Stimmung. 2. Wenn der Dichter, die Wagſchale in der Hand, und mit dem reinen Gefühle des Eindrucks, den er hervorbringen will, von dem Angeführten immer ſo viel, und dies in ſo genauen Abſtufungen vereint, als der jedesmaligen Beſchaffenheit der Gegenſtände gemäß iſt, ſo erhebt er ſeine Darſtellung bis zum Vollendeten." Wer dieſe Auseinanderſetzung des großen Künſtlers und Kenners gehörig erwägt, dem wird es leicht ſein, den Grund zu finden, warum man in der Poeſie gewiſſe Arten vorzugsweiſe die darſtellenden nenne. Unter den darſtellbaren Gegenſtänden behaupten die den erſten Rang, welche viel Handlung in ſich begreifen; aber Handlungen laſſen ſich auch ganz eigentlich

darſtellen. Daher die Dichtungsarten, welche Handlungen oder Ereigniſſe zum Gegenſtande haben, darſtellende heißen. (S. Poeſie.) Die noch ſpieciellere Anwendung auf die Kunſt des Schauſpielers ergibt ſich nun von ſelbſt; der Schauſpieler hat darſtellende Poeſie, und zwar die Hälfte, wiefern er Mimiker iſt, in der Form der bildenden Kunſt zu verſinnlichen. Die handelnde Perſon, die er aus dem Drama des Dichters repräſentirt, ſoll er nicht blos vorſtellen, d. h. er ſoll nicht blos einen Schein haben, als ob er jene Perſon ſei, ſondern ſoll ſie darſtellen, d. h. er ſoll jenen Schein bis zur Täuſchung erheben, als ſehe man wirklich jene Perſon. Die meiſten Schauſpieler ſagen daher ſehr richtig, daß ſie Vorſtellungen, und nicht, daß ſie Darſtellungen geben. S. Menſchendarſtellung.

Daru (Pierre Graf), Pair von Frankreich, 1767 in Montpellier geboren, als Schriftſteller und Dichter bekannt, betrat früh die militäriſche Laufbahn, ward zum Kriegscommiſſär ernannt, wohnte in dieſer Eigenſchaft mehrern Feldzügen bei, und wurde in dem Feldzuge in der Schweiz 1799 Oberkriegscommiſſär. Nach dem 18ten Brumaire ernannte ihn der erſte Conſul zum Diviſionschef im Kriegsminiſterium. Damals richtete er eine poetiſche Epiſtel an Delille, und gründete damit ſeinen literariſchen Ruf. Bald darauf machte er auch ſeine Ueberſetzung des Horaz bekannt, wovon jetzt die 5. Auflage erſchienen iſt. Er wurde in kurzem zum Generalſecretär des Kriegsminiſters und zum Mitgliede des Tribunats ernannt. 1805 ward er Generalcommiſſär der großen Armee, und während die Franzoſen Wien beſetzt hielten, General-Intendant von Ober- und Nieder-Oeſterreich. Im Feldzuge gegen die Preußen erhielt er wieder die Stelle eines General-Intendanten; ſo wie auch 1809 bei dem neuen Kriege mit Oeſterreich. Er zeichnete ſich in dieſem wichtigen Poſten durch die eiſernſte Conſequenz aus. Sein Wort „man glaubt gar nicht, was ein Land alles aushalten kann" wird und muß in Preußen in ewigem Andenken bleiben. Im J. 1811, nachdem Maret-Baſſano an die Stelle von Champagny-Cadore als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten getreten war, wurde Daru zum Miniſter-Staatsſecretär ernannt. Als ſolcher begleitete er Napoleon 1812 nach Rußland, wo ihn tauſende von Verwünſchungen über die elende Verpflegung trafen, die man ihm zuſchrieb. Nichtsdeſtoweniger erhielt er ſich in der Gunſt Napoleons, und ward 1813 Intendant der Krongüter in den Departements Rom und Traſimene, und endlich Kriegsminiſter. Nach Napoleons erſtem Sturz ging er zu den Bourbons über, die er auch nach Bonaparte's Zurückkehr von Elba nicht verließ. Als die Preußen 1815 nach Paris kamen, ließ Blücher deſſen Landgut bei Meulan unter Sequeſter ſetzen, um ihn für ſeine Strenge gegen Preußen zu beſtrafen. —

Darwin (Erasmus), ein berühmter engliſcher Arzt, Naturforſcher und didactiſcher Dichter, war 1732 zu Elſton bei Newark in der Grafſchaft Nottingham geboren, und lebte zuletzt in Derby, wo er den 10ten April 1802 plötzlich ſtarb. Er iſt der Verfaſſer folgender Werke: 1. Zoonomie, oder Geſetze des organiſchen Lebens, welche Brandis (1795—99) ins Deutſche überſetzt hat. 2. Phytologia, or the philosophy of agriculture and gardening, with the theory of draining morasses and with an improved construction of the drillplough. Dieſes Werk kann als Seitenſtück zu ſeiner Zoonomie angeſehen werden; es iſt von Hebenſtreit zu

Leipzig ins Deutſche überſetzt worden. Ferner hat Darwin Linné's Systema vegetabilium ins Engliſche überſetzt. Auch ſchrieb man ihm ein Buch über die Erziehung der Töchter zu, unter dem Titel: A plan for female education in boardingschools, London 1797 in 4. In dieſem Werke findet man wahrhaft philoſophiſche Ideen über die Erziehung des weiblichen Geſchlechts, die in England zum Theil ſehr vernachläſſigt wird. 3. Der botaniſche Garten oder die Liebe der Pflanzen. (The botanic garden etc. Lond. 1788.) Dieſes Gedicht iſt voll philoſophiſcher Ideen und zeigt eine glühende Einbildungskraft. Das Linnéiſche Sexualſyſtem dient zur Baſis ſeiner Gemählde. Ovid verwandelte Menſchen in Pflanzen, Darwin hingegen die Pflanzen in ſchöne Frauen und Männer. Er gibt ihnen unſere Empfindungen, unſere Leidenſchaften, unſere Verirrungen; er leiht ihnen ſelbſt menſchliche Geſtalten und perſonificirt die Stoffe, welche zu ihrer Ernährung thätig ſind. Profeſſor Crome hat kürzlich Abhandlungen und Bemerkungen über verſchiedene naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände aus Darwins Botanic Garden herausgegeben (Hannover b. Hahn 1810. 1. B.) Hieran ſchließt ſich, ſeit 1789, 4. The Temple of Nature, or the origin of Society (der Tempel der Natur), noch kürzlich (1808) von Kraus herausgegeben; beides ſehr originelle Lehrgedichte, welche der wahren Naturpoeſie zuſtreben.

Daſymeter (dasymetrum), ein Werkzeug, wodurch man die Dichtigkeit der Luftſchichten abmeſſen kann, von Otto v. Guerike erfunden (daher auch manometrum Guerickianum), von Fouchy und Gerſtner verbeſſert.

Dataria heißt die päpſtliche Canzlei in Rom, in welcher alle Bullen (ſ. d. Art.) ausgefertigt werden. Sie hat dieſen Namen von der gewöhnlichen Unterſchrift: datum apud S. Petrum, d. h. im Vatican, erhalten. (Vergl. Römiſche Curie.)

Datum, bedeutet den Tag, oder überhaupt die Zeit, da eine Sache ausgefertiget und abgeſendet worden. Unter den römiſchen Kaiſern bemerkten die, welche die kaiſerlichen Befehle in die Provinzen zu überbringen hatten, mit dieſem Worte den Tag, da ihnen ſolche übergeben worden, oder ſie dieſelben überbracht hatten. Unter den erſten fränkiſchen Königen, den Merovingern, kam erſt der Gebrauch auf, dieſes Wort unter die Urkunden zu ſetzen.

Daubenton, oder D'Aubenton (Jean-Louis-Marie), ein berühmter Naturforſcher und Arzt, war den 29ſten Mai 1716 zu Montbar geboren, und widmete ſich der Medicin. Er iſt berühmt wegen ſeinen Antheils an ſeines Jugendfreundes Buffon Naturgeſchichte der vierfüſſigen Thiere, welche ihm den mit bewundernswürdiger Genauigkeit, Klarheit und Scharfſinn ausgearbeiteten anatomiſchen Theil verdankt. Leider verſagte er ſeine Theilnahme in der Folge, da er es für eine Beleidigung anſah, daß Buffon eine Ausgabe ſeiner Naturgeſchichte mit Hinweglaſſung des anatomiſchen Theils veranſtaltet hatte. Das Cabinet der Naturgeſchichte in Paris, deſſen Director er ſeit 1745 war, wurde durch ſeine und Buffons vereinte Bemühungen zu einer der merkwürdigſten Anſtalten der Hauptſtadt erhoben. Als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, in welche er 1744 trat, bereicherte er die Memoiren dieſer Geſellſchaft durch eine Menge anatomiſcher Entdeckungen und durch Unterſuchungen über die Thiergattungen und ihre Unterſchiede, über die Veredlung der Wolle und die Behandlung der Thierkrankheiten.

die Mineralogie, die Pflanzenkunde und die Oecono-m verdanken ihm vieles Licht. Er machte eine Methode bekannt, die Mineralien zu klaſſificiren. In der Encyclopädie hatte er den naturhiſtoriſchen Theil bearbeitet. Außerdem iſt er Verfaſſer einer großen Menge gemeinnütziger Schriften, z. B. Instruction pour les bergers, 3. édit. 1795. 8. (deutſch von A. Wichman); Memoire sur les indigestions, n. ed. 1798. 8. u. a. Frei von Buffons fantaſtiſchen Hypotheſen war er der treueſte Beobachter der Natur. Zur Zeit des Terrorismus hatte er ein Certificat ſeines Bürgerſinns nöthig, und wurde ſeiner Section als ein Schafhirte vorgeſtellt, der ſich damit beſchäftigte, die ſpaniſchen Schafe in Frankreich einzuführen. Auch ſetzte er ruhig ſeine Studien fort. Mit einer von Natur ſchwachen Körperconſtitution erreichte er durch Mäßigkeit und Heiterkeit ein Alter von 84 Jahren. Er wohnte am 31ſten Dec. 1799 zum erſten Male der Sitzung des Senats bei, als ihn ein Schlagfluß traf und er bewußtlos in die Arme ſeiner Freunde ſank.

Daun (Leopold Joſeph Maria, Reichsgraf von), einer der verdienſtvollſten öſterreichiſchen Feldherrn, lebte von 1705 bis 1766. Schon ſein Großvater und Oheim hatten dem kaiſerlichen Hofe als Generalfeldmarſchälle gedient; gleichen Ruhm erwarb ſich ſein Vater, Wirich Philipp Lorenz Graf von Daun, deſſen glänzendſte Periode in den ſpaniſchen Erbfolgekrieg fällt. Allein Leopold Joſeph verdunkelte den Glanz aller ſeiner Vorfahren. Er errang die erſten Lorbeeren in dem Türkenkriege von 1737 bis 1739 als Generalmajor, und trug im öſterreichiſchen Erbfolgekriege zur Belagerung Prags, zur Eroberung Baierns und zur Vertreibung der Franzoſen bis über den Rhein auf das ausgezeichnetſte bei. Sein kluges Benehmen bei einem Zuge über den Rhein und ſeine Verheirathung mit der Gräfin von Fux, einer Favorite Marie Thereſiens, verſchafften ihm die Stelle eines Generalfeldzeugmeiſters und endlich 1757 den Poſten eines Generalfeldmarſchalls. In dieſer Eigenſchaft commandirte er die öſterreichiſchen Heere im ſiebenjährigen Kriege. Er zog dem Könige von Preußen, welcher Prag belagerte, bis Collin entgegen und lieferte hier die unvergeßliche Schlacht (1757) den 18ten Juni, wodurch er den König zwang, die Belagerung aufzuheben, und ſowohl Böhmen als die öſterreichiſchen Staaten überhaupt zu räumen. Das Glück begünſtigte ihn jedoch nicht immer: denn ungeachtet er allenthalben mit höchſter Klugheit und Vorſicht handelte, ſo konnte er es doch nicht verhindern, daß er bei Leuthen, Torgau und mehreren Orten empſindliche Niederlagen erlitt. Außer der Schlacht bei Collin iſt ſein größtes Unternehmen der Ueberfall Friedrichs II. bei Hochkirchen in der Nacht vom 31ſten Oct. 1758. Hier würde er das ganze preußiſche Heer vernichtet haben, wenn nicht der Prinz von Durlach mit ſeiner Colonne zu ſpät angekommen wäre. Auch bei Torgau (den 3ten Nov. 1760) würde er den Sieg erfochten haben, wenn nicht durch ſeine Verwundung und Ziethens Entſchloſſenheit ſich das Glück auf preußiſche Seite gewendet hätte. Nicht geringere Verdienſte erwarb er ſich 1759 den 21ſten Nov. durch die Gefangennehmung von 11,000 Preußen, die unter Finks Commando bei Maxen gelagert waren. Mit Unrecht hat man Dauns ſtets zögernde, nur ſelten eine große Entſcheidung wagende Art, Krieg zu führen, getadelt: denn ſie hatte weder Unkunde, noch Unentſchloſſenheit oder gar Feigheit zum

Grunde, ſondern entſprang aus der richtigen Beurtheilung ſeines großen Gegners. Einem Feldherrn wie Friedrich, der ohne einem Höhern zur Rechenſchaft verpflichtet zu ſein, die kühnſten Unternehmungen, bei denen ſein genialer Geiſt nur die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges erkannte, wagen durfte und mußte; dem dieſe Kühnheit gewiſſermaßen abgenöthigt wurde durch die Menge ſeiner Feinde, denen er nur dadurch widerſtehen konnte, daß er ſie, ohne bei jedem Einzelnen viel Zeit zu verlieren, ſchnell nach einander beſiegte, konnte der in ſeinem Wirkungskreiſe abhängige Daun nicht beſſer widerſtehen, als wenn er ſich gleich einem zweiten Fabius Cunctator gegen ihn benahm. Friedrich ſelbſt erkannte ſehr wohl, welchen gefährlichen Gegner er an Daun habe. Gegründeter iſt vielleicht der Tadel, daß Daun nicht immer die erfochtenen Vortheile in ihrem ganzen Umfange zu benutzen und den Feind nach gewonnener Schlacht durch Verfolgung zu vernichten verſtand. Die Verbeſſerung der öſterreichiſchen Infanterie wird ihm zugeſchrieben. Er verdiente Marie Thereſiens Gnade nicht nur durch ſeinen Kriegsruhm ſondern auch durch ſeinen rechtſchaffnen Charakter.

Dauphin, der Titel, welchen der jedesmalige Kronprinz von Frankreich führt. Dieſe Benennung kommt von der Provinz Dauphiné her, welche der kinderloſe Humbert II., Dauphin von Viennois, im Jahr 1349 dem Könige Philipp von Valois unter der Bedingung abtrat, daß die älteſten Söhne der Könige von Frankreich künftig Dauphins genannt werden ſollten. Der Dauphin hat blos den Titel, ohne ein Recht auf das Land ſelbſt. Stirbt der Dauphin, ſo erbt der älteſte ſeiner Söhne, wenn er aber keinen Sohn hat, der älteſte ſeiner Brüder, dieſen Titel. Hat der König keine Söhne, ſo ruht der Titel Dauphin, — welches dermalen der Fall iſt; denn dem nächſten Prinzen vom Geblüte und vermuthlichen Kronerben, wenn er auch des Königs Bruder wäre, wird er niemals beigelegt. Die Gemahlin des Dauphins heißt Dauphine.

Davenant (Sir William), ein fruchtbarer engliſcher Dramatiker, geb. zu Oxford 1605, erhielt nach Ben Johnſons Tode die Stelle eines Hofpoeten, erfuhr aber durch die politiſche Revolution in England höchſt wunderbare Schickſale und Lagen. Er gerieth zweimal in die Gefangenſchaft der Rebellen. Milton rettete ihm durch ſeine Vermittlung das Leben. Darauf trat er als Director muſikaliſcher Unterhaltungen und als Schauſpieldirector auf. Er verſuchte die dramatiſche Declamation mit Muſik zu verbinden, wodurch eine Art von Darſtellung, welche ſich der Oper annäherte, hervorging, verbeſſerte die Einrichtung der Bühne und ließ die weiblichen Rollen nicht mehr von Knaben, ſondern durch Frauenzimmer darſtellen. Seine dramatiſchen Producte zeichnen ſich vor den übrigen ſeiner Zeit durch Lebhaftigkeit und Correctheit aus. Aber ob er gleich ſelbſt nach ſeinem Tode (1668) durch ein Begräbniß in der Weſtmünſterabtei geehrt wurde, ſo hat ſich doch keins ſeiner 30 Schauſpiele auf dem Theater erhalten. Noch größern Ruhm hoffte er durch ſein epiſches Gedicht Gundibert zu erwerben. Dieſes und einige andere Gedichte findet man in Andersons British Poets Vol. IV. Seine Werke erſchienen London 1673. Fol.

David, König in Iſrael, der jüngſte Sohn Iſai, eines angeſehenen Mannes zu Bethlehem, vom Stamme Juda, geboren im Jahr der Welt 2899. Er that ſich durch Klugheit, Weisheit,

Muth und Entſchloſſenheit, ſo wie durch tapfere Thaten, z. B. die Ueberwindung Goliaths, des rieſenhaften Philiſters u. a. m. ſo hervor, daß Samuel, der Hoheprieſter, ihn noch bei Lebzeiten Sauls durch die Salbung zum künftigen Könige weihte. Zu Hauſe beſorgte er die Heerden ſeines Vaters, dabei war er in den Wiſſenſchaften damaliger Zeit und ſelbſt in der Tonkunſt wohl unterrichtet. Saul, der ihn als ſeinen Gegner betrachtete, verfolgte ihn, woraus ein bürgerlicher Krieg entſtand, der bis zu Sauls Tod (2929) dauerte. Jetzt beſtieg David den Thron von Juda; die übrigen Stämme hatten Sauls Sohn, Isboſeth, zu ihrem Könige erwählt, nach deſſen Ermordung erſt David zum Beſitze des ganzen Reichs gelangte (in der Mitte des 11ten Jahrhunderts v. Chr.) Seine erſte Unternehmung darauf war ein Krieg gegen die Jebuſiter, mitten in Paläſtina. Er eroberte die Burg Zion, machte Jeruſalem zur Reſidenz und die Burg zum ewigen Wohnorte des Allerheiligſten. Hierauf erweiterte er ſein Reich nach allen Gegenden, unterjochte die Philiſter, Amalekiter, Edomiter, Moabiter, Ammoniter und beſonders die Syrier. Dadurch ward Judäa blühender, volkreicher, begüterter. David beförderte aber auch Schifffahrt und Handlung und ſuchte ſein Volk durch Künſte, namentlich Baukunſt, zu verfeinern. Er erbaute ſich zu Jeruſalem einen prächtigen Palaſt und machte den Gottesdienſt feierlicher, beſonders durch die Anſtellung der heiligen Dichter und Sänger. Der prächtige Tempel, zu deſſen Baue er Vorkehrungen traf, kam erſt unter ſeinem Nachfolger zu Stande. Er ſelbſt erhob die lyriſche Dichtkunſt in ſeinen Pſalmen (ſ. d. Art.) zu dem höchſten Grade der Vortrefflichkeit, den ſie unter den Iſraeliten erreicht hat. Auch verbeſſerte er das Kriegs-, Juſtiz- und Finanzweſen bedeutend. Indeß verleiteten ihn ſeine Ausſchweifungen in der Liebe zu manchen Grauſamkeiten, die durch ſeine Reue nicht hinlänglich entſchuldigt werden, und die Eiferſucht unter den Söhnen der verſchiedenen Mütter gab endlich zu Empörungen in ſeiner eigenen Familie Veranlaſſung. Sein Sohn Abſalon ſuchte ihn vom Throne zu ſtürzen und kam in dem darüber entſtandenen Kriege um. Durch die Zählung der ſtreitbaren Männer, die David in der Trunkenheit ſeines Kriegsglücks befahl, konnte die Ruhe eben nicht allgemein hergeſtellt werden; ſie ließ Eroberungsplane fürchten. Auch ließen die Philiſter den König bald fühlen, wie er dadurch vom Geſetz abweiche. David übergab noch bei ſeinem Leben das iſraelitiſche Reich in der Blüthe ſeiner Cultur und ſeines Wohlſtandes ſeinem Sohne Salomo, und ſtarb im Jahr der Welt 2969. Ueber ihn vergleiche Chandler krit. Lebensgeſchichte Davids, überſ. mit Anmerk. von Didrichs, Bremen 1777 und 80. 2 B. 8. Niemeiers Charakteriſtik der Bibel IV. B. Heße Idiognomik Davids, Jena 1784. 8.

David (Jac. Louis), ein berühmter franzöſiſcher Mahler, gegenwärtig der erſte in der franzöſiſchen Schule, geb. zu Paris 1756. Er ging frühzeitig (1774) nach Rom, hielt ſich mehrere Jahre daſelbſt auf und widmete ſich vorzüglich dem Heroiſchen in der Hiſtorienmahlerei. Seine Talente für dieſe Gattung der Kunſt entwickelten ſich bald. Als David im Jahr 1784 abermals nach Rom zurückkam, und ſein Meiſterſtück, den Schwur der Horatier, welches ihm Ludwig XVI. nach einer Scene aus den Horatiern des Corneille zu entwerfen aufgetragen hatte, ausführte, ward ihm allgemeine Bewunderung zu Theil. Kenner und Liebhaber behaupteten im erſten

Enthuſiasmus, daß dieſes Stück unübertrefflich ſei, und den Geiſt eines Rafael athme. Sein Ruhm ſtieg dadurch in Paris ungemein, und David, der jetzt auch als Portraitmahler Aufſehn zu machen anfing, würde ſehr glänzend haben leben können, wenn er nicht unglücklicher Weiſe bei der Revolution eine Rolle übernommen hätte. Vom Feuereifer für dieſelbe hingeriſſen, unternahm er gleich zu Anfang der Revolution (im Jahr 1789) ein ſehr großes Gemählde: Brutus, der ſeine Söhne zum Tode verdammt, welches Viele noch ſeinen Horatiern und Curiatiern vorzogen. Auch gab er die meiſten Ideen zu den zahlreichen Monumenten und republikaniſchen Feſten jener Zeit an. Er wurde 1792 Wähler von Paris, darauf Deputirter beim Nationalconvent und Mitglied des Sicherheitsausſchuſſes; während der Schreckensregierung war er einer der wüthendſten Jacobiner und ganz Robespierre ergeben. Er ſchlug vor, aus den Trümmern der Königsſtatuen auf dem Pontneuf ein Monument zu errichten, welches das Volk als Rieſen vorſtellte. Im Proceſſe Ludwig XVI. ſtimmte er für deſſen Tod. Im Januar 1794 präſidirte er ſelbſt im Convent. Nach Robespierre's Sturz war er in großer Gefahr, und nur ſein hoher Ruf, als erſter Mahler der franzöſiſchen Schule, rettete ihn vom Blutgerüſt. Zu den Revolutionsſcenen, welche David durch ſeinen Pinſel zu verewigen ſuchte, gehören: die Ermordung von Marat und Pelletier, vorzüglich aber der Schwur im Ballhauſe und Ludwigs Eintritt in die Nationalverſammlung vom 4ten Febr., welches Gemählde er 1790 dem geſetzgebenden Körper verehrte. Im Jahr 1799, nachdem ſein Pinſel eine Zeit lang geruht hatte, ſtellte er ſeine Sabiner aus, ließ ſie mehrere Jahre gegen einen gewiſſen Preis ſehen, und ſoll ſich damit die anſehnliche Summe von 100,000 Fr. erworben haben. Im Jahr 1804 ernannte ihn der Kaiſer zu ſeinem erſten Mahler und gab ihm den Auftrag zu vier Gemählden, worunter beſonders dasjenige, welches die Ceremonie der Kaiſerkrönung Napoleon's darſtellte, ſich auszeichnet. Auch gehören zu ſeinen berühmteſten Werken aus dieſer Zeit mehrere Abbildungen des Kaiſers, beſonders wie er als Conſul auf dem Bernhardsberge zu Pferde den Truppen die Bahn zum Ruhme vorzeichnet ꝛc. Die Urtheile über dieſen unter der vorigen franzöſiſchen Regierung zum Ritter, Mitglied der Ehrenlegion und des Nationalinſtituts, ſo wie vieler auswärtigen Kunſtakademien erhobenen Künſtler ſind ſehr verſchieden. (Siehe Fernow's Sitten- und Culturgemählde von Rom, Göthe's Winkelmann und ſein Jahrhundert, und Reichardts vertraute Briefe.) Nur dies ſei hier bemerkt, daß er in Moreau einen trefflichen Künſtler gefunden, der die beſten ſeiner Werke ganz in ſeinem Sinne durch den Grabſtichel verewigte. Als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, zeichnete er David ſehr aus, und ernannte ihn zum Commandanten der Ehrenlegion. Nach Ludwigs XVIII. zweiter Reſtauration in das Decret begriffen, welches alle Regiciden aus Frankreich verbannt, hat er ſich in Brüſſel niedergelaſſen, auch iſt er bei der neuen Organiſation des Inſtituts im April 1816 davon ausgeſchloſſen worden.

Davila (Arrigo Caterino), ein berühmter italieniſcher Staatsmann und Geſchichtſchreiber der Italiener, der Sohn eines Cypriers von angeſehener Familie, geb. 1576, kam durch ſeinen Vater, der nach Eroberung von Cypern durch die Türken 1571 nach Venedig flüchtete, in ſeiner Kindheit in Verbindung mit dem franzöſiſchen

Hofe, wurde hier Page, trat dann in franzöſiſche Militärdienſte und zeichnete ſich rühmlich aus, kehrte aber auf Verlangen ſeines Vaters 1599 nach Italien zurück, nahm venetianiſche Dienſte, ſtieg von einer Stufe zur andern und bekleidete endlich die Stelle eines Gouverneurs in Dalmatien, Friaul und auf der Inſel Candia, und galt in Venedig für den erſten Mann nach dem Doge. Er wurde auf einer Reiſe auf Veranlaſſung eines unbedeutenden Streits meuchelmörderiſch erſchoſſen (1631). Am meiſten iſt er berühmt durch ſeine merkwürdige Geſchichte der bürgerlichen Kriege in Frankreich von 1559—1598 (Storia delle guerre civili di Francia, Ven. 1630. und mehrmals auch in fremde Sprachen überſetzt), welche durch Vergleichung auch für die neueſten Zeiten Intereſſe hat, und neben Guicciardini's und Macchiavells Werken einen Platz behauptet.

Davis (John), ein berühmter engliſcher Seefahrer, geboren zu Sandridge in Devonſhire. Er widmete ſich früh dem Seedienſt und ward 1585 mit zwei Fahrzeugen abgeſchickt, die nordweſtliche Durchfahrt zu entdecken. An der Südſpitze von Grönland, welche er ſah, konnte er vor dem Eiſe nicht landen. Er wandte ſich daher nordweſtlich und erblickte unter 64° 15′ nördl. Breite in Nordoſten ein mit grünenden Inſeln umgebenes Land, deſſen Einwohner ihm zu erkennen gaben, daß im Norden und Weſten ein großes Meer ſei. Unter 66° 40′ nördl. Breite erreichte er ein Land, das ganz von Eis frei war, und an deſſen Küſte er bis zur ſüdlichſten Spitze, die er das Vorgebirge des Erbarmens nannte, hinfuhr. Er kam darauf in eine 20 Stunden breite Meerenge, wo er eine Durchfahrt vermuthete. Da ihn aber widrige Winde hinderten, kehrte er nach England zurück. Jene Meerenge hat nachher ſeinen Namen empfangen und behalten. Davis machte in den folgenden Jahren noch zwei Reiſen in gleicher Abſicht, wurde aber jedesmal durch das Eis an der Erreichung ſeines Zwecks, durch deſſen Verfolgung ſich Baffin ſpäter ſo berühmt machte, gehindert. Er ging 1605 als Pilot nach Indien, wo er von japaniſchen Seeräubern getödtet wurde. — **Davies** (John), ein gelehrter Philolog, geboren zu London 1679. Er ſtudirte zu Cambridge, ward Rector zu Fen-Ditton bei Cambridge und ſtarb 1732. Er hat geſchätzte Ausgaben des Julius Cäſar und mehrerer Schriften des Cicero geliefert.

Davouſt (Louis Nicolas), Herzog von Auerſtädt und Fürſt von Eckmühl, franz. Marſchall, geboren den 10ten März 1770 zu Annou im ehemaligen Burgund, aus einer angeſehenen Familie, ſtudirte zu gleicher Zeit mit Bonaparte auf der Militärſchule zu Brienne. Im Jahr 1785 war er Unter-Lieutenant im Cavallerieregimente Royal Champagne, 1790 wurde er zum Chef des dritten Volontair-Bataillons der Yonne ernannt. Er zeichnete ſich unter Dumouriez in den Schlachten von Jemappe und Neerwinden durch kühne Tapferkeit aus. Als Dumouriez nach der Schlacht von Neerwinden mit Coburg unterhandelte, entwarf Davouſt das kühne Unternehmen, ſich Dumouriez, in der Mitte ſeiner Armee, zu bemächtigen, und es fehlte wenig, daß er es ausführte. Im Juni 1793 wurde er zum General ernannt, aber durch das Decret, das alle ehemaligen Adeligen außer Thätigkeit ſetzte, genöthigt, ſeine Entlaſſung zu nehmen. Der neunte Thermidor rief ihn wieder zu den Fahnen und er wurde zuerſt wieder in der Moſelarmee bei der Belagerung von Luxemburg gebraucht. Er diente dann unter Pichegru bei der Rheinarmee, wurde in Mannheim ge-

fangen, aber bald wieder ausgewechſelt, und befand ſich bei dem berüchtigten Rheinübergange im Jahr 1797, bei welchem er ſich durch kluge Anführung ſowohl, als durch perſönliche Tapferkeit auszeichnete. Bei der Eröffnung der italieniſchen Feldzüge unter Bonaparte feſſelte ihn ſein Enthuſiasmus bald an dieſen mit unauflöslichen Banden. Er begleitete ihn nach Aegypten, zeichnete ſich auch hier durch Muth und Kühnheit aus (er war es, der nach der Affaire von Abukir das Dorf ſelbſt angriff und eroberte), und ſchiffte ſich nach der Convention von El-Ariſch mit Deſaix in Alexandrien ein, um nach Frankreich zurückzukehren. Sie erblickten ſchon die hieriſchen Inſeln, als ſie von einer engliſchen Fregatte aufgebracht und nach Livorno zum Admiral Keith geführt wurden. Dieſer behandelte ſie als Kriegsgefangene, und erſt nach einem Monate erhielten ſie ihre Freiheit und Erlaubniß zur Abreiſe nach Toulon. Bonaparte ernannte ihn zum Diviſions-General, und übertrug ihm das Commando der Cavallerie der italieniſchen Armee. Zur Belohnung der Dienſte, die er namentlich in der Schlacht von Marengo leiſtete, ward er zum Chef der Grenadiere der conſulariſchen Garden ernannt, die ſich in dieſer Schlacht mit Ruhm bedeckt und den Namen der Granit-Säulen erworben hatten. Alle dieſe Auszeichnungen verloren ſich jedoch für das größere Publicum unter der Menge ihres Gleichen während des Revolutionskrieges, und als er nach der Thronbeſteigung Napoleons (1804) zum Reichsmarſchall und Großkreuz der Ehrenlegion, auch Oberſtgeneral der kaiſerl. Grenadiergarde ernannt ward, gehörte er, ſo wie einige Andere, als Mortier, Beſſieres, Soult, zu denen, die dieſe Würde nicht ſowohl ihrem vorherigen Range in der Armee, als der Gunſt des Kaiſers und ihrer unverbrüchlichen Anhänglichkeit an ſeine Perſon zu verdanken hatten. Das Glück gab ihm Gelegenheit, ſich in dem Feldzuge von 1805, namentlich bei der Schlacht von Auſterlitz, wo er den rechten franzöſiſchen Flügel commandirte, auszuzeichnen. Nach dem presburger Frieden blieb er mit ſeinem Corps in Deutſchland ſtehen. Der im October 1806 ausgebrochene Krieg verſetzte daſſelbe ſchnell nach Sachſen und auf das in der Geſchichte unvergeßliche Schlachtfeld bei Auerſtädt, auf welchem er ebenfalls mit dem rechten Flügel der franzöſiſchen Armee eine iſolirte Stellung behauptete, wodurch er ſoviel zur Entſcheidung dieſes Tages beitrug. Da er die faſt ganz getrennte Schlacht von Auerſtädt durch ſeine geſchickten Diſpoſitionen allein gewann, und ſich in dem Fortgange des Krieges in dem ungetrübten Beifalle des Kaiſers Napoleon erhielt, ernannte ihn dieſer nach dem Frieden von Tilſit zum Herzog von Auerſtädt. Er blieb in Warſchau, ging dann nach Breslau und ward, da die große Armee aufgelöſet wurde, zum Oberbefehlshaber der ſogenannten Rheinarmee erhoben. Bei dem Wiederausbruche des Krieges mit Oeſterreich 1809 ſchloß er ſich mit ſeinem Corps an Napoleon an. Sein Marſch durch die Oberpfalz an die Donau und die Tage von Regensburg waren eine ſehr gefährliche Aufgabe. Er hatte weſentlichen Antheil an dem Siege bei Eckmühl. An der Schlacht von Aſpern konnte nur eine ſeiner 4 Diviſionen Antheil nehmen, deren General, St. Hilaire, mit dem größten Theile ſeiner Truppen an dem linken Donauufer umkam. In der Schlacht von Wagram commandirte er wieder den rechten Flügel, deſſen Bewegungen hauptſächlich den Rückzug der Oeſterreicher bewirkten. Nach dem Frieden erhob ihn Napoleon zum Fürſten von Eckmühl, und nach Vereinigung der Hanſeſtädte mit

Frankreich, zum General-Gouverneur der drei hanſeatiſchen Departements. Weniger ausgezeichnet war die Rolle, die er im Feldzuge 1812 und 1813 ſpielte. Er commandirte das erſte Armeecorps, und bewies ſeine gewohnten Feldherrntalente bei Mohilow und an der Moskwa. In Schwediſch-Pommern, welches er im Anfange des Feldzugs beſetzte, in Sachſen, wo er die Sprengung der ſchönen Elbbrücke veranſtaltete, in Hamburg, wohin er nachher mit einem großen Corps vordrang, und wo er ſich eine lange Zeit von den Alliirten eingeſchloſſen befand, nachdem er vorher mehrere fruchtloſe Bewegungen nach allen Seiten gemacht; ja in ganz Deutſchland wird ſein Name unvergeßlich ſein. Er ward nach der endlichen Uebergabe Hamburgs trotz der Denkſchrift, durch welche er ſein Verfahren zu vertheidigen geſucht hat, von dem Könige Ludwig XVIII. nicht wieder angeſtellt, und privatiſirte auf ſeinem Landgute. Nach der Rückkehr Napoleon's nach Paris (im März 1815) wurde er von dieſem zum Kriegsminiſter ernannt. Als die Alliirten nach dem Siege bei Waterloo gegen Paris vorrückten, ſchloß Davouſt, als Commandant en Chef, am 3ten Juli eine Militär-Convention ab, nach welcher er die franzöſiſche Armee hinter die Loire führte. Er unterwarf ſich bald dem Könige Ludwig XVIII., forderte auch die Armee dazu auf, und überließ alsdann auf des Königs Befehl das Commando dieſer Armee, die noch aus 45,000 Mann beſtand, dem Marſchall Macdonald. Nach einigem Aufenthalte in Paris, aus welchem er ſpäterhin, mit dem Verluſte ſeines Gehalts, verwieſen wurde, zog Davouſt ſich auf ſein Landgut Sevigny zurück, verkaufte aber nachher alle ſeine Beſitzungen, und kam 1816 nach Paris zurück. Sein Bildniß wurde im Julius 1815 aus dem Saale der Marſchälle weggenommen. Allein im März 1819 ernannte ihn der König zum Pair von Frankreich.

Davy (Sir Humphry), einer der berühmteſten jetzt lebenden Chemiker, Profeſſor der Chemie an der „Royal Institution" in London bis zum Jahr 1813, von wo an er für ſich allein ſeiner Wiſſenſchaft lebte, iſt 1775 in Pauzanza in Cornwallis geboren. Er wurde bei einem Landchirurgen, der zugleich eine Apotheke hatte, als Lehrling angeſtellt, und hier von dem bekannten D. Beddoes bemerkt. Er kam nun nach Briſtol. Seine außerordentlichen Talente entwickelten ſich hier ſchnell, und er hielt in Briſtol einen Curſus von Vorleſungen über Chemie, die die größte Aufmerkſamkeit, beſonders auch bei den Directoren jener Royal Institution in London erregten, wohin er darauf gezogen wurde. Hier konnte er nun chemiſche Verſuche höherer Art und Bedeutung vornehmen, durch die er denn auch der ganzen gelehrten Welt als einer der größten und ſcharfſinnigſten Chemiker bekannt wurde. Auch ſeine Vorleſungen hatten den größten Zulauf. Das Einzelne ſeiner chemiſchen Entdeckungen und Bereicherungen der Wiſſenſchaft gehört nicht hierher. Die mehreſten ſeiner Schriften ſind ins Deutſche überſetzt. 1815 ging er nach Paris, lebte einige Jahre in Frankreich und Italien, und verſuchte 1820 in Neapel vergeblich, herculaniſche Rollen zu entwickeln.

Dazincourt (Joſeph Jean Baptiſte), geb. den 11ten Dec. 1747 zu Marſeille, einer der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Schauſpieler neuerer Zeit. Er wurde Anfangs zum Handelsgeſchäft beſtimmt, verließ es aber bald, um einen Poſten bei dem Marſchall Richelieu anzutreten, der ihn mit Arbeiten in ſeinem Cabinet, ſeiner Bibliothek und der Ausarbeitung der Memoiren ſeines Lebens

beſchäftigte. Hier entwickelte er auf einem Liebhabertheater ſeine Liebe und ſein Talent für die Schauſpielkunſt, und trat bald zu einer Schauſpielergeſellſchaft, wo er beſonders komiſche Liebhaberrollen mit außerordentlichem Beifall ſpielte. Sein eigentlicher Name war Albouis; aber von dieſer Epoche ſeines Lebens an nannte er ſich Dazincourt. Er ging un nach Brüſſel, wo er engagirt wurde. Durch den Fürſten von Ligne, deſſen vorzüglichſte Gunſt er genoß, kam er von hier nach Paris, und erwarb ſich ausgezeichneten Beifall. 1785 wurde Dazincourt von Marie Antoinette nach Trianon berufen, um ein Geſellſchaftstheater zu organiſiren, wobei ſie ſelbſt die Soubrettenrollen übernahm. Er gab der Königin Unterricht und erhielt reiche Geſchenke. Eben ſollte er vom Könige eine Penſion erhalten, als die Revolution ſein Glück zertrümmerte, und ihn ſelbſt elf Monate lang nebſt allen Gliedern des franzöſiſchen Theaters der Freiheit beraubte. Der neunte Thermidor allein rettete alle vom Schaffot. Auch gelang es ſeinem Streben, daß 1799 die Geſellſchaft des franzöſiſchen Theaters wieder neu organiſirt wurde. Im J. 1807 wurde er zum Profeſſor der Declamaion am Conſervatorium und dann vom Kaiſer zum Director der Hofſchauſpiele ernannt. Als ſolcher war er auch bei dem berühmten Kaiſer-Congreſſe in Erfurt. Doch bekleidete er dieſen Poſten nicht lange, denn am 18ten März 1809 entriß ihn der Tod dem Theater und ſeinen Freunden in einem Alter von 62 Jahren. Dazincourt ſpielte alle Rollen gut; ſeine Sprache war rein, ſein Vortrag natürlich, ſein Spiel fein und ungezwungen. Beaumarchais übertrug ihm bei der Darſtellung des Figaro dieſe Rolle, welche vorzüglich ſeinen Ruhm gründete; ihm und der Contat, welche die Suzanne eben ſo meiſterhaft ſpielte, war der außerordentliche Beifall zum Theil zuzuſchreiben, den dieſes in ſeiner Art vortreffliche Intriguenſtück bei ſeiner Erſcheinung erhielt.

Débandade (en), heißt in der Kriegsſprache, in zerſtreuten Haufen, einzeln, in nicht geſchloſſenen Reihen, in zerſtreuter Ordnung. Angriffe en débandade ſind daher alle diejenigen, welche durch Tirailleurs, Jäger, Schützen u. ſ. w. bienenſchwarmartig, aber doch mit Einheit und Ordnung, gegen den Feind vorgenommen werden. Eine Flucht en débandade aber bedeutet einen aufgelöſten und verwirrten Rückzug, bei welchem alles unordentlich durch einander geht.

Debatte, Debatten (Wortwechſel oder Streit, beſonders über einen politiſchen Gegenſtand), werden im engliſchen Parlamente die Reden genannt, welche für und wider einen Antraggehalten werden.

Debüre (Guillaume François), ein pariſer Buchhändler, durch ſeine ausgebreitete Kenntniß der Literatur, und namentlich älterer und ſeltener Werke, die er in mehreren bibliographiſchen Werken, beſonders in ſeiner Bibliographie instructive, ou Traité de la connoissance de livres rares et singuliers (Paris 1763—82, 10 Vol. gr. 8.) an den Tag legte, ausgezeichnet; geb. 1731; geſt. 1782. — Seine Söhne, welche in der Buchhändlerwelt als Debure Frères rühmlich bekannt ſind, ſind ebenfalls große Bibliographen, wie ſie noch 1817 durch die Herausgabe des Catalogs über die reiche und koſtbare Bibliothek des Grafen Mac-Carthy-Reagh dargethan haben.

Deca—de, —di, —diſches Syſtem, —gramm, —litre, —metre, —re. Von dem griechiſchen Worte Deka, Dekas iſt gebildet das Wort Decade, und bezeichnet die Zahl Zehn,

den Zehner, auch was zehn Theile hat. So wurde daher auch der dritte Theil des Monats (der aus 30 Tagen beſtand) in dem neuen republ. Calender der Franzoſen genannt. Eine ſolche Decade — oder 10 Tage — bildete eine Woche; denn der Sonntag war abgeſchafft, ſtatt deſſen trat der Decadi, der Zehnte, als ein Ruhetag ein. — Daher Decadentage. S. Calender. — Daher auch das decadiſche Syſtem oder das bei uns gebräuchliche Zahlenſyſtem, welches ſich der zehn einfachen Zeichen bedient, und höhere Zahlengrößen durch die Stelle bezeichnet (ſ. d. Art. Zahlenſyſtem). In dem franzöſiſchen Maßſyſtem bedient man ſich des griechiſchen Worts Deka zu vergrößernden Beſtimmungen z. B. Decagramm, ein Gewicht von 10 Grammen (2⅔ Quent.) — Decalitre ein Maß von 10 Litre, Decametre, ein Maß von 10 Metres, 30 pariſer Fuß, 9 Zoll 6½ Linien haltend, eine ehemalige Ruthe. — Decare, ein Maß von zehen Aren, ungefähr 20 Quadratruthen.

Decagon (decagonum). Eine Figur von 10 Ecken und Winkeln (Zehneck) in der Geometrie.

Decan (decanus), Dechant, Dechent, ein Titel, welchen ſonſt mehrere Beamten geführt haben, denen in ihrem Wirkungskreiſe einige Perſonen — (der Etymologie nach zehn) untergeben ſind, — ſo in dem longobardiſchen Rechte eine Unterobrigkeit, deren Diſtrict eine Decanie genannt wurde. In den geiſtlichen Collegien und auf den Univerſitäten iſt der Titel des Decans noch üblich. Namentlich bezeichnet das Decanat die Würde eines Obern im Collegio der Cardinäle, in dem Collegio der Chorherren und Geiſtlichen, in den Stiftern und Collegiatkirchen (wo der Dechant entweder der erſte oder dem Probſt untergeordnet iſt), — daher Domdechant. Auf den Univerſitäten ſind Decane die Directoren der vier Facultäten, deren Würde und Amt größtentheils unter den Mitgliedern oder Beiſitzern derſelben abwechſelt. — Daher auch die Dechanei (Decanei), — d. i. die Güter und Gebäude zum Unterhalte eines (geiſtlichen) Dechanten, auch ſein Kirchſprengel, oft nur ſeine Wohnung.

Decazes (Elie Herzog), geb. zu St. Martin en Laye bei Libourne den 28. Sept. 1780, ſtudirte die Rechte im Collegium Vendôme. Unter Bonaparte's Regierung trat er als königl. Rath in die Dienſte des Königs von Holland und ſeiner Mutter; wurde von da als Richter zum Tribunal erſter Inſtanz nach Paris berufen und 1810 zum Rath des Appellationsgerichts ernannt. Hier blieb er bis zu Bonaparte's Rückkehr von Elba, wo er ſich ſo feſt für Ludwig XVIII. und gegen den Uſurpator erklärte, daß er 40 Meilen von Paris verbannt wurde. Im Schooß ſeiner Familie erwartete er des Königs Rückkehr, begab ſich dann nach Paris, wurde zum Polizeipräſecten ernannt, löſete die Kammer der Repräſentanten auf, und erhielt eine Stelle im Staatsrath. In ſteter Berührung mit dem Commando der alliirten Truppen und den Journaliſten in Paris zeigte er ſich eben ſo klug und beſonnen, als er ſich in den Proceſſen gegen Labedoyère und Ney, und nach Fouché's Entfernung als Miniſter Staatsſecretär der Polizei, ernſt, gerecht und durchgreifend gegen die Häupter der letzten Revolution und für die Erhaltung der Ordnung zeigte. Er ſetzte die berühmte Arreſtationsacte gegen die des Aufruhrs Ueberwieſenen mit Energie, aber auch mit jener Mäßigung durch, welche das Grundgeſetz der perſönlichen Freiheit zu ehren weiß; leitete die Wahl der Deputirten im ganzen Königreich durch ſeine Decrete an die Prä-

ſecten mit einer klugen Berechnung der Zeitverhältniſſe, welche allein die Erhaltung der gemäßigten Conſtitution und Vereinigung aller Parteien zu einem hohen Zweck beabſichtigte. Auch wußte er die Freiheit der Rede und der Preſſe, ſo weit es die Umſtände erlaubten, wieder herzuſtell n, indem nur die Journale bis zum 18. Jan. 1818 unter königlicher beſonderer Aufſicht bleiben ſollten. Er hob die höchſt beleidig nden, zweckwidrigen Ultrajournale, le Nain jaune, le Censeur, l'Aristarque, le Diligent und le fidèle ami du Roi auf. Alle Anklagen und Beſchuldigungen der verſchiedenen Parteien wußte er zu widerlegen, allen Wechſel der Miniſter zu überſtehen. Immer nur das Wohl und die Einigkeit von Frankreich im Auge, beharrte er ſtandhaft bei dem Princip der gemäßigten Conſtitution, und erhielt ſich dadurch auf ſeinem überall angefeindeten Poſten. 1815 ward er vom König in den Grafenſtand erhoben; er vermählte ſich mit der reichen Erbin Mlle. de St. Aulaire, erhielt die Pairwürde, und wurde Ende Dec. 1818 Miniſter des Innern, nachdem er ſich gegen Richelieu für die conſtitutionell-liberalen Grundſätze erklärt hatte. Das Miniſterium der allgemeinen Polizey ward aufgehoben. Ludwig XVIII. hörte vorzüglich auf den Rath von Decazes (auch liebte er die Unterhaltung mit der geiſtreichen Schweſter deſſelben); allein den 18. Febr. 1820 gab Decazes ſeine Entlaſſung, ward aber vom König zum Herzog und zum Geſandten in London ernannt. S. Zeitgenoſſen V. 3.

Dechiffrirkunſt, die Kunſt, den Inhalt einer geheimen, mit verabredeten Zeichen (oft Ziffern, wovon ſich der Name Dechiffrirkunſt herſchreibt) geſchriebenen Schrift zu enträthſeln. Vor allen Dingen muß man die Vocale oder Selbſtlauter aufſuchen. Dieſes geſchieht auf folgende Art: 1. Man zieht alle zweibuchſtabige Worte aus der geheimen Schrift heraus und ſchreibt ſie vor ſich hin. Hernach ſucht man auch die Worte, welche am Ende der einen und am Anfange der andern Zeile alſo getheilt ſind, daß am Ende der Zeile nur die zwei erſten Buchſtaben des Worts ſtehen; denn einer davon muß nothwendig ein Vocal ſein. Hierauf nimmt man die fünf Buchſtaben heraus, welche am meiſten vorkommen. 2. Man prüft dieſe fünf Vocale, und verſucht, ob auch in jedem Worte der geheimen Schrift einer oder der andere vorkomme. Findet ſich ein Wort, in welchem keiner davon anzutreffen iſt, ſo hat man die rechten Vocale noch nicht gefunden. Man muß zuſehen, welcher von den Buchſtaben deſſelbigen Worts (in welchem man keinen der anfangs für Vocale gehaltenen Buchſtaben gefunden) unter den angemerkten einſilbigen Wörtern am meiſten vorkommt. Dieſen ſchreibt man zu den vermuthlichen Vocalen, und nimmt an deſſen Statt einen davon weg, der unter gedachten zweibuchſtabigen Wörtern am ſeltenſten vorkommt. Dieſe Unterſuchung man man durch die ganze Schrift durchführen; und hat man endlich die Vocale gefunden, ſo muß man 3. dieſelben unterſcheiden. Weil der Vocal E im Deutſchen der gemeinſte iſt, ſo ſieht man zu, welcher Buchſtabe ſich in der geheimen Schrift am meiſten ſehen läßt, wenn man vermuthen kann, daß dieſelbe deutſch iſt; dieſer iſt gewiß E. 4. Die Buchſtaben A, C, H, S, R, W, M, L, F werden im Deutſchen durch die kurzen Wörter an, auch, das, wir, ihm, will, auf, die Buchſtaben J, N, U, D, durch die Wörter ein, um, und ausgeforſcht. Im übrigen müſſen in der deutſchen Sprache noch folgende Eigenſchaften der Buchſtaben in Acht genommen werden. A allein wird im Anfange eines Worts doppelt gefunden. Beſteht nſe im Anfange eines zwei-

buchſtabigen Wortes, und kommt mitten im Worte nicht doppelt vor. C kommt in keinem Worte von zwei Buchſtaben vor, ſteht in keinem deutſchen Worte drei Mal, folgt niemals auf einen doppelten Buchſtaben, ausgenommen in dem Worte Iſaac, und ſteht nicht zu Ende eines Worts, außer in einigen Nennwörtern. D kommt nie drei Mal in einem Worte vor, geht nicht vor einem Doppelbuchſtaben her, und ſteht in keinem Worte von zwei Buchſtaben hintenan, außer in dem Worte ob. E ſteht nie zu Ende eines Worts von zwei Buchſtaben, als in dem Worte je, wird niemals im Anfange, auch nicht zwiſchen einerlei Buchſtaben, doppelt gefunden. F geht vor keinem doppelten her. G iſt in keinem Worte von zwei Buchſtaben. H iſt ebenfalls in keinem Worte von zwei Buchſtaben anzutreffen, außer in dem Ausrufe Ha. J ſteht in keinem Worte doppelt, in keinem Worte am Ende. K wird in keinem Worte verdoppelt, iſt niemals der zweite Buchſtabe eines Worts, und in keinem Worte von zwei Buchſtaben zu finden; endlich zwiſchen zwei K ſteht nur immer ein Buchſtabe. L findet ſich in keinem zweibuchſtabigen Worte; zwiſchen zwei L ſteht ferner kein doppelter Buchſtabe. M fängt kein Wort mit zwei Buchſtaben an, ſteht in keinem dreibuchſtabigen Worte in der Mitte, außer in dem antiken umb, kommt in keinem einfachen Worte zwei Mal vor, es ſtehe denn doppelt beiſammen (außer in dem Worte Amſterdam), kann nicht zu Ende eines Wortes ſtehen, in welchem der andere und dritte Buchſtabe vom Ende einerlei iſt; zwiſchen zwei M kann kein doppelter Buchſtabe vorkommen. N kann in keinem Worte, in welchem der andere oder dritte Buchſtabe einerlei ſind, der Anfangsbuchſtabe ſein; geht vor keinem doppelten Buchſtaben, außer vor dem F vorher, ausgenommen in dem Worte Schnee; zwiſchen zwei N läßt ſich kein doppelter Buchſtabe ſehen, außer in dem Worte Canaan. Wenn ein Buchſtabe allein ſteht, ſo kann es kein anderer als O ſein; er ſteht in keinem zweibuchſtabigen Worte voran, außer in ob, und befindet ſich in keinem Worte doppelt, außer in Moos und Schooß. P ſteht in keinem Worte von drei Buchſtaben, außer in dem Worte Par, geht vor keinem doppelten Buchſtaben vorher, außer vor dem ff. P kommt in keinem deutſchen Worte drei Mal vor, ſteht nicht zwiſchen einerlei Buchſtaben, außer in Leopold und Papagei, und iſt nicht am Ende zu finden, außer in knapp, Philipp und Yſop. Q. Nach demſelben folgt allemal u, es kommt niemals doppelt vor, ſteht nie zwiſchen einerlei Buchſtaben, geht vor keinem doppelten Buchſtaben her, und folgt auf keinen, außer in Brunnquell, iſt endlich in keinem Worte der andere vom Anfange, auch nicht der letzte oder der andere und dritte vom Ende. R fängt kein Wort von zwei Buchſtaben an, ſteht nicht im Anfange, wenn der andere und dritte Buchſtabe einerlei iſt, ausgenommen in Raab; geht ferner vor keinem doppelten Buchſtaben, außer vor dem F vorher, es ſei denn in den Wörtern Raab, Burggraf, Berggrün. S ſteht in keinem Worte von zwei Buchſtaben voran, außer in ſo. T fängt kein Wort von zwei oder drei Buchſtaben an, außer Tag, Ton und Tod, geht vor keinem doppelten Buchſtaben vorher, und iſt in keinem zweibuchſtabigen Worte der letzte Buchſtabe. U ſteht nie im Anfange, wenn der andere und dritte Buchſtabe einerlei ſind, außer in dem Worte unnütz, und wird in keinem Worte verdoppelt, außer in zuvor, Zuverſicht, Genugthuung. W kommt in keinem zweibuchſtabigen Worte vor, außer in wo, ſteht in keinem Worte von drei Buchſtaben in der Mitte,

außer in zwo, und geht vor keinem doppelen Buchſtaben her, außer in Waage und Zween. X ſteht in keinem Worte von zwei Buchſtaben, und kommt, außer in einigen Nennwörtern, nie zu Anfange eines Wortes vor. Y fängt faſt kein Wort an, ſteht auch in keinem zwei- oder dreiſilbigen Worte voran. Z kommt in keinem zweibuchſtabigen Worte vor, als in zu, iſt in keinem Worte der andere Buchſtabe, außer in Czaar, und kommt in keinem Worte drei Mal vor. dd.

Decimalmaß. Hierunter verſteht man die Eintheilung der zum Maß angenommenen Einheit (Fuße, Ruthen rc.) in 10 gleiche Theile; auch hat man verſucht, den Quadranten eines Kreiſes, in Decimaltheile abzutheilen. In dieſem Fall wird der 10te Theil eines ſolchen Quadranten ein Decimalgrad genannt. Die franzöſiſchen Mathematiker nennen aber erſt den 100ten Theil eines Quadranten einen Decimalgrad, und den 100ten Theil eines ſolchen Grades eine Decimalminute.

Decimalrechnung iſt eine Rechnungsart, in der man keine andere Brüche braucht, als zehntheilige, hunderttheilige, tauſendtheilige u. ſ. w., die man daher Decimalbrüche nennt. Johannes Regimontanus bediente ſich ihrer zuerſt in ſeinen Sinustabellen. Sie gewährt unendliche Vortheile und Erleichterungen. Da vermöge unſerer Art, die Zahlen zu ſchreiben, die Stelle den Werth der Ziffern beſtimmt, ſo daß jedesmal die Ziffer zur Linken zehn Mal mehr gilt, als die nächſte zur Rechten und umgekehrt; ſo gibt bei den Decimalbrüchen, die als eine Ausdehnung des Decimalſyſtems in dem Sinne wie es im vorangehenden Art. dargeſtellt wird, betrachtet werden könnten, ebenfalls die bloße Stelle des Zählers den Werth oder den Nenner des Bruchs an, ſo daß man denſelben nicht hinzuzuſetzen braucht; man trennt die Ganzen von dem Decimalbruche durch ein Comma, ſo daß dieſes Comma, zwiſchen mehreren Zahlen befindlich, das charakteriſtiſche Zeichen eines Decimalbruchs iſt. Z. B. 5,36 heißt 5 Ganze 3 Zehntel 6 Hunderttel oder 36 Hunderttel, 5,009 heißt 5 Ganze und 9 Tauſendtel u. ſ. w.

Decimalſyſtem, ſ. Zahlenſyſtem.

Decime, Decimole. Decime iſt 1. eine franz. Münze, ein Zehntheil eines Franken, zwei Sous nach alter Münze; 2. in der Muſik der zehnte Ton (eigentlich der neunte — aber der Ton, von welchem man ausgeht, pflegt in der Muſik mitgezählt zu werden) von einem beliebigen Grundton ausgerechnet, oder das Intervall, welches neun auf einander folgende Stufen und folgende zehn Töne begreift, wenn man die beiden äußerſten Töne, welche das Intervall anfangen und ſchließen, mitrechnet. Mithin iſt die Decime, die Terz der Octave — oder die Octave der Terz eines gewiſſen Grundtons — und kann auch ſo verſchieden gebraucht werden. — Decimole iſt in der Muſik eine Figur von 10 Noten, welche 8 von gleichem Werth gilt.

Decimiren, Decimation. Decimiren heißt 1. den Zehnten (den Decem) d. i. eine Abgabe in Geld oder Naturalien erheben. Dieſe Erhebung oder Entrichtung Decimation. Aber im Kriegsweſen bedeutet die Decimation die Aushebung des 10ten Mannes eines Corps (oder gewöhnlicher Regiments) durchs Loos, um ihn hinrichten zu laſſen. Dieſes geſchieht zur Beſtrafung einer Mannſchaft, welche ein Verbrechen gegen den Staat begangen z. B. revoltirt hat. Schon früh kommt dieſe Strafe bei den Römern vor.

Deciſion, Deciſiv, Deciſum. Deciſion (von **decidiren**, entſcheiden, beſtimmen, entſchließen — daher **decidirt**, beſtimmt, entſchloſſen, und **decidirend**, beſtimmend, auch abſprechend und **Deciſiv Stimme** (Votum decisivum) diejenige, die bei einer Berathſchlagung den Ausſchlag gibt), eine Entſcheidung, beſonders eine Entſcheidung zweifelhafter und ſtreitiger Rechtsfälle durch die **Geſetze** (ſo heißen daher z. B. in Sachſen gewiſſe Geſetze dieſer Art — die Deciſionen von 1661 und die neuen Deciſionen; da hingegen **Deciſum** eine Entſcheidung durch den Richter, vor welchem eine Rechtsſache anhängig iſt (richterlicher Beſcheid).

Decius (Publius) **Mus**, ein edler Römer, der ſich als Conſul mit Manlius Torquatus im Jahr 340 v. Chr. Geb. in einer Schlacht gegen die Lateiner freiwillig zum Tode weihte; welchem Beiſpiele ſpäter auch ſein Sohn und ſein Enkel folgten. Dergleichen **Weihungen** (devotiones) waren zu jener Zeit, wo Vaterlandsliebe und Frömmigkeit die Herzen begeiſterten, nicht ungewöhnlich und geſchahen mit großer Feierlichkeit, indem der ſich ſelbſt Opfernde nach Vollendung gewiſſer religiöſer Gebräuche im ſchönſten Waffenſchmuck ſich unter die Feinde ſtürzte, um den Seinigen zu zeigen, wie ein Tapferer für ſein Vaterland ſterben müſſe. **Decius** (Meſſius) hieß auch ein **röm. Kaiſer** (reg. nach Chr. 250 bis 262), welcher in einer blutigen Schlacht in Möſien gegen die Gothen mit ſeinem ganzen Heere umkam.

Decke, Deckengemählde, Deckenſtück, Plafond. Decke nennt man den Theil eines Zimmers oder Saales, der ſelbige von oben ſchließt. Gemeiniglich iſt ſie wagerecht, in Sälen, Kirchen u. ſ. w. aber öfters auch gewölbt; entweder von Holz oder Stein. Der hölzernen Decken hat man drei Arten, **Wellerdecken**, **Bretterdecken**, **Dobeldecken**, von deren Bereitung und Beſchaffenheit zu reden, hier der Ort nicht iſt. Nur was das Aeſthetiſche dieſer Decken betrifft, ziehen wir hier in Betrachtung, und das iſt die Verzierung derſelben. Die gewöhnlichſte Verzierung iſt, daß von den Enden und dem Sims der Seitenwände bis hinan zur Decke eine Hohlkehle gemacht, und wo dieſe ſich endigt, die Decke mit einigen Gliedern eingefaßt wird. Der innere Raum der Decke bleibt gemeiniglich glatt. Soll aber dieſer Raum ebenfalls verziert werden, ſo wird er öfters in Felder abgetheilt, **Felderdecken**, oder er wird mit Laubwerk, Blumenzügen und Arabesken verziert, entweder aus Stucco (**Stuccatur-Arbeit**), oder blos gemahlt. Oefters aber iſt es auch ein wirkliches Bild, womit die Decke verziert iſt, **Deckenſtück**, **Deckengemählde**. Wie vielleicht in der ganzen Mahlerei nichts ſchwieriger iſt, als Stücke dieſer Art, ſo iſt auch die Theorie kaum über etwas ſo in Verlegenheit, als über ſie. Sie ſtößt zuvörderſt auf die Bedenklichkeit, ob Gemählde dieſer Art nur überhaupt zuläſſig ſeien. Da ſie einen beſchwerlichen Standpunct für den Beobachter haben, und uns zumuthen wollen, in einem verſchloſſenen Platze über uns das Freie zu ſehen, werfen ihnen ihre Gegner vor. Sind nun gleich dieſe Vorwürfe nicht unwiderleglich, ſo ſind ſie doch von der Art, daß ſie den Künſtler aufmerkſam machen müſſen, er dürfe ſein Locale wohl auf eine andere Art zu benutzen haben, als der Mahler ſonſt, wenn nicht das Auge, ſtatt angenehm angezogen, beleidigt, und alle Wahrſcheinlichkeit grob verletzt werden ſoll. Zweierlei iſt es, was er dabei ſtets zu berückſichtigen hat; Gegenſtände und Behandlung, beide angemeſſen ſeinem Locale. Der Abt **Laugier** wurde gewiß von

einem ſehr richtigen Gefühle geleitet, als er weder Terraſſen noch Berge, weder Gebäude noch Flüſſe, weder Wälder noch irgend etwas von demjenigen dulden wollte, was nie über uns ſein kann. Die Deckenſtücke von Peter von Cortona und LeBrun mit der Flotte des Aeneas und den Thaten des Herkules möchten in dieſer Hinſicht nicht zu billigen ſein. Dem geſunden Menſchenverſtand leuchtet es ein, daß ſich für Deckenſtücke nur Sujets aus dem Luftreiche ſchicken, und wenn wir zu dieſen die mythiſchen Weſen aller Religionen rechnen, ſo geſchieht es, weil wir dieß aus einer von Kindheit an gewohnten Convenienz natürlich finden. Die allegoriſchen Weſen hingegen, welche Sulzer noch geſtattet, dürften ſchon manche Einſchränkung erleiden. Hat nun aber der Künſtler ſeinen Gegenſtand ſchicklich gewählt, ſo hat er noch viel zu erwägen über deſſen Behandlung. Da uns die Decke durch die Mahlerei gleichſam weggehoben und der Blick ins Gebiet des Himmels geöffnet iſt, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß das Gemählde in einem luftigen Colorit ausgeführt ſein müſſe. Die Figuren aber müſſen ſo gezeichnet ſein, daß ſie aus dem Standpuncte des Betrachters, von unten hinauf, wirklich die Anſicht über uns ſchwebender Figuren darbieten, oder ſie müſſen, um den hiebei üblichen Kunſtausdruck zu gebrauchen, plafoniren. Dies erfordert eine tiefe Kenntniß der Perſpective, welche eine andere Anordnung bei flachen, eine andere bei gewölbten Decken nöthig macht. Innigſt zuſammen hängen mit dieſer Perſpective die Verkürzungen, ohne welche das Plafoniren nie gelingen wird. Deßhalb war auch Correggio Meiſter darin, wie ſeine Kuppeln der Domkirche und St. Johanniskirche von Parma beweiſen; dahingegen Rafael, der die Verkürzungen ſo gern vermied, hinter ihm zurückſteht. Wenn Mengs, der die Deckenſtücke blos für an der Decke aufgehangene Gemählde will angeſehen wiſſen, jenen Deckenſtücken Correggio's das Studium der Werke Michael Angelo's anſehen will; ſo heißt dieß wohl nichts anders, als: auch Correggio war groß in Verkürzungen wie dieſer. Uebrigens ſei es beiläufig geſagt, daß die Kuppeln Correggio's die beiden erſten im Ganzen gemahlten ſind, da man ſie vorher immer theilweiſe oder mit Fächern zu mahlen pflegte. Was kaum einer Erinnerung bedürfen ſollte, iſt, daß die dargeſtellten Sujets jederzeit in Uebereinſtimmung ſtehen müſſen mit dem Zwecke des Gebäudes ſelbſt, wo ſie dann zur genauern Charakteriſirung dienen. Aber nur Decken von einiger Höhe eignen ſich zur Verzierung durch Deckenſtücke, und die gewölbten vielleicht am meiſten. Uebrigens haben die berühmteſten Architekten die Talente der Mahler aufgeboten, ihre Werke dadurch zu verſchönern. dd.

Declamation iſt die Kunſt des vollkommenen Vortrags eines in Worte gefaßten Gedanken-Ganzen durch Redetöne, und declamiren heißt folglich ein Redeganzes vollendet ſchön vortragen. Es iſt gewiß erfreulich, daß die Neigung für dieſe Kunſt in unſern Tagen ſehr hoch geſtiegen iſt, wie die vielen öffentlichen Ausſtellungen dieſer Kunſt oder Declamatoria (Declamatorien) beweiſen. Gleichwol ſind ihre Forderungen ſo viel und mannichfaltig, daß eine wahre Declamation noch ziemlich ſelten iſt; denn nicht allein, daß hierzu beſonders körperliche Vorzüge, namentlich guter beugſamer Sprachorgane und eines edlen Anſtandes erfordert werden, ſo heiſcht dieſe Kunſt auch noch die beſondern Vorzüge eines gebildeten Verſtandes, eines feinen, geläuterten Zartgefühls und anderweitige wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, deren Mangel ſich bei dem, was ſo mancher

als Declamation aufſtellt, der oft nur richtig ausſpricht, oder recitirt, ſehr leicht verräth. In den Zeiten des alten Roms und Griechenlands ſtand die Redekunſt in ſo hohem Anſehn, daß in den griechiſchen Freiſtaaten Niemand leicht zu hohem Rang und Ehrenſtellen emporſteigen konnte, der nicht ein guter Redner war; denn die Rednerbühne war damals der Ort, wo ſich der Republikaner noch mehr als auf dem Schlachtfelde bewährte. Daher wurde ſie auch zu den Hauptſtücken der Erziehung gerechnet. Von der Muſik, welche im Sinne der Alten vorzüglich dasjenige umfaßte, was überhaupt den hohen Sinn für das Schöne wecken, üben und ſchärfen lehrte, war ein beſonders wichtiger Theil die Declamation, mit welcher die Mimik verbunden war. Das Ganze wurde unter dem Namen Hypokritik begriffen, welches man am füglichſten durch Darſtellungskunſt bezeichnen kann, und wovon Mimik und Declamation nur einzelne Theile ſind. Für die Lehre dieſer Wiſſenſchaft hatten die Alten eigene Klanggeſchlechter und eigene Zeichen zur Betonung der Silben, eine Art unter oder über den Text geſchriebener Noten, oder vielmehr eine Art von Tabulatur, indem durch die verſchiedenen Richtungen und Wendungen der Buchſtaben dieſe Klanggeſchlechter und Töne angegeben wurden. So wenig Zuverläſſiges nun aber auch über den eigentlichen Umfang und das Verhältniß dieſer Töne bis auf unſere Zeiten gekommen iſt, ſo bleibt doch wol ſo viel ausgemacht, daß ſelbſt auch bei wirklich vorhandenen beſtimmteren Nachrichten eine allzuſtrenge Nachahmung der Muſik durchaus fehlerhaft, und die Declamatorik, ſo wie ſie die griechiſche Sprache und das damalige Zeitalter forderten und das griechiſche Ohr liebte, ſehr wenig zu unſerer Sprache, zu unſerem Zeitalter, und zu unſerem Ohre paſſen möchte. Der Vortrag der Redner des Alterthums näherte ſich mehr dem Geſange oder unſerm heutigen Recitativ. Während des Vortrags ließ der Redner gewöhnlich einen Andern hinter ſich treten, der ihm auf einem muſikaliſchen Inſtrumente von Zeit zu Zeit den Grundton und die vorzüglichſten Abweichungen der Töne angab. Auf dieſe Art begleitete der Aulos die Declamation auf der Bühne (vergl. d. Art. Chor); in den Nachrichten von den römiſchen Luſtſpielen finden wir, daß ſie mit Tibiis dextris und sinistris begleitet waren, wobei auch zugleich derjenige mit genannt wurde, welcher die modos, die Compoſition und Melodie, machte. Bei der Declamation beruht alles auf den verſchiedenen Tonarten oder Grundtönen, den mancherlei Biegungen und Bewegungen der Stimme und den Accenten. Der Charakter des zu declamirenden Stücks beſtimmt die Wahl des Grundtons, und für dieſe verſchiedenen Grundtöne nehmen Einige ſeit Schocher (ein bekannter Deutſcher, der vor kurzem in Naumburg geſtorben iſt) eine beſondere oratoriſche Scala an, welche die verſchiedenen Haupt- oder Grundtöne mit ihren Semitonien und der übrigen Tonfolge genau beſtimmen ſoll, und durch die Vocale a, e, i, o, u, oder in ihrer Folge: u, o, a, e, i bezeichnet wird. Auch hier wird nämlich, ſo wie in der Muſik, die Stimme in die Mittel-, hohe und tiefe Stimme eingetheilt, um hiernach die verſchiedenen Tonarten und Grundtöne zu beſtimmen, welche für den jedesmaligen Ausdruck der Affecte und Leidenſchaften nöthig ſind. Jeder Affect ferner, und jede ſtärkere oder ſchwächere Gemüthsbewegung hat ihren, ihr ganz beſonders eigenthümlichen Ausdruck im Tone und in dem ganzen Gange der Stimme. Ganz anders ſpricht der frohe, als der traurige, in tiefe

Wehmuth verſunkene Menſch; ganz anders iſt der Ton des Zornigen, als der Ton des Zufriedenen und Ruhigen u. ſ. w., und hierauf gründet ſich die Lehre von den Grundtönen in der Declamation und in den verſchiedenen Tonarten. Denn ſo wie bei einer muſikaliſchen Compoſition immer ein gewiſſer Hauptton zum Grunde gelegt wird, innerhalb deſſen Grenzen die Compoſition ſich fortbewegt, ſo iſt es auch in der Declamation; indem allemal der Character eines zu declamirenden Satzes, Gedichtes oder einer Rede ꝛc. einen demſelben genau entſprechenden Grundton heiſcht, nach welchem die übrigen Töne und Modificationen der Stimme während des Vortrags ſich genau richten müſſen. Es gehören aber freilich mehr als alltägliche Kenntniſſe dazu, um den Forderungen der wahren Declamation wirklich Gnüge zu leiſten; indem der Declamator nicht allein Virtuos iſt, ſondern das Vorzutragende auch richtig denken und fühlen, und alſo auch beſonders bei der Declamation im eigentlichen und vollendeten Sinn, d. i. in dem Vortrag der Poeſie, poetiſchen Sinn und Kenntniß der Poeſie beſitzen muß. Nach der Verſchiedenheit der Poeſie iſt die Declamation wieder verſchieden, nämlich epiſche oder erzählende, dramatiſche oder darſtellende, und lyriſche (die eigentliche Declamation). — An die poetiſche grenzt die oratoriſche, die jedoch von ihr durch den Zweck des proſaiſchen Vortrags übrigens ſehr verſchieden iſt. Nach der jedesmaligen Tonart muß ſich nun auch ſtets das eben ſo ſorgfältig zu wählende Tempo auf das ſtrengſte richten, indem auf der richtigen Beſtimmung deſſelben und der Tactveränderung außerordentlich vieles in der Declamation beruht. Hiermit ſteht in Verbindung die Kenntniß der poetiſchen Rhythmen (oder der Metrik). Eine Hauptſache aber in der Lehre von der Declamation iſt die in verhältnißmäßiger Auf- und Abſtufung erforderliche Intenſion der Stimme, wodurch die todten Wörter erſt zu lebendigen Worten erhoben, vermittelſt welcher die im Innern verborgenen Empfindungen und Ideen anſchaulich gemacht werden und lebhaftes Intereſſe erwecken. Dieſes nennt man den Accent, der ſo ſehr verſchiedenartig und mannichfaltig iſt, daß die Lehre von den Accenten und die Beſtimmung ihres richtigen Gebrauchs der ſchwierigſte und bedeutendſte Abſchnitt in der Declamation iſt, und ſowohl in der Theorie, als in der Ausübung beſondere wiſſenſchaftliche Ausbildung erfordert (ſ. Accent). Außer den Accenten kommen auch noch vielfältige andere Biegungen der Stimme bei einem vollkommnen richtigen mündlichen Vortrage in Betracht, namentlich Tonfälle, und damit genau verbundene Pauſen, deren Lehre wiederum einen eigenen ſehr bedeutenden Abſchnitt in der Declamation ausmacht, deſſen Ausübung ſehr ſchwierig iſt. Der zu häufige willkührliche und überflüſſige Gebrauch der Mittel, welche dem Declamator zu Gebote ſtehen, namentlich der Accente, wird daher, weil er ſeine Zwecke vereitelt, oft im tadelnden Sinne declamiren genannt, oder man redet von einem „zu viel declamiren." Und ſonach wird denn nun eben die Kunſt, vermittelſt des richtigen Gebrauchs der Accente und der übrigen Modificationen der Redeſtimme, das Mannigfaltige der rhythmiſch neben einander nach beſtimmten Geſetzen in der Zeit fortſchreitenden Producte der Sprache, bei der Darſtellung zu einem regelmäßigen und ſchönen Ganzen zu vereinigen, unter der Lehre der Declamation (Declamatorik), welche auf beſondern wiſſenſchaftlichen Principien und Regeln beruht, begriffen. Mit ihr verbindet ſich der Unterricht in der mit der Declamation nothwendig verbundenen Ge-

ſticulation. Denn es iſt dem belebten Menſchen unmöglich, gänzlich ohne Bewegung des Körpers zu ſprechen, obgleich je reiner und unverfälſchter die Wirkung der Declamation ſein ſoll, und je mehr ſie ſich in ihrer eigenen Größe zeigen will, deſto mehr ſie der Mimik zu entbehren ſucht.

Declination, Declinator, Declinatorium. Declination heißt jede Neigung, Abweichung, Veränderung, z. B. der Endſilben eines Nennworts in der Grammatik, in der Naturlehre die Abweichung der Magnetnadel (ſ. d. Art.), bald gegen Oſten, bald gegen Weſten. Das Inſtrument, auf welchem man die Abweichung der Magnetnadel bemerken kann (Abweichungscompas), heißt Declinator oder Declinatorium. Declination in der Aſtronomie, ſ. Abweichung.

Decoration, Decorateur. Decoration nennt man zwar überhaupt jede Ausſchmückung, Anordnung und Verzierung irgend eines Gegenſtandes, z. B. Zimmers, welche den Zweck hat, ihm eine gefälligere Form zu geben (daher man auch von einer Decorationskunſt oder Verzierungskunſt überhaupt, deren Princip: Zweckmäßigkeit oder geſchmackvolle und ſinnreiche Uebereinſtimmung der Verzierung mit der Beſtimmung und dem Charakter des zu verzierenden Gegenſtandes iſt, und von einem Decorateur, d. h. einem ſolchen Künſtler, welcher Ideen zu Verzierungen, z. B. Verzierungen eines Saals oder Gebäudes bei feſtlichen Gelegenheiten, erfindet und ausführt, in einem allgemeinen Sinne ſpricht); indeß bedient man ſich dieſer Benennung doch in engerer und vorzüglicher Bedeutung von der Theatermahlerei und Bühnenkunſt, und verſteht unter Decoration alle diejenigen Mahlereien, welche dazu dienen, den Ort, an welchem gewiſſe Scenen vorfallen, angemeſſen zu vergegenwärtigen. Hierzu gehören vorzüglich die Couliſſen, der Grund (oder die Gardine), welcher am Ende der Bühne die Ausſicht ſchleßt, Vor- und Anſätze und die Suffiten, welche die Decke bilden. Der Decorationsmahler, welcher in gröberen Stoffen arbeiten muß, muß vorzüglich die lineariſche und Luftperſpective verſtehen, um die örtliche Täuſchung hervorbringen zu können; dabei muß er den Effect des Lichtes, namentlich des Lampenlichtes und die Länge der auftretenden Figuren richtig zu berechnen verſtehen. Daher auch die vortrefflichſten Decorationen beim Tageslichte kaum anzuſehen ſind. Im Allgemeinen aber möchten die Decorationen die zweckmäßigſten ſein, welche mehr andeutend als ausgeführt ſind, und die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers, dem etwas Phantaſie wohl zuzumuthen iſt, nicht von der Hauptſache, d. i. den handelnden Perſonen, ableiten.

Decreſcendo, ein italieniſcher Kunſtausdruck in der Muſik, das immer Schwächerwerden der Töne andeutend.

Decretalen ſind von den Päpſten den Biſchöfen gegebene Entſcheidungen zweifelhafter Rechtsfälle, welche nach den Grundſätzen des canoniſchen Rechts geſetzliche Kraft haben, die merkwürdigſten Decretalen ſind die des Pſeudoiſidorus. (S. Iſidorus). Die Sammlung der Decretalen macht den zweiten Theil des Corporis juris canonici oder des römiſchen Kirchenrechts aus. — Decretiſten ſind daher auf catholiſchen Univerſitäten öffentliche Lehrer des päpſtlichen oder kirchlichen Rechts. — Annus decretorius oder normalis, ſ. Normaljahr.

Decrete nennt man 1. im Privatrecht richterliche Ausſprüche zwiſchen ſtreitenden Parteien, Beſcheide oder obrigkeitliche Verordnun-

gen; 2. im ehemaligen deutſchen Staatsrechte, die Beſchlüſſe des Kaiſers auf ein Reichsgutachten, oder deſſen Anträge an die verſammelten Stände während eines Reichstags. Geſchah die Verhandlung des Kaiſers mit den Ständen ſchriftlich, ſo waren es Hofdecrete; geſchah ſie durch Commiſſarien, Commiſſionsdecrete. Jene wurden im Namen des Kaiſers, dieſe im Namen des kaiſerlichen Principal Commiſſarius abgefaßt; 3. im franzöſiſchen Staatsrechte unter Napoleon, kaiſerliche Beſchlüſſe überhaupt. Unter dieſen waren, wegen der Folge für faſt ganz Europa, beſonders berühmt geworden, die Decrete von Berlin und Mailand. (S. Continentalſyſtem.)

Deduction (von deducere, deduciren, herleiten, darthun); 1. eigentlich jeder Beweis, Beweisführung, vorzüglich eine ausführliche Darſtellung der Gründe einer Sache, dann 2. eine beſondere Art des Beweiſes in der Logik und Philoſophie; doch weichen die Philoſophen in dem Gebrauche dieſes Ausdrucks ſehr von einander ab. Einige verſtehen darunter einen ſyſtematiſchen Beweis, der etwas von den höchſten Grundſätzen und Vorausſetzungen der Vernunft überhaupt, oder wenigſtens einer beſondern Wiſſenſchaft ableitet und aus ihnen darthut; andere dagegen einen weniger ſtrengen Beweis, oder einen ſolchen, der einen geringern Grad von Beweiskraft hat, als die eigentliche Demonſtration; noch andere eine Anführung mehrerer Gründe oder Beweiſe; Fries endlich ſetzt ſie dem Beweiſe im eigentlichen Sinne (dem logiſchen Beweiſe) mit der Demonſtration, welche er Begründung eines Urtheils aus der Anſchauung nennt, entgegen und verſteht unter Deduction Begründung eines Urtheils aus der Theorie der erkennenden Vernunft, oder Nachweiſung in dem Bewußtſein. 3. Ein juriſtiſcher Beweis, oder Beweisführung, namentlich eine ausführliche, und daher auch die Schrift, in welcher eine ſtreitige Rechtsſache (Civilſache) ausführlich dargeſtellt, behauptet oder widerlegt wird. Von der Abfaſſung derſelben handelt Pütter in der Anleitung zur juriſtiſchen Praxis. Sie beſtehen aus folgenden Hauptpuncten: 1. Dem Eingang, welcher die Veranlaſſung darlegt; 2. dem Factum und der Anführung der Gerechtſame; 3. den Gründen, worauf die Rechte und Anforderungen beruhen; 4. Widerlegung des Gegners, und 5. Schluß, eine nachdrückliche Wiederholung der Hauptgründe für und wider. Nicht aber blos in privatrechtlichen, ſondern auch in ſtaats- oder völkerrechtlichen Verhältniſſen kommen Deductionen vor, und gehören dann zu den Staatsſchriften. Man kann dieſe in blos rechtliche und in politiſche eintheilen. In den rechtlichen bemüht ſich ein Hof, ſeine Anſprüche aus Gründen des Rechts und der Billigkeit zu vertheidigen, und die Einwendungen des Gegentheils zu widerlegen. In politiſchen Deductionen, welche man nur in wichtigen Staatsangelegenheiten ausarbeitet, werden die vortheilhafteſten Anſichten eines Plans, die Methode, ihn auszuführen, der Nutzen, den ein Staat durch die glückliche Ausführung zu erwarten, den Schaden, den er bei Nichtausführung zu befürchten hat, beleuchtet.

Defenſion, die Vertheidigung, beſonders in Criminalſachen, die Vertheidigung einer Perſon, die eines Verbrechens angeklagt iſt — daher auch Defenſionsſchrift, Schutzſchrift, welche von einem Advocaten (der in dieſer Hinſicht Defenſor heißt) für einen Angeſchuldigten vor Einholung des rechtlichen Erkenntniſſes eingereicht wird

— ſie iſt daſſelbe, was die Deduction in Civilſachen. In der Fortification heißt Defenſion die Hülfe, welche eine Linie oder ein Werk dem andern beſchoſſenen leiſtet, worauf bei Anlegung einer Feſtung hauptſächlich geſehen werden muß. Daher Defenſionslinie oder Defenslinie, eine gerade Linie bei Verſchanzungen oder Feſtungen, nach welcher das Geſchütz bei der Vertheidigung gerichtet werden muß.

Defenſiv-Alliance, ſ. Allianz. Defenſivkrieg, ein Krieg, welcher vertheidigungsweiſe, oder um ſich vor einem wirklich bevorſtehenden oder ſchon ereigneten Angriffe zu ſchützen, geführt wird. Offenſive Bewegungen können daher das Weſen eines Defenſivkriegs nicht ändern, ſie ſind vielmehr in der Regel einer blos paſſiven Vertheidigung vorzuziehen. (Der 7jährige Krieg war von Preußens Seite ein reiner Defenſivkrieg, aber voll offenſiver Operationen.)

Defilé, jeder Weg, der durch Terrainhinderniſſe ſo beengt iſt, daß er von Truppen nur in geringer Breite paſſirt werden kann. Die gewöhnliche Anſicht des Laien beſchränkt dieſen Begriff fälſchlich auf Gebirgspäſſe, aber z. B. die Kunſtſtraße von Leipzig bis Lindenau iſt auch ein Defilé. Da ſie den Marſch der Truppen ſehr auf- und dieſe dadurch länger im feindlichen Feuer halten, ſo vermeidet man ſie möglichſt, beſonders mit Geſchütz und Wagen-Colonnen. Die Vertheidigung eines Defilés geſchieht verſchieden; wird es durch Anhöhen gebildet (beſonders bewachſne), ſo beſetzt man den Eingang und ſtellt ſich in Maſſe dahinter — iſt dies nicht der Fall, ſo bleibt es immer das Beſte, den Weg möglichſt unbrauchbar zu machen und ſich hinter dem Ausgange des Defilés ſo aufzuſtellen, daß die in einzelnen Abtheilungen daraus hervorrückenden Feinde durch ein wirkſames Feuer und einen entſchloßnen Angriff ſogleich wieder zurückgeworfen werden und gar nicht zum Entwickeln kommen; die Aufſtellung vor dem Defilé zu deſſen Vertheidigung iſt nur denkbar, wenn dadurch der Durchmarſch einer andern Abtheilung gedeckt werden ſoll. (Das Geſagte leidet bei Brückenvertheidigungen natürlich mehr oder weniger Ausnahmen.) Beim Paſſiren eines Defilés gegen den Feind geht — nach den gewöhnlichen Vorſichtsmaßregeln, als Patrouillen u. ſ. w. — zuerſt die Avantgarde raſch hindurch und formirt ſich vor dem Ausgange ſo, daß ſie das Deployiren der nachfolgenden Maſſen deckt, deſſen Verhinderung das Ziel der feindlichen Anſtrengungen ſein wird. — Defiliren heißt daher einen Engweg paſſiren, und nach dem Sprachgebrauch auch vor Jemand mit ſchmaler Front vorbeimarſchiren.

Defilement (Fortification) die Beſtimmung der Lage und Höhe einer Verſchanzung in Bezug auf die nahe gelegenen Anhöhen, um den innern Raum derſelben der Einſicht des Feindes zu entziehen. Dieſe erſt von den neuern franz. Ingenieurs wiſſenſchaftlich behandelte Beſtimmung beruht auf einer Berechnung der Entfernung und Höhe der Anhöhen nebſt dem Winkel, unter welchem Projectilen von dort aus auf den zu befeſtigenden Raum gebracht werden können, welcher dann die Höhe der Bruſtwehre beſtimmt.

Definiren heißt im weitern Sinn erklären, den Inhalt eines Begriffs klar machen, angeben, dann insbeſondere die Grenzen eines Begriffs beſtimmen, oder, was einerlei iſt, die weſentlichen Merkmahle einer Sache deutlich und vollſtändig darſtellen. Der Gegenſtand, welcher dadurch erklärt oder deutlicher gemacht werden ſoll, heißt das Definitum. Die Eigenſchaften deſſelben können theils ſolche ſein, die

er mit andern gemein hat, theils eigenthümliche. Eine **Definition** muß beide angeben, und iſt alſo eine ſolche Beſtimmung oder Erklärung eines Begriffs, welche das gemeinſchaftliche Geſchlechtsmerkmahl (nota generalis s. genus) und das eigenthümliche (oder Art) Merkmahl, welches den Begriff von der Gattung unterſcheidet (nota specialis s. differentia specifica) genau und deutlich angibt, — vollſtändige Angabe der weſentlichen Merkmahle eines Begriffs. Sie iſt analytiſch, wenn ein Begriff durch die Definition nur in ſeine Merkmahle aufgelöſet und vollſtändig dargeſtellt wird, oder ſynthetiſch, wenn durch Verbindung gewiſſer Merkmahle ein deutlicher Begriff erſt erzeugt wird. Die bloße **Beſchreibung** einer Sache unterſcheidet ſich dadurch von der **Definition**, daß in ihr nur einige Merkmahle angegeben werden, die aber noch nicht hinreichend ſind, die Sache von allen andern Dingen zu unterſcheiden.

Degen, ein bekanntes Seitengewehr. In den älteſten Zeiten waren Schwert und Degen eins, wenigſtens wurden ſie durch **ein** Wort ausgedrückt. Einige geben den aſſyr. König **Belus**, Andere die **Lacedämonier**, noch Andere die **Cureten** in Creta für Erfinder des Degens aus. Anfangs waren die großen Schlachtſchwerter üblich, die mit beiden Händen getragen und geführt werden mußten; dann folgten die Schwerter, die man an der Seite trug; ſie hatten lange Handhaben, wovon der große Knopf immer unter dem kurzen Mantel hervorragte; dann kamen die langen ſpaniſchen Stoßdegen, dann leichtere und ſchmalere Haudegen, und endlich die kleinen Stutzerdegen auf.

Degerando (J. M.), ſ. **Gerando**.

Degradation (in dem Kriegsrechte) eine Strafe der Soldaten, kraft welcher ein Verbrecher von einem höhern zum niedern Grade herabgeſetzt wird. Sie fand ſonſt auch bei Officieren (mit verſchiedenen Ceremonien nach Maßgabe des verübten Verbrechens) und findet in der ruſſiſchen Armee noch jetzt bei ihnen Statt; bei den deutſchen Armeen iſt ſie als eine mit der Würde des Officierſtandes unvereinbare Strafart abgeſchafft, und wer ein Verbrechen begeht, das ihn dieſer Würde unfähig macht, wird caſſirt. Es können daher nur Unterofficiere zu Gemeinen und zwar nur nach dem Ausſpruche eines Kriegs- oder Standrechts degradirt werden; in der preußiſchen Armee beſteht aber ſeit der Einführung der neuen Kriegsartikel (1808) die nachahmungswürdige Einrichtung, daß gemeine Soldaten, welche ſich eines entehrenden Verbrechens ſchuldig gemacht, in die zweite Claſſe des Soldatenſtandes degradirt werden; die zu dieſer Claſſe gehörenden Individuen ſind des Nationalzeichens verluſtig (auch der Kriegsdenkmünze, wenn ſie ſolche beſaßen), und es kann bei neuen Vergehungen auf Beſtrafung durch Stockſchläge — welche ſonſt ganz abgeſchafft ſind — über ſie erkannt werden. In die erſte Claſſe können ſie nur mit Genehmigung des Königs wieder aufgenommen werden, und es iſt dazu wenigſtens einjährige tadelloſe Aufführung nöthig.

Dehnbarkeit iſt die Eigenſchaft der Körper, vermöge welcher man ihren Theilen verſchiedene Lagen gegen einander geben kann, ohne ihren Zuſammenhang zu zerſtören. Das Gegentheil von Dehnbarkeit iſt Sprödigkeit. Unter allen Körpern iſt dieſe Eigenſchaft beſonders den Metallen eigen; doch beſitzen ſie dieſelbe in ſehr verſchiedenen Graden. Das Gold übertrifft alle andern. Ein Gran Gold läßt ſich in eine Länge von 500 Fuß ausdehnen. Außer den Metallen ſind auch viele weiche und flüſſige Körper, z. B. manche

Harze, die Materie, aus welcher die Spinnen und Nachtfalter, insonderheit die Seidenraupen, ihre Fäden ſpinnen u. a. m., bis zu einem erſtaunlichen Grade dehnbar. Viele Körper erhalten dieſe Eigenſchaft erſt, wenn ſie erhitzt und flüſſig gemacht werden, z. B. Siegellack und manche Harz- und Gummi-Arten; auch insbeſondere geſchmolzenes und ſehr erhitztes Glas. Aus dieſem letztern kann man die feinſten Fäden ſpinnen, welche ſelbſt nach dem Erharten und Erkalten die Sprödigkeit des Glaſes nicht haben, und ſich daher biegen und wickeln laſſen. In dem Kunſtcabinet des halliſchen Waiſenhauſes ſieht man eine Perücke, deren Locken aus dergleichen Glasfäden beſtehen.

Dei gratia, von Gottes Gnaden, eine Formel, welche regierende Herren ihrem Titel beifügen, um dadurch ihre Landeshoheit anzuzeigen. Der Ausdruck iſt aus einem Briefe des Apoſtels Paulus hergenommen, und wurde zuerſt von den Geiſtlichen zu den Zeiten Conſtantins des Großen gebraucht. Zu den Zeiten der Carolinger nahmen ihn auch die weltlichen Fürſten an. Die hohen Geiſtlichen in der catholiſchen Kirche fügten noch einen Zuſatz bei: von Gottes und des Apoſtoliſchen Stuhles Gnaden.

Deich, —band, —bandsgenoſſen, —bau, —buch, —geſchworne, —graf, —laſt, —recht, —ſchau, —weſen. Deiche ſind Dämme oder Wälle von Stein und Erde, welche den Zweck haben, Ueberſchwemmungen (des See- und Flußwaſſers) vorzubeugen. Mit ihnen ſind immer Siehlen oder Schleuſen verbunden, durch welche das Waſſer, das ſich an den Deichen ſtämmt, abgeführt wird. Der Bau der Deiche (Deichbau) hat ſeine beſondern Rückſichten und Grundſätze. Da in Beziehung der Deiche viele wichtige Rechte und Verbindlichkeiten vorkommen können, ſo gibt es auch ein beſonderes Capitel des ſpeciellen Rechts, welches das Deichrecht genannt wird, oder die Lehre von den rechtlichen Verhältniſſen, welche in Hinſicht der Deiche eintreten. Die Hauptquellen deſſelben ſind die Deichordnungen oder Deichgeſetze der Länder, wo große Deiche angelegt ſind. Auch findet man kein Land, in welchem das Deichweſen bedeutend iſt, wo nicht Deichordnungen vorhanden wären. Ueber dieſes Deichrecht gibt es viele Schriften, z. B. von Hunrichs Entwurf des jetzigen Deichrechts, Mellmanns Einleitung u. ſ. w. und Petiſcus allgemeine Grundſätze u. ſ. w. — Vergl. Penzler Lexicon über die Ausdrücke, die beim Deichweſen vorkommen. Die Hauptgrundſätze deſſelben ſind: Jeder iſt zur Erhaltung eines Deichs verbunden, deſſen Grundſtück durch die Ueberſchwemmung eines austretenden Waſſers leiden würde, mithin auch nothwendiges Mitglied eines Deichbandes (d. i. der Verbindung, welche unter Gemeinden und Perſonen beſteht, die zur Erhaltung der Deiche und Siehlen verpflichtet ſind), ſobald eine Geſellſchaft der Art exiſtirt; und der Landesherr kann befehlen, daß ſich eine ſolche Geſellſchaft bilde. Die Deichlaſt (die Verbindlichkeit, den Deich zu erhalten), welche den Deichgenoſſen oder Deichbandsgenoſſen obliegt, iſt eine Reallaſt, welche an dem Eigenthümer eines Guts haftet, die alſo der Eigenthümer, nicht der Inhaber, trägt, und von welcher keine Exemtion Statt findet. Grobe Nachläſſigkeit in der Abtragung der Deichlaſt begründet das Spadenrecht, nach welchem ein Grundſtück, auf welchem die Deichlaſt haftet, nach einem gewiſſen Termin auch sub hasta verkauft werden kann. Bei außerordentlichen Fällen tritt die außerordentliche Deichlaſt oder Nothhülfe ein, welche darin beſteht, daß alle fähige Bewohner eines Diſtricts

zur Hülfe aufgefodert werden können, damit das Waſſer nicht durchbricht. Wenn durch eine außerordentliche Noth dem Eigenthümer des Grundſtücks Schaden zugefügt wird, ſo liegt allen Mitgliedern eines Deichbands die Entſchädigung ob. Die Vertheilung der Deichlaſt aber, welche große Schwierigkeiten hat, indem gewöhnlich nach dem Verhältniſſe der Größe der Grundſtücke der Schaden reparirt wird, geſchieht entweder ſo, daß jedem Bandsgenoſſen ein beſtimmter Deichantheil zur Erhaltung angewieſen, oder der Deichbau als gemeinſchaftliche Sache betrieben wird; Letzteres nennt man den Communfuß, nach welchem überhaupt größere Unternehmungen betrieben werden. Auf den Fall, daß der Deich wegen Gewalt des Waſſers weiter landeinwärts angelegt wird, ſind die Eigenthümer derjenigen Ländereien, die dadurch dem Waſſer blos geſtellt werden, nicht berechtigt, Schadenerſatz zu fordern, wohl aber diejenigen, auf deren Ländereien nun der Deich angelegt wird. Alle Anleihen, die zur Erhaltung des Deichbaus gemacht werden, ſind beſonders privilegirt, und werden immer in die erſte Claſſe geſetzt. Streitigkeiten, die über dieſe beſtehen, pflegen von einem privilegirten Gerichtsſtande, dem Deichgrafen (oberſten Aufſeher und Richter in Sachen des Deichbaus) und ſeinen Geſchwornen (Deichgeſchwornen), die ihm als Schöppen beigeordnet ſind, entſchieden zu werden. Von dieſen Perſonen wird auch von Zeit zu Zeit eine Unterſuchung des Deichweſens (die Deichſchau) angeſtellt. Ihre Schlüſſe heißen die Deichwache, und die Beſchreibung des ganzen Deichs und ſeiner Theile das Deichbuch.

Deidamea (Deidameia), des Lykomedes Tochter, mit welcher Achilles während ſeines Aufenthalts auf Skyros den Pyrrhos und Onites zeugte.

Deïsmus oder Theïsmus iſt das Syſtem, nach welchem Gott als der oberſte und letzte Grund aller Dinge angenommen wird. Das Gegentheil des Deïsmus iſt der Atheismus oder die Gotteslaugnung. Zuweilen ſetzt man indeß doch dem Deismus den Offenbarungsglauben entgegen, und verſteht dann unter einem Deiſten denjenigen, welcher zwar an das Daſein und an die Weltregierung Gottes glaubt, aber die Offenbarung verwirft und ſeinen Glauben an Gott und die göttlichen Dinge blos auf Gründe der Vernunft, nicht auf das Zeugniß der Offenbarung baut. In dieſem Sinne redet man z. B. von engliſchen Deiſten, welche die Offenbarung beſtreiten. Kant unterſchied zwiſchen Deïsmus und Theïsmus ſo, daß der erſtere zwar eine höchſte und letzte Urſache aller Dinge, die er Gott nenne, nicht aber ein freies und vernünftiges Weſen als den Urgrund aller Dinge annehme, der letztere aber das Daſein eines lebendigen Gottes, einer Intelligenz, eines mit Verſtand und Freiheit begabten Weſens, welches der Schöpfer und Regierer der Welt ſei, behaupte. Es iſt indeß dieſe Unterſcheidung ganz willkührlich, und daher auch nur von Wenigen angenommen worden. Man kann mit gleichem Rechte Deismus und Theismus ſchreiben. Das erſte Wort iſt aus dem Lateiniſchen, das zweite aus dem Griechiſchen entlehnt. N.

Deïanira (Deïaneira), die Tochter des Oeneus, Königs von Calydonien in Aetolien, nach Andern des Dionyſes und der Althäa, die nebſt ihrer Schweſter Gorge allein ihre Geſtalt behielt, als ihre übrigen Schweſtern bei der Trauer um ihren Bruder verwandelt

wurden. Sie war dem Flußgott Achelous (Acheloos) verlobt. Darüber gerieth er in Kampf mit Herkules. Achelous aber unterlag, und die Jungfrau war der Preis des Siegers, der ſie in ſein Vaterland führen wollte, als er durch den Fluß Evenus, deſſen Fluthen angeſchwollen waren, aufgehalten wurde. Während er noch bei ſich rathſchlagte, ob er umkehren ſolle, kam der Centaur Neſſus, und erbot ſich, die Deianira auf ſeinem Rücken über den Fluß zu tragen. Herkules, der es zufrieden war, ging zuerſt über den Fluß; da er aber am andern Ufer angelangt war, ſah er, daß der Centaur, weit entfernt, ſie über den Fluß zu tragen, vielmehr alles anwandte, ſie zur Untreue gegen ihn zu zwingen. Da ſchoß er alsbald im Zorn über dieſe Frechheit einen Pfeil auf ihn ab, der mit dem Blute der lernäiſchen Schlange vergiftet war, und ihn durchbohrte. Neſſus, der ſeinen herannahenden Tod fühlte, gab der Deianira ſein blutiges Gewand, mit der Bedeutung, „daß, wenn ſie ihren Gemahl überreden könne, es zu tragen, dieſes das ſtärkſte Mittel ſei, ihn ſtets an ſich zu feſſeln." Leichtgläubig nahm Deianira das Geſchenk mit dem Vorſatze an, es zu brauchen. Nach einiger Zeit, da ſie erfahren hatte, daß Herkules in Euböa durch die Reize der Iole, Tochter des Euritos, gefeſſelt werde, ſandte ſie ihm das Gewand des Neſſus durch einen jungen Sclaven, Namens Lychas, dem ſie auftrug, ihrem Gatten die zärtlichſten und rührendſten Grüße zu ſagen. Herkules, der die Abſicht ſeiner Gattin nicht ahnete, nahm freudig das unſelige Gewand; doch kaum hatte er es angezogen, als er von ſolchem Schmerz gepeinigt wurde, daß er in Wuth gerieth, den Lychas ergriff und ins Meer ſchleuderte, wo er in einen Felſen verwandelt wurde. In dieſer Wuth hieb er auch Bäume auf dem Berge Oeta um, errichtete von ihnen einen Scheiterhaufen, legte ſich darauf, und bat ſeinen Freund Philoktet ihn anzuzünden. Als Deianira den Tod des Herkules erfuhr, wurde ſie von Reue und Schmerz gequält, daß ſie ſich ſelbſt tödtete.

Déjeuné, Frühſtück, Déjeuné à la fourchette, ein Frühſtück mit Fleiſchgerichten, wobei man alſo die Gabel brauchen muß; daher dieſe Benennung. Es wird gewöhnlich gegen die Mittagszeit gehalten, und vertritt häufig die Stelle des Mittagseſſens. Warme und kalte Speiſen werden entweder in gleicher Zahl, oder mehr von den letztern, nach Gewohnheit oder Willkühr, aufgeſetzt. Wenn das Frühſtück ſpäter am Tage und mit einer größern Anzahl Schüſſeln gehalten wird, ſo wird es Déjeuné dinatoire genannt. Iſt die Geſellſchaft gemiſcht, und verbindet man damit die Freude des Tanzes (was oft zu den Badevergnügungen gehört), ſo iſt es Déjeuné dansant. A.

Dejotarus, Tetrarch (oder Vierfürſt) von Galatien, erhielt von dem römiſchen Senat den Königstitel über dieſe Provinz und Klein-Armenien, weil er den Römern in den aſiatiſchen Kriegen wichtige Dienſte leiſtete. Im bürgerlichen Kriege nahm er die Parthei des Pompejus. Cäſar nahm ihm Klein-Armenien, nöthigte ihn, mit gegen Pharnaces zu ziehen, und ließ ihm nichts als den Königstitel. Man beſchuldigte ihn eines Angriffs auf das Leben Cäſars, weshalb ihn Cicero in einer noch vorhandenen Rede vertheidigte. Nach Cäſars Ermordung kehrte er in ſeine Staaten zurück, und verband ſich mit Brutus, dann mit Auguſtus. Er ſtarb in einem hohen Alter, 30 J. v. Chr.

Delambre (Jean Baptiſte Joſeph, Chevalier de), ge-

boren zu Amiens den 19. Septbr. 1749, einer der größten Aſtronomen unſerer Zeit, Schüler des berühmten Abbé Delille. Die Aſtronomie verdankt ihm die gelehrteſten Beobachtungen, folgenreichſten Erfahrungen und manche tiefgegründete Berichtigung früherer Theorien. Er iſt Mitglied des Inſtituts, Schatzmeiſter der Univerſität und beſtändiger Secretär der Akademie der Wiſſenſchaften, und erhielt vom König die Orden der Ehrenlegion und des heil. Michael. Seine höchſtintereſſanten und vorzüglichſten Werke ſind: Tables de Jupitre et de Saturne, 1789, in 4to. — Méthodes analytiques, pour la détermination d'un arc du Méridien, précédées d'un mémoire sur le même sujet, par A. M. Legendre, 1799, 4to. — Tables Trigonométriques décimales. — Mit Mechain: Bases du Système métrique décimal, ou Mesure de l'Arc du Méridien compris entre les parallèles de Dunkerque et Barcelone 1806—14. 3 Vol. in 4to. — Abrégé d'Astronomie 1813. in 8vo. — L'Astronomie théoretique et pratique. 1814. 3 Vol. in 4to. — Des Notes sur la Composition mathématique de Ptolémée, in der Ueberſetzung des Halma. — Ihm dankt man ſeit 1793 den Beweis, daß die Refraction in den heißen Zonen dieſelbe, wie in den gemäßigten iſt, ſo wie die herrlichen neuen Mondstafeln.

Delaware, ein Fluß in Nordamerica, der ſeinen Namen von Lord Delaware erhalten hat, welcher ſich unter Jacob I. als Gouverneur von Virginien große Verdienſte um dieſe Colonie erworben hatte. Der Delaware ſtrömt 60 Meilen weit, iſt 13 Meil. ſchiffbar, hat viele Waſſerfälle, und bildet bei ſeinem Ausfluſſe die Delaware-Bai, die 8 Meilen lang und bei ihrem Ausgange 3 Meilen breit iſt. Von dem Fluſſe hat der jetzige **Staat Delaware** ſeinen Namen. Er war vor der Revolution ein Theil von Penſylvanien, und iſt der kleinſte unter den 23 vereinigten Staaten; er enthält auf 99 QM., 73,000 Einwohner. Der Hauptort iſt Newcaſtle, von 250 Häuſern, und 1200 Einwohnern. Wilmington, von 620 Häuſern und 5000 Einw., hat eine Akademie, verſchiedene Manufacturen, und treibt ſtarken Handel.

* **Delegat** (delegatus), ein Abgeordneter, Abgeſandter. **Delegirt**, abgeordnet. **Delegation**, die Abordnung, Beauftragung. In der Rechtsſprache iſt **Delegation** die Uebernahme der Schuldigkeit des Andern auf ſich ſelbſt, oder die Anweiſung, die ein Schuldner ſeinem Gläubiger auf einen Dritten gibt. Derjenige, der ſeine Schuldigkeit dem Andern überträgt, heißt **Delegant**, und der, auf welchen die Anweiſung geſchieht, **Delegat**; der ſo angewieſene Berechtigte aber Delegator.

Delft, 1. eine Stadt und Provinz in Südholland. Letztere liegt an der Schie, nicht weit vom Haag, mit Delftshaven, hat 13,800 Einw. Sie ſoll ſchon 1075 durch Herzog Gottfried von Lothringen erbaut worden ſein und iſt die Geburtsſtadt des berühmten Hugo Groot (Grotius). Auch wird hier ſeit langer Zeit eine Art von Fayence gearbeitet, welche unter dem Namen Delfterzeug bekannt iſt. 2. Der Name einiger berühmten holländiſchen Mahler, beſonders **Jacob** (geb. 1619, geſt. 1661) und **Wilhelm Delft** (um das Ende des 16ten Jahrhunderts) beide aus Delft gebürtig, beide Porträtmahler und Verwandte des berühmten Mirevelts.

Delia, ſ. **Delos**.

Delille (**Jacques**, auch **Delisle**, **de Lille**) geb. im

Jahre 1734 zu Aigue=Perſe, einer kleinen anmuthig gelegenen Stadt der Limagne, der berühmteſte unter den franzöſiſchen Lehrdichtern neuerer Zeit. Sein Name ſeit der Revolution war Montanier-Delille. Nicht blos als Lieblingsdichter ſeiner Nation, ſondern auch wegen ſeiner mit dem Grafen Choiſeul=Gouffier gemachten Reiſe nach Conſtantinopel und Griechenland, und wegen der Liebenswürdigkeit ſeines Characters iſt Delille in und außer Frankreich berühmt. Er glich eben ſowohl an Häßlichkeit als in der ſeltenen Verskunſt Popen, den er ſich auch in ſeinen Gedichten zum Muſter genommen hatte. Er kam ſehr jung nach Paris, um hier zu ſtudiren, und zeichnete ſich in dem Collegium von Liſſeux durch ſeine früh entwickelten Talente, beſonders ſeine Neigung zur Dichkunſt aus. Hierauf kam er an das Collegium von Amiens. Greſſet hatte hier ſchon die Liebe zur Poeſie geweckt, und hier war es auch, wo Delille ſeine metriſche Ueberſetzung der Georgika des Virgils anfing; ein kühnes Unternehmen, denn er mußte in der franzöſiſchen Sprache nach Mitteln ſpähen, die man noch nicht entdeckt hatte. Dieſe Ueberſetzung, welche Delille ſchon in ſeinem 23ſten Jahre vollendete, ob er gleich noch viele Jahre daran feilte, machte großes Aufſehen in der gelehrten Welt. Sie erſchien zuerſt 1770. Die glänzende Quartausgabe von Didot hat dieſem Künſtler zuerſt einen Namen gemacht. In derſelben finden ſich der discours préliminaire und die zahlreichen Anmerkungen, durch welche ſich der Verfaſſer auch unter den franzöſiſchen Proſaikern eine ehrenvolle Stelle erworben hat. Männer von Verdienſten ſahen mit Freuden einen jungen Dichter eine neue Bahn ſich öffnen. Eiferſüchtige feindeten ihn an, z. B. Clement, und ſchrieben gegen ſeinen Verſuch. Aber das Verdienſt ſiegte; Delille wurde nach Paris berufen, und anfangs zum Profeſſor am Collegium de la Marche, ſpäter am Collège de France ernannt. Die Franzoſen erkannten ſeiner Ueberſetzung einen Platz unter ihren claſſiſchen Werken zu. Ueberhaupt war Virgil ſein bewundertes Muſter, den er noch über den Homer ſetzte, und deſſen Schönheiten er in ſeinen Vorträgen mit außerordentlicher Anmuth und Feinheit zu entwickeln wußte. Auch überſetzte er ſpäter deſſen Aeneide (1803). In ſeinem 37ſten Jahre (1774) wurde er in die Akademie aufgenommen. Auf die Ueberſetzung der Georgika folgte nach einem langen Zwiſchenraum ſein eignes Lehrgedicht: les Jardins, ou l'art d'embellir les paysages (Paris 1782) in 4 Geſängen, wovon die beiden erſten den Boden und die zur Verſchönerung dienenden Gehölze, der dritte die Anlegung der Raſenplätze, die Cultur der Blumen und die Benennung der Gewäſſer, und der vierte die bildenden Künſte betrifft, die zur Verſchönerung eines Gartens wirken können. Hier zeigte ſich zwar ein gleiches Talent, allein der Dichter hatte keinen Führer mehr. Man war mit den Gärten weniger zufrieden, als mit jener Ueberſetzung des Virgiliſchen Gedichts. Doch glauben die meiſten Kunſtrichter, daß die Franzoſen im Fache des Lehrgedichts kein zweites Werk von gleichem dichteriſchen Werthe beſitzen. Delille war nicht eigentlicher Geiſtlicher, ſondern nahm nur die untern Weihen an, um eine reiche Pfründe genießen zu können. Von dieſer, von ſeinen Beſoldungen als Profeſſor im Collège de France und als Mitglied der franzöſiſchen Akademie, ſo wie von den Intereſſen ſeines eigenen Vermögens, hatte er vor der Revolution ein jährliches Einkommen von 30,000 Livres, von welchen ihm ſpäter nur noch 600 übrig blieben. Die Ehre, die ihm das Nationalinſtitut durch ſeine

Wahl zum Mitgliede der dritten Claſſe erwies, verbat er anfangs als ein Anhänger der alten Ordnung der Dinge. Das Inſtitut aber erklärte, es werde die ihm beſtimmte Stelle ſtets für ihn offen laſſen, und erſt nach ſeinem Tode wieder beſetzen. Späterhin, bei einer mehr befeſtigten Regierungsform, wurde er zum Mitgliede der zweiten Claſſe erwählt, und nahm die Stelle an. Es iſt merkwürdig, daß ihn Robespierre bei jeder Gelegenheit ſchonte. Dieſer Demagog wünſchte die Hymnen, die bei der berüchtigten Feier der öffentlichen Anerkennung der Gottheit abgeſungen werden ſollten, von Delille der damals im Collège de France lebte, verfertigt zu ſehen. Der Dichter, der dieſe Aufforderung nicht ablehnen konnte, ſchrieb in 24 Stunden den Dithyrambe sur l'immortalité de l'ame, der ſelbſt den Wohlfahrtsausſchuß erſchütterte und ungeſungen blieb. Seitdem (von 1794) entfernte er ſich aus Paris, und hielt ſich viele Monate lang in den Vogheſen auf, wo er ſeine Phantaſie mit den ihn umgebenden großen Naturſcenen beſchäftigte, und bald über die Beſtimmung des Menſchen, bald über die Geſetze der Dichtkunſt nachdachte. In den mahleriſchen Umgebungen der Schweiz dichtete er ſeinen Homme des champs, ein Lehrgedicht in vier Geſängen, über die Reize des Landlebens, mit dem Beinamen Géorgiques francaises, als Pendant der Georgika des Virgil, von welcher es gleichſam der zweite moraliſche Theil iſt. Delille hat 20 Jahre an dieſem Gedichte gearbeitet, größtentheils aber im Jahr 1794, während der Schreckensperiode, und im Jahr 1795 in den Thälern des Wasgau's. Er vollendete es in Baſel, wo es bei Decker prachtvoll erſchien. Mehrere geben dieſem Gedichte den Vorzug vor den Jardins. Die traurigen Begebenheiten von 1794 haben viel Einfluß auf daſſelbe gehabt, und in mehreren Stellen herrſcht eine tiefe Melancholie und eine Empfindſamkeit, welche in den Jardins nicht ſichtbar wird. Der Anblick der Leiden ſeines Vaterlandes erzeugte das Gedicht: le Malheur et la Pitié en 4 chants (London 1803) durch eine Reihe lieblicher und rührender Gemählde, und eine Fülle wohlklingender Sentenzen anziehend. Von Baſel begab er ſich nach London, wo er indeſſen nicht zu den Emigranten gezählt wurde, und wo er ſich (1802) mit Demoiſelle Vaudchamps, die lange Zeit ſeine Reiſegeſellſchafterin geweſen war, verheirathete. Hier beſchloß er, ſeine vaterländiſche Sprache durch Miltons Meiſterwerk zu bereichern, den er unter den Engländern am meiſten bewunderte. Man ſieht es ſeiner Ueberſetzung des verlornen Paradieſes an, daß er ſie mit Luſt arbeitete. Vielleicht hat ſich Delille unter allen ſeinen Arbeiten in dieſer am meiſten als Dichter gezeigt. Sie wurde in 15 Monaten vollendet, und koſtete ihm eigentlich das Leben; denn die Anſtrengung, mit welcher er ſie zu beendigen bemüht war, gab Veranlaſſung zu dem erſten Anfalle von Schlagfluß, den er ſpäter erlitt. Als die politiſchen Stürme gebändigt waren, kehrte er in ſein Vaterland zurück, und erwarb ſich durch neue Erzeugniſſe ſeines thätigen Geiſtes Bewunderung und Huldigung. So ſchrieb er ſein Gedicht über die drei Reiche der Natur, und (1812) das in Frankreich mit ſo rauſchendem Beifall aufgenommene Gedicht: la Conversation. Hier hatte er einen Stoff gewählt, den er als Meiſter zu behandeln wußte. Was aber die Poeſie anlangt, ſo gilt von dieſem Werke im Ganzen wohl, was von ſeinen übrigen gilt. Lebhaftes Gefühl, Mannichfaltigkeit der Anſchauung, und daher lebendige Schilderungen, Reinheit und höchſte Eleganz des Aus-

drucks, harmoniſcher Wohllaut und Fluß der Verſe ſind ihre höchſten Vorzüge, weshalb ihm auch einige deutſche Kritiker den Namen eines eleganten Verskünſtlers vorzugsweiſe beigelegt haben, und Bouterwek nicht mit Unrecht ſagt: „ein didaktiſches Werk, wie der höchſt elegante Landmann des Abbé Delille, kann ſehr viel Reize des Ausdrucks und der Diction haben, ohne darum ein Gedicht zu ſein.“ Delille arbeitete alles im Gedächtniß aus, und in ihm bewahrte er, was er vollendet hatte, feſter und ſicherer auf, als in ſeiner Schreibtafel. So trug er ſogar die 30,000 Verſe ſeiner Ueberſetzung der Aeneide in ſeinem Kopfe herum, wie ehemals Taſſo. Indeß aber ſeine Geiſteskraft zuzunehmen ſchien, nahm ſeine Körperkraft mit jedem Tage mehr ab; auch verlor er den Sinn des Geſichts. Er ſtarb am 1. Mai 1813, an einem Tage, der ſonſt jedes Jahr durch die Wünſche ſeiner Familie und Freunde geweiht war. Er hat ein Gedicht mit ſich genommen, welches er aus Zartgefühl dem Papier nicht anvertrauen wollte. Er beſang darin das Alter und ſein nahes Ende; weiſſagend pries er in wohllautenden Verſen die Täuſchungen der Gegenwart und die Wohlthaten der Zukunft. Sein Tod ward allgemein betrauert, und das ihm zu Ehren veranſtaltete feierliche Leichenbegängniß war ein ſprechender Beweis, in welcher hohen Achtung Delille unter ſeinen Landsleuten geſtanden hatte.

Delios (Delius), deliſch, ſ. Delos.

Della Maria (Domenico), ein berühmter franzöſiſcher Componiſt, ſtammte aus einer italieniſchen Familie, und war zu Marſeille geboren. Von ſeiner zarteſten Jugend auf überließ er ſich ſeiner Neigung zur Muſik, und ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre componirte er eine große Oper, die in Marſeille mit Beifall gegeben wurde. Erfreut über das Gelingen ſeines erſten Verſuchs, ging er nach Italien, um ſich dort zu vervollkommnen. Hier blieb er zehn Jahre, und genoß den Unterricht mehrere großen Meiſter, beſonders des Paëſiello. Er componirte ſechs komiſche Opern, unter denen beſonders H. Maestro di Capella, der er ſelbſt den meiſten Werth beilegte, mit vielen Beifall aufgenommen wurde. Im Jahre 1796 kam er nach Frankreich zurück, und begann auf dem Theater der komiſchen Oper mit einem Stücke, le Prisonnier, das ſeinen Ruf erhöhte, und auch in Deutſchland unter dem Titel: der Gefangene, mit dem allgemeinſten Beifall auf die Bühne gebracht wurde. In allen ſeinen Werken findet man einen leichten und gefälligen Geſang, einen reinen und ſchönen Stil mit einer natürlichen und neuen Begleitung, die mit Wahrheit im Ausdruck verbunden iſt. Um ſo mehr zu bedauern iſt, daß dieſer Künſtler zu früh ſein Leben endete; er ſtarb 1800 in einem Alter von 36 Jahren. Er beſaß außerordentliche Fertigkeit auf dem Pianoforte, und ſpielte das Violoncell mit eben ſo vieler Leichtigkeit als Anmuth. Außer dem Prisonnier erregte ſeine Opéra comique (das Singſpiel) ebenfalls den größten Enthuſiasmus, und faſt alle Arien, Duo's und Enſembles derſelben wurden Volksgeſänge.

Delos, die mittelſte der cykladiſchen Inſeln im ägeiſchen Meere, durch die Sage berühmt als das Vaterland des Apollo und der Diana. Delos, erzählen die Dichter, war ehemals nur ein nackter unfruchtbarer Fels, der im Meere umherſchwamm und zufällig von den Wellen in die Mitte der cykladiſchen Inſeln getrieben ward. Die Erde hatte der Here (Juno) geſchworen, der flüchtigen Latona (ſ. d.

Art.) keine Ruheſtätte für ihre Entbindung zu gewähren. Unſtät irrte daher die Unglückliche umher. Da erblickte ſie das ſchwimmende Eiland; dies, kein feſter Ort, konnte unter dem Schwur der Erde nicht mit begriffen ſein. Latona ſchöpfte Hoffnung, und Delos bot ihr willig eine Freiſtätte an. Sie gelobte dafür mit einem Schwur, daß ein Tempel auf ſeinem felſichten Boden erbaut werden ſolle, zu dem alle Völker Geſchenke und Hecatomben bringen würden. Getroſt blieb ſie jetzt auf dem wüſtem Felſen und gebar, von einem ſchattigen Baume geſchirmt, die Götterkinder, Apollon (der daher Delios, Delius) und Diana (die daher Delia genannt wird), welche auch hier vorzüglich verehrt wurden. Delos aber war fortan nicht mehr das Spiel der Winde; aus den Grundfeſten der Erde ſtiegen Säulen empor, die es ſtützten, und der Ruhm der Inſel verbreitete ſich über den Erdkreis. Alſo die Sage. — Anfangs hatte die Inſel eigene Könige, die zugleich das prieſterliche Amt ausübten; in der Folge kam ſie unter die Herrſchaft Athens. Nichts wurde auf derſelben geduldet, was das Bild der Zerſtörung oder des Kriegs mit ſich führte. Die Todten wurden auf der nahen Inſel Rehnea begraben; eben dahin brachte man die ſchwangern Frauen. Nach der Zerſtörung Corinths flüchteten die reichen Corinther hieher, und machten Delos zu einem blühenden Handelsſitz. Die größte Merkwürdigkeit der Inſel war der Tempel und das Orakel Apollo's. Der Tempel, von Cecrops Sohn, Eriſichthon, gegründet und von verſchiedenen Staaten Griechenlands immer mehr verſchönert, war aus pariſchem Marmor erbaut und enthielt außer der ſchönen Bildſäule des Gottes einen Altar, der zu den Wunderwerken der Welt gerechnet wurde. Von demſelben hat auch das ſogenannte deliſche Problem (deliſche Aufgabe) ſeinen Namen. Als einmal, wird erzählt, auf Delos die Peſt wüthete, und die Einwohner das Orakel um ein Mittel gegen dieſelbe befragten, erhielten ſie die Antwort: ſie ſollten den Altar des Apollo, der aus einem Würfel beſtand, noch einmal ſo groß machen. Dieſes nachher in der Geometrie berühmte Problem von der Verdoppelung des Würfels verſuchten mehrere alte Philoſophen und Mathematiker auf verſchiedene Weiſe zu löſen. Die Orakel, welche Apollo hier ertheilte, hielt man für die deutlichſten und zuverläſſigſten von allen. Sie wurden aber nur im Sommer gegeben; im Winter ertheilte Apoll ſeine Orakelſprüche in Patara in Lycien. — Jetzt führt Delos den Namen Sdilli, iſt unbewohnt, und gewährt nur Seeräubern einen Aufenthalt. Aber prächtige Ruinen ſind von der ehemaligen Herrlichkeit noch vorhanden.

Delphi, der Sitz des berühmteſten Orakels des alten Griechenlands, lag in Phocis an der ſüdlichen Spitze des Parnaſſus, der ſich hier in zwei Bergenden ſchloß. Den Urſprung der Stadt, erzählt die Mythe alſo: Nachdem Apollo den Drachen Pytho (Andere nennen ihn Delphine) getödtet und hier ſein Heiligthum zu gründen beſchloſſen hatte, erblickte er ein ſegelndes Handelsſchiff aus Creta. Sogleich ſprang er in Geſtalt eines ungeheuern Delphins ins Meer (daher auch der delphiniſche), ſtürzte ſich in das Schiff der Cretenſer und zwang es, vor Pylos, wohin es beſtimmt war, vorbei und in den Hafen von Criſſa einzulaufen. Als die Cretenſer ans Land getreten waren, erſchien er ihnen plötzlich in herrlicher Jünglingsgeſtalt und verkündigte ihnen, daß ſie nie wieder in ihr Vaterland zurückkehren, ſondern als Prieſter ihm in ſeinem Tempel dienen ſollten. Begeiſtert und mit Lobgeſängen folgten die Cretenſer

dem Gotte zu ſeinem Heiligthume am Felſenabhange des Parnaſſus. Aber ſie erſchraken ſehr, als ſie die Unfruchtbarkeit der Gegend wahrnahmen, und flehten den Apoll um Hülfe gegen Armuth und Mangel an. Der Gott aber lächelte und erklärte ihnen ihre künftige Beſtimmung als ſeine Prieſter, und welche Vortheile ſie dadurch erlangen würden. Da erbauten ſie Delphi; anfangs aber hieß die Stadt Pytho, von dem Drachen, den Apollo hier getödtet hatte. Der Ort, wo die Orakelſprüche ertheilt wurden, war eine Höhle und hieß Pythium. Ihre Entdeckung ſchreibt die Sage einem Hirten zu, der am Fuße des Parnaß weidete, und von dem berauſchenden Dunſt, der ihm aus derſelben entgegen kam, in prophetiſche Ekſtaſe verſetzt wurde. Seitdem ſtellte man über dieſe Höhle, welche man in den Tempel einſchloß, den heiligen Tripos (Dreifuß), auf welchem die Prieſterin, durch deren Mund Apollo reden ſollte, Pythia genannt, die begeiſternden Dünſte, die aus der Tiefe aufſtiegen, und mit ihnen die Eingebung des delphiſchen Gottes empfing und verkündete; (daher das Sprichwort ex tripodo, vom Dreifuße herabſprechen, von dunkeln, aber für unfehlbar ausgegebenen Behauptungen und Ausſprüchen.) Wenn ſie, nachdem ſie zuvor den Leib und beſonders das Haar in dem nahen caſtaliſchen Quell gebadet hatte, ſich mit Lorbeer bekränzt auf den mit Lorbeeren geſchmückten Dreifuß niedergelaſſen, den dabei ſtehenden Lorbeerbaum geſchüttelt, auch wohl einige Blätter davon gegeſſen hatte, gerieth ſie in den Zuſtand der Entzückung. Ihr Geſicht wechſelte die Farbe, ein Schauer durchlief ihre Glieder und aus ihrem Munde tönten Klagegeſchrei und langes Stöhnen. Dieſer Zuſtand ſtieg bald bis zur Wuth. Die Augen funkelten, der Mund ſchäumte, die Haare ſträubten ſich, und von dem aufſteigenden Dunſte faſt erſtickt, mußten die Prieſter die Ringende auf dem Sitze gewaltſam zurückhalten, worauf ſie dann unter fürchterlichem Geheul anfing, einzelne Worte abzuſtoßen, welche die Prieſter mit Sorgfalt auffaßten, ordneten, und ſchriftlich dem Fragenden überlieferten. Anfangs waren die Sprüche in Verſe gebracht, aber als in ſpätern Zeiten das Anſehen der Orakel ſank, begnügte man ſich, ſie in Proſa zu ertheilen. Immer war das Orakel dunkel und zweideutig, doch war es früherhin ein nützliches Inſtitut in den Händen der Prieſter, die politiſchen, bürgerlichen und religiöſen Verhältniſſe Griechenlands zu leiten, zu ſtützen und zu erhalten, und ſtand lang in dem Rufe der Unfehlbarkeit. Denn die Dorer, die erſten Bewohner des Orts, die ſich bald in alle Theile Griechenlands verbreiteten, verbreiteten auch in ihren neuen Wohnſitzen überall die unbegrenzte Ehrfurcht für dieſes Orakel, ſo daß es in kurzem das allgemeine Orakel für alle Hellenen ward. Anfangs war für das Orakelſprechen nur ein Monat im Jahre, dann in jedem Monat ein Tag beſtimmt. Keiner aber, wer den Gott um Rath fragte, durfte ohne Geſchenke erſcheinen. Daher beſaß der Tempel ungeheure Schätze, und die Stadt war mit zahlreichen Statuen und andern Kunſtwerken, welche aus Dankbarkeit geweiht worden, ausgeſchmückt. Die Alten hielten Delphi für den Mittelpunct der Erde. Die Dichter erzählten, Jupiter habe, um die Mitte der Erde zu meſſen, zwei Adler, den einen von Abend, den andern von Morgen her, abgeſchickt, welche hier zuſammengekommen wären. Auch war in Delphi das Grab des Neoptolemus (oder Pyrrhus) des Sohns Achilles, der hier von Oreſtes getödtet worden. Nicht weit von dem Grabe war die berühmte, von Polygnot mit der Geſchichte des trojaniſchen Krieges ausgemahlte Leſche.

In der Ebene zwiſchen Delphi und Cirrha wurden anfangs alle neun Jahre, ſpäterhin alle fünf Jahre im Monat Targelion die pythiſchen Spiele (ſ. d. A.) gefeiert; durch dieſe Nationalſpiele und Beſchützung der Amphictyonen erhielt Delphi einen dauernden Glanz. Jetzt hat Delphi den Namen Caſtri und iſt den Türken unterworfen.

Delphin (Delphinus delphis), der Name eines ganzen, aus vier verſchiedenen Gattungen beſtehenden Geſchlechts von ſäugenden Seethieren, aber insbeſondere einer Gattung aus dieſem Geſchlechte. Dieſes Thier, welches ſchon die Alten kannten, nannten die Schiffer Tummler. Der Körper iſt walzenförmig und der Kopf läuft ſpitzig zu. Aus der Luftröhre bläſt der Delphin Waſſer, in einem Strahle. Seine Länge beträgt neun bis zehn Fuß. Die Haut iſt glatt, oben ſchwarz und unten weiß. Ueber der Schnauze läuft eine breite Binde. Der Delphin hält ſich mehr in mildern Meeren auf. Im mittelländiſchen und ſchwarzen iſt er nicht ſelten. Daß er auch die deutſchen Küſten bisweilen beſucht, iſt gewiß, denn man zeigt noch jetzt einen auf dem Rathhauſe zu Danzig, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts an der Danziger Nehrung gefangen wurde. Seine Nahrung beſteht in Fiſchen und andern Seethieren. Das Fleiſch dieſes Thieres iſt ſchwarz und grobfaſerig, aber dennoch genießbar, und kommt den Seefahrern gut zu Statten. Die griechiſchen und römiſchen Dichter erwähnen des Delphins oft; auch findet man ihn häufig von den Alten abgebildet, jedoch in fabelhafter Geſtalt. Auch ſeine Naturgeſchichte wurde mit Mährchen reichlich ausgeſtattet. Man ſchrieb ihm ein mitleidiges Herz und eine beſondere Neigung zur Muſik zu, wie die Geſchichte des Arion beweiſet. In der Aſtronomie führt den Namen des Delphin ein Sternbild von zehn Sternen, nicht weit vom Adler. Die Fabel erzählt, es ſei derjenige Delphin, welcher die Amphitrite, die ſich vor den Anträgen des Neptuns verborgen hatte, auskundſchaftete und dem Neptun geneigt machte; zum Danke dafür habe ihn Neptun unter die Sterne verſetzt. Ueberhaupt werden die Delphine als Diener und Boten des Neptuns betrachtet.

Delta iſt ein griechiſcher Buchſtabe, unſerm D. entſprechend. Sein Zeichen iſt Δ. Wegen ſeiner etwas ähnlichen Geſtalt, welche durch den Nil gebildet wird, hieß auch der untere Theil von Aegypten bei den Griechen das Delta. Hier lag Sais, Peluſium, Alexandria. Doch unterſchied man das große und das kleine Delta.

Deluc (J. A.), der berühmte Geologe, war im Jahr 1726 in Genf geboren. Er hat ſein ganzes Leben mit geologiſchen Unterſuchungen und Reiſen, die vorzüglich ſeinem Studium gewidmet waren, zugebracht, und dieſe Wiſſenſchaften mit den wichtigſten Entdeckungen bereichert. Indeſſen haben ſeine Theorien und Hypotheſen, die er zum Theil mit den heiligen Schriften der Bibel in Uebereinſtimmung zu bringen geſucht hat, auch große und bedeutende Gegner gefunden. Man hat von ihm zahlreiche, auch zum Theil ins Deutſche überſetzte Schriften. Er hat lange in England gelebt, und ſtarb 1817 zu Windſor.

Demagog (griechiſch, bed. Volksleiter) heißt in Demokratien oder gemiſchten Staatsverfaſſungen ein Anführer des Volks, welcher die Gunſt deſſelben benutzt, um daſſelbe in ſeinen Beſchlüſſen und Unternehmungen zu leiten. Ein ſolcher war z. B. Perikles bei den Griechen. Viele Talente, vorzüglich das einer einſchmeichelnden Beredſamkeit, Staatsklugheit und Tapferkeit, erwarben bei den Alten dieſes Anſehen und die ſchwankende Stelle eines Volkgünſtlings.

Man verbindet mit dieſem Worte gewöhnlich nicht die beſte Bedeutung, weil beinahe alle Demagogen der ältern und neuern Zeit das Intereſſe des Volks mehr verriethen, als beförderten, und am meiſten nur auf ihren Nutzen bedacht waren. Die eifrigen Volksfreunde in Frankreich, die ausſchließend für wahre Patrioten gelten wollten, ein Marat, Robespierre, Herzog von Orleans und Andere, haben dem Credit des Wortes Demagog durch ihr ſchändliches Betragen den letzten Stoß gegeben. S. im Anh. d. X. B. den Art. Demagogiſche Umtriebe.

Demarcationslinie (Begrenzungslinie), eigentlich jede Linie, die zur Feſtſetzung einer Grenze, welche von fremden oder mit einander ſtreitenden Mächten nicht überſchritten werden ſoll, gezogen wird. Zufolge einer zwiſchen der franzöſiſchen Republik und dem Könige von Preußen zu Baſel am 17. Mai 1795 geſchloſſenen Convention wurde unter dieſem Namen eine Neutralitätslinie feſtgeſetzt, wodurch der Kriegsſchauplatz vom nördlichen Deutſchlande entfernt wurde. Ebenfalls war eine Demarcationslinie während des pleiſchwitzer Waffenſtillſtandes (1813) zwiſchen den franzöſiſchen und alliirten ruſſiſch=preußiſchen Truppen feſtgeſetzt.

Demerary, eine vormals holländiſche, jetzt engliſche Colonie am ſchiffbaren Fluſſe gleiches Namens in Guyana im ſüdlichen Amerika. Die Fruchtbarkeit der Gegend lockte 1740 mehrere Holländer von Eſſequebo, und in der Folge viele Engländer, die vortheilhafte Lage zu benutzen. 1769 zählte man ſchon 130 Plantagen, und dieſe haben ſich in der Folge noch vermehrt, ſo daß 1778 die Ausfuhr an Kaffee, Zucker und Baumwolle funfzehn Schiffsladungen betrug; es wurden nämlich 2000 Oxhoft Zucker, 4 Millionen Pfund Kaffee und 230,000 Pfund Baumwolle ausgeführt, außerdem noch Cacao, Rum, Sirup u. ſ. w. Die Regierung beſteht aus einem Director und einem aus den Bürgern der Colonie gewählten Rath, iſt abhängig von Eſſequebo, und dieſes von Surinam. 1797 begab ſich dieſe Colonie unter den Schutz von Großbritannien, wurde durch den Frieden von Amiens zurückgegeben, im J. 1804 aber aufs neue ohne Widerſtand weggenommen. Durch den Vertrag vom 19. Auguſt 1814 iſt Demerary ſammt Eſſequebo für immer an Großbritannien abgetreten worden. (230 Q. M. 77,000 Einw.)

Démeter, ſ. Ceres.

Demetrius, vorzüglich der Name mehrerer Könige von Macedonien und Syrien, unter welchen beſonders wichtig iſt: Demetrius I., mit dem Beinamen Poliorcetes (der Städteeroberer), König von Macedonien, Sohn des Antigonus. Er führte viele Kriege, beſonders mit dem Ptolemäus Lagi, mit ungleichem Erfolg. Er erſchien vor Athen mit einer großen Flotte, verjagte den Demagogen Demetrius Phalereus, und gab dem Volke die alte Regierung wieder. Gegen den Seleucus, Caſſander und Lyſimachus verlor er die berühmte Schlacht bei Ipſus 299 vor Chr. Geb. Hierauf flüchtete er ſich nach Epheſus, von da nach Athen. Hier wurde er nicht eingelaſſen. Er ging daher nach Corinth, überzog von hier aus das thraziſche Gebiet des Lyſimachus, überbrachte ſeine Tochter Stratonice als Gattin dem Seleucus nach Aſien, und nahm unterwegs Cilicien ein, worüber er mit Seleucus zerfiel. Er eroberte zwar Macedonien 298 vor Chr. Geb. und regierte 7 Jahre, aber durch ſeinen Despotismus verlor er den Thron wieder. Verlaſſen von ſeinen Soldaten und herumirrend ergab er ſich endlich ſeinem Schwieger=

ſohn; dieſer hielt ihn im weitem Arreſt zu Arameo (auch Pella genannt) in Syrien, wo er auch, 284 vor Chr. Geb., 54 Jahr alt ſtarb. Noch iſt vorzüglich merkwürdig der oben genannte Demetrius Phalereus (aus Phalerus), ein berühmter griechiſcher Redner, Schüler des Theophraſt. Er wurde macedoniſcher Statthalter von Griechenland und Archont (309 vor Chr. Geb.), und verſchönerte Athen durch prächtige Gebäude; die Dankbarkeit der Athenienſer, welche er beherrſchte, ließ ihm ſo viele Statuen, als Tage im Jahre, errichten. Aber der erweckte Neid verdammte ihn zum Tode und ſtürzte ſie wieder um. Er flüchtete ſich nach Aegypten an den Hof der Ptolemäer. Durch ſeine Fürſorge wurde die Bibliothek zu Alexandrien angelegt, auch, wie Einige ſagen, die griechiſche Ueberſetzung der Bibel veranſtaltet. Die Schrift über die Elocution trägt wahrſcheinlich nur ſeinen Namen. Er ſoll in die Ungnade des Ptolemäus gefallen und in den Diſtrict Buſiris verwieſen worden ſein, wo er ſein Leben (247 vor Chr. Geb.) durch einen Schlangenbiß endigte.

Demidoff (Nicolaus Graf von) ſtammt aus der alten Familie der Demidoff, welcher in Siberien die Eiſen-, Kupfer-, Gold- und Silberbergwerke entdeckte, und die erſte Cultur in dieſen Wüſten verbreitete. Graf Nicolaus iſt 1774 zu Petersburg gebohren, Geheimerath und Kammerherr des Kaiſers Alexanders, Commandeur des Johanniter-Ordens und Ehrenmitglied der Univerſität von Moskwa. Er trat früh in Militärdienſte, zeichnete ſich als Adjutant des Prinzen Potemkin im Türkenkriege aus, vermählte ſich mit einer Gräſin Stroganoff und nahm den Abſchied als Oberſt. Warmer Freund der Naturkunde und der Künſte, und voll Eifer, die Cultur in ſeinem Vaterlande mehr und mehr zu verbreiten, unternahm er eine lange Reiſe nach Deutſchland, Italien, Frankreich und England, um überall zu lernen und zu beobachten, und ſendete mehrere ſeiner Bergleute und Eiſenwerker nach Steiermark, um ſelbſt geübte Lehrer und Verbeſſerer zu bilden. Jedem Ruſſen iſt es nun erlaubt, in ſeinen trefflich eingerichteten Werken und Fabriken zu lernen, da er nicht lucrative Plane mittelſt eines Monopols, ſondern die reinſte Abſicht zum Wohl des Ganzen hegt. 1812 errichtete er auf ſeine Koſten ein ganzes Regiment, und führte daſſelbe ſo lange gegen den Feind, bis Rußland gänzlich befreit war. Er widmete ſich hierauf abermals den Studien und der Verbeſſerung ſeiner Fabriken. Da der Univerſität von Moskwa alle naturhiſtoriſchen Schätze verbrannt worden, ſchenkte er derſelben ſein ausnehmend reiches Cabinet, während er ſeine Gemähldegallerie und Seltenheiten täglich vermehrt. Die Eiſenblöcke an den berühmten 4 eiſernen Brücken in Petersburg (1813) ſind aus ſeinen Fabriken und beweiſen, wie weit dieſe Arbeiten in Rußland durch ſeine Sorge gediehen ſind.

Demiurg, 1. ſo viel als Demagog (ſ. d. Art.); 2. Werkmeiſter, Künſtler. So wird vorzüglich von den Alten der Weltſchöpfer genannt.

Demokratie iſt diejenige Regierungsform, bei welcher das Volk ſelbſt (d. h. ſämmtliche Bürger zuſammengenommen) die höchſte Gewalt ausübt. Es könnte dieſes geſchehen unmittelbar von ſämmtlichen Staatsbürgern, und zwar durch Einhelligkeit oder Mehrheit der Stimmen (dieſes iſt die reine oder abſolute Demokratie, welche in der Möglichkeit ein Unding iſt und in ihrem Entſtehen zur Anarchie führen muß, weil hier der Unterſchied der

Befehlenden und Gehorchenden ganz zuſammenfällt), oder mittelbar, d. i. durch Repräſentanten (repräſentative Demokratie). Die Demokratie finden wir als herrſchende Form der alten Zeit, und vorzüglich kleinern Staaten angemeſſen. Ihre Vorzüge beſtehen in der großen und aufopfernden Vaterlandsliebe, welche dadurch erweckt wird, daß ſie jedem Bürger ein Gefühl der Würde und Unabhängigkeit durch die möglichſte Gleichheit derſelben, durch die möglichſte Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung und durch die Publicität der letzten mittheilt. Mit Aufhebung der auf Bürgertugend gegründeten und durch Geſetze geregelten Gleichheit, z. B. durch Luxus und Habſucht, geht dieſe Form zu Grunde. Ihre Nachtheile ſind dann zunächſt Factionsgeiſt im Innern und Verwirrung bei zu weit getriebner Gleichheit, Herrſchaft der blinden, veränderlichen Volksgunſt und des Neides über das Verdienſt, und leidenſchaftliche Zügelloſigkeit in der Beherrſchung, Mangel an Einheit und Schnelligkeit in Ausführung nothwendiger Beſchlüſſe, daher Schwäche nach außen; ſo geht die Demokratie unaufhaltſam in Ariſtokratie oder Despotie unter, indem die Repräſentanten allmählig Ariſtokraten werden, oder ein einziger Ausgezeichneter das Ruder ergreift. In der neuern Zeit gediehen die Demokratien nicht.

Demokrit, berühmter Philoſoph der atomiſtiſchen oder neuern eleatiſchen Schule, aus der im Alterthum berüchtigten Stadt Abdera gebürtig, lebte um die 72ſte Olympiade (geb. gegen 494 vor Chr. Geb.). Xerxes, bei dem Demokrits Vater in Gunſt ſtand, ließ, als er wieder nach Aſien zurückging, einige Magier und Chaldäer bei ihm, welche den Jüngling in ihre Geheimniſſe einweihten, und dadurch die erſte Neigung zur Philoſophie in ihm erweckten. Nach ſeines Vaters Tode reiſete er nach Aegypten, wo er die Geometrie ſtudirte, und beſuchte vielleicht noch einige andere Länder, um ſeine Kenntniſſe von der Natur zu erweitern. Unter den griechiſchen Philoſophen genoß er den Unterricht des Leucipp. Hierauf kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten geſtellt wurde. Aber aus Unwillen über die Thorheit der Abderiten entſagte er dieſem Amte und zog ſich in die Einſamkeit zurück, ſich allein den philoſophiſchen Studien zu widmen. Wir übergehen die vielen Mährchen, welche man von Demokrit erfunden hat, wohin auch gehört, daß er beſtändig über die Thorheiten der Menſchen gelacht habe, weshalb man ihn als Gegenſtück des Heraklit angeſehen hat, und wenden uns zu einer kurzen Darſtellung ſeiner philoſophiſchen Meinungen. In ſeinem Syſteme hat er die mechaniſche Erklärungsart der Natur ſeines Lehrers Leucipp weiter ausgebildet. Die Entſtehung der Welt erklärte er durch die ewige Bewegung einer unendlichen Menge untheilbarer Körperchen (Atomen), die ſich durch Figur, Lage und Ordnung von einander unterſchieden, und durch ihre Bewegung in dem unendlichen Raume bald getrennt, bald wieder zuſammengeſetzt würden. So entſtand das Univerſum durch Zufall, ohne Beihülfe einer erſten Urſache. Die Ewigkeit der Atomen (einer Materie überhaupt) bewies er daraus, daß man die Zeit ſich nicht anders als ewig und ohne Anfang vorſtellen könne; ihre Einfachheit aber auf folgende Weiſe. Wenn Körper auch unendlich theilbar ſind, ſo muß man doch zugeben, daß die Theilung müſſe wahrgenommen werden können. Nach geſchehener Theilung bliebe nun entweder noch etwas Ausgedehntes, oder Puncte ohne alle Ausdehnung, oder nichts übrig. Im erſten Falle wäre

die Theilung noch nicht vollendet, im zweiten könnte die Zuſammenſetzung von Puncten ohne Ausdehnung nie etwas Ausgedehntes geben; und wäre nichts übrig, ſo müſſe die Körperwelt auch nichts ſein; alſo müſſen einfache Körper (Atomen) exiſtiren. Aus ſeiner Behauptung von dem ewigen Wechſel des Scheidens und der Verbindung der Atomen folgte auch die, daß es zahlloſe Welten gebe, welche bald entſtänden, bald wieder untergingen. An den Atomen unterſchied er Figur, Größe, Schwere und Undurchdringlichkeit. Alle Dinge haben einerlei Beſtandtheile, und ihre Verſchiedenheit rührt blos her von der Verſchiedenheit der Figur, Ordnung und Lage der Atomen, woraus jedes Ding beſteht. Dieſe Verſchiedenheit bei den Atomen iſt unendlich, ſo wie ihre Anzahl, daher auch die Verſchiedenheit der Dinge ſelbſt unendlich groß iſt. Alles Wirken und Leiden iſt Bewegung durch Berührung, weil nur ähnliche Dinge auf einander wirken. Das Feuer beſteht nach ihm aus thätigen leichten Kügelchen, und dehnt ſich wie eine helle Einfaſſung um die Erde. Die Luft wird durch das beſtändige Aufſteigen der Körperchen aus den untern Gegenden in Bewegung geſetzt, und zu einem reißenden Strome, der die in ſeinem Schooße gebildeten Geſtirne mit ſich fortführt. Unter ſeinen pſychologiſchen Lehren verdienen folgende Erwähnung. Die Seele beſteht, in ſofern ſie bewegende Kraft iſt, aus Feueratomen; aber da ſie auch die übrigen Elemente erkennt, und doch nur durch das ihm Gleiche Etwas erkannt werden kann, ſo muß ſie auch aus den übrigen Elementen zuſammengeſetzt ſein. Das Gefühl iſt der Grundſinn und unter allen der untrüglichſte. Es nimmt die Dinge am meiſten nach ihrer objectiven Beſchaffenheit wahr; denn nur das kann objectiv wahr an den Dingen ſein, was den Atomen ſelbſt zukommt, und dieß erfahren wir am ſicherſten durch das Gefühl. Die übrigen Sinne zeigen mehr das Zufällige der Dinge, und ſind alſo weniger zuverläſſig. Die Aeußerungen der fünf Sinne werden theils durch die verſchiedene Zuſammenſetzung der Atomen in den Sinnorganen, theils durch die verſchiedene Art der Einwirkung der äußern Körper bewirkt. Das Auge iſt, ſeiner Natur nach, aus Waſſer geformt. Wenn wir ſehen, ſo ſondern ſich von den äußern Körpern Bilder ab, die auf das Auge eindringen. Die Bewegung eines Körpers, z. B. das Sprechen des Mundes, theilt die Luft von einander, und verurſacht ein Strömen in ihr nach der Richtung des bewegenden Körpers. Die strömenden Lufttheile gelangen zum Ohre und verurſachen das Gehör. Auf ähnliche Weiſe entſtehen die Empfindungen des Geſchmacks und Geruchs. Die vom Auge empfangenen Bilder der Gegenſtände gelangen durch daſſelbe zur Seele, und erwecken die Vorſtellungen in uns. Können daher durch das Auge keine Vorſtellungen zur Seele gelangen, ſo hört die Thätigkeit derſelben auf, wie im Schlafe. Träume erklärte er ſo: dem Weſen des Waſſers und der Luft, und den elementariſchen Beſtandtheilen des Auges und Gehörs gemäß, dauern die Bewegungen dieſer beiden Sinnorgane nach verſchwundenem Eindrucke noch fort, und werden wegen der größern Ruhe und Stille der Nacht lebhafter wahrgenommen. Die Sinnenkenntniß iſt dunkel, trüglich und ſtellt blos Bewegungen der äußern Körper dar; die ſubjectiven Affectionen ſind Schein und nicht in den Objecten gegründet. Vernunfterkenntniß hat einen höhern Grad von Zuverläſſigkeit und Evidenz, ob ſie gleich auch nicht ohne Zweifel iſt. Die Fortdauer der Seele nach dem Tode läugnete Demokrit, da er ſie auch aus Atomen zuſammenſetzte. Er

unterſchied ſie in zwei Theile: in den vernünftigen, der ſeinen Sitz in der Bruſt hat, und in den unvernünftigen, der im ganzen Körper vertheilt iſt. Beide aber machen nur Ein Weſen aus. Sein practiſches Princip iſt Wohlſein durch Gleichmuth. Von ſeinen phyſiſchen und aſtronomiſchen Ideen ſind folgende zu merken. Sonne und Mond ließ er aus glatten Atomen beſtehen, die in einem Wirbel herumgetrieben werden. Der Mond war ihm eine feurige Scheibe, übrigens der Erde ähnlich, mit Bergen und Thälern verſehen und bewohnt. Die Milchſtraße erklärte er für eine Menge kleiner Sterne. Die Ordnung der Sterne nach ihrer Höhe war folgende. Erſt kamen die Firſterne, dann die Planeten, dann die Sonne, dann der Morgenſtern, dann der Mond. Alle Sterne bewegen ſich von Abend gegen Morgen. Die Cometen ſind nichts anders, als zwei Planeten, welche nahe bei einander ſtehen und daher ein einziger Stern zu ſein ſcheinen. Nach ihrer Trennung glänzen ſie am Himmel noch fort und zeigen ſich uns als bisher noch unbekannte Geſtirne. Die Erde hatte wegen ihrer Kleinheit und Leichtigkeit anfänglich eine ſchwankende Bewegung, bis ſie mehr Dichtigkeit und Feſtigkeit bekam und nach und nach ſtille ſtand. Sie iſt eine breite, in der Mitte hohle Scheibe und wird von der unter ihr eingeſchloſſenen Luft getragen. Weil aber dieſe gegen Mittag zu dünner iſt, ſo hängt auch die Scheibe nach dieſer Seite zu. Das Meer nimmt beſtändig ab und wird einmal ganz austrocknen. Der Menſch iſt aus Waſſer und Schlamm entſtanden. Auch die Lehre von den Göttern verflocht er, vielleicht nur aus Anhänglichkeit an den Volksglauben, in ſein Syſtem. Auch ſie waren aus Atomen entſtanden und vergänglich, wie alles Uebrige. Demokrit ſoll ſehr viel geſchrieben haben, wovon jedoch nichts auf uns gekommen iſt. Er verdient unſtreitig den erſten Platz unter den Naturforſchern, welche die Wirkungen auf die Urſachen zurückgeführt haben. Er ſtarb um 370 vor Chr. Geb. in hohem Alter. Seine Nachfolger wurden von Epikur verdrängt.

Demonſtration bedeutet in der Kriegsſprache eine Bewegung gegen einen Ort, ein Manöver, welches man macht, um den Feind irre zu leiten und ſeinen wahren Plan zu verbergen. In der Philoſophie nennt man Demonſtration einen ſtrengen oder eigentlich logiſchen Beweis, d. h. einen ſolchen, aus welchem die Unmöglichkeit des Gegentheils erhellt. Andere, wie Kant, nennen nur den mathematiſchen Beweis alſo, d. i. die Bezeugung eines Urtheils aus der Anſchauung, und nennen demonſtriren, das Object einer Erkenntniß in der Anſchauung nachweiſen.

Demontiren heißt, das feindliche Geſchütz durch Zerſchießen der Laffeten und Achſen aus dem Gefecht bringen, ferner die Bruſtwehr einer Schanze oder eines Walles durch hineingeſchoßne Kugeln ſo zu zerſtören, daß ſich kein Vertheidiger, beſonders kein Geſchütz mehr hinter ihnen halten kann. — Demontirbatterien ſind ſolche, deren Beſtimmung es iſt, die Bruſtwehren der Feſtungswerke herabzuwerfen, um das feindliche Geſchütz zu Grunde zu richten. Sie werden meiſt in die zweite, zuweilen auch in die dritte Parallele gelegt. Liegen ſie auf den Glacis an den ausſpringenden Winkeln der Baſtions und feuern gegen die Flanken des Nebenbollwerks, ſo heißen ſie Contrebatterien. Sie liegen der zu beſchießenden Fronte gerade gegenüber, und beſtehn aus 4—8 meiſt 12pfündigen Geſchützen. Der größte Theil derſelben Geſchütze richtet ſich zugleich auf dieſelbe feindliche Scharte und deren Kaſten (merlon), während die übrigen die anderen feindlichen

Geſchütze beſchäftigen; iſt ein Geſchütz zum Schweigen gebracht, ſo richtet ſich das Feuern auf ein anderes u. ſ. w. Einige Mörſer und Haubitzen, die entweder in der Demontirbatterie oder beſonders aufgeſtellt ſind, unterſtützen zugleich die Demontirbatterie durch Bewerfen der angegriffnen Scharten, beider Feuer iſt langſam und wohlgehalten, da übereilte Geſchwindigkeit nur ſchlechtes Treffen und Pulververſchwendung hervorbringen würden. Die Entfernung der Demontirbatterie von dem angegriffenen Werke beträgt gewöhnlich 3—400 Schritte, als der Entfernung der zweiten Parallele. Man hat in neuerer Zeit vorgeſchlagen, zum Demontiren der Werke Granaten ſtatt Vollkugeln aus Canonen in dieſelben abzuſchießen, um durch deren Crepieren eine minenartige und alſo deſto ſchnellere Wirkung zu erhalten. Das Wort Demontirbatterie iſt beſonders bei der Preußiſchen Armee üblich, von der es auch herſtammt.

Demoſthenes, der berühmteſte Redner des Alterthums, ſtammte aus einer angeſehenen Familie zu Athen. Er war im Jahr 375 vor Chr. zu Päanium, einem Flecken in Attica, geboren. Sein Vater, den er früh verlor, hinterließ ihm ein bedeutendes Vermögen, um das ihn ſeine Vormünder bringen wollten. Er aber führte, ob er gleich erſt ſiebzehn Jahr alt war, ſelbſt den Prozeß gegen ſie, und gewann ihn glücklich. Die Beredtſamkeit und Philoſophie zu ſtudiren, beſuchte er die Schule des Kalliſtratus, des Iſäus, Iſocrates und Plato. Aber die Natur hatte ihm große Hinderniſſe in den Weg gelegt. Er hatte nicht nur eine ſehr ſchwache Bruſt, ſondern konnte auch das R gar nicht ausſprechen, welche Naturmängel er durch die höchſten Anſtrengungen zu beſiegen ſtrebte. Dies gelang ihm dadurch, daß er auf den Rath des Schauſpielers Satyrus kleine Kieſel in den Mund nahm und ſo mehrere Verſe hinter einander, ſelbſt auf den beſchwerlichſten und ſteilſten Wegen, laut declamirte. Um ſeine Stimme zu verſtärken, ging er an den Meeresſtrand zur Zeit, wo die Wogen in Aufruhr waren, und übte ſich daſelbſt im ſtarken Sprechen. Dann verſchloß er ſich ganze Monate in einem unterirdiſchen Gemach, und ließ ſich den Kopf ſcheeren, um durchaus nicht ausgehen zu können. Hier, bei dem Scheine einer Lampe, ſchrieb er ſeine meiſterhaften Reden, von denen ſeine Neider ſagten, daß ſie nach Oel röchen, welchen aber die Nachwelt den erſten Platz unter den Werken der Beredtſamkeit angewieſen hat; Reden, in denen er den thörichten Wünſchen der Menge laut widerſprach und die Athenienſer wegen ihrer Fehler offen tadelte, und ſie zu Muth, Ehrgefühl und Patriotismus entflammte. Er donnerte wider Philipp von Macedonien, und hauchte ſeinen Mitbürgern den Haß ein, von dem er ſelbſt beſeelt war. Die erſte dieſer, unter dem Namen der **Philippiſchen**, berühmten Reden verfaßte er, als Philipp ſich des Paſſes bei Thermopylä bemächtigt hatte. Er drang darauf, ſogleich eine Flotte und eine Armee auszurüſten, den Krieg daſelbſt anzufangen, den Schauplatz deſſelben nach Macedonien zu verlegen, und ihn nicht eher als durch einen vortheilhaften Vergleich oder entſcheidenden Sieg zu enden. Die Athenienſer gaben ihm zwar Beifall und billigten ſeine Plane, allein ſie führten ſie nicht aus. Der berühmte Phocion, der die Schwäche Athens wohl kannte, rieth unabläſſig zum Frieden. Demoſthenes ging inzwiſchen zweimal als Geſandter an den Hof Philipps, ohne in ſeinen Unterhandlungen glücklich zu ſeyn. Jedesmal rieth er bei ſeiner Rückkehr zum Kriege, und ſuchte nicht nur Athen, ſondern ganz Griechenland unter die Waffen zu bringen. Endlich, als Phi-

lipp mit einem Heere durch den Paß von Thermopylä in Phocis eingedrungen, und ſich zum Schrecken Athens der Stadt Elatea bemächtigt hatte, bewirkte er einen Volksſchluß, ſogleich eine Flotte von 200 Schiffen auszurüſten, das Heer nach Eleuſis zu führen und Geſandte an alle Städte Griechenlands zu ſchicken, um ein allgemeines Bündniß gegen Philipp zu Stande zu bringen. Er war ſelbſt unter den Geſandten und bewog die Thebaner, ein athenienſiſches Heer in ihren Mauern aufzunehmen. Gleiche Thätigkeit, wie in Theben, zeigte er in Böotien. Sein Eifer brachte eine zahlreiche Kriegsmacht gegen Philipp zuſammen; bei Chäronea kam es zur Schlacht; die Griechen wurden beſiegt. Demoſthenes, der ſelber mitfocht, war unter den erſten, welche die Flucht ergriffen. Dennoch wollte er die Leichenrede auf die in der Schlacht gebliebenen Krieger halten. Aeſchines, ſein Nebenbuhler, ermangelte nicht, ihn deswegen anzugreifen. Dieſer Streit zwiſchen beiden Rednern war der Gegenſtand der Rede pro corona, welche Demoſthenes Triumph war, und ſeinem Gegner die Verbannung zuzog. Als Philipp bald nachher ermordet wurde, glaubte Demoſthenes, daß Athen jetzt leichter ſeine Freiheit werde behaupten können. Aber Alexanders ſchreckliche Rache an Theben ſetzte die Athenienſer ſo in Schrecken, daß ſie bald um Gnade flehten. Nur mit Mühe war Alexander zu bewegen, von ſeinem Verlangen, daß ihm Demoſthenes und einige andere Redner ausgeliefert würden, abzuſtehen; denn ihn fürchteten die Macedonier mehr, als die athenienſiſchen Heere. Für ſeine Beſtechlichkeit, die er in der Sache des Harpalus gezeigt hatte, wurde er zu einer Strafe von 50 Talenten verurtheilt, und da er ſie nicht gleich bezahlte, ins Gefängniß geworfen, aus dem er jedoch entkam und nach Aegina floh, wo er bis nach Alexanders Tode blieb. Jetzt nahm der Krieg mit Antipater ſeinen Anfang. Demoſthenes zeigte ſich wieder öffentlich, und ſuchte die kleinen griechiſchen Staaten zu einem Bunde gegen Macedonien zu bereden. Die Athenienſer riefen ihn ehrenvoll zurück. Als aber der Krieg ſich unglücklich wandte, und Antipater auf ſeine Auslieferung beſtand, entfloh er aufs neue und nahm ſeine Zuflucht in den Tempel des Neptun auf der Inſel Calaurea. Aber auch hier ſah er ſich nicht ſicher und nahm Gift, das er immer bei ſich trug. Er ſtarb (313 vor Chr. Geb.) 62 Jahr alt. Sein Charakter iſt durch Ehrgeiz und Habſucht befleckt. Cicero erklärte ihn für den vollkommenſten aller Redner. Immer ſprach er, wie es die Umſtände, die Zeiten und die Zuhörer erforderten; bald war er ſanft, bald heftig, bald erhaben; ſeine Action war ſeinen Worten angemeſſen und riß unwiderſtehlich hin. Die griechiſche Sprache wurde durch ihn zu einer Vollkommenheit ausgebildet, die keiner vor ihm erreicht hat. An Nachdruck und Ueberzeugungskraft, Scharfſinn und Feinheit in Auffindung und Aufſtellung der Gründe, Harmonie aller Theile zum Ganzen, Schönheit und Stärke des Ausdrucks, Kraft und Wohlklang der Sprache übertraf er alle ſeine Vorgänger. Alles iſt in ſeinen Reden natürlich, kräftig, gedrängt, nichts müſſig; überall herrſcht das ſchönſte Ebenmaß. Nur dadurch iſt der groſe Einfluß dieſes Mannes auf ſeine Zeitgenoſſen zu erklären. Wir beſitzen unter ſeinem Namen noch 61 Reden, 65 Eingänge und ſechs Briefe, einige ſind unächt. Die correcteſte Ausgabe der Reden iſt die Pariſer vom Jahr 1572 in Fol., griechiſch mit Ulpians Commentaren. Die erſte Ausgabe ſämmtlicher Werke lieferte Hieronimus Wolf, gr. und lat. Baſel 1549, wiederholt

1592 und Frankfurt 1604 in Folio. Auch finden ſich die Reden in Reiske's Ausgabe der griechiſchen Redner. Eine treffliche Ueberſetzung der drei olynthiſchen Reden ins Deutſche führt den Titel: Demoſthenes Staatsreden, überſetzt und mit vielen Anmerkungen von Fr. Jakobs. Lpz. 1805.

Demouſtier (Charles-Albert), ein auch in Deutſchland ſehr bekannt gewordener franz. Dichter, war zu Villers-Coterets den 11ten März 1760 geboren. Frühzeitig zeichnete er ſich durch große Fortſchritte in den Wiſſenſchaften aus, und übte Anfangs mit Erfolg das Geſchäft eines Advocaten, das er aber bald wieder aufgab, um ſich ganz den Wiſſenſchaften zu widmen. Er ſchrieb nun Schauſpiele, Opern und Gedichte. Sie ſind voller Witz, der freilich oft geſucht iſt. Seine Briefe an Emilie über die Mythologie (auch ins Deutſche überſetzt von Noſtitz-Jänkendorf), für den oberflächlichen Dilettantismus berechnet, haben ihn in ganz Europa bekannt gemacht. Man kann ihnen zwar mit Recht Affectation und das vorwerfen, was man im Franzöſiſchen Style de madrigal nennt; allein ſie ſind mit ſo viel Geiſt, Feinheit und Leichtigkeit geſchrieben, daß ſie doch eine höchſt anziehende Lectüre gewähren. Von ſeinen Schauſpielen ſind le Conciliateur, les Femmes und le Tolérant diejenigen, welche ſich auf dem Theater erhalten haben. Er ſtarb den 2ten März 1801.

Denar (Denarius), bei den Römern eine Silbermünze, welche Anfangs zehn Aß (daher der Name) betrug; nach unſerm Gelde wird ſie gewöhnlich auf 3 bis 5 ſächſ. Groſchen geſetzt. Ein Golddenar betrug an Werth ungefähr 6 Thl. Denaro iſt eine italieniſche Kupfermünze (franzöſiſch Denier), welche ungefähr einen Heller beträgt.

Dendriten ſind baumartige Zeichnungen von verſchiedener Geſtalt, die man häufig auf Kalkſteinen, größern und kleinern Mergelſtücken ꝛc. findet, oder vielmehr dieſe mergelartigen Steine ſelbſt. Für Abdrücke von wirklichen Gewächſen darf man dieſe Zeichnungen nicht halten; eher können es Naturſpiele ſeyn; man glaubt aber auch, daß ſie vom Verwittern herrühren, weil der Stein, auf dem ſich die Zeichnungen befinden, wie zerriſſen iſt. Die meiſten metalliſchen Niederſchläge nehmen eine ſolche Bildung an. Bisweilen findet man Dendriten, an welchen die Zeichnungen von Bäumen oder Gebüſchen wie von Bleiglanz eingelegt ſcheinen. Manche, z. B. die florentiniſchen, nehmen durch das Schleifen eine gute Politur an, und man kann daraus allerlei Kunſtwerke, z. B. Doſen ꝛc. verfertigen.

Dendrometer, Baummeſſer. Der vornehmſte Gebrauch dieſes Werkzeugs beſteht im Meſſen der Länge und Dicke eines Baums; er ſtehe ſenkrecht oder ſchief, auf einer horizontalen Fläche oder in irgend einer ſonſtigen Lage, ſeine Geſtalt mag regelmäßig oder unregelmäßig ſeyn. Verſchiedene Arten deſſelben beſchreibt Buſch in ſeinem Handbuche der Erfindungen, 3 Thle. II. Abtheil.

Denham (John), der erſte irländiſche Dichter, deſſen Name, nach Bouterwek, in der engliſchen Poeſie vorkommt, und vorzüglich in der beſchreibenden Poeſie ausgezeichnet iſt. Er war geb. zu Dublin 1615, ſtudirte auf der Univerſität Oxford die Rechte, ſchrieb zuerſt eine Abhandlung über das Spiel (Essay upon gaming), dem er doch ſelbſt leidenſchaftlich anhing, überſetzte dann das zweite Buch der Aeneide, und machte ſich durch eine Schrift: der Sophi (the Sophi), bekannt. Am berühmteſten machte er ſich aber durch ſein (1643 herausgegebenes) Gedicht Cooper's hill (Coopershügel), wo-

durch die Vorliebe der Engländer für dieſe poetiſche Landſchafts- und Naturmalerei vorzüglich begründet wurde. Es empfiehlt ſich durch geiſtreiche Eleganz und Lebhaftigkeit der Schilderungen, zeigt aber übrigens alle Mängel der beſchreibenden Poeſie. Er wurde auch von dem königlichen Hofe zu mehreren Geſchäften gebraucht, und ſeine Anhänglichkeit an das Haus Stuart nach der Reſtauration durch Würden und Aemter belohnt. Seine unglückliche zweite Heirath brachte ihn auf einige Zeit zum Wahnſinn. Nach ſeiner Geneſung ſang er die unter ſeinen übrigen poetiſchen Producten am meiſten ausgezeichnete Elegie auf Cowley's Tod, welche von einigen für ſein ſchönſtes Gedicht gehalten wird. Seine Werke erſchienen zu London 1684. 8. und 1704, auch in den Sammlungen von Johnſon und Anderſon. Er ſtarb 1668, und wurde in der Weſtminſterabtei neben Chaucer, Spencer und Cowley begraben.

Denina (Giacomo Carlo), berühmter Literator und Geſchichtſchreiber, geb. 1731 zu Revel in Piemont, ſtudirte zu Turin die ſchönen Wiſſenſchaften, und erhielt die Profeſſur der Humanioren an der königl. Schule zu Pignerol. Nach Erledigung des Lehrſtuhls der Rhetorik am obern Collegium zu Turin ward Denina zum Profeſſor derſelben ſowohl an dem Collegium, als an der Univerſität ernannt. Er ließ hierauf nach und nach die drei erſten Bände ſeiner Geſchichte der italieniſchen Revolutionen (Turin 1769, 3 Vol. 4. eine Univerſalgeſchichte Italiens enthaltend) erſcheinen, worüber er einige Unannehmlichkeiten von Seiten der Vertheidiger der geiſtlichen Freiheiten zu erfahren hatte. 1777 begab er ſich ſeiner Geſundheitsumſtände wegen nach Rom, verweilte zu Florenz, erhielt ſpäter einen dringenden Ruf nach Preußen, reiſete im September 1782 nach Berlin ab, wurde dem Könige durch den Marquis Lucheſini vorgeſtellt, und mit einem Platze in der daſigen Akademie nebſt 1200 Thalern Jahrgehalt beehrt. Der große Friedrich, über deſſen Leben und Regierung er auch nachher ſchrieb, ſo wie er auch la Prusse litteraire sous Frédéric II. (3 Vol.) ſchrieb, ſprach mehrere Male mit ihm über ſeine Werke. Im Jahr 1791 machte er eine Reiſe nach Piemont, und ließ bei ſeiner Rückkunft nach Berlin ſeine Reiſebeſchreibung unter dem Titel: Guide littéraire, drucken. Schon früher (Turin 1760) erſchien ſein für die Literaturgeſchichte wichtiges Werk, Discorso sopra le vicende della letteratura. 8. (deutſch von Volkmann, 3 Thle. Leipzig; auch ins Franz. überſetzt). Ueberhaupt hat er bei ſeinem Aufenthalte in Berlin ſeine meiſten Werke geſchrieben, ſo z. B. auch ſeine Geſchichte Piemonts und der übrigen ſardiniſchen Staaten (deutſch von Straß. 2 Thle. Berlin 1800 u. ſ. f.), ſeine Staats- und Gelehrtengeſchichte Griechenlands (a. d. Ital. von Dau. 2 Theile), und ſeine brandenburgiſchen Briefe a. d. Ital. von Rode. 2 Hefte. Berlin 1787 u. ſ. f.) u. a. Nach der Schlacht von Marengo ernannte ihn der Verwaltungsrath von Piemont zum Bibliothekar der Univerſität Turin. Ehe er dieſes Amt antrat, erſchien ſein Werk: Clef des langues ou observations etc., das er dem erſten Conſul Bonaparte zueignete; er erhielt von dieſem einen ſchmeichelhaften Brief und eine goldene Doſe, welche ihm durch den Marſchall Duroc in Berlin zugeſtellt wurden. Dieſer Gunſtbezeugung folgte bald der Antrag der Stelle des kaiſerlichen Bibliothekars, worauf Denina ſich nach Paris begab. Zu Ende 1805 erſchien ſein hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Gemälde von Oberitalien. Die gelehrte Welt verlor ihn am 6ten December 1813.

Denis, oder **Denys** (Abtei von St.), eine durch vielfache Erinnerungen merkwürdige Kirche. Der Heilige, dem ſie geweiht iſt und deſſen Namen ſie führt (Dionyſius), ausgeſandt von Rom, in Gallien das Evangelium zu predigen, ſtarb durch Henkers Hand am Ende des dritten Jahrhunderts. Catulla, eine Heidin, gerührt durch die grauſame Verfolgung und die Standhaftigkeit des Märtyrers, wußte ſich ſeinen Leichnam, der eben in die Seine geworfen werden ſollte, zu verſchaffen, begrub ihn in ihrem Garten, ward Chriſtin, und erbaute auf ſeinem Grabe eine kleine Capelle, die in der Folge erneuert und von der heiligen Genoveva nach einem größern Plane aufgeführt, im 6ten Jahrhunderte zu einer der blühendſten Abteien erwuchs. Noch ſteht der große, Ehrfurcht gebietende Bau der älteſten chriſtlichen Kirche Frankreichs in des Alterthums grauer Würde. Links war der Haupteingang, eine größere Thür mit zwei Pforten an den Seiten, geziert mit den in Stein gehauenen Bildniſſen der älteſten Heiligen und der fränkiſchen Könige; das Innere der Kirche war groß und reich durch Geſchenke der Frömmigkeit und durch Werke der Kunſt; und in den weiten Gewölben unter dem Chor ruhten die Leichname von mehreren Königen des erſten und zweiten und alle Regenten des dritten Geſchlechts von Hugo Capet bis auf Ludwig XV. Jetzt ſind allen Heiligen und Königen am Eingange mit kunſtvoller Wuth die Köpfe abgehämmert und abgemeißelt; das Innere zeigt aller Orten Spuren von Zerſtörung, und die Gewölbe ſind öde und leer; alle Leichname wurden durch Revolutionswuth herausgeriſſen. Gerade in dem Augenblicke, den 16. Oct. 1793, während in Paris die Königin enthauptet ward, brachte man in St. Denis den Sarg Ludwigs XV. aus dem Gewölbe herauf, und nach einer tobenden Berathſchlagung ward beſchloſſen, alle Leichname der Könige in eine Grube zu werfen, auch Heinrich IV. und Ludwig XIV., die ſich noch ſehr gut erhalten hatten, und vollkommen kenntlich waren, und ihre bleiernen Särge auf der Stelle einzuſchmelzen, wie denn auch, was ſonſt noch von Blei an der Kirche war (das ganze Dach z. B.), abgeriſſen und zu Kugeln eingeſchmolzen ward. Seit Napoleons Decret vom 20ſten Februar 1806 war St. Denis wieder zum Begräbnißorte der franzöſiſchen Regentenfamilie beſtimmt, und auf mannichfaltige Art neu geordnet und ausgeſchmückt worden, doch ſo, daß die Inſignien der neuen Regentendynaſtie und das große, goldumſtrahlte N auf dem marmornen Altargeſtelle nicht fehlten. Ein Gewölbe, zu welchem eine Doppelpforte, in ſchwarzem Marmor hängend, führt, hatte Napoleon zu ſeiner und ſeiner Gemahlin Ruheſtätte beſtimmt. Viele neuere franzöſiſche Dichter haben dieſen intereſſanten Ort beſungen, z. B. Michaud in ſeinem ſehr geleſenen le printems d'un proscript, Delille an mehreren Orten ſeiner l'imagination; auch widmete der gefühlvolle Chateaubriand dieſer unglücklichen Abtei in ſeinem Génie du Christianisme ein eigenes Capitel. Ludwig XVIII. hat die Spuren der Napoleoniſchen Periode auch zu St. Denis wieder verwiſchen, was von den Gebeinen ſeiner Vorfahren aufzufinden war, beſonders die Ueberreſte Ludwigs XVI. und ſeiner Familie in die alte Gruft der Könige beiſetzen und in die von ihm neu dotirte Abtei regulirte Canonici einziehen laſſen, denen die Obhut der Gräber anvertraut iſt. Dieſe Canonici von St. Denis führen als die vornehmſten in Frankreich den Titel Domherren, und bilden ein Convent, deſſen jedesmaliger Abt Biſchof iſt.

Denis (Michael), geboren am 27ſten Sept. 1729 zu Schärding am Inn in Bayern, geſt. am 29. Sept. 1809 zu Wien, ein zu ſeiner Zeit geſchätzter Dichter und berühmter Literator. Er war erſter Cuſtos der kaiſerl. Bibliothek mit dem Titel eines wirklichen kaiſerl. königl. Hofraths und Ordensglied der ehemaligen Geſellſchaft Jeſu. Die Bücherliebhaberei ſeines Vaters, der ein Rechtsgelehrter war, war auch auf ihn bald übergegangen, und er widmete ſich, mit einer lebhaften Einbildungskraft und hoher Reizbarkeit ausgeſtattet, den Wiſſenſchaften in dem Jeſuiter-Gymnaſium zu Paſſau (1747). Schon in ſeinem 18ten Jahre trat er in den Orden und arbeitete für denſelben durch Unterricht und Predigten. Noch vor der Aufhebung deſſelben (1773) ward er als Lehrer am Collegium Thereſianum in Wien für die ſchönen Wiſſenſchaften, Literaturgeſchichte und Bücherkunde angeſtellt; ſodann erhielt er auch die Aufſicht über die dem Thereſianum angehörige, nachher nach Lemberg geſchaffte, Garelliſche Bibliothek, deren Merkwürdigkeiten er beſchrieb (Wien 1780. 4.). Seine Wirkſamkeit nahm durch die Aufhebung dieſer Akademie eine andere Richtung, indem ihn, der jetzt ſchon kaiſerl. königl. Rath war, Joſeph II. zum zweiten Cuſtos der Hofbibliothek ernannte. Erſter Bibliothekar ward er 1791. In dieſer Laufbahn hat Denis unendlich viel zur Veredlung des Geſchmacks und der Mutterſprache in Oeſterreich und dem catholiſchen Deutſchland gewirkt. Muthvoll wagte er manchen Schritt, um, trotz aller Schwierigkeiten, welche Hierarchie und Bigotterie ihm entgegenſetzten, das Beſſere aus dem damaligen ketzeriſchen Boden Deutſchlands in den noch verdüſterten Himmelsſtrichen ſeines Vaterlandes zu verpflanzen. Auch wählte er zur eigenen Bearbeitung Gegenſtände, bei denen der Geiſt mit mehr Freiheit, als man ihm wohl hätte geſtatten mögen, ſich bewegen konnte. Als Dichter hat er indeß nur einen geringen Werth; das beweiſen ſeine poetiſchen Bilder der meiſten kriegeriſchen Vorgänge in Europa ſeit 1756, die er in der Folge von 1760 an fortſetzte, und noch mehr ſein keineswegs glücklicher Verſuch, den Oſſian in ſogenannten Hexametern zu überſetzen, ſo wie ſeine eigenen, im Geſchmacke des Oſſian gedichteten Lieder. Verdienſtlicher iſt, was er für Bibliographie, Literärgeſchichte und Bücherkunde that. Hieher gehört ſeine Einleitung in die Bücherkunde, ſein Grundriß der Bibliographie und der Literärgeſchichte.

Denken, 1. in ſeiner weiteſten Bedeutung wird a) dem Vorſtellen gleichbedeutend gebraucht, und heißt dann: eines Dinges als Gegenſtandes ſich bewußt ſeyn, oder b) Vorſtellungen verbinden, beſonders mit deutlichem Bewußtſeyn; dann unterſcheidet man aber das Denken 2. im engern Sinne von dem ſinnlichen Vorſtellen, d. i. von dem Anſchauen der Sinne, und dem Einbilden und Dichten der Phantaſie, und verſteht unter dem Denken das ſelbſtthätige, nicht unmittelbar von außen angeregte Vorſtellen des Geiſtes, deſſen Zweck die Wahrheit iſt, und unter Denkvermögen (Intelligenz, Vernunft im gemeinen Leben, oder Verſtand im Gegenſatz der Sinnlichkeit), das Vermögen der ſelbſtthätigen, nicht ſinnlichen Erkenntniß, oft auch ihrer Anwendung und Aeußerung im Urtheilen und Handeln. Endlich unterſcheidet man 3. im noch engern Sinne das Denken — (auch das formale logiſche Denken genannt) — von dem Erkennen im eigentlichen Sinne (oder dem transcendentalen Denken) und das Denkvermögen in dieſem Sinne, oder den Verſtand, von dem höhern Erkenntnißvermögen, der Vernunft, und verſteht unter Denken

das Bewußtſeyn oder Vorſtellen des *Allgemeinen*, oder das Vorſtellen durch Begriffe, unter Verſtand das Vermögen, durch Begriffe vorzuſtellen und Begriffe zu verbinden. Daher gehört zu dem Denken das *Begreifen* und Bilden der Begriffe (Denken und Verſtand im engſten Sinne), das *Urtheilen* (und ſein Vermögen die Urtheilskraft) und das *Schließen* (Schlußvermögen, Vernunft im logiſchen Sinne). Das Denken, oder das Verbinden der Vorſtellung in Begriffe, erfolgt nach gewiſſen, in der Vernunft enthaltenen Geſetzen, die wir *Denkgeſetze* (logiſche Geſetze) nennen, von denen die höchſten (oder Grundſätze) in dem Grundſatze der *Identität* (ſ. d. Art.) oder des *Widerſpruchs* — der Entgegenſetzung, oder des ausſchließenden Dritten (exclusi medii s. tertii inter duo contradictoria) und in dem Prinzip des (zureichenden) Grundes oder der Dependenz beſtehen, und die Vorzüge des Denkens ſind hiernach Einheit, Beſtimmtheit und Zuſammenhang. Die Verſtandeserkenntniß (logiſche Erkenntniß) wird, weil ſie und ihre Ueberzeugung erſt mittelbar, d. i. durch Vergleichung und Zuſammenhalten der Vorſtellungen (Reflexion), welche verbunden werden, entſpringt, auch die mittelbare oder discurſive (im Gegenſatz der unmittelbaren Erkenntniß, welche wir durch Einbildungskraft und Vernunft erhalten) genannt. Auch wird daher das Denken oft *Reflexion* (und der Verſtand Reflexionsvermögen) genannt, weil das Reflectiren neben dem Abſtrahiren eine Hauptthätigkeit beim Denken ausmacht. Das Denken iſt ſo verſchieden, als die geiſtige Bildung der Menſchen überhaupt. Im Allgemeinen giebt es folgende Hauptarten des Denkens, nämlich das Denken in abstracto, oder das eigentliche reine, unvermiſchte, gemeine und das methodiſche (logiſche Denken), d. h. das nach den logiſchen Geſetzen geordnete, planmäßige Denken, zu welchem die Logik Anleitung gibt; ferner das Denken in abstracto, d. h. das Denken, welches von den einzelnen Gegenſtänden, welche unter den Begriff gehören, abſieht (abſtrahirt), und das Allgemeine und Nothwendige derſelben in Begriffe faßt — dieſes nennt man daher auch den *wiſſenſchaftlichen* Verſtandesgebrauch, weil es die Wiſſenſchaft an ſich mit dem Nothwendigen und Allgemeinen zu thun hat — und das Denken in concreto, d. h. der nur in einzelnen Fällen gemachte Gebrauch der Begriffe — der populäre oder gemeine Verſtandesgebrauch, weil man abſichtlich, um zu erläutern und zu belehren (indem man durch *Beiſpiele* den Begriff zum Bewußtſeyn bringt) oder unwillkührlich bei unausgebildetem Verſtande alſo denkt. T.

Denkfreiheit iſt das Recht, in Anſehung des Urtheils über Wahr und Falſch ſeinen eigenen Ueberzeugungen zu folgen. Sie iſt theils *innerlich*, theils *äußerlich*. Die *innere Denkfreiheit* iſt durchaus unbeſchränkt, nach dem Grundſatze: Gedanken ſind zollfrei. Aber die *äußere Denkfreiheit*, oder das Recht, ſeine Gedanken laut werden zu laſſen, iſt nothwendig gewiſſen Schranken unterworfen. Denn man mag ſeine Gedanken mündlich (durch Sprechen — worauf die *Sprechfreiheit* ſich bezieht), oder ſchriftlich (durch Schreiben — worauf die *Schreibfreiheit* ſich bezieht) äußern, ſo iſt es möglich, daß dadurch die Rechte eines Andern gekränkt werden (z. B. durch Verbreitung von Verläumdungen, die den guten Namen und den davon abhängenden Credit des Andern ſchmälern), oder daß dadurch der Staat ſelbſt gefährdet werde (z. B. durch Reden und Schriften, welche öffentliche Sittenloſigkeit, Aufruhr und dergl. unter dem Volke verbreiten könnten). Es iſt alſo wohl keinem

Zweifel unterworfen, daß nicht alles, was man denkt, auch geſagt und geſchrieben werden darf. Aber die Gränzlinien zu ziehen, innerhalb deren die Sprech- und Schreibfreiheit, als äußere Denkfreiheit, ſich bewegen ſoll, iſt eine ſchwierige (vielleicht noch von keinem Staate gehörig aufgelöſete) Aufgabe für die Geſetzgebungspolitik. Denn da der menſchliche Geiſt bei ſeinem Denken an den Gebrauch der Worte, als Gedankenzeichen, gebunden iſt, ſo iſt das Sprechen und Schreiben ein nothwendiges Entwickelungsmittel des Denkvermögens, und folglich auch ein unentbehrliches Bildungsmittel für den menſchlichen Geiſt. Es iſt alſo leicht möglich, ſelbſt die innere Denkfreiheit, als das heiligſte Kleinod des menſchlichen Geiſtes, zu hemmen, indem man ihm durch ängſtliche Beſchränkung des freien Gebrauchs der Gedankenreihen einen Theil des nöthigen Stoffs zur Uebung des Denkvermögens entzieht. Es iſt daher immer beſſer, die Grenzen der äußern Denkfreiheit etwas zu weit als zu eng zu ziehen. Denn der Schade, der etwa durch Mißbrauch der äußern Denkfreiheit entſtehen könnte, wird in den meiſten Fällen durch eben dieſe Denkfreiheit wieder gut gemacht, indem die Natur auch hier mit dem Gifte zugleich das Gegengift gegeben hat. Die Denkfreiheit des Einen wird nämlich durch die des Andern um ſo leichter gezügelt, je mehr der Andere das Recht auf ſeiner Seite hat und als Vertheidiger der guten Sache auftritt, und richtig ſagte ein Weiſer: ein Volk, dem nicht verſtattet iſt zu ſagen, was es denkt, wird ſich bald gewöhnen, nur das zu denken, was es ſagen darf. So wird die Kraft gelähmt und die Lüge zur Natur. D.

Denkmale (Monumente), werden bald im weitern, bald im engern Sinne genommen. Im weitern verſteht man darunter alles das (vorzüglich Gegenſtände menſchlicher Kunſt), was als Zeichen der Vergangenheit oder Vorwelt gewiſſe Erinnerungen aus der Zeit oder an die Zeit, wo ſie gefertigt wurden, erwecken will oder kann. Wenn dann von Denkmalen des Alterthums geredet wird, ſo können es ſchriftliche, artiſtiſche oder mechaniſche ſeyn; denn Homer's Gedichte ſind für uns eben ſowohl ein Denkmal ihrer Zeit, als das Pantheon und ein zu Pompeji ausgegrabener Hausrath. Bedeutend ſind dieſe Denkmale alle, in ſofern jeder gebildete Menſch an dem Alterthume überhaupt ein bedeutendes Intereſſe nimmt. Der Grad von Sittlichkeit, Cultur und Aufklärung, deſſen die Gegenwart ſich erfreut, iſt das Reſultat der Sittlichkeit, Cultur und Aufklärung der Geſchlechter, die vor uns dieſen Planeten bewohnten. Alles Werden iſt an das Vergangene geknüpft; ein heiliges Band hält die Mitwelt mit der Vorwelt zuſammen, und darum ſind die Denkmale des Alterthums dem Gebildeten ſo ehrwürdig und heilig. Sie führen uns in die Vorwelt wieder ein, wir ſehen ihre Sitten, Gebräuche, Verfaſſungen und ganzes Leben gegenwärtiger. Im engern Sinne befaßt man unter Denkmalen bloß die artiſtiſchen (Kunſtdenkmale), unter denen ſich aber ein merkwürdiger Unterſchied findet. Einige haben bloß in ſofern Werth, als ſie Denkmale im eigentlichen Sinne ſind, d. h. in ſo fern ſie dienen, das Andenken an gewiſſe Perſonen oder Begebenheiten zu erhalten; andere hingegen haben außer dieſem noch einen eigentlichen innern Werth, indem ſie ohne jede andere Hinſicht als Werke der ſchönen Kunſt gefallen. Wer die Denkmale des Alterthums in der erſten Hinſicht ſtudirt, heißt Antiquar, Alterthumsforſcher; wer ſie in der letzten Hinſicht ſtudirt, Archäolog, Forſcher der ſchönen Kunſt des Alterthums. Die Kunſtdenkmale des

Alterthums nennt man auch wohl Antiken, zählt aber dann den Apollo von Belvedere und die Gruppe des Laocoon eben ſowohl unter die Kunſtdenkmale, als des Titus Triumphbogen. In dem eigentlichſten oder engſten Begriffe bezeichnet Denkmal oder Monument die Werke der Bau- oder Bildhauerkunſt, deren Beſtimmung es iſt, das Andenken merkwürdiger Perſonen oder Begebenheiten der Nachwelt zu überliefern, wobei man alſo das Vergangne denken ſoll. Von ihnen iſt hier allein die Rede. Bald verzieren ſie öffentliche Plätze, Gärten u. ſ. w., und dieſe ſind meiſt Denkmale der Begebenheiten, Ehrendenkmale; bald ſind ſie Denkmale der Perſonen; ſie ſtehen einſamer und anſpruchloſer an der ſtillen Stätte, wo wir die theuren Ueberreſte geliebter Perſonen der Erde wiedergaben, Trauermonumente, Grabmäler. Aus allen Zeiten und bei allen Nationen finden wir deren, vom erſten rohen Verſuche der Kunſt bis zur reinſten Vollendung. Die älteſten, die wir kennen, ſind die Obelisken und Pyramiden Aegyptens, und mit dieſen vielleicht gleich die perſiſchen Königsgräber, die wir noch in den Trümmern von Perſepolis beſtaunen. Ehrfurcht gebieten dieſe Denkmale durch ihre ungeheure Größe und ihre erhabene Einfachheit. Beide wurden vielleicht ſelbſt von den Griechen nicht erreicht, denen aber auch hier der Preis der Schönheit gebührt. Schwerlich war in irgend einem Lande die Zahl der Ehrendenkmale größer, als in Griechenland, wo man den Siegern in Schlacht und feierlichen Spielen und andern verdienſtvollen Männern welche errichtete, oft aber auch an Unwürdige ſchmeichelnd verſchwendete. Die Sieger in den Schlachten erhielten Statuen und Trophäen, die in den feierlichen Spielen Statuen und Denkſäulen. Auf dem Iſthmus zu Corinth ſtanden bei dem Tempel Neptuns die Statuen der Sieger in den iſthmiſchen, in dem heiligen Haine Altis in Olympia die der Sieger in den olympiſchen Spielen. Der Trophäen gab es eine große Menge. Oefters errichtete man aber auch Gebäude als Ehrendenkmale, die in Hinſicht auf Form, Schmuck und Pracht ſehr verſchieden waren. Unter ihnen zeichnen ſich die choragiſchen Monumente in Athen aus, welche denen zu Ehren errichtet wurden, die als Choragen in den theatraliſchen und muſikaliſchen Spielen, welche in den Theatern und Odeen gehalten wurden, den Preis erhalten hatten. Bei dieſen Spielen war es in Athen gebräuchlich, daß jede von den zehn Zünften der Stadt einen Choragus erwählte, der auf ſeine Unkoſten die Aufſicht und Anordnung dieſer Spiele übernahm. Jeder ſuchte den Andern hierin zu übertreffen; der Sieger über Alle erhielt einen Dreifuß von Erz, gemeiniglich von der Hand großer Künſtler, als Preis, welcher für ſein ganzes Geſchlecht ehrenvoll war. Dieſer Preis wurde öffentlich aufgeſtellt, wozu entweder kleine Gebäude oder nur einzelne Säulen errichtet wurden, die den Dreifuß trugen und in Aufſchriften den Choragus und die Zeit der gehaltenen Spiele nannten. Begreiflich, daß es ſolcher Monumente viele gab, und es war ihnen zu Athen eine eigene Straße gewidmet, die Dreifußſtraße (Tripodes). Einige derſelben haben ſich bis auf unſere Zeit erhalten. Das prächtigſte von allen und mit dem meiſten Schmuck verſehene iſt das choragiſche Monument des Lyſikrates, gewöhnlich die Laterne des Demoſthenes genannt; nächſt dieſem das Monument des Thraſyllus und Thraſykles und einige Säulen. Die Römer, als ſie mit den Griechen in der Kunſt zu wetteifern ſuchten, blieben auch in Errichtung von Ehrendenkmalen nicht zurück. Eine Gattung derſelben iſt ihnen ganz eigen,

die Triumphbogen, von denen in einem eigenen Artikel gehandelt wird. Früher als die Ehrendenkmale hatte man ohne Zweifel in Griechenland und Rom Grabmale gehabt, die aber natürlich erſt ſpäterhin als ſchöne Kunſtwerke ſich auszeichnen konnten. Man hatte ihrer von zweierlei Art: entweder an der Stelle ſelbſt, wo die Aſche des Verſtorbenen war, eigentliche Grabmale, oder an einem beliebigen Orte errichtete Monumente, ohne daß die Aſche des Verſtorbenen darin aufbewahrt wurde, Kenotaphien (Cenotaphien). Von beiden Arten ſah man welche in den Städten, in der Nähe derſelben und an den Landſtraßen hin, welche dadurch eine Zierde erhielten, die zugleich belehrend und unterhaltend war. Der rohe Stein verwandelte ſich in die edle Säule; nachher errichtete man auf einem ſteinernen Grunde zwei kleine Säulen, bedeckte ſie mit einem Giebel, verzierte den Raum dazwiſchen mit den Bildniſſen des Verſtorbenen, Inſchriften, Basreliefs. So wurde die Verzierung immer größer; man ſah bald kleine Gebäude, die das Anſehen eines Tempels hatten, und ſtieg auch endlich hier zur höchſten Pracht. Das neue Europa hat von beiden Arten ebenfalls Denkmale aufzuweiſen, der Trauermonumente aber unverhältnißmäßig mehr, als der Ehrendenkmale, wie es auch die Natur der Sache mit ſich bringt, da jene durch Privat-, dieſe durch öffentliches Intereſſe errichtet werden. Die Ehrendenkmale findet man hauptſächlich in den Hauptſtädten, und viele derſelben ſind beſchrieben und abgebildet in Sturms architektoniſchen Reiſeanmerkungen. Eine ziemlich gute Compilation gab der Abbé de Luberſac in ſeinem Discours sur les monumens publics de tous les âges et de tous les peuples (Par. 1776. Fol.). Mehrere dieſer Monumente Frankreichs hat Millin in ſeinen Antiquités nationales abbilden laſſen. Frankreich iſt jetzt wohl überhaupt das Land, wo die Künſtler am meiſten in dieſer Art beſchäftigt werden. Der Künſtler hat dabei die Wahl unter den mannichfaltigſten Formen; nur wähle er dem Zwecke gemäß. Das Einfache ziemt der Privattugend; Größe, Würde, Pracht dem, was die Großthaten einer ganzen Nation oder ihrer Führer und Helden verewigen ſoll. Im Verhältniß mit der gewählten Form, die vom einfachen Denkſtein bis zum Triumphbogen, von der Säule bis zum Porticus und zum Tempel ſelbſt vielen Spielraum hat, ſtehe dann die Verzierung. Hier fehlen die Künſtler meiſt durch Uebermaß; ſie überladen, und bedenken nicht, daß zu viel den Eindruck ſchwächt, den ſie doch verſtärken wollten.

Denkmünzen, die Gewohnheit, Münzen zur Erinnerung an gewiſſe Begebenheiten und Ereigniſſe zu gebrauchen, iſt eben ſo alt, als natürlich. Als Erinnerungszeichen an die Befreiungskriege unſerer Zeit ſind mehrere bei den verbündeten Heeren geſtiftet worden. Zuerſt verordnete Alexander, daß alle ruſſiſche Krieger, welche an dem Feldzuge von 1812 Theil genommen, eine ſilberne (oder zinnerne) Medaille an hellblauem Bande tragen ſollten; der König von Preußen beſtimmte unterm 24ſten Dec. 1813 ebenfalls eine Denkmünze für diejenigen, welche während dieſes Kriegs wirklich gegen den Feind gefochten und tadellos gedient hätten: ſie iſt aus dem Metall eroberter Geſchütze gegoſſen (wie ſolches die Randſchrift beſagt), hat auf der Vorderſeite unter des Königs Namenszuge die Inſchrift: Preußens tapfern Kriegern, und die Umſchrift: Gott war mit uns, ihm ſei die Ehre; die Rückſeite enthält ein Kreuz, in welchem von Lorbeeren und Eichenblättern umgeben die Jahreszahl 1813, 1814, 1813/14 oder 1815

nach Maßgabe der Theilnahme an einem dieſer Feldzüge ſteht. Sie wird an einem orangen Bande mit ſchwarz und weißer Einfaſſung getragen. Oeſterreich beſtimmte für ſeine Krieger ein ebenfalls aus dem Metall eroberter Geſchütze gegoſſenes Denkzeichen in Kreuzform; dieſem Beiſpiele folgten Baiern, die Herzöge von Sachſen, mehrere andere deutſche Fürſten und die Hanſeeſtädte. Neuerlich iſt noch in Preußen eine Denkmünze aus Gußeiſen in ovaler Form für die dem Heere gefolgten Nicht-Combattanten beſtimmt worden, welche, vom Staats-Canzler an, jeder erhält, welcher die Armee vermöge ſeines Berufs, aber nicht als fechtender Soldat, ins Feld begleitete. — Eine beſondere Art der Denkmünzen ſind Ehrenmedaillen. S. Medaillen und Münzkunde.

Denkſchriften (Mémoires, pro memoria), ſind 1. eine Art von Staatsſchriften, und 2. eine Art hiſtoriſcher Schriften oder wiſſenſchaftlicher Berichte. Von ihnen ſ. den Art. Mémoire.

Denkwürdigkeiten, Gegenſtände der Geſchichte, welche der Erinnerung und Aufbewahrung zu allgemeiner Betrachtung der Nachwelt vorzüglich werth ſind. Zu ihnen gehören auch die Denkmale (ſ. d. Art.) und intereſſante Begebenheiten und Züge aus dem Leben der Völker und ausgezeichneter Menſchen, deren erzählende Darſtellung (ſ. Memoiren) auch oft mit dem Namen Denkwürdigkeiten bezeichnet werden. Zu den letztern gehören ſchon aus der claſſiſchen Literatur Xenophons Denkwürdigkeiten des Socrates und Cäſars Commentarien. Nichts verdient aber wirklich dieſen Namen, was nicht mit dem äußern Leben und den Schickſalen der Menſchheit und der Völker, oder mit dem innern eigenthümlichen Geiſte derſelben oder einer beſtimmten Zeit in einem ſo unmittelbaren Zuſammenhange ſteht, daß es ſelbige auf vorzügliche Weiſe zu beſtimmen oder zu characteriſiren vermag.

Denner 1. (Balthaſar), ein berühmter Maler, 1685 zu Hamburg geboren, geſtorben zu Roſtock 1749, war ein unübertroffener Meiſter in der Portraitmalerei. Alle Fürſten des Nordens riefen ihn an ihre Höfe, um ſich von ihm malen zu laſſen. Kaiſer Carl VI. kaufte den Kopf einer alten Frau von dieſem Künſtler für 5875 Fl., und hing ihn in ein Zimmer, zu dem er allein den Schlüſſel hatte. Denner malte noch ein Seitenſtück von dieſem Gemälde für denſelben Fürſten, den Kopf eines alten Mannes, der ein zweites Hauptwerk von ihm iſt. 2. (Johann Chriſt.), Erfinder der Clarinette. Er war zu Leipzig 1655 geb., kam in ſeinem achten Jahre mit ſeinen Aeltern nach Nürnberg, wo er auch blieb und ſich mit Verfertigung von blaſenden Inſtrumenten, beſonders Flöten, beſchäftigte. Die Clarinette erfand er durch Verbeſſerung der Schalmeie. Er ſtarb 1707.

Dennewitz (Schlacht bei), 6. Sept. 1813. Was dem Marſchall Oudinot bei Groß-Beeren (ſ. d. Art.) nicht gelungen war, ſollte Ney vollziehen und Berlin erobern. Der Kronprinz von Schweden ſchien nämlich die Abſicht zu haben, den 4. Sept. von Rabenſtein aus mit dem ruſſiſch-ſchwediſchen Heere nach Roßlau zu marſchiren, um hier über die Elbe zu gehen. Ney zog daher das franzöſiſche Heer in den Verſchanzungen bei Teuchel und Tragun, vorwärts Wittenberg, zuſammen. Entweder wollte er den Kronprinzen angreifen, oder — was er aber zu verbergen ſuchte — ſelbſt über Berlin herfallen. In dieſer Abſicht rückte am 4. Nachmittags ein Theil ſeines Heeres gegen Zahna vor. Hier ſtand der preußiſche Gen.

Maj. von Dobſchütz. Dieſer ſchlug mit Koſaken und Landwehr den wiederholten Angriff des Feindes zurück. Allein am folgenden Tage griff der Feind mit fünfmal ſtärkerer Macht Zahna und Seyda an. Nach hartnäckiger Gegenwehr mußten, dort Dobſchütz, hier das Corps des Generals Tauenzien, nach Jüterbogk ſich zurückziehen. Das feindliche Heer nahm jetzt ſeine Richtung gegen Jüterbogk; doch ſuchte Ney den Kronprinzen zu täuſchen; und mehrere Berichte meldeten dem letztern, daß der Feind ſich nach Torgau zöge. Der Kronprinz ließ ſich aber nicht irre führen, ſondern brach den 6. früh um 3 Uhr von Rabenſtein auf, und ließ das Heer, nach einem Marſche von 2 Meilen, die Anhöhen von Lobeſſen beſetzen, wo ihm General von Bülow, der das 3te preußiſche Armee-Corps befehligte, melden ließ, er werde überflügelt, indem das ganze feindliche Heer auf Jüterbogk marſchire. Sofort befahl ihm der Kronprinz, dem Feinde in die Flanke und in den Rücken zu fallen, und die ſchwediſche Armee marſchirte auf das 3 Meilen weiter liegende Jüterbogk. Ihr folgten die Ruſſen, deren Vorhut jedoch, unter Tſchernitſcheff und Woronzow, vor Wittenberg ſtehen blieb. Unterdeſſen hatte die Schlacht ihren Anfang genommen. Das 4te preußiſche Armeecorps, unter Tauenzien, griff an. Vergebens ſuchte der Feind daſſelbe aus ſeiner gutgewählten Stellung zu vertreiben. Hierauf, als jenes Corps ſeine Munition ſchon verſchoſſen, kam Bülow heran. Seine Reiterei ſchlug das feindliche Fußvolk zurück; aber bei Gölsdorf wankte der Sieg, bis Borſtell die Franzoſen aus dem Dorfe warf. So widerſtanden im ungleichen Kampfe 40,000 Preußen 80,000 Franzoſen, Baiern, Würtembergern, Sachſen und Polen, die von Ney geführt, unter Oudinot, Bertrand, Regnier und Arrighi, mit 200 Kanonen auf ihre Stellung losſtürmten. Jetzt rückte auch das ruſſiſch-ſchwediſche Heer in Eilmärſchen heran. Siebenzig ruſſiſche und ſchwediſche Bataillone bildeten, von 10,000 Mann Reiterei und 150 Kanonen unterſtützt, mehrere Angriffsſäulen. Ihnen voraus eilten im Rennlauf 4000 Reiter unter Pahlen, nebſt mehrern Batterien von Adlerkreuz und Cardell geführt, um einige Puncte zu ſchützen, gegen die der Feind ſeinen Hauptangriff richtete. Während ſie den Feind aufhielten, rückten die Heerſäulen unter Stedingk und Winzingerode vor. Dies entſchied die Schlacht. Der Feind wich zurück. Die Reiterei hieb ein und brachte ſeine Züge in Unordnung, worauf er in wilder Flucht über Dahme nach Torgau ſich rettete. Alle Wege waren mit Todten und Verwundeten und mit Waffen aller Art bedeckt. Auf der Wahlſtatt fielen gegen 5000 Gefangene, 3 Fahnen, 30 Kanonen und über 200 Pulverwagen in die Hände der Sieger. Als am 9. Sept. die Verfolgung vor Torgau aufhörte, betrug der Geſammtverluſt der Franzoſen über 20,000 Mann, wovon die Hälfte Gefangne waren, 80 Canonen und 400 Munitionswagen. Die Preußen zählten über 5000 Todte und Verwundete, worunter 34 todte und 180 verwundete Officiere. Die Franzoſen hatten vorzüglich die Sachſen, Würtemberger und Baiern ins Feuer getrieben. Den erſtern ſchrieb Ney fälſchlich den Verluſt der Schlacht zu. Zum Heerführer der Würtemberger ſagte der Chef des franzöſiſchen Generalſtabes: „Ihr müßt voran: denn es liegt uns daran, daß ihr alle todt geſchlagen werdet, ſonſt werdet ihr ohnehin bald gegen uns fechten.“ Die baierſche Diviſion aber war ſo zuſammengeſchmolzen, daß man aus dem Ueberreſte nur eine Brigade bilden konnte. Nach dieſem Siege ließ der Kronprinz Wittenberg durch den General Thümen, Torgau durch den General

Wobeſer, und Magdeburg durch den General Puttlitz beobachten. Er ſelbſt ging mit dem Heere bei Roßlau über die Elbe, und vereinigte ſich im Anfange des Octobers bei Halle mit Blücher.

Denon (Vivant) ein berühmter franzöſiſcher Archäolog unſerer Zeit, und lange Aufſeher über alle Kunſtſammlungen in Paris. Er ergriff die Gelegenheit, die Denkmale Aegyptens kennen zu lernen, mit Eifer, und begleitete Bonaparte auf ſeiner Expedition nach Aegypten. Hier wurde er in ſeinen Unterſuchungen und Excurſen vorzüglich durch den edlen Kunſtfreund, General Deſſaix, unterſtützt, und benutzte jede Gelegenheit, unter dem Schutze der Diviſion, welche in die Gegend von Cairo beſtimmt war, ſeine Unterſuchungen anzuſtellen. Die Reſultate derſelben, die er in ſeinem Prachtwerke: Voyage en Egypte (Paris 1800 u. 1807, gr. Fol.), welches er Napoleon dedicirte, niedergelegt hat, gehören zu den wenigen bleibenden und erfreulichen Folgen jener Expedition. Nachher begleitete Denon die franz. Heere auch in die eroberten Städte nach Deutſchland, mit dem Auftrage, die Kunſtgegenſtände zu beſtimmen und auszuwählen, welche in die prächtigen, mit Uebermuth angelegten Kunſtſammlungen nach Paris wandern mußten, und überall hat er ſich dieſes Auftrags nicht ohne Geſchicklichkeit und mit Kunſt und Eifer, aber auch oft mit unedler Schonungsloſigkeit entledigt. Nach der glorreichen zweiten Einnahme von Paris (im Jahr 1815) hatte Denon die tiefe Kränkung, dieſen ganzen köſtlichen Raub an die rechtmäßigen Eigenthümer zurückgegeben oder von ihnen zurückgenommen zu ſehen. Er legte ſein Amt als Director des Muſeums nieder, das Quatremere de Quincy an ſeiner Statt erhielt.

Departement. Dieſes aus der franzöſiſchen Sprache in den deutſchen Sprachgebrauch übertragene Wort heißt eigentlich, die Vertheilung einer Sache auf Mehrere; ſo ſagt man im Franzöſiſchen: „le département des tailles, des quartiers etc.“ d. i. Vertheilung der Steuern, der Quartiere unter das Militär ꝛc. Hiervon iſt der zweite Begriff abgeleitet: Geſchäftsbezirk, das Fach, die Behörde; hiernächſt der Landkreis, der Amtsbezirk (eine beſondere Abtheilung des Landes). In dieſem Sinne hat dies Wort einen Hauptrang in der neuen Statiſtik erhalten, als die Revolution Frankreichs auch eine neue Territorial-Eintheilung zur Folge hatte, wodurch die vorherige in Provinzen abgeſchafft und eine neue in Departements eingeführt wurde, welche 1. auf die Menſchenzahl, 2. auf den Flächeninhalt und 3. nach den directen Contributionen berechnet ward. Der Beſchluß hierzu wurde am 4. Nov. 1789 gefaßt, und der Abbé Sieyes entwarf den Plan dazu, mit der beſondern Rückſicht, daß dadurch dem alten eingewurzelten Geiſte der Immunitäten ꝛc. entgegengewirkt werden ſollte. Anfangs ward das ganze Reich in 83 Departemente eingetheilt, welche in der Folge durch die allmälichen Vergrößerungen des Reichs bis auf 130 vermehrt, im Frieden von 1814 aber wieder auf 83 beſchränkt wurden. (S. d. Art. Frankreich.) Jedes Departement wird in Cantone und jeder Canton in Gemeinden eingetheilt. Man hat dieſe Art der Territorial-Eintheilung in andern Staaten, wie z. B. in Baiern, Würtemberg und Baden nachgeahmt.

Dephlogiſtiſiren hieß in der Stahliſchen Chemie, einen Körper ſeines Brennbaren (Phlogiſtons) entweder ganz oder zum Theil berauben. Die neuere Chemie hat mit dem Phlogiſton auch dieſen Ausdruck aufgegeben.

Deployiren, entwickeln, ausbreiten, heißt in der Terminologie der Elementartaktik die Bewegung, wenn die Züge einer geschloſſenen Colonne, welche ſich wegen des mangelnden Zwiſchenraums nicht durch ſchräges Herausziehen in Linie formiren können, ſich zuvörderſt durch den Marſch auf Linien, die mit dem zu erreichenden Alignement parallel laufen, dem ihnen in der Frontalſtellung beſtimmten Platze nähern und dann durch rechts- oder linksum in denſelben rücken. Indeß wird dieſer Begriff nicht überall ſo ſtreng feſtgehalten, und man nennt wohl auch — wenn wir nicht irren, in der franzöſiſchen Armee — Entwickelungen geöffneter Colonnen, welche durch ſchräges Herausziehen der Züge erfolgen, Deployements. — Das Deployiren wird zur Bildung einer längern Feuerlinie und daher oft nach gelungenen Bajonett-Attaquen, ſtets aber im Sturmſchritt angewendet; da die ſchnelle Bildung und Entwickelung der Colonnen ein Haupttheil der Elementartaktik iſt, ſo muß auch das Deployiren aus allen Arten von Colonnen fleißig geübt und mit Präciſion ausgeführt werden. Bei der preußiſchen Armee ward es im Jahr 1748 eingeführt.

Deponens heißt in der lateiniſchen Sprachlehre ein Verbum oder Zeitwort, das die Form eines leidenden (Paſſivi), aber die Bedeutung eines wirkenden Zeitworts (Activi) hat z. B. hortor, precor. — Depoſition iſt die verwahrliche Niederlegung einer Sache bei einem Andern. Die gerichtliche Depoſition einer ſchuldigen Summe oder Sache geſchieht vom Schuldner in der Abſicht, ſich von ſeiner Verbindlichkeit zu befreien, und findet Statt, wenn der Gläubiger die Annahme der Zahlung widerrechtlich verweigert, oder wenn man an ihn nicht zahlen darf, oder wenn man ſich ein Recht, dem die wirkliche Zahlung nachtheilig ſeyn würde, erhalten will (wenn der Gläubiger, an den der Schuldner auch eine, aber noch nicht compenſable, Forderung hat, der Flucht verdächtig iſt), oder endlich, wenn dem Schuldner, indem er ein Recht gegen den Gläubiger verfolgt, eine Einrede der Schuldforderung gemacht wird, welche dem Betriebe ſeiner Angelegenheit entgegenſteht. Unkörperliche Sachen können niemals deponirt werden, wohl aber unbewegliche, vermöge der Quaſideposition, indem man die unbewegliche Sache verläßt und der Verwahrung des Richters übergibt. — Der eine Sache verwahrlich niederlegt, heißt Deponent oder Depoſitor; der, bei dem ſie niedergelegt wird, Depoſitär, der darüber gegebene Empfangſchein Depoſitenſchein, das Buch, in welches die Depoſiten eingeſchrieben werden, Depoſitenbuch.

Deportation war ſchon bei den Römern eine (zuerſt von Auguſt eingeführte) Art der Verbannung aus dem Vaterlande, vermöge welcher der Verurtheilte in eine fremde wüſte Gegend, gewöhnlich auf eine Inſel, geſchafft, ſein Vermögen confiscirt und er ſelbſt des römiſchen Bürgerrechts beraubt wurde. Daß die Wahl des Ortes nicht in ſeiner Willkühr ſtand, unterſchied dieſe Strafe eben von andern Verbannungsarten. Es war alſo keine neue Erfindung, als bei der Revolution in Frankreich, an die Stelle des ſogenannten großen Scheermeſſers, dieſe Strafe beliebt wurde, ſo ſehr man auch über den eigentlichen Urheber derſelben geſtritten, und bald dem Boulay, bald dem Biſchof von Autun, bald dem Talot dies Verdienſt zugeſchrieben hat. Man wählte dieſe Verweiſungen in fremde Länder, um, dem Scheine nach, Blut zu ſchonen, und deſto ſicherer das Vermögen der Reichen an ſich reißen zu können. Anfangs wurden die Verurtheilten nach Cayenne oder Port-Marat (Port Dauphin) auf der

Inſel Madagaskar gebracht; allein in der Folge räumte man ſie oft aus dem Wege, ehe ſie noch den Ort ihrer Beſtimmung erreichten. Es waren in dem untern Schiffsboden Fallthüren angebracht, mittelſt welcher die Unglücklichen plötzlich ins Meer geſtürzt wurden. Gegen Ende der Robespierriſchen Regierung waren dergleichen Deportationen am häufigſten. Auch nach Wiederherſtellung der königlichen Würde in Frankreich iſt die Deportation gewöhnlich, und es ſind noch im Jahr 1816 verſchiedene Staatsverbrecher dazu verurtheilt worden. Die Deportation iſt eine infamirende Strafe, und härter als lebenslängliche Gefangenſchaft auf einer Feſtung, denn ſie hat den ſogenannten bürgerlichen Tod zur Folge. Der Deportirte verliert den Beſitz ſeines Eigenthums, kann keine bürgerliche Handlung mehr verrichten, und ſeine Erben treten in den Beſitz ſeines Vermögens und aller ſeiner Rechte eben ſo ein, als wenn er wirklich geſtorben wäre.

Depoſito-Banken ſind Bank-Anſtalten, bei welchen Vorräthe edlen Metalls in Stangen oder gemünzt hinterlegt werden zur ſichern Aufbewahrung und Erleichterung des Handels. Ueber die hinterlegten Summen werden entweder von der Bank *Scheine* ausgehändigt, welche im Verkehr als Münze umlaufen können, oder die Bank gibt dafür bloß Credit auf ihre Bücher. Im letztern und zwar gewöhnlichſten Falle führt die Depoſito-Bank den Namen *Giro-Bank* (ſ. d. Art.). Die Münze, welche bei allen Geſchäften der Anſtalt zum Grunde gelegt wird, iſt der Regel nach eine bloß eingebildete Münze, welche *Bankgeld* (richtiger *Bankmünze*) heißt, zum Unterſchiede der wirklich umlaufenden Metallmünze oder des *Currantgeldes*. Dieſe Bankmünze iſt auf den Weltwerth der edlen Metalle geſtützt, daher haben die Veränderungen des Münzfußes darauf gar keinen Einfluß; ſteht dieſelbe im Cours beſſer, als die umlaufende Münze, ſo beruht dies einzig darin, daß der Ausmünzungsfuß nicht mit dem Metallwerthe übereinſtimmt. Die erſte Bank-Anſtalt dieſer Art entſtand zu Venedig, dem Hauptmarktplatze von Europa, vor Entdeckung der Umfahrt um die ſüdliche Spitze Africa's; die zweite zu Amſterdam im Jahre 1609 nach dem Plane der venezianiſchen; die dritte zu Hamburg im Jahr 1619, und die vierte zu Genua. Nach dieſen Muſtern errichtete auch Friedrich der Große im Jahre 1765 eine ähnliche Anſtalt in Berlin, und beſtimmte für ſie eine beſondere eingebildete Münze. Ein Pfund Banco wurde zu einem Viertel Friedrichsd'or, 35 auf die Mark, zu 31 Karat 9 Gran fein beſtimmt, und 131 1/4 Thl. preuß. Courant ſollten 100 Pfd. Banco ausmachen. Die Depoſito-Bank muß zwar jedesmal den Preis beſtimmen, in dem ſie die Münzmetalle annimmt, aber ſie muß dann den Preis ihrer eigenen Münze, d. h. des Credits, den ſie auf die hinterlegten Summen gibt, lediglich dem freien Verkehr überlaſſen; dieſer Preis wird ſich ohnehin ſtets nach dem Marktpreiſe der Münzmetalle richten. Urſprünglich war dies anders; die Curantmünze gab der Bankmünze ihren Preis, oder vielmehr Bankmünze und Curantmünze waren Eins. Die Abweichungen vom Metallwerthe in der Ausmünzung haben den gewöhnlichen höhern Werth der Bankmünzen geſchaffen; es kann jedoch auch geſchehen, daß die Curantmünze einen höhern Preis hat als die Bankmünze, welcher Fall z. B. leicht eintritt, wenn die Sicherheit der Bank gefährdet iſt. Die Vortheile, welche Depoſito-Banken einem Staate gewähren, ſind hauptſächlich folgende: 1) die in den Gewölben der Bank niedergelegten Baarſchaften ſind weder dem natürlichen Verderben durch Ab-

nutzung, noch dem künſtlichen durch Kipper und Wipper ausgeſetzt, zugleich aber gegen Diebſtahl, Feuersgefahr und ſonſtige Zufälle mehr geſichert, als in den Wohnungen der Bürger. 2) Sie erleichtern den Verkehr, denn ſie vermindern die Fracht und alle mit dem Tauſche der Münzen und Metalle verbundenen Beſchwerden, Koſten und Gefahren. 3) Sie geben dem Handel eine beſtimmte Richtung im Waarenpreiſe, und hindern allen Betrug, ſo wie jede Uebervortheilung in den Münzberechnungen. In der Bankmünze nämlich erhält man eine feſte Weltmünze, die überall ohne Schwierigkeit zum Werth- und Preismaßſtabe gebraucht werden kann, und die zugleich den Handel gegen die Gefahren ſichert, in welche ihn Münzveränderungen oder willkührliche Beſtimmungen des Nennpreiſes der Münzen bringen können. Ein Mark Banco z. B. bei der Hamburger Bank enthält heute noch eben ſo viel reines Silber, als vor hundert und mehrern Jahren, während welcher Zeit ſich der Münzfuß der übrigen umlaufenden Münze in den verſchiednen Ländern mehr oder weniger verſchlechtert hat, daher ſolche gegenwärtig gegen die Bankmünze Agio gibt. Dieſe Feſtigkeit der Bankmünze erleichtert ausnehmend die Geſchäfte des Großhändlers, welcher ſeine Rechnung nach derſelben macht, und jede curante oder umlaufende Münze auf Bankmünze reducirt. 4) Sie ſind das ſicherſte Mittel, ohne allen Zwang das nachtheilige Eindringen fremder ſchlechter Münzſorten in den innern Umlauf zu verhüten, und können vielmehr dem inländiſchen Kaufmanne noch Vortheil dabei gewähren; derſelbe erhält nämlich dadurch Gelegenheit, fremde Münze in der Bank zu hinterlegen, ſich für ihren Weltwerth einſtweilen Credit zu verſchaffen und den Zeitpunct abzuwarten, wo er dieſe Münze wieder mit Vortheil abzuſetzen im Stande iſt; gerade dies hat dem Amſterdamer Handel beträchtlichen Gewinn verſchafft.— Alle dieſe Vortheile vermag indeſſen eine Depoſito-Bank nur ſo lange zu gewähren, als ſie in ihrer Reinheit erhalten wird; ſobald, wie es leider häufig der Fall geweſen, fremdartige Geſchäfte, namentlich die Geſchäfte einer Leih-, Disconto- oder Zettelbank, mit ihr verbunden werden, verwandelt ſich plötzlich ihre Natur, und jene Vortheile müſſen großentheils von ſelbſt wegfallen. K. M.

Depot, in der Militärſprache 1. eine Niederlage von Kriegsbedürfniſſen (z. B. Waffen-, Munitions- und Proviantdepot); 2. von Mannſchaften und Regimentern der in den Standquartieren derſelben zurückbleibende, zur Ergänzung oder Einübung der Recruten beſtimmte Theil.

Derwiſch, Derwyſch, Dervis (aus dem Perſiſchen, wörtlich: arm) iſt in der Türkei die Benennung gewiſſer nach Ordensregeln lebender Geiſtlichen. Sie ſind bei den Mohamedanern eben das, was bei den Chriſten die Mönche, ſuchen ihren Ruhm in Faſten und in der Beobachtung ſtrenger Gebräuche und gottesdienſtlicher Handlungen, und ſtehen bei dem Volke in dem Rufe großer Heiligkeit. Sie leben zum Theil in Klöſtern zuſammen, zum Theil einzeln. Aus ihnen, ſo wie aus den Imans und Emirs, ebenfalls gottesdienſtlichen Perſonen, werden die Prieſter gewählt. Sie haben allenthalben, ſelbſt bei den Tafeln der Vornehmſten in der Türkei, freien Zutritt. Bei den Hindu führen dieſe Mönche den Namen Fakir.

Deſaix de Voygoux (Louis Charles Antoine) geb. d. 17. Aug. 1768 auf dem Schloſſe Vegou bei Riom in einer adelichen Familie, trat 1784 in das Regiment Bretagne Infanterie als Unter-Lieutenant, und fing während des Feldzugs 1793 im Elſaß an, ſeine militäriſchen

Talente zu entwickeln. Er trug hauptſächlich im December zur Eroberung der hagenauer Linien bei, in die der linke Flügel, bei welchem er ſtand, zuerſt eindrang. Nach einigen andern Vortheilen am Rheine im Jahre 1794 ging er zur Nordarmee unter Pichegrü, und diente einige Zeit bei derſelben mit fortwährender Auszeichnung. Zur Rheinarmee zurückberufen, ward er 1796 unter Moreau angeſtellt, deſſen Siege er theilte. Moreau vertraute ihm im November das Commando des Brückenkopfs von Kehl an, der gleich lebhaft angegriffen und gleich tapfer vertheidigt wurde. Als die Zurüſtung gegen Aegypten gerichtet ward, begleitete Deſaix Bonaparten (1797), hatte gleich an den erſten Siegen Antheil und wurde hierauf zur Eroberung und zum Gouvernement von Ober Aegypten befehligt, wo er ohne Unterlaß gegen Murat Bey zu fechten hatte, der troß ſeiner Niederlagen nicht nachließ, ſeinen Sieger unaufhörlich zu beunruhigen. Bonaparte eilte nach Europa zurück, und vermöge des Vertrags von El-Ariſch mit den Türken und Engländern, welchen Deſaix unterzeichnet hatte, konnte auch er ſich einſchiffen und zurückkehren. Bei ſeiner Ankunft in Frankreich erfuhr er, daß Bonaparte als erſter Conſul zur Wiedereroberung Italiens abgegangen ſei; er eilte zu ihm und erhielt das Commando der Reſerve. Ein Drittheil der franzöſiſchen Armee ſtand außer dem Gefechte, als Deſaix's Corps zu Marengo ankam (14. Juni 1800). Er bildete ſogleich die Schlachtordnung, wendete ſich zur Rechten auf San Stefano und ſchnitt dadurch den linken öſterreichiſchen Flügel ab. In dieſem entſcheidenden Augenblick aber fiel er von einer Kanonenkugel tödlich getroffen. Sein Leichnam wurde nach Mailand geführt, daſelbſt einbalſamirt, und in das Hospital auf dem St. Bernhard, auf den höchſten bewohnten Gipfel der Welt, gebracht, wo ſeinem Andenken ein Monument errichtet iſt. (S. Bernhardsberg.) Deſaix vereinigte mit ſeiner Tapferkeit die ſtrengſte Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit; dieſe Tugend erwarb ihm unter den Einwohnern von Cairo den Namen des gerechten Sultans.

Descartes (René), lat. Renatus Cartesius, ein in der Geſchichte der Philoſophie Epoche machender Selbſtdenker und Reformator der Philoſophie, mit welchem man oft die neuere Philoſophie anfängt, zugleich der erſte und einzige ſtreng-ſyſtematiſche Philoſoph der Franzoſen; geb. 1596 zu la Haye in Touraine, geſt. zu Stockholm 1650. Schon auf der Jeſuiterſchule zu la Fleche, wo er Philologie, Mathematik und Aſtronomie ſtudirte, zeigte ſich ſein Scharfſinn. Seine Geburt ſowohl als ſeine Neigung machten, daß er ſich zum Militär begab; er diente als Volontär bei der Belagerung von Rochelle und in Holland unter dem Prinzen Moriz. Während er in Holland die Waffen trug, war einſt an den Straßen von Breda ein mathematiſches Problem angeſchlagen; unbekannt mit der Sprache, bat er einen Mann, der neben ihm ſtand, ihm den Anſchlag zu erklären. Dieſer Mann war der Urheber des Problems, Profeſſor Beecmann; er lächelte über den jungen Officier, und ward ſehr überraſcht, als dieſer den Morgen darauf das Problem gelöſet hatte. Descartes verließ das Militär (1624), und widmete ſich ganz den Wiſſenſchaften, vorzüglich der Philoſophie und Mathematik. Nachdem er viel geleſen, ohne dadurch zu ſichern Reſultaten zu gelangen, ging er auf Reiſen, um ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen zu erweitern. Allein auch ſeine Wanderungen gaben ihm wenig reinen Gewinn für feſte Grundſätze, und er kehrte zurück mit dem kühnen

Vorſatze, alle Syſteme zu vergeſſen, und ſich ſelbſt, einzig von ſeiner Denkkraft geleitet, ein Syſtem zu ſchaffen. Er begab ſich daher nach Holland, wo er ſeine meiſten Schriften (von 1629—1649) ausarbeitete, viele Schüler an ſich zog, und daher in mehrere gelehrte Streitigkeiten, beſonders mit den Theologen, verwickelt wurde. Sein Syſtem, welches ſehr berühmt ward, iſt zwar voller Seltſamkeiten, und auf keinen Fall geeignet, ihm eine Stelle unter den Philoſophen vom erſten Range zu ſichern; allein da doch durchgehends der Geiſt des Selbſtdenkens darin herrſcht, ſo hat es viel dazu beigetragen, dieſen Geiſt auch in Andern zu erwecken. Auch hat es auf Jahrhunderte dem philoſophiſchen Geiſte eine neue Richtung gegeben, und vorzüglich in Frankreich, in den Niederlanden wenige, in England und Deutſchland viele Anhänger gefunden. In dieſem ſtrengdogmatiſchen Syſtem ging er vom Zweifel zur Gewißheit, die er einzig im Denken fand. Von dieſem erſt ſchloß er auf die Exiſtenz des denkenden Weſens, nach dem Hauptſatze ſeines Syſtems: „ich denke, alſo bin ich" (cogito, ergo sum). Dieſen neuen Rationalismus bildete er im Gegenſatz des Empirismus der Engländer, und der Ariſtoteliſch ſcholaſtiſchen Philoſophie, welche er lebhaft beſtritt, mit vielem Scharfſinn aus, und wendete die ſtrengſyſtematiſche (mathematiſche) Methode mit vieler Conſequenz auf denſelben an. Durch ihn verbreitete ſich auch unter den Neuern das Vorurtheil ſehr, als beruhe das Weſen der Philoſophie und ihre Gewißheit auf Definitionen, Beweiſen, und ihrer ſchulgerechten Anordnung. Das denkende Weſen, oder die Seele, iſt den Körpern, deren Weſen in der Ausdehnung beſteht, weſentlich entgegengeſetzt, durch ihre Einfachheit, Immaterialität, woraus auch ihre Unſterblichkeit hervorgeht, und Freiheit, welche der Seele zukommt, weil ſie ſich frei denkt. Die Seele aber denkt nicht alles deutlich, in vielem iſt ſie dem Zweifel unterworfen, und in ſo fern nur eine unvollkommene, endliche Subſtanz. Dieſe eigene Unvollkommenheit führt auf die Annahme eines vollkommenſten Weſens, zu deſſen Vollkommenheit auch die Exiſtenz gehört. (Er bediente ſich alſo hier des ſogenannten ontologiſchen Beweiſes für das Daſein Gottes (ſ. dieſ. Art.), deſſen ſich, nur auf andere Weiſe, früher ſchon Anſelm von Canterbury bedient hatte; — daher auch der carteſianiſche Beweis). Die Idee eines abſolutvollkommenen Weſens, welche er für eine angeborne Idee hielt, ſtellte er nun an die Spitze ſeines Syſtems, und leitete von ihr alle übrige Erkenntniß der Wahrheit ab. Gott iſt der Urheber und Erhalter des unendlichen Urweſens in der Bewegung. Seine Unterſuchungen erſtreckten ſich aber nur auf die theoretiſche Philoſophie, namentlich Logik und Metaphyſik, welche nicht genau geſchieden wurden. Für die oberſten Probleme der letztern hielt er die Subſtantialität und Cauſalität. Um die phyſiologiſche und pſychologiſche Anthropologie hat er manche Verdienſte. Noch größere erwarb er ſich um Mathematik und Phyſik. Er benutzte fremde Entdeckungen und Beobachtungen, beſtimmte ſie genauer und wies ihnen ihre Stelle im Syſtem an. Die höhere Geometrie, auf welche er die Analyſis glücklich anwendete, die Optik, Dioptrik und Mechanik ſind von ihm außerordentlich erweitert und ihre Methode vereinfacht worden. Er war es, der dadurch die großen Erfindungen, welche nachher Leibnitz und Newton in dieſen Wiſſenſchaften machten, vorbereitete, ſo wie er ſelbſt durch ſeinen rechnenden Scharfſinn manche

glückliche Entdeckungen in dieſen Fächern machte. So trug er z. B. viel zur Beſtimmung und Erläuterung des wahren Geſetzes der Strahlenbrechung bei. In der Cosmophyſik war er weniger glücklich. Hier ſtellte er die ſonderbare Hypotheſe von den himmliſchen Wirbeln (Carteſianiſche Wirbel) oder den ungeheuern Strömungen ätheriſcher, den Raum anfüllender Materie auf, von welchen er die Bewegung der Planeten herleitete. In der Aſtronomie wirkte er ſehr zur Verbreitung des Copernicaniſchen Syſtems. Seine Werke ſind mehrmals einzeln und zuſammen herausgekommen (z. B. Amſterdam 1692. 9 Vol.) Sein Leben haben Baille und Tepelius beſchrieben. Vergl. ſeine Briefe, Buhle's Geſchichte der neuern Philoſophie, B. 3. S. 1. und die Lobſchriften von Gaillard, Thomas und Mercier, nebſt Leibnitz in ſeinen Briefen über ihn. Auch hat Heidenreich über die Entwickelung des Geiſtes und über die Philoſophie von Descartes lehrreiche Betrachtungen geſchrieben, im erſten Theile ſeiner Original-Ideen ꝛc. Descartes liebte die Unabhängigkeit; dennoch ließ er ſich bereden, nach Stockholm zur Königin Chriſtina (1649) zu gehen, die ſeinen gelehrten Umgang und Unterricht wünſchte. Er fand ſeinen Tod in Stockholm (1650). Sein Körper blieb bis 1666 daſelbſt, in welchem Jahre er nach Paris gebracht, und in der Kirche der heiligen Géneviève, Dumont von neuem begraben wurde. Descartes hatte ſich nicht verheirathet; aber die Liebe kannte er. Er hatte eine Tochter Franciſca, welche im fünften Jahre in ſeinen Armen ſtarb. Er war untröſtlich über dieſen Tod, und geſtand, daß er nie einen größern Schmerz empfunden habe. T.

Deſcenſion, ſ. Abſteigung.

Deſerteur, Deſertion. Erſteren Namen führt der Soldat, welcher ohne Urlaub und Ordre heimlich ſein Regiment verläßt, und ſein Verbrechen wird Deſertion genannt. Dieſes Verbrechen, welches immer mit Verletzung des Soldateneides verbunden iſt, wird durch Umſtände (z. B. wenn der Soldat von ſeinem Poſten deſertirt, zum Feinde übergeht), vergrößert oder vermindert, und hiernach auch ſeine Beſtrafung. Auch heißt Deſertion die heimliche Entweichung eines Weibes von ihrem Manne oder umgekehrt, welche die Scheidung durch einen angeſtellten Prozeß (Deſertionsprozeß) bewirken kann. In der Rechtsſprache wird oft auch die Verſäumniß Deſertion genannt, z. B. Deſertion des Beweiſes.

Deſeze (Raymond), der berühmte Vertheidiger Ludwigs XVI. vor den Schranken des Nationalconvents, ſtammt aus einer alten Familie ab, und iſt der Sohn eines ſehr berühmten Parlamentsadvocaten in Bourdeaux, in welcher Stadt er auch 1750 geboren worden. Früh ſchon widmete er ſich mit Neigung der Advocatur, und entwickelte dabei ungewöhnliche Talente. Durch die Vertheidigung der Marquiſe d'Anglure wurde er dem Miniſter de Vergennes bekannt und durch dieſen nach Paris gezogen. Sein Ruhm als gewandter und wohlberedter Advocat war ſchon gegründet, als ihm das ſchwere Geſchäft übertragen wurde, Ludwig XVI. zu vertheidigen, nachdem die beiden andern Vertheidiger des Königs, Malesherbes und Tronchet, die Unmöglichkeit vorausſahen, es allein zu beendigen. Für die Verfertigung der eigentlichen Schutzſchrift blieben ihm nur vier volle Nächte; die Tage verſtrichen unter den Unterſuchungen der Actenſtücke und den nöthigen Unterredungen mit ſeinen Collegen. Deſeze lieferte aber deſſen ungeachtet in ſeiner Vertheidigungsſchrift, jedoch nur als Advocat, ein Meiſterſtück, da er doch mehr als

Staatsmann hätte reden ſollen. Daß der Erfolg ſeinen Bemühungen nicht entſprechen würde, war übrigens vorauszuſehen. Er überlebte die Schreckensregierung. Nach der Zurückkehr der Bourbons wurde er mit Ehrenbezeugungen überhäuft, zum erſten Präſidenten des Caſſationshofes und zum Großſchatzmeiſter der königl. Orden ernannt. Im Jahr 1815 folgte er dem Hofe nach Gent, und wurde nach ſeiner Zurückkunft Pair von Frankreich und an Ducis Stelle Mitglied der Akademie.

Desgenettes (R. Dufriche) ſtammt aus einer edeln Familie in der Bretagne und iſt geboren 1762. Er widmete ſich ſchon früh dem Studium der Arzneiwiſſenſchaft, und trat 1796 unter Bonaparte's Armee in Italien zum erſten Male als gerühmter Arzt auf; zog auch mit ihm 1799 nach Aegypten, wo er ſich durch ſeine Freimüthigkeit nicht weniger, als durch die raſtloſe Bemühung und Aufopferung für das Wohl der Soldaten, beſonders beim Ausbruch der Peſt in Syrien, auszeichnete, und ſich den ſchändlichen Unmenſchlichkeiten des Feldherrn gegen die Kranken von Jaffa kräftigſt widerſetzte. Nach Bonaparte's Flucht blieb er im innigſten Verhältniß beim General Kleber zurück, mußte aber nach deſſen Ermordung Aegypten verlaſſen, und die Direction des Hospitium von Val de Grace übernehmen. 1805 wurde er nach Spanien geſendet, um die Natur des verheerenden gelben Fiebers zu ſtudiren, und machte dann als Medecin en chef alle Feldzüge Napoleons mit, bis er 1812 zu Wilna gefangen wurde. Vom Kaiſer Alexander frei gelaſſen, eilte er nach Dresden, ſchloß ſich dort wieder an die Armee an, und blieb in Torgau, bis die Rückkehr des Königs ihn nach Paris rief, und ihn mit dem Commandeurkreuz der Ehrenlegion ſchmückte. Wir verdanken ihm viele höchſt intereſſante Werke.

Deshoulières (Antoinette), geborne Du Ligier de Lagarde, lebte zu Paris von 1638 bis 1694. Mit einer einnehmenden Geſtalt verband ſie ein vorzügliches Talent zu leichten gefälligen Gedichten, das ſie unter Leitung des Dichters Hainault ausbildete. Sie verſtand lateiniſch, italieniſch und ſpaniſch, und beſchäftigte ſich in den ſpätern Jahren ihres Lebens, wo ſie viele anhaltende Krankheiten erdulden mußte, mit der Philoſophie. Voltaire urtheilte, daß ſie unter allen franzöſiſchen Dichterinnen die meiſte Aufmerkſamkeit verdiene. Verſchiedene gelehrte Geſellſchaften rechneten ſichs zur Ehre, ſie zu ihrem Mitgliede aufzunehmen, ſo wie ihre einnehmenden Sitten und ihr munterer Witz, der nur ſelten einer ſüßen Schwermuth wich, ſie zur Zierde der beſten damaligen Geſellſchaften machten. Aus einer uns unbekannten Urſache wurde ſie im Februar des Jahres 1657 zu Brüſſel von den Spaniern in Verhaft genommen, allein von ihrem Gatten, einem Officier, der Mittel ausfindig gemacht hatte, ſich in ihr Gefängniß zu ſchleichen, glücklich befreit. Ihre Werke ſind nebſt denen ihrer Tochter, die ſich gleichfalls mit der Poeſie beſchäftigte, am vollſtändigſten zu Paris im Jahre 1753 in zwei Bänden in 12. und zu Brüſſel 1740 in zwei Bänden in 8. unter dem Titel: Oeuvres de Madame et de Mademoiselle Deshoulières erſchienen. Sie enthalten 1. Idyllen, die noch immer zu den beſſern der Franzoſen gehören. Die ſchönſte derſelben, les Moutons, iſt beinahe Wort für Wort aus einem Gedichte des im Jahre 1580 verſtorbenen und faſt vergeſſenen Antoine de Cotel genommen, und ihr gehört dabei nur das Verdienſt, manche alte Wendung und manchen obſoleten Ausdruck ver-

wiſcht zu haben. 2. Oden, ſämmtlich höchſt mittelmäßig. 3. Ein Trauerſpiel, Genſerich. Auch zu dieſer Dichtungskunſt hatte unſere Dichterin kein Talent, und man rieth ihr, zu ihren Moutons zurückzukehren. 4. Einige poetiſche Briefe. 5. Madrigale, Epigrammen und kleinere Gedichte, von denen einige manche treffliche und feine Bemerkungen enthalten, die wegen ihrer Wahrheit zu Sprichwörtern geworden ſind. Z. B.

On commence par être dupe,
On finit par être fripon,
und Nul n'est content de sa fortune,
Nul mécontent de son esprit.

Wir können bei dieſer Gelegenheit nicht unbemerkt laſſen, daß König Friedrich II. eine wenig bekannte Auswahl von ihren und Chaulieu's Gedichten hat drucken laſſen. Sie führt den Titel: Choix des meilleures pièces de Madame Deshoulières et de l'Abbé de Chaulieu, Berlin bei G. J. Decker, 1777.

Desmologie, die Bänder- und Flechſenlehre, ein Theil der Anatomie (ſ. d. Art.)

Desmoulins (L. Camille), einer der Erſten, welche ſich in den noch ſchönen Tagen der franz. Revolution durch ihren Feuereifer bemerkbar machten, war 1762 geboren. Er ward mit Robespierre und mehreren andern jungen Leuten, die nachher in der Revolution auftraten, erzogen. Sein Aeußeres war unedel, ſeine Geſichtsfarbe ſchwarz, und in ſeinem Blicke lag etwas Unglückbedeutendes. Vom Anfange der Revolution verband er ſich mit ſeinem ehemaligen Freunde Robespierre. Die nächtlichen Zuſammenkünfte, die er damals zu Mouſſeaux mit dem Herzog von Orleans hatte, laſſen ſchließen, daß er Anfangs nichts als der Agent dieſes Prinzen war. Er wählte das Palais Royal zum gewöhnlichen Schauplatze ſeines Bürgerapoſtolats. Man ſah ihn daſelbſt unaufhörlich von einer Menge Redner umringt, die mit ihm die Einnahme der Baſtille vorbereiteten. Nach dieſem erſten Triumphe ließ er ſich ferner angelegen ſein, den Volksgeiſt zu erhitzen, bald durch ſeine Rede, bald durch ſeine Schriften, und nahm den Titel: Generalprocurator der Laterne an. In der Folge war er einer der Begründer des Clubbs der Cordeliers, verband ſich ſeitdem aufs innigſte mit Danton und blieb ihm unveränderlich zugethan. Nach Ludwigs XVI. Flucht nach Varennes war er einer der Anſtifter der Verſammlung des Marsfeldes. Er nahm bei dem Aufſtande vom 20ſten Juni 1792, wo der Sturz der Monarchie eingeleitet wurde, ſeine Stelle wieder, und hauptſächlich that er ſich den 10ten Auguſt hervor. Um dieſe Zeit ward er Secretär des Juſtizminiſters Danton und organiſirte mit ihm die Septemberſcenen. Als Deputirter von Paris bei dem Nationalconvent vertheidigte er den 16ten December den Herzog von Orleans; den 16ten Januar 1793 votirte er Ludwigs XVI. Tod. Seine Anhänglichkeit an Danton ward die Urſach ſeines Verderbens. Robespierre, an der Spitze des Regierungsausſchuſſes, näherte ſich mit großen Schritten der Tyrannei; Danton, unterſtützt von den Anführern der Cordeliers, wollte ſich dieſem Ausſchuſſe entgegenſtellen, und Camille erhielt den Auftrag, den Angriff in ſeinem Journale, der alte Cordelier, anzufangen. Er erklärte ſich darin gegen das Schreckensſyſtem und wagte ſogar das Wort Milde (clémence). Mit dieſem Worte war ſein Tod unterſchrieben. St. Juſt, den Ca-

mille ebenfalls in ſeinem Journale perſiflirt hatte, bewirkte, daß dieſer in der Nacht vom 31ſten Mai 1794 nebſt denen, welche man ſeine Mitſchuldigen nannte, eingezogen wurde. Den 4ten Juni wurde er vor das Revolutionstribunal gebracht und zum Tode verurtheilt: „weil er das Revolutionsſyſtem beſchimpft habe und die Monarchie wieder herzuſtellen Willens gewesen ſei.“ Den 5ten wurde er, nicht ohne Mühe, zum Richtplatze geführt, er ſträubte ſich aus allen Kräften, den Karren zu beſteigen. Seine Gattin, die er anbetete und von der er zärtlich geliebt ward, eine ſchöne, muthige, geiſtreiche Frau, verlangte ſein Schickſal zu theilen. Robespierre ließ ſie zehn Tage nach ihm aufs Blutgerüſte bringen. Sie zeigte während ihres Prozeſſes eine bewundernswürdige Ruhe, und ſtarb mit viel mehr Standhaftigkeit als ihr Mann.

Desorganiſiren, einen Organismus, eine beſtehende Ordnung aufheben, zerſtören, die Handlung Desorganiſation. Ueber den Sinn dieſer Worte beim Magnetiſiren ſiehe Magnetismus.

Despotismus. Der Charakter des Despotismus beſteht in der Regierungsweiſe, vermöge deren ein Einzelner ſeinen unmotivirten Willen den Andern als höchſtes Geſetz aufſtellt, und ſpricht ſich vollkommen in dem lateiniſchen Verſe aus: Sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas. Man verſteht darunter im engern Sinne jene Art der Alleinherrſchaft, welche die von der Natur geſetzten Grenzen der Staatsgewalt überſchreitet. Der gerechte Regent geſteht ein, daß er für den Staat, nicht dieſer für ihn da iſt; der Despot hingegen bedient ſich deſſelben als bloßen Mittels zur Erreichung ſeiner willkührlichen Zwecke. Urſprünglich brauchte man die Worte Despot und Despotie im guten Sinn von einer unumſchränkten Monarchie.

Deſſalines, ſ. Hayti.

Deſſau (Anhalt-), eins von den drei noch beſtehenden anhaltiſchen Fürſtenthümern, welches bei der letzten Theilung im J. 1603 an Johann Georg kam (ſ. Anhalt). Es enthält, den 1793 geerbten Antheil der zerbſter Lande mitgerechnet, jetzt 17 Q. M. mit 54000 Einwohnern. Die Abgaben ſchätzt man auf 510000 Gulden. Außerdem beſitzt der Herzog noch einige Marktflecken, Dörfer und Landgüter unter preußiſcher Hoheit, deren Ertrag man auf 200000 Gulden anſchlägt. Das Militär beträgt 800 Mann. Seit 1807 führen die Fürſten den Herzogstitel. Der jetzige Herzog iſt Leopold Friedrich, geb. den 1ſten Oct. 1794, welcher 1817 ſeinem Großvater Leopold Friedrich Franz folgte. Ueber das Leben und die Verdienſte dieſes letztgenannten preiswürdigen Regenten ſ. d. Art. Franz (Leopold Friedrich.) Die Reſidenzſtadt Deſſau an der Mulde hat 9400 Einw. und ſchöne Kunſtanlagen.

Deſſert — ſo nennt man die zum Schluſſe eines Dejeuners, Diners oder Soupers gegebenen Confituren, Früchte ꝛc. — iſt, wie die Girandole bei einem Feuerwerke, die brillante Partie eines Feſtins und ſoll die Gäſte überraſchen und hinreißen, ſoll auf den derben Sinnenkitzel Augen- und Seelengenüſſe ſetzen. Die italieniſche Küche hat darin den Vorrang in ältern Zeiten behauptet; das zeigt das wunderſame Deſſert auf der Hochzeittafel zu Canaan in dem bekannten Gemählde von Paul Veroneſe. Ein nicht weniger berühmtes Deſſert zierte die königl. Hochzeittafel Ludwigs XV. bei der Vermählung mit der Maria Lesczinsky 1725, und noch jetzt hat man in

Paris weiter als irgendwo auf künſtliche Deſſerts raffinirt und die ältern Künſtler, Desfreyes und Delorme, ſind durch den Artiſten Daljoy völlig verdunkelt. Seine Deſſertaufſätze ſtellen die vollkommenſten Modelle der Baukunſt und Bildnerei dar, enthalten die gedachteſten mythologiſchen und hiſtoriſchen Gruppen, und beſonders rühmt man die eleganten und niedlichen Tafelfeuerwerke, welche er dabei mit allen pyrotechniſchen Kunſtſtücken anzubringen weiß. In einem Nu verwandelt ſich der Aufſatz in ein Miniaturfeuerwerk, ambroſiſche Flammen und Funken in allen Farben bedecken die Tafel, und gleichwohl wird der feinſte Stoff durch den ergoſſenen Feuerregen nicht im mindeſten verletzt. Doch auch die Leckerei darf bei dieſen Deſſerts nicht zu kurz kommen; die feinſten Früchte aller Zonen, die raffinirteſten Bäckereien, Compots und Gelées verſchmelzen ihre Reize in Form und Weſen, um dem übervoll gekützelten Gaumen noch ein Intereſſe abzugewinnen; denn jeder gute Eſſer hat ſeine Hauptrechnung mit dem Wirthe bei den Braten abgemacht, und was er nachher noch genießt, iſt blos ein gefälliges Compliment für den Wirth oder ein Vehikel für die Weinzunge, welche wohl präparirt zu den Deſſertweinen kommen muß. Denn oft, zumal bei deutſchen und regelmäßig bei engliſchen Gaſtereien, verliert ſich das Deſſert in die Trinktafel, und wird gewöhnlich erſt durch den Caffée auf der Serviette verdrängt. A.

Deſtilliren, Deſtillation iſt eine chemiſche Operation, bei welcher man durch einen gewiſſen Grad der Wärme die flüchtigen Beſtandtheile der Körper in verſchloſſenen Gefäßen in Dämpfe verwandelt, die aufſteigen, ſich vereinigen und in vorgelegten kalten Gefäßen wieder verdichtet zum Vorſchein kommen. Man ſcheidet durch die Deſtillation nicht nur gewiſſe Subſtanzen von einander, ſondern vereinigt auch manche dadurch. Die Deſtillationen werden in naſſe und trockene eingetheilt. Jene geſchehen bei Körpern, die ſchon an ſich flüſſig ſind; dieſe bei trockenen, deren Dämpfe erſt durchs Abkühlen eine tropfbare Flüſſigkeit geben. Die Geräthſchaften, die zu Deſtillationen erfordert werden (Deſtillirapparat), wozu auch der **Deſtillirofen** gehört (ſ. Buſch Handbuch der Erfindungen), heißen überhaupt **Brennzeug**. Sie ſind von verſchiedener Art. Greifen die zu behandelnden Subſtanzen die Metalle nicht an, und erfordern ſie nur die Hitze des ſiedenden Waſſers, ſo kann man die Gefäße aus Kupfer machen; dahin gehört die gemeine Branntweinblaſe. Bei Subſtanzen, welche die Metalle angreifen, muß man ſich gläſerner Gefäße bedienen, dergleichen die Retorten (ſ. d. Art.) ſind. Da die Feuerbeſtändigkeit und Flüchtigkeit der zuſammengeſetzten Körper ſehr verſchieden iſt, ſo muß auch das Verfahren bei der Deſtillation ſehr verſchieden ſein. Wenn die flüchtigen Beſtandtheile der Körper, welche bei der Deſtillation aufſteigen, ſich oben in Flüſſigkeiten ſammeln, ſo nennt man dieſe Operation im engern Sinne Deſtillation; können ſie dieſes aber nicht, d. i. ſind ſie ihrer Natur nach nur fähig, ſich in feſten Theilen zu ſammeln, in welcher Geſtalt man ſie Blumen nennt, ſo heißt dies **Sublimation**, obgleich beides auf einerlei Grundſätzen beruht. Bei den flüchtigen gasartigen Subſtanzen bleiben die flüchtigen Theile in ihrem dampfartigen Zuſtande, ohne ſich weder in eine Flüſſigkeit noch in feſte Theile zu ſammeln. Wenn die flüchtigen Theile rein aufſteigen und alſo keine feuerbeſtändigen Theile mit ſich fortführen ſollen; ſo muß man die Deſtillation ſo regieren, daß die flüchtigen Theile nur den Grad von Wärme erleiden, welcher zu ihrer Abſonde-

rung und Trennung von den feuerbeſtändigen nöthig iſt. Dieſe Vorſicht muß beſonders dann angewandt werden, wenn bei dem Grade der Flüchtigkeit der Beſtandtheile eines Körpers, der durch die Destillation zerſetzt werden ſoll, kein großer Unterſchied Statt findet. Ein ſehr deutliches Beiſpiel hiervon geben alle feſte ölige Materien, wenn man die Säure und das Oel, woraus ſie beſtehen, von einander ſcheiden will. Da dieſe Beſtandtheile faſt denſelben Grad der Flüchtigkeit beſitzen, ſo kann es nicht fehlen, daß ſie zugleich und ohne ſich von einander getrennt zu haben, in die Höhe ſteigen, ſo daß mithin der zuſammengeſetzte Körper, ohne zerſetzt zu ſein, übergeht. Bei dem Deſtilliren hat man außerdem viel Vorſicht nöthig, da gläſerne und irdene Gefäße leicht zerſpringen, wenn ſie zu ſchnell und zu ſtark erhitzt werden, und beſonders, wenn die Dämpfe zu geſchwind und in zu großer Menge aufſteigen, als daß ſie von ihrer Verdichtung in den Vorlagen zurückgehalten werden könnten. Um das Zerſpringen zu verhüten, bringt man in den Vorlagen eine kleine Oeffnung an, durch welche man im Nothfall die allzugroße Menge Dampf ausſtrömen laſſen kann.

Destouches (Philippe Nericault), einer der erſten Luſtſpieldichter der Franzoſen, geb. in Tours 1680, wurde in Paris erzogen, war Anfangs Volontär bei einem Infanterieregimente, verließ aber dieſen Dienſt und wendete ſich an den Marquis von Puiſieux, den Geſandten in der Schweiz, deſſen Liebe er ſich erwarb. In der Schweiz entwickelte er ſein Talent für das Theater, und ſchrieb mehrere Schauſpiele, die großen Beifall erhielten. Dieſer und ſeine Kenntniſſe und Geſchicklichkeit in der Diplomatik erwarben ihm die Gunſt des Regenten, der ihn 1717 mit dem Abbé Dubois nach England ſandte, um dieſen bei ſeinen Geſchäften zu unterſtützen. Als Dubois nach Frankreich zurückgekehrt war, blieb Destouches in London, wo er ſich verheirathete. Er entledigte ſich ſeiner Geſchäfte auf eine ſo ausgezeichnete Art, daß der Regent ihm Beweiſe ſeiner Zufriedenheit zu geben verſprach, über die Frankreich erſtaunen würde; aber da dieſer Fürſt ſtarb, verlor er mit ſeinem Beſchützer ſeine Hoffnungen und ſeine Belohnung. Er zog ſich auf ſein Landgut Fort-Oiſeau bei Melun zurück und ſuchte durch Landbau, Studium der Philoſophie und befreundeten Umgang mit den Muſen den Eigenſinn des Schickſals zu vergeſſen. Der Cardinal Fleury wollte ihn als Geſandten nach Petersburg ſenden, allein er ſchlug dieſen Antrag aus. Er ſtarb am 4ten Julius 1754 und hinterließ einen Sohn, der die Herausgabe ſeiner Werke auf Befehl Ludwigs XV. beſorgte. Nach Moliere und Reynard gilt Destouches für den beſten Luſtſpieldichter der Franzoſen, und ſein Luſtſpiel: le Glorieux, wird als eins der Hauptwerke der franzöſiſchen Bühne betrachtet. Er ordnete fälſchlich den comiſchen Effect dem moraliſchen unter, und daher gehören ſeine Stücke mehr zu der Zwittergattung der Schauſpiele, welche das ſogenannte weinerliche Luſtſpiel vorbereiteten. Sein größtes Talent zeigte ſich in der feinſten Charakterzeichnung, einer leichten Erfindung, angenehmem Witz, Eleganz, Lebhaftigkeit und Anſtändigkeit ſeines Dialogs.

Detachement, eine von dem Hauptcorps abgeſendete Truppenabtheilung, die, wenn ſie vielleicht einige tauſend Mann beträgt, auch detachirtes Corps genannt wird. — Detachirte Werke ſind unter den Außenwerken einer Feſtung diejenigen, welche in der Entfernung von 200 und mehr Schritten jenſeits des Glacis vorgerückt liegen, und zur Feſthaltung einer dominirenden Höhe, oder ei-

nes andern wichtigen Puncts dienen. Sie haben die Form der Baſtions, Redouten, Flaſchen u. ſ. w. Jetzt braucht man auch zu ihnen häufig die Montalembert'ſchen, d. h. bombenfeſte mit mehreren Geſchützreihen beſetzte Thürme. (ſ. Außenwerke.)

Detail nennt man die einzelnen Theile eines größern Ganzen, die kleinen und genauern Umſtände einer Sache. Daher: ins Detail gehen, detailliren, auch kleinere Umſtände erörtern. Dem Detail wird in der Kaufmannsſprache der Handel en gros entgegengeſetzt. Daher ein Detailhändler, Detailleur (Kleinhändler, auch Ausſchnitthändler). In der Kunſt, einzelne Partien und Theile eines Ganzen. Ein Künſtler bildet z. B. eine Hand. Er kann das, indem er die bloße Form derſelben angibt, er kann aber auch nachher die Gelenke, Nägel, Grübchen, Falten, Haare, Poren, Adern, Flechſen im Einzelnen beſtimmter ausführen. Hier iſts ein wichtiger Punct, zu unterſuchen, wie weit man in dieſer Ausführung gehen dürfe, ohne die Darſtellung des Ganzen zu beeinträchtigen. Diejenigen, welche von dem Begriff der Kunſtwahrheit ausgehen, glauben hierin nicht zu weit gehen zu können, und Denner übertrifft darin vielleicht alle Andern. Von der andern Seite iſt es den Unduliſten angenehm zu hören, die alten Bildner hätten das Detail vernachläſſigt. Bisweilen mag das der Fall geweſen ſein, er iſt es aber nicht immer. Man findet öfters das Detail bei ihnen mit mehr Fleiß, aber auch mit mehr Geſchmack und Kunſt ausgedrückt, als in irgend einem Werke der neueren Plaſtik. Im allgemeinen kann man ſagen, der Künſtler ſolle darnach ſtreben, die Wahrheit als ſchönen Schein darzuſtellen, und dazu iſt ihm nichts behülflicher, als die Gegenſtände ſo zu bilden, wie ſie aus mäßiger Entfernung ſich als Ganzes darſtellen. Wie in den bildenden Künſten, ſo in der Poeſie. Wer das Detail ganz vernachläſſigt, wird leicht in den Fehler der Trockenheit und Kälte verfallen; wer aber allzuſehr ins Detail geht, und überall dieſes recht gefliſſentlich ausmahlt, verliert ſich recht ins Breite, und wird ſchwerlich einen rechten Totaleindruck hervorbringen, weil das Enſemble fehlt, welches man dem Detail entgegenſetzt. S. Enſemble. dd.

Determiniren oder beſtimmen, begrenzen (daher determinirt, beſtimmt, feſt, entſchloſſen). Ein Begriff wird beſtimmt, begrenzt durch Hinzufügung eines oder mehrere Merkmahle, oder Verbindungen mit andern Begriffen, in welcher aber kein Widerſpruch Statt finden muß. Logiſch beſtimmt wird ein Begriff ſchon, indem ihm, nach dem Geſetze der Ausſchließung oder Beſtimmung von contradictoriſch zwei entgegengeſetzten Merkmahlen eins beigelegt wird. Dieſe Beſtimmung eines Begriffs nennt man in der Logik Determination, und ſie ſteht der Analyſe oder Abſtraction, bei welcher man von den beſondern zu allgemeinern Begriffen fortgeht, und aus zuſammengeſetzten einfachere Begriffe bildet, entgegen. Es entſtehen aber durch das Beſtimmen eines allgemeinen Begriffs lauter niedere Begriffe dadurch, daß man an dem Leitfaden der Categorien bei denſelben die Frage der Quantität, Qualität, Relation und Modalität aufwirft und Acht gibt, wie die Erfahrung darauf antwortet.

Determinismus, in der Metaphyſik und Moral diejenige Anſicht, nach welcher alles, was geſchieht, mithin auch jede menſchliche Handlung, durch die äußere Nothwendigkeit des Cauſalzuſammenhangs aller Dinge vollkommen beſtimmt iſt. Wer dieſer die Freiheit aufhebenden Beſtimmungslehre huldigt, heißt Determiniſt.

Detmold, ſ. Lippe.

Deukalion, Stammvater der Hellenen und Vater des Hellen, Sohn des Promotheus und der Pandora, führte aus Aſien eine Colonie nach Griechenland und ließ ſich zu Lykorea auf dem Gebirge Parnaß nieder; von hier aus machte er in der Folge einen Einfall in Theſſalien, woraus er die Pelasger vertrieb. Hier war es, wo er die berühmte Ueberſchwemmung (Deukalioniſche Fluth) im 16ten Jahrh. v. Chr. erlitt, welche durch den Fluß Peneus entſtand und welche die Fabel alſo erzählt: Als Jupiter das menſchliche Geſchlecht durch Waſſer zu vertilgen beſchloſſen hatte, und alle Regen die fürchterlichſten Ueberſchwemmungen verurſachten, rettete ſich Deukalion mit ſeiner Gemahlin Pyrrha auf den Gipfel des Parnaſſus. Nach Abfluß des Waſſers fragten ſie das Orakel der Themis, wie ſie die Erde wieder bevölkern ſollten. Dies gab zur Antwort: ſie ſollten die Gebeine ihrer Mutter hinter ſich werfen. Dieſen dunkeln Ausſpruch deuteten ſie alſo, daß ihre Mutter, die Erde, deren Gebeine aber die Steine ſeien. Sie thaten demnach, wie das Orakel befohlen, und aus den von Deukalion geworfenen Steinen wurden Männer, aus denen von Pyrrha geworfenen aber Weiber. Uebrigens werden mehrere Umſtände von den alten Schriftſtellern über dieſe Ueberſchwemmung erzählt, die genau mit denjenigen übereintreffen, welche die heiligen Bücher von Noah anführen. (S. Sündfluth.)

Deutſche Baukunſt, ſ. Baukunſt (Geſchichte der).

Deutſcher Bund, ſ. d. folg. Art., Deutſchland, u. Reich (deutſches).

Deutſche Bundesverſammlung, deutſcher Bundestag. Nach Art. 9. der B. A. (ſ. Deutſchland) ſollte der deutſche Bundestag ſchon den 1ſten Sept. 1815 zu Frankfurt am Main eröffnet werden, allein der Krieg mit Napoleon und die Ausgleichung der verſchiedenen Landesanſprüche waren Urſache, daß die in Frankfurt am M. verſammelten Bundesgeſandten erſt im Oct. 1816 die zur Vorbereitung des Bundestages nothwendigen Berathungen beginnen konnten. Den 4ten Nov. wurde die ſiebente und letzte gehalten, in welcher man ſich vorläufig über die Bundestagsordnung und über die Verhältniſſe des Bundestages zu der freien Stadt Frankfurt vereinigte. Hierauf ward den 5. Nov. d. J., in der Wohnung der kaiſ. öſterreich. Präſidialgeſandtſchaft, im Taxiſchen Palaſte, der Bundestag eröffnet. Die Rede des den Vorſitz führenden öſterreich. Geſandten, Grafen Buol-Schauenſtein, ſo wie die des niederländ. Geſandten, des als Schriftſteller rühmlich bekannten Freiherrn von Gagern u. a. m. entſprachen den Anſichten und Erwartungen der Nation. Unſer Volk hat jetzt einen jener großen Augenblicke erlebt, wo nach Schillers Wort, eine Frage frei ſteht an das Schickſal. Noch hat bis jetzt (Januar 1819) von der Bundesverſammlung des Wichtigen mehr vorbereitet als ausgeführt werden können; wir können daher hier nur den Standpunct des Bundestages in der Geſchichte des europäiſchen Staatenlebens, und die Aufgabe ſeines Strebens hiſtoriſch andeuten. Die Deutſchen fühlen ſich wieder, nach zweihundertjähriger Zerreißung, als eine Nation, und beginnen ein neues politiſches Geſammtleben. Der Bundestag muß die Seele des Gefühls, der Lichtpunct der Nationalhoffnungen und das Herz des neuerweckten deutſchen Volksgemüths ſein. Seine Aufgabe iſt unendlich groß. Er ſoll die verſchiedenen Staa-

ten, welche den deutſchen Bund bilden, zu Einem politiſchen Ganzen vereinigen, auf daß der deutſche Reichsbund, wie ihn Heeren zu nennen vorgeſchlagen hat, in der Mitte von Europa die Würde eines Centralſtaats und einer, jedem Eroberer oder nach Uebergewicht ſtrebenden Herrſcher ſtets furchtbaren, Friedensmacht behaupte. Dieſe äußere Haltung kann nur aus ſeiner innern Kraft hervorgehen; letztere beruht aber einzig auf der Einheit zwiſchen Regierung und Volk, ſowohl in den einzelnen deutſchen Staaten, als in ihrem Geſammtleben auf dem Bundestage. Die Bundesacte hat die Mittel, zu dieſer National-Einheit zu gelangen, vorgezeichnet, und der erſte Vortrag der Präſidialgeſandtſchaft hat die Wirkſamkeit des deutſchen Staatenbundes nach ihren zwei Hauptrichtungen ſo beſtimmt: die eine ſei Gleichheit der im deutſchen Bunde verbrüderten deutſchen Fürſten und freien Städte; die andre ſei Befeſtigung eines, ſämmtliche ſouveräne Staaten wohlthätig umfaſſenden, Nationalbandes. Daß die meiſten Bundesgeſandten in gleichem Geiſte denken, beweiſen ihre urkundlichen Erklärungen. So ſprach der öſterreichiſche am 5. Nov. ganz im Sinne des deutſchen Volks: „ließen ſich Nationen ſo wie Staaten erlöſchen, auch dieſes wäre der Deutſchen Verhängniß geweſen!" — „Das politiſche Band unſeres Volks konnte aufgelöſt werden; allein die Nationalehre wurde gerettet durch die in der Zeit unſerer politiſchen Erniedrigung ſo hoch geſtiegene geiſtige Cultur der Deutſchen." — Dieſe Nationalehre brachte jene Eintracht hervor, welche allein den Sieg erkämpfte, der endlich die vieljährige Schmach von uns nahm, und das Nationalband von Neuem knüpfte, welches uns frei gemacht und die Schatten ſo vieler Krieger verſöhnt hat, die für die Befreiung Deutſchlands und Europa's gefallen waren. So erſcheine das Vaterland der Deutſchen wieder als „ein Ganzes, als eine politiſche Einheit; wieder als Macht in der Reihe der Völker!" — Doch ſoll die Einheit nicht jene Mannichfaltigkeit der politiſchen und bürgerlichen Formen aufheben, durch welche Deutſchland von jeher vor andern Ländern ausgezeichnet, in ſeiner geiſtigen Ausbildung ſo weit fortgeſchritten iſt; vielmehr macht der den Deutſchen eigene Culturzuſtand jene Mannichfaltigkeit nothwendig, auf der zuletzt das vielfach kräftige Leben der Nation mit beruht. In dieſem Sinne erklärte der Präſidialgeſandte: „Das Glück der Deutſchen ſoll allein der Richtpunct für die gewiſſenhafte Treue ſein, mit welcher der Kaiſer von Oeſterreich ſeinen Verpflichtungen beim deutſchen Bundestage nachkommen wird. Er hat nicht im Auge, weder irgend eine Ländervergrößerung auf deutſchem Gebiet, noch irgend eine willkührliche Ausdehnung ſeines Anſehns im deutſchen Bundesrathe; denn er ſieht ſich nur als ein Mitglied desſelben an, auf dem Fuße einer vollkommnen Gleichheit mit den übrigen." — Das Vertrauen Aller auf gegenſeitige Redlichkeit aber bezeugte der Freiherr von Gagern. „Der deutſche Bund, — ſagte er, Montesquieu's Einwürfen gegen ſolche Staatenbündniſſe begegnend, — hat kein Macedonien zu fürchten, wie im Alterthum der griechiſche. Denn zum Unterſchiede von Griechenland ſteht Deutſchland unter der Garantie des civiliſirten Europa, ſo wie das civiliſirte Europa und Ordnung und Recht unter der unſrigen ſtehn." — Wohin aber die innere Ausbildung des deutſchen Bundes ſtreben müſſe, deutete er mit den gewichtigen Worten an: „Die deutſche Nation erwartet von dem deutſchen Nationalbande: Schutz von

oben, Kraft nach Außen und Gerechtigkeit im Innern." Zugleich gedachte der edle Wortführer unſerer Nation dankbar des Andreas Hofer, „deſſen und der Seinigen Beginnen auf unſer politiſches Wiedererwachen, auf die lebendiger werdenden Gefühle für National Unabhängigkeit ſo bedeutenden Einfluß gehabt hat." — Als nun in ſolchem Geiſte ſämmtliche Geſandte am Tage der Eröffnung des Bundestages erklärt hatten, dem Geſammtwohle der deutſchen Bundesſtaaten und dem Wohl und der Größe der deutſchen Nation das ernſtlichſte vereinte Bemühen zu widmen, ſo erfolgte die Auswechſelung der Ratificationsurkunden der Bundesacte und der Vollmachten der Bundesgeſandten. — Seitdem wurden, der am 30. Oct. beſchloſſenen, einſtweiligen Anordnung des Geſchäftsganges gemäß, die Sitzungen, gewöhnlich Montags und Donnerstags von 10 bis 1 Uhr, im Taxiſchen Palaſte gehalten. Häufen ſich die Geſchäfte, ſo ſagt der Präſident außerordentliche Sitzungen an, doch nennt ſein Umſchreiben nur dann den Gegenſtand der Berathſchlagungen, wenn ein Beſchluß gefaßt werden ſoll, zu welchem die Bundesacte Einmüthigkeit verlangt. Die Sitzungen ſind entweder ordentliche oder vertrauliche. Letztere beabſichtigen vorläufige Erklärungen und gegenſeitige Mittheilungen, ohne daß ſie urkundlich niedergeſchrieben werden, noch amtliche Gültigkeit oder Einfluß auf das Abſtimmen in den ordentlichen Sitzungen haben. Die Beſchaffenheit der Gegenſtände entſcheidet, ob ſie in der Verſammlung der 17, oder in der allgemeinen Verſammlung berathen werden ſollen. Die drei Hauptpuncte bei jeder Verhandlung: der Antrag, die Erörterung und die endliche Abſtimmung werden in drei Sitzungen vertheilt, wozu den Umſtänden nach eine vierte zur Schlußziehung kommt. Anträge von Außen: „An die hohe deutſche Bundesverſammlung" die nach dem Vorſchlage eines Geſandten der freien Städte nur in deutſcher Sprache angenommen werden, kommen innerhalb 3 Wochen nach ihrer Eingabe zur Berathung. Für die Inſtructionseinholung wird in der Regel ein Zeitraum von 6 — 8 Wochen beſtimmt. Die Beſchlüſſe auf Eingaben von Außen werden von der Präſidialkanzlei ausgefertigt. In der dritten Sitzung am 14. Nov. wurde auf den Antrag des Freiherrn von Gagern die Publicität der Verhandlungen der Bundesverſammlung durch den Druck als Regel angenommen, ſo daß jedesmal beſonders beſtimmt werden muß, was ſich dazu nicht eignet. Zu einem gültigen Beſchluſſe in Dingen, welche die practiſche Wirkſamkeit des Bundes für die Rechte des Volks betreffen, iſt in der Regel eine Mehrheit von 9 Stimmen in der Verſammlung der 17, und in der vollen Verſammlung von 69 Stimmen, eine Mehrheit von wenigſtens 46 erforderlich. Der Rang der 17 iſt Art. 4., der Rang in pleno iſt Art. 6. der Bundesacte beſtimmt. Einſtimmigkeit wird in beiden Verſammlungen zu ſolchen Beſchlüſſen erfordert, welche die Verfaſſung des Bundestages, die Rechte der Mitglieder oder Religionsſachen betreffen. Bisher beſtand der Bundestag aus 20 Geſandten, welche die 38 ſtimmenführenden Repräſentanten der Geſammtangelegenheiten Deutſchlands ſind. Jene 20 Staatsmänner legen 69 Stimmen in voller und nur 17 in der engern Verſammlung ab, weil in letzterer mehrere Fürſten ſo wie die 4 Städte, nur Eine Geſammtſtimme haben. Seit aber, d. 7 Juli 1817, der nunmehr ſouveräne Landgraf von Heſſen-Homburg mit einer Virilſtimme in den deutſchen Bund aufgenommen worden iſt, zählt der Bundestag 70 Stimmen und 39

Stimmende. Von dieſen 70 haben die 5 Könige und der Kaiſer zuſammen 24 Stimmen; es kann daher, wenn ſie einſtimmig ſind, ſich nie ohne ſie eine Mehrheit in der Plenarverſammlung bilden; ein Umſtand, der in der engern wegfällt. In jener können alſo die Könige ſtets ein Veto ausüben. — Was die Arbeiten des Bundestages betrifft, ſo ſind in dem erſten Vortrage der öſterreichiſchen vorſitzenden Geſandtſchaft folgende Berathungspuncte enthalten: 1) Die Entwerfung einer Bundestagsordnung; 2) die vollkommnere organiſche Geſetzgebung des deutſchen Bundes in Hinſicht ſeiner auswärtigen, militäriſchen und innern Verhältniſſe. In dieſer Hinſicht iſt der Schluß der Eröffnungsrede des vorſitzenden Geſandten merkwürdig. „Die Zeit, ſagt er, die Cultur der Menſchheit kennt keinen abſoluten Grenzpunct: ſo wollen auch wir das Gebäude unſeres deutſchen Bundes für heilig, aber nie für geſchloſſen und ganz vollendet halten.“ — Dem zufolge iſt bereits Dänemark für das ſeit dem Abſchluſſe der Bundesacte erworbene Herzogthum Sachſen-Lauenburg dem deutſchen Bunde beigetreten. Die Nation darf von dieſer Ausbildung der Bundesformen um ſo mehr erwarten, da Deutſchland von fremden Mächten ungehindert an ſeiner Verfaſſung und Einrichtung arbeiten kann. Der ruſſiſche Monarch hat ausdrücklich erklärt, daß er ſich in die innern Angelegenheiten nicht miſchen werde. Heeren (in ſ. Schrift: Der deutſche Bund in ſeinen Verhältniſſen zu dem europ. Staatenſyſtem. Gött. 1816.) zeigt, daß es für die Feſtſtellung der äußern Verhältniſſe, welche durch Art. 10. der Bundesacte der Bundesverſammlung vorzugsweiſe zur Pflicht gemacht wird, nur eine feſte Baſis gebe: „Die Heiligkeit des als rechtmäßig anerkannten Beſitzes.“ Uebrigens entwickelt er auch die Gründe, warum es wünſchenswerth ſei, daß ſich die Königreiche Dänemark, Preußen und die Niederlande, ſo wie die Eidgenoſſenſchaft dem deutſchen Bunde anſchließen möchten. In Anſehung der äußern Verhältniſſe hat ſich die Bundesverſammlung durch amtliche Schreiben an die europäiſchen Mächte im J. 1817 in die Reihe derſelben eingeführt, und iſt von denſelben als europäiſche Macht förmlich anerkannt worden. Seit 1817 beſteht ein Ausſchuß, um die Flaggen deutſcher Staaten gegen die Seeräuberei der Barbaresken ſicher zu ſtellen. Im J. 1818 wurde die Ausgleichung der Länderanſprüche (z. B. Baierns an Baden) an eine beſondere Territorialcommiſſion der vier Hauptmächte England, Rußland, Preußen und Oeſterreich gewieſen. (S. d. A. Territorialpolitik). — Die Ausbildung der innern Verhältniſſe kann nicht auf einmal erfolgen; denn ſie ſteht unter dem Einfluſſe von Zeit und Umſtänden. Heeren äußert die Hoffnung, daß ſich der deutſche Staatenbund in einen deutſchen Reichsbund und wahren Bundesſtaat umbilden werde, obgleich die vorſitzende Geſandtſchaft den deutſchen Bund ausdrücklich einen Staatenbund — der alſo kein Bundesſtaat ſei — genannt hat. Man vergl. d. Art. Föderativſyſtem. Erhalten die Mediatiſirten, wie ſie hoffen, Curiatſtimmen bei dem Bundestage, ſo würden dieſe mehr zu dem Begriffe eines Bundesſtaates, als eines Staatenbundes paſſen. — S. Fries: Vom deutſchen Bunde und deutſcher Staatsverfaſſung. Heidelberg 1816. — Unter den Gegenſtänden, welche die Ausbildung der innern Verhältniſſe in Hinſicht auf die Befeſtigung des Nationalbandes betreffen, nennt der erſte Präſidialvortrag folgende: a) die Feſtſtellung einer landſtändiſchen Verfaſſung in den Bundesſtaaten, wobei zuförderſt die Grundſätze aufgeſtellt werden ſollen, welche in dieſer

Hinſicht als gleichförmig anzunehmen ſeien, dann aber die *individuellen Beſtimmungen*, welche nach örtlichen und Perſonalverhältniſſen den einzelnen deutſchen Bundesſtaaten zum wechſelſeitigen, nie trennbaren Nutzen der Fürſten und Völker vorbehalten bleiben müſſen. Der Großherzog von Sachſen-Weimar hat das für ſeinen Staat gegebene landſtändiſche Grundgeſetz vom 5. Mai 1816 dem Bundestage vorgelegt, und der Bund deſſen Gewährleiſtung übernommen. Das Fürſtenth. *Schwarzburg-Rudolſtadt* erhielt d. 8. Jan. 1816 eine landſchaftliche Verfaſſung. In der freien Stadt Frankfurt beſchworen Senat und Bürgerſchaft ihr neues Verfaſſungsgeſetz den 18ten October 1816. Im Königr. Hannover ward d. 3. Oct. 1816 der allgem. Landtag wieder eröffnet; desgleichen im Königr. Sachſen im Oct. 1817, und im Herzogth. Sachſen-Gotha in demſelben Jahre. In Würtemberg geſchah dies d. 3. März 1817. In Tyrol ward die ſtändiſche Verfaſſung d. 24. März 1817 wieder hergeſtellt. Weil aber in Deutſchland überhaupt der 13. A. der B. A. noch immer nicht nach gleichförmigen Grundſätzen ſeine Vollziehung erhalten hat, ward im J. 1818 dem Bundestage deshalb eine Bittſchrift von mehrern deutſchen Staatsbürgern überreicht, und Preußen bewirkte den Schluß, daß binnen Jahresfriſt jeder Bundesſtaat dem Bundestage anzeigen ſolle, was er zur Vollziehung des 13. Art. gethan habe. Hierauf gaben noch im J. 1818 der König von Baiern, der Herzog von Hildburghauſen, der Großherz. v. Baden, der Fürſt v. Lichtenſtein und im J. 1819 der Großherzog v. Heſſen ihren Staaten Verfaſſungsgeſetze und Volksvertreter. b) Die Vollziehung des 12. Art. der B. A., welcher die *Anordnung der Juſtizpflege* in den kleinern deutſchen Gebieten betrifft. — c) Nach Art. 18. der B. A. die Begründung eines wahren *deutſchen Bürgerrechts* für alle Deutſche, nebſt der Feſtſtellung der bürgerlichen Rechtsverhältniſſe aller chriſtlichen Confeſſionen und der Bekenner des jüdiſchen Glaubens. d) Gemeinnützige Anordnungen, um nach Art. 19. die Bundesſtaaten in Hinſicht des *Handels und Verkehrs*, ſo wie der Schifffahrt, einander zu befreunden. Um e) nach Art. 14. 15. 17. die aus dem alten Rechtszuſtande in den neuen übergegangenen gültigen Anſprüche gerecht zu beſeitigen, ſind bereits über die Auszahlung der Penſionen und über die Unterhaltung der Geiſtlichkeit in den überrheiniſchen Provinzen Beſchlüſſe gefaßt worden; doch hat die Vermittelung des Bundestags in der Sache der kurheſſiſchen Domänenkäufer bis jetzt wenig ausgerichtet. Die *Abzugsfreiheit* in allen deutſchen Staaten ward d. 1. Juli 1817 geſetzlich erklärt. Man beſchäftigte ſich mit der Abhülfe der *Auswanderungsnoth*; auch ward ein Ausſchuß ernannt, um nach Art. 11. der B. A. die *Competenz des Bundestages* bei Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander, welche durch Ausſchüſſe vermittelt oder durch eine *Auſträgalinſtanz* (ſ. d. A.) richterlich entſchieden werden ſollen, näher zu beſtimmen. Die weiſe und ſtandhafte Ausführung dieſer hochwichtigen Sache, womit aber auch die Aufſtellung einer *vollſtreckenden Gewalt* des deutſchen Bundes weſentlich zuſammenhängt, verſpricht der deutſchen Nation einen dauerhaften Rechtszuſtand. Andere Fragen z. B. über die Freiheit des Getreideverkehrs, über das Bürgerrecht der Juden, über die gleichförmige repräſentative Verfaſſung, über die Mediatiſirten, über Preßfreiheit und Bücher-Nachdruck (ſ. d. Art.) über die heſſiſchen Domänenkäufer ꝛc. ꝛc. ſind noch immer unentſchieden. Denn die Geſandten auf dem Bundestage müſſen bei jedem Schritte, den

ſie thun, von ihren Höfen beſondere Inſtructionen einholen. Im April 1819 kam man jedoch mit der Feſtſtellung der militäriſchen Organiſation der Bundesſtaaten-Contingente zu Stande. (ſ. d. Art. Reichsarmee.) Hoffentlich wird Deutſchland künftig nicht mehr die Wahlſtatt europäiſcher Kriege ſein. Und ſo gehe der fromme Traum in Erfüllung: daß auf dem deutſchen Bundestage das Herz von Europa ſich endlich erwärmt habe für die Idee des ewigen Friedens! K.

Deutſche Induſtrie und Kunſt. Mit Recht nennt der Dichter das deutſche Land „an Kunſt und edeln Sitten reich." Denn ſeit der Deutſche an feſtere Wohnſitze gewöhnt war, zeigte er großen Erfindungsgeiſt, Eifer und Fleiß in der Betreibung der Künſte. Natürlich aber entwickelten ſich zuerſt die Künſte des äußern Bedürfniſſes, in dem Schooße der Städte, in den Händen des ſich hier ausbildenden Bürgerſtandes. (S. Anton Geſchichte der deutſchen Landwirthſchaft und Fiſcher Geſchichte des deutſchen Handels.) Handwerker, Künſte und Manufacturen wurden ein Zweig der bürgerlichen Nahrung. So wurde ſeit dem 13. Jahrhundert die Wollenweberei, Leinweberei und die Tuchmacherkunſt in Deutſchland eifrig betrieben, beſonders in den kunſtreichen Städten Augsburg und Nürnberg und nachher Frankfurt a. M. Die Nachkommen des Webers, Hans Fugger, im Graben bei Augsburg (lebte im 14ten Jahrhundert), welche ein Handlungshaus in Antwerpen gründeten und eine Flotte ausrüſteten, wurden vom Kaiſer Maximilian in den Grafenſtand und zu den bedeutendſten Aemtern erhoben. Ihr Reichthum begünſtigte wiederum die Künſte und Gewerbe. Ulrich Stromer, Rathsherr in Nürnberg, ſoll gegen das J. 1390 daſelbſt die erſte Papiermühle angelegt haben. Im nördlichen Deutſchland waren in dieſer mittlern Zeit Braunſchweig, Goslar, Stendal, Stettin und Magdeburg die blühendſten Fabrikſtädte. Auch in Metall-, Holz-, Leder-, Glas- und Steinarbeiten zeichnete ſich der Deutſche aus. Das zu große Anſehen der Handwerker in mehreren deutſchen Städten machte bald, daß öfters ihre Gilden und Zünfte von den deutſchen Kaiſern und von einzelnen Fürſten aufgehoben wurden. Aber ſie wurden immer wieder hergeſtellt. Der Bergbau fing in Deutſchland ſeit Entdeckung der goslariſchen Erzadern an, wodurch Wohlhabenheit, beſonders in Niederſachſen, entſtand; ſ. Gmelin Beiträge zur Geſchichte des deutſchen Bergbaues. Durch den nördlichen und ſächſiſchen Handel wurden Whisby, Lübeck, Bremen, Hamburg groß und berühmt, im mittlern Deutſchland Erfurt, Leipzig ꝛc. Am Rheine blühten Cöln, Mainz, Speier, Straßburg zuerſt auf. Aber Handel und Induſtrie wurden lange durch Fehden und Kämpfe, Unſicherheit der Straßen und ihre ſchlechte Beſchaffenheit erſchwert. Daher die Bündniſſe der Städte. Die Blüthe des Handels zeigt die deutſche Hanſe. (ſ. d. Art.) Auch viel mechaniſche, vorzüglich mathematiſche und muſikaliſche Inſtrumente verfertigten und erfanden die Deutſchen, z. B. Peter Hele, Otto Guerike, v. Kempelen, Reichenbach. Mit nicht weniger Glück wurden die ſchönen Künſte von den Deutſchen betrieben, und unter dieſen vorzüglich Poeſie und Muſik (ſ. deutſche Poeſie und deutſche Muſik). Die bildenden Künſte, die Baukunſt ausgenommen (ſ. d. Art. Baukunſt), wurden wegen Mangels an Oeffentlichkeit und Gelegenheit, ſich zu zeigen, weniger begünſtigt. Die Plaſtik wurde mehr als Verzierungskunſt betrieben. In Deutſchland wurden in ihr Producte höchſter Kunſtfertigkeit geliefert. Aber die Verzierungen waren mehr ſymboliſch bedeutſam, als von anmuthiger Form. Auch erzeugte

Deutſchland viele trefflichen Schnitzarbeiten, dergleichen einige von Albrecht Dürer (z. B. in der Eliſabethkirche zu Marburg) bekannt ſind. Dieſer vervollkommnete auch die Formſchneidekunſt oder Holzſchneidekunſt (ſ. d. Art.), welche ſeit Anfang des 14. Jahrhunderts in Deutſchland entſtanden war, und die (auch deutſche) Erfindung der Buchdruckerkunſt vorbereitete. Auch die Erfindung der Kupferſtecherkunſt (und zwar der Arbeit mit dem Grabſtichel) ſchreibt man einem Gold- und Silberſchmidt in Ober-Deutſchland (Nürnberg oder Augsburg), welcher vor 1460 lebte, zu (ſ. Kupferſtecherkunſt u. Steinſchneidekunſt), die der Aetzkunſt (die Arbeit mit der Radirnadel) einem andern deutſchen Künſtler (Einige ſagen Michael Wohlgemuth 1434 bis 1519). Doch lieferte auch die Bildhauerkunſt einige bedeutende Werke und Bildhauer, ſ. den Art. Bildhauer der Deutſchen. Von der deutſchen Mahlerei ſ. deutſche Schule, von der deutſchen Schauſpielkunſt ſ. d. Art. deutſches Theater. Die Mimik wurde in den letztern Zeiten auch in ihrer Selbſtſtändigkeit, z. B. von Madame Hendel-Schütz, Schröder, von Seckendorf u. A. geübt (ſ. Attitüden). Eben ſo erhob ſich die Declamation der Deutſchen, vorzüglich als lyriſche Declamation, ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts zur Selbſtſtändigkeit (ſ. Declamation).

Deutſche Kirche, ſ. Deutſchland, Concordat.

Deutſche Literatur und Wiſſenſchaft. A. W. Schlegel äußerte, daß es ihm vorkomme, als hätten die Deutſchen gar keine Literatur, ſondern wären höchſtens auf dem Punct, eine zu bekommen. Allein er ſchloß den Begriff der Literatur in die franzöſiſchen Grenzen ein, und von derſelben die Gelehrten und wiſſenſchaftlichen Werke aus, welche doch nicht minder zur Literatur eines Volks gehören. Dann aber fährt er fort: „Wenn man unter Literatur einen ungeordneten Wuſt, ein rohes Aggregat von Büchern verſteht, die kein gemeinſchaftlicher Geiſt beſeelt, unter denen nicht einmal der Zuſammenhang einer einſeitigen Nationalrichtung bemerkbar iſt; wo die einzelnen Spuren und Andeutungen des Beſſeren ſich unter dem unüberſehbaren Gewühl von leeren und mißverſtandenen Strebungen, von Verkehrtheit und Verworrenheit, von übelverkleideter Geiſtesarmuth und fratzenhafter anmaßender Originalitätsſucht faſt unmerklich verlieren, weit entfernt, daß der Gipfel der Vollkommenheit für eine durch Nationalität und Zeitalter beſtimmte Geſtaltung der Poeſie in einer bedeutenden Anzahl von Werken der verſchiedenen Gattungen wirklich erreicht wäre; dann haben wir allerdings eine Literatur, denn man hat mit Recht bemerkt, daß die Deutſchen eine von den hauptſchreibenden Mächten Europa's ſind.“ Da nun in dieſen Worten die Einheit oder Verbindung der ſchriftlichen Werke der Deutſchen zu einem Ganzen durch Nationalität geläugnet wird, ſo hängt die Beantwortung der Frage, „ob die Deutſchen in dieſem Sinne eine Literatur haben, d. h. einen Vorrath von Werken, die ſich durch eine Art von Syſtem untereinander vervollſtändigen, und worin eine Nation die hervorſtechenden Anſchauungen der Welt ihres Lebens niedergelegt findet, von der oft aufgeworfenen Frage ab, haben die Deutſchen einen Nationalcharakter?“ Denn der zuſatz, daß dieſe Schriften ſich der Nation „für jedes geiſtige Bedürfniß ſo befriedigend bewähren müſſen, daß ſie nach Menſchenaltern, nach Jahrhunderten mit immer neuer Liebe zu ihnen zurückkehrt,“ wird durch

die Culturſtufen und Schickſale, welche eine Nation durchläuft, gar ſehr beſchränkt; und man dürfte ſo auch nicht einmal von einer franzöſiſchen Literatur überhaupt, welche Schlegel doch nicht zu läugnen ſcheint, ſondern nur vielleicht von einer franzöſiſchen Literatur des Siècle de Louis XIV. reden. Hier erinnern wir uns aber einer andern trefflichen Stelle Friedrich Schlegels über die Deutſchen, in welcher er ſie mit den Römern vergleicht. Was ſie, ſagt er, von den Römern beſonders unterſcheidet, iſt die größere Liebe zur Freiheit; er war bei ihnen nicht blos ein Wort und eine Regel, ſondern angeborenes Gefühl. Zu groß geſinnt, ihre Sitten und ihren Charakter allen Nationen aufprägen zu wollen, ſchlug derſelbe doch überall Wurzel, wo der Boden nicht ganz ungünſtig war, und der Geiſt der Ehre und Liebe, der Tapferkeit und Treue wuchs dann mit mächtigem Gedeihen hervor. Wegen dieſer urſprünglichen Freiheit des deutſchen Bodens, die ein unvergänglicher Charakter der Nation iſt, erſcheint ſie auch in guten Zeiten urſprünglicher und dauerhafter romantiſch, als ſelbſt die orientaliſche Mährchenwelt. Ihre Begeiſterung war fröhlicher, kindlicher, zweckloſer, nicht ſo einſeitig und zerſtörend, wie der Enthuſiasmus jener bewunderungswürdigen Fanatiker, die den Erdkreis noch ſchneller und allgemeiner entzündeten, als ſelbſt die Römer. Eine gefühlte Rechtlichkeit, die mehr iſt, als die Gerechtigkeit des Geſetzes und Ehre, eine kindlich aufrichtige und unerſchütterliche Treue und Herzlichkeit (und wir ſetzen hinzu Tiefe) der Geſinnung iſt der tiefſte, und hoffentlich nie ganz zu vertilgende Zug des deutſchen Charakters. Schon dieſe Züge, welche auch in den ſchriftlichen Geiſtesproducten der Deutſchen ſich zeigen müſſen, und welche nachzuweiſen ſehr leicht ſein würde, mußten die deutſche Literatur zu einem Ganzen verbinden und vor andern bezeichnen, wenn auch ſchon die Geiſteswerke der Deutſchen aus den verſchiedenen Perioden ihrer Cultur ſich ſo unähnlich ſcheinen, als oft die Literatur verſchiedener Nationen. Denn aus jenem Freiheitsſinn, welcher der freien Ausbildung der Individuen und Stände ſo günſtig war, entwickelten ſich auch jene Vielſeitigkeit der deutſchen Literatur und jene Univerſalität, mit welcher ſie die Schätze und den Ertrag der Literatur fremder Völker aufnahm, zu dem ihrigen machte und ſich in der Geſchichte, Wiſſenſchaft und Kritik einen univerſellen Standpunct erwarb. Wo aber Freiheit iſt, da ſucht ſie ſich nach allen Seiten des menſchlichen Lebens auszubreiten und in der Tiefe zu begründen. Keine Nation hat daher wie die deutſche, in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens mit gleichem Ernſte und mit gleicher Gründlichkeit gearbeitet, keine ſo verſchiedenartige Anſichten des Lebens in ausgebildeten Formen (Syſteme) aufgeſtellt als die deutſche, keine überhaupt eine ſo ſyſtematiſche Geiſtescultur gezeigt, und die ſyſtematiſchen Anforderungen in jedem Zweige des Wiſſens ſo geltend gemacht als dieſe. Iſt dies keine Eigenthümlichkeit der deutſchen Literatur? Ja, wenn auch dieſer Freiheitsſinn gar oft in Willkühr, Zügelloſigkeit und in der Literatur in Schreibſucht, Nachahmungsluſt, Verworrenheit, Paradoxie, Formloſigkeit und Verkehrtheit ausgeartet iſt; ſo war dagegen die Literatur anderer Nationen nur durch Einſeitigkeit und ſclaviſcht Auctoritätenfurcht vor den Fehlern unſrer Literatur geſichert, und deshalb von nationalerm Gepräge; wie überall mit der Beſtimmtheit auch Beſchränktheit verbunden iſt. Viele Nationen konnten nicht fehlen wie wir. Ja, wenn ferner der ſpeculirende,

durch keine Form zu feſſelnde Sinn der Deutſchen, der das Leben und ſeine Zuſtände nicht verlaſſen kann, ohne ſie auch begriffen zu haben, die Gründlichkeit derſelben in jeder Wiſſenſchaft weit mehr begünſtigte, als ihre Poeſie und Kunſt; ſo dürfen wir doch auch hier mit Stolz fragen: beſitzen nicht die Deutſchen poetiſche Werke von einer Tiefe des Gemüths und Innigkeit, welche in keiner Nation ſo gefunden ward, und die den gleißneriſchen Schein äußerlich abgerundeter Formen weit übertrifft? Endlich wenn man behauptet, daß bei unverkennbarer Originalität der einzelnen und trefflichſten Producte der Literatur (denn jede Literatur hat eine Fluth des Schlechten, welche ſich allmählig verläuft), die deutſche Literatur doch ſelbſt keine Originalität und Selbſtſtändigkeit habe, ſo bedenke man nur, mit welcher eigenthümlichen Energie dieſelbe nach vielen verderblichen und zerſtörenden Kriegen, die immer im Herzen Europa's wütheten und den Frieden der Cultur oft abbrachen, ſich mehrmals verjüngte und immer in anderer Geſtalt aufblühte, ja wegen Mangels an Einheit in der Staatsverfaſſung Deutſchlands, von außen weniger begünſtigt, als die Literatur irgend eines andern Volks, dennoch zu Ende des 18. und am Anfange des 19. Jahrhunderts eine ſolche Höhe erreichte, daß man mit demſelben Journale, welches die entgegengeſetzte Behauptung A. W. Schlegels mittheilte (Europa 1. Bd. 1. St.) ſagen kann, „die wichtigſten literäriſchen Erſcheinungen, ſowohl im Fache der Wiſſenſchaft als der Poeſie, machen jetzt in Deutſchland ein ſo vielfach in einander greifendes, zuſammenſtimmendes und zugleich weit umfaſſendes Ganzes aus, daß man nicht nur in den modernen Zeiten, ſondern ſelbſt im Alterthume vergeblich ſich nach einem Beiſpiele umſehen würde, von einer ähnlichen raſtloſen Thätigkeit und univerſellen Wechſelwirkung aller der Künſte und Wiſſenſchaften, deren einziges oder vorzügliches Augenmerk es iſt, den Menſchen ſeiner göttlichen Natur und Beſtimmung näher zu führen oder würdiger zu machen.“ Uebrigens hängt ja jede Literatur auch von den Schickſalen und Thaten eines Volks ab, in ihr ſpiegelt ſich gleichſam das Leben des Volks, ihre Perioden werfen gleichſam ein Bild zurück von der gleichzeitigen Geſtalt des Volks, unter dem ſie entſtanden; und auch in dieſer Hinſicht muß die deutſche Literatur ein Ganzes bilden, wie ſchwer es auch immer ſein mag, die Fäden zu bemerken, an welchen das unüberſehliche Gewebe zuſammenhängt. Die Literatur aber theilt ſich in die poetiſche und proſaiſche; von jener werden wir unter dem Artikel: deutſche Poeſie, noch beſonders handeln. Hier geben wir eine gedrängte Ueberſicht des Ganzen der deutſchen Literatur. Da eine Literatur ſchon einen hohen Grad von Cultur vorausſetzt, ſo iſt es begreiflich, warum wir vor Carls des Großen Zeiten nicht einmal den Anfang der deutſchen Literatur ſuchen dürfen. Erſt nach den Stürmen der großen Völkerwanderung wurden die Verhältniſſe der deutſchen Stämme feſter; ſie erlangten einen feſtern Aufenthalt; eingewanderte Völker, welche ſich mit ihnen vermiſchten, theilten ihnen von ihrer Cultur mit, Geſetze wurden abgefaßt, deren Sammlungen (der Burgunder, Alemannen, Baiern, Friſen, Sachſen) zu den erſten Urkunden deutſcher Cultur gehören. Das Chriſtenthum verbreitete ſich vorzüglich durch Bonifacius im 8. Jahrhundert immer weiter. Die erſten Lehrer und zugleich die Bewahrer der Cultur unter den Deutſchen waren Geiſtliche; ſie fingen zuerſt an, die noch rohe Sprache zu ſchreiben, und wählten dazu das ihnen geläufige lateiniſche Alphabet. So iſt des Biſchofs Ulphilas Ueber-

ſetzung der vier Evangeliſten in das verwandte Möſogothiſche (um 360) das älteſte ſchriftliche Denkmahl jener Zeit. Die Franken, welche ſich in Gallien niederließen, bildeten ſich zuerſt aus, und hatten ſchon im ſechsten Jahrhundert Schulen, in welchen ſich ihre Geiſtlichen bildeten, und die nachher auch auf die übrigen deutſchen Stämme übergingen. Allein dieſe Bildung beſchränkte ſich meiſtens ſelbſt nur auf Leſen, Schreiben und ein wenig ſchlechtes Latein. Indeſſen iſt es bemerkenswerth, daß nur die deutſche Sprache den Anfang einer geſchriebenen Proſa vor Carls des Großen Zeiten aufweiſen kann, und unter allen neueuropäiſchen Sprachen zuerſt zur Schriftſprache ausgebildet worden iſt. (Man vergl. Kochs Compendium der deutſchen Literaturgeſchichte. 1. Bd. 2te Ausg. S. 27 u. ff.) Die älteſten ſchriftlichen Sprachdenkmahle ſind aber größtentheils nur Ueberſetzungen aus der lateiniſchen Sprache, welche dadurch, daß ſie gleichſam das Organ der Religion und noch viele ſpätere Jahrhunderte von den Geiſtlichen, die allein das Bedürfniß eines höhern Grades von Bildung hatten, vorzugsweiſe geſchrieben wurde, zwar die Cultur der Landesſprachen hemmte, aber auch den Stamm einer freien Cultur ſo lange aufbewahrte, bis die deutſche Schriftſprache nach erlangter vielſeitigerer Cultur der Deutſchen ſich aus eigener Kraft entwickelte; die alten herrlichen Liederſagen aber, aus welchen das Niebelungenlied erwachſen iſt, waren vor Carl noch nicht geſammelt, ſondern gingen lebendig von Mund zu Munde. Mithin gab es vor dieſem noch keine Literatur in dem oben gedachten Sinne. I. Die erſte Periode der deutſchen Literatur aber beginnt mit Carl dem Großen und Otfried, und kann mit der Zeit der ſchwäbiſchen Kaiſer oder der Minneſänger geſchloſſen werden. Sie umfaßt alſo nach Koch den Zeitraum von 768 bis 1137. Carl der Große ließ viele Kloſterſchulen, Fulda, Corvey ꝛc. errichten, aus welchen die damals berühmteſten Gelehrten und tauglichſten Geſchäftsmänner hervorgingen; er war für die allgemeinere Verbreitung der Cultur bemüht, und wollte in dieſer Abſicht beſonders, daß auch die Laien Unterricht in den Schulen ſeines weiten Reichs bekommen ſollten. Er ſtiftete auf Alcuinus Rath eine Art gelehrter Geſellſchaft an ſeinem Hofe, an welcher er ſelbſt Antheil nahm. Er ließ auch viele Denkmahle der deutſchen Sprache, beſonders Geſetze und Lieder, ſammeln, in der deutſchen Sprache predigen, und einiges für den Unterricht des Volks aus dem Lateiniſchen überſetzen. (S. d. Art. deutſche Sprache.) Nur wurden ſeine Abſichten unter ſeinen Nachfolgern nicht mit ſeinem Geiſte ausgeführt. Doch war die Trennung Deutſchlands von dem fränkiſchen Reiche der ſelbſtſtändigen Entwickelung der deutſchen Sprache und Cultur ſehr vortheilhaft. Die größten Fortſchritte in der Cultur machten die Deutſchen unter den ſächſiſchen Königen (von 919 an), beſonders unter den drei Ottonen und unter den fränkiſchen Kaiſern (von 1024). Im 10 Jahrhundert zeichneten ſich mehrere Stifts- und Kloſterſchulen in Deutſchland aus, welche mit Bibliotheken ausgeſtattet wurden. In dieſe Periode fallen die Chronikenſchriftſteller Eginhard, Witichind, Dithmar, Lambert, Bruno, die Polyhiſtoren und philoſophiſchen Schriftſteller Alcuin und Rhabanus Maurus (776 bis 856), und vorzüglich die, welche in deutſcher Sprache ſchrieben, Otfried von Weißenburg, deſſen metriſche Bearbeitung der Evangelien, in ihrer Treue und Kürze bewunderns-würdig, als eigentlicher Anfang der deutſchen Literatur gelten kann (ſ. d. Art. Otfried), Notker, Willeram und Andere, deren Schrif-

ten bei Koch I. Bd. S. 23 bis 33 verzeichnet ſind. II. Eine neue Periode beginnt von den ſchwäbiſchen Kaiſern (1138) bis zur Reformation (Anfang des 16. Jahrhunderts). Vielleicht noch zweckmäßiger, als nach dieſer gewöhnlichen Abtheilung, würde man die zweite Periode von den Minneſängern bis zum Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften zu Ende des 15. Jahrhunderts feſtſetzen. Deutſchland war jetzt nicht mehr jene Wildniß der Germanier im Tacitus; die Moräſte waren abgezapft, die Wälder gelichtet oder niedergebrannt; Luft und Sonne hatten freien Spielraum; Clima, Lebensart und Einwohner hatten ſich gebeſſert. Der fortgeſetzte Umgang mit Italien und andern Reichen von Europa, bei den vielen Römer- und andern Ritterzügen; die fremden Sitten, die man durch die Kreuzzüge hatte kennen lernen; die beſſern Muſter, die man häufig vor ſich ſah, und der edle Eifer, ihnen gleich zu werden, hatten eine heilſame Revolution in dem Gemüthe der Deutſchen angefangen. Lebensart und Sitten wurden durch das blühende Ritterweſen verfeinert, die Ideenmaſſe vergrößert, Ton und Denkungsart vergeiſtigt, und da die Sprache immer mehr der Verbeſſerung und Verfeinerung der Denkart folgt, ſo war der edlere Theil von Deutſchland allmählig zum Beſitze alles deſſen gelangt, was zum Anfang einer Nationalliteratur gehört. Ihre Morgenröthe brach nun an, und zwar in Allemanien, d. i. in Schwaben, mit Inbegriff eines großen Theils der Schweiz. Von da verbreiteten ſich ihre Strahlen bald über die übrigen Provinzen Deutſchlands. Dieſes iſt die Periode der Minneſänger (ſchwäbiſchen Dichter) und der ihnen folgenden Meiſterſänger, unter welchen die Poeſie wiederum ſank. Die deutſche romantiſche Poeſie, kräftig und wohltönend, beginnt die eigentliche Nationalliteratur. Daneben zeigte ſich bei den Deutſchen eine beſondere Liebe für ihre Nationalinſtitute und Sitten, dadurch, daß deutſche Urkunden, Land- und Stadtrechte und Geſetze ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts niedergeſchrieben und geſammelt wurden. Hierher gehört der Sachſenſpiegel (zwiſchen 1215 und 1218 durch Epko von Repgow geſammelt) und der Schwabenſpiegel (ſ. beide Art.). Vom 11. Jahrhunderte an wurde auch das römiſche Recht von Deutſchen bearbeitet und leider auch auf deutſche Inſtitute angewendet. Neben der Rechtskunde wurde vorzüglich die Specialgeſchichte von den Deutſchen mit redlicher Treue und religiöſem Sinn bearbeitet. Hierher gehört des Biſchofs Otto von Freiſingen Weltgeſchichte (in 8 Bdn. 1146) und ſeine Geſchichte Friedrichs I. (in 2 Bdn. bis 1157); die Werke von Heinrich von Herford (ſtarb 1370), Gobelinus Perſona (1420) u. m. A., in lateiniſcher Sprache, und die Chroniken des Jac. von Königshofen, Johann Rothe, u. A. deutſch abgefaßt. Die Philoſophie wurde nun eifriger ſtudirt, indem vorher nur philoſophiſche Werke der Alten und der Araber überſetzt und abgeſchrieben worden waren; ſie wurde mit der Theologie verbunden und zur Vertheidigung der kirchlichen Grundſätze gebraucht, aber auch von dieſen beherrſcht. Unter den ſcholaſtiſchen Philoſophen zeichnen ſich mehrere Deutſche ſeit dem Anfange des 13. Jahrhunderts aus. Zu ihnen gehört der Dominicaner Albert der Große aus Lauingen an der Donau (ſtarb 1280), welcher in Paris und mehreren deutſchen Städten Philoſophie trieb und lehrte, wie auch große Forſchungen in der Naturwiſſenſchaft anſtellte. Als theologiſcher deutſcher Schriftſteller iſt der Myſtiker Joh. Tauler (ſtarb 1361) wichtig. Auch wurde zu Ende dieſes Zeitraums die Mathematik, Aſtronomie und

Mechanik von Deutſchland aus fleißig theoretiſch und practiſch bearbeitet; daher mehrere der wichtigſten Erfindungen. Was aber bisher die deutſche proſaiſche Literatur ſehr niedergedrückt hatte, war vorzüglich Mangel an Büchern und daher Koſtbarkeit derſelben, beſchränkte Schulanſtalten, die Befehdungen des Fauſtrechts und endlich die Abhängigkeit der Wiſſenſchaften von den Mönchen und Geiſtlichen, in deren Händen ſie blieben. Seit dem 14. Jahrhunderte aber wirkten die überall neugeſtifteten höhern Lehrinſtitute (ſ. den Artikel Univerſitäten), und ſeit dem 15. die Erfindung der Buchdruckerkunſt ſo mächtig zu einer neuen Bildung hin, daß man ſelbſt von ihnen neue Epochen der Literatur datiren muß. Erſt durch letztere konnte eine gelehrte Literatur, wie ſie Deutſchland vor allen übrigen Völkern ſich erworben hat, und welche nur auf möglichſt leichtem und allſeitigem Umtauſch der Anſichten und Kenntniſſe beruht, möglich werden. Vortheilhaft wirkte zu dieſer neuen Bildung der Untergang des griechiſchen Reichs (1453), deſſen Gelehrte nach Italien entflohen, und von hieraus die Keime einer neuen Bildung durch Erhaltung und Fortpflanzung alter Gelehrſamkeit ausſtreuten. Der freie Geiſt aber, welchen das Studium der alten Sprachen vorzüglich auf Univerſitäten aufregte, bewirkte und begünſtigte die großen Beſtrebungen der Reformation. Zu den Männern, welche ſchon früher durch Verbreitung der ſogenanuten Humanioren die höhere Cultur förderten, gehört vorzüglich ein Rudolph Agricola (1442—1485), Lehrer an der Univerſität zu Heidelberg, Conrad Celtes (1459—1508), der erſte gekrönte deutſche Dichter in Wien, der Polyhiſtor Johann Trithemius (1462—1516), vorzüglich aber Reuchlin, Profeſſor in Tübingen (1454—1522) und Ulrich v. Hutten (ſtarb 1523), Melanchthon, Joach. Camerarius und der berühmte Erasmus von Rotterdam. Endlich war auch die Aufhebung des Fauſtrechts und die Stiftung eines allgemeinen Landfriedens unter Maximilian I., dem großen Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, ſo wie die Gründung einer feſtern Reichsverfaſſung, und ein hoher Grad von Wohlſtand ſehr förderlich für die aufblühende freiere Cultur. III. Die Periode der neuern Literatur geht von der Reformation bis auf unſere Zeiten. Man kann dieſen Zeitraum füglich in folgende Unterabtheilungen eintheilen. 1. Von der Reformation bis zum Anfang des 30jährigen Krieges (1618). 2. Vom 30jährigen Kriege bis zum Ende des 7jährigen Krieges (1763). 3. Von da bis auf unſere Zeiten. — Von dem durch Wohlſtand blühenden Churſachſen ging die große Revolution aus, welche alle geiſtigen Kräfte in freie Bewegung ſetzte. Die Streitigkeiten mit den Gegnern derſelben ermunterten zu gelehrter Ausbildung und übten die Geiſteskraft ihrer Vertheidiger. Zu Luther, dem ächten deutſchen Manne, der die Freiheit des Geiſtes von willkührlichen Satzungen mit kräftiger deutſcher Zunge predigte, und die Urkunden des Chriſtenthums ſo meiſterhaft in deutſche Sprache übertrug, daß man ihn von jeher mit Recht den Stifter der deutſchen Proſa genannt hat (obgleich auch die deutſchen Ueberſetzungen der Claſſiker zur Bildung der Proſa beitrugen), verband ſich der milde und gelehrte Schüler Reuchlins, Melanchthon; und wie jener öffentlich und mehr nach außen, ſo wirkte dieſer mehr im Stillen durch Verbeſſerung der Schulen und Verbreitung gelehrter Kenntniß zu einer freiern Bildung. Die proteſtantiſchen Fürſten, beſonders die Churfürſten und Herzöge von Sachſen, unterſtützten ihre Bemühungen durch Anlegung von Lehranſtalten, beſonders Schulen, welche auf

die Univerſitäten vorbereiteten (ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts), und Bibliotheken. Während in dem catholiſchen Deutſchland die gelehrte Cultur durch kirchliche Vorurtheile, beſonders mit Hülfe der Jeſuiten, gehemmt wurde, boten ſich Theologie und Philologie in den proteſtantiſchen Ländern, namentlich in Sachſen und ſeinem damaligen gelehrten Mittelpuncte, Wittenberg, freundlich die Hand. Nur als der Lehrbegriff der proteſtantiſchen Kirche feſter wurde, gerieth das philologiſche Studium (ſeit dem 17. Jahrhundert) wieder in Verfall, und eine ſcholaſtiſche Polemik und polemiſche Theologie nahm die Oberhand, mit welcher die Theoſophie und Myſtik in einen wohlthätigen Gegenſatz trat. Früher hätte Melanchthon durch ſeine brauchbaren philoſophiſchen Lehrbücher die barbariſche Schulphiloſophie zu erſetzen geſucht. Jetzt aber kam ſie durch das Aufſehen, welches Peter Ramus erregte, wieder in Aufnahme. Die Myſtiker aber ſchloſſen ſich theils an die Cabbala, auf welche der treffliche Reuchlin bei ſeiner Bearbeitung der hebräiſchen Literatur geleitet wurde, theils an die Chemie und Aſtronomie, welche damals faſt nur Alchymie und Aſtrologie waren, anz an ihrer Spitze den berühmten Paracelſus, Val. Weigel, Jac. Böhme u. A. In den Naturwiſſenſchaften thaten ſich die Deutſchen ſeit dem 16. Jahrhundert hervor. Hier ſind unter den erſten der große Metallurg Georg Agricola aus Meißen und Conrad Geßner (ſeit 1542), der Vater der Naturgeſchichte zu nennen. Die Chemie brachte der genannte Theophraſtus Paracelſus (ſeit 1526) in eine beſſere Form, und wandte ſie glücklich auf Medicin an, erfand mehrere chemiſche Arzneien, die Mercurialpräparate und Opiate. Auch gewann die Heilkunſt einige Fortſchritte, ſo wie auch die Mathematik und Mechanik. Dürer ſchrieb ſogar ein mathematiſches Werk (über die Perſpective) in deutſcher Sprache. In der Aſtronomie ragten ſchon Nic. Copernicus und Tycho de Brahe, ſpäter Kepler hervor. Die Jurisprudenz wurde nur in der Methode, das römiſche Recht vorzutragen, verändert, und mit dem proteſtantiſchen Kirchenrechte vermehrt. Uebrigens wurde der Anfang eines deutſchen Staatsrechts durch Bearbeitung mehrerer Reichsgeſetze ſeit dem 16. Jahrhundert gemacht. Das Civilrecht fing mit mehreren Geſetzen an, auf welche die peinliche Halsgerichtsordnung Carls V. (Carolina genannt) folgte. Die Geſchichte wurde weniger gebildet. Nur Carions deutſch geſchriebene Chronik (1532) erregte ein allgemeines Intereſſe an dieſer Wiſſenſchaft, und wurde ſogar in verſchiedene Sprachen überſetzt; noch größeres Sleidans in lateiniſcher Sprache geſchriebene Univerſalhiſtorie. Mehr wurde die Specialgeſchichte cultivirt. In der Mitte des 16ten Jahrhunderts fing man nicht nur an, die Chroniken und Urkunden des Mittelalters zu ſammeln, ſondern auch die ausländiſche Geſchichte zu cultiviren, und die magdeburgiſchen Centuriatoren ſchrieben mit Fleiß und Genauigkeit. Die Literärgeſchichte begann mit Conrad Geßner; und ſchon im Jahr 1564 erſchien ein Bücherverzeichniß von der Frankfurter Buchhändlermeſſe. Auch zwiſchen den Gelehrten ſelbſt waren genauere Verbindungen eingetreten durch gelehrte Geſellſchaften und Correſpondenz. 2. Der dreißigjährige Krieg drohte alle Cultur zu vernichten; indeß wurde dieſer abwechſelnd in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands geführt, und es blieb daher den Gelehrten, obgleich ſehr bedrückt, oftmals unterbrochen und ohne alle öffentliche Unterſtützung, doch die Möglichkeit, in die tiefſte Einſamkeit zurückgezogen in der Literatur ihren Troſt zu ſuchen. Ja, die

Bearbeitung der deutſchen Sprache und Poeſie erreichte ſogar während deſſelben durch die ſogenannten ſchleſiſchen Dichter, Mart. Opitz (1597—1639) ꝛc., Flemming, ſeine Zeitgenoſſen Adam Olearius, Weckherlin, und durch die Stiftung mehrerer deutſchen Geſellſchaften (z. B. die fruchtbringende oder der Palmenorden, die Schwanngeſellſchaft ꝛc.), einen neuen Flor. Höchſt wohlthätig wirkte auf das erſchöpfte Deutſchland der weſtphäliſche Friede (1648), welcher der deutſchen Verfaſſung eine feſtere Geſtalt gab, und in dieſer lag ſelbſt wiederum ein Grund der deutſchen Cultur. In den verſchiedenen, beſonders proteſtantiſchen, Territorien wurde durch Fürſten, die in der Sorge für Cultur und literariſche Bildung wetteiferten, ein freies Studium und eine Denk- und Preßfreiheit begünſtigt, welche wir in dieſem Grade faſt bei keiner andern Nation finden; keine Hauptſtadt erhob ſich zum Tribunal der Nationalbildung. Vorzüglich fand die Geiſtesfreiheit in dem aufblühenden preußiſchen Staate Schutz und Begünſtigung. Man begann über einzelne Wiſſenſchaften, z. B. Geſchichte, Rechtswiſſenſchaft, zu philoſophiren, und dieſes zeigte bald einen vortheilhaften Einfluß auf die Bearbeitung der Geſchichte und ihrer Hülfswiſſenſchaften, ſo wie auf die Bearbeitung des Staats- und Privatrechts. Hermann Conring, Sam. Pufendorf ſind große Namen, welche hieher gehören, ſo wie Otto Guerike an der Spitze der deutſchen Phyſiker glänzt. In der Theologie herrſchte der craſſeſte Dogmatismus, gegen welchen der Pietismus eines Spener und anderer frommen Männer von wohlthätiger Wirkung war. Ein Haupthinderniß der deutſchen Literatur blieb immer dieſes, daß auch in dieſem Zeitraume die deutſche Proſa noch keine Selbſtſtändigkeit erhielt. Zwar empfand man ſchon das Bedürfniß einer deutſchen Sprachlehre (deutſche Sprache), und Viele, wozu vorzüglich der gelehrte Joh. Dan. Morhof (ſtarb 1691) gehört, waren es zu heben bemüht, auch wurde die deutſche Sprache ſeit Chr. Thomaſius zu wiſſenſchaftlichen Vorträgen gebraucht. Allein immer blieb die deutſche Sprache mit fremden, vorzüglich lateiniſchen und franzöſiſchen Wörtern geſchmacklos vermiſcht. Mit dem Wachsthum des politiſchen Einfluſſes von Frankreich wuchs auch dieſe Sprachvermengung und die Nachahmungsſucht in der deutſchen Literatur. Ja der größte Genius, welcher damals unter den Deutſchen auftrat, Leibnitz (1646—1716) wollte ſeine originellen Ideen lieber in der franzöſiſchen als in ſeiner Mutterſprache mittheilen. Von Wichtigkeit waren daher die Bemühungen Chriſtian von Wolfs, welcher dieſelben auch in deutſcher Sprache faßte und ihr durch dieſen philoſophiſchen Gebrauch eine ſyſtematiſche Beſtimmtheit mitzutheilen bemüht war. Dieſe Philoſophie wurde von zahlloſen Anhängern bearbeitet, von andern, z. B. Cruſius, geprüft und ſo das Denken und Schreiben in deutſcher Sprache ungemein gefördert. Von hieraus verbreitete ſich Aufklärung (die wiſſenſchaftliche deutſche Literatur) und ſyſtematiſches Streben in alle Wiſſenſchaften. Die Philologie, Jurisprudenz und Geſchichte wurden ſyſtematiſcher behandelt. Die vermittelſt Leibnitz geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin bewirkte große Entdeckungen in den mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften. Ueberall gründeten ſich literariſche Geſellſchaften und Vereine, und die goldene Zeit von Deutſchland bis auf den ſiebenjährigen Krieg begünſtigte den Buchhandel und die kritiſchen Inſtitute bis zur Leſeſucht. Die ſyſtematiſche Ausartung wurde bald durch Liebhaberei für ſchöne Literatur verdrängt, durch welche die Deutſchen, was ihnen noch fehlte, Rein-

heit und Geſchmack in ihrer Mutterſprache, nachholen zu wollen ſchienen. Hiezu wirkte Alex. Baumgarten, der Stifter der Aeſthetik, und Gottſched, (1700—1766), der Sprachreiniger, der aber den ſüßlichen franzöſiſchen Modegeſchmack und die genielos zahme Poeſie und Proſa einzuführen ſtrebte. Glücklich arbeitete ſeiner Schule (die leipziger genannt) die zürchiſche unter Bodmer und Breitinger entgegen, und die Dichter Haller, Hagedorn, Gellert, J. E. Schlegel gaben der Mutterſprache Leichtigkeit und Eleganz. Von einer andern Seite wurde die deutſche Kraft auf das claſſiſche Alterthum durch Philologen und Archäologen (Joh. Mat. Gesner, Joh. Dav. Michaelis, J. A. Erneſti, Chriſt u. A.) beſonders ſeit der Stiftung der Univerſität Göttingen hingeleitet. Dieſe Beſtrebungen reiften in dem dritten Zeitraume dieſer Periode durch Leſſing, Klopſtock, Winkelmann, Heyne, Forſter, Heinſe, Hippel, die Stolberge, Claudius, Gerſtenberg, Klinger, Thümmel, Moritz, Lichtenberg, Jean Paul Richter, Herder, Wieland, Voß, Schiller und Göthe, Namen, welche jede gebildete Nation verehren muß. Erſterer trat, mit Witz und Scharfſinn reich ausgerüſtet, als Gegner des franzöſiſchen Modegeſchmacks und Stifter einer geiſtreichen Kritik und Proſa kräftig auf. Mit Recht ſagt Fr. Schlegel (in der angeführten Abhandlung), ſein Geiſt, ſein dialectiſcher Scharfſinn und polemiſcher Witz, ſeine ganze literariſche Eigenthümlichkeit und Vielſeitigkeit, wird noch ſo lange ein nachahmungswürdiges Beiſpiel für uns bleiben, als der gegenwärtige Zuſtand der Literatur dauert. Winkelmanns Enthuſiasmus für das Alterthum und die Kunſt, in einem unſterblichen Werke dargeſtellt, als eine gewaltige Maſſe erhabener Bildung mitten in die Verderbtheit und Armſeligkeit der damaligen literariſchen Welt hingeſtellt, iſt die Grundlage des Beſten und Edelſten unter uns geworden. Klopſtock hat in einer kraftvoll originellen Sprache gedichtet, und der Sprache den höchſten Schwung gegeben. Hiezu wirkte auch der Einfluß der engliſchen Literatur auf Deutſchland, namentlich die Ueberſetzung des Rieſengeiſtes Shakeſpeare. Während Unterſuchungen über die Sprache durch Adelung, Voß u. A. angeſtellt wurden, übte ſich dieſelbe in allen Gattungen der Wiſſenſchaften und Poeſie. Kritiſche Inſtitute bemühten ſich, das ungeheure Ganze der überſtrömenden deutſchen Literatur zuſammenzuhalten und in Ueberſicht zu bringen. Namentlich werden die Verdienſte der Deutſchen um eine gründliche Theologie (ſeit Michaelis und Erneſti, Mosheim, dann Reinhard, Schleiermacher, de Wette, Marheineke ꝛc.) und Philoſophie (beſonders Metaphyſik) ſ. deutſche Philoſophie), zu welcher F. H. Jacobi, Kant, Fichte, Schelling u. A. durch originelle Anſichten wirkten, der Philologie (man denke eines Heyne, Wolf, Hermann u. A.) Geſchichtforſchung (Joh. Müller, Woltmann, Schröckh, Schmidt, Eichhorn, Heeren, Zſchocke, Dohm, Hormayr, Niebuhr, Luden ꝛc.), Mythologie (Creuzer, Kanne, Görres) und Kritik, der umfaſſendſten, welche je ein Volk gehabt, in der Geſchichte der Literatur unauslöſchlich ſein. Unzählig ſind die originellen Geiſter, welche Deutſchland in dieſer Periode erzeugt hat; kein Volk kann deren ſo viele aufzählen, und bei keinem Volke hat die Literatur ein ſo umfaſſendes Ganze ausgemacht, als bei den Deutſchen. Nur macht man der neuern Literatur nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf, daß ſie über den Inhalt zu oft die Form vernachläſſige und zu Extremen ſchnell übergehe. Weniger als der

Vorwurf der Schwerfälligkeit, Paradoxie, Vielſchreiberei und Nachahmungsſucht trifft der Vorwurf des Mangels an Phantaſie. Nur daß die Gründlichkeit und Tiefe des deutſchen Gemüths ſich mit jener oberflächlichen und gefälligen Lebhaftigkeit der Franzoſen kaum verträgt. Ueberhaupt aber iſt bei den Deutſchen das Wiſſen herrſchend über die Darſtellungskraft, und hat auch die Art der Aufklärung und Toleranz bewirkt, welche zur Irreligioſität führte. Ueberall endlich iſt in Deutſchland, ſelbſt unter den niedrigſten Ständen, ein Grad wiſſenſchaftlicher Cultur verbreitet worden, welches dem Handeln des Volks, dem die Freiheit nach außen wiedergegeben worden iſt, einen erhabenen Charakter aufprägen wird, ſo wie anderntheils zu hoffen iſt, daß ein kräftiges Handeln, zu welchem das deutſche Volk durch die Revolution der Zeit genöthigt worden iſt, das Wiſſen deſſelben kräftigen, die Speculationen deſſelben lebendig und anwendbar machen, die Religion wiederum erheben, von frömmelndem Formalismus reinigen und die Literatur mit friſcher Kraft durchdringen werde. Wir verweiſen übrigens die Leſer auf das Werk der Frau von Staël über Deutſchland, und auf das Urtheil eines Engländers über die deutſche Literatur in dem 52. Stücke der Edinburger Review's, J. 1817 (deutſch in der Iſis 1817), um zwei eigenthümliche Anſichten der Fremden von unſerer Literatur kennen zu lernen.

Deutſche Mahlerei. Das Eindringen der Römer an die Ufer des Rheines und der Donau bewirkte eine große Veränderung in den Sitten der deutſchen Völker. Sinn für Kunſt wurde hier zuerſt durch ſie geweckt. Die byzantiniſche Mahlerſchule herrſchte in allen ihren Verzweigungen auch am Rhein wie über dem ganzen Weſten. Ihre orientaliſch-düſtere Trockenheit erheiterte ſich auch in dieſen Gegenden nicht vor dem dreizehnten Jahrhunderte; dann aber brach ein frohes Naturgefühl auf einmal durch. Die Plaſtik eilte auch in Deutſchland der Mahlerei voraus, doch dieſe folgte fromm und emſig nach. Die Kennzeichen der Gemählde aus jener frühſten Zeit ſind: der Goldgrund, mit eingedruckten Heiligenſcheinen ums Haupt, deſſen glänzende Metallfläche oft mit wunderlichen Blumen tapetenartig gemuſtert war, und durch braune Umriſſe und Schattirungen in vergoldetes Schnitzwerk verwandelt ſchien; klare, heitere Farben, ohne Harmonie, aber auch ohne Buntheit, zarte Umriſſe. Betrachten wir die verſchiedenen deutſchen Lande in dieſer frühern Zeit, ſo war es in Oeſterreich beſonders der Abt Reginbald, der das Kloſter zu Murr im Jahr 900 ſtiftete und die Liebe für Kunſt weckte. Ihm folgten dort der heil. Thiemo zu Salzburg, und beſonders Giſela, Königin von Ungarn und Gemahlin des heil. Stephanus, hierin. Ludwig der Fromme erhielt von dem byzantiniſchen Kaiſer ſchon koſtbare Kunſtgeſchenke. Kaiſer Carl IV. rief beſonders viele geſchickte Mahler nach Böhmen, wo ſich ſchon im Jahr 1348 eine Mahlerzunft bildete. Die ſchleſiſchen und mähriſchen Fürſten lebten in freundſchaftlicher Verbindung mit den griechiſchen Kaiſern. Der heil. Methodius, der im Jahr 863 als Miſſionär zu den Slaven geſchickt wurde, wird als ein geübter Mahler geprieſen, der ſeine Kunſt zur Unterſtützung des Bekehrungsgeſchäftes gebrauchte. Die erſten ſchleſiſchen Biſchöfe waren Italiener, welche die frommen Gemählde überall zur Beförderung der Religion benutzten. In der Eliſabethskirche und der Kirche der heil. Barbara zu Breslau findet man noch ſolche höchſt merkwürdige uralte Gemählde. Das berühmteſte Monument dieſer Art iſt aber die gemahlte Hedwigstafel in der Kirche zu St.

Bernhardin in Breslau; auf dieſer Tafel ſind in 32 Vierecken lauter verſchiedne Begebenheiten aus dem Leben der heil. Hedwig dargeſtellt. Im Jahr 1450 fing ſchon eine bedeutende Mahlerſchule in Breslau an zu blühen, früher alſo noch als die nürnberger. In Baiern ſuchte Herzog Theodor II. durch den heil. Rupert, den er 696 von Worms nach Baiern berief, die chriſtliche Religion mehr auszubreiten, und hier, wie überall, knüpfte ſich die Einführung der Mahlerkunſt an die des Chriſtenthums. In den Benedictinerklöſtern wurden die Künſte am eifrigſten ausgebildet. Alfred und Ariram, von denen der letztere ein Mönch von St. Emmeran war, wurden als die größten baieriſchen Künſtler jener Zeit genannt. Wernher von Tegernſee zeichnet ſich beſonders durch ſeine herrlichen Glasmahlereien aus. Als Mahler des 15. Jahrhunderts in Baiern wurden Gleißmyller, Maier, Mächſelkircher, Füterer und Zawerhack gerühmt. In Franken finden wir die erſten Spuren der Kunſt zu den Zeiten des heil. Bruno, der im Jahr 1042 den Dom zu Würzburg von Grund auf neu erbauen ließ. Kaiſer Heinrich und ſeine Gemahlin, die heil. Kunigunde, beſchützten hier die Künſte ſehr. In dem Kloſter Heilsbronn findet man noch mehrere Gemählde aus den Zeiten des heil. Otto, Biſchofs zu Bamberg, der 1139 ſtarb. Nürnberg müſſen wir beſonders erwähnen, als denjenigen Ort, wo die mühſam-künſtliche Bildſchnitzerei ſowohl als die Mahlerei ſehr früh ſchon zu einer hohen Stufe der Vollendung gebracht wurden. Die uralten Mahlereien in der Marienkirche und in der St. Sebaldskirche daſelbſt ſind merkwürdig. Zu den frühſten nürnbergiſchen Mahlern gehören: Hans Traut, Kulenbach, Hans Bäuerlein und Michael Wolgemuth. Es gab überdem viele treffliche Glas- und Miniaturmahler daſelbſt. In Schwaben wurde zuerſt das Kloſter Hirſchau durch viele Kunſtſchätze berühmt. Sehr viele Klöſter und Kirchen gaben der Kunſt Gelegenheit, ſich hier zu entfalten, ſo wie auch viele Handſchriften hier mit köſtlichen Miniaturen geſchmückt wurden. In Augsburg, Ulm, Nördlingen gab es ſchon früh kunſtgeſchickte Meiſter. Am Oberrhein wurde durch Carl den Großen der Sitz aller Cultur errichtet. Mainz, Trier, und ganz beſonders Cöln waren die erſten Kunſtſitze jener Zeit. Wir können annehmen, daß die Periode vom Jahr 1153 bis 1350 für deutſche Kunſt ſo wie für Poeſie und Sprache entſcheidend war. Damals blühte in Cöln die älteſte deutſche Mahlerſchule, welche die ſpätere zu Nürnberg an Reinheit des Styls und ſtiller Lieblichkeit weit übertraf. Die meiſten ihrer Gemählde ſind auf Holz gemahlt, welches erſt mit einem Kreidegrunde, dann mit Leinewand überzogen wurde, auf welche wieder ein Grund von Kreide und Bolus und ein Goldgrund aufgetragen war. Die Farbenpracht erhielt ſich darauf im wunderſamſten Glanze. Das berühmteſte Kunſtwerk jener Zeit iſt das herrliche Altargemählde im Dom zu Cöln, von welchem man nicht einmal beſtimmt den Mahler kennt; man ſchreibt es bald einem Wilhelm von Cöln, bald dem Peter Calf zu. Die Sammlungen von Wallraff, Boiſſerée, Fochem und Bettendorf enthalten die köſtlichſten Gemählde jener Kunſtperiode. Friedrich Schlegel machte zuerſt darauf aufmerkſam. In Frankfurt zeichneten ſich beſonders die trefflichen Glasmahler aus. Auch blühte in gedachter Kunſtperiode der dichtungsreichſte der altdeutſchen Meiſter, Hemmelink, deſſen Werke voll Kühnheit und Gluth ſind. In Heſſen und Thüringen wurde der Erbauer der Wartburg, Graf Ludwig II., auch der erſte

Beſchützer der Kunſt. Die alte Eliſabethenkirche zu Marburg enthält noch viele Denkmahle uralter Kunſt. In Sachſen beſchützte Heinrich I. am früheſten die Künſte. Nicht allein in Kirchen und Klöſtern, ſondern auch in zierlichen Handſchriften und auf den in Nonnenklöſtern geſtickten Meßgewändern und Altarbehängen muß man die Kunſtgebilde jener frühern Zeiten ſuchen. In Niederſachſen und Weſtphalen lebten zuerſt ausgezeichnete Künſtler in den Abteyen Corvey, Minden, Hildesheim und Osnabrück. Es iſt unglaublich, wie viele Kunſtdenkmale aus dieſer früheſten Zeit noch überall in Deutſchland exiſtiren; ſie wurden ſonſt zu wenig beachtet, und in neueſter Zeit werden ſie überſchätzt. Die fromme Gemüthlichkeit, die ſtille Einfalt dieſer Werke ſoll geliebt und bewundert, aber nur nicht von Kunſtjüngern nachgeahmt werden. Dieſe werden uns leicht alle Mängel der richtigen Verhältniſſe, der Haltung, Perſpective und Anatomie wiedergeben, ohne von dem innern Sinne durchdrungen zu ſein! — Eine zweite wichtige Kunſtperiode war die Zeit für Deutſchland, wo der tiefſinnige Albrecht Dürer, den ſelbſt Raphael hochſchätzte, lebte (von 1471 bis 1528), der ſich zuerſt in Wolgemuths Schule und dann durch eine Reiſe durch Deutſchland, die Niederlande und Italien bildete. Martin Schön erwarb ſich ſchon früher großen Ruhm; man kann ihn mit Recht den deutſchen Perugino nennen; ſeine Werke haben große Aehnlichkeit mit denen dieſes Meiſters, und beide ſtanden auch im freundſchaftlichen Briefwechſel. Lucas Cranach, geb. 1470, geſt. 1553, ſtand von früher Jugend an im Dienſte des ſächſiſchen Churfürſten Friedrichs des Weiſen, mit dem er 1493 nach Paläſtina zog; er genoß ſpäter die ausgezeichnete Freundſchaft Johann Friedrichs des Großmüthigen, den er ſogar fünf Jahre lang ins Gefängniß begleitete. Seine Gemählde gewannen beſonderes Intereſſe durch die Bildniſſe der ausgezeichnetſten Perſonen ſeiner Zeit, die er darin anbrachte. Er hat viel Wahrheit und eine zarte Behandlung des Pinſels, aber ſeine Arbeiten ſind äußerſt hart, trocken und flach. Viele geſchickte Mahler gehörten zu der Familie Holbein; der ausgezeichnetſte darunter war Hans Holbein, geb. 1495, geſt. 1554. Dieſen kann man wohl den deutſchen Leonardo da Vinci nennen. Er arbeitete mehrere Jahre in England; faſt alle Gallerien beſitzen treffliche Werke von ihm; zu den berühmteſten gehören ſeine Madonna mit der Familie des Bürgermeiſters Meyer in der Dresdner Gallerie und ſein Todtentanz. Ferner müſſen wir Altdorfer, Beham, Bink, Penez, Burgkmaier, Scheuffelin, Grünewald, Schoen, Springinklee, Schooreel, Lucas von Leyden, Hemskerk, Füßli, Joan von Mabuſe, Sutermann, Goltzius, Franz Floris, Franz Frank, Chriſtoph Schwarz, Rottenhammer, und beſonders Adam Elzheimer, als die vorzüglichſten Künſtler der deutſchen Schule im 16. Jahrhundert nennen. Die mehreſten waren auch Kupferſtecher. Ihre Ideen waren oft ſehr poetiſch, bisweilen zu tiefſinnig allegoriſirend. So fleißig ihre Ausführung war, ſo fehlte ihnen meiſt höherer Schönheitsſinn, richtige Zeichnung, Haltung des Ganzen durch Helldunkel und durch ein willkührliches Aufopfern kleinlicher Nebendinge, und Gefühl für edle reine Idealform. Im 17. und der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die Kunſt in Deutſchland ganz geſunken. Mengs weckte zuerſt wieder ein reineres Streben, er und Winkelmann ſind die wahren Wiederherſteller der Kunſt. Sein ſtrenger Ernſt wurde von ſeinen Schülern und Nachahmern weniger befolgt; die

meiſten neigten ſich zu einer heitern Flüchtigkeit und oft etwas flachen Buntheit bei ihren lieblichen gefälligen Compoſitionen; wir nennen hier beſonders Maron, Unterberger, Oeſer und Angelika Kaufmann. Wilhelm Tiſchbein aus Heſſen gebürtig, welcher lange Zeit in Neapel lebte und ſich jetzt in Eutin befindet, gehört zu den merkwürdigſten neuern Künſtlern. Sein Geſchmack iſt rein, ſein Styl edel, ſeine Phantaſie ungemein ſchöpferiſch und dichteriſch; er weiß in ſeinen geiſtvollen Skizzen der ganzen belebten und unbelebten Natur Sprache und Phyſiognomie zu geben. Seine Umriſſe zu den Homeriſchen Gedichten ſind berühmt. Füger ſtiftete eine treffliche Mahlerſchule als Director der Akademie in Wien; reiner Schönheitsſinn und ächter Idealſtyl zeichnen ihn beſonders aus. Seine Zeichnungen zu Klopſtocks Meſſias ſind berühmt. Hetſch in Stuttgart iſt nicht allein ſelbſt ſehr geſchickter Künſtler, ſondern er bildete auch manches jugendliche Talent. Wächter daſelbſt zeichnet ſich durch einen einfachen, frommen und oft großen Styl aus. Sein Hiob iſt grandios gedacht und ausgeführt; man könnte ihn den deutſchen Garofalo nennen. Gerhard von Kügelgen, Profeſſor an der dresdner Kunſtakademie, gehört zu den ſinnigſten und ausgezeichnetſten deutſchen Künſtlern. Seine Ideen ſind außerordentlich ſchön und tief durchdacht; ſeine Ausführung vereint die Kraft und Grazie der italieniſchen Schule mit dem Fleiß und Farbenzauber der Niederländer. Seine Portraits ſind eben ſo treffend wahr, als ſeine hiſtoriſchen Gemählde bedeutend und vollendet. Profeſſor Hartmann in Dresden iſt einer der wiſſenſchaftlichſten jetzigen Künſtler. Sein Aeneas, ſein Hektor ꝛc. ſind eben ſo trefflich in Zeichnung und Compoſition, als ſein Eros und Anteros, ſein Erlkönig ꝛc. dichteriſch ſchön ſind. Seine neuern Werke (mehrere Geſichte aus der Offenbarung) ſind geiſtvoll und kühn, ahmen aber dem Michel-Angelo Buonarotti faſt zu ſehr in ihrer Tendenz nach. Seine Portraits haben ſprechende Wahrheit. Profeſſor Matthäi zeichnet ſich in Portraits aus, beſonders in männlichen Köpfen, und hat ſchon in mehreren Altarblättern bewieſen, welch ein braver Zeichner und wie erfahren in allen techniſchen Theilen der Kunſt er iſt. Profeſſor Rösler hat ſich neuerlich in mehreren Gemählden aus der ſächſiſchen Geſchichte als einen denkenden und auf dem richtigſten Wege fortſchreitenden Künſtler gezeigt. Prof. Seydelmann ſteht einzig in ſeiner Geſchicklichkeit, große Sepiazeichnungen auszuführen. Der verſtorbene Graff gehörte zu den trefflichſten Portraitmahlern. Prof. Weitſch in Berlin iſt ſehr geſchickt in Behandlung ſowohl, als Erfindung. Hummel und Nahl in Caſſel verdienen die ehrenvollſte Erwähnung. Retzſch in Dresden iſt geiſtvoller Erfinder kleiner romantiſcher Scenen. Seine Skizzen ſind ſchön. Vogel war der lieblichſte Kindermahler; er hatte ſehr viel Schmelz und Weichheit. Sein Sohn, der gegenwärtig in Rom lebt, iſt ausgezeichneter Portraitmahler; er gibt ſich jetzt aber auch leider dem Streben nach altdeutſcher Manier, welches ſo viele der genialſten jungen deutſchen Künſtler in Italien von dem wahren Wege der Natur und ächter Kunſt lockt, und zu eckiger Unbeholfenheit, magern Formen, trockener Farbengebung und Vernachläſſigung der Perſpective verführt. Die erſte Richtung bekam dieſer neu-alterthümelnde Kunſtgeſchmack durch die myſtiſche Frömmigkeit vieler Dichter und Schriftſteller. Göthe ſpricht in ſeinem zweiten Hefte über Kunſt und Alterthum ſehr gewichtige Worte dagegen, möchten ſie offnen Eingang finden! Die Brüder Riepenhauſen aus Göttingen, die

ſeit mehr als 10 Jahren in Rom leben, neigten ſich ſonſt ſehr zu dieſer Partei, doch kehrten ſie dem beſſern Wege der Raphaeliſchen Schule ſeit mehrern Jahren wieder zu. Overbeck, Cornelius, Schadow der jüngere, Julius Schnorr, ſind lauter höchſt talentvolle, tieffühlende junge Künſtler, die jetzt in Rom jenen Weg oder vielmehr Abweg befolgen. Möge der geſchickte Näcke ſich davon frei erhalten. Mit unendlich zarter Phantaſie begabt war der frühverſtorbene Runge, deſſen liebliche Hieroglyphen, Arabesken, wahre Dichtungen ſind. Im Landſchaftsfach zeichnen ſich die deutſchen Künſtler Philipp Hackert, Reinhard, Mechau, Klengel, Wihle, Veith, Zingg beſonders aus. Ein neues Fach ſchuf ſich der geniale Friedrich in Dresden, welcher myſtiſche-religiöſe Bedeutung in die Landſchaftsmahlerei zu legen weiß. Auch er verſchmäht oft alle Kunſtregeln, doch hat er den großen Vorzug, nur ſeiner oft düſtern, aber ſtets erhabenen Phantaſie zu folgen, und nicht altdeutſche Meiſter nachzuahmen, ſo bleibt ihm die intereſſanteſte Eigenthümlichkeit. — Unter den Kupferſtechern verdienen Chodowiecky, Müller, der Vater, in Stuttgart, und der leider ſo früh verſtorbene jüngere Müller in Dresden, der das berühmte Blatt der Sixtiniſchen Madonna nach Raphael vollendete, Bauſe, Haldenwang, Jury, G. C. Krüger, Darnſtedt, Seyfert, Böhm, Bolt, Schwerdgeburth und manche Andere ſehr ehrenvolle Auszeichnung. Sehr geübte Zeichner ſind Ramberg und Kolbe; erſterer hat eben ſo viel Talent als leider auch Manier. Die vorzüglichſten Kunſtſitze in Deutſchland ſind: Dresden, München, Wien und Berlin; an dieſen vier Orten ſind auch ſehr bedeutende, Mahlerakademien. Um ausführlichere Kunde über deutſche Mahlerkunſt zu bekommen, ſind „Fiorillo's Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland und den vereinigten Niederlanden", „Göthe's Hefte über Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden" und die Schilderungen der Boiſſeréeſchen Sammlung altdeutſcher Gemählde, ſonſt in Heidelberg jetzt in Stuttgart, ganz vorzüglich nachzuleſen.

Deutſches Meer, gewöhnlich Nordſee genannt, iſt das Meer zwiſchen Großbritannien, Holland, Deutſchland, Norwegen und Dänemark. Den Namen Nordſee hat es wegen ſeiner nördlichen Lage gegen Deutſchland und Holland erhalten. Seinen Flächeninhalt ſchätzt man auf 10,000 Q. M. Es hat Ebbe und Fluth, welche ſich am ſtärkſten an den Küſten von Holland und England zeigen, weil es hier am meiſten eingeengt iſt. Das Waſſer iſt ſalziger als das Waſſer der Oſtſee, und zeigt häufig den Glanz, über deſſen Urſachen der Art. Mollusken nachzuſehen iſt.

Deutſche Muſik. Von jeher äußerten die Deutſchen große Fähigkeit und Neigung zum Geſange. Wie wild und roh auch ihre kriegeriſchen Geſänge ſein mochten, ſo fand ſie doch Tacitus werth, als etwas Eigenthümliches an ihnen angeführt zu werden. Auch bei ihrem Götzendienſte ſcheinen ſie ſich blaſender Inſtrumente bedient zu haben. Mit der Annahme der chriſtlichen Religion vermehrte ſich ihre Neigung zur Tonkunſt; der lateiniſche Geſang wurde bei ihrem Gottesdienſte eingeführt, und ſie waren bald wegen ihres Geſanges und ihrer Geſchicklichkeit im Spiel der Blasinſtrumente (beſonders der Zinken, Poſaunen, Waldhörner und Trompeten) unter den Chriſten berühmt. Geſang und Unterricht im Gebrauche dieſer Inſtrumente gehörte zu dem Schulunterrichte in dem Mittelalter, und wurde in

den Klöſtern getrieben. Johann, Mönch von Fulda, Schüler des Rabanus, ſoll den harmoniſchen Geſang in Deutſchland verbeſſert haben. Die Erfindung der Noten, deren Stelle früher die mangelhafte Tabulatur vertrat, und die Solmiſation wurde von Biſchöfen (im 17. Jahrh.) eingeführt. Seit dieſer Erfindung ſchritt die Muſik raſch vorwärts. Franko von Cöln erfand in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts den Menſuralgeſang. Seit dem 12. Jahrhundert wurde die Muſik durch die Minneſänger und ſpäterhin durch die Meiſterſänger ausgeübt. Im 14. und 15. Jahrhundert wurde die Harmonie beſonders in Frankreich und England gründlich ausgebildet, wozu die Erfindung der Orgeln und ihre Einführung beim Gottesdienſt viel beitrug. Doch finden wir auch in dem 15ten Jahrhundert fleißige und berühmte Contrapunctiſten unter den Deutſchen, z. B. Jacob Obrecht, Johann Bonadies ꝛc. An den Domkirchen wurden Cantoreien und mehrere Singſchulen errichtet. Die Einführung der Figuralmuſik zu Anfange des 16. Jahrh. zog auch eine Verbeſſerung und größere Verbreitung der muſikaliſchen Inſtrumente nach ſich, z. B. der Orgel. Um 1470 erfand Bernhard, ein deutſcher Künſtler, das Pedalclavier. Die Verbreitung der Tonkunſt wurde nun auch durch die Buchdruckerkunſt befördert. Luther ſtellte den einfachen Kirchengeſang wieder her, erwarb ſich große Verdienſte um den einſtimmigen Choralgeſang, und begünſtigte die Muſikanſtalten in den Städten, beſonders auf Schulen (die Stadtzinkeniſten und das Thurmblaſen kam auf). Durch einige Volkslieder haben ſich ſehr gemüthliche Melodien aus dieſer und der Zeit der Meiſterſänger erhalten. Auch ſcheint die Entſtehung des deutſchen Tanzes (des Schleifers), welcher den Charakter der deutſchen Luſtigkeit trägt, in dieſe, oder vielleicht ſchon in frühere Zeit zu fallen. Vor dem 30jährigen Kriege wurde die Muſik beſonders von dem kaiſerlichen Hofe zu Wien, von den Churfürſten von Baiern und von den Biſchöfen begünſtigt. Sie hatten Chöre von Sängern und Inſtrumentiſten zu geiſtlichem und weltlichem Gebrauche. Der Churfürſt von Baiern hatte den berühmten Rolandus Laſſus (Orlando Laſſo) zum Capellmeiſter. Aber der 30jährige Krieg zerſtörte viele herrliche Keime dieſer Kunſt. Jetzt wurde vorzüglich der eigentliche deutſche Marſch, welcher den gemeſſenen, aber kräftigen Gang der Deutſchen mit erhebender Feierlichkeit bezeichnet, ausgebildet. Schnell lebte die Tonkunſt nach dem 30jährigen Kriege wieder auf, beſonders an dem Hofe des Kaiſers Maximilian und ſeiner Nachfolger. Hier bildete ſich, beſonders durch Inſtrumentalmuſik, ſeit dem 18. Jahrhundert der Cammer- und Conzertſtyl, obgleich der Kirchenſtyl noch die Oberhand behielt. Carl VI. hatte das größte bekannte Orcheſter. Fuchs und Caldara waren ſeine Capellmeiſter. Die deutſche Muſik trat hier zuerſt in ihrer Eigenthümlichkeit auf, und hat ſich ſeitdem von der italieniſchen immer unabhängiger gemacht. Gründlichkeit ohne Pedanterei, ſagt Schubert (in ſeiner Aeſthetik der Tonkunſt), immer lachendes Colorit, großes Verſtändniß der Blasinſtrumente und der Charakter der ſich hier bildenden wiener Schule. Noch höher ſtieg die Muſik unter Maria Thereſia, deren muſikaliſcher Lehrmeiſter Wagenſeil war. Und ſo wurde namentlich in Oeſterreich die glänzende Periode der deutſchen Tonkunſt vorbereitet, welche Gluck, Mozart und Haydn herbeiführten. In Oeſterreich hat ſich noch jetzt die Muſik in der größten Ausbildung erhalten, wie die Zahl ausgezeichneter Tonſetzer und Inſtrumentaliſten, die dort leben oder ihre Bil-

bung erhielten, bezeugt z. B. Weigl, Abr. Stadler, Gyrowetz, Wranitzky, Seyfried und mehrere unten angeführte, wozu auch die Fertigung vortrefflicher muſikaliſcher Inſtrumente viel beiträgt. In Sachſen blühte ebenfalls ſchon früh der Geſang; die Italiener nannten jeden Deutſchen Saſſone. In Dresden bildete ſich unter den Königen von Polen ein eigener Styl und eine treffliche Capelle. Haſſe, Sebaſtian Bach, Händel, Homilius, Hiller, Naumann, Schweitzer, Benda, Wolf und Andere machten den ſächſiſchen Namen in der Tonkunſt groß. Die Schule der Tonkünſtler in Berlin wurde vorzüglich durch Friedrich den Großen geſtiftet. Graun (ein Sachſe) wurde ſein Capellmeiſter. Große Inſtrumentaliſten, wie Quanz, Friedrichs Lehrer auf der Flöte, Franz Benda, hoben die Concert- und Cammermuſik. Auch gingen aus dieſer Schule große Theoretiker, wie Marpurg und Kirnberger hervor. Hier lebte auch Schulz, der treffliche Liedercomponiſt. Ihnen folgten ein Faſch, Reichardt, Himmel, Weber, Zelter u. A., welche zum Theil noch jetzt Zierden der deutſchen Tonkunſt ſind. Auch in Baiern und an den übrigen deutſchen Höfen, z. B. Braunſchweig und in den blühenden Handelsſtädten, wurde überall die Tonkunſt geliebt und beſchützt. Tonſetzer, wie Vogler, Winter, Romberg, Spohr, Poißl, gehören zu den erſten in Deutſchland. Durch den Theaterſtyl wurde die Muſik zu dem höchſten Gipfel erhoben. Seitdem aber der Theaterſtyl und die Concertmuſik ſich ausbildete, wurde der Kirchenſtyl immer galanter, und mit dem Theaterſtyl vermiſcht; man ſah ſich daher neuerdings genöthigt, zu den alten Kirchenſtücken zurückzukehren. Die deutſche Muſik die in großen tiefen Harmonien den romantiſchen Charakter der Tonkunſt vorzüglich entwickelt hat, ſcheint am Ende des 18ten Jahrhunderts ihre Blüthe erreicht zu haben. Keine Nation kann dieſer Muſik etwas Gleiches an die Seite ſtellen. Ihre Tiefe der Harmonie, Reichthum der Inſtrumentation und Fülle der Melodie ſetzten Italiener und Franzoſen in Staunen. Unter den deutſchen Sängern dürfen wir eine Mara, Schick, Häſer, Fiſcher, Grünbaum, Milderhauptmann, Schmalz, Seidler, Wranitzky, Becker, Gervais ꝛc., einen Weirelbaum, Wildt, Gerſtäcker, Bader, Moltke ꝛc. (Tenoriſten), einen Fiſcher, Maurer, Strohmeyer ꝛc. nennen. Unter den Inſtrumentaliſten aber ſtellten die Deutſchen ihre größten Meiſter auf, z. B., Beethoven, Hummel, Duſſeck, Wölfl, Eberl, Maria, von Weber, Moſcheles, Ries, Neukann, Spohr, Fränzel, Seidel, Möſer, Kieſewetter, Hermſtädt, Thurner, Dreßler, Fürſtenau, Bohrer, Schunk, (Waldhorniſt), die Romberge und viele Andere. In den letzten Jahren artete der Geſchmack der Gebildetern in harmoniſche Ueberladung, welche den Geſang unterdrückt, Bizarrerie und Streben nach Originalität, vorzüglich ſeit Beethoven und Cherubini, aus. Der Modegeſchmack, der ſich an einförmiger und unkräftiger Liedelei, vorzüglich durch die beliebte Guitarre befördert, einige Zeit ergötzte, bewundert jetzt pikante Modulationen und mechaniſche Seiltänzerei.

Deutſche Philoſophie. Dieſe konnte nicht eher auftreten, als bis die deutſche Proſa einen gewiſſen Grad der Bildung erreicht hatte. So lange die Deutſchen ihre philoſophiſchen Werke noch vorzugsweiſe in lateiniſcher Sprache ſchrieben, ſchloſſen ſie ſich an die herrſchende Philoſophie, z. B. der Scholaſtiker, an, oder beſtritten

dieſelbe ſeit dem 15. Jahrhundert, und verbreiteten, wie Philipp Melanchthon, durch ihre humaniſtiſche Kenntniß beſſere philoſophiſche Anſichten, geſchöpft aus den reinen Quellen des claſſiſchen Alterthums (ſ. d. Art. deutſche Literatur). Die eigentlich deutſche Philoſophie charakteriſirt ſich durch das raſtloſe Streben nach Syſtemen und Ableitung wiſſenſchaftlicher Sätze von einfachen und möglichſt umfaſſenden Principien und ihre cosmopolitiſche Richtung. Sie beginnt mit Leibnitz, geb. 1646 (ſ. d. Art.), deſſen Anſichten Chr. Wolf zum größten Theil aufnahm, und in ſyſtematiſcher Methode in Umlauf brachte (ſeit 1799). Leibnitzens Lehre von den angebornen Ideen, ſeine Monadologie und Theodicee, ſein Beſtreben nach einem höchſten Princip gab allen denkenden Köpfen ſeiner Zeit zu thun. Wolf ſtellte ſchon die philoſophiſchen Wiſſenſchaften in einem deutlichen encyclopädiſchen Zuſammenhange auf; allein der Hauptfehler ſeiner Philoſophie lag darin, daß er die Wahrheit nur in Definitionen und Beweiſen (in der demonſtrativen Methode) beſchloſſen glaubte. Seine unzähligen Schüler bildeten dieſen Formalismus bis zum Ekel aus. Er fand an Chr. A. Cruſius (ſeit 1747) und Joh. G. Daries wichtige Gegner, aber mehr im Einzelnen als im Ganzen. Unter ſeinen Anhängern aber finden ſich mehrere Philoſophen, welche einzelne Wiſſenſchaften, beſonders Logik, mit Glück ausbildeten, z. B. J. H. Lambert, Ploucquet, Reimarus, Baumgarten (ſ. d. Art.) u. A. Darauf bildete ſich von 1760—1780 ein Electicismus in der Philoſophie. Einige folgten bald dem Descartes, welcher die Trennung des Körpers und Geiſtes zu einem Grundcharakter der neuen Philoſophie erhob, bald den pſychologiſchen Forſchungen eines Locke. Durch Hume angeregt, ſuchte endlich den ſcharfſinnigen Denker Immanuel Kant (ſeit 1780), mit welchem die neueſte Philoſophie (die zweite Periode der eigentlich deutſchen Philoſophie) beginnt, die Grenzen des menſchlichen Erkenntnißvermögens gegen die Dogmatiker feſt zu beſtimmen und zu zeigen, daß die bisherige Metaphyſik eine unhaltbare Wiſſenſchaft ſei. Dagegen machte er die Vorſtellungen von Zeit und Raum, Urſache, Wirkung u. a. zu bloßen Verſtandsobjecten, welche auf die Ideen von Gott keine Anwendung geſtatten. Was aber die theoretiſche Kraft nicht leiſte, leiſte die practiſche, was ſie ausſage, ſei das Gewiſſeſte. Obwohl nun der Gegenſatz des Denkens und Seins durch dieſe Lehre erſt recht grell hervorgehoben wurde, ſo weckte doch dieſe Kritik den Geiſt eines freieren Philoſophirens unter den Deutſchen. Der kühne kräftige Denker Fichte ſah, wie dieſe Philoſophie auf halbem Wege zu dem Idealismus ſtehen blieb, und ſtellte mit der ſtrengſten Conſequenz ein Syſtem des Idealismus auf, in welchem er aus einem Princip, dem Ich alle Erkenntniß und Wahrheit herzuleiten ſuchte, — die Wiſſenſchaftslehre. Dieſem kühnen Unternehmen ſtellte ſich die nicht aufzuhebende Natur und das originelle Syſtem Schellings entgegen (von Einigen die Identitätsphiloſophie genannt), welches das Abſolute an ſeine Spitze ſtellte, in welchem das Ideale und Reale eins, und von welchem dem Menſchen, ein Wiſſen möglich ſei. (Daher iſt ihm die Philoſophie auch Wiſſenſchaft des Abſoluten.) Dieſes ſind die Hauptſyſteme der neuern Philoſophie. Uebrigens zeigten ſich nicht nur als Gegner der einzelnen derſelben, ſondern auch als Anhänger und Ausbildner derſelben mehrere wackere Denker (z. B. Fries und Krug in Beziehung auf den Kriticismus Kants, Schulze, Reinhold u. A.); Andere trugen, aufgeregt durch den philoſophirenden

Geiſt ihrer großen Zeitgenoſſen, ihre mehr oder weniger eigenthümlichen Anſichten vor, z. B. Bardili, Bouterwek, Hegel, Joh. Jac. Wagner, Salat. Dieſen Syſtemen, wie überhaupt der ſyſtematiſchen Speculation, trat entgegen Fr. Heinr. Jacobi, Fr. Köppen, Weiller, Eſchenmayer, welche an die Stelle des unmittelbaren Wiſſens den Glauben ſetzen. So ſcheint nach dem heißen Kampfe der Anſichten die Philoſophie ſich mit der Religion verſöhnen zu wollen, ohne daß beide ihr eigenthümliches Gebiet verlieren. Viele haben den Wechſel der Syſteme unter den Deutſchen mit oder ohne Witz getadelt. Gewiß aber iſt es, daß über die Wahrheit einer Anſicht nur dann vollkommen geurtheilt, und ſelbſt der Irrthum deutlicher erkannt werden mag, wenn ſie ſich in Form des conſequenten Syſtems dargelegt hat; und dies war das Beſtreben der gründlichen Deutſchen. Je mehrere und verſchiedene Syſteme dann auftreten, deſto umfaſſender wird die Einſicht des Denkers. Welche die Nachtheile weit überwiegende Vortheile mußte alſo der Deutſche von ſeinen Syſtemen erhalten! Dazu kommt, daß nicht nur die einzelnen philoſophiſchen Disciplinen (vorzüglich die Aeſthetik), ſondern alle Wiſſenſchaft überhaupt durch dieſen philoſophiſchen Geiſt eine höhere Geſtalt gewonnen haben, und von keiner andern Nation ſo ſehr als ein einziges organiſches Ganzes nach ihrer innern Verbindung und Verwandtſchaft dargeſtellt worden ſind, als von den Deutſchen, ja überhaupt kein wichtiger Gegenſtand der Menſchheit bei ihnen ohne wiſſenſchaftliche Bearbeitung geblieben iſt, — wie oft auch die Anwendung der jedesmal herrſchenden Syſteme auf dieſelben zu lächerlichen Paradoxien, Ausſchweifungen und geſchmackloſer Pedanterei verleiten mußte, — endlich um eben deswillen keine neuere Nation einen ſolchen Einfluß auf die wiſſenſchaftliche Bildung in Europa gehabt hat, als die Deutſchen; weshalb wir ſie mit Robertſon mit Recht die Großhändler in der Gelehrſamkeit nennen mögen.

Deutſche Poeſie. Auch in ihr offenbart ſich der Charakter der Deutſchen (ſ. deutſche Literatur), vorzüglich durch geiſtvolle Gemüthlichkeit in einer volltönenden, bildſamen und bedeutungsvollen Sprache. Ihre Entſtehung fällt in Zeiten, wo die übrigen neueren Sprachen entweder noch gar nicht exiſtirten, oder in Europa noch nicht eingewandert, oder in tiefer Nacht verborgen waren. Sie entſtand aber, wie überall, viel früher als die Proſa. Man nimmt zweckmäßig drei Hauptperioden in der Geſchichte der uns bekannten deutſchen Poeſie an; von welcher die erſte mit der Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland beginnt, und die Poeſie des Mittelalters begreift; denn von den frühern Geſängen der Barden (ſ. d. Art.), von welchen Carl der Große eine Sammlung veranſtaltet haben ſoll, iſt keine Spur mehr vorhanden. Die Gedichte, welche wir aus dem Mittelalter erhalten haben, zerfallen in zwei Hauptreihen: 1. die, welche einheimiſche Sagen und Dichtungen darſtellen, 2. die, welche andern Fabelkreiſen angehören. Die erſteren ſind der Grundlage nach weit älter; wiewohl wir die frühere Behandlung derſelben Stoffe nicht mehr haben. Ueberhaupt ſcheint Deutſchland reich an poetiſchen Sagen geweſen zu ſein, aus denen ſich eine Art von nationalem Epos bildete. Unter dieſen, wie überhaupt unter allen deutſchen Gedichten des Mittelalters (die beiden älteſten Gedichte aus dem 8ten Jahrhundert: das Lied von Hildebrand und Hadubrand, und das Weißenbrunner Gebet ſind kürzlich (Caſſel 1812) durch die Gebrü-

der Grimm herausgegeben worden; die übrigen Gedichte aus dem fränkiſchen Zeitalter, wo der fränkiſche Dialect herrſchend war, ſind, wenige ausgenommen, nur ängſtliche Ueberſetzungen der Geiſtlichen), ragt das Originalepos der Nibelungen (zu Ende des 12. oder zu Anfange des 13. Jahrhunderts zum letzten Male bearbeitet) hervor, und iſt mit Recht dem Homeriſchen Epos in Hinſicht auf nationale Eigenthümlichkeit an die Seite zu ſtellen (ſ. Lied der Nibelungen.) Ferner gehört hieher die Sammlung alter Heldenlieder, welche den Namen das *Heldenbuch* erhalten hat. In beiden iſt national-deutſche Poeſie. Zu den fremden Dichtungen gehören die aus der alten Mythologie und Geſchichte umgeſtalteten vom trojaniſchen Kriege, von Alexander dem Großen, von Carl dem Großen und ſeinen Paladinen, die vom Artus, der Tafelrunde, dem heil. Graal u. a., welche größtentheils aus Frankreich kamen. Die erſteren waren allgemein unter dem Volke verbreitet; die wälſchen Dichtungen hingegen fanden, wie es ſcheint, an den Höfen größere Gunſt, wo die Vorliebe für das Ausländiſche ſchon damals häufig ihren Sitz hatte, obgleich das Ausländiſche nicht immer von ſo edelm Gehalte war. So volksmäßig als die einheimiſchen Sagen konnten ſie niemals werden, weil es darin auf Schilderung der Hofſitten und des gebildeten Ritterthums abgeſehen war, dann wegen eines gewiſſen fremden Gepräges, das überall durchſchimmert. Dieſe romantiſche Poeſie, welche die Deutſchen von den Provenzalen erhielten, blühte unter den ſchwäbiſchen Kaiſern, und wurde durch die ſogenannten *Minneſänger* oder *ſchwäbiſchen* Dichter ausgebildet, (obgleich ſie weder alle *Schwaben* noch lediglich *Sänger* der Liebe waren.) Alle Umſtände vereinigten ſich in dieſem Zeitalter, die Poeſie auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu heben. An Macht, Volksmenge und Induſtrie hatte Deutſchland beträchtlich gewonnen, Fürſten und Adel waren mächtiger, der Glanz der Höfe größer, die Reichsſtädte ſammelten Schätze, der Handel führte Luxus herbei, die Zeit einen andern Geiſt. Der Provenzalen romantiſche Schwärmerei fand leichter Eingang in deutſche Gemüther, deren Grundzüge Tapferkeit, Liebe und Verehrung der Frauen, Treue und innige Freundſchaft waren. Die Kreuzzüge waren das Mittel, jenen romantiſchen Geiſt nach Deutſchland zu verpflanzen. Die Poeſie, welche jenen Geiſt ausſprach, begünſtigt von den ſchwäbiſchen Kaiſern, wurde ein Lieblingsſtudium der höhern Stände. Die Minneſänger zerſtreuten ſich durch ganz Deutſchland, und dichteten nicht nur *lyriſche* Geſänge, welche ſich durch eigenthümliche Lieblichkeit, Tiefe und Zartheit der Empfindung auszeichneten *), ſondern auch mehrere größere und kleinere romantiſch-epiſche Gedichte. Sie ſind größtentheils der provenzaliſchen Poeſie der Troubadours, z. B. die Romane vom Lancelot, Parcival, Triſtan ꝛc. frei

*) Auch hier ſpringt die Eigenthümlichkeit deutſcher Poeſie in die Augen. Bei einem Volke, wie die Deutſchen waren, ſagt Bouterwek (Geſch. der Poeſie und Beredſamkeit 9ter B.), konnte die *Poeſie der Liebe* leicht etwas werden, was ſie im claſſiſchen Alterthume nie geweſen war. Es läßt ſich auch nicht bezweifeln, daß dieſe Art von Poeſie, die ſich erſt mit dem Ritterthum und in den mittleren Jahrhunderten ganz entwickelte, von den Deutſchen ausgegangen iſt, die ihre angeſtammte Denk- und Sinnesart als Eroberer in die cultivirten Länder des ſüdlichen Europa's hinübertrugen. Doch hat keine von den neuern Nationen die romantiſche Poeſie der Liebe mit ſolcher Religioſität behandelt, wie die Deutſchen noch in den neueſten Zeiten.

nachgebildet. Doch gibt es auch in dieſem Zeitraume ſchon mehrere Ueberſetzungen der Alten, z. B. der Virgiliſchen Aeneis von Heinrich von Veldeck, des Ovid von Albrecht von Halberſtadt, rhythmiſche Bibelüberſetzungen von Rudolph von Hohenems und Heinrich von München (nach 1250), Ueberſetzungen franzöſiſcher Ritterromane, Iwain von Hartmann von Aue u. A. (S. übrigens die Art. Minneſinger, und Roman). In dieſe Periode gehören die in dem Heldenbuche, in dem Buche der Liebe enthaltenen Dichtungen, und viele einzelne romantiſche und komiſche Erzählungen und Legenden, ſeit kurzem von Müller, v. d. Hagen, Büſching, Gebr. Grimm, Tieck u. A. herausgegeben, — die meiſten dieſer poetiſchen Erzählungen des Mittelalters unterſcheidet von den ſpätern Romanen auch der unbequeme Reim — ferner, was die lyriſchen Gedichte anlangt, die Minnelieder, von denen die Maneſſiſche Sammlung (von 140 Minneſingern von Bodmer herausgegeben, Zürich 1758, 4. 2 Bände), und die Tieckiſche Bearbeitung bekannt iſt; ſo wie die vielen von Gräter, Weckherlin, Hagen, Büſching, Docen, Hofſtäter und Beneken bekannt gemachten. Auch gibt es didaktiſche und ſatiriſche Gedichte dieſer Zeit voll kräftiger Züge und kerngeſundem eindringenden Verſtand, unter welchen ſich Fabeln, S. Boners Edelſtein (herausgegeben v. Bodmer 1757 und Eſchenburg 1810) und Spruchreime (Priameln ſpäterhin genannt; ſ. Weckherlins Beiträge u. ſ. w.) auszeichnen. Seit Ende des 13., mehr aber noch vom Anfange des 14. Jahrhunderts (die Zeit der Fehden und Kriege in Deutſchland) verſchwand allmählig die romantiſche Poeſie der Minneſinger in Deutſchland von den Höfen und Burgen; die Poeſie wandelte ſich in Reime, und den Minneſingern folgte zu einer Zeit, wo in Deutſchland alles in Orden und Zünfte zuſammentrat, die Zunft der Meiſterſänger (ſ. d. Art.), in deren meiſt nüchternen und langweiligen Reimereien der letzte Klang unſerer romantiſchen Poeſie verhallte. Aber die Poeſie verbreitete ſich auch durch dieſe unter das Volk, und ihr ganzes Inſtitut trug viel zur Ausbildung der niedern Stände bei. Das Zeitalter der Meiſterſänger ſetzen einige von 1347 bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts feſt. (Ueber den eigentlichen Unterſchied der Minneſänger und Meiſterſänger, ſ. Docens und Grimms Abhandlungen und ihre Recenſionen, vergl. Bouterwek in dem angeführten Werke S. 212 und 271 u. ff.) Vorzüglich zu Mainz, Straßburg und Nürnberg blühten ihre Singſchulen. Die ausgezeichnetſten unter ihnen ſind: Frauenlob, Muscablüt, Hans Folz, Heinrich von Alkmar (Bearbeiter der epiſchen Fabel, Reineke der Fuchs), vorzüglich aber Hans Sachs, und Hans Schnepper, genannt Roſenblüt. Auch gehören in dieſe Zeit der Satiriker Sebaſtian Brand (1458 — 1520), über deſſen Satire, das Narrenſchiff, von Geiler von Keyſersberg in Straßburg öffentlich gepredigt wurde; ſpäterhin Thomas Murner (geb. zu Straßburg 1475), durch mehrere ſatiriſche Schriften, die Narrenbefreiung, die Schelmenzunft ꝛc. Johann Fiſchart (ſ. d. Art.) aus Mainz, und Georg Rollenhagen (1542 — 1609) durch ſeinen Froſchmäusler bekannt. Ueberhaupt offenbart ſich in dem Zeitalter der Meiſterſänger eine überſchwenglich komiſche und ſatiriſche Laune, wie ſie kaum zu einer andern Zeit unter den Deutſchen zu finden iſt, und ſie zeigt ſich unter der eigenthümlichen Form gutmüthiger Drolligkeit und — Derbheit, welche den Deutſchen angehörte. In dieſe Periode gehören die originellen Anfänge der dramatiſchen Literatur der Deutſchen (ſeit der Mitte des 15. Jahrhunderts), wel-

che wir die Schule der Meiſterſänger zu Nürnberg verdanken. Vorher kannte man nur die Myſterien, Dramatiſirungen bibliſcher Geſchichten, größtentheils in lateiniſcher Sprache. Hans Folz, ein Barbier, und Roſenblüt, ein Wappenmahler u. A. führten die Faſtnachtsſpiele ein, welche nicht nur von den Reichsbürgern zu Nürnberg, ſondern in ganz Deutſchland durch ihren kecken und lebendigen Witz vielen Beifall fanden. Sie übertrifft der geniale und erfindungsreiche Hans Sachs (1494 — 1576), vielleicht neben dem Spanier Lope de Vega der fruchtbarſte Dichter, dem auch ein Wieland und Göthe ein Denkmahl zu ſetzen, nicht unter ihrer Würde achteten. Andere Volksdramen, wie z. B. Fauſt, blieben ungedruckt. Dieſe dramatiſchen Verſuche ſcheinen vorbereitet worden zu ſein durch die im 14. Jahrhundert ſich ausbildenden deutſchen Volkslieder, welche ſich durch die Mannichfaltigkeit im Stoffe, — indem ſie ſich auf alle Stände, Stimmungen und Situationen des damaligen Lebens beziehen, — ferner durch ihren ſinnlichen, handelnden Charakter und ihre ungezügelte Freiheit, Friſche und Munterkeit auszeichnen, und eine in dieſer Art neue Erſcheinung darbieten. Sie ſind jedoch, wie auch andere lyriſche Gedichte, z. B. die trefflichen Kriegslieder eines Veit Weber (1476), nicht immer Product der Meiſterſänger. Im 14. und 15. Jahrhundert war das Singen und Muſiciren dem deutſchen Volke Bedürfniß geworden. Dies erzeugte eine in allen Claſſen verbreitete Volkspoeſie, welche auch den geiſtloſen handwerksmäßigen Meiſtergeſang gewiſſermaßen verdrängte. Im 17. Jahrhunderte ſchadete ihnen die wachſende Gelehrſamkeit und der Ruin des Wohlſtandes. In dieſem Zeitraume (15. und 16. Jahrhundert) fangen auch die epiſchen Gedichte an, allegoriſch und hiſtoriſch zu werden, z. B. Melchior Pfinzings Teuerdank, welcher Maximilian I. zum Helden hat, und die Form des Proſa anzunehmen, wodurch der jetzt ſogenannte Roman vorbereitet wurde; — aus den größern romantiſchen Gedichten hatten ſich früher ſchon kleinere, als Romanzen und Balladen, abgeſondert. Aus den erſteren entſtanden die deutſchen Volksbücher: die Meluſine, Magalone und viele andere, welche bis auf unſere Zeiten das Volk ergötzt haben; unter ihnen ſind auch einige Originale, wie der berühmte Till Eulenſpiegel. Groß wie ein Heros ſteht der kräftige Luther in dieſem Zeitraume als religiöſer Sänger da, „deſſen Worte Schlachten ſind.“ Eine neue Zeit begann, als die romantiſche verſchwand, und mit ihr beginnt II) die neuere Poeſie, an deren Spitze ein achtungswürdiger Deutſcher, Martin Opitz von Boberfeld (geb. zu Bunzlau 1597, ſtarb 1639) mit der ſogenannten ſchleſiſchen Dichterſchule ſteht. Die Zeit der Epos war dahin, und ſelbſt der Nationalepos der Deutſchen ziemlich vergeſſen, ſeit das öffentliche und das bürgerliche Leben ſich im entſchiedenſten Gegenſatze entwickelte; ſonach war der Dichter auf lyriſche Darſtellung faſt beſchränkt, und die Gelehrten deuteten hin auf die Muſter des Alterthums. Die Deutſchen fingen nun an, nach claſſiſchen Muſtern, oder ſolchen, die man dafür hielt, zu dichten, bis dieſe Nachahmung auf die Nachahmung der Nachahmer herabſank, und die Gallomanie die deutſche Poeſie in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts in ihrer tiefſten Erniedrigung zeigt. In dieſem Zeitabſchnitte finden wir mehrere Deutſche, welche in lateiniſcher Sprache dichteten, als deutſche Sänger, ja viele verloren wohl ihr poetiſches Talent an dieſe, wie ein Jac. Balde (1603 — 1668). Dazu kam, daß der Geiſt des Alterthums noch nicht all-

ſeitig gefaßt war, daß die wichtigſten politiſchen und religiöſen Angelegenheiten die Aufmerkſamkeit von der Poeſie oft abwendeten, und wir können uns erklären, warum die deutſche Poeſie und Literatur am Ende dieſes Zeitabſchnitts von ihrem hohen Beſtreben zurückgeſunken war. Auch Opitz ahmte die Werke der Alten nach (er überſetzte auch des Sophokles Antigone in deutſche Verſe, und bediente ſich glücklich der metriſchen Formen der ſüdlichen Poeſie), aber ſein poetiſches Talent war noch reich genug, um durch das Eigenthümliche deſſelben die deutſche Poeſie zu beleben und zu bereichern. Dagegen können wir ihn nicht von einſeitigen moraliſchen Tendenzen frei ſprechen; aber ſeine religiöſe Kraft iſt erhebend und ſtärkend. Seine lyriſchen Gedichte ſind das Trefflichſte. Zu ſeinen geiſtreichſten Nachfolgern, worunter viele religiöſe Liederdichter bekannt ſind, gehören A. Tſcherning (1611—1659), P. Gerhard (1606—1676), F. v. Logau (1616—1664), A. Gryphius (1616—1664), Dietrich v. d. Werder (welcher auch den Arioſt und Taſſo überſetzte), und ſein Freund Jul. Wilh. Zinkgraf (1591—1635). Nicht zu dieſer ſchleſiſchen Schule gehören Georg Rudolph Weckherlin (geb. zu Stutgart 1587), ein Mann von großer poetiſcher Phantaſie; der berühmte Paul Flemming (1606—1640), der durch poetiſche Kraft und Kühnheit Opitz noch hinter ſich läßt, und als eine ſeltene Erſcheinung dieſes Zeitraums da ſteht; ſein Freund Adam Olearius, der auch aus dem Perſiſchen überſetzte, der treffliche Simon Dach, Johann Riſt (1607—1667), der originelle Georg Phil. Harsdörffer, Stifter des Blumenhirtenordens. Ueberhaupt fallen in dieſe Zeit eine Menge poetiſcher Geſellſchaften, z. B. die fruchtbringende, welche 1616 vom Fürſten Ludwig von Anhalt geſtiftet wurde, die pegnitziſche Schäfergeſellſchaft, welche 1644 zu Nürnberg geſtiftet wurde, und noch jetzt dem Namen nach exiſtirt, u. a., deren Daſein das gemeinſchaftliche Streben nach einem feſten Mittelpuncte in der Poeſie und Sprache bewährt. Doch arteten viele in kleinliche Correctheit und Affectation aus. Mit dem Verluſt der politiſchen Bedeutung Deutſchlands, welche ſeit dem 30jährigen Kampfe durch Frankreichs Uebergewicht niederſank, ſank auch die deutſche Poeſie wieder herab. Man ſtrebte, die deutſche Poeſie nun durch affectirte Nachahmung der Ausländer ausbilden, dies geſchah vorzüglich durch Chr. Hoffmann von Hoffmannswaldau (geb. zu Breslau, 1618—1679), einen witzigen, aber gemüthloſen Dichter, der den Geſchmack des Marino und Aehnlicher in die deutſche Literatur einzuführen ſuchte. Er ward von ſeinen Zeitgenoſſen angeſtaunt. Aber jetzt war die Dichtung ſchon zu einem loſen Schmucke, zu einer lügenhaften Maske herabgeſunken, ſie beſtand in einem ſchwülſtigen Bilderborgen und Haſchen, um die Unwahrheit des Gemüths zu verbergen, und die Stelle der Empfindung ſollte eine unerträgliche, ſüßliche Empfindelei vertreten. In dieſen verkehrten Richtungen ging auch das große Dichtertalent eines Dan. Caſp. von Lohenſtein (1635—1653) unter. Doch kann man ihm Feuer und Originalität in Behandlung ſeiner Mutterſprache bei aller Ueberladung, Schwulſt, redneriſchen Antitheſenſucht und Sophiſtik nicht abſprechen. Hätte es zu ſeiner Zeit in Deutſchland eine Bühne gegeben, ſo wäre wahrſcheinlich auch ſein dramatiſches Talent auf einem richtigern Wege ausgebildet worden. Sein Roman Arminius und Thusnelde, auf patriotiſche Ideen aufgebaut, vereinigt die ſeltenſte Kraft und die kräftigſten Ausartungen eines in fremdem Schein befangenen Zeitalters. Seine Nachahmer verfielen in Bombaſt, Schwulſt und klägliche Empfindelei, z. B. Heinrich Anſelm von Zieg-

ler (1663—1697), Verfaſſer der aſiatiſchen Baniſe, Barthold Feind u. A. Das vorzüglichſte, was in dieſem Zeitraum die Poeſie hervorbrachte, waren noch die geiſtlichen Lieder, welche wir mehreren der oben angeführten Dichter verdanken. Dieſe Geſtalt oder Ungeſtalt der Poeſie dauerte bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts. Einige, wie Wernike, bekämpften dieſe Schwulſt durch Witz. Statt dieſer ſehen wir nun eine wäſſerige und platte Gelegenheitspoeſie auftreten, und es iſt nur aus der einſeitigen Richtung, welche die Verſtandescultur der Deutſchen in dieſem Zeitraume nahm, zu erklären, wie man an einem Freih. von Canitz (1654 — 1699), Neukirch, Günther, Beſſer ꝛc. Geſchmack finden konnte. Bald jedoch zeigte ſich das Unbefriedigende der bisherigen Poeſie durch einen mit großer Heftigkeit lange Zeit hindurch geführten Streit zwiſchen Gottſched, welcher nebſt ſeinem zahlreichen Anhange den durch franzöſiſche Poeſie verwäſſerten Geſchmack und die Tugend der Correctheit empfahl, und den Schweizern Bodmer (der auch ſpäterhin einige unglückliche poetiſche Verſuche machte), und Breitinger, welche Opitz und ſeine Nachfolger lobprieſen. Zwiſchen dieſer und der folgenden Periode aber, und gleichſam als Vorläufer des Beſſern verdienen genannt zu werden: Joh. Elias Schlegel (geb. 1718), durch einige dramatiſche Verſuche, Albrecht von Haller (1708 — 1777), durch ſeine Oden und Lieder, Hageborn, der treffliche Gleim (1719—1803), Kleiſt (1715 — 1759), Ch. Fürchteg. Gellert durch ſeine naiven Fabeln und populären Lieder berühmt, und ſein Freund Chriſtian Felix Weiße, wegen ſeiner erſten deutſchen Operetten, Luſtſpiele und Lieder geachtet. Schon wurde die Nachahmung franzöſiſcher Muſter durch die Nachbildung und das Studium der den Deutſchen verwandteren claſſiſchen Werke der Britten (ſeit 1750) ſehr beſchränkt. Leſſing (1729 — 1781) hat hier ein noch größeres Verdienſt als Ramler (1725 — 1798); ſeine Kritik beförderte einen feinern Geſchmack, und eine reinere Anerkennung und Würdigung dieſer Dichter, ſo wie die Claſſiker aller Nationen, und gab der deutſchen Poeſie einen feſtern Standpunct (ſ. d. Art. Leſſing und deutſches Theater). Mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnt nun die neueſte Poeſie und Literatur mit Klopſtock, der die Sprache zu höherem Fluge gebrauchte und beſeelte; hohen Vaterlandsſinn, religiöſen Schwung und erhabenes Freundſchaftsgefühl athmen alle ſeine Gedichte. Staunend blickten ſeine Zeitgenoſſen zu den kühnen Deutſchen hinauf, der nicht nachahmte, aber durch das Anſchauen des claſſiſchen Alterthums begeiſtert, in hohen Weiſen Gefühl verkündete und zum Erhabenen ſtrebte. Seit Klopſtock dieſen Ton anſchlug, erhob ſich die deutſche Poeſie mit neuer Regſamkeit; keine Gegend derſelben blieb unbevölkert und man braucht nur die herrlichen Namen: Bürger, Hölty, Gerſtenberg, Stolberg, Voß, Wieland, Herder, Schiller, Tieck und Göthe zu nennen, um den Deutſchen mit Stolz an die Blüthe ſeiner poetiſchen Literatur zu erinnern, mit deren Vielſeitigkeit ſich kaum eine andere Nation meſſen darf. In dieſer Periode der neueſten deutſchen Poeſie, die wir ſelbſt erlebt haben, wurde vorzüglich das lyriſche Gedicht (Salis, Matthiſon, Tiedge, Kind, Kuhn, A. Schreiber, Theod. Körner, und den genialen Rückert (Freimund Reimer). Max. von Schenkendorf, G. F. Wetzel, Uhland, Hebel ꝛc. das Drama (ſ. deutſches Theater) und der Roman (ſ. d. Art.) mit dem umfaſſenden Geiſt der neuen Bildung aufgefaßt und ausgebildet. Aber

der Verfall von Deutſchlands Macht und Verfaſſung, während ein anderes Reich ſich im Kampfe erhob, und die lange vorbereiteten politiſchen Revolutionen erſchütterten die Gemüther. In dieſer Erſchütterung ſuchte der Deutſche überall nach einem Stütz- und Anhaltspuncte, und die Phantaſie, die ihn über die öde Wirklichkeit erhob, ſuchte denſelben bald in der geiſtvollern Nachahmung der alten Griechen und Römer (Schlegel, Apel), bald in der Welt der ſüdlichen Romantik und ihren wohltönenden Klängen (Iſidorus Orientalis, W. v. Schütz), bald, und vorzüglich ſeit den letztern Jahren, in der Erinnerung der alten deutſchen Vorzeit und ihrer Poeſie — denn kann der Edle ſeines würdigen Urſprungs wohl vergeſſen? (Wir erinnern nur an den ächt-deutſchen de la Motte Fouqué) Andre bauen ſich kühn ihre eigene humoriſtiſche Welt, in welcher die Fäden jeder urſprünglich deutſchen Beſtrebung wie in einem kunſtvollen Labyrinthe zuſammenlaufen (J. Paul Richter, Hoffmann, v. Arnim ꝛc.) — und jetzt fragt ein jeder Gebildeter: was wird nun kommen? Wer aber der deutſchen Nation Kraft und Charakter kennt, der glaubt mit Zuverſicht, daß das Streben der gegenwärtigen Zeit und der beſtandene Kampf der Völker um eine würdige Exiſtenz, in welchem Deutſchland eine Hauptrolle ſpielte, die Blüthen einer neueren und kräftigern Poeſie, welche ſich ſchon im Keime zeigt, reifen und ans Licht der Sonne treiben wird. Nicht ohne einen bleibenden Nachklang mag das Große und Gewaltige vorübergehen. T.

Deutſche Proſa. Zu dem, was wir in dem Artikel deutſche Literatur von dieſer geſagt haben, fügen wir noch folgendes hinzu. Die deutſche Proſa wurde durch Herſchaft der fremden, d. i. der lateiniſchen und der romaniſchen, Sprachen lange Zeit von derjenigen Ausbildung gehemmt und zurückgehalten, welche jede Sprache erſt als Schriftſprache erhält. Die erſten Beiträge zur Bildung derſelben finden wir in den Ueberſetzungen (vom 11. Jahrhundert an). Ein freieres Feld eröffnete ſich ihr, ſeitdem man deutſch predigte (denn die Kanzelberedſamkeit iſt faſt der einzige Zweig der öffentlichen Beredſamkeit bei den Neuern) und polemiſirte *), ſpäter als man die Wiſſenſchaften in deutſcher Sprache bearbeitete und vortrug (ſeit Thomaſius 1694). Darum iſt auch der didaktiſche Vortrag der herrſchende in der deutſchen Proſa geblieben. Dieſem zunächſt iſt der hiſtoriſche und erzählende am meiſten von den Deutſchen ausgebildet worden. Es genügt hier nur noch, die wichtigſten und geiſtvollſten der neuern Proſaiker der Deutſchen, deren Werke claſſiſch genannt werden können, anzuführen. Hierher gehören als eigentliche Stifter der neuen deutſchen Proſa: Leſſing, der große Theolog Lor. Mosheim, Vater der neuern deutſchen Kanzelberedſamkeit (geb. 1694, ſt. 1755), und ſeine Nachfolger, Jeruſalem, Andr. Cramer, Spalding, Zollikofer, Teller, Sturm, Reinhard, Sack, Hanſtein, Ribbeck, Stolz, Löffler, Schleiermacher, Niemeyer, Ammon, Marezoll, Schatter, Veillodter, Harms, Dräſeke, Krummacher, Schuderoff; ferner ein Winkelmann (ſt. 1768), Juſtus Möſer (ſt. 1794), Helf. Pet. Sturz (ſt. 1799), Duſch, Joh. Caſp. Lavater (1801), W. Heinſe, Georg Forſter (ſ. d. Art.), Lichtenberg, von Zimmermann, Engel (ſt. 1802), Moritz, Sulzer (ſt. 1779), Thom. Abbt (ſt. 1776), Garve (ſt. 1798),

*) Es iſt bemerkenswerth, daß mehrere deutſche Prediger zugleich Satiriker waren z. B. Geyler von Kaiſersberg, Murner ꝛc. (ſ. d. Art. deutſche Poeſie).

Moſes Mendelsſohn (ſt. 1768), Muſäus, Wieland, Herder, vorzüglich aber Göthe, von Thümmel, Klinger, J. P. Miller, Kotzebue (ſ. d. Roman), die Gebr. Schlegel, beſonders A. W. Schlegel, in der Geſch. Spittler, Heeren, Eichhorn, Joh. Müller, Joh. N. Voigt, Poſſelt, Schiller, Woltmann, Plank: in dem philoſophiſchen Vortrag Kant, Heidenreich, Fichte (Reden an die deutſche Nation, Muſter kräftiger Beredſamkeit) Schelling (z. B. Rede über das Verhältniß der Natur zur bildenden Kunſt), Fried. Heinr. Jacobi, Steffens (über die gegenwärtige Zeit), der wahrhaft populäre Matth. Claudius, Voß, E. M. Arndt, Görres u. A.; in der eigentlichen Rede: Gedike, Niemeyer, Jacobs, Delbrück, ja ſelbſt in der Bearbeitung ſpecieller wiſſenſchaftlicher Gegenſtände, Feuerbach, Zachariä, in der Schilderung der Natur: von Humboldt, und im Kleinen, Matthiſon.

Deutſcher Orden, ſ. deutſche Ritter.

Deutſches Recht (jus germanicum). Wir verſtehen unter deutſchem Recht in weiterm Sinn den Inbegriff der auf poſitiven Geſetzen und auf Gewohnheiten der Völker deutſcher Abkunft beruhenden Rechtsgrundſätze, mögen jene Geſetze und Gewohnheiten auch zu einer Zeit Statt gefunden haben, wo dieſe Völker ſich nicht innerhalb der Grenzen des nachherigen deutſchen Reichs aufhielten. In dieſer Bedeutung gehören dazu die Geſetze der Salier, Ripuarier, Allemannen, Baiern, Frieſen, Sachſen, Angeln, Burgunder, Gothen, Longobarden, ſo wie die Capitularien der fränkiſchen Könige. Im engern Sinne aber verſteht man darunter nur diejenigen Rechte, welche innerhalb der Grenzen des deutſchen Reichs entſtanden ſind, und wenigſtens für gewiſſe Zeiten und Orte gegolten haben. Man unterſcheidet ein deutſches Staats- und ein deutſches Privatrecht. Letzteres zerfällt wieder in das gemeine und beſondere, je nach dem es für alle oder nur gewiſſe deutſche Länder, für alle oder nur gewiſſe Perſonen oder Stände, für alle oder nur gewiſſe Rechtsgeſchäfte gültig geweſen. Der Zeit nach kann man ein altes, mittleres und neues deutſches Recht unterſcheiden. Das alte deutſche Recht iſt dasjenige, welches bis zum Erlöſchen der Carolinger galt. Die Quelle deſſelben ſind die oben erwähnten älteſten deutſchen Geſetze und die Geſchichte. Das darauf folgende mittlere deutſche Recht floß urſprünglich aus alten deutſchen Gewohnheiten, welche in den Schöppenſtühlen (beſonders zu Soeſt, Halle, Cöln, Lübeck, Magdeburg) ſich weiter ausbildeten und ſeit dem 13. Jahrhundert in mehrere Sammlungen gebracht wurden, von denen der Sachſen- und der Schwabenſpiegel (ſ. beide Art.) das größte Anſehn erlangten. Doch dienen ſie alle, ſo wie die in einzelnen deutſchen Ländern und Städten unter öffentlicher Autorität eingeführten Landrechte (z. B. das jülichiſche, öſterreichiſche, frieſiſche, emſiger, femarnſche, baieriſche, ditmarſiſche) und alten Stadtrechte (z. B. das ſoeſtiſche, ſtrasburgiſche, ſtadiſche, lübeckſche) nebſt den Weisthümern, d. h. den im Mittelalter zwiſchen Landesherrn und Gemeinden über Gegenſtände des öffentlichen und Privatrechts geſchloſſenen Verträge, als hiſtoriſche Erkenntnißquelle des mittlern deutſchen Rechts, deſſen noch jetzt fortdauernder unmittelbarer Gebrauch jedoch in der Allgemeinheit nicht präſumirt wird. Das neuere deutſche Recht endlich beruht theils ebenfalls auf Gewohnheitsrechten, theils auf allgemeinen deutſchen Reichsgeſetzen, als da ſind die Reichsabſchiede und Reichsſchlüſſe, beſonders der Landfrieden, die Kammergerichtsordnung, die Notariats-

ordnung, die Reichspolizeiordnungen, der weſtphäliſche Friede, die Wahlcapitulation u. ſ. w. theils auf den Geſetzen einzelner Länder, Städte und Gemeinheiten. Zwar haben Eckhard, Hufeland und Andre überhaupt das Daſein eines gemeinen deutſchen Privatrechts geleugnet; aber Selchow, Pütter und Runde haben dieſe Meinung mit ſiegenden Gründen beſtritten. Denn wenn auch ſeit der Zeit, wo fremde Rechte die mittlern deutſchen Rechtsgewohnheiten dergeſtalt verdrängten, daß ihre Gültigkeit nicht mehr vorausgeſetzt wurde, ſondern ſie vielmehr nur als allgemeingültige Abweichungen von den fremden Privatrechten anzuſehen waren, kein die wiſſenſchaftlichen Grenzen des Privatrechts ausfüllendes gemeines deutſches Recht vorhanden war, ſo kann doch auch einer Sammlung ſolcher Abweichungen dieſer Name beigelegt werden, und ſelbſt nach Auflöſung des ehemaligen deutſchen Reichsverbandes iſt die fortwährende Gültigkeit dieſes Rechts allenthalben zu vermuthen, wo nicht ſchon früher oder ſeitdem beſondere Geſetze es aufgehoben haben. Unter den zahlreichen Schriftſtellern über das deutſche Privatrecht nennen wir nur Runde und deſſen Commentator Danz. Das vornemlich durch Pütter und Leiſt ſyſtematiſch bearbeitete deutſche Staatsrecht hat mit Aufhebung des deutſchen Reichs ſeine unmittelbare practiſche Anwendbarkeit verloren; das vornehmlich von Moſer bearbeitete Territorial Staatsrecht der einzelnen deutſchen Länder aber die vielfachſten Abänderungen erlitten. Das vermeintliche Staatsrecht des rheiniſchen Bundes, welches Zachariä wiſſenſchaftlich behandelt hat, iſt mit dieſem Bunde erloſchen.

Deutſche Ritter, auch deutſche Herren, oder Kreuzherren genannt. Ihr Orden wurde 1190 bei Gelegenheit der Kreuzzüge in dem heiligen Lande geſtiftet, und, weil nur Deutſche von gutem Adel darein aufgenommen werden konnten, der Deutſche genannt. Der urſprüngliche Zweck deſſelben war, die chriſtliche Religion gegen die Ungläubigen zu vertheidigen, und die Kranken im heiligen Lande zu pflegen. Nach und nach machte er mehrere Eroberungen und gelangte zu großen Reichthümern. Den höchſten Gipfel ſeiner Macht hatte er am Anfange des 15. Jahrhunderts erreicht, wo er ſich von der Oder bis zum finnländiſchen Meerbuſen erſtreckte, und ſeine jährlichen Einkünfte auf 800,000 Mark berechnet wurden. Allein in der Folge brachten ihn Schwelgerei, Verſchwendung und Zwieſpalt allmählig in Verfall. Die Ordenskleidung beſtand in einem ſchwarzen Kleide und weißen Mantel, auf welchem ein ſchwarzes Kreuz an ſilbernem Bande getragen wurde. Der Hochmeiſter (Deutſchmeiſter, Großmeiſter), d. i. das Oberhaupt dieſes Ordens, wohnte Anfangs zu Jeruſalem, nachher aber, als das heilige Land wieder an die Türken verloren gegangen war, zu Venedig. Um das Jahr 1229 wurden die deutſchen Ritter von den Polen gegen die Preußen zu Hülfe gerufen, die auch nach einem 53jährigen Kriege die Oberherrſchaft des Ordens anerkennen und die chriſtliche Religion annehmen mußten. Darauf nahm der Hochmeiſter ſeinen Sitz zu Marienburg in Preußen. Aber die Regierung des Ordens war ſo drückend, daß ſich Vorder-Preußen ſchon im 15ten Jahrhundert an Polen ergab. Auch für Hinter-Preußen mußte der Orden die polniſche Lehnsherrſchaft anerkennen, und als er ſich derſelben zu entziehen ſuchte, gerieth er mit Polen in einen Krieg, welcher ſich damit endigte, daß er auch Hinter-Preußen verlor, welches 1525 dem damaligen Hochmeiſter, Markgraf Albrecht von Brandenburg, als ein erbliches Her-

zogthum ertheilt wurde. Hierauf hatte der Hoch- und Deutſchmeiſter ſeinen Sitz zu Mergentheim, und war ein geiſtlicher Fürſt. Die Beſitzungen dieſes Ordens, welche Balleien hießen und in Commenthureien abgetheilt waren, denen ein Landcommenthur vorſtand, lagen in verſchiedenen Ländern zerſtreut. Durch den preßburger Frieden (1805) erhielt der Kaiſer von Oeſterreich die Würde, Rechte und Einkünfte eines Großmeiſters des Deutſchen Ordens. In Folge des wiener Friedens von 1809 wurde der deutſche Orden und mit ihm das Hoch- und Deutſchmeiſterthum völlig aufgehoben, und die Güter deſſelben ſind den Fürſten anheim gefallen, in deren Landen ſie ſich befanden. Mergentheim wurde dem Königreiche Würtemberg einverleibt.

Deutſche Sprache iſt ein Zweig der alten germaniſchen Sprache, von welcher es drei Hauptarten gibt: die **nordiſche**, **teutſche** oder **deutſche**, nach Einigen von **Deute**, **Diete**, d. i. **Volk**, **Leute**, nach Andern von den Teuten oder Teutonen, und die **möſiſche**. Zu der Nordiſchen gehört 1. die **ſcandinaviſche**, a) **ſchwediſche** (die ältere ſchwediſche heißt ſweo-gothiſch), b) die **däniſche**, und 2. die **isländiſche**. Zu der deutſchen gehört 1. die **fränkiſche**, **alemanniſche** oder **theotiſche** von welcher a) das **Schwäbiſche** des **Mittelalters**, b) das jetzige **Hochdeutſche** und c) das ſogenannte **Cimbriſche**, ſtammen; 2. die **ſaſſiſche**, **ſächſiſche** Sprache, von welcher a) die **angelſächſiſche** (davon die **engliſche**, b) die **niederſächſiſche Sprache**, **plattdeutſche** und **holländiſche**, ſtammen. Von der **möſiſchen** oder **möſogothiſchen** ſtammt die **Sprache** der **Uhlanen** in der **Crim**. Die eigentlich deutſche (teutſche) Sprache zerfällt alſo ſchon im grauen Alterthum in zwei Urdialecte, die ſich wieder in mehrere Provinzialdialecte auflöſen, welche durch mancherlei Modificationen in einander übergehen. So ſehr auch im Einzelnen und in Nebenverhältniſſen die Wörter und grammatiſchen Formen dieſer Dialecte von einander abweichen; ſo haben doch im Ganzen alle dieſelben Wörter und folgen derſelben Grammatik. Gewöhnlich denkt man indeß, wenn man ohne weitern Zuſatz von der deutſchen Sprache redet, blos an das **Hochdeutſche**, die allgemeine Sprache der Literatur und höheren Stände *). Ueber den Urſprung der deutſchen Sprache weiß man nichts Zuverläſſiges. Einige wollen

*) Bei Adelung iſt Hochdeutſch die bloße oberſächſiſche Mundart; am beſten verſteht man aber darunter die geläuterte Sprache der Hochdeutſchen, wie ſie nach Luther und Opitz die vorzüglichſten Schriftſteller aus ihren Grundkräften entwickelten, wodurch ſie auch Eingang in die feinen Geſellſchaften aller Gegenden fand, wo man deutſch redet. Man ſetze alſo dem Niederdeutſchen nicht das Hochdeutſche, ſondern. wie es bereits 1701 der wackere Bödicker gethan hat, dem Oberdeutſchen entgegen. Dieſer treffliche Grammatiker ſagt §. 76. ſeiner neuvermehrten Grundſätze der deutſchen Sprache: „Ich theile die deutſche Sprache innerhalb Deutſchlands ab, 1. in die niederſächſiſche, 2. oberſächſiſche und 3. hochdeutſche. Zum Niederſachſen, was die Sprache belangt, gehören die Brandenburger, Anhalter, Harzländer, Braunſchweiger, Lüneburger, Weſtphäler, Nieder-Rheinländer, Jülicher, Clever, Frieſen, Oldenburger, Bremer, Nieder-Elber, Holſteiner, Mecklenburger, Pommern, Preußen, Lief-, Curländer, Ehſthen. Zu den Oberländern werden gerechnet die Oberſachſen, Meißner, Lausnitzer, Schleſier, Mähter, Oeſterreicher, deutſche Ungarn u. Siebenbürger, Tyroler, Steyrer, Kärnther, Bayern, Schwaben, Schweizer, Elſaſſer, Ober-Rheinländer, Franken, Heſſen, Vogtländer, Thüringer,

ſie aus der indiſchen, Andere aus der perſiſchen ableiten, und noch Andere geben ihr einen gemeinſchaftlichen Urſprung mit der griechiſchen, ja Morhof leitet ſogar die griechiſche Sprache aus der älteſten deutſchen ab. (Vergl. auch Kanne Verwandtſchaft der griechiſchen Sprache mit der deutſchen.) „Die Unterſuchung der beiden Sprachen," ſagt Voß, „ergibt gemeinſamen Urſprung, und in der Kindheit der teutoniſchen ſogar ſanftere Anlagen. Die älteſte Sage lehrt, daß die altgriechiſchen Horden Anbau und Sittlichkeit mit dem Dienſte des Bacchus und der begeiſternden Quellnymphen aus der Nordgegend *Thraka* empfingen; und die Geſchichte zeigt uns in dieſem thrakiſchen, oder, wie man ſpäter es nannte, ſcythiſchen Nordlande ein deutſches Geſchlecht, Gothen am ſchwarzen Meere, die, obgleich über ein Jahrtauſend von den Urvätern entfernt, dennoch in den Sprachformen eine auffallende Aehnlichkeit mit der griechiſchen behaupteten. Die ſüdliche Schweſter gelangte durch Weltverkehr, heitern Himmel und Freiheit, zur höchſten Ausbildung, die nördliche ſank zurück. Aber bei allen Stürmen erhielt ſie auch in der Verwilderung das Vorrecht einer unvermiſchten, kraftvollen, und aus innerem Trieb ſich bildenden und veredelnden Stammſprache, die unter den Baſtardinnen des bezwungenen Europa allein mit der griechiſchen wetteifern darf." Daß die deutſche Sprache eine unvermiſchte Stammſprache ſei, d. h. eine ſolche, die nicht aus einer weſentlichen Vermiſchung mit andern entſtanden iſt, erhellt aus der Vergleichung mit andern, und nach Adelungs Bemerkung auch aus der, ihr beſonders eigenen, Eigenſchaft, daß in jedem Worte die Stammſylbe allemal den Hauptton hat, die Nebenſylben aber entweder ganz tonlos oder doch ſchwächer betont ſind. Leider iſt uns aber aus dieſer älteſten Periode unſerer Sprache nur wenig übrig, nur einzelne Wörter, und noch dazu meiſt Eigennamen; jedoch auch dies Wenige ſchon reicht hin, uns zu überzeugen, daß ſie ſchon damals alle die Wurzelwörter hatte, aus welchen ſie noch jetzt beſteht, aber auf eine den damaligen Sprachorganen des Deutſchen angemeſſene Art. Daß dies eine ſehr rauhe Art müſſe geweſen ſein, erhellt aus den Zeugniſſen anderer Nationen. Mela ſagt, daß ein römiſcher Mund dieſe Wörter kaum ausſprechen könne, und Nazarius verſicherte, der Klang derſelben errege Schauer. Wahrſcheinlich beſtanden ſie aus gehäuften harten Conſonanten, ſtarken Hauchlauten, tiefen Vocalen und Doppellauten. Uebrigens läßt ſich ſchließen, daß ſie reich war in Bezeichnung ſinnlicher, arm in Bezeichnung nichtſinnlicher Gegenſtände, in deren Gebiet ſich der Sohn des Waldes wohl nicht verſtiegen hatte. Wie es dabei um die *Barden* geſtanden habe, die man in dieſe Periode ſetzt, das iſt eine Frage, auf deren Beantwortung wir um ſo weniger einzugehen brauchen, je problematiſcher es iſt, ob die Barden den Germanen überhaupt angehören. Geſetzt, ſie hatten welche, ſo hatten ſie aber doch keine Schrift und Literatur. Bei den, mit den Scandinaviern häufig verwechſelten, Gothen, die ſich, von den Hunnen vertrieben, zu beiden Seiten der untern Donau ausgebreitet hatten, und namentlich bei denen, die von ihrem Wohnſitz in Möſien, der heutigen Walachei, Möſo-Gothen hießen, zeigt ſich davon, wahrſcheinlich wegen des Verkehrs mit den benachbarten Griechen, die erſte Spur um die Mitte des vierten Jahrhunderts. *Ulfilas*, ein vornehmer Gothe, auf deſſen Veranlaſſung ſeine Landsleute die chriſtliche

deutſche Böhmen. Die hochdeutſche Sprache iſt keine Mundart eines einzigen Volks der Deutſchen, ſondern aus allen durch den Fleiß der Gelehrten zu ſolcher Zierde erwachſen und in ganz Deutſchland üblich."

Religion annahmen, ſuchte gegen 360 die Schreibkunſt einzuführen, und überſetzte, da er Biſchof geworden war, die Bibel. Der größte Theil der vier Evangeliſten und ein Stück des Briefs an die Römer ſind davon auf uns gekommen (ſ. Ulfilas), und wir finden in jener Sprache eine Art von Hochdeutſch mit niederdeutſchen und fremden, vielleicht thraziſchen Wörtern gemiſcht, in den meiſten grammatiſchen Formen von den deutſchen Dialecten überhaupt nicht weſentlich verſchieden. Eine der ſonderbarſten grammatiſchen Eigenheiten der Sprache des Ulfilas iſt der dem griechiſchen ähnliche Dualis. Wie die Sprache ſich vom Hochdeutſchen zum Niederdeutſchen neigt, verrathen ſchon die Zahlwörter ains, twai, thrins u. ſ. w. Auch findet man mehrere angelſächſiſche, noch im Engliſchen vorhandene Wörter, das Hochdeutſche aber, als die eigentliche Baſis, blickt überall hervor. Die Morgenröthe der eigentlichen deutſchen Literatur, und ſomit auch der ſchönern Sprachbildung, bricht jedoch erſt im 8. Jahrhundert, mit der Zeit Carl des Großen, an. Was bis auf dieſe Zeit ſpärlich von Schriftſtellerei erſchien (ſ. Kochs Compend. der deutſchen Lit. Geſch. I., 18 bis 20), waren meiſt Ueberſetzungen aus dem Kirchenlatein, die ſich ihren Originalen ſo ſclaviſch anſchmiegten, daß ſie nicht nur die lateiniſchen Conſtructionen, ſondern ſogar die Beugung der Wörter nachformten. Die Mundart, in welche ſie überſetzten, war die oberdeutſche, aber nach der rohen Ausſprache des Volks geſchrieben. Doch fallen auch in dieſe Zeit die Liederſagen, durch welche die Sprache ſchon eine poetiſche Bildung erhielt. Mit Carl beginnt die ſogenannte fränkiſche Periode (von 768 bis 1137), in welcher des Guten viel geleiſtet wurde, da Carl nicht blos durch Eroberungen und Staatskunſt, ſondern auch durch das, was er für Cultur that, den Namen des Großen verdiente. Er legte den Monaten und Winden deutſche Namen bei, ja fing ſelbſt eine deutſche Sprachlehre an, und that alles Mögliche, um Sprache, Poeſie und Wiſſenſchaft zu befördern. Indeß waren die Fortſchritte doch nur langſam, und zeigten ſich erſt unter ſeinen Nachfolgern bedeutender. Mit Recht ſagt Fulda, daß bei der treuherzigen Bemühung, die Ausſprache in ihrer übervollen, rauhen Wahrheit auszudrücken, gleichwohl immer das unveränderliche Weſen der deutſchen Sprache hell und klar hervorleuchte. Zur Probe mag einiges hier ſtehen: Keſcrip, Geſchreib; Keſchrifti, Schrift; Scap, Scaf, Schaf; erkipit, ergibt; chalban, halten; Unchuschida, Unkeuſchheit; aikan, eigen; piscauuohe, beſchauen; ſcuunto, ſchauend; Fiur, Feuer. Als Probe einer Declination: Weg, Weges, Wege, Weg; Pluralis; Wega, Gen. Wego, Dat. Wegum, Acc. Wega. Eben ſo variiren die Conjugationen; das Präteritum mit dem Hülfszeitwort Haben, iſt noch gänzlich unbekannt. Nur allmähligen Fortſchritt machte die Bildung der Sprache auch unter den ſächſiſchen Königen (912 bis 1024), unter denen die Nonne Roswitha (Fräulein Helena von Roſſow), Notker Labeo u. A. blühten. Da aber unter allen Dichtern und Schriftſtellern dieſer Zeit kein ſo hervorſtechendes Genie war, daß es für die übrigen geſetzgebend geworden wäre, ſo kam es zu keiner Einheit, und man bemerkt an den Schriftſtellern dieſer Zeit Mangel an Gleichförmigkeit in Anſehung der Beugungen und Endungen der Wörter. Eben ſo ging es unter den fränkiſchen Kaiſern (1024 bis 1136), in welcher Zeit Willeriam oder Walram, und mehr noch das Lobgedicht eines Ungenannten auf den im J. 1075 verſtorbenen Erzbiſchof zu Cöln Anno ſich auszeichnen. Beſonders dies letzte Gedicht verkündigt in

Poeſie und Sprache die Nähe eines ſchönern Zeitalters für beide, welches unter den ſchwäbiſchen Kaiſern aus dem hohenſtauſiſchen Stammhauſe aufblühte, und die ſchwäbiſche Periode der Minneſänger umfaßt. Merkwürdig iſt die Veränderung, die durch dieſelbe in der Sprache erfolgte, indem der fränkiſche Dialect, der bis daher geherrſcht hatte, von dem alemanniſchen oder ſchwäbiſchen verdrängt wurde. Das neue ſchwäbiſche Deutſch nahm die unvollkommne Cultur des fränkiſchen leicht in ſich auf, und vervollkommnete ſie nach den neuen Bedürfniſſen des aufgeregten poetiſchen Geiſtes. Einige übrig gebliebene poetiſche Denkmähler dieſer Zeit machen anſchaulich, wie das Fränkiſche nicht auf einmal, ſondern nur unvermerkt nach und nach ſchwäbiſcher wurde. Die breiten Diphthongen der ſchwäbiſchen Mundart wurden vergütet durch eine naive Anmuth, die dieſer Mundart vorzüglich eigen ſcheint. Eine Menge ſchallender Selbſtlauter in ihr verrathen ein für Wohlklang empfängliches Ohr. Zudem hat ſie eine Menge kleiner Füllwörter, Partikeln, Vorwörter, Ellipſen, bildet ohne Mühe Ableitungen und Verkleinerungswörter, und ſetzt mit glücklicher Kühnheit verſchiedene Wörter in Eins zuſammen. Die Schwierigkeit bei ihrem Leſen entſteht in der Menge Wörter, die untergegangen, oder ſolcher, die eine andere Bedeutung erhalten haben, und endlich von der veränderten Beugung, Ableitung, Stellung, Zuſammenſetzung. Mehrere poetiſche Ueberſetzungen trugen zur Vervollkommnung des deutſchen Ausdrucks ebenfalls das ihrige bei. Nach und nach verlor der ſchwäbiſche Dialect ſein Anſehn in Deutſchland, und beinahe alle deutſche Dialecte traten in gleiche Rechte. Die Zunft der Meiſterſänger begünſtigte die freie Bildung der Sprache nicht weniger. Den Werth von Hans Sachſens gemüthvollen Darſtellungen keineswegs verkennend, muß man doch ſagen, daß die Sprache auch von ihnen keinen weſentlichen Gewinn zog, denn weder der Reichthum, noch der Nachdruck der Sprache wurden befördert; höchſtens gewann durch dieſe Sängerſchule die Sprache an regelmäßiger, gleichförmiger Bildung. Doch auch dies ſollte verloren gehen: denn da den Laien verboten ward, die Bibel zu leſen, da man, um predigen und Prozeſſe zu führen, ſeine Kraft einer fremden Sprache weihte, verwilderte mehr und mehr die ſo bildſame Mutterſprache. Dieſe Verwilderung hemmte mit Macht Luther, indem er, wie Voß ſagt, voll des begeiſternden Entſchluſſes, daß ſein Volk das Wort der Wahrheit lauter in göttlicher Einfalt und Würde vernehmen ſollte, die neu verdeutſchte Bibel in jeder Ausgabe, die Pſalmen wohl ſieben Mal von 1518 bis 1545, ſorgfältig beſſerte, und aus dem Gemeinern zum Edleren, als zufälliger Anreihung zu geordneten Schwüngen der Beredſamkeit erhob. Allgemein wurde von jetzt an die deutſche Sprache zur Geſetz-, Geſchäfts- und ſpäter auch zur wiſſenſchaftlichen Sprache erhoben. Ihm, dem Stammvater des neueren Sprachbaues, folgten nach Zwiſchenräumen der Vernachläſſigung die fortbildenden Väter: zuerſt der männliche Opitz, der den Muſen des Alterthums und der Fremde reineren Geſang ablernte; dann Hallers Lehrer, der feurige Lohenſtein, der in ſeinem Arminius und Thusnelda einen bewundernswürdigen Reichthum treffender Worte und Wendungen ausbreitete; und endlich der geſellige Hagedorn, der die in Studirſtuben etwas erſteifte Sprache für die zarteren Töne der Frohherzigkeit und der Lebensweisheit zu ſchmeidigen verſtand. Seit Ende des 17. Jahrhunderts wurde durch Einfluß der franzöſiſchen Sprache und Herrſchaft die deutſche verdorben. Die Sprachmengerei ſtieg auf den höchſten Gipfel in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und die

franzöſiſche Sprache wurde herrſchend. (Vergl. Frankreichs Sprach und Geiſtestyrannei über Europa ſeit dem Raſtadter Frieden, dargeſtellt von Radloff. München 1814. 8.) Der neue Purismus, den Gottſched und ſeine wäſſerige Schule übten (der frühere wurde von mehreren, zum Flor der deutſchen Sprache geſtifteten, Orden, geübt, dem gekrönten Palmenorden, der Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer, dem Schwanenorden an der Elbe, der fruchtbringenden Geſellſchaft u. a.), zeigte mindeſtens von gutem Willen für eine nicht unnöthige Sache. Hätte man freilich nur Producte der Gottſchediſchen Schule vor ſich gehabt, ſo ließe ſich die Verachtung, die ein deutſcher König der deutſchen Sprache in einer franzöſiſchen Schrift widerfahren ließ, rechtfertigen; allein jene Schrift erſchien zu einer Zeit, der nicht nur Beſſeres bereits vorhergegangen war, ſondern in welcher auch Klopſtock, Leſſing, Wieland, Engel u. A. durch Veredelung des poetiſchen und proſaiſchen Ausdrucks den Deutſchen den Rang eines wohlredenden Volkes unbeſtreitbar erworben hatten. Schon als jene Schrift (de la littérature allemande. Berl. 1780.) erſchien, zeigte beſonders Wezel mit ſiegenden Gründen (über Sprache, Wiſſenſchaften und Geſchmack der Deutſchen. Leipzig 1781), daß wir, weit entfernt, uns ſchämen zu müſſen, vielmehr zu gerechtem Stolze berechtigt ſeien. Wie viel aber gewann nicht unſere Sprache ſeitdem noch unter den bildenden Händen eines Voß, Schlegel u. A.? Leſe jeder Deutſche, der ſeinem Vaterlande noch nicht ganz entartet iſt, hierüber das vortreffliche Werk von Kolbe: Ueber den Wortreichthum der deutſchen und franz. Sprache und beider Anlagen zur Poeſie. 2 Bde. Berlin 2te Aufl. 1819. Dreierlei iſt es beſonders, was den Geiſt der deutſchen Sprache charakteriſirt: ihre Bildſamkeit, in der ihr beiwohnenden unerſchöpflichen Kraft beſtehend, durch Hülfe ihrer Biegungs- und Ableitungsſylben, ſo wie durch Wortzuſammenſetzungen neue Bildungen zu erzeugen; ihr Reichthum; denn die Summe ihrer Wörter überſteigt auch die reichſte der noch lebenden Sprachen, und mehrt ſich bei der Freiheit unſerer Dichter und Proſaiker faſt täglich; endlich ihre Univerſalität, d. h. das Vermögen, den Geiſt aller gebildeten Sprachen zu umfaſſen und das Beſte jeder ſich zuzueignen. Welche Nation vermöchte Homers oder Virgils Gedichte ſo wie bei uns Voß, Platons Dialogen wie Schleiermacher, Shakeſpeare's, Calderons Schauſpiele wie Schlegel, Voß, Malsburg und Gries, Arioſto's, Taſſo's Gedichte wie Gries, den Cervantes wie Tieck nachzubilden? Mögen immerhin manche Verſuche, ausländiſche Formen zu uns überzutragen, unglücklich genug ausgefallen ſein, für das, weſſen unſere Sprache fähig iſt, beweiſen ſie doch. Und wie viel mehr würden ſie noch leiſten können, wenn wir nicht einſeitig uns zu ſehr beſchränkt hätten? Es iſt in der That ein großer Verluſt, daß das ſogenannte Hochdeutſche allein Schriftſprache geworden iſt und das Niederdeutſche ſo ſehr verdrängt hat. Wer weiß aber, wozu die Verſuche von Voß in plattdeutſchen Idyllen, Hebels alemanniſche Gedichte, Grübels Gedichte in nürnberger Mundart u. a. m. uns noch führen. Gewiß iſt, daß Adelung ſehr Unrecht hatte, alle, die deutſch lernen wollten, blos nach Meißen zu ſchicken. Ein Wörterbuch, das den ganzen Reichthum unſerer Sprache umfaſſen ſoll, muß alle Mundarten berückſichtigen, und nächſt den Idiotiken auch die Gloſſarien zu Rathe ziehen. Erkennen wir übrigens mit Dank, was in lexicaliſcher Hinſicht Adelung, Campe, Fulda, Kinderling, Voigtel, Stoſch und Eberhard geleiſtet haben, es ſind treffliche Vorarbeiten. Die erſte deutſche Sprachlehre ſchrieb im 16ten Jahrhunderte Valentin Ickelſamer unter

dem Titel: Teutſche Grammatica, darauß einer von ihm ſelbs mag leſen lernen. Die neuern vorzüglichſten Sprachlehren ſind von Adelung, Heynatz, Moritz Roth, Hünerkoch, Reinbeck, Heinſius, Pölitz und Grimm. Durch Werke, wie Klopſtocks grammatiſche Geſpräche, die Schriften von Radlof, Voß Zeitmeſſung und ähnliche kann unſere ſo bildſame Spruche nur noch gewinnen. dd.

Deutſches Theater. Man kann von dieſem nicht ſprechen, ohne die dramatiſche Poeſie der Deutſchen und ihre Schauſpielkunſt zugleich zu berückſichtigen, in ſofern wir nämlich unter Theater das Ganze dramatiſcher Darſtellungen unter den Deutſchen begreifen. Wie ſich aber Alles aus einem roheren Zuſtande allmählig entwickelt, ſo bildete ſich auch das deutſche Theater nur allmählig aus und fängt mit marionettenartigen Schaudarſtellungen aus dem Stegreife, Puppenſpielen, ohne theatraliſche Vorrichtung, an. Vielleicht gehen dieſe bis ins 13. Jahrhundert hinauf. Die Carnevalsmummereien gaben von ſelbſt dazu Veranlaſſung. Bibliſche Geſchichten, dramatiſch dargeſtellt (Myſterien genannt), und ſogenannte Moralitäten waren die erſten Schauſpiele, welche vorzüglich in den Klöſtern aufgeführt wurden. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts wurden dergleichen, beſonders komiſchen Inhalts, von Hans Roſenplüet (die erſten Faſtnachtsſpiele, welche gedruckt wurden), im 16. von dem fruchtbaren Hans Sachs und Ayrer (ſ. deutſche Poeſie) gedichtet, und wahrſcheinlich von Liebhabern oder von herumziehenden Faſtnachtsſpielern (etwas Aehnliches waren die ſogenannten Spruchſprecher zur Zeit der Meiſterſänger), vorzüglich in den Reichsſtädten dargeſtellt. Sie waren derb und unausgebildet, aber kräftig, luſtig, ſchlicht und deutſch gedichtet. Ihre Darſtellung auf Bühnen ohne Dach mochte dem angemeſſen ſein. Die Ueberſetzungen der Alten, z. B. des Terenz, welche in dieſe Zeiten fallen, wirkten auf das Volk nicht und ſcheinen auch nicht aufgeführt worden zu ſein. Mimiſche Beluſtigungen dauerten neben den Schauſpielen fort. Im 17. Jahrhundert machte das deutſche Theater keine bedeutende Fortſchritte. Ueberſetzungen bildeten nur die Dichter und gaben den Schauſpielen einen etwas regelmäßigen Zuſammenhang. Nach Martin Opitz (ſ. d. Art.), der auch der italieniſchen Oper einige Singſpiele nachbildete, wurden die ſogenannten Singcomödien und ſingende Poſſenſpiele häufiger. Im Anfange dieſes Jahrhunderts finden wir ſchon Schauſpielergeſellſchaften unter Anführung von Principalen, welche die Faſtnachtsſpiele und geiſtlichen Komödien durch Vorſtellungen überſetzter Stücke zu verdrängen ſuchten; denn Originalſtücke gab es außer jenen nicht und das fremde Theater war ſchon ausgebildeter als das deutſche; und dieſe Schauſpielergeſellſchaften nahmen immer mehr Zunftmäßiges an. Durch Ueberſetzungen des Guarini kamen nun die ſogenannten Schäfereidramen (Schäfereien, auch Waldkomödien oder Waldgedichte genannt) in Deutſchland auf. Andr. Gryphius (geb. zu Großglogau 1616, geſt. 1664), der um die Mitte dieſes Jahrhunderts blühte, arbeitete und bearbeitete viele Stücke für das Theater. Sie verlieren ſich zwar oft in Schwulſt, doch ſind ſie voll Phantaſie und haben in der Charakterzeichnung einiges Verdienſt. Lohenſteins Dramen waren wegen ihres langweiligen Bombaſt eben ſo wenig für das Theater geeignet; doch fanden ſie großen Beifall und ihr Ton, der Ton affectirter Erhabenheit, nahm auf der Bühne zum großen Schaden des deutſchen Theaters bald überhand. Dadurch entſtanden die marktſchreieriſch ſogenannten Haupt-

und Staatsactionen, größtentheils Bearbeitungen franzöſiſcher und ſpaniſcher Trauerſpiele, mit ſchwülſtigem Pathos ausſtafirt und eben ſo, mit vieler Anſtrengung der Lungen und Hände, vielem Aufwande von Goldpapier und Flitterſtaat, wobei ein Paar ſchwarzſammtne Hoſen dem Schauſpieler ein unentbehrliches Requiſit war, aufgeführt, im Ganzen ſchlechte Nachahmungen der gebildetern franzöſiſchen Bühne. Iffland ſchildert die Bühne dieſer Zeit ſehr launig in ſeinem Aufſatze über den Vortrag in der höhern Tragödie (Almanach für Theater ꝛc. auf d. J. 1807). Von der Declamation der Schauſpieler in dieſen Staatsactionen ſagt er, ſie nahmen den Mund ſo voll, daß kein Wort herauskommen konnte, wie bei andern Menſchen; und ihre Blicke ſchwebten ſtets in den Wolken. Je mehr die Geſellſchaft dem Schauſpieler die bürgerlichen Rechte verſagte, deſto ſtolzer trug er ſein Haupt, ein Johannes ohne Land. Im gemeinen Leben erſchienen ſie ſelten ohne Decen. Als aſſyriſche oder griechiſche Helden verbanden ſie in ihrem Anzug und Weſen die Gegenwart mit der Vergangenheit ꝛc. In dieſen Staatsactionen mußte übrigens in der Regel auch eine luſtige Perſon unter dem Namen Courkſen, ſpäterhin Pikkelhering, vorkommen, ſo wenig konnten die Deutſchen ihren natürlichen Geſchmack bei dieſer langweiligen Luſtbarkeit verläugnen. Schon im J. 1669 wurde eine Ueberſetzung des Polyeuct von Corneille gedruckt und von einer wandernden Geſellſchaft unter einem gewiſſen Magiſter Veltheim, der auch nebenbei noch Ballets und italieniſche Burlesken aus dem Stegreife aufführen ließ, aufs Theater gebracht. Anderntheils wurden Molieres Luſtſpiele häufig überſetzt und aufgeführt. Die Schauſpieler aber konnten ihre Kunſt theils wegen jener herrſchenden Verirrungen der Dichter, theils wie ſie noch lange Zeit für unehrlich gehalten wurden, und das Theater mit der Geiſtlichkeit im Kampfe ſtand, noch nicht mit Freiheit ausbilden. Doch fanden ſie auch ihre Gönner und Vertheidiger; die Geſellſchaften vermehrten ſich zuſehends, und es entſtanden beſtimmtere Rollenfächer! In den erſten 30 Jahren des 18. Jahrhunderts waren jene Staatsactionen und Opern (wie ſie z. B. der fruchtbare Hunold unter dem Namen Menander ſchrieb), nebſt den extemporirten Komödien, die jedoch wegen ihrer Freiheit nicht ſelten größern Werth als jene haben mochten, auf den deutſchen wandernden Theatern herrſchend. In Wien, wo bisher nur Italiener geſpielt hatten, führte zuerſt ein gewiſſer Stranitzky 1708 ein deutſches Schauſpiel ein; er bediente ſich dabei des drolligen baieriſchen und ſalzburgiſchen Dialects, und verwandelte den ital. Harlekin in den deutſchen Hanswurſt, der, wie das Luſtſpiel überhaupt, hier vorzügliche Aufnahme fand. Berühmt iſt in der Geſchichte des deutſchen Theaters Johanna Neuber, geb. Weiſſenborn, welche zugleich Principalin einer der beſten damaligen Geſellſchaften, Schauſpielerin und (mittelmäßige) Ueberſetzerin war. Sie ſpielte zuerſt in Weißenfels und Leipzig, nachher in Hamburg und allen Gegenden Deutſchlands. Auf ſie hatte zuerſt der Profeſſor Gottſched in Leipzig großen Einfluß. Dieſer veranlaßte ſie vorzüglich ſeine und ſeiner Freunde franzöſiſche Ueberſetzungen, ſo wie ſein Machwerk, den ſterbenden Cato, zu ſpielen, und gab ſich überhaupt große Mühe, an die Stelle der bisher herrſchenden krampfhaften Schwulſt die platte Correctheit einzuführen. Vom Nationalſchauſpiel konnte bei ſo gänzlichem Mangel an Originalität nicht die Rede ſein. Auch die Spuren ächtkomiſcher Kraft hätte er mit dem zu Leipzig (1737) feierlich zu Grabe getragenen Hanswurſt

gern ausgetilgt, wenn dieſer nicht dem pedantiſchen Ernſt zum Trotz in immer neuen Geſtalten wieder entſtanden wäre, und ſelbſt ſpäterhin (wie an Juſtus Möſer) manchen geiſtvollen Apologeten gefunden hätte. Zwar traten auch einige geiſtvollere Dichter auf, wie ein Elias Schlegel, in ſeinem Hermann und mehrern Luſtſpielen, Gellert, Cronegk, Krüger, Ranenus, doch riſſen ſie ſich nie ganz von dem franzöſiſchen Geſchmacke los, ſo z. B. Gellert in ſeinen Schauſpielen. Nur regelmäßiger wurden die Schauſpiele und ihre Darſtellungen. Größere Verdienſte um die dramatiſche und theatraliſche Kunſt der Deutſchen hatte Leſſing, ſowohl durch ſeine dramaturgiſche Kritik als durch ſeine eignen dramatiſchen Werke. Er ſuchte die ſogenannten vollkommenen Charaktere zu verdrängen, drang auf Charakterhaltung und Charakterſtücke, ſtürzte das Anſehen des franzöſiſchen Geſchmacks und ſeiner Anbeter, und leitete die Aufmerkſamkeit auf die gewichtigern Werke der Engländer hin. Dagegen führte er auch das bürgerliche Schauſpiel, und mit ihm die Forderung der (bürgerlichen) Natürlichkeit ein, und ging ſo weit, auch die Verſification der Dramen abſchaffen zu wollen, worin Engel ihm nachtrat. Seine Miß Sara Sampſon wurde hierin Vorbild. Bedeutender iſt ſein Originalluſtſpiel Minna von Barnhelm, und Emilie Galotti führte zum Beſſern der Tragödie. Natürlich fand dieſer Geiſt viel Nachahmer und das bürgerliche Familiengemählde, und das rührende Luſtſpiel war bald an der Tagesordnung (Engel, Stephanie, Jünger, Hube, Schröder, Großmann, Babo, Hagemeiſter, arbeiteten für daſſelbe). Dennoch bewirkte dieſes eine vortheilhafte Veränderung in der Schauſpielkunſt. „Die Erſcheinung bürgerlicher Trauerſpiele,“ ſagt Iffland (in dem angeführten Aufſatze), „wie Miß Sara Sampſon, der Hausvater von Diderot u. A., ſetzten den Staatsactionenverein zuerſt in Verlegenheit mit ſich ſelbſt. Hier waren Menſchen geſchildert und die Schauſpieler bemerkten mit Erſtaunen, daß dieſe als Menſchen aus dem Leben wiedergegeben werden mußten. Alle Verſuche, die Schwulſt mit der Menſchennatur zu vereinen, ſcheiterten. Zudem erſchienen einige Schauſpieler und Schauſpielerinnen, welche das wahre lebendige Leben, ein blühendes Gefühl, die Sprache des Herzens und die Sitte des guten geſelligen Lebens in dieſen neuen Schauſpielen auf die Bühne brachten.“ — Man verlangte keine Drahtpuppen mehr; viele Heldenſpieler wurden zu Briefträgern. In dieſer Periode finden wir einen Eckhof (ſt. 1774), „der erſte, welcher der deutſchen Schauſpielerkunſt Bedeutung, Werth, Anſehn und Namen erworben hat,“ in Anſtandsrollen, Vätern (z. B. Odoardo in Leſſings Emilia) und feinkomiſchen Charakteren ausgezeichnet; Reinecke, Witthöft, Döbbelin, Brandes u. A. Die Schauſpielergeſellſchaften wurden beſſer, Leſeproben wurden eingeführt; mehrere Höfe und Städte hatten ihre Geſellſchaften auf längere Zeit, z. B. Weimar, München, Wien, wo das Komiſche herrſchend blieb, Berlin, Leipzig, Hamburg, wo Leſſing ſeit 1767 dramaturgiſirte. Seit die Deutſchen anfingen, die engliſchen Dichter genauer kennen zu lernen, beſonders auch durch Wieland, hatten auch dieſe einen großen Einfluß auf die Bildung des deutſchen Theaters. „Schröder (ſ. d. Art.), ſelbſt Luſtſpieldichter, begann in dem Gebiete idealiſcher Darſtellungen eine neue Periode, indem er Shakeſpeare, freilich in mangelhaften Bearbeitungen, zuerſt auf die Bühne brachte. Noch müſſen wir unter den beſſern Dichtern, welche damals für das deutſche Theater arbeiteten, Leiſewitz, Gerſtenberg (Ugolino,

kaum darſtellbar), Hippel (Verf. mehrerer Luſtſpiele) und Bock erwähnen. Klopſtocks Werke blieben unaufführbar und hatten keinen Einfluß auf das deutſche Theater. Gotter und Bretzner arbeiteten nach franz. und ital. Vorbildern. Eine neue Erſcheinung auf der deutſchen Bühne (ſeit 1752) war die komiſche Operette, aus welcher hernach die neuere deutſche Oper entſtanden iſt (die ältere ſogenannte Oper hörte gegen 1741 auf). Ihr Stifter war Chr. Weiße, und ſie pflanzte ſich durch die Compoſitionen von Sandfuß, Hiller, Schweizer, Wolf, Benda in Kurzem fort. Neben ihnen beſtanden noch Intermezzo's, aber die extemporirten Komödien hörten ſeit 1770 auf. — Das bürgerliche Trauerſpiel artete bald in das weinerliche aus. In dieſer Periode der Empfindelei, ſagt Iffland, wurde alles auf dem Theater geweint und gewinſelt, das Studium der Charaktere nahm ab, man hing den Kopf, war leidend, ſchmachtend, ſah gen Himmel, rang ſich in eine Attitüde und hatte geſpielt, wenn man viel geweint hatte. Auch die größern Dichter der neuern Zeit, Göthe (in ſeinem Clavigo, Stella), Schiller (in ſeiner Cabale und Liebe), trugen dieſem Geſchmack ihren Tribut ab, aber ſie erhoben ſich kräftig aus dieſer Verirrung. Namentlich war es Göthe, der, begeiſtert durch den Rieſengeiſt des großen Britten, in einem ächt nationalen Schauſpiele, Götz von Berlichingen, die engen Grenzen der bisherigen Bühne durchbrechend (ſeit 1773), einen neuen Flug nahm, und jenem Geſchmack ſelbſt kräftig entgegenwirkte. Aber auch hier fanden ſich Nachahmer, durch welche die deutſche Bühne auf einige Zeit in ein neues Extrem verfiel. Das deutſche Theater wurde mit neuen Ritterſchauſpielen überſchwemmt, in denen, wie Schlegel bemerkt, nichts hiſtoriſch iſt, als die Namen und andere Aeußerlichkeiten, nichts ritterlich als die Helme, Schilde und Schwerter, nichts altdeutſch als vermeintlich die Rohheit, ſonſt die Geſinnungen eben ſo modern als gemein. Sie begünſtigten eine andere Art von Natürlichkeit, und brachten dadurch merklich der tragiſchen Schauſpielkunſt großen Schaden. Man vergaß, daß der zarte Sinn, das Pflichtgefühl für Religion und Minne, wie es in der wahren Ritterzeit galt, in der Regel alle Rohheit der Darſtellung ausſchließt. „Aber der Stiefel, das Klirren der Schwertes ꝛc. ſollte die Kraft perſonificiren; die Herren betrugen ſich wie die Knappen, und das harte Wort, das der Zorn herausſchleudern ſoll, wurde oft zu gemeinem Schimpfworte.“ Nachher erweckten jene großen Dichter durch ihre Werke den Geiſt der ächten Tragödie wieder, und hoben dadurch die Schauſpielkunſt in eine höhere Sphäre. (Man gedenke eines Flecks, einer Wolf u. A., denn hier beginnt die Blüthe des deutſchen Theaters.) Ihren idealen Darſtellungen ſtrebten viele mit ungleichem Erfolge in Dramen, antiken, hiſtoriſchen und romantiſchen Stoffs, nach. Indeſſen darf man nicht läugnen, daß hier auch ein Unterſchied zwiſchen dramatiſchen und theatraliſchen Gedichten aufkam, welcher nicht zum Vortheil der deutſchen Bühne war. Noch mehr durch unmittelbare und perſönliche Einwirkung jener großen Dichter machte die Darſtellungskunſt, namentlich von dem kunſtliebenden Weimar aus, bedeutende Fortſchritte. Die hier ſich bildende Schauſpielerſchule zeichnet ſich im höhern Style durch ihre Kunſt, ein poetiſches Ganzes zu bilden, aus. Ihr gegenüber ſteht die berliner Schule, an deren Spitze der deutſche Roſcius, Iffland, ſtand und an welche ſich die leipziger Bühne früherhin durch Opitz, Chriſt, Schubert, Ochſenheimer, Mad.

Hartwig, Schirmer ꝛc. vorzüglich anſchloß. Das Hauptſtreben iſt hier auf individuelle bis ins Einzelne ausgebildete Charakterzeichnung gerichtet, worin der Meiſter ſo einzig war; und dieſem Streben ganz angemeſſen, iſt die Sphäre der Familiengemählde und ſogenannten Charakterſtücke, welche Iffland in ſeinen monotonen Dramen mehr für den Schauſpieler als für ein poetiſches Publicum gearbeitet hat. Die durch ihn entſtandene Schule bildete den Converſationston zur höchſten Feinheit aus. In eigner Größe ſtand Madame Bethmann hier. In der Mitte beider Gattungen ſtehen die Kotzebueſchen Schauſpiele, deren höchſter Zweck Neuheit und Ueberraſchung, Mannichfaltigkeit und Rührung iſt, und die daher bei dem großen Haufen der Schauſpieler die meiſten Freunde fanden. Indeſſen kann man ihnen Kenntniß des Theaters, Witz und Leichtigkeit des Dialogs nicht abſprechen; Erforderniſſe, welche man an den lebloſen und charakterloſen Werken derer, welche oft mit höherem Geſchmack, aber nach äſthetiſchen Theorien arbeiteten, nicht findet. Die neuern Dichter, deren Werke gegenwärtig auf der Bühne geſehen werden, ſind außer den genannten: Klinger, Werner (ſelten), A. Müllner, Oehlenſchläger, Fr. von Kleiſt, Fouqué (beide ſelten), Theod. Körner, Klingemann, Grillparzer, Fr. Kind, Clauren, Steigenteſch, Stoll, Conteſſa, Caſtelli, Wolf, Frau von Weiſſenthurn, Vogel, Jul. von Voß, Holbein, Schink, Ernſt von Houwald ꝛc. Von bedeutenden Schauſpielern wiſſen wir außer den obigen nur Devrient, Eßlair, Krüger in Wien, eine Schröder ebendaſelbſt ꝛc. zu nennen. Wir verweiſen unſere Leſer übrigens auch auf die eben erſchienene Geſchichte des leipziger Theaters (von Blümner), in welcher nicht nur dieſes, ſondern auch die wichtigſten Phänomene der deutſchen Bühne überhaupt gewürdigt worden ſind. Die Oper, welche durch die Blüthe der deutſchen Muſik emporwuchs, erreichte zwar in poetiſcher Hinſicht ihre Ausbildung nicht; doch fand ſie leichter ihren Boden in dem Gebiete des Romantiſchen und trug dadurch einige Zeit den Sieg über das Schauſpiel davon. Pantomimen und Ballets hoben ſich vorzüglich durch Italiener und Franzoſen. Die politiſchen Revolutionen der letztern Jahre erſchütterten das deutſche Theater ſehr, das gegenwärtig ſich großentheils auf Wiederholung des Alten beſchränken muß, und die in der letzten Zeit erſchienenen meiſterhaften Ueberſetzungen der Spanier und Engländer mehr beachten ſollte. Ein wahres Nationaltheater der Deutſchen und mehrere geiſtvolle Directoren, die dem Geſchmack des Publicums eine beſtimmte Richtung gäben, fehlen noch. dd.

Deutſchland. Wir ſetzen hier die in dem Art. Germanien abgebrochne Geſchichtserzählung fort und verweiſen wegen des Geographiſchen und Statiſtiſchen auf den nächſten Art. — Die große Völkerwanderung hatte begonnen, eine Nation drängte die andere vor ſich hin, und die Hauptreſultate davon waren die Vernichtung des abendländiſchen Reichs durch den deutſchen Odoacer, der ſich zum König von Italien aufſchwang, die Eroberung Galliens durch die Franken und Errichtung eines Königreichs, von welchem aus auch das eigentliche Deutſchland, wo die Sachſen, Frieſen, Thüringer und Alemannen zurückgeblieben waren, eine Staatsverfaſſung und einen oberſten Herrſcher bekommen ſollte. Ludwig I. (Chlodwig), der erſte König von Frankreich, bekannte ſich zur chriſtlichen Religion, und nannte ſich: „den allerchriſtlichſten und erſtgebornen Sohn der Kirche" (496). Mit ihm begann die Reihe der merovingiſchen Kö-

nige, von denen der letzte (754) ins Kloſter geſchickt wurde. Die Carolinger beſtiegen Frankreichs Thron, und immer heftiger wurden unter ihnen die Kämpfe mit den benachbarten Deutſchen, unter denen die Sachſen die gefährlichſten Feinde Frankenlands waren. Da unternahm es der König dieſes Landes, Carl der Große (768—814), dieſen beſtändigen Kämpfen ein Ende zu machen, die rohen Völker zur Annahme des Chriſtenthums zu nöthigen und ſie in Ein politiſches Ganzes unter ſeinem Scepter zu vereinigen. Zwar fand er einen unerwarteten 30jährigen Widerſtand; doch Wittekind der Große, der Sachſen Herzog, unterwarf ſich ihm endlich, ließ ſich, um das Blut ſeiner Sachſen zu ſchonen, das Carl nicht ohne Grauſamkeit in Strömen vergoß, mit ſeinem Heere taufen, und die große fränkiſche Monarchie, welche Gallien, Italien und Deutſchland bis an die nördliche See umfaßte, ward gegründet. Doch die franzöſiſche Provinz Deutſchland erhob ſich zu einem ſelbſtſtändigen Reiche, als nach Carls, des erſten occidentaliſchen Kaiſers (nach Auguſtulus Sturz), Tode ſeine Söhne nach heftigem Kampfe die ungeheure Erbſchaft theilten. So ward Ludwig (der Deutſche) durch den Tractat von Verdun der erſte König der Deutſchen (843 bis 876). Damals hatte Deutſchland den Rhein auf einer Seite zur Grenze, und beſaß noch Speier, Worms und Mainz mit ihren Gebieten auf dem linken Rheinufer; die übrigen Grenzen waren faſt die nämlichen, die es noch jetzt ſind; ſeine innere Verfaſſung, fränkiſchen Urſprungs, blieb ihm. Unter Ludwigs Regierung entſtanden die Markgrafen und die Burgen, als Sicherheitsanſtalten gegen die Einfälle der Normänner und Slaven, beſonders der Wenden. Er vergrößerte das Gebiet durch Cöln, Trier, Achen, Utrecht, Metz, Straßburg, Baſel und mehrere Ortſchaften und Theile des linken Rheinufers, die ihm aus der Erbſchaft ſeines Neffen, Lothar II., zufielen. Ludwig ſtarb 878, und nun theilten ſeine drei Söhne, Carlmann, Ludwig der jüngere und Carl der Dicke, ſich in ſeine Hinterlaſſenſchaft. Deutſchland hatte nun bis 887 mit Frankreich wieder einerlei Regenten. Unter dem letzten derſelben, Carl dem Dicken, war ſeines Großvaters mächtiges Reich faſt in den ehemaligen Grenzen wieder hergeſtellt; doch des großen Carls Geiſt, der allein dieſe Maſſe, aus ſo ungleichartigen Theilen zuſammengeſetzt, zuſammenzuhalten vermochte, war längſt entflohen, und Carl der Dicke in der Achtung ſeiner Völker ſo geſunken, daß die Deutſchen ihn 887 der Regierung für verluſtig erklärten, und ſeinen Neffen, Arnulph von Kärnthen, auf den neu errichteten königlichen Thron erhoben. Nach mehrern harten Kämpfen mit den Slaven in Mähren, gegen die er die Ungarn, die ſeit 889 am Fuße der Carpathen als nomadiſches Volk ſich niedergelaſſen hatten, herbeirief, erwarb er ſich die Kaiſerkrone 896 durch die Beſiegung des Herzogs Berengar von Friaul. Drei Jahre darauf, 899, ſtarb Arnulph, und Ludwig das Kind, ſein Sohn, ward im ſechsten Jahre ſeines Alters König von Deutſchland. Als ſeine Regierung eigentlich beginnen ſollte, ſtarb er (911), und mit ihm erloſch das Geſchlecht der Carolinger in Deutſchland. Als Otto der Erlauchte, Herzog von Sachſen, die Königswürde ſeines hohen Alters wegen ausſchlug, ward auf ſeinen Rath Conrad I., Herzog von Franken, deutſcher König Und ſo behauptete Deutſchland ſich als Wahlreich bis zu dem Tage, wo Franz II. die deutſche Kaiſerkrone nach der Errichtung des rheiniſchen Bundes niederlegte, und der deutſche Reichsverband für aufgelöſt erklärt wurde. Von Conrad I. an bis jetzt läßt ſich die Geſchichte Deutſchlands

(zur leichtern Ueberſicht am ſchicklichſten) in *ſieben Hauptperioden* eintheilen, nämlich: I. Bis zu Rudolph von Habsburg. II. Bis zu Maximilian dem Erſten. III. Bis zum weſtphäliſchen Frieden. IV. Bis zum Reichskriege gegen die Republik Frankreich 1792. V. Bis zur Auflöſung des deutſchen Reichsverbands. VI. Von Errichtung des rheiniſchen Bundes. VII. Von ſeiner Auflöſung an. Verfolgen wir mit prüfendem Blicke dieſe Zeiträume, welche 970 Jahre umfaſſen, ſo ſehen wir Deutſchland erſt lange noch im Zuſtande des immerwährenden Schwankens, ſeine Verfaſſung in der Gewalt der Willkühr, ſeine Könige mehr und minder, nach dem Maße eigner Intelligenz und phyſiſcher Kraft, in den Händen der ſich erhebenden uſurpirenden geiſtlichen und weltlichen Großen des Landes, geiſtige Cultur noch in weiter Ferne, allenthalben Kampf über ſelbſt noch nicht begriffene Rechte und Pflichten, Druck des Feudalismus und das Ankämpfen der weltlichen Macht gegen die übermüthig emporſtrebende Hierarchie, bis mit *Conrads* II. (1024) freiem Blick auch ein Lichtſtrahl auf den dunkeln Schauplatz fiel. Die Lehnsverfaſſung ordnete er genau durch eine neue Conſtitution, und ſtellte dem wilden Fauſtrechte durch die Sanction des Gottesfriedens den erſten Damm entgegen. Durch Burgund vergrößerte er des Reichs Umfang. Hatte ſein Nachfolger, *Heinrich* III., die Hoffart des päpſtlichen Stuhles durch Abſetzung drei auf einander folgender Päpſte gedemüthigt, ſo gewann dagegen das Syſtem der Hierarchie, das ſo einflußreich auf Deutſchland war, unter *Heinrich* IV. (und Papſt *Gregor* VII.) um ſo mehr Feſtigkeit, als dieſer Kaiſer zu ſchwach war, der Aufſtellung des Dogma, daß alle weltliche Macht der geiſtlichen Macht und dem römiſchen Stuhle unterworfen ſei, und den für die Rechte des kaiſerlichen Thrones ſo unendlich nachtheiligen Einflüſſen deſſelben zu widerſtehen. So ſollte alſo der Thron Deutſchlands *päpſtliches Lehen*, der Papſt oberſter Richter des Kaiſers und Vicarius des Reichs ſein. *Gregors* endliche Abſetzung war nur Strafe für ſeine Perſon; die von ihm ausgeſprochenen Grundſätze hatten ſchon zu tiefe Wurzeln geſchlagen, und als eine Folge davon muß man es betrachten, wenn Deutſchlands Edle in noch nicht genug befriedigter Kampfbegierde gern den Weg betraten, den ihnen die Kirche zeigte — nach Paläſtina zum heiligen Grabe. Doch gehörten die *Kreuzzüge* zum Weſentlichſten im Gange der Culturgeſchichte Deutſchlands, wie überhaupt Europens. Der Deutſche lernte die wirkliche Welt außer ſeinen Grenzen kennen, und Vieles war dadurch für die folgende Zeit, bis auf den heutigen Tag, vorbereitet. So entſtanden bei dieſer Veranlaſſung zu Bündniſſen auf Blut und Tod die erſten Ritterorden, die Johanniter, die Tempelherren und die deutſchen Ritter, deren Wirkſamkeit nicht ohne Einfluß in die nächſtfolgenden Begebenheiten blieb. Der Antheil, den fromme Schwärmerei an jenen Zügen hatte, ward der Stoff, aus dem die Dichtkunſt ſich entwickelte, und es würden die Minneſänger des Mittelalters uns weniger ergötzen, wenn nicht der zärtliche Kampf der Herzen, beim Scheiden zur Fahrt in das Morgenland, dem wilden Streite mit den Sarazenen um des heiligen Grabes Beſitz vorangegangen wäre. Eine neue mächtige Bewegung ergriff alle Verhältniſſe, und an der Spitze aller äußern Beförderungsmittel zum Keimen und Gedeihen der innern Cultur ſtand der *Handel*, der jetzt anfing, die Producte des aſiatiſchen Bodens und Kunſtfleißes auch nach Deutſchland zu bringen. Doch die mangelhafte Verfaſſung des Reichs ſtand dem Allen noch zu ſehr im Wege,

und da die Kaiſer immer, entweder mit mächtigen Vaſallen oder äu- ßern Feinden zu ſehr beſchäftigt waren, als daß ſie mehr für die in- nern Angelegenheiten hätten thun können, ſo ſchloß man Privatvereine zur Selbſthülfe und Sicherſtellung wider Freibeuter zu Lande und zur See. So entſtand unter Kaiſer Friedrichs I. (Rothbart) Regierung die Hanſa, in deren Conſtitution man die erſten Grundlinien der künftigen Handlungspolitik erkennt, obgleich Friedrich wenigſtens et- was durch Errichtung des Landfriedens, der alle Befehdungen auf drei- tägige Vorherkündigung beſchränkte, hatte thun wollen, den der vierte ſeiner Nachfolger, Friedrich II. (der zuerſt auch ſich König von Je- ruſalem nannte), noch mehr befeſtigte, indem er zugleich die Landes- hoheit der Stände in ihren Beſitzungen ſanctionirte, aber auch zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten, während er abweſend ſein würde, einen Hofrichter ernannte. Die nach und nach ausgebildeten reichs- ſtändiſchen Rathsverſammlungen in Reichsangelegenheiten wurden von den Ständen nachgeahmt, indem ſie die Syndici der Städte, die Vor- ſteher der Klöſter und die innerhalb ihrer Beſitzungen befindlichen Guts- beſitzer ebenfalls zuweilen zur gemeinſamen Berathung wichtiger Lan- desangelegenheiten beriefen, woraus die Land- und Ausſchußtage ſich allmählig gebildet haben. Friedrichs Charaktergröße wirkte wohlthä- tig auf ganz Deutſchland, nur war er zu ſehr in Italien beſchäftigt, wo der Papſt ihm eine ſtarke Oppoſition entgegenwarf, und vorzüglich wurde alles Gute, von ſeiner Seite für das Ganze berechnet, durch die zahlloſen und mächtigen Feinde geſtört, welche ſeine Familie, die Hohenſtaufen, hatte. Hier lag der Grund zu dem großen Zwi- ſchenreiche, welches nach Friedrichs II. Tode (1250) eintrat. Sein Sohn, Conrad IV., ſchon 1237 zum Könige gewählt, hatte mit den vom Papſte ihm entgegengeſetzten Gegenkönigen, Wilhelm von Bra- bant, Alphons von Caſtilien und Richard von Cornwallis, zu käm- pfen, und mit ſeiner perſönlichen Erhaltung ſo viel zu thun, daß er es geſchehen laſſen mußte, daß in dem anarchiſchen Zuſtande des Reichs alle Verträge gebrochen, die Geſetze verhöhnt, und die Gräuel des wieder einreißenden Fauſtrechts mit vorheriger Schamloſigkeit ſelbſt von dem niedern Adel geübt wurden. Die Ritterſchaft in Schwaben, Franken und am Rheine uſurpirte ihre Unmittelbarkeit, und Schwa- ben und Franken hatten keine Herren. Und ſo ging Alles, was Frie- drich II. für Verfaſſung, für Künſte und Wiſſenſchaften, die er durch Lehrer aus allen Gegenden cultiviren ließ, gethan hatte, faſt gänzlich wieder unter. Der letzte Sprößling der Hohenſtaufen, Conradin von Schwaben, ward durch Carl von Anjou auf dem Schaffot ge- opfert, und die Beſſern und Gedrückten blickten mit ſorgenvollem Her- zen umher, nach einem Erretter aus der Gefahr, fürchtend, in der Verwirrung die Beute eines Mächtigern zu werden. Da führte das Schickſal Rudolph I., Grafen von Habsburg, auf Deutſchlands Thron, und die kräftige Hand dieſes großen Fürſten brachte bald wie- der, wenn auch durch harte Maßregeln, Ordnung in das Ganze. Des Adels Raubſchlöſſer wurden zerſtört, das Fauſtrecht faſt gänzlich abge- ſchafft und das Intereſſe der gegen die kaiſerliche Macht immerfort an- ſtrebenden großen Fürſten durch Verheirathungen mit weiſer Politik unmittelbar an den Thron geknüpft. Oeſterreich, Steiermark und Krain eroberte er von Ottokar, der Böhmen König, und ward der Stifter einer Dynaſtie, die noch jetzt im weiblichen Stamme auf Oe- ſterreichs Throne herrſcht. Er ſtarb 1291. Albrechts von Oe- ſterreich, Rudolphs zweiten Nachfolgers, Regierung ward wichtig

durch die während derſelben errungene Freiheit der Schweizer. Unter Heinrich VII. (von Luxemburg) erhob ſich der berühmte Streit zwiſchen den Guelfen und Gibellinen, als fortgeſetzter Kampf der hohenſtaufiſchen Erben gegen den Papſt. Heinrich zog nach Italien zur Vermittlung, und eine neue Gefahr drohte der innern Ruhe und Geſetzmäßigkeit in Deutſchland. Als ihn in Italien der Tod ereilte, ſah das arme verlaſſene Reich abermals zwei Könige, Friedrich von Oeſterreich und Ludwig von Baiern, an ſeiner Spitze, die mit wüthender Erbitterung ſich bekämpften. Ludwig ſiegte, erhielt auch die Kaiſerkrone vom Papſte, konnte aber neue heftige Irrungen mit dem heiligen Vater nicht verhüten, der ganz Deutſchland mit dem Interdict belegte. Da ſchloſſen ſechs Churfürſten des Reichs (ausgenommen Böhmen) den Churverein von 1338, als Gegengewicht wider die päſtliche Einmiſchung in die Königswahl; jeder Fürſt, der die Stimmenmehrheit künftig für ſich haben würde, ſollte ohne Widerſpruch König ſein. Carl IV., König von Böhmen, Heinrich VII. Enkel, ſchon bei Ludwigs Leben zum Gegenkönig gewählt, ward Alleinherr, als auch der ſich ihm entgegenſtellende Gegenkönig, Günther von Schwarzburg, geſtorben war. Er vermehrte die königlichen Einkünfte durch Einführung des Briefadels und gab dem Reiche ein organiſches Geſetz in der goldnen Bulle (1356), welches die Königswahl, das ausſchließliche Wahlrecht der ſieben Churfürſten, zu Mainz, Trier, Cöln, Böhmen, Pfalz, Sachſen und Brandenburg, die Primogenitur in den Churländern, die Untheilbarkeit derſelben, das pfälziſche und ſächſiſche Vicariat, das den Churfürſten ertheilte jus de non appellando und das Ceremoniel der Wahl und Krönung feſtſetzte, auch die Aufhebung des Fauſtrechts gebot. Jetzt ſchlugen neue Funken für Deutſchlands wiſſenſchaftliche Cultur und Geiſtesfreiheit; die Univerſität Prag ward geſtiftet, wohin aus England durch Wicleffs Schüler der Geiſt des Widerſpruchs gegen die Mißbräuche der päpſtlichen Hierarchie kam. Doch die den Deutſchen urſprünglich eingepflanzte Begierde, mit Arm und Schwert ſich Recht zu ſchaffen und erfahrne Beleidung auf der Stelle, ohne der Rechtsgelehrten weiſe Sprüche, ſelbſt zu rächen, behielt noch lange die Oberhand, und unter Wenzel, der ſeinem Vater Carl nicht ähnlich war, erhob das Fauſtrecht aufs neue ſein Haupt, und mehr als je. Drei Gegenkönige, Ruprecht von der Pfalz, Sigismund (ſein eigner Bruder) und Jobſt von Mähren, wurden Wenzeln gegenübergeſtellt. Sigismund blieb König nach Wenzels Tode. Der Zeitraum ſeiner Regierung umfaßt das Concilium zu Coſtnitz, den Prozeß und die Hinrichtung des edlen Huß, der Wicleffs Ideen in Böhmen geltend gemacht hatte, und den Ausbruch des Huſſitenkrieges in Böhmen, Meißen, Franken und Baiern. Mit dem großen Plane ſchwanger, dem Fauſtrechte mit einem Schlage ein Ende zu machen, und eine beſtimmtere Territorial-Eintheilung des Reichs in ſechs Kreiſe einzuführen, ſtarb ſein Nachfolger, Albrecht II. von Oeſterreich, zu früh für Aller Hoffnungen und Wünſche. Noch wichtiger ſollte Friedrichs III. Regierung werden; zwar nicht durch ihn, den ſchwachen, kurzſichtigen Monarchen, aber durch Aufnahme der Wiſſenſchaften, durch Stiftung mehrerer Univerſitäten, durch die Entdeckung America's erhielt ganz Europa, und mit ihm Deutſchland, friſche Kräfte und neue Antriebe zur Thätigkeit. In deſto größerem Widerſpruche ſtanden damit das noch immer waltende Fauſtrecht und die Willkühr der Großen, die ſich unter andern in dem mächtigen Bunde

der ſchwäbiſchen Städte ausſprach, wenn auch der Drang der Umſtände ihn rechtfertigen mochte. Mehr als je that es Noth, daß ein Fürſt von Muth, Kraft und Einſichten Deutſchlands Thron beſtieg. Dieſer war Friedrichs Sohn, Maximilian I. Den vorherrſchenden dringenden Wunſch aller Stände, beſonders der arg bedrückten Städte, ewige Vernichtung des Fauſtrechts, erfüllte er durch die Errichtung des ewigen Landfriedens. Zugleich ward ein Kammergericht organiſirt und eine Kammergerichtsordnung publicirt, ein Reichsregiment und Reichshofrath conſtituirt, und Deutſchland erſt in ſechs Kreiſe, nämlich: den baierſchen, ſchwäbiſchen, fränkiſchen, oberrheiniſchen, weſtphäliſchen und niederſächſiſchen, eingetheilt, wozu in der Folge noch der öſterreichiſche und burgundiſche, der churrheiniſche und oberſächſiſche Kreis kamen, ſo daß ihre Anzahl auf zehn ſtieg. Den Glanz der Krone vermehrte Maximilian, indem er zuerſt den Titel erwählter römiſcher Kaiſer annahm, ja er hatte ſogar den Gedanken, den päpſtlichen Stuhl zu beſteigen; nur der Cardinäle ſchnelle Wahl nach Julius II. Tode verhinderte ihn daran. Das Juſtizweſen erhielt feſtere und beſtimmtere Formen und einen neuen Gang durch die organiſirten Hofgerichte und Kreistage; eine Polizeiverordnung ward eingeführt und das Poſtweſen (1516) eingerichtet. Das Kriegsweſen erhielt eine neue Organiſation, die Truppen wurden in Fähnlein und Regimenter eingetheilt, höhere militäriſche Würden geordnet und das grobe Geſchütz vervollkommnet. Der Anfang der Reformation (1517) auf der kurz vorher (1502) geſtifteten Univerſität Wittenberg beſchließt die Reihe der ſo höchſt wichtigen und für Deutſchland ſo unendlich folgereichen Ereigniſſe unter Maximilians Regierung, der am 12. Januar 1519 ſtarb. Seinem Nachfolger, Carl V. (Maximilians Enkel und König von Spanien), wurde eine, als künftiges Reichsgrundgeſetz entworfene Wahlcapitulation vorgelegt, die er beſchwören mußte; doch der ihm angeborne despotiſche Character verletzte ſie bald bei jedem Schritte, den er that. D. Martin Luthers Reformationswerk machte reißende Fortſchritte; der Bauernkrieg unter Thomas Münzers Anführung verbreitete Unheil; des Landgrafen Philipp von Heſſen und des Churfürſten von Sachſen Bündniß zum Beſten der Reformation wirkte für das Gelingen derſelben; die feierliche Proteſtation der Anhänger der neuen Lehre erfolgte, der Bund der evangeliſchen Fürſten, geſchloſſen zu Schmalkalden (1531), hatte den erſten Religionsfrieden zur Folge; doch brach der ſchmalkaldiſche Krieg aus. Die wittenbergiſche Capitulation entſchied über das Schickſal des unglücklichen Churfürſten Johann Friedrich von Sachſen, die erneſtiniſch-ſächſiſche Linie verlor die Churwürde, das Interim geſtattete den Proteſtanten nur den Kelch im Abendmahle und die Prieſterehe, bis endlich im Vertrage zu Paſſau (am 31. Jul. 1552) Carl V., durch des Churfürſten Moritz Verein mit Frankreich und den Gliedern des ſchmalkaldiſchen Bundes gezwungen, den Proteſtanten völlige Gewiſſensfreiheit und bürgerliche Gleichheit mit den Catholiken zuſicherte, und auf die Baſis dieſes Vertrags der gänzliche Religionsfriede zu Augsburg abgeſchloſſen wurde. In Hinſicht auf Deutſchlands innere Verfaſſung ernannte Carl ſchon auf ſeinem erſten Reichstage in Worms das Reichsregiment und erneuerte die Geſetze wegen des Landfriedens und Kammergerichts; auch wurde hier die Reichsmatrikel bekannt

gemacht, welche das Contigent zur Reichsarmee beſtimmte, das in der Folge oft bis auf das Drei- und Fünffache erhöht wurde. Carl, in deſſen weitläuftigen Staaten die Sonne nicht unterging, reſignirte endlich, der Laſt des Thrones müde, und ſtarb 1558 in einem ſpaniſchen Kloſter. Mit Ferdinands I. (Carls Sohn) Thronbeſteigung ward die Wahlcapitulation revidirt, der Religionsfriede ihr einverleibt, das tridentiniſche Concilium (1545 eröffnet) beſchloſſen, und damit zugleich eine ewige Kluft zwiſchen den Catholiken und Proteſtanten befeſtigt, welche die augsburgiſche Confeſſion, dieſe Trophäe des glorreichen Sieges über Hierarchie und Aberglauben, als Unterpfand ihrer Glaubensſicherheit beſaßen. Der päpſtliche Stuhl bot Alles auf, um nur einen feſten Punct in Deutſchland ſich zu erhalten, und fand die Mittel in den immerwährenden Nunciaturen zu Wien, Brüſſel und Cöln, und dann in der Verbreitung des ſchon 1540 geſtifteten Ordens der Jeſuiten, welche er gleichſam als geiſtliche Soldaten gegen den Proteſtantismus gebrauchte. Ferdinand erließ auch eine Reichshofrathsordnung. Seines Nachfolgers, Maximilians II., Regierung ward unfreundlich bezeichnet durch die kirchlichen Streitigkeiten unter den Proteſtanten, die Widerſprüche zwiſchen Melanchthon und Calvin, die Erſcheinung der Formula Concordiae, durch welche die Trennung der Reformirten von den Lutheranern vollendet wurde, und endlich durch die grumbachiſchen Händel. Unter ſeinem Sohne, Rudolph II., ward allmählig der ſchreckliche dreißigjährige Krieg in der Errichtung der Union und der Ligue vorbereitet; die Utraquiſten in Böhmen erhielten in dem ſogenannten Majeſtätsbriefe die freie Religionsübung, die Univerſität Prag und das Recht, neue Kirchen und Schulen anzulegen, und kurz darauf, unter Matthias, greift man ſchon zu den Waffen. Ferdinand II., ein fanatiſcher Catholik, war ganz dazu geſchaffen, den glühenden Funken zur verwüſtenden Flamme zu bringen. Der dreißigjährige Krieg beginnt mit allen ſeinen Schrecken, das Blut der Union fließt in Strömen, Tilly und Wallenſtein übertreffen ſich gegenſeitig in wüthenden Schlachten, die Union ſcheint verloren, das Reſtitutionsedict, das die proteſtantiſchen Unterthanen catholiſcher Fürſten zum Catholicismus zurückführen ſoll, wird ſchon hier und da mit Gewalt vollzogen, Ferdinand glaubte am Ziele zu ſein, als Guſtav Adolph von Schweden, nach des Cardinals Richelieu Plan, zur Rache und Rettung erſchien. Nach ſeinem Tode trat Frankreich gegen Oeſterreich auf, der große Churfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg ergriff die Sache der Proteſtanten als ſeine eigene, Banner und Torſtenſon, Wrangel und Turenne erkämpften ſich Ruhm, und der weſtphäliſche Friede (1648) gab dem erſchütterten Continente nach dreißig ſchrecklichen Jahren die langentbehrte Ruhe wieder. Noch bevor ſich Brandenburg einmiſchte, hatte Ferdinand II. ſeinem Sohne, Ferdinand III., durch ſeinen Tod Platz gemacht, und dieſer mußte nun, als der von Frankreich und Schweden Beſiegte, dem Geſetze dieſes Friedens ſich unterwerfen, welcher, außerdem daß völlige Gleichheit und Gewiſſensfreiheit der Catholiken und Proteſtanten, mit Einſchluß der Reformirten, und freie Religionsübung ſtipulirt wurde, auch die Unabhängigkeit der freien Schweiz und der Niederlande anerkannte. Für das Haus Pfalzbaiern wurde die achte Churwürde errichtet, und jeder intereſſirte Theil erhielt ſeine Entſchädigungen. Unter die großen Folgen dieſes Frie-

dens, welcher Deutſchlands Verfaſſung beſonders durch ſcharfe Abſcheidung in den Verhältniſſen der allgemeinen Reichsverwaltung conſolidirte und mit allem Recht ein Actenſtück des europäiſchen Völkerrechts genannt werden kann, der die politiſche und militäriſche Macht verhältnißmäßig vertheilte, gehörte auch die Einſchränkung des hanſeatiſchen Bundes, dem nur noch Hamburg, Bremen und Lübeck übrig blieben, die Beibehaltung ſtehender Heere und ein ausgebildeteres Beſteuerungsſyſtem. So gedieh denn die ſchon mit Luther angebrochene Morgenröthe immer mehr zum lichten Tage, als Leopold I. den deutſchen Kaiſerthron beſtieg, unter welchem der Reichstag von 1663 an permanent wurde. So friedlich Leopold geſinnt war, ſo ſah er ſich doch in mehrere Kriege mit der Türkei und Frankreich verwickelt; das Ende des ſpaniſchen Succeſſionskrieges erlebte er nicht. Für den Herzog von Hannover errichtete er die neunte Churwürde. Unterdeſſen hatte Preußen ſich zum Königreich erhoben, und erhielt ein vermehrtes Gewicht in den Angelegenheiten Deutſchlands. Leopolds Bruder, Kaiſer Joſeph I., ſetzte den ſpaniſchen Krieg fort, und ſprach über die Churfürſten von Baiern und Cöln die Acht aus, da ſie Frankreich angehangen hatten. Doch unerwartet ſchnell, an den Blattern, ſtarb Joſeph im 33. Jahre ſeines Lebens, und ſein Bruder, Carl VI., folgte ihm in der Kaiſerwürde. Der bald erfolgende utrechter und der auf ſeine Baſis abgeſchloſſene Friede zu Raſtadt und Baden (1714) machte Carls fortgenährten Entwürfen auf die Vereinigung der ſpaniſchen Krone mit der deutſchen ein Ende. Doch gelang ihm die Errichtung der pragmatiſchen Sanction, dieſes berühmten öſterreichiſchen Hausgeſetzes zur Beſtimmung der Erbfolge. Der Friede von Wien beendigte den Krieg wegen der polniſchen Königswahl (1735) günſtig für Sachſen, und der Friede zu Belgrad (1739) den gegen die Türken, worin Oeſterreich ſich zu Abtretungen verſtehen mußte. Mit Carls VI. Tode (1740) erloſch der Mannsſtamm der habsburgiſchen Dynaſtie, und ſeine Tochter, Maria Thereſia, übernahm die Regierung der Erbſtaaten. Aber Churfürſt Carl Albrecht von Baiern trat gegen ſie als Prätendent des öſterreichiſchen Erbes, und 1742 unter dem Namen Carl VII. als deutſcher Kaiſer auf. Der daraus entſtandene achtjährige öſterreichiſche Succeſſionskrieg ward nach Carls VII. Tode (1745) durch den Frieden zu Füßen (1745) glücklich für Maria Thereſia geendigt, welche unterdeſſen auch die beiden ſchleſiſchen Kriege mit Friedrich II., dem Großen, geführt. Am 15. Septbr. 1745 ward ihr Gemahl, Franz I., zum deutſchen Kaiſer gewählt. Der hubertsburger Friede (1763) beendigte den für Deutſchland verderblichen ſiebenjährigen Krieg. Franz I. großer Sohn, Joſeph II., folgte ſeinem Vater in der Kaiſerwürde (1765). Seine erſten Arbeiten waren eine Reviſion des Juſtizweſens und des Kammergerichts; dieſem folgten die Aufhebung des Jeſuiterordens (1773) in ſeinen Staaten, nach dem von andern europäiſchen Mächten ſchon früher gegebnen Beiſpiele. Die Aufhebung der überflüſſigen Klöſter, das Toleranzedict vom 13. Oct. 1781, die erweiterte Preßfreiheit gehören unter die ſchönſten Diamanten in Joſephs Krone. Die Unruhen in Belgien und der erneute Türkenkrieg beunruhigten den edlen Kaiſer gegen das Ende ſeiner Regierung noch ſehr, und er ſtarb (am 20. Febr. 1790) mit vielen Sorgen im Herzen. Leopold II., welcher nach geſchehener Reviſion und Abänderung der Wahlcapitulation zum Kaiſer gewählt wurde, ſchloß auf Preußens Dazwiſchentreten mit der Pforte

Friede. Schon im erſten Jahre ſeiner Regierung thürmte jenſeits des Rheins ſich das Gewitter auf, das Deutſchland den Untergang drohte. Die franzöſiſche Revolution brach aus. Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preußen vereinigten ſich zu Pillnitz am 25. Aug. 1791 zur Aufrechthaltung der Integrität und der Verfaſſung des deutſchen Reichs, und zur Unterſtützung der königlichen Rechte in Frankreich. Da ſtarb plötzlich Leopold (am 1. März 1792), und ſein Sohn, Franz II., trat in ſeinen Vertrag mit Preußen ein. Nachdem die franzöſiſche Nationalverſammlung Oeſterreich den Krieg erklärt hatte, beſchloß auch das deutſche Reich (am 23. Nov. 1792) den Krieg. Bald aber ſchloſſen Preußen und mehrere deutſche Fürſten Separatfrieden mit der neuen Republik, und zwiſchen Oeſterreich und Frankreich wurde am 17. Oct. 1797 der Friede zu Campo Formio unterzeichnet. Mit dem deutſchen Reiche wurde der Friede zu Raſtadt unterhandelt; aber noch vor der Beendigung dieſer Verhandlung brach der Krieg aufs neue aus. Der Friede von Lüneville (am 9. Febr. 1801) beſtimmte den Rhein zur Grenze Frankreichs und Deutſchlands, welches dadurch über 1200 Quadratmeilen Land und faſt vier Millionen Menſchen verlor. Es hatte nun gegen Frankreich die Grenze wieder, die es unter Ludwig dem Deutſchen (843) gehabt hatte. Oeſterreichs Beherrſcher conſtituirte ein erbliches Kaiſerthum Oeſterreich, während Frankreichs erſter Conſul, Bonaparte, als Napoleon I. zum Kaiſer der Franzoſen erklärt wurde. Bald traten Oeſterreich und Rußland vereint wieder gegen den aufſtrebenden Nachbar auf, und der Friede von Preßburg (am 26. Dec. 1805) endigte dieſen Krieg, an welchem drei Stände des deutſchen Reichs, Baiern, Wirtemberg und Baden, als Alliirte Frankreichs, Theil genommen. Im folgenden Jahre ſagten ſechszehn deutſche Fürſten ſich vom Reichsverbande los, errichteten einen Verein, deſſen Conſtitutionsacte in Paris am 12. Juli 1806 entworfen, am 19. Juli zu St. Cloud ratificirt, und durch den franzöſiſchen Geſchäftsträger Bacher zu Regensburg der allgemeinen Reichsverſammlung am 1. Aug. publicirt wurde. Sie unterwarfen ſich durch dieſe Acte dem franzöſiſchen Kaiſer, als ihrem Protector, und nannte ihren Verein den Rheinbund. Dieſer entſcheidende Schritt foderte unumgänglich einen zweiten. Napoleon hatte erklärt: „daß er dieſen Fürſtenbund als eine natürliche und nothwendige Folge des preßburger Friedens betrachte; der Reichstag habe längſt aufgehört, einen Willen zu haben; durch Hannovers Vereinigung mit Preußen ſei ein Churfürſtenthum aufgehoben worden, und ein nordiſcher König (Schweden) habe eine Reichsprovinz ſeinen übrigen Staaten einverleibt; er erkenne alſo die Exiſtenz der deutſchen Conſtitution nicht mehr an, dagegen aber die volle unumſchränkte Souverainität eines jeden der Fürſten, deren Staaten das heutige Deutſchland ausmachen, und er wolle mit ihnen in die nämlichen Verhältniſſe treten, wie mit den übrigen unabhängigen Fürſten Europa's." Als Folge dieſer Erklärung erſchien vom Kaiſer Franz am 6. Aug. die Abdications-Urkunde, worin er auf die deutſche Kaiſerkrone verzichtete, die Reichsregierung niederlegte und ſeine deutſchen Erbſtaaten von dem deutſchen Reichskörper für getrennt erklärte, zugleich aber die Reichsdienerſchaft den ehemaligen Ständen des aufgelöſeten Reichs empfahl. Und hier iſt das Ende der deutſchen Reichsgeſchichte, und der Beginn der Geſchichte des rheiniſchen Bundes (S. Rheinbund.) Noch war das erſte Jahr des Bundes nicht

verfloſſen, als ſeine Contingente mit Frankreich vereint, an der Saale, der Elbe, Oder und Weichſel ſchlugen. Als der Friede von Tilſit geſchloſſen war, ſah der Bund durch den Beitritt von elf Fürſtenhäuſern aus dem nördlichen Deutſchland ſich erweitert. Alte Fürſtenhäuſer wurden verdrängt, und ein franzöſiſcher Thron ward in Deutſchland errichtet. Vier Könige, fünf Großherzoge und 25 Herzoge und andere Fürſten waren nun von dem neu gewobenen Bande umſchlungen. Der Friede von Wien (am 14. Oct. 1809) vergrößerte des Bundes Umfang und Macht. Die nordweſtlichen Beſtandtheile aber, ſo wie die Hanſeſtädte, Hamburg, Bremen und Lübeck wurden mit Frankreich vereinigt. Im Jahre 1812 unternahm Napoleon ſeinen verderblichen Zug nach Rußland, und auf ſeinen Ruf ſchloſſen ſich die zahlreichen Contingente der Souveräne des Rheinbundes an ſein Heer an. Aber nicht mit Luſt folgten die Deutſchen ſeinen Fahnen. Denn die Fürſten und die Völker waren damals längſt zu der Ueberzeugung gekommen, daß ſie nur Organe in der Hand des Welttyrannen ſeien, um ſeinen ehrgeizigen Planen zu dienen, und daß unter ſeinem Joche Recht, Freiheit und Wohlſtand, die man immer ſchmerzhafter vermißte, nicht mehr zu hoffen ſeien. Indeß folgte man dem Gebote der Nothwendigkeit, und 100,000 Deutſche fanden ihr Grab in den Schneegefilden von Rußland. Die Ruſſen verfolgten ihre Vortheile bis auf die deutſche Grenze; Preußen verband ſich mit ihnen zur Wiederbefreiung von Europa; zugleich ſchloſſen einige Stände des Nordens ſich an ſie an; Lübeck und Hamburg ſtanden, mit den Waffen in der Hand, gegen ihre Bedrücker auf; in ganz Deutſchland waren alle Gemüther bewegt, von dem getroſten Glauben, daß nun die Zeit der Rettung gekommen ſei. Noch zuverſichtlicher ward dieſer Glaube, als auch Oeſterreich dem Bunde gegen den mit unbeugſamer Verſtockung auf ſeinen Anſprüchen beſtehenden Tyrannen beitrat. Bald nahmen die Kriegsereigniſſe, bei dem einſtimmigen Sinne der Verbündeten, und bei dem edlen Enthuſiasmus, der ihre Völker belebte, einen für ihre Sache höchſt günſtigen Charakter an, und nun warf auch Baiern das Joch ab, und verband ſich durch den Vertrag vom 8. Oct. 1813, ſeine Macht mit der der Verbündeten zu vereinigen. Zehn Tage ſpäter vernichtete die Schlacht von Leipzig die franzöſiſche Herrſchaft in Deutſchland; durch ſie fiel das Gebäude des Rheinbundes in Trümmern. Es trat am 2. Nov. auch der König von Wirtemberg und nach ihm die übrigen Souveräne des Südens der großen Coalition bei. Durch das Treffen bei Hanau (30. Oct.) war die fliehende franzöſiſche Armee über den Rhein zurückgeworfen worden. Alles nahm von nun an in Deutſchland eine neue Geſtalt an. Einige Feſtungen ausgenommen, war allenthalben die franzöſiſche Macht vernichtet. Es gab kein Königreich Weſtphalen, kein Großherzogthum Berg mehr. Ueberall kamen die durch franzöſiſche Gewalt vertriebenen Fürſten in die Länder zurück, mit Jubel und Herzlichkeit empfangen von ihren Unterthanen. In ganz Deutſchland wurden unermeßliche Rüſtungen zur Behauptung der wieder erlangten Freiheit betrieben, und mit Freuden und Muth griff alles zu den Waffen, um für die von jedermänniglich als heilig erkannte Sache zu ſtreiten. Nie war vielleicht ſeit den Zeiten der Kreuzzüge die geſammte deutſche Nation ſo mächtig von einer begeiſternden Idee ergriffen, als in dieſen Tagen; nie ſah man eine ſo reine und rührende Harmonie unter den Fürſten und ihren Völkern. Die Heere der Sieger gingen an dem erſten Tage des folgenden Jah-

tes über den Rhein. Bald ward alles Land, das die Franzoſen ſeit 1793 von Deutſchland abgeriſſen hatten, wieder erobert, und die großen Reſultate, die aus dem Feldzuge in Frankreich ſich ergaben, beſtätigten den Beſitz der Eroberung. Am 30. Mai word der Friede zu Paris geſchloſſen. Vermöge deſſelben gab Frankreich, mit Ausnahme von Mömpelgard und einigen kleinern Diſtricten, die ſämmtlichen deutſchen Eroberungen zurück; ein großer Theil derſelben aber wurde dem alten Stamme nicht angefügt, wie denn der ganze burgundiſche Kreis, ſammt dem Hochſtifte Lüttich, die Beſtimmung erhielt, das neue Königreich der Niederlande zu verſtärken. In Anſehung der innern Angelegenheiten Deutſchlands verfügte der Friede: daß die deutſchen Staaten unabhängig und durch ein föderatives Band unter ſich verknüpft ſein ſollten; welche Verfügung durch den Wiener Congreß, der am 1. Nov. 1814 eröffnet wurde, ihre Vollziehung erhielt; indem man auf demſelben nicht nur über die neuen veränderten Territorialverhältniſſe in Deutſchland übereinkam, ſondern auch die Grundlagen des Staatsrechts der deutſchen Föderation beſtimmte. Die letzten ſind in der am 9. Juni 1815 unterzeichneten Bundesacte ausgeſprochen. Vermöge derſelben vereinigten ſich folgende ſouveräne Fürſten und freie Städte, nämlich Oeſterreich, Preußen (dieſe beiden für ihre vormals zum deutſchen Reiche gehörigen Beſitzungen) Sachſen, Baiern, Hannover, Würtemberg, Baden, Kurheſſen, Großherzog von Heſſen, der König von Dänemark für Holſtein, der König der Niederlande für Luxemburg, Braunſchweig, Mecklenburg-Schwerin, Naſſau, Sachſen-Weimar, S. Gotha, S. Coburg, S. Meinungen, S. Hildburghauſen, Mecklenburg-Strelitz, Holſtein-Oldenburg, Anhalt-Deſſau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen, Schwarzburg-Sondershauſen und Rudolſtadt, Hohenzollern-Hechingen, Lichtenſtein, Hohenzollern-Sigmaringen, Waldeck, beide Linien von Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Frankfurt, Bremen, und Hamburg — zu einem beſtändigen Bunde, welcher der „deutſche Bund" heißt, und deſſen Zweck in der Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutſchlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutſchen Staaten beſteht. Alle Bundesglieder haben gleiche Rechte; die Angelegenheiten des Bundes werden durch eine Bundesverſammlung beſorgt, in der Oeſterreich präſidirt, und die ihren Sitz in Frankfurt hat. Die Abfaſſung der Grundgeſetze des Bundes und deſſen organiſche Einrichtung iſt in der Acte als das erſte Geſchäft der Bundesverſammlung beſtimmt. (S. deutſche Bundesverſammlung u. Reich, deutſches.). — Durch dieſe Verfügungen hörte alſo Deutſchland auf, als ein ſelbſtſtändiges, einen feſten Charakter von Einheit behauptendes Reich zu beſtehen, und verwandelte ſich in einem Staatenverein, unter deſſen Mitgliedern nicht das Verhältniß der Subordination, ſondern bloß das der Coordination Statt findet, wie letzteres der Fall bereits in dem Syſteme des rheiniſchen Bundes geweſen war. Dieſe Erſetzung der alten Reichsverfaſſung durch einen nur in föderativer Form zuſammenhängenden Organismus, die Maximen, welche bei Aufnahme der Bundesglieder befolgt wurden, und die Grundſätze, welche die Bundesacte über die innern Verhältniſſe der deutſchen Staaten ausſprach, täuſchten viele zuverſichtliche Hoffnungen, und erregten allenthalben nicht geringes Mißfallen. Indeſſen hinderten unerwartete Ereigniſſe die Voll-

ziehung deſſen, was zu Wien war beſchloſſen worden. Die Wiederkunft Napoleons entzündete einen neuen Krieg. Seine Erfolge aber waren für die Verbündeten unerwartet ſchnell und glücklich. Der Vertrag vom 20. Nov. gab Deutſchland die Parcellen wieder, die im vorigen Frieden noch vorenthalten worden waren; es wurde ſogar an Landau und ſeinen Umgebungen eine bedeutende Eroberung gemacht; nur Mömpelgard verblieb unter franzöſiſcher Herrſchaft. Die wirkliche Eröffnung des Bundestags ſelbſt, ward durch d. verſchiedenen u. ſchwierigen Territorialausgleichungen bis zum 5. Nov. 1816 verzögert. Man ſehe d. Art. Deutſche Bundesverſammlung, und vergl. auch über die neuere Geſchichte Deutſchlands den Art Ruſſiſch-deutſcher Krieg von 1812 — 1815. und über die ehemalige Reichsverfaſſung d. Art. Reich (deutſches), und die folgenden Art.

Deutſchland, in geographiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht. Deutſchland, in Oſten von den preußiſchen Provinzen Weſtpreußen und Poſen, dem Königreich Polen, dem Freiſtaat Krakau und den öſtreichiſchen Königreichen Galizien, Ungarn und Croatien, in Süden von dem adriatiſchen Meer, dem lombardiſch-venetianiſchen Königreich und Helvetien, in Weſten von Frankreich und dem Königreiche der Niederlande, endlich in Norden von der Nordſee, dem Königreich Dänemark und der Oſtſee begrenzt, erſtreckt ſich vom 23 bis 37 Grad der Länge und vom 45 bis 55 Grad nördlicher Breite und hat einen Flächeninhalt von 11600 Q. M. Es wird von 500 Flüſſen durchſtrömt, unter welchen 60 ſchiffbare ſind. Die wichtigſten ſind die Donau, der Rhein, die Weſer, die Elbe und die Oder. (S. die beſondern Art.) Unter den Seen ſind die wichtigſten der Bodenſee, der Chimſee, der cirknitzer See, der Traunſee, der Wurmſee, der mannsfelder ſalzige und ſüße See, der Dummerſee u. ſ. w. Der Boden iſt ſehr verſchieden, im ſüdlichen Theile gebirgig, im nördlichen größtentheils eben. Gegen die Nord- und Oſtſee hat Deutſchland einen ſtarken und weit von Süden her ſich erſtreckenden Abhang und muß beſtändig, beſonders im Nordweſt, mit dem eindringenden Meere kämpfen. Der weſtliche Theil hat ſeine eigne Abdachung theils von den Vogeſen, theils von den höchſten Schweizeralpen, theils vom Fichtelgebirge her den Rhein, die Maas, den Main und die Weſer hinunter. In Nordoſten folgt die Abdachung von Süden nach Norden dem Laufe der Elbe und Oder, und in Südoſten von Weſten nach Oſten dem Laufe der Donau und ihrer Nebenflüſſe. Den ſüdlichſten Zug der deutſchen Gebirge machen von Weſten gegen Oſten die tyroler Alpen, an welche die allgauer Alpen ſich anſchließen; ſüdlicher folgen die karniſchen und juliſchen Alpen. Die nördliche Gebirgsreihe Deutſchlands läuft in einer Schlangenlinie von Oſten nach Weſten. Sie fängt bei den Karpathen mit den Sudeten an, von welchen das Rieſengebirge zwiſchen Schleſien und Böhmen ausläuft; ſüdweſtlich iſt das mähriſche Gebirge, nordweſtlich der Böhmerwald. Von letztern zieht ſich nordöſtlich das ſächſiſche Erzgebirge, nordweſtlich das Fichtelgebirge, mit welchem nordweſtlich der Thüringerwald zuſammenhängt. Das nördlichſte Gebirge Deutſchlands iſt der Harz. Weſtlich von ihm ziehen ſich über die Weſer die Weſergebirge, welche bei Minden die weſtphäliſche Pforte bilden. Von dieſem Gebirge laufen ſüdlich die ſauerländiſchen Gebirge, der Weſerwald und das Siebengebirge am Rhein. Vom Thüringerwald ſüdweſtlich erſtreckt ſich das

Rhöngebirge, der Vogelsberg und der Taunus, welcher ſich bis an den Rhein zieht. Vom Röhngebirge ſüdlich läuft der Speſſart, der Odenwald, der Schwarzwald, welcher ſich bis an den Oberrhein erſtreckt und öſtlich mit der rauhen Alp in Verbindung ſteht und ſich den allgauer Alpen nähert. Jenſeit des Rheins iſt der Donnersberg und Hunnsrück, welche mit den Vogeſen zuſammenhängen, nebſt einem Theile der Ardennen. Die größte Ebene iſt in der Mitte von Baiern; in Norddeutſchland gibt es viele ſandige dürre Heidegegenden und Moore, und in mehreren Streifen nur längs der großen Flüſſe fruchtbares Land. Im Ganzen aber iſt der Boden fruchtbar. Das Clima iſt gemäßigt und geſund, im Norden feuchter und rauher, im Süden trockner und milder. — Man ſchätzt die Einwohnerzahl auf 29,300,000 Seelen, welche in 2525 Städten, 2202 Marktflecken, 101,472 Dörfern und 70,000 Weilern und einzelnen Gehöften wohnen. Sie gehören zu zwei verſchiedenen Völkerſchaften, nemlich den Deutſchen und Slaven. Hierzu kommen noch Juden (300,000, nach Andern 500,000), Italiener in Illyrien und Tyrol (127,000) und Franzoſen (70,000). Hinſichtlich der Religion rechnet man über 15 Mill. Catholiken, 12 Mill. Lutheraner und über 2 Mill. Reformirte. Dazu kommen noch 25,000 Herrnhuter, 2,500 Menoniten, 14,000 Griechen u. ſ. w. An Producten iſt Deutſchland ein reiches Land. Es gibt in vielen Gegenden treffliches Rindvieh; in Holſtein, Mecklenburg u. ſ. w. zieht man gute Pferde. Die Schafzucht iſt durch ſpaniſche Schafe ſehr veredelt worden. Weſtphalen und Baiern haben vorzüglich gute Schweinezucht. Ueberdies ſind aus dem Thierreich zu nennen Ziegen, Eſel, zahmes und wildes Federvieh als Haſel=, Schnee=, Auer=, Birk=, Repphüner, Bienenzucht, etwas Seidenbau, mancherlei Fiſche und Krebſe, Wildprett, auch in einigen ſüdlichen Gebirgsgegenden Wölfe, Bären, Luchſe, Gemſen, Murmelthiere. Aus dem Pflanzenreiche erzeugt Deutſchland alle Arten Getreide in hinreichender Menge und ſelbſt zur Ausfuhr; auch Spelz und Mais im ſüdlichen und Buchweizen im nördlichen Theile (doch iſt der Landbau nicht in allen Gegenden gleichblühend) ferner Hülſenfrüchte, Gartengewächſe, Rübſamen, Flachs, Hanf, Tabak, Hopfen, Krapp, Waid, Saflor, Safran, Anis, vieles Obſt, und im Süden auch gute Kaſtanien, Mandeln und viele Pfirſichen und Aprikoſen. Der Weinbau iſt am Rhein, in Franken, an der Moſel und dem Neckar, auch im Oeſterreichiſchen und zum Theil in Böhmen und Sachſen ſehr beträchtlich. Die Waldungen beſtehen vornehmlich aus Eichen, Buchen, Tannen, Fichten, Kiefern, Birken u. ſ. w. Die Producte des Mineralreichs ſind etwas Gold (in einigen Flüſſen Goldſand) ziemlich viel Silber (beſonders im Erzgebirge und Harz, jährlich 200,000 Mark). Queckſilber (in Idria und Zweibrükken), Zinn (in Böhmen und Sachſen) Blei, Kupfer, Eiſen, Galmei, Waſſerblei, Zinnober, Wismuth, Arſenik, Spießglas, Alaun, Vitriol, Zink, Schwefel, Salpeter, Kobalt, Stein- und Braunkohle, Marmor, Kalk, Alabaſter, Gyps, Asbeſt, Schiefer, Mühlen=, Sand=, Quader- u. Bimsſteine, Traß, Jaspis, Chalcedon, Serpentinſteine, Baſalt, Granit, Porphyr, viele Arten von Edelſteinen, Ocker, Thon, die feinſte Porzellanerde, Walkenerde, Mergel, Torf, Bergtheer, viel Quell- und Steinſalz und mannichfache Mineralwaſſer. Die wichtigſten Gegenſtände des deutſchen Kunſtfleißes ſind Leinwand, Wollwaaren, Seiden=, Leder=, Baumwollenwaaren, Spitzen, Tapeten, Papier, Glas, Spiegel, Porcellan, Fayence, Gold= und Silber=, Eiſen= und Stahlwaaren, Gewehre und Degenklingen, muſikaliſche und andere Inſtrumente, Uhren, Holzwaa-

ren, ferner Vitriol, Alaun, Zucker, Tabak, Bier, Branntwein, Liqueure u. ſ. w. Der Handel iſt in vielen Gegenden ſehr blühend und wird zu Lande und zur See geführt. Ausfuhrartikel ſind Holz, Getreide (für 10 Mill. Thaler), Wein, Leinwand (ſonſt für mehr als 30 Mill. Thaler), Leingarn, Eiſen-, Stahl-, und nürnberger Waaren, Porzellan, Queckſilber, Glas, Spiegel, Vieh, Obſt, Wolle, Salz, Mineralien, geräuchertes und geſalznes Fleiſch, irdne Geſchirre, Schmalte, Wachs, Leder, Woll- und Baumwollwaaren, Spitzen u. ſ. w. Eingeführt dagegen wird Wein, Tabak, Südfrüchte, Spezereien, Zucker, Kaffee, Thee, Seide, Baumwolle, feine wollne, baumwollne und ſeidne Zeuge, Mode- und Galanteriewaaren u. ſ. w. Die vornehmſten Seehandelsplätze ſind an der Nordſee: Hamburg, Altona, Bremen und Emden; an der Oſtſee: Lübeck, Roſtock, Stettin; am adriatiſchen Meere Trieſt. Zu den wichtigſten Landhandelſtädten gehören in Norddeutſchland: Leipzig, Braunſchweig, Magdeburg, Frankfurt a. d. Oder und Breslau; in Süddeutſchland Frankfurt am Main, Nürnberg, Augsburg, Prag, Wien und Botzen. — Die Staaten, aus welchen Deutſchland gegenwärtig beſteht, ſind in vorhergehenden Art. aufgeführt. Sie ſind außerdem in einzelnen Artikeln abgehandelt. Ueber die Verfaſſung ſehe man gleichfalls den vorhergehenden Art. und den Artikel: Deutſche Bundesverſammlung.

Devalvation der Münze nennt man die Herabſetzung zu hoch ausgeprägter Münzen auf ihren wahren und eigentlichen Werth, wodurch ſie alſo einen geringern Zahlwerth erhalten, als das Gepräge beſagt; oft auch Herabſetzung überhaupt oder die Setzung außer Cours. Jedem Staate ſteht es frei, Schrot und Korn ſeiner Münze und den äußern Zahlwerth derſelben zu beſtimmen; er kann alſo Schrot und Korn in ein Mißverhältniß zu dem Zahlwerthe bringen, aber nur innerhalb der Grenzen ſeines Gebiets kann er den Cours gebieten. Der fremde Staat, welcher durch Einführung von Geld, welches gegen das ſeine geringhaltiger wäre, im Handel offenbar verlieren würde, wenn er es nach dem äußern Zahlwerthe nehmen ſollte, kann daher entweder ſolches Geld ganz verbieten, oder nach erfolgter Prüfung des Gehalts den Zahlwerth deſſelben herabſetzen. In Deutſchland iſt der Conventionsfuß der Maßſtab. S. Münzfuß. dd.

Deviſe. Die Deviſen, welche wir hier meinen, ſind Wahlſprüche, meiſt ſinnbildlich ausgedrückt und dargeſtellt. Aus den Sinnbildern, denen man nachher zur größern Deutlichkeit eine Aufſchrift beifügte, ſind ſie hervorgegangen, und beſtehen auch aus zwei Theilen, einer ſinnbildlichen Figur, welche man den Körper, und einem beigefügten paſſenden Wahlſpruch, den man die Seele der Deviſe nennt. Wenn Marmontel ſagt, ſie ſeien eine Erfindung der Chevalerie, ſo hat er ſchwerlich daran gedacht, daß in des Aeſchylus Tragödie: die ſieben Helden vor Theben, alle dieſe Helden mit Deviſen auf ihren Schilden erſcheinen. Zur Zeit der Chevalerie war es freilich Sitte, daß alle Ritter ſo auftraten; auf allen Wappenſchilden waren welche, und auf allen Turnieren erſchienen ſie, ſo daß der Graf Theſoro wohl Recht hatte, ſie die Philoſophie des Edelmanns, die Sprache der Helden zu nennen. Daß nachher auch die Galanterie zu angenehmen Schmeicheleien ſich ihrer bediente, lag in dem Ritterthume ſelbſt, und manche Deviſe auf einem Schilde war ſogar nichts weiter als eine Galanterie. Bei Feſten aller Art ſah man ſie auf Triumphbogen, Fahnen und Tapeten, in Grotten und auf Schiffen. Nicht ſelten ſprach ſich auch das Gefühl in ihnen aus, z. B. in der Deviſe einer

jungen Wittwe, die zum Sinnbild einen der Blüthen, Blätter und Früchte beraubten Orangenbaum, und zur Aufſchrift die Worte gewählt hatte: Was können Erd und Himmel mir noch nehmen! Sie wurden auch häufig an Gebäuden, z. B. an Thüren und Decken, angebracht, und waren im 16ten Jahrhundert vorzüglich in Italien im Gebrauche. Von Paulus Jovius ſagt man, daß er 1560 die Kunſt der Deviſen einer Theorie unterworfen. Dieſe Theorie kann ſehr kurz ſeyn: der Körper der Deviſe ſey einfach, beſtimmt, ſpreche ſich ſelbſt aus (denn er ſoll Sinnbild ſeyn), edel, der Phantaſie gefällig, die Seele paſſe zu dem Körper, die Inſchrift ſey kurz, gedrängt, ſinnreich und angemeſſen. — Noch wird das Wort Deviſe jetzt häufig im Geſchäftsſtyl der Banquiers und Kaufleute bei Wechſelgeſchäften gebraucht, um damit eine gewiſſe Gattung Papiere (Wechſel) anzudeuten; z. B. von allen Curſen iſt bloß die Deviſe Augsburg k. Sicht, oder die Deviſe London 2. Mt. dato geſucht. dd.

Devolution (Abwälzung) heißt in der Rechtsſprache die Vererbung auf einen Andern oder der Heimfall. Unter dem Devolutionsrechte verſteht man 1. insbeſondere ein Recht, vermöge deſſen nach dem Tode des einen Ehegatten alles Vermögen an die Kinder fällt, und der überlebende Gatte nur den Nießbrauch davon erhält. 2. Das Recht, vermöge deſſen das Patronatsrecht, eine erledigte (beſonders geiſtliche) Stelle zu beſetzen, wegen Vernachläſſigung oder Verſäumniß nach einer gewiſſen Friſt für den gegenwärtigen Fall verloren geht, und auf die höhere Behörde (Biſchof, Landesfürſt oder ſein Conſiſtorium) zurückfällt. — Devolutionsmittel ſind ſolche Rechtsmittel, durch welche eine vor Gericht anhängige Sache von einem Unterrichter an den Oberrichter gebracht wird. Devolviren, abwälzen, auf einen Andern bringen.

Dey heißt in den nordafrikaniſchen Republiken, Algier und Tripolis, der oberſte Befehlshaber welcher von der Verſammlung der höchſten Kriegsbehörden erwählt wird, und mit faſt unumſchränkter Macht herrſcht. In Tunis führt er den Namen Bey.

Diaconus, Diacon, eigentlich Diener, beſonders Kirchendiener. Gemeiniglich heißt der zweite oder dritte Prediger an einer Kirche Diaconus. In dieſem Falle heißt der erſte Hülfsprediger Archidiaconus. Das Diaconat iſt die Stelle, die er verwaltet. Diaconiſſe, in den catholiſchen Klöſtern, die Kirchendienerin, welche z. B. die Bekleidung des Altars zu beſorgen hat. In der alten Kirche waren Diaconissae betagte Frauen, deren Amt darin beſtand, daß ſie andere, die ſich taufen laſſen wollten, unterrichteten, den Kranken Hülfe leiſteten, in den Verſammlungen den Frauen ihren Platz anwieſen u. dgl. m. Diaconicon heißt in der griechiſchen Kirche die Collecte, die der Diaconus ſingt, auch das Buch, worin deſſen Verrichtungen ſtehen.

Diadem, eine Stirnbinde, die, nach Einigen, Bacchus erfunden haben ſoll, um das Kopfweh, die Folgen der Trunkenheit, zu lindern (vielmehr wohl hatte er ſie, weil er aus dem Orient, Indien, kam), und die nachher ein auszeichnender Schmuck der Könige wurde. Das Bacchiſche Diadem, das man oft an antiken Darſtellungen, zumal des indiſchen Bacchus, ſieht, und das auch Kredemnon heißt, beſtand aus einer, die Stirn und Schläfe umwindenden, breiten, gefalteten Binde, hinten geknüpft, mit herabhängenden Enden. Auseinander gefaltet bildete es einen wirklichen Schleier, und heißt darum bei den Griechen auch öfters Kalyptra, d. i. Schleier. Nachher

wurde es noch mehreren Gottheilen außer dem Bacchus und den Perſonen in deſſen Gefolge zugegeben, und kam von dieſen auf die Könige. In den älteſten Zeiten war es ſehr ſchmal; Alexander der Große nahm das breite Diadem der Perſiſchen Könige an, deſſen Enden auf die Schultern herabfielen, und ſeine Nachfolger behielten dieſes Zeichen der königlichen Würde bei. Auf den Münzen ſieht man auch Königinnen mit dem Diadem, welchem ein Schleier beigefügt iſt. Die erſten römiſchen Kaiſer enthielten ſich dieſes Schmuckes, um nicht dem Volke zu mißfallen. Conſtantin der Große war der erſte, der ſich deſſelben wieder bediente und es noch mehr ausſchmückte. Seit dieſer Zeit wurde es mit einer einfachen oder doppelten Reihe von Perlen und Edelſteinen verziert, wodurch es einige Aehnlichkeit mit einem türkiſchen Bunde erhielt, mit dem man es ſonſt nicht verwechſeln darf. Die Mode nennt einen ähnlichen Kopfputz der Damen ſo.

Diagnoſis, Diagnoſe, in der Heilkunſt, iſt die Angabe der weſentlichen Zufälle einer Krankheit, wodurch ſie von andern unterſchieden iſt. Diagnoſtik iſt demnach die Kunſt, ähnliche Krankheiten von einander zu unterſcheiden und jede richtig zu beſtimmen. Diagnoſtiſch, anzeigend, zur Erkenntniß einer Krankheit dienlich, ein diagnoſtiſcher Umſtand, d. h. ein ſolcher, aus welchem ſich die Natur oder der Sitz der Krankheit genau erkennen läßt.

Diagonal-Linie, Diagonale, heißt diejenige gerade Linie, welche in einer geradlinigten mehr als dreiſeitigen Figur zwei nicht zunächſt liegende Winkelpunkte verbindet. Eine jede geradlinige Figur wird durch Diagonalen in ſo viele Dreiecke getheilt, als ſie Seiten weniger zwei hat.

Diakuſtik, die Lehre vom Widerſchalle der Klänge, oder die Kunſt, dieſelbe anzuwenden.

Dialect oder Mundart, d. h. die Art, wie eine und dieſelbe Sprache in verſchiedenen Gegenden geſprochen wird. Die Abweichungen der einzelnen Dialecte einer Sprache beſtehen theils in der Ausſprache, theils in gewiſſen eigenthümlichen Worten, Wendungen und Ausdrücken. So erkennt man den Brandenburger, den Sachſen, den Schwaben, den Baiern augenblicklich an ſeiner Ausſprache und an einzelnen, jedem von ihnen eigenthümlichen Redensarten. — Auf der Bühne, wo man jetzt überall reines Hochdeutſch fodert, iſt ein Dialect, der das Geburts- oder Erziehungsland des Schauſpielers verräth, ein großer Fehler; die Fertigkeit hingegen, willkürlich einen beſtimmten Dialect zu ſprechen, ein großer Vorzug am Declamator wie am Schauſpieler, da es Rollen, beſonders komiſche, gibt, deren Wirkung vorzüglich auf dem Dialect beruht, z. B. Judenrollen (ſ. Jüdeln), Rollen in wieneriſcher, berliner, ſchwäbiſcher, nürnberger Mundart. Die letztgenannte beſonders hat einen eigenen äſthetiſchen Charakter, nämlich den der Einfalt, Treuherzigkeit und daher bisweilen der Naivetät. Es gibt Gedichte, z. B. von Grübel (ſ. d. Art.), die eigens in dieſem Dialect geſchrieben ſind, und vom Declamator nothwendig darin vorgetragen werden müſſen. Eben ſo ſind die Lokalpoſſen auf den Nebentheatern in Wien meiſt im wieneriſchen Dialecte abgefaßt, mit welchem ſie den beſten Theil ihrer komiſchen Kraft verlieren würden. Wo der Dialect ſolcher Rollen oder Declamationsſtücke nicht heimiſch iſt, da kommt oft viel darauf an, daß der Sprecher ihn geſchickt zu mäßigen, d. h. dem Hochdeutſch in ſoweit anzunähern wiſſe, daß er den Zuhörern verſtändlich bleibt; eine Geſchicklichkeit, welche beſonders dem geſchätzten Declamator Solbrig eigen, und deren Mangel den wiener Komikern, wenn ſie auf

andern Bühnen auftreten, gewöhnlich verderblich iſt. Vom Dialect zu unterſcheiden iſt der **Jargon**, d. h. die manchen Perſonen und Ständen eigene, durch Gewohnheit verdorbene (corrumpirte) Sprache, welche beſonders die etymologiſche Geſtalt der Wörter verſtümmelt. S. d. beſ. Art. A. Mnr.

Dialectik, der ältere Name der Logik oder Denklehre (von διαλεγεσθαι, ſprechen), weil das Denken ſich durch die Sprache darſtellt, und in dieſem Gebrauche zuerſt beobachtet und geregelt wird, wie überhaupt der Geiſt von dem Beſondern und Concreten zum Allgemeinen fortſchreitet. Die Logik (ſ. d. Art.) war alſo früherhin, dieſem Namen zufolge, **Sprechkunſt**, **Disputirkunſt**. Als die Logik eine wiſſenſchaftlichere Form annahm, wurde die Dialectik zu einem Theile der Logik, und als angewandter Theil der Logik, der Analytik entgegengeſetzt, insbeſondere derjenige Theil der Logik, welcher der Disputirkunſt zum Grunde liegt. Jetzt verſteht man darunter bloß die Disputirkunſt, bei welcher man den Gegner durch alle Arten von Gründen und Schlüſſen, auch durch Scheingründe und Scheinſchlüſſe, zu überwältigen ſucht. In der **Kantiſchen** Philoſophie wird die logiſche, die transcendentale und die natürliche Dialectik unterſchieden. Unter der erſten verſteht man die Logik des Scheins, d. i. die Lehre von der Entdeckung und Vermeidung des logiſchen Scheins, und von den Kriterien der Wahrheit; unter der zweiten diejenige, welche den Schein tranſcendentaler Urtheile aufdeckt; unter der dritten einen Hang, wider die ſtrengen Geſetze der Pflicht zu vernünfteln und ſie unſern Neigungen möglichſt angemeſſen zu machen. Daher **Dialectiker**, ein Lehrer der Dialectik, oder wer die Kunſt des logiſchen Disputirens beſitzt; und **dialectiſch**, was ſich auf die Kunſt bezieht (z. B. **dialectiſche** Künſte); insbeſondere was durch künſtliche Schlüſſe täuſcht.

Diallele, eine Art verdeckten Trugſchluſſes, oder ein ſogenannter Cirkel im Demonſtriren, in welchem der zu beweiſende Satz zugleich als ein Beweisgrund vorausgeſetzt wird, z. B. die Höllenſtrafen ſind ewig, weil die Verſchuldungen des Sünders ewig ſind (indem er einen ewigen Gott dadurch beleidigt); und die Verſchuldungen ſind ewig, weil die Höllenſtrafen ewig ſind. (S. **Cirkel**.)

Dialog iſt 1. Geſpräch, d. i. mündliche Unterredung zwiſchen mehreren Perſonen; 2. die Geſprächsform oder der fingirte Dialog; daher **dialogiſiren**, etwas in die Geſprächsform einkleiden. Die Philoſophen der Alten, beſonders die Griechen, liebten, vermöge der eigenthümlichen Lebendigkeit ihres Geiſtes, dieſe Form, bedienten ſich ihrer zur Mittheilung ihrer Unterſuchungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, und ſtellten entgegengeſetzte Anſichten gleichſam perſonificirt und in lebendiger Zuſammenwirkung mit hohem Kunſtſinn dar. Man erinnere ſich der **philoſophiſchen Dialogen** des Platon, welche gleichſam philoſophiſche Dramen ſind. Der ſogenannte **Socratiſche** Dialog iſt ein in Fragen und Antworten dergeſtalt eingekleideter, daß der Befragte durch die Fragen beſtimmt wird, in ſeiner Seele ſelbſt diejenigen Vorſtellungen zu entwickeln, welche der Fragende in ihm hervorbringen will. Dieſer Dialog ſetzt bei dem Fragenden eine tiefere Kenntniß der menſchlichen Natur überhaupt und des Befragten insbeſondere voraus (ſ. **Catechetik**). Uebrigens gilt von dem **philoſophiſchen Dialog** mehr oder weniger, was von dem fingirten Dialog überhaupt gilt; nur mit beſonderer Hinſicht auf den Zweck des philoſophiſchen Vortrags, **Wahrheit in Begrif**=

ſen zu entwickeln. Erasmus von Rotterdam, ſpäterhin Leſſing, Moſes Mendelsſohn, Engel, Schelling haben ihn unter den Neuern bearbeitet. Im komiſchen und ſatiriſchen Dialog ahmte Wieland den Satiriker Lucian glücklich nach. Unter den Italienern haben ſich in dieſer Form Petrarca (de vera sapientia), Machiavelli, Gelli, Algarotti und Gozzi ausgezeichnet; bei den Franzoſen, nach Saraſin und Malebranche, Fenelon; Fontenelle und St. Mard ahmten den Lucian nach. Unter den Engländern ahmten Ge. Berkely und Rich. Hurd den Plato, Jac. Harris die Manier des Cicero nach. Werden die Worte durch Entſchlüſſe zur That, ſo daß das Geſpräch durchaus Handlung bewirkt, ſo entſteht das Dramatiſche, wobei in dem Gedankengange lebendige Bewegung und Spannung auf den Ausgang herrſcht. Man ſieht leicht, wie die Kunſt dazu kam, manches in der Form des Geſprächs darzuſtellen. Bei dieſen Darſtellungen iſt ſie an die Bedingungen der wirklichen Unterredung gebunden. Daß nicht von Unterredungen des gemeinen Lebens die Rede ſey (wofern dies nicht abſichtlich nachgeahmt wird), ſondern von Unterredungen Gebildeter, und daß alſo Verſtändlichkeit, Richtigkeit, Reinheit und Beſtimmtheit des Ausdrucks überhaupt vorausgeſetzt werden, verſteht ſich von ſelbſt. Auch bedarf es kaum einer Erinnerung, daß die Ausdrücke nicht geſucht und die Verbindung derſelben nicht ſtudirt ſeyn müſſen, indem Alles den Schein des augenblicklichen Entſtehens haben ſoll, obſchon der Dialog der Kunſt allerdings gefeilter und ſtrenger ſeyn wird, als der Dialog des Lebens. Der Dialog der Kunſt ſoll ſeinen Stoff (Wahrheiten, Gefühle, Handlungen) in einer äſthetiſchen Form darſtellen, d. h. alles Einzelne ſoll auf eine wohlgefällige Weiſe ſich an einander reihen und zu einem ſchönen Ganzen verknüpfen. Sind es Wahrheiten, ſo ſollen dieſe allmählig entwickelt und von ihrer erſten Dämmerung in der Seele bis zu ihrer vollen Klarheit verfolgt; ſind es Handlungen, ſo ſollen ſie aus ihrem Keim entwickelt werden, der Entſchluß allmählig reifen und in That übergehen. Dort, wie hier, iſt beſtändig innere Handlung, wenn gleich nicht immer äußere Begebenheit. Dieſe innere Handlung wird lebhafter 1. durch die Natur des Gegenſtandes, denn nur ein wenigſtens zweiſeitiger Gegenſtand eignet ſich für dialogiſche Behandlung, und 2. durch den Widerſtreit in den Anſichten der Unterredenden, welche wechſelſeitig ſtreben, die obwaltende Disharmonie in Harmonie aufzulöſen. Damit wir aber an dieſem Widerſtreite den vollen Antheil nehmen; ſo muß in dem Dialog als Werk der Kunſt 1. jede Perſon deſſelben ihren beſtimmten, von den übrigen Perſonen unterſchiedenen Charakter in Hinſicht auf das Erkenntniß, Gefühls- und Begehrungsvermögen haben, und 2. dieſer Charakter durch das Ganze der Darſtellung gehalten ſeyn. Wo wir nicht mehrere redende Perſonen unterſcheiden können, da können wir auch die Rede nicht für ein wirkliches Geſpräch halten. Es folgt hieraus, daß die Gedankenfolge in dem Dialog verſchieden ſeyn müſſe von der Gedankenfolge der einzelnen Meditation, denn hier wird ſie nur durch innere, dort auch durch äußere Gründe beſtimmt, ſie hat ihre Urſachen zugleich in den Reden der übrigen Perſonen, mit denen ſie in jedem Augenblick in Wechſelwirkung ſteht. Sie ſoll ſich aber dennoch ſo natürlich aneinander fügen, daß in dem Ganzen Alles dem Gange des menſchlichen Geiſtes und Herzens, nach den Geſetzen der Einbildungskraft, der Vernunft, des Gefühls, in der Situation und dem Charakter der Perſonen gemäß erſcheint. Welch ein Reichthum von Ideen, welche Lebendigkeit der Einbildungskraft, welche Gewandtheit des Witzes

hiezu erfodert werden, ſpringt in die Augen. Zu einem Ganzen verkettet ſich das Einzelne, wenn alles, was geſagt wird, vollſtändig durch das Vorhergehende vorbereitet iſt. Im Drama wird der Dialog im engern Sinne dem Monolog (Selbſtgeſpräch) entgegengeſetzt; im Singſpiele den Singſtücken, und bedeutet die Redepartien. (S. Drama.) dd.

Diamant oder Demant, der koſtbarſte, feurigſte und härteſte von allen Edelſteinen. Die gewöhnlichen Geſtalten, in welchen die natürlichen Diamanten gefunden werden, ſind runde und ſtumpfeckige Körner, ſeltner doppelt vierſeitige Pyramiden, oder rundliche zwölfſeitige Cryſtallen, welche niedrige ſechsſeitige Säulen, an den Enden mit drei Flächen zugeſpitzt, zu ſeyn ſcheinen. Roh ſind die Diamanten mit einer erdigen Rinde überzogen, welche jedoch an denjenigen abgerieben iſt, die man im Sande der Flüſſe findet. Die polirte Oberfläche und den herrlichen Glanz erhalten ſie durchs Schleifen. Die gewöhnliche Farbe eines rohen Diamanten iſt blaßgrau, welches ſich nicht ſelten ins Gelbe zieht. Manche ſehen auch citronengelb, wenige roſenroth aus, und noch ſeltner ſind die blauen und grünen. Die ſchönſten ſind ohne Flecken und einfarbig. Der Bruch iſt blättrig. An Härte übertrifft dieſer Stein alle bekannten Körper, und der härteſte Stahl kann ſeine Oberfläche nicht ritzen. Wegen der großen Dichtigkeit bricht er die Lichtſtrahlen ſehr ſtark, und wirft daher einen ſtarken vielfarbigen Glanz von ſich, beſonders wenn man ihm durchs Schleifen viele Flächen gegeben hat. Der unübertreffliche Glanz hat vorzüglich ſeinen Werth beſtimmt. Reine Diamanten ſind geſchliffen ſo durchſichtig, wie das klarſte Waſſer und eigentlich farblos. Die meiſten gefärbten Diamanten ſpielen ins Gelbliche und Röthliche, und zwar von den ſchwächſten Nüancen bis zu einem ſehr hohen Gelb und Roth. Die ungefärbten werden am höchſten geachtet. Die orientaliſchen oder aſiatiſchen Diamanten ſind die ſchönſten, und die berühmteſten Diamantengruben finden ſich in Viſapur, in Golconda und Decan, auch gibt es einige auf Borneo. Die amerikaniſchen Diamanten, welche in Menge in Braſilien gefunden werden, haben die Güte der orientaliſchen bei weitem nicht. Die europäiſchen ſind von noch geringerm Werthe. Deutſchland erzeugt dieſe Steine in Sachſen, Böhmen und andern Provinzen. Man findet ſie ſowohl in Felſen als Flüſſen, in die ſie durch die Gewalt des Bergwaſſers gekommen ſind. Der Werth eines Diamanten beruht nicht blos auf ſeiner Farbe, Reinheit und Größe, ſondern auch auf ſeiner Form und der ſonſtigen Beſchaffenheit. Ein ſicherer Maßſtab allgemeiner Schätzung läßt ſich ſchwerlich angeben, da jeder Juwelirer ſeine eigne Methode hat, nach der er den Werth eines Steins beſtimmt. Der Diamant läßt ſich nur mit ſeinem eigenen Staube ſchleifen und poliren, den man Diamantbrot oder Diamantboord nennt und von den ſchlechteſten Steinen, alſo von den grauen, ſchwärzlichen und überhaupt von den trüben nimmt, welche härter ſind als die übrigen. Die vorzüglichſten Diamantenſchleifer befinden ſich in Amſterdam. Die geſchliffenen Steine theilt man in vier Sorten, nämlich in Tafelſteine (Dünnſteine), Dickſteine, womit ſonſt der Brillant geſchliffen wurde, Roſenſteine (oder Roſetten) und in Brillanten. Tafelſteine ſind oben und unten platt, und haben nur an den Seiten eine Reihe Facetten, daher ſie auch von geringerem Werthe als die andern ſind. Eine Roſette iſt unten platt und ohne Facetten, oben aber erhoben mit einigen

Reihen Facetten ſternförmig geſchliffen. Der **Brillant** iſt unten und oben erhoben und mit Facetten geſchliffen. Dieſe ſind die koſtbarſten nicht nur der Arbeit wegen, ſondern weil dazu nur wenige Steine dienen. Halbe Brillanten oder Brillants ſind ſolche, deren unterer Theil aus Cryſtall oder einem andern Steine beſteht, welcher an den Diamanten mit Maſtix befeſtigt iſt. Unkundige können damit leicht betrogen werden, weil man die Zuſammenſetzung nicht bemerkt, wenn ſie gefaßt ſind. Ehe der Diamant ſo nach ſeinen Beſtandtheilen unterſucht war, wie er es jetzt iſt, rechneten ihn die Naturforſcher zu den Quarzen, und hielten ihn für den reinſten unter den Kieſeln. Wenn auch gleich der Großherzog Cosmus III. von Toscana am Ende des vorigen Jahrhunderts Diamanten durch Brennſpiegel, und nachher Kaiſer **Franz** I. durch bloßes Ofenfeuer verbrennen ließ, ſo ſchienen dieſe Verſuche doch nicht wichtig genug, um dieſen Edelſteinen eine andere Stelle unter den Mineralien anzuweiſen. Erſt durch die im Jahr 1768 von **d'Arcet** bekannt gemachten Verſuche, wodurch ſich ergeben hat, daß zwei Diamanten, in porzellanenen Tiegeln dem Feuer ausgeſetzt, wie Waſſertropfen verſchwanden, ward man aufmerkſamer auf die wahre Natur dieſes wunderbaren Minerals. Man ſtellte nun noch mehrere Verſuche an, und fand ſogar, daß der Diamant beim Glühen unter der Muffel mit einer Flamme umgeben war, und nach und nach verflog. Alle dieſe Verſuche führten dahin, daß der Diamant von den Steinen und Erden verſchieden ſey, und zu den brennlichen Materialien gehöre, worunter er ein eigenes Geſchlecht ausmacht. Uebrigens wird der Diamant weder vom Waſſer, noch vom Weingeiſt, noch von öligen Flüſſigkeiten, noch von den ätzenden Alkalien oder von den ſtärkſten Säuren angegriffen, ſelbſt die Flußſpathſäure nicht ausgenommen. Die Anhänger der neuern Chemie rechnen ihn zu den einfachſten Subſtanzen, und halten ihn für ganz reinen, auf eine wunderbare Weiſe verdichteten Kohlenſtoff. Außer zu koſtbaren Zierrathen dienen auch die kleinſten Spitzen deſſelben, um Glas damit zu ſchneiden. Die größten und prächtigſten Diamanten, welche man jetzt kennt, ſind 1. der des Großmoguls, 279 Karat am Gewicht und über 11 Mill. Livres an Werth. 2. Zwei in Frankreich, wovon der eine, der **Regent** genannt, 5 Mill. werth ſeyn ſoll. 3. Der in Rußland, welchen Catharina II. mit 2,250,000 Livres und 100,000 Livres Leibrenten bezahlte, 179 Karat wiegend, und von der Größe eines Taubeneis.

Diameter, Durchmeſſer eines Kreiſes, iſt diejenige gerade Linie, die durch den Mittelpunkt deſſelben von einem Punkte des Umkreiſes bis zum andern gezogen wird, und ſomit den Kreis in zwei gleiche Theile theilt, auch die größte Sehne iſt. Der Halbmeſſer iſt die Hälfte dieſer Durchſchnittslinie, und daher das Stück zwiſchen dem Mittelpunkte des Kreiſes und deſſen Umfange. **Diametraliſch**, diametral, gerade durch, geradezu.

Diana, bei den Griechen Artemis, eine Tochter des Jupiter und der Latona, Zwillingsſchweſter des Apollo (ſ. **Delos**). Als ſie ſie noch Kind war, erzählt Callimachus in ſeinem Hymnus, bat ſie ihren Vater, daß er ihr vergönnen möchte, **ewig Jungfrau** zu bleiben, denn die Schmerzen ihrer Mutter hätten ihr die Liebe verhaßt gemacht. Zugleich bat ſie, daß er ihr Bogen und Pfeile, eine Stadt und alle Gebirge, 60 Oceaniden und 20 amniſche Nymphen ſchenken, und ihr erlauben möchte, eine Fackel zu tragen und dem Wilde nachzujagen. Jupiter aber gewährte ihr mehr, als ſie bat. Er ſchenkte

ihr 30 Städte zu ihrem ausſchließlichen Dienſte und viele andere, wo ſie gemeinſchaftlich mit andern Gottheiten verehrt werden ſollte. Nun begab ſich Diana auf den waldigen Leukus in Creta und von da zum Ocean, wo ſie ſich eine zahlreiche Begleitung neunjähriger Nymphen auswählte. Dann ging ſie zu den Cyklopen auf der Inſel Lipara, und verlangte von ihnen einen cydoniſchen Bogen und Köcher und Pfeile. Dieſe erfüllten den Befehl der Göttin, und bewaffnet erſchien ſie jetzt in dem arkadiſchen Gebiete des Pan, der ſie mit ſchönen Jagdhunden beſchenkte. Mit dieſen fing ſie am Fuße des Berges Parrhaſius vier ſchöne Hirſche mit goldenem Geweih, ſpannte ſie vor ihren Wagen und fuhr damit zuerſt auf den thraziſchen Hämus. Auf dem Olymp in Myſien ſpaltete ſie eine Fackel von einem Baume, und zündete ſie an Jupiters Blitzen an. Wenn ſie mit der Beute der Jagd beladen nach dem Wohnſitze der Götter zurückkehrte, kamen ihr im Vorhofe Merkur und Apollo entgegen; erſterer nahm ihr die Waffen, letzterer das Wildpret ab. Die amniſchen Nymphen ſpannten die Hirſche vom Wagen, ließen ſie auf den Wieſen der Juno weiden, und gaben ihnen aus goldenen Gefäßen Waſſer zu trinken. Dann trat Diana in den Götterſaal und ſetzte ſich neben Apollo. Wie dieſer den Wagen der Sonne, ſo lenkt ſie den Wagen des Mondes. Amor und Venus verſuchen umſonſt, ſie zu beſiegen; nur Jagd, Muſik und Tanz ergötzen ſie. Ohne Schonung beſtrafte ſie die Jungfrauen, die das ihr geleiſtete Gelübde der Keuſchheit verletzten; aber noch härter ſtrafte ſie den, der die Heiligkeit ihrer eigenen Keuſchheit zu beleidigen wagte. Aktäon, des Cadmus Enkel, der ſie im Bade belauſchte, ward von ihr in einen Hirſch verwandelt und von ſeinen eignen Hunden zerriſſen. Dennoch glückte es endlich dem ſchönen Jäger Endymion, ſie die Macht der Liebe empfinden zu laſſen. Wenn ſie des Nachts als Luna leuchtete, und den ſchönen Schläfer, von der Jagd ermüdet, im Walde ſchlummern ſah, ſenkte ſie ſich aus der Höhe darnieder und küßte die Lippe des reizenden Jünglings, der ein Glück genoß, das keinem Gott und keinem Sterblichen zu Theil ward. Ungeachtet ihres Haſſes gegen die Liebe, war ſie dennoch die Helferin der Kreiſenden, welche in den Wehen der Geburt ſie anriefen. Dagegen war ſie auch, wie Apollo, die Göttin des Todes. Das weibliche Geſchlecht iſt das Ziel ihrer Geſchoſſe, womit ſie die Alten und Lebensſatten ſanft erlegt, auf daß ſie dem aufblühenden Geſchlechte Raum geben. Im Zorne aber tödtete ſie, wie Apollo, durch Seuchen und Krankheiten. Beleidigungen rächte ſie ohne Barmherzigkeit. So tödtete ſie den Jäger Orion aus Neid, weil Aurora ſich in ihn verliebt hatte; desgleichen die Töchter der Niobe, weil dieſe ſich über die Latona erhob u. ſ. w. Im trojaniſchen Kriege half ſie wie Apollo, den Trojanern; und in den Kriegen mit den Giganten und Titanen bewies ſie ſich als Heldin. Der Dienſt der Diana war in ganz Griechenland verbreitet. Sie wurde als Göttin des Mondlichts, daher eben ſowohl Nachtgöttin, zuſammenfallend mit Hecate, als auch Lucina, Lichtbringerin, Fackelträgerin, ferner Geburtshelferin (und fällt ſo mit Eileithyia zuſammen), Jägerin und ländliche Gottheit verehrt. Die Artemiſien waren ein ihr (beſonders zu Delphi) gefeiertes Feſt. Anfänglich bildete man ſie mit einem Diadem ab, nachher mit einem halben Monde auf dem Kopfe, mit Bogen und Pfeilen, den Köcher auf ihren Schultern und in einem leichten Jagdkleide, neben ihr die Jagdhunde. Ihr berühmteſter Tempel war zu Ephesus (ſ. d. Art.) und wurde unter die Wunder-

werke der Welt gezählt. Man verehrt ſie hier als Symbol der fruchtbringenden Natur, und bildete ſie mit vielen Brüſten ab, die mit Binden umwunden waren.

Dianenbaum oder Silberbaum, eine gewächsförmige Zuſammenfügung von Silbertheilchen, welche vorher in Salpeterſäure aufgelöſet wurden. Dianenbaum wurde er genannt, weil das Silber in der Chemie mit dem Zeichen des Mondes (Luna oder Diana) belegt wird. Es gibt mehrere Methoden, den Dianenbaum durch chemiſche Operationen darzuſtellen. Eine der kürzeſten iſt folgende: Man bereite ein kaltes Amalgama aus vier Quentchen Silberfeilſtaub oder Silberblättchen und zwei Quentchen Queckſilber, löſe dieſes Amalgama in vier Unzen oder in einer hinlänglichen Menge von reinem und mäßig ſtarkem Salpetergeiſte auf; verdünne die Auflöſung ungefähr mit 1½ Pfund deſtillirten Waſſers, ſchüttele die Miſchung und bewahre ſie in einer zugeſtopften Flaſche auf. Beim Gebrauch nimmt man davon eine Unze, gießt ſie in eine Phiole oder in einen Becher, ſetzt einer Erbſe groß von einem Gold- oder Silberamalgama, das ſo weich wie Butter iſt, hinzu, und läßt das Gefäß ruhig ſtehen. Nicht lange, ſo ſieht man aus der Kugel des Amalgama kleine Fäden aufſteigen, welche ſich ſchnell vergrößern, nach allen Seiten zu Zweigen werden, und die Geſtalt kleiner Geſträuche annehmen. Dieſe Erſcheinung gründet ſich auf verſchiedene weſentliche Eigenſchaften der Subſtanzen, die man dazu nimmt. Da das Queckſilber mit der Salpeterſäure näher verwandt iſt, als das Silber, ſo nöthigt es jenes Metall, ſich von dieſer Säure zu ſcheiden und ſich niederzuſchlagen. Daß bei dieſem Niederſchlagen die Farbe des Silbers, ſeine natürliche Geſtalt und der metalliſche Glanz wieder erſcheint, rührt daher, weil das Silber von der Salpeterſäure mittelſt einer metalliſchen Subſtanz geſchieden wird. Es ſcheint dies überhaupt mit allen Metallen zu geſchehen, ſo oft ſie durch ein anderes Metall von einer Säure getrennt werden; da ſie hingegen allezeit in der Geſtalt eines Kalkes oder eines erdigen oder ſalzartigen Niederſchlages ohne alles metalliſche Anſehen erſcheinen, wenn ſie durch irgend ein anderes Mittel niedergeſchlagen wurden. Die beſondere Stellung der Silbertheile im Verſuche mit dem Dianenbaum muß ohne Zweifel der Wirkung der anziehenden Kraft, oder der Verwandtſchaft zugeſchrieben werden, welche die gleichartigen Theile, oder die Grundmaſſen einer und derſelben, oder zweier ähnlichen Subſtanzen unter einander haben. Vermöge des Beſtrebens, welches die Silbertheilchen ſelbſt gegen einander haben, geſchieht es, daß diejenigen, welche ſich in der Folge von der Salpeterſäure trennen, ſich auch hernach lieber an einander als irgendwo anders anſetzen. Uebrigens iſt der Dianenbaum der älteſte Beweis für die Cryſtalliſirung eines Metalls durch Queckſilber. Damit der Verſuch mit dem Dianenbaume gelinge, muß man dahin ſehen, daß das Silber, die Salpeterſäure und das Waſſer rein ſind; denn die fremdartigen Theile könnten wenigſtens zum Theile das Silber niederſchlagen, welches doch im gegenwärtigen Falle allein durch das Queckſilber geſchehen darf. Die Silberauflöſung muß ferner ſtark mit Waſſer verdünnt ſein, weil der Niederſchlag ſonſt zu ſchnell und in zu großer Menge geſchehen und nicht die regelmäßige Figur bilden würde. Endlich muß die Säure, ehe ſie verdünnt wird, völlig mit Silber geſättigt ſein, weil der Niederſchlag ſonſt nicht eher erfolgt, als bis ſich der noch freie Theil der Säure ebenfalls geſättigt hat.

Diaphanometer, ein phyſikaliſches Inſtrument, welches da-

zu dient, die Größe der Ausdünſtungen in einem begrenzten Theile der uns umgebenden Luft zu meſſen.

Diaſyrmus, eine redekünſtleriſche Figur, welche darin beſteht, daß die Verkleinerung eines Gegenſtandes übertrieben wird. Er iſt Gegenſatz der Hyperbel (ſ. d. Art.), welche in's Große übertreibt; ſein Zweck und ſeine Wirkung hingegen fallen mit Zweck und Wirkung der Hyperbel ziemlich zuſammen; denn hier, wie dort, iſt es darauf abgeſehen, diejenige Anſchaulichkeit, welche durch Vergleichung hervorgebracht wird, durch die Größe des Unterſchiedes zwiſchen den beiden Gliedern des Gleichniſſes oder Verhältniſſes zu ſteigern.

Diät, die Lebensordnung in Speiſe und Trank, Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen u. ſ. w., oder die Geſundheitspflege. Diätetik iſt die Geſundheitslehre, oder die Lehre, wie man die Geſundheit erhalten ſoll. Ein diätetiſches Verhalten iſt ein der Geſundheitspflege gemäßes. Diätetiſche Regeln ſind Geſundheitsregeln. (Vergl. Makrobiotik.)

Diatoniſch nennt man eine Folge von Tönen, die durch ganze und große halbe Töne fortſchreitet; daher die gewöhnliche Tonleiter diatoniſche Scale. (S. Ton, Tonleiter.) dd.

Diaz. Unter dieſem Namen ſind zwei Seefahrer berühmt: 1. Michael Diaz, ein Arragonier, Gefährte des Chriſtoph Columbus, entdeckte 1495 die Goldminen von St. Chriſtoph in der neuen Welt, und trug viel zur Gründung von Neu-Iſabella (nachher St. Domingo) bei. Er ſtarb 1512. 2. Bartholomäus, ein Portugieſe. Er wurde 1486 von ſeiner Regierung (unter Johann II) ausgeſendet, um einen neuen Weg nach Oſtindien zu ſuchen. Er ſegelte muthig nach Süden, entdeckte über 200 Meilen neues Land, und fand glücklich die ſüdliche Spitze von Afrika. Allein die Meutereien ſeiner Soldaten und die gefährlichen Stürme, die hier wütheten, nöthigten ihn zur Rückkehr nach Liſſabon. Diaz nannte die ſüdliche Spitze von Afrika Vorgebirge der Angſt, aber ſein König, Johann II., gab ihm den Namen des Vorgebirges der guten Hoffnung, weil er nun nicht mehr zweifelte, daß der vermuthete Weg nach Indien gefunden ſei.

Dibdin. I. (Charles), geb. 1748, berühmter engliſcher Theaterunternehmer, Theaterdichter, Componiſt und Schauſpieler. Als 15jähriger Knabe betrat er das Theater und ward auch ſchon Componiſt. Er gefiel außerordentlich; er erwarb ſich Freunde und Unterſtützung, und für ihn wurde bald das unter dem Namen Circus bekannte Theater erbaut. Er war hier der Schöpfer einer neuen Gattung von Unterhaltung, die aus Muſik, Geſängen und öffentlichen Declamationen beſtand, und die er alle und allein ſelbſt dichtete, componirte, ſang und darſtellte. Zwanzig Jahre lang gelang es ihm, ſich beim Publikum in dieſer Gattung zu erhalten. Durch die unendliche Mannichfaltigkeit und Derbheit in ſeinen patriotiſchen Geſängen, durch die glückliche Benutzung aller Gelegenheiten, auf John Bull einzuwirken und ihn in dem langen und ſchweren Kampfe mit Frankreich immer bei guter Laune zu erhalten und ihn für Land- und Seedienſt geneigt zu machen, hatte er in den letzten zwanzigjährigen Kriegen Englands einen außerordentlichen Einfluß auf die untern Volksklaſſen, ſo daß die Regierung ihm auch, als eine neue Unternehmung für eigne Rechnung ihm mißlang, eine Penſion von 200 Pf. St. bewilligte. Man hat von ihm eine Menge Theaterſtücke, Romane, Geſänge und ſonſtiger Schriften. Sein Sohn, Charles Dibdin jun., iſt Miteigenthümer an dem londoner Theater, unter

dem Namen Sadlers wells bekannt, für welches er zahlloſe kleine Stücke und Gelegenheitsgeſänge gedichtet und geſchrieben hat. Sein zweiter Sohn, Thomas Dibdin, iſt ebenfalls fruchtbarer Theater- und Gelegenheitsdichter. II. (Thomas Frognall) einer der größten jetzt lebenden Bibliographen. Er iſt Geiſtlicher, Mitglied der Geſellſchaft der Alterthümer zu London und Bibliothekar des Grafen Spencer, und hat als ſolcher eine der reichſten, koſtbarſten und erleſenſten Privatbibliotheken unter ſich. Man hat über die Bibliographie und Bibliomanie von ihm mehrere ſehr wichtige und geſchätzte Werke, von denen wir die bedeutendſten hier anführen wollen, da ſie in Deutſchland noch nicht ſehr bekannt ſind: Specimen of a biographical Dictionary, 1803. — Introduction to a knowledge of rare and valuable editions of the Greek and Roman Classics, 1818. 3d edit. — Specimen Bibliothecae Britannicae, 1808 (hievon ſind blos 40 Stück gedruckt). — The Bibliomania, a prose epistle, 1812. 2d edit. — Typographical Antiquities, in 4to. 1810. — Ein in ſeiner Art einziges Werk iſt ſeine Bibliotheca Spenceriana, or a descriptive Catalogue of the books printed in the fifteenth century, and of many valuable first editions in the Library of George John Earl Spencer. 3 Voll. imperial 8vo. 1814. Sein neueſtes, für Bibliographie ebenfalls höchſt intereſſantes Werk iſt ſein Biographical Decameron, or ten days pleasant Discourse upon illuminated manuscripts and subjects connected with early engraving, typography and bibliography. Lond. 1817, 3 Voll. gr. 8vo. Es iſt mit einer Menge der trefflichſten Holzſchnitte und Kupferſtiche geziert und eins der vollendetſten Meiſterwerke der Buchdruckerkunſt. Seine 1797 herausgegebenen Gedichte ſind ſelten geworden, weil der Verfaſſer ſich alle Mühe gegeben hat, die Exemplare zu vernichten. — Das Wichtigſte aus den oben genannten koſtbaren Werken wird in dem bibliographiſchen Lexicon, welches der Bibliothekſecretär M. Ebert in Dresden in dem Verlage des Herausgebers vom Converſations-Lexicon herausgibt, benutzt und bekannt gemacht.

Dichten heißt, durch ſinnliche Anſchauungen (Bilder) vorſtellen, und wird dem Denken im engern Sinne, als dem Vorſtellen durch Begriffe, entgegengeſetzt. Im vorzüglichen Sinne, in welchem es zum Zwecke der Kunſt angewendet wird, heißt es, Ideen in entſprechenden Bildern faſſen, oder in einem harmoniſchen Ganzen ſinnlicher Anſchauungen verſinnlichen, wodurch das Dichten auch von dem bloßen Erdichten, d. i. Ausdenken, Erſinnen ſolcher Gegenſtände, die nicht in der Wirklichkeit gegründet ſind, verſchieden iſt. Das Vermögen, zu dichten im obigen Sinne, beruht hauptſächlich auf der durch Vernunft, als dem Vermögen der Ideen, angeregten Phantaſie. Im engſten Sinne heißt dichten, jene ideale Bildungen der Phantaſie (Dichtungen) in der Sprache vollendet darſtellen, und die Kunſt dieſer Darſtellung insbeſondere Dichtkunſt; ein Product dieſer Art ein Gedicht; beſondere Claſſen derſelben Dichtungsarten. (S. Poeſie.) T.

Dichtigkeit (Denſität). Die Erfahrung lehrt, daß die kleinſten Beſtandtheile (man denke ſie ſich als körperliche Puncte) der verſchiedenen Körper bald mehr, bald weniger eng vereinigt ſind. Dies nennt man die verſchiedene Dichtigkeit der Körper. Ganz dicht würde ein Körper genannt werden können, deſſen Zuſammenfügung gar keine Zwiſchenräume darböte; dergleichen Körper gibt es aber, wie man ſich durch Verſuche überzeugt hat, in der uns bekann-

ten Natur nicht. Der Begriff iſt alſo ein relativer und um die Dichtigkeit eines Körpers zu beſtimmen, muß man ihn mit einem andern vergleichen, und dieſen dabei zur Einheit annehmen. Da die Erfahrung lehrt, daß Regenwaſſer, oder auch deſtillirtes, von allen fremden Beimiſchungen befreites Waſſer, bei gleichem Wärmegrad eine ſtets gleiche Dichtigkeit behält, ſo nimmt man dieſes gewöhnlich zur Einheit an, und geht bei der Vergleichung von folgenden Grundſätzen aus: 1. Körper, die gleichen Raum einnehmen, verhalten ſich in ihrer Dichtigkeit wie ihre Maſſen, für welche man das Gewicht der Körper ſetzt, weil man kein anderes Mittel hat, die Quantität der in einem beſtimmten Raume enthaltenen Materie zu finden. 2. Haben die Körper gleiche Maſſen, ſo verhalten ſich ihre Dichtigkeiten umgekehrt wie die Räume, die ſie einnehmen. Man denke ſich jetzt einen Körper, der, bei einem Gewichte von 4 Pf. einen Raum von nur 2, und einen andern Körper der bei einem Gewichte von nur 2 Pf. gleichwohl einen Raum von 4 Cubikfuß einnimmt, ſo wird, wie man durch bloßes Nachdenken findet, die Dichtigkeit des erſteren viermal größer als des letztern ſein, ein Reſultat, welches man allgemein ſo ausdrückt: die Dichtigkeiten zweier Körper verhalten ſich wie die Quotienten der Gewichte dieſer Körper, durch die Räume, die ſie einnehmen (hier alſo = 4/2 : 2/4 = 2 : 1/2 = 1 : 1/4).

Dichtkunſt, ſ. **Poeſie**.

Dictator, die höchſte obrigkeitliche Perſon in dem republikaniſchen Rom, welche nur in außerordentlichen und dringenden Fällen, welche die größte Energie der vollziehenden Gewalt erfoderten, ernannt wurde. Die Macht des Dictators war **unumſchränkt**, ſowohl in der Staatsverwaltung, als bei der Armee, und keiner Appellation unterworfen. Sie nahm gleich nach ſeiner Wahl ihren Anfang, dauerte aber nur ſechs Monate. Gewöhnlich legten die Dictatoren ihr Amt nach Beendigung ihres Geſchäfts noch vor dieſem Zeitraume nieder. Nur wenige Beiſpiele finden ſich von einem längern Zeitraume, wie z. B. bei Sulla, Cäſar. Alle obrigkeitliche Aemter, die an den eigentlichen Staatsgeſchäften Antheil hatten, hörten mit der Wahl eines Dictators ſogleich auf, die Volkstribunen allein ausgenommen. Die Conſuln fuhren zwar in ihren Amtsverrichtungen fort, waren aber den Befehlen des Dictators unterworfen und in ſeiner Gegenwart ohne ein Zeichen von Autorität; dagegen hatte dieſer ſowohl in- als außerhalb der Stadt 24 Lictoren mit Faſces und Beilen zu ſeiner Begleitung. Er hatte Gewalt über Leben und Tod, war jedoch darin beſchränkt, daß er die öffentlichen Gelder nicht willkührlich verwenden, nicht Italien verlaſſen und in der Stadt kein Pferd beſteigen durfte. Auch konnte er nach **Niederlegung** ſeines Amts zur Rechenſchaft gezogen werden. Die Wahl des Dictators wurde nicht, wie bei andern Magiſtraten, durch die Stimmen des Volks entſchieden, ſondern einer der Conſuln ernannte ihn auf Befehl des Senats aus Willkühr. Der Dictator ernannte darauf wieder nach freier Willkühr einen Befehlshaber der Reiterei. Außer bei dringenden Gefahren wurden in der Folge noch zu gewiſſen feierlichen Geſchäften Dictatoren ernannt, z. B. um die Comitien zur Wahl neuer Conſuln anzuſtellen, um Feiertage anzuordnen u. dgl. m. In einer abgeleiteten ſpätern Bedeutung wird daher **Dictator** tadelnd ein Menſch genannt, der auf ſeinen bloßen Machtſpruch Glauben, Beiſtimmung oder Gehorſam verlangt; daher **dictatoriſch**, gebieteriſch, machthaberiſch, d. i. ein **dictatoriſcher** Ausſpruch, der

ohne Grund und Beweis auf die bloße Auctorität jemandes angenommen werden ſoll, Machtſpruch.

Dictatur, 1. Amt und Würde des Dictators: 2. diejenige Förmlichkeit beim ehemaligen Reichstage, vermöge welcher dasjenige kund gemacht ward, was geſetzmäßig zur Kunde des Reichs gelangen, und ein Stück der Reichsacten oder ſelbſt ein Gegenſtand der öffentlichen Berathſchlagung werden ſollte. Sie beſtand darin, daß von Churmainz, mittelſt des Reichserbmarſchallamts, jeder Comitialgeſandtſchaft angeſagt ward, ihre Canzelliſten zur geſetzten Stunde und benannten Orts der Dictatur halber ſich einfinden zu laſſen, und alsdann der Secretär des Directoriums jedem Canzelliſten die gemeinte Schrift, unter der Aufſchrift: Dictatum etc., entweder in die Feder dictirte, oder gedruckt übergab.

Dickſtein, ſ. Diamant.

Diction, Stil — mit welchem ſie oft zuſammenfällt. Im engern Sinne jedoch beruht die Diction mehr auf dem Ausdruck der Gedanken und Empfindungen und der Wahl der Ausdrücke, der Stil im engern Sinn aber auf ihrer logiſchen und grammatiſchen Verbindung. T.

Didaktik, der Theil der Pädagogik oder Erziehungswiſſenſchaft, welcher von den Regeln handelt, nach welchen man durch Unterricht die geiſtige Kraft des Menſchen zur Freiheit und möglichſten Vollkommenheit entwickeln ſoll. An ſie ſchließt ſich an die Methodik, welche von der Anwendung und Beſchaffenheit des Unterrichts als Erziehungsmittels oder dem zweckmäßigſten Verfahren bei demſelben, nach Verſchiedenheit der Lehrgegenſtände und Subjecte, handelt. Die Fertigkeit in Ausübung dieſer Theile der Pädagogik wird oft im weitern Sinne Didaktik, Lehrkunſt, genannt. T.

Didaktiſche Poeſie, ſ. Lehrgedicht.

Didaskalien hießen bei den Griechen bald die Aufführungen eines Schauſpiels ſelbſt, bald ſchriftliche Aufſätze, worin Nachrichten gegeben wurden von Verfaſſern und dem Inhalt der Schauſpiele, von Zeit, Ort und Erfolg der Vorſtellung, ob ſie wirklich aufgeführt worden oder nicht, ob ſie von den Dichtern, denen ſie zugeſchrieben werden, wirklich ſeyen u. ſ. w. Viele alte Schriftſteller haben dergleichen geſchrieben, und es ſcheint, daß ſie nicht bloße Theateranzeigen, ſondern auch dramatiſche Critik enthalten haben, Zergliederung des Plans, Entwickelung der Schönheiten und Fehler. S. d. Art. Dramaturgie. dd.

Diderot (Dénys), wurde 1713 zu Langres, in Champagne, geboren. Die Jeſuiten, in deren Schule er erzogen worden war, wollten ihn zum Mitgliede ihres Ordens machen; aber ſein Vater beſtimmte ihn zum Rechtsgelehrten, und übergab ihn der Leitung eines pariſer Anwalts. Der Jüngling fühlte indeſſen zu keiner Facultätswiſſenſchaft Beruf in ſich, und beſchäftigte ſich lieber mit belletriſtiſcher Lectüre. Selbſt der Unwille ſeines Vaters und der Mangel an Unterſtützung, der eine Folge davon war, machte ihn nicht irre; er ſuchte Hülfsquellen in ſeinen Talenten und fand ſie. Er legte ſich mit Eifer auf Mathematik, Phyſik, ſpeculative Philoſophie und ſchöne Wiſſenſchaften, und machte ſich bald unter den ſchönen Geiſtern der Hauptſtadt einen Namen. Den Grund zu ſeinem Ruhme legte er durch ſeine Pensées philosophiques, 1746, eine gegen die chriſtliche Religion gerichtete Broſchüre, die viel Leſer fand. Sie brachte ihn auf ein Jahr in den Thurm zu Vincennes, und das Parlament ließ ſie 1746 durch den Scharfrichter verbrennen. Zu gleicher Zeit gab er mit Eidous und Touſſaint ein Diction-

naire universel de Médecine in ſechs Bänden in Fol. heraus. Der Beifall, mit welchem dieſes Werk, ſo mangelhaft es auch war, aufgenommen wurde, brachte ihn auf den Gedanken, ein encyclopädiſches Lexicon auszuarbeiten. Er entwarf den Plan dazu und vereinigte ſich zur Ausführung deſſelben mit vielen namhaften Gelehrten, unter andern mit Daubenton, Rouſſeau, Marmontel, Le Blond, Le Monnier, beſonders aber mit d'Alembert, der nächſt ihm den größten Antheil an dieſer weitumfaſſenden, Frankreich zur Ehre gereichenden Unternehmung hat. Er ſelbſt unterzog ſich der Ausarbeitung aller in die Künſte und Handwerke einſchlagenden Artikel, und füllte als Redacteur auch in andern Fällen manche von ſeinen Gehülfen gelaſſene Lücke aus. Der Gewinn der zwanzigjährigen Anſtrengung, die ihm dieſe mühſame Arbeit koſtete, war bei ſeiner wenig geordneten Haushaltung ſo unbedeutend, daß er ſich genöthigt ſah, ſeine Bibliothek zu veräußern. Die Kaiſerin von Rußland kaufte ſie für 50,000 Livres, und ließ ihm den Nießbrauch derſelben auf Lebenszeit. Während er mit der Redaction der Encyclopädie beſchäftigt war, und viele Unannehmlichkeiten, die den Druck derſelben oft Jahre lang hemmten, zu erfahren hatte, gab er verſchiedene Werke anderer Art heraus, als den ſinnreichen, aber lasciven Roman: les Bijoux indiscrets, und die wegen ihrer populären Characteriſtik beliebten Luſtſpiele: le Fils naturel und le Père de famille. Beide Dramen ſind unter dem Titel: Théatre de Diderot, oft gedruckt und mit einem Aufſatz über dramatiſche Kunſt begleitet, der viele ſcharfſinnige Bemerkungen enthält. Diderot ſtarb 1784. Ueber ſeinen Charakter iſt man nicht einig. Seine Freunde ſchildern ihn als einen offnen, uneigennützigen, biedern Mann; dagegen ihm ſeine Feinde Hinterliſt und Eigennutz zur Laſt legen. Gegen das Ende ſeines Lebens gab er manche Blöße durch den Streit, in den er ſich mit Rouſſeau, von welchem er ſich geläſtert glaubte, einließ. Wie ungegründet dieſer Verdacht war, zeigt der zweite Theil der Confessions, in welchem er auf das ehrenvollſte erwähnt wird. Aus ſeinem Nachlaß ſind nach ſeinem Tode einige vortreffliche Werke erſchienen. Dahin gehört ſein Essai sur la peinture, von Cramer ins Deutſche überſetzt; ferner ein ſchon im Jahre 1772 geſchriebener Dithyramb: Abdication d'un roi de la fève, welche äußerſt demokratiſche Geſinnungen verräth; und endlich die beiden lebendigen Schilderungen: la Religieuse, Paris 1796, und Jacques le fataliste et son maitre, ebendaſelbſt. Von dem letztern Roman beſaß der Prinz Heinrich eine Abſchrift und überſchickte ſie zum Abdruck nach Frankreich; in Deutſchland hatte man bereits vorher eine Ueberſetzung. Von Diderot wurde zuerſt geſagt, was man nachher oft wiederholt hat: daß er ſchöne Seiten, aber kein gutes Buch habe ſchreiben können. Seine naturaliſtiſchen Anſichten und ſeine auf fragmentariſche Pſychologie gegründete klare Moral, ſo wie überhaupt ſein lebhafter, encyclopädiſcher Geiſt empfahlen ſeine philoſophiſchen Schriften bei ſeinen Zeitgenoſſen und Landsleuten ſehr. In der Poetik und Poeſie verbreitete er die Tendenz des moraliſch Rührenden und der angenehmen Natürlichkeit, daher man ihn oft den Vater der rührenden Komödie und des bürgerlichen Trauerſpiels genannt hat. Seinem lebhaften declamatoriſchen Vortrage hat man Dunkelheit vorgeworfen. Wir ſchließen dieſen Artikel mit Marmontels Charakteriſtik: „Wer

Diderot," ſagt er, „nur aus ſeinen Schriften gekannt hat, hat ihn nicht gekannt. Sein Syſtem über die Kunſt, gut zu ſchreiben, verdarb ſeine herrliche Natur. Aber wenn er bei mündlicher Unterhaltung lebhaft wurde, und er wurde das leicht, und wenn dann von der Quelle weg der Reichthum ſeiner Gedanken gleich einem Strome dahin floß, er ſeine Theorien vergaß und ſich den Eindrücken des Augenblicks hingab; dann war er einzig und hinreißend. Diderot, einer der aufgeklärteſten Männer des Jahrhunderts, war zugleich einer der liebenswürdigſten. Seine Beredtſamkeit der Empfindung hatte einen ganz eigenthümlichen Reiz in allem, was Herzensgüte betraf (sur ce qui touchoit la bonté morale, l'eloquence du sentiment avoit en lui un charme particulier.) Seine ganze Seele lag in ſeinen herrlichen Augen, auf ſeinen Lippen; und nie prägte ſich auf einer Phyſiognomie Reinheit des Herzens ſo aus, wie auf der ſeinigen."

Dido, die berühmte Erbauerin von Carthago, war nach Einigen eine Tochter des Agenor (Belus), nach Andern des Tyriers Carchedon, nach dem auch Carthago genannt worden ſein ſoll. Noch Andere nennen ihren Vater Mutgo oder Muttinus. Ihr Bruder war Pygmalion, König von Tyrus. Die Geſchichte ihrer Flucht von dort wird ſo erzählt. Ihr Vater hatte ſie an den Sichäus oder Sicharbas, einen der reichſten Phönicier, der zugleich Prieſter des Herkules war, verheirathet. Sie liebte ihn zärtlich, und wurde um ſo mehr durch ſeine Ermordung gekränkt, welche ihr Bruder heimlich vor dem Altare ſelbſt vollbracht hatte, um ſich ſeiner Schätze zu bemächtigen. Ihr erſchien im Traume der Geiſt ihres Gemahls, entdeckte ihr das begangene Verbrechen, rieth ihr zur Flucht, und zeigte ihr den verborgenen Ort an, wo ſeine Schätze befindlich waren, die Pygmalion vergebens geſucht hatte. Dem gemäß ging ſie mit allen Schätzen und ihren treuen Gefährten zu Schiffe nach Afrika, nachdem ſie zuvor auf Cypern eine Anzahl junger Weiber an Bord genommen hatte, deren ſie zur Stiftung einer neuen Pflanzſtadt bedurfte. Sie landeten auf der afrikaniſchen Küſte, nicht weit von Utika, einer tyriſchen Pflanzſtadt, deren Einwohner ſie aufs beſte empfingen und ihr den Rath gaben, auf der Stelle, wo ſie gelandet ſei, ſich anzubauen. Sie erkaufte dazu von den Eingebornen ein Stück Landes (vergl. Carthago), und erbaute erſt die Feſtung Byrſa, und ſpäter Carthago, welches bald zu einem anſehnlichen Orte aufblühte. Dadurch ward ein benachbarter Fürſt, Jarbas, veranlaßt, der Dido ſeine Hand anzubieten, und da ſie dieſem Antrage eben ſo wenig willfahren wollte, als ausweichen konnte, opferte ſie freiwillig ihr Leben auf dem Scheiterhaufen. Virgil gibt die Untreue des Aeneas als die Urſache ihres Todes an; allein ſeine ganze Erzählung von dem Zuſammentreffen des Aeneas und der Dido iſt Erdichtung, da beide über 200 Jahre aus einander waren.

Didot (François Ambroiſe), geboren 1730 zu Paris, einer von denjenigen Männern, welche ſich um die Buchdruckerkunſt große Verdienſte erworben haben. Der Sohn eines geſchickten und kenntnißvollen Buchdruckers, erbte er von ſeinem Vater Liebe und Enthuſiasmus für ſeine Kunſt. Bei näherer Betrachtung eines der Baskervilleſchen Meiſterſtücke entſtand bei ihm der Vorſatz, wo möglich, den engliſchen Künſtler noch zu übertreffen. Die Verbeſſerungen der franzöſiſchen Lettern, mittelſt des von ihm erfundenen Typometers, durch welche er ſie in das angenehmſte Verhältniß zu einander brachte, und die Vervollkommnung der Papierfabrikation waren ſeine Hauptaugenmerke; beſonders war dieß der Fall mit dem Velinpapier,

welches von ihm herrühren ſoll, und auf welches er ſchon 1781 druckte. Er verbeſſerte auch die Stege, vervollkommnete den Mechanismus der Preſſen ꝛc. Uebrigens ſind ſeine ſchönen und höchſt correcten Ausgaben, auch die, welche er auf Befehl Ludwigs XVI. für den Dauphin (in usum Delphini) druckte, hinlänglich bekannt. Er ſtarb am 11. Juli 1804 mit dem Ruhm eines braven Mannes und trefflichen Vaters. Zwei Söhne, Pierre und Firmin, erzog er ganz für die Kunſt, und ſie ſind die berühmteſten Buchdrucker Frankreichs geworden. Sie vervollkommneten die Stereotypen (ſ. d. Art. Buchdruckerkunſt), ihres Vaters Erfindung. Beide ſind zu Buchdruckern des Königs, und überdies jener der Pairskammer, dieſer der Academie ernannt worden. Auch empfing Pierre, der unter der kaiſerlichen Regierung Mitglied des Ordens der Reunion geweſen, 1817 vom Könige den St. Michaelsorden. Sie gehören zu den geſchickteſten Buchdruckern unſerer Zeit und haben auch als Schriftſteller beide ſich bekannt gemacht. Auch der Bruder von Ambroiſe, Pierre François Didot, geb. 1732, geſt. 1795, war als Buchdrucker und Buchhändler berühmt und deſſen Sohn Henri hat eine Art der Schriftgießerei erfunden, welche er Polyamatype nennt, und mittelſt welcher er den Guß einer Schrift, der auf die gewöhnliche Weiſe zwei bis drei Monate erfordert, in acht bis zehn Tagen und zugleich um 15 p. C. wohlfeiler zu Stande bringt. (Der Moniteur vom 28. Nov. 1816 gibt darüber nähere Auskunft.)

Didotiſche Lettern, lateiniſche Druckſchriften oder Buchſtaben von ſchönem runden und gefälligen Schnitte nach ihrem Erfinder Firmin Didot benannt; ſie werden auch in Deutſchland ſehr vollkommen nachgeahmt. Ihr Charakter neigt ſich zum Kupferſtich hin, da die ältern Lettern mehr dem Holzſchnitt ähnlich ſind.

Didymäus (eigentlich Zwilling), ein Beiname des Apollo, entweder weil er Zwillingsbruder mit der Diana war, oder von dem zwiefachen Lichte der Sonne und des Mondes, welches er den Menſchen verlieh. Apollo hatte unter dieſem Beinamen einen der größten und berühmteſten Tempel und ein Orakel zu Didyma bei den Mileſiern.

Diebs-Inſeln, ſ. Ladronen.

Diebſtahl, vom Raube unterſchieden, iſt die heimliche und wider Wiſſen und Willen ihres Beſitzers geſchehene Entwendung einer fremden beweglichen Sache aus deſſen Gewahrſam, in der Abſicht, ſich damit zu bereichern. Dem Diebſtahle wird gleich geachtet, wenn jemand einem Andern durch betrügeriſche Vorſpiegelung eines für ihn vortheilhaften Zwecks dieſen Beſitz entzieht, oder wenn jemand gefundne Sachen, deren Eigenthümer bekannt worden iſt, nicht herausgibt. Bei Beſtrafung des Diebſtahls kommt es auch auf Werth und Wichtigkeit der Dinge und auf andere Umſtände (z. B. in welchem Verhältniß der Dieb zu dem Beſtohlnen ſteht, ob der Dieb bewaffnet war u. ſ. w.) an. Der Diebſtahl ſetzt übrigens ſtets ein Eigenthum, Begriffe von Eigenthum und ein fremdes Recht darauf voraus, welches man kennt, aber abſichtlich nicht achtet.

Dienſtbarkeit, ſ. Servitut.

Dieten, Tagegelder (von dies), werden die Gelder genannt, welche Beamte auf Amtsreiſen und während ihres Aufenthalts an einem fremden Orte zum Erſatz der Zehrungskoſten erhalten.

Dietrich (Joh. Wilh. Ernſt), der ſich aus Sonderbarkeit öfters auch Dietericy ſchrieb, königlich polniſcher und churfürſtlich ſächſiſcher Hofmahler, Profeſſor bei der Academie der Künſte zu Dresden, Di-

rector der Malerſchule bei der Porzellanfabrik zu Meißen, Mitglied der Academien zu Augsburg und Bologna, einer der berühmteſten deutſchen Mahler des verfloſſenen Jahrhunderts, wurde 1712 zu Weimar geboren. Sein Vater, Joh. Georg, als ein guter Portrait-, Bataillen- und Bambocciaden-Maler bekannt, war daſelbſt Hofmahler, und unterrichtete ſeinen Sohn bis ins zwölfte Jahr in ſeiner Kunſt. Wie viel ſich von dem Knaben hoffen ließ, zeigt ein trinkender Bauer in niederländiſchem Geſchmack, den er in jenem Alter zeichnete, und der in dem königlichen Kupferſtich-Cabinet zu Dresden unter ſeinen Handzeichnungen aufbewahrt wird. Damit er ſeine Anlagen noch mehr ausbildete, ſchickte ihn ſein Vater nach Dresden, wo er den Unterricht des berühmten Alexander Thiele genoß. In ſeinem achtzehnten Jahre wurde er dem König Auguſt II. vorgeſtellt, und da er, nach deſſen Angabe, ein Dianenbad von neun Figuren in Gegenwart des Königs und ſeines Gefolges binnen zwei Stunden im Entwurfe verfertigte, erhielt er vom König eine Beſoldung. Nach deſſen Tode fand er einen Beſchützer an dem Grafen Brühl, durch deſſen Unterſtützung der Künſtler in den Stand geſetzt ward, die Gallerie zu Salzdahlen und die wichtigſten Cabinete Hollands und Italiens zu beſuchen, und ſeine Kunſtkenntniß immer mehr zu erweitern. Er beſaß eine unglaubliche Geſchicklichkeit im Copiren, und copirte mit gleichem Glück Gemählde von Rafael und Mieris, Correggio und Oſtade. Als Nachahmer wählte er ſich vornehmlich Rembrandt, (die Mondenſcheine von) van der Neer, Everdingen, Berghem und Claude Lorrain zu Vorbildern. Doch blieb er keineswegs bei Copie und Nachahmung ſtehen, ſondern erwarb ſich auch durch eigenthümliche Werke einen nicht gemeinen Ruhm. Was er in hiſtoriſchen Stücken vermochte, zeigen ſeine bibliſchen Geſchichten ſowohl in Gemählden als radirten Blättern; unter ſeinen Bauernſtücken zeichnen ſich die Muſiciens ambulans aus. In dieſen allen erkennt man jedoch Rembrandts Geſchmack, ſo wie in ſeinen Geſellſchaftsſtücken Wattenau; eigenthümlich zeigt er ſich hingegen in der Landſchaftsmahlerei, in welcher er mit dem größten Ruhm arbeitete. Mannichfaltigkeit und Reichthum der Compoſition, Geſchmack in der Anordnung, angenehme Beleuchtung, ſchöner durchſichtiger Baumſchlag, wirkſame Reflexlichter, fröhliche und reine Farben, und eine über das Ganze ausgebreitete Anmuth ſind ſeine Vorzüge. Die Erfindung iſt jedoch nicht der beſte Theil ſeiner Bilder, und ſeine ungemeine Fertigkeit der Hand ließ ihn bisweilen nahe an die Grenze der Manier ſtreifen. Seine beſten Werke (er hat ſehr viele geliefert) verfertigte er von den Jahren 1730 bis 1760, nach welcher Zeit man eine Abnahme ſpürt. Doch hörte ſein eiſerner Fleiß nicht auf, machte ihn aber in den letzten Jahren ſeines Lebens ſiech und untüchtig für die Kunſt. Er ſtarb 1774 an Entkräftung. Seine Gemählde ſind beinahe durch ganz Europa zerſtreut. Die dresdner Gallerie beſitzt deren 34, ſeine Handzeichnungen befinden ſich theils im dortigen Kupferſtich-Cabinet, theils in Privatſammlungen. Seine radirten Blätter ſind in zwei Sammlungen herausgekommen, von denen die erſte ſehr ſelten iſt, da nur wenige Abdrücke davon gemacht, und die meiſten Platten ausgeſchliffen ſind. Die zweite, aus 34 Platten beſtehend, erſchien nach ſeinem Tode. Zingg hat ſich viele Verdienſte um ſie erworben. dd.

Diffamationsklage (von Diffamation, und dieſes von diffamiren, ein Gerücht verbreiten, in üblen Ruf bringen, — daher auch diffamatoriſche Schrift, Schmähſchrift), die Klage

wider eine Perſon, die über den Kläger ein nachtheiliges Gerücht verbreitet hat.

Differenzial-Rechnung, ſ. Infiniteſimal-Rechnung.

Diffeſſion (von diffitiren), in der Rechtsſprache die Handlung, wodurch Jemand ein gegen ihn producirtes Inſtrument für falſch und untergeſchoben erklärt; daher der Diffeſſionseid, oder der Eid, durch welchen Jemand eine Urkunde dem Inhalte und der Unterſchrift nach abſchwört. (Vergl. d. Art. Recognosciren.)

Digeſta, ſ. Civilrecht und Pandecten.

Digeſtion, die Verdauung. (S. d. Art.) Digeſtiv, Verdauungsmittel. Digestor papinianus, der Papinianiſche Topf. (S. d. Art. Papin.

Dignitarien (franz. dignitaires), von Dignitas, Dignität, Würde, Grad, Würdenträger; beſonders diejenigen, welche hohe Staats- oder Hofämter bekleiden, daher Großdignitarien grands dignitaires, Großwürdenträger in Frankreich oder die hohen Reichsbeamten, z. B. die Prinzen oder Genera gouverneurs der Provinzen. Doch werden auch die hohen Hofämter, welche zum Theil von Prinzen bekleidet werden, nämlich der Grand-Maréchal du palais, Grand-Chambellan, Grand-Ecuyer, Grand-Veneur und der Grand-Maître des cérémonies, mit letztern Namen benannt.

Dijon, ehemalige Hauptſtadt des Herzogthums Burgund am Fluß Ouche, jetzt die Hauptſtadt im Departement der Côte d'Or. Sie iſt groß, wohlgebaut, befeſtigt und enthält mit ihren drei Vorſtädten ungefähr 25,000 Einwohner. Sie iſt der Sitz eines Biſchofs, zu deſſen Kirchſprengel jetzt die Departements der Côte d'Or und der Ober-Marne gehören, und der unter dem Erzbiſchof von Beſançon ſteht. Es gab hier ehemals reiche Klöſter, vorzüglich eine weibliche Ciſterzienſer-Abtei, welche die Mutter aller übrigen wurde. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich das alte, aber weitläufig und gut gebaute Reſidenzſchloß der alten Herzoge von Burgund aus. Die Stadt hat Manufacturen von Mützen und Strümpfen, Spielkarten, Wollenzeugen, vorzüglich Senf und Wachslichtern; überdies beträchtlichen Weinhandel. Die Academie der Wiſſenſchaften, jetzt Geſellſchaft der Literatur, Künſte und Wiſſenſchaften zu Dijon iſt 1725 errichtet und 1740 von dem Könige beſtätigt worden. Außerdem hat ſie eine Academie von drei Fakultäten, eine öffentliche Bibliothek von 40,000 Bänden, ein Muſeum und andere wiſſenſchaftliche Anſtalten. Die Gegend, worin die Stadt liegt, heißt le Dijonnois. In dem Pfarrdorfe Fontaine le Dijon, eine Stunde von der Stadt, iſt der heilige Bernhard, nachheriger Abt zu Clairvaux, geboren.

Dike, ſ. Aſträa und Horen.

Dilemma, Dilemm, iſt in der Logik ein verfänglicher Schluß, in welchem der zu widerlegende Satz zur Vorausſetzung erhoben wird, aus welchem man zwei (dann im eigentlichen Sinne Dilemma, Doppelſchluß) oder mehrere (Polylemma Vielſchluß) falſche und ungereimte Folgen ableitet, um ſeine Wahrheit dadurch ſelbſt zu widerlegen. Der Satz z. B., Gott kann ſich in ſeinen Entſchließungen ändern, wird durch ein Dilemma ſo widerlegt: Wenn Gott ſeine

Entſchließungen änderte, ſo hätte er entweder nicht alles von Ewigkeit her überlegt, oder er hätte Manches nicht recht überlegt, oder er handelte nach Willkühr. Nun aber iſt alles dreies ungereimt (hier müſſen die Gründe hinzugefügt werden), folglich iſt es falſch, daß Gott in ſeinen Entſchließungen veränderlich ſei.

Dilettant wird nach einem italieniſchen Ausdrucke der Liebhaber von Kunſt und Wiſſenſchaft, und ſein Vergnügen an dieſen Gegenſtänden, ſo wie ſeine Beſchäftigung damit, **Dilettantismus** genannt. Letzterer iſt der Meiſter- und Kennerſchaft entgegengeſetzt, obgleich er dieſe oft an Wärme übertrifft. Denn auch die Liebhaberei iſt verſchiedener Art, und es gibt geiſtvolle und geiſtloſe.

Diligence, nennt man wohleingerichtete und bedeckte Poſtwagen, welche Paſſagiere ſchnell von einem Orte zum andern bringen. Nach den engliſchen und franzöſiſchen ſind die baierſchen und würtenbergiſchen die vorzüglichſten.

Dimenſion, Ausdehnung eines Körpers nach allen Seiten. In dieſer Bedeutung wird dieſes Wort auch in der Baukunſt genommen, wo man unter Dimenſion eines Gebäudes das Maß ſeiner Länge, Höhe und Breite verſteht. In den zeichnenden Künſten verſteht man darunter die verhältnißmäßig richtige, abgemeſſene Größe der nachgebildeten Gegenſtände durch Beobachtung der Proportionen und Perſpective. Es bedarf keiner Erinnerung, daß ohne genaue Beobachtung der Dimenſionen das Werk der bildenden Kunſt allen Schein der Wahrheit verlieren muß. S. **Proportion** und **Perſpective**.

Diminuendo, abgekürzt Dim. Dieſer italieniſche Ausdruck zeigt in der Tonkunſt an, daß die Stärke der Töne nach und nach abnehmen ſoll.

Diner, das Mittagsmahl, der Mittelpunkt der Tafelfreuden und Tafelceremonien (je ſpäter deſto vornehmer und großſtädtiſcher), zerfällt nach der Tabulatur in drei Hauptgänge mit beliebigen Einſchiebſeln: Suppe und Vorgerichte, Fiſch und Braten, Deſſert. In dieſen drei Etagen wohnt die Kunſt des Geſchmacks, und weiß jede mit den raffinirteſten Genüſſen auszufüllen, ja die Gourmands alter und neuer Zeit haben dieſe Kunſt in ein Syſtem gebracht. Sie unterſcheiden diner brun und blond, wie Brunette und Blondine, je nachdem die Speiſen mehr im dunklern oder helleren Colorit erſcheinen, und halten ein blondes Diner für den Triumph der Kochkunſt. Ein Diner muß ſich eröffnen mit einer **heißen** Suppe, denn der Gaumen eines Gourmands muß hart wie Moſaik und feuerfeſt wie der unverbrennliche Spanier ſein, und dieſe Suppe wird am füglichſten nach der Manier der Demoiſelle Emilie Contat, berühmten pariſer Schauſpielerin, ſervirt, ſo daß die ins Tafelzimmer eintretenden Gäſte jeder auf ſeinem Couvert die rauchende Suppe vorfindet. Dann folgt (der köſtliche Effect des Caviars iſt nicht überall anerkannt) der Coup d'après, d. h. ein Spitzglas feiner adſtringirender Weine, Madera, Portwein ꝛc. (nur dieſe und die feinen Deſſert-Weine pflegt man in Frankreich als Regel rein zu trinken, den gewöhnlichen Tiſchwein aber mit Waſſer zu vermiſchen), um die durch die Suppe erſchlafften Verdauungsfibern zu ſtärken und mit gehöriger Kraft eine tüchtige Portion Rindfleiſch zu überwältigen. Senf, Trüffeln oder pikante Gemüſe erleichtern dieſe Arbeit und ſind der Mörtel des Grundſteins, auf welchen alle nachfolgenden hohen und

höchſten Genüſſe geſetzt werden. Dann kommen kleine reizendere Zwiſchen- und Voreſſen, und hieran ordnen ſich die Fiſche, bis der zweite Gang, die Braten mit ihrem zahlreichen Gefolge von Compots, Salaten, Saucen ꝛc., alles verdrängt. — Hier muß der Koch ſeine Talente glänzen laſſen, und der Haut goût der Schmecker verlangt von ihm, daß er das Fleiſch, zumal das Wildpret, vom Rande der Verweſung ihm vor die Zähne rücke. Hier iſt die Hauptarbeit des guten Eſſers gethan und blos zum Amuſement, und um dem Wirth ein Compliment zu machen, ſchifft er (die beſte Gondel iſt eine Paſtete) auf Cremen und Gelée in das Luſtgefilde des Deſſerts hinunter, wenn anders nicht der Weingott, der mit Abhub des zweiten Ganges den Antritt ſeines Regiments mit Batterien von ſchwerem Caliber verkündet, ſtrenges Embargo auf die Zungen legt. Butter und Käſe (le biscuit des ivrognes) ſind, wenn das Gebäude der Tafelluſt bis zum höchſten Gipfel errichtet iſt, die Schlußziegel auf dem Forſte des Daches; doch wird ein braver Gourmand nie verabſäumen, die Vollendung ſeines Baues mit einer Taſſe Kaffee auf der Serviette zu feiern, welche, frei vom Impoſt der Surrogate, der Vermählung mit einer Doſis reizenden Liqueurs würdig iſt. Ein ſolches ſchulgerechtes Diner hat außer ſeinen natürlichen Folgen noch manche andere. Der begnügte Gaſt hat die Pflicht, binnen den nächſten acht Tagen dem Wirth einen Beſuch, die ſogenannte Visite de digestion, zur ſchuldigen Dankſagung zu machen, und will er bald wieder geladen ſein, binnen vierzehn Tagen den Beſuch zu wiederholen. Dieſes nennen die Pariſer Visite d'appétit. Ferner muß er ſeinen Dank dadurch ausdrücken, daß er, falls die Erwiederung der angethanen Ehre ſeinen Verhältniſſen nicht zuſagt, ſein Möglichſtes für die Unterhaltung der Tafel durch Anekdoten, witzige Einfälle ꝛc. thut (in der pariſer Sprache payer en monnoie de singe), in jedem Falle aber unter acht Tagen nicht über den Wirth mediſirt. Die Feinheit der franzöſiſchen Küche verdient ihre Wechſelwirkung auf den feinen Ton vollkommen, der ſich in unzähligen Tafelregeln ausſpricht, und macht daher Paris auch zur Centralbehörde der Leckerei. Diner par coeur nennen die Franzoſen, wenn man mit einem fehlgeſchlagenen Verſuche oder ſonſt die Zeit des Mittagsmahls verſäumt hat, und nun den Appetit mit einem Gerichte friſchen Obſtes ſtillen muß. Diner d'ami, wenn man ohne beſondere Einladung zu Mittag vorlieb zu nehmen veranlaßt wird, oder veranlaßt.

Ding, alles, was für ſich beſtehend exiſtirt oder gedacht werden kann. In letzterer Hinſicht gibt es auch Gedankendinge, wozu auch die Verneinungen der Gegenſtände, ſelbſt das Nichts gehört. In erſterer Hinſicht wird das Ding entweder gleichbedeutend mit Subſtanz, den Accidenzen (Eigenſchaften der Gegenſtände) oder gleichbedeutend mit den Erſcheinungen (phaenomenis), dem Ding an ſich (noumenon), dem nicht ſinnlich erſcheinenden, nur dem Verſtande ſich ankündigenden (intelligibeln) Weſen der Dinge entgegengeſetzt, von welchem Kant ein Wiſſen für unmöglich hielt. — In der ältern deutſchen Sprache hieß Ding ein Gericht, gerichtliche Verſammlung; daher ſoll kommen der Dinſtag, d. i. Gerichtstag, dingpflichtig, d. i. vor Gericht zu erſcheinen ſchuldig; Dingsmänner, d. i. Schöppen u. ſ. w.

Dingliches Recht, ſ. Sachenrecht.

Dinte (gemeine). Dieſes Schreibmaterial kann man von man-

cherlei Farben bereiten, doch iſt die ſchwarze Dinte die gebräuchlichſte. Mehrere Chemiker haben ſich bemüht, ihre Bereitung zu vervollkommnen. Viel hat ein Engländer Lewis geleiſtet, und er gibt folgende Vorſchrift: In drei Nößeln weißen Weins oder auch Weineſſigs läßt man 3 Unzen Galläpfel, eine Unze Blauholz und eine Unze grünen Vitriol eine halbe Stunde lang kochen, ſetzt dann 1 1/2 Unze arabiſches Gummi hinzu, und gießt die ganze Miſchung, wenn das Gummi gehörig aufgelöſt iſt, durch ein Haarſieb. Der berühmte van Mons empfiehlt folgende Zuſammenſetzung: 4 Unzen Galläpfel, 2 1/2 Unze bis zur Weiße calcinirtes ſchwefelſaures Eiſen und 2 Pinten Waſſer läßt man 24 Stunden lang in der Kälte infundiren, thut 10 Quentchen arabiſches Gummi hinzu, und verwahrt es in einer offnen, oder bloß mit Papier leicht verſtopften Flaſche. Ein anderes Recept iſt folgendes: Man nehme ein Pfund Galläpfel, 6 Unzen arabiſches Gummi, eben ſo viel Eiſenvitriol und 4 Pinten Bier oder Waſſer. Die Galläpfel werden zerſtoßen und bleiben dann 24 Stunden lang als Aufguß ſtehen; hierauf ſetzt man das gröblich zerſtoßne Gummi hinzu und läßt es auflöſen; nachdem thut man den Vitriol zur Maſſe, der dieſe ſogleich ſchwarz färbt, und ſeihet ſie endlich durch ein Haarſieb. Eine gute rothe Dinte erhält man nach folgendem Recept: Ein Viertelpfund des beſten Fernambukholzes wird mit 2 Loth geſtoßenen Alauns und eben ſo viel Weinſteinrahm in einem Maß Waſſer bis zur Hälfte eingekocht, und in der noch warmen Brühe Zucker und gutes arabiſches Gummi, von jedem 2 Loth, aufgelöſet. Blaue Dinten geben mit Alaunerde abgeſtumpfte und mit Gummi verſetzte Indigoauflöſungen. Grüne Dinte erhält man aus Grünſpan, deſtillirt mit Weineſſig und etwas Gummi vermiſcht. Safran, Alaun und Gummiwaſſer geben eine Gelbe.

Dinten (ſympathetiſche). Hierunter verſteht man Flüſſigkeiten ohne alle, oder doch ohne merkliche Farbe, mit welchen ſich eine unſichtbare Schrift auftragen läßt, die man nach Belieben durch gewiſſe (jeder Art von ſympathetiſcher Dinte eigene) Mittel ſichtbar machen kann. Schon Ovid ertheilt den unter ſtrenger Aufſicht gehaltenen Mädchen, die gern an ihre Liebhaber ſchreiben möchten, den Rath, die Schrift mit friſcher Milch aufzutragen, und wann ſie getrocknet iſt, Kohlenſtaub oder Ruß darüber zu ſtreuen. In den neuern Zeiten hat die Chemie viele und beſſere Dinten dieſer Art verfertigen gelehrt. Wenn man grünen Vitriol in Waſſer auflöſet, und etwas Alaun dazu ſetzt, um zu verhüten, daß der gelbliche Eiſenniederſchlag nicht niederfällt, welcher, dafern die Säure nicht die Oberhand hat, allezeit zu entſtehen pflegt; ſo kann man mit dieſer Auflöſung eine unſichtbare Schrift aufſetzen, die ſehr ſchwarz erſcheint, wenn man ſie mit einem gut geſättigten Galläpfelaufguß befeuchtet. Man kann auch aus der gemeinen ſchwarzen Dinte eine ſympathetiſche verfertigen. Zu dieſem Zwecke benimmt man ihr durch beigemiſchte Salpeterſäure die Farbe. Die Schrift, die man damit aufträgt, kommt zum Vorſchein, wenn man ſie mit aufgelöſetem flüſſigen Alkali befeuchtet. Die berühmte Dinte, die in der Kälte unſichtbar, aber nach einer mäßigen Erwärmung ſichtbar iſt, kann man auf eine ziemlich leichte Art verfertigen. Man nimmt dazu die in Materialhandlungen käufliche Zaffer, und zieht daraus vermittelſt der Digeſtion in Königswaſſer das aus, was die Säure davon auflöſen kann, d. h. die metalliſche Erde des Kobalts, welche bei der Verglaſung das Blau gibt; dann verdünnt man dieſe Auflöſung mit etwas Waſſer, damit ſie

nicht durch das Papier ſchlage. Die Schrift von dieſer Dinte iſt unſichtbar, erſcheint aber ſchön grünblau, wenn man ſie auf einen gewiſſen Grad erhitzt. Sobald ſie wieder erkaltet, verſchwindet ſie gänzlich, und ſo kann man ſie durch wechſelsweiſe Erhitzung und Erkältung bald ſichtbar, bald unſichtbar machen. Nur muß man ſich hüten, ſie nicht mehr zu erhitzen, als zur Sichtbarmachung nöthig iſt, weil ſie ſonſt immer ſichtbar bleibt. Mit dieſer ſympathetiſchen Dinte kann man Landſchaften zeichnen, in denen die Bäume und die Erde ihren Schmuck, das Grün, durch den Winter verloren haben, und die ſich, wenn man will, in Frühlingslandſchaften verwandeln müſſen, ſobald man ſie einem gehörigen Grade von Wärme ausſetzt. Man hat dieſen Einfall ſchon auf Feuerſchirmen ausgeführt.

Dio Caſſius, zu Nicäa in Bithynien um das Jahr 155 nach Chriſtus geboren; von andern wird er auch ein Römer genannt, weil er das römiſche Bürgerrecht bekommen, viele Ehrenämter in Rom bekleidet und ſich lange daſelbſt aufgehalten hat. Er beſchrieb in 80 Büchern, wovon wir leider nur das 36. bis 54. Buch, jedoch vollſtändig, das übrige im Auszuge des Xipholinos beſitzen, die römiſche Geſchichte von Aeneas Ankunft in Italien bis 228 nach Chr. Geb., und widmete dieſer Arbeit 22 Jahre. Er hat das Verdienſt, die Begebenheiten chronologiſch geordnet, und ſofern er ſie ſelbſt erlebt, richtig angegeben zu haben, zeigt ſich aber dabei oft ungerecht gegen große Männer, abergläubiſch und ſchmeichelnd; ſein rhetoriſcher Stil iſt der Geſchichte nicht angemeſſen. Herausgegeben von Reimarus, Hamburg (750—752) überſ. von Wagner und Penzel.

Dio Chryſoſtomus, ein ſtoiſcher Philoſoph aus Bithynien, im 1ſten Jahrh. n. Chr. Er ſtand als Redner bei den Kaiſern Nerva und Trajan in beſonderm Anſehn. Noch haben wir 80 Reden von ihm, die unter andern Reiske herausgegeben, Leipzig 1784.

Diöces (Dioikēſis, Diöceſis), heißt bei den Römern ſeit der Zeit Conſtantins des Großen eine gewiſſe Anzahl von Provinzen, welche unter einem Präfecten ſtanden; in der Kirchenverfaſſung der Chriſten aber ein Landesbezirk, der in kirchlichen Angelegenheiten der Gerichtsbarkeit eines Erzbiſchofs unterworfen war. Nachher hat man auch einen biſchöflichen Kirchſprengel, und bei den Proteſtanten die Summe der Pfarreien, welche unter der Inſpection eines Superintendenten ſtehen, Diöces oder Kirchſprengel genannt. Auch dieſe Einrichtung ſchreibt ſich aus der Zeit Conſtantins (dem 4ten Jahrhundert nach Chriſtus), des römiſchen Kaiſers her, der die chriſtliche Religion zur Staatsreligion machte. dd.

Diodorus, aus Agyrium in Sicilien gebürtig, und daher Siculus genannt, ein berühmter Geſchichtsſchreiber unter Julius Cäſar und Auguſt. Um ſeiner Geſchichte die möglichſte Vollſtändigkeit und Genauigkeit zu geben, bereiſte er einen großen Theil von Europa und Aſien. Sehr zu bedauern iſt es, daß der größte Theil dieſer ſeiner Geſchichte, die er hiſtoriſche Bibliothek nannte, und in welcher er die pragmatiſche Behandlung mit der rhetoriſchen nach dem Muſter des Theopompos und Ephoros verband, und an welcher er 30 Jahre gearbeitet hatte, verloren gegangen iſt. Sie beſtand aus 40 Büchern, war vorzüglich genau abgefaßt, und enthielt die Geſchichte faſt aller Völker der Erde. Wir haben von den 20 erſten Büchern nur die fünf erſten und zehn letzten, von den 20 letzten aber nichts übrig behalten. Die beſten Ausgaben ſind von Weſſeling und Eichſtädt. Mit Heyne's Commentar, Zweibrücken und Straßburg

(793 — 807, in 11 Bänden). Verdeutſcht von Stroth und Kaltwaſſer.

Diogenes Laërtius (von Laerte in Cilicien), um das J. 250 nach Chr. Geb., ſammelte mit Fleiß, aber ohne Kritik und philoſophiſchen Geiſt mancherlei Data über das Leben und die Meinungen berühmter Philoſophen. Für die Geſchichte der Philoſophie iſt dieſe Sammlung (in 10 Büchern) unentbehrlich, nur muß ſie mit Vorſicht gebraucht werden. Am ausführlichſten iſt Epikurs Leben (in dem ganzen 10ten Buche) erzählt, deſſen Anhänger er zu ſein ſcheint. Hauptausgabe von Longolius, Wien u. Leipzig (759). Deutſch von J. F. und Ph. L. Snell (806).

Diogenes aus Sinope, einer Stadt am Pontus, im 4ten Jahrh. vor Chr. Geb., der berühmteſte unter den cyniſchen Philoſophen. (S. Cyniker.) Da er mit ſeinem Vater, den man der Münzverfälſchung angeklagt hatte, aus ſeinem Geburtsorte verbannt worden, ging er nach Athen, und bat den Antiſthenes, ihn zu ſeinem Schüler anzunehmen. Erſt nachdem dieſer den Dringenden abzuweiſen ſelbſt mit Schlägen vergeblich geſucht hatte, ward ihm ſeine Bitte gewährt. Diogenes widmete ſich ganz dem Unterrichte ſeines Lehrers, deſſen Grundſätze er bald noch erweiterte. Er verachtete nicht nur, wie dieſer, alles philoſophiſche Wiſſen und eiferte gleich freimüthig gegen das Sittenverderbniß ſeiner Zeit; ſondern er trieb zugleich die eigene Anwendung ſeiner moraliſchen Lehren bis aufs Aeuſſerſte. Antiſthenes finſterer Ernſt mißfiel; Diogenes hingegen verſtand mit Heiterkeit und Witz ſeinen Zeitgenoſſen ihre Thorheiten zu zeigen, und war daher geſchickter, ein Sittenlehrer des großen Haufens zu ſein, ſo wenig er auch in der That beſſerte. Zugleich wußte er ſeinen Grundſatz, alles Entbehrlichen ſich zu entäußern, auf die ungezwungenſte Art anzuwenden. Er lehrte, der Weiſe müſſe, um glücklich zu ſein, ſich unabhängig vom Glücke, von den Menſchen und von ſich ſelbſt zu erhalten ſuchen; zu dem Ende müſſe er Reichthum, Anſehen, Ehre, geſellſchaftliche Convenienz, die Künſte und Wiſſenſchaften, und alle Annehmlichkeiten des Lebens verachten. Er ſelbſt wollte ſeinen Zeitgenoſſen ein Muſter cyniſcher Tugend ſein. Daher unterzog er ſich den härteſten Prüfungen, und riß ſich von jedem Zwange los. Oft kämpfte er mit dem Hunger, befriedigte ihn mit den ſchlechteſten Speiſen, befliß ſich ſelbſt bei Mahlzeiten, wo der größte Ueberfluß herrſchte, der ſtrengſten Enthaltſamkeit, und ſtreckte ſeine Hand auch wohl zu einem Almoſen aus. Am Tage ging er ohne Schuhe, ohne Rock, mit einem langen Barte, einen Stock in der Hand und einen Querſack auf der Schulter, in Athen einher; des Nachts ſperrte er ſich in eine Tonne. Allen Ungemächlichkeiten der Witterung bot er Trotz, und ertrug Spott, Schimpf und Beleidigungen des Volks mit der größten Ruhe. Seinen hölzernen Becher warf er, wie man erzählt, als ein entbehrliches Geräth fort, da er einen Knaben mit der Hand Waſſer ſchöpfen ſah. Nie ſchonte er die Thorheiten der Menſchen; laut und unerbittlich ſprach er gegen alle Laſter und Mißbräuche, und bediente ſich dabei der Satire und der noch furchtbarern Ironie. Das Volk, und ſelbſt die Gebildeten, hörten ihn gern, und verſuchten ihren Witz an ihm; merkten ſie aber ſeine Ueberlegenheit, ſo gingen ſie oft in Beleidigungen über, die ihn jedoch wenig außer Faſſung brachten. Oft machte er ihnen Vorwürfe über Ausdrücke und Handlungen, welche die Schamhaftigkeit empörten, und es iſt daher nicht glaublich, daß er ſich der Aus-

ſchweifungen ſchuldig gemacht habe, welche ſeine Feinde ihm Schuld gaben. Sein unanſtändiges Betragen beleidigte mehr den Weltbrauch als die Sitten, doch ſind viele Anekdoten von dieſem Sonderling erdichtet, und ſelbſt ſein Aufenthalt in der Tonne zweifelhaft. Auf einer Reiſe nach der Inſel Aegina wurde er von Seeräubern gefangen, und als Sclave nach Creta an den Corinther Xeniades verkauft. Dieſer ließ ihn frei und übertrug ihm die Erziehung ſeiner Kinder. Sein neues Geſchäft verwaltete er mit der größten Sorgfalt, und lebte im Sommer gewöhnlich zu Corinth, im Winter zu Athen. Am erſtern Orte war es, wo Alexander, der mit ſeinem Gefolge zur Staatsverſammlung ging, ihn an der Landſtraße in der Sonne gelagert fand, und verwundert über die Gleichgültigkeit, mit welcher der zerlumpte Bettler ſeiner nicht zu achten ſchien, ſich in ein Geſpräch mit ihm einließ, und ihm zuletzt die Erlaubniß gab, ſich eine Gnade auszubitten. „Ich verlange weiter nichts," antwortete der Philoſoph, „als daß du mir aus der Sonne gehſt." Erſtaunt über dieſen Beweis höchſter Genügſamkeit, ſoll der König ausgerufen haben: „Wäre ich nicht Alexander, ſo wünſchte ich Diogenes zu ſein." — Ein ander Mal ging er am hellen Mittage mit einer Laterne in Athen. Auf die Frage, was er ſuche, antwortete er: „Ich ſuche Menſchen." Bei den Spartanern glaubte er die meiſte Anlage zu ſolchen Menſchen zu finden, wie er ſie wünſchte. Daher ſagte er einſt: „Menſchen habe ich nirgend geſehen, aber doch Kinder zu Lacedämon." — Welches iſt, fragte man ihn einſt, das gefährlichſte Thier? — „Unter den wilden Thieren," antwortete er, „iſt es der Verleumder, unter den zahmen der Schmeichler." Er ſtarb, vor Chr. Geb. 324, in einem hohen Alter. Als er die Annäherung ſeines Todes merkte, ſetzte er ſich an der Straße nach Olympia nieder, wo er vor den Augen der herbeiſtrömenden Menge mit ächt philoſophiſcher Ruhe ſtarb.

Diokletian (C. Valerius), mit dem Beinamen Jovius, von niedriger Geburt, ward 284 nach Chr. Geb. von der Armee zum römiſchen Imperator erklärt. Er war gegen die Feinde glücklich, ſchlug den Carinus in Möſien (286), beſiegte die Alemannen und machte ſich durch ſeine Güte ſehr beliebt. Doch nöthigten ihn die neuen Empörungen und Angriffe auf das römiſche Reich, ſich Mitregenten zu wählen, nämlich den (Maurel. Valerius) Maximilianus (286), einen herrſchſüchtigen, rohen und grauſamen Krieger, der, während Diokletian im Morgenlande gegen die Perſer glücklich war, und dann in Deutſchland bis an die Quelle der Donau drang, in Gallien ſiegte; ſpäter (292) auch den C. Galerius, ſo wie Maximilian den Conſtantinus (Chlorus) zum Cäſar wählte. So war das Reich in 4 Theile getheilt. So lange Diokletian wirkte, der auch Aegypten wieder einnahm, dauerte die Uebereinſtimmung: allein dieſer reſignirte (305) zu Nikomedien auf die Kaiſerwürde — in demſelben Jahre auch Maximilian zu Mailand. — Diokletian zog ſich nach Salona in Dalmatien zurück, vergnügte ſich mit Gärtnerarbeit und lebte in ungeſtörter Ruhe bis 313. Er hatte die unumſchränkte Herrſchaft gegründet, welche die Conſtantiniſche Familie nun befeſtigte.

Diomedes, des Tydeus und der Deipyle Sohn, und König von Argos. Er verlor ſeinen Vater früh vor Theben, war Theilnehmer des zweiten Zuges nach Theben, und befand ſich unter den Freiern der Helena, deren Entführung zu rächen, er mit den übri-

gen Königen Griechenlands vor Troja entboten wurde, wo er die Argiver, Tyrinther und mehrere andere Völkerſchaften befehligte. Verwegener Muth machte ihn zu einem der erſten Helden; nach Neſtors Zeugniß übertraf er darin alle ſeine Altersgenoſſen. Von Pallas beſchirmt, focht er nicht nur mit den tapferſten Feinden, viele derſelben erlegend, ſondern wagte ſich ſelbſt in den Kampf mit den Unſterblichen. Als Venus ihrem Sohne Aeneas gegen ihn zu Hülfe kam, verwundete er die Göttin mit dem Speere an der Hand, und würde ihr den Aeneas entriſſen haben, wäre nicht Apollo zur Rettung herbeigeeilt. Aber ſelbſt gegen dieſen drang er drei Mal kampfsluſtig an, bis die drohenden Worte des furchtbaren Gottes ihn zurückſchreckten. Von Pallas ermuntert, wandte er ſich jetzt gegen den Mars, verwundete ihn in den Unterleib, und zwang ihn, nach dem Olymp zurückzukehren. — Auf gleiche Weiſe that er ſich in der Rathsverſammlung hervor. Er widerſprach kühn Agamemnons Vorſchlag, Troja unverrichteter Sache zu verlaſſen, und hintertrieb ihn; auch blieb er bei ſeiner Meinung, als Achill die angebotne Ausſöhnung verweigerte. Dadurch, daß er die Pferde des Rheſus erbeutete, erfüllte er eine der Bedingungen, unter denen allein Troja erobert werden konnte. Auch holte er mit Ulyſſes die ebenfalls zur Eroberung der Stadt nöthigen Pfeile des Hercules und den Philoktet von Lemnos herbei, und befand ſich mit in dem hölzernen Pferde, durch welches endlich die Einnahme Troja's gelang. Zwar kam er glücklich in ſeine Heimath zurück, aber Venus verfolgte ihn mit ihrer Rache. Dieſe hatte der Gemahlin des Abweſenden, Aegialea, eine ſtrafbare Leidenſchaft gegen den Kometes eingeflößt, und Diomedes mußte bei ſeiner Rückkunft verſprechen, Arges zu verlaſſen und bei Todesſtrafe nie zurückzukehren. Er ſchiffte hierauf mit ſeinen treueſten Freunden nach Italien; doch wird von ſeinem Aufenthalte daſelbſt viel Widerſprechendes gefabelt. Bald ſoll er hier in hohem Alter verſtorben, bald vom Könige Daunus umgebracht, bald auch blos auf den nach ihm benannten Inſeln verſchwunden ſein. Ihm wurde nach ſeinem Tode göttliche Ehre erwieſen.

Dion, ein berühmter Syrakuſaner, der ſich in der Geſchichte dieſes Staats einen unſterblichen Ruhm erworben hat. Er lebte zu den Zeiten der beiden Dionyſe, mit denen er verwandt war, und auf die er einige Zeit hindurch vielen Einfluß hatte. Als er aber verſuchen wollte, die tyranniſchen Grundſätze des jüngern Dionyſius durch die Lehren der Philoſophie zu verdrängen, gelang es ſeinen Feinden, ihn bei dieſen verdächtig zu machen und ſeine Verbannung zu bewirken. Dion begab ſich nach Griechenland, wo er durch ſeine ſchöne Geſtalt, noch mehr aber durch die herrlichen Eigenſchaften ſeines Verſtandes und Herzens, ſich ſo zahlreiche Anhänger verſchaffte, daß er beſchloß, Gewalt gegen einen Fürſten zu gebrauchen, der ſanftern Lehren ſein Ohr verſchloſſen habe, und ſein Vaterland zu befreien. Zu dem Ende ſchiffte er ſich mit 800 muthvollen Kriegern ein, landete auf Sicilien und eilte, da Dionyſius vor wenigen Tagen nach Italien gereiſet war, nach Syrakus, wo er unter dem Jubel der Einwohner einzog. Dionys kehrte zurück, machte einige vergebliche Verſuche, ſein Anſehen wieder herzuſtellen, ward aber endlich gezwungen, der Krone zu entſagen, und ſich mit ſeinen Schätzen nach Italien zu flüchten. Aber auch Dion, gegen den ſeine Mitbürger ungerechtes Mißtrauen hegten, ſah ſich genöthigt, die Stadt zu verlaſſen. Als ſich jedoch neue Unordnungen entſpannen, rief man ihn

zurück, und er war eben beſchäftigt, die republikaniſche Regierung wieder herzuſtellen, als ihn 354 Jahre vor Chr. Geb. ſein verrätheriſcher Freund, Calippus aus Athen, ermordete. So ſtarb dieſer Mann von erhabener Denkungsart, hohem Muthe und unerſchütterlicher Vaterlandsliebe. Plato war ſein innigſter Freund. Sein Leben haben Plutarch und Cornelius Nepos beſchrieben.

Dionäa, Venus-Fliegenfalle, Dionaea muscipula. Dieſe merkwürdige Pflanze wächſt in feuchten und ſchattigen Gegenden des nördlichen Amerika, vornehmlich in Südcarolina, wild, und hat viel Aehnlichkeit mit unſerm rundblättrigen Sonnenthau (Drosera rotundifolia). Setzt ſich ein Inſekt, z. B. eine Fliege, auf die Oberfläche eines Wurzelblatts, ſo klappt ſogleich der lappige Rand deſſelben zuſammen und fängt das Inſekt, wie in einer Falle. Die Randborſten verſchließen das Blatt von der Seite und die Nebenborſten von vorn, ſo daß das gefangene Inſekt gar keinen Ausgang wieder findet und umkommen muß. Will man es mit Gewalt befreien, ſo muß man das Blatt zerreißen. Nur wenn das Inſekt todt iſt, und alſo durch ſeine Bewegung die Theile des Blatts nicht mehr reizt, öffnet ſich dieſes und läßt das Inſekt fallen. Die Inſekten ſcheinen übrigens durch den ſüßlichen Saft der Blätter, der aus ihren Drüſen ſchwitzt, angelockt zu werden. Reifen Samen hat dieſe Pflanze in Europa noch nicht bringen wollen.

Dione, Mutter des Venus, daher Dionäa, Beiname der letztern, auch letztere ſelbſt.

Dionyſien ſo viel wie Bacchanalien, von Dionyſos oder Bacchus (ſ. d. Art.).

Dionyſius von Halicarnaß in Karien, geb. vor Chr. Geb. 55, kam als ein gelehrter Kunſtrichter und Lehrer der Beredſamkeit etwa 30 Jahre vor Chr. nach Rom, und ſchrieb zur Belehrung ſeiner Landsleute eine römiſche Archäologie in 20 Büchern, worin er die ältere Geſchichte und Verfaſſung Roms bis auf den Anfang des Polybius erzählt. Wir beſitzen davon die elf erſten Bücher, und von den übrigen einige Fragmente. Sie ſind nach Hudſon von Reiske herausgegeben worden (Lpz. 1770—1774). Sein 22jähriger Aufenthalt in Rom, der Umgang mit den gelehrteſten Römern und die Benutzung der ältern Annaliſten machen ihn für den kritiſchen Geſchichtsforſcher ſehr wichtig, wiewohl ſeine theoretiſche Behandlung bedeutenden Einfluß auf die Darſtellung der römiſchen Sagengeſchichte gehabt hat. Auch als äſthetiſcher Schriftſteller hat Dyoniſius einigen Werth, nur verdienen die hieher gehörigen Werke eine kritiſche Sichtung. So gehört die Ars rhetorica nur zum Theil dem Dionyſius, und iſt nach ihrer gegenwärtigen Zuſammenſtellung wahrſcheinlich aus dem 3ten Jahrhundert nach Chriſti Geburt.

Dionyſius der Aeltere, ſchwang ſich aus gemeinem Stande zum Feldherrn und dadurch zum Tyrannen (d. i. Beherrſcher) von Syrakus (um 406 vor Chr.) auf. Die bei Eroberung Agrigents durch die Carthager geflüchteten Agrigenter klagten nämlich die ſyrakuſaniſchen Feldherrn der Verrätherei an; Dionyſius unterſtützte ihre Klagen und brachte es dahin, daß das erzürnte Volk andere Heerführer wählte, unter denen ſelbſt er ſich befand. Bald aber wußte er auch dieſe verdächtig zu machen und ſich zum Oberfeldherrn ernennen zu laſſen. In dieſem Poſten ward es ihm nicht ſchwer, mit Hülfe der gewonnenen Truppen ſich der Feſtung von Syrakus und aller darin befindlichen Waffen und Lebensmittel zu bemächtigen; worauf er ſich

im 25ſten Jahre ſeines Alters zum Könige erklärte. Um ſeine Macht noch mehr zu befeſtigen, heirathete er die Tochter des Hermokrates, deſſen Geſchlecht in Syrakus das vornehmſte war. Nachdem er einen kurzen Krieg mit Carthago geendigt und verſchiedene Empörungen glücklich gedämpft hatte, ſo daß er ſich auch andere Städte der Inſel unterwarf, rüſtete er ſich zu einem großen Kriege gegen Carthago. Das Waffenglück, das ihm Anfangs günſtig war, wandte ſich bald zu ſeinem Nachtheil. Schon wurde er in Syrakus ſelbſt belagert, als die Peſt unter den Carthagern große Verwüſtungen anrichtete. Dionyſius, der zu derſelben Zeit eine Verſtärkung von 30 Schiffen erhalten hatte, benutzte die Muthloſigkeit der Feinde, griff ſie zu Waſſer und zu Lande an, und trug einen vollſtändigen Sieg davon, dem bald ein vortheilhafter Friede folgte. Auf ſeinen Feldzügen in Unter-Italien eroberte er die Stadt Rhegium durch Aushungerung. Nach einem neuen kurzen Kriege mit Carthago lebte er eine Zeitlang in Ruhe, und beſchäftigte ſich mit der Dichtkunſt, in der er durch ſeine werthloſen Producte nicht minder glänzen wollte. Er wagte es ſogar, bei den olympiſchen Spielen um den Preis zu ringen, und ſchickte zu dem Ende eine feierliche Geſandtſchaft und eine Menge der beſten Declamatoren dahin, die ſeine Gedichte vorleſen ſollten, aber mit aller Kunſt nicht verhindern konnten, daß nicht die Zelte des Dionyſius vom Volke niedergeriſſen und geplündert wurden. Noch ſchimpflicher wurde eine zweite, vier Jahre nachher von ihm abgeſchickte Geſandtſchaft aufgenommen. Er wurde darüber faſt raſend. Dennoch wollte er ſeinen Wahn nicht aufgeben, und pflegte Dichter und Gelehrte damaliger Zeit durch Vorleſung ſeiner Verſe zu peinigen. Endlich fing er aus Mißmuth einen neuen Krieg mit den Carthagern an, um ſie ganz aus Sicilien zu vertreiben; er konnte aber dieſe Abſicht nicht erreichen, und mußte einen nachtheiligen Frieden ſchließen. Dafür gelang es ihm jetzt, in Athen eines ſeiner Trauerſpiele gekrönt zu ſehen. Die Nachricht davon erfüllte ihn mit ſo unmäßiger Freude, daß er krank wurde; die Aerzte aber gaben ihm auf Anſtiften ſeines Sohnes ſtatt der Arznei einen Schlaftrunk, der ihn nicht wieder erwachen ließ. So ſtarb er nach einer 25jährigen Regierung. Ihm folgte ſein älteſter Sohn, der unter dem Namen, **Dionyſius der Jüngere**, bekannt iſt. Um ihn von den Ausſchweifungen, denen er ſich ergab, abzuziehen, machte ihn **Dion** (ſ. d. Art.) auf die Lehren des Plato aufmerkſam, und ſtellte ihm vor, daß dieſer große Philoſoph allein ihn die wahre Kunſt zu regieren, worauf ſein und ſeiner Unterthanen Glück beruhe, lehren könne. Dadurch bewogen, berief Dionys den Plato an ſeinen Hof. Dieſer folgte ſeinen dringenden Einladungen, und wußte den Tyrannen wirklich zur Tugend und zu den Wiſſenſchaften zu leiten, und überhaupt dem ganzen Hofe eine andere Geſtalt zu geben. Aber eine Gegenpartei, an deren Spitze der Geſchichtſchreiber Philiſtus ſtand, machte die Treue des Dion verdächtig, und bewirkte ſeine Verbannung. Vergebens ſuchte Plato ſeine Zurückberufung zu bewirken, und verließ endlich, nachdem er lange mit einigem Zwange zurückgehalten worden, Syrakus, als ein ausgebrochener Krieg den Dionys anderweitig beſchäftigte. Nach geſchloſſenem Frieden kehrte er auf die wiederholten Bitten des Königs zurück. Auch jetzt bemühte er ſich, Dion's Zurückberufung zu bewirken; aber vergeblich. Er drang daher auf ſeine Entlaſſung. Dionys wußte ihn dadurch wieder zu gewinnen, daß er ihm eine ſcheinbare Ausſöhnung mit Dion vorſchlug, vermöge

welcher dieſer ſein Vermögen ausgeliefert erhalten, dagegen aber verſprechen ſollte, nichts gegen den Thron zu unternehmen. Allein auch dieſes Verſprechen erfüllte er nicht, und Plato verließ ihn, nachdem er mehrere bittere Kränkungen erfahren. Jetzt erſchien Dion mit einem Heere und bemächtigte ſich der Stadt Syrakus, in die Dionyſius erſt nach Dion's Ermordung zurückkehrte. Sein Unglück hatte ihn aber nur noch grauſamer und unmenſchlicher gemacht. Die Vornehmſten flüchteten vor ſeinen Bedrückungen. Inzwiſchen fingen die Carthaginenſer einen neuen Krieg mit Syrakus an, und verbanden ſich heimlich mit dem Icetas, deſſen Abſicht war, ſich der Stadt zu bemächtigen. Allein noch verſtellte ſich dieſer und billigte ſogar die Maßregel, bei Corinth Hülfe zu ſuchen. Dieſe wurde ihnen verſprochen, und Timoleon ſollte mit einer Flotte nach Syrakus abgehen, um ſowohl die Feinde als den Tyrannen zu vertreiben. Dies führte er glücklich aus. Dionys, der ſich ihm ergeben hatte, wurde nach Corinth gebracht, wo er ſein Brod kümmerlich mit Unterricht erwarb, und in der Verachtung ſtarb, die er durch ſeine Zügelloſigkeit ſich zugezogen hatte.

Dionyſos (Dionyſus), ſ. **Bacchus**.

Diophantus von Alexandrien, der Verfaſſer des älteſten, auf uns gekommenen Werks über die Algebra, nicht aber der Erfinder dieſer Wiſſenſchaft. Die Zeit, wann er gelebt hat, läßt ſich nicht beſtimmen. Einige ſetzen ihn in die Mitte des 2ten, Andere des 4ten Jahrhunderts nach Chr. Leider ſind uns von ſeinen dreizehn Büchern von der Rechenkunſt nur die ſechs erſten erhalten. Die beſten Ausgaben ſind erſchienen Paris 1621 und Toulouſe 1670, in Fol.

Diopter. 1. Die Schauritzen eines Aſtrolabiums oder anderen Meßinſtruments, auch die mit Löchern oder Litzen verſehenen, auf einem Lineale ſenkrecht errichteten Metallplatten ſelbſt; 2. ein **wundärztliches** Werkzeug.

Dioptrik heißt die Lehre von den gebrochenen Lichtſtrahlen, oder von den Geſetzen, nach welchen das Sehen erfolgt, wenn die Lichtſtrahlen, bevor ſie das Auge erreichen, durch verſchiedene brechende Mittel, z. B. aus der Luft erſt noch durch das, vors Auge gehaltene Glas des Fernrohrs gehen. Die Dioptrik macht alſo einen Theil der Optik, d. i. der Lehre vom Sehen überhaupt, aus. Sie erklärt zuerſt die Lehre von der Brechung der Lichtſtrahlen überhaupt, und beſtimmt hiernächſt die Wege, welche dieſelben nehmen, wenn ſie in ebenen und krummen Flächen gebrochen werden. Hieraus leitet man die Eigenſchaften der Linſengläſer, die Beſchaffenheit der Strahlenbrechung im menſchlichen Auge, die Erſcheinung des Sehens durch Linſengläſer, und die Zuſammenſetzung derſelben, folglich die Theorie der Fernrohre, Vergrößerungsgläſer ꝛc. her. Die Alten kannten dieſe Wiſſenſchaft nicht. Die Naturkunde der neuern Zeit hat ihr ungemein viel zu verdanken. Durch ſie, oder vielmehr durch Hülfe der Gläſer, die ſie bilden lehrte, ſind dem menſchlichen Auge Gegenſtände erreichbar geworden, von denen man bis dahin nichts ahnete. **Keppler**, **Willebrord**, **Snellius** zu Leiden, **Carteſius**, **Newton** u. a. erweiterten nicht nur dieſe Wiſſenſchaft, ſondern gründeten auch einen großen Theil ihrer Entdeckungen auf dieſelbe. In unſern Zeiten hat vorzüglich **Dollond**, durch ſeine wichtigen Erfindungen, die Dioptrik ungemein bereichert. **Käſtner** lieferte zuerſt eine vollſtändige Anwendung der allgemeinen Arithmetik auf die Dioptrik. **Dioptriſch**, was dieſer Wiſſenſchaft angemeſſen iſt, oder ſich darauf bezieht (vergl. **Brechung der Lichtſtrahlen**, **Fernrohr**, **Linſengläſer**).

Dioſcorides (Pedanius), geb. zu Anazarbus (Cäſarea Auguſta) in Cilicien gegen den Anfang der chriſtl. Zeitrechnung, ein griechiſcher Arzt, der uns ein ſehr berühmtes Werk über die Materia medica in fünf Büchern hinterlaſſen hat. Es iſt beſonders für die Botanik von Wichtigkeit, da die meiſten Heilmittel, von denen der Verf. ſpricht, aus dem Pflanzenreiche genommen ſind. Außerdem werden ihm noch zwei andere Werke zugeſchrieben, von denen das eine, unter dem Titel Alexipharmaca, mit der genannten Materia medica als die drei letzten Bücher derſelben verbunden worden. Es handelt von den Giften der drei Naturreiche und ihren Gegengiften. Das andere führt den Titel: Euporista, und handelt von den leicht zu erhaltenden Heilmitteln. Die beſte Ausgabe des Dioſcorides iſt von Sarracenus, Frankf. 1598, Fol.

Dioscuren, Caſtor und Pollux, die beiden Zwillingsſöhne des Jupiter, Schutzgottheiten der Kämpfer, Reiter und Schiffer (ſ. Caſtor und Pollux).

Diphthong, Doppellauter, d. i. ein Laut, der aus zwei zuſammengeſetzten Vocalen, Selbſtlautern, beſteht, oder eine Verbindung zweier verſchiedenen, mit einer Mundöffnung ausgeſprochenen, Vocale, z. B. au, ei, eu, äu, ai; nicht aber ä, ö, ü, welche man ſonſt fälſchlich für Diphthongen hielt, weil man beſonders wegen der unſchicklich gebildeten Schriftzeichen irrig glaubte, daß ſie aus a und e, o und e, u und e oder i hervorgegangen ſeien.

Diplom (von διπλοω, ich lege zwiefach zuſammen), eigentlich ein Doppelbrief, d. h. ein Brief, der nur einmal zuſammengelegt iſt, und dadurch in zwei Hälften getheilt wird. Man verſteht aber allemal unter Diplom, eine mit Unterſchrift und Siegel beglaubigte Urkunde, in welcher Rechte, Freiheiten, Würden ertheilt werden; z. B. ein Adelsdiplom, d. h. ein Adelsbrief, eine Urkunde, in welcher der Adel ertheilt oder beſtätigt wird. So auch Doctordiplom, Magiſterdiplom u. dgl. m. Diplomatarium iſt eine Sammlung von Abſchriften alter Originalurkunden.

Diplomatie, hat man in neuern Zeiten die Wiſſenſchaft und die Kunſt der geſandtſchaftlichen, beſonders ſchriftlichen (daher der Name) Unterhandlungen der Staaten, und mithin ſowohl den, welcher dieſe Wiſſenſchaft theoretiſch treibt, als den Staatsmann, der dieſe Kunſt beſitzt und ausübt, einen Diplomatiker, im neuern Sinne des Worts genannt (ſ. Diplomatik). Die Diplomatie iſt eine ſehr zuſammengeſetzte Wiſſenſchaft; denn die Geſandtſchaftswiſſenſchaft und Geſandtſchaftskunſt (ſo kann man die Diplomatie im Allgemeinen nennen), welche als ein Zweig der Staatswiſſenſchaften (oder der Politik im weitern Sinne) anzuſehen iſt, bezieht ſich auf die Kenntniß der politiſchen Verhältniſſe, der individuellen Intereſſen und Rechte der Staaten unter einander. Jene nun, die Geſandtſchaftswiſſenſchaft, lehrt, wie ein Geſandter in ſeinen Verhältniſſen durch mündliche und ſchriftliche Unterhandlungen vorzüglich zur Erreichung der Zwecke des Staats, von welchem er geſendet, bei dem beſchickten Staate wirken ſoll. Sie muß daher 1. mit den durch Erfahrung gegebnen Verhältniſſen der Geſandten und der Geſandtſchaftsperſonen bekannt machen; 2. die beſtehenden, vorzüglich auswärtigen, Verhältniſſe, Intereſſen und Rechte der Staaten kennen lehren; 3. zu mündlichen und ſchriftlichen Verhandlungen Anleitung geben. Aber alles dieſes ſetzt zum Verſtändniß mehrere Wiſſenſchaften voraus, deren mehr oder weniger jeder Staatsmann bedarf; da-

her man auch die diplomatiſchen Wiſſenſchaften, oder die Wiſſenſchaften des (wahren) Diplomatikers, von der Diplomatie unterſcheiden muß. Zu jenen gehört nothwendig die allgemeine Staatslehre (Politik im weitern Sinne) und insbeſondere, a) das Staats- und Völkerrecht, weil das Geſandtſchaftsverhältniß ein ſtaats- und völkerrechtliches Verhältniß iſt, und der Geſandte im Namen des Staats, deſſen Weſen, höchſten Zweck und Würde er überhaupt kennen muß, mit Staaten unterhandelt; und b) die Politik im engern Sinne oder die äußere Staatsklugheitslehre, d. i. der Inbegriff von practiſchen, aus der Erfahrung und Geſchichte abſtrahirten Regeln, wie man zur Erreichung des Staatszwecks, in ſo weit er durch das gegenſeitige Verhalten anderer Staaten zu dem eignen bedingt iſt, am ſicherſten und ſeiner Würde angemeſſenſten wirke. Denn der letzte Zweck des Staatsmannes, der die äußern Verhältniſſe eines Staats beſorgt, und zugleich das Ideal deſſelben iſt: den allgemeinen und ewigen Zweck der Staaten, angewendet auf die beſtimmte Individualität desjenigen, welchem er dient, in allen gegebenen Verhältniſſen deſſelben zu andern Staaten durch Weisheit und Recht zu behaupten, und mithin die Selbſtſtändigkeit und das Wohl deſſelben, als eines Gliedes der großen Familie der Menſchheit, in ſeinen Verhandlungen thätig zu befördern. Nächſt den angeführten allgemeinern oder philoſophiſchen Wiſſenſchaften erfodert insbeſondere die Kunde der gegenwärtigen Verhältniſſe der Staaten, welche den Zweck ſeiner Wirkſamkeit modificiren, die Kenntniß des auf Gewohnheiten und Verträgen beruhenden (poſitiven) Völker- und Geſandtſchaftsrechts, des poſitiven Rechts der Staaten und ihres gegenwärtigen Zuſtandes überhaupt (Statiſtik), und, weil die Gegenwart auf der Vergangenheit beruht, der Geſchichte, und vorzüglich ihrer Hülfswiſſenſchaft, der Diplomatik (ſ. den folg. Art.); letzterer auch, um an Beiſpielen die Regeln und Bedingungen der ſchriftlichen Verhandlungskunſt in Beziehung auf auswärtige Verhältniſſe und Angelegenheiten nach Materie und Form kennen zu lehren. Daß die Diplomatie als Kunſt, wenn ſie auf ſolchen Anſichten beruht, auf ſolche Kenntniſſe gebaut, mit Redlichkeit und Wahrheit des Charakters verbunden iſt, und einen Geiſt findet, der mit klarem, ſchnellem Blick, mit umfaſſender Thätigkeit und tiefer Menſchenkenntniß, die durch Verſtellung, Betrug und falſche Künſte aller Art verwickelten, durch Irrthum, Vorurtheil und Leidenſchaft getrübten Verhältniſſe in ihrem wahren Lichte auffaßt und darſtellt, und die gegenwärtigen mit derſelben Leichtigkeit zum wahren Wohl der Staaten anordnet, als er künftige im Geiſte ſich entwickeln ſieht, ja ſelbſt denen, welche nicht vorher beſtimmbar ſind, mit Ruhe, Beſonnenheit und Feſtigkeit des reinen Willens begegnet, — daß eine ſolche Kunſt, ſagen wir, wenn ſie endlich durch Liebenswürdigkeit der Perſon und ihres Betragens, durch Feinheit, edlen Anſtand, Gefälligkeit und Gewandtheit, ſo wie durch andere günſtige äußere Verhältniſſe an Wirkſamkeit gewinnt, eine für das Glück der Menſchheit äußerſt wichtige und wohlthätige Kunſt ſei, iſt aus dem Geſagten über allen Zweifel gewiß, wenn man bedenkt, wie ſehr das innere Wohl der Staaten durch ihr äußeres Verhältniß beſtimmt wird. T.

Diplomatik, oder Urkundenlehre, iſt die Wiſſenſchaft von den ſchriftlichen Aufſätzen, welche über Rechte und Thatſachen auf eine feierliche und verbindliche Art ausgefertigt ſind, und den ſpäteren Zeiten zum völligen Beweiſe dienen. Sie macht ſonach einen Theil der

hiſtoriſchen Quellenkunde aus. Nach den drei Hauptabſchnitten der allgemeinen Geſchichte müßte es nun eigentlich eine alte, mittlere und neue Diplomatik geben, zumal da es wirklich faſt von der Zeit an, als Buchſtabenſchrift in Gebrauch kam, auch Urkunden gibt. Aegypter, Phönizier, Babylonier, Perſer, Hebräer, Griechen und Römer, jedes civiliſirte Volk der alten Welt ſchrieb Urkunden, bewahrte dieſelben in Archiven, und machte von ihnen hiſtoriſchen, juridiſchen und politiſchen Gebrauch. Gleichwohl datirt man die Diplomatik nicht ſo weit zurück, indem man weniger auf das Weſen als die Form, weniger auf den Inhalt als die Materie ſah. Weil man bis jetzt noch kein auf Pergament oder ägyptiſches Papier geſchriebenes Diplom hat auffinden können, welches über das 5te Jahrhundert nach Chriſtus hinausreichte, ſo hat man dies auch für den Zeitpunkt genommen, mit welchem die Diplomatik beginnet. Man hört daher höchſtens von einer ältern und neuern Diplomatik ſprechen: und wenn man nach jener und dieſer genauer fragt, ſo ſehen ſie einander ſo unähnlich, daß man kaum begreift, wie man ſo verſchiedene Dinge mit einem und demſelben Namen habe bezeichnen können. Unter der ältern Diplomatik verſtand man die Wiſſenſchaft oder Fertigkeit, die Schrift aller Urkunden und Bücher leſen, erklären, nach dieſer Schrift und andern Eigenſchaften über ihr wahres Alter urtheilen und ſie anwenden zu können; unter der neuern hingegen, welche man auch Diplomatie (ſ. d. Art.) nannte, die Wiſſenſchaft oder Kunſt, öffentliche Geſchäfte, welche mit der Feder geführt werden müſſen, mit Geſchicklichkeit zu betreiben, auch die Wiſſenſchaft der äußern Verhältniſſe der Staaten überhaupt, in ſofern ſie auf öffentlichen Urkunden und ſchriftlichen Verhandlungen beruht. Die ältere Diplomatik ſcheint demnach blos dem Gelehrten, die neuere dem Staats- und Geſchäftsmanne anzugehören. Jenem heißt diplomatiſch, was ſich auf alte Schrift bezieht, auf Urkunden, beſonders öffentlichen, beruht; dieſem, was ſich auf die Verhandlung der vornehmſten Geſchäfte im Staate, oder wenigſtens einen Theil derſelben bezieht, ferner, was zur Geſandtſchaft oder zum Amte und Geſchäftskreiſe des Geſandten gehört. So fand zwiſchen dem, was man Diplomatik auf Univerſitäten nannte, und dem, was dem Staatsmanne ſo hieß, kaum eine andere Aehnlichkeit Statt, als daß in beiden alles mit der Feder ausgemacht wurde. Und in der That trennte man beide gänzlich von einander, hielt die ältere Diplomatik für einen Theil der Antiquitäten, die neuere für einen Zweig der Staatswiſſenſchaften, die mit jener eigentlich nichts gemein habe, und erklärte am Ende geradezu, nur die ältere ſei die eigentliche Diplomatik. Dieſes Verfahren hat unſtreitig ſeinen Grund in der Entſtehung der Diplomatik, deren erſte wiſſenſchaftliche Begründung, durch deutſche Territorialprozeſſe veranlaßt, in die erſte Hälfte des 17ten Jahrhunderts fällt. Unter die Erſten, durch welche wenigſtens die Wichtigkeit einer ſolchen Wiſſenſchaft fühlbar gemacht wurde, gehören Zylleſius, Benj. Leuber und Conring. Während der Streitigkeiten, an denen dieſe und Andere Antheil nahmen, entſtand der erſte, freilich nur noch rohe, Verſuch einer Diplomatik, deren Erfinder der antwerpiſche Jeſuit P. Dom. Papebrüch war (1675). Er, nebſt P. Gfr. Henſchen, bildete Regeln zur Beurtheilung der Diplome. Vielleicht weil ſie ſtrenge waren, beſchuldigte man ihn der Abſicht, er habe die Benedictiner und Carmeliter in den vornehmſten Stützen ihrer Güter untergraben wollen. Ungeachtet dies nun ſchwerlich ſeine Abſicht geweſen, ſo wurde doch

ein Benedictiner dadurch veranlaſst, die Diplomatik genauer zu erforſchen, und ſo erſchien das erſte ausführliche und tiefer begründete Werk von Joh. Mabillon: de re diplomatica libri VI. 1681 (Suppl. 1704). In allen Landen gewann die neue Wiſſenſchaft, obſchon es ihr nicht an Anfechtern fehlte, durch ihn immer mehr Freunde. Unter allen Werken aber, die darüber erſchienen, zeichnete ſich zugleich das Chronicon Gottwicense (1732) aus, worin die Lehre von den innern und äußern Kennzeichen der Diplome zuerſt ausgeführt wurde. Nach dieſem erſchienen mehrere Compendien, und endlich das große Hauptwerk für dieſe Wiſſenſchaft von Touſtain und Taſſin, zweien Ordensbrüdern Mabillons, der Nouveau Traité de Diplomatique (6 Bde. 4. Mit 100 Kupf.), 1750—1765; überſetzt von Adelung (Erf. 1769. 9 Bde. 4.), während faſt um dieſelbe Zeit Joh. Heymann von Teutſchenbrunn in ſeinen ſehr ſchätzbaren Commentariis de re diplomatica Regum et Imperatorum Germanicorum (Nürnberg 1745 —1749) der Urheber der practiſchen Bearbeitung ward, und die Benennung der Diplomatik für politiſche, kirchliche und gelehrte Zwecke zeigte. In völlig ſyſtematiſche Form aber brachte dieſe Wiſſenſchaft der zweite Reformator derſelben, J. Go. Gatterer, der ſie in drei verſchiedenen Werken behandelte. Er brachte die ganze diplomatiſche Theorie auf drei Hauptwiſſenſchaften: 1. Schriftkunde (Graphik), 2. Zeichenkunde (Semiotik), 3. Formelkunde (Formularia), und ihm folgten mit wenigen oder keinen Abweichungen Schwabe, Oberlin, Schwartner und Mereau. Nach dieſen allen erſchien ein dritter Reformator, K. Traug. Glb. Schönemann, welcher zuerſt die Diplomatik mit einem freiern Blicke anſah und dem gemäß behandelte. Aber auch bei ihm blieben die Spuren der Entſtehung dieſer Wiſſenſchaft noch ſichtbar. Da ſie von Streitigkeiten über Territorial-Gerechtſame ausgegangen war, ſo mußte die Aufmerkſamkeit der Forſcher vornehmlich auf die Gattung von Urkunden gerichtet ſein, welche vor andern zur Schlichtung ſolcher Streitigkeiten dienen, alſo auf Urkunden aus jener Zeit, in welcher die Verfaſſungen der neueuropäiſchen Staaten und deren Verhältniſſe ſich conſtituirten, was ohne Staats- und Völkerrecht, und mithin Uebereinkunft mehrerer Parteien, nicht geſchehen konnte. Hierdurch wurde ein rechtlicher Zuſtand, rechtmäßiger Beſitzſtand und Anerkennung der Heiligkeit deſſelben begründet. Merkwürdig wurden nun Familienverträge der herrſchenden Häuſer unter ſich, und die Verträge, welche die Regierten mit den Regierungen ſchloſſen, und unter dieſen vornehmlich die mit dem Adel und der Geiſtlichkeit, welche beide große Vorrechte genoſſen, bis ſpäterhin, als eine Frucht der entſtandenen Städte, ein freier Bürgerſtand ſich bildete und ſeine Privilegien heiſchte. Natürlich, daß jeder Theil mit Eiferſucht die erhaltenen Gerechtſame bewachte, begreiflich aber auch, daß Mancher, mit Umgehung des Rechts, dieſelben zu erweitern und Andere in den ihrigen zu beeinträchtigen ſuchte. Ein Mittel dazu war die Abfaſſung falſcher und die Verfälſchung ächter Urkunden. Beſonders im elften und den nächſtfolgenden Jahrhunderten wurden viele falſche Urkunden gemacht, viele ächte verfälſcht, um entweder Anſprüche darauf zu gründen, oder begründete Anſprüche zu vernichten. Begreiflicher Weiſe war nun unter ſolchen Umſtänden nichts von größerer Wichtigkeit, als eine möglichſt ſichere Kritik dieſer Urkunden. Sie war es denn auch, worauf man vorzüglich bedacht war, und daher jenes Hauptaugenmerk auf Schriftzüge und Zeichen aller Art, jene bloße Rückſicht auf die Form der Urkunden aus dem

Mittelalter. Die erſten Forſcher in diplomatiſchen Angelegenheiten hatten in der That nichts Angelegeners. Die folgenden Diplomatiker aber gingen nun ebenfalls blos dieſen Weg, und blieben hierbei ſtehen, als ob ſie die Diplomatik vollſtändig hätten. Um aber vollſtändig zu heißen, und das ganz zu leiſten, was man von ihr erwarten kann, durfte ſie ſich weder blos mit Exegetik und Kritik der Diplome befaſſen, noch auf einen Zeitraum beſchränken, über welchen man nicht hinausgehen wollte, da doch der Gebrauch der Urkunden über ihn hinausgeht, und durfte auch nicht an der blos äußern Form derſelben haften, unbekümmert um den Geiſt. Eine zweckmäßigere Einrichtung der Diplomatik, als die bisherige, ſcheint folgende. Die Diplomatik wird betrachtet als eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft von den ſchriftlichen, mit höherer Autoriſation verſehenen, Beglaubigungs- und Beſtätigungsmitteln, und der Art der Ausfertigung derſelben in einem rechtlichen Zuſtande der Staaten unter ſich und in ſich, von der Zeit an, wo die erſten Keime zu einem europäiſchen Staatenſyſtem und rechtlicher Verfaſſung der Staaten ſich entwickelten, bis auf unſere Zeit. Sie würden zerfallen 1. in die allgemeine, und 2. in die ſpecielle Diplomatik. Die allgemeine handelt von den Urkunden überhaupt nach deren Aeußerem und Innerem, von deren Ausfertigung und Ausfertigern, ihrer verſchiedenen Beſchaffenheit in verſchiedenen Perioden und Aufbewahrung, dem Archivweſen. Die ſpecielle Diplomatik zerfällt in die ſtaats und völkerrechtliche, die kirchenrechtliche, Privatrechts- und Privatdiplomatik. Auf dieſe Weiſe umfaßt ſie alle wahrhaft wichtigen Verhältniſſe eines rechtlichen Zuſtandes des öffentlichen und Privatlebens; auf dieſe Weiſe zeigt ſich aber auch, wie die neuere Diplomatik mit der ältern durch mehr als den bloßen Namen oder den Gebrauch der Feder zuſammenhängt, wie aber auch dieſe neuere von noch weiterm Umfange ſein müſſe, als man gewöhnlich geglaubt hat. Man beſchränkte ſich nämlich auf die ſogenannte Geſandtſchafts-Praxis, die Geſchäfte des Corps diplomatique; allein dieſe macht offenbar nur wieder einen Theil derſelben aus. Da ſich die Staatspraxis nämlich in die einheimiſche und auswärtige verzweigt, ſo wird es auch eben ſo viele Arten urkundlicher Staatsſchriften geben, als Arten der Staatspraxis. Die einheimiſchen Staatsſchriften (acta publica) im weitern Sinne, kann man die publiciſtiſchen, die auswärtigen diplomatiſche in engerer Bedeutung nennen. Zu den erſten gehören Kanzellei- und Cabinetsſchreiben, Circularſchreiben, Declarationen, Decrete, Signaturen, Reſcripte, Vollmachten, Manifeſte, Deductionen, Patente, Renunciationen, Ceſſionen, Acceptationen, Proteſtationen, Cartelle, Waffenſtillſtands-Urkunden, Ausſchlüſſe u. a. m.; zu den zweiten gehören Creditive, Staatsvollmachten, Inſtructionen, Relationen, Depeſchen, Schreiben in Chiffern u. ſ. w. Dieſen muß man nun noch in kirchen- und privatrechtlichen Verhältniſſen die urkundlichen Ausfertigungen und andere Schriften hinzufügen, und dann erſt iſt der Umfang der Diplomatik genau beſtimmt. Als Hülfswiſſenſchaften der ältern Diplomatik muß man übrigens allerdings noch hinzufügen eine diplomatiſche Graphik, Sprach- und Auslegungskunde und Kritik. Ueber den Werth und die Wichtigkeit einer ſolchen Wiſſenſchaft etwas hinzuzufügen, dürfte wohl unnöthig ſein. Der ächte hiſtoriſche Forſcher weiß, welche Dienſte ihm die mancherlei Sammlungen völkerrechtlicher Urkunden leiſten, und weiß, was Leibnitz darüber Gediegenes in ſeiner Vorrede zum Codex juris

gentium diplomaticus geſagt hat; eine gute Benutzung von Martens trefflichen Urkunden-Verzeichniſſen wird dieſe Wichtigkeit noch mehr außer Zweifel ſetzen, und ſelbſt dem Laien wird ſie in die Augen ſpringen, wenn wir erſt mehrere ſo intereſſante Schriften beſitzen, wie Flaſſans Histoire diplomatique de la France. (S. Flaſſan.) dd.

Diplomatiſches Corps, die Geſammtheit der Geſandten an einem Hofe, weil dieſelben ſich ausſchließlich mit der Diplomatik beſchäftigen; **diplomatiſch**, auch urkundlich, ſ. **Diplom**.

Dipodie oder Syzygie, in der Metrik ein Abſchnitt des Metrums, welcher eine Verbindung von zwei Füßen enthält, z. B. ein Dijambus.

Dippel (Joh. Konr.), ein Schwärmer, geboren zu Frauenſtein bei Darmſtadt den 10. Aug. 1693, ſtudierte zu Gießen Theologie, dann aber Medicin, weil er die Feſſeln der Orthodoxie nicht ertragen konnte. Er irrte in verſchiedenen Gegenden von Deutſchland und Holland umher, hielt zu Straßburg Vorleſungen, und ging, weil er nirgends Ruhe fand, nach Dänemark. Hier ließ er ſeinen Haß gegen die Geiſtlichkeit ſo zügellos aus, daß er auf Bornholm gefangen geſetzt wurde. Als er wieder loskam, begab er ſich nach Schweden, und ſetzte ſich daſelbſt durch glückliche Curen in ſolches Anſehen, daß ihn der König in einer ſchweren Krankheit zu ſich nach Stockholm berief. Auf dringendes Anhalten der Geiſtlichkeit aber mußte er das Reich als ein Religionsſpötter verlaſſen, ging dann nach Berleberg, und ſtarb 1734 auf dem Schloſſe Wittgenſtein. In ſeinen frühern Jahren erſchienen ſeine Sitten zweideutig. Bei aller Schwärmerei und Theoſophie, wozu ihn das fleißige Leſen des Jakob Böhme gebracht hatte, war er einer der gelehrteſten Männer, der die Unſtatthaftigkeit mancher Dogmen des theologiſchen Syſtems ſeiner Zeit glücklich, aber kühn aufdeckte, und auch in der Chemie nicht gemeine Kenntniſſe hatte. Er ſoll der Erfinder des Berliner Blau's geweſen ſeyn, wenigſtens die Zuſammenſetzung deſſelben theoretiſch gekannt haben; auch hat er zwei ſehr wichtige Heilmittel erfunden. Seine zahlreichen Schriften gab er unter dem Namen **Chriſtianus Democritus** heraus.

Diptychon, **Diptychum**, ein griechiſches Wort, welches etymologiſch daſſelbe bedeutet, was Diploma, ein zwiefach Zuſammengelegtes. Die Griechen und Römer hatten nämlich unter mehreren Formen ihrer ſchriftlichen Aufſätze auch die, daß ſie metallene, elfenbeinerne und hölzerne Täfelchen von einerlei Größe an einander legten, und mit einem Gelenke (Charniere) oder mit durchgezogenen Riegelchen befeſtigten, um ſie bequemer tragen zu können, oder aus einer Hand in die andere gehen zu laſſen. Dieſe heißen urſprünglich Diplomata oder Diptycha. Jene und dieſe Benennung erhielten in neuerer Zeit andere Bedeutungen. Die Diptycha wurden wichtig in der chriſtlichen Kirchenverfaſſung, wo man deren drei Arten hatte: der Biſchöfe, der Lebenden und der Verſtorbenen. Die erſten enthielten Namen und Leben verdienter Biſchöfe; beide wurden an Feiertagen verleſen, und dies gab Veranlaſſung zum Canoniſiren. In den Diptychen der Lebenden ſtanden die Namen um die Kirche verdienter lebender Päpſte, Patriarchen, Biſchöfe und anderer Geiſtlichen, Kaiſer, Könige, Fürſten und anderer Großen zum Behufe des Kirchengebets; in denen der Verſtorbenen waren die in dem Herrn Verſtorbenen angeführt, deren auch in dem Kirchengebete ge-

dacht ward. Außerdem findet man noch Diptycha mit den Namen Getaufter. dd.

Directe Abgaben. Dieſe Benennung kommt zuerſt in den Schriften der Phyſiokraten oder Oekonomiſten vor. Dem Syſteme dieſer ſtaatswirthſchaftlichen Schule zu Folge nämlich wirft der Grund und Boden allein ein reines Einkommen ab, und eben darum darf auch nur eine einzige Abgabe, nämlich vom reinen Ertrage des Bodens, Statt finden; dieſe Abgabe nun nannte jene Schule Impôt direct. In der Folge iſt zwar der Ausdruck beibehalten, aber andere Begriffe ſind damit verbunden worden; man verſteht darunter gegenwärtig gewöhnlich die Abgaben, welche unmittelbar, d. h. geradezu von den Beſteuerten bezahlt werden müſſen und ihnen vermuthlich, wenigſtens größtentheils, zur Laſt fallen. In dieſem Sinne rechnet man in Frankreich zu den directen Abgaben 1) die Grundſteuer, 2) die Perſonen- und Mobiliarſteuer, 3) die Thüren- und Fenſterſteuer, 4) die Patent- oder Gewerbſteuer. — Richtiger aber und zugleich wiſſenſchaftlicher iſt es, wenn man unter directen Abgaben alle diejenigen verſteht, welche unmittelbar auf die verſchiedenen Quellen des Einkommens, nämlich die Grundrente, den Arbeitslohn und den Capitalgewinnſt, gelegt ſind. KM.

Directorium, die oberſte Leitung eines Geſchäfts in einem geſellſchaftlichen Verein und der Ausſchuß oder die Perſonen, welchen dieſelbe übertragen iſt. So führte dieſen Namen ein Collegium von fünf Staatsbeamten, welchem nach der dritten Conſtitution die vollziehende Gewalt in Frankreich übertragen worden war, und welches auch in andern Staaten, wo dieſe einen herrſchenden Einfluß hatte, als in der Schweiz, Holland u. ſ. w. nachgeahmt wurde. Die beiden geſetzgebenden Räthe erwählten die Mitglieder dazu: alle Jahre ging eins ab, und wurde durch ein neues erſetzt. Ein Mitglied hatte auf drei Monate, unter dem Titel des Präſidenten den Vorſitz, und fertigte die Staatsſchriften unter ſeinem Namen aus. Zahlreiche Ehrenwachen, prunkvolle Staatskleidungen, und Ueberfluß an allem, was den äußeren Glanz befördern kann, verſchafften dieſem Vollziehungsrathe in den Augen des Volks ein noch größeres Anſehen, als ihm ſeine ſehr ausgedehnte Gewalt ſchon an ſich gewährte. Er wachte über die Vollziehung der Geſetze, verfügte über die bewaffnete Macht, ſorgte für die innere und äußere Sicherheit des Staats, unterhandelte mit den auswärtigen Mächten, ernannte und nahm Geſandte an, und verwaltete überhaupt alles, was die Conſtitution von 1791 der königlichen Gewalt übertragen hatte. Die ſieben Staatsminiſter ſtanden unmittelbar unter ihm, und er hatte freie Gewalt, ſie ab- und einzuſetzen. Kein Bürger konnte übrigens Anſpruch auf eine Stelle im Directorium machen, wenn er nicht vorher ein Mitglied des geſetzgebenden Körpers oder Miniſter geweſen war. Durch die Revolution vom 18ten Brumaire wurde dieſe Autorität, wie die ganze damit in Verbindung ſtehende franzöſiſche Conſtitution vom Jahr drei, aufgehoben.

Dis, ſ. D.

Dis, ſ. Pluto.

Discant, ſ. Sopran.

Dicant-Schlüſſel, ſ. Schlüſſel.

Diſciplin, 1. der Theil der Erziehung, welcher in der Leitung und Einſchränkung geſetzwidriger Neigungen und Begierden beſteht, wobei der Zwang eine Hauptrolle ſpielt, und 2. die Zucht ſelbſt,

daher diſcipliniren, zur Zucht und Ordnung gewöhnen, und diſciplinirt. In der Sprache der Andächtigen wurde ſonſt das Geißeln und die Geißel ſelbſt, als ein Mittel der Frömmigkeit, Diſciplin genannt. In den poſitiven Religionen wird die Diſciplin der Doctrin, oder den Glaubenslehren und dem Unterricht in denſelben entgegengeſetzt, und begreift die ſogenannte Kirchenzucht, die Aufſicht über die Kirchenglieder in Beziehung auf gottesdienſtliche oder religionswidrige Handlungen, und die Handhabung des Zwanges in dieſer Beziehung. In dem wiſſenſchaftlichen Gebiete nennt man ſo jedes beſondere Fach, oder eine beſondere Wiſſenſchaft.

Diſcontiren, abrechnen, abziehen, d. h. einen Wechſel, der erſt nach einer gewiſſen Zeit zahlbar iſt, ſogleich, wenn er vorgezeigt wird, mit einem gewiſſen verhältnißmäßigen Abzuge baar auszahlen und ſolchergeſtalt an ſich kaufen; oder auch einen ſolchen gegen baare Bezahlung mit Verluſt einiger Procente an einen Andern abtreten. Das Wort wird in beiderlei Sinne gebraucht. Diſconto iſt der Abzug gewiſſer Procente von einem vor der Verfallzeit baar bezahlten Wechſel. Man ſagt z. B., der Diſconto iſt geſtiegen oder gefallen, d. h. es wird ein größerer oder geringerer Abzug gegeben, welches ſich nach der größeren oder geringeren Summe des an einem Handelsplatze umlaufenden baaren Geldes richtet. Bei der Berechnung über den Diſconto wird der Tag, wo der Diſconto vom Mäkler abgeſchloſſen wird, als der erſte Tag, und an Orten, wo Reſpecttage bei den Wechſelzahlungen Statt finden, die Mitte derſelben als der letzte Tag angenommen. Der Diſcontant pflegt mehr auf den Acceptanten als die Indoſſanten oder Ausſteller des Wechſels zu ſehen, und überhaupt giebt es darin, wie bei Waaren, Prima=, Secunda= und Tertia=Papier, d. h. der Diſconto richtet ſich nach der auf dem Wechſelplatze angenommenen Meinung von der Solidität des Acceptanten der zu diſcontirenden Wechſel. So wird auf demſelben Platz und zur ſelbigen Zeit der eine Wechſel auf A. mit 3 p. C., der auf B. mit 4 p. C., der auf C. mit 5 p. C. und der auf D. mit 6 und mehr p. C. diſcontirt. Beim Wechſel-Diſconto pflegt der gewöhnliche Zinsfuß nicht beachtet zu werden. In großen Handelsſtädten die Banken haben, welche ſich mit Diſcontiren beſchäftigen, z. B. in London und Paris, hat man zwar einen feſtgeſetzten Diſconto, 5 oder 6 p. C., allein die dazu deputirten Directoren verwerfen alle ihnen nicht genügenden Acceptationen kleiner Häuſer, und es iſt die Regel bei ihnen, daß die zu diſcontirenden Wechſel drei Giri bekannter und ſolider Häuſer haben müſſen. In manchen Plätzen, wie z. B. ſonſt in Amſterdam, erlaubt es die ſtrenge kaufmänniſche Ehre nicht, diſcontiren zu laſſen, ſondern der Kaufmann iſt verpflichtet, ſein Papier (Acc. Wechſel) bis zur Verfallzeit im Portefeuille zu behalten. Diſconto=Caſſe (Caisse d'Escompte) in Frankreich, eine Zettelbank, welche zu Paris im J. 1776 von einer Geſellſchaft von Privatperſonen mit einem Capitale von zwölf Millionen Livres errichtet wurde. Während der Revolution wurde ſie aufgehoben. Statt derſelben wurde in neuern Zeiten die Banque de France angelegt.

Diſconto=Banken ſind Kreditinſtitute, bei welchen der Betrag von Forderungen, die erſt ſpäterhin fällig werden, ſchon gegenwärtig zu erheben iſt, gegen Abtretung der Forderung und Vergütung eines Zinſes, welcher Diſconto heißt, für den geleiſteten Vorſchuß. Dergleichen Banken ſind dem Tauſchverkehr ausnehmend nützlich, in=

dem der Verkäufer der Forderung dadurch Kapital in die Hände bekommt zu neuen Unternehmungen. Das Diſconto-Geſchäft iſt eine Leih-Operation, die gewöhnlich keine weitere Sicherheit als den Glauben an die Redlichkeit und Zahlungsfähigkeit des Diſcontaten gewährt *). Die Fortdauer einer ſolchen Anſtalt beruht übrigens lediglich auf der Vorſicht, Klugheit, Redlichkeit und Einſicht ihrer Verwaltung. K. M.

Diſcordia, ſ. Eris.

Diſcortionsgelder, dasjenige Quantum, welches ſich eigennützige Gläubiger bei Ausleihung ihrer Capitale noch über die landesüblichen Zinſen geben, oder gleich Anfangs mit verſchreiben laſſen, oder gar gleich am Darlehn abziehen.

Diſcretionstage, im Wechſelrechte, ſind Nachſichts- oder Friſttage, welche nach der Verfallzeit des Wechſels zugeſtanden werden. Sie ſind nicht auf allen Handelsplätzen gleich. Amſterdam z. B. gibt deren ſechs, Hamburg eilf, Leipzig keinen. Man nennt ſie noch gewöhnlicher Reſpecttage. Es wird gewöhnlich als ein Zeichen von Inſolidität betrachtet, wenn der Acceptant die Reſpecttage ſämmtlich benutzt, und es iſt Sitte, daß der acceptirte Wechſel gleich bei der erſten Präſentation bezahlt wird.

Diſcurſiv wird in der Philoſophie dem Intuitiven entgegengeſetzt, und bedeutet das, was ſich auf Begriffe und ihre Vergleichung bezieht. So nennen wir daher diſcurſive Erkenntniß denjenigen Theil unſerer Erkenntniß, deſſen wir uns erſt durch Zuſammenſetzung der Merkmale zu Begriffen und Urtheilen und Vergleichung derſelben, mithin mittelbar bewußt werden, und in der Sprache durch Worte bezeichnen; intuitive oder anſchauliche Erkenntniß iſt aber diejenige, deren wir uns durch bloßes Hinſehen, oder durch Anſchauung unmittelbar bewußt werden. T.

Diſcus war bei den Griechen und Römern eine ſteinerne oder metallene, flach ausgehöhlte, in der Mitte durchbohrte und durch Riemen an der Hand befeſtigte Wurfſcheibe. Das Diſcuswerfen gehörte zu den gymnaſtiſchen Uebungen, und es wurde in den olympiſchen und andern Spielen für eine große Ehre gehalten, den Andern im Schleudern des Diſcus zu übertreffen. Perſeus ſoll ihn erfunden haben und Apoll tödtete damit den Hyacinth. An manchen Orten wird der Teller, worauf die Hoſtien bei der Conſecration liegen, Diſcus genannt. Desgleichen auch der mittelſte Theil einer Blüthe.

Diſjunction, diſjunctiv. Diſjunction heißt in der Logik das Verhältniß entgegengeſetzter, ſich ausſchließender Begriffe in Beziehung auf einen dritten Gedanken, in deſſen Sphäre ſie ſich theilen; und jene Begriffe heißen dann diſjunctive (geſchiedene) Begriffe, disjuncta, Eintheilungsglieder, Trennungsſtücke; ſie ſind verſchiedene Begriffe, welche nicht zugleich Merkmale eines dritten Begriffs ſeyn können, ſondern werden nur ſo von ihm ausgeſagt, daß entweder

*) Gemeiniglich verlangt die Diſconto-Bank bei zu diſcontirenden Wechſeln drei Giri von bedeutenden Handlungshäuſern, deren Credit ohne Flecken iſt, und ſtehen die Vorſteher den Inhabern der Wechſel keine Rede darüber, wenn ſie aus irgend einem Grunde den Diſconto ablehnen. Die pariſer und die londner Bank machen die größten Diſconto-Geſchäfte und ihre Actien gewinnen bei ihrer trefflichen Verwaltung gegen 33 1/3 p. C. Diſconto-Banken ſind den Privatdiſcontanten vorzuziehn, da dieſe von jedem Vorfalle Vortheile zu ziehn ſuchen, jene aber in ihrem gemeſſenen Gange fortſchreiten.

das eine, oder das andere ihnen zukommt. Sie ſind Merkmale, durch welche ſich die unter einer Gattung ſtehenden Arten unterſcheiden, und haben den Gattungsbegriff, unter welchem ſie ſtehen und deſſen Arten ſie ausmachen, als Merkmal gemein. Ein disjunctives Urtheil iſt ein ſolches, in welchem dieſes Verhältniß der Begriffe und Merkmale ausgeſetzt wird, z. B. das Metall iſt entweder Gold, oder Silber, oder Kupfer u. ſ. w.

Diſparat nennt man in der Logik ſolche Begriffe, welche zwar von einander verſchieden, aber mit einander einſtimmig ſind, und einem dritten Begriffe zugleich als Merkmale beigelegt werden können, mithin ſich nicht ausſchließen. Einige gebrauchen jedoch dieſen Ausdruck mit dem Disjunctiven gleichbedeutend. T.

Diſpenſation iſt Freiſprechung von einer Verbindlichkeit, beſonders die Verfügung des Geſetzgebers, durch welche er eine einzelne Perſon für einen einzelnen Fall von einem beſtehenden Geſetze ausnimmt, ſo daß das Gegentheil ungeſtraft geſchehen darf. Dahin gehören die Ehediſpenſationen u. dergl.

Diſpenſatorium, ein Apothekerbuch oder Arzneibuch, worin alle Arzneimittel angegeben ſind, welche in der Apotheke vorräthig gehalten werden ſollen, auch die Art ihrer Zubereitung den Apothekern vorgeſchrieben wird. Faſt jedes Land und viele große Städte haben ihre eignen Diſpenſatorien, wonach die Apotheker ſich zu richten verbunden ſind; da die Güte und Kraft der Arzneimittel von ihrer richtigen und gleichmäßigen Zubereitung abhängt.

Diſpondäus, ſ. Rhythmus.

Diſputation iſt ein von Zweien oder Mehrern zugleich mündlich angeſtellter, gelehrter Streit, bei welchem die eine Partei (der Opponent) das Gegentheil von dem zu behaupten ſucht, was die andere (der Reſpondent oder Defendent) behauptet hat. Letzterer hat die Behauptung ſeiner Meinung zur Abſicht; Erſterer die Widerlegung derſelben durch Vertheidigung der ſeinigen. Der Hauptzweck eines ſolchen Wettſtreits ſollte immer nur ſeyn, durch methodiſche Aufſtellung der Beweiſe und Gegenbeweiſe, Wahrheit und damit Einſtimmigkeit der Meinungen herbeizuführen; der Nebenzweck, die Uebung oder Bewährung der Denk- und Sprachfertigkeit. Die Regeln des Diſputirens ſtellt die angewandte Logik auf. Inauguraldiſputation iſt eine ſolche, die zur Erlangung einer akademiſchen Würde gehalten wird. Auch wird die beim Diſputiren zum Grunde gelegte Streitſchrift Diſputation genannt.

Diſſenters (wörtlich: Widerſprechende, Andersdenkende), heißen in Großbrittannien alle diejenigen, welche der biſchöflichen Kirche nicht zugethan ſind, aber geduldet werden. Schon unter der Regierung Heinrichs VIII. und Eduards VI., der Zeitgenoſſen Luthers und Calvins, fing die Reformation an, ſich in England zu verbreiten, und Calvins Lehre fand vor allen andern Eingang. Die Verfolgungen der Königin Maria konnten ihren Fortgang nicht hindern; und mit ſchnellen Schritten rückte ſie unter der aufgeklärten und ſelbſt proteſtantiſch-geſinnten Eliſabeth fort, als eine Maxime der Regenten Englands, im ſechszehnten Jahrhunderte, die Proteſtanten unter ſich entzweite. Heinrich VIII. und deſſen Nachfolger betrachteten ſich nämlich ſtatt des Papſtes als oberſte Herrſcher in geiſtlichen Dingen; ſie ließen zwar den Erzbiſchöfen und Biſchöfen ihre Würden, doch ſo, daß dieſe nicht dem Papſte, ſondern ihnen unterworfen waren. Viele behaupteten dagegen, daß die erſte Kirche

nicht unter Biſchöfen, ſondern unter Aelteſten oder Presbytern, d. h. Prieſtern ohne biſchöfliche Gewalt, geſtanden, und unterwarfen ſich blos den von ihnen erwählten Aelteſten. Es erhoben ſich daher zwei Religionspartheien: die biſchöfliche Kirche oder die Episcopalen, und die Presbyterianer, die man auch, weil ſie mit dem von der Krone genehmigten Syſtem nicht übereinſtimmten, Nonconformiſten, und weil ſie die reine Lehre herzuſtellen bemüht waren, Puritaner nannte. Der erſte dieſer Namen iſt beſonders in Schottland gebräuchlich; der letzte war es ehedem in England. Wiewohl die Puritaner in England wenig Eingang fanden (in Schottland fanden ſie deſto mehr), ſo wurden ſie doch erſt zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts unter Jacob I., und beſonders unter Carl I., gedrückt; Carl machte ſie zu ſeinen heftigſten Feinden, und ſie trugen das meiſte zu ſeiner Entthronung und Hinrichtung bei. Mit ihm ſtürzte die biſchöfliche Kirche, und die Puritaner triumphirten. Aus ihnen entſtand nun eine neue Secte, die ſich aber nachher größtentheils mit ihnen wieder vereinigte, die Independenten, welche annahmen, daß jede einzelne Kirche einer Provinz von allen andern unabhängig ſei, und ihre eigene Liturgie haben könne. Nach Cromwells Tode unter Carl II. und Jacob II. wurde die biſchöfliche Kirche wieder herrſchend, man kränkte die Andersdenkenden auf alle Art; und ob gleich unter Wilhelm III. und ſeinen neueſten Nachfolgern Grauſamkeiten und heftige Bedrückungen aufgehört haben, ſo bildeten doch die Presbyterianer nur in Schottland die herrſchende Kirche. In England aber und Irland herrſchen die Freunde des Episcopalſyſtems, und die ſehr zahlreichen iriſchen Catholiken wurden von jeher durch die daſelbſt wohnenden biſchöflich Geſinnten zu gefährlichen Unruhen gereizt. Außer dieſen Parteien, die ſich alle mehr oder weniger von der Lehre der Reformirten entfernt haben, und denen vermöge einer Parlamentsacte Duldung zugeſichert worden iſt, gibt es noch viele Lutheraner, Socinianer, Quäker, Wiedertäufer u. ſ. w., die gleichfalls geduldet werden. Alle dieſe bisher aufgeführten Religionsſecten heißen nun Diſſenters. Unter ihnen ſind die aufgeklärteſten Köpfe; und ſie ſchließen ſich, weil der König das Oberhaupt der biſchöflichen Kirche iſt, gewöhnlich an die Oppoſition an. Ueberhaupt herrſcht in Großbritannien, ungeachtet großer Gewiſſensfreiheit, dennoch viele religiöſe Uneinigkeit; und Religionszwieſpalt trennt nicht nur oft die Staatsbürger, ſondern bewirkt auch auf der andern Seite eine große Gleichgültigkeit gegen alle Religion, und eine der Moralität ſchädliche Freidenkerei, die ſich bis auf die unterſten Volksclaſſen erſtreckt. (Vergl. den Art. Anglicaniſche Kirche.)

Diſſidenten heißen die Polen alle, die der herrſchenden (catholiſchen) Religion nicht zugethan ſind, aber freie Religionsübung haben; alſo Lutheraner, Reformirte, Griechen, Armenier, mit gänzlichem Ausſchluß der Wiedertäufer, Socinianer und Quäker. Der Name Diſſidenten kam im vorigen Jahrhunderte (1736) auf. Schon bei Luthers Lebzeiten fand die Reformation in Polen Eingang, wurde aber unter Siegmund Augusts Regierung (1548 bis 1572) ſo ſehr ausgebreitet, daß ſehr viele vom Volke, und ſogar die Hälfte des Senats und mehr als die Hälfte des Adels lutheriſch oder reformirt waren. Der Vergleich von Sendomir 1570 verband die Lutheraner, Reformirten und böhmiſchen Brüder zu einer auch für politiſche Zwecke vereinigten Kirche, deren Glieder durch den 1573

vom Könige beſchwornen Religionsfrieden (pax dissidentium) den Catholiken in bürgerlichen Rechten ganz gleich geſetzt wurden. Aber man beging den großen Fehler, die Verhältniſſe beider Religionen nicht beſtimmt feſtzuſetzen, und veranlaßte dadurch die blutigſten Zwiſte. Ihre nachher mehrmals beſtätigten Rechte wurden ihnen nach und nach entzogen, beſonders 1717 und 1718 unter Auguſts II. Regierung, wo man ihnen das Stimmrecht auf dem Rechstage nahm. Noch mehr verloren ſie einige Jahre ſpäter (1733) unter Auguſt III.; und auf dem Pacificationsreichstage (1736) wurde ſogar noch ein altes Geſetz wiederholt, vermöge deſſen jeder König catholiſch ſein mußte. Die Diſſidenten benutzten die Thronbeſteigung des letzten Königs Stanislaus Poniatowsky zur Ausführung ihrer Beſchwerden, und wurden, als ſie ſolche auf dem Reichstage 1766 anbrachten, von Rußland, Dänemark, Preußen und England unterſtützt. Rußland, welches dieſe Gelegenheit benutzte, ſeinen Einfluß in die polniſchen Angelegenheiten zu erweitern, nahm ſich ihrer beſonders an, und brachte 1767 einen Tractat zu Stande, durch den ſie der catholiſchen Partei gänzlich gleichgeſtellt wurden; auch hob der Reichstag von 1768 die ihnen nachtheiligen Schlüſſe auf. Da aber der Krieg mit den Gegenconföderationen ausbrach, und das Reich getheilt wurde, ſo ging nichts in Erfüllung, bis endlich die Diſſidenten im J. 1775 alle Freiheiten wieder bekamen, mit Ausnahme des Rechts, auf Senator- und Miniſterſtellen Anſpruch zu machen. Die Schickſale Polens in den neueſten Zeiten haben in Rückſicht der Religion nichts Weſentliches geändert.

Diſſonanz oder Zuſammenklang zweier oder mehrerer Töne, deren Verbindung an ſich betrachtet dem Ohre widrig iſt: dann der Ton oder das Intervall ſelbſt, welches dieſe Wirkung hervorbringt. Siehe Intervall und Accord.

Diſtanz, die Weite oder Entfernung eines Dinges von einem andern, welche eigentlich nach der kürzeſten Linie zwiſchen ihnen gemeſſen wird. Hierbei bedient man ſich gewiſſer gegebenen Mittel, ſo z. B. um die Diſtanz der Sonne und aller Planeten von der Erde zu beſtimmen, benutzte man ſeit dem achtzehnten Jahrhundert den Vorübergang der Venus vor der Sonne. Der Diſtanzenmeſſer iſt ein mathematiſches Inſtrument, durch welches man eine Diſtanz gleich vom Standorte aus beſtimmen kann.

Diſtichon, d. h. eine Doppelreihe, oder ein aus einem Hexameter und Pentameter beſtehendes metriſches Zeilenpaar. So z. B. Schillers Diſtichon auf das Diſtichon:

Im Hexameter ſteigt des Springquells ſilberne Säule,
Im Pentameter drauf fällt ſie melodiſch herab.

Da ſich der Erguß der Empfindung in dem fortſtrömenden Hexameter, die Mäßigung in dem mit zwei faſt gleichen Einſchnitten verſehenen Pentameter ſehr lebendig abſchildern; ſo iſt dies Versmaß ohne Zweifel die paſſendſte Form für die Elegie (ſ. Elegie), und wurde daher auch das elegiſche Versmaß genannt. Zugleich aber iſt das Diſtichon mit ſeinem ſtrömenden Hexameter und hemmenden Pentameter zur lieblichen Einfaſſung einzelner kleiner Gemählde von Gedanken und Empfindungen gemacht. Dies iſt denn auch die natürliche Urſache, warum der Grieche ſeine ſentimentalen, ſatiriſchen und didaktiſchen Epigramme faſt ausſchließlich in dieſe Form goß, und der Deutſche, wenn er dieſe Gattung nicht reimen will, folgt auch hier mit glücklicher Wahl der Spur des weiſen Griechen. Die Nationen, welche dies

Versmaß nicht haben, nennen wohl auch jedes kleine Gedicht in zwei Verſen ein Diſtichon.

Diſtoniren oder detoniren, vom Tone abweichen, heißt in der Tonkunſt: einen beſtimmten anzugebenden Ton zu hoch oder zu tief angeben, beſonders im Singen, unrein ſingen.

Diſtribution, die Vertheilung oder Austheilung. In der Rechtsſprache iſt der Diſtributionsbeſcheid oder die Diſtributionsſentenz das oberrichterliche Urtel, wie die Concursgüter des Schuldners unter die Gläubiger nach ihrer Stellung (Location) vertheilt werden ſollen. (S. Falliment).

Dithyrambus, ein Beiname des Bachus, den er hatte, weil er zwei Mal geboren war, ein Mal von ſeiner Mutter Semele, und dann aus der Hüfte ſeines Vaters Jupiter, oder weil ihm mehrere Mütter gegeben wurden. Dann ein Gedicht zur Ehre des Gottes an ſeinen Feſten geſungen. Da man dieſe Feſte in allem Unſinn feierte, der dem trunkenen Gott gefallen mußte, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch der zu dieſem Gottesdienſt gehörende Dithyrambus eine Art trunkener Raſerei athmete. Daher die Wörter in demſelben auf eine faſt unauflösliche Art verwickelt, kühn und verwegen zuſammengeſetzt ſind. Je mehr ſcheinbare Unordnung, je näher der Kühnheit des Trunkenen, deſto dithyrambiſch wahrer. Nach der wilden phrygiſchen Tonart ward er geſungen. Arion aus Methymna, auf der Inſel Lesbos, wird für den Erfinder gehalten; in die öffentlichen Spiele führte ihn zuerſt Laſos aus Hermione ein. Dann bezeichnet auch ein dithyrambiſches Gedicht ein lyriſches Gedicht von wilder, ſtürmender Begeiſterung, wie viele Oden des Pindar, und Schillers Lied an die Freude. dd.

Ditters von Dittersdorf (Carl), einer der beliebteſten Theatercomponiſten unſerer Nation, voll Charakter, Laune, naiver Erfindung, Gewandheit in der muſikaliſchen Declamation und Behandlung ſeiner Texte, ſelbſt Dichter, und vielleicht der erſte komiſche Theatercomponiſt unter den Deutſchen. Er war 1739 zu Wien geboren, und zeigte ſich ſchon als Knabe von 12 Jahren als Virtuos auf der Violine. Der berühmte Horniſt Huboczek empfahl ihn dem Fürſten von Hildburghauſen ſo dringend, daß dieſer den kaum zwölfjährigen Künſtler unter ſeine Pagen aufnahm und ihm den ſorgfältigſten muſikaliſchen Unterricht geben ließ. Lange zierte er den Hof ſeines Wohlthäters. Die Freundſchaft, in die er hier mit Metaſtaſio getreten war, wurde Urſache, daß er zum Hoftheater nach Wien ging. Er begleitete Gluck nach Italien und trat nach ſeiner Rückkehr in die Dienſte des Biſchofs von Groß-Wardein in Ungarn. Bisher hatte er nur Inſtrumentalmuſik geſetzt; auf Metaſtaſio's Antrieb componirte er jetzt vier Oratorien deſſelben, die großen Beifall fanden. Zugleich fing er an für ein kleines Theater zu arbeiten, das der Biſchof errichtet hatte. Er war jetzt dreißig Jahre alt, als er eine Reiſe durch Deutſchland machte und einige Monate bei dem Fürſt-Biſchof von Breslau verweilte. Dieſer nahm ihn in ſeine Dienſte und ernannte ihn 1770 zum Forſtmeiſter und 1773 zum Landeshauptmann von Freyenwaldau. Zugleich verſchaffte er ihm ein kaiſerliches Adelsdiplom, vermöge deſſen er ſeinem Namen Ditters den Namen von Dittersdorf hinzufügte. Unter ſeinen theatraliſchen Compoſitionen, deren es ſehr viele giebt, erwarb ihm die Oper: der Doctor und Apotheker, die erſte, welche nach Art der italieniſchen mit langen Finale's verſehen iſt, und welche er 1786 aufs Wiener Theater

brachte, ferner Hieronymus Knicker und das rothe Käppchen den größten und ausgezeichnetſten Beifall. Sogar die Italiener haben ſeiner deutſchen Muſik italieniſchen Text untergelegt, und ſeine Opern wurden in Italien mit gleichem Beifall aufgeführt. Er ſtarb, nachdem er zwei Jahre vorher mit 500 Gulden Penſion zur Ruhe geſetzt worden war, in ziemlich bedrängten Umſtänden auf der Herrſchaft des Freiherrn Ignaz von Stillfried, am 31. Oct. 1799. Seine Selbſtbiographie, zum Beſten ſeiner hinterlaſſenen Familie, Leipzig 1801 erſchienen, giebt intereſſante Aufſchlüſſe über Dittersdorf ſelbſt und mehrere Componiſten.

Divan, Diwan, 1. das höchſte Staatscollegium bei den Türken, das ſich wöchentlich an beſtimmten Tagen verſammelt, und gegenwärtig aus 12 Perſonen beſteht, wobei der Großveſier und der Mufti den Vorſitz haben. Der große Divan wird allemal Dienſtags von dem Großherrn ſelbſt gehalten. Außerdem iſt noch einem jeden Paſcha ein Divan zur Seite geſetzt; 2. nennt man in der Türkei Divan ein von der Erde einen Fuß hoch erhobenes Gerüſte, welches man in allen Sälen der Paläſte und den Zimmern der Privatperſonen findet. Dieſes Gerüſte iſt mit einer koſtbaren Tapete bedeckt, nebſt vielen geſtickten Kiſſen, welche an die Wand gelehnt ſind. Auf dieſem Divan ruht der Herr des Hauſes und nimmt die Beſuche an. Daher werden eine Art Sopha bei uns ebenfalls Divan genannt; 3. nennen die Araber, Perſer und Türken auch eine vollſtändige Sammlung gewiſſer lyriſcher Gedichte, welche bei ihnen Gaseln heißen und das Eigenthümliche haben, daß ein einziger Reim durch das ganze (nie über 14 Couplets lange) Gedicht durchgeführt iſt, Divan. Vollſtändig aber iſt eine ſolche Sammlung nach ihren Forderungen, wenn ſie eben ſo viel Abſchnitte hat, als ihr Alphabet Buchſtaben, und in jedem Abſchnitt ſich wenigſtens ein Gedicht befindet, deſſen Reimwort mit dem zu dieſem Abſchnitt gehörigen Buchſtaben endigt, wobei jedoch einige Buchſtaben ausgenommen ſind, weil mit dieſen zu wenige oder gar keine Worte endigen.

Diverſion, in der Kriegsſprache, ein Ablenkungsangriff, um die Abſicht des Feindes auf einen gewiſſen Punkt zu vereiteln, oder ſeine Aufmerkſamkeit auf einen andern hinzuziehn, und ihn zur Theilung ſeiner Macht zu nöthigen; daher Diverſion, ein Querſtrich.

Divertiſſement, ital. Divertimento, ein ſonſt ſehr gewöhnliches Inſtrumental-Tonſtück, aus einigen wenig ausgeführten, mit Tanzmelodien abwechſelnden Sätzen beſtehend, gewöhnlich von keinem beſtimmten Charakter, ſondern nur zur Ergötzung für das Ohr. In Frankreich verſteht man unter Divertiſſement auch die Tänze und Geſänge, welche gewöhnlich zwiſchen den Acten der Opern und Schauſpiele angebracht wurden. Da ſie mit der Haupthandlung in keiner Verbindung ſtanden, ſo waren ſie ein wahrer Uebelſtand, und konnten den Gebildeten nur ſchlecht divertiren. dd.

Dividende, derjenige Antheil, welchen ein Actioniſt bei einer Handlungscompagnie von ſeiner Actie erhält. In der Rechenkunſt die Zahl, welche durch eine andere, den Diviſor, getheilt (dividirt) werden ſoll.

Divination, ſ. Ahnung. Oft nennt man jedoch auch eine ſcharfſinnige Vermuthung ſo, und Divinationsvermögen ſowohl die Gabe, verborgene oder zukünftige Dinge nach Gefühl und Einwirkung unbekannter Urſachen (in ſofern Ahnungsvermögen), als

die Fertigkeit, ſie nach ſcharfſinniger Vermuthung und Vergleichung gegebener Umſtände zu beſtimmen.

Diviſion, eine, beſonders größere, Truppenabtheilung. Im Felde machen gewöhnlich zwei Brigaden (oder 10 bis 12 Bataillons) Infanterie, oder 2 bis 3 Brigaden (oder 18 bis 30 Escadrons) Cavallerie eine Diviſion aus, welche Eintheilung auch bei uns in Friedenszeiten beſteht. Der General, welcher ſolche befehligt, der nächſte nach dem Feldherrn des Corps, heißt Diviſions-General. Gewöhnlich nennt man auch das Zuſammenſtoßen von zwei Compagnien oder Escadrons eine Diviſion. Auch die zwei Züge einer Compagnie, z. B. beim Colonnenmarſch, zum Deployiren werden Diviſion genannt. Feuert ein Bataillon nach ſeinen Diviſions-Abtheilungen zu je zwei Compagnien, ſo ſagt man, es feuert diviſionsweiſe. Die Diviſion einer Flotte iſt die unter einem eigenen Commandanten ſtehende Abtheilung derſelben. In der Arithmetik heißt Diviſion die Rechnungsart, eine Zahl oder überhaupt Größe zu finden, die mit ihren Einheiten anzeigt, wie viel Mal der Diviſor in dem Dividendus enthalten iſt. Ferner heißt Diviſio in der Logik die logiſche Eintheilung (ſ. d. Art.).

Dobberan, ein Schloß und Flecken (mit 210 H. u. 1400 Einw.) mit einem Amte, eine Stunde von der Oſtſee, im Herzogthum Meklenburg-Schwerin. In der Kirche daſelbſt ſind die Begräbniſſe der alten Herzoge von Meklenburg und anderer Perſonen zu ſehen. Eine Viertelmeile davon iſt der ſogenannte heilige Damm, der ſich weit an der Oſtſee hinzieht, und ein hoher Wall von künſtlich gebildeten und wunderbar gefärbten Steinen iſt. Das Meer ſoll dieſe Steine in einer Nacht, vielleicht durch ein Erdbeben aufgeregt, ausgeworfen haben. Das vormalige Ciſterzienſerkloſter iſt jetzt ein fürſtliches Jagdſchloß, und von den Einkünften deſſelben ziehen die Profeſſoren des benachbarten Roſtock einen Theil ihrer Beſoldungen. Das hieſige, eine Stunde von Dobberan entfernte Seebad, iſt die älteſte deutſche Seebade-Anſtalt. Sie ward auf Befehl des Herzogs von Meklenburg-Schwerin, durch die Bemühungen des Dr. Vogel, im Jahr 1793 angelegt. Nahe an der Oſtſee-Küſte liegt, umgeben von kleinern Gebäuden, das große Badehaus, das vortrefflich eingerichtet iſt. Das Seewaſſer wird mittelſt Pumpen und Röhren in das Badehaus gebracht. Man nimmt kalte und erwärmte Bäder; auch ſind Vorrichtungen zum Regenbad, zur Mutterdouche ꝛc. Gebadet wird in der See mittelſt Badekarren mit 4 Rädern, welche die Badezeit über in der See bleiben, und aus deren innerem Raume, der zum Entkleiden dient, eine Treppe ins Waſſer hinabführt. Gegen die Macht der Meereswellen iſt das Ufer durch eine Mauer geſchützt. Ein hohes, ſchattenreiches Portal, vor dem Bade zum Ruhen und zur Abkühlung beſtimmt, mit einer ſchönen Ausſicht auf die weite See, ſteht am Ufer. Nach dem Bade bietet ein hochſtämmiger Wald ſich dar, in deſſen Spaziergängen man ſich bis zur Erwärmung bewegt. Für Arme iſt ſeit 1811 ein Haus errichtet, in deſſen 6 Zimmern 12 Kranke wohnen können, welche die Bäder ganz frei erhalten. Die Temperatur der Oſtſee iſt 59 bis 61 Grad Fahrenheit. Nach Link enthält 1 Pfd. Oſtſeewaſſer: Gips 2 Gran, Bitterſalz $\frac{3}{4}$ Gran, Kochſalz 88 Gran, ſalzſaure Bittererde 2½ Gran, ſalzſauren Kalk 2 Gran. Man bezahlt für ein warmes Bad mit Cabinet 24 Schill. Da nur wenige Kurgäſte im Badehauſe wohnen können, ſo nehmen alle Andere ihre Wohnung in Dobberan, wo man ſehr gutes Unterkommen findet. Für die Verſchönerung von Dobberan iſt vom Groß-

Herzog viel gethan worden. Der Kamp, ein großer Platz, enthält angenehme, ſchattenreiche Partieen. Das große Logirhaus, das vorzüglich zu Wohnungen für Kurgäſte beſtimmt iſt, enthält einen Saal für Spiel und Converſation. Alle rauſchenden Vergnügungen ſind in das nahgelegene neue Gebäude verwieſen. Mitten auf dem Kampe ſteht ein Boutiken-Gebäude, deſſen Mitte, ein Muſiktempel, zu vormittägigen Concerts dient. Auch ein ſeit 1805 erbautes Schauſpielhaus hat Dobberan. Gelegenheit zu nähern oder fernern Ausflügen iſt hier genug: der nahe Park mit ſeinem Waſſerbecken; der Jungfernberg mit ſeinen Anlagen, an deſſen Fuße Dobberan liegt, und welcher eine entzückende Ausſicht auf die ſtets mit Schiffen belebte See und landeinwärts bis Rockſtock gewährt; der Büchenberg, die Bademühle, die Althofer Mühle ꝛc. Entferntere ſehenswerthe Orte ſind: Dietrichshagen mit ſeinem Berge, dem höchſten Meklenburgs, von welchem aus man den größten Theil Meklenburgs, die Oſtſee mit mehrern Inſeln, bis Holſtein überſchaut; Warnemünde; der koventer Landſee, wo man ſich mit der Schwanenjagd beluſtigen kann, u. dgl. m.

Docke (**Dockforme**), heißt 1. in der Schiffsbaukunſt entweder der Ort, wo die Schiffe im Hafen eigentlich liegen, oder auch eine beſondere Abtheilung im Hafen, wo die Kriegsſchiffe und Galeeren hinter einem Baume liegen, und daſelbſt aufgehoben, ausgebeſſert und calfatert, oder neu erbaut werden. In dieſen Dockenbehältern ſind gemeiniglich große Schleuſen oder Thüren angebracht, welche das See- und Flußwaſſer von dem Eindringen abhalten, um ungehindert arbeiten zu können. Iſt die Arbeit geendigt, und ſoll das Schiff ablaufen, ſo werden die Schleuſen geöffnet, das Waſſer dringt in die Docken, hebt das auf dem Stapel (Gerüſte) befindliche Schiff, und führt es in den Strom. Nach der Benutzung der Docke iſt auch ihre Anlage. Entweder ſind ſie trocken und erhalten erſt durch die Schleuſen Waſſer (la forme); oder ſie ſind an ſich voll Waſſer (le bassin): oder ſie werden nur durch die Fluth gewäſſert (le chantier). 2. In der Baukunſt heißen **Docken** kleine, dicke, einen Sims oder Kranz tragende Säulen, welche zuſammen ein Geländer (**Dockengeländer** oder **Baluſtrade**) ausmachen.

Doctorwürde. Der ganz natürliche Name eines Doctors kam mit der Entſtehung der hohen Schulen auf. Die damit verbundene Würde erhielt zuerſt auf der hohen Schule der Rechtsgelehrſamkeit zu Bologna zwiſchen 1128 und 1137 öffentliche Auctorität, wo der berühmte **Irnerius** (Werner) ſchon ſeit 1128 die Rechte lehrte, und als Lehrer der Rechte vom Kaiſer beſtätigt wurde. Dieſer ſoll den Kaiſer Lothar II., deſſen Kanzler er war, bewogen haben, die **Doctorpromotion** (die mit angeſtellten Prüfungen verbundene Erhebung zum Doctor) einzuführen. Von der **Juriſtenfacultät** kam dieſes Inſtitut zu der theologiſchen, und man gibt an, daß die Facultät zu Paris dem Petrus Lombardus, der 1159 Biſchof von Paris wurde, zuerſt die theologiſche Doctorwürde ertheilt habe. Im Jahr 1329 wurde Wilh. Gordenſo vom Collegio zu Aſti zuerſt zum Doctor Artium et Medicinae promovirt. Zu den Philoſophen kam dieſe Würde ſonderbarer Weiſe zuletzt, weil ſie ſich ſpäter zu einer beſondern Facultät verbanden. Doch behielten ſie gewöhnlicher den Magiſtertitel. Die Doctorpromotionen ſind feierlich und öffentlich oder ohne Feierlichkeit (durch Diplome). Die Rangordnung iſt: Doctor der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin und der Philoſo-

phie. Außerdem werden zu Oxford und Cambridge auch Doctoren der Muſik gekrönt. Der große Haydn erhielt von Oxford dieſen Ehrentitel. Auch Romberg hat ihn kürzlich erhalten.

Doctrin, die Lehre, den **Unterricht** in einer Wiſſenſchaft, unterſcheidet man von der **Scienz**, von dem Wiſſen und der Wiſſenſchaft an ſich. Oft wird auch Doctrin und **Disciplin** gleichbedeutend gebraucht und bedeutet einen beſondern Theil einer Wiſſenſchaft, oder eine einzelne Wiſſenſchaft.

Dodona, ein berühmter, der Sage nach von Deucalion erbauter Ort in Epirus, wo eins der älteſten Orakel in Griechenland war. Das Orakel gehörte dem Jupiter, neben deſſen Tempel der heilige Hain war, in welchem ſich die prophetiſche Eiche befand. Jupiter, war die Sage, habe ſeiner Tochter Theba zwei Tauben geſchenkt, welche die Gabe zu ſprechen hatten. Dieſe ſeyen eines Tages von Theben in Aegypten ausgeflogen; die eine ſey nach Libyen gekommen, und habe daſelbſt das Orakel des Jupiter Ammon geſtiftet, die andere aber nach Epirus, wo ſie ſich auf einen Eichbaum niedergelaſſen und mit deutlicher Stimme zu den Einwohnern die Worte geſprochen: Errichtet hier an dieſer Stelle ein Orakel zu Jupiters Ehren. — Die weiſſagenden Prieſterinnen gaben die Ausſprüche auf verſchiedene Art. Bisweilen ſtellten ſie ſich nahe an den prophetiſchen Baum und gaben auf das Geſäuſel der Blätter Acht; oder ſie traten auch an die nahe am Fuße des Baums entſpringende Quelle, und horchten auf das Geräuſch des aufſprudelnden Waſſers. Auch weiſſagten ſie aus dem Geräuſch, das durch das Zuſammenſchlagen mehrerer um den Tempel hängender Kupferbecken beſtand u. ſ. w.

Doge, der Name des Oberhaupts in den beiden ehemaligen italieniſchen Freiſtaaten **Venedig** und **Genua**. Er ward aus dem Adel, in deſſen Händen die Regierung war, erwählt. In Venedig bekleidete er ſeine Würde lebenslang, in Genua nur zwei Jahre. Seine Macht war jedoch ſehr eingeſchränkt. S. **Genua** und **Venedig**.

Dogma, 1. ein **ſynthetiſcher** Satz in der Philoſophie, der die Gewißheit in ſich ſelbſt ſeinem Inhalte nach trägt. Die Kantiſche Philoſophie läugnet dieſelben, weil die reine Vernunft nicht über Begriffe hinausgehe. 2. ein Glaubensſatz, eine Glaubenslehre in der Religion; daher **dogmatiſch**, die Glaubenslehre betreffend.

Dogmatik iſt die wiſſenſchaftliche oder ſyſtematiſche Darſtellung der chriſtlichen Glaubenslehren (Dogmen). Das Geſchäft dieſer Wiſſenſchaft beſteht darin, daß ſie die in den heiligen Büchern einzeln und zerſtreut vorgetragenen religiöſen Ideen ſammelt, entwickelt, beweiſet und zu einem Ganzen verbindet. Wer dieſe wichtige und ſchwere philoſophiſche Wiſſenſchaft mit Erfolg behandeln will, muß eben ſowohl der Auslegungskunſt, als auch der Philoſophie kundig ſeyn. Den erſten Verſuch, die chriſtliche Glaubenslehre vollſtändig und zuſammenhängend vorzutragen, machte der Kirchenvater **Origenes** im dritten Jahrhunderte, welchem dann **Aur. Auguſtinus** im vierten, **Iſidorus Hiſpalenſis** im ſechsten und **Johannes von Damascus** (ſ. d. Art.) im achten Jahrhunderte nachfolgten. Die Scholaſtiker im Mittelalter ſtellten zwar viele ſcharfſinnige Unterſuchungen über Gegenſtände der chriſtlichen Glaubenslehre an; verfielen aber auch auf viele ſpitzfündige Fragen und überluden dieſe Wiſſenſchaft mit unnützen Subtilitäten. Daher die ungünſtige Nebenbedeutung des **Dogmatiſchen**. Unter den Proteſtanten ſchrieb zuerſt **Melanchthon** ein mit Recht noch geſchätztes Lehrbuch der chriſtlichen Glaubenslehre. Seit der

Zeit des vorigen Jahrhunderts beſonders ward dieſe Wiſſenſchaft von den proteſtantiſchen Theologen mit vielem Erfolg bearbeitet. N.

Dogmatiſmus, auch *Dogmaticiſmus*, dogmatiſche Methode, heißt 1. das ſtreng wiſſenſchaftliche Lehrverfahren überhaupt, namentlich dasjenige, bei welchem man, wie in der Mathematik geſchieht, wo die Grundſätze evidente Wahrheiten ſind, von Grundſätzen und Definitionen ausgeht, und aus dieſen durch Beweiſe die Lehrſätze ableitet, mithin von dem Allgemeinen zu dem Beſondern fortſchreitet (daher auch das progreſſive oder ſynthetiſche Verfahren). Es iſt dieſes Verfahren nur da möglich und anwendbar, wo man der Grundſätze ſchon gewiß iſt (daher auch mathematiſche Methode), oder ſie auf geſetzmäßigem Wege aufgefunden hat, um das Gewonnene oder in ihnen Enthaltene durch Unterordnung zu entwickeln, und es gewährt dem Streben nach Einheit und Gewißheit der Erkenntniſſe die größte Befriedigung. In wiefern nun philoſophiſche Principien dieſelbe Evidenz, wie die *mathematiſchen* Grundſätze, *nicht* haben, und man ſie dennoch ohne Prüfung und Erweis als Principien ausdrücklich oder ſtillſchweigend vorausſetzt, um aus ihnen alle philoſophiſchen Wahrheiten in folgerechter Ordnung abzuleiten, in ſofern heißt 2. *Dogmatiſmus* oder dogmatiſche Methode in der Philoſophie der *Form* nach diejenige, welche etwas als gewiß hinſtellt oder vorausſetzt (*behauptet*), worauf ſie ihr ganzes Syſtem baut; beſonders in ſofern dieſe Vorausſetzung *willkührlich* und ohne vorhergegangene *Prüfung* angenommen iſt, oder der Materie nach diejenige Anſicht, welche die Möglichkeit einer ſyſtematiſchen Erkenntniß des Weſens der Dinge (die objective Realität unſrer Erkenntniß und das Daſeyn objectiver Kriterien der Wahrheit) behauptet. Der *Dogmatiker*, d. i. der, welcher jene Methode in der Philoſophie befolgt, glaubt mithin, daß es philoſophiſche Sätze gebe, denen an ſich objective Gültigkeit zukomme (ſ. *Dogma*), und aus welchen man durch Unterordnung und folgerechte Ableitung eine Einſicht in das Wiſſen aller Dinge entwickeln könne. Hierdurch bekommt der Ausdruck *Dogmatiker* und *dogmatiſch* noch eine doppelte Nebenbedeutung, ſo daß man unter jenem einen Lehrer verſteht, der theils gewiſſe Grundlehren als untrüglich und *apodictiſch* gewiß (daher auch mit Anmaßung) behauptet, und unter dem Dogmatiſchen das, was mit apodictiſcher Gewißheit oder als untrüglich behauptet wird, theils den Dogmatiker den nennt, der zu den Definitionen, Eintheilungen und Beweiſen, als den Formen des Verſtandes, und mithin zu der Conſequenz der Syſteme ein unbegränztes und übermäßiges Vertrauen hegt, als könne ſchon durch ihre richtige Anwendung, in Beziehung auf das vorausgeſetzte allgemeine Princip, eine lebendige Einſicht in die Natur der Dinge erworben werden; und *dogmatiſch*, was ein ſolches Syſtem betrifft. Dem Dogmatiſmus in der Philoſophie, welcher überhaupt oder aus *willkürlichen* und *ungeprüften* Grundſätzen eine Anſicht über das Weſen der Dinge ſyſtematiſch zu entwickeln ſucht, und daſſelbe *a priori* zu erkennen glaubt, iſt entgegengeſetzt theils der *Skepticiſmus* (ſ. d. Art.), welcher die objective Gewißheit menſchlicher Erkenntniß ſammt dem Beſitz objectiver Kriterien der Wahrheit überhaupt und mithin auch die Realität der philoſophiſchen Syſteme läugnet oder bezweifelt, theils der *Kriticiſmus* (oder die kritiſche Methode), welcher von einer *Prüfung* der geiſtigen Vermögen und Aufſuchung der Principien zu dem dadurch Begründeten fortgeht, oder wie der

Kantiſche (mit welchem er nicht zu verwechſeln iſt) behauptet, daß der Menſch nur die Erſcheinungen, nicht die Dinge an ſich zu erkennen vermöge, mithin ſeine Erkenntniß bloß ſubjective Gültigkeit habe, über das Weſen der Dinge a priori aber mit Gewißheit nichts beſtimmen könne. T.

Dohm (Chriſtian Wilhelm von), K. Preuß. Geh. Rath und Kammerpräſident. Dieſer durch Grundſätze, Geiſt und Verdienſt ausgezeichnete Staatsmann und Gelehrte wurde geboren zu Lemgo am 11. Dec. 1751. Sein Vater war hier lutheriſcher Prediger, und ſein ſpäterer Lehrer, der Rector Mensching, war es, der ihm vorzüglich Liebe zur alten Literatur einflößte; auch las er fleißig die brittiſchen Claſſiker. Dies und der Eindruck, den die Werke der damals aufblühenden ſchönen Literatur der Deutſchen auf ihn machten, gaben ſeiner vorherrſchenden Neigung zur Geſchichte eine höhere Richtung, wobei ihn ſein vorzüglich gutes Gedächtniß unterſtützte. Von Michael 1769 ſtudirte er in Leipzig Rechtsgelehrſamkeit, Philoſophie, Geſchichte und alte Literatur. Außer Gellert und Erneſti wirkte am meiſten auf ſeine Bildung Garve ein. Böhme war ſein Lehrer im Staatsrecht und in der Reichsgeſchichte. Seinen Plan, ſich in Göttingen zum Lehrer im hiſtoriſch-publiciſtiſchen Fache zu bilden, ſtörte im Mai 1773 ein Ruf nach Berlin, wo er Lehrer der Pagen des Prinzen Ferdinand, Bruders des Königs, wurde. Allein dieſe Stelle war ſeinen Studien hinderlich; er legte ſie daher nach 6 Monaten nieder, blieb jedoch in Berlin, wo ihn Büſching zu literariſchen Unternehmungen aufmunterte, unter welchen ſeine Ueberſetzung von Ives's Reiſen nach Indien und Perſien, nebſt Zuſätzen von ihm, die wichtigſte war. Oſtern 1774 ging er nach Göttingen, wo er außer Pütter's, Böhmer's, Gatterer's, Schlözer's und Heyne's Unterricht, vorzüglich die Bibliothek benutzte. Hier ſchrieb er ſeine Geſchichte der Engländer und Franzoſen im öſtlichen Indien (Leipzig, I. 1776). Er konnte ſie nicht fortſetzen, da er den im Oct. 1776 von Schlieffen erhaltenen Ruf als Profeſſor an das Carolinum zu Caſſel annahm. Er lehrte mit Beifall bei dem Cadetten-Corps, und gab hier mit Boje das deutſche Muſeum heraus. Die Geſchichte des öſtlichen Aſiens war ſein Hauptſtudium, und es erſchien von ihm, aus den noch aufgefundenen Original-Handſchriften, des aus Lemgo gebürtigen Kaempfer Reiſe nach Japan. Im Nov. 1777 trug ihm der preußiſche Staatsminiſter von der Schulenburg die Stelle eines Hofmeiſters bei dem zweiten Prinzen des damaligen Kronprinzen an. Dohm ging nach Berlin, und wurde dem großen Friedrich vorgeſtellt; allein er lehnte jenen Antrag ab, und bat um eine Anſtellung im auswärtigen oder Finanzdepartement. Auf die Empfehlung des Miniſters von Herzberg wurde er im Nov. 1779 bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Charackter eines Kriegsraths und geheimen Sekretärs, auch Archivars, angeſtellt. Hier arbeitete er in deutſchen Reichsſachen; auch hatte er einen Theil des Haus- und Staatsarchivs unter ſeiner Aufſicht. Wie er ſich hier im Umgange mit Herzberg auf demſelben Wege, den dieſer ſelbſt gegangen war, zum Geſchäftsmanne gebildet, bekennt der edle Dohm ſelbſt in der Vorrede des 1ſten Bandes ſeiner Denkwürdigkeiten. Außer den laufenden Geſchäften lernte er die Begebenheiten der Vorzeit mit urkundlicher Gründlichkeit kennen. Insbeſondere nahm er an den Arbeiten Antheil, welche gegen Oeſterreichs Abſicht, Baiern durch Tauſch zu erwerben, gerichtet waren, und durch welche zuletzt der deutſche

Fürſtenbund gebildet wurde. Herzberg hatte nämlich ein neues politiſches Syſtem für Preußen zu gründen geſucht, nach welchem die deutſche Freiheit und Verfaſſung an Preußen einen kräftigen Beſchützer finden, Deutſchlands und Preußens Intereſſe aber innigſt mit einander verwebt ſein ſollten. In dieſer Zeit gab Dohm, außer ſeiner Geſchichte des baierſchen Erbfolgeſtreits (Frankf. u. Leipz. 1779. 4.), zwei Staatsſchriften heraus, über die Danziger Irrungen und über den Fürſtenbund. Auch erſchien im Jahr 1781 ſein berühmtes Werk über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden, wozu ihn Mendelsſohn veranlaßt hatte. Es traf gleichzeitig mit Kaiſer Joſephs II. Reformen in der Behandlung der Juden zuſammen, ohne daß dieſe den Verfaſſer auf die Idee ſeines Buchs gebracht hatten. 1783 erſchien ein 2ter Theil. Dohm beſaß fortwährend das Vertrauen Herzberg's; der König ertheilte ihm 1783 den Charakter eines geheimen Raths und ernannte ihn 1786 zum cleveſchen Directorialgeſandten im weſtphäliſchen Kreiſe und zum bevollmächtigten Miniſter an dem kurcölniſchen Hofe. Kurz vorher hatte Dohm einen vortheilhaften und ſeiner Neigung zum literariſchen Leben entſprechenden Ruf nach Magdeburg, auf Herzberg's Verlangen, abgelehnt. Er nahm den Geſandtſchaftspoſten nur ungern an. Die Geſchäfte waren zu überhäuft; beſonders machten ſeine Lage, nach Friedrich's Tode und Herzberg's Abgang aus dem Miniſterium, die aachner und noch mehr die lütticher Commiſſion höchſt unangenehm. Das Reichskammergericht hatte dem Kreisdirectorium die Beilegung der Unruhen in der Reichsſtadt Aachen und die Reform der Verfaſſung derſelben aufgetragen. Dohm entwarf eine verbeſſerte Conſtitution; aber in dem Augenblicke ihrer Einführung (1792) wurde Aachen durch die franzöſiſchen Waffen vom deutſchen Reiche getrennt. Einen ähnlichen Auftrag hatte der Aufſtand eines Theils des lütticher Volks gegen ſeinen Fürſtbiſchof (1789) veranlaßt. Aber der preußiſche Hof zerfiel über deſſen Vollziehung mit den beiden andern kreisausſchreibenden Fürſten, und zuletzt faſt mit dem ganzen Reiche. In Lüttich entſtand ein bürgerlicher Krieg, den nur Oeſterreichs bewaffneter Zutritt zu Gunſten des Fürſtbiſchofs endigte (1791). Des Herrn von Dohm (Friedrich Wilhelm II. hatte ihn beim Antritt ſeiner Regierung in den Adelſtand erhoben) Bemühungen, das Beſte des Landes durch eine die Rechte des Fürſten und der Stände wohl vereinende Verfaſſung zu begründen, ſo wie des preußiſchen Hofes Benehmen, wurden erſt in der Folge mit Gerechtigkeit beurtheilt. Das Vordringen des Reichsfeindes vereitelte auch hier alles Gute, was bezielt war. Uebrigens konnte Dohm auf ſeinem Poſten die Revolution in Holland (1787), ſo wie die Unruhen in den öſterreichiſchen Niederlanden (1789), genau beobachten. Im Jahr 1791 machte er zur Herſtellung ſeiner Geſundheit eine Reiſe in die Schweiz. Der Krieg mit Frankreich brach jetzt aus (1792), und die Geſchäfte wurden ſehr verwickelt. Der Kreistag — nach mehr als 50 Jahren der erſte! — ging bei der Annäherung des Feindes auseinander. Auch Herr von Dohm mußte aus Cöln flüchten, im Dec. 1792 und im Oct. 1794. Außer dem von den Franzoſen nicht beſetzten Theile des weſtphäliſchen Kreiſes umfaßte ſein Poſten jezt auch den niederſächſiſchen Kreis. Als Preußen nach dem baſler Frieden, zur Behauptung der bewaffneten Neutralität, ein Heer aus preußiſchen, hannöverſchen und braunſchweigiſchen Truppen unter dem Herzoge von Braunſchweig aufſtellte, wurde ihm die Direction des für jenen Zweck nach Hildesheim 1796

und 1797 berufenen Convents der niederſächſiſchen, eines Theils der weſtphäliſchen und anderer Reichsſtände anvertraut. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. (16. Nov. 1799) ernannte ihn der jetzt regierende König zu ſeinem Geſandten bei dem Friedenscongreß zu Raſtadt, neben dem Grafen von Görz und dem Freiherrn von Jacobi. Als im April 1799 der Congreß durch den Wiederausbruch des Krieges und die Ermordung zweier franzöſiſchen Geſandten zerriſſen wurde, entwarf der Herr von Dohm im Namen des ganzen diplomatiſchen Corps einen authentiſchen Bericht über dieſe Gräuelthat. Er kehrte hierauf zu den Geſchäften des Neutralitätsſyſtems im nördlichen Deutſchland zurück. Nach dem lüneviller Frieden im Jahr 1801 gab ihm die Entſchädigung Preußens für den am linken Rheinufer erlittenen Länderverluſt Beſchäftigung, und bei der Beſitznahme der Preußen zugetheilten Lande wurde ihm die Organiſation der ehemaligen Reichsſtadt Goslar übertragen. Hierauf ernannte ihn der König 1804, mit Beibehaltung des Directorialgeſandtſchaftspoſten in dem noch übrigen weſtphäliſchen Kreiſe, zum Präſidenten der für die Provinz Erfurt-Eichsfeld-Nordhauſen und Mühlhauſen zu Heiligenſtadt errichteten Kriegs- und Domainenkammer. Er blieb auf dieſem Poſten, wie der König allen Staatsdienern ausdrücklich befohlen, als Preußen im Jahr 1806 in den Kampf mit Frankreich getreten und die Provinz Erfurt-Eichsfeld vom Feinde beſetzt war, um zur Linderung des harten Schickſals der Unterthanen ſo viel beizutragen, als möglich war. Er begab ſich daher im December 1806 mit einer ſtändiſchen Deputation nach Warſchau, wo er Napoleon vorgeſtellt wurde. Es gelang ihm, die Zerſplitterung des Landes unter zwei franzöſiſche Gouverneurs abzuwenden. Hierauf aber durch den tilſiter Frieden 1807 vom preußiſchen Staate getrennt, und durch ſeine Beſitzungen an das neue Königreich Weſtphalen gebunden, mußte er wider Willen in demſelben bleiben. Auf Befehl des franz. Generalintendanten reiſte er an der Spitze einer Deputation der Landſtände und Verwaltungsbehörden im Sept. 1807 nach Paris, wo ihn der Fürſt Primas dem neuen König von Weſtphalen bekannt machte. Nach ſeiner Rückkehr ward er im Dec. 1807 in den Staatsrath mitberufen. Allein ſchon im Februar 1808 ernannte ihn der König zu ſeinem Geſandten am dresdner Hofe. So wenig das diplomatiſche Leben ſeiner Neigung entſprach, daher er ſich Anfangs weigerte, dieſe Stelle anzunehmen, ſo angenehm wurde ihm dieſer Poſten, der ihn überdies noch in der Entfernung von allem hielt, was in Caſſel vorging. Seine wichtigſte Unterhandlung war die eines Handelstraktats. Dieſer war bereits von Sachſen genehmigt; auch in Caſſel war man mit jedem Punkte einverſtanden, verſchob aber doch die Ratification des Ganzen. Endlich bewog den Herrn von Dohm im April 1810 eine gefährliche Bruſtentzündung, ſeine Entlaſſung zu ſuchen. Er erhielt die Erlaubniß, auf ſeinem Gute Puſtleben bei Nordhauſen in der Grafſchaft Hohenſtein zu wohnen, bis er in den Staatsrath wieder eintreten könnte. Seitdem lebte er den Wiſſenſchaften und vorzüglich ſeinem Geſchichtbuche. Dieſes Werk, das eine Bereicherung der hiſtoriſchen Literatur iſt, würde allein den Namen des Verfaſſers der Achtung der Nachwelt übergeben, wenn ihm nicht ſein ganzes Leben ſchon dieſelbe zuſicherte. Es erſchien unter dem Titel: Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Beiträge zur Geſchichte von 1778 bis 1806. Lemgo und Hannover I. 1814, II. 1815, III. 1817 IV. und V. 1819. (bis zum Tode Friedrich des Großen). Außer vielen Aufſchlüſſen, welche dieſes Werk über

mehrere der wichtigſten Perſonen und Begebenheiten aus der Zeit ſeit 1778, nach Quellen und eigner Beobachtung oder Theilnahme, mit ſicherer Kritik gibt, wird es auch noch ſeines Geiſtes und ſeiner klaren Entwicklung wegen von den Zeitgenoſſen geachtet. Liebe des Rechts und unparteiiſche Würdigung menſchlicher Handlungen bezeichnen die Seele deſſelben. Von Dohm ſtarb d. 29. Mai 1820, auf ſeinem Gute Puſtleben. K.

Dolce (Lodovico), geb. zu Venedig im J. 1508 in einer der älteſten Familien dieſer Republik. Er erhielt eine ſorgfältige Erziehung und widmete ſein Leben den Studien, deren Ausbeute er in einer Menge von Werken niedergelegt hat. Er war, wie Tiraboſchi ſagt, Geſchichtſchreiber, Redner, Grammatiker, Rhetor, Philoſoph, tragiſcher, komiſcher, epiſcher, lyriſcher (auch ſatiriſcher) Dichter, Herausgeber, Ueberſetzer, Sammler; kurz, er ſchrieb in allen Gattungen, glänzte aber in keiner. Er ſtarb zu Venedig 1566 (nach Apoſtolo Zeno 1569). Haym's Bibliothek führt über ſiebzig Werke von ihm auf, bei denen wir jedoch hier nicht verweilen können.

Dolce (Carlo), Andere nennen ihn Carlino Dolce, ein berühmter Mahler der florentiniſchen Schule, geb. zu Florenz 1616 und daſelbſt geſt. 1686. Er war ein Schüler des Jacopo Vigniali, und ſeine Werke tragen, nach Fiorillo's Ausſpruch, den Character an ſich, den ſein Name bezeichnet. Sie beſtehen meiſtens aus halben Figuren von Madonnen und andern Heiligen beiderlei Geſchlechts, die voll bezaubernder Andacht und Sanftheit ſind. Ja, man hat ihm ſogar charakterloſe Weichheit vorgeworfen. Durch den Fleiß der Ausführung nähert er ſich der holländiſchen Manier. Doch hat er ſich beſonders in ſeinen Madonnen häufig wiederholt; auch ſchimmert in ſeinen Bildern jene Furchtſamkeit und Schwermuth hindurch, die ihn bis an ſeinen Tod beherrſchte. Seine Werke ſind in ganz Europa verbreitet; ſeine Meiſterſtücke in ſeiner Vaterſtadt. Zu ſeinen Hauptſtücken gehören drei in der dresdner Gallerie befindliche: 1. die Cäcilia oder die Orgelſpielerin; 2. der ſehr bekannte und in Kupferſtich tauſendmal nachgeahmte Chriſtus, der das Brot und den Kelch ſegnet; 3. Herodias mit dem Haupte Johannes des Täufers; ferner der in Paris befindliche Chriſtus am Oelberge.

Döll, Profeſſor der Bildhauerkunſt in Gotha, einer der geſchickteſten Bildhauer Deutſchlands. Der letztverſtorbene Herzog Ernſt von Gotha unterſtützte den jungen Döll, daß er mehrere Jahre hindurch in Italien, und beſonders in Rom, ſich der Kunſt widmen konnte. Der bekannte Antiquar Reifenſtein leitete ſeine Studien in Jena, und Winckelmann ſchätzte ihn. Sein erſtes Werk von Bedeutung war Winckelmanns Monument, das die Ehre erhielt, im Pantheon aufgeſtellt zu werden. Nach ſeiner Zurückkunft nach Gotha, wurde ihm die Aufſicht über die herzogliche Kunſtkammer und die Gallerie der Abgüſſe von Antiken übertragen. In der Folge errichtete er eine Zeichenſchule. Er hat viele Werke für andre Provinzen Deutſchlands geliefert; die bedeutendſten darunter ſind: die Basreliefs in der Reitbahn zu Deſſau, eine große Gruppe, Glaube, Liebe und Hoffnung, für die Hauptkirche zu Lüneburg, Leſſings Denkmal zu Hannover, und Kepplers Denkmal zu Regensburg. Aus allen ſeinen Arbeiten leuchtet die Bekanntſchaft mit den alten claſſiſchen Werken der Kunſt hervor. Er ſtarb zu Gotha am 30. März 1816.

Dollar iſt eine engliſche Münze, und beſonders in den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten gewöhnlich, und gilt ungefähr ſo viel als unſer Speciesthaler, in engliſcher Münze vier Schilling ſechs Pence; zehn Dollar machen 1 Adler (Eagle,) die nordamerikaniſche Goldmünze.

Dollond (John), ein Engländer, welcher ſich durch diejenige Verbeſſerung der Fernrohre berühmt gemacht hat, von welcher ſchon im Art. Achromatiſch die Rede geweſen iſt. Er machte dieſe Erfindung, geleitet durch einen Wink des berühmten Euler im J. 1756. Auch erfand er Fernrohre mit ſechs Augengläſern, wodurch die Fehler vermindert werden, die von der Kugelgeſtalt des Gläſes herrühren. Man nennt daher auch ein ſolches Fernrohr einen Dollond. Er ſtarb 1761.

Dolmetſcher, die ſiebenzig, ſ. Septuaginta.

Dolomieu, ein berühmter Geolog und Mineralog, geboren zu Dolomieu in Dauphiné 1750. Er ward ſchon als Kind in den Maltheſerorden aufgenommen, und trat mit dem achtzehnten Jahre ſein Noviciat an. Aber auf dem erſten Kreuzzuge im mittelländiſchen Meere gerieth er mit einem Officier ſeiner Galeere in Streit und tödtete ihn. Das Gericht in Maltha verurtheilte ihn, das Kleid zu verlieren, aber der Großmeiſter begnadigte ihn hinſichtlich ſeiner Jugend. Erſt nach vielen Bemühungen gab der Papſt die dazu erforderliche Einwilligung. Darüber hatte Dolomieu neun Monate im Gefängniß zubringen müſſen und ſich hier die Zeit durch Arbeit verkürzt. Er fand beſonders Geſchmack an der Phyſik, und ſetzte dieſes Studium zu Metz, wohin er als Carabinierofficier in Garniſon kam, fort. Der Herzog de la Rochefaucault, von gleichen Neigungen beſeelt, lernte ihn hier kennen und bewirkte, daß die Academie der Wiſſenſchaften Dolomieu zu ihrem Correſpondenten ernannte. Dieſer, um ſich ganz ſeinem Studium zu widmen, nahm ſeinen Abſchied und kehrte nach Maltha zurück, von wo er 1777 im Gefolge des Bailli de Rohan nach Portugal ging. Er erforſchte dieſes Land mit großem Fleiß. Im J. 1781 beſuchte er Sicilien und die umliegenden Inſeln, Neapel und den Veſuv, bereiſte 1782 die Pyrenäen und 1783 das von dem Erdbeben verwüſtete Calabrien. Geheime Mittheilungen, die er bei ſeiner Rückkehr dem Großmeiſter machte, und die dem dabei betheiligten Hofe von Neapel verrathen wurden, hatten zur Folge, daß ihm dies Königreich verboten ward, und daß er in Maltha ſelbſt viel Unannehmlichkeiten erfuhr. Indeſſen beſuchte und durchforſchte er Italien, und ſelbſt Tyrol und Graubünden. Die Gebirge und ihre Beſtandtheile waren der Hauptgegenſtand ſeiner Unterſuchungen. Nur um ſeine Sammlungen von Maltha abzuholen, ging er dahin zurück und kam im Mai 1791 nach Frankreich, wo er ſich auf das Landgut ſeines als Opfer der Volkswuth umgekommenen Freundes, des Herzogs de la Rochefaucault, Roche-Guyon zurückzog. Nach dem 9. Thermidor begann er aufs Neue ſeine geologiſchen Reiſen durch Frankreich, ſtets zu Fuß, den Hammer in der Hand und den Sack auf dem Rücken. Im Jahr 1796 ward er zum Ingenieur und Profeſſor, und bei Errichtung des Inſtitute zu deſſen Mitglied ernannt. Er gab in beiden Eigenſchaften verſchiedene Schriften, die Theorie der Erde und die Natur der Mineralien betreffend, heraus.

Mit Feuer ergiff er die Gelegenheit, welche ihm die Expedition nach Aegypten darbot, dieſes Land zu beſuchen. Allein ſchon die Beſetzung von Maltha auf dem Wege dahin verbitterte ihm die ganze Unternehmung, und bald ſah er ſich durch die Lage, in welche die Armee in Aegypten gerieth, in Unthätigkeit verſetzt. Er ſchiffte ſich endlich im März 1799 nach Europa ein: aber unterwegs bekam das Fahrzeug einen Leck, ſo daß man nur mit Noth Tarent erreichte. Hier behandelte man die geſammte Mannſchaft als Kriegsgefangene, und als man endlich ihre Freilaſſung beſchloſſen hatte, erkannte man Dolomieu und behielt ihn zurück. Ein und zwanzig Monate mußte er in einem ungeſunden Gefängniſſe ſchmachten und die ſchändlichſten Mißhandlungen und ſchmerzlichſten Entbehrungen erdulden. Man verſagte ihm ſelbſt Bücher und Schreibmaterialien. Aber ſeine Geiſtesſtärke hielt ihn aufrecht. Zwei oder drei Bücher, die er der Aufmerkſamkeit ſeiner Wächter entzogen hatte, benutzte er, um an ihren Rand mit einem Holzſtift und Lampenruß ſeine mineralogiſch-philoſophiſche Abhandlung und einige andere Memoiren niederzuſchreiben. Nachdem er in Folge des am 15. März 1801 zwiſchen Frankreich und Neapel abgeſchloſſenen Friedens ſeine Freiheit wiedererlangt hatte, beſtieg er den durch Daubentons Tod erledigten Lehrſtuhl der Mineralogie an dem Muſeum der Naturgeſchichte. Aber ſeine durch die lange Gefangenſchaft untergrabene Geſundheit ward durch eine Reiſe, welche er im Herbſt 1801 in die Gebirge der Schweiz, Savoyens und der Dauphiné machte, erſchöpft, und er ſtarb im Nov. deſſelben Jahrs. — Dolomieu war für die Geologie geboren. Mit der größten Leidenſchaft für die Wiſſenſchaft verband er alle dazu erforderlichen phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften. Es iſt daher ſehr zu bedauern, daß er ſeine Anſichten und Beobachtungen nicht in ein Ganzes hat zuſammenfaſſen können. Aber auch ſchon ſeine einzelnen Werke und Denkſchriften, deren Aufzählung nicht hieher gehört, ſind von Wichtigkeit für die Wiſſenſchaft, namentlich ſeine Voyage aux iles de Lipari, ſein Mémoire sur le tremblement de terre de la Calabre, ſein Mémoire sur les iles Ponces et Catalogue raisonné des produits de l'Etna u. ſ. w.

Dom iſt eigentlich ein rundes, hohes, gewölbtes Dach (eine Kuppel), ein runder, mit einem Kugelgewölbe geſchloſſener Thurm. Da man dergleichen kühne Wölbungen hauptſächlich an Kirchen hatte (Sophienkirche zu Conſtantinopel, St. Marcus zu Venedig, Hauptkirche zu Piſa, Santa Maria de' Fiori zu Florenz und St. Peter zu Rom, das Muſter für alle ſpäteren): ſo nannte man eine Kirche mit einem ſo gewölbten Dache ebenfalls Dom, und ſpäter gab man auch andern Kirchen, hauptſächlich aber den Kathedralen oder Stiftskirchen dieſen Namen. Der Dom hat einen von dem griechiſchen und römiſchen Tempel ganz verſchiedenen Charakter; er erhebt ſich als Symbol des Unerfaßlichen, ja des Unendlichen ſelbſt, zu welchem kaum die Ahnung ſich hinwagen darf (ſ. Baukunſt (Geſchäfte der)). Die Ableitung des Namens von dem griechiſchen Worte *δωμα*, d. i. Dach, iſt daher wahrſcheinlicher, als eine andere von dem altdeutſchen Worte dammen, richten, Urtheil ſprechen (wovon verdammen), welche freilich auf die Kathedralen paßt, weil an ihnen der Sitz des kirchlichen Ober-Tribunals war, mit Gerichtsbarkeit über die untergeordneten Kirchen. Ueber den Dom zu Cöln, das ſchönſte und erhabenſte Denkmal dieſer Art in Deutſchland ha-

ben wir von den Gebrüdern Boiſſerée (ſ. d. Art.) ein vortreffliches Werk erhalten. dd.

Domainen ſind derjenige Theil des National-Grundvermögens, welcher der Staatsregierung zur Beſtreitung des Staatsaufwandes von der Nation abgetreten oder überlaſſen worden. Man macht gewöhnlich einen Unterſchied zwiſchen den Domainen, welche dem Regenten als ſolchem zugehören und denen, welche er als Privatmann beſitzt; jene heißen, je nachdem das Einkommen derſelben entweder zu allgemeinen Staatsbedürfniſſen oder zur Hofhaltung beſtimmt iſt, im erſten Falle Staatsdomainen im engern Sinne, im andern Kammergüter: dieſe heißen, je nachdem ſie Privateigenthum entweder der Perſon des Regenten oder ſeiner Familie ſind, im erſten Falle Chatoulgüter, im letzten Patrimonial- oder Stammgüter, bisweilen auch Kron-Domainen. Ein großer Theil der Domainen wurde von der Regierung bei der erſten Beſitznahme des Landes erworben, nachher aber ſind dieſelben von Zeit zu Zeit durch Ankauf, Urbarmachung, Heimfall adlicher Lehngüter, Secularisationen, Schenkungen und Erbſchaft vermehrt worden. Ihre Benutzung geſchieht entweder mittelſt Verwaltung oder Verpachtung. Im erſten Fall wird durch einen beſoldeten herrſchaftlichen Verwalter Einnahme und Ausgabe berechnet; dieſe Benutzungsart iſt in der Regel die ſchlechtere, weil es gewöhnlich ſo äußerſt ſchwierig iſt, das Intereſſe der Regierung mit dem Intereſſe der Verwalter übereinſtimmend zu machen; ihr vorzuziehen iſt daher die Verpachtung; dieſe iſt entweder Zeitpacht oder Erbpacht. Die Verpachtung auf kürzere oder längere Zeit hindert mehr oder weniger die Fortſchritte der Cultur und die Anwendung von Fleiß und Capital auf die Grundſtücke; Vererbpachtung vereinigt am ſicherſten das Intereſſe der Regierung mit dem Intereſſe des Erbpächters und mit der ſteigenden Cultur des Bodens. Der erſte zu ſetzende jährliche Erbpachtcanon kann in Metallmünze oder in Naturalien beſtehen; im erſten Falle iſt er den Preisſchwankungen, welchen die edlen Metalle in einem längern Zeitraume mehr als die Naturalien ausgeſetzt ſind, unterworfen. Auf welcherlei Weiſe indeſſen immer die in Beſitz der Regierung befindlichen Grundſtücke benutzt werden mögen, höchſt ſelten gewähren ſie einen ſo anſehnlichen Wirthſchafts-Ertrag wie Privatländereien, daher ſcheint es der öffentlichen Caſſe ſowol, als dem Nationalreichthum am zuträglichſten zu ſeyn, dergleichen Domainen auf dem Wege der Veräußerung in Privateigenthum zu verwandeln. Der hin und wieder aufgeſtellte Grundſatz der Unveräußerlichkeit der Domainen ſchreibt ſich von der Zeit und der Verfaſſung her, da die Regenten noch keine Abgaben, Anfangs Beden genannt, von ihren Unterthanen erheben durften, ſondern von ihren eigenen Gütern lebten, die Beamten Landbeſitz als Beſoldung empfingen und ſämmtliche Kriegsbedürfniſſe durch Naturalleiſtungen beſtritten wurden. Aber jeder Regent hat das Recht, ja ſogar die Pflicht, ſeinen Staat ſo reich und glücklich zu machen, als er kann. Dient nun hierzu die allmählige Umwandlung und Aufhebung der Domainen als Mittel, ſo mag dieſelbe ohne Bedenken Statt finden. Würden die aus dem Verkaufe ſolcher Grundſtücke gelöſeten Summen zur Abtragung oder Verminderung der Staatsſchulden benutzt, ſo würde ein Theil der den Gläubigern verpfändeten oder angewieſenen Staatseinkünfte frei gemacht, und dadurch dem Staate ein größeres Einkommen verſchafft werden, als die Domainen-Grundſtücke ſelbſt je-

malſ zu verſchaffen im Stande wären. Und zu dieſem Einkommen würde nach Verlauf weniger Jahre noch ein zweites kommen; die Cultur nämlich der in Privateigenthum verwandelten Domainen müßte gar bald ſich heben, und mit der Vermehrung der Erzeugniſſe des Bodens müßte auch die Bevölkerung des Landes zunehmen; vergrößerte ſich aber die Volksmenge, das National-Einkommen und der allgemeine Waarenverbrauch, ſo müßte nothwendig auch der Ertrag der Conſumtionsſteuer beträchtlicher werden. — In der neueſten Zeit ſind faſt alle Staaten zur Veräußerung ihrer Domainen geſchritten, und überall, wo der Erlös zur Tilgung der Landesſchuld verwendet worden, hat die öffentliche Caſſe ſowohl als der Nationalreichthum durch dieſe Maßregel gewonnen. K. M.

Domainen-Verkauf im vormal. Königreiche Weſtphalen. Da die gewöhnlichen Einkünfte dieſes Staats zu den großen Ausgaben, die ihm die beſtändigen Kriege Napoleons verurſachten, nicht hinreichten, ſo ſchlug der Finanzminiſter des Königs Hieronymus, Graf von Bülow, vor, einen Theil der Staatsdomainen zu veräußern. Der weſtphäliſche Staatsrath billigte dieſes auch von andern Regierungen in ähnlichen Nothfällen angewandte Mittel, weil man dadurch dem Lande neue Opfer erſparte und zugleich den Cours der (größtentheils von den früheren Regierungen ausgeſtellten) Staatsſchuldſcheine, in denen ein Theil des Kaufſchillings erlegt werden konnte, verbeſſerte. Zugleich ging man dabei von dem Grundſatz aus, daß Domainen im Beſitze von Privatperſonen beſſer verwaltet würden, als im Beſitze des Staats. Nach der Auflöſung des Königreichs Weſtphalen aber erklärten die Regierungen von Hannover, Braunſchweig, und Kurheſſen (letztere den 14. Jan. 1814) alle dieſe Domainen-Veräußerungen für ungültig, während die preußiſche Regierung dieſelben beſtätigte. Dieſe hatte nämlich das Königreich Weſtphalen anerkannt; die Häuſer Hannover, Braunſchweig und Kurheſſen hingegen hatten ihre Staaten weder förmlich abgetreten, noch die weſtphäliſche Regierung als ſtaatsrechtlich vorhanden angeſehen. Daher wurden von ihnen die Käufer der von der uſurpatoriſchen Regierung veräußerten Staatsgüter ihres in gutem Glauben und läſtiger Weiſe erworbenen Eigenthums ohne die mindeſte Entſchädigung gewaltſam entſetzt. Zwar forderte der Freih. v. Stein, als General-Adminiſtrator der von den Franzoſen wiedereroberten deutſchen Provinzen, an den ſich jene Domainenkäufer, beſonders die kurheſſiſchen, gewandt hatten, den Kurfürſten von Heſſen (29. Mai 1814) auf, die Käufe anzuerkennen; allein vergebens. Nun ſuchten die Domainenkäufer bei dem Congreſſe zu Wien durch ihren Bevollmächtigten und zugleich Mitbetheiligten, Phil. Wilh. Schreiber, um die Wiedereinſetzung in ihr verlornes Eigenthum an. Hierauf erhielt derſelbe von dem königl. preuß. Congreßgeſandten, Freih. v. Humboldt, ſchriftlich v. 8. Jun. 1815, die offizielle Nachricht: „Daß in der von dem Congreß noch zu unterſchreibenden Acte die Rechte ſeiner Committenten wahrgenommen worden ſeien," ſo wie von dem kaiserl. öſterr. Congreßgeſandten, Freih. v. Weſſenberg, die offizielle ſchriftliche Eröffnung vom 19. Jun. 1815: „Daß der Kurfürſt von Heſſen die Verbindlichkeit habe, die Domainenkäufe anzuerkennen." Allein deſſen ungeachtet enthielt die Congreßacte durchaus keine Beſtimmung über die Angelegenheiten des aufgelöſeten weſtphäliſchen Staats. Alle Schritte der Domainenkäufer bei der kurheſſ. Regierung waren vergeblich, und

auf ihre Bittſchrift vom 12. Febr. 1816, daß der Kurfürſt die Sache der Beurtheilung der oberſten Landescollegien unterwerfen möchte, erfolgte d. 27. Febr. der Beſcheid: das Geſuch finde keine Statt. Daſſelbe wurde auf die Schrift vom 8. Apr., worin ſie um gerichtl. Erkenntniß wegen Aufrechthaltung des Beſitzſtandes baten, erwiedert. Eben ſo erfolglos war die Verwendung der kurheſſiſchen Landſtände zu Gunſten der Käufer bei dem Kurfürſten. Der preuß. Staatskanzler, Fürſt v. Hardenberg, und der öſterr. Geſandte am caſſeler Hofe, Graf von Buol-Schauenſtein, verwieſen darauf die Käufer an die Entſcheidung des Bundestages; doch wandten ſie ſich, auf des letztern Rath, noch einmal mit der Bitte um Schutz an die kurfürſtl. Regierung in Caſſel. Allein ſie erhielten keine Antwort. Nun ſandten ſie ihren Bevollmächtigten an den Bundestag. Auf deſſen Vorſtellung ſetzte die Bundesverſammlung d. 27. März 1817, indem ſie ihre Competenz in dieſer Angelegenheit ausſprach, durch den kurheſſ. Geſandten den Kurfürſten von ihrer Anſicht der Sache in Kenntniß, daß den Supplikanten zur Ausführung ihrer Einrede der versionis in rem der Weg Rechtens eröffnet werde, und empfahl die Käufer kurheſſ. Domainen auf den Fall, daß die Einrede erwieſen würde, zur milden landesväterlichen Behandlung. Allein die Antwort des Kurfürſten in der am 5. Mai 1817 zu Protocoll gegebenen Note, die in den heftigſten Ausdrücken abgefaßt war, wies die Sache ab. Doch ließ ſie den Domainenkäufern den Beweis der versionis in rem offen. Dagegen gaben die Domainenkäufer eine in ähnlichem Tone geſchriebene „Antwort auf die Aeußerungen des Hrn. v. Lepel in Betreff der weſtphäl. Domainenkäufer“ (Frankf. 1817) in Druck, ſo wie einen „Aufruf an die hohen verbündeten Mächte und die Fürſten des deutſchen Bundes“ (Germanien 1817) und eine Spolienklage gegen den Kurfürſten: „Dringendes und rechtlich begründetes Reſtitutionsgeſuch der weſtphäl. Domainenkäufer“ (Frankf. 1817). Dieſe Klage wurde dem Bundestage übergeben, mit dem Geſuch, daß er vorläufig über die Rückgabe des Spoliums erkenne, nach Vollendung der organiſchen Bundesgeſetze aber definitiv in Anſehung des Rechts ſelbſt einen Beſchluß faſſe. Die meiſten Geſandten waren von ihren Höfen inſtruirt, zur Befriedigung der Käufer auf das thätigſte mitzuwirken, und der preuß. gab den 17. Jul. 1817 zu Gunſten derſelben eine nachdrückliche Erklärung zu Protocoll. Hierauf erſtattete der Referent, der herz. oldenburg. ſchwarzburg. und anhalt. Geſandte von Berg, das von der Mehrheit genehmigte Gutachten, da den Domainenkäufern der Beweis der versionis in rem offen ſtehe, ſo ſeyen ſie mit ihrem Reſtituionsgeſuche ab- und auf die Ausführung ihrer Einrede zu verweiſen, damit jedoch eine nochmalige Empfehlung gerechter und milder landesväterlicher Behandlung zu verbinden. Die öſterr. Bundesgeſandtſchaft erklärte ausdrücklich, daß die Zuverſicht, daß eine ſolche Empfehlung ihren Zweck nicht verfehlen werde, ſie bisher abgehalten habe, auf eine weitere Einſchreitung des Bundestages in dieſer Angelegenheit anzutragen. Außer dem kurheſſiſchen Geſandten weigerte ſich bloß der Großherzogl. badenſche, in dieſer Sache zu ſtimmen, „ſo lange nämlich,“ war ſeine Erklärung, „die Hauptfrage noch nicht entſchieden ſey, wiefern die im tilſiter Frieden 1807 formell anerkannte und nachher mit allen (?) Mächten Europa's in Verkehr getretene weſtphäl. Regierung, mit welcher namentlich mehrere Bundesſtaaten Staatsverträge geſchloſſen, mit dem Prädikate einer uſurpatoriſchen und deren Folgen belegt werden könne?“ —

Nunmehr führte der Bevollmächtigte der Domainenkäufer die Sache auf dem vom Kurfürſten angebotenen Wege Rechtens vor den inländiſchen Gerichten durch alle Inſtanzen; allein das Oberappellationsgericht zu Caſſel entſchied den 31. Jan. 1818 gegen ihn, und zwar auf den Grund der kurfürſtl. Cabinetsverordn. vom 14. Jan. 1814, als eines vom Souverain in der Eigenſchaft des höchſten Geſetzgebers ſelbſt ausgefloſſenen Geſetzes. Hierauf kehrte der Bevollmächtigte an die Bundesverſammlung zurück, und übergab derſelben, den 14. Febr. 1818, eine gedruckte Bittſchrift, worin er ſie erſuchte, entweder eine Commiſſion niederzuſetzen zur Aufſtellung von Grundſätzen über die Regulirung der Angelegenheiten des aufgelöſeten Königreichs Weſtphalen, oder bei den verbündeten Mächten, als europäiſchen Friedensſtiftern und Geſetzgebern, die das weſtphäl. Gebiet erobert und einen Theil deſſelben an den Kurf. von Heſſen wieder abgetreten haben, die Feſtſetzung der Grundſätze zu veranlaſſen, nach welchen die auf den aufgelöſeten weſtphäl. Staat ſich beziehenden Gegenſtände zu entſcheiden ſeyen. — So ſtand noch im Sommer 1818 eine Sache, welche, wenn man das Land Heſſen als ein Privateigenthum ſeines Regenten und die vormalige weſtphäl. Regierung als eine uſurpatoriſch-militäriſche anſieht, und dabei auf den 16. Art. des pariſer Friedens v. 30. Mai 1814 keine Rückſicht nimmt, nach dem Aufſatze im deutſchen Beobachter, N. 629, 1818 gegen die Domainenkäufer entſchieden werden müßte. Der Verf. des Aufſatzes meint nämlich, das regierende Geſchlecht und das Volk ſeyen Eins, welche mit einander unter einer rechtmäßigen Ehe (Geſetz) leben, die weder einſeitig könne gebrochen noch aufgehoben werden. Nun ſey Kurheſſen von einer fremden Militär-Regierung beſetzt worden, ohne daß das regierende Haus das Land an dieſelbe abgetreten, noch ſie anerkannt habe; folglich ſey der alte Regent, nachdem das Franzoſenthum ſich verlaufen — denn Heſſen ſey nicht erobert (?) worden — in ſeinen nur unterbrochenen, nie aufgegebenen, Beſitz zurückgetreten, und als ſouverainer Geſetzgeber könne er über den innern Zuſtand ſeines Landes entſcheiden, ohne daß ein andrer Staat das Recht habe, ihm darein zu reden; und es gebe bei Beurtheilung der Acte der Militär-Regierung keinen andern leitenden Geſichtspunkt, als den der politiſchen Klugheit. Da nun die Militär-Regierung in Weſtphalen nur kurze Zeit gedauert habe, ſo ſeyen ihre Acten ſo wenig in das bürgerliche Leben eingedrungen, daß man die meiſten ohne Nachtheil für die Geſellſchaft verwerfen könne. Dies habe der Kurfürſt kraft ſeiner ſouverainen Gewalt in Anſehung der Domainenkäufer gethan, und die heſſiſchen Gerichte ſeyen gehalten, nach dieſem Geſetze zu ſprechen, ohne irgend eine Dazwiſchenkunft einer andern Macht. — Dagegen führen die Domainenkäufer wohl nicht ohne Grund an: 1) Die weſtphäl. Regierung ſey durch den Frieden von Tilſit geſtiftet und von allen Mächten des Continents, die Deutſchland von den Franzoſen befreit hätten, anerkannt worden, folglich eine ſtaatsrechtlich begründete Regierung geweſen; auch ſey ihr von den Unterthanen feierlich gehuldigt worden; 2) der Kurfürſt habe ſeine Staaten von denſelben Mächten zurückerhalten, welche das Königreich Weſtphalen als rechtmäßig anerkannt hätten; 3) nach der Staatspraxis ſeyen deutſche Staaten aufgelöſet worden, ohne Einwilligung der Souverains, z. B. das Fürſtenthum Iſenburg, wovon einen Theil ſogar der Kurfürſt von Heſſen ſelbſt ſeinen Staaten einverleibt habe; 4) in andern Staaten, welche in Anſehung der Richt-

abtretung mit Kurheſſen in gleicher Kategorie ſich befänden, wie Frankreich, Neapel, der Kirchenſtaat, Polen, Holland, ſey die Rechtsgültigkeit der unter der Zwiſchenregierung Statt gehabten Domainenveräußerungen vollkommen anerkannt worden. Hierzu komme noch: 5) daß das eingezahlte Kaufgeld größtentheils zum Nutzen des Landes verwendet und ein Theil der alten Landesſchuld damit getilgt worden ſey; 6) daß der Kurfürſt für den Verluſt der veräußerten Domainen durch neue Domänen entſchädigt worden ſey, welche unter der weſtphäliſchen Regierung dem Staatseigenthume zugewachſen. Endlich ſetze der 16. Artikel des pariſer Friedens vom 30. Mai 1814 ausdrücklich feſt: es ſolle allen Staatsbürgern in den abgetretenen und reſtituirten Ländern der ungeſtörte Beſitz ihres in der verfloſſenen Periode erworbenen Eigenthums zugeſichert werden, dergeſtalt, daß unter keinem Vorwande Reactionen in dieſer Hinſicht geſtattet ſeyn ſollen. — Iſt dieſer Artikel auf das ehemalige Königreich Weſtphalen anwendbar, ſo ſcheint die Gültigkeit der annullirten Domänenkäufe keinem Zweifel zu unterliegen, auch wenn die Monarchen, welche den Zuſtand von Europa und Deutſchland — ohne Zuziehung des Kurf. von Heſſen — geordnet haben, die ehemalige weſtphäl. Regierung — was jedoch kaum zu denken iſt — nicht als ſtaatsrechtlich vorhanden geweſen anſehen ſollten. K.

Domcapitel, ſ. Stift. — Domherren werden die Chorherren an einer Domkirche, oft aber auch die Stiftsherren an einer Collegiatkirche genannt; ihr Dechant, Domdechant; Domvicar diejenige Perſon, welche ſtatt der abweſenden Domherren ihren kirchlichen Dienſt verrichtet. (Vergl. den Art. Stift.)

Domenichino, ſ. Zampieri.

Domicilium, die Wohnung. Bei den Römern und bei den Neuern, vorzüglich in England und Holland, hatte, und in den beiden letzten Ländern hat noch, das Domicil beſondere Rechte und wurde für unverletzlich gehalten (z. B. kein Schuldner durfte in ſeinem Domicil arretirt werden; kein Polizei- oder Gerichtsdiener durfte die Schwelle eines Privathauſes betreten, um auch einen Nichtbewohner deſſelben darin zu arretiren, wenn es kein öffentliches Haus war). Dann der Aufenthaltsort: im engern Sinne der Ort, wo man eigentlich einheimiſch iſt, im Gegenſatz desjenigen, wo man ſich nur auf einige Zeit aufhält. Erwachſene Kinder z. B. haben ihr Domicilium da, wo ihre Aeltern wohnhaft ſind, d. h. ſie gehören dahin, ſind daſelbſt einheimiſch, wenn ſie auch, wie z. B. dienende Perſonen, an einem andern Orte ſich aufhalten. In der Rechtsſprache iſt domicilium habitationis der Wohnort; domicilium originis der Geburtsort; domicilium necessarium der nothgedrungene Aufenthaltsort, welchem das domicilium voluntarium, der freigewählte Aufenthaltsort, entgegengeſetzt iſt. Forum domicilii iſt der Gerichtshof des Ortes, an welchem man einheimiſch iſt, im Gegenſatz des forum contractus, forum delicti und forum apprehensionis. Domicilirte Wechſel ſind ſolche, deren Bezahlung, wenn etwa der Ort, wo der Ausſteller wohnt, kein Wechſelplatz iſt, auf ein Handelshaus eines in der Nähe befindlichen Wechſelplatzes angewieſen wird. Dadurch will man die Schwierigkeiten vermeiden, welche der Verkauf des Wechſels haben könnte. Z. B. A. in London traſſirt auf Z. in Lüneburg, in Hamburg zahlbar. Z. in Lüneburg acceptirt den Wechſel und domicilirt ihn bei B. in Hamburg. Jetzt kann der Wechſel in London nach dem hamburger Cours verkauft werden, und

der Inhaber wendet ſich bei Verfallzeit anſtatt an Z. in Lüneburg an B. in Hamburg, welcher letztere zahlt, wenn er mit Fonds zur Einlöſung verſehen iſt. Daher haben domicilirte Wechſel auch einen geringern Cours, als direct gezogene.

Dominante, herrſchende Note, nennt man die fünfte Stufe der Quinte derjenigen Tonart (oder auch quinta toni), in welcher ſich die Modulation befindet, weil ſie in der Grundſtimme gewöhnlich noch öfter gehört wird, als der Grundton der Tonart ſelbſt. Um ſie von Dominanten verwandter Tonarten, in welche die Modulation aus der Grundtonart hingeleitet worden iſt, zu unterſcheiden, nennt man ſie auch die toniſche Dominante oder Oberdominante. Daher heißt auch der kleine Septimenaccord auf der fünften Klangſtufe der harten und weichen Tonart **Dominantenaccord**.

Domingo (St.), ſ. Hayti.

Dominicaner werden die Predigermönche (Praedicatores) nach ihrem Stifter **Dominicus** (ſ. d. folg. Art.) genannt. Bei ihrer Entſtehung, welche 1215 zu Toulouſe erfolgte, waren ſie regulirte Chorherren nach der Regel des h. Auguſtinus mit der Beſtimmung, gegen die Ketzer zu predigen. Dieſe Regel und Beſtimmung behielten ſie bei, als ſie 1219 die der Carthäuſertracht ähnliche weiße Kleidung und den Charakter eines Mönchsordens annahmen. In Frankreich hießen ſie **Jacobins**, weil ihr erſtes Kloſter zu Paris in der Jacobsſtraße war. Die ſchon 1206 vom h. Dominicus geſtifteten und ſeit 1218, wo er auch ein Nonnenkloſter zu Rom anlegte, weiter ausgebreiteten **Dominicanerinnen** folgen derſelben Regel, nur ſind ſie auch zur Arbeitſamkeit verpflichtet, die dem männlichen Zweige wegen ſeines höhern Berufs nicht zugemuthet wurde. Dazu kam noch eine dritte Stiftung des h. Dominicus, die **Ritterſchaft Chriſti**, urſprünglich ein Verein von Rittern und Edelleuten zur kriegeriſchen Bekämpfung der Ketzer, der ſich nach dem Tode des Stifters in den ſogenannten **Orden von der Buße des h. Dominicus** für beide Geſchlechter verwandelte, und den dritten Orden der Dominicaner ausmacht. Dieſe **Tertiarier** haben, ohne feierliche Gelübde zu thun, für die Beobachtung einiger Faſten und Gebete die Zuſicherung großer geiſtlicher Vortheile; übrigens bleiben ſie in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſen. Nur einige Congregationen der Dominicanerinnen des dritten Ordens vereinigten ſich, beſonders in Italien, zum Kloſterleben und wurden wirkliche Nonnen, unter denen die h. **Catharina von Siena** die berühmteſte war. Um ſich der Ausbreitung und Befeſtigung des catholiſchen Glaubens, welche der Zweck ihrer Stiftung und die erſte Probe ihres Eifers bei Ausrottung der Albigenſer war, mit Erfolg widmen zu können, erhielten die Dominicaner 1272 die Privilegien eines Bettelordens, welche ihren ſchnellen Anwuchs ungemein begünſtigten. In allen chriſtlichen Ländern ſiedelten ſie ſich an und bemächtigten ſich der Gewiſſen. Nicht nur Europa, auch die Küſtenländer von Aſien, Afrika und Amerika erfüllten ſie mit ihren Klöſtern und Glaubensboten. Ihre ſtrengmonarchiſche Verfaſſung, welche alle Provinzen und Zweige ihres Ordens zu einem mächtigen Ganzen unter einem General verband, ſicherte ihre Dauer und den Zuſammenhang ihrer glücklichen Beſtrebungen nach Einfluß auf Kirche und Staat. Allerdings machten ſie ſich durch das im Zeitalter ihrer Stiftung ſehr vernachläſſigte Predigen und durch ihre Miſſionen gemeinnützig, aber auch als Handhaber der Inquiſition, die ihnen in Spanien, Portu-

gal und Italien ausſchließend übertragen wurde, furchtbar und durch große Gelehrte aus ihrer Mitte, wie Albert der Große und Thomas von Aquinum, wichtig und um die Beſtimmung des kirchlichen Lehrbegriffs verdient. Nachdem ſie 1425 die mit ihrem urſprünglichen Gelübde einer gänzlichen Armuth ſtreitende Erlaubniß, Schenkungen anzunehmen, erhalten hatten, entwöhnten ſie ſich vom Betteln und beſchäftigten ſich im ruhigen Genuſſe reichlicher Pfründen, ſtolz auf eine vor andern Orden behauptete Würde und Gravität, mehr mit der Politik und den theologiſchen Wiſſenſchaften. Sie gaben den Königen Beichtväter, den Univerſitäten Lehrer und der Andacht den Roſenkranz, der ihnen reichliche Zinſen trug. Seit ihrer Entſtehung hatten ſie an den Franciskanern gefährliche Nebenbuhler gehabt, und beſonders über die von dieſen vertheidigte Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jgfr. Maria Streitigkeiten mit ihnen geführt, deren Hitze und Erbitterung ſich in den Feindſeligkeiten der Thomiſten und Scotiſten (ſ. d. Art.) auf die neuern Zeiten forterbte. Beide Orden theilten die Ehre, Kirche und Staaten zu regieren bis in das 16. Jahrh., wo ſie allmählig durch die Jeſuiten aus den Schulen und von den Höfen verdrängt und auf ihren urſprünglichen Beruf zurückgewieſen wurden. Neues Gewicht erhielten ſie durch das Recht der Büchercenſur, die 1620 dem Magiſter des h. Palaſtes zu Rom, der ſtets ein Dominicaner iſt, übertragen wurde, und was ihnen die Reformation in Europa entzog, gewann die Thätigkeit ihrer Miſſionen in Amerika und Oſtindien wieder. Im 18. Jahrh. zählte ihr Orden über 1000 Mönchs- und Nonnenklöſter, die in 45 Provinzen und 12 beſondere Congregationen getheilt waren. Zu den letztern gehörten die Nonnen von der Anbetung des h. Sacraments in Marſeille, die le Quieu 1636 mit verſchärfter Regel ſtiftete, und ſchwarz mit weißem Mantel und Schleier bekleidete, dagegen die Dominicanerinnen ſonſt durchaus weiß mit ſchwarzem Mantel und Schleier gehen. Jetzt blüht der Dominicanerorden nur noch in Spanien, Portugal, Sicilien und Amerika, da anderwärts die neue Zeit auch ihm den Untergang gebracht hat. In Italien hat er jedoch Hoffnung, ſich wieder zu erheben. Soll er durch einzelne Züge charakteriſirt werden, ſo denkt gewiß jeder Menſchenfreund an den vortrefflichen las Caſas (ſ. d. Art.), der ein Dominicaner war; der Geſchichtskundige kann aber auch nicht vergeſſen, daß in den empörenden Auftritten des ſogenannten Berniſchen Trauerſpiels (einer ſchändlichen Viſionsgeſchichte, die zu Gunſten des Ordens und zur Widerlegung der Franciscaner mit dem einfältigen Laienbruder Jetzer zu Bern veranſtaltet wurde) Dominicaner die Hauptrollen ſpielten, und vier derſelben als Betruger und Mörder 1509 verbrannt werden mußten, und daß kein Orden gieriger nach dem Blute der Ketzer gelechzt hat, als dieſer von Amtswegen. E.

Dominicus de Guzman, ein ſpaniſcher Edelmann, geboren 1170 zu Calaroeio in Alt-Caſtilien, legte ſich in ſeiner Jugend mit Talent und Feuer auf die Wiſſenſchaften, und wurde hernach Canonicus und Archidiaconus zu Osma in Caſtilien. Er wurde nebſt Andern von dem Papſte Innocenz III. gebraucht, um die Ketzer, beſonders die Albigenſer in Frankreich, auszuforſchen, zu beſtreiten und zu beſtrafen. Hieraus entſtand das Inquiſitionsgericht, welches den Dominicanern in der Folge übergeben wurde, und Dominicus wird als der erſte General-Inquiſitor angeſehen. Durch die Stiftung des Ordens der Dominicaner (ſ. d. Art.) hat er ſeinen Namen ver-

ewigt. Da er den Mitgliedern dieſes Ordens eine gewiſſe Anzahl Paternoſter und Ave Maria vorſchrieb, die ſie täglich beten ſollten, ſo glaubt man, daß er den Roſenkranz zuerſt eingeführt habe. Dominicus ſtarb zu Bologna den 6. Aug. 1221 und wurde von Gregor IX. 1233 unter die Heiligen verſetzt. In der vor ſeiner Heiligſprechung angeſtellten Unterſuchung wurde erwieſen, daß er durch ſeine Predigten und Wunderwerke mehr als hunderttauſend Seelen zum wahren Glauben bekehret habe.

Dominiren wird in der Kriegsſprache von einem über eine ganze Gegend oder einen beſtimmten Gegenſtand erhobenen Orte geſagt, z. B. die Citadelle dominirt (beherrſcht) die Stadt, die Citadelle liegt höher als die Stadt.

Dominium, die Herrſchaft, insbeſondere die Gutsherrſchaft, desgl. das Eigenthum oder Eigenthumsrecht. In der Rechtsſprache iſt Dominium directum das grundherrliche Eigenthum, Obereigenthum im Gegenſatz des dominium utile oder Nutzeigenthums, d. i. ein ſolches, deſſen Inhaber die Nutzungen eines Grundſtücks genießt, aber nicht Eigenthümer des Bodens (Proprietär) iſt und über ihn verfügen kann; dominium liberum, ein freies, unbeſchränktes Eigenthum; dominium publicum, das landesherrliche Eigenthum.

Domino, ehedem eine Tracht der Geiſtlichen im Winter, die nur über die Schulter reichend, den Kopf und das Geſicht vor der Witterung ſchützte; gegenwärtig eine Maskentracht für Herren und Damen, beſtehend in einem langen ſeidenen Mantel mit weiten Aermeln.

Domitianus (Titus Flavius Sabinus), ein Sohn des Veſpaſian und Bruder des Titus, einer der abſcheulichſten Tyrannen, welche das römiſche Reich je beherrſchten, geboren im Jahr 51 nach chriſtlicher Zeitrechnung, ergab ſich ſchon in ſeiner Jugend mit Vernachläſſigung aller Geiſtesbildung den ſchändlichſten Laſtern. Unthätigkeit, Wolluſt, Argwohn, Tücke und Hang zur Grauſamkeit machten ihn Allen verhaßt, und ſchon zitterte Rom, als nach ſeines Bruders Titus Tode er das Diadem erhielt (im Jahr 81). Allein er täuſchte anfänglich das Volk durch häufige Wohlthaten, treffliche Geſetze und ſcheinbare Gerechtigkeitsliebe, ſo daß die Furcht verſchwand. Doch bald ergab er ſich wieder den ehemaligen Ausſchweifungen, und ſein Hang zur Grauſamkeit äußerte ſich auf das ſchrecklichſte. Den erſten Beweis davon gab er durch die meuchelmörderiſche Hinrichtung ſeines Vetters Flavius Sabinus, der nicht das geringſte Verbrechen begangen hatte. Eben ſo eitel als grauſam unternahm er, während ſein tapferer Feldherr Agricola ſiegreich in Britannien gegen die Caledonier focht, einen lächerlichen Kreuzzug gegen die Catten, kehrte ſchnell zurück, ohne etwas gegen ſie unternommen zu haben, und führte einen Haufen wie Deutſche gekleideter Sclaven zu Rom im Triumph auf. Da Agricola durch glänzende Siege ſeine Eiferſucht reizte, rief er ihn zurück und ſetzte dieſen großen Feldherrn in völlige Unthätigkeit. Zugleich fuhr er in Rom fort, eine große Anzahl Vornehmer hinrichten zu laſſen und allenthalben Schrecken zu verbreiten; anderer Seits ergab er ſich allen Ausſchweifungen der Wolluſt und dem niedrigſten Geize. Endlich gerieth er auf den wahnſinnigen Einfall, ſich göttlich verehren zu laſſen, ließ ſich nicht anders als Dominus und Gott nennen, und behauptete, ein Sohn der Minerva zu ſeyn. Unter ſeinem zwölften Conſulate wurden die capitoliniſchen Spiele zu Rom eingeführt. In demſelben Jahre fing auch der blutige und gefährliche

Krieg mit den Daciern an, der mit abwechſelndem Glück geführt wurde und damit endigte, daß er den Frieden durch einen jährlichen Tribut erkaufte. Dennoch hielt er in Rom einen glänzenden Triumph. Das Elend ſtieg indeß immer höher; niemand war ſeines Vermögens und ſeines Lebens ſicher. Mit welcher Luſt Domitian die Grauſamkeit übte, beweiſet jenes berüchtigte Gaſtmahl, das er anſtellte, um die Senatoren und Ritter in Schrecken zu ſetzen. Sie wurden in einem ſchwarzen Saale verſammelt, wo für jeden ein Sarg mit ſeinem Namen ſtand; darauf öffneten ſich plötzlich die Thüren, und eine große Schaar nackter, ſchwarz gefärbter Perſonen, mit bloßen Schwerdtern und brennenden Fackeln traten herein und umtanzten die Erſchrockenen, bis der Kaiſer ſich an ihrer Todesangſt genugſam geweidet hatte und ſie wieder entließ. Die Furcht, in welcher der Tyrann unaufhörlich ſchwebte, vermehrte ſeine Grauſamkeit, bis endlich auch ihm die letzte Stunde erſchien. Ein Zufall führte ſeiner Gemahlin Domitia einen Zettel in die Hand, auf welchem, nebſt vielen neuen Schlachtopfern, ſie ſelbſt und die beiden Anführer der prätorianiſchen Cohorte verzeichnet waren. Dieſe Entdeckung bewog ſie, ſich gegen ihn zu verſchwören, und ihn in ſeinem Zimmer (im Jahr 96) zu ermorden. Er hatte 15 Jahre regiert und war 45 Jahre alt geworden.

Don (bei den Griechen und Römern Tanais), der Grenzfluß zwiſchen Europa und Aſien in Rußland, der bei Tula aus dem Johannisſee kommt, und nach einem mehr als 200 Meilen langen Lauf und nach vielen Krümmungen ſich in drei Armen in das aſowiſche Meer ergießt. Er iſt ſehr fiſchreich, hat aber ein trübes, kalkichtes, ungeſundes Waſſer, und iſt wegen der vielen Sandbänke nicht immer ſchiffbar. **Doniſche Koſaken**, ſ. **Koſaken**.

Donatiſten hießen die Anhänger des **Donatus**, eines numidiſchen Biſchofs, der wegen ſeiner 311 bei einer ſtreitigen Biſchofswahl geltend gemachten Weigerung, die Traditoren, d. h. ſolche Kleriker, welche während der Verfolgungen die heiligen Bücher an heidniſche Obrigkeiten ausgeliefert hatten, für amtsfähig anzuerkennen, mit ſeinen Freunden aus der Gemeinſchaft der römiſchen Kirche trat, und eine eigne Secte ſtiftete, welche gefallne Chriſten, wenn ſie auch ſchon getauft waren, nicht ohne Wiedertaufe aufnahm. Dieſe Schismatiker herrſchten in den chriſtlichen Provinzen von Nordafrica und zählten im Jahre 330 ſchon 172 Biſchöfe ihres Bekenntniſſes. Noch erhöht wurde ihre hierarchiſche Strenge durch die Beobachtung des novatianiſchen Grundſatzes, Abgefallene oder grobe Sünder überhaupt auszuſtoßen und die vollkommenſte Unbeſcholtenheit des Glaubens und Lebens ihrer Lehrer und Glieder für das weſentlichſte Merkmal der wahren Kirche zu erklären, ohne das der heilige Geiſt nicht in ihr herrſchen könne; eine Behauptung, welche ſpäter in das catholiſche Dogma von der alleinſeligmachenden Kirche überging. Furchtbar machten ſich die Donatiſten durch die von ihnen aufgewiegelten Schwärme fanatiſcher Bauern, die um 348 unter dem Namen der **Circumcellionen** das zu ihrer Bekehrung eingedrungene kaiſerliche Heer angriffen und in Mauritanien und Numidien 13 Jahre hindurch das Land mit Plünderung, Mord und Selbſtmord verheerten; denn das Märtyrerthum wurde von ihnen eifrigſt geſucht, und ſie ließen ſich von den Catholiſchen freiwillig umbringen. Doch ihren Untergang fand dieſe im 4ten und 5ten Jahrhundert blühende Secte erſt, als

die Provinzen, die ſie erfüllte, von den Saracenen der Chriſtenheit entriſſen wurden. E.

Donatus (Aelius), ein berühmter römiſcher Sprachlehrer und Commentator (z. B. über fünf Terenziſche Luſtſpiele), lebte im vierten Jahrhunderte. Er ſchrieb eine lateiniſche Grammatik unter dem Titel: de barbarismo und de octo partibus orationis, welche im Mittelalter bei dem lateiniſchen Sprachunterrichte zum Leitfaden diente und ſich in großem Anſehen erhielt, bis ſie in neueren Zeiten durch zweckmäßigere Sprachlehren verdrängt wurde. Sie war eines der erſten Bücher, welche Guttenberg druckte. **Donat** nennt man daher im Scherz wohl auch noch jetzt jede lateiniſche Sprachlehre für Schulen, und **Donatſchnitzer**, Fehler wider die Regeln der Sprachlehre.

Donau, der größte Fluß Deutſchlands und einer der größten in Europa. Sie entſpringt aus drei Quellen, der Brega, Brigach, nicht weit vom Schwarzwalde, und einer kleinen namenloſen, die auf dem Schloßhofe zu Donaueſchingen quillt. Oberhalb Ulm wird ſie ſchiffbar und durchſtrömt in der Richtung gegen Oſten Schwaben, Baiern, Oeſterreich, Ungarn und die Türkei. Auf ihrem Wege (welcher nach Büſching 700, nach A. aber nur 400 Meilen betragen ſoll) nimmt ſie 30 ſchiffbare und über 100 geringere Flüſſe auf, und ſtürzt ſich endlich an der beſſarabiſchen Küſte in fünf Armen mit einer ſolchen Gewalt in das ſchwarze Meer, daß ſich noch über zehn Meilen weit ihr Strom im Meere auszeichnet. Die vielen in ihr befindlichen Klippen und das Reißende ihres Waſſers machen die Schifffahrt auf ihr an vielen Punkten und bei Orſchowa wegen Untiefen gefährlich. Der Hauſen, der größte Flußfiſch, wird in der Donau gefangen. Die Donau hat auch in der Geſchichte eine große Wichtigkeit erhalten. Die Römer kannten ſie unter dem Namen **Danubius**, und von Wien an unter dem Namen **Iſter**, den ſie von den Griechen entlehnt hatten, welche dieſen Fluß vom Pontus Euxinus (ſchwarzen Meer) an aufwärts beſſer kannten, ſo wie die Römer von der Rheinſeite Germaniens her, wo ſie auch durch Tiberius Zug gegen die Vindelicier am Bodenſee der Donau eigentliche Quellen entdeckten. An ihren Ufern beſtanden die Römer harte Kämpfe mit den germaniſchen Völkerſchaften. In der mittleren und neuern Geſchichte ſind von Rudolphs des Habsburgers zwiſchen der Donau und March erfochtenem Siege über König Ottocar von Böhmen an, bis auf die neueſten Schlachten von Aſpern, Wagram, Ruſtſchuck und Siliſtria viele glänzende Waffenthaten an ihren Ufern vollbracht worden.

Don gratuit, freiwilliges Geſchenk, iſt eine Art außerordentlicher, jedoch freiwilliger Abgabe, welche die Regenten bei außerordentlichen Anläſſen von ihren Ständen zu fordern oder auch ungefordert zu erhalten pflegen. Es findet beſonders in ſolchen Ländern Statt, wo der Regent ohne Einwilligung und Mitwirkung der Stände keine neuen Abgaben auflegen darf; z. B. diejenigen **franzöſiſchen Provinzen**, die noch Landſtände hatten, nämlich **Bourgogne**, **Provence**, **Languedoc**, **Bretagne**, **Artois** und das Königreich **Navarra**, bewilligten dem Könige eine Steuer als Don gratuit. Daſſelbe pflegte in den öſterreichiſchen Niederlanden zu geſchehen.

Donner (Georg Raphael), ein berühmter Bildhauer, geboren auf einem Dorfe des Stiftes Heiligenkreuz in Nieder-Oeſterreich 1680, erhielt ſeine erſte Bildung in der Kunſt von Johann Giuliani,

einem Bildhauer, der ſich in dem erwähnten Stifte aufhielt. Donners Werke prangen als Meiſterſtücke in mehreren Kirchen und Paläſten Oeſterreichs; vorzüglich bewundert werden die herrlichen Bildſäulen, die eine Zierde des Springbrunnens auf dem neuen Markte zu Wien ſind und die Statue Carls VI. zu Breitenfurt. Er ſtarb in Wien 1740.

Donner. Dieſer mit dem Ausbruche des Blitzes verbundene Knall iſt eine electriſche Erſcheinung, die mit dem kniſternden Laute des Funkens bei electriſchen Verſuchen verglichen werden kann. Man hielt ſonſt den Donner blos für eine Wirkung der Erſchütterung der Luft. Doch läßt ſich dieſes Phänomen nicht völlig daraus erklären, und man müßte ſich unter dem Blitze eine ſchreckliche Feuermaſſe vorſtellen, wenn ſie durch bloße Zertheilung der Luft zur Hervorbringung jenes ſo volltönenden Lautes des Donners hinreichend ſeyn ſollte. Nach der Erklärung de Lucs entſteht er durch die explodirende Ausdehnung der Luft, indem ſich die electriſche Materie, welche plötzlich in großem Ueberfluſſe gebildet worden iſt, durch den Druck zerſetzt, ihr Licht entläßt, und dadurch die Erſcheinung des Blitzes hervorbringt, das Rollen hingegen iſt Folge einer ſtufenweiſen, oder in verſchiedenen einzelnen Maſſen erfolgenden Verdichtung des aus der Luft entſtandenen Waſſerdampfs. In die leeren Räume, welche dieſe Verdichtung veranlaßt, dringt die Luft mit Gewalt ein und bringt einen Schall hervor, in welchem ſich ein anhaltendes Rollen mit ſchwächern oder ſtärkern Schlägen verbindet, je nachdem die verdichteten Dunſtmaſſen entweder gleichförmige, ununterbrochen fortgehende Strecken, oder kleinere und größere Haufen bilden. Das durch die Verdichtung entſtandene Waſſer fällt in Regen herab. Die Anhänger der neuern franzöſiſchen Chemie leiten den Donnerknall aus der plötzlichen Entſtehung einer großen Wolke her. Girtanner ſtützt dieſe Behauptung auf die Betrachtung, daß ſich im Sommer, wenn es bei heiterm Himmel zu donnern anfängt, auf einmal Wolken zeigen, welche vorher nicht da waren, und auch nicht vom Winde herbeigetrieben wurden. So wie das Gewitter fortdauert und die Donnerſchläge auf einander folgen, entſtehen nach und nach immer mehr neue Wolken, und dieß hält nebſt dem Regen ſo lange an, als der Donner dauert. Demnach wäre der Donner nicht eine Folge des Blitzes. Indem ſich das Waſſergas in der Atmoſphäre durch plötzliche Erkältung in Waſſer verwandelt, nimmt es einen 900 Mal kleinern Raum ein als vorher; es entſteht ein leerer Raum; die obern Schichten und die Nebenſchichten drängen ſich herbei, und indem ſie auf einander fallen, entſteht das Geräuſch. Dieſelbe Erſcheinung erfolgt im Kleinen, wenn man ein Etui aufmacht, deſſen Deckel gut anpaßt. Eine Peitſche knallt, weil ihre ſchnell zurückgezogene Spitze, welche platt und löffelförmig iſt, eine gewiſſe Quantität Luft mit ſich zurückreißt, wodurch ein leerer Raum entſteht, in welchen ſich die umgebende Luft mit Gewalt eindrängt und dadurch das Klatſchen verurſacht. Der Schall des Donners iſt verſchieden nach der Beſchaffenheit der Oberfläche und der umgebenden Körper. Donnerbüchſe, der ſonſtige Name des Schießgewehrs. Donnerhaus, ein zur electriſchen Geräthſchaft gehörendes Modell eines Hauſes, durch welches man das Einſchlagen des Blitzes in ein Haus ohne Wetterableiter im Kleinen nachahmen kann. Donnerkeil nennt man gewiſſe kegelförmig zugeſpitzte Steine, von denen der Aberglaube ſonſt wähnte, daß ſie mit dem Blitze auf die Erde fielen. Manche ſolche Steine ſind Verſteine-

rungen von jetzt unbekannten Schalthieren, die wegen einiger Aehnlichkeit mit einem Pfeile oder einem Finger auch Pfeilſteine und Fingerſteine genannt werden. Andere ſind ſteinerne Streitäxte, deren man ſich in alten Zeiten bediente, Donneräxte. Beide Arten werden auch Donnerſteine, Alpſteine, Alpſchoſſe, Luchsſteine, Teufelskegel, Teufelsfinger, Hexenfinger, Storchſteine, Rabenſteine, Stahlſteine genannt. — Die Blitze, mit welchen in der Hand Jupiter, als Donnergott, abgebildet zu werden pflegt, nennt man wohl auch Donnerkeil. Oft führt dieſen Donnerkeil auch der Adler, Jupiters Vogel. Donnermaſchine, eine von Michel in Paris erfundene Maſchine, womit man den Donner täuſchend nachahmen kann; dann ein Inſtrument zu ähnlichem Gebrauche auf den Theatern.

Don Quixote, ſ. Cervantes.

Doppelflinte und Doppelbüchſe ſind bekanntlich Gewehre mit zwei Läufen neben oder über einander, die durch zwei beſondere Schlöſſer abgefeuert werden. Letztere werden in der öſterreichiſchen Armee auch Doppelſtutzen genannt, und dienen zur Bewaffnung der Scharfſchützen. Sie beſtehen aus einem gezogenen und einem glatten Lauf, die über einander liegen und hinten in der Kolbe beweglich ſind, ſo daß man den loszuſchießenden Lauf heraufdrehen kann; das linke Schloß hat wegen ſeiner Stellung eine andere, jedoch nicht beträchtlich von dem rechten abweichende Structur. Jeder Lauf ſchießt ein Loth Blei. Noch eine andere Art Doppelbüchſen führen die tyroler Gemſenſchützen: ſie beſteht aus einem einzigen ſehr ſtarken Büchſenlauf, mit zwei Schlöſſern neben einander. Hier wird auf die gepflaſterte Kugel des hintern Schuſſes die zweite Pulverladung geſchüttet, und auf dieſe noch eine Kugel geladen. Das vorderſte Schloß correſpondirt mit der zweiten Ladung, der die dahinter befindliche Kugel zum Anſtützungspunkt und gleichſam zur Schwanzſchraube dient. Unmittelbar nach dem Abfeuern des erſten Schuſſes verſchließt eine Klappe das Zündloch des vordern Schloſſes, ſo daß der zweite nunmehr ohne Gefahr und ohne Veränderung des Abkommens geſchehen kann.

Doppelhaken gehören zu den älteſten Feuergewehren. Sie waren Anfangs vier Fuß lang, ſchoſſen 4 bis 8 Loth Blei und lagen beim Abfeuern auf einem kleinen Geſtell, das wie eine Gabel oder Dreifuß geſtaltet war. Späterhin im ſechszehnten Jahrhundert belegte man ein metallenes Geſchütz mit dieſem Namen (Musqueton), das bei 38 Calibern Länge zehn Loth Eiſen oder vierzehn Loth Blei ſchoß, und 2½ Centner wog. Seine Schußweite war mit der höchſten Elevation 1,440 Schritte. Gegenwärtig bedient man ſich beider Gattungen nur im Fall der Noth in Feſtungen und von den Wällen der Außenwerke.

Doppelſchlag (franz. le doublé), eine der vorzüglichſten Manieren oder Verzierungen des muſikaliſchen Vortrags, welche darin beſteht, daß man die zwei neben dem bezeichneten Haupttone liegenden Nebentöne, den einen vor, den andern nach demſelben ſchnell anſchlägt, und dann den Hauptton nochmals berührt, mithin ihn doppelt anſchlägt. Dieſes iſt dann der einfache Doppelſchlag, beſtehend aus vier Noten, und wird, wenn man von der höheren Note anfängt, mit S, wenn man von der niedern anfängt, mit ∽ bezeichnet, und im letzteren Falle der umgekehrte Doppelſchlag, im erſteren der gewöhnliche genannt, in beiden Fällen aber ſowohl über

als zwiſchen zwei Noten geſetzt und ausgeführt. Der zuſammengeſetzte Doppelſchlag entſteht durch Verbindung dieſer Figur mit andern Noten. Hieher gehört der ſogenannte prallende, der geſchleifte und der geſchnellte Doppelſchlag.

Dorat (Claude-Joſeph), franzöſiſcher Dichter, wurde 1734 zu Paris geboren. Seine Aeltern beſtimmten ihn zum Rechtsgelehrten; allein die ernſtern Studien behagten ihm nicht. Da ihm der Militärſtand, in welchen er als Mousquetaire trat, eben ſo wenig gefiel und ein hinlängliches Vermögen ihn unabhängig machte, ſo überließ er ſich ganz ſeinem Hange zur Poeſie. Zu ſeinen früheſten Producten gehören ſeine Trauerſpiele und Heroiden. So vielen Beifall er aber auch, inſonderheit durch die letztern, einerntete, ſo war er doch für dieſe Dichtungsarten, die ein reges Gefühl und einen lebhaften Geiſt erfordern, wenig geeignet. Dagegen ſind ihm ſeine Erzählungen, Lieder und poetiſchen Epiſteln am beſten geglückt und er gehört in dieſen Fächern zu den fruchtbarſten und beliebteſten franzöſiſchen Dichtern. Er ſtarb zu Paris 1780. Seine ſämmtlichen Werke ſind in zwanzig Bänden in 8. zu Paris erſchienen; eine Auswahl derſelben enthalten ſeine Oeuvres choisies, die 1786 in drei Bänden in 12. herausgekommen ſind. Die vorzüglichſten darunter ſind 1. ein didaktiſches Gedicht in vier Geſängen: la Déclamation, worin vom Trauerſpiel, Luſtſpiel, der Oper und dem theatraliſchen Tanz gehandelt wird. 2. Verſchiedene Heroiden, unter welchen ſich Héro à Léandre und Abailard à Heloise am meiſten auszeichnen. 3. Dreizehn Luſt- und Trauerſpiele. Unter jenen werden la Feinte par amour und le Célibataire und unter den letztern Regulus am meiſten geſchätzt. 4. Poetiſche Briefe, welche ganz in der, dieſer Dichtungsart eigenthümlichen, gefälligen und leichten Manier geſchrieben ſind. 5. Erzählungen und Fabeln. Dorat las, was damals wie jetzt in Paris ſelten war, die deutſchen Dichter. Er hatte ſelbſt eine Idée de la poësie Allemande geſchrieben. Auch war er mehrere Jahre Redacteur des Journal des Dames.

Dordrecht oder Dortrecht, eine alte, ſchöne und reiche Handelsſtadt in Südholland an der Mernoe, auf einer Inſel, die 1421 entſtand; mit 3950 Häuſ. und 20,000 Einw. Sie hat das Recht, daß alle auf dem Rhein und der Maas ankommenden Schiffe daſelbſt ausladen und den Zoll entrichten müſſen, ſo wie die Stapelgerechtigkeit von den Rheinweinen. Auch treiben die Einwohner mit Wein, Getraide und Holz ſtarken Handel. Im J. 1618 und 1619 ward hier die unter dem Namen der dordrechtſchen Synode (synodus Dordracena) bekannt gewordene Kirchenverſammlung gehalten, in welcher die Lehrſätze der Arminianer oder Remonſtranten verworfen und die belgiſche Confeſſion nebſt dem heidelbergiſchen Catechismus beſtätigt wurden. Ihre Schlüſſe wurden als ein Kirchengeſetz der holländiſchen reformirten Kirche angenommen.

Doria, der Name einer der älteſten und mächtigſten Familien von Genua. Die Jahrbücher dieſer Republik reichen nicht über das J. 1100 hinaus, aber zu dieſer Zeit finden wir die Doria ſchon in den erſten Aemtern an der Spitze des Staats. Vier Doria erwarben ſich bis ins vierzehnte Jahrhundert als Admirale Ruhm und Verdienſte. Aber der berühmteſte des ganzen Geſchlechts war Andrea Doria, geboren zu Oneglia im J. 1468. Er zeichnete ſich ſchon als Jüngling in den Kriegen gegen die Seeräuber und Corſicaner

heldenmüthig aus, und wurde dann von Franz I. 1524 zum Admiral der franzöſiſchen Galeeren erhoben. Wegen einer Beleidigung von franzöſiſcher Seite ging er zu der ſpaniſch-öſterreichiſchen Partei über, und hinderte dadurch den Fortgang des franzöſiſchen Waffenglücks in Italien. Allein das Schickſal hatte ihn nicht blos zu einem großen Seehelden, ſondern auch zum Befreier ſeines Vaterlandes beſtimmt. Genua hatte zwar ſeit 1339 ein lebenslängliches Oberhaupt, Doge genannt; allein die Verfaſſung war ſo zerrüttet, und der Parteikampf ſo heftig, daß der Staat oft genöthigt war, fremden Schutz zu ſuchen, der gewöhnlich in eine drückende Oberherrſchaft ausartete. So war Genua bald unter mailändiſchem oder öſterreichiſchem, bald unter franzöſiſchem Joche. Jetzt (1528) als letzterer Staat Genua beſaß, überfiel Doria die Stadt, vertrieb die Franzoſen ohne Schwertſtreich, erhielt zur Belohnung den ehrenvollen Namen Vater und Befreier des Vaterlandes, und gab dem freigewordenen Staate eine verbeſſerte Verfaſſung. Blos 28 adelige Familien bekamen Zutritt zu den höchſten Würden, und wurden alle Jahre gewählt. Das Directorium führte aber der Doge und deſſen Räthe, welche beide nach zwei Jahren wieder neu gewählt wurden. Jedoch half der große Mann durch dieſe Einrichtung den Bedrückungen und den Uebeln des Ariſtokratismus nur wenig ab, und viele ſeiner Stiftungen mußten durch ein Grundgeſetz von 1576 abgeändert werden, auf welches ſich die nachherige Verfaſſung gründete. Ungeachtet Doria die Würde eines Dogen auf Lebenszeit erhielt, ſo ging er doch wieder in Seedienſte bei Carl V., ſtritt mit ausnehmendem Glück gegen die Türken und Corſaren, und ſtarb endlich 1560 in einem Alter von faſt 93 Jahren. So vortrefflich und edel auch der Charakter dieſes unvergeßlichen Mannes war, und ſo ſehr ihn die Genueſer verehrten, ſo wenig konnte er den Neid vieler Großen von ſich entfernen; ja es entſtanden verſchiedene Verſchwörungen gegen ihn, unter denen die des Fiesco, Grafen von Lavagna (1547), die gefährlichſte war, die er jedoch mit Glück, Klugheit und Strenge dämpfte.

Dorien, **Doris**, 1. ein kleines Land auf der kariſchen Küſte von Kleinaſien, wohin die von den Athenienſern gedrängten Dorier (ſ. d. Art.) ihre Zuflucht nahmen; 2. ein kleiner Staat in Griechenland, der von den Doriern bewohnt wurde, ehe ſie mit den Herakliden vereint in den Peloponnes einfielen. Von ſeinen vier Städten, Pindus, Erineus, Cytinium und Borum hieß es auch Tetrapolis. Der Pindus, Oeta und Parnaß umgaben es.

Doris, ſ. Nereus.

Doriſch heißt, was dem Stamm der Dorier angehört oder von einer bei dieſem Stamme gewöhnlichen Beſchaffenheit iſt. Die Dorier aber waren einer der vier Hauptäſte des griechiſchen Stammes, und ſollen ihren Namen von Dorus, dem Sohne Hellens haben. Sie wohnten erſt in Eſtiäotis, wurden dann von den Perrhäbern nach Macedonien gedrängt, drangen nach Creta, wo der Geſetzgeber Minos von ihnen ſtammte, legten am Fuß des Oeta, zwiſchen Theſſalien, Aetolien, Lokris und Phokis die doriſchen Vierſtädte (Dorika Tetrapolis) an, und drangen ſpäter mit den Herakliden in den Peloponnes, wo ſie in Sparta herrſchten. Colonien von ihnen gingen nach Italien, Sicilien und Kleinaſien. Alle vier Hauptſtädte des griechiſchen Stammes waren durch Eigenthümlichkeit in Sprache, Sitten und Verfaſſung ſcharf von einander geſchieden, beſonders aber waren

die Dorier der Gegenſatz der Jonier. In dem Doriſchen blieb immer das Alterthümliche, und mit dieſem etwas zwar Feſtes und Derbes, aber auch Hartes und Rauhes. Der doriſche Dialect war hart und rauh, der joniſche weich und ſanft; doch hatte jener durch ſein Alterthümliches etwas Ehrwürdiges, weshalb er bei feierlichen Geſängen gebraucht ward, z. B. Hymnen, Chorgeſängen, die zur Liturgie der Griechen gehörten. Die cretiſche und ſpartaniſche Geſetzgebung eines Minos und Lykurg zeigte ſich um vieles ſtrenger als die mildere atheniſche Solons. In der Kleidertracht behielten die Spartanerinnen die leichte geſchürzte und heitere Jägertracht, während die Jonierinnen das lange faltige Gewand anlegten. Beide hat die Kunſt idealiſirt, jenes in der Diana und ihren Nymphen, dieſes in der Pallas Athene und den Kanephoren. Nicht minder hervorſtechend zeigt ſich derſelbe Gegenſatz an Werken der Baukunſt in der ſtarken, ſchmuckloſen doriſchen und der ſchlanken, ſchön verzierten joniſchen Säule. S. Säulenordnung. Endlich gab es auch in der Muſik der Alten eine doriſche Tonart, ſ. Ton, Tonart. dd.

Dörnberg oder **Dorrenberg** (Baron von), aus einer alten Familie Heſſens abſtammend, war unter der weſtphäliſchen Regierung Oberſter der Jäger von der Garde des Hieronymus. Empört durch den Druck ſeines Vaterlandes, nährte er die Hoffnung, das fremde Joch abzuwerfen, und nahm an den geheimen Einverſtändniſſen Theil, die in dieſer Abſicht durch ganz Deutſchland unterhalten wurden. Die Strenge der Polizei und der Militärcommiſſionen hielt indeß die Mißvergnügten im Zaum. Als aber der im Jahr 1809 zwiſchen Frankreich und Oeſterreich aufs neue begonnene Krieg die Hoffnungen wieder belebte, erfolgte am 21. April in dem Dorfe Walhauſen ein förmlicher Aufſtand. Die Bewohner rotteten ſich bewaffnet zuſammen und zogen die Sturmglocke. Hieronymus ſchickte den Oberſten Dörnberg gegen ſie ab. Dieſer aber faßte, in der Meinung, daß er ſeine Truppe leicht überreden werde, die Sache der Franzoſen zu verlaſſen, den kühnen Plan Hieronymus ſelbſt gefangen zu nehmen. Die Soldaten weigerten ſich jedoch, ihm zu folgen, und kehrten nach Caſſel zurück. Dörnberg, dem kaum einige hundert Bauern blieben, konnte den Truppen, die wider ihn beordert wurden, nicht widerſtehen, und flüchtete nach Böhmen, wo er in das von dem Herzog von Braunſchweig geworbene Corps trat. Während man ihn in Caſſel als Hochverräther zum Tode verurtheilt hatte, nahm er an den Unternehmungen dieſes Corps Theil, folgte dem Herzog auf ſeinem Zuge zur Meeresküſte und ſchiffte ſich mit ihm nach England ein. Im J. 1812 diente er unter dem ruſſiſchen Heere im Corps des Grafen Wittgenſtein, vernichtete 1813 das Morandſche Corps bei Lüneburg und ſtand dann vor Thionville. Bis 1819 war er hannöveriſcher Geſandter in Petersburg.

Dörpt oder **Dorpat**, ruſſiſche Kreisſtadt im Gouvernement Riga, (Herzogthum Liefland) am Fluß Embach, von ungefähr 4500 Einw. und 534 Häuſ., mit einer neu organiſirten Univerſität. Zwar wurde ſchon 1632 eine Univerſität hier von Guſtav Adolph, König von Schweden geſtiftet, welcher 1625 dieſe Stadt von Polen erobert hatte: allein 1695 nach Pernau verlegt, ging ſie in der Folge ganz ein. Am 7. Febr. 1803 wurde ſie durch einen Ukaſ Kaiſer Alexanders wieder hergeſtellt, und zwar beſonders für die Provinzen Lief- und Eſthland, Finnland und Curland, und mit 126,000 Rubeln jährl. Einkünfte und guten Hülfsinſtituten ausgeſtattet. Die Zahl der ord. Prof.

betr. 30, die der übrigen Lehrer gegen 40, die der Studirenden ungefähr 200 — 250, meiſtens Landskinder. Ihr Curator Gen. Lieut. Graf von Liewen hat große Verdienſte um die Univ. Einſt war die Stadt in ſehr blühendem Zuſtande, und ſogar im 13ten Jahrh. eine Mitgenoſſin des Hanſebundes. Die Feſtungswerke ſind in Luſtgärten verwandelt.

Dortmund an der Emſcher, vormals eine freie Reichs- und Hanſeſtadt im weſtphäliſchen Kreiſe, jetzt zur preußiſchen Provinz Weſtphalen gehörig, die bedeutendſte Stadt in der Grafſchaft Mark, mit 5 — 6000 Einw. und der Sitz eines Oberbergamts. Sie ward im J. 800 von Carl dem Großen aus drei Dörfern als Stadt geſtiftet. An der Nordſeite ſtand dicht an den Mauern außerhalb die alte Kaiſerburg Munda, in der einſt der Graf Teutmann, vielleicht als Pfalzgraf, hauſte, welchen Carl der Große 788 mit der Grafſchaft Dortmund belehnte. Bald nach Gründung der Stadt ſoll Carl den oberſten Stuhl des weſtphäliſchen Freiſchöffengerichts daſelbſt geſtiftet haben. Im J. 808 fing er den Dom Pantaleons zu bauen an, welchen Ludwig der Fromme vollendete. Heinrich II. hielt 1005 hier eine Kirchenverſammlung und 1016 einen Reichstag. Ueberhaupt war Dortmund Jahrhunderte lang oft der Ort der kaiſerlichen Hofhaltung. Als Friedrich I. im J. 1180 hier einen Reichstag hielt, ſaß er ſelbſt zur Fehme beim Hauptſtuhle zum Spiegel am Rathhauſe als Stuhlherr zu Gerichte; noch im J. 1377 verweilte Carl IV. hier längere Zeit. Eine merkwürdige, ein und zwanzig monatliche Belagerung von 48 Landesherrn hielt Dortmund in den Jahren 1387 und 88 aus und erkämpfte ſich einen ehrenvollen Frieden. Die Macht und der Flor der Stadt ſtiegen immer höher. Im ſechzehnten Jahrhundert hatte Dortmund gegen 50 Thürme, 4 Baſtionen und dreifache breite Mauern; es zählte 10000 Häuſer und gegen 50000 Einw., und beſaß ſeit 1543 eins der drei Archigymnaſien Weſtphalens. Seinen Hauptflor gab ihm die Hanſe. Es hatte damals große Fabriken in Tuch, Eiſen und Hüten, anſehnliche Bierbrauereien, und war der Stapelplatz zwiſchen Antwerpen und Bremen, wo alle durchgehenden Waaren drei Tage lang zum Verkauf ausgeſtellt werden mußten. Aber von dieſer Höhe ſank es nach und nach herab, wozu innere Unruhen, die allmählige Auflöſung der Hanſe, die Religionskriege im 16. und 17. Jahrhundert, und das Streben der Großen, die Kleinen immer mehr zu beſchränken und ſich zu unterwerfen, als Haupturſachen beitrugen. — In der neueren Zeit war Dortmund 1803 dem Prinzen von Oranien zugetheilt, dann wurde es der Hauptort des bergiſchen Departements der **Ruhr**, und hierauf an **Preußen** gegeben.

Doſſo Doſſi, ein berühmter Maler von Ferrara, ſehr geehrt von dem Herzog Alphons, und von Arioſt in ſeinem Orlando verewigt, deſſen Bild er dagegen meiſterhaft malte. Seine Manier näherte ſich dem Tizian, mit welchem er auch gemeinſchaftlich und in Einem Sinne einige Gemächer des herzoglichen Schloſſes malte. Seine dortigen Bilder ſtellen Bacchanale mit verſchiedenen Spielen von Faunen, Satyrn und Nymphen vor. In andern Bildern ahmte er den Rafael nach. Unter den acht in Dresden befindlichen zeichnet ſich der Disput der vier Kirchenlehrer durch genaue Zeichnung mit eigner Kraft des Colorits, der ganz im Titianiſchen Style iſt, als ein Meiſterwerk aus. Seine Brüder ſind weniger berühmt. Er war geb. 1479, und ſtarb 1560.

Dotationen Napoleons, ſind oder waren vielmehr Schen-

kungen von Staatsgütern, welche Napoleon in den eroberten Provinzen als Antheil an der Kriegsbeute ſeinen Feldherren und Dienſtmannen überließ; ähnlich dem Antheil am Raube, welchen die alten Longobarden-Könige ihren Leuten (Vaſallen) nach Vertheilung des eroberten Landes zuwarfen. Dieſe Dotationen, welche bisweilen mit einem Adelstitel verbunden waren, hatten ſowohl in Hinſicht des Beſitzes als der Vererbung die Natur von Majoraten. Zu ihrer Errichtung gab es eine beſondere, mit den Intendanzen der außerordentlichen Domainen verbundene Staatsbehörde, unter dem Namen des Conseil du sceau des titres. Dieſes ſah darauf, daß Alle, welche von dem Kaiſer Dotationen in fremden Ländern erhalten hatten, dieſe Güter verkauften, und zwar die erſte Hälfte binnen der erſten, und die zweite Hälfte binnen der folgenden zwanzig Jahre, ſo daß in einer Friſt von vierzig Jahren alle dieſe Güter veräußert und entweder in Renten oder in Domainen im Innern des Reichs verwandelt ſeyn mußten. Solchen Donatairs wurden von dem Reichserzkanzler Brevets der Inveſtitur ausgefertigt; die Erben aber mußten binnen drei Monaten nach dem Tode des Donatairs bei dem Conſeil um ein Beſtätigungsbrevet anhalten. Auch konnten von dieſer Behörde mehrere Dotationen deſſelben Beſitzers in eine Maſſe zuſammengeworfen oder durch ſein eigenes Vermögen ergänzt werden, wenn ſie einzeln nicht Einkünfte genug gaben, um ſie zu einem Majorate mit dem Ritter-, Baronen-, Grafen- oder Herzogs-Titel zu erheben. Wurde der General-Procurator des Conſeils von der Erlöſchung der männlichen Descendenz des Titulars eines Majorats, deſſen Dotation ganz oder zum Theil vom Kaiſer herrührte, benachrichtigt, ſo mußte er davon dem Intendanten der kaiſerlichen außerordentlichen Domaine, oder dem Intendanten der kaiſerlichen Privatdomaine Anzeige machen, je nachdem die Güter von jener oder dieſer Domaine hergekommen; worauf die Intendanten ſogleich Beſitz davon ergriffen, um das Heimfallsrecht der Güter an den Schatz zu ſichern. Ein Decret vom 13. Mai 1809 verordnete in den nicht zu dem franzöſiſchen Kaiſerſtaate gehörigen Ländern, wo der Kaiſer ſolche Dotationen zu Majoraten erhoben hatte, beſondere Beamten: Agens conservateurs, welche vorzüglich dahin ſehen mußten, daß der Titular die Majoratsgüter gut verwaltete; und daß ſie, wenn ſich der Heimfall ereignete, in ihrer Integrität und ungeſäumt wieder mit der franzöſiſchen Krone vereinigt wurden. Es iſt übrigens bekannt, wie ſehr dieſe Güter ausgepreßt, und wie viele Summen durch ihre Veräußerung aus den auf ſolche Art von Napoleons Finanzkunſt decimirten Ländern nach Frankreich gezogen wurden. Man denke an die beträchtlichen Dotationen, welche Napoleons Feldherren in dem Herzogthum Warſchau, in dem Königreich Weſtphalen, im Großherzogthum Berg, in Italien, Holland u. ſ. w. erhielten; und an die Mittel, welche die neuen Beſitzer anwandten, um ſie ſo ſchnell als möglich recht theuer zu verkaufen. Nicht ſelten mußte der Landesherr die Güter mit niedergeſchlagenen Hölzern u. ſ. w. für den Preis, den der mächtige Donatair forderte, an ſich kaufen. Schwerlich hatte je ein römiſcher Proconſul ſeine Provinz ſo ſyſtematiſch bis auf den Grund und Boden ausgedrückt.

Douane, Douaniers, werden in Frankreich die Zoll- oder Mauthhäuſer an den Gränzen, und die franzöſiſchen Zoll- oder Mauthbeamten genannt. Während der Kriege Frankreichs mit England in dem langen Zeitraum von 1703 bis 1814, und insbeſondere nach der

Organiſation des berüchtigten Continental-Syſtems ſpielten die franzöſiſchen Douaniers eine bedeutende Rolle, und hatten ſelbſt eine politiſche Wichtigkeit. Sie waren in Brigaden zu 6 Mann getheilt, hatten eine förmliche militairiſche Organiſation, und waren ſcharf bewaffnet. So bewachten ſie in drei Linien die ungeheuren franzöſiſchen Gränzen und die vielen dem franzöſiſchen Reiche einverleibten deutſchen, holländiſchen und italieniſchen Provinzen gegen die Einbringung aller verbotenen Waaren, zu denen nicht bloß die engliſchen, ſondern faſt alle außer dem franzöſiſchen Reiche erzeugten oder verfertigten Waaren gehörten. Außerdem erhoben ſie die Ausgangszölle. Ihre Anzahl gab man im J. 1812 auf 80,000 an, und die Koſten dieſer Douanen-Verwaltung betrugen ſchon 1819 gegen 50 Millionen Franken. Die Härte und Schärfe, mit der das franzöſiſche Zollweſen ausgeführt wurde; die Störungen, die es in faſt alle Lebensverhältniſſe, beſonders in den neuen Provinzen brachte; die Plackereien, welche ſie ſich gegen Reiſende erlaubten, hatte beſonders in den neuen Provinzen die Gemüther auſſerordentlich wider ſie aufgeregt und der Volksingrimm traf daher bei den Bewegungen, welche im Jahr 1813 in Deutſchland und Holland gegen die Franzoſen Statt fanden, zuerſt dieſe Menſchenklaſſe und die Zollhäuſer ſelbſt, welche in Hamburg und Amſterdam gleich zu Anfang niedergeriſſen und verbrannt wurden.

Double, ein Kunſtausdruck beim franzöſiſchen Theater, der den **Stellvertreter** eines für ein gewiſſes Fach angenommenen Schauſpielers bezeichnet. Man verſteht aber darunter keinen **zweiten** Schauſpieler. Dieſe heißen bei ihnen second sujet oder acteur pour les seconds rôles. **Lafon** iſt z. B. jetzt der Double von **Talma**, aber kein second sujet, d. h. wenn **Talma** ſpielt, ſpielt **Lafon** nicht; aber Talma gehören alle erſten Rollen, ſeines Fachs, und **Lafon** übernimmt nur dann dieſelben Rollen, wenn Talma krank, oder abweſend iſt, oder aus andern ſpeciellen Urſachen.

Doublir- oder **Duplirſchritt**, der Doppelſchritt oder Geſchwindſchritt beim Marſchiren der Soldaten. Er iſt weſentlich zu Stürmen, Angriffen, oder zur ſchnellen Entwickelung einer Colonne durch Deployirung oder Maſſe-Aufmarſch beſtimmt, und beſteht darin, daß der Tact viel geſchwinder als bei dem ordinären Schritte iſt, indem im Doublirſchritt 120 Schritte in einer Minute gemacht werden müſſen. Gewinnung des Terrains und entſchloſſenes Vortreten ſind die Seele dieſes Schrittes.

Douche-Bäder, Tropf- oder Gießbäder, ſind verſchiedener Art und beſtehen hauptſächlich in der Hinleitung eines ſtarken und heftig andringenden Waſſerſtrahls oder von einer beträchtlichen Höhe herabfallender Tropfen auf einen Theil des Körpers. Sie haben den Zweck, gewiſſen örtlichen Krankheiten entgegenzuwirken, und ſcheinen mehr durch den heftigen Reiz des mit mechaniſcher Gewalt einwirkenden Waſſers als durch deſſen Beſchaffenheit zu wirken.

Dover, eine kleine engliſche Seeſtadt in der Grafſchaft Kent, mit einem berühmten Hafen, wohin die Paketboote von Calais aus Frankreich nach England abgehen. S. **Calais**.

Dow, auch Douw geſchrieben (Gerard), geboren zu London 1613, Sohn eines Glaſers und Malers. Er machte als Schüler des großen **Rembrand** unter dieſem Meiſter bedeutende Fortſchritte in der ſchönen Vertheilung des Lichts und im kräftigen Colorit, aber

übertraf ihn noch an Fleiß. Man kann nichts Vollendeteres ſehen, als ſeine kleinen Gemälde, die er ſich nach Verhältniß der darauf verwandten Zeit bezahlen ließ. Sie waren ſo niedlich, daß man das Vergrößerungsglas brauchen mußte, um die Arbeit darin genau zu erkennen: aber ſo zart auch ſeine Figuren waren, ſo waren ſie doch voll Leben und Ausdruck, mit friſchem, kräftigen Colorit. Sein Name war ſprichwörtlich geworden; wollte man die Vollkommenheit eines Werkes bezeichnen, ſo ſagte man: „es iſt vollendet wie ein Gerard Dow." Auch die faſt unſichtbaren Details in der Natur überſah er nicht. Man hält ihn für den Erfinder der ſinnreichen Methode, große Gemälde ins Kleine zu reduciren, indem man zwiſchen ſich und das Original einen durch Seidenfäden in Vierecke eingetheilten Rahmen ſtellt und nunmehr die Partien des Gemäldes in eben ſo viele gezogene kleine Vierecke auf die Leinwand überträgt. Um ſeinen Farben mehr Glanz zu verſchaffen, rieb er ſie auf Cryſtall ab und machte ſich ſeinen Pinſel ſelbſt. Gerard Dow ſtarb um das Jahr 1680 und hinterließ ein großes Vermögen, denn ſeine Werke wurden zu hohen Preiſen bezahlt, wie ſie noch jetzt zu den theuerſten der niederländiſchen Schule gehören. Im Jahr 1809 wurde ein kleines Gemälde von ihm für das königl. holländiſche Muſeum mit 17,000 Gulden bezahlt und in der Auction von Peter de Smith in Amſterdam, die im Jahr 1810 Statt hatte, gingen die Gerard Dows mit um theuerſten weg. 5 — 10,000 Gulden war ihr gewöhnlicher Preis. Seine Schüler, Metzü, Schalken und Mieris, ſind ihres Meiſters würdig. Treffliche Meiſter, als Wille, Frigi. ꝛc. haben nach ihm geſtochen.

Doyen (Gabriel Francois), ein verdienſtvoller franzöſiſcher Maler, geboren zu Paris im J. 1726. Er zeigte ſchon früh viel Geſchmack am Zeichnen und wurde in die Schule des Malers Vanloo aufgenommen, ehe er noch das zwölfte Jahr erreicht hatte. Ausgeſtattet mit viel Erfindungsgeiſt übte er ſich frühzeitig in der Compoſition, und gewann in einem Alter von zwanzig Jahren den großen Preis in der Malerei. Von dieſem Augenblicke an bildete ſich zwiſchen Lehrer und Schüler eine Verbindung und Zuneigung, die durch Dankbarkeit und Freundſchaft erhöht wurde. Im J. 1748 ging Doyen nach Rom. Die Werke des Hannibal Carracci ſchienen ganz vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Ganze Tage lang zeichnete und malte er in der Gallerie Farneſe nach den ſchönen Frescogemälden dieſes großen Meiſters. Ein Bewunderer des Pietro di Cortona hatte er die vielleicht einzige Geduld, auf einer Leinwand von 6 — 7 Fuß Höhe den Plafond der berühmten Gallerie des Palaſtes Barberini mit allen Einfaſſungen, Verzierungen und Stukkaturfiguren abzubilden. Alle Maler, die ſich durch einen großen Charakter in der Zeichnung und hohen Ausdruck ausgezeichnet hatten, wie Giulio Romano, Polydor und Michel Angelo wurden nach und nach die Gegenſtände ſeines Studiums und ſeiner Begeiſterung. Von Rom ging er nach Neapel, wo die Werke von Solimene gleichfalls ſeine Aufmerkſamkeit feſſelten. Dann beſuchte er Venedig, Bologna, Parma, Piacenza, und kehrte nach Frankreich über Turin zurück, wo er einige Zeit verweilte. Er blieb in Paris lange Zeit ohne Beſchäftigung. Wenig geſchmeidig von Natur, und ungeſchickt durch Intrigue zu erhalten, was er nur ſeinem Werthe verdanken wollte, ſchloß er ſich ganz in ſeiner Werkſtatt ein, um ſich der Kunſt ausſchließend hinzugeben. Er wählte zum Gegenſtande eines Gemäldes

den Tod der Virginia. Zwei ganze Jahre brachte er mit dem Entwurf und der Ausführung deſſelben zu. Der Erfolg war aber auch vollſtändig; es verſchaffte Doyen die Aufnahme in die Malerakademie im Jahr 1758. Das Gemälde la Peste des ardents für die Kirche von St. Roch erhöhte noch ſeinen Ruf. Um tiefer die Schönheiten zu durchdringen, welche er in dieſes Gemälde übertragen wollte, unterſuchte er die Meiſterſtücke der flamändiſchen Schule. Um ſeinem Werke aber mehr Wahrheit zu geben, ging er in die Hoſpitäler, und beobachtete die Charaktere und Geſichtszüge der Kranken und Sterbenden. Man findet in dieſer großen und reichen Compoſition ſchöne Charakterköpfe, wohl gruppirte und tief gedachte Geſtalten; der Ausdruck des Schmerzes iſt mit großer Wahrheit wiedergegeben, die Farben ſind lebhaft und kräftig; der Anblick der Schönheit in Thränen und reicher Kleidung, mitten unter den Verwüſtungen der Peſt, welche vorzugsweiſe gegen fleiſch- und kinderloſe Körper zu wüthen ſcheint, drückt einen großen Gedanken aus. Dieſes Bild, welches man für Doyen's Meiſterwerk hält, ſchmückt jetzt die Parochialkirche von St. Roch. Vanloo's Tod, der um dieſe Zeit erfolgte, verſchaffte Doyen die Ehre, zu Ausmalung der Kapelle des heil. Gregors bei den Invaliden gewählt zu werden. Doyen fühlte die Schwierigkeit in Oel auf ſteinerne Wände zu malen, welche der Winterfeuchtigkeit inwendig ausgeſetzt waren und die Friſchheit der Farben nicht wohl erhalten konnten. Er that Alles, um dieſe Hinderniſſe zu überwinden, allein das große Werk hätte ihm faſt das Leben gekoſtet. Er hatte das Unglück, von einem Gerüſte durch eine offen gelaſſene Spalte zu fallen; ſeine Schüler hielten ihn für todt, auch hatte er viele Wunden und Quetſchungen und mußte das Bett mehrere Monate hüten; allein kaum fühlte er ſich hergeſtellt, als er ſeine Arbeit mit erneuertem Eifer begann. Er mußte nun, nebſt andern Künſtlern, Gemälde für den Hof verfertigen. Doyen wurde der Triumph der Tethys über die Gewäſſer zu Theil. Sein Gemälde wurde um ſo vorzüglicher gefunden, je weniger die Grazien, womit es der Maler zu verſchönern gewußt, etwas von der Affektation und dem ſchlechten Geſchmacke zeigten, der damals Mode war. Das große Gemälde, der Tod des heiligen Ludwig, das er für den Altar der Kapelle der Militär-Schule malte, iſt auch eine ſeiner ſchönſten Arbeiten, vorzüglich in Hinſicht der trefflichen Anordnung. Im Anfange der Revolution ging er auf Verlangen der Kaiſerin nach Rußland. Er erhielt eine Penſion von 1200 Rubeln nebſt freier Wohnung, und wurde ſogleich zum Profeſſor bei der Malerakademie zu Petersburg nebſt einem mit dieſer Stelle verbundenen beſondern Gehalte beſtimmt. Katharina trug ihm auf, ihre Paläſte zu verſchönern. Nach ihrem Tode erhielt er von Paul I. gleiche Beweiſe der Gunſt. Er erhielt den Auftrag, verſchiedene Plafonds zu malen, unter andern die des großen ſogenannten Georgenſaales, ferner des kaiſerl. Schlafgemachs, der Bibliothek der Eremitage und einer der Gallerien von Paulowsky. Doyen liebte dieſe Art von Malerei ganz vorzüglich, weil ſie ſehr für ſeinen kühnen und feurigen Pinſel paßte. Mit fruchtbarer Erfindungskraft begabt, blieb er auch nicht fremd in andern Gattungen der Malerei; ſo hat er Einiges im Geſchmack von Benedetto und andern frühern Malern geliefert. Er ſtarb zu Petersburg den 5. Juni 1806.

Drache, 1. ein berühmtes Sternbild am nördlichen Himmel, die Fabel ſagt, Juno habe den Drachen, welcher die goldenen Äpfel

der Heſperiden bewacht und welchen Herkules getödtet habe, an den Himmel verſetzt: 2. Der fabelhafte Drache. Von dieſem berüchtigten Ungeheuer geht die Fabel faſt ſo weit hinauf, als die Geſchichte reicht. Man ſchildert ſeine Geſtalt ſo ſchrecklich als möglich, und gab ihm zum Wohnplatze beinahe alle bekannten Länder, inſonderheit aber das damals noch unbekannte Indien und Afrika. Seine Größe gab man nicht leicht unter 20, oft aber auch 70 Ellen an. Von letzterer Art war der Drache, der nach Aelian zu Alexanders des Eroberers Zeiten in Indien lebte, und göttlich verehrt wurde. Füße hatte er nach dieſen Beſchreibungen nicht, ſondern wie Schlangen bewegte er ſich durch Windungen des Körpers fort. Der ganze Körper war mit Schuppen bedeckt und, nach Vielen, der Hals mit einer Mähne geziert. Uebrigens widerſprechen ſich dieſe Erzählungen faſt alle, und nur darin ſtimmen ſie überein, daß der Drache vortreffliche Sinnenwerkzeuge, beſonders ein ſehr ſcharfes Geſicht habe. Ihm wird eine ſolche Stärke beigelegt, daß es ihm eine Kleinigkeit war, einen Elephanten zu erwürgen. Seine Nahrung beſtand im Blute und Fleiſche von allerlei Thieren; auch fraß er verſchiedene Früchte. Das Sonderbarſte iſt, daß deſſen ungeachtet dieſes furchtbare Thier gefangen und zahm gemacht werden konnte, wovon die alten Schriftſteller mancherlei zu erzählen wiſſen. Dieſen Fabeln ſcheint aber dennoch ein wirkliches Thier zum Grunde zu liegen, und wahrſcheinlich iſt dieſes kein anderes, als die große Abgottsſchlange (Boa constrictor), die in Indien und Afrika lebt, und 30 bis 40 Fuß lang wird. Der Drache des Mittelalters iſt ein von dieſem verſchiedenes Geſchöpf der Einbildung. Man ſchreibt ihm vier Löwenfüße, einen langen, dicken Schlangenſchwanz und einen ungeheuren Rachen zu, aus welchem Feuerflammen ſtrömten. In den Ritterzeiten ſpielte dieſer Drache eine Hauptrolle, und gehörte zu den Ungeheuern, welche die bepanzerten Helden zu beſiegen hatten. Dieſe Sagen wurden wahrſcheinlich durch mangelhafte Nachrichten vom Nil-Crocodil, die ohne Zweifel durch die Kreuzzüge nach Europa kamen, und übertriebene und falſche Beſchreibungen unſerer größten inländiſchen Schlangen veranlaßt. 3. Der electriſche Drache. Das Spielwerk der Knaben, welches ſie einen Drachen nennen, hat Anlaß zu einer höchſt wichtigen Erfindung gegeben. Franklin bediente ſich im Jahr 1752 deſſelben zuerſt als eines Leiters, um vermittelſt deſſelben die Electricität der Luft oder der Wolken herabzuziehen, und die Electricität des Gewitters zu beweiſen. Der Drache war von Pappe, wie die gewöhnlichen Drachen, womit Knaben ſpielen, und auf demſelben war eine metallene Spitze befeſtigt. Er ließ ihn an einer hanfenen Schnur, an deren unterſten Enden ein Schlüſſel hing, in die Höhe ſteigen. Um die Schnur, ohne die electriſche Materie abzuleiten, anfaſſen zu können, war unten eine ſeidne Schnur angebracht. Sobald der Drache in der Luft ſchwebte, wurde die electriſche Materie, welche die Spitze aufgenommen hatte, vermöge der Schnur bis zum Schlüſſel geleitet, ſo daß man an demſelben eine Verſtärkungsflaſche laden konnte. Ohne Franklins Entdeckungen erfahren zu haben, ſtellte de Romus in Frankreich ein Jahr ſpäter ähnliche Verſuche an, und brachte mit ſeiner weit größern Geräthſchaft eine ſo beträchtliche Menge Electricität herab, als weder vor noch nach ihm Jemand vermocht hat. Anfangs betrachtete man die electriſchen Drachen bloß als Mittel, die Electricität der Gewitterwolken zu unterſuchen; in den neuern Zeiten fing man aber auch an, durch ſie die

tägliche Luftelectricität zu beobachten. Hierzu nimmt man am ſchicklichſten die papiernen Drachen, vier Fuß lang und etwas über zwei Fuß breit. Einen ſolchen Drachen überzieht man unten mit Firniß, oder tränkt ihn mit geſottenem Leinöl, damit er vom Regen nicht verdorben werde. Die Schnur, worauf das meiſte ankommt, muß ein guter Leiter ſein. Cavallo fand einen unächten, mit dünnem Bindfaden zuſammengedrehten Goldfaden am tauglichſten. Man läßt nun den Drachen in die Höhe ſteigen, zieht die Schnur deſſelben durchs Fenſter in ein Zimmer, bindet eine ſtarke ſeidene Schnur daran, und befeſtigt das Ende deſſelben an einen ſchweren Tiſch, auf welchen ein kleiner iſolirter Conductor geſtellt und mit der ſeidenen Schnur vermittelſt eines Drahtes verbunden wird. Auf einem gläſernen, mit Siegellak überzogenen Stative ſtellt man ein Electrometer ſo neben den Conductor, daß es denſelben berührt. Dieſes Electrometer zeigt nun die Stärke der in der Luft befindlichen Electricität an. Allein noch bequemer zu ſolchen Unterſuchungen und Beobachtungen ſind kleine acroſtatiſche Maſchinen, die man ſtatt der Drachen und mit weniger Abhängigkeit von den Umſtänden, dem Winde rc. aufſteigen läßt.

Drachma, Drachme. Bei den Griechen 1. eine Münze ungefähr 5 Gr. 4⅞ Pf. betragend; hundert machen eine Mine; 2. ein Gewicht, ungefähr ein Quentchen 11⅓ holländiſche Aß betragend. Bei uns ein Apothekergewicht (ſ. d. Art.)

Draco, ein berühmter Archont und Geſetzgeber der Athenienſer, kurz nach Entſtehung ihres Freiſtaats, etwas über 600 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, wurde durch die außerordentliche und faſt beiſpielloſe Strenge ſeiner Geſetze ſehr merkwürdig. Das geringſte Verbrechen, z. B. Fruchtdiebſtahl, ja ſogar Müſſiggang, beſtrafte er eben ſowohl mit dem Tode, als Beraubung der Tempel, Mord und Verrath des Vaterlandes. Man ſagte daher, daß ſeine Geſetze mit Blut geſchrieben wären. Nichts war natürlicher, als daß dieſe Härte die Vollſtreckung derſelben, vorzüglich bei weichender Rohheit und zunehmender Cultur ſeines Volks, hinderte und ſie verhaßt machte. Man trug daher dem Solon auf, neue Geſetze abzufaſſen. (Vergl. Attika.) Die Sage erzählt, daß Draco bei ſeiner Erſcheinung in dem Theater der Inſel Aegina, wohin er ſeine Geſetze gebracht haben ſoll, unter dem jubelnden Zurufe des Volks, welches der Sitte nach Kleider, Mäntel und Hüte über ihn geworfen, erſtickt ſei. Auch ſei er unter dieſem Theater begraben worden.

Dragge, ſ. Dregg.

Dragoman heißt im Orient, beſonders am türkiſchen Hofe, ein Dollmetſcher. Der Dragoman der Pforte, der in Dienſten des Hofs ſteht, und durch welchen der Großſultan die Eröffnungen der chriſtlichen Geſandten empfängt, iſt jederzeit ein Chriſt von griechiſcher Nation, und gelangt öfters zu der Stelle eines Fürſten der Moldau und Wallachei.

Dragoner, eine Art leichter Cavallerie, zuerſt bei den Franzoſen gewöhnlich, deren eigentliche Beſtimmung es iſt, ſowohl in als außer der Linie, geſchloſſen oder einzeln, zu Pferde, oder wo es nöthig, auch zu Fuß zu fechten (reitende Infanterie) Hiernach ſind auch ihre Waffen eingerichtet. Sie haben Pferde von mittlerer Race. In frühern Zeiten nannte man ſie Arquebuſierreiter oder Reiterſchützen. Den Namen Dragons erhielten ſie wahrſcheinlich durch Vergleichung mit Drachen. Da ſie faſt nirgends mehr zum Infanteriedienſt gebraucht werden, ſo ſind ſie jetzt eigentlich eine Gat-

tung Cavallerie, bei der man die für die Huſaren zu ſchweren und die Cuiraſſiere zu leichten Pferde braucht. Von ihnen kommen die Dragonaden (Dragonerbekehrungen) her, d. h. Bekehrungen, welche mit Kriegsgewalt erzwungen werden ſollen, Zwangsbekehrungen. Ludwig XIV. ſchickte nämlich in dieſer Abſicht (1684) Dragoner in die Cevennen, um durch ſie die Hugonotten zu züchtigen.

Draht, Drahtzieherkunſt. Die Kunſt, aus Metallen dünne Fäden zu machen, die man Draht nennt, iſt ſehr alt. Aber der Draht wurde damals geſchmiedet. Kleidungsſtücke, z. B. Panzer, Damen- und Weiberröcke, aus feinem Gold- und Silberdraht, und Treſſen waren in dem griechiſchen und römiſchen Alterthume etwas nicht ungewöhnliches. Drahtſchmiede, die den Draht mit dem Hammer ſtrecken oder verlängern, gab es ſchon im Anfange des 14ten Jahrhunderts in Nürnberg. Die eigentliche Drahtzieherkunſt aber, oder die Kunſt, den Draht ſo lang und dünn als möglich, wie auch in beſtändig gleicher Rundung und Dicke auszudehnen, ſoll von einem Nürnberger, Namens Rudolph, zwiſchen 1360 und 1400 erfunden worden ſeyn, deſſen Erfindung durch ſeinen Sohn, der ſich, um ſeines Vaters Hitze zu entgehen, durch die Flucht rettete, verrathen wurde. Erſterer machte nämlich Ziehplatten, d. i. gegoſſene Stahlplatten, die einen halben Schuh lang, über einen Zoll breit und mit größern und kleinern trichterförmigen Löchern verſehen ſind, durch welche die Zainen, d. i. lange, dünne und runde Stänglein von Metall, vermittelſt eines Räderwerks und einer Zange, erſt durch die größern, dann aber durch immer kleinere Löcher hindurchgezogen werden. Die ſchwächere und feinere Arbeit des Gold- und Silberdrahts wurde wahrſcheinlich zuletzt erfunden; die gröbere Arbeit war wohl ſchon von Rudolph, auch in Augsburg, bekannt. Der große Drahtzug, welcher vom Waſſer getrieben wird, iſt wahrſcheinlich zu Nürnberg ſchon vor 1400 erfunden worden. Das Drahtzieherhandwerk exiſtirte ſchon 1370 zu Nürnberg, ſo daß man von Gold, Silber, Kupfer und Meſſing Draht gezogen, nur daß die damaligen Fabrikanten den Draht nicht anders als grob und maſſiv zu ziehen wußten. Ihn geſchmeidig und ſo dünn zu ziehen, daß er hätte geſponnen oder zu andern feinen Manufacturarbeiten angewendet werden können, verſtand man damals noch nicht, bis Andreas Schulz 1545 die Kunſt des Gold- und Silberdrahtziehens nach Augsburg, und im J. 1570 ein Franzoſe, Antoine Fournier, die Kunſt des feinen Drahtziehens zuerſt nach Nürnberg brachte und den Drahtzug verbeſſerte. Indeß hat erſt 1592 Friedrich Hegelsheimer, Held genannt, Bürger zu Nürnberg, den damals in Italien und Frankreich allein gefertigten Gold- und Silberdraht in der vollkommenen Eigenſchaft, wie er zum Spinnen und Wirken gebraucht werden kann, gearbeitet; er brachte ſeine Fabrikanten dazu aus Frankreich, und erhielt von dem Magiſtrat zu Nürnberg für ſeine feineren Arbeiten, ſpäter (1608) auch vom Kaiſer Rudolph II für die kupferne verſilberte und vergoldete oder lioniſche Drahtarbeit ein Privilegium, welches nachher verlängert wurde. Auch die Kunſt, den Draht zu platten, d. i. Lahn daraus zu machen, welches geſchieht, indem der Draht durch zwei genau an einander ſchließende Walzen hindurchgelaſſen wird, war früh in Nürnberg bekannt. Die Franzoſen ſchrieben die Kunſt, den Eiſendraht (fein) zu ziehen, ihrem Landsmanne Richard Archal zu, von welchem er auch in der franzöſiſchen Sprache den Namen hat. Auch hält Herr von Murr die Vergoldung des Silberdrahts für eine im 15ten Jahrhundert gemachte franzöſiſche

Erfindung. In England wurde noch um 1565 aller Draht durch bloße Handearbeit verfertigt; die erſte Drahtzieherei ſoll gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts von Ausländern, die erſte Eiſendrahtmühle von Gottfried Vor, einem Deutſchen, ſchon 1500 in England angelegt worden ſein. Die bedeutendſten Drahtziehereien in Deutſchland befinden ſich in Altena in der (preuß.) Grafſchaft Mark (Provinz Weſtphalen), Iſerlohn und den benachbarten Orten.

Draiſſine, eine vom Forſtmeiſter Hrn. v. Drais zu Manheim im J. 1817 erfundene Fahrmaſchine; daher ihr Name. Sie beſteht aus zwei hinter einander ſtehenden Rädern, welche ein Geſtell mit einander verbindet, auf deſſen obern Steg ein Sitz in Form eines Sattels angebracht iſt. Vor dem Sattel iſt in einer Höhe von ungefähr ¾ Elle ein Bügel befindlich, auf dem beim Fahren die Arme ruhen; und vor dieſem gehet von dem vordern Rade ein mit einem Querſtabe verſehener Schenkel in die Höhe, wodurch die Fahrmaſchine, da das vordere Rad, wie bei allen Wagengeſtellen, beweglich iſt, gelenkt wird, je nachdem man den Stab rechts oder links wendet. Will man die Draiſſine nun zum Fahren gebrauchen, ſo ſetzt man ſich auf den Sattel und ſchiebt, indem man mit einem Fuße um den andern auf den Erdboden auftritt, die Maſchine fort. Dabei muß man aber zwei Dinge ſehr in ſeiner Gewalt haben, einmal eine gute Balance, und dann eine gute Fertigkeit im Lenken. Wer einmal dieſe beiden Haupterforderniſſe ſich zu eigen gemacht hat, ſoll in einer Stunde bequem eine deutſche Meile (jedoch auf gutem ebnen Wege) zurücklegen können. Der Erfinder verfügte ſich 1818 mit ſeiner Maſchine nach Paris, wo er damit großen Beifall einärndtete. Die Franzoſen nannten ſie Velocipède. In England hat ihr Verbeſſerer, Knight, ein Patent darüber erhalten.

Drake (Francis). Dieſer große engliſche Seemann wurde geboren zu Taviſtock in Devonſhire im J. 1545. Sein Vater übergab ihn, damit er das Gewerbe eines Seemanns erlernen möchte, dem Patron einer Barke, welche längs der Küſte fuhr und zuweilen Waaren nach Irland und Frankreich überführte. Drake gewann die Liebe ſeines Herrn in dem Grade, daß dieſer ihm bei ſeinem Tode ſein Fahrzeug vermachte. Ein Verwandter von ihm, Sir John Hawkins, intereſſirte ſich ſehr für ihn, und ließ ihm ordentlichen Unterricht ertheilen. Im 18ten Jahre wurden Drake'n einzelne Geſchäfte auf einem Schiffe anvertraut, welches nach Biscaya Handel trieb; im 20ſten machte er eine Reiſe nach der Küſte von Guinea, und im 22ſten erhielt er den Oberbefehl eines Schiffs und benahm ſich in dem unglücklichen Gefechte, welches Sir John Hawkins gegen die Spanier in dem Hafen von Vera-Crux zu beſtehen hatte, mit vieler Tapferkeit; allein er verlor dabei auch alles, was er beſaß. Er faßte nun einen ſolchen Haß gegen die Spanier, daß er bloß auf Mittel dachte, ihnen allen möglichen Schaden zuzufügen. Kaum hatte er dieſe Abſicht in England merken laſſen, als ſich eine Menge Abentheurer an ihn anſchloß. Er bewirkte nun zwei Unternehmungen nach Weſtindien, vermied jedoch noch mit den Spaniern zuſammenzutreffen; der Erfolg ſeiner Reiſe war indeß der, daß er nicht nur die Schiffseigenthümer vollkommen befriedigte, ſondern auch einen ſolchen Ruf erwarb, daß er ſeinen bedeutendern Plan ausführen konnte. Im J. 1672 lief er mit zwei Schiffen aus, wovon das eine von ſeinem Bruder befehligt wurde, und griff die Städte Nombre de Dios und Venta-Cruz, auf der öſtlichen Küſte der Erdenge von Panama gelegen, an, nahm ſie mit Sturm und machte dabei eine

anſehnliche Beute. Nach der Rückkehr von dieſer Unternehmung machte er von den dabei erworbenen Reichthümern einen edlen Gebrauch, indem er drei große Fregatten auf ſeine Koſten ausrüſtete, mit denen er als Freiwilliger in Irland unter den Befehlen des Grafen Eſſex, des Bruders des durch ſein Unglück allgemein bekannten Eſſex, diente. Beim Tode dieſes ſeines Beſchützers kehrte er nach England zurück. Sir Chriſtoph Hatton, Vicekammerherr und Rath der Königin Eliſabeth, ſtellte ihn dieſer Fürſtin vor, der Drake ſeinen Plan vorlegte, durch die Magellaniſche Meerenge in die Südſee zu dringen, um hier die Spanier anzugreifen. Die Königin gab ihm die Mittel, eine Flotte von fünf Schiffen für dieſen Zweck auszurüſten. Drake ging nach Plymouth den 13. Nov. 1577 ab, und kam in die magellaniſche Meerenge den 20. Aug. 1578; den 6. Nov. gelangte er an den Ausgang, und wurde den Tag darauf von einem Sturme überfallen, der ihn nach Süden zu ſteuern zwang. Als er an das Ende der Meerenge zurückgekommen war, legte er der Bay, wo er ankerte, den Namen Parting of friends (Trennung der Freunde) bei, weil er, als er ſie verließ, von einem ſeiner Schiffe getrennt wurde. Neue Windſtöße trieben ihn abermals nach Süden. Er befand ſich nun zwiſchen den Inſeln, welche die Geographen auf den Charten neuerer Zeit zweihundert Stunden weſtlich von Amerika bemerkt haben, von denen aber Fleurieu bewieſen, daß ſie eins ſind mit den zahlreichen, noch itzt wenig bekannten Inſeln, welche den ſüdweſtlichen Theil des Archipels des Feuerlandes ausmachen, und gezeigt, daß Drake damals das Cap Horn geſehen hatte, eine Entdeckung, deren Ehre ihm auch hätte bleiben ſollen. Den 20. Nov. kam Drake im Angeſicht der Inſel Mocha ſüdlich von Chili an, wo er einen Sammelplatz für ſeine Flotte beſtimmt hatte. Da er keines ſeiner Schiffe eintreffen ſah, ſetzte er ſeinen Lauf nach Norden fort, längs der Küſten von Chili und Peru, indem er jede Gelegenheit wahrnahm, ſich der ſpaniſchen Schiffe zu bemächtigen und Landungen zu machen. Da ſeine Mannſchaft einigermaßen beuteſatt war, folgte er der Küſte von Nordamerika bis zum 48ſten Grade nördlicher Breite, weil er hoffte, eine Durchfahrt in den atlantiſchen Ocean zu finden. Getäuſcht in ſeiner Erwartung und durch die Kälte genöthigt, bis zum 38ſten Gr. zurückzugehen, gab er dem Platze, wo er ſeine Schiffe ausbeſſerte, den Namen Neu-England, und nahm Beſitz davon im Namen der Königin Eliſabeth. Den 29. Sept. 1579 richtete er ſeinen Lauf nach den Molucken. Den 13. Oct. traf er auf Inſeln, bewohnt von den wildeſten Menſchen, die er noch geſehen hatte, und ankerte den 4. Nov. zu Ternate. Faſt wäre er bei Celebes untergegangen. Bei ſeiner Abreiſe von Sumatra wollte er nach Malacca gehen, allein Umſtände zwangen ihn, nach England zurückzukehren. Den 3. Nov. 1580 lief er zu Plymouth ein. Am 4. Apr. 1581 kam Eliſabeth ſelbſt auf der Themſe nach Deptford, wo Drake's Schiff vor Anker lag, ſpeiſete bei ihm am Bord, ſchlug ihn zum Ritter und billigte Alles, was er gethan hatte. Im J. 1585 beunruhigte Drake die Spanier von Neuem auf den Inſeln des Cap Verd und in Oſtindien. Zwei Jahre nachher befehligte er eine Flotte von 30 Segeln, die im Hafen von Cadix eine Abtheilung der berühmten Armada verbrannte, und 1588 wurde er Viceadmiral unter Lord Effingham, dem Großadmiral von England, um ſich dem Angriffe der ſpaniſchen Flotte entgegenzuſtellen. Eine reich beladene Gallione ergab ſich ihm auf die bloße Nennung ſeines Namens, und bei der

Verfolgung des geſchlagenen Feindes zeichnete ſich Drake abermals ſehr aus. Im folgenden Jahr erhielt er den Befehl derjenigen Flotte, welche Don Antonio wieder auf den Thron von Portugal ſetzen ſollte. Allein dieſes Unternehmen ſcheiterte wegen des Mißverſtändniſſes zwiſchen Drake und dem Generale der Landtruppen. Der Krieg mit Spanien dauerte fort; Drake und Hawkins ſchlugen der Eliſabeth eine neue Unternehmung gegen die Spanier in Weſtindien vor, welche alle vorhergehenden verdunkeln ſollte. Sie wollten ſogar einen Theil der Koſten tragen, und die Königin lieferte die Schiffe. Man erreichte jedoch damit nicht ganz den Zweck. Den 12. Nov. 1595, den Todestag von Sir John Hawkins, wurde Drake's Schiff beim Abſegeln vom Fort von Porto Rico von einer Kanonenkugel durchbohrt, welche den Stuhl mitnahm, worauf Drake ſaß, ohne ihm Schaden zu thun. Den andern Tag wurden die ſpaniſchen Schiffe vor Porto Rico mit Ungeſtüm angegriffen, allein ohne Erfolg. Hierauf ſegelte er nach dem feſten Lande, nahm und verbrannte Rio de la Hacha und Nombre de Dios. Als er aber einige Tage nachher eine Expedition gegen Panama geſandt hatte, welche ganz verunglückte, wurde er darüber ſo mißmuthig, daß er in ein ſchleichendes Fieber verfiel, welches ſeinem Leben den 30. Dec. 1596 ein Ende machte. Unter den ehrenvollen Anwendungen ſeines Vermögens muß erwähnt werden, die Erbauung einer Waſſerleitung von 20 engl. Meilen, die er im J. 1581 ausführen ließ, um Plymouth mit Waſſer zu verſorgen. Eine der in der Folge ſo wichtigen Früchte ſeiner Reiſe war die, daß er den Erdäpfelbau in Europa veranlaßte; denn er brachte dieſe Frucht zuerſt mit. Die erſte Beſchreibung dieſer Reiſe wurde verfaßt von Franz Pretty, der unter Drake diente. Sie erſchien unter dem Titel: The famous Voyage of Sir Francis Drake into the south Sea and hence about the whole globe of the Earth, London 1600 in 12mo. Später iſt die Unternehmung öfter beſchrieben worden.

Drakenborch (Arnold), ein berühmter holländiſcher Philolog. Er war 1684 zu Utrecht geboren, beſuchte die Gymnaſien ſeiner Vaterſtadt und zu Lingen, begann 1699 zu Utrecht ſeine akademiſchen Studien, welche der Rechtsgelehrſamkeit gewidmet waren, und ward 1707 Doctor der Rechte. Nachdem er noch ein Jahr in Leiden ſtudirt und eine Reiſe nach Frankreich gemacht hatte, erhielt er bei ſeiner Rückkehr nach Utrecht 1716 die Profeſſur der Geſchichte und Beredſamkeit am daſigen Gymnaſium, welche ſein ehemaliger Lehrer, Peter Burmann, bekleidet hatte, und im J. 1740 auch das Bibliothecariat. In dieſen Aemtern und Würden ſtarb er 1747. Außer einer Abhandlung de praefectis urbi (Utrecht 1700. 4. und Bayreuth, mit dem Leben des Verfaſſers von Kapp 1787, 8. wiederum herausgegeben) und einigen andern, lieferte er Ausgaben des Livius (Leiden 1738 — 46. 7 Bde. in 4.) und Silius Italicus (Utrecht 1717), welche von Seiten der ſorgfältigſten und genaueſten Kritik und der tiefſten Sprachkunde, weniger von Seiten des Geſchmacks, allgemeines Lob erhalten haben. A — s.

Drama, dramatiſch, Dramolet. Das griechiſche Wort Drama bedeutet Handlung; gewöhnlich aber nimmt man es für gleichbedeutend mit Schauſpiel. Sehen wir, ob die Entwickelung des Begriffs Handlung hiezu wohl einen rechtfertigenden Grund an die Hand gebe. Handlungen ſind freie Kraftäußerungen vernünftiger und ſinnlich begehrender Weſen, um durch Anwendung der gehörigen Mit-

tel einen Zweck zu erreichen. Will man ſie darſtellen, ſo kann es nur geſchehen durch Entwickelung der Motive und der Reihe von Veränderungen, welche zwiſchen dem Moment des Entſchluſſes und dem Moment der Ausführung liegen. Indem man die einzelnen Momente der Entwickelung durch die ganze Zeitreihe hindurch verfolgt, und ſie darſtellt, wie ſie ſich ſelbſt aus einander erzeugen, entſteht unbezweifelt eine größere Vergegenwärtigung, welche jedoch noch höhere Grade zuläßt, indem das Vergegenwärtigte noch nicht das Gegenwärtige ſelbſt iſt. Vergegenwärtigen kann man auch in der Erzählung. Stellt man nun aber eine Handlung in ihrer ſucceſſiven Entwickelung mit ihren Motiven und Veränderungen von dem Moment des Entſchluſſes bis zur Erreichung des Zweckes als gegenwärtig ſich ereignend dar, oder einen Gegenſtand überhaupt in ſeiner unmittelbaren Entwickelung und Wirkung; ſo iſt eine ſolche Darſtellung dramatiſch, gleichviel, in welcher Form man dargeſtellt habe. Göthe's Werther iſt ein wirkliches Drama, und jede Darſtellung, die in allen Punkten das Werden zeigt, immer entwickelt, immer im Fortſchreiten begriffen iſt, iſt dramatiſch; und welcher Dichter iſt wohl überall, auch außer der Sphäre des Schauſpiels, dramatiſcher als Göthe! Nur muß man freilich nicht meinen, nur da ſey Handlung, wo, wie Leſſing ſich ausdrückt, der Froſch ſich die Maus ans Bein bindet und mit ihr umherſpringt. Nicht jede Handlung äußert ſich auch in einem äußern Ereigniſſe, denn das Handeln geht von innen aus, und es gibt eine Handlung der Seele, bei welcher die herausgehenden Veränderungen nur Veränderungen des Seelenzuſtandes ſind. Hier treten ſie freilich nicht ſo laut hervor, als wo ſich auch die äußern Zuſtände verändern, und wo die bewirkten Erſcheinungen äußere Ereigniſſe ſind. Sollen nun Handlungen als gegenwärtig ſich ereignend dargeſtellt werden, ſo kann es nicht anders geſchehen, als durch die handelnden Perſonen ſelbſt, oder Repräſentanten derſelben, welche ihren Willen, ihre Geſinnungen und Zuſtände durch Rede offenbaren, und gleichſam ſelbſt ſchildern. Daher die dialogiſche Form, wodurch jedoch allein noch kein Drama entſteht, wie manche geglaubt haben, weil der bloße Dialog, wenn er z. B. unterſuchend iſt, etwas Retardirendes haben kann, da hingegen bei Darſtellung einer Handlung ein beſtändiges Vorwärtsſtreben, eine lebendige Bewegung in dem Gedankengange und eine Spannung auf den Ausgang Statt finden muß. Wo dieſes daher ſich in einem Dialog findet, da nennen wir auch ihn dramatiſch, wie z. B. die meiſten Platoniſchen oder Klingers dialogiſches Meiſterſtück, der Weltmann und der Dichter. Bei Darſtellung einer Handlung bilden ſich Gedanken durch Entſchlüſſe zu Thaten aus; die Entſchlüſſe ſetzen Situationen, wodurch ſie bewirkt werden, voraus, dieſe machen auf den Erfolg, und mehrere Erfolge auf einen Punkt der Beruhigung begierig. Daher eben jenes Vorwärtsſtrebende, lebendig ſich Bewegende, Spannende. Daher überhaupt der ſo große Reiz der dramatiſchen Poeſie. „Sie weckt," ſagt A. W. Schlegel, „Thätigkeit, welche der wahre Genuß des Lebens, ja das Leben ſelbſt iſt. Wir ſehen handeln, und zwar den höchſten Gegenſtand menſchlicher Thätigkeit, den Menſchen. Wir ſehen Menſchen in freundlichem oder feindlichem Verkehr als verſtändige und ſittliche Weſen durch ihre Meinungen, Geſinnungen und Leidenſchaften auf einander einwirken, und ihre Verhältniſſe gegenſeitig entſcheidend beſtimmen." Wir ſehen handeln, denn es iſt nach dem Obigen offenbar, daß in der Darſtellung einer Handlung

durch Geſpräche die Anforderung des Theaters als der vollſtändigſten Vergegenwärtigung liege, und deshalb nun iſt Drama im engern Sinne gleichbedeutend mit Schauſpiel, welches durch ſeinen bloßen Namen das gar nicht verräth, was es eigentlich iſt. Wollen wir nun aber Drama im engern Sinne beſtimmt erklären, ſo werden wir ſagen, es ſey poetiſche Darſtellung einer menſchlichen Handlung als gegenwärtig ſich ereignend, — mithin der Dialog der handelnden Perſonen ſelbſt, welche zur vollkommenſten Vergegenwärtigung von andern Perſonen repräſentirt werden ſoll im — Schauſpiel. Es ſcheint beſtimmt, auf der Bühne vorgeſtellt zu werden. Alle Anforderungen, die ſich an ein ſolches Werk der Poeſie machen laſſen, können aus dieſer Erklärung abgeleitet werden. Indeſſen haben uns die neuen Dichter gelehrt, ein dramatiſches und theatraliſches Gedicht zu unterſcheiden, ſo daß man, wo man auf das erſte Beiwort ſtößt, beinahe den Gedanken an das letztere ausſchließen und glauben möchte, das Product ſey nicht für die theatraliſche Vorſtellung geeignet. Es fragt ſich, in wiefern iſt ein dramatiſches Product nicht zur theatraliſchen Darſtellung geeignet, und wie verhält ſich dieſes zu einem dramatiſchen und poetiſchen Werke überhaupt? Wir verſparen aber dieſe umſtändliche Erörterung auf den Artikel Schauſpiel, welchem der Artikel Handlung zur Einleitung dienen wird. Kleine Dramen mit wenigerer Verwickelung nennt man Dramolets. dd.

Dramaturgie nennt man die Wiſſenſchaft, welche die Regeln der Kunſt enthält, ein Drama zu dichten (verſteht ſich, ſo weit ſich dies überhaupt auf Regeln bringen läßt) und auf der Bühne darzuſtellen. Sie umfaßt alſo eigentlich die ganze Poetik des Drama und die ganze Schauſpielkunſt. In dieſem Umfange beſitzen wir aber noch kein Werk unter dieſem Titel, und diejenigen, welche wir unter dieſem Titel beſitzen, heißen richtiger Didaskalien. Der Erſte, der ein ſolches Werk herausgab, war Leſſing, den man bei Errichtung einer neuen Bühne im J. 1767 nach Hamburg berufen hatte, um durch ſeine Einſicht die dramatiſche und theatraliſche Kunſt Deutſchlands zu fördern. Daß und wie er dies gethan, iſt uns allen noch in dankbarer Erinnerung. Er brach in ſeiner hamburgiſchen Dramaturgie die Bahn zur tiefern dramatiſchen Kritik, erlöſete uns von den Geſchmacksfeſſeln der Franzoſen, öffnete den wahren Sinn für die Muſter der Alten und Shakeſpeare's, und legte einen Schatz der reichhaltigſten Bemerkungen über theatraliſche Kunſt darin nieder. Beleidigte Eitelkeit einiger Schauſpieler war die Urſache, warum er über theatraliſche Kunſt bald ſchwieg; ſeine Betrachtungen über das Feuer des Schauſpielers und über die Kunſt, Sentenzen zu recitiren, zeigen, wie viel wir dadurch verloren haben. Das Dramaturgiſche Etwas, welches Bode und Claudius 1774 zu Hamburg herausgaben, reicht zwar eben ſo wenig, als Schinks dramaturgiſche Blätter an Leſſing's Werk; doch verdienen beide genannt zu werden. Ein Meiſterwerk gab uns die neuere Zeit in A. W. Schlegels Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur (Heidelb. 1809).

Draper (Eliſabeth), ſ. Sterne.

Draperie (von Drap, Tuch, in technologiſcher Hinſicht, Tuchhandel, Tuchmanufactur) bedeutet vorzüglich in den bildenden Künſten 1. im weitern Sinne, jede Anordnung oder Darſtellung von Gewändern, Stoffen und Zeugen, welche zum Putz oder zur Verzierung eines Gegenſtandes dienen, z. B. Draperie an Vorhängen zur Ver-

ſchönerung eines Locals. Dieſe Verzierung beruht vorzüglich auf dem leichten und mannichfaltigen Faltenwurf (charakteriſirende Draperie, d. i. Nachahmung der verſchiedenen Stoffe); und 2. im engern Sinne, vorzüglich in der Mahlerei, Bekleidung einer Figur. Den Figuren ſolche Gewänder oder den Stoffen jene Anordnung geben, heißt draPiren. Ein kunſtmäßig ſchönes Gewand iſt eine der ſchwerſten Aufgaben der Kunſt, die nur wenige Bildhauer und Mahler glücklich gelöſt haben. Was dazu erfordert werde, darüber ſ. Gewand. dd.

Drebbel (Cornelius), ein berühmter Phyſiker und Mechaniker, geboren zu Alkmar in Nordholland 1572. Obwohl dem Stande nach ein bloßer Landmann, beſaß er doch viel Beobachtungsgeiſt und ein Vermögen, das ihn bei ſeinen mechaniſchen und optiſchen Verſuchen hinlänglich unterſtützte. In kurzem wurde er ſo bekannt, daß ihm der deutſche Kaiſer, Ferdinand II., den Unterricht ſeiner Prinzen übertrug, und ihn zum kaiſerlichen Rathe ernannte. In den böhmiſchen Unruhen 1620 nahmen ihn die Truppen des Churfürſten Friedrich V. von der Pfalz gefangen und beraubten ihn ſeines ganzen Vermögens; doch ward er auf die hohe Fürbitte wieder frei gegeben und an den Hof des Königs Jacob I. von England, welcher des Churfürſten Schwiegervater war und im Umgange mit Gelehrten ſich ſehr gefiel, geſchickt. Seit dieſer Zeit lebte er in ſteter Beſchäftigung mit ſeiner Wiſſenſchaft zu London, wo er im Jahre 1634 ſtarb. Die Nachrichten, welche ſeine Zeitgenoſſen von ſeinen Verſuchen geben, ſind wegen des Wunderglaubens jener Zeit theils nicht völlig zuverläſſig (ſo ſoll er ein Schiff verfertigt haben, auf welchem er unter dem Waſſer auf der Themſe zwei Meilen weit, von Weſtminſter bis Greenwich, fuhr), theils gränzen ſie ans Fabelhafte (z. B. die Erzählung von den Maſchinen, durch welche er eine Kälte, die der des Winters gleich geweſen ſey, hervorgebracht habe u. ſ. w.). Gewiß iſt es, daß er in der Mechanik und Optik für die damalige Zeit große Kenntniſſe beſaß, und mehrere mathematiſche Inſtrumente erfand, unter andern das zuſammengeſetzte Mikroſkop, (ein Mittelding zwiſchen Teleſkop und Mikroſkop, gewiſſermaßen ein Megaloſkop), und das Thermometer (gegen 1630), welches nach ihm Hallay, Fahrenheit und Reaumur vervollkommneten. Die Erfindung des Teleſkops, welches ihm Einige ebenfalls beilegen, iſt wahrſcheinlich früher, und dem Zacharias Janſon um 1590 zuzuſchreiben. Von Schriften hat er hinterlaſſen: Tractatus de natura elementorum et quinta essentia, von Johann Ernſt Burggrav herausgegeben zu Leiden 1608. 8. und mehrmals (deutſch, Hamburg 1619. 8. Leipzig, 1725; holländiſch, Rotterdam, 1702). Epistola de machina astronomica perpetuo mobili, von Joach. Morſius herausgegeben zu Leiden 1620. Ein deutſcher Brief an Kaiſer Rudolph II., in welchem er ein Inſtrument beſchreibt, welches er Machinam Musicam perpetuo mobilem nannte, in Harsdörffers deliciis physicomathemat. T. II. p. 4[illegible]. s.

Drechſeln, Drechslerkunſt, iſt die Kunſt, härteren Körpern von verſchiedener Materie, als z. B. Holz, Knochen, Horn, Elfenbein und Metallen, verſchiedene, vorzüglich runde Figuren und künſtliche Geſtalten auf der Dreh- oder Drechſelbank vermöge mancherlei Dreheiſen zu ertheilen. Der Name aber kommt von Drehen, indem hierbei der bearbeitete Körper zwiſchen den Spitzen der Reißſtöcke vermöge einer Schnur den Dreheiſen in der Runde entgegen gedreht wird. Doch gibt es auch noch eine Art zu drehen, welche Paſſigdrehen oder Kunſtdrehen genannt wird, bei welchem,

vermittelſt einer beſonders dazu eingerichteten Drehbank, die abzudrehende Sache nicht allein in der Runde herumgedreht, ſondern auch zugleich hin und her geſchoben wird, wodurch nicht blos Kreislinien, ſondern auch verſchiedene ovale, eckige und andere Formen entſtehen. Das Drechſeln auf der Drechſelbank iſt eine ſehr alte Beſchäftigung. Zuerſt drechſelte man wahrſcheinlich nur glatte Kugeln und Säulen, und fing erſt ſpäter an hohl zu drehen, und vorzüglich Trinkgefäße und Becher zu fertigen. Auch iſt das Drechſeln auf der Drechſelbank ſchon von Alters her als eine der Geſundheit heilſame und ſehr angenehme Beſchäftigung ſelbſt von Fürſten und großen Männern, ſo wie vorzüglich von denjenigen, welche durch geiſtige Anſtrengung oder ſitzende Lebensart geſchwächt worden ſind, oder als ein nützlicher Zeitvertreib geübt und fleißig betrieben worden. Die Dreh- oder Drechſelbank iſt in der neuern Zeit vielfältig verbeſſert worden. Etwa ſeit 1780 iſt die einfache Dreharbeit mit der Auflage, welche auch beweglich gemacht werden kann, im Gebrauche.

Dregg, eine Art Schiffanker mit vier Haken und an einem Taue befeſtigt, welche man in den Grund wirft, um etwas verloren gegangenes, z. B. eine Tonne, eine Kiſte, wieder aufzubringen.

Dreidecker werden Schiffe genannt, welche drei Verdecke haben und drei Reihen Kanonen über einander führen. Sie gehören zu den Linienſchiffen vom erſten Range.

Dreieck, Triangel (Triangulum), wird in der Geometrie diejenige geſchloſſene Figur genannt, die aus drei Linien gebildet wird; ſind dieſe Linien gerade, ſo geben ſie ein geradliniges Dreieck, ſind ſie gebogen, ein krummliniges, (worunter jedoch faſt immer nur ein ſphäriſches, d. h. ein, auf der Oberfläche einer Kugel, durch Bogen größter Kreiſe derſelben, gebildetes verſtanden wird), ſind ſie aus beiden vermiſcht, ein gemiſchtliniges. Man betrachtet dann noch beſonders die Dreiecke in Hinſicht ihrer Seiten, ob dieſe von gleicher Länge ſind (gleichſeitiges Dreieck), oder nur zwei von einerlei Länge (gleichſchenkliges Dreieck, oder alle Seiten ungleiche Länge haben (ungleichſeitiges Dreieck). In Hinſicht der Winkel gibt es rechtwinkliche Dreiecke, die einen rechten Winkel haben, ſtumpfwinkliche Dreiecke, die einen ſtumpfen Winkel haben, und ſpitzwinkliche Dreiecke, die drei ſpitzige Winkel haben.

Dreieinigkeit, in der chriſtlichen Glaubenslehre die Eigenſchaft des göttlichen Weſens, nach welcher es zwar nur ein einziges Weſen ſeyn, aber aus drei Perſonen beſtehen ſoll. Dieſer Ausdruck wurde erſt im 4ten Jahrhundert nach Chr. Geb. in die chriſtliche Glaubenslehre aufgenommen. Vergl. den Art. Antitrinitarier.

Dreiklang, Trias, eigentlich jeder aus drei verſchiedenen Intervallen beſtehende Accord, dann und im engern Sinne der vollkommen conſonirende Dreiklang, d. h. derjenige, welcher aus den vollkommenſten Conſonanzen (1, 3, 5) beſteht; daher auch harmoniſcher Dreiklang genannt. Im vierſtimmigen Satze wird die 5 und 8 verdoppelt. Er iſt 1. groß oder hart (Duraccord), 2. klein oder weich (Mollaccord). Uneigentliche Dreiklänge nennt man die diſſonirenden. Hierher gehört 1. der verminderte; und zwar a) der ſogenannte weichverminderte (beſtehend aus 1, 3b, 5b, d. i. Grundton, kleiner Terz und kleiner oder falſcher Quinte), b) der hartverminderte (beſtehend aus 1, 3* und 5b, Grundton, großer Terz, kleiner Quinte, z. B. h, cis, f) und 2. der ſogenannte über-

mäßige Dreiklang, aus 1, 3* und 5*, Grundton, großer Terz und großer Quinte beſtehend (z. B. c, e, gis).

Dreißigjähriger Krieg. Die entfernten Urſachen dieſes Krieges, welcher dreißig Jahre hindurch (von 1618 bis 1648) Deutſchland verwüſtete und in eine allgemeine Verwirrung zu ſtürzen drohte, liegen in der Reformation des 16ten Jahrhunderts und in dem unbeſtimmten Religionsfrieden zu Augsburg von 1555. Schon lange hatten ſich die Catholiſchen und Proteſtanten in Deutſchland mit gleich ſtarker Eiferſucht beobachtet, und nur die gegenſeitige Furcht hatte bisher den Ausbruch der Feindſeligkeiten zurückgehalten. Durch die 1610 geſchloſſene Union der proteſtantiſchen Fürſten, welcher von catholiſcher Seite die ſogenannte Ligue entgegengeſetzt wurde, erhielt das unter der Aſche glimmende Feuer neue Nahrung, bis es endlich in Böhmen zu hellen Flammen aufloderte. Hier war es, wo die evangeliſche Lehre, die ſich nach und nach ſelbſt in den öſterreichiſchen Erbſtaaten ausgebreitet hatte, durch den von Rudolph II. endlich (1609) erzwungenen Majeſtätsbrief größere Freiheiten und Rechte erlangt hatte. Vermöge deſſelben wurde den Städten und dem Ritterſtande auch das Recht, Kirchen und Schulen aufzubauen, geſtattet. In einer kleinen Stadt, Kloſtergrab, welche unter dem Erzbiſchof in Prag, und in Braunau, das unter dem Abte dieſes Kloſters ſtand, erbauten darauf, unter der Regierung des Kaiſers Matthias, die proteſtantiſchen Unterthanen, gegen den Willen ihrer Gutsherren, Kirchen. Auf kaiſerlichen Befehl ward die in Kloſtergrab erbaute niedergeriſſen, die in Braunau geſperrt. Die Proteſtanten, welche ſich deshalb an den Kaiſer wandten, erhielten Drohungen zur Antwort. Es verbreitete ſich das Gerücht, der Kaiſer wiſſe von dieſer Antwort nichts, ſie ſey in Prag abgefaßt worden. Als am 23. Mai 1618 die kaiſerlichen Räthe auf dem königlichen Schloſſe in Prag verſammelt waren, drangen Abgeordnete der proteſtantiſchen Landſtände bewaffnet in den Saal und verlangten zu wiſſen, ob einer von den Räthen Antheil an der Abfaſſung des kaiſerlichen Schreibens habe. Da nun zwei den Proteſtanten ohnehin verhaßte Räthe harte Antwort gaben, wurden ſie ergriffen und in den Schloßgraben hinabgeworfen, fielen aber zum Glück auf einen Kehrichthaufen und kamen ſo ziemlich unbeſchädigt davon. Die Proteſtanten bemächtigten ſich hierauf des Schloſſes, verjagten die Jeſuiten, welche von den böhmiſchen Ständen als Urheber der Bedrückungen angeklagt wurden, und griffen, vorzüglich von dem ehrgeizigen Grafen von Thurn aufgewiegelt, zu den Waffen. Die Union ſandte den Proteſtanten in Böhmen ein Hülfscorps unter dem tapfern Grafen von Mannsfeld. Der Kaiſer ließ ſein Heer gegen Böhmen anrücken. Mitten unter dieſen Unruhen ſtarb Matthias (10. März 1619). Die Böhmen erklärten ſeinen Nachfolger in der öſterreichiſchen Monarchie, der unter dem Namen Ferdinand II. zum römiſchen Kaiſer erwählt worden war, und als ein Feind der Proteſtanten gefürchtet wurde, der böhmiſchen Krone verluſtig, und übertrugen dieſelbe dem (reformirten) Churfürſten von der Pfalz, Friedrich V., der ſie auch nach einigen Bedenklichkeiten, vorzüglich auf das Dringen ſeiner ehrgeizigen Gemahlin, annahm. Aber ſchon im folgenden Jahre endigte der große Sieg der ligiſtiſchen Truppen auf dem weißen Berge bei Prag (den 8. Nov. 1620.), welcher die Flucht des neuen Königs zur Folge hatte, die böhmiſchen Unruhen, mit völliger Unterdrückung der daſigen Proteſtanten. Ferdinand erklärte nunmehr Friedrich V. in die Reichsacht, und ſein Untergang war bei der, wegen Beſtürzung bereits aufgelöſeten Union unvermeidlich.

Die Pfalz wurde ſonach von baierſchen und ſpaniſchen Truppen überſchwemmt, und obgleich zwei tapfere Männer, Graf Peter Ernſt von Mansfeld und Herzog Chriſtian von Braunſchweig, mit ihren von Raub und Plünderung zu nährenden Truppen zur Hülfe herbeieilten, dennoch durch das große kaiſerliche Heer bald erobert. Allein die Uebertragung der pfälziſchen Churwürde an den den Kaiſer unterſtützenden Herzog Maximilian von Baiern (1623), wodurch die catholiſche Partei in dem Churfürſtenrathe das Uebergewicht erlangte, und die Fortſchritte des baierſchen Generals Tilly an den Gränzen des niederſächſiſchen Kreiſes, (an welchen er, obgleich 1624 kein Feind mehr im Felde ſtand, mit dem kaiſerl. Heere drohend ſtehen blieb, proteſtantiſche Kirchen wegnahm, Lutheraner verjagte und andere Gewaltthätigkeiten verübte) erweckten endlich die proteſtantiſchen Fürſten dieſes Kreiſes aus ihrem Schlummer, welche nun in Verbindung mit dem Könige von Dänemark und Herzog von Holſtein, Chriſtian VI., zu den Waffen griffen. Dagegen war die kaiſerliche Macht durch das von Wallenſtein, nachmaligem Herzoge von Friedland, auf eigene Koſten angeworbene Heer, das ſeine Spuren mit den ſchrecklichſten Verwüſtungen bezeichnete, anſehnlich verſtärkt worden. Als daher der König von Dänemark 1626 bei Lutter am Barenberge von Tilly gänzlich geſchlagen, und in dem ſchimpflichen Frieden zu Lübeck von 1629 zu dem Verſprechen genöthigt worden war, ſich nie wieder in deutſche Reichsſachen zu miſchen, war der Kaiſer mehr als je in Deutſchland Sieger, und die Sache der Proteſtanten in der äußerſten Gefahr. Ein Beweis davon war das berüchtigte Reſtitutionsedict von 1629, nach welchem alle ſeit dem Religionsfrieden 1555 von den Proteſtanten eingezogenen geiſtlichen Güter wieder herausgegeben, und die von ihnen beſetzten unmittelbaren Stifter an die Catholiſchen abgetreten werden ſollten. Aber jetzt erſchien Guſtav Adolph, König von Schweden, in deſſen rettenden Schutz ſich ſchon 1628 das von Wallenſtein mit 100,000 Mann belagerte Stralſund begeben hatte, und bei welchem nun die beſtürzten Proteſtanten Hülfe ſuchten. Von dem Kaiſer auf mancherlei Weiſe beleidiget, und von heißer Liebe zu ſeiner Religion entflammt, landete er 1630 am 24. Juni in Pommern mit einem Heere von 30,000 Mann. Allenthalben trieb er die Kaiſerlichen vor ſich her, und nachdem er ſich durch ein Bündniß mit Frankreich und mehreren deutſchen Fürſten, welche zum Theil dazu gezwungen werden mußten, wie die Churfürſten von Brandenburg und Sachſen, ein größeres Anſehn verſchafft, und Tilly's Heer in der Schlacht bei Leipzig (den 7. Sept. 1631) aufgerieben hatte, eilte er ſiegreich in das innere Deutſchland bis an den Rhein, und von da nach Baiern bis an die Gränzen von Oeſterreich. Durch dieſe raſchen Fortſchritte des nordiſchen Königs, durch die Siege ſeiner Feldherren und Bundesgenoſſen in Niederſachſen und Weſtphalen, und durch das Eindringen der Sachſen in Böhmen gerieth der Kaiſer und die Ligue der catholiſchen Fürſten in das größte Gedränge; doch konnte Guſtav Adolph Magdeburgs Eroberung und Zerſtörung (1631) durch Tilly nicht verhindern. Letzterer wurde, nachdem er nach Sachſen vorgedrungen war, das dem Reſtitutionsedicte nicht Folge leiſten wollte, und ſich deshalb nun mit Schweden verbunden hatte, den 7. Sept. 1631 von dem Könige in die Flucht geſchlagen. Nun befreite Guſtav Adolph die Proteſtanten in Franken von dem kaiſerl. Heere, eroberte Mainz, gewann die Pfalz und drang in Baiern vor.

Zu gleicher Zeit hatte der Churfürſt von Sachſen einen Einfall in Böhmen gemacht und Prag erobert. Der Kaiſer fürchtete eine Belagerung Wiens. Tilly war in Baiern gefallen. So ſtanden die Sachen der Proteſtanten in Deutſchland. Als aber Wallenſtein, der 1630 auf dringendes Verlangen der zu Regensburg verſammelten Reichsſtände wegen ſeiner Erpreſſungen und Plünderungen mit ſeinen Truppen entlaſſen worden war, und deſſen unbeugſamer Stolz jetzt nur durch Ferdinands demüthige Bitten erweicht werden konnte, mit einem furchtbaren Heere und unbeſchränktem Anſehen wieder auf dem Schauplatze erſchien, ſah ſich Guſtav Adolph genöthigt, Baiern zu verlaſſen, um ſich mit dieſem großen Gegner zu meſſen. Schon bei Nürnberg trafen beide Heere auf einander; aber, wiewol Wallenſtein auf ſeinem Zuge dahin bei einer Heerſchau die ſtolzen Worte geſprochen, daß ſich in dreien Tagen zeigen werde, wer Herr der Welt ſeyn ſollte; ſo fand er es doch nicht gerathen, die Schlacht anzunehmen, die Guſtav Adolph ihm anbot, ſondern blieb unbeweglich in ſeinem verſchanzten Lager, auf das die Schweden einen vergeblichen Sturm machten. Erſt bei Lützen kam es zu einer mörderiſchen Schlacht (den 6. Nov. 1632), in welcher der König mit ſeinem Leben einen nicht ganz entſchiedenen Sieg erkaufte. Sein Tod würde von den ſchlimmſten Folgen für die Proteſtanten geweſen ſeyn, wofern nicht ſein großer Kanzler, Oxenſtierna, durch kluge Unterhandlungen ein neues Bündniß unter den deutſchen Fürſten zu Stande gebracht, und der tapfere Herzog Bernhard von Weimar und Guſtav Horn den ſchwediſchen Waffen faſt in ganz Deutſchland die Oberhand verſchafft hätten, wozu das zweideutige Benehmen Wallenſtein's, der 1634, nachdem er ſich nach Böhmen zurückgezogen hatte, als Verräther gegen den Kaiſer ermordet wurde, nicht wenig beitrug. Doch plötzlich änderte die blutige Schlacht bei Nördlingen (1634) die Lage der Sachen. Denn da zufolge derſelben nicht nur der Churfürſt von Sachſen in dem prager Frieden 1635 die Partei der Proteſtanten verließ, und ſich ſogar mit dem Kaiſer gegen die Schweden verband (bei welcher Gelegenheit Sachſen zur Entſchädigung die Lauſitz erhielt), ſondern auch noch mehrere Reichsſtände dieſem Frieden beitraten, ſo konnten die Schweden nur in einer engern Verbindung mit Frankreich ihre Rettung finden. Durch den ſiegreichen Feldzug Bernhards von Weimar, welcher 1639 in dem Laufe ſeiner Siege ſtarb, und durch die glücklichen Unternehmungen Banners, der 1638 ſelbſt in Böhmen eingedrungen war, erhoben ſie ſich bald wieder zu einer furchtbaren Größe, die aber ſchon im J. 1640 zu wanken anfing, bis Torſtenſon, der mit erſtaunenswürdiger Schnelligkeit von einem Ende Deutſchlands zu dem andern flog, hier die öſterreichiſche Monarchie erſchütterle und dort den König von Dänemark demüthiate, und den Ruhm des ſchwediſchen Namens vollendete, den auch Wrangel bis an das Ende des Krieges zu behaupten wußte. Erſt nach dem Tode des Herzogs Bernhard von Weimar hatte Frankreich einen ernſtlichen Antheil an dieſem Kriege genommen, und wiewol es anfangs nicht viel ausgerichttet, ſelbſt bei Duttlingen 1643 eine große Niederlage erlitten hatte, ſo erfochten doch nachher Turenne und Condé glänzende Siege über die kaiſerlichen und baieriſchen Truppen. So wurde endlich Ferdinand III. (denn Ferdinand der II war bereits 1637 geſtorben) zu dem Frieden genöthigt, der nach ſiebenjährigen Unterhandlungen zu Münſter und Osnabrück in Weſtphalen den 24. Oct. 1648 unterzeichnet wurde und unter dem Namen des weſtphäliſchen oder münſterſchen bekannt iſt (ſ. weſtphäliſcher Friede und Deutſch-

land). Dieſer Friede, deſſen Garantie von Schweden und Frankreich übernommen wurde, gab den deutſchen Proteſtanten beinahe gleiche Rechte mit den Catholiſchen, auch behielten ſie, was ſie von Kirchengütern vor dem Jahre 1624 gehabt hatten. Frankreich erhielt das Elſaß nebſt den Biſthümern Metz, Toul, Verdun, und Schweden die Herzogthümer Bremen, Verden, einen Theil von Pommern und Wiſmar. Noch wurden in dieſem Frieden der ſchweizeriſche Bund und die vereinigten Niederlande als Republiken anerkannt. Eine gute Geſchichte des dreißigjährigen Krieges haben wir von Schiller, die zuerſt in dem hiſtoriſchen Calender für Damen 1791—1793 und ſpäter ſowohl einzeln als in ſeinen ſämmtlichen Werken erſchienen iſt. Woltmanns Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens iſt als eine Fortſetzung davon zu betrachten. Auch Lorenz Weſtenrieder hat ihm in dem münchner hiſtor. Calender 1804 bis 1806 in größerer Kürze beſchrieben. Nach dieſem Kriege, der mit furchtbarer Schnelligkeit und zerſtörend ſich von einem Ende Deutſchlands bis zu dem entgegengeſetzten verbreitete, und durch ungeheure Grauſamkeiten ausgezeichnet iſt, war Deutſchland bis auf faſt vier Millionen entvölkert, durch Feuer, Brand und Peſt überall ſchrecklich verödet und zerrüttet worden. Schlechte Münzen und Mangel an Arbeitern brachten große Theurung hervor; nur langſam konnte ſich Deutſchland von dieſen ſchweren Wunden erholen. Die Kriegskunſt hatte allein gewonnen, vorzüglich durch Guſtav Adolph, der in der Taktik Epoche machte, und die leichten Gewehre einführte, auch den erſten Artilleriezug bei ſeiner Armee hatte.

Dreiſtimmig nennt man den muſikaliſchen Satz (d. i. die Art und Weiſe zu componiren), oder ein Tonſtück für drei verſchiedene Stimmen, es mag für Sänger (Terzett), oder für Inſtrumente (Trio), oder gar nicht für die Ausführung, ſondern nur zur Uebung im Setzen beſtimmt ſeyn. Gewöhnlich, aber nicht nothwendig, beſteht die Partitur aus drei Syſtemen. Was das Verhältniß der drei Stimmen betrifft, ſo beſteht der dreiſtimmige Satz aus einer Ober-, einer Mittel- und einer Grundſtimme. Von dieſem iſt entweder 1. die letztere oder beide letztere nur begleitend, die erſtere aber Haupt- oder concertirende Stimme; oder 2. alle die Stimmen ſind abwechſelnd, nur mehr oder minder concertirend (oder Hauptſtimmen). Im letztern Falle heißt das Tonſtück, wenn es für Inſtrumente geſetzt iſt, Trio im ſtrengſten Sinne. Ueber die Zahl der Inſtrumente iſt durch jene Benennung nichts beſtimmt. Es kann von drei oder zwei Inſtrumenten, ja ſelbſt von einem einzigen (die beiden letztern Fälle treten bei Clavierſtücken ein) aufgeführt werden. Auch ändert die vielfache Beſetzung der Stimmen an dem Weſen des dreiſtimmigen Satzes nichts. Da auch muſikaliſche Partien zuſammengeſetzt ſeyn, d. i. mehrere Stimmen in ſich enthalten können (wie z. B. die obere Partie bei Clavierſtücken), ſo enthält das dreiſtimmige Tonſtück nicht immer dreiſtimmigen Satz. Auch hat letzterer ſeine beſondern Regeln, da in einem Accorde von Einer oder mehreren Diſſonanzen hier jederzeit Intervalle weggelaſſen werden müſſen, und es ſich alſo fragt, welche in gegebenen Fällen in Rückſicht auf die nächſte Tonfolge weggelaſſen werden können, und welche Intervalle weſentlich ſind, oder nicht.

Dreizack, das Zeichen der Meeresherrſchaft Neptuns, von den Telchinen geſchmiedet. S. Neptun.

Dreſchen, Dreſchmaſchine. Um den Saamen oder die Körner der geernteten Feldfrüchte von den Hülſen zu ſondern, hat man

von den älteſten Zeiten her verſchiedene Veranſtaltungen getroffen, worin die verſchiedenen Arten zu dreſchen beſtehen. Für die älteſte hält man die durch Thiere, namentlich Pferde und Ochſen, welche man über das Getraide trieb, damit ſie die Körner mit den Füßen austraten. Spätere Erfindung war ſchon das Dreſchen, bei welchem beſondere Maſchinen angewendet wurden. Hieher gehört die Dreſchwalze (tribula oder tribulum), der Dreſchſchlitten (traha) und der Dreſchwagen (dieſer kommt ſchon in den Büchern der Iſraeliten vor), welche von Ochſen oder Pferden gezogen wurden. Späterhin kam das eigentliche Dreſchen, d. i. das Dreſchen mit dem Dreſchflegel auf der Scheuntenne, auf, und iſt die gewöhnliche Art zu dreſchen geblieben. Doch hat man niemals unterlaſſen, auf Mittel zu denken, um beim Dreſchen den Aufwand an menſchlicher Kraft, Arbeitslohn und Zeit ſo viel als möglich zu erſparen, und die Körner ſo rein und vollkommen als möglich zu gewinnen, und zu dieſem Behufe auch die eigentlichen Dreſchmaſchinen, welche durch Stoß auf die Aehren wirken und eine auf jene Zwecke beſonders berechnete Einrichtung haben, erfunden. Im Allgemeinen verrichten ſie das Dreſchen entweder durch Stempel oder durch Schlägel, welche gehoben werden und wieder niederfallen, oder durch Walzen, welche über das Getraide herrollen, oder durch Dreſchflegel, welche entweder gleich den Stempeln gehoben, oder durch eine Welle gedreht werden. Die Garben bleiben entweder auf ihrer Stelle liegen, oder werden durch Menſchen untergelegt, oder die Dreſchtenne bewegt ſich zugleich mit der arbeitenden Maſchine und treibt die Garben unter die Dreſchflegel, Stampfen oder Schlägel und wieder hervor. Man nennt ſie wegen der Aehnlichkeit ihrer Bewegung auch Dreſchmühlen. Seit dem 17ten Jahrhundert beſtrebte man ſich vorzüglich, ſie immer mehr zu vervollkommnen und in der neueſten Landwirthſchaft giebt es dafür vielerlei mehr oder weniger brauchbare Angaben oder Vorrichtungen.

Dresden. Dieſe ſchöne Stadt, ein Lieblingsaufenthalt vieler Fremden, die Reſidenz des Königs von Sachſen, liegt im meißniſchen Kreiſe, an der Elbe, welche das eigentliche Dresden und Neuſtadt von einander theilt, während die berühmte 552 Schritt lange ſteinerne Brücke beide Städte vereinigt. Dresden beſteht aus der Reſidenz, oder dem eigentlichen Dresden (ſonſt Neu-Dresden), aus der Neuſtadt (ſeit 1732 ſo genannt, und ſeit Auguſt II. ſchön angebaut, ſonſt Alt-Dresden), und aus der Friedrichſtadt (ehemals Oſtra, ſeit 1670 angelegt). Die Volksmenge von Dresden hat in den letzten Jahren von beinahe 60,000 bis auf 40,000 ſich vermindert. Sehenswürdig ſind die Elbbrücke von 16 Bogen, mit erhöhten Randwegen von Plattſteinen für die Fußgänger, und ſteinernen Rundbänken, die 1736 in Neuſtadt aufgerichtete metallene und vergoldete Statue Auguſts II. zu Pferde; die catholiſche Kirche, mit einer Orgel von Silbermann und mehreren Gemälden, u. a. am hohen Altar die Himmelfahrt Chriſti von Mengs; die Frauenkirche, deren Bau von Georg Bähr (1726 bis 1745) 300,000 Thaler gekoſtet; die ſeit 1725 angelegte Ritterakademie; die berühmte Gemäldegallerie (von der, ſo wie von Dresdens Kunſtſammlungen überhaupt ein eigner Art. handelt), die 1763 erweiterte Akademie der bildenden Künſte, von welcher ein Zweig in Leipzig ſich befindet, und welche den 3. Aug. ihre Arbeiten ausſtellt; das grüne Gewölbe, in welchem vorzüglich der in ſeiner Art einzige, gelbe Brillantring, der grüne Diamant, der weiße Diamant u. a. merkwürdig ſind; die königliche Bibliothek, welche die berühmten gräflich Bü-

nauiſchen und Brühliſchen Büchersammlungen umfaßt, und das Antikenkabinet, beide, nebſt der Porzellanſammlung mit Böttchers erſten Verſuchen, im japaniſchen Palais; die Gallerie der Mengſiſchen Abgüſſe (nebſt den Antiken unter Böttiger's Oberaufſicht; das Naturaliencabinet; die Kunſt- und Rüſtkammer; endlich der große Garten (ſeit 1814 ſchöner hergeſtellt, und durch die vom Herrn von Carlowitz angelegte pomologiſche Pflanzſchule bereichert), der Brühl'ſche Wallgarten mit den Doubletten der Bildergallerie und einem vom Fürſten Repnin gebauten Freiſaale, für den Luſtwandler einer der ſchönſten Augenpunkte; der Palaisgarten in Neuſtadt, der Garten des Prinzen Anton und der des Prinzen Maximilian in Friedrichsſtadt. Um Dresden ſind der plauiſche Grund und das ſeifersdorfer Thal, welche Becker beſchrieben hat, jedem Naturfreunde bekannt, ſo wie in der Nachbarſchaft das königl. Luſtſchloß Pillnitz (ſ. d. Art.), die Feſtung Königſtein, der zu einer Irren-Heilanſtalt eingerichtete Sonnenſtein, und die durch die keſſelsdorfer Schlacht berühmten Höhen bei Keſſelsdorf. Einen Wegweiſer in einem Umkreiſe von 10 Meilen um Dresden enthält der 2. Theil von Profeſſor Haſſe's Beſchreibung Dresdens und der umliegenden Gegend. 2. Theil 2. A. mit 1. Karte. Der ſiebenjährige Krieg brachte den Flor der Stadt ſehr herunter; durch das neuntägige Bombardement im Juli 1760, wo Friedrich der Große die Stadt belagerte, wurde die Kreuzkirche nebſt 416 Häuſern in den Grund geſchoſſen. Ueberhaupt iſt Dresden den Zerſtörungen des Kriegs oft ausgeſetzt geweſen; und die Wichtigkeit dieſes Elbpaſſes hat zur Anlegung eines feſten Platzes wahrſcheinlich ſchon im 9ten Jahrhundert Gelegenheit gegeben. S. über die frühere Geſchichte Weck's Beſchreibung von Dresden und Haſche's diplomatiſche Geſchichte von Dresden 1816. 3 Theile. Die Oeſterreicher beſetzten die Stadt im Jahr 1809, ohne ihr zu ſchaden. Hierauf ließ Napoleon die Feſtungswerke abtragen. Sein Marſchall Davouſt ließ, ohne Noth, 19. März 1813, einen Pfeiler und zwei Bogen der Brücke ſprengen, die das ruſſiſche Gouvernement 1814 wieder aufbaute. Am verderblichſten wurde für Stadt und Gegend der Feldzug im Jahr 1813. (S. d. folg. Art.) Die von Napoleon vor dem ſchwarzen Thore angelegte kaiſerliche Sternſchanze flog den 27. Juni 1814 in die Luft, wodurch die Neuſtadt ſehr beſchädigt wurde. Nach neunjährigen Kriegs- und andern Drangſalen (von 1806 — 1815) zogen endlich, zugleich mit dem von ſeinen Sachſen treuerſehnten König Friedrich Auguſt, den 7. Juni 1815, die Künſte des Friedens und des Fleißes in das von Herder als das deutſche Florenz geprieſene Dresden wieder ein. Seitdem ſind an die Stelle der ehemaligen Feſtungswerke ſchöne Garten- und Baumpflanzungen getreten. Noch zeichnet ſich die Stadt durch mehrere gut eingerichtete Unterrichtsanſtalten aus. Der künftige Staatsdiener, der Künſtler, der Wundarzt und der Krieger finden hier einen ſeltenen Verein von Lehrmitteln aller Art. Auch blühen hier mehr als anderswo verſchiedene Gewerbzweige, z. B. die Fabrik von Stroharbeiten, die weitverbreiteten Drechslerwaaren u. ſ. w. Außer den Beſchreibungen dieſer Stadt von Haſche, Dasdorf, Haſſe und Lindau, findet man die wichtigſten Antiken abgebildet im Recueil des marbres antiques 1733, in Lipſius's Beſchreibung und in Beckers Auguſteum. Von der Gemäldegalerie erſchien 1817 ein neues Verzeichniß. Auch die bei Rittner erſchienenen Kunſtblätter (Anſichten von Dresden und deſſen Umgebungen), ſo wie die bei Moraſch (Skerl) herausgekommenen colorirten Abbildungen ſind dem Reiſenden zu empfehlen.

Dresden im Jahr 1813. Der Wendepunkt des Kampfes um die Herrſchaft von Deutſchland und mittelſt dieſer von Europa, den Napoleon im Jahr 1813 mit dem Norden und zuletzt auch mit Oeſterreich ausfocht, war Dresden. Eine Reſidenz bietet allemal viel Streitmittel dar, ſey es auch nur, um die politiſchen Kräfte eines Staats feſter zuſammenzuhalten. Hier war der durch die Feſtungen Torgau, Wittenberg und Magdeburg von Napoleon ſchon behauptete Elbſtrom ein Grund mehr, um mit ſeiner ganzen Armée (à cheval, rittlings) bei Dresden ſich aufzuſtellen. Er hatte meiſterhaft in ſeine Berechnungen Pirna, den Lilienſtein, den Königſtein und Stolpen gezogen, ſo daß die Gegend einem großen verſchanzten Heerlager glich, aus deſſen Schooße Schlachtſäulen gegen Prag, Berlin und Breslau gleich furchtbar ſich hinwälzen konnten. Wir beſchränken uns hier auf die wichtigſten Ereigniſſe. — Der König von Sachſen hatte ſeine Reſidenz den 25. Febr. 1813 verlaſſen, und ſich nach Plauen im Voigtlande begeben. Den 7. März zog Regnier mit ſeiner aus Franzoſen und Sachſen beſtehenden, höchſtens 3500 Mann ſtarken Heerabtheilung, auf dem Rückmarſche aus Polen, von den leichten Truppen der Ruſſen gedrängt, in Dresden ein; zugleich ließ er die Meißner Brücke von 1400 Baiern unter dem General von Rechberg beſetzen. Bald darauf, den 12., rückte der Marſchall Davouſt mit 12,000 Mann und 20 Kanonen von Meißen, wo er die Brücke, einen kunſtvollen Bau, hatte abbrennen laſſen, nach Dresden vor. Regnier übergab ſeine Heerabtheilung dem General Dürütte, und verließ die Stadt, wo Davouſt den Oberbefehl übernahm. Vor der Neuſtadt hatten bereits kleine Scharmützel mit Koſaken Statt gefunden. Der Marſchall ließ daher am 19. März einen Pfeiler und zwei Bogen der Elbbrücke ſprengen; eine, wie ſelbſt Franzoſen geſtanden, ganz unnöthige Zerſtörung. Er zog hierauf mit ſeinen Truppen ab, und ließ Dürütte mit 3000 Franzoſen zurück. Die Neuſtadt ward geſperrt, aber ſchon den 22. einer Koſakenabtheilung unter dem Oberſten Davidoff übergeben. Vier Tage darauf ſetzten einige hundert Koſaken unterhalb Meißen und bei Pirna über die Elbe. Dürütte verließ ſogleich Dresden und das linke Elbufer, und denſelben Abend rückte ein kleiner Haufe Fußvolk von der Heerabtheilung unter Winzingerode in die Neuſtadt ein. Die Ruſſen ſchlugen Brücken unter- und oberhalb der Stadt. Auf Winzingerode folgte Blücher, deſſen Heer bis zum 16. April durch Dresden über die Elbe ging. An die Preußen ſchloß ſich das zweite ruſſiſche Heer unter Miloradowitſch an. Der Köng von Sachſen hatte unterdeſſen (30. März) in Regensburg ſeinen Aufenthalt genommen, von wo er den 27. Apr. in Prag eingetroffen war. Dagegen hielten in Dresden am 24. Apr. ihren Einzug der Kaiſer Alexander und der König von Preußen. Ihnen folgte ein Heereszug von 16,000 Mann. Die Monarchen begaben ſich hierauf am 30. zu dem Heere, welches der andringenden Macht unter Napoleon (2. Mai) bei Lützen (ſ. d. Art.) eine blutige Schlacht lieferte. Sie kehrten den 3. Abends nach Dresden zurück, und ununterbrochen zogen jetzt ihre Schaaren über Dresden und Meißen auf das rechte Elbufer. Den 8. Mai hielten die Ruſſen nur noch die Neuſtadt beſetzt, während das franzöſiſche Heer unter dem Kaiſer Napoleon in Dresden einrückte. Auf beiden Ufern ward an dieſem und am folgenden Tage heftig von den Wällen und aus den Häuſern gefeuert. Der hartnäckigſte Kampf war am untern Elbufer, wo die Franzoſen vergebens eine Floßbrücke ſchlagen wollten. Doch ſchon den 10. früh zogen ſich die Verbündeten

nach Bautzen zurück, und die Franzoſen rückten ihnen auf dem Fuße nach. Dieſe Märſche waren dem Lande äußerſt verderblich. Die Ruſſen nahmen alle Lebensmittel mit ſich fort, und die Franzoſen plünderten. Auch brannten die letztern mehrere ausgeplünderte Dörfer nieder und die Stadt Biſchoffswerda. Seitdem laſtete die Verpflegung des großen franzöſiſchen Heeres ununterbrochen auf der Stadt und der erſchöpften Gegend. Dresden war der Hauptplatz für die großen Feldſpitäler, und für die unter dem Generalintendanten Dumas ſtehende Heerverpflegung und Verwaltung. Vier Tage nach dem Einrücken der Franzoſen, den 12. Mai, erfolgte die Rückkehr des Königs von Sachſen. Nach dem Plane des Generals Rogniat befeſtigten jetzt die Franzoſen die Neuſtadt mit eben ſo viel Kunſt als Thätigkeit. In Dresden blieb, nachdem der Kaiſer den 18. Mai auf der Straße nach Bautzen abgereiſt war, als Oberbefehlshaber ſämmtlicher Truppen in Sachſen der Diviſionsgeneral Durosnel. Der Preis der Lebensmittel ſtieg ſchon damals, bei dem ungeheuren Bedarf, täglich höher. Nach den Schlachten bei Bautzen (Wurſchen und Hochkirch 19., 20. und 21. Mai) mußten in Dresden über 20.000 Verwundete mit allem Nöthigen verſorgt werden. Die leicht Verwundeten und viele Kranke wurden bei den Bürgern einquartirt, ſo daß die ganze Stadt, die viele Wochen lang ein Pferdeſtall geweſen, jetzt den traurigen Anblick eines großen Krankenhauſes darbot. Die Spitalgreuel ſelbſt, welche das Maß menſchlichen Elends über alle Begriffe ſteigerten, haben die deutſchen Blätter vom Jahr 1814 erzählt. Die Noth ſtieg noch höher während des zehnwöchentlichen Waffenſtillſtandes. Die koſtbare Verpflegung der kaiſerlichen Garden und des großen Hauptquartiers, indem ſtets gegen 30,000 Mann in der Stadt lagen, zerrüttete das Vermögen der meiſten Hausbeſitzer, obgleich der Glanz des kaiſerlichen Heerlagers, wohin auch ein Theil der franzöſiſchen Bühne verſetzt war, viel Schimmer über das Ganze, und der Zufluß von Menſchen viel Geld unter der Claſſe der Handwerker und Krämer verbreiteten. Während der Waffenruhe wurde rüſtig an der Befeſtigung von Dresden und an dem verſchanzten Lager am Fuße des Lilienſteins gearbeitet. Hier konnten 60.000 Mann ſich aufſtellen. Zwei Brücken ſetzten das Lager mit der Feſte Königſtein in Verbindung. Eine für Geſchütz fahrbare Straße wurde durch die Gebirge des Amtes Hohenſtein gebahnt, um die Verbindung mit dem gegen Schleſien vorrückenden Heere über Stolpen herzuſtellen. Die Werke am rechten Stromufer um die Neuſtadt, unter welchen die Kaiſerſchanze mit einem bombenfeſten Blockhauſe vor dem ſchwarzen Thore (die den 27. Juni 1814 in die Luft flog) das ſtärkſte und kunſtreichſte war, deckten die Berliner, Warſchauer und Bautzner Straßen. Auch um die Vorſtädte der Altſtadt wurde eine ausgedehnte Verſchanzungslinie gezogen, und zahlreiche Truppen lagerten im Bereich der Werke auf beiden Ufern. Metternich und Bubna kamen in dieſer Zeit aus dem Feldlager Alexanders nach Dresden, wo jener vom 26. bis 30. Juni verweilte, dieſer aber Dresden den 14. Auguſt verließ, nachdem Napoleon die Verbündeten in Prag mit einem Friedenscongreſſe hingehalten hatte. Endlich brach der vielfach vorbereitete Krieg den 17. Aug. aufs Neue los, und Dresden war der Mittelpunkt der Bewegungen des franzöſiſchen Heers. Napoleon ging den 15. Auguſt über Bautzen nach Schleſien, und Vandamme, der mit 40,000 Mann von der untern Elbe heraufgekommen war, zog vom 17. bis 19. auf das rechte Elbufer, wo er ſich nebſt Poniatowski gegen die böhmiſche Gränze

auf Rumburg und Gabel wandte. Allein unerwartet drang das große Heer der Verbündeten unter dem Fürſten von Schwarzenberg in vier Abtheilungen aus den böhmiſchen Gebirgspäſſen auf dem linken Elbufer vor. Die Ruſſen unter Wittgenſtein warfen den Marſchall St. Cyr, welcher mit 20,000 Mann jene Päſſe bewachte, aus den feſten Stellungen bei Gießhübel und Pirna. Er verlegte deßhalb den 22. Auguſt ſein Hauptquartier von Pirna nach Dresden. Dieſer ſchnelle Rückzug und die Nachricht von Napoleons Vordringen gegen Blücher veranlaßten den Heerführer der Verbündeten, ſtatt auf Leipzig vorzudringen, Dresden zu überfallen. Der Angriff auf dieſe Stadt war weder Moreau's Entwurf, noch wurde er von ihm gut geheißen. Während alſo an der ſchleſiſchen Gränze Blücher mit einem ſchwächern Heere den Kaiſer Napoleon beſchäftigen ſollte (ſ. Katzbach), warf ſich die Hauptmacht der Verbündeten auf die große Verbindungsſtraße der Franzoſen in Sachſen, und man beſchloß, da die Umſtände günſtig ſchienen, Dresden wegzunehmen, als den Schlüſſel der franzöſiſchen Stellung in Sachſen. Die Ruſſen und Preußen unter Wittgenſtein und Kleiſt drangen auf der Pirnaiſchen Straße gegen Dresden vor; die Oeſterreicher aber in dem längſten Bogen auf der Straße von Commotau. Eilboten riefen ſogleich den Kaiſer Napoleon nach Dresden zurück. Den 24. Auguſt traf bereits der König von Neapel ein. Den 25. umzingelten die Verbündeten die Stadt bis an die Weißeritz, und den 26. früh wurden die Franzoſen von den Preußen aus dem großen Garten geworfen. Aber erſt an dieſem Tage war das verbündete Heer ganz vor Dresden vereinigt, und mit Inbegriff der als Rückhalt bei Tharant aufgeſtellten Abtheilung unter Klenau gegen 120,000 Mann ſtark. Seine Stellung war vortheilhaft. Kaiſer Alexander hatte ſein Hauptquartier in Nöthenitz, der König von Preußen in Lockwitz. Das Feuer begann den 26. mit Tagesanbruch; ein raſcher Sturmangriff hätte entſchieden; aber der linke Flügel, welcher die ſchwächſte Seite der Stadt, die faſt gar nicht vertheidigte Friedrichsſtadt, einſchließen ſollte, war noch nicht weit genug vorgerückt, um hier anzugreifen. Dieſer nothwendige Verzug rettete die Stadt. Unterdeſſen war Napoleon mit dem Kerne ſeines Heeres den 23. Aug. in Eilmärſchen von dem Bober über Görlitz nach Dresden aufgebrochen. Den 26. halb 10 Uhr Vormittags zog er mit einem Theile ſeiner Leibgarden in die Stadt, nachdem er ſchon in Stolpen den Schlachtplan entworfen, Vandamme gegen Pirna hin entſandt, und das Schlachtfeld von den Höhen der Bautzner Straße überſehen hatte. Ununterbrochen wälzte ſich jetzt von Mittag bis Abends um 7 Uhr eine Maſſe von mehr als 60,000 Mann von der Bautzner Straße herab in die Stadt, um hier ſogleich im Sturmſchritt auf das Schlachtfeld zu eilen oder vielmehr von Gensdarmen getrieben zu werden. Denn gegen 4 Uhr des Nachmittags, als ſchon ſämmtliche Garden und die Reiterei unter Latour-Maubourg über die Elbe gegangen waren, rückten die Verbündeten in 6 Heerhaufen unter einem furchtbaren Geſchützdonner vor die Stadt. Fünf ſtarke ſich gegenſeitig vertheidigende Schanzen deckten die feſte Linie, welche Dresden vom Ziegelſchlage öſtlich an der Elbe bis vor dem Freiberger Schlage an der Freiberger Heerſtraße und dem Weißeritzfluſſe umgab. Die heftigſten Angriffe hatten vor dem Ziegelſchlage bei Blaſewitz, und bei den Schanzen an den Straßen nach Räcknitz und Plauen Statt. Die Preußen fochten mit herrlichem Muthe im großen Garten, und drängten die jungen Garden bis an die Mauern des Anton'ſchen Gartens;

allein von den Kugeln ihrer Waffenbrüder begrüßt, mußte dieſe wieder in den Kampf ſich ſtürzen. Zugleich ward die Stadt mit Haubitzgranaten beſchoſſen, von welchen manche in den Vorſtädten zündeten, und einige bis auf den Brühl'ſchen Gartenwall flogen, ſo daß mehrere Einwohner verwundet oder getödtet wurden. Nach 6 Uhr waren die Preußen wirklich in die Pirnaiſche Vorſtadt eingedrungen, die Schanze vor dem Freiberger Schlage war von den Oeſterreichern genommen, und das noch ſtärkere Werk vor dem Moczinski'ſchen Garten von einem Ungarſchen Regimente erſtürmt worden. Da unternahmen die Franzoſen einen allgemeinen Angriff. Aus dem Rückhalt ſtürmten die Garden mit 16 Kanonen hervor und trieben die Preußen aus der Vorſtadt zurück; auch das Werk vor Moczinski's Garten ward gegen 7 Uhr wieder genommen. Jetzt erkannten die Verbündeten die Unmöglichkeit, eine von 100,000 Mann vertheidigte und ſo klug befeſtigte Stadt zu erobern; ſie zogen ſich daher bei Anbruch der Nacht in ihre vorige Stellung auf die Anhöhen zurück. Die Franzoſen aber lagerten ſich vor den Schlägen und in den Vorſtädten. Unterdeſſen zogen unaufhörlich Kriegsvölker und Geſchütz über die Brücke, und am Morgen des 27. Aug. rückten die Heermaſſen unter Marmont und Victor in die Schlachtlinie. Um 6 Uhr begann die Schlacht. Vergebens griff Napoleon wiederholt das Mitteltreffen der Verbündeten auf den Höhen von Zſchernitz und Räcknitz an; gegen 10 Uhr wandten ſich die Anſtrengungen der Franzoſen gegen den rechten Flügel, welcher aus Ruſſen und Preußen beſtand. Doch beſchoß der Feind fortwährend, obwohl ſchwach, das Mitteltreffen; und hier war es, wo eine Stückkugel aus einer franzöſiſchen Feldbatterie gegen Mittag Moreau in der Nähe Alexanders tödtlich verwundete. (S. Moreau). Die entſcheidende Unternehmung war gegen den linken Flügel gerichtet, welcher ſich von Döltſchen an der weſtlichen Thalwand des Plauenſchen Grundes bis gegen Gorbitz, an der Heerſtraße nach Freiberg, ausbreitete. Die hier aufgeſtellten Truppen waren zum Theil neu geworben und ſchlecht gerüſtet, dabei durch die härteſten Entbehrungen in dem ausgeplünderten Lande entmuthigt. Da ſie nun durch das tiefe Weißeritzthal von dem Mitteltreffen gänzlich abgeſchnitten und ſelbſt nicht ſtark genug waren, um mehrere wichtige Punkte, wo von der Freiberger Heerſtraße Schluchten nach der Elbe abfallen, gehörig zu beobachten, ſo gelang es dem König von Neapel, mit der Heermaſſe unter Victor und der franzöſiſch-ſächſiſchen Reiterei unter Latour-Maubourg, den linken Flügel der Verbündeten völlig zu umgehen, indem er gegen Mittag aus dem Engpaſſe von Cotta und dem Zſchonengrunde bei Pennerich hervorbrach. Nach tapfrer Gegenwehr auf den Höhen am Rande des Weißeritzthales, wo aber der Regen das Kleingewehrfeuer unmöglich machte, wurden die Oeſterreicher von der feindlichen Reiterei überwältigt und von ihrer Rückzugsſtraße weggedrängt. Da ſie nun den richtigen Weg in den Plauenſchen Grund hinab, um auf der entgegengeſetzten Seite die Höhe wieder zu gewinnen, verfehlten, ſo wurde der größte Theil, über 10,000 Mann, nebſt dem F. M. L. Mesko, gefangen. Unterdeſſen hatte bereits der Heerführer der Verbündeten, auf die Nachricht, daß Vandamme, der am 25. bei Königſtein über die Elbe gegangen war, gegen Pirna vordringe und die Verbindung mit Böhmen bedrohe, den Rückzug beſchloſſen. Dieſer erfolgte in der Nacht. Der König von Neapel rückte ihnen nur bis Marienburg nach. So endigte ſich der zu ſpät unternommene und zu wenig vorher berech-

nete Angriff auf Dresden. Die Verbündeten hatten an Todten, Verwundeten und Gefangenen über 30,000 Mann verloren. Die Gefangenen, über 13,000 Mann, meiſtens Oeſterreicher, die man in die proteſtantiſchen Kirchen eingeſperrt hatte, wurden von den Bewohnern der Stadt ſo gut als möglich verpflegt; doch kamen mehrere vor Erſchöpfung um. Die Zahl der verwundeten Franzoſen belief ſich an dieſen beiden blutigen Tagen auf mehr als 10,000 Mann. Die Zahl ihrer Todten war beträchtlich, läßt ſich aber nicht genau angeben. Es befanden ſich jetzt 24 Spitäler in der Stadt. — Napoleons Glücksſtern ging unter ſeit dem 27. Aug. Die Boten von Oudinots Niederlage bei Großbeeren (ſ. d. Art.), von Macdonalds Niederlage an der Katzbach (ſ. d. Art.) und von Vandamme's Niederlage bei Culm (ſ. d. Art.), zerſtörten Bonaparte's ſtolzen Entwurf, in Breslau, Berlin und Prag ſeine Triumphe zu feiern. Von nun an begannen die Hin- und Herzüge der franzöſiſchen Kriegsmacht, die immer ſchwerer auf Dresden, ihren Stützpunkt, drückten, und die Umgegend gänzlich verheerten. Die Franzoſen legten drei neue Schanzen vor der Altſtadt an; auch ſollte Meißen ein neues Außenwerk von Dresden bilden, und das franzöſiſche Heer ſchien in dieſem verſchanzten Lager den andringenden Streitkräften der Verbündeten hinter mächtigen Bollwerken zu trotzen. Unterdeſſen rückte das Heer der Verbündeten aus Böhmen aufs Neue vor, und ruſſiſche und preußiſche Schaaren ſtreiften auf den Lauſitzer Straßen bis in die Nähe von Dresden und Großenhayen. Napoleon trieb jene zwar zurück; allein Ney's Niederlage bei Dennewitz (ſ. d. Art.) am 6. Sept. und Blücher's Vordringen am 10. gegen Herrnhut nöthigten den franzöſiſchen Kaiſer, von der böhmiſchen Gränze nach Dresden d. 12. Sept. zurück zu gehen, und auf das rechte Elbufer ſich zu wenden. Dieſe Heerzüge machten das Land zur Wüſte. Von den zu funfzig bis hundert Mann in kleinen Hütten zuſammengedrängten Franzoſen wurden ſelbſt die Gräber aufgewühlt, die Leichen geplündert und die Särge zu Wachfeuern verbraucht. Mit dem Mangel nahm die Zuchtloſigkeit immer mehr überhand. Am 14. brach Napoleon wieder gegen die böhmiſche Gränze auf, und drang am 16. bis Culm vor; allein ſeine Garden wurden mit Verluſt zurückgeworfen, und er kehrte d. 21. nach Dresden zurück. Jetzt ließ er, gegen ſeine frühere Zuſage, den Sonnenſtein befeſtigen, und die Irren in der daſelbſt befindlichen Heilanſtalt wurden ſchonungslos fortgejagt. Die Oeſterreicher beſetzten dagegen den 17. Freiberg; Streifſchaaren von der Armee des Kronprinzen von Schweden drangen bis Leipzig vor, und Blücher vereinigte ſich mit Bubna. Napoleon drängte zwar die Preußen nach Bautzen zurück, war aber ſchon den 24. wieder in Dresden. Er ließ jetzt das rechte Elbufer gänzlich ausleeren und zog bis zum 4. Oct. ſeine Truppen auf das linke. In Dresden lagen am 27. über 30,000 Mann. Den 28. und 29. griffen die Verbündeten den Brückenkopf bei Meißen an, doch ohne Erfolg. Nun zogen Napoleons Schaaren über Freiberg gegen Chemnitz, und über Noſſen gegen Leipzig, wohin auch die verbündeten Heere ihre Richtung nahmen. Endlich entſchied Blüchers unerwarteter Uebergang über die Elbe bei Wartenburg am 3. Oct. Napoleons Abzug aus Dresden. Er verließ dieſe Stadt den 7. Oct. früh. Ihm folgte der König von Sachſen. (S. Leipziger Schlacht.) In und um Dresden blieb eine Heeresmacht von etwa 30 000 Mann zurück, unter St. Cyr und dem Grafen von der Lobau. Die Franzoſen mußten an demſelben Tage Pirna verlaſſen, wo ſie nur noch

den Sonnenſtein beſetzt hielten. Dem Königſtein bewilligten die Verbündeten die Neutralität. Hierauf erſtürmte Bubna am 8. den Brückenkopf bei Pirna, und die Verbündeten griffen einen Theil der in acht großen Schanzen beſtehenden Außenwerke der Neuſtadt von der Bautzner Straße her an. Zugleich näherten ſich die Ruſſen 16,000 Mann ſtark, unter Tolſtoi, Iwanoff und Markoff, bis zum 12. Oct. Dresden, damit ſich hinter ihnen Bennigſens Heer unbemerkt über Roſſen nach Leipzig zöge. St. Cyr griff hierauf am 17. den General Tolſtoi auf den Höhen von Räcknitz und Zſchernitz an. In Gefahr, umgangen zu werden, zogen ſich die Ruſſen, mit einem Verluſte von 6 Feldſtücken und einigen hundert Mann an Gefangenen, auf Dohna zurück: aber ſchon am 20. drängten ſie den Marſchall wieder nach Dresden hin, das nunmehr auf beiden Ufern eingeſchloſſen war, da der öſterreichiſche General von Chaſteler mit 10,000 Mann, und Klenau mit einer großen Truppenzahl von Leipzig her zu Tolſtoi geſtoßen waren, auch der ruſſiſche Oberſte Busmann Meißen am 23. beſetzt hatte, während der Fürſt von Wied-Runkel auf der Großenhayner Straße gegen die Neuſtadt vorrückte. Unterdeſſen hatten die Franzoſen ihr Ausleerungsſyſtem nach allen Richtungen hin auf die wildeſte Art vollzogen. In der Stadt, der ſchon längſt alle Zufuhr abgeſchnitten war, riß jetzt der Mangel an den erſten Lebensbedürfniſſen, beſonders an Salz, Brot, Fleiſch, Holz, Gemüſe und Arzeneien, immer drückender ein. Der am 28. Oct. an die Bewohner erlaſſene Befehl, ſich auf 2 Monate mit Lebensmitteln zu verſehen, war daher unausführbar. Gleichwol ſetzte St. Cyr alles zur hartnäckigſten Wehr gegen die Belagerer in Stand, welche Wurfgeſchütz von Thereſienſtadt herkommen ließen. Die Straßen in den Vorſtädten wurden, wie einſt in Saragoſſa, durch Verhacke, Pfahlwerk und Querwälle befeſtigt, und eine Menge Wohnungen in Blockhäuſer verwandelt. Die meiſten Gebäude und Anlagen rings um die Stadt, wie mehrere Mühlen, unter andern die königliche Spiegel-Schleifmühle mit trefflichem Maſchinenwerke, wurden zum Theil ohne Nutzen und Zweck niedergeriſſen oder verbrannt. Vom 4. Nov. an war die Beſatzung durchaus auf ihre Verſchanzungen beſchränkt. Jetzt wollte St. Cyr ſich durch das Belagerungsheer auf dem rechten Elbufer nach Torgau den Weg bahnen. Er forderte daher von den Einwohnern einen Theil der von ihnen aufgezeichneten Lebensmittel, damit das Heer Mundvorrath hätte. Hierauf zogen den 6., unter Lobau, 10,000 M. Fußvolk und 1000 M. Reiterei, nebſt 200 Wagen mit franzöſiſchem Eigenthum, aus der Neuſtadt auf die Straße nach Großenhayn; allein ſie wurden auf der Fläche der Drachenberge bei Reichenberg von dem Fürſten von Wied-Runkel mit einem Verluſte von 890 M. zurückgeſchlagen, und rückten Abends in die Stadt wieder ein. Jetzt ließ Graf Dümas die noch vorhandenen Getreide- und Mehlvorräthe aus den Stadtmühlen und den öffentlichen Anſtalten wegnehmen; aber die Mühlen ſtanden ſtill, und viele Brunnen verſiegten, weil das Waſſer abgeſchnitten war. Mit dem Hunger zugleich wüthete das Nervenfieber unter den Soldaten und Einwohnern. Aus den Krankenhäuſern wurden täglich über 200 Todte getragen, und in der Stadt ſtarben wöchentlich 2—300 M. Endlich durfte die Stadt Abgeordnete in das öſterreichiſche Lager ſchicken, welche eine Capitulation einleiteten, die St. Cyr den 11. mit Klenau zu Herzogswalde abſchloß, nach welcher die Beſatzung vom 12. bis 16. Nov. frei abzog, aber die Waffen ſtrecken mußte, zuſammen 1759 Offiziere

und 27,714 Gemeine. Ueber 6000 Kranke blieben in den Spitälern zurück. Der Geſammtwerth der eroberten Kriegsbedürfniſſe wurde auf 5 Millionen Thaler geſchätzt. Die Capitulation ward aber von dem Oberbefehlshaber, Fürſten von Schwarzenberg, nicht genehmigt, und die ſchon abgezogene Beſatzung wurde kriegsgefangen. Vom 17. Nov. an führte der ruſſiſche General Gourieff den Oberbefehl in der Stadt. Dresden erhielt eine ſtarke ruſſiſche Beſatzung, und wurde der Sitz der ruſſiſchen Landesverwaltung unter dem Fürſten Repnin. Ueber die Geſchichte dieſer achtmonatlichen Leiden, deren Folgen noch nicht ganz verſchwunden ſind, ſehe man die Darſtellung der Ereigniſſe in Dresden im J. 1815. Dresden 1816.

Dresdens Kunſtſammlungen. Das liebliche Dresden im reizenden Elbthal iſt längſt als deutſches Florenz anerkannt; es hatte in den kunſtliebenden Auguſten einen Coſmus und Lorenzo, und Herders freundlicher Wunſch:

„Blühe, deutſches Florenz, mit deinen Schätzen der Kunſtwelt;
„Stille geſichert ſey Dresden-Olympia uns!“

wurde ſelbſt in den neuern harten Kriegesſtürmen erhört. Eine rettende Aegide ſchien bei allen Schickſalswendungen über Dresdens herrlichen Kunſtſchätzen zu ſchweben, ſie blieben unangetaſtet, ſtillgeſichert, in Zeiten, wo kein Eigenthum mehr heilig ſchien. Nirgends könnten ſie aber auch paſſender und ſchöner bewahrt werden als in dieſem glücklichen Mittelpunkt zwiſchen Süd- und Nord-Deutſchland. Um eine Ueberſicht dieſer berühmten Kunſtſammlungen zu geben, denen wir glaubten einen eignen Art. widmen zu dürfen, wollen wir mit der reichſten derſelben: der Gemäldegallerie anfangen. Schon die frühern Fürſten des ſächſiſchen Hauſes zeichneten ſich durch Kunſtliebe aus. Herzog Georg, der Gönner und Freund Lukas Kranachs, des Altvaters ſächſiſcher Kunſt, ſammelte ſchon Gemälde. Moritz, der erſte Kurfürſt Albertiniſcher Linie, ſtellte dieſe Sammlung in der Kunſtkammer auf. Georg I. und II. ließen durch den Hofmaler Kilian Fabrizius thätig ſammeln. Unter Auguſt II. König von Pohlen, wurde die Sammlung anſehnlich vermehrt und kam aus dem ehemaligen Rieſenſaal in das zweite Stockwerk des Schloſſes; ihren Glanz und ihre herrlichſten Schätze aber verdankt ſie Auguſt III., der die Gemäldeſammlung von Modena für 1,200,000 Thaler erwarb, und in Italien und andern Ländern klaſſiſche Meiſterwerke kaufte, beſonders aber dadurch, daß er für 17,000 Dukaten eines der allervorzüglichſten Werke Raphaels ſeine Himmelskönigin, kaufte, die Dresdner Sammlung krönte. Das obere Stockwerk des Stallgebäudes wurde zu einer würdigen Aufſtellung der Gemälde eingerichtet, und ſeit 1747 befindet ſich die Sammlung hier. Das Ganze beſteht aus drei Abtheilungen: a) die äußere Gallerie; b) die innere Gallerie; c) das Paſtell-Kabinet. Die äußere Gallerie beſteht aus Werken niederländiſcher, holländiſcher, deutſcher, franzöſiſcher und einiger italieniſcher Meiſter, ſie enthält 1011 Gemälde; ſo vollzählig wurde ſie erſt ſeit 1816, wo viele treffliche kleine Gemälde niederländiſcher Meiſter dazu kamen, welche ſeit dem Tode Auguſts III., deſſen Zimmer ſie ſchmückten, immer eingepackt geblieben waren; jetzt bekamen ſie die Stelle größerer aber minder bedeutender Bilder der Gallerie. Seitdem wurden auch alle Abtheilungen an den Galleriewänden und Fenſterpfeilern bezeichnet, und es erſchien ein neues Sach- und Ortsverzeichniß der Gemälde. Seit Paris die erbeuteten

Kunſtſchätze zurückgab, iſt die Dresdner Sammlung die reichſte, beſonders in der italieniſchen Schule. Unter den niederländiſchen Werken finden wir über 30 Gemälde von Rubens, worunter: die Löwenjagd; Neptun, den ſtürmenden Winden gebietend (Quos ego!); das Bild ſeiner beiden Söhne; Proſerpina's Raub; Clelia, aus dem Etruſker-Lager fliehend; Meleager und Atalanta; der heilige Hieronymus; die Satiriſkenfamilie; der Liebesgarten, die vorzüglichſten ſind. Von Van Dyk ſind 18 Gemälde hier, worunter man die Bildniſſe König Karls I. von England und deſſen Gemahlin Henriette, ſo wie ſeiner drei Kinder, den 151 Jahr alten Thomas Parker, den büßenden Hieronymus und die Danae beſonders bemerkt. Unter vielen Gemälden Rembrands zeichnet ſich das Bildniß ſeiner Tochter, das ſeiner Mutter, das Feſt des Ahasverus, und ſein Bild von ſich und ſeiner Frau, beſonders aus. Von deſſen Schüler Ferdinand Bol iſt: die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten und David mit dem Uriasbrief beſonders merkwürdig. Treffliche Gemälde von Adrian von Oſtade ſind hier, z. B. das eigne Bild des Künſtlers vor der Staffelei, eine holländiſche Bauernſchenke rc. Von Gerhard Dow bewundert man beſonders den betenden Einſiedler, und zwei Bildniſſe von ihm ſelbſt, einmal zeichnend und einmal die Violine ſpielend. Von Franz van Mieris iſt der Keſſelflicker, und ſein eignes Bildniß, ſo wie von Caſper Netſcher die Darſtellung der Frau von Monteſpan und mehrerer Frauen in Putzzimmern, von der fleißigſten Ausführung. Von David Teniers ſprechen mehrere große Gemälde durch die Wahrheit im Ausdruck ſehr an. Von Philipp Wouvermann ſind ſehr viele herrliche kleine Gemälde hier, worunter man das Feldlager, den Pferdemarkt, und mehrere Reitergefechte beſonders bewundert. Eine ganze Reihe der ſchönſten Werke des Adrian van der Werf ſind hier, worunter die Verſtoßung der Hagar, das Urtheil des Paris, ſeine eigne Familiengruppe und eine Verkündigung vorzüglich zu bemerken. Viele Bilder von Terburg, van der Helſt, Poelemburg, Albert van Everdingen, van der Neer, Paul Potter, Nikolaus Berchem, van der Goyen, Andreas Both, Franz Snyders, de Heem, Eckhout, Huyſum, Denner, Seybold, Wynants rc. ſind wahre Zierden der Gallerie, doch ganz vorzüglich ſchön ſind die herrlichen Landſchaften von Ruysdael: ſeine Jagd, ſein Kirchhof, ſein Kloſter, ſein Waſſerfall, ſein Bergſchloß und ſeine Waldgegenden ſind von außerordentlicher Wahrheit und dabei höchſt dichteriſch angeordnet; einige ſchöne Stücke vom Hondekoeter, z. B. Federvieh vor einem Raubvogel erſchreckend rc. ſind nicht zu überſehen, ſo wenig wie die herrlichen perſpectiviſchen Architekturgemälde von Neefs und Steenwyk. An Werken der altdeutſchen Schule iſt die Sammlung nicht beſonders reich, doch eines iſt hier, welches die Perle der vollſtändigſten Sammlung dieſer Art ſeyn würde, nämlich das himmliſche Mutter-Gottes-Bild von Holbein, vor dem die Familie des Bürgermeiſters Meyer aus Baſel knieend und betend vorgeſtellt iſt. Außerdem ſind mehrere vorzügliche Bilder von Albrecht Dürer hier, nämlich: die Kreuztragung, die ſterbende Maria, der betende Greis rc. Auch von Johann von Eyck und Lukas von Leyden kann man hier Werke finden. Von den Werken der franzöſiſchen Schule ſind beſonders zu erwähnen: zwei vortreffliche große Landſchaften von Claude Lorrain, mehrere ſchöne Gemälde

von Nikolaus Pouſſin, z. B. Noah's Opfer, die Anbetung der Weiſen, die Ausſetzung des Moſes in dem Nil, das Reich der Flora; von Le Brün: eine heilige Familie „le Silence;“ und von Moucheron mehrere gute Arbeiten. Von neuern deutſchen Meiſtern bemerken wir hier viele köſtliche Arbeiten von Dietrich, einige von Mengs, ein treffliches eignes Bildniß von Graff, und eine liebliche Kindergruppe von Vogel, dem anmuthigſten Darſteller zarter Kindheit. Unter den Gemälden der italieniſchen Schule in der äußern Gallerie ſind beſonders merkwürdig: Johannes der Täufer von Batoni, eine treffliche Nachbildung von Raphaels heiliger Cäcilia von Giulio Romano, und die heilige Nacht von Rotari. Jetzt wenden wir uns zur innern Gallerie und zuerſt zur höchſten Zierde derſelben: Raphaels Madonna, mit dem heiligen Sixtus und der heiligen Barbara, aus des Künſtlers ſchönſter Zeit, 3—4 Jahre vor ſeinem Tode gemalt, und urſprünglich für das Kloſter der Benediktinermönche vom heiligen Sixtus zu Piacenza beſtimmt, das höchſte Ideal aller Madonnen. Höchſt intereſſant iſt es, in der D. Gall. die herrlichſten Werke Corregio's aus ſeinen drei verſchiedenen Manieren ſtudiren zu können. In keiner Gallerie kann man dieſen hohen Künſtler beſſer kennen lernen, als hier. Die großen Werke ſeiner erſten Manier ſind überaus ſelten, die Madonna des heiligen Franziskus iſt ein himmliſches Gemälde aus dieſer Zeit, welches an Reinheit des Styls und tiefem Gefühl mit Raphaels Werken wetteifert; aus ſeiner zweiten Periode iſt die weltberühmte heilige Nacht, dies wundervoll ſchöne Weihnachtsbild, deſſen Hauptgedanke gewiß das Höchſte iſt, was neuere chriſtliche Kunſt hervorbrachte, und deſſen Ausführung an Vollendung und Zauber in dem Helldunkel alles übertrifft, was irgend ein Künſtler jemals leiſtete; außerdem iſt noch die Madonna des heiligen Georgs aus dieſer zweiten Periode, ein Bild voll Farbenpracht und Lichtesklarheit. Aus der dritten, vollendetſten Periode Corregio's iſt ſeine Madonna des heiligen Sebaſtian, ſeine herrliche kleine Magdalena, dieſe ächte Perle im Gebiete der Kunſt, und das Bildniß ſeines Arztes. Raphaels geliebter Schüler, Giulio Romano, eifert in ſeiner heiligen Familie, Maria mit dem Waſſerbecken, dem großen Meiſter glücklich nach. Von Andrea del Sarto ſind mehrere herrliche Werke da, beſonders Abrahams Opfer, und die Verlobung der heiligen Katharina mit dem Jeſuskind. Von Leonardo da Vinci iſt das wunderſam ausgeführte Bildniß des Herzogs Sforza von Mailand hier. Von Bartolomeo Bagnacavallo iſt ein herrliches Altarblatt im grandioſen Styl: die auf Wolken thronende Maria mit dem Jeſuskind, zu deren Füßen vier Heilige gleich Stützen der Kirche ſtehen. Die vier Kirchenväter von Doſſo Doſſi, und ſeine allegoriſche Geſtalt der Gerechtigkeit; der große Bacchuszug von Benvenuto Garofalo und ſeine, das göttliche Kind anbetende Jungfrau Maria, und der lehrende Chriſtus von Giovanni Bellino, gehören zu den herrlichſten Werken des ernſten, älteren Styls; aus noch älterer Zeit leuchten in kindlicher Klarheit und Innigkeit Francesco Francia's allegoriſches Gemälde, die Religion vorſtellend, und Pietro Perugino's Anbetung der Weiſen, zu uns herüber. Die venetianiſche Schule kann man hier kennen lernen durch viele treffliche Werke Tizians, beſonders ſeine lebenathmende Venus, ſeinen Chriſtus mit dem Zinsgroſchen, ſeine heilige Familie, vom Herzog Alphons von Ferrara

verehrt, und mehrere Bildniſſe; durch Palma vecchio's Madonna mit dem überaus lieblichen Jeſuskinde, und ſeine drei Schweſtern; durch Tintoretto's Parnaß und ſein Concert; durch Paul Veroneſe's Kreuztragung, ſeine Jünger zu Emaus, ſeine Hochzeit zu Kanaan, ſeine Kreuzigung und ſeine Familie Concina vor der heiligen Jungfrau. Von den Meiſtern der reichen lombardiſchen Schule beſitzt dieſe Gallerie die vortrefflichſten Werke, worunter beſonders Hannibal Caracci's emporſtrebender Genius des Ruhms (Opera dell' elemosina), ſeine Madonna des heiligen Matthäus, und ſein Chriſtuskopf; Guido Reni's zwei rührend-ſchöne duldende Erlöſerköpfe mit der Dornenkrone, ſeine Erſcheinung des auferſtandenen Heilands, ſeine Venus; Lodovico Caracci's herrliche kleine Madonna, welche die Leidensinſtrumente von den Engeln getragen erblickt; Albani's lieblicher Tanz der Liebesgötter, ſeine Venus von ſcherzenden pfeilprüfenden Amorinen umgeben, ſeine Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, ſein Beſuch der Eliſabeth bei Marien, ſich als ſolche Werke auszeichnen, durch welche man die tiefſte Eigenthümlichkeit dieſer unſterblichen Meiſter kennen lernt. Als wahre Zierden der Gallerie und auserwählt gelungene Werke muß man noch erwähnen: die himmliſch-ſchöne, zart ausgeführte heilige Cäcilia von Carlo Dolce, ſein das Brot ſegnender Heiland: die reizende Magdalena in Lebensgröße von Battoni: die ausdrucksvolle büßende Magdalena von Franceschini; Loth mit ſeinen Töchtern, ein höchſt effektvolles Gemählde von Guercino da Cento; die heilige Nacht von Carlo Maratti; die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten von Francesco Treviſani; die Madonna mit dem Jeſuskinde, welches den kleinen Johannes küßt, von Geminiani; Hero und Leander von Francesco Mola; die Madonna della Roſa von Parmegiano; die heilige Familie von Giulio Procaccini; und Joſeph mit Potiphars Weib von Carlo Cignani. Die innere Gallerie enthält 348 Gemählde. Ungern vermißt man in dieſer ſo reichen Sammlung Dominichino's Werke; von dieſem Meiſter iſt kein einziges Gemählde hier. In dem Paſtellcabinet ſind noch über 150 Gemälde. Der Amor mit dem Pfeil von Raphael Mengs iſt das Kleinod dieſes Cabinets; es ſind noch mehrere von dieſem Künſtler gemahlte Portraits hier zu bemerken, beſonders ſein eignes und die ſeiner Schweſtern; von einer derſelben, Thereſia Mengs, ſind ſchöne Email- und Miniaturarbeiten hier. Das Chocolatenmädchen von Liotard iſt bekannt; von der Paſtellmahlerin Roſalba Carriera ſind faſt alle übrigen Portraits in dieſem Cabinet. Die Gemählde-Gallerie ſteht unter der Aufſicht des Oberkammerherrn. Vom Anfang des Maies an, bis Ende Septembers, iſt es den Künſtlern erlaubt, von 8 bis 12 Uhr Vormittags und von 3 bis 6 Uhr Nachmittags hier zu arbeiten. Der Inſpector, Herr Demiani, und der Unterinſpector, Herr Schweigart, zeigen in dieſen Stunden, und nach vorgängiger Meldung auch außer dieſer Zeit, Fremden die Sammlung, und mit wahrer Gefälligkeit wird ſtets in den Stunden, wo die Gallerie geöffnet iſt, auswärtigen und einheimiſchen Kunſtfreunden der Genuß dieſer Schätze geſtattet. — Tapeten nach Raphaels Zeichnungen. Dieſe ſechs, achtehalb Ellen hohen, Tapeten ſind ſehr ſehenswürdig. Sie werden im japaniſchen Palaſt verwahrt, und von dem Hrn. Inſpector Schulz, Aufſeher der Porzellanſammlung, gezeigt. Caſanova gab Veranlaſſung zur Entdeckung dieſer ſeltenen

Kunſtdenkmale, als er in ſeinen Vorleſungen die Vermuthung des Cardinals Albani, daß ſich Tapeten nach Raphael's Zeichnungen, Geſchenke Leo's X., in Dresden befinden müßten, mittheilte. Der kunſtliebende Freiherr von Racknitz, damaliger Hausmarſchall, forſchte nach, und fand endlich 6 Tapeten, theils noch gut bewahrt, theils unſcheinbar, bis auf eine, die verloren gegangen war. Die unkenntlich gewordenen Tapeten wurden ſorgfältig gereinigt. Von 12 in Wolle gewirkten Tapeten, die Pabſt Leo X. in Arras verfertigen ließ, 7 nach Raphael's, die übrigen nach ſeiner Schüler Zeichnungen, wurden 7 nach Dresden und 5 nach Wien geſchickt. Raphaels Originalzeichnungen auf Papier kamen nach England, wo ſie jetzt in Windſor, früher in Hamptoncourt, ſich befinden. Die auf den in Dresden befindlichen Tapeten dargeſtellten Gegenſtände ſind: 1) Die Erblindung des Zauberers Elymas in Paphos, eine kunſtvolle Gruppirung; 2) Paulus in Athen predigend, eine herrliche Geſtalt; 3) das Opfer zu Lyſtra, eine ſchöne Gruppe; 4) Petrus und Johannes im Tempel (Ap. Geſch. Cap. 3.); 5) Chriſtus, als er zu Petrus ſagt: „weide meine Schafe"; 6) der wunderbare Fiſchzug. Ohne Zweifel war der Tod des Ananias der Gegenſtand der verlornen ſiebenten Tapete. Raphael's Geiſt iſt überall ſichtbar, obgleich einzelne Theile, durch die Schuld der Werkmeiſter in Arras, mißlungen ſind. — Der Gemähldeſaal auf dem Brühliſchen Garten. Dieſer wird auch oft der Doublettenſaal genannt; er war in frühern Zeiten zur Aufnahme der Werke neuerer Künſtler beſtimmt. Seit den unlängſt erfolgten Veränderungen in der Gemähldegallerie erhielt dieſe Sammlung einen anſehnlichen Zuwachs von Bildern niederländiſcher und franzöſiſcher Meiſter, ſo wie von einigen Gemählden des Grafen Rotari, welche dort nicht mehr Platz fanden, ſo daß ſie jetzt ungefähr 250 Gemählde enthält. Beſonders merkwürdig ſind die vielen großen Landſchaften und Proſpecte von dem Meiſter in der Perſpective, Bernhard Bellotto, genannt Canaletto, aus Venedig, der ſeit 1764 Mitglied der Academie zu Dresden war. Viele ſächſiſche Gegenden, z. B. Königſtein und Sonnenſtein, ein Bergaufzug im Plauiſchen Grunde und mehrere innere Anſichten von Dresden, welche die ehemalige Geſtalt verſchiedener Gebäude und Stadttheile zeigen, ſind von dieſem Künſtler mit treffender Wahrheit dargeſtellt. Auch ſieht man hier mehrere Anſichten ſächſiſcher Gegenden, z. B. des Oybin, des Lilienſteines ꝛc. von dem ehemaligen Hofmahler Alexander Thiele. — Das Auguſteum oder die königliche Antikenſammlung. Ueber dieſe treffliche Sammlung, welche in den einfach ſchönen und hohen Sälen des japaniſchen Palais würdig aufgeſtellt iſt, und die gewiß jedem, der ſie unter der ſinnigen Leitung des kenntnißreichſten Archäologen, des vielverdienten Hofraths Böttiger, ſahe, unvergeßlich blieb, giebt es ein ſchönes Prachtwerk: „das Auguſteum, von Becker herausgegeben," welches treue Abbildungen aller bedeutenden hier befindlichen Antiken enthält. Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts kaufte Kurfürſt August einige kleine Antiken und Münzen; Johann Georg III. vermehrte ſie mit andern Alterthümern, und ſo bildete ſich der Anfang dieſer herrlichen Sammlung, die jetzt die erſte in Deutſchland iſt. Auguſt II. nahm um das Jahr 1720 jene Antiken aus der Kunſtkammer, und durch die Erwerbung der koſtbaren Sammlung des Fürſten Chigi zu Rom, die er 1725 für 60,000 Scudi erhielt, und vieler einzelnen Antiken aus den Sammlungen der Cardinäle Al-

bani und Bellori, der Mumien die der berühmte Reiſende della Valle aus Aegypten mitgebracht hatte, und der vom Grafen von Wackerbarth in Italien geſammelten Denkmale, ward er der eigentliche Stifter des Auguſteums. Sein Nachfolger, der kunſtliebende Auguſt III., bereicherte die Sammlung durch den Ankauf der Bronzen und modernen Skulpturarbeiten des Grafen Brühl, durch einige in Antium gefundene Denkmale, und vorzüglich durch die 3 unvergleichlichen Statuen der Herculanerinnen, die er für 6,000 Thlr. von den Erben des Prinzen Eugen von Savoyen kaufte. Der jetzige König vergrößerte ebenfalls die Sammlung, und wurde beſonders dadurch ihr zweiter Stifter, daß er ſie aus den engen Pavillons im großen Garten entkerkerte, und ſie 1785 im Erdgeſchoſſe des japaniſchen Palaſtes aufſtellen ließ. Leider ſah der damalige Aufſeher nur auf Symmetrie, nicht auf Gehalt, Styl und Bedeutung, und paarte oft das Mittelmäßigſte mit dem Vortrefflichſten in dieſen 10 Sälen zuſammen (der 11te und 12te Saal enthalten bloß neue Bildwerke.) Der Raum verbietet uns hier mehr als eine gedrängte Ueberſicht der Merkwürdigkeiten dieſer Alterthümer zu geben. Zu den älteſten Bildwerken gehören drei Löwen von ägyptiſchem Syenit, von welchen zwei den Eingang des Kunſtſchatzes hüten, der dritte und ſchönſte ſich aber im Mumienzimmer befindet. Ein Iſisbild mit dem Nilſchlüſſel. Vier Mumien, von denen beſonders die beiden von della Valle mitgebrachten merkwürdig ſind. Dazu iſt ein ächt ägyptiſcher Sarkophag aus Sykomorus. Alle dieſe Alterthümer, ſo wie mehrere Marmorſarkophage mit merkwürdigen Basreliefs, ſchöne Moſaiken, campaniſche Gefäße und ſlaviſche Alterthümer, ſind in dem letzten Saale aufgeſtellt, in welchem das vor ungefähr 60 Jahren in Rom entdeckte Columbarium der Livia treu nachgebildet iſt. Zu den köſtlichſten Denkmalen des älteſten griechiſchen Styls gehört die dreiſeitige Candelaberbaſis mit dem darauf vorgeſtellten Dreifußraub und ſeiner Wiedereinweihung. Sie iſt wahrſcheinlich aus Delphi: der Marmor iſt pariſch, und dieſe Baſis gehört zu den ächteſten und ſeltenſten Kunſtwerken aus der Periode vor Phidias. Aus derſelben Zeit iſt der Sturz einer Pallas, an welcher Helm, Arme und Füße ſchlecht ergänzt ſind. An ihrem Peplus iſt der Gigantenkampf en Relief vorgeſtellt. Wichtige Denkmale des hohen und ſchönen Styls (von Phidias bis Praxiteles) ſind: ein gut erhaltener koloſſaler Minerven-Sturz, der durch den kühnen Wurf des Schuppenpanzers und die Großheit der Formen und Falten an des Phidias hohe Pallasbilder erinnert; eine ſitzende koloſſale Heroinenfigur von hoher Schönheit, die wahrſcheinlich eine Niobe iſt; ein ſterbender Sohn der Niobe, in welchem Todeskampf und Jugendblüthe wundervoll-ſchön vereint ſind; ein Niobekopf, welcher in der antiken Doloroſa ſchon das Vorbild einer chriſtlichen Mater Doloroſa ahnen läßt. Dem Zeitalter des reizenden Styls in Lyſipps und ſeiner Nachfolger Kunſtſchulen gehören folgende Werke an: zwei atheniſche Kanephoren, leider ungeſchickt ergänzt; eine ſchöne Venus Anadyomene oder Pudica, nicht ſo gut erhalten wie die mediceiiſche, aber in den erhaltenen Theilen noch vollendeter. Ein Bachiſcher Genius, das entzückendſte Kunſtwerk dieſer Art; man ſieht hier das Urbild zugleich mit drei antiken Wiederholungen. Dieſer Satyriſk, deſſen zarte Wellenbewegungen mit dem Liebreiz und Roſenſchimmer ewiger Jugend übergoſſen ſind, iſt der ächte Akratos, der Mundſchenk des Bacchus. Zwei ſchöne Amorge-

bilde im Uebergang zum Knabenalter, das lieblichſte Eroskoͤpfchen; eine herrliche Gruppe von Amor und Pſyche, die in den antiken Theilen ſelbſt dem kapitoliniſchen Gegenbilde nicht nachſteht. Viele ſchöne jugendliche Athleten, hierunter aber vor allen der herrliche Athletentronk, ehedem als Merkur ergänzt, aber auf des Ritters Hamilton Antrag ſeiner Ergänzung entlaſtet, das Kleinod der Sammlung, und überhaupt eines der trefflichſten alten Kunſtwerke, dem Kenner wegen des herrlich überkleideten Muskelſpieles gleich nach dem Fechter des Agaſias den Preis zuerkennen. Zur letzten Kunſtepoche des griechiſchen Strebens unter den Römern gehören in dem ſogenannten Gladiatorenſaale vier gewaltige Kämpfer über Lebensgröße, in vorgebogener Stellung, voll gediegener Lebenskraft; ein koloſſaler Antinous-Bacchus und ein treffliches Antinous-Bruſtſtück auf einem Apollotronk. Einzig aber unter allen Kunſtſchätzen ſelbſt der reichſten Sammlungen, gleichſam einen eigenen Zauberkreis der Kunſt bildend, ſtehen im Herculaniſchen Saale die drei herrlichen Frauenſtatuen, deren edler Ausdruck und unausſprechlich ſchöne Draperien ſie zu wahren Kunſtidealen erheben; man nannte ſie ſonſt fälſchlich Veſtalinnen; die größere iſt eine Matrone, die zweite eine Jungfrau, und die dritte eine Wiederholung der letztern. Unter dem Namen: die Herculanerinnen, ſind ſie berühmt; ſie gehören zu den erſten 1706 entdeckten Spuren der verſchütteten Stadt. Viel Treffliches findet man unter den einzelnen Köpfen und Büſten, ſo wie auch unter den vielen kleinen Bildwerken in Bronze. Unter den neuern Bildwerken ſind mehrere Statuen von Giovanni di Bologna, Bernini, Algardi und Donner nicht zu überſehen. Höchſt intereſſant ſind die Vorleſungen, welche während des Sommers zweimal wöchentlich vom Hofrath Böttiger hier vor einem erleſenen Kreiſe von Künſtlern und Fremden gehalten werden. — Die Sammlung Mengſiſcher Gipsabgüſſe. Der ſächſiſche Künſtler Raphael Mengs, welcher einer der erſten war, die in der aufblühenden Kunſtperiode der neueſten Zeit Sinn und Gefühl für die hohe reine Schönheit der Antiken hatten, ließ unter ſeiner beſondern Aufſicht in Rom und andern Städten Italiens Gipsabgüſſe von allen merkwürdigen alten Kunſtdenkmalen machen. Er verfuhr dabei mit der ſtrengſten Genauigkeit und Sorgfalt. Ein Exemplar dieſer herrlichen, mit feinem Kunſtſinn gefertigten Abgüſſe kam nach Madrid, weil Mengs Hofmaler des Königs Carl III. war, und die Kunſtakademie im Escurial einrichtete. Das zweite vollſtändigere und für die Kunſtgeſchichte wichtigere aber behielt der Künſtler ſelbſt, von deſſen Schweſter, Mad. Maron, der König Friedrich Auguſt es kaufte. Im Jahre 1792 wurden dieſe trefflichen Nachbildungen in einer hochgewölbten, einfach und ſchön verzierten Halle im Erdgeſchoß des ehemaligen Stallgebäudes, unter der Gemäldegallerie, eben ſo prachtvoll als zweckmäßig aufgeſtellt, und Kunſtfreunden ſowohl als ſtudirenden Künſtlern geöffnet. Alle die wichtigſten Denkmale antiker Kunſt findet man hier vereint. Junge Künſtler ſtudiren hier vom Anfang des Mai's bis zu Ende Septembers. Fremden wird die Sammlung von dem Oberaufſeher, Hrn. Hofr. Böttiger, oder dem Inſpector Matthäi gezeigt, auf beſondere Erlaubniß auch wohl bei Fackelbeleuchtung. — Das Kupferſtich-Cabinet. In einem Pavillon des Zwingergebäudes iſt die treffliche und reiche Sammlung der Kupferſtiche und Handzeichnungen, deren Beſuch jedem Kunſtfreunde zu empfehlen iſt. Dieſe Sammlung wurde unter Auguſt II.

durch den Hofrath Hencher angelegt, unter ſeinem Nachfolger und dem jetzigen König bedeutend erweitert, und wird fortdauernd mit den neueſten Kunſterzeugniſſen vermehrt und in den ältern Werken ergänzt. Die Sammlung, welche aus 200,000 Blättern beſteht, enthält die ſeltenſten Kupferſtiche und Handzeichnungen der größten Meiſter aus allen Schulen. Das Ganze iſt in 12 Klaſſen getheilt, welche wieder artiſtiſch-hiſtoriſch geordnet ſind. Künſtler können während des Sommers das Cabinet Dienſtags und Freitags von 9 bis 12 Uhr Vormittags benutzen. — Die Porzellan-Sammlung. In 18 Gemächern des Erdgeſchoſſes im japaniſchen Palaſte wird eine reichhaltige, für den Technologen und Kunſtfreund merkwürdige, Sammlung von ſineſiſchem, japaniſchem, oſtindiſchem und meißniſchem Porzellan aufbewahrt. Der Werth dieſer Sammlung, deren Inhalt ein Verzeichniß von 5 Foliobänden füllt, wird auf mehrere Millionen geſchätzt, und die Sammlung von aſiatiſchem Porzellan iſt jetzt einzig in Europa. Unter dem oſtindiſchen ſieht man mehrere große Vaſen und viele Stücke von dem uralten Schlangenporzellan, das ſich durch ſonderbare Formen, Farbenpracht und Gemählde indiſcher Sitten und Trachten auszeichnet. Das ſineſiſche und japaniſche Porzellan, das 8 Zimmer füllt, enthält viele ſehr alte Vaſen und Geräthe aller Art, Götzenbilder 2c. Die Majolica-Gefäße im 9ten Zimmer ſind als Seltenheiten ſehenswerth. Das Intereſſanteſte aber iſt die reiche Sammlung von ſächſiſchem Porzellan, worin man die Fortſchritte von den erſten merkwürdigen Verſuchen an bis zur heutigen Vollendung beobachten kann. Hier ſieht man die erſten Proben von Böttcher's Erfindung, die bekanntlich in Dresden gemacht wurde: braunes und rothes jaspisartiges Porzellan, worauf das ſchwarze, zum Theil glaſirte und mit Gold bemahlte, und endlich das weiße folgte, das Böttcher 1709 in ſeiner Werkſtatt auf der Jungfrau-Baſtei auf dem Brühliſchen Garten erfand. Noch findet man einige andere Merkwürdigkeiten in dieſen Zimmern, z. B. eine Sammlung von ungefähr 300 großen und kleinen ſineſiſchen Speckſteinfiguren, 7 ſineſiſche Schirme mit bunten Farben, und 3 große Tafeln von Speckſtein, wovon 2 Moſaikbilder von einem italieniſchen Künſtler enthalten. Ferner ſind hier noch mehrere ſchöngearbeitete indiſche Decken von Vogelfedern und einige Moſaiktafeln ſehenswerth. — Das Münzcabinet. Dieſe Sammlung befindet ſich gleichfalls in einem ſchönverzierten Saale im Erdgeſchoſſe des japaniſchen Palaſtes. Sie war ſchon unter Johann Georg II. bedeutend, wurde unter den beiden Auguſten vermehrt, und vom jetzt regierenden Könige früher ſchon durch den Ankauf einzelner Stücke und ganzer Sammlungen, wie der Reineckiſchen und Birkhahniſchen von Münzen des Mittelalters, des Mabai'ſchen aus 9,000 Stück beſtehenden Groſchencabinets, der von Teuberniſchen Sammlung ſächſiſcher Münzen, und neuerlich des Baumgarteniſchen Ducatencabinets anſehnlich bereichert. Sämmtliche Münzen ſind jetzt in 33 Schränke vertheilt. Die Sammlung von griechiſchen und römiſchen Münzen iſt zwar nicht ſehr zahlreich, aber doch bedeutend durch manches ſeltene Stück. Die Zahl der neuern Münzen und Medaillen von allen Staaten iſt ſehr anſehnlich; am reichſten aber iſt das Cabinet von ſächſiſchen Münzen in Gold und Silber. Auch beſitzt das Cabinet eine Sammlung von Gemmen. Der verdienſtvolle Numismatiker Lipſius iſt der jetzige Aufſeher und Ordner dieſer Sammlung. — Die Kunſtkammer. Kurfürſt Auguſt gründete dieſe

Sammlung, die ſich ſeit dem J. 1730 im Zwingergebäude befindet, wo ſie eine Gallerie und 3 Zimmer einnimmt, und unter der Obhut des jedesmaligen Aufſehers des mathematiſchen Salons ſteht. Die Gemächer ſind mit vielen Gemählden auf Holz, Leinwand, Pergament und Marmor, mit lebensgroßen Bildniſſen ſächſiſcher Fürſten, mit ſeltenen Spiegeln, mit europäiſchen Fürſtenwappen auf Glas gemahlt, mit Vaſen und Pokalen, Statuen berühmter Künſtler aus Gips und Metall geziert. Unter vielen Seltenheiten, die hier mit manchen Spielereien gepaart wurden, ſind folgende die merkwürdigſten: Chriſti Geburt, in Alabaſter von Sebaſt. Walther; ein metallnes Crucifix von J. v. Bologna; Lucifers Fall, eine Gruppe von 80 Figuren auf einem 13 Zoll hohen und 8 Zoll breiten Stücke Elfenbein; Kunz von Kaufungen von dem Köhler feſtgehalten, von getriebener Arbeit in Stahl; der heil. Hieronymus von Alb. Dürer; mehrere Gemählde von Lucas Kranach. Auch einiges zur Kunde der Sitten fremder Völker, z. B. ein isländiſches Opferhorn, Arbeiten aus Japan, tartariſche und indiſche Geräthe ꝛc. In dem zur Kunſtkammer gehörenden Uhrenzimmer findet man 150 Uhren, worunter Gärtners große Uhr mit 360 Zeigern, welche den Zeitunterſchied eben ſo vieler Oerter zeigt; zwei Inklinir-Uhren; viele künſtliche Uhrwerke, z. B. eine kriechende Kreuzſpinne, 2 Schiffe, die Kriegsmuſik hören laſſen, ein Elephant mit einem Mohren, der einen Pfeil abſchießt ꝛc. — Die Modellkammer. Dieſe Sammlung, welche Kurfürſt Johann Georg IV. anlegte, befindet ſich in einem Theile des Zwingergebäudes, wo der Aufſeher (jetzt Kunſttiſchler Milde) ſie zeigt. In neuern Zeiten hat die Sammlung, außer verſchiedenen Arbeiten des verſtorbenen Modellmeiſters Gärtner, keinen Zuwachs erhalten. Der Vorrath an Modellen und Maſchinen zur Waſſer-, Berg-, Civil- und Kriegsbaukunſt iſt nicht unbedeutend. Gärtners Werke ſind beſonders ſehenswerth, unter andern ſeine Modelle zu 200 Fuß langen Brücken ohne Zwiſchenpfeiler. In einem andern Pavillon des Zwingers zeigt man auch die ſehr ſehenswerthen Modelle von dem Tempel Salomonis, der Stiftshütte und einer Synagoge. Für Fremde, welche Dresdens Merkwürdigkeiten wollen kennen lernen, iſt die überaus reiche und ſchöne königl. Bibliothek, der ſeltene Schatz des grünen Gewölbes, das Naturalien- und Mineralien-Cabinet, die Rüſtkammer, der mathematiſche Salon, die Gewehrgallerie und das Muſeum für Natur- und Kunſtmerkwürdigkeiten, welches der Buchhändler Hilſcher in einem Pavillon des Brühliſchen Gartens eröffnete, ſehr ſehenswerth; doch da dieſe Sammlungen nicht in das Gebiet der Kunſt gehören, ſo erwähnen wir ſie hier nicht näher. Sehr intereſſant iſt es, die Ateliers der ausgezeichneten, hier lebenden Künſtler zu beſuchen; in den Werkſtätten der Profeſſoren Hartmann, Matthäi, Seydelmann, Rößler, Klengel und Pochmann, der Mitglieder der Academie, Friedrich und Retzſch, der Bildhauer Kühn und Pettrich, des Steinſchneiders Tettelbach, der Blumenmahler Friedrich und Tettelbach, der Kupferſtecher Darnſtedt, Krüger, Seyfert, Gottſchick, Günther, Stölzel, der Architekten Heine, Thormeyer, Schuricht, wird man in dem Jedem eignen Fache intereſſante Arbeiten finden. Die ſchönſten muſikaliſchen Spieluhren findet man bei dem kunſtreichen Friedrich Kaufmann, dem Erfinder des Harmonichords, des Belloneon's und Automelodion's ſowohl, als des künſtlichen Trompeters; er er-

warb ſich auf ſeinen Reiſen durch Holland, Frankreich und Deutſchland allgemeinen Ruhm. (Mehreren der hier genannten neuern Künſtler haben wir beſondere Art. gewidmet.) Mm.

Dreyer (Joh. Matthias), ein zu ſeiner Zeit bekannter deutſcher Schöngeiſt, nicht ohne Witz und ſatiriſche Einfälle, aber ohne poetiſches Genie, Religiöſität und Wahrheit. Seine Gedichte kamen 1771 zu Altona heraus. Die meiſt obſcöne Sammlung gereimter Geſundheiten unter dem Titel: Schöne Spielwerke beim Wein, Punſch, Biſchof und Krambambuli, Hamb. 1763, wurde gleich bei ihrer Erſcheinung confiscirt und unter dem Geläute der Schandglocke auf dem ſogenannten ehrloſen Blocke in Hamburg verbrannt, nachdem alle Prediger daſelbſt von der Kanzel wider die darin enthaltenen Ruchloſigkeiten geeifert hatten. Sie iſt daher ſehr ſelten geworden. Man ſchreibt ihm mehrere ſatiriſche Stücke zu. Er war zu Hamburg 1716 geboren, und ſtarb daſelbſt 1769.

Driburg, Städtchen in Weſtphalen im preußiſchen Regierungsbezirk Minden, mit 1450 Einw., 3 Meilen von Paderborn, 4 Meilen von Pyrmont, mit einem Geſundbrunnen, der eine Viertelſtunde von der Stadt entfernt iſt. Das Waſſer iſt ſaliniſch-martialiſch, klar, von ſcharfem, ſtechendem, ſäuerlich-eiſenhaftem Geſchmack, und hat in 1 Pfd. zu 16 U. glaubriſches Wunderſalz 11 17/25 Gr., Bitterſalz 2 17/20 Gr., Selenit 10 17/25 Gr., kochſalzſaure Bittererde 23/100 Gr., kochſalzſaure Kalkerde 3/50 Gr., Kochſalz 93/100 Gr., luftſaure Bittererde 6/25 Gr., luftſaure Kalkerde 6 89/100 Gr., luftſaure Alaunerde 1/20 Gr., luftſaures Eiſen 1 33/100 Gr., Harzſtoff 13/100 Gr., Luftſäure 28 Kubikzoll. Es wird mit Nutzen gebraucht bei Verſtopfungen der Eingeweide des Unterleibes, in hypochondriſchen und hyſteriſchen Zufällen, gegen Schwäche und Reizbarkeit der Nerven, Magenkrämpfe und Coliken, Rheumatismen, Gicht, Skorbut, Ausſchläge ꝛc. Das Badehaus iſt ein großes Gebäude, in deſſen obern Stockwerken die Badegäſte wohnen. Hier iſt zugleich der Badebrunnen, aus welchem das Waſſer in 7 ſehr gut eingerichtete Bäder geleitet wird. Man kann hier auch Tropf-, Dunſt- und Qualmbäder haben. Für das Vergnügen iſt durch Muſik, Tanz, Spiel ꝛc. geſorgt; und herrliche Alleen und Spaziergänge machen die ganze Gegend zu einem Garten.

Driller, oder Drillhäuschen, nennt man in unterſchiedlichen Provinzen Deutſchlands eine Maſchine, welche dazu dient, geringere Vergehungen in der bürgerlichen Geſellſchaft öffentlich durch das Hohngelächter der Zuſchauer zu züchtigen. Sie hat die Geſtalt eines runden Vogelkäfigs, worin ein Menſch aufgerichtet ſtehen und von Jedermann geſehen werden kann; durch den runden Boden und Deckel läuft eine Spindel, vermittelſt welcher man dieſen Käfig mit dem darin befindlichen Menſchen auf eine lächerliche Weiſe im Kreiſe herumdrehen (drillen) kann; daher auch die ſprichwörtliche Redensart, Jemanden drillen, auf eine lächerliche Weiſe plagen, necken. Drilling iſt ein Triebrad an den Mühlen.

Droits réunis; ſ. Vereinigte Gefälle.

Drontheim, ſ. Norwegen.

Droſemeter, der Thaumeſſer, ein Werkzeug, die Menge des gefallenen Thaues zu meſſen. Es beſteht in einer Wage, deren eines Ende eine Platte trägt, die den Thau gut annimmt, das andere ein Gegengewicht hat, das nicht ſo leicht bethaut wird.

Droſt iſt in gewiſſen Gegenden Deutſchlands, beſonders in

Weſtphalen, am Niederrheine und in den Niederlanden, eine obrigkeitliche Perſon auf dem Lande, und ungefähr ſo viel, als in Oberſachſen ein Amtshauptmann. Iſt er Vorgeſetzter einer ganzen Gegend oder Provinz, ſo heißt er Landdroſt, ſo viel als etwa in vorgedachten Gegenden Landhauptmann, oder auch ein Landvogt.

Drottingholm oder Drontningholm, das prächtigſte königliche Luſtſchloß in Schweden, nach dem Modell von Verſailles, auf einer Inſel Lovö, eine Meile von Stockholm, erbaut. Es findet ſich darin eines der ſchönſten und vollſtändigſten Naturaliencabinette in Europa, eine bedeutende Gemähldegallerie und herrliche Anlagen.

Drouais (Jean Germain), ein junger talentvoller franzöſiſcher Mahler, und der größte, der aus Davids Schule hervorgegangen. Die Sehnſucht, in Rom die ſchönen Denkmale der Kunſt zu ſtudiren, trieb ihn (1783) zur Concurrenz um den großen Preis, der in einem vierjährigen Penſionat beſteht, doch ſeine eigene Unzufriedenheit mit ſeiner Arbeit machte, daß er ſie zerriß und den Preis einem Andern überließ. Seinen Lehrer, der ihm, als er verwundert die Stücken des Gemähldes ſah, darüber Vorwürfe machte, fragte er: „Sind Sie zufrieden mit mir?“ „Vollkommen,“ verſicherte David. „Wohl! ſo habe ich ja den Preis,“ rufte Drouais entzückt; „dies war mein Ziel, der Preis der Akademie gehöre einem Andern, dem er vielleicht nützlicher iſt, als mir; im nächſten Jahre hoffe ich ihn durch ein beſſeres Werk zu verdienen.“ Und beim nächſten Male (1784) ſtand Drouais wieder in den Schranken. Die Cananäerin zu den Füßen des Heilandes war die Frucht ſeines ununterbrochenen Studiums und zugleich der Abdruck ſeiner innigſten Empfindungen. Oeffentlich gekrönt ward er faſt im Triumphe von ſeinen Mitſchülern zu ſeinem Lehrer geführt. Dieſen begleitete er nun als Penſionär nach Rom, wo er die größten Meiſter ſtudirte und copirte. Sein ſterbender Gladiator (1785) und vorzüglich ſein 1785 vollendeter Marius zu Minturnä erwarb bei der Ausſtellung in Paris ihm und Davids Schule neue Triumphe. Nun entwarf er ſeinen Philoctet auf Lemnos, und im Rauſche ſeines errungenen Ruhmes, eben beſchäftigt mit einem Bilde des C. Grachus, endete im noch nicht vollendeten 25ſten Jahre (er war 1763 zu Paris geboren) ein hitziges Fieber ſein idealiſches Leben. Seine Nebenbuhler und ſeine Freunde vereinigten ſich, ihm in der Marienkirche (in der Via lata) ein Denkmahl zu ſetzen.

Drouet (J. B.), Poſtmeiſter zu St. Menehould, geb. 1763. Er war es, der Ludwig XVI. auf ſeiner Flucht durch St. Menehould erkannt hatte, ihm auf einem Nebenwege zuvoreilte, und ihn zu Varennes arretieren ließ. Im Sept. 1792 ward er dafür als Deputirter des Marne-Departements in den Convent aufgenommen, wo er Ludwig XVI. Tod votirte. Man ſchickte ihn im September 1793 zur Nordarmee. Im October deſſelben Jahres in Maubeuge von der Armee des Prinzen Coburg eingeſchloſſen, verſuchte er, mit einigen Dragonern zu entkommen, um die Hülfe, deren der Platz benöthigt war, zu beſchleunigen, wurde aber aufgefangen und nach Spielberg in Mähren geführt. Den 6. Juli 1794 ſprang er von dem Fenſter ſeines Gefängniſſes herab, um zu entfliehen; brach aber ein Bein und wurde wieder zurückgebracht. Im November 1795 wurde er mit Camus, Beurnonville und Andern zu Baſel gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechſelt, und nahm hierauf ſeinen Platz im Rathe der Fünfhundert wieder ein. Das Mäßigungsſyſtem, welches damals in Frank-

reich herrſchte, mißfiel ihm; er trat mit Baboeuf in Verbindung, und wurde einer der Rädelsführer der Jacobinerverſchwörung, welche dieſer organiſirte. In Gemäßheit deſſen ward er (11. Mai 1796) arretirt und in die Abtei in Verwahrung gebracht; er entwich und flüchtete ſich in die Schweiz. Da der hohe Gerichtshof ihn aber wegen der Baboeufſchen Angelegenheit frei ſprach, kehrte er nach Frankreich zurück. Er wurde nun in mittlern Verwaltungsbehörden gebraucht und war zuletzt Unterpräfect zu St. Menehould. Er war es, der im März 1814 Napoleon, welcher im Begriff ſtand, nach dem Gefecht von Arcis wieder auf Paris zu ziehen und dieſes zum Stützpunkte ſeiner Operationen zu machen, die halbwahre Nachricht mittheilte, daß die zahlreichen Beſatzungen der lothringiſchen Feſtungen ſich vereinigten, um dem alliirten Heere in den Rücken zu fallen, und daß in dieſer Provinz ein ernſtlicher Krieg von Parteigängern organiſirt wäre, um das Vorhaben der Beſatzungen zu unterſtützen. Dieſe Nachricht erfüllte Napoleon mit kühnen Hoffnungen, und bewog ihn, nicht auf Paris zurückzugehen. Die Alliirten drangen nun ungehindert dahin vor, und Napoleons Schickſal entſchied ſich hier ohne weitern Waffenkampf mit ihm ſelbſt. So war es Drouet, der zu zwei höchſt wichtigen Ereigniſſen entſcheidend mitwirkte, von denen das eine die Bourbons vom Throne ſtürzte, das andere ſie wieder darauf erhob. Im J. 1816 mußte er als Regicide Frankreich verlaſſen.

Drouot, Artilleriegeneral unter Napoleon und, während deſſen Exils auf Elba, Gouverneur dieſer Inſel, iſt ſo ſehr in die letzte Geſchichte ſeines Meiſters verflochten, daß wir ihm hier eine kleine Stelle nicht verſagen können. Drouot iſt 1774 in Nancy geboren. Ehe er ſich in die Artillerieſchule nach Metz begeben wollte, beſtand er zu Chalons die gewöhnliche vorher erforderliche Prüfung. — In dieſer überraſchte er La Place, welcher der Examinator war, durch ſeine Antworten und ſeine Kenntniſſe in dem Grade, daß er auf der Stelle, kaum 16 Jahr alt, zum Officier bei der Artillerie ernannt wurde. Er machte nun alle Feldzüge in der Revolution und unter Napoleon mit, zeigte ſich allenthalben als einen Militär von den größten Talenten und dem beharrlichſten Muthe. Insbeſondere zeichnete er ſich in den Schlachten von Wagram, Moſaisk, und am 2. Mai 1813 bei Lützen aus. Nach Napoleons erſter Reſignation hatte er Freundſchaft genug für ſeinen Herrn, ihm in die Verbannung nach Elba zu folgen. Er wurde Gouverneur der Inſel und lebte den Wiſſenſchaften. Bei Napoleons Rückkehr begleitete er ihn und landete am 1. März 1815 bei Cannes. In den Tagen von Ligny und Waterloo befehligte er die Artillerie und that, wie auch die Feinde geſtanden, mit dieſer furchtbaren Waffe Wunder der Tapferkeit. Er war nach der Cataſtrophe von Waterloo ſehr thätig, die zerſtreuten franzöſiſchen Truppen wieder zu ſammeln; vom proviſoriſchen Gouvernement wurde ihm das Commando über die Garden übertragen, und er behielt daſſelbe bis zur Auflöſung der ganzen Armee hinter der Loire. Er war einer der Generale, über die in Gemäßheit der königl. Ordonnanz vom 24. Jul. 1815 ein Kriegsgericht gehalten werden ſollte. In Folge derſelben ſtellte er ſich ſelbſt vor Gericht, wurde aber einſtimmig losgeſprochen. Gegenwärtig iſt er nicht angeſtellt, und beſchäftigt ſich in ſeiner Vaterſtadt mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten, die auf die Artillerie Bezug haben.

Druck nennt man die Wirkung eines ruhenden Körpers, der von einer Kraft zur Bewegung getrieben wird, auf einen ihn berüh-

renden Körper, der dieſer Bewegung entgegenſteht. Dieſer letzte Körper heißt der widerſtrebende oder das Hinderniß. Da auch dasjenige, was Bewegung hindert, Kraft genannt wird, ſo muß auch in dem widerſtehenden Körper eine Kraft ſeyn, welche die Wirkung jener, oder die Bewegung des drückenden Körpers hindert. Dieſes iſt die Kraft des Zuſammenhanges der unbdurchdringlichen Theile des widerſtehenden Körpers untereinander ſelbſt und mit andern unbeweglichen Körpern. Iſt dieſer Zuſammenhang zu ſchwach, um dem Drucke zu widerſtehen, ſo zerbricht der widerſtrebende Körper, oder wird von dem beweglichen losgeriſſen. Die bekannteſten Kräfte, aus welchen der Druck entſtehen kann, ſind 1. die Kräfte der menſchlichen und thieriſchen Körper; 2. die Schwere der Körper, welche nach einer beſtimmten Richtung auf unbewegliche Unterlagen Druck hervorbringt; 3. die Elaſticität oder Federkraft der Körper, z. B. eingeſchloſſene Luft drückt, indem ſie ſich durch einen weitern Raum auszudehnen ſucht, gegen die Wände des Gefäßes, das ſie umſchließt; 4. auch bei andern Naturerſcheinungen, welche ſonſt mit Bewegung begleitet ſind, entſteht Druck gegen das, was dieſe Bewegung hindert. So kann aus der magnetiſchen und electriſchen Anziehung Druck entſtehen. Man pflegt die bewegenden Kräfte überhaupt durch Gewichte auszumeſſen, die einen gleichen Druck hervorbringen. So ſagt man, der Druck der Luft auf eine Fläche von einem pariſer Quadratfuß betrage 2240 Pfund, d. i. die Fläche werde von der Luft eben ſo ſtark gedrückt, als ſie von einem Gewichte von 2240 Pfund würde gedrückt worden ſeyn, wenn ſie die Unterlage deſſelben wäre. Uebrigens pflanzt ſich der Druck von einem Theile des Hinderniſſes zum andern fort, und zwar bei feſten Körpern blos nach ſolchen Richtungen, welche mit der Richtung des Drucks ſelbſt parallel laufen. Sonſt unterſcheidet man auch Druck von Stoß dadurch, daß der erſtere eine Wirkung der Schwere, letzterer eine Wirkung der Bewegung des einen andern berührenden Körpers ſeyn ſoll.

Drucken, einem Körper (beſonders der Oberfläche deſſelben) die Figuren einer ausgeſchnittenen Form mittelſt der Preſſe und gewiſſer aufgetragenen Farben mittheilen, ſo z. B. beim Buchdrucken (ſ. Buchdruckerei), Kupferdrucken und Kattundrucken. Vorzugsweiſe gebraucht man die Worte drucken, Druck (das Drucken, oder der Abdruck eines Buchs, z. B. ein Bodoniſcher Druck) und Druckerei (die Buchdruckerkunſt oder eine Officin) vom Bücherdruck; auch dem Stich entgegengeſetzt.

Drucker nennt man in der Mahlerei die Anwendung heller und glänzender Farben, um gewiſſe Stellen ſtärker und in das Auge ſpringender zu machen. Das Anbringen derſelben gründet ſich auf die Beobachtung, daß helle Farben einen Gegenſtand hervortretender, dunkle zurückweichender machen. Da nun die Mahlerei runde Körper auf Flächen darzuſtellen hat, ſo ſieht man, wie wichtig für ſie wohlangebrachte Drucker ſind. Nicht aber blos die gehörige Rundung, ſondern auch die richtige Beleuchtung wird dadurch bewirkt; denn das Licht beleuchtet jederzeit die hervorragendſten Theile eines Gegenſtandes am meiſten. Der Mahler macht mithin durch die Drucker zugleich die Schattenmaſſen, Uebergänge und Halbſchatten geltend, und bringt durch ſie Haltung in ſein Gemählde. Ein eigener Kunſtausdruck iſt noch das Blicken und Drücken, d. h. die Lichter heller, die Schatten dunkler machen. Man blickt ein fertiges Gemählde auf, indem man die Lichter mit einigen Pinſelſtößen von

ner noch glänzenderen Farbe erhöht, wodurch dieſe Partien ſich noch mehr hervorheben. dd

Druckfreiheit iſt das Recht, ſeine Gedanken durch Druckſchriften bekannt zu machen. Sie iſt alſo eine bloße Art der Denkfreiheit, in ſofern dieſe eine äußere iſt (ſ. **Denkfreiheit**), mithin einerlei mit der Schreibfreiheit; denn es iſt an und für ſich betrachtet gleichgültig, ob man ſeine Gedanken ſelbſt durch Handſchrift oder durch Druckſchrift bekannt macht und verbreitet. Da indeſſen eine Handſchrift durch den Druck bedeutend und ſchnell vervielfältigt wird, auch dieſe Vervielfältigung mittelſt neuer Auflagen ins Unendliche fortgehen kann, ſo kann auf der einen Seite die Druckfreiheit noch weniger **unbeſchränkt** ſeyn, als die Schreibfreiheit; auf der andern aber wird eine weiſe Regierung bei Beſchränkung der Druckfreiheit um ſo mehr Vorſicht und Schonung anwenden müſſen, damit ſie ſich nicht durch harte Cenſurmaßregeln ſelbſt an der Nachwelt verſündige. (Vergl. die Art. **Cenſur**, **Denkfreiheit**, **Preßfreiheit** und viele and.) D.

Druckwerk. Hierunter verſteht man eine Maſchine, welche vermittelſt des **Drucks** das Waſſer in die Höhe treibt. Sie beſteht aus einer Pumpe, in welcher das in den Stiefel hineingetretene Waſſer durch die Gewalt des Kolbens in andere mit dem Stiefel ſeitwärts oder auch oberwärts verbundene Röhren getrieben wird. Die gemeine Waſſerpumpe, bei welcher der Stiefel unter dem Waſſer ſteht, und der Kolben nicht ſaugt, ſondern nur hebt, iſt ein Druckwerk. Der Druck des Waſſers treibt hier das Waſſer ohne Beihülfe der Luft durch das im Boden des Stiefels befindliche Ventil, welches ſich gleichfalls durch den Druck des Waſſers nach oben öffnet, in die Höhe. Man bedient ſich der Druckwerke auf verſchiedene Art, theils allein, theils in Verbindung mit Saugwerken zu mancherlei einfachen und zuſammengeſetzten Maſchinen, um das Waſſer aus der Tiefe in die Höhe zu heben. So ſind die Feuerſpritzen nichts anders, als Druckwerke, und zwar meiſt doppelte. (S. **Pumpe**.)

Druiden hießen die Prieſter der Celten oder Galen. Sie machten, wie die Braminen in Indien, eine eigene Caſte aus und ſtanden gleich dieſen in dem größten Anſehen, indem ſie zugleich die Gelehrten und Philoſophen dieſer Völker waren, und ſelbſt auf die Regierung des Staats den größten Einfluß hatten. Julius Cäſar liefert uns die meiſten Nachrichten von ihren Lehrſätzen und Amtsgeſchäften. Nach ihm beſorgten ſie alle öffentlichen und Privatopfer, erklärten die Grundſätze ihrer Religion, theilten alle Arten von Belohnungen aus, ſaßen in beſtimmten Zeiten des Jahres zu Gericht, und beſtimmten die Strafen für begangene Verbrechen. Wer ſich ihren Entſcheidungen widerſetzen wollte, gegen den verhängten ſie die Strafe des Bannfluchs, wodurch er von der Theilnahme am Gottesdienſte ausgeſchloſſen ward. Selbſt über ein ganzes Volk konnten ſie dieſe Acht ausſprechen. Ueberhaupt hatte ihre Macht keine Grenzen. Sie wählten in jeder Stadt die höchſten Obrigkeiten, und dieſe durften nichts ohne ihren Rath und ohne ihre Beiſtimmung unternehmen. Von allen Laſten und Abgaben waren ſie befreit. Der Unterricht ſowohl in religiöſen als in andern Kenntniſſen, die Kriegskunſt allein ausgenommen, war ausſchließlich in ihren Händen. Sie ertheilten ihn mündlich in Verſen, die oft einen geheimen Sinn hatten, und pflanzten ihn im Gedächtniß fort. Nach Cäſar glaubten ſie die Unſterblichkeit der Seele und die Wanderung derſelben in andere Kör-

per. Außerdem gaben ſie Unterricht über die Natur und Bewegung der Geſtirne, über die Größe der Welt und der Erde, über das Weſen der Dinge und die Macht der Götter. Auch übten ſie die Aſtrologie, Zauberei und Wahrſagerei. Nach Plinius waren ſie auch in der Naturlehre und Arzneikunde nicht unerfahren. Die letztere aber verunſtalteten ſie durch Aberglauben. Beſonders merkwürdig iſt ihre Meinung von der heiligen Miſtel, welche ſie als das Heiligſte in der Natur und als eine Univerſalmedicin anſahen, ſo wie ſie überhaupt die Eiche für heilig hielten, und von ihr den Namen erhalten haben ſollen. Was die äußere Verfaſſung der Druiden betrifft, ſo hatten ſie ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, das durch Stimmenmehrheit aus ihrer Mitte gewählt wurde, und ſeine Würde lebenslänglich behielt.

Druſe, in der Mineralogie, ein Stück Geſtein, welches auf der Oberfläche in Geſtalt kleiner Cryſtallen oder Blättchen angeſchoſſen iſt. Eine Quarzdruſe, wenn das Geſtein aus Quarz beſteht; Spathdruſe, wenn es Spath iſt, und Erzdruſe, wenn es mit Erz vermiſcht iſt.

Druſen, eine Völkerſchaft in Syrien, in den Gebirgen des Libanon und Antilibanon, welche einen Diſtrict von ungefähr 55 Quadratmeilen bewohnt, und aus 160,000 Einwohnern beſteht, worunter 40,000 waffenfähige Männer ſind. Ihre angebliche Abſtammung von Franken, die zur Zeit der Kreuzzüge in jene Gegenden gekommen, iſt eine Fabel. Ihr Name kommt von einem ihrer Religionslehrer her. Zu Ende des 16ten Jahrhunderts fing dieſes kleine Volk an, in Europa Aufſehen zu erregen; beſonders auch wegen der Religion, aus welcher ſie ein großes Geheimniß machen. Dieſe iſt aber weiter nichts, als ein Gemiſch der ſaducäiſchen, ſamaritaniſchen und mohammedaniſchen Religionsſecten. Die Druſen hatten zeither unter mehreren Sheiks oder Herren geſtanden; Ibrahim aber wollte ſie unter einem Oberhaupt wiſſen. Dadurch bekam dieſer Befehlshaber die ganze Macht ſeiner Nation in die Hände, und ward auf dieſe Art den Türken gefährlich, ſo daß die Druſen in den erſten Jahren des 17ten Jahrhunderts unter dem berühmten Emir Fakreddin (gewöhnlich Fakkardin) den höchſten Gipfel ihrer Macht erreichten; allein dieſer wurde 1631 zu Conſtantinopel ſtrangulirt und obgleich man ihnen andere Fürſten gab, ſo kamen ſie doch nie wieder zu ihrem vorigen Ruhm. Zwar machten ſie im Jahr 1773 noch einen Verſuch, in Vereinigung mit den Ruſſen, ſich loszumachen; allein ſie mußten bald wieder in das vorige Verhältniß mit den Türken zurückkehren. Sie ſtehen jetzt unter Emirn (Fürſten), und dieſe wieder unter einem Groß-Emir, ſind der Pforte zinsbar, aber faſt ganz unabhängig, und treiben Feld-, Wein- und Seidenbau. In Anſehung ihrer Religion theilt man ſie in zwei Gattungen: in Weiſe (Akales, Gelehrte oder Eingeweihte) und in Weltliche (Djabel oder Laien, Unwiſſende, Uneingeweihte); ſie haben keinen öffentlichen Gottesdienſt, ſondern beſuchen chriſtliche und mohammedaniſche Kirchen, haben aber eigne Symbole und gottesdienſtliche Perſonen, und nähern ſich übrigens den Chriſten am meiſten.

Drüſen, im thieriſchen und menſchlichen Körper, ſind weiche, lockere Theile, von glatter, ovaler oder länglicher Form und verſchiedener Größe. Sie bilden zwei Claſſen, die abſondernden (zuſammengehäuften), welche aus einer Menge kleiner, rundlicher Körper zuſammengeſetzt ſind, die entweder aus kleinen hohlen Säckchen,

oder aus einer Verwickelung von zarten Aederchen gebildet werden, und eine beſondere Flüſſigkeit abſondern, welche ſich in mehreren Canälen und zuletzt in einem Ausführungscanal ſammlet und zu weiterm Gebrauch ausgeleert wird. Hierher gehören die Speicheldrüſen im Munde, die große Magenſpeicheldrüſe (Pankreas), die Bruſtdrüſe, die Schleimdrüſen in der Luftröhre u. ſ. w. Die andere Claſſe beſteht aus den Lymphdrüſen (zuſammengewickelten Drüſen), welche aus einer Verwickelung einſaugender Adern (Lymphgefäße) beſtehen, deren allezeit mehrere kleinere in eine ſolche rundliche Drüſe ein-, wenigere aber und größere aus ihr herausgehen, welche dann wieder zu den nächſten größern Drüſen hingehen, und zuletzt in den Bruſtgang (ductus thoracicus) ſich endigen. Dieſe Drüſen haben den wichtigen Zweck, die aufgenommenen Flüſſigkeiten zu veredeln und dem Leben immer näher zu bringen. (S. Aſſimilation). Hierher gehören die Gekrösdrüſen, die Leiſten- Achſel- Halsdrüſen und v. a. m. In der Pflanzenlehre iſt die Drüſe (glandula), ein runder Körper an den Pflanzen auf den Blättern oder Stängeln, oder innerhalb im Zellengewebe oder Fleiſche, der zur Ausdünſtung und Abſonderung dient. 2. Eine Krankheit der Pferde, bei welcher eine weißliche oder gelbliche zähe Flüſſigkeit aus der Naſe und dem Munde läuft. Dabei ſind die Drüſen an dem Kinnbacken geſchwollen, und es zeigen ſich Beulen. Man ſagt dann von der Drüſe oder mit der Drüſe (Druſe) befallen werden. Das Pferd wirft die Drüſe ab, wenn die Feuchtigkeit dicker wird und das baldige Ende der Krankheit hoffen läßt. Die gutartige Drüſe iſt diejenige, bei welcher ſich der Ausfluß aus der Naſe am neunten Tage verliert. Die bösartige oder falſche Drüſe verwandelt ſich gewöhnlich in den Rotz.

Druſus, 1. Marcus Livius, Sohn des Marcus Druſus, der im Jahr Roms 631 zugleich mit Cajus Gracchus Volkstribun war, und Vater der Livia, welche des M. Cato Gattin und Mutter des Cato von Utika war. Von Jugend auf unruhig und thätig, zeigte er ſich im reifern Alter als einen Mann von Geiſt und großer Kraft, und beſaß dabei eine hinreißende Beredſamkeit; aber er beachtete im Feuer ſeiner Thätigkeit zu wenig die Verhältniſſe des Lebens und die geſetzlichen Formen des Staats; und das Gefühl ſeines Werthes, ſo wie ſeine ausſchweifende Freigebigkeit verleiteten ihn bisweilen zu unüberlegten oder ſeiner nicht würdigen Handlungen. Zu ſeiner Zeit war Rom durch den Streit zwiſchen dem Senat und den Rittern in zwei Parteien getheilt. Die Macht der letztern, welche vorzüglich ſeit der Zeit der Gracchen auf das höchſte geſtiegen war, erregte die Eiferſucht des Senats, der für ſein altes, faſt verlornes Anſehen eifrig kämpfte. Nachdem er das Volk durch die von dem Senat nur mit dem äußerſten Widerwillen zugegebene Vertheilung der Ländereien, und die Bundesgenoſſen der Römer durch Verſprechung des Bürgerrechts auf die Seite des Senats zu bringen geſucht hatte, trat er, im Vertrauen auf dieſen Beiſtand, als Vermittler zwiſchen den ſtreitenden Parteien auf. In dieſer Abſicht ſchlug er vor, die erledigten Senatorenſtellen mit Rittern zu beſetzen, und dieſen neuen Magiſtratsperſonen das Recht der gerichtlichen Unterſuchungen, welches ſeit den Gracchen ein Eigenthum der Ritter geworden war, zuzugeſtehen, ſo wie es die Senatoren in frühern Zeiten hatten, und nach dem größten Widerſtande von beiden Seiten ſetzte er dieſen Vorſchlag auch durch. Allein theils die Eiferſucht, mit welcher

noch immer jede Partei über ihren Rechten hielt, theils die zu raſche und an Gewaltthätigkeit gränzende Art, auf welche Druſus die Vereinigung herbeigeführt hatte, erbitterte die Gemüther und brachte ſie gegen ihn auf. Als er daher, ſeinem frühern Verſprechen getreu, darauf antrug, den Bundesgenoſſen für ihre dem Senat geleiſteten Dienſte das Bürgerrecht zu ertheilen, verweigerte dieſes der Senat mit ſolchem Nachdruck, daß Druſus nichts bewirken konnte, und als er einſt von einer Menge Lateiner, welche gekommen waren, um ihm beizuſtehen, begleitet aus der Volksverſammlung in ſeine Wohnung zurückkehrte, wurde er beim Eintritt in dieſelbe von unbekannter Hand (wahrſcheinlich durch einen vom Senat gedungenen Mörder) erſtochen. Nach wenigen Stunden verſchied er mit den Worten: „Sprecht! wird wohl die Republik je wieder einen Bürger haben, wie ich war?" Sein Tod (ums Jahr Roms 661) brachte den ſchon lang gährenden Bundesgenoſſenkrieg zum Ausbruch. 2. Nero Claudius, ein Sohn des Tiberius Nero und der Livia (welche in der Folge die Gattin des Kaiſers Auguſt wurde), und Bruder des nachmaligen Kaiſers Tiberius. Als er Quäſtor war, wurde er mit ſeinem Bruder im Jahre 13 vor Chriſtus zu einem Feldzuge gegen die Rhätier ausgeſchickt, den er auch glücklich vollendete. Von hier ging er nach Gallien, und dämpfte den Aufſtand, welcher in einigen Provinzen ausgebrochen war, ſchlug die Deutſchen, welche jenſeits des Rheins wohnten, ging über dieſen Fluß, beſiegte die Sicambrer und Bructerer und machte die Frieſen den Römern zinsbar. Er war der erſte römiſche Feldherr, der ſich auf den nördlichen Ocean wagte. Als er nach dieſen Feldzügen im Jahr 11 vor Chriſtus wieder nach Rom kam, wurde er Prätor, kehrte aber ſchon im Frühjahre wieder nach Deutſchland zurück, überwand mehrere Völker bis an die Weſer, und legte mehrere Feſtungen an. Deshalb wurde ihm zu Rom die Ehre des kleinern Triumphs (der Ovation) zugeſtanden und er zum Proconſul ernannt; auch legte ihm die Armee den Titel eines Imperators bei, welchen jedoch Auguſt zu beſtätigen nicht für gut fand. Im Jahr 9 v. Chr. ward er Conſul, kehrte bald aufs neue nach Deutſchland zurück, und drang bis an die Elbe vor, fand es aber unmöglich, über dieſen Fluß zu ſetzen. Um jedoch zu beurkunden, daß er bis dahin gekommen ſei, ließ er daſelbſt Siegeszeichen aufrichten. Auf ſeinem Rückzuge nach dem Rhein ſtarb er aber (nach Einiger Nachricht an den Folgen eines Sturzes vom Pferde) noch in demſelben Jahre, und im dreißigſten ſeines Alters. Der Canal, welcher den Rhein mit der Yſſel verbindet, war ſein Werk, und auch der Ort Druſenheim im Elſaß, wo er einige Zeit ſein Lager hatte, hat den Namen von ihm. Von ſeiner Gemahlin Antonia hatte er drei Kinder, Livia, Germanicus (der ſeinem Vater an Tapferkeit glich) und Claudius, welcher in der Folge Kaiſer wurde. Rom verlor an dem Druſus einen tapfern, im Felde wie in Staatsverhältniſſen gleich brauchbaren Mann, und einen ſeiner redlichſten und edelſten Bürger.

Dryaden, in der Mythologie der arkadiſchen Griechen, Waldnymphen, die man zu Schutzgöttinnen der Bäume, namentlich der Eichen (daher der Name) in den Wäldern machte. Doch machen Einige den Unterſchied, daß Dryaden überhaupt Waldnymphen, die Hamadryaden aber ſolche ſein ſollen, welche als Beſchützerinnen beſondrer Bäume mit ihnen lebten und ſtürben. (S. Hamadryaden).

Dryden (John), Esq., einer der fruchtbarſten engliſchen Dichter, mehr durch ſeinen correcten, gewandten und geſchmackvollen Styl als durch poetiſche Kraft und Originalität berühmt und das Muſter vieler ſpätern engliſchen Dichter. Ein geſunder Verſtand äußert ſich bei ihm in einer gebildeten Sprache und Verſification ohne Glanz und Fülle der Phantaſie. Vieles hat er dem Studium der Alten zu verdanken, welches er ſchon auf der Schule zu Weſtminſter trieb. Dryden wurde 1631 zu Auldwinkle, einem Flecken in Northamptonſhire, geboren. Er beſuchte die Weſtminſterſchule und die Univerſität Cambridge, wo er 1653 den Grad eines Baccalaur annahm. Sein erſter Verſuch: Heroic stanzas, zum Lobe Cromwells, erſchien 1658 nach des Protectors Tode. Die Reſtauration der Monarchie hatte auf ihn eben den Einfluß, den ſie auf die Herzen der mehreſten Briten äußerte, denn er ſchrieb bald darauf: Astraea redux, a poem on the happy restoration and return of his sacred Majesty King Charles II. Im Jahr 1663 fing er an, des Erwerbs wegen, für die Bühne zu arbeiten. Sein erſtes Stück, the wild Galland, eine Komödie, wurde kalt aufgenommen. Dies hielt ihn indeſſen nicht ab, noch 27 andere, theils Trauerſpiele, theils Luſtſpiele, theils ſogenannte Tragikomödien, theils Opern zu liefern. Man hält ſeine dramatiſchen Producte für die ſchlechteſten ſeiner Werke, weil ſie zu ſehr in dem ungeläuterten Geſchmack des damaligen Publicums geſchrieben ſind. 1767 wurde ſein Annus mirabilis gedruckt, ein hiſtoriſches Gedicht, das nach D. Johnſons Urtheil zu ſeinen gefeilteſten Werken gehört, wie Dryden überhaupt mehr Talent zur Ausführung als zur Erfindung beſaß. Um dieſe Zeit ſchrieb er die Biographien des Polybius, Lucian und Plutarch, die den engliſchen Ueberſetzungen dieſer Schriftſteller vorgedruckt ſind. 1668 erhielt er den wenig einträglichen Poſten eines Poet-laureat, oder Hofdichters. Um jene Zeit erſchien ſein eleganter und lehrreicher Dialog: Essay on dramatic Poetry, der erſte Verſuch einer feinen Kritik, der von einem Engländer gemacht wurde. Dieſer, wie überhaupt ſeine Abhandlungen und Vorreden in Proſa, ſehr correct und geiſtvoll geſchrieben, haben ihm den Titel eines **Vaters der engliſchen Kritik** erworben. Er gewann ein ſo großes Anſehen, daß ihn die damaligen dramatiſchen Dichter, z. B. Lee, für den Richter der Bühne erkannten, und ſich von ihm die Prologen oder Epilogen ihrer Stücke ſchreiben ließen. 1681 machte er ſeine merkwürdige Satyre: Absalon and Ahitophel, bekannt. Sie iſt gegen die Partei des Herzogs von Monmouth gerichtet, und perſiflirt viele der angeſehenſten Perſonen damaliger Zeit unter erdichteten Namen. Nach Jacob II. Thronbeſteigung trat er, weniger aus Ueberzeugung, als aus Politik, zur catholiſchen Kirche über, wofür ihn der König zu ſeinem Hiſtoriographen ernannte. Aus Eifer für ſeine neue Religion, und zu ſeiner Vertheidigung, machte er jetzt ſeine verrufene Fabel; the Hind and the Panther, bekannt, worin er die römiſche Kirche unter dem Bilde einer milchweißen Hirſchkuh ihre Gerechtſame gegen die proteſtantiſche, welche als ein Panther vorgeſtellt wird, vertheidigen läßt. Die von Jacob II. herbeigeführten goldenen Zeiten der catholiſchen Kirche gingen bald vorüber. Unſer Dichter büßte den Lorbeer ein; worauf er zur Schriftſtellerei, als einem bloßen Erwerbsmittel, ſeine Zuflucht nehmen mußte. Er arbeitete von nun an rüſtiger als ſonſt, und zuweilen etwas fabrikmäßig, wie ein von Johnſon angeführter und auch in der neuen Ausgabe der proſaiſchen Schriften **Drydens** ab-

gedruckter Contract beweiſet, in welchem er ſich anheiſchig macht, dem Buchhändler Johnſon 10,000 Verſe für 250 Guineen zu liefern. Indeſſen tragen doch alle ſeine ſpätern Producte das Gepräge ſeines großen Talents an ſich. 1693 erſchien ſein Perſius und Juvenal. 1697 gab er ſeinen Virgil heraus, der zu den meiſterhafteſten Ueberſetzungen gehört, die irgend eine neuere Nation aufweiſen kann. Sein letztes Werk waren ſeine aus Homer, Ovid, Boccaz und Chaucer entlehnten, und theils überſetzten, theils moderniſirten Fables ancient and modern, translated into verses with original poems. In dieſer Sammlung ſteht ſeine geprieſene Ode: Alexander's feast, or the power of music, in honour of St. Cecilia's day, die von Händel 1725 vortrefflich componirt iſt, und Pope's und Congreve's ähnliche Arbeiten weit hinter ſich zurückläßt. Ramler hat ſie 1770 überſetzt; auch hat man eine wohlgerathene Nachbildung derſelben von Koſegarten. Ueberhaupt ſind ſeine lyriſchen und ſatiriſchen Gedichte unſtreitig die ausgezeichnetſten in der engliſchen Literatur dieſer Zeit, obgleich er mehr aus dem Kopfe als aus dem Herzen ſang. Dryden ſtarb den 1. Mai 1701, und wurde in der Weſtminſterabtei zwiſchen Chaucer und Cowley beigeſetzt. Auf ſeinem Monument ſteht nichts als der Name Dryden.

Dſchagatai, die freie Tatarei, welche das Truchmenenland, den Staat Chiwa, den thaſchkenter Staat nebſt Turkheſtan, das Land der Karakalpaken, das Land der freien Kirgiſen und die große Bucharei enthält. Seine Größe wird auf 50,000 Q. M. geſchätzt.

Dſchingis=Chan (auch Genghiſchan, Gingiſchan, Gengiscan, Djenguys=Khan u. ſ. w.) Dieſer berühmte Eroberer war der Sohn eines mongoliſchen Hordenanführers mit Namen Yezonkai oder Pyzonkai, der zwar über 30 bis 40 Familien gebot, jedoch den Tartarchans oder Kins, die damals die öſtliche Tartarei und den ganzen nördlichen Theil von China beherrſchten, Tribut zahlte. Dſchingis=Chan wurde geboren im J. 559 der Hegira, oder 1163—64 nach Chr. Geb., und erhielt den Namen Temudjyn. Die früh entwickelten kriegeriſchen Anlagen und Talente des Jünglings waren von ſeinem Lehrer, Carachar, ſo gut ausgebildet worden, daß er im dreizehnten Jahre ſchon im Stande war, die Zügel der kleinen Herrſchaft zu ergreifen, welche ihm nach dem Tode des Vaters, durch das Recht der Erſtgeburt, gebührten. Die Oberhäupter der Stämme und Familien, welche dem jungen Khan unterworfen waren, glaubten, es würde ihnen leicht ſeyn, denſeben zu verdrängen oder ſich ſeiner Herrſchaft zu entziehen. Sogleich aber führte er in Perſon 30,000 Mann gegen dieſe Aufrührer, und obgleich der Sieg in der erſten Schlacht unentſchieden blieb, kehrte Temudjyn doch bald zurück und errang im zweiten Angriffe einen vollſtändigen Sieg. Nach dem Treffen theilte er unter die Officiere und Soldaten Belohnungen aus, wohin auch die Gefangenen gehörten, die als Sklaven behandelt wurden. Mehrere durch Rang und Einfluß beſonders Ausgezeichnete aber wurden auf Befehl des Siegers in 70 Keſſel mit ſiedendem Waſſer geworfen; ein würdiges Vorſpiel der zahlloſen Gräuelthaten, wodurch er Aſien bald in Schrecken ſetzen ſollte. Eine große Anzahl von Stämmen vereinigte ſich nunmehr wider ihn. Er aber fand einen mächtigen Beſchützer in dem Großchan der keraitiſchen Mongolen, Namens Oung, der ihm ſogar ſeine eigene Tochter zur Ehe gab. Dadurch ward ein Krieg mit einem

zurückgeſetzten Nebenbuhler veranlaßt. Man traf zuſammen, und es ſollte eine große Schlacht geliefert werden am Fuße der Altai-gebirge, als der Schwiegervater erſchreckt durch die drohenden Gefahren ſich eiligſt in der Nacht zurückzog. Dſchingis Chan bemerkte jedoch in Zeiten den Abfall, und verſchanzte ſich ſogleich zwiſchen Onon und Tula, von wo aus er den karaitiſchen Truppen Hülfe leiſten konnte, welche der Rache der Feinde preisgegeben waren. Dieſe Handlung des Edelmuths ſtellte den Frieden zwiſchen Schwiegervater und Eydam wieder her, der aber nicht von langer Dauer war. Im Jahre 1202 bekriegten ſie einander förmlich, und nachdem Oung-Khan in einem Treffen mehr als 40,000 Mann verloren hatte, mußte er die Flucht ergreifen, auf der er auch das Leben verlor. Der Sieger fand jedoch einen neuen, furchtbaren Gegner in der Perſon Tayanks, des Oberhaupts der naimanſchen Tartaren. An den Ufern des Altai traf man zuſammen, Tayank wurde ſchon im Anfange des Gefechts verwundet, und ſtarb auf der Flucht, nachdem er alle ſeine Soldaten bis auf den letzten Mann hatte niederhauen ſehen. Dieſes merkwürdige Gefecht ſicherte dem Sieger die Oberherrſchaft über einen großen Theil der Mongoley, und den Beſitz der Hauptſtadt Cara-Corom. Im Frühling des folgenden Jahres hielt er eine Art von Reichstag in Bloun Youldouk, ſeinem Geburtslande, wo ſich Abgeordnete von allen ihm unterworfenen Horden einfanden; dieſe Abgeordneten ſetzten ihm die Krone auf, und proclamirten ihn als Khacan oder Groß-chan im Angeſichte des ganzen Heeres. Zugleich prophezeite ihm ein frommer Chaman, den die Mongolen ſehr verehrten, daß er über die ganze Erde herrſchen werde, und befahl ihm, ſich fortan nicht mehr Temudjyn, ſondern Dſchingis-Chan zu nennen. In derſelben Verſammlung machte Dſchingis-Chan auch ein bürgerliches und militairiſches Geſetzbuch bekannt, das noch jetzt in Aſien unter dem Namen: Yza Dſchingis-Chany bekannt iſt. Dieſes Geſetzbuch iſt auf den entſchiedenſten Monotheismus gegründet, denn Dſchingis bekannte ſich zu keiner beſtimmten Religion; er gab keiner auch nur den entfernteſten Vorzug vor der andern. Alle Männer von Verdienſt, ohne Unterſchied des Glaubens, waren an ſeinem Hofe willkommen. Dſchingis-Chan ließ auch viele oiguriſche, tibetaniſche, perſiſche und arabiſche Bücher ins Mogoliſche überſetzen, ein Beiſpiel, welches von mehrern ſeiner Nachfolger nachgeahmt wurde, wodurch die Mongolen unter den gebildeten Nationen Aſiens einen nicht unbedeutenden Rang gewannen. Durch die Prophezeiung bei Dſchingis-Chans Krönung war der Geiſt der Truppen ſo angefeuert worden, daß er ſie leicht zu neuen Kriegen führen konnte. Das ſchöne und große Land der Oiguren im Mittelpuncte der Tartarei hatte längſt ſeine Begierde gereizt. Dieſes mehr durch literariſche Bildung als kriegeriſche Talente ſich auszeichnende Volk war leicht unterworfen, und durch die Eroberung wurde Dſchingis-Chan Herr des größten Theiles der Tartarei. Kurz darauf ergaben ſich ſeiner Herrſchaft mehrere tartariſche Volksſtämme, und im Jahr 1209 überſtieg er die große Mauer, und ſandte Truppen nach Leaotong, und Petſchely. Die Eroberung von China beſchäftigte die Mongolen über drei Jahre lang; die Hauptſtadt, damals Yen-king, jetzt Peking genannt, wurde im Jahr 1215 mit Sturm genommen und geplündert. Der Brand dauerte einen Monat. Die Ermordung von Geſandten, die Dſchingis-Chan an den König von Kharizme geſandt hatte, lieh ihm

den längſt geſuchten Vorwand gegen Turkeſtan loszubrechen. Er that es im Jahre 1218 mit einem Heere von 700,000 Mann. Das erſte Zuſammentreffen der feindlichen Heere war furchtbar, doch unentſchieden. Dſchingis-Chans Söhne zeigten ſich durch Unerſchrockenheit des Vaters würdig. Die Khorizmier verloren 160,000 Mann. Im J. 1219 drangen die Mogolen immer weiter. Den meiſten Widerſtand leiſteten die beiden großen Städte Bokhara und Samarcand. Sie wurden erſtürmt, geplündert, verbrannt, und mehr als 200,000 Menſchen kamen dabei um. Zu bedauern iſt hier die Zerſtörung der köſtlichen Bibliotheken von Bokhara, einer Stadt, welche in ganz Aſien durch ihre gelehrten Anſtalten berühmt war. Sieben Jahre hintereinander war Dſchingis-Chan nur mit Morden, Plündern, Unterjochen beſchäftigt, und dehnte ſeine Herrſchaft bis an die Ufer des Boryſthenes aus, wo auch der Großherzog von Kiow und der Herzog von Tſchernikow gefangen wurden. In China hatte er einſtmals alle Landbewohner wollen umbringen laſſen, um die beſtellten Fluren in Viehweiden zu verwandeln, und weniger Menſchen ernähren zu müſſen, die nicht zum Kriege taugten. Allein einer ſeiner Räthe, Tletchuſay widerſetzte ſich muthig dieſer Maßregel. Dieſes beſtimmte den Eroberer einige Zeit nach Cara Coram, ſeiner eigentlichen Hauptſtadt, zurückzukehren. Hier kam ihm ſeine Familie bis an die Ufer des Fluſſes Tula entgegen, und empfing ihn mit ausgezeichneten Freudensbezeigungen. Er zeigte ſich nicht ohne Gefühl dafür. Von ſeinen zahlreichen Enkeln ließ er zwei nach einem von ihm ſelbſt entworfenen Plane erziehen. Im Jahre 1225, wo er bereits älter als 60 Jahre war, zog er noch in Perſon an der Spitze aller ſeiner Heere gegen den König von Tangut, der zwei Feinden der Mogolen eine Zuflucht bei ſich geſtattet hatte, und ſie durchaus nicht ausliefern wollte. Die Mogolen zogen durch die große Wüſte von Kobi im Winter 1220 und drangen ins Herz der feindlichen Staaten ein, wo ihnen ein Heer von 500,000 Mann ſich entgegen warf. Auf einem von dem Caramoran gebildeten gefrornen See lieferte Dſchingis-Chan dem Feinde eine große Schlacht, worin dieſer gänzlich geſchlagen wurde und über 300,000 Mann verlor. Einige Zeit verweilte der Sieger in den neueroberten Provinzen, von wo aus er zwei ſeiner Söhne abſchickte, um die Eroberung des nördlichen China zu vollenden. Indeſſen wurde die Belagerung der Hauptſtadt von Tangut, Ninghin (Nanking), mit Eifer fortgeſetzt. Die Stadt erlag endlich und hatte mit andern gleiches Schickſal. Alles wurde mit Feuer und Schwert verheert. Allein die Gründung einer mogoliſchen Dynaſtie in China war dem Enkel Dſchingis Chans erſt aufbehalten. Bei dieſem letzten Unternehmen fühlte Dſchingis-Chan die Annäherung ſeines Todes. Er berief ſeine Kinder zuſammen, empfahl ihnen Eintracht, und gab ihnen die weiſeſten Rathſchläge zur Regierung der weitläufigen Staaten, die er ihnen hinterließ, und die ein Gebiet von mehr als 1500 Stunden in der Länge ausmachten. Er ſtarb umgeben von den Seinigen im Schooße des Sieges den 24. Aug. 1227 im 66ſten Jahre ſeines Alters, und dem 22ſten ſeiner Regierung. Das Daſeyn dieſes Eroberers hatte dem Menſchengeſchlechte wenigſtens fünf bis ſechs Millionen Individuen jedes Alters und Geſchlechts gekoſtet. Dabei hatte er eine ungeheure Menge von Denkmalen der Kunſt, koſtbaren Manuſcripten, die ſich in den Städten Balk, Bokhara, Samarcand, Peking und anderen befanden,

vernichtet. Er wurde mit vielem Pomp zu Tangut, nicht weit von dem Orte, wo er geſtorben war, unter einem Baum begraben, der ſich durch ſeine ungeheuern Aeſte auszeichnete. Er hatte ſich dieſen Ort ſelbſt zum Begräbnißplatze gewählt. Ehe er ſtarb, theilte er ſeine Staaten unter die 4 Prinzen, die er von der erſten ſeiner vier rechtmäßigen Frauen hatte. Ein großer Theil ſeiner Staaten ging aber auf Kublai über, den man als den Stifter der mogoliſchen Dynaſtie in China zu betrachten pflegt.

Dualiſmus, Dualiſt. 1. Die philoſophiſche Anſicht, welche das Weſen der Dinge auf die Annahme zweier ungleichartigen, als urſprünglichen und nicht von einander abzuleitenden Principien aller Dinge, nämlich des Idealen und Realen (oder des Wiſſens und Seyns), oder der materiellen und der denkenden Subſtanz, gründet und zurückführt, heißt der Dualiſmus. Sie kann dogmatiſch, kritiſch oder ſkeptiſch ſeyn. Im engern Sinne beſchränkt man den Dualiſmus auf die Annahme zweier verſchiedenen Principien im Menſchen; dieſes iſt der (metaphyſiſch) pſychologiſche Dualiſmus. Wer dieſer Anſicht zugethan iſt, heißt Dualiſt. Wer insbeſondere die Verſchiedenheit und den Gegenſatz beider Principien (auch ſelbſt Dualiſmus genannt) nur annimmt, in ſofern er dem Bewußtſeyn erſcheint, heißt empiriſcher, wer dieſen Gegenſatz auch außer unſerm Bewußtſeyn für wirklich hält, transſcendentaler Dualiſt. Dem Dualiſmus ſteht entgegen der Moniſmus, welcher Idealiſmus oder Realiſmus, Spiritualiſmus oder Materialiſmus iſt. Der Dualiſmus war ſchon vor Chriſti Geburt in den Religionen des Orients herrſchend. 2. In der Theologie heißt Dualiſmus die Lehre derer, welche nur einigen Auserwählten die Seligkeit, allen übrigen aber die ewige Verdammniß zuſprechen.

Dublin, Hauptſtadt des Königreichs Irland, in der Nähe einer Bay und vom Liffey durchſtrömt, welcher die Stadt in zwei Theile trennt, und über welchen ſieben Brücken führen, worunter die Eſſex-, die Königin- und die Carlislebrücke die vorzüglichſten ſind, hat 15,600 Häuſer und 180,000 Einw. Eine ſchöne Allee (Circular Road) umgibt die ganze Stadt, welche faſt zirkelförmig gebaut iſt. Dem größern Theil nach gehört Dublin zu den ſchönern Städten Europens, indem man breite regelmäßige, vortrefflich gepflaſterte und des Nachts erleuchtete Straßen, hohe zierlich gebaute Häuſer und ſchöne Plätze darin antrifft. Unter den Letztern zeichnet ſich vorzüglich des Heiligen Stephans Grün (St. Stephens Green) aus, ein großer viereckiger Platz, davon jede Seite 1000 Fuß lang, und der mit der bronzenen Bildſäule Georgs II. geziert iſt. Hingegen die Liberty, der kleinere Theil der Stadt, worin die Hefe des Volks wohnt, iſt mit hüttenähnlichen Häuſern angefüllt, und gewährt einen unangenehmen Anblick. Die ſchönſten Gebäude der Stadt ſind: das Schloß, worin der Vicekönig wohnt; der Palaſt der Herzogs von Leinſter; das Dreifaltigkeitscollegium, das einzige Collegium der daſigen Univerſität, ein ſchönes oder eigentlich mehrere Gebäude von großem Umfange, worin 300 Studenten wohnen und eine Bibliothek, Muſeum, anatomiſches Theater ꝛc. ſich befinden; das vormalige Parlamentshaus, jetzt die Bank, ein großes mit prächtigen Säulen umgebenes Gebäude; das Zollhaus, das ſchönſte im ganzen brittiſchen Reiche; die prächtige Börſe und die von Quaderſteinen

erbauten groſsen Kaſernen, welche 6000 Mann faſſen können. Außer der Univerſität findet man hier eine königliche Academie der Wiſſenſchaften, eine Geſellſchaft zur Verbeſſerung des Ackerbaues, eine Mahleracademie und andere wiſſenſchaftliche Anſtalten. Sehr zahlreich ſind auch die milden Stiftungen. Manufacturen hat zwar die Stadt viele, aber wenige ſind, die ihr Geſchäft ins Große treiben. Die vornehmſten beſtehen in Seide, Baumwolle und Leinwand; auch gibt es viele Whiskybrennereien. Ausgebreiteter und wichtiger iſt der Handel, indem Dublin der Mittelpunct des ganzen irländiſchen Handels iſt. Der Hafen vor der Bucht von Dublin wird durch einen mit großen Koſten aus Granitſteinen aufgeführten, 30 Fuß breiten Damm, der über eine Meile ins Meer hinausläuft, gebildet. Am Ende dieſes Steindammes befindet ſich ein Leuchtthurm. Auch fängt bei Dublin der große Kanal an, ein Werk von ungeheurer Ausdehnung, der durch die Provinz Leinſter geführt iſt, und ſich mit dem Shannon vereinigt. Zu den Spaziergängen um die Stadt gehört der Phönixpark, eine Anlage von großem Umfange.

Dublone, auch Doppia, eine ſpaniſche Goldmünze, die ungefähr einen Louisd'or gilt.

Dubois (Guillaume). Dieſer durch alle Eigenſchaften eines unternehmenden Intriguants ausgezeichnete Mann, der als erſter und unumſchränkt herrſchender Miniſter des Herzogs von Orleans, während dieſer Regent von Frankreich war, und als Cardinal der römiſchen Kirche ſtarb, nachdem er ganz Europa durch die ſeltene Kunſt unglaublicher Schlauheit in Erſtaunen geſetzt hatte, war der Sohn eines Apothekers in einem kleinen Städtchen der Provinz Limouſin und den 6. Sept. 1656 geboren. In einem Alter von zwölf Jahren kam er nach Paris, und erhielt, nachdem er im Collegium St. Michel ſtudirt hatte, die Stelle eines Hauslehrers in verſchiednen Häuſern. Durch ſeine Verbindungen wurde er mit dem Unterhofmeiſter des Herzogs von Chartres, dem Herrn von St. Laurent, bekannt. Als dieſer ſchwach zu werden anfing, ließ er ſich von Dubois unterſtützen, und dieſer wußte ſich bald die ganze Zuneigung ſeines Zöglings zu erwerben. Er wurde nach St. Laurents Tode an deſſen Stelle gewählt. Von nun an ſpielte er zwei Rollen, die eines Erziehers und die eines Gelegenheitsmachers für die Ausſchweifungen des jungen Herzogs. Ludwig XIV. wünſchte dieſen ſeinen Neffen mit ſeiner legitimirten Tochter dem Frl. de Blois zu vermählen. Monſieur, Ludwigs Bruder, war gewonnen, aber deſſen Gemahlin zu ſtolz zur Einwilligung in dieſe Ehe. Dubois ſollte ſie und den jungen Prinzen für Ludwigs Plan gewinnen. Es gelang ſeiner Schlauheit, und ſein Lohn war die Abtei St. Juſt in der Picardie. Dies der erſte Schritt auf der Bahn ſeiner unerſättlichen Ehrſucht. Ludwig, der ſeine Talente bei jener Gelegenheit kennen gelernt hatte, erlaubte ihm ſich nach London zum franzöſiſchen Geſandten, dem Herrn von Tallard, zu begeben. Hier nannte er ſich Chevalier Dubois, und wußte ſich durch Saint-Evremont einige vorzügliche Bekanntſchaften zu verſchaffen. Beſonders ſchloß er ſich an den Lord Stanhope an, deſſen Freundſchaft in der Folge die Quelle ſeines fernern Glückes wurde. Beim Geſandten konnte er ſich nicht behaupten. Er kehrte nach Frankreich zurück und wurde bald unter dem beſcheidenen Titel eines Secretairs der geheime Rath des Herzogs von Orleans und höchſte Vorſteher des herzoglichen Hauſes. Er kämpfte hier glücklich

mit vielen Hinderniſſen und Feinden. Im Jahr 1715 übernahm der Herzog die Regentſchaft, und jetzt wagte Dubois die ausſchweifendſten Hoffnungen zu nähren. Aller Gegenwirkungen der einflußreichſten Perſonen ungeachtet erhielt er vom Herzoge die Ernennung zum Staatsrathe. Da die Intriguen des ſpaniſchen Hofes, den damals der Cardinal Alberoni leitete, den Herzog beunruhigten und dieſer auf mächtige Verbündete bedacht war, richtete Dubois ſeine Blicke auf England, und erbot ſich zu geheimen Unterhandlungen. Hier half ihm ſeine Bekanntſchaft mit Lord Stanhope. Er wußte George's I. Abneigung gegen die Perſon des Regenten zu überwinden, und brachte die dreifache Alliance von 1717 zwiſchen Frankreich England und Holland zu Stande. Man hat behauptet, Dubois habe ſich zu dieſer Zeit an England verkauft gehabt, es iſt aber unerwieſen. Ja er mußte ſelbſt erkaufen, um zum Ziele zu kommen. Als Lohn erhielt Dubois vom Regenten die Stelle eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, und in dieſem Poſten wußte er ſich das Vertrauen ſeines Herrn im höchſten Grade zu verdienen. Jetzt ſtrebte der Miniſter auch nach den höchſten Würden der Kirche. Das Erzbiſthum von Cambray wurde erledigt und Dubois wagte es den Regenten darum zu bitten, ob er gleich noch nicht einmal Prieſter war. Der Regent erſtaunte über dieſe Freiheit, allein als der König von England ſich ſelbſt für Dubois verwandte, erreichte dieſer ſeinen Wunſch, und erhielt an einem Morgen alle Weihen der Kirche in der Kapelle von Triel bei Poiſſy. Wenige Tage darauf wurde er mit ungewöhnlichem Pompe, in Gegenwart des Regenten und aller Großen des Reichs, in der Kirche von Val de Grace zum Erzbiſchof geweiht. Jetzt fehlte ihm noch der Cardinalshut. Auch dieſen wußte er durch die ſchlaueſten Mittel zu erreichen, und nun ließ er ſich den 20. Aug. 1722 zum Premierminiſter erklären. Seine Macht hatte keine Grenzen mehr, ſelbſt der Regent mußte ihr weichen. Indeſſen fühlte ſich der allmächtige Miniſter doch oft ſehr unglücklich und wünſchte im Unmuth, daß er noch mit 400 Livres in einem Dachſtübchen leben könnte. Seine grenzenloſen Ausſchweifungen führten ihn früh an den Rand des Grabes. Er konnte kaum noch gehen und in den Wagen ſteigen, und doch ſetzte er ſich einſt, um der militairiſchen Ehrenbezeugung zu genießen, bei einer Revüe zu Pferde; allein hier zog er ſich einen innern Schaden zu, der eine Operation nöthig machte, woran er den 10. Aug. 1723 ſtarb. Der Duc de St. Simon hat folgendes Bild von ihm entworfen, deſſen Treue ſeine Zeitgenoſſen verbürgten: Dubois war ein kleiner, magerer, ſchmaler Mann mit einer Luchsmiene. Alle Laſter, Treuloſigkeit, Geitz, Wolluſt, Ehrſucht, die niedrigſte Schmeichelei, ſtritten ſich in ihm um die Oberherrſchaft. Er log ſo, daß er ſelbſt noch läugnete, wenn man ihn auf der That ertappt hatte. Trotz einem erkünſtelten Stottern, woran er ſich gewöhnt hatte, um ſich Zeit zu laſſen, Andere zu durchſchauen, würde ſeine belehrende, geſchmückte, angenehme Unterhaltung ihn ſehr beliebt gemacht haben, wenn dies alles nicht verdunkelt worden wäre durch einen Dunſt von Falſchheit, der aus allen ſeinen Poren hervordrang und ſeiner Heiterkeit das Erfreuende benahm. Uebrigens arbeitete er, ſeines großen Hanges zu geheimen Ausſchweifungen ungeachtet, außerordentlich. Sein Vermögen war ungeheuer, und ſeine Einkünfte beliefen ſich in die Millionen. Sein Andenken war verhaßt und verſpottet. Seine Grabſchrift ſelbſt iſt eine

Satire, denn, nach Aufzählung aller ſeiner Aemter und Würden, heißt es: Solidiora et stabiliora bona, viator, mortuo precare!

Dubos, eigentlich Du Bos (Jean Baptiſte), einer der erſten franzöſiſchen Aeſthetiker, welcher die Theorie der Künſte unter den Franzoſen durch ſeine Vergleichung der Poeſie und Mahlerei (Réflexions sur la poésie et sur la peinture, Paris 1719, 6te Ausg. 1755 in 3 Bänden, überſetzt von Funk 1759 und mehrmals; die beiden erſten Theile auch Copenhagen, 1760. 8.; der dritte, welcher eine Digreſſion über die theatraliſchen Vorſtellungen der Alten enthält, von Leſſing überſetzt in ſeiner theatr. Bibliothek 3. St.) bereicherte. Er war geboren zu Beauvais 1670, ſtudirte hier und zu Paris, wurde 1695 in dem Büreau der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Miniſter Torcy angeſtellt, welcher ihm die Beſorgung wichtiger Geſchäfte in Deutſchland, Italien, England und Holland übertrug. Auf dieſen Reiſen ſammelte er vorzüglich ſeine Erfahrungen über die Künſte, welche er in jenem Werke aufſtellte. Nach ſeiner Zurückkunft erhielt er ein Canonicat, eine Penſion und 1722 die Stelle eines beſtändigen Secretairs der franzöſiſchen Academie. Aber auch als Geſchichtſchreiber hat er ſich durch ſeine Histoire de la ligue de Cambrai (Paris 1721, 2 Vol. 12) und ſeine Histoire critique de l'établissement de la monarchie française dans les Gaules. (Amst. 1743. 2 Vol. 4. und 12.) ausgezeichnet. Voltaire rechnet ihn unter die Schriftſteller, welche das Jahrhundert Ludwigs XIV. verherrlicht haben. Er ſtarb zu Paris 1742.

Ducange, ſ. Dufresne.

Ducaten, eine Gold- und Silbermünze. In Deutſchland eine Goldmünze, welche ſonſt in gutem Gelde 2 Rthlr. 18 bis 20 Gr., jetzt aber gewöhnlich 3 Thlr. und einige Groſchen darüber gilt. In Italien und Spanien gibt es ſilberne Ducaten von geringerem Werth von 1 Rthlr. 1 bis 10 Gr. In der Schweiz werden die Ducaten Schildfranken genannt. Die holländiſchen Ducaten, die in großer Menge ausgeprägt werden, ſind die üblichſten im Handel, und faſt in allen Theilen der Welt bekannt. Im Norden und beſonders in Rußland pflegten ſonſt alle Waaren- und Geldgeſchäfte in holländiſchen Ducaten regulirt zu werden. Die Exportation von holländiſchen Ducaten iſt daher für Holland ein ſehr wichtiger Handelszweig. Den Urſprung und Namen leitet man von Longino, einem ravennatiſchen Duca (Fürſten) im ſechsten Jahrhunderte ab, oder von der Umſchrift der venetianiſchen Ducaten: Sit tibi, Christe, datus, quem tu regis, iste Ducatus.

Ducaton, 1. eine holländiſche Goldmünze (auch Ruyder genannt), ungefähr 6 Thlr.; und eine Silbermünze, ungefähr 1 Thlr. 17 Gr.; die erſtere iſt eine Nationalmünze, die nur im Lande circulirt, die Silberducatons aber werden vorzüglich im Handel in Oſtindien gebraucht; 2. eine franzöſiſche Silbermünze (einen halben Ducaten oder 1 Thlr. 12 Gr. werth), ſo viel als einen Laubthaler; daher auch der verſtümmelte Name dicke Tonne; 3. eine (mailändiſche) Münze von ohngefähr 1 Thlr. 13 Gr.

Duchesne, oder Du Chesne (André), lateiniſch Chesnius, Duchenius, Quercotanus, ein berühmter franzöſiſcher Geſchichtsforſcher und Sammler, welchen man wohl den Vater der Geſchichte Frankreichs genannt hat. Er ward geb. 1584 zu Isle Buchard in Touraine, ſtudirte zu London und Paris, wurde zum königl. Geographen

und Hiſtoriographen ernannt, und ſtarb 1640. Vorzüglich wichtig iſt ſeine große Sammlung franzöſiſcher Geſchichtſchreiber (Historiae Francorum scriptores, 3 B. Fol., denen ſein Sohn François Ducheſne den 4ten und 5ten aus ſeines Vaters Nachlaß hinzufügte), zu deren Fortſezung die franzöſiſchen Regierungen in neuern Zeiten mehrmals aufgefordert haben; ſeine Scriptores rerum Normannicarum ab a. 838—1220; und ſeine vielen genealogiſchen Werke, durch welche er die Geſchichte Frankreichs erläuterte. Die Zahl ſeiner Schriften iſt überhaupt ſehr groß, einige gab ſein Sohn nach ſeinem Tode heraus. Mehr als hundert Folianten ſoll er noch in Handſchrift hinterlaſſen haben.

Ducheſnoy (Demoiſelle), die erſte tragiſche Schauſpielerin des Théâtre français in Paris, iſt 1786 bei Valenciennes geboren, und ward in ihrem dritten Jahre zu einer Schweſter nach Paris gethan, die ihr eine, der Wohlhabenheit, in welcher ſie lebte, angemeſſene Erziehung gab. Früh zeigte ſich der Dem. Ducheſnoy Liebe zur Kunſt. Troz den Mißbilligungen ihrer Schweſter, waren Corneille, Racine, Voltaire ihre ſteten Begleiter; man ſah ſie oft in Declamations und Attitüdenübungen begriffen, und bald bildete ſie ihr ausgezeichnetes Talent unter Legouvé's geſchickter Leitung völlig aus. Im Sept. 1803 betrat ſie zum erſten Male als Phädra die Bühne, und erhielt die Bewunderung des Publicums. Ihr Ruf war bald gegründet. Sie hat eine Nebenbuhlerin des allgemeinen Beifalls an der Dem. Georges, die ihr an Schönheit überlegen iſt und an Kunſtfertigkeit ſehr nahe kömmt. Kenner weiſen jedoch in der tragiſchen Darſtellung (ſie ſpielt nur Liebhaberinnen und Heldinnen, die ſogenannten Princesses im Trauerſpiel, nie Rollen im Luſtſpiel) ihr unbedingt den erſten Platz an. Ihre vortheilhafte Geſtalt, der Zauber ihres Organs und das Abgerundete, Geregelte und ſtets den eigenthümlichen Geiſt, den der Dichter in die Rolle gelegt, lebendig Offenbarende ihrer Erſcheinung verwiſcht die wenigen ſogenannten Manieren, die ihr ankleben, und von denen kein dramatiſcher Künſtler frei iſt, und bringt ihre Darſtellung der Vollkommenheit nahe.

Duchoborzy, ſ. Griechiſche Kirche.

Dücis (Jean François), ein ausgezeichneter neuerer dramatiſcher Dichter der Franzoſen, war 1733 in Verſailles geboren. Er begann ſeine theatraliſche Laufbahn mit einem Trauerſpiel Ameliſe, das aber durchaus mißfiel. Er war überhaupt mit ganz eigenen Arbeiten nicht glücklich, wogegen ihm die Bearbeitungen, beſonders Shakeſpear'ſcher Stücke, für die franz. Bühne ſehr wohl gelangen. Dücis war es, der gewiſſermaßen Shakeſpeare auf der franzöſiſchen Bühne einheimiſch machte. Er bearbeitete Hamlet, Lear, Macbeth, Othello, Romeo und Julie, und noch einige andere Stücke Shakeſpeare's, die aber weniger Glück machten. Von ſeinen eigenen Arbeiten iſt nur Abufar auf dem Repertoire geblieben. 1778 wurde er an Voltaire's Stelle in die Academie gerufen. Dann war er als Secretär bei dem jezigen König von Frankreich, Ludwig XVIII., angeſtellt. Er blieb dieſem unter allen Verhältniſſen treu ergeben und lehnte die 40,000 Livres jährlich eintragende Stelle eines franzöſiſchen Senators unter Bonaparte ab, und zwar zu einer Zeit, wo er faſt darben mußte. Die Rückkehr Ludwigs XVIII. verſüßte ſein Alter. Höchſt entzückt aber war er, als der König ihm bei der erſten Audienz einige ſeiner eignen Verſe recitirte. „Ich bin

glücklicher, ſagte er, als Boileau und Racine; ſie recitirten ihre Verſe Ludwig XIV., mir recitirt der König die meinigen.“ Er ſtarb den 31. März 1816.

Duclos (Charles Pineau), ein berühmter franzöſiſcher Schriftſteller, wurde 1704 zu Dinant geboren. Er erhielt zu Paris eine gute Erziehung, und machte frühzeitig ſeine gelehrten Kenntniſſe geltend. 1739 wurde er Mitglied der Academie der Inſchriften und 1748 Mitglied und bald darauf beſtändiger Secretär der franzöſiſchen Academie. Ob er ſich gleich häuslich zu Paris niedergelaſſen hatte, ſo wählte ihn doch ſeine Vaterſtadt 1744 aus Achtung zu ihrem Maire. Noch größere Ehre widerfuhr ihm im Jahre 1755. Die Stände von Bretagne erhielten nämlich zur Belohnung des Eifers, den ſie für das Wohl des Königreichs bezeigt hatten, den Befehl, diejenigen aus ihrer Mitte zu nennen, die ſich der königlichen Gnade am würdigſten gemacht hätten. Duclos wurde einſtimmig unter dieſe Zahl gerechnet, und in den Adelſtand erhoben. Nicht lange vor ſeinem Tode wurde er an Voltaire's Stelle zum Hiſtoriographen von Frankreich ernannt. Er ſtarb zu Paris 1772. Duclos iſt als Romanendichter, Charakteriſtiker, Memoirenſchreiber und Grammatiker rühmlich bekannt. Zu ſeinen beſten Romanen gehören die Confessions du Comte de B*4 (1741. 12.), und zu den beſten Memoiren ſeine Mémoires sur les moeurs du XVIIIme siècle (1751. 12.) Dies Werk enthält feine und treffende Bemerkungen, beſonders über das weibliche Geſchlecht und über die Liebe. Hieran ſchließen ſich ſeine Considérations sur les moeurs de ce siècle (1749. 12.) in der Manier der Charactères de Bruyère, voll geiſtreicher treffender Charakterzeichnungen und tiefer Menſchenkenntniß. Auch ſeine Histoire de Louis XI. iſt ein ſchätzbares Werk. Den größten hiſtoriſchen Werth haben ſeine Mémoires secrets sur les règnes de Louis XIV. et XV. Dies Werk arbeitete Duclos als Historiographe de France aus. Es erſchien erſt 1791 (in 2. Vol. 8. verdeutſcht von L. F. Huber, Berlin 1791). Endlich hat er ſich auch in ſeinen Remarques sur la grammaire générale de Portroval (1764. 12.) als Sprachforſcher ausgezeichnet. Seine Werke hat Deſeſſart geſammelt: Oeuvres complètes de Duclos, Paris 1809. 10 Vol. 8. Der letzte enthält ein Fragment einer Selbſtbiographie. In den 1818 erſchienenen intereſſanten Mémoires de Mad. d'Epinay lernt man Duclos Charakter von einer nicht günſtigen Seite kennen.

Du-Deffand (Marie de Vichy Camrond, Marquiſe), geb. 1697 aus einer edlen Familie in Bourgogne, ward in einem Kloſter zu Paris erzogen, und entwickelte ſchon in zarter Jugend die liebenswürdigen und glänzenden Eigenſchaften, die ihr einen Namen gemacht haben. Ihre Aeltern verheiratheten ſie 1718 an den Marquis Du-Deffand; doch war dieſe Ehe nur von kurzer Dauer. Als der Tod ihrer Großmutter ihr eine Rente von 4,000 Livres verſchaffte, ließ ſie ſich von ihrem Gatten ſcheiden. Man beſchuldigte ſie einer Theilnahme an den Galanterien des damaligen franzöſiſchen Hofes, und daß ſie einige Zeit lang der Gegenſtand der Leidenſchaft des Regenten, Herzogs von Orleans, geweſen ſey. Doch entſchuldiget man ſie auf der andern Seite, und bewundert, daß ſie bei ſolcher Jugend, mitten im Strome der ausgelaſſenſten Vergnügungen,

rings umgeben von den verführeriſchſten Beiſpielen der größten Sittenloſigkeit, aus dieſem Sturme aller Leidenſchaften doch die Liebe zur Offenheit und Wahrheit gerettet hat, und das lebhafte Gefühl ihrer eigenen Fehler und Schwächen. Und aus demſelben Geſichtspunkte betrachtet man auch ihr vertrauliches Verhältniß mit dem Präſidenten Henault, das bis zu deſſen Tod (1770) währte. An dem glänzenden Hofe der geiſtreichen Herzogin von Maine zu Sceaux kam ſie mit Voltaire, Polignac, Fontenelle, La Motte, Madame de Lambert, Mademoiſelle Delaunay und Madame de Staal in nahe Berührung. Doch fortgeriſſen von den Reizen der Hauptſtadt, gab ſie Sceaux wieder auf, und ſuchte ſich hier durch den Umgang mit den größten und ausgezeichnetſten Schriftſtellern des In= und Auslandes, die ſie in ihrem Hauſe verſammelte, zu entſchädigen. Diderot, Madame Duchatelet, die Herzogin von Bouillers, Pont=de=Vesle, Henault, die Herzoginnen von Grammont und Chaulnes, der Herzog von Choiſeul, der Marquis Beauveau, David Hume, Horace Walpole, Montesquieu und Andere mehr bildeten den Cirkel, in deſſen Mitte die Marquiſe Du=Deſſand durch Anmuth und Verſtand entzückte. Doch es überfiel ſie ein großes Uebel. Sie ward blind. Durch dies Unglück litt indeß der Leibreiz ihrer ſchönen Züge nicht, und ſie war ſchon alt, als man ſie noch liebenswürdig und voll Grazie fand. Während ihrer Blindheit erweiterte ſich der Kreis ihrer Freunde um ſie her; im Jahre 1763 machte Horace Walpole ihre Bekanntſchaft. Es kann nichts reizenderes geben, als ihre Briefe an dieſen Freund, die Ergüſſe ihrer stillleidenden Seele gegen die gleich gefeierte Lespinaſſe und gegen d'Alembert. Mit der Lespinaſſe ſchloß ſie einen ſchönen Bund der Freundſchaft; ſie machte ihr den Antrag, obwohl ſie ihr an Jahren ſehr ungleich war, als Geſellſchafterin bei ihr zu leben und beide bezogen die Gemeinde des heiligen Joſeph, von der berühmten Montespan geſtiftet; nach einem zehnjährigen Zuſammenſeyn (1764) trennten ſie ſich aus einer Art geiſtigen Eiferſucht, nach Marmontel, auf eine nicht ganz freundſchaftliche Weiſe. Unter den intereſſanteſten Verhältniſſen, in ſteter Verbindung mit den merkwürdigſten Menſchen ihrer Zeit und in ununterbrochener Correſpondenz mit den Entfernten verfloſſen ihr vom Tage ihrer Blindheit an noch 50 Jahre, bis im 84ſten ihres Lebens ein ſanfter kampfloſer Tod ſie der Erde entrückte (24. September 1780). Sie ward nach ihrem Wunſche in der Kirche St. Sulpice ohne alle Feierlichkeiten begraben. Was Perſonen in ihrer Lage oft werden, bigott, war ſie nie, und ſie würde noch glücklicher geweſen ſeyn, wenn ſie religiöſer Gefühle fähig geweſen wäre, aber ſchon in ihrem ſechszehnten Jahre, als Penſionärin im Kloſter, äußerte ſie Zweifel gegen das Syſtem der Religion, in der ſie erzogen ward, welches ſchon damals ihre Aeltern ſehr beunruhigte; ſie ſandten den berühmten Maſſillon zu ihr, um ſie zu bekehren. „Aber (ſchreibt Walpole) der Prälat erſtaunte mehr über ihren Verſtand und ihre Schönheit, als über ihre Ketzerei.“ Die Memoiren der Madame Necker enthalten ſehr anziehende Anecdoten und Bemerkungen von und über die Du=Deſſand. Ihre Briefe, Gedichte, Epigrammen und andere Kleinigkeiten ſind in verſchiedenen Ausgaben geſammelt. Ihre Briefe an Walpole ſind im Jahr 1812 in vier Bänden zu Paris erſchienen.

Duenna heißt in Spanien eine Matrone oder bejahrte Dame, welche über junge Frauenzimmer die Aufſicht führt und ihnen zur Geſellſchafterin und Begleiterin dient.

Duell, ſ. Zweikampf.

Duero oder Douro (ſonſt Durius), einer der Hauptſtröme in Spanien, entſpringt auf der Gränze von Aragonien auf dem Gebirge Zubeda in Alt-Caſtilien, nicht weit von der alten Stadt Numantia; er trennt Caſtilien von Leon und Aſturien, und Gallizien von Portugal. Sein Lauf erſtreckt ſich auf 120 Meilen; er fließt durch Leon und Portugal, nimmt auf ſeinem Laufe viele Flüſſe in ſich auf, und ergießt ſich nicht weit von der portugieſiſchen Stadt Porto in das atlantiſche Meer.

Duett, ein Tonſtück (eigentlich ein kleines), welches zwei verſchiedene Hauptſtimmen hat. Es kann entweder gar keine, oder eine, oder auch mehrere begleitende Baß- und Mittelſtimmen haben. Im erſtern Falle iſt zugleich der Satz ein zweiſtimmiger Satz. Iſt das Tonſtück ein Inſtrumentalſtück, ſo nennt man daſſelbe insbeſondere ein Duo, es mag eine oder mehrere Stimmen zur Begleitung haben oder nicht. Duett im engern Sinne nennt man in Opern, Cantaten u. ſ. w. ein Tonſtück mit zwei Hauptſingpartien. Das Duett iſt concertirend, wenn der Hauptgeſang in den Stimmen abwechſelt, ſo daß die Melodie bald in die höhere, bald in die tiefere Stimme verlegt wird, wozu eine gründliche Kenntniß der Harmonie, und insbeſondere des zweiſtimmigen Satzes, ſo wie der Regeln des doppelten Contrapunctes um ſo unentbehrlicher iſt, da bei zwei Stimmen jede falſche Gegeneinanderſtellung der Intervallen weit mehr auffällt, als wenn dieſelbe durch den Zutritt mehrerer Stimmen gedeckt werden kann. Der Vortrag des Duetts iſt nicht minder delicat, und ſetzt voraus, daß ſich die Sänger in ihren Manieren genau kennen, ſich gegenſeitig nach einander richten, damit die vollkommenſte Einheit, welche nur möglich iſt, harmoniſch verſinnlicht werde.

Dufresne oder Du Fresne, 1. (Charles) Herr von Cange, daher auch oft Ducange genannt, ein berühmter franzöſiſcher Literator, und um die Geſchichte des Mittelalters, namentlich aber um die Geſchichte ſeines Vaterlandes, ſo wie um die byzantiniſche Geſchichte, vorzüglich durch die Herausgabe und Erläuterung mehrerer byzantiniſchen Hiſtoriker ſehr verdient. Er wurde 1610 auf einem Landgute bei Amiens geboren, und ſtammte aus vornehmer Familie. Den Wiſſenſchaften widmete er ſich in dem Jeſuitercollegio daſelbſt, nachmals zu Orleans und zu Paris. An letzterem Orte wurde er 1631 Parlamentsadvocat, 1645 königl. Schatzmeiſter zu Amiens, von wo ihn eine Peſt 1668 wiederum nach Paris vertrieb. Hier widmete er ſich ganz der Literatur und gab ſeine großen Werke, namentlich ſeine Gloſſarien für die mittlere und neuere Gräcität und Latinität, ſeine Historia Byzantina illustrata (1680 Paris), die Annalen des Zonaras, ſeine Numismatik des Mittelalters und viele andere bedeutende Werke heraus. Er ſtarb 1688. Sein Leben hat Renaudot beſchrieben. 2. Abraham Alexis Quinault, einer der größten franzöſiſchen Schauſpieler, debutirte noch ſehr jung als Arzt in der Electra des Crebillon (1772). Von Natur herrlich ausgeſtattet, vervollkommnete er ſein Talent in der Schule Ponteuils und ſtellte den nach des großen Baron Abgang verfallenen Geſchmack in der Declamation wieder her.

Dufresny (Charles Reviere), geb. zu Paris 1648. Er war ein Urenkel der unter dem Namen la belle Jardinière bekannten Bäuerin, welche die Neigung Heinrichs IV. auf ſich gezogen hatte. Ohne je ſtudirt zu haben, vereinigte er mit vielem Geſchmack für die Künſte ausgezeichnete Talente, beſonders für Muſik und Zeichnen. Unübertrefflich war er in der Kunſt, Gärten anzulegen. Dies verſchaffte ihm die Anſtellung als Auffeher der königlichen Gärten und das Privilegium zu einer Spiegelglas-Manufactur. Der unbeſchreiblich verſchwenderiſche Dufresny trat dies Amt für eine mittelmäßige Summe an einen andern ab, und verkaufte zu gleicher Zeit eine von Ludwig XIV. ihm lebenslänglich ausgeſetzte Rente von 3000 Liv. Dufresny verließ jedoch den Hof, nachdem er alle ſeine Chargen verkauft hatte. Er konnte ſich dem Zwange zu Verſailles nicht unterwerfen, denn er liebte die Ungebundenheit in dem Grade, daß er ſtets vier Zimmer auf einmal inne hatte, damit, ſuchte man ihn in dem einen, er ſich in ein anderes flüchten konnte. In Paris arbeitete er im Verein mit **Regnard** für das Theater, und man kann ihm große Menſchen- und Sittenkenntniß, Feinheit und Anſtand nicht abſprechen; nur erreichte er nicht die Heiterkeit und Lebendigkeit des Vortrags, und die Stärke im Komiſchen, wie Andere ſeiner Zeit. Doch gehören ſeine Luſtſpiele zu den vorzüglichen Converſationsſtücken der Franzoſen, und zeichnen ſich durch die Kunſt aus, das Lächerliche der Charaktere, auch wo es im Leben **nicht** auffällt und bemerkt wird, hervorzuheben. Im Jahr 1710 erhielt Dufresny das Privilegium über den galanten Merkur. Seine Werke ſind in ſechs Bänden zu Paris (1731 und 1747 in 4 Thlen. 12.) erſchienen und gewähren eine aufheiternde Lectüre. Er war zweimal verheirathet. Uebrigens hatte Dufresny ein ungeheures Glück in allen Verlegenheiten. Als er zuletzt ohne alle Hülfsmittel war, überreichte er dem Regenten (Herzog von Orleans) eine Bittſchrift und Law mußte ihm auf des Prinzen Befehl 200,000 Franken zahlen. Hiervon baute er das niedliche Gebäude, das unter dem Namen: „das Haus des Plinius" bekannt iſt. Er ſtarb zu Paris den 6. Oct. 1724.

Dugazon, Schauſpieler beim Théâtre françois in Paris, deſſen Andenken gleich dem von **Baron**, **Préville**, **Le Kain** lange fortleben wird. **Préville**, der größte Komiker, den die franzöſiſche Bühne gekannt hat, glänzte noch in ſeiner ganzen Glorie, als **Dugazon** 1772 angenommen wurde, ihn zu doubliren (ſ. Double). Dieſer war aber mehr für das Niedrigkomiſche geeignet, als für das Höhere, in welchem Préville einer der größten Meiſter war. Dugazon hatte zugleich viel Talent zum Improviſiren, und er gebrauchte und mißbrauchte daſſelbe auf der Bühne bis zur höchſten Kühnheit und Unverſchämtheit. Man hat eine ganze Sammlung ſeiner Witzworte. Beim Ausbruch der Revolution ſchloß er ſich, ſehr im Gegenſatz mit ſeinen Cameraden, die faſt ſämmtlich royaliſtiſch geſinnt waren, deßhalb auch alle eingeſperrt wurden und auf dem Punkt ſtanden, in Maſſe guillotinirt zu werden, an die Anarchiſten an, ward **Santerre's** Adjutant, und machte alle Ausſchweifungen dieſer Zeit mit. Späterhin mußte er beim Publicum ſehr dafür büßen und ſtarb endlich 1809 in einem hohen Alter. Er hat auch eine Anzahl kleiner Theaterſtücke geſchrieben, die ſich aber ſämmtlich nicht auf der Bühne erhalten haben.

Dughet (Guaſpre), ein berühmter Mahler, ein Schüler Pouſ-

ins, der ſein Schwager war. Er war 1613 zu Rom geboren, und ſeinen landſchaftlichen Darſtellungen lagen meiſtens Anſichten von Rom oder den umliegenden Gegenden zum Grunde, auch wußte er ſie ſehr paſſend und bedeutſam zu ſtaffiren. In dieſer Gattung aber war er ſo groß, daß er nebſt den gleichzeitigen Salvator Roſa und Claude Gelée (oder Lorrain) zu dem Triumvirat der größten Landſchaftsmahler gerechnet wird. Er ſtarb 1675.

Duguay-Trouin (René), einer der größten und berühmteſten Seemänner ſeines Zeitalters. Er war geboren im J. 1675 zu St. Malo als der Sohn eines reichen Kaufmanns und geſchickten Seemanns. Sein Vater wollte ihn zum Geiſtlichen bilden, ſah ſich aber genöthigt, dieſen Vorſatz, der des Sohnes Neigung entgegen war, aufzugeben. Frankreich, England und Holland waren eben im Krieg begriffen, und da Duguay's Familie ein Fahrzeug von 18 Kanonen ausrüſtete, machte er auf demſelben im J. 1689 ſeinen erſten Seezug. Sein dabei bewieſener Muth bewog ſeine Familie, ihm 1691 ein Fahrzeug von vierzehn Kanonen anzuvertrauen. An die Küſten von Irland verſchlagen, benutzte er dieſen Zufall, nahm ein Schloß ein und verbrannte, ungeachtet einer bedeutenden Anzahl feindlicher Truppen, zwei Schiffe. Einſt ward er gefangen und nach Plymouth gebracht. Dort gewann er die Liebe einer Engländerin; ſie verſchaffte ihm die Freiheit und Frankreich erhielt einen Helden zurück. Kurz nach ſeiner Rückkehr machte er abermals einen Kreuzzug nach den engliſchen Küſten und nahm zwei Kriegsſchiffe. Jetzt in ſeinem 21ſten Jahre erregte er die Aufmerkſamkeit des Gouvernements. Ludwig XIV. ſendete ihm einen Degen. Er verfolgte ſeine betretene Bahn; engliſche und holländiſche Schiffe an den irländiſchen und ſpaniſchen Küſten wurden ſeine Beute. Im Jahr 1696 eroberte einen großen Theil einer unter Waſſenáer ausgelaufenen holländiſchen Flotte. Er befeſtigte ſich immer mehr in der Gunſt des Königs. Als er einſt bei dem Bericht über ein Gefecht erzählte, daß er das Schiff „der Ruhm" befehligt habe, ihm zu folgen, antwortete Ludwig XIV.: „er wird Euch treu ſeyn!" Im Jahr 1697 kam er zur königlichen Marine mit dem Titel eines Capitäns. Im ſpaniſchen Kriege zeichnete er ſich aufs neue ſo aus, daß ihn der König in den Adelſtand erhob, „denn er habe (ſo hieß es in dem Patente) mehr als 300 Kauffahrteiſchiffe und 20 Kriegsſchiffe erobert." Durch die Wegnahme von Rio-Janeiro im J. 1711 brachte er der Krone über 25 Millionen ein. Er war der Mann der Nation geworden. Unter Ludwig XV. leiſtete er ſeinem Vaterlande ſehr wichtige Dienſte in der Levante und im ganzen mittelländiſchen Meere. Nach ſo vielen Triumphen erreichte ihn der Tod zu Paris den 27. Sept. 1736. Seine Memoiren erſchienen zu Paris 1740 in vier Bänden.

Duhamel du Monceau (Henri-Louis), wurde im J. 1700 zu Paris geboren. Als Schriftſteller trat er zuerſt mit einer Schrift über den Safranbau auf, die ihm auch eine Stelle in der Academie der Wiſſenſchaften verſchaffte. Mehrere Gegenſtände der Naturwiſſenſchaften zogen nach und nach ſeine Aufmerkſamkeit an. Zuerſt das Propfen der Bäume, dann der Wachsthum des Holzes, ſo wie der Pflanzen außerhalb der Erde im Waſſer; das Mutterkorn, die Witterungskunde u. ſ. w. Zur Geſchichte der Künſte und Handwerke tru er vieles bei, ſchrieb Elemente

der Schiffsbaukunſt (1757); Ueber den Fiſchfang im Meere und in Flüſſen. Allein der vornehmſte Gegenſtand ſeines Forſchens und Wirkens wurde der Landbau, und er ſchrieb darüber in 6 Bänden (1751—60) einen vollſtändigen Curſus. Dann wandte er ſich den Forſchungen über die Bäume und Geſträuche zu. Er zeigte ſeinem Vaterlande zuerſt den Reichthum, den es in ſeinen Bäumen und Geſträuchen beſitze, und welche fremde es außer den einheimiſchen mit Vortheil anpflanzen könne. Sein Werk über dieſen Gegenſtand iſt eines ſeiner trefflichſten. In ſeinen weitern literariſchen Arbeiten können wir ihm nicht folgen. Er war General-Inſpector der Marine, und ſtarb zu Paris im Jahr 1782. Jaquin hat ihm unter dem Namen: Hamelia eine der Pflanzengattungen geweiht, die er nach Amerika verſetzt hat.

Dujardin (Carl), ein holländiſcher Mahler, geb. 1640 zu Amſterdam. Er war ein Schüler von Berghem und unübertrefflich in Landſchaften, Thierſtücken und Bambocciaden. Früh ging er nach Italien. Hier ward er Mitglied des academiſchen luſtigen Vereins zu Rom, in welchem er den Namen Bocksbart erhielt. Seine Arbeiten fanden großen Beifall. Dennoch verließ er Rom, um in ſein Vaterland zurückzukehren. Unterwegs machte er zu Lyon bedeutende Schulden, aus denen er ſich dadurch zog, daß er ſeine reiche, aber ſchon bejahrte Wirthin heirathete. Er ging mit ihr nach Amſterdam, wo ihm ſeine Gemählde ebenfalls theuer bezahlt wurden. Dennoch verließ er, wahrſcheinlich aus Abneigung gegen ſeine Frau, auch dieſe Stadt wieder, und begab ſich nach Rom, wo er ſeine alten Freunde und Bewunderer fand und wieder in großem Aufwand lebte. Von da ging er nach Venedig, und ſtarb hier 1678 in der Blüthe des Lebens. Seine Gemählde haben Geiſt, Harmonie, und ſein Colorit den Ton ſeines Lehrers. Sie wurden theuer bezahlt, z. B. ſeine Gemählde der Charlatane mit 18,300 Livres. Auch gibt es von ihm eine Sammlung von etwa 52 Blättern, die er mit eben ſo viel Geiſt als Leichtigkeit geätzt hat; doch ſind ſeine Stücke eben ſo ſchwer zu erhalten, als ſie geſucht werden.

Duisburg, eine nicht unbedeutende Handelsſtadt, ½ Meile vom Einfluß der Ruhr in den Rhein, im ehemaligen Herzogthum Cleve, nachher im Großherzogthum Berg, jetzt unter preußiſcher Hoheit, Provinz Cleve-Berg, hat gegen 700 Häuſer und etwa gegen 5000 Einwohner. Das Hauptgeſchäft dieſer zum Handel wohlgelegenen Stadt war Zwiſchenhandel mit Spezerei- und Material- oder ſogenannten Colonialwaaren, und ſie zählte gegen dreißig Großhändler, von denen einige, wie das Böningerſche Haus, Geſchäfte von großem Umfang machten. Auch die Spedition zwiſchen Frankreich und Holland, Frankreich und der Schweiz war ſehr beträchtlich. Duisburg hielt vier Beurt- oder Wechſelſchiffe, die wöchentlich nach Holland abgingen oder ankamen. Außerdem gibt es mehrere Tuch- und andere Fabriken. Die Univerſität iſt aufgehoben. Im benachbarten duisburger Walde gibt es an 500 wilde Pferde, ein ſehr guter Schlag, die dreſſirt beſonders geſchätzt werden.

Duker (Carl Andreas), ein ausgezeichneter Philolog des achtzehnten Jahrhunderts, war 1670 zu Unna in der Grafſchaft Mark geboren. Nachdem er den erſten Unterricht auf dem Gymnaſium zu Hamm genoſſen, beſuchte er die Univerſität Franeker, wo Perizonius ſein Lehrer war. Ungefähr dreißig Jahre alt ward er Lehrer der Geſchichte und Beredſamkeit an dem Gymnaſium zu Herborn und in

Jahr 1704 oder 5 Subrector an der Schule im Haag. Er machte ſich zuerſt bekannt durch einen Brief über den Fluß Dares, der auszugsweiſe 1711 in dem Bibius Sequeſter von Heſſelius erſchien. In demſelben Jahre gab er ſeine Opuscula varia de latinitate Jurisconsultorum veterum heraus (zweite vermehrte Auflage 1761). Perizonius vertraute ihm bei ſeinem Tode eine Arbeit an, die er über den Pomponius Mela begonnen hatte, mit dem Auftrag, ſie zu beendigen, und herauszugeben. Verſchiedne Hinderniſſe aber ließen Duker die Abſicht ſeines Lehrers nicht ganz erfüllen; er konnte den Commentar nicht beendigen, und gab ihn ſo, wie er ihn gefunden, im 7ten und 8ten Bande der Miscellaneae observationes. Als Burmann an Perizonius Stelle nach Leiden ging, theilte man den von dieſem bisher eingenommenen Lehrſtuhl der Geſchichte und Beredſamkeit zwiſchen Duker und Drakenborch. Duker eröffnete ſeine Vorleſungen 1716 mit einer Rede über die Schwierigkeiten der grammatikaliſchen Auslegung der griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller, welche man in Kapp's Sammlung ausgewählter Reden findet. Nach achtzehn Jahren legte Duker ſeiner Geſundheit wegen ſein Amt nieder, begab ſich nach Meyderich und ſtarb dort im Jahr 1752. Sein Ruhm als gelehrter und gründlicher Philolog beruht vornehmlich auf ſeinen Ausgaben des Florus (zweite Ausgabe 1744) und Thucydides. Außerdem findet man Anmerkungen von ihm in Drakenborchs Livius, Oudenborps Sueton, Burmanns Servius u. ſ. w.

Duldung (Toleranz), iſt die thätige Anerkennung der Freiheit, die Jedermann hat, in Anſehung des Glaubens oder ſeines Urtheils über das Wahre, Gute und Schöne ſeiner eigenen Ueberzeugung zu folgen. Dieſe Duldung iſt Pflicht, weil die Denkfreiheit ein urſprüngliches, durch kein geſelliges Verhältniß der Menſchen verlierbares Recht der Menſchheit iſt. Sie muß aber, wenn ſie rechter Art ſein ſoll, aus Achtung gegen die Würde des Menſchen, als eines vernünftigen und freien Weſens entſpringen, nicht aber aus Gleichgültigkeit gegen alles Wahre, Gute und Schöne. Es kann daher mit jener ächten Duldung ſehr wohl beſtehen, wenn man den Irrthum mündlich und ſchriftlich durch Gründe beſtreitet und die Bosheit durch geſetzliche Mittel bekämpft, damit ſich Irrthum und Bosheit nicht gleich anſteckenden Krankheiten immer weiter verbreiten. **Duldungsgeſetze** oder **Toleranzedicte** können nur äußere Verträglichkeit zwiſchen Menſchen von verſchiedenem Glauben erzwingen. Die Tugend der **Duldſamkeit** aber muß aus dem Herzen oder der innern Geſinnung hervorgehen.

Dülon, der blinde Flötenſpieler, zu Oranienburg an der Havel geboren. Schon in der erſten Woche ſeines Lebens verlor er durch einen ungeſchickten Augenarzt ſein Geſicht; dennoch entwickelte er ſein muſikaliſches Talent ſo ſchnell und glücklich, daß er ſchon im dreizehnten Jahre, unter Begleitung ſeines Vaters, auf ſeinen Reiſen ſich in den vorzüglichſten Orten Deutſchlands mit außerordentlichem Beifall auf der Flöte hören ließ. Auch auf dem Clavier trug er Seb. Bach's Fugen mit Präciſion und ohne Anſtoß vor; ja er componirte ſelbſt, indem er, ohne ein Inſtrument zu gebrauchen, alles mit der außerordentlichſten Genauigkeit in die Feder dictirte. Hofrath Wolke lehrte zu Anfange des Jahrs 1796 den blinden Virtuoſen ein ihm ganz fremdes Alphabet und Zifferzeichen, ſo daß derſelbe die taſtbaren Lettern leſen, ſie componiren, und ſogar von Andern geſetzte Zahlen angeben und Rechenexempel machen konnte. Eine Lebensbeſchreibung dieſes

Künſtlers iſt in zwei Bänden, von ihm ſelbſt bearbeitet, und herausgegeben von Wieland, Zürch 1807 und 8 erſchienen.

Dult, ſ. Indult; dann auch ein Jahrmarkt, Meſſe, beſonders in katholiſchen Städten (z. B. in München). Die Ablaſſe wurden an gewiſſen feierlichen Tagen (z. B. Kirchweihe) häufig ertheilt, und weil zu dieſem Behufe viele Menſchen zuſammen kamen, ſo entſtanden dabei Jahrmärkte.

Dumas (Matthieu), ein durch ſeine Schriften ſo wie durch ſeine Thaten berühmter franzöſiſcher Oberoffizier, diente als Oberſter im Amerikaniſchen Freiheitskriege. Zu Anfange der Revolution kam er unter Lafayette zur pariſer Nationalgarde. Im Jahr 1792 wandte er alle Kräfte an, die Kriegserklärung gegen Oeſterreich zu verhindern. Während des ganzen Revolutionär-Gouvernements verſchwand er. Im September 1795 kam er in den Rath der Alten. Den 28. Juli 1797 ſprach er nachdrücklich gegen die Annäherung der Truppen, welche das Directorium in die Gegend der Hauptſtadt berief, und wurde den 5. Sept. von dem ſiegenden Triumvirat zur Deportation verurtheilt. Er flüchtete aus Paris und ging nach Deutſchland. Im Jahr 1799 gab er zu Hamburg ein Journal unter dem Titel: Précis des évènemens milit. heraus, das ſeine tiefen Kenntniſſe in der Kriegskunſt beſtätigte. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück. 1800 begab er ſich in das Lager von Dijon, ward Chef des Generalſtabs der zweiten Reſervearmee, und wohnte in dieſer Eigenſchaft dem Feldzuge in der Schweiz von 1801 bei. Er war es, der im Aug. 1802 den Plan zur Bildung einer Ehrenlegion vorlegte. Seit dieſem Zeitpunkte wurde er zum Diviſionsgeneral erhoben, dann zum Chef des Generalſtabes. Zu Ende 1805 kam er zur großen Armee in Deutſchland, bei welcher er auch im Jahre 1809 wieder im Generalſtabe diente. 1812 begleitete er Napoleon in den Feldzug gegen Rußland, und wurde zuletzt als Generalintendant der franzöſiſchen Armee bei der Uebergabe von Dresden kriegsgefangen. In der neueſten Zeit hat er angefangen, ſeine Précis des évènemens fortzuſetzen, und es ſind davon bis jetzt zu Paris 1816 2 Bände mit einem Atlas von 22 Charten erſchienen. Sie enthalten den Feldzug von 1800.

Dumesnil (Marie), eine berühmte franzöſiſche Schauſpielerin, geb. zu Paris 1711. Im Jahr 1737 debütirte ſie daſelbſt als Clytämneſtra in der Iphigenia. Ihr Aeußeres unterſtützte ſie wenig, aber die Wärme und Wahrheit ihres Spiels riß unwiderſtehlich hin. Unübertrefflich war ſie in den Rollen empörter, verzweifelnder Mütter. Als Clytemnäſtra, Agrippina, Merope, Cleopatra ſetzte ſie in Erſtaunen: als ſie einſt im 5ten Acte der Cleopatra, im Momente der höchſten Wuth, ausrief:

„je maudirais les Dieux s'ils me rendoient le jour!“

verſetzte ihr ein hinter ihr ſtehender Soldat einen Fauſtſchlag in den Rücken mit den Worten: „Va, chienne, à tous les diables.“ Zwar hatte ihre Stimme bei aller Stärke keine Geſchmeidigkeit, ihre Bewegungen keine vollendete Grazie, aber die unnachahmliche Wahrheit in ihren Darſtellungen, welche vergeſſen ließ, daß ſie nur Schauſpielerin ſey, bedeckte alle ihre Mängel. Sie zog ſich 1775 von der Bühne zurück und ſtarb 1803 in ihrem 91ſten Jahre. 1806 erſchien ein Band ihrer Memoiren. Sie war im Leben eine ewige Nebenbuhlerin der noch berühmteren Clairon, und beſchäftigte ſich auch in dieſen Memoiren damit, die von derſelben herausgegebenen Memoiren zu berichtigen.

Dumouriez (C. F.), geboren zu Cambray den 26. Jan. 1739, ſtammt aus einer Parlamentsfamilie der Provence. Er kam 1757 zur Armee in Deutſchland unter dem Marſchall Eſtrees, und wurde dabei zum Kriegskommiſſär ernannt. Nachher diente er als Cornet bei dem Regiment d'Escar Cavallerie. Den Tag vor der Schlacht von Kloſterkam verwundet, gerieth er in Gefangenſchaft, erhielt 1761 eine Hauptmannsſtelle, wurde 1763 verabſchiedet und empfing das Ludwigskreuz. Sein unruhiger Geiſt verſtattete ihm nicht, in Ruhe zu bleiben. Er ging nach Italien, bot den Genueſern und darauf Paoli ſeine Dienſte an, und begab ſich, da beide Theile ſein Anerbieten ablehnten, auf ſeine eigne Rechnung nach Corſika; kam dann nach Frankreich zurück, legte Plane vor, wie man ſich dieſer Inſel bemächtigen ſollte, fand aber kein Gehör. Er ging hierauf nach Spanien, beſuchte die portugieſiſchen Grenzen, und ließ 1766 ein Werk unter dem Titel erſcheinen: Verſuch über Portugal, 1768. Als man ſich zur Eroberung von Corſika entſchloſſen hatte, brachte er es endlich dahin, als Generalquartiermeiſter bei der kleinen Armee, welche man dahin gehen ließ, angeſtellt zu werden. Er ward hierauf Oberſt, und veruneinigte ſich mehrere Male mit allen Generalen, namentlich mit Marboeuf. Als die franzöſiſche Regierung ſich 1770 in die polniſchen Angelegenheiten miſchen wollte, gab ſie ihm den Auftrag, bei der Confóderation von Bar gegen den ruſſiſchen Hof zu intriguiren. Er wohnte dem Feldzuge 1771 gegen die Ruſſen bei, und kam nach Frankreich zurück. Im Jahr 1773 ſchickte man ihn in einer Angelegenheit mit Schweden nach Hamburg; weil er aber die erhaltenen Vorſchriften überſchritten hatte, wurde er arretirt und in die Baſtille geſetzt. 1776 zu einem der Commiſſäre ernannt, denen die Unterſuchung übertragen war, ob ſich auf der Küſte des Canals ein Kriegshafen errichten ließe, ſetzte er es durch, daß ihm 1778 das Commando von Cherbourg übergeben wurde. 1788 wurde er Brigadier der königlichen Truppen. Im Winter 1789 begab er ſich nach Paris, erklärte ſich in einer kleinen Broſchüre für die damals herrſchenden Grundſätze, konnte es aber doch nicht dahin bringen, zum Deputirten in der Generalſtändeverſammlung ernannt zu werden. Er ging daher nach Cherbourg zurück, ward Commandant der Nationalmiliz dieſer Stadt und Gouverneur der Nieder-Normandie. Zu Ende des Jahrs begab er ſich nochmals nach der Hauptſtadt, und ließ ſich in den Jacobinerclub aufnehmen. Er ſuchte ſpäter mit Mirabeau, den er anfangs in ſeinen Broſchüren befehdet hatte, in Verbindung zu treten. Um dieſe Zeit wurde er als Maréchal-de-camp in der zwölften Armeediviſion angeſtellt; aber wenig mit einem Platze zufrieden, der ihm keine Mittel, ſich bemerkbar zu machen, darbot, blieb er in der Hauptſtadt, ſchmeichelte mehr als jemals den Jacobinern und ward unter Luckner zum Commando im Elſaß ernannt. Von da trat er den 15. April 1792 an die Spitze des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten. Während der kurzen Dauer ſeines Miniſteriums wurde der Krieg gegen Oeſterreich erklärt. Bald vertauſchte er dieſe Stelle jedoch mit dem Kriegsminiſterium, das er den 13. Juni antrat, aber nach 4 Tagen wieder verließ, als Lafayette im Namen ſeiner Truppen über alle Miniſter Beſchwerde führte. Er trat hierauf in die Armee Luckners in der Eigenſchaft eines Generallieutenants. Im Juli ging er zur Armee in Flandern unter Arthur Dillon, hierauf zu der unter Lafayette, über welche er noch den 10. Aug. das Commando erhielt. Er mußte ſich den Preußen, Oeſterreichern und vereinigten Emigrirten entgegenſtellen, die ſich damals ſchon der Feſtun-

gen Longwy und Verdun bemeiſtert hatten, und gegen die Champagne vorrückten. Er nahm ſeine Stellung bei Grandpré und ließ die fünf Päſſe des argonner Waldgebirges beſetzen; da aber der Paß von Croix aux Bois von den Oeſterreichern mit Gewalt durchbrochen worden war, zog er ſich gegen St. Menehould zurück, und erhielt einen Vortheil bei Valmy. Er eröffnete hierauf Unterhandlungen mit dem Könige von Preußen. Im Verlaufe des Octobers begab er ſich nach Paris, und arbeitete mit dem Vollziehungsrathe einen Plan für den Winterfeldzug aus. Bei ſeiner Rückkehr zur Armee erließ er den 24. Oct. eine Proclamation an die Belgier, lud ſie darin zum Aufſtande gegen ihren Souverain ein, und griff den 6. Nov. die Oeſterreicher in ihrem Lager bei Jemappe an. Trotz ihrer geringen Anzahl vertheidigten ſich die Kaiſerlichen mit Muth, und überließen ihm nur nach einem langen und blutigen Gefechte den Sieg. Er ließ hierauf an der Maas und Roer ſeine Truppen die Winterquartiere beziehen. Jetzt brach ſein Verdruß gegen den Miniſter Pache aus, mit dem er während des ganzen Feldzugs in offener Fehde geſtanden hatte, da dieſer ſeine Armee an allen Bedürfniſſen Mangel leiden ließ. Kurz darauf begab er ſich nach der Hauptſtadt, um, wenn man ſeinen Memoiren glauben will, einen Verſuch zur Rettung Ludwigs XVI. zu machen, deſſen Prozeß damals ſeinen Anfang nahm. Bei ſeiner zweiten Reiſe ſah er weit mehr Deputirte auf der Seite der Gironde; allein er errang wenig Einfluß und wurde ſelbſt bei dem Convent denuncirt. Den 15. Febr. 1793 befahl er Miranda, den Feldzug mit dem Bombardement von Maſtricht zu eröffnen, und machte ſelbſt von Breda und Klundert aus, welche beide Plätze er genommen hatte, einen Angriff auf Holland. Der größte Theil ſeiner Truppen aber, die er in den Winterquartieren unter dem Gen. Valence zerſtreut gelaſſen hatte, konnte dem Prinzen von Coburg keinen Widerſtand leiſten. Dieſer griff den 1. März die franzöſiſchen Vorpoſten an der Roer an, warf ſie, erſchien den folgenden Tag vor Maſtricht, und nöthigte ſie, die Belagerung ſchleunigſt aufzuheben. Dumouriez mußte dem Gen. Valence zu Hülfe eilen, zog alle ſeine Truppen in die Ebene von Tirlemont zuſammen, und lieferte den Oeſterreichern die Schlacht bei Neerwinden, die er, ſeiner Angabe nach, durch Miranda's Schuld, der den linken Flügel kommandirte, verlor. Einen neuen Verluſt erlitt er bei Löwen, und ſah ſich zum Rückzuge genöthigt. Dieſe Unfälle gaben das Zeichen zu ſeinem Falle; Alle, die ſeinen Sturz gewünſcht, brachen gegen ihn los. Bei ſeiner Ankunft auf der franzöſiſchen Grenze lieferte er vier Commiſſäre und den Miniſter Beurnonville, die ihn zu arretiren gekommen waren, den Oeſterreichern in die Hände, erließ eine Proclamation, in welcher er die Wiederherſtellung des conſtitutionellen Königsthums in der Perſon des Kronprinzen verſprach, wurde aber, von verſailler Freiwilligen mit geladenen Gewehren angefallen, gezwungen, durch die Schelde zu ſetzen und zu dem Prinzen von Coburg zu flüchten. Der Convent hatte ihn von dem Schutze der Geſetze ausgeſchloſſen, und demjenigen eine Belohnung von 300,000 Livres verſprochen, der ihn todt oder lebendig liefern würde. Anfangs zog er ſich nach Brüſſel zurück, ſodann nach Cöln, wo der Churfürſt ihm die Erlaubniß eines Aufenthalts zu Mergentheim verweigerte. Er begab ſich hierauf in die Schweiz, ging im Monat Juli nach England, ſah ſich aber auf des Lords Grenville geſchärften Befehl genöthigt, beinahe ſogleich das Land wieder zu verlaſſen. Er lebte

unſtät einige Zeit in der Schweiz und in Deutſchland, und ließ ſich endlich auf däniſchem Gebiete bei Hamburg nieder. Jetzt gab er ſeine Lebensbeſchreibung heraus. Es gibt keine Facion, ausgenommen die des Berges, für die er ſich nicht, als ein wahrer politiſcher Proteus, nach und nach in ſeinen verſchiedenen, während ſeines Exils erſchienenen Pamphlets erklärt hätte. 1805 befand er ſich zur Zeit der Schlacht von Auſterlitz in Teſchen. Gewiß iſt es, daß er gegen Ende 1803 dem Herzog von York als Kriegsrath an die Seite gegeben war; doch behielt er dieſe Stelle nicht lange. Während des ſpaniſchen und portugieſiſchen Krieges war er ſehr thätig, um dem engl. Gouvernement und den ſpaniſchen und portugieſiſchen Behörden Plane mitzutheilen. Er lebt jetzt in England, wo ihm das Miniſterium ein Jahrgeld von 1200 Pfund Sterling bewilligt hat.

Dumpler, Dunker, eine chriſtliche Schwärmerſecte im nordamerikaniſchen Freiſtaate, eine Art Wiedertäufer, die von dem bei der Taufe eingeführten Untertauchen, **Dunker**, den Namen erhalten haben. Sie feiern den ſiebenten Tag, verſammeln ſich zwei Mal des Tags und zwei Mal des Nachts zur Erbauung, genießen nur bei ihren Liebesmalen Fleiſch, und führen eine ſtrenge klöſterliche Lebensart. Die ſich verheirathen, bleiben zwar Verwandte der Gemeine, müſſen aber von jenen getrennt wohnen. Ihr Hauptort iſt **Ephrata**.

Dünen, Dünafluß, Dzwina, ein großer Fluß, welcher im nowgrodiſchen Gouvernement in Rußland entſpringt, durch Litthauen läuft, und ſich endlich nach einem Wege von 200 Stunden unter Riga und **Dünammünde** (die Dünamünderſchanze, eine kleine Feſtung nebſt Hafen am liefländiſchen Meerbuſen) in die Oſtſee ergießt. Eine Menge kleinerer Flüſſe ergießen ſich in die Düna; mehrere Seen ſtehen mit ihr in Verbindung, und ſetzen ſie mit dem Dniper in Verkehr. Eigentliche Schiffahrt findet auf ihr wenig Statt; ſie iſt dazu zu ſeicht, zu gefährlich durch Klippen und Untiefen. Selbſt oberhalb Riga iſt noch ein gefährlicher Waſſerfall über einen Felſen. Das meiſte Leben iſt auf ihr im Frühjahre, wo das Waſſer ſehr bedeutend ſteigt und die Barken über Klippen und Sandbänke weggehen. Das Eis, womit ſie im Winter bedeckt wird, geht gewöhnlich im April auf, und ſchwellt dann die Gewäſſer ungeheuer an.

Dünen heißen diejenigen Sandhügel, welche das Meer am Ufer bildet. Beſonders aber werden die Seeküſten in den engliſchen Provinzen Kent und Suſſex, wo die Schiffe ſicher vor Anker liegen können, ferner die Küſten von Flandern ꝛc. ſo genannt.

Düngung iſt das Verfahren, die Aecker auf eine künſtliche Weiſe fruchtbar zu machen. Sie iſt von doppelter Art: denn ſie nimmt entweder durch Beimiſchung gewiſſer Zuſätze Hinderniſſe des Wachsthums von dem Boden weg, oder wendet ſolche Subſtanzen an, die unmittelbar dem Wachsthume förderlich ſind. Sie beruht alſo auf chemiſchen Grundſätzen. Diejenige Miſchung des Bodens iſt die beſte, die aus etwas Sand, etwas mehr Kalkerde, noch mehr Stauberde, größtentheils aber aus Thonerde beſteht. Durch den Sand und die Stauberde hat er die nöthige Lockerheit, daß ſich die Wurzeln gut ausbreiten und die Nahrungstheilchen aus der Luft beſſer eindringen können. Die Thonerde hält dagegen die Feuchtigkeit länger an, und gibt der Pflanze einen feſten Stand. Die Kalkerde bringt die nöthige Austrocknung zuwege, und zieht noch mehr als die übrigen Erden die Luft-, Waſſer- und Oeltheilchen an ſich. Hieraus ſieht

man, daß durch Beimiſchung eines oder des andern dieſer Theile ein Boden, dem er fehlt, fruchtbar gemacht werden kann. Die zweite Art der Düngung iſt die, welche eigentlichen Nahrungsſaft in den Boden bringt, der wie die Pflanzen ſelbſt ein Gemiſch wäſſeriger, ſalziger, öliger und erdiger Theile iſt. Dieſe finden ſich nur in der organiſirten Schöpfung, denn alle ihre Erzeugniſſe ſind der Fäulniß unterworfen, wodurch ſich ihre Beſtandtheile zerſetzen. Der Auswurf von Thieren (der gewöhnliche Miſt) iſt das gemeinſte Düngungsmittel. Außerdem kann man auch alle in Fäulniß übergegangenen thieriſchen Theile oder mit thieriſchen Subſtanzen durchdrungenen Dinge und alle verrotteten vegetabiliſchen Subſtanzen zur Düngung gebrauchen. Die Düngung durch die Brache beruht hauptſächlich darauf, daß man die wild aufgegangenen Gewächſe unterpflügt und zum Verfaulen bringt. Die Chemiker unſerer Zeit haben ſich bemüht, einen künſtlichen Dünger zu bereiten, der von dem gewöhnlichen verſchieden iſt.

Dunkel, ſ. Licht.

Dünkirchen, Dünkerken (franzöſirt Dunkerque), eigentlich die Kirche an den Dünen oder Sandbänken, 6 Meilen von Calais, eine feſte See- und Handelsſtadt mit 21000 Einw. im ehemaligen franz. Flandern, (Depart. du Nord) welche in älteren Zeiten der beſtändige Gegenſtand der Eiferſucht zwiſchen Frankreich und England war. Ludwig XIV., der es 1662 um 5 Mill. Livres wieder von England zurückkaufte (es war 1658 durch Verbindung mit Cromwell in der Engländer Hände gekommen), bot alles auf, um dieſen Ort unbezwinglich, und den Hafen, der ſo geräumig iſt, daß zweihundert große Schiffe darin vor Anker liegen können, zu einem der bequemſten in ganz Europa zu machen. In den Kriegen zwiſchen England und Frankreich hatten die Freibeuter von Dünkirchen der engliſchen und holländiſchen Handlung großen Schaden zugefügt; dieſes und der Neid über den wachſenden Flor dieſer Stadt bewog England, es zu einer Hauptbedingung des utrechter Friedens (v. J. 1713) zu machen, daß Frankreich auf eigene Koſten die Feſtungswerke wieder abtragen, und dieſes Meiſterſtück der Kriegsbaukunſt vernichten ſolle. Man ſuchte ſich von Franzöſiſcher Seite durch Grabung eines neuen Canals zu Moerdyk, eine gute Stunde von Dünkirchen, zu entſchädigen; auch bemühten ſich die Einwohner von Dünkirchen, den Hafen in der Stille wieder herzuſtellen; allein die Engländer drangen von Zeit zu Zeit auf die Vernichtung dieſer Arbeiten. Der pariſer Friede v. J. 1763, den England dictirte, wiederholte in Rückſicht auf Dünkirchen die Bedingung des Friedens zu Utrecht.*) Es wurde ſogar ein engliſcher Commiſſär daſelbſt angeſtellt, der über die Erfüllung dieſes Punktes wachen und von Frankreich unterhalten werden mußte. Allein im pariſer Frieden v. J. 1783, welcher in allen Stücken der Antipode des v. J. 1763 war, wurden die Artikel, die im Utrechter Frieden zu Englands Gunſten feſtgeſetzt und nachher beſtätigt worden waren, aufgehoben. Seitdem wurde immer an der

*) Lord Chatam erwiederte dem franzöſiſchen Unterhändler Grafen Buſſy, der ſich vergebens bemühte, in Rückſicht Dünkirchens andere Beſtimmungen feſtgeſetzt zu erhalten: „das engliſche Volk betrachtet die Schleifung Dünkirchens als ein ewiges Denkmal der Unterjochung Frankreichs, und der Miniſter würde ſeinen Kopf wagen, der es ſich erlauben wollte, darin andere Beſtimmungen zu machen!“

Wiederherſtellung und Belebung dieſer Stadt gearbeitet, ſo weit es die damalige Lage Frankreichs erlaubte. Die Wichtigkeit dieſer Stadt riß den Herzog von York hin, im Auguſt 1793, gegen Coburg's Rath, mit einem eigenen Corps über zehn Meilen von der Hauptmaſſe der öſterreichiſchen Armee vor Dünkirchen zu rücken, und die eifrigſten Anſtalten der Belagerung zu treffen. Man erwartete täglich die Uebergabe, als General Houchard ſich ſo unvermuthet und überlegen näherte, und zu gleicher Zeit die Belagerten einen ſo wüthenden Ausfall thaten, daß der Herzog genöthigt wurde, ſich eiligſt mit dem Feldmarſchall Freitag, unter deſſen Leitung er kommandirte, zurückzuziehn und die Belagerung aufzuheben. In Friedenszeiten hat Dünkirchen als Freihafen einen ſehr ausgebreiteten Handel. Eben ſo ſind ſeine Tabaksfabriken ſehr bedeutend.

Dünnſtein, ſ. Diamant.

Dunois (Jean von Orleans, Graf von) und von Longueville, geb. 23. Nov. 1407, geſt. am 24. Nov. 1468, ein natürlicher Sohn Ludwigs, Herzogs von Orleans, der vom Herzog von Burgund und der Frau von Canny-Dunois ermordet wurde. Dunois war auf den Namen: „Baſtard von Orleans" ſtolz und wollte ihn durch Kriegesthaten berühmt machen. Er begann ſeine Laufbahn mit der Niederlage Warwicks und Suffolks, die er bis Paris verfolgte. Von den Engländern belagert, vertheidigte er Orleans mit dem größten Muthe, bis die berühmte Jungfrau von Orleans ihm Entſatz zuführte. Die Aufhebung dieſer Belagerung war von großen Folgen. Dem Grafen Dunois gehörte faſt einzig und allein die Ehre, die Feinde aus der Normandie und Guienne verjagt zu haben. Im Jahr 1441 brachte er ihnen endlich den tödtlichen Schlag bei Caſtillon bei, und man kann wohl ſagen, daß Carl VII. ſeinen Thron Dunois Degen verdankte. Aber Carl war auch dankbar. Er legte ihm den Titel bei: „Wiederherſteller des Vaterlandes," ſchenkte ihm die Grafſchaft Longueville und ernannte ihn zum Oberkammerherrn von Frankreich. Ludwig XI. ſchätzte ihn nicht weniger. Deſſen ungeachtet war Dunois die Seele der Faction, welche revoltirend ſich gegen Ludwig erhob und ſich den „Bund der öffentlichen Wohlfahrt" nannte.

Duns (John), ein berühmter Scholaſtiker vom Franciskanerorden zu Ende des 13ten Jahrhunderts, aus Dunſton in Northumberland, oder der Stadt Duns in Südſchottland, daher auch Scotus genannt, und ſeine Anhänger die Scotiſten. Er war einer der feinſten und ſcharfſinnigſten Denker, freilich ſeiner Zeit, daher er auch den Beinamen doctor subtilis mit Recht erhielt, und Gegner des Thomas von Aquino, von welchem er hauptſächlich durch die Behauptung abwich, das Allgemeine ſey nicht blos der Möglichkeit, ſondern auch der Wirklichkeit nach (actu) in den Objecten gegründet, und es werde als Realität dem Verſtande gegeben. Er war um 1275 geboren, ſtudirte zu Oxford Philoſophie, Mathematik, Jurisprudenz und Theologie, und trat daſelbſt als Lehrer mit dem größten Beifall auf. Die Obern ſeines Ordens ſandten ihn 1304 nach Paris, wo er ebenfalls lehrte, und nach Cöln, wo er 1308 ſtarb. Er commentirte in ſeinen Werken den Ariſtoteles und den Lombardus. Alle ſeine Werke, über deren Dunkelheit man von jeher ſehr geklagt hat, ſind (Lyon 1639, in Fol.) von Wadding mit ſeinem Leben zuſammen herausgegeben werden. (Vergl. d. Art. Scholaſtiker.) —

Duns iſt übrigens auch ein aus dem Engliſchen zu uns verpflanztes Wort (dunce), womit man überhaupt einen Dummkopf, beſonders aber einen ſchwachköpfigen Gelehrten bezeichnet. Daher führt ein ſatiriſches Heldengedicht von Pope auf die ſchlechten Dichter ſeiner Zeit den Titel Dunſiade.

Dünſte nennt man die durch Ausdünſtung der Körper in den Luftkreis aufgeſtiegenen Waſſertheilchen, welche bisweilen völlig aufgelöſet als unſichtbare Dünſte in der Luft enthalten ſind, oft aber nicht völlig aufgelöſet aber aus derſelben wieder niedergeſchlagen werden, ſichtbare Dünſte, d. i. Nebel oder Wolken, bilden und endlich in Geſtalt des Regens, Schnees oder Hagels herabfallen. Die Dünſte unterſcheiden ſich von den Dämpfen hauptſächlich durch ihre weit geringere Elaſticität; auch entſtehen ſie bei einem viel geringern Grade von Wärme, und ſind ganz aufgelöſet, unſichtbar, dagegen die Dämpfe ſich in der atmoſphäriſchen Luft ſtets in ſichtbarer Geſtalt zeigen. Man hält die Dünſte theils für eine Auflöſung des Waſſers in der Luft, theils, nach de Luc, für eine Verbindung des Waſſers mit dem Feuer. Die in Geſtalt von Bläschen in der Luft ſchwebenden Dünſte wurden ehemals von den Naturforſchern bloß als Hypotheſe angenommen, um das Aufſteigen der Dünſte zu erklären, ohne daß man von ihrem wirklichen Daſeyn wußte. Jetzt weiß man durch Sauſſure gewiß, daß die Dunſtbläschen wirklich vorhanden ſind. Um ſich davon zu überzeugen, ſetze man heißen Caffe oder heißes mit Dinte vermiſchtes Waſſer an einen Ort, wo die Luft ruhig iſt, der Sonne oder dem Tageslichte aus, ſo wird man einen Dampf aufſteigen ſehen, der eine gewiſſe Höhe erreicht und dann verſchwindet. In demſelben ſind kleine weiße von einander getrennte Kügelchen ſehr deutlich zu unterſcheiden. Vermittelſt eines Mikroskops von einem bis anderthalb Zoll Brennweite bemerkt man ſogar, daß dieſe Kügelchen von verſchiedener Größe ſind, daß die feinern ſchnell in die Höhe ſteigen, die gröbern aber auf die Flüſſigkeit zurückfallen, ohne ſich mit derſelben zu vermiſchen, und ſo leicht auf der Oberfläche derſelben ſchweben, daß man ſich durch einen leichten Hauch von einer Seite nach der andern treiben kann. Dieſe Kügelchen ſind hohl und den Seifenblaſen ähnlich. Wenn ſich dieſe Bläschen zu Waſſer verdichten, ſo vereinigen ſich ihre aus dieſer Verdichtung entſtehenden Theilchen zu Thau- und Regentropfen. Behutſam aufgefangenes Regenwaſſer iſt bekanntlich ſo rein als deſtillirtes; es ſcheint alſo, als wenn die Auflöſung vielleicht in Verbindung mit dem darauf folgenden Niederſchlag zugleich eine Ausſcheidung aller fremdartigen Beſtandtheile zur Folge hätte. S. Ausdünſtung.

Dunſtkreis heißt jeder mit Dünſten angefüllte Kreis, welcher einen Körper umgibt, beſonders derjenige Theil der Atmoſphäre, welcher ſo weit reicht, als die aus der Erde entbundenen Dünſte aufſteigen, auch die Atmoſphäre ſelbſt. (S. d. Art. Atmoſphäre.)

Dunſtmeſſer, ſ. Hygrometer.

Duodecimalſyſtem, ſ. Zahlenſyſtem.

Duodecime, in der Tonkunſt ein Intervall, deſſen beide Töne um zwölf diatoniſche Stufen von einander abſtehen. Duodecimale, eine Figur von 12 Noten, gilt 8 von gleicher Bezeichnung.

Duodrama, ſ. Melodrama.

Du Paty (Jean Baptiſt Mercier); ein berühmter franzöſiſcher Schriftſteller, 1746 zu Rochelle geboren. Er war ſeit 1767 Generaladvocat beim Parlament zu Bordeaux, und nachher Präſident à mortier deſſelben. Oeffentlich machte er ſich zuerſt dadurch bekannt, daß

er die Akademie von Rochelle veranlaßte, eine Lobrede auf Heinrich IV. ausarbeiten zu laſſen, und ihr zu dieſem Behuf ein Capital einhändigte, deſſen Zinſen als Preis vertheilt werden ſollten. Seine ſtrenge Gerechtigkeitsliebe zog ihm Verfolgungen von Seiten des Miniſterialdeſpotismus zu, der in den letzten Jahren Ludwigs XV. Frankreich drückte. Du Paty, der im Namen des Parlaments von Bordeaux gegen den Herzog von Aiguillon geſchrieben hatte, wurde, als dieſer Miniſter wurde, 1770 auf Pierre en Ciſe (ein Fort bei Lyon, welches ehemals als Staatsgefängniß gebraucht wurde) geſetzt, und nach ſeiner Befreiung verwieſen, welches er bis zum Regierungsantritt Ludwigs XVI. blieb. Bekannt mit den großen Mängeln der ehemaligen Juſtizverfaſſung Frankreichs, deren Opfer Jean Calas und ſo viele andere Unſchuldige geworden ſind, machte ſich Du Paty ein Geſchäft daraus, dieſe Mängel bei aller Gelegenheit aufzudecken und zu rügen, wodurch er die Aufmerkſamkeit Voltaire's, des Vertheidigers des Jean Calas, auf ſich zog. Vorzüglich merkwürdig iſt ein Memoire, wodurch er drei unſchuldig zum Rade verurtheilte Bürger von Chaumont rettete. Außerdem hat man von ihm Réflexions historiques sur les loix criminelles, ein geſchätztes Werk; verſchiedene Discours académiques und Lettres sur l'Italie en 1785, welche zuerſt 1788 in 2 Theilen 8. erſchienen. (Deutſch von Forſter, Mainz 1789.) In dieſen Briefen zeigt er ſich als einen feinen Kenner der Kunſt, gefühlvollen Bewunderer der Natur und warmen Freund der Menſchheit. Nur Schade, daß ſein Styl oft durch affectirte Ausdrücke und Wendungen, wovon auch die abgedruckten Briefe nicht frei ſind, verunſtaltet iſt. Er ſtarb 1788 zu Paris, wo er die letzten Jahre ſeines Lebens zugebracht hatte. Vor der zu Lauſanne im J. 1790 in 2 Bänden in 12. erſchienenen Ausgabe ſeiner Briefe ſteht eine Lobrede auf ihn.

Du Paty (Emanuel, Ritter von), ein Sohn des Vorigen und einer der beliebteſten Theaterdichter unſrer Zeit in Frankreich, ausgezeichnet durch Leichtigkeit, Schärfe und Feinheit des Witzes, und eine reiche Phantaſie in Erſindung höchſt komiſcher Situationen und Charaktere. Er ſchrieb für alle Theater in Paris meiſtens mit vielem Erfolg. Sein ſatiriſches Luſtſpiel; Le Valet dans l'antichambre, machte 1802 ſo vielen Lärm und fand ſo viele getroffene Gegner unter den Emporkömmlingen, daß er ſich plötzlich nach Breſt verſetzt ſah, um nach St. Domingo eingeſchifft zu werden. Nach dreimonatlicher Haft wurde er jedoch wieder nach Paris entlaſſen, wo er mit gleicher Freiheit und Feinheit nach Gelegenheit Napoleon, den König von Rom ꝛc. und die Bourbonen beſang. Von ſeinen Luſtſpielen, Operetten ꝛc. ſind die meiſten ins Engliſche oder Deutſche überſetzt, und gefallen auch hier. Die bedeuteſten davon ſind: Agnes Sorel; D'auberge en auberge; le Camp de Sobieski; le Chapiter second; la Leçon de Botanique; l'intrigue aux fenêtres; le poëte et le musicien; la Malade qui se porte bien; und manche ſpätere politiſche Gelegenheitsſtücke.

Duplicat, eine doppelt ausgefertigte Urkunde, auch das zweite Exemplar, die Abſchrift derſelben.

Duplicität oder Doppelheit bedeutet den Gegenſatz zweier Kräfte (z. B. das Entgegenwirken der zurückſtoßenden und anziehenden Kraft), oder die Aeußerung eines Dinges auf zwiefache Weiſe, daher auch die Zweideutigkeit oder Zweizüngigkeit.

Duplik (duplica), in der Rechtsſprache, die zweite Antwort des Beklagten, oder die Antwort auf die Replik. (S. Prozeß.) Man wendet dieſe Benennung auch auf literäriſche Streitſchriften an.

Dupliren (verdoppeln), beim Billardſpiel, den zu machenden Ball ſo ſpielen, daß er an die Bande antrifft, und von da aus den Punkt erreicht, wohin ihn der Spieler haben will; im **Seekriege**, eine Flotte dadurch überflügeln, daß eine oder mehrere Abtheilungen der ſtärkern Flotte um die ſchwächere herumgeht und ſie zwiſchen zwei Feuer nimmt, wie in der Seeſchlacht bei Hogun (19. Mai 1692) und bei Abukir geſchah.

Dupont de l'Etang, unter Napoleon Diviſionsgeneral, unter der neuen königl. Regierung eine Zeit lang Kriegsminiſter. Er iſt 1765 zu Chabauais geboren, widmete ſich früh dem Militairſtande und nahm in Holland bei dem von Maillebois befehligten franzöſiſchen Corps Dienſte. Nach dem bald erfolgten Frieden trat er in das holländiſche Artilleriecorps. Zu Anfang der Revolution aber nahm er franzöſiſche Dienſte im Regiment Auxerre, dann als Hauptmann im Regiment von Brie. Im J. 1792 ſtand er auf der Nordgränze unter Theobald Dillon, deſſen Adjutant er war. Nach der Niederlage von Tournai verbreitete ſich das Gerücht ſeines Todes. Er erſchien aber in Paris und empfing, obgleich er das geſetzliche Alter noch nicht hatte, das Ludwigskreuz. Er ging darauf als Arthur Dillon's Adjutant zur Armee Dumouriez's, und diente dann als Generaladjutant bei der Armee von Belgien. Im J. 1793 ward er zum Brigadegeneral ernannt. Er ſtand bei dem Corps, das ſich unter Lamarliere auf Lille zurückzog, unterſtützte die kühnen Anſichten dieſes Generals und gab die Idee zu dem Lager von Madeline, um die Vereinigung der durch Dumouriez's Uebergang zerſtreuten Truppen zu erleichtern. Als Houchard auf Cuſtine gefolgt war, gab Dupont die Bewegungen an, durch welche in Folge der Schlacht von Hondscotte Dünkirchen gerettet wurde. Wenige Tage darauf zeichnete er ſich bei Menin gegen die Holländer aus, mußte ſich aber zu Ende des Jahres in den Privatſtand zurückziehen. Nach Einführung der Conſtitution vom J. III. ward er vom Directorium nebſt Clarke an die Spitze des Bureau topographique geſtellt, welches die Plane für die Feldzüge entwarf, und 1797 zum Diviſionsgeneral ernannt. Nach Aufhebung jenes Büreaus erhielt er die Leitung des Kriegsdepots. Mit ganzem Eifer trat er der Revolution vom 18ten Brumaire bei, und half ſie auszuführen. Er focht bei Marengo mit großer Auszeichnung. Im Juni 1800 wurde er zu Turin in der Eigenſchaft eines Miniſters der franzöſiſchen Regierung angeſtellt. Von da ging er zu der italieniſchen Armee, drang im October in Toscana ein, bemächtigte ſich der Reſidenz Florenz den 15. Oct., und organiſirte daſelbſt ein proviſoriſches Gouvernement. Im Feldzuge 1805 war er bei der großen Armee und beförderte die Fortſchritte derſelben; bei der Schlacht von Auſterlitz commandirte er eine Diviſion. Nach der Schlacht bei Jena führte er die Avantgarde des Fürſten von Pontecorvo nach Halle, und ſchlug den Prinzen Eugen von Wirtemberg aus dieſer Stadt. Auch in den Berichten von der Schlacht bei Friedland wird ſein Name mehrere Male erwähnt. Aber in dem Feldzuge gegen Spanien hatte er das Unglück, mit ſeinem ganzen Corps von Caſtannos und Reding gefangen zu werden. (Das Nähere findet ſich unter **Baylen**.) Er ſaß, nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt war, im ſüdlichen Frankreich gefangen, bis der zurück-

gekehrte Ludwig XVIII. ihn im Mai 1814 zu ſeinem Kriegsminiſter erhob. Dupont hat ſich auch als Dichter und Schriftſteller gezeigt. Eine von ihm im J. 1799 gedichtete Ode auf die Freiheit ward vom Inſtitute ehrenvoll erwähnt.

Dupont de Nemours (P. S.). Dieſer franzöſiſche Gelehrte und Staatsmann gehört ſowohl in Hinſicht ſeiner Kenntniſſe und Talente, als in Hinſicht ſeines milden liebevollen Charakters, ſeiner trefflichen Grundſätze und ſeines tadelloſen Lebens zu den vorzüglichſten Menſchen der neueſten Zeit. Er hatte eine Zeit lang in Paris als Privatgelehrter ziemlich ungekannt gelebt, bis er 1773 ſeine Grundſätze über Philoſophie und politiſche Oekonomie in einer Schrift entwickelte unter dem Titel: les Ephémérides du Citoyen, wodurch er ſich das Mißfallen des Miniſters Choiſeul zuzog, und Frankreich zu verlaſſen genöthigt wurde. Mehrere auswärtige Regenten boten ihm eine Zuflucht an; der Markgraf von Baden ernannte ihn zum geheimen Legationsrath; der Großherzog von Toscana und Joſeph II. traten mit ihm in Briefwechſel; Guſtav III. von Schweden beehrte ihn mit dem Waſaorden, und der König von Polen, Stanislaus Auguſtus, wollte ihn zum Director der Nationalerziehung ernennen. Dieſe letztere Anerbietung würde ihm die annehmlichſte geweſen ſeyn, wenn ihn nicht der damalige Finanzminiſter Turgot wieder in ſein Vaterland zu einer, wenn auch kleinen, Anſtellung berufen hätte. Im J. 1782 und 1783 legte er mit Dr. Hutton, dem vertrauten Agenten des engliſchen Cabinets, den Grund zu dem Frieden, wodurch die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannt wurde. Nun war er einige Jahre Generalinſpector und Commiſſär des Handels und der Manufakturen und Staatsrath. In dieſer Eigenſchaft trug er viel zur Belebung der franzöſiſchen Induſtrie bei. Im J. 1787 und 1788 wurde er von Ludwig XVI. zum Secretär der Notabeln-Verſammlung ernannt, und 1789 ward er Mitglied der erſten Nationalverſammlung, in der er ſich durch edle Grundſätze, Muth und Talente auszeichnete. Kühn ſtellte er ſich den Intriguen der Parteien entgegen, welche damals die Hoffnungen zu vereiteln drohten, die die Beſſern von der neuen Staatseinrichtung gefaßt hatten. Zwei Mal wurde er zum Präſidenten der Nationalverſammlung erwählt, und immer war er ſeine gemäßigten Grundſätze auf alle Weiſe geltend zu machen bemüht. Als Robespierre's Tyrannei auf ſeinem Vaterlande laſtete, wurde er eingekerkert, und nur der Fall dieſes Ungeheuers rettete ihn. Späterhin wurde er Mitglied des Raths der Alten. Als im J. 1798 das Directorium geſtürzt wurde, ging er zum erſten Male nach Amerika. Im J. 1802 kehrte er nach Frankreich zurück, ohne jedoch unter Bonaparte's Regierung, aller ihm von dieſem gemachten Anerbietungen ungeachtet, ein öffentliches Amt anzunehmen. Allein das Vertrauen ſeiner Mitbürger folgte ihm auch ins Privatleben, und er erhielt Beweiſe davon durch die Ernennung zum Präſidenten der Territorialbank der Handelskammer, ſo wie zur Leitung mehrerer wohlthätigen Anſtalten. Als Napoleon geſtürzt war, wurde Dupont zum Secretär der proviſoriſchen Regierung ernannt, welche dem Hauſe Bourbon die Rückkehr auf den angeſtammten Thron bereitete. Nach Napoleons Rückkunft von Elba aber wanderte er zum zweiten Male nach Amerika aus, wo bereits ſeine zwei Söhne das Bürgerrecht erhalten hatten. Hier beſchloß er ſein gemeinnütziges Leben am 16. Aug. 1817 in einem Alter von 78 Jahren.

Duport (Louis), einer der trefflichſten Tänzer unſrer Zeit,

welcher, in den Balleten des Theater Ambigu-Comique erzogen, plötzlich zu allgemeinem Erſtaunen 1802 in der großen Oper auftrat, dem berühmten Veſtris nacheiferte und bald ſein Nebenbuhler wurde. Des ewigen Kriegs mit dieſem müde, ging er 1808 vom Theater in Paris ab, und eilte nach St. Petersburg, wo er allgemeine Bewunderung erregte, im J. 1816 aber ſeine Forderungen ſo hoch ſpannte, daß die Direction ihm die Entlaſſung gab. — Die Oper in Paris verdankt ihm mehrere pantomimiſche Ballette, wie Acis et Galatée, le Volage fixe, Figaro etc.

Duquesne (Abraham), berühmter franzöſiſcher Admiral unter Ludwig XIV., geboren zu Dieppe 1610. Er lernte den Seekrieg unter ſeinem Vater, einem geſchickten Schiffscapitain, kennen. In ſeinem 17ten Jahre wohnte er ſchon dem Treffen bei La Rochelle bei. Im Krieg gegen Spanien that er ſich in den Jahren von 1637 bis 1643 ſehr hervor. Im J. 1644 diente er in Schweden, erſt als Major, dann als Viceadmiral. Im J. 1647 nach Frankreich zurückberufen, commandirte er die Expedition nach Neapel. Bordeaux zwang er zur Unterwürfigkeit, als es ſich empört hatte, trotz des Widerſtandes der Spanier. Im ſicilianiſchen Kriege ſchlug er drei Mal die vereinigten holländiſchen und ſpaniſchen Flotten unter Ruyter. Als er Algier und Genua gezwungen hatte, Ludwigs XIV. Gnade anzuflehen, ertheilte ihm dieſer eines der ſchönſten Landgüter, Bouchet, und erhob es zum Marquiſat mit dem Beinamen Duquesne, um ſeinen Namen zu verewigen. Mehr konnte er nicht thun, da Duquesne Calviniſt war. Doch war er der Einzige, der von der durch Aufhebung des Edicts von Nantes verfügten Verweiſung ſeiner Glaubensgenoſſen ausgenommen ward. Er ſtarb zu Paris am 2ten Febr. 1688, und ward auf ſeinem Landgute begraben. Milde und Beſcheidenheit zierten ſeine Heldentugenden. Ruyter hält mit ihm eine Vergleichung nicht aus; aber Ruyter war ſein Muſter. Er hinterließ vier Söhne, von denen der berühmteſte Henri, Marquis von Duquesne, war, und ſich als Krieger und Seemann gleich auszeichnete.

Dur (durus, hart) nennt man diejenigen Tonarten, welchen der harte oder vollkommene Dreiklang (ſ. d. Art.) oder der Duraccord zum Grunde liegt, daher auch harte Tonart. Man bezeichnet ſie auch oft durch den italieniſchen Ausdruck maggiore. Sie wird aber auch außerdem erkannt: 1. durch die Vorzeichnung, die jeder beſondern Tonart eigen iſt, in Verbindung 2. mit dem erſten Accord des Tonſtücks, oder 3. durch den Schluß. Im Generalbaß wird ſie durch Kreuz oder Be-Quadrat, ferner durch 3, Kreuz 3, 8 Kreuz angedeutet. (S. Ton, Tonart.)

Durante (Francesco), einer der größten Kirchencomponiſten, war 1693 in Neapel geboren, und verdankte ſeine erſte Bildung dem berühmten Aleſſ. Scarlatti. Noch ſehr jung ging er nach Rom, wohin ihn der Ruf Pasquini's und Pittoni's zog. Hier arbeitete er unter der Leitung dieſer Künſtler, und erlernte von dem einen die Kunſt des Geſanges und der Melodie, von dem andern alle Hülfsmittel des Contrapunktes. Hierauf ging er als Capellmeiſter nach Neapel, componirte aber faſt ausſchließlich für die Kirche. In dieſer Art der Compoſition erſtieg er die höchſte Stufe des Ruhms, und ſeine Werke werden für die ſpätern Künſtler claſſiſch bleiben. Er bildete die berühmteſten Tonkünſtler des 18ten Jahrhunderts in Neapel:

Pergoleſe, Sachini, Piccini, Terradeglias, Guglielmi, Traetta ꝛc. und ſtarb zu Neapel 1735 in einem Alter von 62 Jahren.

Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie iſt eine der gewöhnlichen See-Evolutionen, die oft mit Vortheil angewendet wird. In dieſer Abſicht wenden ſich eine beſtimmte Anzahl Schiffe auf ein gegebenes Signal ſchnell aus der Linie heraus, und gehen mit vollen Segeln quer durch die feindliche Linie hindurch, um den Feind ſchnell auf der andern Seite zu beſchießen, wo er oft zwei bis drei volle Geſchützladungen erhalten hat, ehe er einmal darauf zu antworten vermag. Faſt alle Seetreffen zwiſchen den Holländern und Engländern, und zwiſchen dieſen und den Franzoſen, geben uns Beiſpiele des Durchbrechens der feindlichen Linie. Der niederländiſche Admiral Ruyter ſcheint der Erfinder dieſes Manoeuvre's zu ſeyn; er führte es vorzüglich gut im Jahr 1666 bei Dünkirchen aus, wo er mehrere Male durch die Flotte des Admirals Monk brach und ſeine ſchon abgeſchnittene Avantgarde rettete. Einen andern Zweck hat gewöhnlich das Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie oder das Sprengen des Centrums in Feldſchlachten.

Durchdringlichkeit iſt die Eigenſchaft der Körper, vermöge welcher ſie im Stande ſind, andere Materien durch ihre Zwiſchenräume hindurchzulaſſen. Es gibt Stoffe, die alle uns bekannten anderen Körper durchdringen; dahin gehört die Wärme und das Feuer. Auch vom Aether nimmt man dies an. Andere Stoffe, z. B. der magnetiſche und electriſche, dringen nur in gewiſſe Körper ein. Feſte Körper ſind gewöhnlich für ſolche flüſſige Materien durchdringlich, welche ſich an ſie anhängen, oder doch von ihnen ſtark angezogen werden. Salze, Löſchpapier, Schwamm und andere Körper laſſen ſich z. B. vom Waſſer durchdringen, und dieſes hängt ſich auch an ſie an. (Vergl. Poren, Poroſität.)

Durchgang, in der Tonkunſt, die Verbindung zweier von einander entfernten Haupttöne durch mittlere. Es heißen daher die Töne, und, wenn ſie in Noten aufgefaßt werden, die Noten, durchgehende, 1. die nur den Uebergang machen zu einer andern weſentlichen Note (Haupttöne). Der Durchgang heißt regelmäßig, wenn ſie auf den ſchlechten Tacttheil fallen. Diſſonanzen ſind durchgehend, wenn ſie nicht unmittelbar aufgelöſt werden. 2. Töne oder Accorde überhaupt, die auf einen ſchlechten Tacttheil fallen (ſchlechte Noten.)

Durchlaucht. Mit dieſem Worte wollte man das lateiniſche Wort Serenus ausdrücken; aber eben ſo unpaſſend, als wenn man ſagt: Ew. Durchlauchtigkeit. König Athalrich nannte ſich ſelbſt Serenitas nostra. Das Prädicat Durchlauchtig findet man in Urkunden ſeit dem 14ten Jahrhundert. Carl IV. gab dieſen Titel im Jahr 1376 den weltlichen Churfürſten zuerſt. Unter Kaiſer Carl V. war er ſchon gewöhnlich. Später erhielten ihn auch die Fürſten, welche auf dem Reichstag Sitz und Stimme hatten. Das älteſte Privilegium über das einem Fürſten ertheilte Prädicat Durchlauchtig iſt das wirtembergiſche vom J. 1664.

Durchmeſſer, ſ. Diameter.

Durchſchnitt, ſ. Riß.

Durchſichtigkeit. Dieſes Wort gebraucht man von Körpern, welche die Eigenſchaft beſitzen, daß der Durchgang der Lichtſtrahlen durch ſie nicht gehindert wird. Die Durchſichtigkeit wird nicht durch die Weichheit der Körper verurſacht, denn Holz, Schwamm, Kork

ſind nicht durchſichtig, wohl aber Diamant, Cryſtall. Waſſer und Oel, zwei Flüſſigkeiten, wovon jede an ſich durchſichtig genug iſt, werden undurchſichtig, ſobald man ſie vermiſcht und wohl durch einander ſchlägt. Das Papier iſt undurchſichtig, ſo lange ſeine Zwiſchenräume mit Luft angefüllt ſind, wird es mit Waſſer oder Oel beſtrichen, ſo läßt es die Lichtſtrahlen in ſo weit durch, daß man ſelbſt eine feine Schrift dahinter leſen kann. Newton ſuchte daher die Urſache dieſer Erſcheinung in der gleichförmigen Dichtigkeit der Theile eines ſolchen Körpers, ferner in der Größe ihrer Zwiſchenräume und in der Dichtigkeit der Materie, die ſich in denſelben aufhält. Die Undurchſichtigkeit der Körper rührt folglich daher, daß die Lichtſtrahlen bei ihrem Durchgange durch die innern Theile derſelben auf eine unzählbare und mannichfaltige Art gebrochen und zurückgeworfen werden. Bei durchſichtigen Körpern ſind die Theile ſowohl als die zwiſchen denſelben befindlichen Räume zu klein, als daß ſie eine merkliche Zurückwerfung des Lichts verurſachen könnten. Eben daraus erklärt ſich leicht, warum alle vollkommenen Auflöſungen durchſichtig ſind, und warum die Dünſte die Durchſichtigkeit der Luft nicht ſtören, ſo lange ſie in derſelben völlig aufgelöſet ſind. Doch leidet das Licht beim Durchgange durch durchſichtige Körper eine beträchtliche Schwächung. Bouguer fand, daß das Licht durch 16 über einander gelegte Stücke von gemeinem Fenſterglaſe, die zuſammen 9½ Linie dick waren, 247 Mal geſchwächt wurde. Die Urſache der Schwächung des Lichts beim Durchgange durch durchſichtige Körper iſt noch nicht entſchieden. Bouguer ſetzt ſie nicht in den Anſtoß an die dichten Theile, wie viele Andere, ſondern in eine bloß an der Oberfläche befindliche brechende Kraft. Daher die Dicke eines durchſichtigen Körpers das Licht nicht ſo ſehr ſchwäche, als die Menge der brechenden Oberflächen.

Durchzeichnen heißt, die Umriſſe einer Zeichnung mechaniſch auf einen andern Grund übertragen. Man bedient ſich dazu des durchſichtigen Oelpapiers, legt dieſes auf die Zeichnung, und zeichnet die durchſcheinenden Züge nach. Eine andere Art des Durchzeichnens iſt das Calquiren. (S. d. Art.)

Durchziehen der Treffen iſt ein Manöver, vermittelſt deſſen die vorderſte, dem Feinde zunächſt gegenüberſtehende Linie rückwärts, durch das vorrückende zweite und dritte Treffen, die zweite, dritte und folgende Linie, züge- oder diviſionsweiſe, im Flankenmarſch mit links- und rechtsum, und im Geſchwindſchritt durchmarſchiert; und ſo die zweite Linie die erſte, und wenn auch dieſe ſich aboder ſich durchzieht, die dritte die erſte wird. Ueberhaupt bedeutet durchziehen jede Bewegung rückwärts oder vorwärts, wo Truppen durch andere durchgehen. In der Schlacht bei Witſtock 1636, wo der ſchwediſche Feldmarſchall Banner den 30,000 Mann ſtarken vereinigten Sachſen und Kaiſerlichen nur 20,000 Mann entgegenſtellen konnte, findet man zuerſt des Durchziehens der Infanterie durch die zweite Linie gedacht; es ward von den Schweden angewendet, um die Regimenter aus dem Treffen zu bringen, die zu ſehr gelitten hatten. Etwas Aehnliches damit hatte die Stellung des Feldmarſchalls Torſtenſon im Treffen bei Janckowitz, wo er die kaiſerliche Armee in ihrer linken Flanke turnirte, und hauptſächlich dadurch den Sieg erhielt, daß der Feind gezwungen war, eine ungünſtige Stellung zu nehmen. Der große Condé wandte im Gefechte bei Lenz das Durchziehen der Treffen auch bei der Reiterei an, und ſpäterhin ward es etwas Gewöhnliches.

Dürer (Albrecht), der Vater der deutſchen Malerei und Kupferſtecherei, geboren zu Nürnberg den 20. Mai 1471. Sein Vater war ein geſchickter Goldſchmidt, der ſeinen wegen ſeines Fleißes ſehr geliebten Sohn in derſelben Profeſſion unterrichtete. Doch früh entwickelte ſich Dürers Talent für die Zeichenkunſt, und ob er gleich ſchon im 15ten Jahre große Fortſchritte in der väterlichen Kunſt gemacht hatte, ſo entſchied ſich ſeine herrſchende Neigung doch für die Malerkunſt, und, wenn auch ungern, willigte endlich der Vater ein. Michael Wohlgemuth, damals der beſte Maler in Nürnberg, bekam ihn 1486 in die Lehre; bei dieſem übte er ſich im Zeichnen, Malen, Kupferſtechen und Holzſchneiden. Im Jahre 1490 reiſte er durch Deutſchland und die Niederlande bis Venedig; 1492 ging er über Elſaß, Colmar, Baſel, und kam 1494 wieder in die Heimath zurück. Seinem Vater zu Liebe heirathete er des berühmten Mechanikers Hans Fritz zu Nürnberg Tochter; doch dieß unfreundliche Weſen verbitterte in der Folge ſein Leben, und mag ihm wohl das Grab bereitet haben. Von ſeinen Arbeiten aus dieſer Zeit kennen wir ſein eignes Bild ohne Bart vom Jahr 1500, Johannes den Täufer, St. Onuphrius vom Jahr 1504, die drei Weiſen aus Morgenland vom Jahr 1504 und eine Maria; außerdem einige Kupferſtiche und Holzſchnitte. Im Jahr 1505 ging er wieder nach Venedig, um ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen. Seine Geſchicklichkeit erregte Neid und Bewunderung. Er malte hier die Marter des heil. Bartholomäus für die St. Marcuskirche, welches Gemälde Kaiſer Rudolph kaufte und nach Prag bringen ließ. Mit ſeiner Rückkehr im Jahr 1507 beginnt die eigentliche Periode ſeiner Meiſterſchaft. Alle ſeine Werke aus derſelben anzuführen, würde zu weitläuftig ſeyn. Im Jahr 1520 beſuchte Dürer noch einmal die Niederlande. Sein Ruhm erfüllte die Lande weit und breit. Kaiſer Maximilian I. ernannte ihn zu ſeinem Hofmaler; Kaiſer Carl V. beſtätigte ihn in dieſer Würde, und verlieh ihm zugleich das Wappen für die Maler, nämlich in einem laſurblauen Felde drei ſilberne oder weiße Schilde. Albrecht Dürer genoß die Achtung der Höchſten und Niedern; alle Gelehrte und Künſtler ſeiner Zeit ehrten und liebten ihn. Um ſo mehr ward ſein Tod in der Kraft ſeiner Jahre betrauert. Ein ſchönes Zeichen dieſer Geſinnungen für ihn iſt die von ſeinem Freunde Birkheimer auf ihn verfertigte Grabſchrift; ſie iſt lateiniſch und lautet überſetzt alſo: „Ruhe der abgeſchiedenen Seele. Dem Andenken Albrecht Dürer's, des beſten Mannes und vollkommenſten Malers ſeiner Zeit, der nicht nur der Erſte unter den Deutſchen war, der die deutſche Malerkunſt erhöhte, veredelte und in ſtrengere Geſetze einſchränkte, ſondern ſie auch durch ſeine Schriften der Nachwelt ſchätzbar machte. Er war deswegen und vorzüglich auch wegen ſeiner Sitten, ſeiner Klugheit und beſondern Beſcheidenheit von ſeinen nürnbergiſchen Mitbürgern, ja auch von allen Auswärtigen höchſt geſchätzt und bei weiland Maximilian und ſeinem Enkel Carl, beiden Kaiſern, auch bei Ferdinand, Könige in Ungarn und Böhmen, ſehr beliebt, welche ihn mit einem reichlichen Jahrgehalte begünſtigten und ihm in höchſter Gnade gewogen waren. Er ſtarb nicht ohne großes Leidweſen ſeiner Freunde, den ſechsten des Oſtermonats im Jahr 1528, in dem Alter von 57 Jahren. Bilibald Birkheimer hat ſeinem aufrichtigen Freunde dies Denkmal geſetzt." Dürer's Verdienſte um ſeine Kunſt ſind nicht hoch genug zu achten. Er war der Erſte, welcher die Regeln der Perſpective und der Proportion nach den

Geſetzen der Mathematik in Deutſchland lehrte; er entdeckte die Kunſt, mit Scheidewaſſer auf Eiſenplatten und Meſſing zu ätzen, er erfand das Mittel, die Holzſchnitte mit zweierlei Farben zu drucken, und die gläſerne Copirſcheibe. Vermittelſt ſeiner großen mathematiſchen Kenntniſſe war es ihm möglich, für die Zeichen- und Malerkunſt ein förmliches Syſtem zu entwerfen. Er ſchrieb das erſte Buch vom Feſtungsbau in Deutſchland und zeigte, wie man mit Hülfe der Geometrie die Buchſtaben, beſonders die Verſalien, nach Regeln und gewiſſer Proportion entwerfen müſſe. Groß war er vorzüglich in der Portraitmalerei; mit bewundernswürdiger Kunſt wußte er die täuſchendſte Aehnlichkeit hervorzubringen, und alle Leidenſchaften waren in der Gewalt ſeines Pinſels; jede Gemüthsbewegung, von ihm dargeſtellt, war unverkennbar. Auch ſeine Landſchaften, ſeine Kupferſtiche und Holzſchnitte verdienen Bewunderung. Zu ſeinen vorzüglichſten Kupferſtichen gehören: die Melancholie, Adam und Eva im Paradieſe, Ritter Tod und Teufel, die Mäßigung, der heil. Hubertus, der heil. Hieronymus und die kleine Paſſion in 16 Blättern; zu ſeinen vorzüglichſten Holzſchnitten: die große Paſſion in 13 Blättern (von denen jedoch nur 4 von ſeiner Hand ſind), die kleine Paſſion, mit dem Titel 37 Stücke (ſein Lieblingswerk), die Offenbarung Johannis, mit dem Titel 15 Bl., das Leben der Maria, mit dem Titel 2 Bl. Ueberhaupt zeigte Dürer ſich durch ſeinen ächt-religiöſen Fleiß und tiefen Ernſt für ſeine Kunſt, ſo wie durch die Gründlichkeit, Bedeutſamkeit und den Ausdruck ſeiner Werke als ächten deutſchen Künſtler. (S. deutſche Kunſt, deutſche Malerei.) War er als Künſtler groß, ſo war er auch als Schriftſteller höchſt ſchätzenswerth. Ja er arbeitete ſogar auf Veredlung und Reinigung der deutſchen Sprache hin, wobei B. Birkheimer ihm jedoch beiſtand. Seine Schriften, welche ſpäter ins Lateiniſche, Franzöſiſche u. ſ. w. überſetzt wurden, ſind in einer Sammlung herausgekommen zu Arnheim bei J. Janſen 1603 in Fol. Sein Leben hat J. F. Roth, Lpz. 1791, 8. beſchrieben.

Duroc, Herzog von Friaul, geb. 1772 als der Sohn eines Notars zu Pont-a-Mouſſon. Die erſte Conſcription entzog ihn den Wiſſenſchaften, und ſeine Talente ließen ihn ſchnell emporſteigen. Anfangs als Adjutant von Bonaparte, hierauf als Brigadechef that er ſich beſonders den 19. März 1797 bei dem Uebergange über den Liſonzo (in Friaul) hervor. Er begleitete Bonaparte nach Aegypten, kam mit ihm 1799 glücklich wieder zurück, und wurde zu Ende Novembers an den Berliner Hof in einer außerordentlichen Angelegenheit geſandt, auch in der Folge, wegen ſeines diplomatiſchen Talents, ſeines einnehmenden Aeußern und ſeiner Anhänglichkeit an Napoleon, zu verſchiedenen Sendungen von demſelben, unter andern nach Stockholm und Petersburg, gebraucht. Im Oct. 1805 ging er aus dem Lager von Boulogne nach Berlin, um das gute Einverſtändniß zwiſchen beiden Mächten aufrecht zu erhalten, und reiſete nach einem Aufenthalte von einem Monat daſelbſt bei der Ankunft des Kaiſers Alexander zurück. Er begab ſich zur großen Armee in Deutſchland, und löſete den General Oudinot, der eben verwundet worden war, in dem Commando der Grenadierdiviſion ab. Er folgte Napoleon in dem Feldzuge von 1806 und 1807, befand ſich in der Begleitung deſſelben bei der Zuſammenkunft auf dem Niemen, wurde ſeitdem zum Herzog von Friaul ernannt, machte die Feldzüge von 1809 und 1812 wieder in der Begleitung Napoleons mit, kehrte mit dieſem aus

Moskau glücklich nach Frankreich zurück, überſtand nachher die blutige Schlacht von Lützen, fand aber ſeinen Tod am 22. Mai 1813 am Tage nach der Schlacht von Bautzen. Die Arriergarde der ſich zurückziehenden preußiſch-ruſſiſchen Armee lieferte der franz. Avantgarde bei Reichenbach ein kleines Gefecht, in welchem eine Kanonenkugel in der Nähe Napoleons den franz. General Kirchner todt niederwarf und dem Marſchall Duroc den Leib aufriß. Er ſtarb auf der Stelle, ohne jene Unterredung mit Napoleon gehabt zu haben, welche der franz. Bericht mittheilte.

Dürrenberg, oder der dürre Berg, 1. der berühmte Salzberg im Herzogthum Salzburg, eine Stunde von Hallein, 1067 Fuß über der Stadt, aus dem jährlich 300,000 Centner Salz bereitet werden. Er iſt, ſo weit er aufgeſchloſſen, 1633 Fuß hoch, 4083 breit und 8983 lang, mit 17 Eingängen, worunter 8 Hauptſtollen, mit 33 Sinkwerken, Wehren, Sulzenſtücken oder Salzſtuben, von denen der größte, der Stäber, angefüllt 50 Bergpfannen Sulze, d. i. 650,000 Eimer Waſſer hält; 300 Menſchen arbeiten täglich; jährlich werden unter den ſehr großen Salzpfannen, deren jede über 60 Werkſchuhe lang und breit iſt, und über 200 Centner Soole enthält, über 32,000 Klaftern Holz verbrannt. Die Ausbeute binnen 600 Jahren (das Werk ward 1123 entdeckt) gränzt ans Ungeheuere. In Schellenberg allein wurden von 1700 — 1780, innerhalb 65 Jahren, 1077 Wochenſuden, und durch dieſe 13,449 Pfund und 27 Fuder erhalten, d. i. 3,227,187 Centner gemeinen Gewichts. Eben ſo heißt auch 2. ein Salzwerk drei Stunden von Merſeburg an der Saale, das jüngſte in Sachſen, durch den berühmten Bergrath Borlach angelegt. In der Nähe dabei iſt das gewerkſchaftliche Salzwerk bei Teuditz und Kötzſchau, welches ſchon im 14ten Jahrhundert gangbar war, aber mehrmals in Verfall gerieth. Die große Saline Dürrenberg iſt erſt ſeit 1763 gangbar; der Churfürſt von Sachſen erkaufte 1764 das dazu gehörende Rittergut Dürrenberg. Es hat fünf Gradirhäuſer und treffliche Maſchinen. In gewöhnlichen Jahren wird hier die Soole gemeiniglich bis zu der Reichhaltigkeit der halliſchen Soolquellen gebracht. Der jährliche Etatſatz beträgt 185,000 Stück in 30 Pfannen von beträchtlicher Größe, die in 11 Kothgebäuden ſtehen, geſotten. Auch wird viel Salz von Artern und Köſen hierher gebracht, wo ſich gute Anſtalten zur Aufbewahrung der gradirten Soole befinden. Man brennt größtentheils Braunkohlen, die in der Nähe gegraben werden. Auch wird hier Düngeſalz verfertigt. Im 19ten Artikel des am 18. Mai 1815 zwiſchen Preußen und Sachſen geſchloſſenen Vertrags iſt die Quantität Salz beſtimmt worden, welche jährlich aus den Salzwerken von Dürrenberg und Köſen für das Königreich Sachſen geliefert werden ſoll.

Durſt, der unangenehme Reiz, den das Verlangen nach Flüſſigkeit in dem lebenden Thiere und Menſchen erregt. Durch die Lebensproceſſe im thieriſchen Körper werden unaufhörlich eine Menge von Feuchtigkeiten verbraucht, deren Erſatz zur Erhaltung des Lebens unbedingt nöthig iſt. Der Durſt und die mit demſelben verbundene unangenehme Empfindung und Erſchlaffung in allen Theilen iſt die Stimme der Natur, wodurch ſie das Geſchöpf auffordert, den Abgang und Verbrauch der Feuchtigkeiten durch das Trinken zu erſetzen. Dieſes Bedürfniß iſt aber nicht immer gleich ſtark, ſondern es kommt dabei ſowohl auf die genoſſenen Speiſen, als auf die Temperatur an, worin daſſelbe ſich aufhält. Im Sommer, wo die Ausdünſtung und

alſo der Abgang der Feuchtigkeiten am ſtärkſten iſt, trinken alle Thiere und auch der Menſch mehr als im Winter. Kaltblütige, träge Geſchöpfe können den Durſt eben ſo gut ohne große Unbequemlichkeit eine lange Zeit aushalten, wie den Hunger; warmblütige und thätige leiden dagegen die fürchterlichſte Pein, wenn ſie den immer ſteigenden Durſt nicht befriedigen können. Die Wuth und die nachherige Erſchlaffung und Ermattung ſind eben ſo ſchreckliche Folgen des Durſtes wie des Hungers. Seefahrer und Reiſende durch Wüſten haben dieſe große Noth oft empfinden müſſen. Auch Gewächſe leiden den Durſt, erſchlaffen und welken in allen ihren Theilen, und das Begießen zeigt ſichtbare und ſchnelle Wirkung. Bei thieriſchen Körpern ſoll ſchon eine äußere Anfeuchtung den Durſt vermindern und Seefahrer haben durch bloßes Baden in der See ihr Leben erhalten.

Duſch (Joh. Jacob), däniſcher Juſtizrath und Profeſſor der Philoſophie und Mathematik zu Altona, geb. zu Celle den 12. Febr. 1725, ſtudirte zu Göttingen Theologie, noch mehr aber ſchöne Wiſſenſchaften und engliſche Literatur, ward dann Hauslehrer, 1766 Rector des akademiſchen Gymnaſiums zu Altona, wo er 1756 privatiſirt hatte, und ſtarb den 17. Dec. 1787. Als Dichter hat er ſich vornehmlich in der didaktiſchen Gattung verſucht. Mit Wahrheit der Gedanken verband er einen gefälligen Vortrag, aber es mangelte ihm eine lebendige Phantaſie, durch welche die Lehre mit ihrer Verſinnlichung zugleich entſpringt, ſich mit ihr entfaltet und verſchmelzt, und ſeine Darſtellung iſt bald zu blühend und geziert, bald matt und ſchleppend und der Lehrzweck durchaus ſichtbar. (Sämmtliche poetiſche Werke, Altona 3 Bände 1765—1767.) Seine Proſa iſt in manchen ſeiner frühern Schriften, z. B. in den moraliſchen Briefen zur Bildung des Herzens, geziert und ſchwülſtig und ſtreift in das Gebiet der Poeſie. Seine Romane (z. B. der Verlobte zweier Bräute, 3 Bde. 1785. 8. die Pupille, 1798. 8.) zeichnen ſich durch Vermeidung des Unnatürlichen, Unſittlichen, Grotesken und Schwächlichempfindſamen in Charakteren und Sprache zu ihrem Vortheile aus. Unter ſeinen Schriften wurden beſonders die Briefe zur Bildung des Geſchmacks (6 Theile, Leipzig und Breslau 1764 u. ff.) gerühmt. Die jetzige Kritik urtheilt ungünſtiger über Duſch, als ſeine Zeitgenoſſen, Leſſing ausgenommen, der ihn in den Literaturbriefen ſtets beſpottet.

Duſſek (Johann Ludwig), ein geborner Böhme, war einer der bedeutendſten Clavierſpieler und Compoſiteurs für dieß Inſtrument, geb. ungefähr 1760. Anfangs zeichnete er ſich als Virtuoſe auf der damals ſo beliebt gewordenen Harmonica in den Jahren 1780 u. f. aus, hielt ſich dann zu Paris, noch länger aber zu London auf, kam in der Folge nach Berlin und ward der nähere Bekannte, Vertraute und Begleiter des durch ſeinen rühmlichen Tod (1806), wie ſchon früher durch ſeine großen Talente, namentlich für Muſik bekannt gewordenen Prinzen Louis von Preußen, auf deſſen Tod er auch eine ſeine Gefühle ausdrückende Sonate unter dem Titel Elégie ſchrieb. Er wurde nachher beim Fürſten von Iſenburg angeſtellt, trat aber bald in die Dienſte des Fürſten von Benevent, mit dem er nach Paris ging. Als Compoſiteur zeigt er viel Eigenthümlichkeit, Neuheit, reiche Erfindung und ein Feuer, welches eben ſo auch in ſeinem trefflichen, ſichern und eigentlich großen Spiele unverkennbar war. Er iſt im Jahr 1312 geſtorben.

Düſſeldorf, Hauptſtadt und Sitz der Regierung des zur preu-

ſiſchen Provinz Jülich-Cleve-Berg gehörigen düſſeldorfiſchen Regierungsbezirks, ſonſt die Hauptſtadt des Herzogthums Berg, 82 Meilen von Berlin, breitet ſich auf einer ſchönen Ebene am Rhein aus, und wird an der Südſeite von der Düſſel beſpült, die unter dem Schloſſe ſich mit dem Rheine vereinigt. Bis zum Frieden von Lüneville (1801) war Düſſeldorf eine Feſtung. Durch das franzöſiſche Bombardement wurde das Schloß und ein großer Theil der anſehnlichſten Gebäude in einen Schutthaufen verwandelt. Die Stadt iſt eine der ſchönſten am Rhein; die Straßen ſind zum Theil regelmäßig angelegt, und die Häuſer durchaus von gebrannten Steinen erbaut. Die Stadt enthält 2,200 Häuſer und 22,500 Einwohner. Sie beſteht eigentlich aus drei verſchiedenen Städten: aus der Altſtadt, der Neuſtadt und der Carlsſtadt. Die Neuſtadt liegt am Rhein hin, und wurde vom Kurfürſten Johann Wilhelm erbaut. Die Gebäude ſind Paläſten ähnlich, und die breite Straße iſt mit Linden beſetzt. Die Carlsſtadt ſchließt ſich an der Südſeite an die Altſtadt an, und verdankt ihre Entſtehung dem Kurfürſten Carl Theodor, von welchem ſie auch den Namen erhielt. In der neueſten Zeit iſt ſie noch mehr vergrößert worden. Sie beſteht aus mehreren Quadraten, die einen großen, freien Platz einſchließen. Zu den Sehenswürdigkeiten Düſſeldorfs gehören: die Collegiat- und Hauptpfarrkirche mit den Grabmälern der alten Herzoge von Jülich und Berg, unter welchen ſich das marmorne Mauſoleum des Herzogs Johann auszeichnet; die Jeſuitenkirche, welche jedoch mit Verzierungen überladen iſt, die bronzene Statue des kunſtliebenden Kurfürſten Johann Wilhelm, welchem Düſſeldorf ſein Emporkommen verdankt; (ſie ſteht auf dem Markte und iſt von Crepello gegoſſen; der Kurfürſt ſitzt zu Pferde im Bruſtharniſch, den Commandoſtab in der Hand) die zweite marmorne Statue deſſelben Kurfürſten, gleichfalls von Crepello, in der Mitte des Schloßhofes (von dem ſchönen Schloſſe ſelbſt ſind nur noch die Ruinen vorhanden); die Sternwarte im ehemaligen Jeſuiten-Collegium, und die ſchöne Sammlung phyſikaliſcher Inſtrumente. Die herrliche Gemäldegallerie, die reichſte an Werken von Rubens und andern großen Meiſtern der niederländiſchen und flamändiſchen Schule, ſonſt die vorzüglichſte Zierde Düſſeldorfs, wurde bekanntlich nach München gebracht, und nur die koſtbare Sammlung von Handzeichnungen, Kupferſtichen und Gypsabdrücken iſt noch vorhanden. Die Induſtrie iſt nicht ganz unwichtig, indem die Stadt bedeutende Seiden- und Baumwollenſpinnereien, Spiegelfabriken, Eſſig- und Seifenſiedereien, auch Zuckerraffinerien unterhält. Zugleich iſt Düſſeldorf ein wichtiger Ort für den Rheinhandel, und ſein Hafen iſt einer der beſuchteſten am Fluſſe. Auch der Zwiſchenhandel zu Waſſer und zu Lande iſt nicht unbedeutend. Düſſeldorf hat eine Beurt oder Rangfahrt nach Holland und dem Cleviſchen, welche ausſchließlich von neun Schiffern betrieben wird, ſo daß fünf davon die Transporte nach Amſterdam, und die vier andern die Transporte nach Dortrecht und zurück beſorgen. In der Nähe der Stadt iſt der Hofgarten mit geſchmackvollen Anlagen.

Duval. 1. Valentin Jameray, Bibliothekar des Kaiſers Franz I., geboren 1695 als der Sohn eines armen Bauern in einem kleinen Dorfe (Artonay) in Champagne. Im zehnten Jahre wurde Duval Waiſe, und als er im vierzehnten aus ſeinem Geburtsorte durch Dienſtloſigkeit getrieben ward, konnte es nicht leicht ein hülfloſeres Weſen geben. Hungernd, bald auch von den Blattern befallen,

irrte er in dem ſchrecklichen Winter 1709 auf offnem Felde herum, doch die Vorſehung nahm ſich ſeiner an, und führte ihn, indem er nach Morgen zuging, nach Champagne, und zwar zur Einſiedelei, wo er das erſte Ziel ſeiner Wanderung fand. Palemon, der gute Eremit, nahm ihn auf; er theilte ſeine Lebensweiſe, ſeine Geſchäfte mit ihm und lernte von ihm leſen. Hier ward Duval fromm, ohne abergläubiſch zu ſeyn. Er vertauſchte jedoch dieſen Ruheplatz mit dem zu St. Anne bei Lüneville. Vier unwiſſende Eremiten und ſechs ihm zur Hut übergebene Kühe waren ſeine Geſellſchaft; einige Bände von der blauen Bibliothek ſeine Bildungsmittel. Es gelang ihm endlich allein ſchreiben zu lernen. Ein Abriß der Arithmetik, der in ſeine Hände fiel, intereſſirte ſeinen jungen Geiſt aufs neue. In der Stille eines Waldes erhielt er die erſten Ideen von Aſtronomie und Geographie; einige Charten, ein Stück Rohr als Tubus, auf einer Eiche befeſtigt, war der ganze Apparat des wißbegierigen Knaben. Nur Geld fehlte ihm, um ſich den Unterricht zu verſchaffen, nach dem er durſtete. Er ſann auf Mittel; er kündigte den Thieren des Waldes den Krieg an und verfolgte ſie mit einem unglaublichen Muthe; der Verkauf dieſer Thiere verſchaffte ihm nach einigen Monaten ein kleines Vermögen von 40 Thalern. Eine glückliche Begebenheit vermehrte ſeinen Schatz. Er fand ein goldenes geſtochenes Pettſchaft und ließ es durch den Prediger bekannt machen. Ein Engländer, Namens Forſter, meldete ſich als Eigenthümer; doch er erhielt es nur unter der Bedingung zurück, daß er dem Finder das Wappen genau erklärte. Erſtaunt belohnte ihn Forſter ſo reichlich, daß ſeine nach und nach aus ſeinem Jagdfonds angeſchaffte Bibliothek bis auf 200 Bände ſich vermehrte, dagegen er auf ſein Aeußeres auch nicht das mindeſte verwendete. Während ſeiner Studien bekümmerte ſich Duval freilich wenig um ſeine Heerde, und die Eremiten wurden darüber unwillig. Ja einer derſelben drohte ihm ſogar mit dem Verbrennen ſeiner Bücher. Das empörte Duvals Gemüth. Er ergriff eine Feuerſchaufel, trieb damit den Bruder aus ſeiner eigenen Wohnung und ſchloß ſich in dieſelbe ein. Die andern Brüder und der Superior kamen, aber Duval öffnete nicht eher die Thür, als bis ſie mit ihm eine förmliche Capitulation gerichtlich abgeſchloſſen hatten, worin ſeine Herren ihm völliges Vergeſſen alles Vorgefallenen geloben und täglich zwei Stunden zum Studiren zugeſtehen mußten, dagegen er ihnen für Kleidung und Koſt noch zehn Jahre zu dienen verſprach. Nun war Duval geſichert, und eifriger als je ſetzte er ſeinen Selbſtunterricht in dem Schatten des Waldes fort, wo ſeine Kühe weideten. So umgeben von ſeinen Landcharten, fanden ihn einſt die jungen Prinzen von Lothringen. Man macht ihm auf der Stelle den Vorſchlag, ſeine Studien bei den Jeſuiten zu Pont-a-Mouſſon fortzuſetzen; aber er nahm das Erbieten nur unter der Bedingung an, daß ſeine Freiheit dadurch nicht beſchränkt würde. Er machte bald ſo reißende Fortſchritte, daß der Erzherzog Leopold beſchloß, ihn ſich näher zu bringen; er nahm ihn ſelbſt mit nach Paris 1718, um den Eindruck zu beobachten, den dieſe neue Welt auf ihn machen würde. Doch Duval äußerte mit vieler Freimüthigkeit, daß alle dieſe Pracht der Hauptſtadt und ihre Opern noch weit hinter der Majeſtät des Sonnen Auf- und Untergangs zurückblieben. Nach ſeiner Rückkehr ernannte ihn Leopold zu ſeinem Bibliothekar und zum Profeſſor der Geſchichte auf der Academie zu Lüneville. Dieſe Stelle, und der Unterricht, den er den dort ſtudirenden jun-

gen Engländern, unter welchen ſich auch der berühmte Lord Chatam (Pitt) befand, verſchafften ihm die Mittel, ſeine alte Einſiedelei von St. Anne neu aufbauen zu laſſen. Als Lothringen an Frankreich abgetreten worden war, ging er mit der ihm anvertrauten Bibliothek nach Florenz, wo er zehn Jahre lang wohnte. Kaiſer Franz rief ihn nach Wien, um unter ihm eine Medaillenſammlung zu bilden. Hier ſtarb er am 3. Nov. 1775. Bei aller Gelehrſamkeit war Duval äußerſt beſcheiden. Von ihm ſind bekannt Oeuvres, précédées des Mém. sur sa vie. St. Petersbourg et Strasbourg 1784. 2 Vol. 4. Sein intereſſantes Leben iſt deutſch von A. B. Kaiſer beſchrieben worden, Nürnberg 1788. 8. 2te Ausg. — 2. Alexander, ein beliebter Luſtſpieldichter unter den Franzoſen, der auch dem deutſchen Theater mehreres geliehen hat, z. B. die Jugendjahre Heinrichs V.

Dyadik iſt diejenige Vertheilung der Zahlen in Claſſen zu zweifach ſteigenden Einheiten, deren jede Claſſe zwei enthält, ſo daß zwei Einheiten einer Claſſe eine Einheit der nächſt höhern beſtimmen. Zu praktiſchen Rechnungen dient dieſe dyadiſche Form nicht; ſie erleichtert nur die Einheit in die Theorie der Zuſammenſetzung und Zerlegung der Zahlen.

Dyer (John), ein engliſcher Dichter, vorzüglich durch ſeine Lehrgedichte berühmt. Er war zu Aberglasney 1700 geboren, ſtudirte auf der Weſtminſterſchule, ward dann Maler, und mußte ſich in ſehr beſchränkten Umſtänden durch dieſe Kunſt forthelfen. Von einer Reiſe nach Italien kam er kränklich zurück, legte den Pinſel nieder, widmete ſich dem geiſtlichen Stande (1740), erhielt einige kleine Pfründen und wandte in den letzten Jahren ſeines Lebens ſeinen Fleiß vorzüglich auf das durch ſeinen Stoff verrufene Lehrgedicht über die Wolle (the fleece, London 1754). Am meiſten aber ſchätzt man ſeine poetiſche Beſchreibung des Grongarhügels (Grongar Hill 1727), welche Denhams Coopershill durch ungeſuchte Gedanken, Wärme des Gefühls, reizende Naturmalerei und ſanfte Anmuth des Styls weit übertrifft. Dieſes lyriſche Landſchaftsgemälde erreichten bei weitem nicht ſeine Ruins of Rome (1740). Er ſtarb 1758. Seine Gedichte ſind zu London 1761. 8. erſchienen.

Dyk (Anton van), einer der größten Meiſter der niederländiſchen Malerſchule und der berühmteſte aller Portraitmaler, war zu Antwerpen im J. 1599 geboren. Sein Vater war geſchickt in der Glasmalerei und ſeine Mutter berühmt als die kunſtvollſte Stikkerin von Landſchaften und Figuren. Heinrich van Palen wurde ſein erſter Lehrer; da dieſer ſelbſt lange in Italien ſtudirt hatte, und gute Zeichnung mit blühendem Kolorit verband, ſo erhielt der Jüngling gleich eine treffliche Methode; er übertraf bald alle ſeine Mitſchüler. Rubens nahm ihn nun in ſeine Schule auf, er vertraute ihm die Ausführung mehrerer großen Zeichnungen an, zu denen er nur flüchtige kleine Skitzen entwarf; eine Amazonenſchlacht und die Cartons für die Tapeten, worauf die Geſchichte des Decius Mus dargeſtellt wurde, erwarben ihm das volle Vertrauen und die Achtung des Meiſters, er war bald mehr ſein Gehülfe als ſein Schüler. Eigne Neigung ſowohl als die Eiferſucht des Rubens beſtimmten van Dyk, ſich immer ausſchließender der Portraitmalerei zu widmen. Viele behaupten, Rubens habe aus Neid ſehnlich gewünſcht, den mit ihm wetteifernden Schüler zu entfernen und nach Italien zu ſchicken, doch ſprach ſich hierin wohl mehr die ſorgſame Liebe des Leh-

ters für den vielverſprechenden Jüngling aus. Dieſer malte erſt noch drei Gemälde: ein Ecce Homo, einen Chriſtus am Oelberg und die Gemahlin des Rubens für dieſen, der ihm dafür ein herrliches weißes Roß ſchenkte und ihn mit vielen Empfehlungsſchreiben nach Italien ſendete. Doch wenig Meilen von Brüſſel, in dem Dorf Savelthem, feſſelte die Liebe für ein Bauermädchen den jungen Künſtler ſo, daß er geraume Zeit dort verweilte und zwei Altargemälde für die Dorfkirche ausführte, auf deren einem ſeine Geliebte als Madonna dargeſtellt iſt, und auf dem andern er ſelbſt als heiliger Martin auf dem Roß des Rubens. Sein Zögern wurde bekannt und Rubens bot alles auf, um durch einen kunſterfahrnen Italiener, den Ritter Nanni, Ruhmſucht und Kunſteifer wieder in des Jünglings Seele zu entflammen; es gelang, van Dyk riß ſich ſchmerzlich los, und eilte, von Nanni begleitet, nach Italien, und zuerſt nach Venedig. Hier bildete er ſich beſonders nach Tizian und Paul Veroneſe, und eignete ſich die Glut und den Schmelz ihres Kolorits an. Sein Reiſegeld war verthan, da ging er nach Genua, wo er viele Portraits zu malen bekam und ſich große Summen erwarb. Er unternahm nun die Reiſe nach Rom, hier wurde beſonders der Cardinal Guido Bentivogli ſein Beſchützer, deſſen Portrait er ausgezeichnet ſchön malte. Dies und die Portraits des dort lebenden Engländers Robert Sherley und ſeiner Gattin, machten ſo großes Aufſehen, daß der andern Künſtler Neid ihn bald verfolgte und ihn nöthigte wieder nach Genua zurückzukehren, wo er ſehr viele Portraits ſowohl als hiſtoriſche Gemälde ausführte und ſich Tizians großen Styl immer mehr aneignete. Er beſuchte Florenz, Turin und Sicilien, wo er viel arbeitete. Die Peſt verjagte ihn aber bald aus Sicilien, und er beendete in Genua das berühmte Altarblatt für Palermo. Nachdem ſo ſein Ruf durch ganz Italien verbreitet war, kehrte er wieder in ſein Vaterland zurück. Er führte hier viele große hiſtoriſche Gemälde und Altarblätter aus, von letztern ſind beſonders der heil. Auguſtin in Antwerpen und die Kreuzigung in Courtray ſehr berühmt. Man erzählt, daß Rubens ihm ſeine älteſte Tochter zur Gattin angeboten habe, aber daß van Dyk ſie ausſchlug, weil ſeine frühere Liebe für ihre Mutter (Rubens zweite Gemahlin Helena) noch nicht ganz erloſchen war. So ſehr alle Kenner ihn bewunderten, ſo gab es doch auch elende Krittler und Neider genug, die ihn ärgerten und quälten. Um ihnen zu entgehen, folgte er den Einladungen des Prinzen von Oranien, Friedrichs von Naſſau, an ſeinen Hof nach Haag zu kommen. Er malte hier dieſen Fürſten, ſeine Gemahlin und Kinder, und dieſe Bildniſſe wurden ſo bewundert, daß faſt alle Fürſten und Reichen von ihm gemalt ſeyn wollten. Er reiſte nach London und Paris, kehrte aber bald nach Antwerpen zurück. Ein Krucifix und eine Geburt Chriſti, die er für Dendermonde malte, gehören zu ſeinen ſchönſten Werken. Van Dyk's Ruhm wuchs ſo ſehr, daß man in England bereute, ihn nicht mit mehr Auszeichnung aufgenommen zu haben. König Carl I. ließ ihn einladen; doch er würde nie dahin zurückgekehrt ſeyn, wenn nicht ſein Freund, der Ritter Digby, ihn dazu überredet hätte. Dieſer ſtellte ihn bei ſeiner Ankunft dem König vor, der ihm eine goldne Kette nebſt ſeinem reich mit Diamanten eingefaßten Bild, umhing, ihm den Bathorden, ein anſehnliches Jahrgehalt, eine Sommer- und eine Winterwohnung ertheilte. Van Dyk belohnte dieſe Großmuth durch raſtloſen Fleiß, er bereicherte England mit ſeinen Meiſterwerken. Er führte außer einer Menge

Portraits viele mythologiſche und hiſtoriſche Gemählde hier aus. Seine Prachtliebe zeigte ſich in dem überaus glänzenden Hauſe, welches er machte; ſeine Feſte, an denen Fürſten und Damen des erſten Ranges Theil nahmen, übertrafen alle andern an Glanz und Sinnigkeit, die erſten Tonkünſtler und Mimen wetteiferten ſie durch ihre Talente zu verſchönern. Er hielt ſich überdem einen wahren Harem ſchöner Mädchen, die er bei ſeinen hiſtoriſchen Gemählden benutzte. So verſchwendete er ſein Vermögen, ſeine Kräfte und ſeine Geſundheit, doch würde ſein reicher Kunſterwerb erſteres immer glänzend erhalten haben, wenn er ſich nicht in das Studium der Alchymie vertieft hätte. Der Herzog von Buckingham ſuchte ihn auf beſſere Wege zu bringen und ihm neuen Lebensmuth zu geben, indem er ihn mit der wunderſchönen Maria Ruthven, Tochter des ſchottiſchen Grafen von Goree, vermählte. Van Dyk beſuchte mit ihr ſeine Vaterſtadt und ging von da nach Paris, wo er wünſchte die Gallerie des Louvre zu mahlen. Da aber Pouſſin dieſen Auftrag ſchon hatte, kehrte er ſchnell nach England zurück. Krank und erſchöpft ſchlug er doch noch dem König den Plan zu einer Tapetenmahlerei vor, wo die merkwürdigſten engliſchen Feſte und Prachtaufzüge ſollten abgebildet werden, und erbot ſich die Cartons dazu zu erfinden. Doch ehe dies ausgeführt werden konnte, übereilte ihn im 42ſten Lebensjahre 1641 ſchon der Tod. Er wurde feierlich in der St. Paulskirche begraben; der engliſche Dichter Cowley verfaßte ſeine Grabſchrift. Alle Gallerien beſitzen Gemählde von ihm; ſeine Portraits zeichnen ſich durch ungemeine Wahrheit und Natur, leichte treffliche Behandlung und Farbengebung aus; alles iſt mit breitem Pinſel gleichſam nur hingeſchrieben, flüchtig und kühn, und doch ſind die Tinten herrlich und weich verſchmolzen; ſeine halben Töne ſcheinen in der Nähe ins Graue zu ſpielen, doch ſind ſie, in gehöriger Entfernung betrachtet, vom wärmſten Lebensodem durchhaucht, alles iſt klar, nichts weder bunt noch kalt, alles ruhig, ungeſucht; die Stellungen ſind der Natur abgelauſcht, ſtets der Individualität eines jeden am angemeſſenſten. Nie wählt er vorübergehende leidenſchaftliche Momente, ſtill und unverdreht ſteht jedes ſeiner Portraits vor uns, und läßt uns klar in die Tiefe ſeines Weſens ſchauen. Meiſterhaft leicht wußte er die Haare zu behandeln; er liebte meiſt ſchwarze Kleidung, und einfache, grünlichgraue Hintergründe; die Stoffe der Kleidungen wußte er täuſchend darzuſtellen. Seine ſpätern Arbeiten kommen den frühern an Zartheit der Ausführung und Vollendung nicht gleich. Seine andern Gemählde haben unſtreitig auch in techniſcher Hinſicht ſehr ausgezeichnete Verdienſte, doch blieb ihm wahrer Idealſtyl immer etwas fremd; ſeine Madonnen ſind mehr Erden- als Himmelsköniginnen. Seine vorzüglichſten Schüler waren David Beck, Bertrand Fouchier und Johann von Reyn.

Dynameter, Vergrößerungsmeſſer, Augometres, ſind Werkzeuge, um die Vergrößerung der Fernrohre durch Verſuche zu meſſen. Es beſteht aus einer kleinen Röhre, mit einer aufs Genaueſte getheilten durchſichtigen Scheibe, die man auf die Augenröhre eines Fernrohrs ſteckt, um dadurch den Durchmeſſer des hellen Bildes des Augenglaſes ganz genau zu meſſen.

Dynamik, auch höhere Mechanik, iſt derjenige erhabene Theil der mechaniſchen Wiſſenſchaften, welcher tiefere Unterſuchungen über die Natur der Bewegungen feſter Körper anſtellt. (Die Anwendung auf tropfbar flüſſige heißt Hydrodynamik, und auf luftförmige Stoffe Aerodynamik). Die Forderung z. B. aus dem Geſetze der Kraft

mit welcher die Sonne die Planeten anzieht, die Geſtalt der Bahnen, die ſie im Himmelsraum beſchreiben, oder umgekehrt, aus dieſer letzteren jenes Geſetz abzuleiten, gehört vor die Dynamik: und dieſes einzige Beiſpiel reicht hin, um ihre ganze Wichtigkeit, ſowohl für die Naturkunde, als auch für die Künſte und das practiſche Leben, zu zeigen. Schon bei den Griechen und Römern finden ſich Spuren dieſer Wiſſenſchaft: nach der Barbarei des Mittelalters half ſie aber vorzüglich Galilei neu begründen; nach ihm haben ſie vorzüglich Leibnitz, Newton, J. Bernoulli und Euler vervollkommnet. (S. auch Mechanik). Dynamiſch in der Kantiſchen Philoſophie wird dem Mathematiſchen entgegengeſetzt, und man verſteht darunter, was ſich blos mit dem Daſeyn eines Dinges und den Urſachen deſſelben, ohne Rückſicht auf ſeine Größe (in der Anſchauung) beſchäftigt; oder wobei bloß auf den Grund ſeines Daſeyns geſehen wird, z. B. dynamiſche Verknüpfung (Syntheſis), welche nicht durch die Anſchauung einer gleichartigen Größe, ſondern durch ein dynamiſches Verhältniß, d. i. ein in den Dingen, Grundgeſetzen der Anſchauung, beruhendes Verhältniß der Inhärenz, Conſequenz oder Wechſelwirkung beſtimmt wird; dynamiſche Gemeinſchaft, d. i. Wechſelwirkung der Kräfte eines Dinges und gegenſeitiger Einfluß. In der Naturwiſſenſchaft ſetzte Kant die dynamiſche Anſicht der Natur der atomiſtiſchen entgegen (ſ. Atomen). Letztere erklärt alles aus der Maſſe, und ſelbſt die Bewegung aus der Undurchdringlichkeit abſolut-harter und ſtarrer Grundkörperchen. Dagegen wurde die Kantiſche Lehre von der Cauſalität aller Bewegung durch urſprüngliche und ausdehnende Kräfte der Materie Dynamik genannt. Die dynamiſche Anſicht vieler neuern Philoſophen hat bei ihren Erklärungen die Maſſe größtentheils überſehen und alles aus bloßen Kräften zuſammenſtellen wollen. Die wahrhaft dynamiſche Anſicht, oder ein dynamiſches Syſtem der Natur verbindet beides, ungeachtet ſie eine Einheit der Kraft und Materie in den Wirkungen der Natur oder in den Naturerſcheinungen anerkennt, als Folge einer bildenden Kraft der Natur, welche in Beziehung auf den thieriſchen Körper das Lebensprincip heißt. Dynamiſten heißen diejenigen, welche die Erſcheinungen aus einem ſolchen Princip herleiten. Endlich wird in der Naturwiſſenſchaft ſelbſt die dynamiſche Wirkungsart der Natur, z. B. in Licht und Schall, der mechaniſchen (durch Berührung) und der chemiſchen (durch Verbindung und Trennung der Beſtandtheile eines Körpers) entgegengeſetzt.

Dynaſt, 1. ein Fürſt überhaupt, bei den Alten auch Despot; 2. ein Freiherr, Reichsbaron des Mittelalters. Die Dynaſten ſtammten zum Theil aus fürſtlichen Häuſern ab; ſie hatten Sitz und Stimme auf dem Reichstage, und beſaßen ihre Herrſchaften mit völliger Landeshoheit. — Dynaſtie, eine Herrſcherfamilie, eine Reihe von Herrſchern von einem und demſelben Geſchlecht, auch die Herrſchaft ſelbſt.

Dyrrhachium, vorher Epidamus, war eine anſehnliche Handelsſtadt im macedoniſchen Illyrien, die dadurch ſehr gewann, daß man bei der Ueberfahrt von Italien nach Griechenland gewöhnlich hier anlegte; jetzt Durazzo in türkiſch Albanien, mit 9000 Einw.

E.

E, der fünfte Buchſtabe des deutſchen A b c, und unter den Selbſtlautern der dritte, bezeichnet in der Muſik die dritte Klangſtufe der heutigen diatoniſchen Tonleiter und macht von C, welches Intervall als das erſte gilt, die große Terze aus. Vergl. Ton, Tonart.

Ebbe und Fluth iſt die merkwürdige Bewegung des Meeres, vermöge deren das Waſſer derſelben täglich zweimal zu beſtimmten Zeiten ſteigt und fällt. Das Steigen wird die Fluth, das Fallen die Ebbe genannt. An den Küſten ſtrömt das Waſſer während der Fluth gegen die Ufer, zur Zeit der Ebbe aber von den Ufern hinweg. Daher wird durch das heraufſteigende Waſſer ein anſehnlicher Theil der niedrigliegenden Seeküſten bedeckt, und das Fließen der Ströme nicht nur an ihren Mündungen, ſondern auch eine anſehnliche Strecke heraufwärts gehemmt. Während der Ebbe erhalten dagegen die Ströme ihren völligen Ausfluß wieder. Das Steigen ſowohl als das Fallen erfolgt allmählig. Die größte Höhe erreicht es ungefähr 6 Stunden 12 Minuten nach der Zeit, in welcher es die größte Tiefe hatte, und eben ſo umgekehrt. Ebbe und Fluth folgen alſo ohngefähr von 6 zu 6 Stunden regelmäßig aufeinander. In den großen und tiefen Meeren, beſonders in heißen Erdſtrichen, ſteht das Waſſer in ſolchen Gegenden, wo nicht Nebenumſtände die Sache ändern, am höchſten, etwa 3 Stunden darauf, nachdem der Mond durch den Mittagskreis des Orts gegangen iſt. Dieſen höchſten Stand nennt man hohe und volle See. Wenn das Waſſer einige Minuten geſtanden hat, fängt es an, weſtwärts wieder abzulaufen. Nach dem Ablaufen (Ebbe), das 6 Stunden dauert, erreicht das Waſſer ſeinen niedrigſten Stand, welcher die tiefe See heißt. Er dauert ebenfalls nur einige Minuten, worauf das Waſſer wieder von Oſten herzuſtrömt. Dieſes wechſelweiſe Steigen und Fallen dauert unaufhörlich fort, doch mit dem Unterſchiede, daß die hohe Fluth den folgenden Tag um 49 Minuten ſpäter, als am vorhergehenden eintritt, ſo wie auch der Mond jeden Tag um 49 Minuten ſpäter durch den Mittagskreis geht. An ſolchen Orten, wo die Bewegung des Waſſers nicht durch Inſeln, Vorgebirge, Meerengen ꝛc. gehindert wird, zeigt die Ebbe und Fluth drei regelmäßige Veränderungen: eine tägliche, monatliche und jährliche, deren nähere Auseinanderſetzung uns aber hier zu weit führen würde. Aus allen Erſcheinungen ergibt ſich, daß Ebbe und Fluth von dem Einfluß des Mondes und der Sonne auf unſern Erdkörper herrühren. Dies erkannten ſchon die Alten, deren Kenntniß aber noch nicht ſo vollſtändig ſeyn konnte, wie die unſrige jetzt, ſeit man ſie an allen Orten des Meeres beobachtet hat, während ſich ihre Beobachtungen meiſt nur auf das mittelländiſche Meer erſtreckten, wo Ebbe und Fluth bei weitem nicht ſo bemerkbar ſind, wie in andern Meeren. Unter den Neuern ſtellten Galilei, Descartes, Kepler, Newton und viele Andere verſchiedene Hypotheſen auf, die aber nicht alle Erſcheinungen derſelben vollſtändig erklärten. Daniel Bernoulli, Euler und la Lande haben endlich durch ihren Scharfſinn dieſen Mängeln abgeholfen, und dieſe Phänomene mit allen dabei vorkom-

menden Umſtänden ſo genügend erklärt und auseinandergeſetzt, daß nichts zu wünſchen übrig blieb. Sie haben aus dem Geſetze der Gravitation bewieſen, daß wenn eine Kugel von beträchtlicher Größe, die mit einer dünnen Lage eines flüſſigen Weſens umgeben iſt, in allen ihren Theilen gegen einen äußern Punkt oder Körper gravitirt, die ſie umgebende Flüſſigkeit die Kugelgeſtalt verlaſſen und die Form eines elliptiſchen Sphäroids annehmen muß, deſſen Achſe gegen den anziehenden Körper gerichtet iſt. Je näher nun der Mond der Erde iſt, deſto größer muß auch ſeine Wirkung auf Ebbe und Fluth ſeyn, und eben dieſes gilt von der Sonne; denn die Schwere des Waſſers gegen dieſe Körper wächſt in demſelben Verhältniß, in welchem das Quadrat ihres Abſtandes von der Erde abnimmt. Die Trägheit des Waſſers und die Umdrehung der Erde verſpäten nicht nur die Fluth, ſondern vermindern auch ihre Höhe.

Ebeling (Chriſtoph Daniel) wurde am 20. Nov. 1741 zu Garmiſſen im Hildesheimiſchen geboren. Zu Göttingen ſtudirte er von 1763—1767 mit großem Fleiß Theologie, beſonders Kirchengeſchichte und Exegeſe, welche ihn zu einem genauen Studium der orientaliſchen Sprachen, beſonders der arabiſchen, führte. Aber eben ſo ſehr beſchäftigte ihn die politiſche Geſchichte, die klaſſiſche Literatur der Griechen, Römer und Engländer und das Studium der ſchönen Wiſſenſchaften, über welche er endlich der Theologie ganz entſagte. Um ſich ein anderes Fortkommen zu verſchaffen, ging er als Hofmeiſter eines Herrn v. Stenglin nach Leipzig und nahm 1769 eine durch Büſchens Vermittelung ihm angebotene Stelle an der von dem Commerzienrathe Wurm zu Hamburg geſtifteten Handlungsacademie an. Weil es damals an guten Handbüchern zur Erlernung neuerer Sprachen fehlte, ſo gab er, zunächſt für die Handlungsacademie, im J. 1773 ſeine „vermiſchten Aufſätze in engliſcher Proſa“ heraus, welche nach und nach 6 Auflagen erlebten, und denen er ähnliche Handbücher für die italieniſche, franzöſiſche, ſpaniſche und holländiſche Sprache folgen ließ. Aus gleichen Urſachen warf er ſich immer mehr in geographiſche Studien. Die erſte Frucht davon waren Ueberſetzungen vieler, beſonders engliſcher Reiſebeſchreibungen. Bald aber wußte er ſich, begünſtigt durch die Verhältniſſe Hamburgs, der Handelsacademie und des Büſchingiſchen Hauſes, noch nähere Quellen geographiſcher Nachrichten zu öffnen. Beſonders beſchäftigten ihn England, Spanien, Portugal und Amerika, vorzüglich aber die nordamerikaniſchen Freiſtaaten. So konnte er bei der neuen Ausgabe der großen Büſchingiſchen Geographie die Bearbeitung von Portugal und den Vereinigten nordamerikaniſchen Staaten übernehmen. Die erſtere iſt vollendet, die andere, von der 1793 der 1ſte und 1816 der 7te Theil herauskam, aber nicht. Theils die lange Unterbrechung des Verkehrs mit dem Auslande, theils der Wunſch des Verfaſſers, ſeinem Werke die möglichſte Vollkommenheit zu geben, waren Urſachen des langſamen Fortſchreitens dieſer Arbeit. Was aber vollendet iſt, wird mit Recht als ein Meiſterſtück betrachtet. Nicht allein in Europa hat man dieſes anerkannt, ſondern mehr noch in den nordamerikaniſchen Staaten ſelbſt. Faſt alle gelehrten Geſellſchaften dieſes Landes haben ſich beeilt Ebeling unter ihre Mitglieder aufzunehmen, der Congreß hat ihm förmlich gedankt u. ſ. w. — Nach Wurms Abgange von der Handelsacademie hatte Büſch mit Ebeling gemeinſchaftlich die Direction dieſer Anſtalt übernommen, gemeinſchaftlich gaben ſie die Handlungsbibliothek heraus. 1784 ward Ebe-

ling zum Profeſſor der Geſchichte und der griechiſchen Sprache am hamburger Gymnaſio ernannt, ſpäterhin ihm auch die Aufſicht über die ſehr bedeutende hamburgiſche Stadtbibliothek übertragen. Beiden Aemtern hat er bis zu ſeinem Tode (30. Jun. 1817) rühmlichſt vorgeſtanden. Die Bibliothek hat er erſt recht geordnet und dadurch ihr die rechte Brauchbarkeit gegeben. Faſt für alle gelehrten Zeitungen Deutſchlands hat er im geographiſchen und den verwandten Fächern gearbeitet. So wie er in frühern Jahren eine Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt für das hannöv. Magazin geſchrieben, und die von Friedr. Nicolai herausgegebene deutſche Bibliothek mit vielen Beiträgen unterſtützt hatte, ſo redigirte er ſpäterhin den gelehrten Artikel in der neuen hamburger Zeitung, die meiſten Recenſionen in derſelben ſind von ſeiner Hand. Zu bewundern iſt es um ſo mehr, daß ein offner freudiger und freundlicher Sinn, der ihn zu dem angenehmſten Geſellſchafter machte, dieſen Mann nie verließ, da er faſt 30 Jahre lang an einer Harthörigkeit litt, die nach und nach faſt zur vollkommenen Taubheit wurde, und ihn unter andern auch des Genuſſes der Tonkunſt beraubte, welche er faſt leidenſchaftlich liebte, und in der er ſich nicht gewöhnliche Kenntniſſe erworben hatte. — Er hinterläßt zwei Sammlungen, die vielleicht einzig in ihrer Art ſind, eine Landchartenſammlung von 9—10000 St. und eine Amerika betreffende Bibliothek von mehr als 3000 Bänden. Beide ſollen nach ſeinem Wunſche zuſammenbleiben und öffentlichen Anſtalten einverleibt werden. C — c.

Ebenbaum. Mehrere Bäume führen dieſen Namen, z. B. der bekannte Bohnen- oder Linſenbaum (Cytisus laburnum), der weſtindiſche Aſpalath (Aspalathus ebenus). Auch ein gewiſſer, drei bis vier Fuß hoher Strauch, der in Creta wächſt, und von einigen Syſtematikern zu dem Geſchlechte der Wollbäume (antyllis), von Andern zu einem beſondern (Ebenholz, ebenus) gerechnet wird, führt dieſe Benennung. Aber keiner von allen dieſen Bäumen liefert das pechſchwarze, ſchwere, feine und feſte Holz, welches gewöhnlich durch den Zuſatz ächtes Ebenholz unterſchieden wird. Der Baum, von dem dieſes berühmte Holz kommt, iſt lange unbekannt geblieben, und man hat noch bis jetzt keine völlig gewiſſe Nachrichten davon. Doch verſichert man, daß nur der innere Kern das im Handel vorkommende Ebenholz gebe, und daß das äußere Holz, der Splint, weiß und ſchwammig ſey. Er ſoll übrigens eine weiße Rinde, breite Blätter, wohlriechende Blüthen und eßbare, den Miſteln ähnliche Früchte haben. Die beſte Sorte Ebenholz ſoll auf Ceylon wachſen; es wird aber auch ein ſehr ſchwarzes von Madagascar und der afrikaniſchen Küſte nach Europa gebracht. An Schwere ſoll das ſchwarze Ebenholz alle bekannten Holzarten übertreffen. Es hat einen beißenden Geſchmack, und angezündet einen ſonderbaren, aber nicht unangenehmen Geruch. Ehemals brauchte man dieſes Holz als ein auflöſendes ſchweißtreibendes Mittel. Den ſtärkſten Gebrauch machen davon die Ebeniſten und Tiſchler zum Furniren. Das ſogenannte cretiſche Ebenholz kommt von dem oben erwähnten Strauche. Es hat auf dem olivenfarbenen Grun e ſchöne braune Adern, und ſieht folglich nicht ſchwarz aus. Seine Härte iſt außerordentlich, und daher nimmt es auch unter dem Meißel auf der Drehbank eine treffliche Politur an. Es werden daraus allerlei muſikaliſche Inſtrumente verfertigt.

Eberhard (Johann Auguſt), gehört unter die Männer, deren Verdienſte größer ſind, als ihr Ruhm. Er wurde den 31. Aug. 1739

zu Halberſtadt geboren. Hier erhielt er ſeinen erſten Unterricht, und ging 1756 nach Halle, um ſich dem theologiſchen Studium zu widmen. Er kehrte 1759 in ſeine Vaterſtadt zurück und wurde Hauslehrer des Sohnes des Freiherrn von der Horſt. Im Aug. 1763 wurde Eberhard Conrector und zweiter Prediger an der Hoſpitalkirche, wobei ſein voriges Verhältniß mit von der Horſt fortdauerte. Aber noch in demſelben Jahre legte er ſeine Aemter in Halberſtadt nieder und begleitete ſeinen Gönner nach Berlin, wohin dieſer als Präſident der churmärkiſchen Kammer berufen worden, und blieb mehrere Jahre bei ihm, auch nachdem derſelbe 1766 Staatsminiſter geworden war. Die Verbindung mit dieſer Familie hatte auf Eberhards wiſſenſchaftlichen, geiſtigen und geſelligen Charakter einen höchſt vortheilhaften Einfluß. Hier fand er eine anſehnliche Bibliothek, Muße zum Selbſtſtudium, Umgang mit gebildeten Geſchäftsmännern und Privatperſonen, wodurch er die Fertigkeit erlangte, ſich anſtändig und lebhaft auszudrücken, und ſich eine Schreibart zu eigen machte, die nachher vielen ſeiner Zeitgenoſſen ein Muſter wurde. In Berlin wurde er mit Nicolai und Mendelsſohn bekannt, und bald entſtand unter ihnen die engſte Freundſchaft. Seines künftigen Fortkommens wegen trat er nach zwei Jahren in den Predigerſtand zurück, und wurde Prediger bei dem berliniſchen Arbeitshauſe. Sein Gehalt bei dieſer Stelle war ſehr gering. Er hoffte, in Berlin zu bleiben, und ſchrieb um dieſe Zeit ſeine neue Apologie des Sokrates. Den Anlaß dazu gaben ihm die Angriffe des Predigers Hofſtede in Amſterdam, in ſeiner Beurtheilung des Beliſars von Marmontel, auf die Tugend und Seligkeit der vortrefflichſten Männer des Alterthums. Dieſes Werk erhielt den Beifall einſichtsvoller und edler Männer in Deutſchland und im Auslande, es wurde aber auch von Vielen für anſtößig gehalten, daß ein Prediger auf ſolche Art über Religionsſachen philoſophirte. Dies Vorurtheil hatte für ihn ſo ernſte Folgen, daß er auf eine beſſere Anſtellung in Berlin nicht weiter rechnen durfte. Er nahm daher im J. 1774 die Predigerſtelle zu Charlottenburg an. Aber auch dabei legte ihm Cabale Schwierigkeiten in den Weg; zuletzt aber wurde er durch einen ausdrücklichen Befehl Königs Friedrich II. eingeſetzt. Hier blieb er nicht lange, ſondern nahm im J. 1778 die durch G. F. Meiers Tod erledigte Stelle eines Profeſſors der Philoſophie zu Halle an. Er verwaltete dies Lehramt mit aller Treue, und gab zum Behuf ſeiner Vorleſungen verſchiedene Lehrbücher heraus. Im J. 1786 wurde er in die berliniſche Academie der Wiſſenſchaften aufgenommen. Er ſtarb den 6. Jan. 1809 in ſeinem noch nicht geendigten ſiebzigſten Jahre. Deutſchland verehrt ihn als einen ſcharfſinnigen Weltweiſen, und zugleich als einen angenehmen und unterhaltenden Schriftſteller. Nicht nur in der ſtrengeren Methode eigentlicher Lehrbücher, wovon ſeine Sittenlehre der Vernunft, ſeine Vorbereitung zur natürlichen Theologie, ſeine Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, und ſeine Geſchichte der Philoſophie Beweiſe ſind, ſondern auch in der fortlaufend abhandelnden Form, und in der mit Unterhaltung verbundenen Belehrung und Ueberführung des Verſtandes iſt er trefflich und muſterhaft. Seine Apologie des Sokrates, ſein Amyntor und ſein Handbuch der Aeſthetik ſind claſſiſch in dieſer Hinſicht, und durch ſeinen Verſuch einer all-

gemeinen deutſchen Synonymik übertraf er alles, was bis-her hierin geſchehen war.

Eberhard im Bart, erſter Herzog von Würtemberg, wurde geboren am 11. Dec. 1447, 6 Jahre nach der Theilung der würtem-bergiſchen Beſitzungen zwiſchen ſeinem Vater, Graf Ludwig dem ältern, und deſſen Bruder, Graf Ulrich dem vielgeliebten. Die Linie, zu welcher Eberhard gehörte, heißt in der Geſchichte Würtembergs die Uracher, die ſeines Oheims die Linie von Neufen. Eberhards Vater ſtarb in ſeinem beſten Mannsalter, und bald nach ihm auch ſein erſt-geborner Sohn, Ludwig; ſo kam das geſammte Gut des Vaters an Eber-hard. Eberhard war damals noch minderjährig und eines Vormunds be-dürftig; bei dem Streit, der darüber entſtand, indem neben Ulrich, ſeines Vaters Bruder, auch noch Churfürſt Friedrich der ſiegreiche von der Pfalz, der Bruder ſeiner Mutter Mechtilde, auf die Vor-mundſchaft Anſpruch machte, geſchieht würtembergiſcher Stände, der Ritterſchaft und Landſchaft, zum erſten Mal Erwähnung 1457. Ulrich wurde Vormund; aber nicht zum Vortheil Eberhards, indem er nicht der Mann war, ſeinen Mündel zu erziehen und in Ordnung zu hal-ten, ſondern ihn ohne Aufſicht und beſſere Bildung wild und roh auf-wachſen ließ. Eberhard ſchweifte auf alle Art aus, und kaum war er 14 Jahre alt, als er ſich ſogar heimlich aus Würtemberg ent-fernte, um öffentlich gegen ſeinen Oheim aufzutreten und von ihm zu verlangen, daß er ihm ſelbſt die Regierung überlaſſen ſolle. Un-terſtützt von ſeinen Verwandten mütterlicher Seite ſetzte er die Sache durch, und Ulrich wich dem vierzehnjährigen Jüngling. Er lebte noch eine Zeit lang auf die alte Weiſe fort, während Andere in ſeinem Na-men regierten und ſein Würtemberg durch eine ſtürmiſche Zeit glück-lich hindurch führten, bis er auf einmal zur Beſinnung kam, und zum ernſten, würdigen Mann, und höchſt wohlthätigen Regenten für ganz Würtemberg wurde. Eine Andachtsreiſe, die er nach Paläſtina im Jahr 1468 machte, war Folge dieſer Sinnesänderung; ſeine Vermäh-lung mit der trefflichen Prinzeſſin, Barbara von Mantua, im Jahr 1474, befeſtigte ihn in ſeinen Grundſätzen, und er wirkte von nun an in geräuſchloſer, aber ſtätiger und ununterbrochener Thätigkeit für das innere Wohl von Würtemberg. Seit mehreren Jahren hatte man erkannt, wie ſchädlich die Theilung für Land und Familie ge-worden ſey, welche jüngſt unter ſeinem Vater und Oheim geſchehen war. Er arbeitete daher in einer langen Reihe von Jahren Schritt für Schritt darauf hin, jenen ſchädlichen Folgen ſoviel möglich vor-zubeugen, und endlich die wirkliche Wiedervereinigung der getrennten Hälften einzuleiten und zu befeſtigen. Daher ſchloß er fürs erſte mit ſeinen Vettern, den Grafen der Linie von Neufen, ſo enge Bündniſſe, daß jeder Krieg Einer Linie von nun an ein gemeinſchaftlicher für beide wurde; dann verhinderte er das Zerſtückeln in noch mehrere Theile; vereinigte endlich wirklich beide Hälften unter ſeiner Perſon wieder zu Einem Ganzen durch den mit ſeinem Vetter, dem jüngern Eberhard, im Jahr 1482 zu Münſingen geſchloſſenen Vertrag, und machte Untheilbarkeit des Landes auf ewige Zeiten zum Landes- und Familiengrundgeſetz. Eine Reihe von fernern Verträgen änderte, modificirte und beſtätigte endlich dieſe Verordnung, deren Garantie Kai-ſer und Reich ſelbſt, bei der feierlichſten Veranlaſſung, der Erhebung der würtembergiſchen Beſitzungen zum Herzogthum, über ſich nahmen. Weil er aber in dieſer Sache mit einem Manne zu thun hatte, wie jener jüngere Eberhard, auf welchen ſich wegen ſeiner Charakter-

loſigkeit durchaus nicht zu verlaſſen war, und um der Verordnung ſelbſt mehr Kraft und Feſtigkeit zu geben, zog er die 3 Stände, Prälaten, Ritterſchaft und Landſchaft, in die Verhandlung, ſchloß die Verträge mit ihrer Einwilligung, und trug ihnen für immer auf, darob zu wachen, daß ſie gehalten würden. Deſſelben Eberhards wegen, der muthmaßlich ſein Nachfolger war, kamen noch manche andere Beſtimmungen in jene Verträge, wodurch er ihm ſeine Fürſtengewalt beſchränkte, z. B. daß er nichts ohne ſeine Stände vom Lande veräußern, ſeinen Unterthanen nicht mit ungewohnten Auflagen beſchwerlich fallen dürfe ꝛc., welche dann ſpäterhin zu eigentlichen Staatsgeſetzen wurden, ſo wie die Ständeverſammlungen überhaupt und Mitwirkung derſelben bei wichtigern Angelegenheiten des Staats hiedurch bei den Würtembergern in Uebung kamen. Auf dieſe Art iſt Eberhard im Bart zum Vater der ſtändiſchen Verfaſſung ſeines Landes geworden. Durch die Städteordnungen aber, welche er den Hauptſtädten Stuttgardt und Tübingen gab, geſchah zum erſten Mal etwas für eine gleichförmige Geſetzgebung, durch die Stiftung der Univerſität Tübingen 1471 zum erſten Mal etwas für höhere Bildung in Würtemberg. Obgleich man ihm ſelbſt, einem Gebot ſeines Vaters gemäß, kaum Leſen und Schreiben gelehrt hatte, fühlte er dennoch ſpäterhin den edelſten Drang, ſich als Mann noch auszubilden, ließ ſich von Gelehrten, deren Umgang er liebte, manches Werk der Alten ins Deutſche überſetzen, und ſchrieb manches Merkwürdige, das er geleſen und gehört hatte, ſelbſt nieder; ob er gleich noch Graf und Herr nur von Einer Hälfte von Würtemberg war, ſcheuete er dennoch weder Mühe noch Koſten, durch Stiftung einer Univerſität auch ſeinen Unterthanen Gelegenheit zur Bildung zu verſchaffen. Fromm, wie er war, wandte er viel Fleiß darauf, den Unordnungen in den Klöſtern ſeines Landes vorzubeugen, und dieſelben ſo einzurichten, daß ſie Muſter an Tugend und Frömmigkeit für ſein übriges Volk würden. Dieſem Volk war er ein Vater; dafür bürgt jenes ſein Rühmen vor Kaiſer und Fürſten, daß er im dichteſten Wald im Schooß jedes ſeiner Unterthanen ſicher übernachten könne; dafür jenes naive Lob ſeines Volks, daß wenn der Vater im Himmel ſtürbe, nur Vater Eberhard ihn erſetzen könnte. Er liebte den Frieden; aber wenn ſeine Ehre und das Wohl des Staats es verlangte, griff er ſelbſt gegen Mächtigere furchtlos zu den Waffen. Gegen Kaiſer und Reich erfüllte Eberhard ſeine Pflichten, wie es einem wackern Reichsfürſten gebührte. Nie ließ er es weder an Geld noch an Mannſchaft fehlen, wenn die Ehre des Kaiſers und Reichs es erforderten; viel trug er zur Erhaltung von Ruhe und Ordnung als oberſter Hauptmann des ſchwäbiſchen Bundes bei. Dieſe Verdienſte, welchen die edle Perſönlichkeit des Grafen einen höheren Werth gab, erkannte Kaiſer Maximilian I., und erhob ihn, ohne ſein Suchen und Wiſſen, zum Herzog und die unter ihm bereits wieder vereinigten Beſitzungen der Familie dieſſeits des Rheins zum ewig untheilbaren Herzogthum Würtemberg, auf dem glänzenden Reichstag zu Worms (1495). Es geſchah dadurch nichts befremdendes, denn längſt waren die Grafen von Würtemberg den fürſtlichen deutſchen Häuſern beigerechnet; lange vorher bei Leiſtungen für das Reich ſogar den Churfürſten gleichgehalten. Nur kurze Zeit überlebte der Herzog die neue Würde; er ſtarb im Febr. 1495, kinderlos. Einige Jahre nach ſeinem Tode erklärte Maximilian an ſeinem Grabe ſtehend: Hier liegt ein Fürſt, klug und bieder, wie keiner im Reich; ſein Rath hat mir oft genützt.

Ebersberg, ein Marktflecken an der Traun, im Erzherzogthum Oeſterreich gelegen, hat in dem großen Kampfe zwiſchen Frankreich und Oeſterreich im Jahr 1809 einen Namen durch eine ſchreckliche Begebenheit erhalten. Um die Oeſterreicher, welche, 35,000 Mann ſtark unter dem tapfern Hiller, dort eine feſte Poſition genommen hatten, zu vertreiben, vereinigten ſich am 3. Mai mit dem Herzoge von Rivoli (Maſſena), der Herzog von Iſtrien (Beſſieres) und Marſchall Oudinot. Der öſterreichiſche Nachtrab, welcher vor Ebersberg ſtand, wurde angegriffen und zum Rückzuge durch die Stadt und über die Brücken genöthigt, wohin die Diviſion Claparede ihm folgte. Dies geſchah unter dem heftigſten, erbittertſten Gefechte. In der Stadt ſchoſſen die Oeſterreicher unaufhörlich von den Dächern und aus den Häuſern auf die Franzoſen, die in geſchloſſenen Reihen vordrangen und dadurch viel leiden mußten. Doch ſowohl für die Siegenden als für die Weichenden erreichte das Schreckliche ſeinen höchſten Grad, als mit einem Male der ganze Ort überall in Flammen ſtand, welche den Eingang wie den Ausgang ſperrten und von allen Seiten Vernichtung verbreiteten. Feuer und Schwert hatten gleichſam einen Wettſtreit wider einander begonnen, und jede Macht behauptete ihre gräßliche Stärke. Von den brennenden Dächern herab ſtürzten die vergebens nach Rettung Ringenden, und verſanken in die über ihnen zuſammenſchlagenden Flammen. Ueber die Haufen halbverbrannter Leichname und über die Sterbenden hinweg rollten Kanonen und Wagen, und bahnten ſich durch die zerfleiſchten Unglücklichen ihren Weg. Immer noch ging unaufhaltſam der Zug der vordrängenden Franzoſen und Italiener den fliehenden Oeſterreichern nach, doch nun ergriff das Feuer auch die Brücke; zwei Joche mußten abgeworfen werden und die ganze Diviſion Claparede ſah ſich von der übrigen Armee abgeſchnitten und ohne Unterſtützung den wüthenden Angriffen der Oeſterreicher Preis gegeben. In drei Stunden hielt Claparede drei Angriffe mit dem Bayonnet aus. Unterdeſſen war das Feuer der Brücke gelöſcht und dieſe wieder hergeſtellt worden; da bahnte der General Legrand mit dem 18ten und 25ſten Regimente ſich einen Weg, und 1000 Mann Cavallerie unter Durosnel vereinigten ſich mit ihm zur Stürmung des Schloſſes bei Ebersberg; 800 Mann Oeſterreicher vertheidigten ſich heldenmüthig darin. Doch während deſſen war Napoleon ſelbſt mit den Diviſionen Nanſouty und Molitor am rechten Ufer der Traun herangerückt; es blieb den Oeſterreichern nur der Rückzug übrig; ſie verfolgten ihn bis Ens, wo ſie in der Nacht ankamen, und ſich, nachdem ſie die Brücken abgebrannt hatten, noch weiter zurückzogen. Der Verluſt war auf beiden Seiten ziemlich gleich. Die Nacht hatte zwar dem Gefecht ein Ende gemacht, aber in Ebersberg wütheten noch die Flammen, die bis zum andern Morgen den Flecken und das Schloß in Schutt und Aſche verwandelten.

Ebert (Johann Arnold), berühmt als Dichter und trefflicher Ueberſetzer, beſonders engliſcher Werke, wurde den 18. Februar 1723 zu Hamburg geboren. Den erſten Unterricht erhielt er auf dem dortigen Johanneum. Mehr Nahrung fand er auf dem Hamburgiſchen Gymnaſium. Noch vortheilhafter für ihn wurde die Bekanntſchaft mit Hagedorn, an welchem er, ungeachtet des Abſtandes ihrer Jahre und damaligen Kenntniſſe, nicht blos einen wohlthätigen Unterſtützer, ſondern auch einen herzlichen Freund fand. Die Erlernung und Liebe zu der engliſchen Sprache wurde bei ihm durch Hagedorns Er-

munterung geweckt und genährt. Seine Nebenſtunden wandte er auf den Unterricht in neuern Sprachen, und auf Verfertigung einer beträchtlichen Zahl, beſonders Gelegenheitsgedichte. Im Jahr 1743 ging er nach Leipzig, um dort Theologie zu ſtudiren, machte aber bald die humaniſtiſchen Studien zum Gegenſtand ſeiner Thätigkeit. Während ſeines Aufenthalts in Leipzig nahm er auch mit ſeinen Freunden Giſeke und Cramer an dem Jünglinge, einer damals ſehr geſchätzten Wochenſchrift, Antheil. Nicht lange nach der Gründung des Collegii Carolini in Braunſchweig wurde er im Jahr 1743 als Lehrer bei der damit verbundenen Penſionsanſtalt angeſtellt, und unterrichtete den Erbprinzen, nachherigen Herzog von Braunſchweig, in der engliſchen Sprache. Um dieſe Zeit faßte Ebert den Entſchluß, ſeinen Landsleuten die Werke der beſten engliſchen Dichter und Schriftſteller durch Ueberſetzung bekannt zu machen; doch hat er ihn nicht ganz ausgeführt. Das vorzüglichſte, was er wirklich davon lieferte, waren Youngs Nachtgedanken, deren Ueberſetzung ihm zu ſeiner Zeit den Ruhm eines der größten Meiſter in der Ueberſetzungskunſt erwarb. Im Jahr 1753 erhielt er die Stelle eines ordentlichen Profeſſors am Carolinum. Bis zum Jahre 1773 lebte er im eheloſen Stande. Eine frühere Geliebte hatte er, nahe vor der Verbindung, durch den Tod verloren. Jetzt verheirathete er ſich mit der Tochter des Kammerraths Gräfe, mit der er in einer glücklichen Ehe lebte. Durch das Wohlwollen des Herzogs hatte er ein Canonicat am St. Cyriaksſtifte nebſt einer geräumigen heitern Wohnung und den Hofrathscharakter erhalten. Er ſtarb am 19. März 1795. Ebert beſaß einen lebhaften und feurigen Witz, eine regſame Phantaſie und war reich an ſinnreichen Einfällen und Antworten. Seine eigenen Schriften erſchienen, von ihm ſelbſt noch bei ſeinen Lebzeiten geſammelt, unter dem Titel: Johann Arnold Eberts Epiſteln und vermiſchte Gedichte, wozu nach ſeinem Tode noch ein Theil gefügt wurde.

Ebioniten, ſ. Nazarenen.

Ecce homo (Welch ein Menſch!) nennt man ein Crucifix, weil nach Joh. 19, 5. Pilatus in dieſe Worte der Bewunderung ausbrach, als er ſah, mit welcher Duldung Chriſtus die Geißelung ertrug.

Echelon, die Leiterſproſſe. Ein Heer marſchirt en échelon, oder par échelon, wenn es treppenförmig, d. h. in kleinen gleich weit auf einander folgenden Abtheilungen aufzieht oder vorrückt. Man bedient ſich des Angriffs en échelon, um nur mit einem Theile des Treffens das Gefecht zu beginnen und den andern zu refüſiren, d. h. man rückt den Flügel, mit welchem der Angriff geſchieht, dem Feinde näher und hält dagegen den andern zurück. Wenn z. B. eine Brigade von ſechs Bataillons, die in Schlachtordnung aufmarſchirt ſteht, en échelon angreifen ſoll, ſo avanciren die zwei Bataillons, z. B. des rechten Flügels, erſt 100 bis 200 Schritt, darauf ſetzen ſich die beiden folgenden Bataillons in Marſch, ſo daß der rechte Flügel dieſer zweiten Abtheilung auf einer Perpendiculäre marſchirt, die den linken Flügel der erſten Abtheilung berührt; der zweiten Abtheilung folgt dann die dritte der beiden nächſten Bataillons in der nämlichen Art u. ſ. w. Zeit, Ort und Umſtände müſſen entſcheiden, ob der Echelon-Angriff anwendbar ſei.

Echiniten ſind Verſteinerungen von Seeigeln, alſo von lebendigen Seethieren aus der Klaſſe der Würmer, die noch jetzt in

der Schöpfung vorhanden ſind. Sie werden häufig angetroffen, zuweilen auch auf Aeckern, und der gemeine Mann, der von ihrem Urſprunge nichts weiß, nennt ſie Krötenſteine, weil er glaubt, daß alte Kröten ſie erzeugen. Die Geſtalt der meiſten iſt halbkugelig. Sie haben zwei Oeffnungen, doch nicht immer an derſelben Stelle, und ſind theils der verſteinerte Kern, theils die verſteinerte Schale von einem Seeigel. An den Stellen, wo die Theile der Schalen zuſammengefügt waren, erblickt man faſt immer im verſteinerten Kerne fünf, ſeltener ſechs, doppelte, auf der Halbkugel von oben nach unten herablaufende Nähte von tiefer oder flacher eingedrückten Löchern. Die Stacheln und Warzen, womit die Seeigel in ihrem natürlichen Zuſtande beſetzt ſind, werden ſeltener verſteinert gefunden. Die meiſten Kerne ſind ſehr harte Hornſteine und einigermaßen durchſichtig. Von Farbe ſind die Echiniten braun, grau, weißlich, goldgelb und ſchwärzlich. Außer den ganzen Stücken findet man auch einzelne verſteinerte Theile von Seeigeln, z. B. Stücke von Schalen, Stacheln, die Judenſteine heißen. Sonſt wußte man nicht, wofür man dieſe halten ſollte, bis de Luc einen Echiniten aus England erhielt, der in Kreide lag, und an deſſen Grübchen verſteinerte Stacheln, obgleich beweglich, anlagen. Dieſe Stacheln haben eine verſchiedene Geſtalt, denn manche ſind platt und zugeſpitzt (dieſe heißen Judennadeln), andere ſind glatt, geſtreift oder gekörnt, und dabei ſtumpf und prismatiſch; noch andere haben die Form einer Olive oder Eichel.

Echiquier, die Stellung der Truppen en echiquier iſt die ſchachbrettförmige Stellung, wo die hintern Abtheilungen auf die Zwiſchenräume der vordern treffen. Sie wird gewöhnlich bei Rückzügen gebraucht.

Echo, die Tochter der Luft und der Erde, eine Nymphe, von welcher die Fabel erzählt, Juno habe ſie, weil ſie ihr durch ihre Schwatzhaftigkeit hinderlich geweſen, den Jupiter bei den Nymphen zu belauſchen, in einen Fels verwandelt, doch ſo, daß ſie ihr die Stimme, zur Wiederholung des letzten Worts, das ſie von Andern hörte, gelaſſen habe. Eine andere Erzählung ſagt, Echo habe ſich in den Narciſſus verliebt, und als dieſer ihre Liebe nicht erwiedert habe, ſich dergeſtalt gegrämt, daß nichts als die Stimme von ihr übrig geblieben ſey.

Echo. Wenn der Schall an einer entfernten feſten Fläche anſchlägt, ſo prallt er wieder zurück und man hört ihn nach einer kurzen Zwiſchenzeit wieder; dieſes nennt man ein Echo oder Wiederhall. Wird der Schall mehrmals wiederholt, welches geſchieht, wenn er an Gegenſtänden, die nicht gleich weit entfernt ſind, anſchlägt, ſo hört man ein vielfaches Echo. Dieſes geſchieht nicht durch ein bloßes Zurückwerfen der ſchallenden Lufttheilchen, ſonſt müßte jede Oberfläche eines harten und feſten Körpers einen Wiederhall verurſachen; ſondern es wird wahrſcheinlich eine Art von Wölbung des zurückwerfenden Körpers erfordert, die mehrere divergirende Linien des Schalles wieder zuſammenlenkt, und an dem Orte, wo das Echo hörbar ſeyn ſoll, vereinigt, oder ſie wenigſtens parallel ausſendet, ohne den Schall wieder zu ſchwächen, ſo wie ein Hohlſpiegel divergirende Lichtſtrahlen in ihrem Brennpunkte vereinigt oder bisweilen parallel ausſendet. Doch iſt man mit der Theorie von der Zurückwerfung des Schalls, wie mit der vom Lichte, noch nicht im Klaren, wovon die Urſache wohl darin liegt, daß man die Beſchaffenheit der

Flächen, die den Schall zurückwerfen können, noch nicht genugſam kennt. Ferner iſt eine gewiſſe Entfernung des zurückwerfenden Gegenſtandes nothwendig, damit das Echo erſt eine Zeit lang nach dem Schalle zum Ohre gelange und von demſelben abgeſondert gehört werden könne. Beobachtungen zufolge legt der Schall in einer Secunde 1240 Leipziger oder 1080 Pariſer Fuß zurück. Es würde demnach ein Beobachter, welcher 310 Ellen von dem zurückwerfenden Gegenſtande entfernt und in der Nähe des ſchallenden Körpers ſtände, das Echo eine Secunde ſpäter, als den Schall hören. Ein ſolches Echo würde alſo ſo viele Worte oder Sylben wiederholen, als in einer Secunde gehört werden können. Dies heißt ein *vielſylbiges Echo*. Iſt dieſe Entfernung kürzer, ſo wiederholt das Echo weniger Sylben; hört man nur eine einzige Sylbe wieder, ſo iſt es ein *einſylbiges*. Denn das geübteſte Ohr kann in einer Secunde nicht mehr als neun auf einander folgende Töne unterſcheiden, und es wird daher zu einem einſylbigen Echo wenigſtens ein Zeitraum von 1/9 Secunde erfordert. Hieraus ſieht man, warum gewölbte Gänge und Säle wiederhallen, ohne ein deutliches Echo hervorzubringen. Die Mauern ſind zum Theil zu nahe und machen zum Theil eine ununterbrochene Reihe von verſchiedentlich entfernten Flächen aus, und das Ohr kann weder den urſprünglichen Schall vom erſten Echo, noch die vielen unmittelbar in einander fließenden Wiederlaute von einander unterſcheiden. Stehen hingegen mehrere einzelne zurückwerfende Flächen in verſchiedenen Entfernungen, ſo kann jede derſelben ein eignes Echo hervorbringen, wovon das erſte das ſtärkſte iſt, weil die andern durch den weitern Fortgang in der Luft geſchwächt werden. Da der Schall nach eben den Geſetzen zurückgeworfen wird, nach welchen das Licht zurückprallt, worauf die Catoptrik beruht; ſo nennen einige die Lehre vom Echo *Catoptrik des Schalles*, beſſer *Cataphonik* oder *Catacuſtik*. Der Ort des ſchallenden Körpers wird der *phoniſche* und der zurückwerfende Ort oder Gegenſtand der *phonokamptiſche Mittelpunkt* genannt.

Eckhell (Joſeph), einer der größten Numismatiker, geboren zu Enzersfeld in Oeſterreich unter der Ens, im Jahr 1731, trat 1757 in den Jeſuiterorden, bekleidete verſchiedene Lehrämter, erhielt 1772 die Aufſicht über das Münzkabinet des Wiener Jeſuitencollegiums, machte in eben dem Jahre eine antiquariſche Reiſe nach Italien und brachte das großherzogliche Münzkabinet in Florenz in Ordnung. Nach Aufhebung des Jeſuitenordens wurde er 1773 Profeſſor der Numismatik bei der Wiener Univerſität und Director des kaiſerlichen Antiken- und Münzkabinets, wie auch 1797 kaiſerl. Rath und ſtarb den 16. Mai 1798. In allen ſeinen Schriften zeigt ſich der Mann von großer Beleſenheit, Alterthumskunde und Urtheilskraft, der ſtrenge Kritiker und der ſcharfſinnige Kopf. Seine Nummi veteres anecdoti, ex Museo Caesareo-Vindobonensi etc Vienn. II. B. 1774. 4. Catalogus Musei Caesarei Vindob. nummorum veterum. Ib. 1779. Fol. Descriptio nummorum Antiochiae et Syriae. Ibid. 1786. 4. und vor allen ſeine Doctrina nummorum veterum Vol. VIII. Ib. 1792 — 1798. 4. erheben ihn zum Rang der erſten Alterthumsforſcher. In dem letztern großen Werke hat er zuerſt die alte Münzkunde in ein wohlgeordnetes Syſtem und auf feſte Grundſätze gebracht.

Eckmühl (Schlacht bei), geliefert zwiſchen den Oeſterreichern unter Erzherzog Carl und den Franzoſen, Baiern und Würtembergern un-

ter Napoleon, am 22. April 1809. Die Schlacht bei Abensberg war geliefert (am 20. April 1809) und durch ſie den Franzoſen der Weg nach Landshut und dem Inn gebahnt. Aber die Folgen der Abensberger Schlacht trafen blos den linken Flügel der großen öſterreichiſchen Armee, während der rechte derſelben unter des Erzherzogs Carl perſönlicher Anführung nach Regensburg vordrang, dieſe Stadt nahm, das 65ſte franzöſiſche Infanterieregiment gefangen machte, der Höhen von Abach, ungeachtet des heftigſten Widerſtandes, ſich bemächtigte, und ſo Meiſter der Donau auf einem ſehr wichtigen Punkte wurde. Dieſer Stand der Dinge war das Reſultat des Treffens bei Eckmühl am 21. April; durch dieſes und das Gefecht bei Landshut (21. April) wurde die Schlacht bei Eckmühl (Tags darauf) vorbereitet. Die Anſtrengungen der vorherigen Tage waren vergebens, wenn die Oeſterreicher im Beſitz der errungenen Poſition blieben. Dieſe wollten die Stellung der Franzoſen zwiſchen Peiſing und Dimpling forciren, bis Abensberg und Kloſter Rot vordringen und auf Donauwerth losgehen, da der Beſitz dieſes Punktes den von ganz Baiern entſchied; die franzöſiſche Armee wäre dadurch überflügelt und von Oeſterreichs Gränzen entfernt gehalten worden. Napoleon mußte alles anwenden, um dies zu verhüten. Und es gelang ihm. Der Vormittag des 22. Aprils ging größtentheils mit Marſchiren und kleinen Gefechten hin; gegen Mittag begann die Schlacht mit Heftigkeit. Ein Angriff der Franzoſen auf den linken öſterreichiſchen Flügel und das Debouchiren von ſechszehn ihrer Cavallerieregimenter über Schirling in die Ebenen nöthigte die Oeſterreicher ihren linken Flügel zu entwickeln, und, um nicht umgangen zu werden, eine Bewegung rückwärts zu machen, welches mit der größten Ordnung geſchah. So hatten denn bis Mittag die öſterreichiſchen Corps von Roſenberg, Hohenzollern, Collowrat und Johann die Umgebungen des Dorfes Eckmühl an der großen Laber, dieſen Hauptpaß gegen Regensburg, beſetzt. Unterdeſſen war Napoleon, der Tags vorher bis Landshut vorgedrungen war, von da aufgebrochen (am 22. früh) und erſchien, Nachmittags um 2 Uhr, mit den beiden Diviſionen von Montebello, dem Corps Maſſena's, den Cüraſſierdiviſionen Nanſouty und St. Sulpice und den Würtembergern unter Vandamme, bei Eckmühl, dem Erzherzog Carl gegenüber. Die franzöſiſchen Cüraſſiere bildeten den rechten Flügel, die Würtemberger die Avantgarde und das Centrum, die Baiern den linken Flügel. Angriff und Widerſtand waren furchtbar. Die Oeſterreicher ſtanden wie Felſenmauern, doch der Ungeſtüm der franzöſiſchen Armee überwältigte jedes Hinderniß. Es kam alles darauf an, den Ort Eckmühl zu erobern. Dies konnte nur durch die Ueberwältigung des linken öſterreichiſchen Flügels geſchehen. Sie ward verſucht, indem der Herzog von Montebello mit der Diviſion Gudin, im Einverſtändniſſe mit Davouſt, Lefevre und Montbrün, welche zugleich angriffen, dieſen Flügel umging und forcirte. Die Oeſterreicher wurden hierdurch zwar in eine zweite Poſition zurückgedrängt, aber ſie hielten in dieſer aufs neue tapfer Stand. Da befahl der Kaiſer den Sturm auf Eckmühl. Die würtembergiſche Infanterie hatte an dieſem ſchrecklichen Geſchäfte den größten Antheil. Eckmühls Eroberung entſchied; die nächſte Folge davon war der eiligſte Rückzug der Oeſterreicher bis Traubing vor Regensburg, denn ſechszehn franzöſiſche Cavallerieregimenter (die Diviſionen Nanſouty und St. Sulpice) brachen zu gleicher Zeit auf die Oeſterreicher ein und warfen alles vor ſich nieder; nur mit der einbrechenden Nacht endigte die Schlacht und die Verfolgung

Oeſterreicher, die während der Nacht auf Schiffbrücken die Donau bei Regensburg paſſirten, und vor dieſer Stadt zu einer neuen Schlacht ſich ſammelten. Man kann annehmen, daß über 200,000 Mann in der Schlacht von Eckmühl gefochten haben; die Oeſterreicher werden zu 110,000 Mann, die Franzoſen auf 136,000 Mann ſtark angegeben; jene auf einem Raume von 3½ Meile Länge, die Letztern auf einer Linie von acht Meilen ausgedehnt. Napoleon ſelbſt war, eben mit ſeinen Charten beſchäftigt, von einer matten Kugel am Schenkel getroffen worden. Die Schlacht von Eckmühl war eine der wichtigſten im ganzen Kriege.

Eclectiker, ſ. Eklektiker.

Ecole polytechnique, ſ. Realinſtitute.

Edam, Stadt in Nordholland, etwa 6 Meilen von Amſterdam, an der Zuider-See gelegen, hat gegen 1100 Häuſer und an 3000 Einwohner. Der Handel mit Käſe iſt hier ſehr wichtig (1801 wurden 6,660,631 Pfund gewogen), und da die Edamer Käſe in der ganzen Welt bekannt ſind, ſo wird man einige Angaben darüber hier an ihrer Stelle finden. Die Haupteintheilung der holländiſchen Käſe iſt in ſüße Milchkäſe und ſaure Milchkäſe. Den letztern nennt man Komyne- (Kümmel-) Käſe, weil er mit Kümmel und Nägelein gewürzt iſt, auch Kastert. Von beiden Hauptabtheilungen gibt es viele Sorten. Die Edamer Käſe gehören ſämmtlich zu den ſüßen Milchkäſen, und werden nach der Farbe ihrer Rinde in roth- und weißkruſtige getheilt. Es gibt ihrer von 3½ bis 20 Pfund. Der vorzüglichſte von allen iſt der ſogenannte Preſentkaas (Präſentkäſe), der alle Vollkommenheiten des beſten Käſes in ſich vereinigen muß. Ein Mittelpreis iſt 20 bis 25 Gulden pr. 100 Pfund. Nach England geht in gewöhnlichen Zeiten eine ungeheure Menge; eben ſo nach Amerika, den Colonien, Spanien. Man rechnet die ganze Käſeproduction in Holland auf 30 Mill. Pfund.

Edda. Wir beſitzen unter dieſem Namen zwei Sammlungen alter isländiſcher Dichtungen, welche, in ſofern ſie von den nach Island gewanderten Norwegern (Normännern) herrühren, germaniſchen Urſprungs, und die Hauptquelle für die nordiſche Götter- und Heldengeſchichte ſind. Die erſte dieſer Sammlungen, welche man die ältere oder Sämundiſche Edda nennt, ſoll von Sämund Sigfuſſon, einem gelehrten isländiſchen Geiſtlichen, nebſt Are Frode, dem älteſten Geſchichtſchreiber des Nordens, welcher von 1056—1133 lebte und zu Paris ſtudirt hatte, veranſtaltet worden ſeyn. (Sein Leben hat Arne Magnäus vor dem erſten Theile der Edda ausführlich beſchrieben.) Aber ſowohl dies, als daß ihr der allgemeine Name Edda zukomme, iſt geläugnet worden. Sie beſteht aus einer Reihe von Geſängen der Skalden und uralter Sagenlieder, daher die alte Edda (Stammmutter der Poeſie). Dieſe altrhythmiſche Edda war ſonſt 400 Jahr in Island verborgen und vergeſſen. Ein Theil derſelben ſcheint für immer verloren gegangen zu ſeyn. Im J. 1643 entdeckte und rettete der Biſchof Brynjolf Svenſen zu Skalholt einen vorzüglichen und immer noch den beſten Pergamentcodex dieſer alten Dichtungen. Seit dieſer Zeit wurde die Edda eifriger bearbeitet und beſonders folgende Theile derſelben bekannt gemacht: Vegthamsgnida, Voluspá (Wahrſagungen), Havamaal (erhabenes Geſpräch), und Runecapitule oder das runiſche Capitel (worin Odin ſich ſeiner Stärke in Zauberliedern rühmt). — Aus dieſen damals noch vollſtändigen Liedern und andern Geſängen

iſt (vielleicht 120 Jahre ſpäter) der proſaiſche Auszug gemacht, welcher den Namen der jüngern Edda führt, und dem Snorro Sturleſon, Lagmann auf Island um 1200, zugeſchrieben wird. Dieſer Auszug bildet eine Art von Syſtem und Cyklus aus jenen Liedern, welches, ſchon der Zeit wegen, nicht mehr als damals geglaubtes Religionsſyſtem anzuſehen, ſondern auch der ausdrücklichen Abſicht nach, nur neben ſeiner Sprachlehre und Verskunſt der mythologiſche Theil zu einem Lehrbuche der altnordiſchen Poeſie iſt, obgleich ſie uns wegen der Lücken in den ältern Liedern, aus welchen ſie noch häufige Stellen gibt, auch in dieſer Rückſicht höchſt wichtig iſt. In der Folge iſt das Werk noch umgearbeitet und erweitert worden. Es beſteht ebenfalls aus drei Theilen, deren erſter dogmatiſch, der zweite erzählend iſt, und der dritte, mit Namen Skalda, in einem alphabetiſchen Auszuge die poetiſchen Redensarten enthält, die in den erſten Theilen vorkommen. — Den isländiſchen Text der Edda hat mit verſchiedenen (aber ſehr fehlerhaften) Ueberſetzungen Reſenius herausgegeben, Havniae 1665. 4. Daher heißt ſie auch die Reſeniſche Edda. Eine däniſche Ueberſetzung hat Nyerup, Copenhagen 1808, geliefert, welcher ſich überhaupt um die Edda große Verdienſte erworben hat. Eine deutſche Ueberſetzung beſitzen wir von Rühs (Berlin 1812). Der erſte Theil der ältern oder Sämundiſchen Edda wurde im Originaltext 1787 von dem magnäiſchen Inſtitute, belebt durch Suhms Eifer, mit einer lateiniſchen Ueberſetzung und Gloſſen, beide hauptſächlich von Gudemund Magnäus gearbeitet, bekannt gemacht. Der zweite Theil iſt bis jetzt noch nicht erſchienen. Bearbeitungen und Ueberſetzungen der früher bekannt gewordenen Theile haben unter den Deutſchen Denis, Schimmelmann, Gräter, Herder und Fr. Meyer geliefert. Einzelne, bisher noch ungedruckte, Sagen der Edda haben v. d. Hagen und Grimm im Original und ſpäter auch deutſch herausgegeben. In den Streitigkeiten über die Aechtheit und das Alterthum der ältern Edda, welche bis auf die neuere Zeit fortgeſetzt worden, ſind als Zweifler und Gegner beſonders Adelung, Schlözer und vor kurzem Rühs aufgetreten. Ihnen ſtehen entgegen Müller (über die Aechtheit der Aſalehre und den Werth der Snorriſchen Edda — und über den Urſprung und Verfall der isländiſchen Hiſtoriographie, nebſt einem Anhange über die Nationalität der altnordiſchen Gedichte, letzteres Copenhagen 1815), v. d. Hagen, die Gebrüder Grimm, Docen u. A.; und es ſcheint ſich die Wahrheit auf ihre Seite zu neigen. Denn nicht nur die innere Wahrheit und die eigenthümliche Ausbildung der Eddalehre, ſondern auch geſchichtliche Spuren ſprechen für das Alterthum und die Aechtheit derſelben. Ueber den Zuſammenhang der deutſchen Niebelungen und des Heldenbuchs mit der Edda ſind von den letztgenannten Schriftſtellern ebenfalls intereſſante Unterſuchungen angeſtellt worden.

Edelink (Gerard), geboren zu Antwerpen 1641, ein Mahler und Kupferſtecher, der zwar in ſeiner Vaterſtadt die Elemente ſeiner Kunſt erlernte, in Frankreich aber ſeine Talente dafür völlig entwickelte. König Ludwig XIV. feſſelte dieſen Künſtler durch ſeine Wohlthaten an ſich. Er erhielt den Auftrag, die heilige Familie von Rafael und Alexanders Beſuch bei der Familie des Darius von Le Brun in Kupfer zu ſtechen, und heute noch ſind dieſe Meiſterſtücke eine Zierde des pariſer Muſeums, wo man auch ſeine büßende Magdalena nach Le Brun findet.

Edelink war in Originalſtücken wie in Copien gleich groß, und nicht weniger glücklich in Portraits, deren er eine große Anzahl von den berühmteſten Perſonen ſeines Zeitalters hinterlaſſen hat; in der Sammlung berühmter Männer von Perault befinden ſich mehrere davon. Ein vorzüglich reinlicher und dabei glänzender Grabſtichel, große Manier, correcte, leichte Zeichnung, treue Natur und eine unnachahmliche Harmonie in der Ausführung erheben die Werke dieſes berühmten Künſtlers über alle ſeiner Nation. Edelink ſtarb als ordentlicher Kupferſtecher des Königs und Rath der königl. Mahler-Academie im J. 1797, in einem Alter von 66 Jahren.

Edelſteine nennt man alle glänzenden, ſehr harten, durchſichtigen Steine, die am Stahle geſchlagen Funken geben, und theils farblos ſind, theils mancherlei Farben zeigen. Ihr blendender Glanz und ihre Seltenheit werden ihnen ſtets ihren hohen Werth erhalten. Sie werden meiſtens in einer beſtimmten regelmäßigen Geſtalt in der Erde gefunden; nicht ſelten ſchließen ſie auch fremde Körper ein, da man ihre Entſtehung aus der Cryſtalliſation herleitet. Ihre Farben ſcheinen ſie einer metalliſchen Beimiſchung zu verdanken. Sie ſind aus verſchiedenen Grunderden zuſammengeſetzt, und zwar die meiſten aus Kieſel-, Thon- und Kalkerde. Berge und Felſen ſind die Geburtsorte dieſer Steine. Diejenigen, die man in Flüſſen und ebenen Gegenden findet, ſind durch Waſſerfluthen aus den Klüften losgeriſſen und fortgeführt worden. Viele Edelſteine liegen in einer Umkleidung von gemeiner Steinart, die Mutterſtein heißt. Man theilt gewöhnlich die Edelſteine in vollkommne oder ganz edle (Gemmae), d. i. ganz durchſichtige, und in Halbedelſteine (Lapides pretiosi) oder halbdurchſichtige ein; indeſſen findet bei dieſer Eintheilung viel Willkührliches Statt. Eben ſo iſt es auch mit der gewöhnlichen Rangordnung, die folgende iſt: der Diamant, der Rubin, der Sapphir, der Topas, der Smaragd, der Amethyſt, der Granat, der Hyacinth, der Beryll, der Chryſolith, der Carneol, der Chalcedon, der Achat, der Opal, der Onyx, der Sardonyx, der Laſurſtein und der Turmalin. Es gibt kein ſicheres Kennzeichen, nach welchem ſich die Rangordnung dieſer Steine beſtimmen ließe, denn ihr Werth beruht auf zufälligen Umſtänden; ſo kann es z. B. ſehr koſtbare Rubine geben, die man einem unreinen Diamant weit vorzieht. Sonſt ſetzte man im Syſtem die Edelſteine ins Kieſelgeſchlecht; jetzt hat der härteſte unter allen, der Diamant, dieſe Stelle verloren, und ſteht unter den brennlichen Materien. Sie dienen hauptſächlich zur Pracht. Dazu gebrauchte man ſie ſchon im höchſten Alterthume, doch verſtanden die Alten noch nicht, ſie zu ſchleifen, ſondern ſie theilten ihnen dadurch einen größern Werth mit, daß ihre Steinſchneider künſtliche Figuren darauf eingruben, welche theils Gottheiten, theils religiöſe Gebräuche, theils die Bildniſſe berühmter Männer vorſtellten. Die Griechen und Römer hatten es in dieſer Kunſt zu einer bewundernswürdigen, von den Neuern nicht erreichten, Vollkommenheit gebracht. Die geſchnittenen Steine wurden in Ringe gefaßt und an den Fingern als Schmuck getragen, oder in Petſchaften zum Siegeln gebraucht, oder man beſetzte auch koſtbare Vaſen damit. Ueber die berühmteſten Sammlungen ſ. d. Art. Dactyliothek. Bei uns werden die meiſten Edelſteine auf mancherlei Weiſe geſchliffen (ſ. d. Art. Diamant), in Ringe und dergl. gefaßt und als Schmuck getragen, oder zur Beſetzung koſtbarer Doſen ꝛc. gemacht. Auch gibt es bei uns mehrere

Künſtler, die den Alten im Eingraben der Figuren nacheifern. Die ſchönſten und köſtlichſten Edelſteine kommen aus Oſtindien; doch übertrifft der böhmiſche Granat den orientaliſchen an Härte und Schönheit. Außerdem findet man dieſe Steine auch in andern Ländern Aſiens, in Amerika (beſonders Braſilien), in vielen europäiſchen Ländern und in Deutſchland. In unſern Zeiten verſteht man auch die Kunſt, künſtliche Edelſteine zu verfertigen, die an Glanz und Farbe den natürlichen ſo gleichen, daß Kenneraugen erfordert werden, um die Täuſchung zu entdecken. Es werden dazu metalliſche Glasarten angewendet, welche ſich im Fluſſe mit andern erdigen und ſalzigen Gläſern vermiſchen, und ihnen ihrer verſchiedenen Natur nach verſchiedene Farben mittheilen. Die Grundlage dieſer künſtlichen Edelſteine muß ein reines, durchſichtiges, hartes Cryſtallglas ſein, wozu auch Bleikalk kömmt, der das Glas noch dichter, aber auch leichtflüſſiger macht. Je härter dieſe Steine, je lebhafter und reiner ihre Farbe, und je gleichförmiger die ganze Maſſe iſt, woraus ſie beſtehen, deſto ſchöner ſind ſie. Die Feile, der keiner dieſer künſtlichen Edelſteine widerſteht, zeigt bald ihren Urſprung. Auch haben die ächten Edelſteine ein größeres ſpecifiſches Gewicht.

Eden, ein Luſtgefild; nach Moſes, der Wohnort des erſten Menſchenpaars. Dichteriſch pflegt eine paradieſiſch-ſchöne Gegend, wie auch der künftige Aufenthalt der Seligen, Eden genannt zu werden. S. Paradies.

Edgeworth von Firmont (Heinrich Eſſex), der Beichtvater Ludwigs XVI., war 1745 in Irland in dem Flecken Edgeworth Town geboren. Sein Vater war hier proteſtantiſcher Geiſtlicher, nahm aber mit ſeiner Familie den katholiſchen Glauben an, und zog nach Frankreich. Heinrich ſtudirte zuerſt unter den Jeſuiten zu Toulouſe, und dann auf der Sorbonne in Paris. Durch ſeine Frömmigkeit und ſeinen vortrefflichen Charakter erwarb er ſich bald ſo großes Vertrauen, daß die Schweſter Ludwigs XVI., die Prinzeſſin Eliſabeth, ihn zu ihrem Beichtvater erwählte. Die Revolution brach aus; die entſetzlichſten Frevel mehrten ſich mit jedem Tage; ſie näherten ſich ihrem Gipfel durch die Verhaftung und Einkerkerung des Königs und ſeiner ganzen Familie. Eliſabeth war im Gefängniß der tröſtende Engel ihres Bruders, und durch ſie erhielt Ludwig XVI. die erſte Nachricht von Firmont, der damals unter dem Namen Eſſer in Choiſy verborgen lebte. Als dem Könige ſein Todesurtheil bekannt gemacht wurde, bat er unter andern um einen Aufſchub von 3 Tagen, um ſich auf ſeine Erſcheinung vor Gott zu bereiten, und um die Erlaubniß des ungehinderten Umgangs mit einem Geiſtlichen, den er näher bezeichnen wollte. Dieſer Geiſtliche war Firmont. Der Convent bewilligte dieſen Umgang, ſchlug aber den Aufſchub ab. Firmont entledigte ſich ſeines Geſchäfts mit der tiefſten Ergebenheit. Er erbot ſich ſelbſt, den König auf den Richtplatz zu begleiten. Es geſchah. Auf dem Platze Ludwigs XV., wo das Schaffot errichtet war, ſtiegen ſie aus dem Wagen. Edgeworth ſtieg mit auf das Blutgerüſt; Ludwig entkleidete ſich ſelbſt. Die Büttel warfen ihn unter die Guillotine. Da ſagte Edgeworth die erhabenen Worte: Sohn des heiligen Ludwig, ſteige zum Himmel empor! und das Beil — fiel. — Unter unendlichen Gefahren gelang es Firmont endlich, Frankreich verlaſſen zu können. Er kam 1796 in England an. Pitt bot ihm im Namen des Königs einen anſehnlichen Jahrgehalt an; er lehnte ihn aber ab, weil er die Laſten nicht vermehren

wolle, welche die brittiſche Regierung mit ſo vieler Güte bereits zu Gunſten der franzöſiſchen Ausgewanderten auf ſich genommen habe. Bald folgte Edgeworth Ludwig XVIII. nach Blankenburg im Braunſchweigiſchen, und von da nach Mietau. Sein edler Charakter hatte ſich auch unverkennbar in ſeinem Aeußern ausgedrückt. Folgender merkwürdiger Zug beweiſt dies in einem hohen Grade. Sein König ſchickte ihn an den ruſſiſchen Hof, um dem Kaiſer Paul den Orden des heiligen Geiſtes zu überbringen; und dieſer Monarch wurde bei dem Anblick von Firmonts ehrwürdigem Weſen dergeſtalt ergriffen, daß er ſich vor ihm auf die Knie warf, und um ſeinen Segen bat! — So wie Edgeworth ſein Leben Unglücklichen mit evangeliſcher Liebe gewidmet hatte, ſo ſollte er es auch im Dienſte der Menſchheit verlieren. Im J. 1807 wurden eine Menge franzöſiſcher Kriegsgefangenen nach Mietau gebracht, wo Edgeworth bei Ludwig XVIII. lebte. Unter ihnen herrſchte ein anſteckendes Fieber, das die fürchterlichſten Verwüſtungen anrichtete. Firmont, hievon nicht zurückgeſcheucht, wurde ihr treueſter und unermüdlicher Verpfleger; er achtete keine Gefahr, aber ſie ereilte ihn auch. Vom Typhus angeſteckt, ſtarb er am 22. Mai 1807. Die Herzogin von Angouleme verpflegte ihn in ſeiner Krankheit und Ludwig XVIII. verfaßte ſelbſt ſeine Grabſchrift. Im vierten Hefte der „Zeitgenoſſen" findet man eine umſtändliche Biographie dieſes edlen Mannes.

Edgeworth (Maria), Tochter von Richard Lovel Edgeworth, eines Civil-Ingenieurs und Landeigenthümers in Edgeworth Town in Irland, iſt gegenwärtig die beliebteſte und eine der fruchtbarſten Romanendichterinnen der Engländer, deren Producte auch größtentheils ins Deutſche überſetzt worden ſind. Wir nennen von den letztern: „die Denkwürdigkeiten des Grafen von Glenthorn," überſetzt von Caroline von Woltmann; „Schleichkünſte," überſetzt von Derſelben; „Darſtellungen aus dem wirklichen Leben," 2 Bde. überſetzt von Henriette Schubart. Es befinden ſich dieſe ſämmtlich in der Bibliothek neuer engliſcher Romane, welche ſeit 1814 im Verlage des Herausgebers von dieſem Lexicon erſcheinen, und von denen bis jetzt (1817) 6 Bände fertig ſind. In Verbindung mit ihrem Vater hat Maria 1803 ein Werk über die ſogenannten Irländiſchen Bulls geſchrieben, welches ſehr intereſſant iſt. Ihr Talent hat ſie größtentheils zur Bildung des Volks angewendet, und unter dem anziehenden Gewande des Romans die heiligſte Sittenlehre verkündigt. Sie hat es beſonders in ihrer Gewalt, Charaktere und Sitten zu zeichnen.

Edict, eine landesherrliche Verordnung, ein Landesbefehl.

Edictalcitation (Citatio edictalis, auch Edictales) heißt eine an öffentlichen Oertern, z. B. den Kirchen oder Rathhäuſern, auch meiſtentheils in dreier Herren Ländern angeſchlagene und in die Zeitungen eingerückte Ladung vor Gericht, in Schuld-, Ehe-, und andern Sachen. Eine ſolche Ladung kann ihrer Natur nach nur von Seiten eines Gerichts oder einer öffentlichen Behörde geſchehen.

Edict von Nantes, ſ. Hugonotten.

Edinburgh, Hauptſtadt Schottlands, liegt in der zu Südſchottland gehörigen Grafſchaft oder Shire Edinburgh, unweit des Meerbuſens von Forth, in einer wohlangebauten Gegend. Mit der faſt zuſammenhängenden Stadt und dem Hafen Leith enthält Edinburgh 103,000 Einwohner, da es hingegen im J. 1687 nur 20,000 Einwohner zählte. Das eigentliche Edinburgh beſteht aus der Alt- und Neuſtadt,

und iſt eine der ſchönſten und häßlichſten Städte zugleich. Nämlich die Altſtadt hat altmodiſche und ſchlecht gebaute Häuſer und enge winkliche Straßen; die erſtern liegen auf und an einer Anhöhe, über und unter einander, und einige derſelben haben, von einer Straße aus geſehen, zehn Stockwerke, während ſie von der andern nur zwei oder drei zählen. Eine tiefe Kluft, welche den Namen North-Loch führt, trennt die Altſtadt von einer Anhöhe, auf welcher die Neuſtadt liegt. Die Verbindung zwiſchen dieſen getrennten Theilen Edinburghs wird durch zwei Brücken, die Nord- und Südbrücke, bewirkt. Die erſtere, ein Meiſterſtück der Baukunſt, iſt 310 Fuß lang, und beſteht aus drei großen Bogen, wovon jeder eine Spannung von 72 Fuß und eine Höhe von 68 Fuß hat. Ihre kühnen Bogen bringen, beſonders wenn man ſie von unten betrachtet, eine höchſt mahleriſche Wirkung hervor, und gefallen eben ſowohl durch ihre Leichtigkeit, als durch ihr ſchönes Verhältniß. Die zweite Brücke, welche über den Theil der Vertiefung führt, in welche man eine Straße der Altſtadt hineingebauet hat, geht über die in dieſer Straße ſtehenden Häuſer hinweg, und gewährt das ſonderbare Schauſpiel, daß man von der Brücke auf die in der Straße Wandelnden hinabſehen kann. Gänzlich von der Altſtadt an Bau und Anordnung verſchieden iſt die Neuſtadt, die ſich in Hinſicht der Regelmäßigkeit und Breite der wohlgepflaſterten Straßen und der ſchönen aus Quaderſteinen erbaueten Häuſer mit den ſchönſten Städten in Europa meſſen kann. Hier durchſchneiden ſich die 3 bis 4000 Fuß langen und über 100 Fuß breiten Straßen in rechten Winkeln. Zwei große Plätze, St. Andrews-Square und Charlotte-Square, verſchönern dieſen Theil Edinburghs, deſſen Straßen jedoch ein geringeres Gewühl von Menſchen als die Altſtadt zeigen. In der Altſtadt iſt der alte Palaſt der ſchottiſchen Könige, Holyrood-Houſe genannt, ein großes altmodiſches Gebäude, welches ein regelmäßiges Viereck bildet, und deſſen Fronte auf beiden Ecken mit zwei hohen, durch eine Zwiſchenmauer verbundenen, Thürmen geziert iſt. Im Innern zeigt man den mit einer Reihe von Bildniſſen der ſchottiſchen Könige behangenen großen Saal und die Zimmer, welche die Königin Maria bewohnte, und die noch ganz ſo erhalten ſind, wie ſie waren, als ſie von ihr bewohnt wurden. Man zeigt das Cabinet, in welchem die Königin mit ihrem Günſtling Rizzio ſaß, als die Verſchwornen hineindrangen. Auf dem Fußboden des Vorſaals ſieht man noch einige Blutstropfen, welche die Stelle bezeichnen, wo Rizzio von den Verſchwornen umgebracht wurde. In neuern Zeiten diente dieſer Palaſt eine Zeit lang der vertriebenen franzöſiſchen Königsfamilie zum Wohnſitze. Auf einem ſteilen Felſen, dem höchſten Theile der Erhöhung, worauf die Altſtadt gebauet iſt, erhebt ſich das Caſtell, welches mit Kanonen beſetzt iſt, und nichts Anziehendes als ſeine Lage hat, welche eine Ausſicht auf die labyrinthiſchen Gaſſen der Altſtadt, auf die Neuſtadt, auf die Umgebungen der Stadt, auf das Meer und auf die Gebirgskette des Hochlandes gewährt. Zu den ſchönſten Gebäuden der Altſtadt gehören: das neue Univerſitätsgebäude, welches 1789 zu bauen angefangen worden, aber bis jetzt kaum zur Hälfte vollendet iſt; das mit einem Aufwande von 75,000 Pfund Sterling erbaute Gebäude der Bank, das Parlamentshaus und die Börſe. In der Neuſtadt zeichnet ſich vorzüglich das prächtige Regiſter-Office oder General-Archiv von Schottland aus, welches 1774 mit einem Aufwande von 40,000 Pfund Sterling erbauet wurde, und deſſen Fronte 200 Fuß

lang iſt. Unter andern zeigt man darin die Original-Acte der Vereinigung Englands und Schottlands, von der Königin Anna unterſchrieben. Auf dem Caltonhill, einem Hügel bei der Neuſtadt, iſt das Obſervatorium und Nelſon's Denkmal, eine 100 Fuß hohe Säule, in deren Innern eine Wendeltreppe ſich bis zur Spitze hinauf ſchlängelt, und in deren hohen Piedeſtal Zimmer angebracht ſind. Unter den milden Anſtalten Edinburghs ſteht das große Hoſpital, von einem patriotiſchen Goldſchmiede, George Heriot, im Jahr 1650 geſtiftet, und nach ihm Heriots Spital genannt, oben an. Außer dieſem ſind noch mehrere große Anſtalten dieſer Art vorhanden, unter denen ſich Watſon's und Gilleſpie's Hoſpital und das Waiſenhaus auszeichnen. An der Spitze der gelehrten Anſtalten ſteht die Univerſität, von Jacob VI. im Jahr 1631 geſtiftet. Gegen 1700 Studirende befinden ſich auf derſelben. Am berühmteſten iſt von jeher die mediciniſche Facultät geweſen, die noch jetzt die talentvollſten Männer von Schottland, einen Duncan, Gregory, Thomſon, Gordon ꝛc., zu ihren Mitgliedern zählt. Die Bibliothek der Univerſität enthält über 50,000 Bände. Einen bedeutenden Zuwachs hat ſie durch den Ankauf der dem verſtorbenen Prof. Reimarus in Hamburg zugehörigen Sammlung mediciniſcher Diſſertationen erhalten. Bedeutender noch als die Univerſitätsbibliothek iſt die ſogenannte Advocates-Library oder Advocaten-Bibliothek, für welche jetzt einer der ſchönſten Säle von 120 Fuß Länge in dem Parlamentshauſe eingerichtet wird. Es gibt mehrere gelehrte Geſellſchaften in Edinburgh, unter welchen ſich vorzüglich die royal Society durch ihre gründlichen Abhandlungen bemerkbar gemacht hat. Auch ward hier eine mineralogiſche Werner'ſche Geſellſchaft geſtiftet. Als Vorbereitungsſchule für die Univerſität dient die ſehr berühmte High-School (hohe Schule). Edinburgh hat große Kerzengießereien und Seifenſiedereien, ſehr wichtige Whyskybrennereien, Stärkefabriken, Strumpfwirkereien, Stecknadel- und Knopffabriken. Man verfertigt ſchöne Kutſchen, Uhren, Blech- und Meſſingwaaren, und treibt über Leith einen ſtarken Handel, zu deſſen Beförderung drei öffentliche und neun Privatbanken, mehrere Aſſecuranzgeſellſchaften und eine Börſe dienen. Als einen Theil von Edinburgh kann man die Stadt Leith anſehen, wohin die Leith Walk, eine ſchöne, breite, mit hübſchen Häuſern und Gärten beſetzte Straße führt. In Leith iſt der Hafen der Edinburgher, in welchem jährlich 2600 Schiffe einlaufen. Die Stadt ſelbſt iſt eng und ſchmutzig, und hat 15,000 Einw., Schiffswerfte, Schiffsdocken, Glashütten, welche Flaſchen und Gläſer liefern, die ſelbſt den engliſchen vorgezogen werden, bedeutende Seifenſiedereien und große Magazine der Edinburgher. Merkwürdig ſind noch die in der Umgegend von Edinburgh iſolirt und ſteil zu einer großen Höhe heranſteigenden Felſenmaſſen, von denen mehrere eine Höhe von 1000 Fuß haben. Sie ſind baſaltartig, und haben zum Theil eine prismatiſche Form.

Edinburgh-Review, die jetzt berühmteſte kritiſche literariſche Zeitſchrift der Engländer, die um ſo mehr eine kleine Stelle hier verdient, als uns in Deutſchland ein kritiſches Inſtitut dieſes Characters bisher noch gänzlich gefehlt hat. Wir folgen dem geiſtreichen Reiſenden (Simond), deſſen Beobachtungen über England unter dem Titel: „Reiſe eines Gallo-Amerikaners," 1817 in 2 Bänden, im Verlage des Herausgebers dieſes Lexicons erſchienen ſind, ein Werk, das Allen, welche von Englands neueſtem politiſchen, literariſchen und geſellſchaftlichen Zuſtande genaue Kenntniß zu erhalten wünſchen, nicht genug empfohlen werden kann. Die

Zeitſchrift „der Zuſchauer" ſeit einem Jahrhundert in ganz Europa bekannt, und in alle europäiſche Sprachen überſetzt, beſchäftigte ſich damit, die practiſche Philoſophie bekannt zu machen, um den Geſchäftsloſen, den Weltleuten, den Weibern und der Jugend Gelegenheit zu geben, ſich auf angenehme und leichte Art zu bilden, unter der Einkleidung von einzelnen Aufſätzen, feinen und leichten Unterſuchungen und moraliſchen Erzählungen. Addiſon wirkte dadurch insbeſondere auf die Ausbildung und Befeſtigung der engliſchen Sprache. Schottland trat erſt ſeit einem Vierteljahrhundert mit England für dieſe Art von Belehrungs- und Unterhaltungsſchriften in Wettkampf. Es erſchienen der „Spiegel" und der „Müßiggänger" (the Lounger). Der Zweck aller war: der Natur den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenthümlichen Züge, dem Laſter ſein Bild, und der Gegenwart ihre Geſtalt und Gepräge (its form and pressure Shakesp.) zu zeigen. — Die Zeit, die immer flieht und wechſelt, führte andere Sitten und einen andern Charakter ein; das Publicum fordert jetzt eine andere Koſt, und der alte Rahmen würde nicht mehr für das Bild paſſen. — Was man auch Böſes von der jetzigen Zeit ſagen mag, ſo muß man doch das geſtehen, daß der menſchliche Geiſt in den letztern 25 Jahren Rieſenſchritte vorwärts gethan hat in Kenntniſſen und im Wiſſen aller Art. Geſchichtchen, wie der „Zuſchauer" und ſeine Nachfolger hier auftiſchten, genügen ſelbſt den Weibern nicht einmal weiter. Man will ernſtere, geiſtreichere Unterhaltung, man will in keinem Fach der Literatur fremd ſeyn, man beſchäftigt ſich mit Künſten und Wiſſenſchaften. — Wer kann aber alles leſen, was tauſende von Federn in allen policirten Ländern der Erde täglich für die Preſſe bereiten? Der Staatsmann, der Geſchäftsmann, die Frau von Stande, und wer überhaupt fände dazu Zeit? Man will nur das Wichtigſte, das Durchſchlagende, das Ergreifende in der Literatur kennen lernen! — Man will insbeſondere darüber nicht flache Lobeserhebungen leſen, oder gar nur bloße Auszüge, um ſelbſt darüber urtheilen zu ſollen; man will vielmehr, daß der Bericht eher ſich zur Oppoſition halte, daß Witz und Satire darin vorherrſche, man will die andere Seite der Medaille kennen lernen; man will mehr über den Gegenſtand, welchen das Werk abhandelt, geiſtreich ſprechen hören, demſelben neue Seiten abgewinnen ſehen, als daß man über das Werk ſelbſt eine breite Recenſion in der alten Manier (wie bei uns in der ſeligen Allgemeinen Deutſchen Bibliothek) leſen möchte. — Dieſen Character unſerer Zeit und Geſellſchaft haben die Verfaſſer des E. R. vortrefflich aufgefaßt, und es iſt ihnen gelungen, denſelben in ihrem Inſtititute eben ſo vortrefflich auszuführen. — Zehn bis zwölf geiſtreiche Männer und an ihrer Spitze die Herren Horner und Huskiſſon, ausgezeichnet durch ihre ſchimmernden Talente vom ſatiriſchen Spukgeiſt an, welcher einen armen Autor zerſetzt und ihn zerriſſen dem Gelächter bloßſtellt, das ſein Dünkel und ſeine Dummheit verdienen, bis zur einfachen tiefen Gelehrſamkeit, zum richtigen Geſchmack und feinen Gefühl, welche zu würdigen verſtehen, und die die Begeiſterung des wahren Genies theilen, haben ſich zur Herausgabe dieſes in ſeiner Art vortrefflichen Journals vereinigt, und daſſelbe zu einer muſterhaften kritiſchen Zeitſchrift ausgebildet. Sie ſind aber auch keine Lohnſchreiber, ſondern unabhängige Männer in liberalen Verhältniſſen, Rechtsgelehrte, Staatsmänner, große Landeigenthümer, Parlamentsmitglieder; auch Geiſtliche, Aerzte, Profeſſoren.

Durch dieſen Verein iſt eine Schule gebildet worden, die als ein Muſter der Kritik in unſerm Jahrhundert angeſehen werden kann. Seit 14 Jahren, wo das Journal begann, ſind bis jetzt (Aug. 1820) 67 Stück, jedes etwa von 250 Seiten, erſchienen und der Abſatz iſt gegenwärtig über 12,000 Exempl. und noch immer ſteigend. Die erſten Stücke haben vielfach neu aufgelegt werden müſſen. Eine Parallele zwiſchen dieſem kritiſchen Inſtitute der Engländer und denen bei den Deutſchen liefert in keiner Hinſicht erfreuliche Reſultate *). Eine zweite kritiſche Vierteljahrſchrift unter dem Titel: Quarterly Review, (jetzt ungefähr 34 Hefte,) die ebenfalls ſehr gut redigirt wird, bildet gewiſſermaßen eine Oppoſition mit dem Edinburgh Review.

Eduard, der Name mehrerer Könige Englands, z. B. **Eduard der Alte**, **Eduard der Bekenner** u. ſ. w. (S. **Großbritannien**.

Eduard III., König von England, Enkel Eduards I., geboren zu Windſor 1312, kam 1327 auf den Thron, und ſtarb den 23. Jul. 1377. Er war einer der größten Könige Englands. Es gelang ihm bald, die während ſeiner Minderjährigkeit verloren gegangene Lehnsherrſchaft über Schottland wieder zu erobern. Nach dem Tode des kinderloſen Königs von Frankreich, Carls IV., ſuchte er die Anſprüche, welche er durch ſeine Mutter Iſabelle, Carls Schweſter, auf dieſes Reich hatte, geltend zu machen. Er fing den Krieg gegen den König von Frankreich Philipp VI., aus dem Hauſe Valois, 1339 an. Die gewaltige Schlacht bei Creci, in der ehemaligen Picardie (1346), entſchied für die Engländer. Eduard hielt ſich während der ganzen Schlacht bei Seite; doch hatte er beim Ausbruch des Krieges eine Ausforderung an Philipp von Valois geſchickt, worin er ſagte: daß er nichts weiter wünſche, als ſich mit ihm allein zu ſchlagen, oder ihn im Handgemenge zu treffen. Eine Folge des Siegs bei Creci war die Eroberung von Calais (1347), welches die Engländer ſeitdem 210 Jahre hindurch beſaßen. Nach Philipps Tode (1350) wurde der Krieg gegen deſſen Sohn, König Johann, fortgeſetzt, der (1356) bei Poitiers gegen den Prinzen von Wales Eduard die Schlacht und mit ihr zugleich die Freiheit verlor. Er wurde als Gefangener nach England geführt, und nicht eher losgelaſſen, als bis er (1360) im Frieden zu Bretigny den Engländern verſchiedene Franzöſiſche Provinzen mit der völligen Oberherrſchaft abtrat. Eduard III. nahm nun den Titel: König von Frankreich, an, den ſeine Nachfolger ſeitdem beſtändig beibehalten haben. Von den Eroberungen der Engländer in Frankreich ging unter Johanns Nachfolger Carl V., ſchon vieles noch bei Eduards Leben, das Uebrige aber, bis auf Calais und Bordeaux, unter ſeinem Nachfolger, Richard II., wieder verloren. Eduard ſtarb in dem ſchmerzhaften Gefühle, die glänzenden Thaten ſeiner Jugend durch das Unglück ſeines Alters verdunkelt ſehen zu müſſen, welches auch dadurch vermehrt wurde, daß er ſeinen heldenmüthigen Sohn, den Prinzen von Wales, Eduard (ſ. d. f. Art.) 1376 vor ſich ſterben ſehen mußte. England

*) Der Herausgeber dieſes Lexicons hat am Ende des J. 1818 eine ähnliche kritiſche Zeitſchrift für Deutſchland, den **Hermes**, gegründet. Unter der Leitung des Prof. Krug ſind davon 4 Hefte erſchienen; die folgenden 4 ſeit 1820 unter der Leitung des Herausgebers, zu Amſterdam.

verdankte Eduard III. ſehr viel. Seine Gerechtigkeitsliebe, ſein Eifer, den Handel emporzubringen, die Rechte der Nation zu befeſtigen, zeichnen ihn vornehmlich aus, und höchſtens könnte man ihm eine zuweilen übertriebene Strenge und den Ehrgeiz, auch König von Frankreich werden zu wollen, zum Vorwurf machen. Seine Unternehmungen koſteten zwar England viel, aber er ſicherte ihm reichliche Entſchädigungen im Handel. Er weckte die Induſtrie der Engländer, die inländiſchen rohen Erzeugniſſe ſelbſt zu verarbeiten, und gab mehrere treffliche Geſetze zur Belebung der Induſtrie und des Handels. Um die Tuchwebereien zu befördern, zog er Weber, Färber und Walker aus Flandern nach England. — Eduard ſtiftete (1349) den Ritter-Orden vom blauen Hoſenbande, einen der älteſten und angeſehenſten Orden in Europa. Unter Eduard lebte auch Wiclef, Profeſſor zu Oxford.

Eduard, Prinz von Wales, bekannter unter dem Namen **der ſchwarze Prinz**, Sohn Königs **Eduards** III., derſelbe, deſſen wir oben im Leben ſeines Vaters erwähnten. Im Jahr 1362 empfing er von ſeinem Vater die Inveſtitur über die Grafſchaft Poitou und die Fürſtenthümer Aquitanien und Gascogne, und vermählte ſich mit Johanna, Tochter Eduards Plantagenet, Grafen von Kent. Kurz darauf (1363) nahm er Peter den Grauſamen an ſeinen Hof in Guienne auf, als dieſer von Heinrich aus Caſtilien vertrieben worden war. Peter benutzte Eduards Liebe zum Gelde; er bot ihm mehrere bedeutende Domainen an, und Prinz Eduard verſprach ihm dagegen, ihn wieder auf den Thron zu ſetzen. Er erhielt von ſeinem Vater einen Vorſchuß auf ſeine Appanage von 100,000 Thalern in Gold, ließ ſein Tafelgeſchirr einſchmelzen, ging über die Pyrenäen, ſchlug Heinrich bei Navarette und ſetzte ſeinen Freund Peter in Caſtilien wieder ein, ward von dieſem dafür aber mit Undank belohnt, weil Peter die verſprochene Zahlung nicht leiſtete. Während deſſen hatte der Krieg zwiſchen England und Frankreich ſich erneuert. Eduard kam nach Guienne zurück, und ungeachtet eines verzehrenden Fiebers ließ er ſich in einer Sänfte zur Belagerung von Limoges, das die Uebergabe bisher verweigerte, tragen. Der Platz wurde genommen, und der Sieger ließ außer der franzöſiſchen Beſatzung gegen 300 Einwohner über die Klinge ſpringen. Um ſich von dieſer Anſtrengung zu erholen, ging er nach England; hier fiel er in eine Entkräftung, die ihn im 46ſten Jahre ſeines Alters (1376) zu Weſtminſter hinraffte. Es iſt bemerkenswerth, daß von ſeinem Todestage an die Engländer eine Beſitzung nach der andern in Frankreich verloren, ſo daß Carl V. das Gelingen ſeiner Abſichten nur zu leicht wurde. Man weiß nicht, ob Eduard von dem Schrecken, das er unter ſeinen Feinden verbreitete, oder von der Farbe ſeiner Rüſtung den Beinamen des ſchwarzen Prinzen erhalten hat.

Eduard (Carl), Enkel Jacobs II., Königs von England, Sohn von Jacob Eduard und Clementine, Tochter des Prinzen Sobiesky, bekannt unter dem Namen des Prätendenten, war den 31. Dec. 1720 zu Rom geboren. Bei ſeiner Geburt wurden in Rom die Kanonen der Engelsburg gelöſet, denn ſein Vater war der Päpſte **Clemens** XI. und **Innocenz** III. geſchätzter Freund. Als dem letzten Sprößling aus dem königlichen Hauſe Stuart ward ihm von der Wiege an jenes Streben eingehaucht, das ihn mit einer Bruſt voll Muth und kühner Entwürfe ſchon im 22ſten Jahre ſeines Lebens forttrieb, um den Thron ſeiner Väter wieder zu erringen. Unterſtützt

von dem römiſchen Hofe, begab er ſich im J. 1742, als ein ſpaniſcher Courier verkleidet, von Rom nach Paris, und es gelang ihm, Ludwig XV. für ſeine Abſicht zu gewinnen. Schon ſollten zu Dünkirchen 15,000 Mann nach England eingeſchifft werden, als der engliſche Admiral Norris die franzöſiſche Flotte, noch bevor ſie in See gegangen war, zerſtörte. Dies benahm dem franzöſiſchen Hofe die Luſt zu einer zweiten Expedition, und alle Bitten Eduards waren vergebens. Jetzt beſchloß der Prinz, durch eigene Kraft ſich zu erwerben, wozu man ihm die Mittel verſagte. Mit erborgtem Gelde und ſieben vertrauten Officieren landete er, wie ein fahrender Ritter, am 27. Jun. 1745 bei Lothabar an der nordweſtlichen Küſte von Schottland, auf einem Schiffe von 18 Kanonen, welches für 1500 Mann Gewehre mitbrachte. Der Verſuch gelang über alle Erwartung, und er fand bei den mißvergnügten Großen in Schottland, die mit den ihnen unterthänigen Bergſchotten auf ſeine Seite traten, ſo viel Anhang, daß er bald an der Spitze einer kleinen Armee ſtand. Er rückte jetzt mit dieſer vor, ſchlug die von Edinburgh aus ihm entgegengegangenen Engländer, eroberte die wichtige Stadt Perth, ließ ſich daſelbſt feierlichſt zum Regenten von England, Schottland und Irland ausrufen, nahm auch Edinburgh (am 19. Sept. 1745), wo er nochmals als Regent proclamirt wurde, und ſich mit Miniſtern, Conſeils und Generalen umgab. Frankreich ſchickte ihm neue Unterſtützungen. Am 21. Sept. 1745 ſchlug er bei Preſton Pans ein Corps Engländer von 4000 Mann; er machte hierbei große Beute. Die Gefangenen entließ er wieder. Jetzt war ſein Corps 7000 Mann ſtark: mit dieſem rückte er weiter vor und berennte (am 26. Nov.) Carlisle, das nach drei Tagen ſich ergab und ihm viel Waffen lieferte. Nun ließ er ſeinen Vater als König und ſich ſelbſt als Regenten von England ausrufen, verlegte ſein Hauptquartier nach Mancheſter und ſah ſich bald nur noch 20 Meilen von London, wo viele Freunde ſeiner harrten. Die ſchnellen Fortſchritte dieſes anfangs verachteten Feindes ließen die engliſche Regierung ſchlimme Folgen befürchten, und es wurde ein Theil der in Deutſchland ſtehenden Truppen zurückgerufen. Mangel an Unterſtützung, einige begangene Fehler und die Uebermacht der Engländer nöthigten den Prinzen Eduard, ſich im Anfange des Jahrs 1746 zurückzuziehen. Der Sieg bei Falkirk (am 23. Jan. 1746) war ſein letzter. Er wagte endlich aus Verzweiflung gegen den Herzog von Cumberland das Treffen bei Culloden (den 27. Apr. 1746), in welchem ſein Heer geſchlagen und gänzlich zerſtreut wurde. Der kaum errungene Thron war wieder verloren, und der Prinz unglücklicher als zuvor; er irrte lange in den Wildniſſen Schottlands umher, oft ohne Brod, ohne einen Trunk, denn 30,000 Pfund Sterling hatte man in London auf ſeinen Kopf geſetzt, und wem ſollte er ſich vertrauen? Endlich fand ihn ſein Vertrauteſter, Onell, ein ſchottiſcher Edelmann; in einem Kahne retteten ſie ſich von Inſel zu Inſel, von Höhle zu Höhle, unter tauſend Gefahren, entdeckt zu werden; denn jeder Winkel wurde unaufhörlich nach ihm durchſucht. So traf er bei Lochnarach eine der drei franzöſiſchen Fregatten, die man zu ſeiner Rettung abgeſendet hatte. Am 29. Sept. 1746, nach fünf ſchrecklichen Monaten ſeit dem Tage von Culloden, ſegelte er von Schottland ab, und kam von Allem entblößt zu Roſeau bei Morlaix in Bretagne an. Prinz Eduard erhielt nun durch die Verwendung der Marquiſe von Pompadour eine jährliche Penſion von 200,000 Livres auf ſeine Lebenszeit, und auch von Spa-

nien eine Rente von 12,000 Dublonen. Dieſer kleiner Strahl von Gunſt belebte ihn zu neuen Hoffnungen. Die Idee, noch einmal auf dem Throne von Großbritannien zu ſitzen, wollte er nicht aufgeben, und er nahm es ſehr empfindlich auf, als der König von Frankreich mit England Friede ſchloß, bevor er wieder König geworden ſei. Als ihm geſagt wurde, daß ſeine Entfernung aus den franzöſiſchen Staaten ein Friedensartikel ſei, verleitete ihn ſeine Erbitterung hierüber zu den größten Ausſchweifungen, ſo daß er endlich unter Escorte nach der italieniſchen Gränze gebracht werden mußte. Nun ging er zu ſeinem Vater, Jacob III., nach Rom; aber auch ſein Verhältniß zum römiſchen Hofe änderte ſich nach ſeines Vaters Tode (am 1. Jan. 1766). Seine oft lächerlichen Forderungen, die er unter dem Namen eines Grafen von Albany wegen der Etiquette machte, zogen ihm unaufhörliche Verdrießlichkeiten zu. Er ging nach Florenz, bis Pius VI. ihn bei Verluſt der Penſion, die er bezog, nach Rom zurückrief. Um ſein Geſchlecht nicht ausſterben zu laſſen, vermählte er ſich auf Bitten ſeiner Freunde noch in ſeinem 52ſten Jahre (am 17. April 1772) mit Louiſe Maximiliane Caroline, Prinzeſſin von Stolberg-Gedern, geboren den 21. Sept. 1752. Aber ſein unfreundliches Weſen führte 1780 eine Trennung herbei. (Vergl. Alfieri's Denkwürdigkeiten). Eduard ergriff das gewöhnliche unſelige Rettungsmittel der Unglücklichen, die mit der Welt zerfallen ſind; er ergab ſich dem Weine. So ſtarb er am 31. Jan. 1788 zu Rom im 68ſten Jahre ſeines Lebens. Drei Jahre vorher hatte er eine natürliche Tochter von ſich aus Frankreich zu ſich kommen laſſen, ſie legitimirt und als Gräfin von Albany aus königlicher Machtvollkommenheit zu ſeiner rechtmäßigen Erbin erklärt. Sein Leichnam wurde nach Frascati gebracht und königlich begraben. Scepter, Krone, Degen, die engliſchen und ſchottiſchen Orden ſchmückten ſeinen Sarg, und ſein einziger damals noch lebender Bruder, der Cardinal von York, hielt „dem verſtorbenen König Carl" die Exequien. Dieſer Cardinal von York erhielt von England ſeit dem Jahre 1799 eine jährliche Penſion von 4000 Pfd. St., und ſtarb zu Frascati den 13. Jul. 1807. Vier Jahrhunderte lang hatten die Stuarte in England geherrſcht.

Effecten-Handel wird in Holland der Handel mit den Staatspapieren genannt. Ihre große Anzahl und die Wichtigkeit dieſes Handels dort verdient einige nähere Darſtellung. Er iſt im Allgemeinen einzutheilen in den Handel mit inländiſchen und ausländiſchen Effecten. Die Holländiſche Staatsſchuld beſtand im J. 1809 aus 1,254,000,000 Fl., wozu 38,888,331 Fl. Zinſenbezahlung erforderlich waren. Außerdem gehören zu den inländiſchen Effecten die zahlreichen ſtädtiſchen Negotiationen und die öffentlichen Inſtitute, wie die Leihbank, Wechſelbank u. ſ. w., und andere mit ſpeciellen Hypotheken; eben ſo zahlreiche Negotiationen auf die holländiſchen Colonien in den beiden Indien. Man kann auf dieſe Weiſe vielleicht 2 Milliarden holländiſcher Fl. an inländiſchen Negotiationen rechnen, worüber Obligationen da ſind, die im Handel umlaufen, oder von den Rentiers aufgehoben werden. Es ſind ſolche gemeiniglich in Summen von 100 bis zu 1000 Gulden geſtellt. Was die ausländiſchen Effecten betrifft, ſo iſt das darin ſteckende Vermögen auch von einem hohen Belauf. Der ungefähre Beſtand dieſer Capitalien iſt folgender: öſterreichiſche Anleihen noch für 45 Mill. Gulden, ruſſiſche 86 Mill., ſchwediſche 7 Mill., ſpaniſche 40 Mill., por-

tugieſiſche 5 Mill., amerikaniſche, franzöſiſche, däniſche, preußiſche, ſächſiſche und andere vielleicht 100 Mill., ſo daß im Ganzen etwa für 300 — 350 Mill. ausländiſche Obligationen anzunehmen ſind. Der verſchiedene Zinsfuß derſelben, ihre verſchiedenen Hypotheken, Prämien u. ſ. w., die politiſche Sicherheit oder Gefahr des Staats, auf welchen ſie lauten, die politiſche Moralität der Schuldner, die Ordnung oder Unordnung im Finanzweſen derſelben, alles dies und viele andere Urſachen geben jedem dieſer Papiere oder Obligationen, die meiſtens an den Inhaber lauten, einen Cours, d. h. einen abwechſelnden Preis, worüber wöchentlich zwei Mal Preis-Courante ausgegeben werden. Durch die oft ſchnellen Aenderungen in den Preiſen und durch die Leichtigkeit, darin die größten Capitale anzulegen, werden in dieſem Handel oft außerordentliche Summen verloren und gewonnen, und es iſt nichts Seltenes, daß kühne Wagehälſe in einigen Wochen oder gar Tagen 100,000 Fl. und mehr gewinnen, aber auch, daß die reichſten Häuſer, die Millionen beſitzen, in eben ſo kurzer Zeit ihr ganzes Vermögen verlieren. So fielen die ſogenannten bataviſchen Reſcriptionen mit 4 pC. Zinſen, als 1799 die Engländer in Nordholland landeten, auf 11 pC., und ſtiegen nach der verſchwundenen Gefahr nach und nach auf 75 pC. Nach der franzöſiſchen Beſitznahme Hollands fielen ſie neuerdings auf 16 pC. Der ſtreng ſolide Kaufmann befaßt ſich in Holland ſelten mit dieſem Handel, der eine große Anzahl ſonſtiger Speculanten und Capitaliſten beſchäftigt. Auf der Amſterdamer Börſe iſt ein eigener Stand, wo ſich diejenigen verſammeln, die Theil an dieſem Handel nehmen. Er heißt der Effectenhoek (Winkel). Eine noch größere Ausdehnung hat das Geſchäft erhalten, ſeitdem man angefangen, eine Art von Wetten damit zu verknüpfen oder Prämien zu geben und zu nehmen. Es übernimmt z. B. A. gegen B. in 1, 2, 3 Monat eine gewiſſe Summe, oft 100,000 Fl. und mehr, in der und der Sorte Obligationen zu einem beſtimmten Preiſe zu liefern, oder anzunehmen; dafür erhält oder gibt er eine gewiſſe Prämie, und wenn der Termin eintritt, iſt es nicht nöthig, die verkauften oder gekauften Obligationen zu liefern oder anzunehmen, ſondern er gibt oder empfängt nur den Unterſchied des Courſes, worauf man gehandelt hat. Gegenwärtig findet dieſer Effectenhandel, d. h. der Handel mit Staatspapieren, wie er hier angegeben worden, in allen Ländern und in allen wichtigen Handelsplätzen Statt.

Effendi (wörtlich, Herr), ein Ehrentitel bei den Türken, den ſich die Staats- und Civilbeamten, oft auch andere Staatsperſonen beilegen, und der gewöhnlich mit dem Namen ihres Amtes in Verbindung ausgeſprochen wird. So heißt z. B. der kaiſerl. erſte Leibarzt Hekim-Effendi, der Prieſter im Serail Iman-Effendi u. ſ. w. Der Merkwürdigſte dieſes Namens iſt aber der Reis-Effendi oder Reichskanzler, der zugleich Miniſter der auswärtigen Staatsangelegenheiten iſt, und mit den Geſandten und Dolmetſchern der fremden Völker unterhandelt.

Egede (Hans), geb. im J. 1686 in Dänemark, 1707 Prediger zu Wogen in Norwegen, berühmt als der Apoſtel der Grönländer. Die ihm zugekommenen dunkeln Nachrichten, daß das Chriſtenthum ſchon früher nach Grönland gekommen, verbreitet, aber durch den Mangel an Lehrern wieder untergegangen ſei, machen das ganze Mitleid ſeiner edlen Seele rege. Vergeblich bemüht er ſich, beſtimmtere Nachrichten einzuziehen. Er erhält entweder gar keine, oder nur

die ſehr niederſchlagende, daß das öſtliche Grönland durch Treibeis unzugänglich und das ſüdliche von wilden Menſchen bewohnt ſey. Dadurch ſteigt ſein Mitleid bis zur höchſten Angſt, die ihn nicht mehr ruhen nnd ſchlafen läßt. Er entſchließt ſich, Alles aufzubieten, um ſelbſt nach Grönland zu kommen und deſſen Einwohnern das Evangelium zu predigen. Aber dieſem Entſchluſſe ſtellen ſich faſt unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen; denn Egede hatte Frau und Kind, einen geringen Dienſt, kein Vermögen, die Kaufleute in Bergen mögen keine Speculation nach Grönland wagen, die Regierung weiſet ſeine Bitte um Schiffe, Geld und Mannſchaft ab, weil ſie in Krieg mit Schweden verwickelt ſey; die Biſchöfe von Bergen und Drontheim loben ſeinen edeln Entſchluß, können ihm aber nicht helfen. Seine Frau, von gleichen Geſinnungen beſeelt, ſtärkt ſeinen zuweilen wankenden Glauben. Die bergiſchen und andere Kaufleute werden der Sache geneigter. Egede bringt eine Collecte von 10,000 Rthlr. zuſammen, legt ſein Amt nieder, erhält nach abgeſchloſſenen Frieden mit Schweden von der däniſchen Regierung den Titel eines königl. Miſſionärs für Grönland mit 300 Rthlr. Gehalt, und drei Schiffe, eins, um dort auf Station zu bleiben; eins, um die Nachricht von ſeiner Ankunft zurückzubringen; und eins, um auf den Wallfiſchfang zu gehen. Die Regierung ermuntert die bergiſchen Kaufleute, eine grönländiſche Handelsgeſellſchaft zu errichten. Am 21. Mai 1721 geht Egede mit 46 Perſonen, als ihr Oberhaupt, an Bord. Der Wallfiſchfänger ſcheitert; die beiden andern Schiffe erreichen Grönland, aber eine 12 Meilen lange Strecke von Treibeis ſcheint die Landung unmöglich zu machen. Endlich gelingt ſie am 4. Jun. — Der Anblick des Landes iſt ſo kläglich, daß er jeden Andern von dem Gedanken an eine Niederlaſſung abgeſchreckt haben würde — nur nicht den Glaubenshelden Egede. Es wird ein Haus gebaut und zum Hafen der Hoffnung genannt. Aber dem eigentlichen Endzwecke, der Bekehrung der Grönländer, ſetzen ſich noch größere und faſt unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen — die Furcht der Grönländer vor den Fremdlingen, ihre traurige Anmuth, welche die ſelbſt armen Gäſte im Hafen der Hoffnung mit nichts unterſtützen kann, ihre völlige Begriffsloſigkeit, der feindſelige Einfluß ihrer Zauberer, die unendliche Schwierigkeit, ihre Sprache zu erlernen, die zum Theil aus unnachahmlichen Tönen beſteht, deren verſchiedene Bedeutung durch eben ſo unnachahmliche Gebehrden beſtimmt wird. — Die ganze Mannſchaft, des endloſen Kampfes mit aller Art von Elend müde, verlangt mit Ungeſtüm, nach Dänemark zurückzugehen. Egede ſelbſt entſchließt ſich dazu; aber der felſenfeſte Glaube ſeiner Frau beſtimmte Alle zu bleiben, und mit ihr zuverſichtlich auf ein Schiff mit der nöthigen Unterſtützung aus Dänemark zu hoffen. Und nicht vergeblich! Am 27. Jun. kam ein Boot mit der Nachricht, daß zwei Schiffe aus Dänemark mit allerlei Bedarf und Briefen angekommen ſeyen, welche die Verſicherung der thätigſten Unterſtützung enthielten. — Indeß hatte Egede ſeinen Sohn Paul bibliſche Geſchichten mahlen laſſen, ob den Grönländern vielleicht ein Begriff beizubringen, oder doch ihre Wißbegierde zu erwecken wäre. Da dies nicht gelang, quartierte er ſich mit ſeinen beiden Söhnen bei den Grönländern ſelbſt ein, um ihre Sprache zu lernen. Sorgfältig zeichnete er alle Worte auf, deren Sinn er errieth; that oft mit Lebensgefahr weite Reiſen, um die entferntern Grönländer aufzuſuchen, ihr Vertrauen zu gewinnen (welches ihm durch tauſend Wohlthaten in einem hohen Grade ge-

lang), oder auch, um neue Handelsvortheile für die Krone aufzuſuchen, welche fortfuhr, ihm jährlich ein Schiff zu ſchicken. – Was ihm nicht gelang, das gelang ſeinen Söhnen, beſonders dem Paul — das Grönländiſche zu erlernen. Er ließ ihn hierauf 4 Jahre in Copenhagen die Gottesgelahrtheit ſtudiren, zum Prediger einweihen und ſich zum Nachfolger in Grönland geben. Funfzehn Jahre hatte Egede, der Vater, in Grönland unter unausſprechlichen Mühſeligkeiten zugebracht, und kehrte 1736 nach Copenhagen zurück, um neue Vorſchläge zur Unterſtützung der grönländiſchen Chriſtengemeinde zu thun. Die Regierung ernannte ihn zum Oberaufſeher der grönländiſchen Miſſionen, und beſtätigte ſeinen Sohn Paul im Amte eines dortigen Miſſionärs. Als das Alter ihn zu ſeinen ehrwürdigen Verrichtungen unfähig machte, zog er ſich auf die Inſel Falſter zurück und ſtarb daſelbſt am 5. Nov. 1758. Seine Schriften ſind däniſch geſchrieben und auch ins Deutſche überſetzt. Sie beſchäftigen ſich mit der Naturgeſchichte Grönlands und ſeinen dortigen Bemühungen, Erfahrungen und Schickſalen. — Der ſchon erwähnte Paul Egede, Sohn Hans Egedens, ward geboren 1708. Vom 12ten Jahre an war er Gehülfe ſeines Vaters, kam 1728 nach Copenhagen und brachte einige Grönländer mit, um ſie in verſchiedenen Handwerken unterrichten zu laſſen; aber ſie ſtarben ſämmtlich an den Blattern. — Ungeachtet ſeiner großen Neigung zum Seedienſt, fügte er ſich doch dem Willen des Vaters und ſtudirte die Gottesgelahrtheit in Copenhagen, erhielt, wie oben geſagt wurde, die Predigerweihe und das Miſſionsamt in Grönland. Im Jahre 1734 ging er zu dieſer Beſtimmung ab, führte neue Coloniſten mit ſich, und blieb bis 1740 daſelbſt. In dieſem Jahre kehrte er nach Copenhagen zurück, erhielt die Stelle eines Caplans am Hoſpital zum heil. Geiſt und den Auftrag, noch ferner für die grönländiſche Miſſion zu ſorgen. Um ihn noch beſſer für ſeine langen Arbeiten zu belohnen, wurde ihm das Directorium am Hoſpital der Waiſenkinder und eine Stelle im Rathe der Miſſionen gegeben. Im folgenden Jahre ernannte ihn der König zum Biſchof von Grönland. Er ſtarb am 5. Jun. 1789. — Man hat von ihm Nachrichten über Grönland, als Auszug eines von 1721—1788 gehaltenen Tagebuchs. Däniſch zu Copenhagen 1789. 12. — Ferner ein Dictionarium groenlandicum. Ebendaſelbſt 1754; eine Grammatica groenlandica; eine Ueberſetzung des Evangeliums, der 5 Bücher Moſis, mehrerer däniſcher Gebete und Liturgien, und der Nachfolge Chriſti von Thomas a Kempis, ins Grönländiſche. S. G—r.

Egeria, der Name einer Nymphe, welche bei den Römern in göttlichem Anſehen ſtand, und mit welcher der König Numa in einer geheimen Verbindung zu ſtehen, und von welcher er die Geſetze, die er den Römern gab, zu erhalten vorgab. Nach Einigen ſoll Egeria des Numa Gemahlin geweſen ſeyn.

Eginhard (Einard), Secretär des Kaiſers Carls des Großen, endlich ſein Schwiegerſohn und Oberaufſeher der kaiſerlichen Häuſer. Nach dem Tode des Kaiſers trennte er ſich von ſeiner Gemahlin, betrachtete ſie ferner nur als ſeine Schweſter, trat in den Benedictiner-Mönchsorden und wurde der erſte Abt des Kloſters Seligenſtadt, wo er im Jahre 839 ſtarb. Eginhard hatte ſich durch ſein Genie und ſeine außerordentlichen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften Carls des Großen, an deſſen Hofe er erzogen wurde, Zutrauen und Liebe erworben, und in ſeinem Herzen ſich ſo ſehr befeſtigt, daß Carl ſich leicht entſchloß, ſeine Tochter Emma oder Imma ihm zur Ge-

mahlin zu geben. Daß dieſe dem ſchönen Deutſchen einſt eine nächtliche Zuſammenkunft in ihrer Wohnung gab, daß während der gefeierten Schäferſtunde ein tiefer Schnee gefallen war, und Emma, um den Geliebten zu retten, auf ihren Schultern ihn über den Schloßhof trug, der früher erwachte Kaiſer aber aus ſeinem Fenſter die romantiſche Gruppe gewahr wurde, und ſtatt zu ſtrafen, das zärtliche Paar verband, iſt eine bekannte Erzählung, deren Aechtheit jedoch ſtark bezweifelt worden iſt. Er iſt der älteſte deutſche Geſchichtſchreiber, und wir haben von ihm ein ausführliches, gutgeſchriebenes Leben Carls des Großen, welches 1711 in 4. von Schmink, mit Erläuterungen und einer Biographie verſehen, herausgegeben worden iſt. Eginhards Annalen von Frankreich von 741 bis 829 ſind 1711 in 4. zu Utrecht erſchienen. Auch hat man von ihm noch wichtige Briefe für die Geſchichte ſeines Zeitalters, die zu Frankfurt 1714 Fol. herausgegeben worden. Man ſchreibt ihm ſogar ein Project zu, nach welchem das deutſche Meer mit dem mittelländiſchen und ſchwarzen durch zwei Canäle verbunden werden ſollte, von denen der eine die Verbindung zwiſchen der Moſel und der Saone hergeſtellt, der andere aber einen Weg vom Rheine nach der Donau geöffnet haben würde.

Egmont (Lamoral Graf von), den Göthe für die Kunſt wie das Schickſal für die Geſchichte verewigt hat, ward geboren 1522 in einer vornehmen holländiſchen Familie. Er widmete ſich den Waffen, und erwarb ſich unter Carl V., dem er 1544 nach Afrika folgte, großen Ruhm. Als General der Cavallerie unter Philipp II. zeichnete er ſich in den Schlachten von Saint Quintin (1557) und Gravelines (1558) vorzüglich aus. Als aber Philipp nach Spanien abgereiſet war, um die Strafgeſetze und die Inquiſition wieder herzuſtellen, nahm Egmont an den Unruhen, die in den Niederlanden ſich erhoben, Antheil, bemühte ſich jedoch dabei, die Statthalterin der Provinzen und die wider dieſe verſchwornen Edeln zum Frieden und zur Mäßigung zu bewegen. Er ſchwor ſogar in die Hände dieſer Prinzeſſin, „daß er die römiſch-katholiſche Religion unterſtützen, die Heiligthumsſchänder züchtigen und die Ketzerei ausrotten wolle.“ Doch ſeine Verbindung mit dem Prinzen von Oranien und den vornehmſten Anhängern deſſelben machte ihn beim Hofe von Aranjuez verdächtig. Er und der edle Philipp von Montmorency, Graf Horn, wurden die Opfer des Fanatismus und des Haſſes. Beide ließ der Herzog von Alba, den Philipp II. nach den Niederlanden geſchickt hatte, um die Aufrührer zu bezähmen, zu Brüſſel hinrichten. Dies geſchah am 5. Juni 1563 in Egmonts 46ſten Jahre. Er ſtarb mit dem Muthe, der den Helden bezeichnet. Der franzöſiſche Geſandte meldete dies Ereigniß ſeinem Hofe mit den Worten: „ich habe dies Haupt fallen ſehen, das zwei Mal Frankreich zittern machte!“ Egmont hatte vorher an Philipp II. geſchrieben: „daß er nie etwas gegen die katholiſche Religion unternommen und nie ſeine Pflichten als guter Unterthan verletzt hätte;“ aber man achtete nicht darauf. Man wollte ein ſchreckendes Beiſpiel geben, und was man eigentlich dabei wollte, das drückt ſich in Philipps II. eigenen Worten hierüber aus: „er habe dieſe beiden Köpfe fallen laſſen, weil ein Paar ſolche Lachsköpfe mehr werth wären, als mehrere tauſende von Fröſchen.“ Des unglücklichen Egmonts Nachkommenſchaft erloſch in Procopius Franz Graf von Egmont, der General der Cavallerie des Königs von Spanien und Brigadier der Ar-

meen des Königs von Frankreich war und kinderlos zu Frago in Aragonien (1707) im 38ſten Jahre ſtarb. Der bekannte Maximi-lian von Egmont, Graf von Büren, General en Chef Kai-ſers Carl V., war von einer andern Linie, und zeichnete ſich als braven Soldaten in den Kriegen gegen Franz I. aus.

Egoismus. Die Natur hat jedem Menſchen die Selbſtliebe eingepflanzt. Dieſer zufolge betrachtet er die Dinge in Beziehung auf ſich, in wiefern ſie ihm angenehme oder unangenehme Empfin-dungen machen, ihm nützlich oder ſchädlich ſind. Dieſe verabſcheut und meidet, jene hingegen liebt und ſucht er. Aber aus Selbſtliebe wird öfters Eigenliebe und im höchſten Grade Selbſtſucht, wo die herrſchende Begierde das heftige Verlangen nach Befriedigung ſei-ner perſönlichen Bedürfniſſe iſt, wobei die Pflichten gegen Andere und ihr Wohl nicht mehr berückſichtigt werden. Dieſe Begierde nennt man eigentlich Egoismus. Der grobe, ſinnliche oder thieriſche Egois-mus hat die Befriedigung thieriſcher Bedürfniſſe zum Zweck, und iſt verabſcheuungswerth, er mag nun offenbar oder unter dem Scheine der Beſcheidenheit verborgen ſein, weil er die Perſon tief erniedrigt; der feinere betrachtet die höchſten Gegenſtände der Menſchheit als Ge-nußmittel. Kant unterſcheidet einen logiſchen, äſthetiſchen und practiſchen. Der logiſche Egoiſt, ſagt er, hält es für unnöthig, ſein Urtheil auch im Verſtande Anderer zu prüfen. Er zeigt ſich in Eigenſinn und Paradoxienſucht. Der äſthetiſche Egoiſt begnügt ſich mit ſeinem Geſchmacke, wie ſehr auch die Kritik ihn rechtmäßig tadle. Der moraliſche Egoiſt endlich, ſagt Kant, iſt der, welcher alle Zwecke auf ſich einſchränkt, der keinen Nutzen ſieht, als in dem, was ihm nützt (der Egoismus zeigt ſich alſo auch im Eigennutz, in der Herrſchſucht ꝛc.), auch wohl, als Eudämoniſt, bloß im Nutzen und in der eignen Glückſeligkeit den oberſten Beſtimmungsgrund ſeines Wil-lens findet. Weil nun jeder andere Menſch ſich auch andere Be-griffe von dem macht, was er zu ſeiner Glückſeligkeit rechnet, ſo iſt es gerade der Egoism, der es ſo weit bringt, gar keinen Probirſtein des ächten Pflichtbegriffs zu haben, welcher doch durchaus ein allge-mein geltendes Princip ſeyn muß. Dem Egoismus kann nur die Denkungsart entgegengeſetzt werden, ſich nicht als die ganze Welt in ſeinem Selbſt befaſſend, ſondern als einen bloßen Weltbürger zu betrachten und zu erhalten. Kant nannte dies den Pluralis-mus, doch kann es faſt als Einwendung gelten, wenn er nachher bemerkt, daß die Sprache der Souveraine zum Volk in unſern Ta-gen gewöhnlich pluraliſtiſch ſei, z. B. Wir von Gottes Gna-den. Mit welcher Energie übrigens der Egoismus wirken, die Rechte aller Völker mit Füßen treten könne, war unſerer Zeit zu ſehen aufbehalten.

Ehe (matrimonium). Die höhere und moraliſche Anſicht der Ehe iſt die, daß ſie die lebenslängliche Verbindung zweier Perſonen verſchiedenen Geſchlechts unter dem Schutze des Staates iſt, und in ihrer Vollkommenheit auf Liebe (ſ. d. Art.) beruht. In letzterer Hinſicht iſt die einfache Ehe (Monogamie) die würdigſte Form, obgleich nicht rechtlich nothwendig, eben ſo wenig als die viel-fache (Polygamie) an ſich widerrechtlich iſt. Ferner kann ſie auch nur freiwillig, mithin durch Vertrag (pactum matrimo-niale) geſchloſſen werden. Sie unterſcheidet ſich aber von einem blo-ßen Vertragsverhältniſſe dadurch, daß ſie außer der zu letzterem noth-wendigen Einwilligung noch manches nothwendig vorausſetzt, was

nicht von dem Willen der Perſonen abhängt, und daß die Forderungen derſelben an einander nicht auf dieſelbe Art, wie bei einem gewöhnlichen Vertrage, geltend gemacht werden können. Die Forderungen der Liebe laſſen ſich nicht mit Gewalt realiſiren, oder der Menſch müßte ſich zum Thier erniedrigen, welches durch Geſetze zu ſanctioniren unter der Würde des Staats wäre. Daher wird dieſes Verhältniß billig durch Religion geheiligt und in ſeiner überſinnlichen Würde der Kirche und dem Gewiſſen unterworfen; und nur was die äußere That betrifft, rechtliche Beſtimmungen und Veranſtaltungen feſtgeſetzt, um die Ausſchweifungen der Bürger zu hemmen und das heilige Recht der Perſonen zu bewahren; obgleich zugegeben iſt, daß die Ehe und ihre Geſetze in beſondern Staaten immer von der Verſchiedenheit der Cultur und dem Einfluſſe der Natur, z. B. des Clima's, abhängig ſind. Da die Liebe Grundlage der ſittlichen Ehe iſt, welche der Staat vorausſetzt, ſo erkennt er auch alle ſittlichen Forderungen dieſer Neigung als Verbindlichkeiten und Rechte der Ehegatten an, und ſetzt ſie als Zwecke der Contrahenten voraus. Dazu gehört 1. die natürliche und zwar ausſchließende Befriedigung des Geſchlechtstriebes und die innige Freundſchaft der Ehegatten, welche die gegenſeitige Unterſtützung, Ernährung und Pflege in ſich ſchließt, worin auch die allgemeine Gütergemeinſchaft und das Erbrecht der Ehegatten natürlich gegründet iſt, nur daß in erſterer Hinſicht dem Manne, wie bei allen übrigen gemeinſchaftlichen Angelegenheiten, die Leitung zukommt, unbeſchadet des Rechts der Frau, den Staat zur Beſchützung und Vertheidigung ihrer perſönlichen und dinglichen Rechte aufzufordern. Bei getrennten Gütern iſt der Mann zur Ernährung des Weibes und zur Erhaltung der Oekonomie verbunden, wogegen ihm der Nießbrauch an den Gütern der Frau zuſtehen muß. Von verſchiedenen Seiten haben Hippel (ſ. den Art.), Thieß, Ehrenberg und Ewald die Ehe beleuchtet und dargeſtellt. Betrachten wir nun die poſitiven Anſichten von der Ehe. Bei den Catholiſchen iſt die Ehe zufolge der Satzungen des tridentiſchen Concils das ſiebente Sacrament, allein die Proteſtanten haben dieſen Lehrſatz verworfen, und die Napoleoniſche Legislation ging von dem Grundſatze aus, „daß der Geſetzgeber die Ehe nur in rechtlicher und politiſcher Hinſicht zu betrachten habe," und begnügte ſich, ohne eine Definition von der Ehe zu geben, einige Regeln aufzuſtellen. Nach dem proteſtantiſchen Eherechte werden die Eheſachen zu den Kirchenſachen gerechnet und der kirchlichen Gerichtsbarkeit unterworfen. Das franzöſiſche Geſetz hatte hierin ganz andere Principien angenommen, und den Clerus ſeines Einfluſſes auf den Ehecontract entſetzt. Es ergaben ſich daher zwiſchen ihr und den proteſtantiſchen und catholiſchen Eherechten Deutſchlands und anderer Staaten weſentliche Differenzen. Bei Proteſtanten und Catholiken wird die Ehe gültig geſchloſſen, nach vorhergängigem dreimaligen Aufgebot in den Kirchen, durch die prieſterliche Trauung. Nach dem Cod. N. geſchah das Aufgebot zu zwei Malen vor dem Gemeindehauſe des Wohnorts bei der Municipalität und öffentlich; vor dieſer ward die Ehe, jedoch nicht vor dem dritten Tage nach dem zweiten Aufgebote, geſchloſſen, und die prieſterliche Einſegnung blieb den Anſichten der Vermählten überlaſſen. Zur Gültigkeit der Eheverlöbniſſe iſt nach übereinſtimmenden Rechten der Proteſtanten und Catholiken die Einwilligung der Aeltern und Vormünder erforderlich, und ein deren ermangelnder Eheverſpruch (ſogenanntes Winkelverlöbniß) kann von den Aeltern

oder Vormündern angefochten werden, doch muß die Anfechtung aus Gründen geſchehen, ſonſt wird der Conſens von der Behörde ſupplirt. Nach dem Cod. N. durfte kein Sohn vor dem 25ſten, keine Tochter vor dem 21ſten Jahre ohne Einwilligung der Aeltern oder Vormünder oder des Familienrathes heirathen, nach dieſen Jahren waren die Kinder nur verbunden, den Rath ihrer Aeltern ehrerbietig zu erbitten. Außerdem kannte der Cod. N. als Ehehinderniß 1. die Impubertät in der Maße, daß der Mann nicht vor dem 18ten, das Weib nicht vor dem 15ten Jahre heirathen ſoll; 2. die nahe Verwandtſchaft in der Maße, daß die Ehe in gerader Linie zwiſchen allen Aſcendenten, und Deſcendenten, ſie ſeyen ehelich oder unehelich, ſo wie unter Verſchwägerten derſelben Linie, desgleichen in der Seitenlinie unter Geſchwiſtern ehelich oder unehelich und Verſchwägerten deſſelben Grades, ſo wie unter Oheim und Nichte, Baſe und Neffen verboten war. Hingegen die außerdem bei den Proteſtanten und Catholiken angenommenen Ehehinderniſſe, als vorhergegangener Ehebruch, Disparität des Cultus, die entferntere Blutsverwandtſchaft und Schwägerſchaft, ſo wie die bei den Catholiken allein geltenden Impedimente, als das Keuſchheitsgelübde, geiſtliche Verwandtſchaft ꝛc. waren im Cod. N. nicht gültig. Auffallender noch waren die Verſchiedenheiten rückſichtlich der Eheſcheidung und des Ehebruchs. Zu gänzlicher Eheſcheidung ſind nach proteſtantiſchen Eherechten die Urſachen: 1. Ehebruch für beide Theile (nach dem catholiſchen Eherecht aber bloß zur beſtändigen Scheidung von Tiſch und Bett), nach dem Cod. N. in der Regel blos für den Ehemann, und nur dann für die Ehefrau, wenn der Ehemann ſich den Ehebruch in dem Hauſe erlaubt hat, welches beide Ehegatten bewohnen. 2. Die bösliche Verlaſſung. 3. Die bösliche Verweigerung der ehelichen Pflicht. Von beiden ſchweigt der Cod. N. bei Aufzählung der beſtimmten Urſachen gänzlicher Scheidung, und ſind die Urſachen dieſes Schweigens über den 3ten Punkt in den Discuſſionen zu ſuchen, da wir ſie hier nicht geben können. 4. Sävitien und Lebensnachſtellungen. Dieſen fügt der Cod. N. noch grobe Injurien bei. Streitige Scheidungsurſachen bei den Proteſtanten ſind a) Impotenz, b) beſtändige Krankheit und Raſerei, c) unverſöhnlicher Haß, d) lebenswierige Gefängnißſtrafe. Der Cod. N. aber ſetzte ausdrücklich als Eheſcheidungsurſachen feſt: α) Verurtheilung eines Gatten zu entehrender Strafe, und läßt durch den bürgerlichen Tod die Ehe ipso jure aufheben, und β) die wechſelſeitige Einwilligung der Ehegatten, unter beſondern Modificationen: 1. der Mann muß über 26, die Frau über 21, aber noch nicht 45 Jahre alt ſein. 2. Die Ehe muß über zwei Jahre gedauert haben. 3. Die Aeltern müſſen darein willigen. 4. Sie müſſen ihre civilrechtlichen Verhältniſſe wegen Sonderung der Güter, Erziehung der Kinder ꝛc. bereits arrangirt haben. 5. Sie müſſen auf dem gemeinſchaftlichen Geſuche nach Verfluß eines Jahres beharren, und es darf auch keines derſelben unter drei Jahren nach geſprochener Eheſcheidungsſentenz ſich wiederum verheirathen. In mehreren deutſchen proteſtantiſchen Ländern hat man ſchon ſeit längerer Zeit den Weg einſchlagen können, daß beide Gatten ſich mit Suppliken an den Fürſten gewendet haben, welcher ſodann kraft landesherrlicher Macht, ohne weiteres oder nach vorgängiger Cognition, die Scheidung verfügt. In neuern Zeiten iſt in Frankreich die Napoleoniſche Geſetzgebung über die Ehe wieder abgeſchafft, ſo daß z. B. keine förmliche

Eheſcheidung weiter Statt findet, ſondern blos Trennung von Tiſch und Bett.

Ehebruch, Verletzung ehelicher Treue und Pflicht überhaupt, aber vorzugsweiſe durch Beiſchlaf mit einer andern Perſon. Er wird nach verſchiedenen Geſetzen verſchieden beſtimmt und beſtraft. Nach römiſchem Rechte durfte der Ehemann das ehebrecheriſche Paar, der Vater die Tochter ſammt dem Ehebrecher, auf der That ertappt, tödten. Moraliſcher Ehebruch iſt, wenn ein Ehegatte den Platz in ſeinem Herzen, welcher dem Gatten gebührt, einer fremden Perſon einräumt, ſogar in den Momenten, wo Natur und Pflicht die innigſte Harmonie der Seelen erheiſchen, nach den Worten der Schrift: wer ein Weib anſieht, ihr zu begehren ꝛc. Ein Beiſpiel des vollendeten moraliſchen Ehebruchs ſtellt Göthe in ſeinen Wahlverwandtſchaften auf, als Eduard und Charlotte ſich in jener Unglücksnacht mit falſcher Zärtlichkeit täuſchen; und daß dergleichen in der Welt nicht ſelten vorkomme, beweiſet die bemerkbare Einmiſchung beſtimmter Geſichtsähnlichkeit in die Nachkommenſchaft unſträflich wandelnder, aber wohl ſträflich denkender Eheleute. Siehe die treffliche Schrift von K. M. von Goens : Cuningham über moraliſchen Ehebruch ꝛc. Leipz. 1811, bei Kummer, 8.

Ehehaft, oder noch gewöhnlicher in der Mehrzahl, Ehehaften, nennt man ein rechtmäßiges, in den Geſetzen als gültig anerkanntes Hinderniß irgend einer Handlung. Er hat Ehehaften, heißt: er hat wichtige, gegründete Abhaltungen, beſonders aber geſetzlich genehmigte Hinderniſſe des Erſcheinens vor Gericht.

Eheloſigkeit, ſ. Cölibat.

Ehepacten, die bei Schließung der Ehe zu Regulirung der Vermögensverhältniſſe ſowohl während der Ehe, als auf den Todesfall abgeſchloſſenen Verträge. Die poſitiven Geſetze unterwerfen ſie großen Beſchränkungen. Sonſt auch Ehezärter, Eheberedung genannt.

Eheſcheidung (divortium). Da die Ehe ihrem Weſen nach auf Liebe, ihrer Erſcheinung nach noch auf einem Vertrage beruht, ſo kann ſie zwar nie auf beſtimmte Zeit abgeſchloſſen werden, und iſt mithin ihrer Idee nach ein erſt mit dem Tode zu endigendes Geſchlechtsverhältniß. Da aber in der Wirklichkeit weder die Neigung derer, die in ein ſolches Verhältniß zu treten erklären, immer wahrhaft und feſt iſt, noch auch durch Zwang realiſirt werden kann, indem die äußere Geſchlechtsgemeinſchaft ohne die innere und ohne Liebe unſittlich iſt: ſo können auch Umſtände und Handlungen der Ehegatten, welche dieſen Forderungen und mithin dem Zwecke der Ehe widerſprechen, Gründe zur Trennung derſelben werden. Man nennt ſie Eheſcheidungsurſachen. Das Weitere hierüber ſehe man im Art. Ehe. Uebrigens iſt es angemeſſen, daß auch bei der Trennung der Ehe die Kirche mitwirke, und daß, wie bei ihrer Eingehung, gewiſſe Formalitäten Statt finden.

Eheverlöbniß, ſ. Sponſalien.

Ehre iſt die perſönliche Würde, die wir beſitzen, in ſo fern ſie von uns ſelbſt oder von andern anerkannt wird. Hierauf beruht der Unterſchied der innern (moraliſchen) und äußern Ehre. Auf jene bezieht ſich der Ausdruck: Ehre im Leibe haben, auf dieſe der Ausdruck: in Ehren ſtehen, oder halten; ferner Ehrerbietung, d. i. die Hochachtung, welche mit äußerer Ehrenbezeigung

verbunden iſt, ein beſcheidnes Unterordnen unter Höhere. Ehrfurcht, eine tiefe Hochachtung mit Erkenntniß der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit, ſo wie mit Entfernung eines Betragens verbunden, welches um die Gunſt und den Beifall des Höheren bringen kann. Oft aber werden dieſe Ausdrücke bloß als Worte gebraucht. Das mehr oder minder lebhafte Bewußtſeyn deſſen, was man ſeiner Ehre ſchuldig iſt, heißt Ehrgefühl, das gemäßigte und natürliche Streben nach Ehre Ehrliebe, das zu lebhafte oder leidenſchaftliche Streben aber Ehrgeiz und Ehrſucht. Uebrigens iſt die äußere Ehre, welche von der innern ausgehen ſollte, wiederum die bürgerliche Ehre überhaupt, welche jedem zukommt, dem man nichts Geſetzwidriges vorwerfen darf, oder die Amts- und Standesehre insbeſondere, die auf dem Beſitz des Standes und Amtes beruht, in ſofern man ſich deſſen würdig bezeigt. So beſteht z. B. die Ehre des Kriegers in der Tapferkeit, die Ehre des Kaufmanns im Credit u. ſ. w. und wer dieſe Eigenſchaften einem Individuum, das vermöge ſeines Standes oder Amtes ſie beſitzen ſoll, widerrechtlich abſpricht, und ihm die hierauf ſich beziehende Ehre nicht bezeigt, begeht eine Injurie (ſ. d. Art.). Mit der bürgerlichen Ehre aber iſt die Ehrlichkeit genau verwandt, welchen Ausdruck der Sprachgebrauch auf ſtrenge Rechtlichkeit in Beziehung auf fremdes Eigenthum beſchränkt hat; weil dieſes das erſte iſt, was man im bürgerlichen Verkehr von jedem Menſchen verlangen, wenn auch nicht immer erwarten darf. Doch ſagt das Rechtsſprichwort: quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium (man muß Jeden ſo lange äußerlich für einen ehrlichen Mann halten, bis das Gegentheil erwieſen iſt), weil Ehrlichkeit eine Tugend iſt, durch welche man das Zutrauen der Menſchen erwirbt, die Abſprechung derſelben aber durch Thatſachen vor Gericht gerechtfertigt werden muß, indem ſie leicht jenes nothwendigen Zutrauens beraubt, und den Bürger des Schutzes der Geſetze unwerth und ſtrafbar erklärt; daher läßt man auch die Verſicherung gelten, wobei man ſich auf ſeine Ehrlichkeit beruft und ſie gleichſam zum Unterpfande gibt. Sie gehört zur Rechtſchaffenheit und ſchließt Wahrhaftigkeit und Treue verbunden in ſich; eigennütziger Betrug und Treuloſigkeit ſind ihr daher entgegengeſetzt. Wer (vorzüglich die bürgerliche) Ehre nicht beſitzt, wird ehrlos genannt. Ehrloſigkeit iſt die durch ſchändliche Handlungen aller Art, beſonders auch durch grobe Verbrechen, welche mit entehrenden Strafen belegt werden, entſtandene Beraubung der öffentlichen Achtung, auf die ſonſt jeder von Rechtswegen Anſpruch machen kann. (S. Infamie.) Die mit gewiſſen Gewerben verbundene Ehrloſigkeit iſt ein Reſt der Barbarei voriger Zeiten und neuerdings hier und da abgeſchafft worden. Die Merkmale der äußern Ehre ſind Ehrenzeichen und Ehrenſtellen. Unter Ehrenämtern verſteht man ſolche Ehrenſtellen, die mit keiner, oder nur geringer Beſoldung verknüpft ſind. Ehrentitel ſind dagegen bloß Zeichen von Ehrenämtern, vermöge welcher Jemand gar nichts von Amts wegen zu thun hat, ſondern blos einen gewiſſen Rang in der bürgerlichen Geſellſchaft genießt. Ehrenſachen ſind Angelegenheiten, inſonderheit von ſtreitiger Art, bei welchen man in Gefahr iſt, an ſeiner äußern Ehre zu leiden. Da ſolche Ehrenſachen oft zu blutigen Händeln (Duellen oder Zweikämpfen) Anlaß geben, ſo hat man ſie hin und wieder durch beſondere Ehrengerichte beizulegen geſucht (an eini-

gen Orten, z. B. in der Lauſitz, in Schleſien gibt es dergleichen, welche aus hohen Adeligen beſtehen (auch die Ehrentafel genannt), welche über alle die Ehre des Adels betreffenden Angelegenheiten entſcheiden müſſen). Allein der ſogenannte Ehrenpunkt oder das point d'honneur wollte es angeblich nicht leiden, daß ſolche Sachen gerichtlich entſchieden würden, weil der Stand der ſtreitenden Parteien in ſolchen Dingen fordere, daß Jeder mit eigener Kraft und Muth ſeine Anſprüche durchſetze oder ſich Genugthuung verſchaffe (vergl. Duell). Unter Ehrenſchulden verſteht man gewöhnlich Spielſchulden, weil dieſe nicht ausgeklagt werden können, mithin blos die Ehre zu deren Bezahlung verpflichtet. Ehrenſold (Honorar) nennt man die Vergütung, die ein Lehrer von ſeinen Schülern für Vorleſungen, ein Schriftſteller vom Verleger, ein Arzt von den Kranken oder deren Anverwandten für eine Bemühung erhält, die eigentlich nicht nach Gelde geſchätzt werden kann, und daher mehr um die Ehre, als um der Beſoldung willen unternommen werden ſollte: Ehrengeſchenk oder Ehrengabe iſt dasjenige, was an manchen Orten, vorzüglich durchreiſenden fürſtlichen Perſonen aus achtungsvoller Huldigung dargeboten wird, z. B. Früchte, Kuchen, Wein ꝛc., daher der Ausdruck Ehrenwein. Unendlich ſind die Arten von Ehrenbezeigungen, daher die Ausdrücke Ehrenfeſt, Ehrentag, Ehrenſchmaus, Ehrengelag, Ehrentrunk, Ehrentanz, Ehrenſäule, Ehrentempel, Ehrenpforten u. ſ. w., letztern iſt der Charakter der feierlichen Heiterkeit eigen. Ehrendamen und Ehrencavaliere ſind höhere Dienerinnen und Diener an den fürſtlichen Höfen. Unter der Hausehre aber verſteht man im komiſchen Style die Hausfrau, weil ſie dem Hauſe Ehre machen ſoll. D.

Ehrenbreitſtein, eine wichtige Bergfeſtung auf einem Felſen dieſſeit des Rheins, Coblenz gegenüber, im ehemaligen Erzſtifte Trier. Die Franzoſen hielten ſie von 1798 bis 1799 während der Friedensunterhandlungen völkerrechtswidrig blokirt, worauf ſie ſich endlich den 29. Jan. aus Mangel an Lebensmitteln ergeben mußte und 1801 geſprengt wurde. Unten am Felſen, bei dem Städtchen Thal-Ehrenbreitſtein, iſt das churfürſtliche Reſidenzſchloß, welches aber bei der Belagerung der Feſtung größtentheils zerſtört worden iſt. Im Jahr 1802 wurde die geſprengte Feſtung, das Städtchen und dazu gehörige Amt dem Fürſten von Naſſau-Weilburg als Entſchädigung zugetheilt, und nachdem dieſer durch eine, in Folge des Wiener Congreſſes im Jahr 1815 geſchloſſene Convention dieſe Beſitzungen an Preußen abgetreten, gehören ſie zu dem preußiſchen Großherzogthum Niederrhein (Provinz Cleve-Berg).

Ehrenlegion (légion d'honneur). Dieſes Inſtitut, der erſte Orden, den Frankreich nach der Revolution wieder erhielt, erſtreckte ſich auf alle Stände der Nation, auch auf Fremde, welche Napoleon damit begaben wollte. Sein Zweck war Auszeichnung und Belohnung durch Würde und Gehalt für die Perſonen der Verdienſtvollen und durch Fürſorge für ihre Kinder, zugleich aber auch Anfettung deſſen, der den Orden trägt, an den, der ihn verleiht. Dieſer Orden wurde ſehr häufig nicht nur in Frankreich, wo man zwiſchen 30 — 40,000 Mitglieder nach den verſchiedenen Claſſen rechnete, ſondern auch in andern Ländern des Continents, vertheilt. Am 15. Mai 1802 ward der erſte Vorſchlag dazu von dem erſten Conſul der Republik an das geſetzgebende Corps gebracht. Dies geſchah durch Rö-

derer, als Redner der Regierung. In dem geſetzgebenden Corps ſowohl, als im Tribunat, erhob ſich jedoch wider Gewohnheit und Erwarten eine Oppoſition. Lucian Bonaparte aber übernahm die Vertheidigung des Vorſchlags gegen alle Angriffe. „Durch perſönliche Belohnungen," ſagte er unter andern, „kann die Conſtitution, kann die Gleichheit nicht verletzt werden. Auszeichnung ohne Macht drückt Niemand und darf Keinen erſchrecken. Das Eigenthum iſt ſo wenig perſönlich als erblich, ſondern gehört der Legion im Ganzen, kann alſo auf keine Weiſe mit den Lehen verglichen werden, und enthält keinen Keim zum Erbadel. Die Legionairs haben keine Anſprüche auf beſondere Aemter und bilden keinen Stand, keine Zunft, da ſie als Legionairs nirgends vereinigt ſind, ſondern überall zerſtreut, dieſe oder jene militäriſche oder bürgerliche Anſtellung haben." Dieſe Sprache führte zu dem Reſultate, daß der Geſetzvorſchlag wegen der Ehrenlegion im Tribunate (am 18. Mai) mit 66 Stimmen gegen 38, und Tags darauf im geſetzgebenden Corps mit 166 Stimmen gegen 110 angenommen und ſofort zum Geſetz erhoben wurde. Zu Mitgliedern der Legion wurden zuvörderſt alle Krieger erklärt, welche Ehrengewehre erhalten hatten; es ſollten ferner dazu ernannt werden können: ſolche Militärperſonen, die während des Freiheitskrieges große Dienſte geleiſtet hatten, und endlich auch andere Bürger, die durch Kenntniſſe, Talente und Tugenden zur Gründung oder Vertheidigung der Republik beitrugen, wenn ſie nämlich in ihrem Wohnorte als National-Garden gedient haben würden. Die Ernennung geſchah auf Lebenszeit. Jedes Mitglied mußte auf ſeine Ehre ſchwören: „daß es dem Dienſte der Republik, der Erhaltung ihres Gebietes in ſeiner Unverſehrtheit, der Vertheigung der Regierung, der Geſetze und des öffentlichen Eigenthums ſich widmen, durch alle Mittel, welche Gerechtigkeit, Vernunft und Geſetze gut heißen, jedes Unternehmen, das auf Wiederherſtellung der Feudalverfaſſung, der dazu gehörigen Titel ꝛc. abzwecke, bekämpfen, kurz, aus aller ſeiner Macht zur Behauptung der Freiheit und Gleichheit mitwirken wolle." Dieſer militäriſch-politiſche Orden beſtand 1. aus dem Ober-Verwaltungsrathe (grand conseil), dem die Ernennung der Legionairs übertragen war, und welcher aus den hohen Reichsbeamten beſtand, die aus der Claſſe der Groß-Offiziere einen Kanzler und einen Schatzmeiſter wählten; 2. den Groß-Offizieren, welche ſich in diejenigen theilten, welche die Decoration des großen Bandes hatten, und in diejenigen, welche es nicht hatten. Die Zahl der erſtern beſtand aus 60, mit Ausnahme der franzöſiſchen Prinzen und der auswärtigen Fürſten und Ritter, denen es der Kaiſer gab; 3. der Ordenskanzellei, welche unter dem Vorſitze des Ordenskanzlers die Geſchäfte der Legion beſorgte; und 4. aus den 16 Cohorten. Jede derſelben beſteht aus 7 Großkreuzen, 20 Commandanten, 60 Offizieren und 538 Legionairs, alſo aus 625 Mitgliedern, ſo daß alle 16 Cohorten 10 000 Individuen enthielten, worunter jedoch die kaiſerlichen Prinzen und ausländiſchen Mitglieder nicht mit begriffen waren. Auch hatte noch jede Cohorte einen beſondern Verwaltungsrath von 9 Gliedern. Dieſe Cohorten waren durch ganz Frankreich vertheilt; ihre Hauptſitze oder Reſidenzen waren zu Fontainebleau, Abtei St. Waaſt zu Arras, Abtei St. Peter zu Gent, Schloß Brühl im Ruhrdepartement, Schloß zu Zabern im Rheindepartement, Palaſt zu Dijon, Palaſt zu Vienne, die Paläſte zu Beziers, Aix, Toulouſe, Agen, Abtei St. Mairant, Schloß Craon, Abtei

Bel bei Bernay, Schloß Chambord und Schloß Venerin bei Turin. Jede hatte ihren Chef, Kanzler und Schatzmeiſter. Der Kaiſer war Großmeiſter. Jeder Groß-Offizier hatte eine Jahresrente von 5000, jeder Commandant von 2000, jeder Offizier von 1000 und jeder Legionär von 200 Franken zu genießen, wozu 8,200,000 Franken Renten auf Nationalgüter angewieſen waren. Das Ordenszeichen war ein weiß emaillirter Stern mit fünf doppelten Strahlen, in der Mitte deſſelben ein Eichen- und Lorbeerkranz und darin auf der einen Seite der Kopf Napoleons mit der Umſchrift: „Napoléon Empereur des François,“ auf der andern Seite aber der franzöſiſche Adler mit dem Donnerkeil und der Inſchrift: „Honneur et patrie.“ Die Groß-Offiziere, Commandanten und Offiziere trugen ihn von Gold; die andern Legionairs von Silber; daher auch der goldene und ſilberne Adler unterſchieden ward; der Kaiſer allein konnte entweder den einen oder den andern tragen. Außer dieſen allgemeinen Ordenszeichen gab es noch die große Decoration. Uebrigens waren mit dieſem Inſtitut auch einige Erziehungshäuſer für weibliche Kinder der Legionairs verbunden. Ein Statut vom 29. März 1809 gab dem Inſtitut der Kaiſerlichen Häuſer Napoleons ſeine definitive Organiſation, und ſtellte es unter den Schutz einer Prinzeſſin aus der kaiſerlichen Familie. Die Anſtalt war in 8 Häuſer abgetheilt, von denen jedes der beiden erſten (auf dem Schloſſe von Ecouen und zu St. Denis etablirt) auf 300 Eleven, Töchter noch lebender Legionairs, eingerichtet war. Die 6 übrigen Häuſer waren für hinterlaſſene Waiſen verſtorbener Legionairs beſtimmt, und um Paris gelegen. — Ludwig XVIII. hat zwar den Ludwigsorden erneuert, und einen neuen Orden der Lilie geſtiftet, doch aber den Orden der Ehrenlegion beſtätigt, und ihm im Mai 1816 eine etwas veränderte Einrichtung gegeben. Er heißt nun: der königliche Orden der Ehrenlegion; die Zahl der Ritter iſt unbeſchränkt, aber die Zahl der Großkreuze, Groß-Offiziers, Commandeurs und Offiziers beſtimmt. Die Decoration beſteht in dem ſonſt gewöhnlichen Sterne, über welchem die Königskrone, und in deſſen Mitte auf der einen Seite das Bild Heinrichs IV., auf der andern die Worte: Honneur et patrie. Das Ordensfeſt iſt auf den 15. Jul., als den Heinrichs-Tag beſtimmt. Ausländer können dieſen Orden auch erhalten, ſind aber von dem Eide befreit, den die gebornen Franzoſen bei ihrer Aufnahme ſchwören müſſen. Im J. 1819 zählte der Orden 41,209 Mitgl. darunter 27,568 Militär- und 1110 Civilperſonen.

Eſthland oder Statthalterſchaft Reval, der nördliche Theil der Provinz Liefland, hat auf 487 Q. M. 224000 Einw. und bei vielem Sandboden, dennoch ergiebigen Getraidebau, Hanf, Flachs, Rindvieh, Pferde ꝛc. Reval iſt die Hauptſtadt. Die Eſthen, eine finniſche Völkerſchaft, gehörten ſchon in den älteſten Zeiten zu der ruſſiſchen Monarchie, und führten den Namen Tſchuden. In der Folge ſuchten ſie ſich dieſer Oberherrſchaft zu entziehen; und ſeit 1385, wo das Land dem deutſchen Orden verkauft wurde, machte es einen Theil des liefländiſchen Staates aus, mit welchem es, nachdem es 100 Jahre unter Schweden geſtanden hatte, wieder unter Rußland kam, und unter Catharina II. den Namen der revaiſchen Statthalterſchaft erhielt, 1797 aber wieder als Gouvernement Eſthland hergeſtellt wurde. Eſthland und Liefland betragen zwar nur ungefähr den 210ten Theil des unermeßlichen ruſſiſchen Reichs; allein

die ruſſiſchen Beherrſcher haben von jeher auf die Erlangung und Behauptung dieſer Provinzen großen Werth geſetzt. Ueber die unglückliche Lage der Leibeigenen in Lief- und Eſthland iſt, ſeitdem Merkel (in ſeinem Buche: Die Letten) und Petri (in ſeinem Werke: Die Eſthen) die Sache zur Sprache brachten, ſehr viel geſchrieben worden. Uebrigens haben die Eſthen meiſtentheils ſchlechte Wohnungen, ſind rauh und zu Strapazen abgehärtet, und bekennen ſich zum chriſtlichen Glauben. Durch den Kaiſer Alexander ſind in den neueſten Zeiten viele Verfügungen getroffen worden, vermöge welcher das Schickſal des Bauernſtandes in Eſth- und Liefland ſehr erleichtert und die Leibeigenſchaft gewiſſermaßen aufgehoben worden iſt.

Ei. Vögel, Amphibien, Fiſche, Inſecten und Würmer legen Eier, und zwar die Vögel ohne alle Ausnahme. Die Eier der Fiſche nennt man Laich oder Rogen. In ihnen liegt der Keim zu dem jungen Thiere, ſie haben daher Aehnlichkeit mit den Samenkörnern der Gewächſe. Auch in dieſen liegt der Keim zur jungen Pflanze, und erwartet Feuchtigkeit und Wärme, um zur Entwickelung zu gelangen. Ein großer Theil der Subſtanz, welche das Samenkorn ausmacht, dient dem Keime zur erſten Nahrung; eben ſo mit dem Eie, welches überdies noch die nöthige Feuchtigkeit bei ſich hat, und alſo zur Entwickelung nur Wärme von Außen braucht. Das Vogelei beſteht 1. aus der Eierſchale. Unmittelbar unter dieſer harten, poröſen Bedeckung liegt dicht eingeſchloſſen 2. das Eihäutchen, ebenfalls etwas porös. Nun folgt 3. das Eiweiß, in welchem endlich 4. der Eidotter ſchwimmt, womit noch der ſogenannte Hahnentritt bei befruchteten Eiern verbunden iſt. Am Dotter erblickt man eine kleine linſenförmige Narbe, in deren Mitte ſich ein kleines, eirundes, aſchgraues Säckchen befindet. Dies iſt die Stelle, wo ſich das junge Thier entwickelt. Die äußere Geſtalt der Eier iſt bei den Vögeln meiſtentheils mehr oder weniger länglichrund. Verſchieden iſt ſie bei andern eierlegenden Thieren. Unter den Amphibien haben z. B. die Crocodile kegelförmige Eier. Bei den Eiern der Vögel iſt die mannichfaltige Schattirung der Farben bewundernswürdig, und doch ſchränken ſich die Hauptfarben meiſtens nur auf weiß, bläulich und grünlich ein. Die Flecken, Punkte oder Striche, womit viele gezeichnet ſind, ſpielen in unzähligen Nuancen aus dem Rothen ins Graue, Aſchfarbene ꝛc. Die Eier der Vögel, beſonders der Hühner, ſind eine wohlſchmeckende und nahrhafte Speiſe. Unter den Amphibien liefern die Schildkröten eßbare Eier. Der Rogen der Fiſche wird ebenfalls gegeſſen, und der Kaviar beſteht ganz aus Fiſcheiern. Das Eiweiß der Hühnereier dient zu Umſchlägen in Augenkrankheiten. In Apotheken und Küchen bedient man ſich deſſelben außerdem zum Abklären gewiſſer Pflanzenſäfte, der Molken, des Zuckers ꝛc. Das bloße Eiweiß giebt einen glänzenden Firniß zum Ueberziehen mancher Kunſtwerke, inſonderheit der Gemählde und Spielkarten. Mit geriebenem friſch gebranntem Kalk, mit Ziegelmehl, Thon, Mehl und andern Subſtanzen, nach Beſchaffenheit der Umſtände vermiſcht, giebt es einen ſehr feſten Kitt. Um die Eier länger unverdorben zu erhalten, muß man ſie vor dem Zutritt der Luft bewahren. Man überſtreicht ſie daher mit Firniß oder Oel, ſetzt ſie frei auf dem ſpitzigen Ende auf eine durchlöcherte Bank, oder ſchichtet ſie, welches noch beſſer iſt, auf das ſpitzige Ende geſtellt, in ſehr trockene Holzaſche, in Häckerling ꝛc., in Kiſten und Fäſſern ein, und ſetzt ſie an einen trockenen, im Winter vor ſtrenger Kälte geſchützten, doch nicht zu warmen Ort.

Eichen, vergleichen, gleich machen; von Maßen und Gewichten ihnen die gehörige Größe und Schwere geben. Scheffel, Viertel, Fäſſer, Ellen, Wagen ꝛc. eichen. Dieſes Eichen verrichten dazu beſtimmte Perſonen, welche das zu eichende Maß oder Gewicht mit dem von der Obrigkeit feſtgeſetzten und angenommenen (welches auch das Eichmaß genannt wird) vergleichen, es demſelben gleich machen, und als demſelben gleich mit einem darauf eingebrannten Stämpel oder andern Zeichen bezeichnen. Ein Fiſchergarn eichen heißt, die Maſchen deſſelben mit dem Strickſpan meſſen, ob ſie etwa zu klein ſind, ſo daß ſich die junge Brut darin fangen kann, was nicht geſchehen darf. Die Schiffe eichen, beſtimmen, wie viel ſie halten.

Eid, iſt eine mit Berufung auf die Gottheit, als ein allwiſſendes und heiliges Weſen, verknüpfte Erklärung, wodurch die Zuverläſſigkeit dieſer Erklärung verſtärkt werden ſoll. Man ſetzt nämlich voraus, daß derjenige, der ſich in dem Augenblicke, wo er eine ſolche Erklärung gibt, an den höchſten Geſetzgeber und Richter der Menſchen ausdrücklich erinnert, um ſo gewiſſer ſeiner Verpflichtung in Anſehung des Falles oder Gegenſtandes, worauf ſich die Erklärung bezieht, eingedenk und treu ſein werde. Ueber die Zuläſſigkeit des Eides überhaupt iſt viel geſtritten worden. Es gibt Moraliſten und Religionsparteien, die den Eid durchaus mißbilligen, theils weil dabei abergläubige Vorſtellungen, welche die ſittliche Geſinnung leicht verderben können, oft zum Grunde liegen, theils weil Jeſus geſagt hat: Eure Rede ſei Ja und Nein! was darüber iſt, das iſt vom Uebel! Zu wünſchen wäre es allerdings, daß man des Eides entbehren könnte, oder den Gebrauch deſſelben wenigſtens möglichſt beſchränkte; denn die Vervielfältigung der Eide vermindert ſelbſt die Heiligkeit des Eides in den Augen des Volks; daher man ſich auch nicht über den Leichtſinn wundern darf, mit welchem oft Eide über die geringfügigſten Dinge geſchworen werden. Die merkwürdigſten Arten der Eide ſind folgende: Amtseid, wodurch Jemand verſpricht, daß er die Pflichten eines ihm anvertrauten Amtes gewiſſenhaft erfüllen wolle; Reinigungseid, wodurch Jemand verſichert, daß er von einem angeſchuldigten Verbrechen frei ſei; Zeugeneid, wodurch Jemand verſichert, daß er als Zeuge die Wahrheit, ſo weit ſie ihm bekannt ſei, ausſagen wolle oder ausgeſagt habe; Wahrſcheinlichkeitseid, wodurch Jemand verſichert, daß ihm etwas zwar nicht gewiß bekannt ſei, er aber doch glaube und dafür halte, es befinde ſich die Sache ſo, wie er ſich darüber erkläre; Eid für Gefährde, wodurch man verſichert, daß man einem Andern den Eid nicht aus böſer Abſicht deferire. Den Bürgereid ſchwören an manchen Orten diejenigen, welche das Bürgerrecht in einer Stadt oder in einem Staate erwerben wollen. Wiefern die Bürger eines Staates auch Unterthanen heißen, nennt man den Bürgereid in der letztern Bedeutung auch Unterthaneneid. Den Huldigungseid kann ſowohl der Regent, dem gehuldigt wird, als der Unterthan, welcher huldigt, ſchwören. Religionseid iſt der, wodurch Jemand verſichert, daß er einer gewiſſen Religionspartei zugethan ſei und (wenn ihm zugleich ein Lehramt anvertraut wird) nichts wider den Glauben jener Partei lehren wolle. Teſteid, ſ. Teſt. D.

Eiderdunen, die zarten Bruſtfedern der Eider (fälſchlich Eidergans genannt) anas mollissima. Dieſer nutzbare Schwimmvogel bewohnt die nördliche Erde, und hält ſich beſonders häufig um

Island und Grönland auf. Er iſt über 2 Fuß lang, und die ausgebreiteten Flügel meſſen über 3 1/2 Fuß. Gewöhnlich wiegt er 3 bis 3 1/2 Pfund. Sie brüten das erſte Mal zu Ende des Junius oder zu Anfange des Julius. Zu dem Ende baut das Weibchen ein ungekünſteltes Neſt aus Gras, Moos ꝛc., auf einer ſteilen Felſenklippe an der Seeküſte, oder auf einer wüſten Landſpitze. Um die Eier und Jungen vor der Kälte zu bewahren, rupft ſich die Mutter eine Menge Federn (Dunen) aus der Bruſt, und füttert damit das Neſt ſo aus, daß man ſie ſelbſt kaum erblickt, wenn ſie darauf ſitzt. In bewohnten Theilen des Nordens, wo die Menſchen die Dunen zu ſchätzen wiſſen, kommt kaum eine Eider das erſte Mal zum Brüten, und muß daher von neuem legen. Dies thut ſie auch zu drei verſchiedenen Malen. Die Einwohner der nördlichen Gegenden nehmen daher den Eidern die beiden erſten Male, oder doch wenigſtens das erſte Mal die Eier mit den Federn weg, und laſſen ihnen nur die beiden letzten oder die letzte Brut. Das Fleiſch der Eider achtet man nicht ſonderlich, überdies dürfen ſie auch in Island und Norwegen nicht getödtet werden; deſto mehr trachtet man den ſchmackhaften Eiern nach. Dieſe, ſo wie die koſtbaren Dunen, ſucht man oft mit Lebensgefahr zu bekommen, indem ſich die Küſtenbewohner an Stricken bis an die an ſteilen Felſen befeſtigten Neſter herablaſſen. Mit 5 Pfund der beſten Eiderdunen kann man ein ganzes Bett hinreichend füllen. Die Grönländer brauchen auch die abgezogene Haut mit den Federn zu Unterkleidern auf dem bloßen Leibe. Die Isländer und Norweger ſammeln eine große Menge dieſer Dunen, und verkaufen dieſelben gereinigt das Pfund zu 2 Thaler. Man theilt alle Dunen in zwei Sorten: in Tangdunen und Grasdunen. Jene ſind ſchwerer, koſten aber auch mehr Mühe zu reinigen. Wenn eine Gans drei Neſter in einem Jahre baut, ſo kann man ſicher 1/2 Pfund Dunen rechnen, davon geht aber die Hälfte durch die Reinigung ab. Island liefert an gereinigten Eiderdunen jährlich 2 bis 300, und an unreinen 1500 bis 2000 Pfund.

Eidgenoſſenſchaft wird die Republick der Schweiz genannt, weil ſich die Schweizer, welche auch Eidgenoſſen heißen, im J. 1308 mit einem Eide wider die Feinde ihrer Freiheit verbanden. S. Schweiz.

Eierſtock iſt ein weißer eiförmiger, nach dem Alter und der Größe des weiblichen Thieres mehr oder weniger großer, pelzig elaſtiſcher Körper, welcher auf jeder Seite des Fruchtbehälters in der Verdoppelung des zarten Bauchfells, wodurch er in ſeiner Lage erhalten wird, und worin die zu- und abführenden Gefäße und Nerven zu dem Eierſtock gehen, feſt umſchloſſen und innig verwachſen liegt. Die Subſtanz iſt gefäßreich, pelzig zellig; in ihr zeichnen ſich eine Anzahl, beim Menſchen 12 bis 15, kleiner Bläschen (Ovula Graafiana, von ihrem Entdecker Graaf genannt), aus, die eine durchſichtige, in kochendem Waſſer gerinnende Feuchtigkeit enthalten, deren geſunde Beſchaffenheit die Bedingung der Erzeugung eines neuen der Gattung ähnlichen Individuums mit enthält (ſ. Empfängniß). Bei der Befruchtung ſchwillt der Eierſtock auf und verändert ſich in ſeiner Maſſe, worauf ein ſolches Bläschen locker wird, ſo daß es die fingerartigen Franzen, der ſogenannten Trompeten des Fruchthälters, die in ihrer Nähe liegen und gleichfalls in einem ſtärkern Leben begriffen ſind, leichter losreißen, in ihre Oeffnung aufnehmen, und durch ihren Canal bis in den Fruchthalter ſelbſt bewegen können,

worin es ſich befeſtigt, verändert, und eine Frucht zu bilden anfängt, welche in einer bei jeder Thiergattung verſchieden geſetzten Zeit reift und geboren wird. (S. Geburt.)

Eiferſucht iſt der lebhafte Haß und Verdruß über fremde Vorzüge, welche uns in der Beſtrebung oder Erlangung und Behauptung eines Gutes hindern und in Gefahr bringen. An ſich iſt uns zwar alles Gute, was wir uns als ſolches vorſtellen, angenehm, und alles Böſe unangenehm, ſofern es uns als ſolches erſcheint. Wenn uns daher die Vollkommenheit eines Menſchen Schmerz und die Unvollkommenheit deſſelben Freude verurſachen ſoll, ſo muß die erſte in irgend einer Hinſicht als ein Uebel (für uns), die andere als ein Gut (für uns) vorgeſtellt werden. So iſt es, wenn man um Ehre, Rang und Würden buhlt, ſo iſt es ganz vorzüglich in der (Leidenſchaft der) Liebe; hier wird die Eiferſucht am ſtärkſten, daher wird die Eiferſucht einer liebenden Perſon vorzugsweiſe Eiferſucht genannt. Sie iſt alſo der Haß einer Perſon gegen Andere, die ihr durch gewiſſe Vorzüge den Beſitz der Liebe einer dritten zu entziehen ſcheinen, und hat verſchiedene Grade von der leiſen Beſorgniß, welche mit Unmuth gegen Andere verbunden iſt, bis zum wüthenden Zorn. Wäre der Eiferſüchtige vollkommen gewiß, daß die Vorzüge ſeines Nebenbuhlers auf die geliebte Perſon gar keinen Eindruck machten, noch ſonſt ihm irgend einen Abbruch thäten; ſo würde er gegen denſelben weder Haß noch Schadenfreude fühlen. Die Eiferſucht iſt alſo immer mit Beſorgniß, Unmuth, Mißtrauen gegen ſich ſelbſt und Mißtrauen gegen die geliebte Perſon verbunden. In letzterer Hinſicht wird die Eiferſucht oft empörend und tödtet die wahre Liebe, indem der Eiferſüchtige die geliebte Perſon despotiſch wie eine Sache, wie ein anderes Eigenthum behandelt, das ſeiner Eitelkeit und ſeinem Stolze dienen ſoll. In der wahren Liebe aber iſt Vertrauen. Daher ſagt Cuningham (über moral. Ehebruch ꝛc.) richtig: Der Grad der Eiferſucht iſt genau der Grad der Liebe, wenn nicht der gegenwärtigen, doch immer der vorherigen, zerdrückten, vergifteten, gemordeten. Die größere Reizbarkeit der Weiber, verbunden mit einem unvertilgbaren Gefühl der Schwäche, macht die Weiber für Eiferſucht vorzüglich empfänglich; doch ſind es die Männer aus andern Gründen eben ſo ſehr.

Eigennutz, das herrſchende Beſtreben, ſich keinen Vortheil entgehen zu laſſen. Damit iſt die Furcht zu verlieren gewöhnlich verbunden. Eigennützig kann eigentlich nur der ſinnliche Menſch, d. i. derjenige ſein, der bloß nach äußern Dingen ſtrebt und ihnen einen vorzüglichen Werth beilegt. Auch Arbeitſamkeit und die Mühe der Arbeit können einen eigennützigen Sinn begründen, ſo wie die Furcht oder Aengſtlichkeit in Betreff der eigenen Erhaltung und der Menge der Bedürfniſſe. Er iſt mit Mißtrauen meiſtens verbunden. Mit einer höhern und idealiſchen Anſicht der Dinge kann er nicht beſtehen; daher er weniger bei dem Gelehrten und Künſtler zu finden iſt, als bei dem Gewerbsmann. Der Eigennutz ſucht ſeinen Vortheil mit dem Schaden Anderer, er erſtickt daher die zarten Regungen der Liebe und Freundſchaft und verkümmert den freien Lebensgenuß.

Eigenſchaft iſt ein Merkmal, in ſofern es einer Sache beigelegt wird (Charakter). Die Eigenſchaften ſind eigenthümliche, wenn ſie einem Gegenſtande ausſchließend zukommen, Eigenſchaften im engern Sinn oder gemeinſchaftliche. Sie gehören zu

dem Weſen einer Sache oder nicht — ſie ſind weſentliche oder unweſentliche (zufällige) Eigenſchaften. Die Abweſenheit der letztern ändert an dem Weſen einer Sache nichts. Die erſtern ſind Grundeigenſchaften oder conſtitutiv weſentlich (essentialia, constitutiva), wenn ſie Beſtandtheile des Weſens ſind, und abgeleitete, conſecutive Eigenſchaften — Attribute. Letzterer Unterſchied wurde hauptſächlich durch Locke gemacht. Nach Berkeley ſind die Eigenſchaften bloße Ideen; nach Kant bloße Erſcheinungen.

Eigenſinn, ein Beſtehen auf ſeinem Sinn, vorzüglich aber ein hartnäckiges Streben, ſeine ſubjective Meinung zu behaupten, ſelbſt dann, wenn man die Gegengründe einſieht. Der Eigenſinnige behauptet oft etwas, um nur etwas zu behaupten, er will nicht das Anſehn haben, als gebe er ſeine Maxime auf. Daher iſt der Eigenſinn der Geſchmeidigkeit und Nachgiebigkeit des Sinnes entgegengeſetzt. Feſtigkeit des Sinnes muß der Menſch beſitzen, und nicht der iſt eigenſinnig zu nennen, der ſich von der Wahrheit der Gegenvorſtellungen und Behauptungen Anderer nicht überzeugen kann, dem das Beſſere noch nicht einleuchtet: denn der freie Menſch ſoll nach ſeiner Ueberzeugung handeln. Aber die Wahrheit ſeiner Meinung aufopfern, iſt des Menſchen unwürdig, und die Befangenheit in ſeinen Meinungen iſt Schwäche, Beſchränktheit des Geiſtes oder Laune. Der Eigenſinnige gleicht einem verzogenen, verzärtelten Kinde, er verlangt, alle andere Menſchen ſollen ſich nach ihm richten, und da dies nicht geſchieht, macht er ſich ſelbſt elend und die Geſellſchaft flieht ihn. Wer das Denken zum Geſchäft macht, der Gelehrte, iſt dieſem Fehler ſehr unterworfen; die Vorliebe für ſeine Meinungen macht den Syſtematiker öfters intolerant und parador. Vergl. Egoismus.

Eigenthum. Eigenthumsrecht. Das Recht der ausſchließenden Behandlung und des vollkommenen Gebrauchs einer äußeren Sache heißt im eigentlichen Sinne Eigenthumsrecht oder Eigenthum. Mit letzterem Ausdrucke bezeichnet man jedoch auch die äußere Sache ſelbſt, welche der Gegenſtand dieſes Rechts iſt. In ſofern die Ausſchließung zu dem vollkommenen naturgemäßen Gebrauch einer Sache nothwendig iſt, in ſofern iſt auch das Eigenthum rechtlich nothwendig. Die ausſchließende Behandlung iſt aber nicht möglich ohne Beſitz, folglich iſt der Beſitz Bedingung des Eigenthums (ſ. Beſitz) und zugleich das Recht des Beſitzes. Auch umfaßt das Eigenthum 1. das Dispoſitionsrecht oder die Proprietät, d. i. das Recht, über die Subſtanz einer Sache ausſchließend zu verfügen; 2. das Recht auf die Accidenzen der Sache, in ſofern ſie zu beſtimmten Zwecken angewendet werden können (Nutzungsrecht — Nießbrauch) und das Recht zu beſitzen, ſofern es ſich von dieſen beiden Rechten trennen läßt. In jedem dieſer Beſtandtheile des Eigenthumsrechts liegen wiederum mehrere einzelne Befugniſſe, welche auch einzeln von dem Eigenthümer auf andere Perſonen übertragen werden können. Hierdurch entſteht das vollſtändige und unvollſtändige, beſchränkte und unbeſchränkte Eigenthum. Ueber den rechtlichen Urſprung des Eigenthums haben vorzüglich unter den Naturrechtslehrern immer Streitigkeiten und verſchiedene Meinungen geherrſcht. Einige erklären die Beſitznahme herrenloſer Sachen für hinlänglich, das Eigenthumsrecht zu begründen, andere verlangen eine Uebereinkunft und gegenſeitige Anerkennung. Nur in einer rechtlichen Geſellſchaft kann Ei-

genthumsrecht Statt finden, daher hängt von der Eingehung derſelben das Eigenthumsrecht ab, und der bloße Beſitz wird erſt ſpäterhin zum Recht des Eigenthums. Im Staate werden die Erwerbarten des Eigenthums, ſo wie die Beendigungsarten deſſelben zur Verhütung der Streitigkeiten näher beſtimmt, und dieſe Beſtimmungen machen einen der wichtigſten Gegenſtände der Geſetzgebung aus. Uebrigens läßt ſich auch das Eigenttum als Gütergemeinſchaft denken. Dieſe paßt aber nur auf ein kleineres Volk. Handel, Induſtrie und eine freiere Cultur ſcheinen dabei nicht zu gewinnen. Man wirft dem Eigenthum vor, daß es unzählige Streitigkeiten über das Mein und Dein erzeugt habe; aber wie viel größere Streite hebt nicht die Beſtimmung des Eigenthums? T.

Eimer oder Eymer, ein Maß zu flüſſigen Dingen, beſonders zu Wein. In Sachſen hält er 63 Kannen und iſt die Hälfte einer Ahm, der fünfte Theil eines Faſſes und der zwölfte Theil eines Fuders. Im Hannöverſchen hält er 32 Kannen, und iſt der funfzehnte Theil eines Fuders. In Hamburg hält er 16 Kannen, iſt der fünfte Theil einer Ahm und der dreißigſte Theil eines Fuders. Im Oeſterreichiſchen machen 40 Maß einen Eimer und 32 Eimer ein Fuder. Im Würtembergiſchen iſt ein Eimer ſo viel als ein Ohm oder Ahm, d. i. 160 Maß, und ſechs Eimer machen ein Fuder. In Nürnberg und Zürich hält ein Eimer 94 Kannen, in Bern aber nur 25.

Einbildungskraft iſt das Vermögen des Geiſtes, Bilder von Gegenſtänden in uns hervorzubringen. Sie äußert ſich theils an urſprünglichen Vorſtellungen, theils an ſolchen, deren Stoff nicht durch einen gegenwärtigen, innern oder äußern, Gegenſtand unmittelbar gegeben iſt. Demnach unterſcheidet man 1. urſprüngliche Einbildungskraft oder Bildungsvermögen, d. i. das Vermögen urſprünglicher, aus Empfindung erzeugter Bilder, wodurch wir uns z. B. das Bild eines uns jetzt gegenwärtigen und uns afficirenden Baumes, Hauſes u. ſ. w. vorſtellen; und 2. reproductive (zurückrufende) Einbildungskraft oder Nachbildungsvermögen, d. i. das Vermögen der Anſchauungen auch ohne Gegenwart des Gegenſtandes. Nebſt dem Vermögen, gegebene Vorſtellungen aufzubewahren und derſelben ſich unwillkürlich oder vorſätzlich wieder bewußt zu werden, hat die Einbildungskraft auch 3. die Fähigkeit, Vorſtellungen aller Art mit einander zu verbinden und dadurch neue Bilder zu erzeugen. Hier heißt ſie productive Einbildungskraft oder Phantaſie im engern Sinne. Hier wirkt ſie unwillkürlich nach den bloßen Geſetzen der Vergeſellſchaftung (Aſſociation) der Vorſtellungen; wobei das Gemüth dem Strome der Vorſtellungen, wie ſie der Zufall herbeiführt, überlaſſen iſt, und Träume des Wachenden hervorbringt; oder nach dem Geſetze der Zweckmäßigkeit, und in gewiſſer Abhängigkeit von dem Verſtande. Die Vergeſellſchaftung der Vorſtellungen kann aber entweder einem beſtimmten Zwecke des Verſtandes gemäß geſchehen, oder ſie geſchieht nur dem Verſtandesgebrauch überhaupt angemeſſen, den allgemeinen Geſetzen deſſelben entſprechend, und dann wirkt ſie in unbeſtimmter Zweckmäßigkeit. Im erſteren Fall iſt ſie durch den beſtimmten Zweck gebunden, im zweiten iſt ihr Wirken frei, ohne darum doch regel- oder geſetzlos zu ſein. Das allgemeine Geſetz der Zweckmäßigkeit ſetzt ihrer Willkür Grenzen, innerhalb derer ſie ihr Spiel mit Freiheit treiben, die ſie aber nicht überſchreiten darf. Die freie und doch zweckmäßige Thätigkeit der Phantaſie begründet allein die Möglichkeit einer ſchönen Kunſt.

Hier bildet ſie nach *Ideen*, — ſie dichtet, und wird daher *Dichtungsvermögen* genannt. Nach jener doppelten Wirkſamkeit der Einbildungskraft kann man eine zwiefache Sphäre derſelben unterſcheiden: eine niedere proſaiſche, und eine höhere poetiſche. Ihre erſte und nächſte Beſtimmung iſt nämlich, das Denk- und Bildgeſchäft des Verſtandes für die mannichfaltigen Bedürfniſſe und Zwecke des Lebens und des Erkenntnißtriebes zu beſorgen; hier iſt ſie ſtets durch beſtimmte Zwecke *gebunden*: ihre zweite aber, durch ihre *freie*, jedoch zweckmäßige, Thätigkeit das Gemüth in ſeinem geſammten Vermögen harmoniſch zu beleben, vermöge ihrer ſchöpferiſchen Kraft durch ideale, über gemeine Wirklichkeit erhabene, Dichtungen und Gebilde den Geiſt über die Beſchränkungen des Daſeyns zu erheben, und dadurch das Daſeyn ſelbſt zu verſchönern. Voll des Gefühls dieſer wohlthätigen Wirkſamkeit ſeiner Göttin, ruft daher der Dichter aus:

Laßt uns alle
Den Vater preiſen!
Der ſolch eine ſchöne
Unverwelkliche Gattin
Dem ſterblichen Menſchen
Geſellen mögen!
Denn uns allein
Hat er ſie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.
Alle die andern
Armen Geſchlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen
Des *augenblicklichen*
Beſchränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Man kann nichts ſchöner und wahrer über die Einbildungskraft in ihrer poetiſchen Sphäre ſagen, als was hier *Göthe* geſagt hat. Zu groß, um überſehen, zu weit, um völlig gefaßt, zu reich, um erſchöpft zu werden; mannichfaltig genug, um allen Abänderungen der Lage, des Alters, jedem Bedürfniſſe gleichgeſtimmte und eine eigne Beziehung zu geben; geſchickt, jedem Ton der Seele eine ſo volle Harmonie zurückzugeben, daß vom Helden bis zum Liebhaber Jeder glauben ſollte, ſie wäre bloß *für ſeinen* Zuſtand geſchaffen; groß mit dem Einen, ſanft mit dem Andern, überall bereit, jedem Wunſch und jeder Sehnſucht Erfüllung zu geben, ſich in jede Farbe zu kleiden, iſt ſie auch nach Gram und Leiden die ſanfte und letzte Gefährtin unſerer Klagen. Ihre Bilder ſind es, die uns in Freude und Unglück beherrſchen, Hoffnung und Furcht wird uns durch ſie erregt. Das ganze Geheimniß von der hohen Wirkſamkeit aller ſchönen Kunſt beruht darin, daß die Einbildungskraft ſchöpferiſch wird. Es verſteht ſich, daß dies ſelbſt nur durch eine ſchöpferiſche Einbildungskraft zu bewirken ſei. Daß der Menſch ein ſolches ſchöpferiſches Vermögen, ſelbſtthätig Bilder und Ideen in ſich zu erzeugen, beſitzt, lehrt Jeden ſein eigenes Bewußtſeyn; denn kaum wird einer von der Natur ſo ſehr verwahrloſet ſein, daß er ſich nicht Weſen, Scenen, Lagen, Zuſtände ſollte dichten können, die er nie erlebt hat. Unendlich verſchieden aber ſind die Grade dieſes ſchöpferiſchen Vermögens der Einbildungskraft, und nur in ſeinen höheren Graden, wo es eigenthümliche Formen und Charaktere zu erfinden, ein Mannichfaltiges von Begebenheiten, Bildern und Ideen zu einem für die Vernunft zweckmäßigen Ganzen zu verknüpfen vermag, kann man es als eine entſchiedene

Anlagen zur Kunſt angeſehen. (S. Genie, Phantaſie, Darſtellung, Kunſt, Poeſie.)

Einfalt. Einfalt bedeutet urſprünglich, was nur Eine Falte hat, und iſt alſo dem Vielfältigen und Mannichfaltigen entgegengeſetzt, wie das leicht Ueberſehbare dem Verwickelten (Intriganten), ſchwer zu Ueberſehenden, zu Erkennenden. Man kann es in intelectueller, moraliſcher und äſthetiſcher Hinſicht betrachten. Wird die Einfalt dem Verſtande zugeſchrieben, ſo bezeichnet ſie einen ſolchen Menſchen, der durch die engen Schranken ſeiner Verſtandeskräfte auf einen kleinen Wirkungskreis beſchränkt iſt. In dieſer Hinſicht wird Einfalt ſtets als Fehler gerechnet, wo ſie nicht Folge der Unmündigkeit iſt, welche allmählich verſchwindet, oder mit Einfachheit gleichbedeutend gebraucht wird. Den moraliſch Einfältigen nennt man auch den Mann von ſchlichtem Herzen, einfacher Sitte, ſeine Beſchränkung iſt freiwillig. Wer einfältigen Verſtandes iſt, kann nicht nach weitausſehenden und verwickelten Abſichten handeln; wer einfältigen Herzens iſt, will es nicht. Der Stimme ſeines Gewiſſens folgend, klügelt er nicht über ſeine Pflichten, und übt ſie aus, unbekümmert um den Grund derſelben, über welchen der Philoſoph ſich oft in Zweifel verwickelt und den der Weltling gern untergrübe. Sein Leben zeichnet ſich aus durch eine ſolche Uebereinſtimmung der Geſinnungen und Handlungen, welche alle entfernten eigennützigen Nebenabſichten ausſchließt, wobei denn freilich ſeine Einfalt des Herzens dem Weltklugen als Einfalt des Verſtandes erſcheinen mag. Der Einfältige an Verſtande iſt dem Gewandten, Pfiffigen, der Einfältige am Herzen dem Politiſchen, ungefähr wie die Moral der Politik, entgegengeſetzt. Oft mögen wir den Politiſchen anſtaunen, öfter werden wir ihn fürchten: der moraliſch Einfältige iſt gewiß, durch Liebenswürdigkeit das Herz zu gewinnen; er gewinnt es aber, ohne es zu wollen, denn auch hier iſt er frei von Abſicht. Lavater charakteriſirt Einfalt alſo:

Sie ſteht ſo willenlos, ſo voll von Willen,
So läſſig da, ſo feſt, ſo frei und ſicher:
Sie will ſo nichts mit allem ihrem Wollen;
Sie will ſo viel, doch zwanglos nur und heiter.
Der Gute darf mit ihr wie mit ſich ſelber,
Die Schwachheit darf mit Zuverſicht ſie ſprechen.

Ihr Charakter iſt durchaus Naivetät, die ſtets mit der Unſchuld verloren geht (ſ. Naivetät). Wie die Naivetät dem Künſtlichen entgegengeſetzt iſt, ſo iſt auch Einfalt in der Kunſt ein Anſchein von Kunſtloſigkeit und Natürlichkeit. Im kunſtloſeſten Zuſammenſtimmen aller einzelnen Theile eines Kunſtwerks zur Totalität beſteht die äſthetiſche Einfalt. Verſchmähend alle Mittel, wodurch ein ſtetes Hinblicken auf das Gefallen die Aufmerkſamkeit an ſich zu reißen ſucht, nie fremden Anforderungen horchend, noch dem Zeitgeiſt fröhnend, ſpricht die äſthetiſche Einfalt ihre innerſte Seele anſpruchslos aus, und wartet ruhig auf die Seele, die ſie verſtehe. Nie gibt ſie mehr, als eben der Zweck erfordert; ihre Kunſtmittel ſind die einfachſten, ihre Anordnung und Verbindung iſt die faßlichſte; nie ſucht ſie Beifall auf Nebenwegen zu erſchleichen, iſt fern von allem Geſuchten, allem Prunk, aller Ueberladung. Sie iſt nicht reich und blendet nicht, aber ſie iſt ſicher, tüchtig, wahr und innig. Ihr Gang iſt ein gerader feſter Gang zum Ziele; überall zeigt ſich eine gewiſſe kindliche Aufrich-

tigkeit. Auch von der äſthetiſchen Einfalt kann man ſagen, daß ſie mit der Unſchuld verloren gehe, denn bei den Modernen iſt ſie erworben, künſtlich, bei den Alten war ſie unwillkürlich; ſchon den Römern wurde es ſchwerer, dieſen Geiſt ihren Werken einzuhauchen. Zu weit getriebene Einfalt grenzt übrigens an Trockenheit und Steifheit; am verdienſtlichſten iſt ſie bei ſonſtiger Fülle. dd.

Einflüſſe auf den menſchlichen Körper. Die ganze, den Menſchen umgebende äußere Natur ſteht mit ihm in ſo inniger Verbindung, daß nur durch die ſtete Wechſelwirkung beider auf einander das Leben beſtehen kann. Der menſchliche Körper ſteht auf der höchſten Staffel der Stufenleiter organiſcher Weſen; in ihm finden wir das Leben der ganzen Natur als in einem Spiegel wiederſtrahlend; jede Form des Lebens von der geringſten an bis zur höchſten wiederholt ſich in ihm. Von der Cryſtallgeſtaltung an, der einfachſten im unorganiſchen Reiche der Natur ſich äußernden Lebenswirkung, zu dem organiſchen blos vegetativen Leben des Pflanzenreichs, von dem einfachſten animaliſchen Leben bis zu dem höchſtausgebildeten findet ſich die Nachbildung in ihm. Was ihn aber über alle emporhebt, iſt der unſterbliche Geiſt, der Abglanz des ewigen Lebens, welcher ſelbſtthätig neue Ideen ſchafft, die ganze Außenwelt in ſich im Bilde aufnimmt, und in inniger Verbindung mit dem Körper als menſchliches Gemüth ſich darſtellend, ſowohl von Ideen beſtimmt wird, als auch auf ſeines Gleichen durch Aufrufung der Ideen beſtimmend einwirkt, und, vermöge des durch das Gehirn und geſammte Nervenſyſtem vermittelten innigen Zuſammenhangs mit dem Körper, auch auf dieſen theils willkürlich theils unwillkürlich einwirkt. So bietet alſo der menſchliche Organismus der Außenwelt zwei Seiten dar, durch welche ſie auf ihn Einfluß hat, die geiſtige und die körperliche. Die körperlichen Einflüſſe werden vermittelſt theils durch das Nervenſyſtem, in Einwirkungen auf die Sinnorgane, beſonders auf das Gefühl im Allgemeinen, theils durch Annehmung äußerer Stoffe in dem Ernährungs- oder Verdauungsprozeß, theils durch Einwirkung auf das Reſpirationsſyſtem. Gleiches ſucht in der Natur Gleiches auf; was in der äußern Natur herrſcht, ſucht auch im Organismus das ihm Entſprechende zu erheben, und gegen das ihm Entgegengeſetzte in verſtärkte Action zu bringen. Daher wird eine Function des Körpers durch äußere Einwirkung geſtärkt, die andere herabgeſetzt und geſchwächt. Es hat aber der Organismus vermöge der ihm inwohnenden Lebenskraft auch Selbſtbeſtimmung, wodurch er den äußern Einflüſſen widerſteht, die durch ſie zerſtörte Harmonie in den verſchiedenen Thätigkeiten jeden Augenblick wieder herzuſtellen ſtrebt, theils durch das Geſetz der Gewohnheit, indem der Einfluß von außen ſeinen Reiz auf das Nervenſyſtem verliert, theils durch Umwandlung des aufgenommenen Heterogenen in Homogenes, theils durch Verſtärkung des Gegenſatzes der Functionen. Je ſtärker die Lebensenergie iſt, deſto kräftiger iſt die Selbſtbeſtimmung des Organismus, deſto weniger überwiegend ſeine Beſtimmbarkeit von äußern Einwirkungen, deſto wenigern Störungen ſeiner innern Harmonie von denſelben iſt er unterworfen. Sind aber die äußern Einflüſſe von der Art, daß ſie auf ein Syſtem des Organismus tief eingreifend wirken, dabei ſchnell eintreten und doch auf keine Weiſe zu vermeiden ſind: ſo erregen ſie eine bedeutende Störung in der Harmonie der Verrichtungen des Organismus, ehe noch deſſen Selbſtbeſtimmung im Stande iſt, ihnen zu widerſtehen. Daher entſtehen alsdann Krank-

heiten. Die gewöhnlichſten dieſer Einflüſſe ſind die atmoſphäriſchen, welche nicht nur auf das wichtige Reſpirationsſyſtem einwirken und tief in das Innere des Organismus eindringen, ſondern auch oft plötzlich in ihrer Beſchaffenheit wechſeln, indem ſie theils in der Temperatur, theils im Antheil des belebenden Sauerſtoffgaſes, theils durch Aufnahme fremder aufgelöſeter Theile, Waſſer, Feuchtigkeit, Dämpfe mancherlei Art, verändert werden. Da nun dieſe Beſchaffenheit der atmoſphäriſchen Luft ſchnell eintreten und von Niemanden leicht vermieden werden kann: ſo entſtehen oft bei vielen Menſchen zugleich krankhafte Störungen im Körper, die zwar in Haupterſcheinungen ſich ähnlich ſind, jedoch auch nach der Energie der Selbſtbeſtimmung des Organismus bei jedem Individuum etwas Eigenes in der Stärke der Zufälle und in ihren Verbindungen haben. (S. Epidemie.) Hat z. B. lange Zeit ein gelinder und feuchter Süd- oder Südweſtwind geherrſcht, welcher dem lymphatiſchen und ſchleimabſondernden Syſtem günſtig iſt, und folglich deſſen Functionen erhebt, und es tritt nun plötzlich ein kalter, trockner, mit Sauerſtoffgas überreichlich verſehener Nordoſtwind ein, welcher dem arteriellen Syſteme entſpricht, es zur Oberherrſchaft emportreibt und entzündliche Beſchaffenheit in den Körper ſetzt: ſo wird dieſe Entzündung eher entſtehen, ehe die Selbſtbeſtimmung des Organismus den entſtandenen Gegenſatz auszugleichen vermag, ſie wird auch vorzüglich im vorherrſchenden lymphatiſchen und im Syſtem der ſchleimabſondernden Organe als Catarrh, Huſten, Bruſtfieber u. ſ. w. ſich darſtellen; ſie wird endlich bei ſolchen Individuen, welche zur arteriellen Conſtitution ſich neigen, heftig und als Lungenentzündung, bei andern, deren Conſtitution mehr phlegmatiſch iſt, als Schleimhuſten, bei Kindern anders als bei Erwachſenen u. ſ. w. erſcheinen. Die auf das Verdauungsſyſtem wirkenden Einflüſſe ſind die Nahrungsmittel und Getränke, deren Menge und Beſchaffenheit, Gifte und Arzeneien. Die geiſtigen Einflüſſe werden theils durch Sinneseindrücke auf das Nervenſyſtem und Gehirn, theils durch unmittelbare Wirkung, durch Mittheilung auf den Geiſt erregt, und wirken wieder auf den Körper. Die am ſtärkſten wirkenden ſind die Affecten und Leidenſchaften, welche auf das Nervenſyſtem theils belebenden Einfluß haben, z. B. Freude, Hoffnung, theils niederdrückenden, als Gram, Furcht, Schreck, Neid u. ſ. w.

Eingebung (göttliche), ſ. Inſpiration und Offenbarung.

Eingelegt nennt man ein Tonſtück, welches eigentlich nicht in eine Muſik gehört, und gewöhnlich von einem andern Componiſten iſt, ſofern es zwiſchen den Sätzen oder Stücken dieſer Muſik aufgeführt wird. Beſonders legen Sänger und Sängerinnen in eine Oper, wenn ſie in ihrer zu ſingenden Partie wenig Gelegenheit finden, ſich vortheilhaſt zu zeigen, oftmals aus Eiferſucht gegen Andere, fremde Tonſtücke ein. Dann aber ſollte doch wenigſtens auf einen paſſenden Ort in der Oper, auf einen paſſenden Text und auf ein von dem muſikaliſchen Charakter der Oper nicht gar zu ſehr abſtechendes Tonſtück ſorgfältige Rückſicht genommen werden. Durch allzuhäufiges Einlegen fremder Stücke muß die ſchönſte Muſik zu einem Quodlibet werden.

Eingeweide heißen alle innern weichen Theile des thieriſchen Körpers, oder die Werkzeuge des Athmens und der Verdauung, die ſich innerhalb der Bruſt- und Bauchhöhle befinden. Man verſteht

auch wohl unter Eingeweiden blos diejenigen Theile, welche im Unterleibe liegen (ſ. Darm). Die Splanchnologie oder Eingeweidelehre gibt die Beſchreibung des Baues und der Verrichtungen der Eingeweide.

Eingeweidewürmer ſind ſolche, welche in den Eingeweiden vieler Thiere aus allen Gattungen und Geſchlechtern gefunden und in ihnen erzeugt oder ausgebildet werden. Ihre Geſtalt iſt ſehr verſchieden, ſo auch ihr Sitz; beinahe eine jede Thiergattung hat hierin ihre Eigenheit. Man unterſcheidet gemeiniglich vier Gattungen, den Spulwurm, den Springwurm, den Bandwurm und den Blaſenwurm. (Vergl. d. Art. Würmer.)

Einheit eines Werkes iſt die Uebereinſtimmung ſeiner Theile, d. h. ihre wechſelſeitige Beſtimmung durch einander zu einem Ganzen. Sie iſt jedem Werke ſchöner Kunſt unerläßlich, weil es ſonſt aufhören würde, ein Werk der Kunſt zu ſeyn. Ob aber deßhalb die Anſicht der Baumgartenſchen Schule, daß überhaupt in Einheit des Mannichfaltigen die Schönheit beſtehe, richtig ſey, iſt eine andere Frage. Einheit iſt das Geſetz der Form; es wird alſo darauf ankommen, ob die Schönheit in der Form beſchloſſen ſey oder nicht. (S. d. Art. Schön, Schönheit.) Der dramatiſchen Form muthet man Einheiten zu; hierüber ſiehe Schauſpiel. dd.

Einklang bedeutet in der Muſik zwei Töne von gleicher Höhe oder Tiefe. S. Harmonie und Uniſonus. dd.

Einkommen (National-Oekonomie). Im Allgemeinen wird darunter die Maſſe von Werthen oder Gütern verſtanden, deren Beſitz während eines gewiſſen Zeitraums erlangt wird. Das Einkommen, das dem einzelnen Bürger zufließt, heißt Privat-Einkommen; dasjenige, das ſämmtlichen Bürgern im Staate zufließt, heißt National-Einkommen, und dasjenige, das dem Staate oder der National-Geſammtheit zu Theil wird, wird Staats-Einkommen genannt. Es gibt drei Hauptquellen des Einkommens für den einzelnen Bürger wie für die Nation, nämlich 1) Grund-Eigenthum, das ſeinem Beſitzer eine Rente trägt (Landrente); 2) geſammelter Gütervorrath, welcher Zinſen oder Gewinnſt abwirft (Capitalrente); und 3) Arbeit, welche Lohn verſchafft (Arbeitslohn). — Alles Privat- und National-Einkommen iſt entweder rohes oder reines Einkommen; unter dem erſtern wird die ganze Maſſe von Gütern verſtanden, welche während eines gewiſſen Zeitraums in Jemandes Beſitz gelangt, unter dem letztern derjenige Theil dieſer Güter, welcher übrig bleibt, nachdem die zur Unterhaltung der ſtehenden und umlaufenden Capitale (ſ. d. Art. ſtehendes Capital, umlaufendes Capital), vermittelſt welcher ſie hervorgebracht ſind, erforderlichen Koſten abgezogen worden; alſo die Maſſe von Gütern, welche unmittelbar verbraucht oder verzehrt werden kann, ohne daß das Capital dadurch eine Verminderung erleidet. Der Unterſchied zwiſchen rohem und reinem Einkommen iſt von großer praktiſcher Wichtigkeit, beſonders in der Finanzwirthſchaft, deren Hauptſorgfalt dahin gerichtet ſeyn muß, daß nicht das Capital von der Beſteuerung angegriffen, ſondern blos das reine Einkommen der Nation mit Abgaben belegt werde. (S. Abgaben.) K. M.

Einkommenſteuer iſt die Abgabe, welche in beſtimmten Quoten unmittelbar vom Einkommen der einzelnen Staatsbürger erhoben wird, und zwar der Regel nach ohne alle Rückſicht auf die urſprüng-

lichen Quellen des Einkommens. Die berühmteſte Abgabe dieſer Art war auf Pitt's Antrag in Großbritannien eingeführt worden; ſie hatte im J. 1813 14 1/2 Mill. Pfd. Sterling eingebracht, wurde aber im J. 1816 völlig abgeſchafft. Es ſcheint beim erſten Anblick ſeltſam, daß man erſt in ſpätern Zeiten auf eine Einkommenſteuer gefallen iſt, und daß man ſie nirgends zur Hauptſteuer gemacht hat, da ſie doch dem Grundſatze aller Beſteuerung, welchen man gewöhnlich als den oberſten aufſtellt, nämlich der Gleichheit, ſo ſehr zu entſprechen ſcheint, denn man ſollte denken, daß die Gleichheit in der Beſteuerung nicht beſſer zu erreichen ſtehe, als wenn Jeder eine gewiſſe Quote von ſeinem Einkommen abgäbe. Deſſen ungeachtet iſt bei der Ausführung keine Abgabe ſo großen Schwierigkeiten unterworfen, als dieſe, denn 1) die Ausmittlung und Controllirung des Einkommens der Staatsbürger iſt höchſt unvollkommen und mühſam. Wenige Kaufleute, Gewerbtreibende, Pächter ꝛc. führen ſo genaue Bücher, daß ſie ſelbſt wiſſen, was ſie einnehmen; nur Rentenirer und Beſoldete können gewöhnlich ſichere Data darüber liefern. 2) Das Einkommen ſelbſt iſt höchſt veränderlich, daher muß eine Reviſion der Steuerrollen wenigſtens einmal in jedem Jahre Statt finden. 3) Soll die Quote der Abgabe mit dem Einkommen ſteigen, ſo gibt die Natur der Sache nirgends einen Maßſtab dazu an die Hand, ſondern Alles hängt dabei von der bloßen Willkühr ab. 4) Die Abgabe wird dadurch höchſt ungleich, daß ſie vom Einkommen der Staatsbürger ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit ihres Bedarfs erhoben wird, natürlich muß ſie alſo den Familienvater, welcher Frau und Kinder zu verſorgen hat, härter drücken, als den Unverheiratheten, welcher mit jenem zwar ein gleiches Einkommen genießt, aber weit weniger Ausgaben davon zu beſtreiten hat. Wollte man aber die nothwendigen Bedürfniſſe zuvor vom Einkommen abziehen, ſo wäre die Anlage dieſer Steuer noch ſchwieriger, denn wo würde man hier die Scheidelinie finden zwiſchen Nothwendigem und Ueberflüſſigem? Auch verlangt ja eben die Beſteuerung des Einkommens, daß jeder ſeine Ausgaben nach dem Ueberreſte regulire, welcher nach Abzug der Abgabe verbleibt. Das Quantum der Einnahme beſtimmt die Ausgabe, nicht die Ausgabe das Quantum deſſen, was zur Beſteuerung angezogen werden kann. In der Regel gibt Jeder Alles aus, was er einnimmt, ja wohl noch mehr; da bliebe alſo nichts zu beſteuern, ja man müßte noch zugeben. Aus dem Allen geht hervor, daß die Einkommenſteuer, ſoll ſie nicht höchſt drückend und ungerecht werden, mit größter Vorſicht und außerordentlich mäßig angelegt ſeyn muß. (Vergl. Abgaben.) K. M.

Einlaſſung auf die Klage, ſ. Proceß.

Einreden, ſ. Klagen.

Einſiedler, ſ. Mönchsweſen.

Einſpielen, eingeſpielt, iſt ein Kunſtausdruck, deſſen man ſich bei Virtuoſen, beſonders Tonkünſtlern und Schauſpielern bedient, um entweder die Einübung, das Eindringen in eine Darſtellung, oder die Gewöhnung an ein Inſtrument, Local ꝛc. anzudeuten (man ſagt, er hat ſich in eine Rolle, auf einem Fortepiano, einer Bühne eingeſpielt, oder die Gewöhnung mehrerer Spieler an einander auszudrücken (man ſagt z. B. ſie haben ſich zuſammen eingeſpielt).

Einſtandsrecht, ſ. Näherrecht.

Einſtimmen wird von mehreren Tonkünſtlern geſagt, wenn ſie durch Stimmen ihrer Inſtrumente nach einer gemeinſchaftlichen Norm (gewöhnlich in Orcheſtern nach der Oboe, dem Violon) eine gemeinſchaftliche Stimmung zu bewirken ſuchen.

Eis. Allgemein benennt man ſo jede gefrorne Flüſſigkeit; im engern Verſtande der Phyſik aber nur gefrornes, d. h. bei einem Kältegrade, der Eis- oder Gefrierpunct heißt, in einen feſten Körper verwandeltes Waſſer. Wenn der zum Gefrieren oder Feſtwerden des Waſſers nöthige Kältegrad nicht ferner Statt hat, ſo hört der feſte Zuſtand des Waſſers ſogleich auf, und es fängt an, wieder in den flüſſigen überzugehen, welches man das Aufthauen des Eiſes nennt. Man ſieht alſo, daß Eis nichts weiter als ein ſeines Wärmeſtoffes zum Theile beraubtes Waſſer iſt. Das Gefrieren des Waſſers iſt eine ſo auffallende Erſcheinung, daß die größten Naturforſcher es der Mühe werth achteten, Unterſuchungen darüber anzuſtellen. Beobachtet man daſſelbe in einem mit Waſſer gefüllten Glaſe, welches der Froſtkälte ausgeſetzt wird, ſo bemerkt man zuerſt auf der der kalten Luft ausgeſetzten Oberfläche des Waſſers ein ungemein dünnes und feines Eisblättchen. Bald ſieht man feine Eisfäden entſtehen, die wie Strahlen aus den Seitenwänden des Gefäßes hervorzuſchießen ſcheinen, und mit ihnen ſelten rechte, ſondern faſt immer ſtumpfe und ſpitze Winkel machen. Aus dieſen Strahlen ſcheinen immer wieder neue zu ſchießen, bis die ganze Oberfläche des Waſſers mit einer einzigen Eisdecke belegt iſt. Während der Zeit ſteigen, wie beim Sieden, eine Menge Luftbläschen nach oben, die beim langſamen Gefrieren aus dem Waſſer fortgehen, bei plötzlichem aber mit eingefrieren und durch ihre Ausdehnung bisweilen Riſſe im Eiſe verurſachen. Das Eis nimmt einen größern Umfang als das Waſſer ein, obgleich ſonſt die Kälte zuſammenzieht. Es iſt ein phyſikaliſcher Irrthum, wenn Manche glauben, daß das ſogenannte Grundeis auf dem Grunde der Flüſſe entſtehe und erſt nachher oben ſchwimme, es bildet ſich vielmehr an dem Rande oder den Ufern, und der Strom reißt es fort. Eine allgemein bekannte Erſcheinung iſt es, daß ſtillſtehende Gewäſſer eher gefrieren, als fließende. Doch ſcheint eine vollkommene Ruhe dem Gefrieren auch nicht günſtig zu ſeyn; denn man hat die Erfahrung, daß ganz ruhig ſtehendes Waſſer noch nicht gefror, als ſeine Erkältung bereits tief unter dem Eispuncte war; eine kleine Erſchütterung war hinreichend, das Waſſer ſogleich in Eis zu verwandeln. Da das Eis ſpecifiſch leichter als das Waſſer iſt, ſo ſchwimmt es in demſelben. Meerwaſſer und überhaupt alles Salzwaſſer gefriert ſchwerer, weil das Salz und andere Beimiſchungen den Wärmeſtoff länger an ſich halten. Auch ſondert ſich beim Gefrieren das Salz von dem Waſſer ab und ſinkt zu Boden, ſo daß das Eis aus Meerwaſſer ein reines trinkbares Waſſer liefert. Dennoch bringen die Salze an ſich eine größere Kälte hervor, und durch Hülfe derſelben kann man dem Waſſer einen Grad von Kälte geben, der den des Eispuncts überſteigt, und wobei das Waſſer dennoch flüſſig bleibt. Hierzu ſind die meiſten Salze, inſonderheit aber Salpeter, Salmiak und Küchenſalz geſchickt; durch ſie kann man im Sommer oder über einem Feuer eine Kälte hervorbringen, durch welche das Waſſer gefriert. Auf dieſe Art erhält man künſtliches Eis, wenn man reines Waſſer in ſchicklichen Gefäßen ſolchen erkältenden Miſchungen ausſetzt. In unſerm Clima iſt die Feſtigkeit des Eiſes deſto größer, je dichter es iſt, und je weniger Luft es in ſich hat. Aber

auch die heftigere Kälte gibt dem Eiſe eine größere Härte und Feſtigkeit, und man kann das Eis der Polarländer kaum mit dem Hammer zerſchlagen. Im ſtrengen Winter 1740 baute man zu Petersburg aus dem Eiſe der Newa ein Palais, welches 52½ Fuß lang, 16½ Fuß breit und 20 Fuß hoch war, ohne daß durch die Laſt des Daches, welches gleichfalls aus Eis beſtand, das Unterſte des Gebäudes im mindeſten wäre verletzt worden. Die Eisſtücken aus dem Fluſſe wurden nach Erforderniß ausgehauen, verziert und nach den Regeln der Baukunſt an einander geſetzt. Vor dem Palais ſtanden 6 Kanonen von Eis, die auf der Drehbank gemacht waren, mit ihren Lavetten und Rädern ebenfalls von Eis, und zwei Mörſer, die eben ſo, wie die gegoſſenen, gearbeitet waren. Die Kanonen hatten die Größe der Sechspfünder, welche gewöhnlich mit 3 Pfund Pulver geladen werden; man lud ſie aber nur mit ¼ Pfund, und brachte eine Kugel von geſtopftem Hanf, bisweilen auch eine eiſerne hinein. Die Kugel durchbohrte in einer Entfernung von 60 Schritten ein Bret von zwei Zoll Dicke. Das Eis der Kanonen konnte nicht viel über drei bis vier Zoll dick ſeyn, und dennoch widerſtand es der Gewalt der Exploſion.

Eis (künſtliches). Schon in den älteſten Zeiten wurden Eis und Schnee für ein wichtiges Erquickungsmittel gehalten, und ſchon bei den Griechen und Römern wird deſſelben als einer Leckerei erwähnt, die zu den Ergötzungen der Reichen gehörte. Sie bedienten ſich verſchiedener Mittel, Schnee und Eis zu erhalten, um ihre Getränke abzukühlen; doch hatten ſie es in dieſer Kunſt nicht dahin gebracht, wohin man in unſern Tagen gelangt iſt. Jetzt kennt man die Mittel, künſtliche Kälte hervorzubringen. Gründe der Phyſik lehren, was die Erfahrung beſtätigt, daß bei der Verdünſtung irgend einer Flüſſigkeit Kälte entſteht. Mit Vitrioläther und noch beſſer mit Salpeteräther kann man auf dieſe Weiſe mitten im Sommer und bei den heiſſeſten Tagen künſtliches Eis hervorbringen. Auf der Ausdünſtung beruht auch das in Oſtindien zu Calcutta und an andern Orten übliche Verfahren, Eis zu machen. In den Ebenen dortiger Gegenden kennt man Schnee und Froſt gar nicht; um aber bei der Hitze des Sommers ein Kühlungsmittel zu haben, holt man im Winter Schnee und Eis von hohen Bergen und wirft davon etwas in kleine, flache, irdene, unglaſurte Pfannen, die bei Sonnenuntergang mit Waſſer gefüllt werden. Dieſe Pfannen ſtellt man in zwei Fuß tiefe, mit trocknem Stroh beſtreute Gruben, und läßt ſodann der Ausdünſtung ihren Lauf. Bei heller Witterung wird durch die Ausdünſtung, wobei ein Theil des Waſſers in den Pfannen in Dämpfen aufſteigt, dem zurückgebliebenen Waſſer ſo viel Wärmeſtoff entzogen, daß daſſelbe mit Hülfe des darin ſchwimmenden Schnees völlig zu Eis wird. Auf dieſe Weiſe vermehrt man dieſe kühlende Maſſe, welche ſodann vor Sonnenaufgang in tiefe Eisgruben gebracht und für den Sommer aufbewahrt wird. Um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts kam in Italien die Gewohnheit auf, das Getränk durch Salpeter abzukühlen. Späterhin kam man auf den Gedanken, die Kälte des Schnees und Eiſes durch Beimiſchung von Salpeter zu vermehren. Nach und nach trieb man die Bereitung des künſtlichen Eiſes immer weiter, und was anfangs vielleicht nur ein Spielwerk und Verſuch war, wurde nachher ein Gegenſtand des Luxus. Im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts brachte man ſchon Trinkbecher aus Eis, und in Eis eingefrornes Obſt auf die Tafeln,

und bald nachher fingen die Franzoſen an, allerlei wohlſchmeckende Pflanzenſäfte gefrieren zu laſſen, und ſie zum Nachtiſch aufzuſetzen. Dieſe Kunſt kam erſt um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach Deutſchland und wird jetzt überall ausgeübt.

Eiſen. Dieſes durch ſeine Eigenſchaften unſchätzbare Metall wird faſt in jedem Lande der Erde angetroffen. Man findet es nur ſelten gediegen, ſondern meiſtentheils vererzt und verkalkt. Die Farbe des Eiſens iſt nicht immer gleich; reines Eiſen (Friſcheiſen) fällt aus dem Stahlgrauen ins Silberweiße: andere Sorten hingegen fallen mehr ins Bläuliche oder Graue. An Härte übertrifft das Eiſen alle Metalle: es beſitzt die ſtärkſte Elaſticität, und ſchmilzt nach der Platina und dem Braunſtein am ſchwerſten. Nur vom Golde wird es an Zähigkeit übertroffen. Reines Eiſen beſitzt eine unglaubliche Geſchmeidigkeit, und läßt ſich zu ſo dünnen Fäden ziehen, daß man die feinſten Schmuckarbeiten daraus verfertigen kann. In Berlin haben es die Fabriken darin ſehr weit gebracht. Wenn es bis zum Weißglühen erhitzt iſt, läßt es ſich bequem hämmern und zuſammenſchweißen, und ſo können zwei getrennte Stücke ſo feſt verbunden werden, als ob ſie durch Schmelzung vereinigt wären, wobei ſich ein Eiſenkalk (der ſogenannte Hammerſchlag) abſondert. Da Luft und Feuchtigkeit das Eiſen angreifen, ſo überzieht man es mit andern Metallen, mit Firniſſen ꝛc. Alle Säuren wirken auf das Eiſen und bringen an demſelben eigene Erſcheinungen hervor. Eine merkwürdige Eigenſchaft deſſelben iſt es auch, daß es vom Magnet angezogen wird, und ſelbſt zu einem Magnete, der anderes Eiſen anzieht, gemacht werden kann. Man ſchmelzt das Eiſenerz in Hohenöfen ein. Dieſe ſind nach Beſchaffenheit der Umſtände 20 bis 30 Fuß hoch, und haben eine doppelte, vier bis ſechs Ellen dicke Mauer. So bald man bemerkt, daß der Heerd eines ſolchen Hohenofens voll geſchmolzenen Eiſens iſt, ſo öffnet man ein Loch, welches in dem Heerde angebracht iſt, und bis dahin mit Lehm und Kohlengeſtübbe verſtopft war, und läßt das Eiſen in einer dazu von Sand gemachten Rinne, die ſich auf der Erde befindet, herauslaufen. Wenn das Eiſen herausgelaufen iſt, folgen Schlacken nach, und wenn dieſe zu fließen aufhören, verſtopft man das Loch (Auge) wieder, und ſchmelzt von neuem. Das auf dieſe Art erhaltene Eiſen heißt Roheiſen. Iſt bei den Eiſenhütten eine Gießerei, ſo ſchöpft man gleich aus dem Ofen das geſchmolzene Roheiſen mit einer Kelle heraus und gießt es in eine thönerne Form. Das Roheiſen läßt ſich noch nicht unter dem Hammer verarbeiten, es zerbröckelt und wird brüchig; daher muß es auf einer andern Anſtalt, die man Eiſenhammer oder Stahlhammer nennt, durch Schmelzen, Hämmern und Schmieden geſchmeidiger gemacht werden. Hier erhält das Eiſen auch diejenigen Formen, welche für die verſchiedenen Handwerker am bequemſten ſind. Das auf dieſe Art für Grob- und Kleinſchmiede, für Schloſſer u. ſ. w. bearbeitete Eiſen heißt Stabeiſen. Eine feinere Sorte iſt das Oſemundeiſen, welches wegen der größern Mühe, die man auf ſeine Verfeinerung verwendet, auch theurer iſt, und nur zu feinern Arbeiten angewendet wird. Aus dem Roheiſen werden ferner auf den Blechhämmern vermittelſt eines ſchweren Hammers, nach mehrmaligem Schmieden, Eiſenbleche geſchlagen. Dieſes Blech, wovon es verſchiedene Sorten giebt, heißt Schwarzblech. Soll es verzinnt werden, ſo kommt es auf die Blechhütte, wo man es mit einer Beize von geſchrotenem Roggen und heißem

Waſſer, welches ſauer werden muß, reinigt, darauf mit feinem Sande ſcheuert, abſpült und dann einige Mal in zerſchmolzenes Zinn eintaucht. Das Oſemundeiſen kommt hauptſächlich zu dem Eiſendrahte, der in verſchiedener Dicke auf den Drahtmühlen verfertigt wird. Die Stäbe werden glühend durch die Löcher der ſtählernen Zieheiſen, wovon immer eins kleiner iſt als das andere, mit Gewalt hindurchgezogen, bis der Stab zu einem ſo feinen Drahte geworden iſt, als man ihn haben wollte. Auch dient das Eiſen als Arzeneimittel und beſitzt das Vermögen, die Feſtigkeit der Faſern zu erhöhen, den Umlauf des Bluts zu beſchleunigen, das Blut ſelbſt aber röther und kräftiger zu machen.

Eiſerne Krone iſt die zu Monza im Mailändiſchen aufbewahrte goldne, mit Edelſteinen beſetzte Krone, mit welcher ehemals die Könige von Italien gekrönt wurden; ein eiſerner Reifen oder Cirkel, der inwendig angebracht iſt, hat ihr dieſen Namen gegeben. Napoleon ſtiftete nach ſeiner Krönung (1805) den Orden der eiſernen Krone. Als der Kaiſer von Oeſterreich (1815) die ihm zugefallenen Staaten in Italien, unter dem Namen des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs, in Beſitz nahm, beſtätigte er auch den Orden der eiſernen Krone, und nahm ihn unter die übrigen öſterreichiſchen Hausorden auf.

Eiſerne Maske, ſ. Maske.

Eiſerner Brief, Anſtandsbrief, heißt ein landesherrlicher Schutzbrief, wodurch ein verſchuldeter Unterthan gegen ſeine Gläubiger auf einige Zeit geſchützt und ſo gleichſam eiſern, d. h. unverletzlich gemacht wird. (S. Moratorium.) Eiſern wird auch in der Rechtsſprache alles das genannt, was auf beſtändige Zeiten feſtgeſetzt iſt, z. B. ein eiſernes Capital, das vom Schuldner weder abgetragen, noch vom Gläubiger eingefordert werden kann (an manchen Orten auch eiſerne Kuh genannt). Eiſerner Pacht, ſowohl ein immerwährender erblicher, als auch ein ſolcher, wo bei allen möglichen Unglücksfällen kein Nachlaß verlangt werden kann. Eiſernes Vieh iſt ſolches, das beſtändig bei dem Gute bleiben, und, im Fall des Abgangs, durch neues erſetzt werden muß.

Eisleben, die Hauptſtadt der Grafſchaft Mannsfeld, zuletzt zum Königreiche Weſtphalen gehörig, ſeit 1814 mit der ganzen Grafſchaft unter preußiſcher Hoheit, zur Provinz Sachſen gehörig, merkwürdig als Dr. Luthers Geburtsort. Das Haus, in welchem dieſer große Reformator 1483 geboren worden, ſteht noch, und iſt jetzt eine Armenſchule.

Eismeer nennt man das mit ewigem Eiſe bedeckte Meer um den Nord- und Südpol, vorzugsweiſe jedoch das erſtere. Vergl. Polarkreis.

Eispunct iſt der feſte Punct in der Gradabtheilung eines Thermometers, durch welchen derjenige Grad der Kälte bezeichnet wird, in welchem das Waſſer zu Eis friert, der Gefrierpunct, Froſtpunct (Punctum s. terminus congelationis). Der künſtliche Gefrierpunct iſt derjenige Punct in der Gradabtheilung eines Fahrenheitſchen Thermometers, der die Kälte des mit Salmiak vermiſchten Schnees anzeigt, und mit 0 bezeichnet wird.

Eckhof (Conrad). Dieſer für die Geſchichte des deutſchen Theaters ſo merkwürdige Künſtler (geb. 1720 zu Hamburg) war der Sohn eines Stadtſoldaten und nachherigen Lichtputzers beim Schönemanniſchen Theater. Als Poſtſchreiber bei dem ſchwediſchen Poſtcommiſſär zu Hamburg, in deſſen Dienſten er ſich durch Fleiß und Ordnung auszeichnete, fand er die Zumuthung, auf die Kutſche der Frau Poſt-

commiſſärin als Laquais aufzuſteigen, zu erniedrigend, als daß er nicht ſogleich den Dienſt verlaſſen ſollte. Er kam nach Schwerin zu einem Advocaten, der zugleich erklärter Freund der Muſen war, eine anſehnliche Bibliothek, vorzüglich theatraliſcher Schriften beſaß, und durch dieſe in Eckhof, der fleißig las, Geſchmack an dieſer Lectüre und bald auch den Gedanken erweckte, Schauſpieler zu werden. Er wurde mit Schönemann bekannt, und trat 1740 zu deſſen Geſellſchaft. Er debutirte zu Lüneburg. Durch Nachdenken und Fleiß bildete Eckhof ſeine natürlichen Talente aus; aber ohne Muſter, die ihm zum Vorbilde hätten dienen können, mußte er alles durch und aus ſich ſelbſt werden. Er war der erſte deutſche Schauſpieler, welcher, der Natur getreu, das Leben auf der Bühne darſtellte. Die meiſten Schauſpieler damaliger Zeiten hatten noch Vieles von der ehemaligen Steifheit und Uebertriebenheit im Spiele beibehalten. Eckhof traf zuerſt das richtige Maß der Nachahmung auf der Bühne. Jeden darſtellenden Charakter faßte er mit allen Eigenheiten und Nuancen auf, und gab ihn ſo wieder. Im Tragiſchen wie im Komiſchen gleich ſtark, das Letztere beſonders in den Goldoniſchen und Molieriſchen Stücken, wußte er ſeine körperlichen Fehler, z. B. ſeine hohen Schultern, ſeinen nicht vortheilhaften Bau, ſeine dicken hervorſtehenden Knöchel, ja ſelbſt den Mangel eines treuen Gedächtniſſes ſo zu verdecken, daß das Publicum nie etwas davon gewahr ward. Ungemeine Kenntniß des menſchlichen Herzens und der Sitten in jedem Stande, Feuer und Richtigkeit in ſeiner Declamation, paſſende Action und treffendes Gebehrdenſpiel, eine kräftige, volle, biegſame Stimme: alles vereinigte ſich, Eckhof zu einem der erſten dramatiſchen Künſtler zu erheben. Lange Zeit genoß er daher auch die Achtung in den angeſehenſten Städten Deutſchlands, namentlich in Hamburg, ward zuletzt Schauſpieldirector in Gotha, und ſtarb hier am 16. Jun. 1774, bewundert als Künſtler, geſchätzt als trefflicher nachdrücklicher Redner, als Dichter, als kritiſcher Kenner der deutſchen Sprache, geliebt und geachtet als Menſch, als geſitteter, ordnungsliebender und ſelbſt religiöſer Mann, der durch dieſe Vorzüge zuerſt der deutſchen Schauſpielkunſt Bedeutung, Werth, Anſehen und Namen erworben hat.

Eklektiker, einer, der (von Allem das Beſte) auswählt. Daher nennt man beſonders diejenigen Philoſophen, die kein gewiſſes philoſophiſches Lehrgebäude (Syſtem) ganz annehmen, ſondern aus allen das nach ihrem Urtheil Beſte und Vernünftigſte auswählen, Eklektiker; und eine ſolche auswählende Philoſophie die eklektiſche. In der philoſophiſchen Geſchichte wird unter der eklektiſchen Philoſophie insbeſondere diejenige verſtanden, welche die Meinungen des Pythagoras, Plato und Ariſtoteles in ein harmoniſches Syſtem zu vereinigen ſuchte.

Eklipſe heißt eine Verfinſterung der Himmelskörper. (S. Finſterniß.)

Ekliptik, Sonnenbahn, iſt derjenige größte Kreis an der Himmelskugel, den die Sonne jährlich ſcheinbar beſchreibt. Weil man wahrnahm, daß ſich in ſeiner Nähe die Sonnen- und Mondverfinſterungen begeben, ſo veranlaßte dies die Griechen, den Kreis die Ekliptik zu nennen, von den Eklipſen, d. i. Verfinſterungen. Die Bewegung, welche der Mittelpunct der Sonne in dieſem Kreiſe zu machen ſcheint, iſt von Abend gegen Morgen gerichtet. Bei nur einiger Aufmerkſamkeit ſah man, daß die Sonne außer der ſcheinbaren täglichen, noch dieſe jährliche Bewegung am

Himmel mache; denn ſie geht nicht alle Tage in gleicher Höhe durch den Mittagskreis, ſondern ſcheint ſich in Schraubengängen um die Erde zu wälzen; auch bemerkt man täglich bei ihrem Auf- und Untergange andere Sterne in ihrer Nähe u. ſ. w. Man nimmt ferner wahr, daß die Sonne zweimal im Jahre, nämlich gegen den 22ſten März und den 22ſten September, in dem Aequator ſelbſt ſteht. Weil ſie nun an dieſen Tagen auf dem ganzen Erdboden 12 Stunden unter und eben ſo lange über dem Horizonte bleibt, ſo nennt man ſowohl dieſe Tage ſelbſt, als auch die Puncte des Kreiſes, wo ſie an dieſen Tagen ſteht, die Nachtgleichen (Aequinoctia). Die Puncte des Aequators, in welchen die Sonne an dieſen Tagen ſteht, ſind die Durchſchnittspuncte deſſelben mit der Ekliptik. Endlich findet man zwei Tage im Jahre, an welchen die Sonne ihre größte, am 21ſten Juni, und ihre kleinſte Höhe, am 21ſten December, am Himmel erreicht hat. Weil ſich an denſelben die Sonne gleichſam zu wenden ſcheint, ſo heißen dieſe Tage *Sonnenwenden*, und die Puncte, wo die Wendung ſelbſt zu erfolgen ſcheint, *Stillſtands-* oder *Sonnenwendepuncte* (Solstitia, solis stationes). In dieſen Puncten hat die Sonne ihren größten Abſtand vom Aequator erlangt. Dieſe vier Puncte (die Aequinoctial- und Solſtitialpuncte) ſind von einander um einen Quadranten, d. i. um 90 Grade entfernt. Man theilt jeden dieſer Quadranten oder Viertel des ganzen Kreiſes in drei gleiche Bogen, deren jeder 30 Grade enthält. Hierdurch zerfällt die ganze Sonnenbahn in 12 gleiche Bogen (Zeichen); dieſe benennt man nach gewiſſen Sternbildern, durch welche die Ekliptik geht, und deren jedes ungefähr 30 Grad von dem andern entfernt iſt. Die Ekliptik ſelbſt aber nennt man von dieſen Sternbildern auch *Thierkreis*. Die Sternbilder ſind unter dem Namen der 12 *Himmelszeichen* bekannt, und folgen vom Frühlingspuncte ♈ an, morgenwärts gerechnet, ſo auf einander:

♈ Widder 20. März,	♎ Wage 23. September,
♉ Stier 20. April,	♏ Scorpion 23. October,
♊ Zwillinge 21. Mai,	♐ Schütz 22. November,
♋ Krebs 21. Juni,	♑ Steinbock 21. December,
♌ Löwe 22. Juli,	♓ Waſſermann 19. Januar,
♍ Jungfrau 23. Auguſt,	♒ Fiſche 18. Februar.

Die beigeſetzten Monatstage zeigen an, wann die Sonne bei ihrem jährlichen Umlaufe in den Anfang eines jeden Zeichens tritt. Obgleich die neuern Mathematiker jeden Kreis in 360 Grade eintheilen, ſo hat man dennoch die alte Einrichtung beibehalten. Die 30 Grade, die auf jedes Zeichen kommen, werden in Minuten und Secunden abgetheilt, aber nicht in eins fort, ſondern nach den Zeichen zuſammengezählt. Ein Bogen der Ekliptik, z. B. der vom Widder morgenwärts gerechnet 97 Grade 15 Minuten 27 Secunden lang iſt, wird 3 Z. (d. i. 3 Zeichen) 7 Grad 15 Minuten 27 Secunden lang genannt, oder welches eben ſo viel iſt, ſein Ende fällt in 7 Grad 15 Minuten 27 Secunden des Krebſes. Auf ſolche Art wird die Länge der Geſtirne angegeben. Die Ekliptik hat, wie alle Kreiſe, zwei Pole, welche ſich alle 24 Stunden um die Weltpole bewegen, und dadurch die Polarkreiſe beſchreiben. Der Winkel, unter welchem die Ekliptik den Aequator durchſchneidet, heißt die Schiefe der Ekliptik. Was uns aber Sonnenbahn ſcheint, iſt in der That Erdbahn. Die Planeten und der Mond laufen in andern Ebenen, die aber nur unter ſehr geringen Winkel gegen die Ebene der Ekliptik geneigt

ſind; daher ſich dieſe Körper auch nur wenig von der Ekliptik entfernen können. Die Ebene der Ekliptik iſt für die theoretiſche Aſtronomie ſehr wichtig, weil man die Bahnen aller andern Planeten auf ſie projicirt und die Berechnung darnach einrichtet. (Vergl. Schärfe der Ekliptik.

Ekloge bedeutet in der Poeſie eigentlich ein auserwähltes Stück, gleichviel von welcher Gattung. Man befaßte unter dem Namen von Eklogen entweder auserleſene Gedichte überhaupt, oder mehrere Gedichte von einer und derſelben Form, wie denn Horazens Satyren auch Eklogen genannt wurden. Seit Virgils bukoliſche Gedichte (wahrſcheinlich von Grammatikern und nicht vom Dichter ſelbſt) dieſen Namen erhalten hatten, begriff man unter Eklogen im Sinne der Römer ungefähr das, was Theokrit mit ſeinem Namen Idyll anzeigen wollte, ausgeſuchte, wohlausgearbeitete kleine Gedichte, meiſt bukoliſchen Inhalts, und aus Mißverſtand wohl auch Hirten- und Schäfergedichte insbeſondere. S. Idyll. dd.

Ekſtatiker (von Ekſtaſis, Ekſtaſe, Entzückung), gewiſſe Inſpirirte, welche bei ihrem Predigen und Weiſſagen in eine Art Entzückung gerathen.

Elaſticität, Schnellkraft, Federkraft, Spannkraft, bezeichnet die Eigenſchaft der Körper, vermöge welcher ihre Theile, wenn ſie durch eine fremde einwirkende Kraft in eine veränderte Lage gebracht oder in einen engern Raum zuſammengedrückt werden, ihre vorige Lage gegen einander wieder einzunehmen ſtreben, ſobald die fremde Kraft nicht mehr wirkt. Ein Bogen, dem man durch die Spannung der Sehne eine gekrümmtere Geſtalt gibt, nimmt ſeine vorige Geſtalt wieder ein, ſobald die Spannung aufhört. Läßt man eine elfenbeinerne Kugel auf eine Marmorplatte fallen, ſo wird ſie durch das Anſtoßen zuſammengedrückt, und erhält auf einen Augenblick eine plattere Geſtalt, ründet ſich aber ſogleich wieder, ſobald die Heftigkeit des Stoßes nachläßt, und hierin liegt der Grund ihres ſtarken Zurückſpringens von der harten Fläche. Den Federn der Vögel iſt die Elaſticität in einem beträchtlichen Grade eigen; daher nennt man dieſe Kraft Federkraft, außerdem auch Springkraft und Contractilität. An der atmoſphäriſchen Luft nimmt man dieſe Eigenſchaft deutlich wahr. Schließt man ſie in ein ſchickliches Gefäß ein, ſo läßt ſie ſich zwar durch einen hineingeſtoßenen Kolben ziemlich zuſammenpreſſen, allein ſobald keine Kraft den Kolben mehr treibt, ſtößt ihn die Luft heftig zurück. Hierauf beruht die Einrichtung der Windbüchſen. Zwiſchen der Elaſticität der feſten und flüſſigen Körper iſt ein nicht geringer Unterſchied. Jene äußern ein Streben, die vorige Geſtalt wieder anzunehmen; dieſe, ſich in größere Räume auszudehnen, und man braucht davon auch das Wort Ausdehnbarkeit. Zur Unterſcheidung kann man die Elaſticität der feſten Körper die attractive oder anziehende, und die der flüſſigen die expanſive oder ausdehnende nennen. Der Grad der Elaſticität der Körper iſt ſehr verſchieden, und manche Körper nehmen erſt durch Kunſt einen höhern Grad der Elaſticität an. Körper, bei denen ſie ganz unmerklich iſt, nennt man unelaſtiſche. Man hat die Urſachen dieſer Eigenſchaften ſehr verſchieden erklärt, und Gren nimmt an, daß die Urſache der attractiven Elaſticität die Kraft des Zuſammenhangs der Theile oder die anziehende Kraft (Attraction) ſey; die expanſive hingegen auf der zurückſtoßenden Kraft der Theile in der Materie beruhe. s'Graveſande ſtellt ſich die feſten elaſtiſchen Körper aus dünnen Fibern oder aus Fäden zuſammengeſetzt vor, und be-

ſchäftigt ſich vor Allem mit der Unterſuchung der Metallſaiten, welche an ſich ſchon ſolche Fäden bilden. Die Federkraft eines feſten elaſtiſchen Körpers wird deſto größer, je mehr ſeine Theile ausgedehnt werden. Sind nun alle Theile des Körpers ſo weit ausgedehnt, daß ihre Elaſticität mit der ausdehnenden Kraft im Gleichgewicht ſteht, ſo darf man die Ausdehnung nicht weiter treiben, wenn ſich die Theile nicht trennen ſollen. Die Gewichte, welche gleiche Fibern unter verſchiedenen Spannungen gleich ſtark verlängern, verhalten ſich, wie die Spannungen. Wenn drei gleiche Saiten, in den Verhältniſſen 1, 2, 3 geſpannt, gleich ſtark verlängert werden ſollen, ſo ſind hiezu Gewichte nöthig, die ſich wie 1, 2, 3 verhalten. Die Geſetze der Elaſticität bei flüſſigen Körpern ſind von jenen der feſten verſchieden. In ſchweren elaſtiſchflüſſigen Materien tragen die Unterſchichten das Gewicht der obern; befinden ſie ſich daher in einem cylindriſchen Gefäß, ſo leidet der Boden deſſelben den Druck der ganzen Maſſe der elaſtiſchen Flüſſigkeit, und die untern Schichten derſelben ſind begreiflich dichter zuſammengedrückt als die obern, welche auf die untern drücken. Man macht auch einen Unterſchied zwiſchen abſoluter und ſpecifiſcher Elaſticität. Unter jener verſteht man die Stärke, womit dieſe Eigenſchaft der Körper der zuſammendrückenden Kraft widerſteht, an ſich und ohne Rückſicht der Wärme und Dichtigkeit. Dieſe muß allezeit der drückenden Kraft gleich ſeyn. Weil aber verſchiedene Materien bei ungleicher Wärme und Dichtigkeit dennoch gleich ſtark drücken können, ſo nennt man diejenige ſpeciſiſch elaſtiſcher, als die andern, welche bei geringerer Dichtigkeit dennoch gleich ſtark und bei gleicher Dichtigkeit ſtärker drückt. Bei allen elaſtiſchen flüſſigen Materien nimmt die ſpeciſiſche Elaſticität durch Wärme zu. Auch größere Dichtigkeit vermehrt dieſelbe; verdichtet man z. B. die Luft unter einer Glocke, ſo wird auch ihre ſpeciſiſche Elaſtität in dem Verhältniſſe größer, in welchem die Dichtigkeit zunimmt. — Elaſticitätsmeſſer, Elaterometer oder Dampfmeſſer nennt man eine beſondere Vorrichtung an der Dampfmaſchine, um die Größe der abſoluten Elaſticität der Dämpfe zu beurtheilen. Man kann hierzu ein empfindliches Thermometer gebrauchen, wovon die Kugel im Dampfbehälter von Dämpfen umgeben ſeyn, die Röhre aber von denſelben unberührt bleiben muß. Dabei wird aber eine Tabelle erfordert, welche die abſolute Elaſticität des Waſſerdampfes durch den Wärmegrad ausdrückt. — Elaſticitätszeiger, Mercurialzeiger oder Barometerprobe iſt ein Barometer, welches in der Abſicht an die Luftpumpe angebracht wird, um zu zeigen, wie groß die abſolute Elaſticität der nach dem Auspumpen noch unter der Glocke befindlichen Maſſe ſei. Das Queckſilber fällt in demſelben nach dem Maße, in welchem die Luft herausgepumpt wird. Da die hohen Glocken, unter die ein gewöhnliches Barometer geſetzt werden kann, gewöhnlich ſehr unbequem ſind, ſo hat man auf andere Einrichtungen des Elaſticitätszeigers gedacht; dahin gehört die des Engländers Smeaton, welche die Elaſticität der verdichteten Luft unter der Glocke unmittelbar anzeigt.

Elba. Dieſe kleine Inſel, welche im Jahre 1814 mit allen Souverainetätsrechten an Napoleon Buonaparte überlaſſen und von ihm beſeſſen wurde, bis er ſie den 28. Febr. des J. 1815 wieder verließ, liegt unfern der Küſte Italiens, ungefähr 9 Meilen von Corſica, und 11 1/2 Meilen von Livorno entfernt. Ihr Flächeninhalt beträgt

7 3/4 Q. M. mit 14,000 E.; ſie hat ein geſundes Clima. Der Hauptreichthum der Inſel ſind die Bergwerke, in wirklichem Bau ſtehen jedoch nur die Eiſenminen von Rio, welche jährlich 36,000 Cent. Erze liefern, die wenigſtens 50 pC. reines Metall geben, und einige andere. Seeſalz wird jährlich gegen 600,000 Säcke gewonnen; auch der Fiſchfang iſt bedeutend. Dagegen ſind Ackerbau und Viehzucht ſehr unvollkommen, ſo daß jährlich Getreide eingeführt werden muß. Die Hauptorte ſind Porto Ferrajo an einer ſichern Rhede, mit mehr als 3000 Einwohnern und ſtarken Befeſtigungen und Porto Longone, ebenfalls an einer guten Rhede, mit 1600 Einwohnern. Im Frieden mit Neapel vom Jahr 1801 kam die Inſel, die mit Ausnahme von Porto Ferrajo, welches der Großherzog von Toskana beſaß und beſetzt hielt, unter Neapels Oberherrſchaft ſtand und vom Herzog von Sora aus dem Hauſe der Boncampagni, als neapolitaniſchem Vaſallen, auf 60,000 neapolitaniſche Ducaten jährlich benutzt wurde, an Frankreich. Sie bildete zuerſt ein eignes Departement, wurde dann dem südcorſiſchen Departement Liamone, und ſpäter dem Departement des mittelländiſchen Meeres, zuletzt aber dem Generalgouvernement des Großherzogthums Toscana einverleibt. Seit 1815 gehört ſie ganz zum Großherzogthum Toscana.

Elbe, einer der anſehnlichſten Flüſſe in Deutſchland, welcher auf dem Rieſengebirge im ſchleſiſchen Fürſtenthume Jauer, in der Herrſchaft Kynaſt, aus einer unbedeutenden Quelle, der Elbbrunn genannt, entſpringt, ſich bald mit mehrern andern Quellen verbindet, dann Böhmen, Ober- und Niederſachſen durchſtrömt, durch Aufnehmung vieler Flüſſe (der Moldau, Eger, Mulde, Saale ꝛc.) groß und ſchiffbar (ſchon oberhalb Schandau in Meißen) wird, und endlich bei Ritzebüttel, 18 Meilen hinter Hamburg, in die Nordſee fällt. Sehr fiſchreich, enthält ſie auch in manchen Gegenden Goldkörner, und iſt überhaupt für die Handlung einer der bedeutendſten Ströme in Europa. Von Schandau bis Hamburg ſind 30 Elbzölle, wovon die in und um Magdeburg allein jährlich über 300,000 Thl. eintragen ſollen. Daher trat im Mai 1819 eine Commiſſion der Elbuferſtaaten in Dresden zuſammen, um die freie Elbſchifffahrt nach Art. 109—116 der Wiener Congreßacte zu reguliren. Die ſchönſte Brücke über dieſelbe iſt die Dresdner.

Elbée (Gigot d') Generaliſſimus der Royaliſten in der Vendée, ein ausgezeichneter Mann von großem Character. Er war 1751 in Dresden geboren, erhielt in Sachſen ſeine Erziehung und trat erſt in churfürſtliche und dann in königl. franz. Dienſte, verließ aber ſolche bald und zog ſich auf ſeine Güter in der Vendée zurück. Der Aufſtand in dieſen Gegenden gab ihm Veranlaſſung, ſeine großen kriegeriſchen Talente zu entwickeln. Er vereinigte ſich im März 1793 mit Cathelineau und Stofflet, und war nun vorzüglich beſchäftigt, den Vendeern die Fechtart zu lehren, und ſie dafür zu organiſiren, welche ſich für ihre Localitäten und ihre Gewohnheiten eignete. Er wurde bald zum Generaliſſimus ernannt, und errang häufig große Vortheile über die Republikaner, ohne daß ſie jedoch zu entſcheidenden Reſultaten hätten führen können. Er wurde endlich verwundet auf der Inſel Noirmoutiers vom General Turreau zum Gefangenen gemacht, vor ein Kriegsgericht geſtellt und als Rebell nach den damals beſtehenden Geſetzen zum Tode verurtheilt und erſchoſſen.

Elberfeld, eine preußiſche Handelsſtadt im Herzogthum Berg, zur Provinz Cleve-Berg gehörig, mit 1100 Häuſern,

über 16,000 Einw. Vor ungefähr zwei Jahrhunderten lebten hier kaum 800 Menſchen. Dicht an Elberfeld ſtößt das volkreiche Amt Barmen, welches den Ort Gemarke zum Hauptſitz ſeiner Induſtrie hat. Auch dieſes Amt zählt an 16,000 Einwohner. Das Ganze, Elberfeld eingeſchloſſen, bildet eins der längſten und angenehmſten Thäler, welches durch den gedrängten Anbau eines eben ſo gewerbfleißigen als wohlhabenden Volkes die mannichfaltigſten Abwechſelungen darbietet, und beſonders für den Fabrikanten und Kaufmann von dem höchſten Intereſſe iſt. Das Bleichen des Leinengarns iſt unſtreitig als Urſprung der Induſtrie dieſer Gegend anzuſehen. Die Wupper, als ein klares und zur Bleiche beſonders geeignetes Berg- und Felſenwaſſer, ſo wie die bequemen Ufer deſſelben, haben die Bewohner zuerſt eingeladen, ſich dieſem, in der Folge ſo wichtig für ſie gewordenen Geſchäfte zu widmen. Das erſte Privilegium über Garnbleicherei hier iſt von 1527. Das rohe Garn kommt aus Heſſen, Braunſchweig, Hildesheim und Hannover. Es entſtanden nun zuerſt Fabriken für Leinen- und Wollenband und für Schnürriemen. Dieſe Artikel ſtiegen zur höchſten Wichtigkeit, und ihnen verdankt beſonders Gemarke größtentheils ſeine Wohlhabenheit. Frankreich, Italien, Spanien, Rußland, Amerika, faſt die ganze bekannte Welt bezog und bezieht zum Theil noch dieſe Waare in unglaublicher Menge. Borten, Betizwilliche, Nähzwirn, Zwirnſpitzen und Langetten beſchäftigen ebenfalls eine große Anzahl von Fabriken. Halbbaumwollene Zeuge fing man an zu Anfang des 18ten Jahrhunderts zu verfertigen. Als die engliſchen Garne in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts bekannt wurden, vermehrte und verbeſſerte ſich die Fabrikation der baumwollenen Artikel bedeutend. In neuern Zeiten hat man ſelbſt viele Spinnmaſchinen nach engliſcher Art angelegt. Türkiſche Rothfärberei iſt ein anderer höchſt wichtiger Zweig der hieſigen Induſtrie. Erſt in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde derſelbe hier eingeführt. Man zählt jetzt über 100 türkiſche Rothfärber in Elberfeld und Barmen. Eben ſo bedeutend ſind die ſeit 60 Jahren beſtehende Siamoiſin-Fabrikation und die Seidenfabriken, die ſich beſonders mit ſeidenen Tüchern aller Gattung beſchäftigen. Man gibt an, daß das einzige Haus von Simons Erben in Elberfeld jährlich an 300,000 Thlr. blos für Arbeitslohn ausgibt. Der jährliche Umſatz an Seidenwaaren im Bergiſchen ſoll über drei Millionen Thaler, und der allgemeine Umſatz der geſammten Fabrikate in Elberfeld und Barmen an 12 Millionen Thaler betragen. Elberfeld, als Hauptſitz der bergiſchen Fabriken, treibt das Wechſelgeſchäft des bergiſchen und märkiſchen Landes im Ganzen, und die Wechſelcirculation auf dieſem Platze ſoll an 15 Millionen Thaler betragen. Das wichtigſte Banquierhaus in Elberfeld iſt das der Gebrüder Kerſten. In der neuern Zeit hatte, wie allenthalben, auch hier der Handel ſehr gelitten. Beſonders hatte die verbotene Einfuhr der Elberfelder Fabrikate nach Frankreich und Italien, die Einverleibung Hollands und der Hanſeſtädte, die Unterbrechung alles Seehandels den allernachtheiligſten Einfluß auf die hieſige Induſtrie. Nach hergeſtelltem Frieden und wieder freigewordenem See- und Tranſito-Handel darf, beſonders bei einer ſo thätigen und liberalen Regierung, wie die preußiſche iſt, dieſe wichtige Fabrikgegend, welche kaum ihres Gleichen in Europa hat, mit Recht einer neuen ſegensreichen Zeit entgegenſehen.

Elbeuf, eine bedeutende Fabrikſtadt in Frankreich, an der Seine, im Departement Unter-Seine, von 1000 Häuſern und gegen

6000 Einwohnern. Sie iſt beſonders wegen ihrer ordinären Tücher (Draps d'Elbeuf), die in Frankreich allgemein getragen werden, ſehr bekannt. In den achtziger Jahren waren in 60 Fabriken an 26,000 Arbeiter damit beſchäftigt. Damals gingen dieſe Tücher vornehmlich nach Spanien für Amerika und nach Marſeille für die Levante.

Elbing, Handels- und Kreisſtadt in der Provinz Weſtpreußen, am Fluſſe Elbing, groß und befeſtigt, treibt beſonders mit Getreide ſtarken Handel, auch wird von hier viel Käſe und Butter ausgeführt. Der Rath und die meiſten Einwohner ſind evangeliſch; doch haben auch Catholiken, Reformirte und Mennoniten freie Religionsübung. Einwohnerzahl 19,000 in 2,100 Häuſern. Im Jahr 1802 gingen 485 Seeſchiffe, 342 beladene Bordinge, 771 fremde und inländiſche Gefäße ab, und 481 Seeſchiffe, 47 Bordinge und 888 fremde und inländiſche Gefäße kamen an. Die umliegende Gegend heißt der Elbinger Werder.

Eldorado, ein fabelhaftes Land, in welchem Gold und Edelſteine ſo häufig ſeyn ſollen, wie bei uns der Schlamm und die Steine auf den Straßen. Franz Orellano, ein Begleiter von Pizarro, brachte dieſe Fabel zuerſt mit, und ein Engländer gab ſogar zu Ende des 16ten Jahrhunderts eine Beſchreibung davon heraus, die ſelbſt mit einer Charte des Landes verſehen war. Jetzt wird es nur in den Werken der Dichter genannt, z. B. in Voltaire's Candide.

Eleatiker, eleatiſche Schule, hieß die von Zeno geſtiftete philoſophiſche Schule, von deſſen Geburtsſtadt Elea in Unteritalien.

Electra, eine Tochter Agamemnons und der Clytemneſtra. Ihr Stiefvater Aegiſth wollte ſie, obgleich viele ſich um ſie bewarben, Niemanden zur Gemahlin geben, damit ihre Kinder Agamemnons Tod nicht rächen möchten, ſondern verheirathete ſie an einen geringen Mann von Argos, der ſie jedoch unberührt ließ. Ihr Bruder Oreſtes aber rettete ſie vor Aegiſthus Wuth; und als jener nachher wegen des Mords ſeiner Mutter von den Furien geplagt wurde, und ſie von dem Orakel zu Delphi auf ihre Frage die Nachricht erhielt, daß er in Taurien von einer Prieſterin Dianens umgebracht ſey, war ſie im Begriff, ihre Schweſter Iphigenie, die eben als Prieſterin Dianens in den Tempel trat, unerkannt mit einem Feuerbrande zu tödten, als Oreſt hinzu kam und den Schweſtermord hinderte. Nachher vermählte ſich Electra mit dem innigen Freunde ihres Bruders, Pylades. Ihren Namen führt eine berühmte Tragödie des Sophokles.

Electricität, Electriſch, Unelectriſch. Electricität iſt die Eigenſchaft gewiſſer Körper, vermöge deren ſie, ſtark gerieben und erhitzt, andere leichte Körper, die ſich ihnen nähern, an ſich ziehen und wieder von ſich ſtoßen, oder bei Berührung anderer kniſternde Funken von ſich geben. Wenn man ein Stück Bernſtein, eine trockene gläſerne Röhre, ein Stück Siegellack ꝛc. auf der Hand oder auf einem trockenen wollenen Lappen ſtark reibt, ſo ziehen ſie leichte Körper, z. B. Papierſtückchen, Goldplättchen, Strohhalme ꝛc. an, und ſtoßen ſie hernach wieder zurück. Iſt nun die Glasröhre oder ein anderer ſolcher Körper von beträchtlicher Größe, reibt man ihn ſtärker und bringt ihn dann dem Geſichte nahe, ſo erregt er eine Empfindung auf der Haut, als wenn

dieſelbe mit feinen Spinnweben leicht berührt würde, die Haare ſteigen, von jenem Körper angezogen, und werden ſodann wieder zurückgeſtoßen. Läßt man eine große Scheibe oder einen Cylinder von Glas mittelſt einer mechaniſchen Vorrichtung nach Art eines Rades oder einer Welle ſchnell herumtreiben, ſo daß die äußere Fläche ſich an Flanell, Taffet, Leder oder Goldpapier reibt, ſo empfindet man nicht nur einen Geruch, der dem von Harnphosphor gleicht, ſondern es ſtrömt auch ein ſichtbarer, ſtechender, kniſternder Feuerfunke von bläulicher Farbe aus der Scheibe oder dem Cylinder hervor, ſobald man einen Knöchel der Finger oder eine Fingerſpitze ſelbſt daran hält. Das Wort Electricität iſt aus dem griechiſchen Worte ἤλεκτρον, electrum, Bernſtein, gebildet worden, weil man jene Eigenſchaft zuerſt und beſonders am Bernſtein wahrnahm. Man braucht dieſes Wort auch in der Bedeutung, daß es die electriſche Materie ſelbſt anzeigt, wofür man ſonſt auch electriſches Fluidum oder electriſche Flüſſigkeit ſagte. Subſtanzen, in denen durch Reiben ein merklicher Grad von Electricität erzeugt wird, die ſich aber nicht durch ihre ganze Maſſe fortleitet, ſondern die ſie auf der Oberfläche behalten, heißen electriſche Körper, an ſich electriſche (idioelectriſche, — auch Nichtleiter). Man rechnet hierher Glas und alle, ſelbſt metalliſche, Verglaſungen, alle Edelſteine, Harze, Federn, Seide, Baumwolle, Wolle, Papier, weißen und Candiszucker, trockne Luft, Oele, metalliſche Kalke oder Oxyde, Aſche von Thieren und vegetabiliſchen Subſtanzen, harte Steine, hartgefrornes Eis in einer Kälte von 13 Grad unter 0 nach Fahrenheit oder 20 Grad nach Reaumur u. a. Alle Körper, welche durch Reiben nicht in den Zuſtand geſetzt werden, die Erſcheinung der Electricität zu zeigen, führen den Namen unelectriſche (wiewohl die Grenzen beider Claſſen ſehr in einander laufen), ſie können aber electriſch werden, d. i. durch Mittheilung von einem andern electriſchen Körper Electricität erhalten, wie z. B. Metalle, Waſſer und andere. Weil ſie durch die Berührung mit einem andern ſchon electriſirten Körper die Electricität annehmen, und durch ihre ganze Maſſe fortleiten, ſo heißen ſie Leiter der Electricität oder leitende Körper. Diejenigen, die zwar durch Reiben electriſirt werden, aber die Electricität durch Berührung mit andern electriſchen Körpern nicht merklich aufnehmen, werden dagegen Nichtleiter genannt. Die an ſich unelectriſchen Körper oder Leiter laſſen ſich durch Reiben electriſiren, ſobald man Mittel anwendet, welche verhindern, daß ihnen die durch Reiben entſtandene Electricität nicht entzogen wird. Manche Körper ſind bald Leiter, bald Nichtleiter, und werden daher Halbleiter genannt, z. B. trockenes Holz und trockner Marmor. Andere dagegen leiten die Electricität nur unter gewiſſen Umſtänden, z. B. ſiedendes Pech, heißes Oel und glühendes Glas, da ſie kalt nicht leiten. Die Luft der Atmoſphäre iſt trocken ein Nichtleiter, feucht und bei abnehmender Dichtheit ein Leiter. Einen Körper, der mit lauter Nichtleitern umgeben iſt, nennt man iſolirt. Die Iſolirung iſt in einem Zimmer mit trockner Luft leicht dadurch zu bewirken, daß man irgend einen Körper an ſeidenen Schnüren aufhängt, oder auf ein Geſtell von Glas, Pech, Siegellack, Schwefel u. ſ. w. ſetzt. Das Anziehen und Abſtoßen der electriſchen Materie iſt eine merkwürdige Erſcheinung, und läßt mit Recht auf zwei verſchiedene, einander entgegengeſetzte Kräfte ſchließen. Beide zeigen ſich ſehr auffallend, denn wenn eine Perſon z. B. eine

Glasröhre reibt, und dabei iſolirt geſtellt iſt, ſo werden beide electriſch und zeigen electriſche Erſcheinungen, nur mit dem Unterſchiede, daß dasjenige, was von der Röhre angezogen, von der Perſon zurückgeſtoßen wird. Daſſelbe iſt der Fall mit allen Körpern, welche das Reiben des electriſchen Körpers verrichten und daher Reibzeuge heißen. Dieſe beiden verſchiedenen Kräfte werden als zwei einander entgegengeſetzte Electricitäten betrachtet. Die eine nennen die Phyſiker poſitive, die andere negative Electricität, welches durch die Zeichen der Algebra ſo ausgedrückt wird: + E und — E., eine bequeme Bezeichnung von Erſcheinungen, mit deren eigentlicher Natur wir unbekannt ſind. Hieraus leitet man den Grundſatz her, daß gleichartige oder gleichnamige Electricitäten einander abſtoßen, ungleichartige, ungleichnamige oder entgegengeſetzte einander anziehen. Du Fay nannte die Electricität des Glaſes Glaselectricität, und die des Siegellacks Harzelectricität. Franklin, dem die Phyſik die größten Entdeckungen in der Lehre der Electricität verdankt, nahm nur eine Art an, und leitete den erwähnten Unterſchied in den Erſcheinungen, oder das Abſtoßen und Anziehen blos aus dem Mehr und Weniger derſelben her. Die Electricität wird in den urſprünglich electriſchen Körpern, im Glaſe, Siegellack, Schwefel ꝛc., vornehmlich durch das Reiben erregt; bei Schwefel, Siegellack, Wachs und Chocolade, auch durch Schmelzen und Erkalten. Im Turmalin und einigen andern Materien wird ſie durch Erwärmen und Abkühlen, und ſonſt durch Auflöſungen, wobei Aufbrauſen Statt findet, und durch Ausdünſtungen erregt. Wenn der electriſche Funke oder Feuerbüſchel leicht entzündbaren Subſtanzen, z. B. dem Schießpulver, dem Weingeiſte, brennbaren Gasarten ꝛc., hinlänglich nahe gebracht wird: ſo wirkt er darauf, wie das Feuer, und entzündet. Starke Funken ſchmelzen Metalle. Der Raum, worin die Electricität wirkt, heißt der electriſche Wirkungskreis, oder die electriſche Atmoſphäre. Man kennt zwar nun die Geſetze, nach welchen die electriſche Materie wirkt, ſo weit, daß man das, was geſchieht, erklären, und was geſchehen muß, vorherbeſtimmen kann; aber deſto unwiſſender ſind wir noch in Hinſicht auf die Beſchaffenheit des Grundſtoffes, der die Electricität ausmacht. Dies iſt nicht zu verwundern, denn die Feinheit dieſer Materie iſt ſo groß, daß ſie bei weitem die der Luft übertrifft, und hier kann die alles zerlegende und auflöſende Chemie nichts ausrichten. Ueber die poſitive und negative Electricität nimmt man gewöhnlich folgende Sätze an: 1. Durch die ganze Körperwelt iſt eine einzige feine Materie verbreitet, welche den Grund aller electriſchen Erſcheinungen enthält. 2. Die Theile dieſer Materie ſtoßen ſich ab, werden aber von den Theilen der Körper angezogen. 3. Jeder Theil eines Körpers kann eine gewiſſe Menge dieſer Materie in ſich aufnehmen, ohne daß ſie ſich auf ſeiner Oberfläche anhäufen darf. Hat er gerade dieſe Menge, ſo iſt er nicht electriſirt. 4. Hat er mehr als dieſe ihm natürliche Menge, ſo iſt er poſitiv, hat er weniger, ſo iſt er negativ electriſirt. 5. Alle electriſchen Erſcheinungen entſtehen durch Uebergang oder durch proportionirte Vertheilung dieſer Materie. Der vorgebliche Einfluß der Electricität auf das ſchnellere Wachsthum der Pflanzen iſt ſehr zu bezweifeln, und eben ſo iſt es auch mit dem Einfluſſe derſelben auf den thieriſchen, namentlich den menſchlichen Körper, nach welchem bei electriſirten Perſonen der Puls ſchneller

ſchlagen ſollte, welches letztere jedoch oft nur durch Beängſtigung veranlaßt wird. Gleichwohl kann man die mediciniſche Kraft der Electricität nicht abläugnen, und man hat ſie bei Lähmungen, rheumatiſchen Beſchwerden, Taubheit, Augenübeln, Kopfſchmerzen ꝛc. glücklich angewendet. Was die Geſchichte der Electricität betrifft, ſo ſieht man aus Plinius dem Aeltern (Hist. natur. XXXVII. S. 3.), daß er die erwähnte Eigenſchaft des Bernſteins ſchon gekannt habe. Das war aber auch alles, was die Alten von der Electricität wußten, und dies, oder nicht viel mehr, wußte man davon bis zu Anfange des 17ten Jahrhunderts. Um dieſe Zeit entdeckte der Engländer William Gilber nicht nur mehrere Körper, die ähnliche Erſcheinungen darbieten, ſondern auch, daß man dieſe ſonderbare Eigenſchaft durch Reiben verſtärken könne. In der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts wurden von Mehreren ſchon Verſuche angeſtellt, und dabei entdeckte man immer mehr. Zu Anfang des letztverfloſſenen Jahrhunderts vermehrte Stephan Gray die Kenntniß der Electricität ganz beſonders durch ſeine Entdeckungen. Desaguliers ſammelte hernach alles, was man von der Electricität wußte, brachte es auf allgemeine Geſetze zurück, und führte zuerſt Kunſtausdrücke ein. Die ſchnellſten Fortſchritte hat dieſe Wiſſenſchaft, wie überhaupt die Phyſik, in der neueſten Zeit gemacht.

Electricität, thieriſche, ſ. Galvanismus.

Electriſirmaſchine iſt eine mechaniſche Vorrichtung, durch welche man urſprüngliche Electricität der electriſchen Körper vermittelſt Reiben erregt, und andern Körpern mittheilt. Die weſentlichen Stücke einer Electriſirmaſchine beſtehen in einem electriſchen Körper, der durch einen bequemen Mechanismus ſchnell umgedreht, und heftig an einem andern Körper gerieben, anhaltend und ſtark electriſirt werden kann; ferner in einem Reibzeuge, worunter man eben jenen Körper verſteht, an welchem ſich der electriſche Körper bei ſeinem Umlaufe reibt; endlich in einem iſolirten Hauptleiter, der auch der erſte Leiter oder Conductor genannt wird. Dieſem theilt der electriſche Körper ſeine Electricität mit. Zu dem electriſchen Körper wählt man Glas entweder in Form einer Kugel, oder einer Scheibe, oder eines Cylinders; daher hat man Kugel-, Scheiben- und Cylindermaſchinen. Dieſe Glaskörper werden an der Maſchine ſo befeſtigt, daß ſie ſchnell umgedreht werden können. Das Reibzeug, welches der electriſche Körper bei ſeinem Umlaufe berührt, um ſich daran zu reiben, iſt ein ſeidenes Kiſſen, mit Pferdehaaren ausgeſtopft, über welches ein Leder geht, das mit dem ſogenannten Kirnmayerſchen Amalgama, einer Miſchung von zwei Theilen Queckſilber, einem Theile Zink und einem Theile Zinn, durch Schweinefett in eine Salbe verwandelt, beſtrichen iſt, um die Electricität zu verſtärken. Der erſte Leiter (Conductor) iſt ein blecherner Cylinder, am Ende mit einem Zuleiter oder Kamme (Collector) verſehen, der ſeine Spitzen dem electriſirten Körper entgegenſtreckt, um die Electricität aus ihm aufzunehmen und fortzuleiten. Während der electriſche Körper mittelſt einer Kurbel, wie beim Schleifſteine, ſchnell umgedreht wird, reibt er ſich an den Kiſſen und wird dadurch electriſirt, wie der auf einem wollenen Lappen geſtrichene Bernſtein, nur in weit ſtärkerem Grade. Da nun kein anderer leitender Körper ihm näher iſt, als der erſte Leiter der Maſchine, ſo theilt er auch nur dieſem ſeine Electricität mit, welche man alsdann zu beliebigen Verſuchen benutzen kann. Eine Art von

Electriſirmaſchine hatte ſchon Otto von Guerike im 17ten Jahrhundert, denn er bediente ſich bei ſeinen electriſchen Verſuchen einer Kugel von Schwefel, die er vermittelſt einer Kurbel umdrehte und mit der Hand rieb. Die wahren Maſchinen führte jedoch zuerſt Hauſen in Leipzig um die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts ein, und von dieſer Zeit an wurden ſie immer gemeiner und zugleich immer mehr verbeſſert. Man hat jetzt ſehr koſtbare Kunſtwerke dieſer Art zu Stande gebracht. Eine der größten, vielleicht die größte unter allen Electriſirmaſchinen befindet ſich in dem Teylerſchen Muſeum zu Harlem. Sie iſt von Cuthbertſon verfertigt und beſteht aus doppelten Glasſcheiben, deren jede 65 engl. Zoll im Durchmeſſer hat. Sie ſtehen in paralleler Lage 7 1/2 Zoll auseinander, ſind an einer gemeinſchaftlichen Achſe befeſtigt, die eine Kurbel umdreht, und reiben ſich an acht Kiſſen, die alle an beſondern Geſtellen befeſtigt und 15 1/2 Zoll lang ſind. Um dieſe Maſchine zu drehen, werden zwei, bei längerer Dauer vier Männer erfordert. Ihre Wirkungen ſetzen in Erſtaunen. Eine ſehr ſcharfe Stahlſpitze, dem erſten Leiter genähert, zog einen Funken von 1/2 Zoll Länge heraus; dieſelbe Spitze ſo auf dem Leiter befeſtigt, daß ſie 3 Zoll hervorragte, ſtrömte 6 Zoll lange Strahlen aus. Ein 6 Fuß langer Zwirnsfaden in einer Entfernung von 38 Fuß vom Leiter gehalten, wurde von ihm angezogen. Wenn man einen andern Leiter an den erſten Leiter brachte, ſo konnte man in einer Minute 300 Funken von 24 Zoll Länge und eines Federkiels Dicke ausziehen. Die Luft wird 40 Fuß weit um die Maſchine electriſirt. Eine Batterie (ſ. d. Art.), die aus 225 Flaſchen beſteht, wird durch 160 Umläufe der Scheiben geladen, und ein Schlag dieſer Batterie zerſpaltete einen Cylinder von Buchsbaumholz, 4 Zoll hoch und eben ſo ſtark im Durchmeſſer, wozu nach van Marums Berechnung eine Kraft von 9840 Pfund erfordert wird.

Electrometer oder Electricitätsmeſſer nennt man eine Vorrichtung, welche die Stärke und Beſchaffenheit der Electricität eines Körpers meſſen oder beſtimmen ſoll. Zu dieſem Apparate hat, welches Gray zuerſt bemerkt, das Abſtoßen gleichnamiger Electricitäten Anlaß gegeben. Du Fay, welcher hierauf dieſe Erſcheinung zum Electrometer benutzte, hing einen Zwirnsfaden um den zu electriſirenden Körper, und gab Acht, wie weit die beiden Enden deſſelben ſich von einander entfernten, woraus er auf die Stärke der Electricität ſchloß. Nollet wurde hierdurch auf den Gedanken gebracht, dieſe einfache Vorrichtung dazu zu benutzen, den Grad der Electricität aus dem Winkel, den die beiden Enden des Fadens beim Auseinandergehen einſchließen, zu beſtimmen, und ſchlug vor, den Winkel durch den auf einem Brette aufgefangenen Schatten der beiden Fadenenden mittelſt eines Gradbogens zu meſſen, weil er einſah, daß mit dem Faden kein anderer leitender Körper verbunden werden dürfte. Nachher erdachten Mehrere noch eine große Anzahl anderer Electrometer, die aber eigentlich das nicht leiſten, was ihr Name ausdrückt. Die meiſten dienen höchſtens dazu, um daraus ungefähr zu beurtheilen, ob eine Electricität ſtärker oder ſchwächer ſei, als die andere, nicht aber wie groß ſie eigentlich ſei. Achard hat ein Electrometer angegeben, welches die Kraft der Electricität wirklich abmeſſen, und ihr jedesmaliges Verhältniß zur Schwere der Erdkörper beſtimmen ſoll.

Electrophor oder beſtändiger Electricitätsträger. Wenn man einen dünnen, glatten und trockenen Kuchen von

Siegellack oder irgend einem Harz in eine flache zinnerne oder kupferne Schüſſel legt, ihn entweder mit einem trocknen Katzenfelle reibt, oder mit einem Fuchsſchwanze peitſcht, und dann ein rundes mit Staniol oder Silberpapier überzogenes, im Durchmeſſer etwas kleineres Brett als der Kuchen, mittelſt ſeidener Schnüre auf dieſen letztern ſetzt; ſo wird das Brett Funken geben, ſobald man es mit dem Finger berührt. Der Apparat, vermittelſt deſſen dieſe electriſchen Wirkungen hervorgebracht werden, heißt Electrophor. Der Erfinder deſſelben iſt der Schwede Wilke, obgleich der Italiener Volta es im Jahr 1775 unter der gegenwärtigen Geſtalt bekannt machte. Zu den gewöhnlichen Electrophoren pflegt man gemeines weißes oder ſchwarzes, mit etwas Terpentin vermiſchtes Pech zu nehmen; eben ſo gut dient Colophonium. Die zerfloſſene Harzmaſſe wird gleich in die Form oder auf den Teller gegoſſen, welcher von einer leitenden Subſtanz ſein muß. Man nimmt dazu eine metallene oder dünne hölzerne, mit Staniol auf beiden Flächen belegte Scheibe, die einen etwa 2 1/2 Linie hohen aufgerichteten Rand hat, mit welchem das eingegoſſene Harz gleich ſtehen muß, ohne daß jedoch der Rand oberhalb bedeckt wird. Die obere Fläche dieſes Kuchens muß ganz glatt und eben ſein, und ſeine untere den Boden überall genau berühren. Der Deckel, oder wenn es ein hohler Cylinder iſt, die Trommel, Leiter, muß von einer leitenden Materie, alſo entweder von Zinn oder von trocknem Holz gemacht werden, das mit Staniol oder Silberpapier belegt iſt. Die Form des Deckels iſt rund, und darf einige Zoll weniger im Durchmeſſer halten, als der Kuchen. Er muß iſolirt, d. i. außer Verbindung mit leitenden Körpern auf den Harzkuchen gedeckt und wieder abgenommen werden können; daher bindet man drei oder vier ſeidene Schnüre an ſeinen Rand, und hebt ihn daher nach Belieben. Bewahrt man den Apparat vor Feuchtigkeit, ſo hält ſich die in dem Kuchen einmal erregte Electricität Monate lang, und man kann ſich des Electrophors ſtatt einer Electriſirmaſchine bedienen. Auch läßt ſich eine leidner Flaſche nach und nach damit laden, und dagegen durch dieſe der Electrophor wieder verſtärken.

Elegante Zeitung (Zeitung für die elegante Welt). Den Plan zu dieſer für die gebildeten Stände beſtimmten alle Politik ausſchließenden Zeitung, welche als die erſte ihrer Art anzuſehen iſt, entwarf der Hofrath Spazier in Leipzig, und begann ſie mit dem Jahre 1801. Es iſt nicht zu läugnen, daß Spazier in einem hinreichenden Maße die Eigenſchaften beſaß, die dem Redacteur eines Blattes unentbehrlich ſind, das die Toilettenlectüre der vornehmern weiblichen Welt und eine leichte Unterhaltung gebildeter Männer ausmachen ſollte. Man kann ſagen, um die elegante Zeitung ihrer erſten Idee nach mit zwei Worten zu charakteriſiren, daß ſie alle diejenigen Gegenſtände zu ihrem Inhalt wählte, über welche die Converſation ſich in höheren, aus Männern und Frauen gemiſchten Cirkeln zu verbreiten pflegt. Sie erſchien anfänglich drei Mal in der Woche, und ward mit ſteigendem Beifall aufgenommen. Da die ſchönen Künſte insbeſondere und vornehmlich alles, was das Theater anging, in den Bezirk dieſes Blattes gehörte, und Spazier ſpäterhin die Schlegel und deren Freunde, die ihre Kunſttheorien damals ohne alle Schonung geltend zu machen ſuchten, zu Mitarbeitern hatte, ſo konnte es nicht fehlen, daß die elegante Zeitung gar bald allen denen ein Dorn im Auge wurde, die der Schlegelſchen Schule

abgeneigt waren. Dahin gehörten vornehmlich die von dieſer Schule
Angefochtenen und vor allen A. v. Kotzebue, der das ſeltſame,
wiewohl nicht unerhörte Schickſal hatte, von der Menge geprieſen und
beklatſcht und von der Kritik ohne Erbarmen verdammt zu werden.
Ohne Zweifel war es dieſer Umſtand, der Kotzebue auf den Ge-
danken brachte, der eleganten Zeitung ein Blatt von gleicher Ten-
denz entgegenzuſtellen, in der auf den Beifall der Menge gegründe-
ten Hoffnung, jener dadurch den Todesſtreich zu geben. Er verband
ſich zu dem Ende mit ſeinem damaligen Freunde und Verfechter G.
Merkel, und mit dem Jahre 1803 erſchien unter der Redaction
Beider der Freimüthige. Spaziern konnte nicht entgehen,
welche feindliche Abſicht demſelben zum Grunde lag, und er fürchtete
allerdings das Anſehen, in welchem Kotzebue bei dem großen Hau-
fen ſtand, er glaubte (wovon er den Nachtheil zu ſpät einſah), den
Waffen, die der Freimüthige gegen ihn richtete, mit gleichen be-
gegnen zu müſſen, ohne zu überlegen, daß dies gerade des Gegners
Wunſch ſei, und ſo entſpann ſich eine Fehde, die unter unaufhörli-
chen Angriffen und Erwiederungen einen hohen Grad von Erbitte-
rung gewann. Man ſuchte auch dadurch einander den Rang abzu-
laufen, daß von beiden Seiten die Zahl der wöchentlich erſcheinenden
Blätter auf fünf geſteigert wurde. Das Publicum fand in dieſem
Kampfe, der ſich durch beide Zeitungen flocht, etwas Pikantes, und
da die eine ohne die andere nicht verſtändlich war, ſo beförderte die
eine den Abſatz der andern, ſtatt ihn zu ſchwächen. Dieſer Federkrieg
dauerte fort bis in das Jahr 1805, wo Kotzebue, der mit Mer-
kel zerfiel, dem Freimüthigen entſagte und ihn dieſem allein überließ.
Spazier ſah ſich nun ſeines furchtbarſten Gegners entledigt, und
ſetzte die Fehde gegen den erbärmlichen Merkel (dieſen Abbé Co-
tin unſerer Zeit) bis zu ſeinem Tode (1805) fort. Darauf über-
nahm A. Mahlmann, der in der gebildeten Leſewelt zahlreiche
Freunde zählte, die Redaction der eleganten Zeitung, ohne den mit
Spaziers Tod erloſchenen Kampf zu erneuern. Beide Zeitungen gin-
gen friedlich neben einander bis zum Herbſt 1806, wo Merkel vom
Schauplatz abtrat und der Freimüthige aufhörte. Die lange Fehde
hatte indeß den urſprünglichen Charakter der eleganten Zeitung merk-
lich verändert, der Streit hatte eine gewiſſe Gründlichkeit nöthig
gemacht, die für blos elegante Cirkel nicht mehr ganz paßte. Sie
erforderte gebildetere Leſer, die man leider in jenen Cirkeln nicht
immer antrifft, auch berückſichtigte ihr zweiter Herausgeber mehr
die wahrhaft Gebildeten, als die Eleganten. So hat ſie mit noch
manchen andern Nebenbuhlerinnen ihren Weg friedlich und mit Bei-
fall fortgeſetzt, ohne es ganz vermeiden zu können, der Unbill der
Zeit ihren Tribut zu zahlen. Im Jahre 1816 trat Mahlmann, der
ſchon längſt wenigen Antheil mehr an der Redaction genommen
hatte, ganz von derſelben zurück und überließ ſie dem Hofrath K. L.
M. Müller, der ſich durch anmuthige und gefällige Darſtellung
mannichfaltig und verdienſtvoll in der literariſchen Welt bekannt ge-
macht hat, und ſie mit Beifall fortführt. Man vergl. d. Art. Frei-
müthige (der).

Elegie. Gewöhnlich denkt man ſich unter Elegie ein Klage-
oder Trauergedicht (Threnodie), und der griechiſche Name deutet
allerdings auch auf dieſe Bedeutung hin, indem er nichts anders be-
ſagt als: „Ach! Ach! rufen," (E! E! λεγειν). Die Griechen
und Römer aber hatten Elegien, welche nur von dem Versmaß dieſen

Namen führten, und des verſchiedenartigſten Inhalts waren. Das elegiſche Versmaß der Alten war das Diſtichon (ſ. d. Art.), der mit dem männlichen Hexameter abwechſelnde weibliche Pentameter, und in dieſer Versart verſeufzte nicht blos die Traurigkeit den ſanften Schmerz, ſondern, wie Horaz ſagt, auch

Die Freude, und die ihres ſüßen Wunſches
Gewährte Liebe

bediente ſich ihres leichten Ganges. Selbſt die Kriegslieder eines Tyrtäos und Kallinos bewegten ſich in dieſem Maß; lehrendes Gedicht, Heroide, ſittliche Sprüche wurden bei den Alten elegiſch dargeſtellt. Wie es kam, daß nachher ſanfte Schwermuth, als Charakter der in dieſer Versart dargeſtellten Poeſieen galt, läßt ſich am beſten hiſtoriſch darthun. Man muß zunächſt auf den Urſprung des Pentameters zurückgehen. Böttiger hat im erſten Bande von Wielands attiſchem Muſeum dargethan, daß der Pentameter aus dem Gebrauche der kriegeriſchen Doppelflöte der Lydier entſtanden ſei. Die älteſten Dichter, die ſich ſeiner bedienten, ſangen daher nur Kriegsgeſänge in dieſem Sylbenmaß. Eine zweite Periode des Pentameters beginnt mit dem Kolophonier Mimnermos, der im Geiſte ſeines weichlichen Zeitalters zuerſt ſeiner Doppelflöte und ſeinem Pentameter ſanftere Empfindungen einhauchte, und der Flötenſpielerin Nanno Liebeselegien vorſang. Er wurde deshalb von dem Alterthume für den Stifter der zärtlichen und ſanftklagenden Elegie gehalten. Mit Simonides endlich beginnt die dritte Periode, denn als dieſer ſich des Diſtichons am liebſten zu ſeinen Grabſchriften und Todtenepigrammen bediente, nannte man ein ſolches kleines Gedicht Elegeion, und da dieſe am häufigſten auf Grabmälern geſehen und geleſen wurden, fing man an, die ganze Gattung des Sylbenmaßes, das ſeitdem beſtändig zu Inſchriften gebraucht wurde, Elegie zu nennen. Niemals wurde jedoch jenes Sylbenmaß ausſchließlich für Klage- oder Trauergedichte gebraucht, und man würde daher wohlthun, Gedichte in elegiſchem Sylbenmaß von der eigentlichen Elegie zu unterſcheiden; denn wie Gedichte im elegiſchen Sylbenmaß nicht nothwendig blos den Ausdruck des Schmerzes darſtellen, ſo iſt die Elegie nicht nothwendig an jenes Sylbenmaß gebunden. Da nun aber einmal Gedichte im elegiſchen Sylbenmaß auch den Namen der Elegien erhalten haben, und nicht bloß bei den Alten, ſondern auch bei den Neuern, wie die Gedichte zeugen, welche z. B. Göthe und Voß als Elegien gegeben haben: ſo wird man ſchicklich unter naiver und ſentimentaler Elegie unterſcheiden. Zu jener Claſſe kann man die Elegien rechnen, die durch das elegiſche Versmaß dieſen Namen erhalten haben, hierzu gehört auch das alte Epigramm; dieſe begreift die eigentliche Elegie. Durch Vereinigung der Beſonnenheit mit Innigkeit der Gemüthsregung ſind beide Claſſen einander verwandt, und der reinlyriſchen Poeſie entgegengeſetzt (ſ. Lyrik). Der Charakter der eigentlichen Elegie iſt: beſonnene Anſchauung auf eine leidende Gemüthsſtimmung zurückgewandt. Beſonnene Anſchauung, alſo nicht wilder, ungehemmter Erguß des erſten Schmerzes. Ueberhaupt auch nicht bloßer Erguß des Schmerzes, ſondern Darſtellung deſſelben; die nur möglich iſt, wenn wir ihn aus einer mildernden Ferne betrachten, an dieſer Betrachtung ſelbſt aber ein Vergnügen finden. Das Herz nährt mit Hingebung einen Schmerz, aus welchem ihm ein ganz eigener, bitterſüßer Genuß entſpringt, die Wonne in Wehmuth. Der Ton der

Elegie ergiebt ſich hieraus von ſelbſt. Da die Beſtimmung der ſchönen Kunſt, das menſchliche Daſein zu verſchönern, nicht zu untergraben, in der Elegie verfehlt ſein würde, wenn die Darſtellung des Leidens in ein Gefühl des Leidens ſelbſt überginge; ſo ſieht man wohl, warum die Elegie den Ausdruck gemäßigter Empfindung fordert. Sanfte, wehmüthige Klage um verlornes Glück, getrennte Liebe, verſtorbene Geliebte und Freunde, um Sittenunſchuld hingeſchwundener Jahrhunderte, ſchwärmeriſche Erinnerung genoſſener, innige Sehnſucht nach dem Beſitz gewünſchter Güter ſind die Gegenſtände dieſer Elegie, die wir bei den Neuern in dem Grade vorzüglicher finden als bei den Alten, je mehr bei uns die Ausbildung der Sentimentalität ein tieferes Gefühl und eine gewiſſe Geiſtigkeit zur Folge gehabt hat. Doch verlieren ſich unſere *Elegien* oft auch in eine unfreie Stimmung oder in eine ſchwermüthige Manier. So verſchieden übrigens der Anlaß zur Trauer und die Empfindungsart der Trauernden iſt, ſo verſchieden muß auch der Ton der Elegie ſein. Anders klagt das Mädchen, das ſeine Blumen im Haar an den Tod erinnern, anders ein geflüchteter Bürger aus einer verheerten Stadt, wenn er, neben ſeinem Weibe, zwiſchen unmündigen Kindern, bald ſein jetziges Strohdach, bald die Aſche der ehemaligen Wohnung anſieht. Auch unter ähnlichen Umſtänden iſt der Ausdruck des Schmerzes nicht einerlei, wenn die Charaktere der Klagenden verſchieden ſind. Jakobi ſagt von ihr trefflich: „Sollte ich der Elegie ein ſinnliches Bild geben, ſo würde ich dieſelbe nicht, *wie viele gethan haben*, in langen Trauerkleidern, mit zerſtreutem Haar und bedeckter Stirn über einem Sarge winſeln laſſen; ich würde ſie als eine ruhig ſitzende Nymphe, das Geſicht in die Hand gelegt, voll Rührung und Nachdenken vorſtellen. In ihren nachläſſigen Locken hinge ein zerriſſener Kranz, auf ihrem Schooß hätte ſie einen welken Blumenſtrauß. In der Ferne wäre ein Grabmal zu ſehen, wovon die obere Hälfte nur aus einem Cypreſſenwalde hervorragte. Hinter dieſem läge ein Hügel voll Roſenknospen im Morgenroth." Die Elegie wird, wie ein Mädchengeſicht, niemals einnehmender, als dann, wenn unter den Thränen deſſelben ein Lächeln hervorſchimmert; wenn der ruhige Blick auf eine Reihe von ſchönen Bildern fällt, die aber, gleich den Herbſtblumen, im leichten Nebel da ſtehen und den Abſchied der beſſern Jahreszeit verkündigen. Die Neuern bedienen ſich gewöhnlich für die eigentliche Elegie trochäiſcher Versmaße, ja auch der Versmaße der Oden. Im letztern Sinne ſind manche Oden von Klopſtock *Elegien*. Ueber die Elegie der Alten ſiehe *Schneiders* Abhandlung in Creuzers und Daubs Studien. dd.

Elemente, Grundſtoffe, Urſtoffe oder **Uranfänge**, bedeuten die Grundbeſtandtheile der Körper, die nicht weiter aus ungleichartigen Materien zuſammen geſetzt und alſo einfach ſind. Die Körper, die uns die Natur liefert, enthalten ſehr verſchiedene Beſtandtheile, die ſich durch die Chemie trennen und für ſich darſtellen laſſen. Eine Materie, welche die Kunſt nicht weiter zerlegen kann, wird, nach unſern jetzigen Einſichten, ein Grundſtoff, ein Element, oder beſſer ein unzerlegter Stoff genannt; denn man kann nicht ſagen, ob die Chemie nicht künftig noch Mittel entdecken werde, einen jetzt unzerlegbaren Stoff noch weiter zu zerlegen. (Tropiſch heißen daher *Elemente* Grundlagen, Anfangsgründe einer Wiſſenſchaft, Kunſt und Elementar-, z. B. Elementarbegriff, Elementarunterricht, Elementarbücher ꝛc. — was dieſe Grundlagen enthält, ſich auf die-

ſelben oder auf die **Urbeſtandtheile** eines Gegenſtandes bezieht). Vor nicht gar langer Zeit hielt man z. B. das Waſſer für ein unbezweifeltes Element und dennoch fand Lavoiſier Mittel, es in ſeine Beſtandtheile aufzulöſen. Die Alten nahmen ſeit Ariſtoteles vier ſogenannte Elemente an: Feuer, Waſſer, Luft und Erde. Dieſe Meinung hat ſich bis auf die jetzigen Zeiten unter denen fortgepflanzt, die ſich um die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften nicht bekümmern. Sie glauben, daß alle Naturkörper aus jenen vier Elementen zuſammengeſetzt ſind. Hingegen beweiſen die neuern Unterſuchungen, daß nur das Feuer (Wärmeſtoff) unter dieſen ein wahres Element iſt, die übrigen aber zuſammengeſetzte Körper ſind. Wir kennen jetzt folgende elementariſche Stoffe:

I. Unwägbare.

1. Poſitive und negative Electricität.
2. Poſitiver und negativer Magnetismus.
3. Wärmeſtoff.
4. Lichtſtoff.

II. Wägbare.

5. Sauerſtoff (Oxygen).
6. Waſſerſtoff (Hydrogen).
7. Stickſtoff.
8. Kohlenſtoff.
9. Schwefel.
10. Phosphor.
11. Boraxſtoff.
12. Jod.
13. Salzſäure.
14. Flußſäure.

Metalle.

A. Alkaliſche Metalle.

15. Kalimetalloid.
16. Natrummetalloid.
17. Ammonium.
18. Barytmetalloid.
19. Strontian.
20. Kalk.
21. Talk.

B. Erdige Metalle.

22. Alaunmetalloid.
23. Kieſel.
24. Zirkon.
25. Yttermetalloid.
26. Gyclin.

C. Eigentliche Metalle.

27. Platin.
28. Gold.
29. Wolfram.
30. Queckſilber.
31. Palladium.
32. Blei.
33. Rhodium.
34. Silber.
35. Bismuth.
36. Uranium.
37. Kupfer.
38. Nickel.
39. Molybdän
40. Arſenik.
41. Mangan.
42. Eiſen.
43. Kobalt.
44. Zinn.
45. Zink.
46. Antimonium.
47. Tellurium.
48. Chromium.
49. Titanium.
50. Iridium.
51. Osmium.
52. Cerium oder Demetrium.
53. Tantalum oder Columbium.

D. Problematiſche Metalle.

1. Junonium.
2. Erythronium.
3. Ein von Trommsdorf angekündigtes und
4. Ein von John im Graumanganerz entdecktes Metall.

Außer dieſen entdeckt die Chemie von Zeit zu Zeit noch neue einfache Stoffe, namentlich ſolche, die zu den Metallen gehören.

Elephant, das größte unter den Landthieren, das einen langen beweglichen Rüſſel, zwei lange, dicke, gebogene Zähne, einen kurzen Hals, kleine Augen, große, lappigte, herabhängende Ohren, dicke Füße, einen dünnen, kurzen Schwanz und eine dicke, ſparſam mit Haaren beſetzte Haut von grauer oder bräunlicher Farbe hat.

Er wird 12, 16 und mehr Fuß hoch. Seine Nahrung ſind Vegetabilien. Er läßt ſich zähmen und vermöge ſeiner großen Klugheit und Gelehrigkeit zu allerlei Künſten und Arbeiten abrichten. Seine Heimath iſt das ſüdliche Aſien und Afrika, und danach unterſcheidet man eine aſiatiſche und afrikaniſche Gattung.

Elephantiaſis iſt eine Hautkrankheit, die am häufigſten in den warmen Zonen vorkommt und ſchon den Arabern bekannt war. Sie befällt entweder den ganzen Körper oder einzelne Theile, tritt mit mehr oder weniger Fieber ein, von dem ſie oft auch in ihrem Verlaufe begleitet wird, und endigt ſich meiſtentheils tödtlich. Die Füße ſchwellen dabei unförmlich auf, werden knotig, ſehen dunkelgefärbt aus und laſſen einen Vergleich mit den Füßen eines Elephanten zu, daher der Name.

Eleuſis, nächſt Athen die anſehnlichſte Stadt in Attika, merkwürdig durch die dort gefeierten Myſterien, welche nach ihr die eleuſiniſchen Myſterien oder Geheimniſſe, auch die Eleuſinien heißen. Ihr Stifter, ſo wie die Zeit ihrer Stiftung kann nicht angegeben werden; gewiß iſt es, daß ſie die älteſten und eben darum die ehrwürdigſten in Griechenland, und daß ſie der Ceres und Proſerpina gewidmet waren. Urſprünglich waren ſie wahrſcheinlich ein National- und Erntefeſt, deſſen Zweck war, der Ceres für die verliehenen Früchte zu danken, des vorigen Zuſtandes zu gedenken und des gegenwärtigen ſich zu erfreuen, alle Feindſchaften aufzuheben, und neue Geſetze und Unternehmungen zu verabreden. Indeß mochte der Keim zu den eigentlichen Myſterien ſchon in jenen früheren Feierlichkeiten liegen. Sie dauerten neun Tage, welche man wahrſcheinlich zum Theil anwandte, die wichtigſten Thaten und Begebenheiten der Ceres und Proſerpina vorzuſtellen. Wie ſich aus dieſen rohen Spielen die wahren Myſterien gebildet haben, darüber fehlt es freilich an beſtimmten Angaben. Der Ort, wo ſie gefeiert wurden, war der Cerestempel zu Eleuſis, den Perikles hatte erbauen laſſen, und welcher 20 bis 30,000 Menſchen faßte. Um den Tempel befand ſich ein mit einer Mauer umſchloſſener Hof. Hinter dem Tempel war eine Erhöhung in dem Felſen, worauf er ſtand, die 8 bis 9 Fuß über den Boden des Tempels hervorragte, 270 Fuß lang und an einigen Stellen 44 Fuß breit war, und an deren nördlichem Ende man noch die Spuren einer Capelle ſieht. Die Perſonen, die den Eleuſinien vorſtanden, waren 1. der Hierophant, der jedesmal aus dem Geſchlecht der Eumolpiden erwählt wurde. Er erſchien bei den heiligen Myſterien als Weltſchöpfer und war mit Sinnbildern der Allmacht ausgeſtattet; 2. der Fackelträger. Er war das Bild der Sonne. Sein Geſchäft war, die Einzuweihenden zu reinigen und in der fünften Nacht, worin man das Herumirren der Ceres am Aetna vorſtellte, die übrigen Fackelträger anzuführen; 3. der heilige Herold, der den Einzuweihenden Stille, den Unheiligen aber Flucht und Entfernung gebot; 4. der Altardiener, der das Sinnbild des Mondes trug. Außer dieſen Perſonen ſorgte der zweite Archont, der Baſileus, für die äußere Ordnung, trug den Göttern die Bitten des Volks vor und befahl den Ungeweihten und den mit ſchweren Verbrechen Belaſteten ſich zu entfernen. Die Ruheſtörer richtete und beſtrafte er nachher. Die Unterbeamten übergehen wir, und führen nur an, daß nach dem Zeugniß der Alten auch Prieſterinnen vorhanden waren, von deren Verrichtungen wir aber nichts wiſſen. — Die Myſterien ſelbſt werden gewöhnlich in die großen und kleinen unter-

ſchieden. Die meiſten Schriftſteller erzählen Folgendes darüber: Als Hercules nach Athen kam, um ſich in die Myſterien einweihen zu laſſen, durfte noch kein fremder Grieche zugelaſſen werden. Um aber den eben ſo gefürchteten als verehrten Heros nicht zu beleidigen und doch die alten Geſetze nicht zu verletzen, ſetzte man die kleinen Myſterien ein, mit denen er ſich begnügen mußte. — Die kleinen Myſterien dienten als Vorbereitung zu den großen, zu jenen aber bereitete man ſich durch allerlei Andachtsübungen, heilige Gebräuche und ſymboliſche Handlungen vor, deren Zweck war, die Einzuweihenden wenigſtens auf eine Zeit lang von der Welt, ihren Geſchäften und Freuden abzuziehen und einen vorzüglichen Grad von Sinnesänderung, Andacht und Sehnſucht nach den zu hoffenden Offenbarungen in ihnen zu erwecken. Dieſe Reinigungszeit dauerte ein Jahr, und niemand durfte bei Todesſtrafe ungereinigt an den Myſterien Theil nehmen. Aber nicht Jeder wurde zu den Reinigungen zugelaſſen. Anfangs gelangten nur Athenienſer dazu, nachher auch andere Griechen und zu Cicero's Zeiten auch Fremde, nur mußten ſie von dem Verbrechen des Mordes und der Gottloſigkeit, und anderer ſchweren Schuld frei ſein. Die Einweihung geſchah zur Nachtzeit, die Einzuweihenden hatten die Häupter mit Myrthen umkränzt und mußten beim Eintritt ihre Hände mit geweihtem Waſſer waſchen; auch wurde allen öffentlich verkündigt, daß ſie ſich den Geheimniſſen nur mit reinen Händen, reiner Seele und reiner griechiſcher Mundart nähern ſollten. Die Feier der Myſterien fing mit dem 15ten Tage des Monats Brodromion an, und dauerte neun Tage. Sie beſtand hauptſächlich in myſtiſchen Vorſtellungen der Geſchichte der Ceres und Proſerpina, der Qualen des Tartarus, und der Freuden Elyſiums, welche alle mit der größten Kunſt und auf eine Begeiſterung erweckende Weiſe aufgeführt wurden, und deren Zweck wohl kein anderer, als durch ſinnliche Mittel die Ueberzeugung von der Unſterblichkeit der Seele, von Belohnungen und Strafen unter dem Volke zu verbreiten. Die Eingeweihten ſtanden unter der Götter beſonderm Schutz und ſie allein waren der Freuden des künftigen Lebens gewiß. Ganz verſchieden von dieſen kleinen waren die großen Myſterien, welche die eigentlich geheimen Lehren enthielten, die der Hauptzweck der ganzen Anſtalt waren und im Innerſten des Heiligthums von dem Hierophanten nur Wenigen mitgetheilt wurden. Ihre Geheimhaltung ward bei den fürchterlichſten Strafen geboten; Fluch und Tod traf den, der das Schweigen brach. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß dieſe Lehren dahin abzweckten, die Volksreligion und die Mythen derſelben zu erklären und ihrem wahren Gehalte nach darzuſtellen. Statt ihrer trug man die Lehre von einem einzigen Gott vor und zeigte die hohe Würde und künftige Beſtimmung der menſchlichen Seelen. Man unterrichtete in der Kenntniß der Natur der Dinge und des Weltalls ſelbſt, und lehrte Gott aus der Größe, Pracht, Ordnung und Schönheit der Natur kennen. In Anſehung der menſchlichen Seelen lehrte man, daß ſie urſprünglich Dämonen geweſen, zur Strafe ihrer Vergehungen aber in menſchliche Leiber eingekerkert worden u. ſ. w.

Eleutheronomie, die Lehre von der ſittlichen Freiheit (d. i. der Freiheit, dem Vernunftgeſetz gemäß zu handeln). Nach Kant iſt ſie das Gegentheil der Eudämonie oder Glückſeligkeitslehre.

Elfen ſind in der alten nordiſchen Mythologie gewiſſe bald ſichtbar, bald unſichtbar herumſchweifende Geiſter, die entweder als

glänzende oder gute und zugleich ſehr ſchöne Weſen, helle Elfen (Liosalfar) im Himmel (Alfheim), oder als ſchwarze, böſe und häßlich gebildete Weſen, Schwarzelfen (Swartalfar), unter der Erde wohnen. Jene, ſagt die Edda, ſind glänzender als die Sonne, dieſe ſchwärzer als Pech. Von den letztern ſchreibt ſich der berüchtigte Alp her.

Elfenbein, die weiße, feine und harte Maſſe, aus welcher die beiden großen, langen und hervorſtehenden Zähne des Elephanten beſtehen, und aus welcher man viele und feine Sachen verfertigt.

Elgin (Lord, Graf von) ſtammt von dem berühmten reichbegabten Gefährten Wilhelm des Eroberers, Robert Bruce, ab, und iſt 1769 geboren. Mit außerordentlicher Liebe widmete er ſich den Wiſſenſchaften und vorzüglich dem Studium der Alterthümer und der Künſte. 1790 wurde er geſendet, um dem Kaiſer Leopold zur Thronbeſteigung Glück zu wünſchen, und 1792 ging er als engliſcher Geſandter am öſterreichiſchen Hofe in die Niederlande; 1799 aber mußte er in derſelben Eigenſchaft nach Conſtantinopel gehen, wo er die glänzendſte Aufnahme fand, und vom Sultan den Mondsorden erhielt. Als er 1800 zurückberufen ward, begann er ſeine Forſchungs- und Aufnahmsreiſe in Griechenland, und warb dazu auf eigene Koſten mehrere ausgezeichnete Künſtler, wie Tita Luſiori, Baleſtra, Ittar und den berühmten Kalmücken Feodor Iwanowitz, weil die Regierung allen ſeinen desfallſigen Vorſtellungen nicht entſprechen wollte. 1811 erſchienen die Reſultate ſeiner Reiſe und Forſchungen in einem eignen Werke unter dem Titel: Memoiren über die Nachſuchungen des Lord Elgin in Griechenland, 1814 brachte er aber mit ungeheuren Koſten eine Menge herrlicher Alterthümer nach England, von welchen der folgende Art. handelt.

Elgin's Marmordenkmale (Elgin's Marbles). Unter dieſem Namen kennt man in England eine Sammlung vortrefflicher Fragmente der griechiſchen Bildhauerkunſt aus dem Zeitalter des Phidias, welche Lord Elgin während ſeines Aufenthalts im osmaniſchen Reiche zuſammengebracht und dem brittiſchen Muſeum überlaſſen hat. Lord Elgin faßte die Idee, die Gelegenheit, welche ſeine Miſſion nach Conſtantinopel ihm darbot, zu benutzen, die Denkmale der Baukunſt und Sculptur in Griechenland, welche den Verwüſtungen der Zeit und der Rohheit der Türken entgangen waren, durch geſchickte Künſtler zeichnen oder abformen zu laſſen, um durch Mittheilungen dieſer Abbildungen zur Vervollkommnung der Künſte in England beizutragen. Es gelang ihm, ſechs geſchickte Künſtler, Mahler, Figurenzeichner und Architecten für ſeinen Plan zu gewinnen, und von der türkiſchen Regierung die Erlaubniß zu erlangen, daß dieſe Künſtler ſich in Athen aufhalten durften. Hier ſetzten ſie, jeder in dem ihm angewieſenen Fache, ihre Arbeiten drei Jahre hindurch fort, ſuchten aber während dieſer Zeit auch in andern Gegenden Griechenlands alle ähnlichen Ueberreſte der Kunſt auf, und führten des Lords Plan vollſtändig aus. Jedes merkwürdige Denkmal der Baukunſt wurde genau gemeſſen, und Grundriſſe, Aufriſſe und Anſichten der einzelnen Theile aufgenommen; der größte Theil der Basreliefs und der architectoniſchen Merkwürdigkeiten wurde abgeformt. Die Künſtler ſahen mit Schmerz die ganz abſichtlichen Verwüſtungen, welche die ſchönen Werke der Bildhauer- und Baukunſt von der Rohheit der Türken oder von unbeſcheidenen Reiſenden erleiden mußten. Verſchiedene ſolcher Denkmäler, die noch vor funfzig Jahren von Reiſenden

..erſucht und beſchrieben worden waren, waren ſeitdem entweder ganz verſchwunden oder doch größtentheils zerſtört. Es geſchieht häufig, daß die Türken Bildſäulen zu Mörtel zerſtoßen, um ihn zum Bau ihrer elenden Häuſer zu gebrauchen. Oft werden auch dieſe ſchätzbaren Denkmale der Kunſt von ihnen aus bloßem Muthwillen, oder in der thörichten Hoffnung, verborgene Schätze zu finden, zerſtört. Lord Elgin überzeugte, bei ſeiner Anweſenheit in Athen, ſich ſelbſt von dieſen Verwüſtungen, und dies bewog ihn zu dem Entſchluſſe, ſo viele Werke der Sculptur, als möglich war, von dem bevorſtehenden Untergange zu retten, und ſie aus Griechenland nach England zu bringen, um ſie ſo der Welt zu erhalten. Durch Anſtrengungen und Aufopferungen gelang es ihm, aus den zerſtörten Tempeln in Athen, aus den neuern Mauern, worin Bruchſtücke alter Denkmale eingefügt waren, und durch Nachgrabungen unter den Ruinen und unter Privathäuſern, die er in dieſer Abſicht kaufte und niederreißen ließ, die große und koſtbare Sammlung von griechiſchen Bildwerken, an Bildſäulen, Reliefs, Capitälern, Frieſen, Kränzen und Säulen zuſammenzubringen, die ſich jetzt in England unter dem Namen der Elginſchen Marmordenkmale befindet. Lord Elgin erhielt von dem Erzbiſchofe zu Athen die Erlaubniß, in dem Innern aller Kirchen und Klöſter der Stadt und der Umgegend nach Alterthümern zu ſuchen, und von dem Anſehn dieſes Mannes unterſtützt, konnte er merkwürdige Ueberreſte des Alterthums wegführen. Auch die Nachgrabungen in verſchiedenen Grabhügeln gaben eine wichtige Ausbeute, beſonders an Vaſen. Außer dieſen marmornen Bildwerken ſammelte der Lord auch Bildwerke in Bronze, Kameen, tief verſchnittene Steine und eine Menge griechiſcher Münzen. Er erfuhr jedoch auch den Kummer, daß ein ihm gehörendes Schiff, auf welchem ſich eine Menge Basreliefs und andere ſchätzbare Bildwerke befanden bei der Inſel Cerigo ſcheiterte. Nur einige Kiſten konnten durch geſchickte Taucher aus dem zertrümmerten Schiffe gerettet werden, der übrige Theil ging verloren. Die vorzüglichſten Kunſtſchätze, die der Lord wirklich nach England gebracht hat, ſind: die Trümmern von 14 Statuen, alles Meiſterwerke — und mehr als 60 Basreliefs, ſämmtlich von Parthenon oder dem großen Tempel der Minerva zu Athen abgenommen, eine coloſſale Statue von dem Monumente des Thraſyllus, verſchiedene Bruchſtücke von andern Gebäuden in Athen; außer dieſen eine Menge Vaſen, Aſchenkrüge und kleinere Grabverzierungen, und eine reiche Sammlung von Inſchriften aller Art. Alle dieſe Kunſtſchätze ſind bisher noch nicht gehörig geordnet, ſondern nur nothdürftig unter leichter Verdachung in den Hofräumen von Burlington-Houſe in London aufgeſtellt. Sie werden künftig im brittiſchen Muſeum, für welches ſie erkauft worden, eine eigene Gallerie erhalten, die aber erſt gebaut werden ſoll. Lord Elgin hatte nämlich im Jahr 1815 dem Parlament ſeine Sammlung zum Kauf für die Nation angetragen. Das Unterhaus ernannte eine Comité, um ſeinen Antrag zu unterſuchen, und ein Gutachten darüber zu erhalten. Am 7. Mai 1816 machte der Präſident Banks, der an der Spitze dieſer Comité ſtand, im Unterhauſe den Antrag, daß dieſe Sammlung für die Summe von 35,000 Pfd. Sterling erkauft werden möchte. Dieſem Antrage wurde von mehrern Mitgliedern heftig widerſprochen, theils weil die Verhältniſſe des Staats eine ſo bedeutende Ausgabe nicht wohl verſtatteten, theils wegen der nicht ganz rechtlichen Art, mit welcher Lord Elgin dieſe Kunſt-

ſchätze an ſich gebracht habe — ein Vorwurf, der ihm laut und häufig in England gemacht, aber auch von ihm hinreichend zurückgewieſen worden iſt. Der Antrag wurde jedoch mit einer Mehrheit von 52 Stimmen bewilligt, und die Sammlung für das brittiſche Muſeum erkauft. Dieſe Sammlung enthält, nach Canova's Urtheil, der ſie ſelbſt ſah, das Höchſte in der Kunſt aus den Zeiten des Phidias und Praxiteles, aber eben er widerrieth auch jede Reſtauration dieſer vortrefflichen Trümmer. S. „Denkſchrift über Lord Elgin's Erwerbungen in Griechenland.“ Leipzig und Altenburg 1817. G—D. D.

Elis, eine der berühmteſten Landſchaften Alt-Griechenlands, und zwar von geringem Umfange, in der ſüdlichen Halbinſel, dem Peloponeſus. Hier lag am Fluſſe Alpheus **Olympia**, der den berühmteſten Wettkämpfen geweihete Ort. Darum war auch die ganze Landſchaft dem Jupiter heilig, und vorzüglich die Hauptſtadt Elis, die mit mehrern ausgezeichneten Kunſtwerken geſchmückt war. Die Verfaſſung war demokratiſch, und es hatten ſich mehrere Städte zu einem Bunde vereinigt. (S. Olympia.)

Eliſabeth, die Heilige, oder Eliſabeth von Thüringen, einer der trefflichſten Charaktere des Mittelalters, ein Ideal zarten Frauenſinns, mit hoher Religioſität, anſpruchloſer Milde, freudiger Entſagung und ausdauerndem Muthe im Unglück gepaart! Sie war eine Tochter Andreas II., Königs von Ungarn, und der Gertrud, einer gebornen Herzogin von Meran, und ward 1207 zu Presburg geboren. Schon in ihrem vierten Jahre (1211) ward ſie dem elfjährigen Ludwig, des Landgrafen von Thüringen, Hermanns Sohne, zur künftigen Gemahlin beſtimmt, aus Ungarn nach Wartburg geführt und daſelbſt an Herrmanns kunſt- und geſangliebendem Hofe erzogen. Ungeachtet der Intriguen ihrer Schwiegermutter und anderer Hofleute, welche das geſchloſſene Bündniß wieder aufzuheben wünſchten, ward die Verbindung im Jahr 1221 vollzogen, nachdem Ludwig ſchon 1215 nach ſeines Vaters Tode die Regierung angetreten hatte. Beide Gatten, im vollen Sinne des Worts einander werth, waren ſich mit der unerſchütterlichſten, in mehrern Gelegenheiten geprüften, Liebe und Treue zugethan. Während er in ritterlichen Zügen ſeine Mannheit und ſeine Ergebenheit gegen Kaiſer und Reich bewährte, übte ſeine Gemahlin daheim die ſtillern und weniger glänzenden Tugenden der Wohlthätigkeit und Milde. Die Hungersnoth und Seuchen, welche damals in Deutſchland und vorzüglich in Thüringen wütheten, gaben ihr die nächſte Veranlaſſung, mehrere Hoſpitäler zu ſtiften, eine unzählige Menge Arme täglich von ihrer Tafel ſpeiſen zu laſſen, und ihnen bedeutende Geldſummen, Kleider und andere Bedürfniſſe oft und reichlich zu ſpenden. In geringes Gewand gehüllt, ohne alle Abzeichen ihres Ranges, durchwanderte ſie als treue Landesmutter mit himmliſcher Güte die Reihen der an ſie ſich drängenden Elenden. Gütig gegen Andere, war ſie ſtreng gegen ſich; faſtend, betend und ſich kaſteiend durchwachte ſie ganze Nächte, und verſchmähte alle Bequemlichkeiten und Vorzüge, welche ihr Rang in Kleidung und Nahrung ihr darbot und ihre hohen körperlichen Reize ihr nahe legten. Zugleich war ſie die empfindſamſte, zärtlichſte Gattin und die ſorgſamſte und liebendſte Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder. Und doch ſollte dieſe ſchöne Seele durch harte Leiden noch mehr geläutert und geprüft werden. Ludwig nahm im J. 1227 Theil an einem Kreuzzuge, übertrug in ſeiner Abweſenheit ſeinem Bruder, Heinrich Raſpe, die Landesregierung, ſtarb aber ſchon am

11. September zu Otranto im Neapolitaniſchen, von einem hitzigen Fieber ergriffen. Sein Bruder, welcher nun die Vormundſchaft über des Verſtorbenen Kinder und die Regierung übernommen hatte, vertrieb die trauernde Eliſabeth von der Wartburg, entzog ihr alle Unterſtützung, und verbot ſogar den Einwohnern Eiſenachs, ſie aufzunehmen. So irrte die blühende 22jährige Wittwe des Landgrafen mitten im Winter mit ihren Kindern in der größten Dürftigkeit umher, bis der Biſchof von Bamberg, ihrer Mutter Bruder, ſich ihrer annahm und ihr das Schloß Bottenſtein zu ihrem Aufenthalte anwies. Seine Vorſchläge zu einer anderweitigen Heirath wies ſie mit Feſtigkeit zurück, klagte aber den aus Paläſtina zurückkehrenden thüringiſchen Edeln ihre erlittenen Kränkungen. Dieſe ſtellten darüber den Landgrafen mit ſolchem Nachdruck zu Rede, daß ſeine beſſern Gefühle wieder rege wurden. Er ſöhnte ſich mit Eliſabeth aus, zog mit ihr nach Eiſenach, von da nach Wartburg und ſetzte ſie wieder in den Beſitz ihres vollen Einkommens. Da ſie aber den Ueberreſt ihres Lebens in heiliger Stille zuzubringen wünſchte, ſo räumte er ihr neben einem jährlichen Gehalte die Stadt Marburg nebſt allen dazu gehörigen Dörfern, Einkünften und Gerechtſamen ein, wohin ſie ſich 1229 begab. Hier ſtiftete ſie ein Hoſpital, und lebte ganz der Andacht und Wohlthätigkeit, ſchmiegte ſich aber leider zu ſehr unter den tyranniſchen Despotismus ihres Beichtvaters, Konrads von Marburg. Eine Geſandtſchaft, durch welche ſie ihr Vater einladen ließ, in ihr Geburtsland zurückzukehren, wies ſie ungeachtet der flehentlichſten Bitten ab, und begab ſich dafür ſelbſt in das von ihr geſtiftete Hoſpital, wo ſie am 19. Nov. 1231, im 24ſten Jahre ihres edeln Lebens, verſchied. Schon vier Jahre nach ihrem Tode erklärte ſie die Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen für heilig, und ihr zu Ehren ward in der Folge an ihrem Begräbnißorte eine ſchöne Kirche erbauet und ein koſtbares Monument errichtet, welches zu den ehrwürdigſten Denkmalen der gothiſchen Kunſt in Deutſchland gehört, gegen Ende Novembers 1810 nach Caſſel, ſpäter aber wieder nach Marburg gebracht wurde. Durch ihre Tochter Sophie, welche mit Heinrich V. oder dem Großmüthigen, Herzog vom Brabant, vermählt, und die Mutter Heinrichs des Kindes war, wurde Eliſabeth die Stammmutter des fürſtlich-heſſiſchen Hauſes. Das Leben Eliſabeths iſt in eben ſo tiefer hiſtoriſchen Forſchung als lebendiger Darſtellung geſchildert von Carl Wilh. Juſti, Zürich 1797, 8. Man hat viele Legenden von ihr, ſ. zum Beiſpiel den Sagen- und Legendenalmanach auf das Jahr 1812. A . . . s.

Eliſabeth, Königin von England, eine der geiſt- und kenntnißreichſten Frauen, welche je auf einem Throne geſeſſen haben, wurde geboren den 17. Sept. 1533 als die Tochter Heinrichs VIII. und der berüchtigten Anna von Boulen, mit welcher Heinrich in Geheim ſich vermählt, ehe er ſeine Scheidung von Catharinen von Aragonien hatte proclamiren laſſen, und die er erſt öffentlich heirathete den 20. Mai 1533, ſiebzehn Tage nach ausgeſprochener Scheidung und 3 1/2 Monat vor Eliſabeths Geburt. Nachdem Heinrich ſeine erſte Gemahlin verſtoßen und die zweite hatte enthaupten laſſen, um ſich mit der dritten zu vermählen, erklärte er ſeine Tochter Marie aus der erſten und ſeine Tochter Eliſabeth aus der zweiten Ehe für unfähig zu regieren. Die dritte, Johanna Seymour, gebar ihm einen Sohn, Eduard VI. Nun ordnete er, dem Tode nahe, die Erbfolge dergeſtalt, daß er die gegen ſeine Töchter ausgeſprochene Regierungs-

unfähigkeit zurücknahm, ohne jedoch das Parlament die Erklärung der Illegitimität zurücknehmen zu laſſen, und feſtſetzte, daß Eduard, Marie und Eliſabeth, in Ermangelung der Nachkommenſchaft der erſtern, nach einander regieren ſollten. Eduard wurde nur funfzehn Jahre alt. Nun kam Marie zur Regierung, welche katholiſch war, indeß Eliſabeth die proteſtantiſche Religion begünſtigte. Auf Anrathen des ehrſüchtigen und fanatiſchen Gardiner, in Dienſten der Maria, wurde die junge Eliſabeth als verdächtig, Antheil an einer Verſchwörung genommen zu haben, in das Gefängniß des Towr's gebracht. Vor das Gericht geführt, vertheidigte ſie ſich mit Muth und Feſtigkeit, und wurde endlich auf Verwendung Philipps von Spanien, den Maria zum Gemahl auserſehen hatte, befreit. Man ſchlug ihr nun vor, den Herzog von Savoyen zu heirathen, allein ſie unterwarf ſich dieſer ſchlecht verhehlten Verbannung nicht. Da Maria ihre Abſicht, ſie aus dem Reiche zu entfernen, nicht erreichte, ſo ließ ſie durch das Parlament Heinrichs, ihres Vaters, Scheidung für unrechtmäßig erklären, wodurch Eliſabeths Geburt unehelich und ſie den entfernteren Verwandten des verſtorbenen Königs nachgeſetzt wurde. Bald darauf brachte man ſie abermals auf das Schloß zu Woodſtock als Gefangene. Allen dieſen Beleidigungen ſetzte Eliſabeth ſtumme Feſtigkeit und muthvolle Reſignation entgegen. Nachdem ſie auf Philipps Verwendung die Freiheit wieder erhalten hatte, begab ſie ſich in die Einſamkeit auf ein Landgut, wo ſie nur ſehr wenige Bekannte ſah. Hier wandte ſie alle ihre Zeit auf Ausbildung des Geiſtes, und ſuchte ſich jene Klugheit, Zurückhaltung und Feinheit zu eigen zu machen, deren ſie ſo ſehr bedurfte. Sie war faſt in keiner Wiſſenſchaft fremd, und verſtand außer ihrer Mutterſprache auch die griechiſche, lateiniſche, franzöſiſche, italieniſche in ziemlicher Vollkommenheit. Damit verband ſie Majeſtät im Aeußern, lebhafte, glänzende Augen, eine blendende Weiße der Haut, und ohne regelmäßige Schönheit viel weibliche Reize in ihrer ganzen Perſon, worauf ſie ziemlich ſtolz war. Den 17. Nov. 1558 ſtarb Maria, und Eliſabeth beſtieg den Thron nach dem Teſtamente Heinrichs VIII. Sie wurde als Königin ausgerufen, und zog im Triumph von Hatfield zu London in denſelben Towr ein, wo ſie als Gefangene geſeſſen hatte. Nun erhob die proteſtantiſche Kirche wieder das Haupt, und die Blutgerüſte rauchten nicht mehr vom Blut ihrer Bekenner; auch verſprach ſich das Volk von ihrer Regierung überhaupt die glücklichſten Zeiten. Noch ehe das neue, von ihr zuſammenberufene Parlament ſich verſammelt hatte, nahm ſie ſchon ſolche Veränderungen in dem Cultus vor, daß faſt alle katholiſche Biſchöfe (ein einziger ausgenommen) ſich weigerten, noch ferner ihr Amt zu verſehen. Den 25. Jan. 1559 wurde das Parlament eröffnet. Den 9. Febr. erklärten ſie beide Kammern zur Königin nach göttlichem Rechte und als rechtmäßigen Sprößling aus königlichem Blute. Den 18. und 22. aber wurde ſie von beiden Häuſern des Parlaments zur oberſten Regentin der Kirche wie des Staats ernannt. Alle, welche nur im geringſten Verhältniſſe zur Krone ſtanden, beſonders aber die Biſchöfe und die Geiſtlichkeit ſollten nun den Eid der geiſtlichen Oberherrſchaft der Krone ablegen; allein alle Biſchöfe, bis auf einen, weigerten ſich; desgleichen leiſteten ihn auch von 9386 niedern Geiſtlichen nicht mehr als 124 Pfarrer und 95 Beneficiaten. Die Trennung von Rom war indeß vollendet, und es blieb nur noch die Beſorgniß, daß die katholiſche Königin von Schottland einſt den proteſtantiſchen

Thron von England beſteigen könnte. Man drang daher in Eliſabeth, ſich zu vermählen; allein ſie lehnte dies immer beſtimmt und entſchloſſen ab, und bekannt iſt ihre Aeußerung im Parlamente, daß ſie eine Ehre darin ſuche, wenn einſt auf ihrem Grabſteine zu leſen ſtehe: *Hier ruht die jungfräuliche Königin.* Im Mai 1559 ſchloß ihr erſtes Parlament ſeine erſte Sitzung, und in 6 Monaten hatte Eliſabeth die Rechtmäßigkeit ihrer Anſprüche, die legitime Ehe ihrer Mutter, die Religion ihres Vaters, die Unabhängigkeit ihrer Krone und ihrer Perſon behauptet. Sie hatte durch einen ehrenvollen Frieden den Krieg beendet, worin Philipp II. England gegen Frankreich verwickelt hatte. So blieb ihr nur noch eine Beſorgniß übrig, nämlich die wegen der Nähe von Schottland, der Geburt und Religion ſeiner Königin, der Verbindung dieſer jungen Fürſtin mit dem Dauphin von Frankreich, der Ehrſucht und Macht der Guiſen, deren Nichte Maria Stuart und deren Schweſter ihre Mutter, die Regentin von Schottland, war. Schottland war zwar mitbegriffen in den Frieden mit Frankreich, allein demungeachtet und trotz der Beſchwerden des engliſchen Geſandten, fuhren der Dauphin und die Dauphine fort, dem Befehle des Königs, ihres Vaters, zu gehorchen und Englands Wappen zu führen. Heinrich II. ſtarb, und Franz II. und Maria Stuart nannten ſich nun König und Königin von Frankreich, Schottland, England und Irland; ſie ließen franzöſiſche Truppen nach Schottland einſchiffen unter dem Vorgeben, die aufrühreriſchen Bewegungen im Lande zu unterdrücken, allein die Anſprüche der Königin und des Königs machten, daß ein franzöſiſches Heer nicht in Edingburgh einrücken konnte, ohne London zu bedrohen. Entſchloſſen zu handeln, wollte Eliſabeth auch ſchnell und wirkſam handeln; daher ſchloß ſie eine Alliance mit der ſchottiſchen Congregation, ſandte ihr eine Landarmee zu Hülfe, unterſtützte ſie durch eine mächtige Flotte, ſchloß die Franzoſen zu Leith ein, zwang ſie zu einer Capitulation, und ließ ſie ſogleich auf ihren Schiffen nach Frankreich zurückbringen. Es wurde ein Friede geſchloſſen, kraft deſſen der ſchottiſche Monarch und ſeine Gemahlin das Wappen und die Titel der Beherrſcher von England ablegen ſollten. — Beruhigt von dieſer Seite, geliebt in England, gefürchtet in Schottland und Frankreich, bewundert von Europa, ſah Eliſabeth die Bewerbungen um ihre Hand ſich auf allen Seiten erneuern. Philipp II. hatte ſich zwar mit einer Schweſter des Königs von Frankreich vermählt, allein dafür traten nicht nur Fürſten, ſondern ſelbſt Privatleute von Stande und empfohlen durch Schönheit oder Geiſt und Talente auf, um ſich der ſeltenen Fürſtin und Frau zur Wahl darzuſtellen. Aber Eliſabeth wußte von dieſen Bewerbungen wohl Genuß für ihre Eitelkeit zu ziehen, doch zeigte ſie keinem entſcheidende Hoffnung auf ihre Hand und den Thron. *Robert Dudley*, der jüngſte Sohn des Herzogs von Northumberland, wurde indeſſen allen Andern ſichtbar vorgezogen. Er hatte zu gleicher Zeit mit Eliſabeth im Towr geſeſſen, und hier hatten ſie die erſte Bekanntſchaft gemacht. Die Gunſt der Königin war bald kein Geheimniß mehr, nur bedauerte man, daß ſie auf einen im Ganzen Unwürdigen gefallen war; denn über ſeinen Charakter ſind nicht die vortheilhafteſten Zeugniſſe vorhanden. Er erhielt den Namen eines *Grafen von Leiceſter*, den Orden des Hoſenbands und die Stelle des erſten Miniſters. Jetzt aber tritt jene Epoche in Eliſabeths Leben ein, welche, wenn auch nicht glorreich für ihren moraliſchen Ruhm, doch höchſt einflußreich

für ihre Regenten Glück wurde. Franz II. und Maria Stuart wollten den Tractat von Edinburgh nicht ratifiziren. Es erhob ſich Streit mit der Congregation, ein neuer Krieg bedrohte die ſchottiſchen Anführer und ihre Beſchützerin Eliſabeth. Da ſtarb Franz II. plötzlich den 4. Dec. 1566. Maria Stuart ſah ſich von Frankreich getrennt, ließ nun das Wappen Englands aus dem ihrigen weg, und bereit nach Schottland zu gehen, verlangte ſie von Eliſabeth ihrer Couſine freien Durchzug durch ihre Staaten. Es wurde ihr abgeſchlagen, denn Eliſabeth haßte und fürchtete Mariens Schönheit noch mehr als ihre Macht. Ja Eliſabeth ließ ſelbſt in's Geheim Schiffe auslaufen, die Marien auf ihrer Ueberfahrt nach Schottland auffangen ſollten. Indeß landete die letztere glücklich in ihrem Reiche, wo ſie aber von dem Haſſe Eliſabeths ſogleich mit den gefährlichſten Schlingen umſtellt wurde. Eliſabeth zeigte ſich überhaupt jetzt höchſt gewaltthätig, beſonders gegen Catharina Grey und deren Gemahl Seymour, Grafen von Hartford, blos weil die Sprößlinge dieſer Ehe einſt Anſprüche auf die Krone machen könnten. Allein die Strafe des Himmels ſchien ſich in ihren mißlungenen Unternehmungen zur Unterſtützung der Proteſtanten in Frankreich, ſo wie durch die in London ausgebrochene Peſt zu verkündigen, welche in einem Jahre an 20,000 Bürger hinraffte. Unterdeſſen wünſchte und verlangte auch Schottland, daß ſich ſeine Königin vermählen möchte. Eliſabeth ließ Marien ihren Günſtling Dudley antragen. Maria willigte ein, allein bald erfuhr Dudley, daß Alles nur Schein geweſen, und Maria konnte ſich nicht verhehlen, daß ſie mehr als Weib, denn als Königin gehaßt würde. Ihr Geſandter Melvil lernte alle Schwächen der kleinlichſten Eitelkeit der Eliſabeth kennen, und brachte die Ueberzeugung mit nach Edingburgh, daß keine wahre Ausſöhnung zwiſchen den beiden gekrönten Frauen möglich ſey. Maria vermählte ſich endlich, nach dem Wunſche ihrer Unterthanen, mit einem Stuart, dem Lord Darnley; allein Eliſabeth ergrimmte darüber ſo, daß ſie ſelbſt Darnley's Verwandte in London in den Towr ſetzen ließ, und alle Güter confiscirte, welche das Haus Lenox, aus dem Darnley abſtammte, in England beſaß. Ja ſie erregte ſogar einen Aufſtand unter den ſchottiſchen Großen und unterſtützte ſie gegen ihre Königin. Maria Stuart wurde Mutter. Ein Geſandter meldete dieß der Eliſabeth. Nach der Audienz blieb ſie noch lange allein unter ihren Frauen, den Kopf in die Hand geſtützt und rief endlich mit drohendem Schmerze: Schottlands Königin iſt Mutter! ich bin ein unfruchtbarer Baum! — Aber was hinderte ſie das erſte auch zu werden? Manche haben gemeint, phyſiſche Gründe hätten Eliſabeth von der Vermählung zurückgehalten. Gewiß iſt, daß ſie verbot nach ihrem Tode ihren Körper zu unterſuchen. Das nach ſechsmaliger Prorogation von neuem zuſammenberufene Parlament erneuerte dringend die Bitte um Vermählung, aber umſonſt; und endlich gab man die Bitte auf. Fünf Jahre, von 1566 bis 1571, verſammelte ſie kein Parlament, und in dieſe Zeit fallen die Ereigniſſe in Schottland, welche Marien in die Gewalt der Eliſabeth brachten und die Hinrichtung der erſten zur Folge hatten. Dieſe Ereigniſſe ſelbſt gehören zu der Lebensgeſchichte der ſchottiſchen Königin. Hier nur ſo viel, daß Maria ſich blos durch Flucht in die Staaten ihrer Nebenbuhlerin zu retten wußte, nachdem ſich dieſe zur Schiedsrichterin der Streitigkeiten zwiſchen Marien und ihren Unterthanen aufgeworfen hatte. Allein ob ſie gleich hier das Gaſtrecht in Anſpruch nahm und nehmen konnte, wurde ſie doch bald als eine Gefangene behan-

delt, und Eliſabeth warf ſich eigenmächtig zu ihrer Richterin auf, wogegen jedoch Maria mehrmals proteſtirte. Mariens Schönheit und Liebenswürdigkeit erweckten ihr zahlreiche Anhänger, aber ſie mehrten auch den Haß und die Eiferſucht ihrer Nebenbuhlerin. Man beſchuldigte Marien der Ermordung ihres Gemahls und der Angriffe auf Eliſabeths Leben, und ohne daß man ihr ihre Ankläger gegenüber ſtellte, und ihr die Beweiſe der Beſchuldigungen vorlegte, die ihr gemacht wurden, ward ſie zum Tode verurtheilt, und endlich den 18. Febr. 1587 hingerichtet. In derſelben Zeit wurde Eliſabeth der Vorſchlag gethan, ſich mit dem Herzoge von Anjou zu vermählen. Sie wußte, weil ſie nicht geradezu mit Frankreich brechen wollte, den Herzog mit Hoffnungen zu täuſchen, die ſie nicht erfüllen mochte, bis endlich der Herzog ihre Abſicht bemerkte und Eliſabeth öffentlich der niedrigſten Neigungen beſchuldigte. Vorher ſchon hatte ſie der Papſt in den Bann gethan und ihre Unterthanen des Eides der Treue entbunden, allein ihre Energie hatte den Bannſtrahl unwirkſam zu machen gewußt, was freilich dadurch erleichtert ward, daß die ſchauderhafte Bartholomäusnacht in Frankreich die Proteſtanten überhaupt gegen die Katholiken mit Unwillen und Haß erfüllte. Indeſſen iſt wohl nicht zu läugnen, daß bei aller Neigung zur Deſpotie Eliſabeth doch auch die Kunſt ein Reich unter ſchwierigen Verhältniſſen zu regieren und ihre Würde zu behaupten, im hohen Grade verſtand und geſchickt zu üben wußte. In Schottland hatte der Sohn Maria's den Thron beſtiegen. Dieſen wußte Eliſabeth faſt zu überreden, daß ſie ſchuldlos an der Hinrichtung ſeiner Mutter ſey, indem ſie die tiefſte Verzweiflung heuchelte und mehrere ihrer Räthe ſtrafte, welche ihr dazu gerathen hatten. Nicht ſo gelang es ihr mit Philipp II. von Spanien, der jene Hinrichtung als ein Attentat gegen die königliche Hoheit überhaupt, ſo wie gegen die katholiſche Religion betrachtete. Schon vom J. 1578 an hatte Drake Peru's Küſten verheert, und da Eliſabeth den Bruch mit Spanien vorausſah, ließ ſie 1585 von neuem die ſpaniſchen Colonien angreifen und feindlich behandeln. Im folgenden Jahre zerſtörte Drake in Cadir eine ganze Transportflotte, mit Lebensmitteln und Munition beladen. Dadurch, ſo wie durch Religionseifer aufgefordert, beſchloß Philipp England zu überfallen. Er ließ daher die furchtbarſte Flotte ausrüſten, welche je das Meer getragen hatte. Man nannte ſie die unüberwindliche Armada. Sie beſtand aus 152 Schiffen, welche 22,000 Landtruppen führte, ohne die 25,000 Mann, welche ſie noch aus Flandern an Bord nehmen ſollte. Den 1. Jan. 1588 ging ſie von Liſſabon aus unter Segel. England ſchien verloren. Aber Eliſabeth ſah den Sturm ohne Schrecken ſich nahen. Sie dachte auf Vertheidigung, durcheilte ihr ganzes Reich und entflammte alle ihre Unterthanen mit hohem Muthe. Dieß war der Zeitpunct ihrer wahren Größe. Sie hatte kaum 15,000 Matroſen; aber die Stadt London rüſtete auf eigene Koſten 33 Schiffe, das größte von 300 Tonnen aus; die Königin 34, worunter eins, der Triumph, von 1100 Tonnen, 40 Kanonen führte. Der Reſt der Flotte belief ſich auf 42 Fahrzeuge von flachem Bord, unfähig den Angriff der ungeheuern ſpaniſchen Schiffe auszuhalten. Allein die engliſchen leichten Schiffe, welche ſich ſchnell bewegten, wurden von Männern, wie Drake (ſ. d. Art. Drake), Hawkins, und Frobisher, unter dem Oberbefehle von Charles Howard angeführt. Die Holländer rüſteten auch eine Flotte von 90 Segeln aus, um das Heer von Flandern zu hindern,

in See zu gehen. Kaum aber hatte die unüberwindliche Armada das Cap Finiſterre umſegelt, als ſie von einem Sturme aus einander getrieben wurde. Mehrere Schiffe kamen in die höchſte Gefahr, durch Unwiſſenheit der Piloten und Ungeſchicklichkeit der Matroſen, andere wurden von den engliſchen Schiffen angegriffen, überwältigt, genommen oder zerſtört. So nahm Drake zwei Gallionen, die den Schatz der Flotte trugen. Vor Gravelingen ſammelte ſie ſich wieder, allein ſie wurde vom Feinde ſogleich angegriffen und getrennt, ſo daß die einzelnen Abtheilungen nur auf ihre Rettung bedacht ſeyn mußten. Die ganze Expedition verunglückte durchaus und nur wenige Schiffe ſahen die ſpaniſchen Häfen wieder. Nach de Thou ſoll dieſes Unternehmen der ſpaniſchen Krone 120 Millionen Ducaten gekoſtet haben. Unter den Mitteln, deren ſich Eliſabeth zu Entflammung der Begeiſterung ihrer Unterthanen bediente, war auch eine Zeitung, unter dem Titel, English Mercury, die erſte, welche in England erſchienen iſt *). Durch den Ausgang dieſes Kriegs wurde die Anhänglichkeit der Engländer an ihre Königin ungemein erhöht, und wir ſehen ſie ſchon von dieſem Zeitpuncte an ihre Ueberlegenheit zur See immer feſter begründen. Gegen Spanien wurden verſchiedene, mehr oder weniger glückliche Unternehmungen verſucht, auch die Unterſtützungen, welche England Heinrich IV. von Frankreich gegen die Ligue leiſtete, gründeten ſich auf den Haß gegen Spanien, das man nicht gern in Frankreich wollte feſten Fuß faſſen laſſen. Eliſabeths Hülfe hatte Heinrich zum Theil ſeinen Sieg und die Einnahme von Paris zu verdanken. Allein eine perſönliche Zuſammenkunft beider, welche man im J. 1601 erwartete, als Heinrich in Calais und Eliſabeth in Dovre ſich befanden, hatte nicht Statt. Nur Sülly ſah die Königin. Der Tod Philipps II. im J. 1598 hatte England von ſeinem gefährlichſten Feinde befreit, denn er hatte nicht aufgehört, Unruhen in Irland zu unterhalten, welche erſt ſpät durch Eliſabeths Energie unterdrückt wurden. Allein bei dieſer Gelegenheit erlitt ſie auch den härteſten Schlag des Geſchicks, der ſie treffen konnte. Der Graf Eſſex, ihr Günſtling, der ihre Truppen in Irland befehligte, pflanzte dort die Fahne des Aufruhrs gegen die Königin auf. Sein Kopf fiel auf dem Schaffot, und die Monarchin ſank darüber in tiefe Melancholie. Sie wurde immer kränker und kränker, und weigerte ſich dennoch die nöthigen Arzneimittel zu nehmen, indem ſie ſagte: ſie wünſche ſich den Tod. Man konnte ſie nicht beſtimmen, ſich zu Bett zu legen. Auf Kiſſen ſitzend, den Finger auf den Mund gelegt, die Augen auf den Boden geheftet, ſchien ſie zehn Tage lang für nichts als das Gebet, welches der Erzbiſchof von Canterbury bei ihr hielt, Gefühl zu haben. Endlich ernannte ſie auf ſeinen Rath den König von Schottland zu ihrem Nachfolger, fiel in einen betäubenden Schlaf und endigte ihr Leben den 3. Apr. 1603. Sie hatte 70 Jahre gelebt und 44 regiert, und zwar mit einem Ruhme und Glanze, den zwei Jahrhunderte nicht haben verdunkeln können, und der in der Geſchichte ſelten iſt. In ihrem Character zeigte ſich eine vielleicht einzige Miſchung der edelſten Eigenſchaften des einen Geſchlechts, verbunden mit allen Schwächen des andern. Ihr Name erweckt noch jetzt bei den Engländern den Enthuſiasmus des lebhafteſten Patriotismus. Der Deſpotismus, woran Hein-

*) Im brittiſchen Muſeum befindet ſich noch ein Blatt davon, vom 23. Jul. 1588, worin auch Bücheranzeigen ſtehen. In Frankreich gab es ſchon im J. 1509 unter Ludwig XII. eine Art von politiſcher Zeitung.

rich VIII. ſeine Unterthanen gewöhnt hatte, wurde bei Eliſabeth kaum bemerkt, weil man ihn ſtets zum Beſten des Staats ſich äußern ſah. Ihre Falſchheit ſchien nur Einheit der Politik, ihre oft kindiſche Eitelkeit, bis in ihre letzten Lebensjahre für die ſchönſte Frau in Europa gelten zu wollen, erſchien als eine kleine, durch ihre großen Eigenſchaften ausgelöſchte Schwäche. Eine ihrer Hauptmaximen war, daß das Geld beſſer aufgehoben ſey in den Taſchen ihrer Unterthanen, als in ihrem eignen Schatze, daher ſie denn auch bei jedem Unternehmen ſicher auf die Unterſtützung ihres ganzes Volkes rechnen konnte. In ihrem Finanzweſen herrſchte große Ordnung; daher konnte ſie die Schulden ihrer Vorfahren bezahlen, ohne neue Auflagen zu machen. Sie erwarb ſich den Namen: Wiederherſtellerin der engliſchen Seemacht und Königin der nördlichen Meere. Ob ſie gleich eine gewiſſe Strenge und Willkühr in ihrem Character zeigte, ſo war ſie doch auch großmüthig und milde. Sie liebte vornehmlich Geiſtesbeſchäftigungen, und hatte eine beſondere Neigung zu rauſchender Muſik. Ihre Tafelmuſik beſtand gewöhnlich aus zwölf Trompeten nebſt Pfeifen und Trommeln. Auch wünſchte ſie für eine treffliche Klavierſpielerin zu gelten. In ihren Mußeſtunden beſchäftigte ſie ſich ſogar mit Ueberſetzung alter Claſſiker. So ſoll ſie den ganzen Horaz in's Engliſche überſetzt haben, und dieſe Arbeit zu ihrer Zeit ſehr geſchätzt geweſen ſeyn. Auch hatte ſie von einigen Tragödien des Sophokles, ſo wie von zwei Reden des Demoſthenes lateiniſche Ueberſetzungen gefertigt. In dieſer Sprache wußte ſie ſich ſtets fertig und correkt auszudrücken. Man muß bei dem Gebrauche der Schriftſteller über ihre Regierung mit Vorſicht verfahren, und unterſuchen, welcher Religion ſie zugethan waren, denn nicht ſelten hat dieſe Einfluß auf Darſtellung der Begebenheiten und Angabe der Bewegungsgründe ihrer Handlungen gehabt. In Melvils und Walſinghams Memoiren findet man die meiſten intereſſanten Anekdoten aus ihrem ſo höchſt merkwürdigen Leben.

Eliſabeth Petrowna, Kaiſerin von Rußland, war die Tochter Peters des Großen und Catharinens I. Sie wurde geboren 1709, in dem Zeitpuncte, wo ihr Vater auf dem Gipfel ſeines Glückes und Ruhmes ſtand. Catharina hatte kurz vor ihrem Tode die Erbfolge in Gemäßheit des Geſetzes Peters des Großen geordnet, der dem regierenden Souverain das Recht gelaſſen hatte, ſich einen Nachfolger zu ernennen. Nach dieſer Beſtimmung ſollte Eliſabeth nach Annen, der älteſten Tochter Peters, die mit dem Herzoge von Holſtein vermählt war, zur Regierung kommen; allein die Verfügungen wurden nur zum Theil vollzogen. Die Großen des Reichs und der Senat wählten nach dem Tode des unglücklichen Czarewitſch Alexis Annen, verwittwete Herzogin von Curland, die Tochter Iwans und Nichte Peters des Erſten. Dieſe Fürſtin verfügte über die Thronfolge zum Beſten des jungen Fürſten Iwan, Sohns der Anna, ihrer Nichte, die an Anton Ulrich, Herzog von Braunſchweig, vermählt war, und ſich beim Tode der Kaiſerin, nach Verbannung des berüchtigten Biron, zur Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes hatte ausrufen laſſen. Eliſabeth hatte alle dieſe Veränderungen mit der größten Ruhe beobachtet, und da ſie von Natur nicht ſehr thätig, und mehr vergnügungsſüchtig als ehrgeizig war, ſchien ſie gegen alle politiſche Pläne gleichgültig. Indeſſen ſchonte ſie doch die Garden und wählte ſich ſelbſt Liebhaber unter den Offizieren der-

ſelben. Die Regentin, ſo wie der Gemahl, der den Oberbefehl der Truppen führte, lebten in einem blinden Vertrauen, und nahmen nicht die geringſten Maßregeln, ſich gegen Revolutionen zu ſchützen, welche doch ſo oft in Rußland ausgebrochen waren. Es bildete ſich eine Partei für Eliſabeth, für die Tochter Peters des Großen, an deſſen Namen ſo große Erinnerungen hafteten. Die Prinzeſſin widerſtrebte den Verſuchen nicht, die man machte, um ſie auf den Thron zu ſetzen, und überließ ſich den Rathſchlägen Leſtocqs, eines franzöſiſchen Wundarztes, der voller Unruhe und Ehrgeiz eine Rolle zu ſpielen wünſchte. Der Marquis von Chetardie, franzöſiſcher Geſandter, deſſen angenehme Geſtalt und Sitten Eliſabeth für ihn eingenommen hatten, intereſſirte ſich lebhaft für ihre Sache, und ſah in der Revolution, die man vor hatte, nur die Gelegenheit, Frankreich einen Alliirten zu ſichern. Man zog Schweden in's Intereſſe, welches damals mit dem petersburger Cabinet unzufrieden war, und brachte es dahin, daß jenes den Ruſſen den Krieg erklärte. Indeß hätte die Verſchwörung leicht entdeckt werden können. Leſtocq war leichtſinnig und unbeſonnen, die Regentin wurde mehrmals gewarnt; allein die natürliche Güte ihres Charakters ließ keine ernſtlichen Bedenklichkeiten in ihr aufkommen. Durch heuchleriſche Thränen und Betheuerungen gelang es der Eliſabeth leicht ſie zu beruhigen. Dabei aber waren die Verſchwornen ſelbſt nicht ohne Beſorgniſſe, und Leſtocq drang auf Vollziehung des Vorhabens. Einſt fand er, als er bei der Eliſabeth war, eine Karte auf dem Tiſche. Er zeichnete darauf ein Rad und eine Krone, und ſagte zur Prinzeſſin: „Entweder, oder! Eins für mich, das andere für Sie!" Das entſchied Eliſabeth. Alle Verſchwornen wurden benachrichtigt, und in einigen Stunden ſollte die Verſchwörung ausbrechen. Der Gemahl der Regentin, von der Gefahr benachrichtigt, drang auf Sicherheitsmaßregeln, allein Annens Vertrauen war feſt, ſie wollte den Berichten durchaus nicht glauben; ſo wurden denn beide im Schlaf überfallen. Die Regentin, ihr Gemahl und Sohn wurden in den Palaſt der Eliſabeth gebracht; zugleich verhaftete man Münich, Vater und Sohn, Oſtermann, Goloſkin, und mehrere Andere. Anna und der Prinz Anton Ulrich wurden auf eine Inſel der Dwina am ſchwarzen Meere, und Iwan auf das Schloß Schlüſſelburg gebracht. Eliſabeth ließ ſich als Kaiſerin ausrufen. Münich, Oſtermann und Andere ſollten hingerichtet werden, allein Eliſabeth wollte mild erſcheinen, und ſo wurden ſie nur nach Sibirien verbannt. Der Wundarzt Leſtocq wurde erſter Leibarzt, Präſident des Medicinalcollegiums und Geheimer Rath. Späterhin fiel er in Ungnade, allein er hatte Beſtuſchef, der unter der Kaiſerin Anna Miniſter geweſen war, zum Kanzler ernennen laſſen, und dieſer gewann ein bedeutendes Uebergewicht. Der Krieg mit Schweden wurde fortgeſetzt. Die Schweden waren nicht glücklich. Der alte König hatte keine Kinder. Um den Frieden zu erleichtern, wollten die Schweden dem Herzog von Holſtein-Gottorp, Karl Peter Ulrich, deſſen Mutter Peters des I. Tochter war, die Thronfolge zuwenden; allein da die Kaiſerin ihn ſchon zu ihrem Nachfolger ernannt hatte, ſo fiel die Wahl auf Adolph Friedrich aus einer jüngern Linie deſſelben Hauſes. Der Friede wurde endlich zu Abo 1743 durch Frankreichs Vermittelung und für Schweden unter leidlichen Bedingungen geſchloſſen. Eliſabeths Herrſchaft aber war noch nicht ganz feſt begründet. Es bildete ſich eine Verſchwörung gegen ſie, woran unter andern auch Lapuchin und deſſen Frau, die ſich durch Geiſt und Schönheit auszeich-

nete, Theil nahmen; allein ſie wurden entdeckt und Frau von Lapuchin, welche die Kaiſerin als eine gefährliche Nebenbuhlerin betrachtete, mußte nebſt ihrem Gemahl und Sohn, ſo wie Frau von Beſtuſchef, die Strafe der Knute leiden, ſich die Spitze der Zunge abſchneiden laſſen und nach Sibirien wandern. Als im Jahre 1756 der ſogenannte ſiebenjährige Krieg ausbrach, nahm Eliſabeth daran Theil, weil ſie perſönlich gegen Friedrich den Großen eingenommen war, der ſich einſt einige Scherze über ihre Perſon erlaubt hatte. Der Großfürſt Peter hingegen war Friedrich II. ſehr ergeben, daher wurde der Krieg von den ruſſiſchen Generalen nicht mit aller nöthigen Energie geführt, indem ſie bei dem Thronerben ſich dadurch beliebt zu machen dachten. Allein dieß wurde bemerkt, General Apraxin durch General Fermor erſetzt und der Kanzler Beſtuſchef, der zur Partei des Thronerben gehörte, nach Sibirien geſchickt. Jetzt drangen die Ruſſen in Deutſchland vor, allein bald kam Soltikoff an Fermors Stelle, der ſich wieder zurückzog. Friedrich wurde bei Kunersdorf geſchlagen, ohne daß es den Ruſſen beſonders nützte; auch Berlin wurde von ihnen eingenommen. Eliſabeth litt aber ſchon ſeit einigen Jahren an ihrer Geſundheit, und ſtarb den 29. December 1761 in einem Alter von 52 Jahren, nach einer zwanzigjährigen Regierung. Jetzt beſtieg Peter den Thron und der Friede wurde geſchloſſen. Eliſabeth wirkte viel für ihren Ruhm. Sie gründete die Univerſität zu Moskau, und die Academie der ſchönen Künſte zu Petersburg. Sie ließ an dem Geſetzbuche arbeiten, das unter Peter dem Erſten begonnen worden war, allein es wurde nicht vollendet. Sie hatte geſchworen, daß unter ihrer Regierung Niemand mit dem Tode beſtraft werden ſollte. Dafür aber ließ ſie andere noch grauſamere Strafen beſtehen und anwenden. Sie vergoß Thränen über das Unglück des Kriegs, und doch floß unter ihrer Regierung auf den Schlachtfeldern das Blut in Strömen. Sie war ſanft, mild und edelmüthig, aber von der Natur liebte ſie die Arbeit nicht und ließ ihre Miniſter nach Gefallen ſchalten. Die Liebe war ihre herrſchende Leidenſchaft, und oft ſagte ſie ſelbſt zu ihren Vertrauten: Ich bin nur glücklich, wenn ich verliebt bin! — Sie wollte für die ſchönſte Frau ihres Reichs gelten, und dieſe Eitelkeit hatte bei ihr, wie bei Eliſabeth von England, oft ſchreckliche Folgen. Ihre Liebhaber wurden mit kaiſerlicher Pracht unterhalten, und oft ließ ſie ſich mit ihnen zu Intriguen herab, die ſich für ihren hohen Rang wenig ziemten. Allein mitten unter ihren wolluſtigen Genüſſen fühlte ſie abergläubiſche Beſorgniſſe, die ſie durch Ausübung von religiöſen Gebräuchen zu beſchwichtigen ſuchte. Die Ruſſen nannten ſie die Gütige und ehren noch ihr Andenken. In Leclerc's Histoire de la Russie moderne findet man die intereſſanteſten Züge aus ihrem Leben und ihrer Regierung.

Eliſabeth (Philippine Marie Helene) von Frankreich, Schweſter des unglücklichen Königs Ludwigs XVI., geboren zu Verſailles am 3. Mai 1764, ſtarb unter der Guillotine am 10. Mai 1794, als ein Opfer der Revolutionswuth, die damals Frankreich zerfleiſchte. Ihr Leben iſt ein Bild der zärtlichſten Geſchwiſterliebe, der liebenswürdigſten Tugenden, der höchſten Reſignation und weiblichen Würde. Sie war das jüngſte Kind ihrer Aeltern (des Dauphins Ludwig und deſſen zweiter Gemahlin Marie Joſephine von Sachſen), die ſie ſchon im dritten Jahre ihres Lebens verlor. Die Liebe zu ihrem Bruder, dem Herzog von Berry, nachmaligen König Ludwig XVI., verdoppelte ſich nun. Sie hing an ihm mit einer ſo unbeſchreiblichen Innigkeit, daß

ſie gleichſam vom Himmel dazu beſtimmt zu ſeyn ſchien, ihn einſt in ſeinem Unglücke tröſten und ſein Geſchick theilen zu ſollen. Unter der bildenden Hand der Frau von Mockau, Untergouvernante der Kinder von Frankreich, einer vortrefflichen Frau, erwarb Eliſabeth ſich Kenntniſſe aller Art, beſonders in der Geſchichte und Mathematik; bald entfaltete ſie herrliche Eigenſchaften. Ihre beabſichtigte Verheirathung mit dem Herzog von Aoſt, Infanten von Spanien, zweitem Sohne des Königs beider Sicilien, zerſchlug ſich wieder. Ihre Tante Louiſe bei den Carmeliterinnen zu St. Cyr beſuchte ſie oft, und ihr Bruder der König ſah dies gern; „doch,“ ſagte er einſt zu ihr, „unter der Bedingung, daß du ihr nicht in jene Einſamkeit folgen mögeſt, denn ich kann dich nicht entbehren!“ Als Ludwig XVI. ſich die Blattern impfen ließ, that Eliſabeth es auch; ſie ließ aber mit ſich zugleich noch 60 junge arme Mädchen impfen, die mit derſelben Sorgfalt behandelt werden mußten, wie ſie ſelbſt. Als man ihr eine Haushaltung einrichtete, wies man ihr unter andern auch 25,000 Livres jährlich zu Diamanten an; aber auf ihr Verlangen mußte die Summe ſechs Jahre nach einander an eine junge Perſon, die ſie liebte, die aber unvermögend war, gezahlt werden. Auf einem Landgute, welches der König ihr heimlich gekauft hatte, verlebte Eliſabeth die ſchönſten Stunden ihres Lebens unter ländlichen Geſchäften, im Wohlthun und in den ſüßen Gefühlen, welche der Genuß der Natur reinen Seelen gewährt. Der Anfang der Revolution ſtörte dieſes Glück. Die Verſammlung der Notabeln flößte ihr Schrecken ein, aber als ſie ihre Operation begonnen hatten, wendete ſie alles an, um den Kummer zu mildern, der ſich ihres unglücklichen Bruders bemächtigte. Sie war es, die ihm am 6. Oct. die Feſtigkeit einflößte, die er zeigte; ſie begleitete ihn am andern Morgen nach Paris und nach dem Stadthauſe. Als Ludwig flüchtete, begleitete ihn Eliſabeth, und wurde von Varennes mit ihm zurückgebracht; ſie war es, die an ſeiner Seite ein Wüthender am 20. Jun. 1792 für die Königin anſah und ſchrie: „ſeht da die Oeſterreicherin! zum Tode mit ihr!“ Als hierauf ein Gardeoffizier eilte, ſie zu nennen und ſo den Irrthum aufzuklären, ſprach ſie: „o warum läßt man ſie nicht in der Meinung, ich ſey die Königin; es würde dann vielleicht ein größeres Verbrechen vermieden werden.“ Am 10. Auguſt war ſie durch nichts, ſelbſt nicht durch des Königs Bitten zu bewegen, das Schloß zu verlaſſen; ſie folgte ihm in die Verſammlung. Da erzitterte ſie vor dem Waffenlärm, vor dem entſetzlichen Geſchrei der ſterbenden Schweizer — da vernahm ſie die Thronentſetzung ihres Bruders, da war ſie zwei Tage lang Zeuge, wie man über die Wahl des ſicherſten Kerkers für die königliche Familie und ſie ſelbſt berathſchlagte. Sie ward mit in den Tempel gebracht. Hier, in dieſem verhängnißvollen Aufenthalte, vergaß ſie ganz ſich ſelbſt, um nur für Andere zu leben. War ſie am Hofe Beſcheidenheit und Güte geweſen, ſo war ſie hier die Geduld und Ergebung ſelbſt. Als Ludwig, als Marie Antoinette ſchon längſt geopfert waren, führte man auch Eliſabeth vor das Schreckensgericht. Am 9. Mai 1794 um ſieben Uhr des Abends war es, als man ſie aus dem Tempel in die Conciergerie brachte. Sie ward ſogleich bei verſchloſſenen Thüren verhört. Am andern Morgen erſchien ſie wieder vor dem Tribunale, und antwortete, als ſie nach ihrem Namen und Rang gefragt wurde, mit Adel und Würde: „ich heiße Eliſabeth von Frankreich und bin die Tante eures Königs!“ Dieſe muthige Antwort, ausgeſpro-

chen in einem Augenblicke, wo ſie, ohne Beiſtand, nur von blutdürſtigen Richtern umgeben war, ſetzte dieſe in Erſtaunen und unterbrach auf einen Augenblick das Verhör. Man hatte mit ihr zugleich noch 24 andere Schlachtopfer verurtheilt, war aber grauſam genug, ſie erſt Zeugin von der Hinrichtung aller dieſer Unglücksgefährten ſeyn zu laſſen, ehe man ihr eigenes Daſeyn endete. Mit Ruhe und Ergebung gab ſie ihr ſchönes Leben hin. Nicht eine Klage gegen ihre Richter und Henker entfloh ihren Lippen. Ohne ſchön zu ſeyn, war Eliſabeths Anblick einnehmend und lebhaft; ihr Haar war kaſtanienbraun; ihr blaues Auge hatte einen rührenden Anflug von Schwermuth: ein niedlicher Mund, ſchöne Zähne und ein blendend weißer Teint machten ſie reizend. Sie war immer beſcheiden und faſt furchtſam in den Umgebungen prachtvoller Größe, muthig im Ungemach, immer tugendhaft ohne auch nur Einen Flecken.

Eliſabeth (Chriſtine), Gemahlin König Friedrich II. von Preußen, Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Wolfenbüttel-Bevern, geborne Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, geb. den 8. Nov. 1715 zu Braunſchweig, vermählt am 12. Juni 1733 zu Salzdahlen, geſt. den 13. Jan. 1797. Ihr herrlicher Charakter, ihre Tugenden, ihr gebildeter Verſtand haben dieſer Fürſtin allgemeine Achtung erworben. Gezwungen zu ihrer Wahl, hatte Friedrich bis zu ſeines Vaters Tode (1740) ſich entfernt von ihr gehalten, aber als er den Thron beſtieg, gab er die unzweideutigſten Beweiſe, wie ſehr er die ausgezeichneten Eigenſchaften ſeiner Gemahlin verehre, obgleich ſie nie ſeine Zärtlichkeit beſaß. Damals ſchrieb er an ſie: „das ganze Königreich weiß, wie ich Sie zum Altar geführt habe, Madame! Sie allein aber wiſſen, wie ich ſeitdem mit Ihnen gelebt habe. Dieſe Betrachtungen möchten Sie vielleicht beſorgen laſſen, daß heute, wo ich Herr meiner Handlungen geworden bin, ich den Verpflichtungen, die ich nur gezwungen eingegangen bin und nie erfüllt habe, entſagen möchte. Aber, Madame! Ihre Geduld, Ihre Zärtlichkeit, alle Ihre liebenswürdigen Eigenſchaften und Tugenden haben mir ſchon längſt die Augen geöffnet — es iſt, ich weiß nicht was in meinem Charakter, das mich abgehalten hat, dies Geſtändniß eher zu thun, als in dem Augenblick, wo es vor Ihren und aller Welt Augen offen daliegt, daß es aus meiner eigenen Ueberzeugung fließt. Dieſer Augenblick iſt gekommen, und ich lade Sie ein, Madame, einen Thron mit mir zu theilen, den zu beſitzen Sie ſo werth ſind!" Der König ſchenkte ihr das Schloß Schönhauſen, wo ſie den Sommer zubrachte. Sterbend gab er ihr noch Beweiſe ſeiner Verehrung. Er verordnete in ſeinem Teſtamente außer 40,000 Thaler jährlicher Penſion, noch eine jährliche Rente von 10,000 Thalern: „denn ſie hat," erklärte er, „während meiner ganzen Regierung mir nicht die mindeſte Veranlaſſung zum Mißvergnügen gegeben, und ihre unerſchütterliche Tugend verdient Ehrfurcht und Liebe!" Ihr Leben war eine ununterbrochene Kette von Wohlthaten, und ſie hatte jährlich 24,000 Thaler, die Hälfte ihrer Revenüen, zu Almoſen und Penſionen für dürftige Familien beſtimmt. Sie theilte das Intereſſe, welches Friedrich an den Wiſſenſchaften fand, in hohem Grade und war ſelbſt Schriftſtellerin. Mehrere deutſche Schriften überſetzte ſie ins Franzöſiſche und ſchrieb in letzterer Sprache ſelbſt folgende Werke: „La sage révolution. Berl. 1779. Méditation à l'occasion du rénouvellement de l'année sur les soins, que la providence a pour les humains etc. Berl. 1777. in 8. Réflexions pour tous les jours de la

semaine Berl. 1777. in 8. Réflexions sur l'état des affaire publiques en 1778, adressées aux personnes craintives Berl. 1778. in 8.“ Tiefes Gefühl und ein heller Blick charakteriſiren dieſe Werke.

Eliſion, in der Verskunſt die Wegwerfung eines Buchſtabens des Wohlklangs oder Versmaßes wegen, z. B. heil'ger, mit Lieb' und Treue u. ſ. w. Sie hat ihre beſondern Regeln.

Elleviou, der Molé oder Fleury der komiſchen franzöſiſchen Oper in Paris. Er iſt aus Rennes in Bretagne gebürtig und der Sohn eines Wundarztes. Im J. 1790 betrat er zuerſt die Bühne, ſo ſehr ſeine Familie ſich dem auch widerſetzte. Seine herrliche Geſtalt, die unnachahmliche Grazie und Leichtigkeit ſeines Spiels, auch die Anmuth ſeines Geſangs, erwarben ihm bald den Ruf des erſten Künſtlers ſeiner Art. Er bildete ſich auf dem Vaudevilletheater, und war ein Zögling der St. Aubin. Beide hatten ſich ſo zuſammen eingeſpielt, daß wenn ſie nur erſchienen, ſich das Entzücken aller Anweſenden bemächtigte. Dann gingen ſie beide zur komiſchen franzöſiſchen Oper in der Straße Feydeau, daher gemeiniglich nur Théâtre Feydeau genannt, über. Sein Rollenfach, erſte Liebhaber, Etourdi's, Wildfänge, junge Offiziere, wird in ganz Frankreich, und wo es franzöſiſche Theater gibt, nach ihm bezeichnet. Er ſpielt Elleviou's, ſagt man von einem Schauſpieler oder Sänger, der dies Rollenfach hat. Er verließ 1812 das Theater.

Elliot (George Auguſtus), Lord Heathfield, einer der größten engliſchen Krieger, unſterblich durch ſeine Vertheidigung von Gibraltar, zu Stobbs in Schottland 1718 geboren, ſtammte aus einem ſehr alten adelichen Geſchlechte. Nachdem er zwei Jahre zu Edingburgh Mathematik und die verwandten Wiſſenſchaften getrieben hatte, beſuchte er die Militärſchule zu la Fere, ſtudirte hier die Kriegskunſt, und nahm darauf 1733 bei dem Ingenieurcorps zu Woolwich Dienſte; allein ungeachtet er in der Ingenieurkunſt große Fortſchritte gemacht hatte, verließ er doch 1737 dieſes Corps und wurde Cornet bei der reitenden Grenadiergarde. Da er ſich ganz zum höhern Krieger bildete, ſo ſtieg er ſchnell bis zum Oberſtlieutenant, ging als ſolcher mit Georg II. im Mai 1743 nach Deutſchland, als dieſer Marien Thereſien gegen Frankreich zu Hülfe eilte, und half ſchon im folgenden Monat in einem Treffen der Alliirten über die Franzoſen den Sieg erfechten, wofür ihn ſein König zum Generaladjutanten ernannte. Er ging nach Abſchluß des aachner Friedens in ſein Vaterland zurück, lebte bis zum Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges in der Stille, kam im April 1757 nach Deutſchland zurück, und focht unter dem Herzog Wilhelm von Cumberland, Prinzen Ferdinand und Erbprinzen von Braunſchweig. Während der Winterquartiere 1758 machte er eine Reiſe nach England, und auf ſeine nachdrücklichen Vorſtellungen, wegen nöthiger Anwerbung leichter Reiterei, ward er ſelbſt mit der Anwerbung eines ſolchen Regiments als Chef und Oberſter deſſelben beauftragt. Während des Krieges ward er Generalmajor, und nach dem Frieden Generallieutenant, lebte aber darauf wieder im Schooße ſeiner Familie, deren häusliche Glückſeligkeit nach vier Jahren durch den Tod ſeiner Gattin, die ihm einen Sohn und eine Tochter hinterließ, ſo ſehr erſchüttert wurde, daß Elliot auf jede Ehrenſtelle Verzicht leiſtete. Ganz unerwartet wurde er indeß 1775 zum Generalcommandanten aller Truppen in Irland ernannt; allein er reſignirte gewiſſer Verdrießlichkeiten wegen, und erhielt dafür die

eben erledigte Würde des erſten Gouverneurs von Gibraltar, die ihm die Bahn zur Unſterblichkeit eröffnete. Spanien, ſeit 1779 an dem Kriege zwiſchen England und Nordamerika Theil nehmend, richtete ſein Augenmerk vorzüglich auf Gibraltar, und noch vor der förmlichen Kriegserklärung wurde es von franzöſiſchen und ſpaniſchen Truppen zu Waſſer und zu Lande eingeſchloſſen und der Stadt und Feſtung alle Zufuhr abgeſchnitten. In einem Zeitraum von mehr als drei Jahren hatte man die fürchterlichſten Anſtalten zur Belagerung getroffen, welche in den Annalen der Kriegsgeſchichte immer eine der merkwürdigſten bleiben wird. Wir können hier nur die Hauptmomente herausheben. Im Juni 1782 kam der Herzog von Crillon, oberſter Befehlshaber der ſpaniſchen Armeen, der eben die Inſel Minorca von den Engländern erobert hatte, mit einer Verſtärkung vor Gibraltar an; ſämmtliche franzöſiſche Prinzen von Geblüte befanden ſich mit im Lager. Eine Armee von 30,000 Mann ſtand nun an dem Fuße des Berges. Schwimmende Batterien, eine Erfindung d'Arçons, ſollten die Eroberung vollenden. Sie waren mit zwei Dächern ſo verwahrt, daß ihnen Kugeln und Bomben keinen Schaden zufügen konnten; es waren deren zehn, die zuſammen 147 metallene und 150 eiſerne Kanonen führten; zur Bedienung jeder Kanone waren 36 Mann gerechnet. Am 13. Sept. 1782 Morgens um 8 Uhr näherten ſie ſich der Feſtung, wurden auf beiden Seiten der vornehmſten Batterie befeſtigt, und die auf denſelben befindliche Mannſchaft (aus Verbrechern verſchiedener Art beſtehend, denen man, wenn ſie ihre Schuldigkeit thun würden, eine jährliche Penſion von 200 Livres verſprochen hatte) fing an zu feuern. Elliot, der ſchon längſt von dieſem fürchterlichen Angriffe wußte, war darauf bedacht geweſen, ihm eine eben ſo fürchterliche Vertheidigung entgegenzuſetzen; nur wußte er anfangs kein Mittel, wie er die glühenden Kugeln, mit denen er die Batterien zu begrüßen gedachte, in großer Anzahl zubereiten laſſen ſollte. Allein ein deutſcher Nagelſchmied, Schwänkendiek, der ſich in der Feſtung befand, half ihm aus der Verlegenheit, indem er einen Ofen erbaute, worin die Kugeln glühend gemacht wurden. Ueber 4,000 glühende Kugeln regneten nun auf die feindlichen Batterien, und richteten die ſchrecklichſte Verwüſtung an. Schon am Nachmittage ſtieg der Rauch aus der Hauptbatterie und zwei ſchwimmenden Batterien auf, und vergebens ſuchten die Feinde den Brand mit Spritzen zu löſchen und die Löcher zuzuſtopfen; um ein Uhr in der Nacht ſtanden die drei Batterien in vollen Flammen und einige andere fingen an zu brennen. Vergebens gab die Mannſchaft auf denſelben der ſpaniſchen Flotte durch Raketen Signale; dieſe konnte den befeſtigten Batterien nicht zu Hülfe kommen, und ſuchte bloß die Mannſchaft zu retten. Allein zwölf Kanonierböte, die aus der Feſtung unter dem Commando des Capitän Curtis ausliefen, verhinderten die Böte der Belagerer, herbeizukommen, und machten zugleich ein gewaltiges Feuer auf die ſchwimmenden Batterien. Bei Tagesanbruch ſah man, welchen Schaden die Belagerten ihren Feinden zugefügt hatten, indem die Mannſchaft der ſchwimmenden Batterien zum Theil auf Holzſtücken in der See herumtrieb, zum Theil auf den brennenden Batterien fürchterlich um Hülfe ſchrie. Jetzt eilten die Belagerten ſelbſt, ſo gefahrvoll dies auch war, da die Kugeln der glühend gewordenen Kanonen und die Holzſtücken von den zerberſtenden Batterien ihnen entgegenflogen, der unglücklichen Mannſchaft zu Hülfe, und Curtis rettete mit eigner

und ſeiner Leute Lebensgefahr 13 Offiziere und 344 Gemeine. Noch blieb den Belagerern ein Hauptangriff von der Landſeite übrig: allein auch dieſen vereitelte Elliot, und da überdies ein Orkan großen Schaden an der ſpaniſchen Flotte anrichtete, ſo verwandelte ſich ſeit der Mitte Novembers 1782 die Belagerung in eine bloße Einſchließung, welcher der am 20. Januar 1783 zu Verſailles unterzeichnete Friede ein Ende machte. Der König von England, um Elliots beiſpielloſe Gegenwehr bei dieſer Belagerung und die edle Behandlung ſeiner Feinde zu belohnen, überſchickte ihm den Bathorden, der ihm von dem Ueberbringer an demſelben Orte umgehangen wurde, auf welchem er ſich dem feindlichen Feuer ausgeſetzt und die Vertheidigungsanſtalten angeordnet hatte. Die drei Bataillons, die während der Belagerung in Gibraltar geſtanden, erhielten eine Regimentsfahne mit der Deviſe: Mit Elliot Ruhm und Sieg. Elliot ſelbſt ließ mit Bewilligung des Königs eine ſilberne Medaille ſchlagen, von der er jedem bei dieſer muthvollen Vertheidigung geweſenen Soldaten eine einhändigen ließ. Gleich nach Abſchluß des Friedens ging Elliot nach England zurück, und wurde zum Lord Heathfield und zum Mitglied des Parlaments ernannt. Eine Schwäche, die ihn befiel, nöthigte ihn 1790 ins Bad nach Aachen zu reiſen; allein kaum war er drei Wochen hier, als ihn auf ſeinem Lieblingsaufenthalte Kalkofen bei Aachen ein Schlagfluß traf, an welchem er am 6. Juli ſtarb. Sein Leichnam wurde nach England gebracht, und der König machte ſelbſt den Riß zu einem Monumente, das ihm in Gibraltar errichtet wurde.

Ellipſe, 1. in der Sprachlehre und Rhetorik Auslaſſung eines oder mehrerer Wörter, die hinzugedacht werden. 2. In der Mathematik einer von den drei Kelgelſchnitten. (S. Kegel) Sie gleicht einem ins Längliche gezogenen Zirkel. Die Bahn der Erde und der Planeten um die Sonne hat, wie wir ſeit Kepler wiſſen, dieſe Form. Sie iſt von der Eilinie weſentlich verſchieden, obwohl man ſie im gemeinen Leben oval nennt. Sie bietet dem Auge zu gleicher Zeit Abwechſelung und Symmetrie, und wird daher von den Mahlern zu Begränzung ihrer Gemählde dem Zirkel vorgezogen. Zwei Puncte auf dem längſten Durchmeſſer derſelben haben die Eigenſchaft, daß die Summe zweier geraden Linien, die man aus ihnen an irgend einem Punct der Umfangslinie zieht, ſich immer gleich bleibt, man mag ſie ziehen, nach welchem Punkt man will, daher kann man eine Ellipſe zeichnen, indem man auf einer Fläche zwei Stifte einſchlägt, um dieſelben einen mit den Enden ringförmig zuſammengeknüpften Faden legt, und nun die Bleifeder innerhalb dieſes Fadens dergeſtalt herumführt, daß ſie denſelben beſtändig zum Triangel ausſpannt. Die Puncte, wo die Stifte ſtehen, heißen die Brennpuncte, Foci. A. Mnr.

Elliſton (Robert William), einer der erſten jetzt lebenden engliſchen Schauſpieler und Eigenthümer des Surrey-Theaters, ſonſt Royal Circus genannt. Er iſt zugleich Miteigenthümer am Aſtleyſchen Pavillon (wo Kunſtreiter-Uebungen im höhern Styl gegeben werden), am Birminghamer Theater, und hat auch noch einen Buchhandel im Briſtol. Außerdem hat er ſich als Theaterdichter nicht unvortheilhaft bekannt gemacht und namentlich den „Abällino" für die engliſche Bühne zugeſtutzt. Er iſt 1774 geboren. (Vergl. Londner Theater.)

Elimination iſt in der mathematiſchen Analyſis eine Opera,

tion, vermöge der man eine Größe, die ſich in mehreren von einander unabhängigen Gleichungen befindet, herausſchafft, ſo daß dadurch eine oder mehrere Gleichungen erhalten werden, in der die weggeſchaffte Größe ſich nicht mehr befindet.

Eloges, **Elogia**, Lobreden, machen beſonders in der franzöſiſchen Literatur einen eigenen Zweig der Beredſamkeit aus. Sie traten im Zeitalter Ludwigs XIV. an die Stelle der eigentlichen Biographien, welche jedoch nicht zum beſten durch ſie erſetzt wurden, indem über den Zweck, berühmte Männer zu **loben**, die treue Characterzeichnung, über die Höflichkeit die Wahrheit vergeſſen wurde. Vornehmlich ſuchten die Vorſteher und Mitglieder der franzöſiſchen Academie das Verdienſt durch dergleichen Reden zu ehren, und obgleich man hier ſich beeiferte, die bloßen Lobreden mehr in Gedächtnißreden zu verwandeln, ſo ward doch auch hier für die ächte Biographie wenig gewonnen. Die eigentliche Epoche der Elogien begann mit Fontenelle, welcher 1731 zwei Bände derſelben herausgab, die mit aller Klarheit, Leichtigkeit und Eleganz der Darſtellung nur **den** Leſer für ihre Oberflächlichkeit entſchädigen können, der ſelbſt oberflächlich iſt. In der folgenden Periode ſuchten ſie durch declamatoriſchen Pomp zu imponiren, womit freilich noch weniger gewonnen ward. Vortheilhaft zeichnen ſich einige dieſer Reden von Thomas, d'Alembert und Laharpe aus. dd.

Elſaß, eine franzöſiſche Provinz, nach der neuen Eintheilung von Frankreich in den Departements **Ober**- und **Nieder-Rhein** gelegen, ein ſchönes, fruchtbares, über 300,000 Menſchen zählendes Land, grenzt gegen Oſten an den Rhein, gegen Süden an die Schweiz und an Mömpelgard, gegen Weſten an Lothringen und gegen Norden an die Unterpfalz. Der ſüdliche Theil wird **Ober**-, der nördliche **Unter-Elſaß** genannt. Elſaß war ehedem ein deutſches Herzogthum, der unglückliche **Conradin von Schwaben** war der letzte Beſitzer deſſelben, ſo wie der Herzogthümer **Franken** und **Schwaben**. Als der letzte ſeines Hauſes hatte er in dieſen Herzogthümern keine Nachfolger, welchen Umſtand mehrere Fürſten zu ihrem Vortheil benutzten. So wurde Elſaß, wie die beiden genannten Herzogthümer, in mehrere Beſitzungen deutſcher Reichsſtände zerſtückelt. Im münſterſchen Frieden (1648) wurde es aber mit allem, was das Haus Oeſterreich bisher daſelbſt gehabt hatte, an Frankreich abgetreten. Da aber Ludwig XIV. keinen Vorwand oder vielleicht aus guten Urſachen keine Luſt hatte, die Hand nach den nicht-öſterreichiſchen Beſitzungen im Elſaß auszuſtrecken, ſo wurde den übrigen Reichsſtänden, welche darin Beſitzthümer hatten, ihre Verbindung mit dem deutſchen Reiche und unmittelbare Reichsfreiheit ausdrücklich vorbehalten. Allein in der Folge ſuchte Frankreich ſeine Beſitzungen im Elſaß zu erweitern, und im ryswicker Frieden 1697 blieb die Stadt Straßburg und alles übrige, was am linken Ufer des Rheins von Frankreich eingenommen war, in franzöſiſchen Händen. Indeſſen hatten noch mehrere Reichsſtände, der Herzog von Wirtemberg, der Herzog von Zweibrücken, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, der Biſchof von Speier u. ſ. w. wichtige Beſitzungen im Elſaß. Dieſe deutſchen Beſitzungen ſah nach dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution der Nationalconvent als eine von der Natur ſelbſt angewieſene Eroberung für Frankreich an; er wollte es nicht länger geſchehen laſſen, daß innerhalb des Gebietes von Frankreich eine fremde Staatsgewalt exiſtire, und verſprach den

deutſchen Ständen zwar Entſchädigung, aber nur wenige zeigten Bereitwilligkeit, und ſo ward dieſe Sache ein Hauptgrund des nachher zwiſchen Frankreich und Deutſchland entſtandenen Krieges. Durch den Pariſer Tractat vom 21. Nov. 1815 iſt ein Stück des Elſaſſes, namentlich Landau, von Frankreich getrennt, und wieder mit Deutſchland vereinigt worden.

Elyſium, elyſeiſche Felder, bezeichnen 1. die Gegenden, welche nach dem Glauben der Alten die Seligen bewohnen. Man beſchrieb ſie bald als angenehme Gefilde, bald als Inſeln, und ſetzte ſie an das äußerſte Ende der Erde nach Weſten zu, rückte ſie aber immer weiter hinaus, je mehr man die Erde auf dieſer Seite kennen lernte. Die Freuden, welche die Seligen daſelbſt genoſſen, beſtanden in einem vollkommen ruhigen und angenehmen Leben. Die Bilder, womit man die Glückſeligkeit des dortigen Aufenthalts ſchilderte, waren zum Theil vom Olymp, zum Theil aus der Vorſtellung des goldenen Weltalters genommen. Das ſchönſte Grün der Wieſen wechſelt mit den angenehmſten Hainen, eine heitere wolkenloſe Luft erfüllt den Himmel, und eine ſanfte überirdiſche Klarheit verbreitet ein magiſches Licht über alle Gegenſtände. Die Heroen wiederholen hier die Beſchäftigungen, welche einſt im Leben ihnen die liebſten waren. Sie üben ſich im Ringen und andern Wettkämpfen, tanzen nach den Melodien der Leier, welcher Orpheus die entzückendſten Töne entlockt, oder wandeln in wohlriechenden Lorbeerhainen an den lachenden Ufern des Eridanus, in reizenden Thälern oder auf Wieſen, welche von klaren Bächen durchſchnitten wurden, unter dem reizendſten Geſange der Vögel bald einzeln, bald in Geſellſchaft. Ein ewiger Frühling herrſcht; der Boden trägt unbearbeitet jährlich drei Mal Früchte, und alle Sorgen, alle Schmerzen und die Schwächen des Alters ſind von dem glücklichen Aufenthalte verbannt. 2. Vergleichungsweiſe haben die Pariſer einen ihrer Lieblingsgärten und Hauptvergnügungsorte Elyſée oder Eliſée genannt, welcher nebſt Montbrillant in den ſogenannten elyſeiſchen Feldern liegt. Er iſt mit einem prächtigen Palaſte, in welchem Concerte und Spiele gegeben und köſtlich geſpeiſet wird, verbunden. Der Garten iſt nur klein, aber ſehr niedlich und geſchmackvoll angelegt, mit vielen ſeltenen und fremden Gewächſen, mit ſchönen Statuen, beſonders einer niedlichen Copie der herrlichen Gruppe, Amor und Pſyche aus carariſchem Marmor, verziert, und hat viele kleine Pavillons und Häuschen, wo Erfriſchungen gereicht werden, zu ihren Seiten mehrere Tanzplätze unter einem Cirkel von Bäumen; daneben ſind Bänke und Stühle für die Zuſchauer und Tänzer, und Orcheſters für die Muſiker, ferner mehrere gemauerte Teiche, ein grüner Anger, ein trefflicher Tummel- und Spielplatz, der nie leer und ohne Jubel iſt.

Elzevir oder Elzvier. Dieſe berühmte Buchdruckerfamilie zu Amſterdam und Leiden, hat ſich einen beſondern Ruhm durch die ſchönen Ausgaben gemacht, womit ſie die Gelehrtenrepublik beſchenkt hat. Ihre Wirkſamkeit fällt in die Jahre 1595 bis 1680. Von ihren Gliedern haben ſich Ludwig 1. und 2., Iſaak, Abraham (aſſocirt mit Bonaventura), Johann und Daniel, abwechſelnd zu Amſterdam und Leiden, ſodann Peter Elzevir zu Utrecht bekannt gemacht, welcher letztere jedoch weniger geleiſtet hat. Ludwig 1. war der erſte Buchdrucker, welcher den Conſonanten V von dem Vocal U unterſchied. Iſaak wählte eine Deviſe, die einen Adler mit einem Bund Pfeile und der Unterſchrift: Concordia res

parvae crescunt, darſtellte, welche er jedoch bald mit einer andern vertauſchte, indem er an die Spitze ſeiner Bücher einen Baum und unter denſelben einen aufrecht ſtehenden Mann mit der Umſchrift: Non solus, ſtellte; dieſe Deviſe hat ſich auch in der Familie der Elzevire erhalten. Abraham und Bonaventura veranſtalteten die kleinen Ausgaben der Claſſiker in 12. und 16., welche heutiges Tages noch geſucht werden. Daniels Tod war ein wahrer Verluſt für die Literatur. Er war einer der thätigſten, aber auch der letzte Buchhändler aus dieſer Familie. Wenn gleich die Elzevire ſowohl in gelehrten Kenntniſſen, als auch in Anſehung der griechiſchen und hebräiſchen Ausgaben von den Etiennen (Stephani, Buchdrucker und Buchhändler zu Paris) übertroffen wurden, ſo waren ſie doch unübertrefflich in der Auswahl der Werke und in der Eleganz ihrer Schriften und Lettern. Ihre Ausgaben des Virgil, Terenz, des neuen Teſtaments, des Pſalters u. a. m., mit rothen Lettern geziert, ſind Meiſterſtücke der Typographie, ſowohl wegen ihrer Correctheit als ihrer Schönheit für das Auge. Sie haben mehrere Cataloge von ihren Ausgaben herausgegeben. Der letzte iſt von Daniel (1674 in 12.) in ſieben Abtheilungen, doch ſehr vergrößert durch die Aufnahme fremder Schriften.

Email, Schmelz oder Schmelzglas, eine in Venedig erfundene Glasart oder ſogenannter Fluß (der aus dem feinſten Cryſtallglaſe und einem Zuſatz von Zinn oder Bleiaſche durch die Schmelzung bei ſtarkem Feuer und Beimiſchung von allerlei Farben bereitet wird), womit Metalle wie mit einer Porzellanrinde überzogen werden. Emaillemahlerei, Schmelzmahlerei, bei welcher man mit glasartigen, in Feuer geſchmolzenen (metalliſchen) Farben mahlt, welche auf einem feuerfeſten Grunde (aus gebrannter Erde und Porzellan, oder aus Metall beſtehend, z. B. auf einer feinen Gold- oder Kupferplatte), der mit einem Grunde von Schmelz überzogen wird, eingebrannt werden. Sie kommt der Enkauſtik nahe. Die Farben verfließen ſehr ſanft und geben ſehr dauerhafte, weder durch Kälte noch Wärme zerſtörbare Gemählde. Die Arbeit iſt ſehr ſchwierig. Die Alten mahlten ſchon auf Gefäße von gebrannter Erde; auch exiſtiren Glaspaſten, aber die eigentliche Mahlerei auf Glaſurgrund rührt aus dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts her. Emailliren, in Schmelz arbeiten oder überſchmelzen. Eine emaillirte Doſe, eine Doſe von geſchmelzter Arbeit. Uneigentlich ſpricht man auch von einem Email der Zähne.

Emanation, der Ausfluß, das Ausfließen, daher in der Theologie und Philoſophie der Alten das Emanationsſyſtem, die Lehre vom Ausfluſſe aller Dinge aus einem höchſten Princip. Dieſe Lehre ſtammt aus dem Orient und war daſelbſt vorzüglich herrſchend. Beſonders iſt die perſiſche Lehre des Zoroaſter bekannt. Sie nahm als höchſtes Princip ein reines, vollkommenes und beſeeltes Feuer an, deſſen Bild und Symbol die Sonne ſey. Aus dieſem unendlichen und abſoluten Feuer, das ſich ſelbſt und alle andern Dinge belebt, ſeyen alle materiellen und immateriellen Dinge wie aus einem Urquell ausgefloſſen, und aus ihm ſtröme alle Wärme und Bewegung; unter ihm ſtehen die zwei untergeordneten Principe, welche zuerſt aus demſelben ausgefloſſen und ſich gegenſeitig bekämpften, Licht oder Geiſt, Oromasdes, und Finſterniß oder Materie, Arimon. Aus jener ſeyen die Geiſter, aus dieſem die Materie ausgefloſſen. Je näher der Geiſt ſeinem Urquell ſey, ein deſto reineres

Feuer ſey derſelbe. Dieſe Lehre hat großen Einfluß auf die Philoſopheme der ältern griechiſchen Philoſophen gehabt, wie man auch an Pythagoras bemerkt. In der Geſchichte der Dogmatik iſt Emanationslehre die Vorſtellung und Lehre von der Dreieinigkeit, vermöge welcher Sohn und heil. Geiſt als Ausflüſſe der Gottheit angeſehen werden. In der Naturlehre verſteht man darunter die Meinung Newtons, nach welcher die Lichtſtrahlen ausfließende oder ausſtrömende Theilchen aus leuchtenden Körpern ſeyn ſollen. Man ſagt in letzterm Falle auch Emiſſionsſyſtem.

Emancipation hieß bei den Römern die Entlaſſung des Sohnes aus der väterlichen und der Sclaven aus der herriſchen Gewalt. Sie geſchah vor dem Prätor mittelſt gewiſſer Feierlichkeiten. Unter der Emancipation der Catholiken in Irland wird die Aufhebung der bürgerlichen und kirchlichen Beſchränkungen verſtanden, denen die katholiſchen Bewohner dieſes Landes unterworfen waren und noch zum Theil unterworfen ſind. Irland, welches die Engländer nach wiederholten Kämpfen erobert hatten, war von den Siegern in frühern Zeiten hart und ſtreng behandelt worden, und wiederholte Verſuche, ſich der fremden Herrſchaft zu entziehen, hatten die Herrſcher bewogen, immer ſtrengere Maßregeln zu brauchen. Die Urbewohner des Landes, ſämmtlich Catholiken, waren von allen öffentlichen Aemtern und von aller Theilnahme an den Parlamentswahlen ausgeſchloſſen; nur die der biſchöflichen Kirche, welche auch in Irland zur herrſchenden erhoben worden war, zugethanen Anglo-Irländer, die den größten Theil des den urſprünglichen Bewohnern entriſſenen Landeigenthums beſitzen, konnten öffentliche Aemter bekleiden und zu Parlamentsmitgliedern gewählt werden. In dieſem Zuſtande des Druckes befanden ſich die iriſchen Catholiken bis zum Jahr 1793. Als aber die zu der Zeit der franzöſiſchen Revolution ausgeſprochenen Grundſätze eine allgemeine Gährung der Gemüther hervorbrachten, erwachte auch in den iriſchen Catholiken das lebhafte Verlangen, gleiche Rechte mit ihren proteſtantiſchen Mitbürgern zu erlangen. Eine angeſehene Partei in England ſelbſt unterſtützte ſie; der beredte Burke namentlich ſprach wiederholt im Parlamente für die Emancipation der iriſchen Catholiken. Im J. 1792 übergaben die iriſchen Catholiken dem Könige eine Bittſchrift, in welcher ſie auf gänzliche Aufhebung aller bisherigen Beſchränkungen antrugen. Obgleich das hierüber verlangte Gutachten der meiſten Grafſchaften in Irland dahin ausfiel, daß die Bewilligung dieſes Geſuchs bedenklich ſey, ſo befahl doch der engliſche Hof dem irländiſchen Parlamente, auf die Erleichterung der Catholiken zu denken. Es geſchah dem gemäß, was nach der Verfaſſung geſchehen konnte. Das iriſche Parlament erklärte im Jahr 1793, daß die Catholiken forthin gleiche Rechte mit den Proteſtanten nicht blos in Hinſicht auf die Ausübung der Religion, ſondern auch in Hinſicht auf bürgerliche Verhältniſſe genießen ſollten, und bewilligte ihnen zugleich das Recht, bei den Parlamentswahlen zu ſtimmen. Nur von dreißig Staatsämtern und von dem Parlamente blieben die Catholiken ausgeſchloſſen, was jedoch ohne Abänderung der ganzen Verfaſſung, vermöge welcher jeder, der Parlamentsglied zu ſeyn begehrt, den Teſteid (ſ. den Art. Eid) leiſten muß, nicht geändert werden konnte. Der vernünftige Theil der iriſchen Catholiken war mit den erhaltenen Bewilligungen völlig zufrieden, und freute ſich ſeines weſentlich verbeſſerten Zuſtandes. Ein anderer Theil aber hegte die durch den revolutionären Geiſt der Zeit

geweckte und durch einige Groſse, welche mit Frankreich in Verbindung traten, genährte Erwartung, daſs es Irland gelingen werde, ſich durch Frankreichs Hülfe von der brittiſchen Herrſchaft zu befreien; und bald brach eine Empörung aus, welche die Strenge des Statthalters, des Lords Camden, unterdrückte. Aber im Jahr 1798 brach der Aufruhr von neuem aus, und Irland ward der Schauplatz eines blutigen Bürgerkrieges. Durch dieſe Rebellion überzeugten ſich einſichtsvolle Männer in England wie in Irland, daſs, ſo lange jedes der beiden Reiche ſeine eigene Geſetzgebung habe, ſo lange die Geſetzgebung des Schwächern von der des Mächtigern abhängig wäre, und die Bewohner beider Reiche ein getheiltes Intereſſe zu haben glaubten, Eiferſucht und Miſstrauen fortdauern, und keine wahre und innige Verbindung Statt finden werde. Auch hatten die Anglo-Irländer, welche früher die Unabhängigkeit Irlands wünſchten und anfangs die Rebellion unterſtützten, eingeſehen, daſs bei der überlegenen Zahl der Catholiken und dem Haſſe derſelben gegen die Proteſtanten die Trennung Irlands von England das gröſste Unglück für ſie ſeyn würde. So beſchloſs man denn, Irland mit England zu vereinigen, und drei Jahre nach jener letzten Rebellion, im Jahre 1801, kam die Union zu Stande, indem am 22. Jan. des genannten Jahres das vereinigte Parlament eröffnet ward. Ueber die kirchlichen Angelegenheiten ward in der Unionsacte nichts weiter feſtgeſetzt, als daſs die biſchöfliche Kirche, welche bisher die herrſchende (established church) geweſen war, es auch in Zukunft bleiben, und mit der engliſchen eine Kirche ausmachen ſolle. Ueber das Verhältniſs der Catholiken aber ward nichts beſtimmt, und Pitt bemerkte, daſs dieſe Angelegenheit beſſer einer künftigen beſondern Berathſchlagung vorbehalten bleibe. Kaum hatte das vereinigte Parlament einige Tage geſeſſen, als ſich Gerüchte verbreiteten, welche auf die eben erſt errichtete Union einen nachtheiligen Schatten warfen und Beſorgniſſe erregten. Die Catholiken in Irland, ſagte man, beſchwerten ſich über die Nichterfüllung einer Hoffnung, die man ihnen gegeben habe, um ſie der Union geneigt zu machen. Man habe ihnen die völlige Emancipation als eine unausbleibliche Folge der Union verheiſsen. Pitt, der Urheber des Unionsentwurfs, und ſeine Collegen hätten ſich anheiſchig gemacht, die Erfüllung dieſes Wunſches der Catholiken zu befördern. Sie hätten jetzt, nachdem die Union zu Stande gekommen ſey, unüberwindliche Hinderniſſe gefunden, ſich ihres Verſprechens zu entledigen, darum hätten ſie das Miniſterium verlaſſen; die Catholiken aber wären getäuſcht. In der That hatten auch Pitt und deſſen Collegen dieſe Hoffnungen erregt, in der Erwartung, ſie erfüllen zu können. Darum ſuchten ſie es nach der erfolgten Union ſo einzuleiten, daſs durch einen Parlamentsbeſchluſs einer gewiſſen Anzahl von Catholiken der Eintritt in das Parlament und der Zutritt zu den Staatsämtern, von denen ſie auch nach den im Jahr 1793 erlangten Vergünſtigungen noch ausgeſchloſſen blieben, durch Diſpenſation vom Teſteide möglich gemacht werden ſollte. Der König aber widerſetzte ſich dieſer Maſsregel, weil er ſich in ſeinem Gewiſſen überzeugt hielt, daſs ſie ſeinem Krönungseide zuwiderlaufe. Dies bewog Pitt zugleich mit ſeinen einſtimmig darüber denkenden Collegen im Jahr 1801 zu reſigniren. Pitt ſah voraus, daſs, wenn auch beide Häuſer die projectirte Maſsregel genehmigen ſollten, doch der König ſeinen Aſſent verweigern, und dadurch die Unzufriedenheit der Catholiken gegen die Perſon des Königs gelenkt werden würde.

Das wollte er als ein weiſer Staatsmann verhüten, und aus dieſem Grunde ſprach er auch noch im Jahr 1805 gegen die Emancipation, als die Oppoſition von neuem darauf antrug, den Catholiken Sitz und Stimme im Parlamente und den Zutritt zu jenen Staatsämtern zu bewilligen. Mehrmals haben die iriſchen Catholiken in den letzten Jahren, und namentlich im Jahr 1808, ihr Geſuch um völlige Emancipation erneuert, jedoch vergebens. — Aus dieſer Darſtellung ergibt ſich, daß man nicht glauben darf, daß die iriſchen Catholiken auch gegenwärtig noch unter einem harten Drucke leben. Vielleicht wird in der Folge Pitts ganzer Plan ausgeführt und Diſpenſation von dem Teſteide bewilligt, wodurch dann die völlige Emancipation der Catholiken erfolgen würde. Tadeln indeß kann man den König und die Majorität des Parlaments nicht, wenn ſie Bedenken tragen, ohne behutſame Vorbereitung in einem wichtigen Stücke die Verfaſſung zu ändern.

Emanuel der Große, König von Portugal von 1495 bis zum 13. Dec. 1521, wo er in ſeinem 53ſten Jahre ſtarb. Seine Regierungsepoche iſt beſonders merkwürdig geworden durch die Entdeckungsreiſe des Vasco de Gama (1497), zu welcher er eine Flotte von vier Schiffen, des Admirals Kabral, dem er eine Flotte von 13 Schiffen ausrüſten ließ (1500), und nachher des Americo Vespucci (1501 und 1503), ſo wie durch die Heldenthaten des großen Albuquerque, durch deren Bemühungen der Weg nach Oſtindien (vorbereitet durch Bartholomäus Diaz Entdeckung des Caps 1486), gefunden, die portugieſiſche Herrſchaft in Goa befeſtigt, Braſilien, die Molukken u. ſ. w. entdeckt wurden. Emanuels Name ward durch dieſe großen Ereigniſſe von Pol zu Pol getragen. Portugals Handel ſtieg unter ihm zu einer nie gekannten Höhe; Amerika's Schätze floſſen nach Liſſabon, und Emanuels Regierungsjahre wurden „Portugals goldnes Zeitalter" genannt. Er ſtarb am 13. Decemb. 1521, beweint von ſeinen Unterthanen, verwünſcht aber von den Mauren, die er verjagt, und von den Juden, die er zur Taufe gezwungen hatte. Zum Denkmal der ſüdlichen Entdeckungen ließ Emanuel das Mönchskloſter zu Belem erbauen, wo er auch begraben liegt. Ein Freund der Wiſſenſchaften und der Gelehrten, hinterließ er ſelbſt Memoiren über Indien.

Embargo. Mit dieſem ſpaniſchen Worte bezeichnet man den Arreſt oder Beſchlag, der auf die in einem Hafen liegenden Schiffe gelegt wird, entweder um ſich ihrer ganz zu bemächtigen, wie beim Ausbruche eines Krieges mit den Schiffen der feindlichen Macht geſchieht, oder um ſie nur auf eine gewiſſe Zeit am Auslaufen zu hindern, wenn z. B. in dem Hafen Rüſtungen Statt finden, die vor der Zeit nicht bekannt werden ſollen.

Emblem, ſ. Sinnbild.

Embryo, die menſchliche oder thieriſche Leibesfrucht in ihrem erſten Entſtehen, wenn ſie (bei Menſchen) noch nicht drei Monate alt iſt, oder das in den Fruchthalter gebrachte Eichen, welches noch nicht ſo weit entwickelt iſt, daß man die Theile, welche die Gattung und das Geſchlecht bezeichnen, erkennen kann, wo es dann auch nicht mehr Embryo, ſondern Fötus (Frucht) heißen würde. Die Zeit, in welcher dies geſchieht, iſt nach der Eigenſchaft einer jeden Thiergattung anders. Der menſchliche Embryo iſt erſt in der dritten Woche ſichtbar, zu Ende der vierten Woche ſieht man eine hüpfende Bewegung, welche als Herzſchlag erkannt iſt; er hat jetzt die Größe ei-

ner Ameiſe oder Fliege, iſt noch durchſichtig, was ſich im zweiten Monate immer mehr zu verlieren ſcheint, bekommt nun Augen, Naſe, Mund, Ohren, auch die Gliedmaßen werden angedeutet, er iſt wie eine Biene groß. Im dritten Monat bekommt alles mehr Ausdruck, das Geſchlecht wird deutlicher, er nimmt zu, wächſt nun als Fötus fort, und kommt als Kind zur Welt.

Emden, die Hauptſtadt im Fürſtenthum Oſtfriesland am Fluſſe Ems, iſt befeſtigt, groß und reich, und hat ungefähr 12,000 Einwohner. Alle drei chriſtliche Religionsparteien haben hier freie Uebung. Außer dem Handel, welchen man hier zu Waſſer treibt, und der Häringsfiſcherei insbeſondere, für welche ſich eine eigene Geſellſchaft gebildet hat, gibt es auch Zwirn-, Strumpf-, Baumwollen- und Lederfabriken. Unter Napoleons Regierung war ſie die Hauptſtadt des Departements der Oſt Ems. Der Seehandel dieſes Platzes war zur Zeit und ſo lange Preußen ſeine Neutralität behauptete, von der höchſten Wichtigkeit. Seit Juni 1815 gehört Emden mit ganz Oſtfriesland zu dem Königreiche Hannover, an welches es von Preußen abgetreten wurde.

Emeritus hieß eigentlich bei den Römern ein Soldat, welcher ſeine Zeit ausgedient hatte und ſich nicht wieder enrolliren zu laſſen brauchte. Sie ſtanden unter den Kaiſern, eben ſo wie die Veteranen, in großem Anſehen. Nachher hat man auch die Benennungen auf bürgerliche Verhältniſſe übertragen, und jeder Ausgediente oder Dienſtentlaſſene heißt Emeritus: daher pro emerito erklären, in Ruheſtand verſetzen.

Emigranten, Emigrés (Ausgewanderte). Wiewohl die Geſchichte uns zahlreiche Beiſpiele liefert, daß die Bewohner eines Landes, ſämmtlich oder zum Theil, bald wegen Bedrückungen der Regierung, bald wegen Religionsverfolgungen, wie z. B. die Hugenotten in Frankreich und die Proteſtanten in Salzburg (1732), oder wegen anderer Urſachen ſich zu dem Entſchluß genöthigt ſahen, ihre Heimath zu verlaſſen, um in fremden Ländern und unter Fremdlingen ſich anzuſiedeln; ſo pflegt man unter der Benennung Emigranten doch vorzugsweiſe diejenigen Ausgewanderten zu verſtehen, die Frankreich verließen, theils als die Revolution begann, und die Stimmung des Volks ſich gegen Hof und Adel ausſprach, theils als ſie bald nach ihrem Ausbruche jenen furchtbaren Charakter annahm, der die Schreckensperiode auszeichnete. Als in jener unſeligen Zeit ſich alle Bande der bürgerlichen Geſellſchaft auflöſeten, Wuth und Raſerei an die Stelle der Ordnung traten, blutdürſtige Pöbeltyrannen in ſchneller Folge auf einander die zerfleiſchende Geißel über ihr Vaterland ſchwangen, und Adel und Reichthum allein ſchon ein todeswürdiges Verbrechen waren, blieb Flucht die einzige Rettung aller derer, die auf dieſe Weiſe der Gegenſtand des Haſſes und der Verfolgung geworden waren. In zahlreichen Strömen ergoſſen ſich damals die Unglücklichen in die Länder ihrer Nachbarn, theils mit einiger geretteten Habe, theils aber auch völlig hülflos und entblößt. Männer und Weiber, Kinder und Greiſe, Prieſter und Edelleute bildeten ein eben ſo buntes als ungleichartiges Gemiſch. (Wir bemerken beiläufig, daß dieſe Scenen auch von Göthe in ſeinem Hermann und Dorothea und in den Unterhaltungen franzöſiſcher Ausgewanderten zur lebendigſten Erinnerung aufgefaßt worden ſind.) Sie waren mit der Hoffnung geflüchtet, in kurzem ihr Vaterland nach hergeſtellter Ordnung wieder zu betreten, und blieben daher anfangs auch größtentheils in den zunächſt an Frankreich gelegenen Provinzen.

Erſchütternd war der Anblick zahlloſer Unglücklichen, die das gährende Vaterland, wie ein Vulkan einen Lavaſtrom, auszuwerfen ſchien, und bei dem Menſchenbeobachter die mannichfaltigſten Scenen dar. Die äußerſte Verderbtheit beurkundete ſich neben der edelſten Duldung und Selbſtverläugnung, und wenn wir einerſeits Zeugen der zügelloſeſten Ausgelaſſenheit und Ausſchweifung waren, ſo ſahen wir anderer Seits Perſonen aus den erſten Geſchlechtern entſproſſen und an alle Gemächlichkeiten eines genußvollen Lebens gewöhnt, mit einer Reſignation und einer Würde Entbehrungen ertragen und einen geringen Erwerbszweig ergreifen, die uns zur Bewunderung hinriſſen. Ungerecht war das Verdammungsurtheil, wodurch man alle diejenigen für Nichtswürdige und Feige erklärte, die ihr Vaterland zur Zeit der Gefahr ſeinem Schickſal überließen, und nur auf ihre eigene Rettung bedacht waren, ſtatt daß ſie die Wohlfahrt Aller zu Herzen nehmen ſollten. Wo das Laſter herrſcht und die Tugend ein Verbrechen iſt, darf der Gutgeſinnte nichts hoffen. Zu läugnen iſt jedoch nicht, daß der größere Theil jener erſten Emigranten aus Weichlingen und aller Anſtrengung und Thätigkeit entwöhnten Menſchen beſtand, die durch ein ſittenloſes und ausſchweifendes Betragen gar bald für alles, was Emigrant hieß, ein ungünſtiges Vorurtheil erweckten. Dies, noch mehr aber die Beſorgniß, Frankreichs Rache zu erregen, war der Grund, daß ihnen bald in vielen Ländern der Aufenthalt verſagt, in andern nur mit Einſchränkung zugeſtanden wurde. An der Spitze der Emigranten ſtanden die königl. Prinzen Condé, Provence und Artois, von denen der erſtere aus den Flüchtlingen eine Armee bildete, die, mit den alliirten Heeren in Deutſchland in Verbindung, zur Wiederherſtellung der alten Ordnung mitwirken ſollte. Zu Coblenz hatte ſich ein eigener Gerichtshof gebildet, der die Juſtizſachen des ſogenannten **auswärtigen Frankreichs** entſchied. Allein der Erfolg entſprach den gehegten Hoffnungen nicht; Dumouriez Eindringen in die Niederlande und Holland vertrieb ſie aus dieſen Provinzen mitten im Winter und in dem kläglichſten Zuſtande, und die Schreckensſcenen, die Frankreich indeß in ſeinem Innern darſtellte, die blutigen Vorfälle in Lyon und Toulon vermehrten ihre Anzahl täglich. Sie zerſtreuten ſich nach und nach in alle Länder Europa's und ergriffen verſchiedene Erwerbszweige. Das Condéſche Corps trat zuletzt in ruſſiſchen Sold, und löſete ſich in dem ruſſiſch-öſterreichiſchen Feldzuge von 1799 auf. Als Napoleon an die Spitze der Regierung trat, wurden, bis auf wenige Ausnahmen, ſämmtliche Emigranten aus der Liſte geſtrichen, und bekamen die Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren, von der jedoch manche, die in Frankreich nichts zu gewinnen und im Auslande bereits ſich etablirt hatten, nunmehr keinen Gebrauch machten. Die Conſtitution Ludwigs XVIII. enthielt zwar die ausdrückliche Beſtimmung, daß die Emigranten kein Recht haben ſollen, ihre ehemaligen Güter zurückzufordern; dies hinderte ſie indeß nicht nach der Reſtauration von 1814 mit übertriebenen Anſprüchen hervorzutreten, wodurch die Nation zum Unwillen gegen die königliche Regierung gereizt werden mußte. (Man vergl. darüber Frankreich.) Eine andere Art von Emigration trat 1814 und 1815 bei den Anhängern Napoleons ein.

Eminenz, der Titel der Cardinäle.

Emir (wörtlich, edel, fürſtlich), ein Ehrenname, den ſich in der Türkei diejenigen beilegen, welche ihr Geſchlecht von Mahomed und ſeiner Tochter Fatima herleiten. Man findet **Emirs** 1. in Arabien,

wo ſie Anführer der herumſchweifenden Horden oder Beduinen ſind. Ihre Abkunft iſt jedoch zweifelhaft. 2. In der Türkei ſelbſt. Sie gleichen gewiſſermaßen dem Erbadel, tragen als Auszeichnung einen Turban von meergrüner Farbe — welches die Farbe Mahomeds ſein ſoll — haben gewiſſe Privilegien, übrigens aber auf Staatsämter nicht mehr Anſprüche als jeder Osman, und leben größtentheils in drückender Armuth, weil ſie träge und ausſchweifend ſind. — Auch wird das Wort Emir zu gewiſſen Aemtern und Verrichtungen geſezt, z. B. Emir Hadſchy, Anführer der Pilger auf Caravanen.

Empedokles, einer der berühmteſten Philoſophen der Joniſchen Schule, war um 460 vor Chr. Geb. zu Agrigent in Sicilien geboren. Er ſtand bei ſeinen Mitbürgern in ſo großem Anſehen, daß ſie ihm die Krone anboten; allein als ein Feind der Unterdrückung und Erhebung über Andere ſchlug er ſie aus, und vermochte ſie, die Ariſtokratie abzuſchaffen und eine Demokratie einzuführen. Durch ſeinen Reichthum unterſtüzt, kleidete er ſich prächtig und trug Gewänder und Schmuck, dergleichen man damals als Zeichen der königlichen Würde oder einer göttlichen Heiligkeit anſah. Aber die Agrigentiner nahmen keinen Anſtoß daran; mit unbegränzter Hochachtung verehrten ſie in ihm den Wiederherſteller und Beſchützer ihrer Freiheit, den allgemeinen Wohlthäter, den großen Dichter, Redner und Arzt, den Vertrauten der Götter, den Verkünder der Zukunft und den mächtigen Beſchwörer der Natur, der den Lauf derſelben hemmen und ſelbſt dem Tode gebieten könne. Er ſoll in den Berg Aetna geſtürzt ſein. — Empedokles trug ſeine Philoſophie in einem poetiſchen Gewande vor. Feurige und kühne Bilder zeichneten ſeine Verſe eben ſo ſehr aus, als Wohllaut und Anmuth. Lucrez war hierin ſein Nachahmer. Das ihm ſonſt beigelegte Gedicht über die Sphäre in Jamben wird für unächt gehalten. Die Ueberbleibſel ſeiner Gedichte hat Fr. Wilh. Sturz (Leipzig 1805) nebſt einer Abhandlung über ſein Leben und ſeine Philoſophie herausgegeben. Er nahm vier unveränderliche, aber nicht einfache Elemente, Feuer, Waſſer, Luft und Erde, an, unter denen das Feuer, als das Wirkende, die Hauptrolle ſpielt. Alle Entſtehung, lehrte er, ſei nur Zuſammenſetzung ſchon vorhanden geweſener Theile; aller Untergang oder Tod nur Auflöſung des vorher Vereinigten. Die dabei wirkſamen Urkräfte nannte er Freundſchaft, Feindſchaft und Zufall. Die ganze materielle Welt iſt göttlich und wird durch Freundſchaft, als das einigende Princip, zuſammengehalten. Die Erde hielt er für unbeweglich. Der Himmel, ſagte er, der die Erde umgibt, bewegt ſich ſo ſchnell, daß er den Fall und die Umwälzung der Erde eben ſo hindert, wie das Ausfließen des Waſſers durch das ſchnelle Herumſchwingen eines Keſſels zurückgehalten wird. Den Himmel hielt er für eine feſte kryſtallene Maſſe, die Sonne für den Abglanz des göttlichen Lichts, oder für den Rückſchein einer andern Sonne, die ihr entgegengeſezt ſtehe und den Himmel erleuchte. Er ſprach von zwei Halbkugeln, die ſich beſtändig um die Erde bewegten, einer lichtvollen und einer andern, die größtentheils aus Luft und einem kleinen Zuſatze von Feuer beſtehe. Dieſe letzte war die Nacht; ein ihr ähnlicher Körper war der Mond, der aus der vom Feuer verlaſſenen Luft gleichſam zuſammengefroren ſei und ſein Licht von der Sonne erhalten habe. Das Licht, das uns die äußern Gegenſtände ſichtbar macht, ließ er bisweilen aus den Augen wie aus Feuerquellen fließen; bisweilen ſtellte er es als eine feurige Materie vor, die den

Raum zwiſchen Himmel und Erde erfülle. Ein andermal ſagt er ſogar, daß wir die Körper dadurch ſähen, daß Theile von ihnen in unſer Auge flöſſen. Die Götter ließ er, wie Menſchen und Thiere, durch blinde Kräfte aus ewigen Naturkörpern beſtehen und wieder aufgelöſet werden; doch waren ſie an Geſtalt nicht menſchenähnlich. Sie waren aus dem geiſtigen Weſen gefloſſen, das die Urſache des Lebens, Empfindens und Denkens iſt, jedoch größere Maſſen als die Seelen der Menſchen. Die Dämonen unterſcheiden ſich von den Göttern durch ihre Sündbarkeit. Er lehrte, daß die menſchlichen Seelen gefallene Dämonen ſeien, die verſchiedene Körper durchwandern müßten, bis ſie gereinigt die vorige Seligkeit wieder erlangten. Das Weſen der Seele erklärte er für zuſammengeſetzt aus allen vier Elementen und den beiden Grundurſachen, weil ſie ſonſt die daraus zuſammengeſetzten Dinge nicht würde zu erkennen im Stande ſein. Empfindungsvermögen und Verſtand waren ihm eine und dieſelbe Kraft. Die Sinnenkenntniſſe verwarf er als trüglichen Schein; die Vernunft war ihm die einzige Richterin und Prüferin von Wahrheit und Irrthum. Nach dem Tode, lehrte er, werde die menſchliche Seele nicht nur Thiere, ſondern auch Pflanzen und Gewächſe beleben, die er ſich nicht blos als lebende und empfindende, ſondern auch als vernünftige, des Begehrens und Verabſcheuens fähige Weſen dachte. Nach dieſer Wanderung komme ſie endlich in die Verſammlung und an den Tiſch der Götter, und lebe dort, von allen Beſchwerden und dem ſterblichen Leibe befreit, in vollkommner Seligkeit, die er ſich aber eben ſo ſinnlich, wie die Seele körperlich vorſtellte.

Empfängniß nennt man den Act des thieriſchen Lebens, durch welchen das weibliche Geſchöpf von dem männlichen den zur Befruchtung dienlichen Stoff empfängt. Die Natur hat das Geſchäft der Erzeugung der belebten Geſchöpfe in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt. Obgleich der forſchende Geiſt des Menſchen verſucht hat, durch genaue Beobachtungen und daraus gezogene Schlüſſe ihre Geheimniſſe zu enthüllen, ſo iſt doch durch die Bemühungen der Phyſiologen noch nichts gewonnen worden, als auf Hypotheſen gebaute Theorien, und das Wahre iſt immer noch nicht ergründet.

Empfindſamkeit iſt die Fertigkeit des menſchlichen Herzens, durch etwas, das wirklich rührend iſt, leicht gerührt zu werden, oder die Fähigkeit, ſittliche Empfindungen zu haben; und in engerer und gewöhnlicher Bedeutung, eine hohe Empfänglichkeit und Fertigkeit in lebhaften ſittlichen Empfindungen. Mit Unrecht verbindet man im Leben mit der Bezeichnung und dem Worte empfindſam einen Nebenbegriff von Süßlichkeit, Affectation u. ſ. w. Iſt die Empfindſamkeit übertrieben, und dem Gegenſtande, durch den ſie erregt wird, nicht angemeſſen, ſo heißt ſie Empfindelei; dieſe iſt eine überſpannte Empfindſamkeit. Die Erſcheinung der J. M. Millerſchen Romane, namentlich Siegwarts, war in den ſiebziger Jahren die Veranlaſſung einer übertriebenen und lächerlichen Empfindelei in Deutſchland, die lange genug dauerte, bis ſie der Sturm- und Drang-Periode, durch Göthe's Götz aufgeregt, weichen mußte.

Empfindung, wird oft gleichbedeutend mit Gefühl gebraucht, muß aber eigentlich von dem Gefühl unterſchieden werden, und iſt für die Wahrnehmung einer Veränderung in den Organen unſers Körpers, Bewußtſein eines äußern Eindrucks zu gebrauchen. Die Empfindungen theilen ſich in Gemeinempfindungen, auch Ge-

meingefühl und Organempfindungen, Sinnesempfindungen. (Vergl. Gefühlsvermögen.)

Emphaſis, Emphatiſch, ſ. Nachdruck.

Emphyteuſe (Emphyteusis), 1. das Nutzeigenthum oder Recht an einer fremden unbeweglichen Sache, welches Jemanden unter der Bedingung der Verbeſſerung (Melioration) und gegen Entrichtung einer jährlichen Abgabe (Canon, Erbzins) als Zeichen der Anerkennung (Recognition) des Obereigenthums übertragen worden iſt; 2. auch das Grundſtück, das unter dieſen (emphyteuticariſchen) Bedingungen Jemanden zur Benutzung überlaſſen iſt, und 3. der Contract hierüber. Der deutſche Name dieſes urſprünglich römiſchen Inſtituts iſt Erbzinsrecht, Erbzinsgut; doch hat dieſer Ausdruck noch eine andere Bedeutung, welche im deutſchen Rechte vorgeht, (ſ. Erbleben) und Erbzinscontract. Der Beſitzer oder Nutzeigenthümer eines ſolchen Gutes heißt Emphyteuta, Erbzinsmann; der Obereigenthümer Zinsherr. Die Emphyteuſe entſteht nicht blos durch Bewilligung des letztern, ſondern auch durch Verjährung. Erſterer kann ſein Nutzeigenthum auch auf Andere übertragen, jedoch iſt nach der richtigen Meinung der Juriſten hierzu immer die Einwilligung des Obereigenthümers nöthig; auch hat er noch mehrere andere Rechte.

Empirie, die Erfahrung (ſ. d. Art.). Empirismus, eine Denkart, die blos der Erfahrung huldigt; empiriſch, was ſich auf Erfahrung bezieht, aus ihr geſchöpft iſt; und Empiriker, deſſen Kenntniß blos auf Anſchauungen und Verſuchen beruht, und daher unzuſammenhängend und ohne Principien iſt; auch der, welcher blos der Erfahrung folgt.

Empörung, der Aufſtand gegen die beſtehende Regierung im Staate. Sie hat den Zweck, die Herrſchaft derſelben aufzuheben, um einen andern Regenten oder eine andere Regierungsform einzuführen, oder auch den Maßregeln einer Regierung insbeſondere entgegenzuwirken. Letzteres wird gewöhnlich Aufruhr genannt. (S. d. Art. Aufruhr und Revolution.)

Ems, ein berühmter Badeort an der Lahn in der Wetterau, zu Naſſau-Uſingen gehörig. Die Gegend umher iſt von hoher mannichfaltiger Schönheit. Zwiſchen Bergen und Steinklippen rauſcht die Lahn hin, und bewäſſert anmuthige Wieſenthäler und Auen. Im Jahre 1583 wurden die erſten Brunnengebäude errichtet; überhaupt iſt der Ort alt. Die zwei hier befindlichen Badehäuſer dienen auch den Gäſten zu Wohnungen. Jedes derſelben hat mehrere Hauptbäder, die wieder in mehrere kleinere Bäder abgetheilt ſind; auch ſind in jedem beſondere Trinkbrunnen. Die Privathäuſer ſind zur Aufnahme von Fremden. Das Mineralwaſſer zu Ems iſt durchaus warm, obſchon nicht von gleicher Wärme, denn der Unterſchied der Wärme iſt von 84 — 120 Grad Fahrenheit. Der Trinkbrunnen ſind überhaupt ſieben: das Kränchen, der Keſſel- und Wappenbrunnen, der Mittel- oder Kurbrunnen, das Marienbrünnchen, der Spring- und Wilhelmsbrunnen oder das kalte Kränchen, und die 1812 entdeckte Zwillingsquelle. Die Namen der Bäder ſind: die alten, die neuen, die Fürſten- und landgräflichen Bäder, die Bubenquelle und das Rondellbad. Die ſtärkſten Quellen ſind im alten, ehemals heſſendarmſtädtiſchen Hauſe. Der Mittel- oder Kurbrunnen iſt der wärmſte und hat eine Wärme von 120 Grad Fahrenheit. Das Fürſtenbad iſt ſehr prächtig aus inländiſchem Marmor erbaut. Am Kränchenborn füllt man jährlich gegen 50,000 Krüge zur Verſendung. Dieß Waſſer ge-

hören zur Gattung der alkaliſch-ſaliniſchen, und enthielten nach Carthenſer: im Kränchen 25 Gr. alkaliſches Salz und 1. Gr. Kalkerde, im Keſſelbrunnen 22 Gr. alk. Salz und 1 Gr. Kalkerde, im Wappenbrunnen 21 1/2 Gr. alk. Salz und 2 Gr. Kalkerde, in der Bubenquelle 23 1/2 Gr. alk. Salz und 2 1/2 Gr. Kalkerde, im Fürſtenbade 19 Gr. alk. Salz und 1 Gr. Kalkerde, und im Neubade 18 1/2 Gr. alk. Salz und 1 1/2 Gr. Kalkerde. Sie haben noch außerdem viel Luftſäure. Das Waſſer des Kränchenborns wird, ſo wie das des Kurbrunnens, häufig auswärts verführt. Das hieſige Waſſer iſt ſehr nützlich bei chroniſchen Catarrhen, ſchleimigtem Huſten, Verſtopfungen der Lungen, in allerlei Magenübeln von Säure und Schleim, Verſtopfungen in den Eingeweiden des Unterleibes, Hämorrhoiden, Schleim und Gries in Urinwegen, Gicht, ſteifen Gliedern u. ſ. w. Auch rühmt man es bei Augenbeſchwerden. Jenſeits der Lahn, am Spieß, iſt die betäubende Hundsgrotte, ähnlich der von Tempel. Schon oft fand man hier Vögel, Mäuſe rc. von der betäubenden Luft getödtet. Selbſt in der Lahn ſprudeln warme Quellen auf, und es iſt da ein Pferdebad angelegt. Entferntere Puncte für Ausflüge während der Kurzeit ſind: Dauſenau, in einer herrlichen Gegend, mit einem Mineralbrunnen, Naſſau, in einer ebenfalls höchſt reizenden Umgebung, mit den alten Burgen Stein und Naſſau; Koblenz und Ehrenbreitſtein mit dem unvergleichlichen Rheinthale rc.

Encriniten, Seelilien, Lilienſteine, d. h. gewiſſe Verſteinerungen von Thieren, die man jetzt nicht mehr lebendig findet.

Encyclopädie. Dies zwar aus dem Griechiſchen gebildete, aber den Griechen (welche dafür εγκυκλιος παιδεια, παιδεια εν κυκλω, auch εγκυκλια μαθηματα ſagten) in dieſer Zuſammenſetzung fremde Wort, bezeichnete urſprünglich den Inbegriff und Kreis aller derjenigen Kenntniſſe und Fertigkeiten, in welchem die alte Welt die Bildung eines freigebornen Menſchen umſchloß (artes liberales der Römer; ſ. d. Art. freie Künſte). Späterhin wurde dieſes Wort vom Leben auf die Wiſſenſchaften übertragen, und von jeder zuſammenhängenden Ueberſicht, ſowohl des geſammten Gebiets menſchlicher Wiſſenſchaft (Univerſalencyclopädie), als auch einzelner Felder derſelben (Particular- oder Partialencyclopädie), gebraucht. Doch unterſcheidet man die encyclopädiſche Darſtellung der einzelnen Wiſſenſchaften, welche aus einer kurzen Zuſammenſtellung der Hauptgrundſätze oder der wichtigſten Gegenſtände derſelben beſteht, von der Encyclopädie einer Wiſſenſchaft oder der Wiſſenſchaften, d. i. eine wiſſenſchaftliche Ueberſicht über den Inhalt derſelben. Erſtere wäre eigentlich nur die kürzer vorgetragene Wiſſenſchaft ſelbſt. Das Bedürfniß einer ſolchen Ueberſicht wurde ſchon in frühern Zeiten theils zum Behuf einer nach feſten Prinzipien anzuſtellenden Ausbildung der Wiſſenſchaften unter ſich, theils auch nur zur Erleichterung des Auffindens einzelner Notizen immer fühlbarer, je mehr ſich die Begriffe und Kenntniſſe mehrten, und in dieſer doppelten Rückſicht wurde ſie bald in ſyſtematiſcher, bald in alphabetiſcher Form abgefaßt. Der Geiſt des Sammelns und Compilirens, welcher in der alexandriniſchen Schule herrſchte, führte bald auf entferntere Verſuche dieſer Art hin, und auch bei den Römern lieferten Varro und Plinius der Aeltere (jener in ſeinen verlornen Schriften rerum humanarum et divinarum antiquitates und disciplinarum libri IX., dieſer in ſeiner historia naturalis) ähnliche Werke. Auch die

ſpätern Sammlungen der Griechen Stobäus und Suidas, und vorzüglich des Marcianus Capella Satiricon in neun Büchern, welches im Mittelalter häufig gebraucht und geleſen wurde, können hieher gezogen werden. Unterdeß waren dies immer nur noch Vorarbeiten. Der Ruhm, mit Bewußtſein Encyclopädien unternommen zu haben, gebührt dem Mittelalter, welches mit eiſernem Fleiße nicht nur eine beträchtliche Menge von Encyclopädien einzelner Wiſſenſchaften Summae, auch Specula genannt, z. B. die Summa theologiae des Thomas von Aquino und andere), ſondern auch eine Univerſalencyclopädie lieferte, wie ſie noch nicht geſehen worden war. Es war der wackere und unverdroſſene Dominicaner Vincenz von Beauvais (Bellovacensis), welcher um die Mitte des 13ten Jahrhunderts die ganze Summe von Kenntniſſen des Mittelalters in einem Werke von beträchtlicher Größe (Speculum historiale, naturale, doctrinale, welchem ein Ungenannter wenige Jahre ſpäter ein Speculum morale in gleicher Form beifügte) in wörtlichen und treuen Auszügen aus den Werken der Schriftſteller ſelbſt darſtellte — ein wahrer Schatz für die literariſche Charakteriſtik des Mittelalters, und ſelbſt in mehrfacher wiſſenſchaftlicher Rückſicht (z. B. der profanen Kritik) nicht ohne Werth. (Neueſte Ausgabe zu Douay in 4 Bdn. in Fol.). Im 17ten Jahrhunderte lieferte nach den nicht unwichtigen Schriften des Matthias Martinius, Prof. und Rectors am Gymnaſium zu Bremen (idea methodica et brevis encyclopaediae sive adumbratio universitatis. Herborn. 1606. 8.) und Joh. Heinr. Alſteds (Encyclopaedia 7 tomis distincta. Herb. 1620. 2 Vol. fol. und mehrere andere Schriften) der ſcharfſinnige Francis Bacon Lord Verulam in ſeinen kleinen, aber ſinn- und gehaltvollen Büchern novum organon scientiarum und de augmentis scientiarum (beide zu Leiden 1646. 12. und in ſeinen Werken) die Grundlage einer Encyclopädie voll der tiefſten Forſchungen und kühnſten Ahnungen, die ſein Zeitalter nicht verſtand. Seit ſeiner Zeit mehrten ſich Encyclopädien in ungemeſſener Zahl, aber keine derſelben hatte den reinwiſſenſchaftlichen Zweck des Baco, und alle bezogen ſich entweder auf den Unterricht der Jugend und der Ungelehrten (Chevigny la science des personnes de la cour, de l'épée et de la robe. Ed. V. par H. P. de Limiers. Amst. 1717. IV. 8. Jo. Cph. Wagenseil Pera librorum juvenilium. Altorf. 1695. V. 8. Der geöffnete Ritterplatz. Hamb. 1715 ff. 12.), oder ſie waren auch zum Gebrauch für Gelehrte beſtimmt, um das Auffinden einzelner Notizen zu erleichtern. Zu den größern Werken früherer Zeit würde die von Cornelli unternommene Galeria de Minerva (Venet. 1696-1717. 7 Tom. fol.) gehört haben, welche auf 45 Foliobände angelegt war, wenn ſie ganz erſchienen wäre (vergl. Keyßlers Reiſen 1r Th. S. 1136). Glücklichern Fortgang in Rückſicht der Beendigung hatte das: Große vollſtändige Univerſallexicon aller Wiſſenſchaften und Künſte (von ſeinem Unternehmer gewöhnlich das Zedleriſche genannt. Halle und Leipz. 1732-50. 64 Bände mit ſ. Supplem. ib. 1751-1754. 4 Bde. Fol.), das im Ganzen eine ſinn- und werthloſe Compilation iſt, und nur einzelne gelungene Partieen hat, z. B. in der Genealogie. Die Engländer beſitzen eine oft aufgelegte Cyclopaedia or a universal dictionary of arts and sciences by C. Chambers. Dublin. 740. II. f. u. viele a., von denen wir hier noch nennen wollen: Encyclopaedia Britannica. Es ſind davon 5 Aufl. da. Die beiden letzten ſind ſich faſt gleich, da-

gegen gehören 5 Bände in 10 Theilen Supplemente dazu, von welchen bis Anfang 1817 3 Theile erſchienen ſind; 1778 erſchien davon die erſte Aufl. in 10 Quartbänden; die 4te (1810) und 5te (1815) hat 20 Quartbände. — Rees Encyclopaedia, in 4to. Es ſind davon bis zu Anfang 1817 68 Parts erſchienen, die bis zum Ende des S gehen — Edinburgh Encyclopaedia in 4to. bis 1818 XI. Vol. oder 22 Parts, die bis ins I. reichen. Dieſes Werk wird von D. Brewſter in Edinburgh geleitet. — Encyclopaedia Londinensis in 4to., herausgegeben von John Wilkes; bis 1817 waren davon 15 Theile erſchienen, die die Hälfte des Alphabets umfaſſen. — Encyclopaedia Edinensis in 4to., erſt 1816 angefangen, herausgegeben von J. Millar; ſoll aus 6 Quartbänden beſtehen. Noch neuer iſt die Encyclopaedia metropolitana, von der bis 1818 zwei Theile (Parts) erſchienen ſind. Sie ſoll aus 25 Quartbänden, jeder in 2 Theilen, beſtehen. — Nicholsons british Encyclopaedia in 6 gr. 8. Bdn. 1809 (wird jetzt von D. Poppe für Deutſchland bearbeitet). — Gregory's Dictionary of arts and sciences, 2. Vol. in 4to. — Encyclopaedia perthensis in 23 Vol. 8. Außer dieſen größern Encyclopädien ſind in England eine Menge kleinerer von Watſon, Willich, Kendal ꝛc. erſchienen. Die Italiener: G. P. Pivati dizionario scientifico e curioso sacro profano Venez. 1746-1751. X. fol. Vorzugsweiſe nennt man franzöſiſche Encyclopädie das große Werk von Diderot und d'Alembert unter dem Titel: Dictionnaire encyclopédique, Paris und Neuſchatel, 17 Foliobände, nebſt 6 Bdn. mit Kupfern, wovon gegenwärtig (1818, eine neue ganz, und mit veränderter Tendenz umgearbeitete Ausgabe angekündigt worden. (Hierüber ſehe man den folg. Art.) Ihm folgte Felice mit einem noch weitläufigern encyclopädiſchen Wörterbuche, und noch weit ausſehender iſt die Encyclopédie methodique, die ſeit 1782 zu Paris erſchienen iſt, und jetzt 185 Quartbände nebſt vielen Kupfern enthält. Auch die Deutſchen lieferten mehrere Werke dieſer Art, unter denen ſich beſonders Krünitzens Encyclopädie auszeichnet, von der man einen ebenfalls bändereichen Auszug aus der zweiten Ausgabe erhalten, den Schütz angefangen und Graßmann fortgeſetzt, und zuletzt Flörke, der Bearbeiter des großen Werks, beſorgt hat. Gegenwärtig haben der Buchhändler Enoch Richter in Leipzig und der Bibliothekar Erſch in Halle eine große deutſche „Encyclopädie aller Wiſſenſchaften und Künſte," in 40 Quartbänden unternommen, von der im Auguſt 1818 der erſte Theil erſchienen iſt. Encyclopädiſch von einer Wiſſenſchaft heißt, im Umriſſe dargeſtellt. A... s.

Encyclopädie (Franzöſiſche). Encyclopädiſten heißen vorzugsweiſe in der franzöſiſchen Literatur die Herausgeber und Mitarbeiter der großen, in Form eines Wörterbuchs abgefaßten, Encyclopädie aller Wiſſenſchaften und Künſte, deren Plan Diderot entwarf, ſo wie auch diejenigen, welche ſich an ſie anſchloſſen, und zu ihren philoſophiſchen und kritiſchen Grundſätzen bekannten, z. B. Helvetius. Bouterwek ſagt von dieſem Unternehmen: da ſich Diderot mit Lebhaftigkeit für alles Wiſſenswürdige intereſſirte, konnte er auch ſeine literariſchen Beſchäftigungen nicht auf ein gewiſſes Fach einſchränken. Mathematik, Phyſik, Philoſophie und ſchöne Literatur zogen ihn abwechſelnd an. Ein ſo encyclopädiſcher Kopf wie Diderot, mußte es ſein, der auf den Gedanken gerieth, ein ſummariſches Archiv aller Kenntniſſe, die ſich der menſchliche Geiſt bis um

die Mitte des 18ten Jahrhunderts erworben, in der Form eines univerſellen Real-Wörterbuchs zu veranſtalten. Ein ſo enthuſiaſtiſcher Menſch, wie Diderot, mußte es ſein, der ſich von der Ausführung dieſes Gedankens durch keine Schwierigkeiten abſchrecken ließ, und im Eifer für ſeinen Plan auch auf den Schaden nicht achtete, den ein ſolches Werk durch Begünſtigung des oberflächlichen und einſeitigen Dilettantismus ſtiften könne. In den philoſophiſchen und äſthetiſchen Artikeln wurde nun gar, als die viel verſprechende Encyclopädie zu Stande kam, die beſondere Vorſtellungsart der Bearbeiter dieſer Artikel als der Canon der Wahrheit angenommen, damit die Encyclopädiſten um ſo bequemer dasjenige in die Welt einführen konnten, was bei ihnen vorzugsweiſe Philoſophie hieß. Auf den literariſchen Geſchmack, vornehmlich der Franzoſen, aber auch anderer Nationen, haben die Encyclopädiſten großen Einfluß gehabt. Polirte Correctheit, Eleganz des Styls, mit Nachahmung der Natur und moraliſchen Tendenzen verbunden, war das Höchſte, was die Encyclopädiſten in der Kunſt anſahen, und zur Beſtrebung aufſtellten. So wie ſie die Poeſie blos durch den Verſtand auffaßten, ſo ſollte auch die Poeſie Product der Reflexion ſein, und ihre Anſicht wurde, vermöge des Anſehens, welches ſie ſich erworben hatten, für die franzöſiſche Kunſt und Poeſie ſehr beſchränkend, und allen freien Aufflug hemmend. Noch größeres Anſehn gewannen ſie durch ihre, dem damaligen Geſchmack der Nation ganz angemeſſene Philoſophie; ja es iſt kaum ein Beiſpiel vorhanden, daß die Gelehrten einer Nation einen ſolchen politiſchen Einfluß gewonnen hätten, als die franzöſiſchen, namentlich die franzöſiſchen *Encyclopädiſten*. Aber ihre Philoſophie war auch durchaus Modephiloſophie, Philoſophie für das gemeine Leben, dem Witze und der Unterhaltung huldigend. Anſtatt mit feſtem Schritte ſein Ziel zu verfolgen, räſonnirte man in kühnen Sprüngen hin und her, und glaubte am Ziele zu ſein, wenn man eine Meinung verfechten konnte, in der etwas Neues und Paradoxes lag. Dieſes Gemiſch von Philoſophie und ſchöner Literatur behagte noch mehr, da Männer, wie Mably, Condillac, Mercier, Raynal, Buffon, Helvetius, Diderot, d'Alembert, über die Religion und bürgerliche Verfaſſung Meinungen vortrugen, welche dem Publicum ſchmeichelten, und wegen derer die Encyclopädie einmal von der Polizei mit Arreſt belegt wurde. Doch nur die Drucker, nicht die Verfaſſer wurden beſtraft, und bald nachher mußte die Regierung den Druck wieder erlauben, weil ſie zu ſchwach war, ihn zu verhindern. Den Encyclopädiſten, welche übrigens durch ihre Verbindungen mit den angeſehenſten Cirkeln der damaligen Zeit die in ihrer *Allgemeinheit* zweideutigen und anwendungsloſen Räſonnements über Freiheit, Gleichheit und Urrechte leichter verbreiteten, wird daher ein vorzüglicher *Einfluß auf die franzöſiſche Revolution* beigelegt. Daß es in Frankreich, ſagt ein einſichtsvoller Deutſcher, den ſogenannten Philoſophen (mit welchem Namen man jedoch Gelehrte, die ſich mit ſehr verſchiedenen Zweigen des menſchlichen Wiſſens beſchäftigten, belegte, und von welchen nur einige den Atheismus und Materialismus für das Höchſte in der philoſophiſchen Weisheit anprieſen) gelang, ſich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen und dadurch eine politiſche Macht zu werden, welche den Umſturz des Staats mit bewirken half, dies war nicht die Folge der Kraft und Evidenz der Speculationen jener Philoſophen, ſondern der Tactik, welche ſie ſich bedienten, um beim Volke ein Anſehn zu erhalten, und

der Schwäche des Widerſtandes, der ihr von der Regierung entgegengeſetzt wurde. A . . . s.

Encyclopädie der Wiſſenſchaften iſt eine Darſtellung derſelben nach ihrem Inhalt und ihrem Zuſammenhang unter einander. Dieſe Darſtellung kann auf verſchiedene Weiſe geſchehen, je nachdem man den Eintheilungspunkt wählt, von dem man ausgeht. Hier, wo Deutlichkeit und Leichtverſtändlichkeit die erſten Erforderniſſe ſind, haben wir folgendes Verfahren gewählt. Alle Wiſſenſchaften laſſen ſich unterſcheiden in anthropologiſche und ontologiſche. Jene haben den Menſchen nach ſeinen geiſtigen und moraliſchen Eigenſchaften, dieſe das Ding, d. h. alles, was außer unſerm Innern vorhanden iſt, zum Gegenſtande. Jedes dieſer zwei großen Gebiete zerfällt wieder in vier Abtheilungen; das anthropologiſche in 1) Philoſophie, 2) Geſchichte, 3) Geographie, 4) Staatswiſſenſchaft oder Politik. Das ontologiſche in 1) Mathematik, 2) Phyſik, 3) Naturgeſchichte, 4) Technologie. — Jede dieſer acht Wiſſenſchaften hat wieder ihre Unterabtheilungen, in welcher Hinſicht wir ſie durchgehen wollen. Die Philoſophie oder die Kenntniß der urſprünglichen und um deßwillen nothwendig genannten Eigenſchaften des Menſchen hat nach ihrem gegenwärtigen Zuſtande folgende Theile: a) Kritik der reinen Vernunft oder Kritik der Erkenntnißvermögen des Menſchen, worin unterſucht, ob, und bewieſen wird, daß es Grundſätze für das Denken und Handeln gibt, welchen der Name nothwendiger und allgemeiner Wahrheiten gebührt; b) Logik, die Wiſſenſchaft des Denkens, welche die Grundſätze darlegt, welche die Denkkraft bei ihrer Thätigkeit zu befolgen hat; c) Metaphyſik, die Wiſſenſchaft von den allgemeinen und in ſo fern nothwendigen Eigenſchaften alles deſſen, was je in den Kreis unſrer Wahrnehmung, Beobachtung und Nachforſchung kommen kann. Sie erſtreckt ſich demnach ſowohl über alle anthropologiſche, als über alle ontologiſche Wiſſenſchaften und ordnet ſie der Philoſophie unter; d) Moral und Naturrecht, von denen jene die urſprünglichen Pflichten (daher Pflichtenlehre, Tugendlehre, Sittenlehre), dieſe die urſprünglichen Rechte des Menſchen lehrt (daher auch philoſophiſche Rechtslehre). Beide Wiſſenſchaften, die von uns getrennt werden, wurden von den Alten als eine einzige behandelt; e) Natürliche Religion, Naturtheologie, Vernunftreligion, oder die Lehre von dem Verhältniß des Menſchen und Menſchengeſchlechts zur Gottheit. — Von dieſen fünf Disciplinen der Philoſophie unterſuchen die drei erſten, was iſt wahr, ohne Rückſicht der Anwendung für das Leben und Handeln, und bilden daher die ſpeculative Philoſophie; dagegen bilden die beiden letzten die practiſche Philoſophie, weil ſie lehren, was der Menſch thun ſoll und darf, und wie er leben muß. — Die Geſchichte oder die Kenntniß von den frühern Zuſtänden und dem daraus hervorgegangenen jetzigen Zuſtande des Menſchengeſchlechts heißt, wenn ſie dieſe Zuſtände in ihrer Geſammtheit umfaßt, allgemeine Geſchichte, Univerſalgeſchichte, Geſchichte der Menſchheit, zerfällt aber, je nachdem ſie nur einen einzelnen Theil der Menſchheit, oder einen einzelnen Theil der Zuſtände, worin ſich die Menſchheit oder ein Theil derſelben bis auf den einzelnen Menſchen hinab befunden, in mehrere beſondere oder Specialgeſchichten. Dahin gehört die Literaturgeſchichte oder die Geſchichte des Fortſchritts der Wiſſenſchaften, die Kunſtgeſchichte, die Kir-

chengeſchichte, die Geſchichte jeder einzelnen Wiſſenſchaft und Kunſt, die Geſchichte der einzelnen Völker und Staaten, die Geſchichte einzelner merkwürdigen Perſonen (Biographie) u. ſ. w. Außerdem gehören hierher gewiſſe Hülfswiſſenſchaften, deren die Geſchichte bedarf, als: Kritik, um das Falſche vom Wahren zu ſondern, Alterthumskunde, um die Vorwelt in allen ihren Eigenthümlichkeiten zu erkennen, Sprachkunde, um die in fremden Sprachen enthaltenen Nachrichten ſich zugänglich zu machen u. ſ. w. — Die Geographie oder die Darſtellung des Zuſtandes des Menſchengeſchlechts in einem gegebenen Zeitalter iſt zunächſt verſchieden nach dieſem Zeitalter. Gewöhnlich unterſcheidet man alte Geographie, welche die Kenntniſſe über Erde und Menſchen enthält, die ſich aus den Schriften der Griechen und Römer ſchöpfen laſſen; mittlere Geographie, etwa vom 7ten bis 15ten Jahrhundert, und neue oder neueſte Geographie. Politiſche Geographie iſt diejenige, welche die beſtehenden Staaten beſchreibt; die mathematiſche Geographie beſchäftigt ſich mit den Vermeſſungen auf der Erde, in ſo fern ſie zu geographiſchen Beſtimmungen nöthig ſind; die phyſiſche Geographie aber mit den Naturmerkwürdigkeiten der Erdkugel und ihrer Bewohner; doch zeigt ſie die Eigenſchaften der letztern nur ſo weit, als ſie von der Beſchaffenheit des Wohnorts herrühren. Die Staatswiſſenſchaft oder der Inbegriff aller der Kenntniſſe, welche zur Aufrechthaltung eines geſellſchaftlichen Vereins, Staat genannt, erforderlich ſind, kann mannichfach eingetheilt und dargeſtellt werden. Wir wählen diejenige Darſtellung und Eintheilung, aus welcher am leichteſten hervorgeht, was der künftige Staatsdiener ſich davon aneignen muß, theils als Haupt-, theils als Nebenſache. a) Theologie oder Kenntniß der Lehren und Gebräuche der Staatsreligion, womit in den meiſten Staaten das geſammte Unterrichts- oder Schulweſen verbunden iſt. Man rechnet dazu Exegeſe, oder die Kunſt, die Bücher der Bibel zu verſtehen und auszulegen, Dogmatik oder die ſyſtematiſch zuſammengeſtellten Glaubensſätze, die chriſtliche Sittenlehre oder die aus jenen Sätzen beſonders ausgehobenen Vorſchriften, die Kirchengeſchichte oder die Kenntniß der Entſtehung, Ausbildung und Feſtſtellung der Glaubenslehren, Lebensregeln, Religionsgebräuche und der verſchiedenen darauf ſich beziehenden Einrichtungen in chriſtlichen Ländern, endlich die Kenntniß der noch vorhandenen Religionsgebräuche und die Erlernung der Kunſt, dieſen Lehren und Gebräuchen theils in öffentlichen Verſammlungen, theils bei andern vorkommenden Veranlaſſungen Eingang, Achtung und Beifall zu verſchaffen: Liturgik, Katechetik, Paſtoraltheologie, Polemik, Kanzelberedſamkeit u. ſ. w. b) Jurisprudenz oder Kenntniß der Geſetze und innern Einrichtungen eines Staats und des Verfahrens, ſie geltend zu machen. Hierhin gehört das Civil- oder bürgerliche Recht, nach welchem die Anſprüche über mein und dein, die ein Staatsbürger an den andern hat, entſchieden werden; das Criminalrecht, welches die Strafen für begangene Verbrechen beſtimmt; der bürgerliche und peinliche Prozeß, welcher das in einem Civil- oder Criminalfall zu beobachtende Verfahren vorſchreibt. Außerdem gibt es noch eine Menge einzelner Rechte oder Inbegriffe von Geſetzen und Beſtimmungen für einzelne Gegenſtände, als Lehnrecht, Wechſelrecht, Seerecht, Kirchenrecht, Forſtrecht, Kriegs-

recht, Staatsrecht u. ſ. w. c) Finanz- oder Cameralwiſſenſchaften, oder die Kenntniß, das zu Erhaltung des Staats erforderliche Geld am zweckmäßigſten herbeizuſchaffen und zu verwenden; d) Polizeiwiſſenſchaft oder Kenntniß der Einrichtungen und Maßregeln, durch welche die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung zu erhalten ſind; e) Politik oder die Kenntniß alles deſſen, wodurch die Ruhe, der Wohlſtand und die Ehre des Staats gegen andre Staaten geſichert wird; f) Kriegswiſſenſchaft oder die Kenntniß, wie Streitkräfte zu Waſſer und zu Lande angriffs- oder vertheidigungsweiſe zu gebrauchen ſind. Dahin gehört Exercir- und Manövrirkunſt, Befeſtigungskunſt, Taktik, Strategie u. ſ. w. g) Die Mathematik oder Kenntniß von den Eigenſchaften der Größen, zerfällt zunächſt in die reine und angewandte. Jene betrachtet die Größe entweder als ein Zeitmannichfaltiges, und dann heißt ſie Arithmetik, oder als ein Raummannichfaltiges, und dann heißt ſie Geometrie, oder ſie beſchäftigt ſich mit nichts weiter als durch allgemeine Zeichen beſtimmten Größen, und dann heißt ſie Algebra. Die angewandte Mathematik betrachtet entweder gewiſſe allgemeine Eigenſchaften der wirklichen Dinge, z. B. die Schwere, Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit und die allgemeinen Naturgeſetze als Größen, und beſtimmt ſie dem gemäß, oder ſie wendet die Sätze der reinen Mathematik auf wirkliche Fälle an, z. B. in der Mechanik u. ſ. w. h) Die Naturlehre oder Phyſik iſt die Kenntniß von den Grundeigenſchaften aller Dinge in der Natur, und den Geſetzen ihrer Veränderungen. Ein beſondrer Theil derſelben iſt die Chemie (ſ. d. Art.) i) Die Naturgeſchichte oder Naturbeſchreibung, d. h. die Kenntniß der Eigenſchaften der Dinge, zerfällt, wie dieſe Dinge ſelbſt, in drei Theile, nämlich in Mineralogie, Beſchreibung der unorganiſchen, Botanik, Beſchreibung der organiſchen, nicht belebten, und Zoologie, Beſchreibung der organiſchen belebten Dinge in der Natur. Auch die Kenntniß des menſchlichen Körpers gehört eigentlich in die Zoologie, und als ein beſonderer Theil dieſer Kenntniß iſt die Heilkunde anzuſehen, welche ſich mit den Krankheiten des menſchlichen Körpers und ihrer Heilung beſchäftigt. Die Heilkunde zerfällt wieder in die Anatomie und Phyſiologie, in die Pathologie (auch Noſologie und Therapie genannt), in die Materia medica (auch Apothekerkunſt oder Pharmaceutik genannt) und in die Chirurgie oder Wundarzneikunſt (ſ. die einzelnen Artikel). k) Die Technologie oder der Inbegriff derjenigen Kenntniſſe, durch deren Hülfe die Erzeugung, Bearbeitung, Verarbeitung und Benutzung der Naturerzeugniſſe zu beſtimmten Zwecken am vortheilhafteſten und beſten geſchieht, kann man in eine mathematiſche oder mechaniſche, in eine chemiſche und in eine phyſikaliſche unterſcheiden, je nachdem die zu einer gewiſſen technologiſchen Arbeit nöthigen Kenntniſſe vornehmlich aus der einen oder andern von dieſen drei Wiſſenſchaften geſchöpft ſind.

Endemie (von ἐν und δῆμος (en demos) unter dem Volke einheimiſch), eine beſtimmte Krankheitsform, welche viele Bewohner einer Stadt, Gegend oder eines ganzen Landſtrichs zu jeder Zeit des Jahres überfällt, und in der geographiſchen und phyſiſchen Lage einer ſolchen Stadt oder Gegend, oder in der Wohnung, Beſchäftigung, den Sitten und der Lebensart des Volks ihren Grund haben. Endemiſche Krankheiten kommen alſo das ganze Jahr hindurch un-

ter den Einwohnern vor, ohne Rückſicht auf Wechſel der Jahreszeiten und Witterung, weil diejenigen Einflüſſe, von welchen ſie herrühren, immer fortdauern. So hat jeder Welttheil, jedes Clima, jeder Landſtrich ſeine endemiſchen, ihm eigenthümlichen Krankheiten. So haben die Tropenländer (die ſüdlichen und heißen Länder) beſonders eigene Krankheiten der Haut, Ausſchläge mancherlei Art, weil die beſtändige Hitze die Verrichtungen der Haut in größerer Thätigkeit erhält, und die Säfte nach der Oberfläche des Körpers hinzieht. In nördlichen Ländern kommen auch Ausſchläge, aber von anderer Art vor. So iſt allen nördlichen Polargegenden, vorzüglich in Norwegen, der ſchlimme Ausſatz, die Radeſyge, eigenthümlich von der daſelbſt gewöhnlichen Kälte und Näſſe, welche das Hautorgan zu krankhaften Aeußerungen geneigt macht. Heiße und feuchte Gegenden ſind die Erzeugerinnen der heftigſten Typhen und Faulfieber, wie wir an dem in den weſtindiſchen Inſeln und an den Meeresküſten von Amerika einheimiſchen gelben Fieber ſehen. Den höher und trocken liegenden, beſonders nördlichen Ländern, ſind die Entzündungskrankheiten vorzüglich eigen. In Gegenden, welche dem Luftzuge ſehr ausgeſetzt ſind, beſonders in gebirgigten Orten, findet man jederzeit Rheumatismen, Catarrhe und das ganze Gefolge von Uebeln, welche in ſchneller Unterdrückung der Hautfunctionen ihren Grund haben. In großen und volkreichen Städten trifft man die meiſten Lungenſüchtigen an. Gegenden, welche feucht und doch nicht allzuwarm ſind, z. B. an Sümpfen oder an großen Flüſſen, haben die Wechſelfieber zu eigen. In kalten und feuchten Gegenden, z. B. in England, Schweden, Holland u. ſ. w., hat man am erſten und häufigſten den Croup bemerkt u. ſ. w. Manche Krankheiten, welche in einer Gegend einheimiſch herrſchen, können jedoch auch in andern einzeln und ſelbſt epidemiſch vorkommen, wenn Witterungs- und andere Einflüſſe denen gleich kommen, welche in jenen Gegenden Urſache der Endemie ſind, wenn alſo jenes Clima gleichſam auf einige Zeit in dieſe Gegend verſetzt wird. So ſehen wir z. B., daß bei naſſer und kalter Witterung der Croup ſelbſt in höher gelegenen Gegenden vorkommt; daß Wechſelfieber zuweilen in Orten, wo ſie Jahre lang ſelten ſind, doch auch wieder viele Menſchen befallen; daß Faulfieber und bösartige Typhen zuweilen in allen Ländern wüthen u. ſ. w. Endemiſche Krankheiten können auch unter günſtigen Umſtänden ein anſteckendes Gift erzeugen, und ſich dadurch nach andern Gegenden und Ländern, deren Lage und Verhältniſſe dazu geeignet ſind, verbreiten; dies lehren die traurigen Erfahrungen bei den Wanderungen der Krankheiten, die älteſte Geſchichte der Verbreitung des Ausſatzes von den Morgenländern nach Europa, die Erſcheinung des gelben Fiebers an den ſpaniſchen und italieniſchen Seeküſten, welches durch Schiffe aus Weſtindien und Amerika dahin gebracht wurde, u. ſ. w. Es iſt nicht ohne Nutzen, die endemiſche Beſchaffenheit der Länder, Gegenden und ſelbſt der Städte zu unterſuchen, es gewährt den Vortheil, daß man eher Vorkehrungen treffen kann, die Krankheit zu vermeiden und die Nachtheile der Lage dieſes Ortes zu verbeſſern. Als z. B. der Leibarzt des Papſtes Clemens XI., Lanciſi, die Sümpfe in den Gegenden von Peſaro u. a. m. reinigen und austrocknen ließ, hörten die Krankheiten, die von den Ausdünſtungen derſelben entſtanden waren, ſogleich auf. Auch iſt es für die Heilung mancher hartnäckigen Krankheiten ſehr günſtig, wenn die Kranken ihren gewöhnlichen Wohnort mit einem ihrer Krankheit entgegengeſetzten vertauſchen können. So reiſen z. B.

die Engländer gern nach dem ſüdlichen Frankreich, vorzüglich in die in Anſehung ihres Clima's unvergleichliche Gegend von Nizza, um ſich in jenen gemäßigten und angenehmen Gegenden von den, in ihrem kältern und nebelvollen Lande gewöhnlichen Bruſtkrankheiten, von Hypochondrie und Lebensüberdruß zu heilen. So iſt den Schwindſüchtigen die Vertauſchung der ungeſunden, mit Ausdünſtung, feinen Sandtheilchen und Staub angefüllten Stadtluft mit der reinen Landluft ſehr heilſam ꝛc. H.

Endoſſiren, ſ. Indoſſiren und Giro.

Endreime, 1. die Reime am Schluſſe der Versabſchnitte — denn ſie können auch in der *Mitte* vorkommen; 2. Bouts-rimés, ein Scherz der modernen Reimpoeſie. Man ſchreibt dem Dichter die Reime vor, und überläßt es ſeiner Einbildungskraft, den übrigen Körper dieſem Skelett anzufügen und ihm ſo viel Seele einzuhauchen, als eben möglich iſt. Da die Auswahl gewöhnlich die barockeſten Reime und Ausdrücke trifft, die man ſchwerlich im poetiſchen Wörterbuche findet, ſo werden dieſe Kinder der Laune meiſt burlesk. Gewöhnlich zeigen ſie ſich als witzige Artigkeiten; z. B.

Ich Glücklicher, dient' ich beim Nachttiſch dir zur — Schachtel!
Hing ich im Bauer dort ſtatt der geliebten — Wachtel;
Ach! Einen Kuß von dir (und ging auch eine — Dachtel
In Kauf) bezahlt' ich gern mit meines Lebens — Achtel! dd.

Endymion, nach Einigen ein Jäger, nach Andern ein Hirte, noch nach Andern ein König von Elis. Vom Jupiter, den Viele für ſeinen Vater ausgegeben haben, erbat er ſich immerwährende Jugend und Unſterblichkeit. Seine Schönheit rührte ſelbſt die keuſche *Diana*. (S. d. Art.)

Energie, innerlich wirkende Kraft, lebendige Wirkſamkeit, in wiefern ſie ſich in großen, tiefen und dauernden Wirkungen zeigt, welche ein *ausgezeichnetes* Maß von Kraft von Seiten des wirkenden Gegenſtandes oder Subjects offenbaren; daher auch Nachdruck, z. B. der Gedanken, und *energiſch*, voll von innerer Kraft, ſtark, nachdrücklich.

Engel. Es iſt unter dem Art. *Dämonologie* gezeigt worden, auf welchem Wege die Idee von den Engeln in den Chriſtianismus gekommen iſt: hier iſt übrig, zu zeigen, wie dieſelbe darin ausgebildet wurde. Man begreift unter ihnen eine mit den Menſchen in einer nähern Verbindung ſtehende Art guter Geiſter. Schon die jüdiſche Theologie unterſchied verſchiedene Claſſen und Rangordnungen derſelben; aber keiner hat ſie ſo genau zu claſſificiren gewußt, als der Verfaſſer der himmliſchen Hierarchie, die man dem Dionyſius Areopagita zuſchreibt, welcher drei Claſſen und in jeder eben ſo viele Abtheilungen feſtſetzt. Nach den meiſten wurden ſie lange vor der ſichtbaren Welt, nach andern mit Himmel und Erde zugleich erſchaffen, und zwar als Gott das Licht ſchuf und der Geiſt Gottes auf dem Waſſer ſchwebte. Ihr Geſchäft iſt, der Gottheit zu dienen, die ſich ihrer zur Beförderung ihrer guten Zwecke, als Vorſteher ganzer Völker und Reiche, als Dolmetſcher und Ueberbringer der Gebete, als Schutzgeiſter einzelner Menſchen und zur Anordnung der einzelnen Angelegenheiten bedient. Sie werden gedacht als Geiſter mit einem ätheriſchen Körper, welches vornehmlich auf der Synode zu Nicäa (787) als Kirchenlehre feſtgeſetzt wurde, womit aber die lateranenſiſche Synode von 1215, die ihnen Unkörperlichkeit zu-

ſpricht, im Widerſpruch ſteht. Die, welche den Körper blos für eine Bürde oder ein Gefängniß der Seele halten, und ſich einen wunderbar hohen Begriff von reinern Geſtern machen, halten die Engel, um ſie zu ehren, für reine Geiſter, und erklären die Erſcheinungen derſelben aus einem Vermögen, willkürlich Körper und auch menſchliche Geſtalt anzunehmen: die, welche das geiſtige Weſen durch einen Körper nicht für unvollkommen gemacht halten, legen ihnen Körper bei. Als endlichen Weſen muß ihnen aber auch ein Wohnort zukommen. Die Alten, die ſich den Himmel als einen großen blauen Saal vorſtellten, in welchem Gott mit den Engeln wohne, hatten damit keine Schwierigkeit; uns, die wir andere Begriffe vom Himmel und Weltall haben, bliebe nichts übrig als anzunehmen, daß ſie, da ſie ja doch auf uns wirken ſollen, unſichtbar neben uns wohnen. Was ihre Namen betrifft, ſo läßt die katholiſche Kirche nur die drei in der heil. Schrift vorkommenden, Michael, Gabriel und Raphael, gelten. Unter den Ketzereien des Aldebertus, welcher im Jahr 704 auf einer Synode zu Rom unter dem Papſt Zacharias verdammt wurde, war auch die, daß er Engel unter unbekannten Namen angerufen habe, dergleichen Uriel, Raguel, Tubuel, Inias, Tubuas, Sabaoth, Simiel u. a. m. waren. Ausdrücklich ward erklärt, dies wären nicht Namen von Engeln, ſondern von böſen Geiſtern, die er um Beiſtand angerufen habe. Die ſpätern Catholiken haben ſich jedoch hieran nicht gekehrt, und der Catholik Sonnenberg hat nach Miltons und Klopſtocks Vorgang andere Engel nicht blos aufgeführt, ſondern auch benannt. dd.

Engel (Joh. Jacob), einer der vorzüglichſten deutſchen Proſaiſten, war zu Parchim (im Mecklenburg-Schweriniſchen) 1741 geboren, wo er bei ſeinem Vater, dem Paſtor, den erſten Unterricht in der Stadtſchule genoß, dann im neunten Jahre nach Roſtock auf die Schule und nachher auf die Academie daſelbſt kam, und hier die theologiſchen Wiſſenſchaften zum Hauptgegenſtande ſeiner Studien machte. Zu Bützow, wohin er zwei Jahre ſpäter ging, zog mehr die Philoſophie und hauptſächlich Phyſik ſeinen Geiſt an. In Leipzig, wohin er ſich nach einiger Zeit von Roſtock aus (1764 oder 65) gewandt hatte, ſuchte er ſich der Philoſophie und den Sprachen noch mehr zu widmen. Er erwarb ſich durch Unterricht, durch Vorleſungen und Ueberſetzungen ſeinen Unterhalt, und wählte endlich unter mehreren den Ruf nach Berlin als Profeſſor am Joachimsthaliſchen Gymnaſium, wo er mit großem Beifall lehrte, bald Mitglied der königlichen Academie der Wiſſenſchaften ward, und den größten Theil ſeiner beliebten und bekannten Werke fertigte. Späterhin, als Lehrer des jetzigen Königs von Preußen, wurde er deſſen Vater, Friedrich Wilhelm II., bekannter, und von dieſem zum Oberdirector des berliniſchen Theaters ernannt, welche Stelle er theils aus Verdruß, theils ſeiner ſchwankenden Geſundheit wegen im Jahr 1794 niederlegte und nach Schwerin ging. Beim Regierungsantritt des jetzigen Königs von Preußen vermochte er nicht, den dringenden Einladungen ſeines ehemaligen erhabenen Eleven zu widerſtehen; er kehrte nach Berlin zurück, und machte ſich um die Academie der Wiſſenſchaften in mancher Rückſicht verdient; trug durch ſeine gemeinnützigen trefflichen Schriften das Seinige zur allgemeinen Aufklärung redlich bei; genoß die Achtung und den Umgang der vorzüglichſten Männer; ließ ſich ſelbſt durch ſeine Kränklichkeit, da er beſonders an Hypochondrie unendlich litt, nicht zurückhalten, über ſeine Kräfte zu arbeiten, be-

ſchleunigte aber eben dadurch ſein Ende noch mehr, welches durch eine Reiſe, die er zu ſe[in]er ſich nach ihm ſehnenden Mutter unternahm, herbeigeführt wurde. Er ſtarb in ſeinem Geburtsort am 28. Juni 1802. Die Kritik des Geſchmacks und die Theorie der Kunſt verdanken Engeln eben ſo viel als die practiſche populäre Philoſophie. Sein Verſuch einer Methode, die Vernunftlehre aus platoniſchen Dialogen zu entwickeln, ſein Philoſoph für die Welt, in welchem er ſeinen fein vorgetragenen Bemerkungen über Sitten und Menſchen durch ſeine klare Darſtellung neuen Reiz und Stärke verſchafft, weiſen ihm eben ſo, wie ſein ſpäterhin geſchriebener Fürſtenſpiegel, einen bedeutenden Platz unter den philoſophiſchen Schriftſtellern Deutſchlands an; ſeine Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten, aus den Muſtern entwickelt, gehören zu den erſten glücklicheren Verſuchen der Deutſchen in dieſer Art; ſeine Ideen zu einer Mimik, mit erläuternden Kupfern von Meil, zeigen ſo viel Scharfſinn, Menſchenkenntniß und Geſchmack, verbreiten über dieſe Kunſt und über andere damit verwandte Künſte, deren Möglichkeit nicht nur, ſondern au[ch] Brauchbarkeit er ſo einleuchtend macht, ſo viel Licht, daß dieſes Buch als Lehrbuch für den Schauſpieler zu betrachten iſt. Als dramatiſcher Schriftſteller iſt er durch ſeinen Edelknaben, den dankbaren Sohn ꝛc. bekannt. In ſeinem trefflichen Zeit- und Sittengemählde, Lorenz Stark, ſetzte er zugleich ſeinem Großvater Braſch, einem reichen Kaufmann und Rathsherrn in Parchim, ein bleibendes Denkmal. Seine Schriften ſind geſammelt erſchienen Berlin 1801 — 1806. 12 Bände, 8.

Engelsbrüder nannten ſich die Gichtelianer wegen ihres Beſtrebens nach engelgleicher Reinheit des Wandels. Sie hatten im Anfange des 18ten Jahrhunderts kleine Gemeinen in Leyden, Amſterdam und Altona, hielten daſelbſt und einige Zeit auch zu Berlin Privatverſammlungen, konnten ſich aber zu keiner bleibenden Secte conſtituiren. Vergl. Böhme (Jacob).

Engelsburg iſt ein altes, rundes, ſtarkes und zu einer förmlichen Citadelle eingerichtetes Gebäude in Rom, zu welchem eine Brücke führt. Kaiſer Hadrian weihte dieſen Palaſt zu ſeinem Grabmale, daher wird er auch lateiniſch moles Hadriana genannt. Crescentius verſchanzte ſich darin gegen den Kaiſer Otto III. (985). Papſt Alexander IV. ließ es zu einer förmlichen Citadelle einrichten. Italieniſch heißt ſie Castello di S. Angelo. (S. Rom.)

Enghien (Louis Antoine Henri von Bourbon, Herzog von), geboren zu Chantilly den 2. Aug. 1772. Mit dieſem Prinzen, dem berühmteſten und intereſſanteſten der zahlreichen Schlachtopfer Buonaparte's, erloſch der Stamm des großen Condé. Schon 1789 verließ der Herzog ſein gährendes Vaterland, durchreiſete verſchiedene europäiſche Länder, und kam 1792 nach Flandern, um unter den Befehlen ſeines Vaters den Feldzug mitzumachen. Da aber das Bourbonſche Corps aufgelöſt wurde, trat er in das Condéiſche, über welches er ſeit 1796 den Oberbefehl führte, und welches er erſt mit deſſen Auflöſung 1801 verließ. Bekannt iſt es, welche Wunder der Tapferkeit dieſe kleine Schaar in allen Feldzügen verrichtete; der junge Herzog aber erregte durch den Heldenmuth und durch die Menſchlichkeit, die er bei allen Gelegenheiten bewies, eben ſo ſehr die Bewunderung als die Liebe ſeiner Kriegsgefährten. Als der lüneviller Friede ſeiner kriegeriſchen Thätigkeit ein Ende gemacht hatte, begab er ſich aus

Liebe zur Prinzeſſin Charlotte von Rohan-Rochefort nach Ettenheim, wo er als Privatmann lebte, mit der Pflege ſeiner Blumen und der Jagd beſchäftigt, alles beglückend, was ihn umgab. Da beſchloß Buonaparte im J. 1804 ſein Verderben. Die Veranlaſſung zu dieſem blutigen Plan war wahrſcheinlich folgende. Durch die Bekenntniſſe eines gewiſſen Querelle und den ihm von dem Gewürzkrämer Philipp ausgelieferten Briefwechſel der Herren Michaud und Marguerite mit den königlichen Prinzen hatte er ziemlich verworrene Anzeigen erhalten, daß letztere einen Plan entworfen hätten, ſich des franzöſiſchen Throns wieder zu bemächtigen, daß Pichegru, die Herzoge von Polignac u. A. an der Spitze der Unternehmung ſtänden, daß England ſie kräftig unterſtütze. Er glaubte alſo ſich des Prinzen bemächtigen zu müſſen, den er als Mitglied des Bundes anſah und aus deſſen Papieren er näheres Licht zu erhalten hoffte. Zu dem Ende ward Caulincourt ins geheim nach dem Niederrhein geſchickt; der General Ordenner begleitete ihn bis Strasburg. Von hier aus leitete Caulincourt das Unternehmen. Nachdem er am 14. März durch einige Gendarmen die Lage des Hauſes, welches der Herzog bewohnte, hatte auskundſchaften laſſen, erſchienen plötzlich in der darauf folgenden Nacht 3 bis 400 Mann, theils Soldaten, theils Gendarmen, und umringten das Haus. Es ward Lärm; der Herzog, aus dem Bette ſpringend, greift nach einer Flinte, um ſich zu vertheidigen. Da er indeß ſieht und hört, daß Widerſtand vergeblich ſey, begnügt er ſich, dem Baron von Grünſtein, der ſich bei ihm befand, das Verſprechen abzunehmen, wenn man nach Enghien fragen würde, ſich ſelbſt dafür auszugeben. Inzwiſchen war Caulincourt mit Gendarmen ins Zimmer getreten. Man fragte, wer der Herzog von Enghien ſey. Niemand antwortete. Endlich nahm der Herzog ſelbſt das Wort und ſagte. „Wenn ihr gekommen ſeyd, ihn zu verhaften, ſo müßt ihr eine Beſchreibung ſeiner Perſon haben. Sucht ihn! — Dies hatte zur Folge, daß man beſchloß, alle Anweſenden mitzunehmen. Dies wurde mit ſolcher Eilfertigkeit ausgeführt, daß man den Gefangenen nicht einmal erlaubte, ſich völlig anzukleiden. Man führte ſie bei Koppel über den Rhein und brachte ſie nach Straßburg. Hier verwahrte man den Herzog bis zum 18. in der Citadelle. Am Morgen dieſes Tages erſchienen Gendarmen, um ihn nach Paris zu führen. Die Reiſe ward Tag und Nacht fortgeſetzt; als man am 20. Abends 4½ Uhr vor den Thoren der Hauptſtadt ankam, fand man den Befehl vor, den Gefangenen nach dem Schloß Vincennes zu bringen. Um 5 Uhr war der Prinz ſchon in dem dortigen Gefängniß. Erſchöpft von Hunger und Ermüdung war er kaum auf einem elenden Lager eingeſchlafen, als man ihn um 11 Uhr in der Nacht weckte. Er fand acht Officiere (unter dieſen den General Hulin) zum Kriegsgericht verſammelt. Die Richter, nach vollendetem Verhör unſchlüſſig, welches Urtheil ſie fällen ſollten, fragten bei Buonaparte an; ſie erhielten ihren Brief mit der Unterſchrift zurück: „Zum Tode verurtheilt;“ und ſchon um halb fünf war dieſes Urtheil im Schloßgraben von Vincennes durch Gendarmes d'Elite vollzogen. Murat und ein Adjutant Buonapartes waren dabei gegenwärtig. Der Unglückliche verlangte, daß man der Prinzeſſin von Rohan eine Locke, einen Brief und einen Ring zuſtellen möchte. Ein Soldat übernahm den Auftrag, aber der Adjutant riß ihm alles mit den Worten aus den Händen: Niemand darf hier Aufträge eines Verräthers übernehmen. Der letzte Augenblick kam; der Herzog ſtand und ſprach

mit unerſchütterlicher Faſſung zu den Gendarmen: Wohlan, meine Freunde! — Du haſt hier keine Freunde, rief eine wilde Stimme — es war Murats Stimme. In dieſem Augenblick fiel der treffliche Prinz. Allgemein war die Theilnahme, die ſein Tod erregte; man feierte ihm Trauergottesdienſte zu St. Petersburg und London, und am erſtern Orte ſtand an dem Catafalk eine den Herzog lobende Inſchrift, welche mit den Worten ſchloß, quem devoravit bellus Corsica, Europae terror et totius humani generis lues. — Ludwig XVIII. und ſeine Kammern haben beſchloſſen, ihm ein Denkmal in der Kirche zu Vincennes ſetzen zu laſſen.

England, der ſüdliche Theil Großbritanniens (ſ. d. Art.) begreift im weitern Sinne das eigentliche England, das Fürſtenthum Wales, die Inſel Man und die Normanniſchen Inſeln, und enthält zuſammen 2634 Quadratmeilen. Es gränzt gegen Norden an Schottland und an den übrigen Seiten wird es vom deutſchen Meere dem Kanale, dem atlantiſchen Oceane und dem irländiſchen Meere, beſpült. Dieſe Meere bilden an den Küſten eine große Menge von Meerbuſen, Baien, Buchten und Häfen. Eben ſo wenig fehlt es England an Flüſſen, darunter funfzig ſchiffbare, wodurch die Verbindung mit den daſſelbe umgebenden Meeren befördert wird. Die vornehmſten Flüſſe ſind; die Themſe, der Trent, welcher nach ſeiner Vereinigung mit der Ouſe den Namen Humber erhält, die Severne und die Merſey. Eine Menge koſtbarer Kanäle ſind zur innern Verbindung des Landes angelegt, wodurch die Hauptſtröme und die größten Handelsſtädte London, Briſtol, Liverpool und Hull in Verbindung ſtehen. (S. den Art. Canäle.) An Seen iſt England nicht reich, die größten liegen im nördlichen Theile. Der größte engliſche Landſee iſt das Winander Meer mit lieblichen Partieen, vorzüglich auf der größten ſeiner Inſeln. Noch reicher an romantiſchen Gegenden iſt der See Derwent Water, mit ſchönen Wieſenflächen und ſteilen Felſen umgeben. Auch findet man in einigen Gegenden Englands Sümpfe und Torfmoore, beſonders in Lincoln, wo das ſumpfige moraſtige Land, ſo wie in Holland, mit Kanälen durchſchnitten iſt. Der Boden Englands iſt theils eben, theils gebirgig, beſonders enthalten der nördlichſte und weſtlichſte Theil Gebirge, wovon jedoch keins die Schneelinie erreicht, ſondern höchſtens ſich bis zu 4000 Fuß erhebt. An der ſüdlichen Küſte ziehen ſich niedrige Hügel, an der ſüdöſtlichen Küſte Kreideberge hin, und in den nordöſtlichen Provinzen Norfolk und Lincoln erhebt ſich der Boden kaum über das Meer, und enthält Marſchländer. Von dem ſüdweſtlichſten Punkte Englands an, zieht ſich an der weſtlichen Küſte ein immer höher aufſteigendes Gebirge, das ſich bald mehr, bald weniger der Mitte des Landes nähert, und das man das Gebirge von Kornwall nennt. Es nimmt einen nördlichen Lauf, theilt ſich in mehrere Zweige, neigt ſich nach der Weſtküſte, macht die weſtlichen Grafſchaften gebirgig und ſchließt ſich faſt an das Gebirge von Wales an, deſſen höchſter Gipfel der Snowdon ſich 3456 Fuß über das Meer erhebt. Das Hauptgebirge Englands iſt der Peak, deſſen Kette ſich durch die Grafſchaften Derby, Lancaſter und York erſtreckt, und beſonders in Derbyſhire äußerſt anziehende Partieen mit den merkwürdigſten Höhlen, darunter die berühmte Höhle von Caſtleton, bildet. Reich ſind dieſe Gebirgsgegenden an Wundern der Natur. Steile Felſen ermüden das Auge und tiefe Abgründe bieten ſich dar. Die höchſten Gipfel des Peakgebirges ſind der 4050 Fuß hohe Wharn und der 3987 Fuß hohe Ingle-

borough. Es erſtreckt ſich bis an das Cheviotgebirge, das nördlichſte Gebirge Englands, welches die Gränze mit Schottland macht. Das Klima Englands iſt feucht und veränderlich, ohne heitern Himmel, aber doch nicht ungeſund. In wenigen Ländern erreicht der Menſch ein ſo hohes Alter und erlangt eine ſolche Körperſtärke und Energie, als in England. Sowohl Hitze, als Kälte ſind ſehr gemäßigt, und der Winter iſt milder als in jedem Lande unter gleicher Breite, ja als in vielen ſüdlicher liegenden Ländern des Continents. Der Froſt hält ſelten länger als 24 Stunden an, der Schnee verſchwindet in wenigen Tagen, und das ganze Jahr hindurch dauert das Vieh unter freiem Himmel aus. Im Ganzen iſt der Boden ſehr fruchtbar, ſowohl zum Getreidebau als zur Viehzucht geeignet, und mit dem reizendſten Grün bedeckt; doch findet man auch noch viele Heiden und unangebaute Gegenden. Die Producte ſind: treffliches Rindvieh, ſo ſtark und kraftvoll, wie in wenigen Ländern der Erde, vorzüglich gute Pferde, viele Schafe, welche nächſt den ſpaniſchen die feinſte Wolle liefern, Schweine in Menge, große und ſtarke Hunde, darunter die Doggen, vieles Federvieh, beſonders Gänſe, die man bis zu einer Schwere von dreißig Pfunden mäſtet, ein großer Reichthum von Fiſchen, Auſtern und Hummern; Raubwild gar nicht und Speiſewild ſehr wenig. Man baut Getreide, mehr Weizen, wenig Roggen, ſehr gute Gerſte, doch muß noch viel Getreide eingeführt werden, treffliche Gartengewächſe, Flachs, wenig Hanf, hinreichenden und guten Hopfen, Safran, Süßholz, Rhabarber, Obſt von vorzüglicher Güte, aber keinen Wein, ſtatt deſſen man aus Aepfeln Cider bereitet. Die Waldungen ſind nicht bedeutend; daher man Mangel an Bau- und Brennholz hat, welchen der unerſchöpfliche Reichthum an Steinkohlen erſetzt. Kein europäiſches Land liefert ſo viel und ſo gutes Zinn; ferner hat England Blei und Kupfer in Menge, vieles Eiſen, Waſſerblei, Arſenik, Zink, Antimonium, Kobalt, Galmei, die beſte Walkererde, Porzellan-, Töpferthon und Pfeifenerde, viel Salz, welches jedoch nicht zum Bedarf zureicht, ſehr geſchätzte Bauſteine, Schwefel, Vitriol, Alaun, Schiefer, Kreide, Alabaſter, Granit, Porphyr, Marmor, Feuerſteine, mineraliſche Waſſer. England hat nach Verhältniß ſeiner Größe eine ſtarke Bevölkerung. Sie beträgt ohne Armee, Flotte, Seeſoldaten und Matroſen, über 10,200,000 Köpfe. Die Einwohner ſind entweder Engländer, die Nachkommen der alten Angeln und Sachſen, ein ſchöner und kräftiger Menſchenſchlag, deren Sprache eine Tochter der plattdeutſchen iſt, mit vielen lateiniſchen und brittiſchen Wörtern vermiſcht; oder Walliſer, der weit geringere Theil, Ueberbleibſel der alten Britten, welche in Wales und auf der Inſel Man ſich unvermiſcht erhalten haben, durch Gaſtfreiheit, Gutmüthigkeit und Geſelligkeit ſich von dem ernſten, zurückhaltenden und ungeſelligen Engländer unterſcheiden, aber ſich in Armuth, Unwiſſenheit und Aberglauben befinden. Ihre Sprache iſt die alte kymmriſche, dieſelbe, die noch unter den Einwohnern von Bretagne geredet wird. Auf den normanniſchen Inſeln leben Franzoſen, die ein verdorbenes Franzöſiſch reden. Die herrſchende Religion iſt die ſogenannte Hochkirche, biſchöfliche, anglikaniſche, welche in ihren Hauptſätzen der proteſtantiſchen ähnlich iſt, aber vieles von der römiſchen Hierarchie beibehalten hat. Die Regentenfamilie und alle Staatsbedienten müſſen ſie bekennen. Außer dieſer Kirche genießen alle übrigen Religionsverwandten freie Duldung; man findet daher auch Catholiken, Lutheraner, Independenten, Armenianer, Arianer, Socinianer, Quäker, Me-

thodiſten, Mennoniten, Herrnhuther und Juden. Die Induſtrie blühet in keinem Lande ſo als in England, wo faſt die Hälfte der Einwohner in Fabriken lebt, und erſtreckt ſich auf die größten und kleinſten Bedürfniſſe des Lebens. Der Reichthum und Aufwand der Großen, der ſtarke Abſatz nach den Colonien und andern Ländern, das Intereſſe, das faſt jedes Individuum an den Kunſterzeugniſſen nimmt, der Capitalreichthum der Fabrikunternehmer, die bewundernswürdige Maſchinerie, die der Engländer in ſeinen Kunſtarbeiten anwendet, dadurch er eine Menge Hände erſpart, und die Waaren, ungeachtet ihrer Vollkommenheit, dem Ausländer zu einem geringern Preiſe liefert, als dieſer ſie in ſeinem Vaterlande kauft, befördern dieſe Induſtrie, und bringen ſie auf eine ſo hohe Stufe der Vollkommenheit und Ausbreitung. Das jährliche Arbeitsprodukt der Fabriken wird nach Abzug der rohen Materialien auf mehr als 114 Mill. Pfund Sterling geſchätzt. Die ausgebreitetſten und wichtigſten Fabriken ſind in Baumwolle, welche über eine Million Centner Baumwolle verarbeiten, in Wolle, für welche nicht einmal die große Quantität der inländiſchen Wolle zureicht, in Leder, Eiſen, Stahl, Meſſing, Kupfer, Zinn, Porzellan und Fayence, Glas, auch in Seide, Leinwand und Papier. Die Leder- und Stahlarbeiten werden faſt nirgends von der Güte und Schönheit gemacht. Man verfertigt in gleicher Vollkommenheit eiſerne Schiffe, Wagen und Brücken, wie die feinſten Stahlfedern und Uhrketten, und die vollkommenſten mathematiſchen, chirurgiſchen, optiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumente. Berühmt ſind die Eiſengußwerke, die großen Gußſtahlfabriken und die Fabriken der plattirten Waaren. Die kurzen Waaren von Birmingham ſind in und außerhalb Britannien die geachtetſten. Unter den Porzellanfabriken ſind die Wedgewoodfabriken bekannt genug. Die Glasſchleiferei wird mit ſeltener Kunſt getrieben, und berühmt ſind beſonders die Luxusartikel aus dem herrlichen Cryſtallglaſe. Die Zuckerſiedereien, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien ſind gleichfalls ſehr wichtig. Eben ſo wichtig und ausgebreitet als die Induſtrie, iſt der Handel, den England mit allen, ja den entfernteſten Ländern treibt. Zur Beförderung dieſes Handels tragen die vortheilhafte Lage nebſt den vielen Häfen, die ſo hoch geſtiegene Induſtrie, die wichtigen Beſitzungen in andern Welttheilen, die große Bank zu London nebſt den vielen Provinzialbanken, die Aſſekuranzgeſellſchaften, die in jeder großen Stadt vorhanden ſind, die Handelsverträge mit faſt allen handelnden Nationen, die Handelsconſulate in den meiſten auswärtigen Ländern und bedeutenden Handelsplätzen und die Handelsgeſellſchaften bei, worunter die oſtindiſche die wichtigſte iſt. Seit dem Frieden hat jedoch der brittiſche Fabrikhandel ab- und das Elend der arbeitenden Claſſe zugenommen. London hat faſt ein Drittheil des ganzen Handels in Händen; dann folgen Liverpool, Briſtol, Hull ꝛc. England im engern Sinne begreift 40 Shires oder Grafſchaften; hierzu kommen noch Wales, welches in 12 Shires getheilt iſt, die Inſel Man und die normanniſchen Inſeln im Canale: Jerſey, Guernſey, Sark und Alderney, die einzigen Ueberreſte, welche England von ſeinen Beſitzungen in Frankreich gerettet hat.

Engliſche Bank, ſ. Londoner Bank.

Engliſche Gartenanlagen, ſ. Gartenkunſt.

Engliſches Horn (Corno inglese), eine vergrößerte, bogenförmige Hoboe; ſteht jedoch fünf Töne tiefer als die Hoboe, und

daher muß (wenn gleich die Partien für dies Inſtrument gewöhnlich im Violinſchlüſſel geſchrieben werden) die Tonart, aus welcher das Stück geht, für das engliſche Horn um fünf Töne höher (alſo wenn z. B. ein Stück aus C geht, für dieß Inſtrument in G ꝛc. geſetzt werden. Es hat jedoch bei weitem nicht das Angenehme, noch auch den großen Umfang des Baſſethorns.

Engliſche Kirche und Staatsreligion, ſ. die Artikel Anglikaniſche Kirche, Großbritannien, Diſſenters, Emancipation.

Engliſche Krankheit (Rachitis, Spina nodosa lateiniſch, la Noueuse, la Chartre franzöſiſch, the Rickets engliſch), Rückenſucht, Lendenkrankheit, Verknüpfung, Doppelglieder, Zweiwuchs, iſt eine Modification der Skrophelkrankheit und faſt immer mit ihr verbunden, offenbart ſich größtentheils zwiſchen dem neunten Monat und dem zweiten Jahre, und ergreift vorzüglich die Knochen. Die Gelenkköpfe ſchwellen am Vorderarm, Unterſchenkel, Ribben, Wirbelfortſätzen; alle Knochen werden dick, weich, brandig, geſchwürig, ſie krümmen ſich (Beine, Arme, Bruſtbein, Rückgrath, Becken); die Zähne werden gelb, ſchwarz, ſchadhaft, fallen ſtückweis aus und erzeugen ſich langſam wieder, dabei ſkrophulöſer Habitus, ſeltener Druſengeſchwülſte. Auch Erwachſene können ſie bekommen; hier verläuft ſie ſchnell, und tödtet oft in vierzehn Tagen. Meiſtens befällt ſie Mädchen in ihrer Entwickelungsperiode, auch wohl früher. Bisweilen iſt ſie angeboren.

Engliſche Literatur, Wiſſenſchaft, Poeſie und Theater. I. Literatur und Wiſſenſchaft. Da die Sprache das Syſtem der individuellen Weltanſchauung eines Volks enthält, und dieſe nothwendig ihre Entwickelungsmomente, ihre Geſchichte hat: ſo wird auch die Sprache die Farbe dieſer Momente, welche ſie immer ſeyn mögen, an ſich tragen. Sehen wir nun auf das Geſchichtliche der engliſchen Sprache, ſo muß ſie, da Britannien anfangs von Celten bevölkert war, galliſches oder celtiſches Gepräge gehabt haben. Dieſe Entſtehung der Nation ſcheint unwiderlegbar, indem ſie durch die urſprünglich mythiſchen Namen Albion, Ireland, Caledonien ſich ausſpricht. Nach Julius Cäſars Eroberung nahm ſie, wie denn Beſiegte ſtets, mehr oder weniger, der Sieger Sprache annehmen, von der römiſchen Sprache ihr Theil. Aber vierhundert Jahre nach Chriſti Geburt, als die Schotten und Picten gewaltſamer in den nördlichen Theil eindrangen, und die von Vortigern zu Hülfe gerufenen Sachſen unter Hengiſt und Horſa immer feſter ſich ſetzten, mußte in einer Reihe von 350 Jahren auch die ſächſiſche Sprache ihren Einfluß zeigen. Dänen drückten ihr hernach wieder ihr Gepräge auf, und endlich unter Wilhelm dem Eroberer die Normannen. So iſt denn die engliſche Sprache ein Gemiſch aus rein Engliſchem, Lateiniſchem, Angelſächſiſchem, Däniſchem und Normanniſchem. — Jedes Volks urſprüngliches Leben enthält als ſolches die Elemente deſſelben, das Erkennen und Darſtellen, oder wie man dieſe Doppelſeiten des Lebens nennen will, noch in ungeſonderter, kräftiger Einheit, und die geſchichtliche Entwickelung, welche ſpäterhin erfolgt, iſt nur ein Auseinanderfallen dieſer Einheit und ein Hervortreten einzelner, früherhin gebundener Momente. Man nennt dieſe Periode die mythiſche, und weil, dem Geſagten gemäß, Mythus, als Darſtellung religiöſer Idee, und Geſchichte in dem gewöhnlichen Sinne noch ungetrennt ſind, ſo hat man ſie überall als die Zeit und das Gebiet der Fabel bezeichnet und als unfruchtbar für die Geſchichte

ausgeſchloſſen. Wie nun dies, wenn einmal Abſtraction eingetreten iſt, allerdings nicht gemißbilligt werden mag, ſo iſt doch anderer Seits nicht zu läugnen, daß auch der ausgeſonderte und für ſich betrachtete Mythus Gegenſtand der ergiebigſten Forſchung werden, und eine Ausbeute der herrlichſten Ideen geben kann und wirklich gibt. Auch Albion hatte eine ſolche Periode, wodurch es ſeinen gemeinſamen Antheil an dem Menſchheitserbe, der Religion, erwies und als Glied in die Reihe eintrat. Wir enthalten uns jedoch, hier von dieſer Periode zu handeln, theils weil es dieſe nicht unmittelbar gilt, theils weil ſie zu reich iſt, als daß ſie hier mehr denn obige Andeutung geſtattete. Erinnern wir aber an den König Arthus, an die Tafelrunde, an den fronen Gral, an den theuren Mörlin, ſo eröffnet ſich hier dem Kundigen ein reicher, ſich weit verzweigender Kreis von Fabeln voll tiefen Sinnes und ſchöner Deutſamkeit. Eben ſo übergehen wir das in die Blüthe Schießen des Geiſtes in der Scholaſtik, welches an ſich gewiß höchſt merkwürdig iſt, und doch nur in Beziehung auf den beſchränkten Begriff von Bildung eines Volks, als lediglich durch ſeine Literatur Darſtellbares und Dargeſtelltes, oder auch auf die gereifte Frucht dieſes Strebens, — mithin, genauer angeſehen, nur fälſchlich Barbarei genannt werden kann — eine Bemerkung, die bei den Engländern vielleicht eher als anderswo ſich aufdrängt, indem ihre Thätigkeit unmittelbar auf das bürgerliche Leben gerichtet iſt; und viele wackere Gelehrte, welche doch eben Bewahrer und Inhaber der Bildung ſind, gleichwohl nicht als Schriftſteller auftreten. So wird denn, nach obigen vorläufigen Einſchränkungen und ihren Gründen, auch hier jene Zeit als Ausgangspunct gewählt, wo der Kaufmann William Caxton, bei ſeiner Rückkehr von einer weiten Reiſe, die Buchdruckerkunſt nach England brachte und in Weſtminſter, von 1474 an ungefähr, übte. Was Wunder aber war es, daß er, im Geleiſe der Zeit fortſchreitend, zuerſt mythiſch-religiöſe Werke bekannt machte, deren Gegenſtand die im ganzen Norden allgemein verbreitete Sage von der Abkunft der Franken und Sachſen aus Troja war? —* eine Sage, deren Sinn erſt jetzt vielleicht ſeine Würdigung finden möchte! Und wenn er ferner Claſſiker überſetzt lieferte in einer Zeit, wo die claſſiſche Literatur in England noch unangebaut war, ſollte das auch mißlungene Unternehmen nicht immer Dank verdienen? Iſt es ja doch die anbrechende Morgendämmerung, die immer heller und heller unter den Tudors heraufblühte. Denn von Claſſikern ging auch hier die Bildung aus. Ehe wir nun aber in das Einzelne eingehen, drängt ſich beim Ueberblick des Ganzen der engliſchen Literatur die Bemerkung auf, daß der große, aus der inſulariſchen Lage hervorgegangene, durch jahrhundertelange Kämpfe unterhaltene und gekräftigte, faſt an Pedanterie ſtreifende Freiheitstrieb und finſtere Hochmuth der Einzelnen, jener Republikanismus, den der große Alfred durch die Abtheilung des Landes in Shiren, durch Wahlen der Stellvertreter und ihre Verſammlungen, durch die Gerichte der Geſchwornen begründete, auch hier ſich wiederfindet. Sein Analoges findet ſich hier wieder in den mannichfaltigen Societäten; es zeigt ſich in der Richtung des Wiſſens auf die Brauchbarkeit für das Leben und ſeine Breite, ſo wie in der hieraus entſprungenen mindern Empfänglichkeit für Theorie und Speculation überhaupt. Es tritt hervor in der Verfaſſung ihrer Univerſitäten und dem Gange des Studirens, und endlich in der Kräftigkeit einzelner dort erſcheinender Genien, welche die Nation ſelbſt in ihrer

freien Eigenthümlichkeit beſtärkend — man kann in mancher Hinſicht ſagen — bewahrt hat vor der Anſteckung der Geſchmacksſeuche, beſonders der franzöſiſchen, welcher ſie jedoch nicht durchaus entgehen konnte, da letztere Nation überhaupt nur zum Ferment für die Völker beſtimmt zu ſeyn ſcheint. Kann man aber einer Seits nicht umhin, in dem angegebenen Charakter eine Einſeitigkeit anzuerkennen und ihre hier- und dorthin ſich verbreitenden Nachtheile zu bemerken, ſo muß man doch anderer Seits in dieſer ſtrengen, faſt herben Umriſſenheit oder Zeichnung immer die Kraft ehren und achten, welche noch ſtets Gewähr und Vermittlerin für alle Völker des europäiſchen Staatenbundes wurde, wenn es galt. — Die Literatoren ſetzen drei Perioden der engliſchen Literaturgeſchichte feſt. Die erſte achtzehnjährige unter dem Hauſe Tudor, die zweite neunundneunzigjährige unter dem Hauſe Stuart, von 1603 bis 1702, die dritte endlich von der Königin Anna bis herab auf unſere Zeiten. In allen zeigt ſich, trotz des Antheils, den manche, faſt gelehrte Herrſcher an dem Fortgang der Wiſſenſchaften nahmen, theils durch Schriften, theils durch Anſtalten und Schenkungen, daß doch alles aus der Mitte der Nation ſelbſt hervorging, und durch ihre große Freimildigkeit, wie ſie, durch den Wohlſtand gehoben, nirgends ſich findet, gefördert ward. Die erſte Periode nennt Heinrich VII., Heinrich VIII. (einen ſcholaſtiſchen Theologen, der gegen Luther de septem sacramentis ſchrieb, de instituenda plebe, eine Einleitung in die Grammatik, und auch dichtete), Eduard VI., den Kirchenverbeſſerer, die catholiſche, fanatiſche Maria und die gelehrte Eliſabeth; die zweite, Jacob I., einen wiſſenſchaftlich gebildeten Proſaiker und Redner, den unglücklichen Carl I., der Wiſſenſchaften beunruhigten Pfleger, den rohen Kromwell, den zweiten Carl, der, wiewohl üppig, doch die Societät der Wiſſenſchaften ſanctionirte, Jacob II., Wilhelm III., welche ſämmtlich die Bibliotheken beſchenkten; die dritte endlich mit Anna die drei George. Wir werden zuförderſt den Gang der Wiſſenſchaft nach den verſchiedenen Disciplinen, dann den Gang der Kunſt in gedrängter Ueberſicht darlegen, und dabei von der äußern Pflege derſelben durch allerlei Anſtalten ſprechen. a) Philologie. Wie natürlich und ſchon oben bemerkt, war die Beſchäftigung mit Claſſikern der Griechen und Römer, als der zu höherer Bildung gediehenen Nationen, und mit ihren Sprachen der Ausgangspunkt und das Mittel werdender Bildung auch für die Britten. In Italien war dies Studium ſchon eher erwacht, und bereits nach 1490 verbreiteten William Grocyn, John Collet, Thomas Linacre und William Lilly die dort erlangte Kenntniß, beſonders des Griechiſchen in ihrem Vaterlande. Aber die erſten fruchtbaren Keime philologiſcher Bildung ſtreute ſieben Jahre darauf Erasmus von Rotterdam zu Oxford aus, trotz aller Hinderniſſe, die ihm der Weltgeiſtlichen befangene Heftigkeit, der Schüler minderer Beifall, Beſuch und Empfänglichkeit, dazu Seuchen und Unruhen in den Weg legten. Wiewohl er nun deshalb England verlaſſen hatte, beredeten ihn doch zwei fleißige und talentvolle Engländer, William Montjoy und Thomas Gray, zur Rückkehr, wo er mehreren ausgezeichneten Männern bekannt und vertraut ward, dennoch aber die Unterſtützung nicht fand, welche zu dauerndem Aufenthalt nöthig war. Angeregt waren wohl die Geiſter von dieſer Seite her; aber die Leiſtungen waren bis gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts noch roh und unbeholfen, wie Criſpins griechiſches Wörterbuch, nachmals von Grant her-

ausgegeben, und einige Ueberſetzungen von Claſſikern erweiſen. Zwar ſtrebte ſchon die Proſa, ſich an jenen alten Muſtern nachzubilden; aber bei der Befangenheit in unſicherer und einſeitiger Reproduction antiker Weltanſchauung war das erwünſchte Gelingen nicht ſogleich möglich. Nur allmählig entdeckte der Britte in der ſo mächtig hervorſpringenden Oeffentlichkeit des antiken Lebens ſeine Verwandtſchaft mit den Griechen, beſonders aber den Römern, und ſo ward er für den Gehalt ihrer Werke zuvörderſt gewonnen, ohne daß doch die Sprache ganz unerörtert geblieben wäre. Zur Verbeſſerung eines griechiſchen Wortſchatzes trug noch Roberſon Hill bei (1676); zu der Gründlichkeit einer lateiniſchen Thomas Holyacke (1677), und einige Jahre früher Fr. Goudman, welche im J. 1693 das cambridger verdunkelte. — So eng aber blieb das Gebiet der Sprachkunde nicht gezogen; einmal geweckt und durch Handelsverhältniſſe mehr angeregt und unterhalten richtete ſich die Neigung, die früher nur ſchwach auf das Hebräiſche ging, allmählich im ſiebenzehnten Jahrhundert auch auf andere aſiatiſche Sprachen, und Bedwell, Eduard Pococke, John Greaves, Edm. Caſtle, Alex. Huiſch, Sam. Clarke, Thomas Hyde, Dudley Loft, Walton (die letztern ſechs Herausgeber der londoner Polyglotte), John Lightfoot, John Selden, Thomas Goodwin, John Spencer, John und Richard Pearſon, Ant. Scattergood erörterten und erläuterten die Alterthümer der Araber von mehreren Seiten und nach mehreren Richtungen. Eine ſyriſche Sprachlehre ſchrieb Will. Bevridge. Samaritaniſch verſtand Rob. Huntington, Perſiſch Greaves, Caſtle, Hyde, welche Sprachlehren, Wörterbücher und anderes hieher Gehörige bekannt machten. War nun ſchon am Ende des ſiebzehenten Jahrhunderts das Sprachenſtudium ſo weit gediehen, daß Ed. Bernard die Alphabete von 29 Sprachen aufſtellen konnte, ſo trieb im achtzehnten Jahrhundert der Sprachenbaum noch mächtiger in allen Zweigen. Griechiſche Metrik erörterten Rich. Dawes, Thomas Burgeß, die Mundarten Mich. Mattaire, mit griechiſchen Grammatikern und Lexicographen beſchäftigte ſich John Toup. Wortkritik und höhere Kritik, einzeln oder auch beide zuſammen, trieben Rich. Bentley, der an Combination, Scharfſinn und Reichthum der Kenntniſſe, wie durch logiſche Kunſt der Fürſt der Kritiker geworden, Markland, John Taylor. Claſſiker wurden herausgegeben von Baxter, Bentley, Cunningham, Gatacker, Gale, Hudſon, Creech, Rowe, Simſon, Gregory, Wakefield, Daves, Zach, Pearce, Hearne, Waſſe, Barnes, Clarke, Upton, Mangey, Heath, Musgrave. Ueberſetzer waren Pope, Macpherſon, Potter, Weſt, Grainger, Francis, Garth, Brewſter, Thornton, Colman, Dryden, Beresford ꝛc. Die nordiſche Sprachkunde förderten Hikes und Pryce; die koptiſche Wilkins und Woide, die armeniſche William und George Whiſton; die phöniciſche und palmyreniſche Swinton. Hebräiſch trieben Lowth und Kennicot mit Fleiß und Geſchmack, arabiſch Channing, White, Jones, Carlisle, Okley, Sale, Chappelow, perſiſch Richardſon, Jones, Dow, Gladwin, Davy, Sulivan, Gaudin, Nott, Ouſeley, Champion, Scott, Hadeley. In Hinſicht auf das Indiſche und ſeine Mundarten iſt durch Holwell, Halhed, Jones, Wilkins, Colebrooke, Wilford, Leyden ꝛc. und die calcuttaiſche Geſellſchaft,

überhaupt ein Schatz von Kenntniſſen in Umlauf gekommen, deſſen unermeßlich tiefe Ausbeute erſt im Fortgange der Zeit zu Tage kommen wird. — Daß bei dieſer vielfachen Beſchäftigung mit vielen fremden Sprachen, bei dem Bedürfniß, welches die Form öffentlicher Verhandlungen in Rechtspflege und Staatskunſt herbeiführten, bei der Liebe und dem Stolz auf frühere einheimiſche Claſſiker, auch die engliſche Sprache durch Staatsmänner, Dichter, Geſchichtſchreiber zu immer größerer Vollkommenheit reifte, und an Umfang, Lauterkeit, Geſchmeidigkeit gewinnen, freilich aber auch, wie die Nation ſelbſt, etwas Conſtitutionelles, Verfeſtigtes bekommen mußte, war natürlich. Ob ſie aber in den letztern neuern Zeiten durch Verkehr und Einfluß der Franzoſen wirklich ſo viel gewonnen habe und ſo kräftig gediehen ſey, als durch die früheren kräftigen, in der Tiefe des Geiſtes der Nation wurzelnden Männer, unter welchen Shakeſpeare vor allen ausgezeichnet zu werden verdient, dies iſt eine Frage, deren Bejahung oder Verneinung von der tieferen Würdigung der Nation ſelbſt nach ihrem Weſen und Verhältniß zu andern Nationen abhängt. So viel iſt indeß gewiß, daß Verfeinerung der Sprache, wie die Geſelligkeit ſie hervorbringt, an ſich mindeſtens noch nicht Bereicherung und Gewinn iſt, indem ja auch der Umfang ihres Gebietes von mehr oder minder tiefer vielſeitiger Ausbildung abhängt, ſondern zuvörderſt durch die Gleichartigkeit mit den Elementen der Bildung und dann durch die inwohnende Bildbarkeit ſich als ſolche rechtfertigen muß. — b) *Theologie.* Wie nun das öffentliche Leben beſonders und ſeine Schwingungen in England den Anbau der Sprachkunde förderten, ſo erging es auch in andern Wiſſenſchaften. In der *Theologie* war die äußere, oder wenn man es ſo nennen darf, die practiſche, nach dem Staate gekehrte Seite, nämlich die Kirche und ihre Geſtalt, das, wovon die Bearbeitung anhub, und deren Ausbildung durch vielfache äußere Reibungen verhältnißmäßig noch mehr fortſchritt, als durch die Methode des Studiums, wovon unten geſprochen werden wird. So ſtrebte Heinrich VIII., der durch ſeine ſchon erwähnte Schrift über die *ſieben Sacramente* gegen Luther für einen Glaubensbeſchützer galt, ſich vom Papſte zu trennen und deſſen Einfluß auf die engliſche Geiſtlichkeit zu hemmen; aber, indem er hier ganz dem Nationalzug des Egoismus getreu verfuhr und mithin iſolirt wirkte, mußte wohl das Werk langſamer gehen und minder folgenreich und erſprießlich für die Bildung der Nation werden, als ſonſt der Fall iſt, wenn gemeinſchaftliche Kräfte wirken. Er hob, wie Eduard VI., mehrere Klöſter auf; aber hiermit war doch nur ein mögliches, bedrohliches Hinderniß gehoben, immer noch kein Förderungsmittel angegeben. Ja als nun die ſchottiſche Maria, dieſe geſchworne ſchwärmeriſche Anhängerin des Papſtthums, zur Regierung gelangte, da wurden furchtbare Rückſchritte durch Feuer und Blut gethan, und der äußere Druck trieb Mehrere, die in ihrem Freiheitsgefühl ihn nicht dulden mochten, in das Ausland, aus welchem ſie, nach der Königen Tode, mit neuen Kenntniſſen bereichert und gekräftigt, unter die Regierung der Eliſabeth zurückkehrten. Wie damals bereits der Adel geſunken, ſo war das Volk an Wohlhabenheit und Selbſtvertrauen durch Ackerbau, Handel, Schifffahrt und Sieg über die Spanier geſtiegen. Der engliſche Freiheitsgeiſt trat auch in den Parteien der Puritaner, wie der Episcopalen, Methodiſten ungezügelt auf, und dieſe Leidenſchaftlichkeit, verbunden mit dem auf den äußeren bürgerlichen Verkehr gerichteten Sinn, ſcheint keine der ſtillen und an-

dächtigen Pflege und Ausbildung der Gotteskenntniß vortheilhafte Stimmung zu ſeyn. Aus ihr aber wird eben darum begreiflich, daß auch dies Studium unter den Engländern eine Einſeitigkeit gewinnen mußte, die es bis jetzt noch gehindert hat, zur Mündigkeit und Reife zu gelangen. Jener erwähnte Streit führte nur auf zwei, durch das gemeinſame Band der (verhältnißmäßig mehr betriebenen) Philologie verbundene Gebiete; einmal nämlich auf Patriſtik und Kirchengeſchichte, worin ſich John Fell, Beveridge, Wharton, Durell, Cave, Uſher, Bingham verdient machten (davon weiter unten), dann in das Feld der Auslegung. Hier arbeiteten Poole, Pococke und mehrere oben angezogene Männer. Jacob I. ließ von 47 Gelehrten die ſogenannte Königsbibel ausarbeiten. An Dogmatik, als Darſtellung des höhern chriſtlichen Lebens, in wiefern der Einzelne durch das unter der Form des Chriſtenthums gegebene Ganze beſtimmt wird, kam es um ſo weniger, da dies eben die theoretiſche Seite, oder das Wiſſen um das chriſtliche Gefühl nach allen Seiten hin war. Vielmehr war früh ſchon durch Hobbes und Cherburg der Deismus ausgebreitet, dem ſich John Templer, Eduard Gr. von Clarendon, William Howel widerſetzten. Im achtzehnten Jahrhundert waren Tindal, Tolland, Collins, Woolſton, Morgan, Chubb, Shaftesbury, Bolingbroke Deiſten, und fanden an Ed. Chandler, John Buttler, Lardner ihre Gegner, die ſich des Chriſtenthums annahmen. So fortdauernd iſt die Schwankung nach beiden Seiten bis auf die neueſte Zeit geweſen, daß noch immer die Streitigkeiten der Diſſenters und die Beweiſe der chriſtlichen Religion die merkwürdigſten theologiſchen Phänomene ſind. Da Stolz der Idee des Chriſtenthums ſo fremd iſt, daß er vielmehr ſein Feind und gerader Gegenſatz wird, auch der Nationalſtolz unſittlich iſt, ſo iſt dieſe Erſcheinung, die Sprödigkeit gegen das Chriſtenthum, in England zwar nicht befremdlich, aber ein Zug, welcher beweiſet, daß die eigentliche Höhe der Bildung, bei manchen Tugenden, dieſem Volke doch fremd ſey. Trotz der Bemühungen Sim. Patricks, Lowths, Clarke's, Hammands, Pyle's, Whitby's, Dobbridge's, Locke's u. A. war die Wiſſenſchaft der Auslegung nicht gründlich ausgebildet. Im 18ten Jahrhundert ſammelte John Mill, mit Widerſpruch Whitby's, erſt Varianten, nach ihm Kennicot, Letzterer aus maſorethiſchen Handſchriften. Grabe war bei Herausgabe der ſiebzig Dolmetſcher, Robert Holmes bei ſeinem kritiſchen Apparat dazu unterſtützt. Dennoch leuchteten die Engländer hervor, da ſich die Deutſchen noch nicht dieſer Wiſſenſchaft angenommen hatten, die aber auch hier, wie in allem Wiſſenſchaftlichen, raſch, tief und kühn eindringend ſie allmählig verdrängten. — c) Jurisprudenz. Gleich auffallend zeigte ſich der engliſche Nationalzug des Stolzes und des republikaniſchen Egoismus in Hinſicht auf Rechtswiſſenſchaft. Denn nie erhob ſie ſich bei ihnen zu einer allſeitigen Anſchauung der Staatsbildung und ihrer Formen, wie die Weltgeſchichte ſie darſtellt. Nur das eigene Leben ihres Staats zu bilden und zu leben war ihr Drang und Beſtreben, und ſo ſehr waren ſie von je in das öffentliche Leben verſchlungen, daß ſie weniger dazu gelangen konnten, das, was real vorhanden, als Ergebniß ihrer Geſchichte, im Geiſte und auf die von ihm geforderte Weiſe nachzubilden und zu erklären. So ward das römiſche Recht nur von den Geiſtlichen geſchützt und aufrecht gehalten als Pfeiler ihrer Oberherrſchaft, indeß die Na-

tion vor allem ihr einheimiſches behauptete und lehren ließ. Dies geſchah durch die beiden Inns of chancery, Lehrſäle für Anfänger im gemeinen Rechte, und of court, für höhere Bildung. Auch hier ging Alles auf das für das Leben Brauchbare hinaus, und Theorie war nur dem Privatfleiß vorbehalten, der in dem Sinne der Nation eben nicht viel Nahrung und Unterſtützung fand. Das common Law galt einzig, und war ſchon von John Forteſcue 1440 einzig erhoben in einer oft überſetzten und herausgegebenen Schrift. Ein Compendium deſſelben ſchrieb Ed. Littleton 1645, Inſtitutionen Ed. Coke. Lehrſtühle waren nicht. Verhältniſſe des Nationallebens führten zur Erörterung des See- und Staatsrechts durch Selden. Filmer und Hobbes waren Monarchiſten, Milton, Sidney, Harrington, Locke Republikaner. Auch im achtzehnten Jahrhundert geſchah wenig für theoretiſche Rechtswiſſenſchaft. Nur Viner ſtiftete zu Oxford einen Lehrſtuhl, den Blackſtone zuerſt betrat, der Verfaſſer eines Commentars über das gemeine Recht, zu welchem Woodſon reiche Nachleſe hielt. Außerdem beſchäftigte man ſich nur mit Sammlungen von Rechtsfällen, Herkömmlichkeiten, Entſcheidungen der größeren engliſchen Gerichtshöfe, meiſt ohne Ordnung und Idee, nur noch brauchbar durch die ſogenannten Grammatiken, oder Ueberſichten einzelner Rechtslehrer. Practiſche Rechtslehrer von Gewicht gab es dagegen viele, wie John Holt, Somers, Cowper, Harcourt, Jekyll, King, Parker, Raymond, Gilbert, Talbot, Ryder, York, Murray, Prat, Dunming, Thurlow, Eden, Wedderburne, Erskine. Von dieſen allen im Drang des practiſchen Lebens ausſchließlich und mit Luſt Befangenen hat nur Taylor und nur in antiquariſcher Rückſicht über die zwölf Tafeln, und ein Lehrbuch, und Hyliff neue Pandecten geſchrieben. — d) Medecin. Nicht beſſer erging es in der Arzneikunde; denn auch ſie beſchränkte ſich auf den Gebrauch, und ihr Studium ging auf beiden Univerſitäten, Oxford und Cambridge, von der allgemeinen Grundlage der Philologie, Mathematik und Logik aus, im Leben erſt ſich weiter fortbildend. Auch hier hat es jedoch, wie dies unter den Engländern in jeder Wiſſenſchaft iſt, nicht an einzelnen großen Köpfen gemangelt, welche, beſonders in der Anatomie, große Entdeckungen gemacht haben. So früh ſchon, unter Carl I., machte Harvey bedeutende Erfahrungen über den Blutumlauf. 1651 beſchrieb Wharton alle Drüſen und entdeckte die Speichelgänge in den Backendrüſen, Clopton Haver die glandulas mucilaginosas, Francis Gliſſon die Irritabilität; Bidloo gab Abbildungen des menſchlichen Körpers mit Text von Cowper; Sydenham verwarf viel Hypothetiſches im Practiſchen, als Antiphlogiſtiker. Große Aerzte waren die Hunters und Cruikſhank. Einen vollſtändigen Unterricht organiſirte erſt Edinburgh. Merkwürdige Anatomiker ſind die beiden Monro, Practiker Mead, Huxham, Pringle, Heberden, Baker, Darwin, Brown, Jenner, der Erfinder der Brutalimpfung, Currie. Die Chirurgie ward erſt 1745 von den Barbiergeſchäften getrennt und Prüfungen unterworfen. Außer den Vorleſungen, welche darüber gehalten werden, gibt es auch noch Schulen genug, worin Cheſelden, Poll, Nourſe, Sharp, Hunter, Bell ꝛc. ſich gebildet haben. In der Entbindungskunſt war 1763 Smellie berühmt, und Aitkin (1789) durch ſein Lehrbuch. — e) Naturwiſſenſchaft. Für die Naturwiſſenſchaft war

zwar bereits 1318 zu Oxford vom Cardinal Wolſey, deſſen Bild Shakeſpeare in Heinrich VIII. ſo treffend aufſtellt, ein Lehrſtuhl errichtet, zwei Jahre früher war ſchon ein Kräuterbuch erſchienen, dem 1550 Turners und 1597 John Gerards Kräuterbuch folgten. Aber einzig und ganz dem engliſchen Geiſte gemäß wirkte Francis Baco von Verulam 1605 auf ſie. Auch er verwies, wie unſer Göthe ſagt, in allem lediglich an die Erfahrung, an das Weite und die grenzenloſe Empirie, und veranlaßte dadurch eine ſolche Methodenſcheu, daß Unordnung und Wuſt als das wahre Element angeſehen ward, in welchem das Wiſſen einzig gedeihen könne; freilich nicht ohne Widerſpruch Bodley's, der dagegen alles auf Maximen zurückführte. Sein Zeitgenoſſe Will. Gilbert beſchäftigte ſich beſonders mit dem Magnet und machte ſchätzbare Entdeckungen, z. B. Gaselectricität; ſo auch Will. Barlow; 1645 entſtand die Geſellſchaft der Unſichtbaren zu London und Oxford, welche die Naturwiſſenſchaft zum Gegenſtand ihrer Unterſuchungen machte. Hier wurde, nach Göthe's Schilderung, viel Merkwürdiges erkundet, aber die Furcht vor Autorität — nullius in verba war ihr Motto — die Richtung auf das Wirkliche, Gegebene durch Bacon bewirkte auch hier eine Spaltung der Theorie und Praxis und veranlaßte allerlei Hypotheſen ohne Methode der Erfahrung und rationale Behandlung. Robert Boyle, Hook, Iſaak Newton, dieſe geniale tüchtige Natur, bei der doch manches Wahnbild einſchlich, Halley, der über die Abweichungen der Magnetnadel ſo viel Erfahrungen machte, John Woodward zeichneten ſich beſonders aus. Einen botaniſchen Garten ſtiftete 1632 zu Oxford Danby, ein Naturaliencabinet 1662 Tradeſcant, Vater und Sohn, ein anderes Will. Courton. 1629 beſchrieb John Parkinſon 3,800 Pflanzen, und im folgenden Jahr gab Thomas Johnſon ein engliſches Pflanzenverzeichniß. Will. Horn's brittiſche Flora erſchien 1650 und wurde ſpäter von John Hill umgearbeitet. Eben ſo beſchäftigten ſich mit Botanik Rob. Moriſon, John Ray 1690, Thomas Millington, der die befruchtende Kraft der Staubfäden entdeckte, welche nachher Nehem. Grew und Sam. Mortand erwieſen und beſtätigten. In der Zoologie arbeiteten rühmlich Walt. Charlton — 1668 bis 1671 — Fr. Willoughby (ſt. 1672), John Ray (geb. 1628, ſt. 1705). Im achtzehnten Jahrhundert lehrte Wilſon die Electricitätsverſtärkung, Watſon und Franklin endeckten die poſitive und negative Electricität. Auch Cavendiſh machte herrliche Entdeckungen hierüber, und war durch ſeine Entdeckung des Oxygens 1774 am 1. Aug. eigentlicher Vater der antiphlogiſtiſchen Chemie, deren Entdeckung ſich die alles verſtehen wollenden, eiteln und prahlſüchtigen Franzoſen zuſchreiben. Crawford gab eine neue Theorie der thieriſchen Wärme. Indeß blieben alle Erfindungen beſonders auf das Empiriſche gerichtet. So lehrte Steph. Hales das Seewaſſer trinkbar machen, maß die Luftreinigkeit durch Kerzen, erfand Luftkiſten für Kriegsſchiffe, Gefängniſſe ꝛc. In der Chemie entſchied ſich Will. Higgins für das antiphlogiſtiſche Syſtem. Kirwan, Prieſtley, Hatchett, Davy, einer der geiſtreichſten Chemiker, experimentirten emſig. Forſcher in der Naturgeſchichte waren John Hill, John Fr. Miller. Eliſabeth Blackwell trieb 1741 Botanik. Nur allmählig folgte man Linné. John Hill 1756 war der erſte, hierauf John Miller. Endlich kaufte Smith Linnés Sa-

binet und ſtiftete die Linnéſche Geſellſchaft. Aiton, königlicher Gärtner zu Kew, pflegt als Kenner die ſchönſten exotiſchen Gewächſe. Curtis gab ein botaniſches Magazin heraus. George Edwards 1743 — 1751 eine Naturgeſchichte der Vögel, Thomas Pennant 1763 — 1783 eine Zoologie, John Latham ein Naturſyſtem aller Vögel, Adams ſchrieb über die Infuſionsthierchen, deren er 359 verſchiedene beſchrieb, John Ellis über Corallen und Zoophyten, Thomas Martyn eine Conchiliologie, A. Trembley Naturgeſchichte von Madera und Barbadoſele, Lawſon Naturgeſchichte der Carolinen. — f) Mathematik und Aſtronomie wurden wegen ihrer Brauchbarkeit für das Leben, beſonders für die Schifffahrt ꝛc. von den Engländern ſehr betrieben. Ueber algebraiſche Gleichungen ſchrieb, wiewohl unbemerkt und wirkungslos, ſchon früh 1579 Thomas Harriet. 1614 machte John Nepen Logarithmen bekannt, die 1624 Henry Briggs verbeſſerte. 1622 ſtiftete Smile einen Lehrſtuhl zu Oxford für Geometrie und Aſtronomie, Cutler einen für Mechanik; und überhaupt ward Mathematik die Grundlage aller Studien. 1655 ſchrieb John Wallis über die Lehre vom Unendlichkleinen, fand auch mehreres in Geometrie und Algebra. Leslie gab eine Geometrie, geometriſche Analyſe und Trigonometrie heraus. Großer Kenner der griechiſchen Geometrie und Herausgeber mehrerer griechiſchen Mathematiker war Barow, der auch 1662 die erſten Gründe der Analyſis des Unendlichen entwikkelte. Er war Vorgänger Newtons, der 1669 die Theorie unendlicher Reihen erfand, die Fluxionenrechnung ꝛc. In der practiſchen Mechanik war Wren, der Baumeiſter der St. Paulskirche und anderer trefflichen Gebäude, ausgezeichnet durch manche Erfindung. In der Optik herrſchten Gregori, Barrow, Newton. 1675 beobachtete Halley in St. Helena die Länge und Breite der Sterne unter dem Südpol. Hook deutete ſchon auf die Newtoniſche Anziehung. Flamſteed kannte 2,866 Fixſterne. Vince ſchrieb eine Aſtronomie und über die Gravitation. Aber immer mehr ging alles auf Beſſerung der Schifffahrt und Fabriken hin, und die Theorie trat ganz zurück. Clarke ſchrieb über Entdeckungen im Meere. Nur Mac Laurin war noch großer Algebraiſt, Smith 1738 Optiker, wie Bradley 1762. Wollaſton gab ein Sternverzeichniß, Maskelyne machte ſich um practiſche Aſtronomie verdient. In der Schiffbaukunſt waren Bartow und Robertſon berühmte Theoretiker, und 1792 ward dafür eine Geſellſchaft errichtet, da Frankreich England überbieten zu wollen ſchien. — g) Philoſophie. Natürlich gibt ſich der Mangel an Sinn für die ideale Seite der Welt am meiſten kund in der Bearbeitung der Philoſophie, dieſer Centralwiſſenſchaft aller übrigen. In Oxford herrſchte Scholaſtik, in Cambridge Neuplatonismus. Thomas Gale verſchmelzte ſie 1677 mit Theologie, Henry More 1787 mit Cabbale. Neuplatoniker und Chriſt war Cudworth. Baco's Richtung iſt ſchon oben erwähnt. Hobbes wandte ſich beſonders zu Staatsrecht und Politik, und hatte Algernon Sidney, wie James Harrington zu Gegnern. Alles war Empirismus, und ſo mußte 1690 Locke ſehr gelegen kommen. Paley's Grundſätze der Politik und Moral, die nun 19 Auflagen erlebt, werden von White in dem ſpaniſchen Journal el Espannol, wo Auszüge befindlich, ſehr gelobt. Aber Forſyth's Moral, Dugald Stewarts philoſophiſche Arbeiten, ſehr weitſchichtig und breit, und die noch geſchätzteren Unterſuchungen über den Ge-

ſchmack von Aliſon wie andere Werke ſind doch nichts, was deutſche Tiefe anſprechen könnte. — b) Geſchichte. Auch in der Geſchichte neigt ſich der Britte wiederum zur Geſchichte im engern Sinn hin, als dem Organismus des Staats, beſonders ſeiner eigenen. Denn von patriotiſchem Intereſſe, man möchte ſagen von Nationalſtolz, gingen dort die beſſern Geſchichtſchreiber aus. Raph. Holinshead ſammelte 1577 bis 1587 die Chroniken von England, Schottland und Irland. 1587 trug Harriſon aus geſchriebenen Urkunden eine Geſchichte von England zuſammen, und Commelin ſammelte die engliſchen Geſchichtſchreiber des Mittelalters, nach ihm Henry Smile, und Will. Camden. Eine allgemeine Weltgeſchichte hatte 1614 Walt. Raleigh angefangen, aber wegen kalter Aufnahme nicht fortgeſetzt. Annalen des A. und N. T. gab 1650 Uſher, eine Chronik 1652 Ed. Simſon heraus, wie Thomas Pierce Robinſons Annalen. Um Chronologie machte ſich 1649 und 1672 John Marſham verdient, nicht Newton. Indeß wurden immer Quellen der engliſchen Geſchichte geſammelt durch Roger, Twysden, Selden, Fell, Gale. Engliſche Kirchengeſchichte bearbeitete Cave 1674 in ſynoptiſchen Tafeln und eine Literaturgeſchichte der Kirchenſchriftſteller. Von engliſchen Biſchöfen und Erzbiſchöfen gab Wartons Anglia sacra Nachricht. Fullers berühmte Männer von England, Woods Athenae Oxonienses ſind nicht zu vernachläſſigen. Auch gehören hieher Beveridge, Warton, Duvell, Uſher, welche Kirchenverſammlungen, Kirchengeſetze, Gebräuche und Alterthümer mannichfaltig erläuterten. 1730 lieferte eine Geſellſchaft die allgemeine Weltgeſchichte, aus welcher Guthree und Gray 1764—1767 einen Auszug machten. Die römiſche Geſchichte bearbeitete Ferguſon, die griechiſche Gillies, den Verfall des römiſchen Reichs Gibbon, die Geſchichte Carls VIII. und der Entdeckung von Amerika Robertſon, Griechenlands Geſchichte Mitford. Auswärtige neuere Staatengeſchichte lieben ſie nicht, aus Stolz. Nur erſt in den Zeiten der bedrohlichen Napoleoniſchen Dynaſtie ſahen ſie ſich darnach um. Für die innere eigene ſammelte Rymer (ſt. 1714) noch Urkunden, wie Manning, Aſtle, Fenn, Lodge, Morgan, Howard, Harley, Sommer, Macki; Kriegsalterthümer der Römer in Britannien, Leroy. Though, Carle und Smollet bearbeiteten dieſe Materialien noch roh. Dieſe übertraf weit Hume, der aber, überreich geworden, ſie nur bis auf Wilhelm III. führte, wie Henry wieder nur bis auf Heinrich VIII. Neuerer Zeit ſind Dalrymple's Memoires von Großbritannien und Cunninghams Geſchichte von England und des berühmten Charles James Fox Geſchichte Jacobs II. nicht unwichtig. Für Biographie dient die Biographia Britannica, der brittiſche Plutarch, Nichols Leben William Bowyers, Johnſons Leben der engliſchen Dichter, Sheridans Leben Swifts, Maſons Biographie Grays ꝛc. Eine Geſchichte der Muſik gab Burney. Fanner, Granger, Berrenhout ſchrieben über die Gelehrten in allen drei Reichen, Mackenzie über die gelehrten Schotten, über deren Dichter Irving, über Ireland Campbell, über die Schickſale der Arzneikunde Aikin, über die Fortſchritte der Botanik Pultney. Heraldiker waren Bolton, Gillim, Gore; Numismatiker Evelyn; Geographen des Inlands Camsden, Purchas-Harcour. Zahlreich ſind überhaupt ihre Reiſebeſchreiber, wie Herbert, Gage, Brown, Jeſſelyn, Fryer, Burnet,

Ovington, Maundrel, Waſer, Smith, wie ihre Welt- und Entdeckungsreiſen. Berühmt iſt Andersons und Mucphersons Handelsgeſchichte. Chartenverbeſſerer waren Moll, Jeffery, Faden Dury, de la Rochette, Kitchim, Dalrymple, Rennel, Arrowsmith. Ausländiſche Geographie iſt dagegen meiſt ſchlecht beſtellt, ſelbſt für Büſching konnte man keine Empfänglichkeit und Theilnahme wecken. Unter den unzähligen Reiſebeſchreibern nennen wir Churchill, Champbell, Streens, Dalrymple, Hawkesworth, Commodore Biron, Wallis, Carteret, Cook, Mulgrave, Portlock, Dixon, Vancouver. Für einheimiſche Statiſtik arbeiteten Pennant und Sinclair, für Staatswirthſchaft Stewart, Smith, Price. — Von einem Ueberblick des in den Wiſſenſchaften Geleiſteten können wir uns nicht abwenden, ohne die allgemeine Bemerkung, daß von jeher der Wohlſtand und der Patriotismus der Engländer den Wiſſenſchaften mehr Vorſchub, als irgendwo, gethan haben. Dies beweiſen theils mehrere reich gewordene Gelehrte, wie Pope, Hume, Blackſtone, Hawkesworth, Gibbon, Paley, theils die vielen von Privatmännern angelegten, oder doch unterhaltenen Cabinets, wie das brittiſche Muſeum, das Leverſche, das Aſhmolſche, Preisvertheilungen, ferner die zur Förderung mancher Disciplinen geſtifteten Lehrſtühle; und häufige gelehrte Geſellſchaften, Bibliotheken, wie die des brittiſchen Muſeums, Zions College, Banks, Radcliff, Bodley, Catham ꝛc. Ganz der Freiheit der Nation gemäß, gemäß dem Wohlſtande, wodurch Sinn und Neigung des Einzelnen für dies oder jenes Fach geweckt und unterſtützt wird, darf man eben den Einzelnen, wie ſie für ſich hierin wirkten, weit mehr Einfluß und Verdienſt zuſchreiben, als der Regierung, deren Wirkſamkeit in dieſer Hinſicht weit zurücktritt und die Würde und Kraft des Volks nur mehr hervorhebt. Rechnen wir hieher, blos als Gegenſatz, die Univerſitäten Oxford und Cambridge, ſo ſpringt dies ſehr in die Augen. Zugleich wird aber auch an ihrer Verfaſſung der engliſche Nationalcharakter nur klarer. Eine eigentliche Academie, als ausgeſprochenes, treffendes, durchaus gegliedertes Abbild der Eigenthümlichkeit des Wiſſens der Britten, iſt wohl nicht zu ſuchen, und es iſt bereits aus Obigem klar, wie immer nur einzelne Köpfe und Talente mit großen und vorgreifenden Entdeckungen auftraten, aber kein gemeinſames, beſonnen nach innen wirkendes Streben nach Wiſſenſchaft ſich zeigte. Wie dies nun ganz dem Stolze und der Freiheit der Engländer zuſagte, ja nothwendig aus ihnen hervorging, ſo wurde es auch durch die in der That läſſige und ſchlechte Verfaſſung jener beiden Univerſitäten unterhalten. Auch hier war und iſt kein Ganzes, durch ſeines Baues Gliederung und Ausdruck Anſprechendes, Belebendes und Haltendes. Dazu hat es die Unempfänglichkeit für Theorie nicht kommen laſſen. Wie demnach für mehrere Disciplinen gar kein Unterricht, für andere nur ein unvollſtändiger, der Freiheit ja der Willkür der Lehrer überlaſſener Unterricht ertheilt wird, aber auch hierin noch die Studirenden wiederum ihre Freiheit geltend machen, und die Talente der Einzelnen mit geringen Fingerzeigen meiſt ihrem eigenen Triebe und Feuer überlaſſen werden, dies dünkt uns ein Wechſelverhältniß zu bilden, deſſen Vortheile und Nachtheile einem deutſchen Geiſte leicht bemerklich werden. Mathematik, Logik und claſſiſche Philologie ſind das Einzige, was als Grundlage aller Studien am ernſteſten betrieben wird. Claſſiſche Literatur findet noch

am meiſten ihre Verehrer, ſo daß jetzt ſogar Stimmen dagegen, als etwas den Geiſt in die Banden der Einſeitigkeit Schlagendes erhoben worden ſind. In den übrigen Wiſſenſchaften wird nach vorläufigen mangelhaften Ueberſichten, Fingerzeigen und Rathſchlägen, wodurch die Theorie dem Privatſtudium überlaſſen wird, öffentlich alles nach außen und auf die Praxis bezogen. — II. Engliſche Poeſie. Es iſt ſchon aus dem bisher Geſagten begreiflich, daß auch in der Poeſie ein ſo ganz auf öffentliches Leben und Bürgerlichkeit in höherem Sinne geſtelltes Volk, zumal mit dem tiefen, ja ſchwerfälligen, ſtarren Ernſte, der ihm eigen iſt, ſich mit andern Völkern, im Ganzen genommen, nicht wird meſſen können, obwohl es auch hier glänzende Genien geben wird, als deren Inbegriff wir wiederum den unſterblichen, einzigen Shakeſpeare nennen, der alle Elemente ſeines Volks in ſich zuſammenfaßt, ſelbſt das eigenthümlichſte, am trefflichſten von ihnen ausgebildete, den Humor. Aber eben dies Hervortreten des Humors zeigt auch wieder, daß die Poeſie zurückweichen mußte, indem das Komiſche, deſſen (der modernen Zeit angehöriges) Element der Humor iſt, theils das Widerſpiel der herrſchenden Richtung einer Zeit, theils das der Poeſie iſt. Darum nun erliſcht der Humor dort nie, und ſetzt ſich, ſo zu ſagen, faſt in ein Gleichgewicht mit der Wiſſenſchaft; wohl aber tritt die Poeſie nicht ſelten weit zurück. Schon die überwiegende Neigung, die ſich ſeit den früheſten und in den angeblich beſten Zeiten kund gibt, zu Einer Art derſelben, nämlich der beſchreibenden, welche in den letztern Zeiten ſogar noch der geographiſch-topographiſchen Richtung der Nation dienen mußte, verräth eine Einſeitigkeit, welche der Poeſie fremd iſt. Dazu klingt, bewußt oder auch bewußtlos, Shakeſpeare überall durch, wo noch etwan Poeſie waltet, und, wenn einige die Seite derſelben, durch welche ſie an die Sprache rührt, mehr ausbildeten, ſo wirkte theils hierin die Zeit mehr, theils möchte es doch wohl dem Gemüth an Friſche, Tiefe und Zartheit der Anſchauung fehlen. Einige Blicke in die Geſchichte werden dies lehren. Sammler von altromantiſcher Poeſie ſind Percy, Ellis und Ritſon. Da Heinrich VIII. ſelbſt Verſe, beſonders Sonetten, machte, ſo wurde dies begreiflich Hoſton, und Wyat und Surrey ſchrieben bereits vor 1547 Verſe. Borde und Heywood ſchrieben 1556 Epigramme und Poſſen, Sackville poetiſche Lebensbeſchreibungen, Ch. Tye brachte ſogar die Apoſtelgeſchichte in Verſe. So blieben denn die durch Provenzalpoeſie angeregten Verſuche roh, bis auf Spenſer (N. Ausg. von Todd in 8 Bdn.) und Waller in der letzten Hälfte des 16ten und der erſten des 17ten Jahrhunderts. Sie, die in der Idylle arbeiteten, erwarben ſich Verdienſte um Weichheit und Melodie der Sprache, wie ſchon Sidney ſich in dieſer Gattung verſucht hatte. Spenſer war arioſtiſch reich an Erfindung, verſchwenderiſch bis zur Verwirrung, übrigens Vater der Stanze. Daſſelbe Verdienſt erwarben ſich Cowley und Milton, der Dichter des verlornen Paradieſes (eines im Einzelnen erhabenen Gedichts, das aber im Ganzen ohne Intereſſe iſt und in den letzten ſechs Büchern gewaltig abfällt, und durch den Krieg zwiſchen Gott und Menſch, deſſen Ausgang ſo unzweifelhaft iſt, nicht viel Intereſſe und Spannung erregt), der, über die Rauhheit der Sprache klagend, ſie nach italieniſcher Melodie zu moduliren ſuchte; und Dryden, der bei vielen dulcibus vitiis des Syſtems fein war, von zartem, reizbarem Sinn (N. Ausg. v. Scott in 18 Bdn.). Donne war Satiriker, Denham 1600 bis 1640 beſchrei-

bender Dichter, Buttler komiſcher Epiker. Seit der Regierung der Königin Anna waren Lehrdichter: Pope, der Dichter beſonders von Abälard und Heloiſe, correct, witzig, aber ohne romantiſche Phantaſie, Pathos und Erhabenheit, mehr ſatiriſch als gemüthvoll, und Young, oft ſchwülſtig, beſchreibender Thomſon, und beſonders Crabbe, Cowper, Campbell, Southey, Epiker Pope und Glover, Satiriker Swift, Elegiker Gray, Fabeldichter Gay, Odendichter Collins. Durch die Ueberſetzungen ſpaniſcher und italieniſcher Dichter, welche Mickle, Hoole und Hayley fertigten, gewann die Sprache ebenfalls. Und auf dieſe Weiſe bildeten ſich geiſtreiche und muſterhafte Proſaiker, wie Will. Pitt, Burke, Fox, Sheridan, Mansfield, Erſkine, Sherlock, Drydale, Blair, Hume, Robertſon, Gibbon, Richardſon, Fielding, Goldſmith, Addiſon, Steele, Shaftesbury, Cheſterfield, der treffliche Sterne und andere mehr. Wer nun, wie ſichs gebührt, das Ganze jener dichteriſchen Leiſtungen der Engländer überſieht, und in einer Zeit von 60 bis 70 Jahren, von der Mitte der Regierung Eliſabeths bis zur Reſtauration, glänzende Namen wie Shakeſpeare, Spenſer, Sydney und andere fände, müßte wohl geſtehen, daß allerdings zum Theil Rieſenwerke Eines Volks mit ſcharf gezeichneter Volksthümlichkeit hier vollendet worden. Wie anders auch, da die Zeit ſo glücklich war, daß der Hang der Vielwiſſerei und die davon unzertrennliche Sonderung und Vereinzelung die in ſich geſammelte Geiſteskraft noch nicht gebrochen und zerſtreut hatte? da noch kein Meiſtern und Mäkeln, den Flug des Geiſtes lähmte? da das öffentliche Leben in einer großen Bewegung war, die ſchmählichen Feſſeln des Pabſtthums gänzlich abzuſtreifen? Schon die Proſa war durch Jeromy, Taylor, Barrow, Hooker, Bacon ꝛc. höchſt gediegen geworden. Die Bürgerkrige förderten eben ſo ſehr ſtarke Geiſter, als ihre ſtürmenden Wetter den Schmetterlingsſtaub der Phantaſie verwehten. Hierauf ſchlich ſich der franzöſiſche Geſchmack mit ſeinen feinen Schicklichkeiten und ſeinem Anſtandszwang ein, und ein witziger, prahleriſcher, glänzender Styl gewann die Oberhand, freilich auch ein ſchulgerechterer, künſtlicherer. Es war etwas Weltliches, Städtiſches, Verſtändiges und Schälkiſches darin, was dem König und ſeinen Höflingen, die vom heitern franzöſiſchen Hofe herkamen, und den tiefern ſchweren Ernſt verſchmähten, beſſer gefiel; ſtatt zarter Phantaſie, Satire und Sophiſterei, ſtatt großer Gemüthsaufwallungen künſtliche Declamation, ſtatt Shakeſpeare's weltumfaſſender, weltgeſchichtlicher Sprache Dryden's Perſönlichkeiten und Unfläthereien, wie dies ſeine Traveſtien Shakeſpeare's und Miltons am beſten beweiſen. Dryden war zu ſeiner Zeit unſtreitig der größte Dichter, Meiſter ſeiner Sprache wie Keiner, und hätte er nur ſeines Landes frühere Muſter vor Augen behalten, hätte er ſich fern von politiſchen Parteiungen, Höfen und Schauſpielhäuſern gehalten, er hätte eine unvergängliche Schule geſtiftet. Addiſon ward der Höhepunkt jenes ausländiſchen Styls. Seine Aengſtlichkeit, Seichtheit und Beſchränktheit, ſein Mangel an allem Leidenſchaftlichen und Glänzenden verrathen auch keine Spur ſeiner Landsmannſchaft mit Shakeſpeare. Pope iſt geiſtreicher, geſchmackvoller und belebter, aber, wie ſchon geſagt, Satiriker, Moraliſt, Witzbold, Kunſtrichter, nur nicht Dichter. Dazu fehlt es ihm an Phantaſie und Leidenſchaft. Er hat höchſtens eine Poeſie des Stadt- und höhern Ständelebens. Prior

hatte noch ſeinen Scherz, luſtige, leichte, mahleriſche Erzählungsgabe mit Witz und Schalkheit aus jenem Styl in ſeine Verſe herübergerettet. Unter der Königin Anna war dieſe Seuche aufs höchſte geſtiegen, und fiel ſeitdem immer mehr und mehr. Thomſon zog wieder etwas in das ältere Volksthümliche, und gewann ſich, trotz ſeiner Schwerfälligkeit, doch viel Verehrer. Young hatte von beiderlei Styl, von dem, der uns Urſtyl heißen mag, und von dem ausländiſchen etwas, nicht eben Gefühl und Leidenſchaft, aber eine reiche Phantaſie, welche indeß, ſtatt in leichten Spielen, glänzenden Schilderungen ſich zu ergießen, in das Epigrammatiſche oder auch in froſtige Uebertreibung umſchlug. Er wollte wie Pope ſchreiben, und war doch von Natur mehr an Cowley und Shakeſpeare gewieſen, ward alſo unbeholfen und unnatürlich. Akenſide und Gray ahmten die Alten nach. Collins und Goldſmith ſchufen nur wenig. Cowper warf endlich die franzöſiſchen Feſſeln ab und ſchrieb wieder frei im Urſtyl. Wohl hat er mancherlei Fehler, aber ſeine lautere reizende Natürlichkeit entſchädigt reichlich. Seitdem nun und in den letzten Zeiten klagen die engliſchen Kunſtrichter über ein gefliſſentliches Rückſchreiten zum Alten, ja Veralteten, Wilden und Regelloſen, welches ſie die Lakeſchule nennen, weil ſie ſich um die Seen von Cumberland beſonders durch Wordsworth, Southey, Miß Baillie, Coleridge, Scott, Byron gebildet haben ſoll. Dabei nennen ſie unſern deutſchen Aftergeſchmack als die unſelige Schule jener Verſchrobenheit. Hätten aber die Guten bedacht, daß, wenn Kunſt und namentlich auch Poeſie ſich ſo ziemlich ausgelebt haben, daß ſie nur noch Mägde der Ueppigkeit und Hoffahrt ſind, wenn das große Weltleben ſelbſt ausgelaugt iſt, und keine eines edlen Gemüths würdige Ausbeute mehr gibt, Schwankungen und Rückſchwankungen in eine beſſere Vorzeit ſchon als Uebergangs- und Vorbereitungsmomente zu einer neuen Zeit natürlich, ja unausbleiblich ſind, daß überhaupt die Bildungsperiode eines jeden Volks immer Einen Mann aufzeigt, in welchem, wie in einem Feuerheerde, die Strahlen der Vor- und Nachwelt ſich zuſammendrängen, ſo würden ſie vielleicht ſich ſelbſt eher betrauert, als uns bezüchtigt haben. Ja, wäre es ihrer ſtarren, ſtolzen, finſtern Eigenthümlichkeit möglich geweſen, die welthiſtoriſche Bedeutung einer Natur, wie unſer Göthe iſt, zu faſſen, ſo würden ſie wohl über den beiherſpielenden Bildern der Zeit nicht das Bleibliche und die Andeutung einer andern Zeit überſehen haben. Da jedoch, nach einem italieniſchen Sprichwort, nur die Zeit ein ehrlicher Mann iſt, und ein Seher ſeiner Zeit und ſeinem Lande am wenigſten gilt, ſo möge dies auf ſich beruhen. Zu läugnen iſt freilich nicht, daß auch unter uns eine bis zur Götzendienerei und Abenteuerlichkeit gehende Hinneigung zum Romantiſchen Statt gefunden. Aber leichter allerdings, als mit Engländern und Franzoſen, welchen letztern jene es doch nur nachſchwatzen, möchte man ſich mit Deutſchen mindeſtens darüber verſtändigen können, daß das Romantiſche nicht etwa eine nur modiſche Laune unſerer Tage, ſondern Grundzug aller modernen chriſtlichen Bildung ſei, der mithin nicht zu verläugnen, wenn auch etwa eine Zeit lang zu verbergen oder zu verzerren wäre, der aber nur durch den Gegenſatz einer ſeichten, lockern Alltäglichkeitspoeſie eigentlich doch verzerrter ſchiene, als er in der That wäre. Stutzig hätte es wohl auch ſchon die Engländer machen können, daß gerade die Häuptlinge jener Schule, wie Walter Scott (der Herausgeber der Drydenſchen Werke, des Sir

Tristrem von Tho. von Ercildoun, der Dichter des Marmion, der Lady of the Lake, des lay of the last minstrel und and.), William Wordsworth (der Verf. der lyriſchen Balladen und Gedichte), Robert Southey (der Dichter des Madoc, des Curse of Kehama, der Ioan of Arc, des Thulaba the destroyer) und Byron, — von welchem hernach — eingeſtandenermaßen hochbegabte Genien ſind, für welche zum Theil auch die Stimme des Volks gar laut und entſchieden ſpricht. Wie viel nun aber davon ſei, wenn die Kunſtrichter das Weſen ihrer Poeſie auf antiſociale Grundſätze und Rouſſeauſche kränkliche Empfindſeligkeit, Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Geſellſchaft, moraliſche Paradoxie und Sehnſucht nach einer unerreichbaren wollüſtelnden Tugend und Vollkommenheit, auf Kotzebueſche Einfalt und Schillerſche Kraft, auf Cowpers ungeſchlachte und rauhe Verſification, untermiſcht mit Ambroſe Philipps Unſchuld, zurückführen (ſ. Edinb. review, Bd. 1. S. 84.), dies möge, nach dem oben Berührten, von Andern erwogen werden. Zu vergeſſen iſt aber dabei nicht, daß die geſchriebene Poeſie, welche Kunſtwerke der Wortſprache ſchafft, etwas anderes iſt, als jene in dem früheſten Leben eines Volks ſich ausſprechende, welche mit Theologie und Magie in Eins zuſammenfällt. Ein großer Theil des Tadels jener Kunſtrichter aber betrifft Sprache und Vers, welche von der eben gangbaren, gleichſam conſtitutionell gewordenen, mehr oder weniger abweichen. So iſt es auch Lord Byron ergangen, deſſen Werke jetzt in ſechs Bänden erſchienen ſind. Eine glühende Phantaſie, eine zarte Sinnigkeit, neben herber, grollender, menſchenfeindlicher Einſeitigkeit, loſer Behandlung und Verflechtung des Stoffs und der Sprache, kurz eine geiſtreiche Verdrießlichkeit und ein überſatter Lebensekel, der ſich mit Paradoxien ſpannt, ein düſterer Unmuth, der dem Leben den Scheidebrief zugeworfen hat und ſich noch mit den Bildern der Phantaſie tröſtet, ſind allen ſeinen Werken aufgeprägt. Sie werden einzelnen Stimmungen zuſagen, ja willkommen ſein, nicht aber den Menſchen in jene heitern Bereiche beſchaulichen Friedens entzücken, welche die Heimath der Poeſie ſind. Natürlich gibt es auch in dieſer Schule Nachtreter und Varietäten, und die Klagen über Verſchrobenheit, Sprachverderbung ꝛc. hören nicht auf. Könnte dann aber England, ſo weit es welthiſtoriſch gewürdigt werden kann, mehr als Einen Dichter, vorzugsweiſe, und einen andern als Shakeſpeare haben und verlangen? Sollte es wohl nöthig ſein, die Penroſe, Peter Pindar, Moore, Opie, Radcliff, Edgeworth, O'keefe, O'donnel, Morgan, Hamilton, Milman und eine Menge anderer in Reihe und Glied aufzuzählen? Einiges jedoch noch unter der nun folgenden Nummer. — III. Engliſches Theater. Wir haben bei dieſer Ueberſicht vorſätzlich die dramatiſche Poeſie und ihren Fortgang unerörtert gelaſſen, um ſie, als das höchſte Product, im Ganzen zu betrachten. Eine weitläufigere geiſtreiche Würdigung hat A. W. Schlegel in ſeinen dramaturgiſchen Vorleſungen geliefert, dem wir hier zum Theil nachzugehen für Pflicht halten. Wie überall entſprang auch in England das Schauſpiel zunächſt aus der Religion, und ſchloß ſich an ſie zuerſt an. Und ſo waren denn die Moralities und Mysteries hierin das Urſprüngliche. Für das erſte hält man die Wunder der heil. Catharine. Unter Heinrich VIII. wird Every man als das erſte angeführt, worauf Hycke-scorns und Interlude gefolgt, dann unter Eduard VI. Justy Juventus; dabei auch noch Tragikomödien. 1551 wird ſchon Gevatterin Gorcons Nadel

erwähnt, das, bei aller Niedrigkeit, doch viel Komiſches haben ſoll. Es wurden auch ſchwache Verſuche in der Form der antiken Tragödie gemacht. Forrex und Porrex, oder das Trauerſpiel von Gorbobuc aus den erſten Zeiten der Eliſabeth war, wie Muſtapha, geiſtlos. Die ſpaniſche Tragödie war das erſte ernſte Stück, unſicher und bombaſtiſch. Lilly ſchrieb Campaspe; er war ſüßlich, verſchroben. Maclows Eduard II. kunſtlos, aber treu und einfältig. Der Flurſchütz von Wakefield und Grim der Köhler von Croyden gehören auch noch zu den Anfängen des engliſchen Theaters. Dies altengliſche Theater hatte nun zwar wohl Maſchinerien, aber keine eigentliche Decorationen. Denn in einiger Entfernung von den Wänden hingen Teppiche. Im Hintergrunde war eine über die erſte erhöhte Bühne. Man ſpielte am Tage. Parterre war unter freiem Himmel. Tracht war die gewöhnliche, etwa Federbüſche auf den Hüten und Roſen auf den Schuhen. Knaben ſpielten Frauenrollen. Muſik war in den Zwiſchenacten nicht. So fand Shakeſpeare die Bühne. Daß ſein Zeitalter ungebildet geweſen, darf man wohl nicht behaupten. Die Regierung der Eliſabeth brachte England in hohen Flor durch Handel, Schiffahrt. Die Luſt an den Alten war aufgeregt, wie an den Erzeugniſſen der Italiener und Spanier. Der Geiſt der Geſelligkeit war keck, kräftig, muthwillig, witzig, und nach mehreren Schilderungen und Darſtellungen Shakeſpeare's zu urtheilen, gab es einen feinen Hofton. Denn, wie ein Dichter auch rieſenmäßig über ſeine Zeit hervorragen und die noch in ihrer Tiefe unentwickelt ſchlummernden Keime herauffördern möge, nie wird man ihn doch ganz unzuſammenhängend mit ihr nennen können. Shakeſpeare hatte ſich ſchon früher nicht blos als dramatiſcher Dichter hervorgethan, und als der letztere genoß er allgemeine Achtung und Verehrung. Dies, wie die glänzende Aufnahme ſeiner Stücke, erweiſet ebenfalls wieder, daß ſein Zeitalter wohl nicht roh geweſen ſein könne. Ein Publikum, dem, bei ſo wenigen äußern Hülfsmitteln der Darſtellung, ſo kühne und tiefe, ſo freie und große Weltanſichten vorgeführt werden konnten, und das für ſie ſo empfänglich war, dürfte wohl unſer Publikum weit, weit überbieten, ja letzteres kann gar nicht gegen das erſtere in Betracht kommen. Es iſt hier der Ort nicht, dieſes Dichters unergründliche Herrlichkeit weiter zu verfolgen, eben ſo wenig, als manche über ihn in Schwange gehenden Vorurtheile zu widerlegen; — ſeine Bildung iſt, wie alle große und einzelne Bildung, faſt den Feſſeln der Zeit und der Geſchichte entflohen, und über ihm ruhet, wie über dem Uranfang des Menſchengeiſtes, ein heiliges mythiſches Dunkel. Wir bemerken nur kürzlich, daß ſeine Werke eine ſo durchaus gegliederte harmoniſche Anſicht der Welt und des Geiſtes verkünden, daß beide ſich ewig in einander ſpiegeln und wechſelſeitig Symbol für einander werden, wodurch ſich gewiß das Weſen eines wahrhaften, hohen Dichtergeiſtes beurkundet und ausſpricht. Er war ein Herzenskundiger, ſeine Charakteriſtik iſt tief eingreifend und wahr. Unerſchöpflich iſt die Fülle des Individualiſirens in ihm, worin ihm vielleicht kein Dichter gleichkommen möchte — ein Moment des Drama, der grade dem modernen Drama als Aufgabe vorgelegt iſt! Keine Leidenſchaft in ihrem tiefen und geheimen Weben, in ihrem allmähligen Durchbruch, ihrer alles niederwerfenden Gewalt iſt ihm unbekannt, und jede weiß er kräftig, eigenthümlich bis in die tiefſten Wendungen hinab darzuſtellen. Das Schauderhafteſte, Entſetzlichſte, wie

das Zarteſte und Mildeſte, erſcheint bei ihm in der eigenthümlichſten, wunderbar-harmoniſchen Farbengebung. Seine Zuſammenſtellung iſt groß, frei und dennoch innigſt verbunden. Den tiefſten Ernſt ſänftigt und mildert er durch den muthwilligſten und geiſtreichſten Scherz, und jener dem Menſchengeiſte ſo eigene und ſeine Ewigkeit beurkundende Hohn über das Beſtehende, in der Zeit Auftauchende und in ihr ſich Anſiedelnde, dieſe Macht ſich noch über den Trümmern zu erhalten und wiederzufinden, dieſe dem niedern Geiſte ſo unbarmherzig ſcheinende Gewalt, die doch gerade die tiefſte Wurzel des Geiſtes, die Liebe iſt, hat ſich wohl in keinem Dichter ſo laut, kühn, überlegen, mächtig und wahr geoffenbart, als in ihm. Darum iſt er auch immer neu und friſch, und kein Gegenſtand vermag, dieſen Proteus zu feſſeln, er wandelt ſich in alle Geſtalten. Außer den 34 allgemein ihm zuerkannten Stücken gibt es vielleicht noch manche, die mehr oder weniger ſeinen Einfluß erfuhren. Ueber andere iſt man faſt gewiß, daß Shakeſpeare ſie geſchrieben, und unter uns hat *Tiek* angefangen, mehrere hervorzuziehen. Dahin rechnet *Schlegel* den *Perikles, Prinz von Tyrus*, den *londner verlornen Sohn*, *Thomas Lord Cromwell*, *Sir John Oldcaſtle*, *ein Trauerſpiel in Yorkſhire*. Manche Stoffe ſcheint er umgearbeitet zu haben. Bei dieſem Meiſterthum iſt es wohl nicht befremdlich, daß er, wie oben geſagt wurde, durch die geſammte dramatiſche Poeſie der Engländer mehr oder weniger durchtönt, ohne doch je erreicht zu werden. Denn freilich iſt eine Kraft, welche mitten in der Zeit, aus ihr das Beſte aufgreifend und verarbeitend dennoch herrſchend über ihr ſchwebt, nicht ſo gäng und gebe. Dagegen unterliegen ſelbſt talentvolle Männer der herrſchenden Zeitrichtung und ihren Gebrechen. Dies erweiſet ſich an Shakeſpeare's Zeitgenoſſen und Nachfolgern, von welchen er gleichſam der Mittelpunkt zu nennen iſt. Jüngere ſind *Ford*, *Dekkar*, *Marſton*, *Webſter*, *Field*, *Rowley*, reine Nachahmer. *Chapman*, der Ueberſetzer des Homer, ſchrieb *die Thränen der Wittwe* nicht ohne komiſches Talent; *Heywood* ein bürgerliches Trauerſpiel, *die durch Güte getödtete Frau*, kunſtlos und leicht, auch im Schluß dem Kotzebueſchen Menſchenhaß und Reue an ſittlicher Tendenz weit überlegen. Uebrigens war *Heywood* ebenfalls ſehr fruchtbar, denn er hat 220 Stücke geſchrieben. *Ben Jonſon*, von Shakeſpeare ſehr geſchätzt, unterſtützt und aufgemuntert, wähnte doch, ſich über ſeinen Meiſter erheben zu können, weil er mehr Schulgelehrſamkeit beſaß als dieſer. Er war fleißig, kritiſch, mühſam, aber ohne Anmuth und Pathos, wie ſeine Trauerſpiele *Catilina* und *Sejanus* beweiſen. Im Luſtſpiel war er vorzüglicher, wiewohl ihm ein ſchwerfälliger ſatiriſch-römiſcher Zug, in der Intrigue Mangelhaftigkeit, Unwahrſcheinlichkeit und methodiſche Breite eigenthümlich blieben. Dies ergibt ſich aus ſeinem *Jedermann in ſeiner Laune*, *Jedermann außer ſeiner Laune*, *Volpone*, *dem Alchimiſten*, *Epicoene oder dem ſtummen Mädchen und dem dummen Teufel*. *Beaumont* und *Fletcher*, die ſchon bei Shakeſpeare's Lebzeiten über 50 Stücke ſchrieben, ihm immer nachtretend, waren fruchtbar, leicht und biegſam, nur zu ſehr alles auf Erfolg berechnend. Auch ſie waren im Komiſchen vorzüglicher, hatten natürlichen Ausdruck, waren aber frech und unanſtändig. *Die zwei edlen Vettern*, *der Ritter von der brennenden Mörſerkeule*, *die treue Schäferin* ſind bei Schlegel aus-

führlicher beurtheilt. Ihnen ſehr ähnlich ſind Maſſinger (beſte Ausg. v. W. Gifford in 4 Bdn., eine frühere von Coxeter und Maſon) und Shirley. In dieſer Reihe alter Dichter herrſcht eine gewiſſe Raſchheit und Natürlichkeit, welche aus Unſtätheit und Unordnung des Dialogs hervorgeht, in welchem eine große Vorliebe für Wortſpiele ſichtlich iſt. Ihr Styl iſt meiſt gewandt und gebildet, zuweilen mit einem Beiſchmack von Zwang und Verwickelung, oft geſucht kurz, aber gehoben durch glücklich hingeworfene Bilder, durchaus faſt gefärbt mit einer unverkennbaren Treuherzigkeit und Zierlichkeit. — Von 1647 blieben durch Veranlaſſung der Puritaner die Bühnen 13 Jahr lang verſchloſſen, und nun wurde der Hofton Carls II. eine Mode, die auch in die Kunſt überging, und dieſer Ton war ſittenlos und unanſtändig. Durch Davenant wurde Opernmuſik eingeführt und das Decorationswesen verbeſſert. Lange blieb Dryden Liebling des Publikums, er, der lateiniſche Dichter überſetzte, politiſch allegoriſirte, war ein fließender Versmacher, aber als Dichter platt, unnatürlich und koſtbar, dabei ungemeſſen eitel; Fehler, die auch der witzige Herzog von Buckingham in ſeiner Schauſpielprobe (the Rehearsal) gehörig durchzog. Ihm ahmte anfangs Otway nach, der im eigentlichen Sinne verhungerte. Sein gerettetes Venedig, das, wenn wir nicht irren, Iffland unter uns auf die Bühne brachte, ſeine Waiſe, D. Carlos, Prinz von Spanien, Alcibiades, Titus und Berenice, Freundſchaft nach der Mode, Soldatenglück, der Atheiſt, Geſchichte und Fall des Cajus Marius, Scapins Ränke verrathen manche gute Anlage, manch tiefes Gefühl und originelle Zeichnung bei vieler Unanſtändigkeit und Mangel an Compoſition. Nun machten ſich Wicherley durch die Liebe im Walde, den Edelmann als Tanzmeiſter, das Bauerweib, den Offenherzigen; Congreve durch den alten Junggeſellen, den Zweiächsler, Liebe um Liebe, den Lauf der Welt vorzüglich bekannt. Sie aber pflanzten auch auf ihre Nachfolger im Luſtſpiel mehr oder weniger ſittenloſe Unanſtändigkeit, unzierliche Form, Mangel an Ortseinheit fort. Zu dieſen Nachfolgern gehören Vanbrugh, der Verfaſſer des Rückfalls oder der gefährdeten Tugend, des gereizten Weibes, Aeſops, des Pilgers, des falſchen Freundes, der Verſchwörung, des Irrthums, des Landhauſes u. A.; Cibber, der der Liebe letzte Liſt, Weiberwitz, Liebe macht den Mann, Sie möchte und möchte nicht, den ſorgloſen Gatten, den Schulknaben, die luſtigen Liebhaber, Liebe in einem Räthſel ꝛc. ſchrieb; Steele, Verfaſſer des zärtlichen Gatten oder die vollendeten Narren, des lügneriſchen Liebhabers, der gewiſſenhaften Liebhaber, der Trauer nach der Mode; Farqhar durch Liebe und eine Flaſche, das beſtändige Paar, der Werboffizier, Sir Harrey Wildour, die Landkutſche, die Zwillingsnebenbuhler, Geckenliſt. Mehr und mehr anſtändiger wurde das Luſtſpiel unter Anna, und Colman, der von 1768 — 1773 Mitunternehmer am Theater im Coventgarden, und 1777 Eigenthümer der Schaubühne auf dem Haymarket war, machte durch die Eiferſüchtige, das muſikaliſche Mädchen, der Teufel iſt in ihm, den engliſchen Kaufmann, den Selbſtmörder ꝛc. ſich als ſtarken tüchtigen Charakteriſtiker bekannt. Garrik arbeitete Shakeſpeare oft, wie es ſcheint,

nach ſehr eiteln, perſönlichen und beſchränkten Anſichten um, und ſchrieb auch ſelbſt für das Theater. Footes Luſtſpiele ſind meiſt ſehr nachläſſig in der Anlage und Ausführung, die Charaktere aber originell und launig individualiſirt. Cumberland hat Weltton und Umgangsſprache, iſt aber flüchtig, herzlos. Murphey, Sheridan, die beiden Frauen Cowley und Inchbald übergehen wir als nicht beſonders auszeichnungswerth. Setzen wir zu dieſen angeführten dramatiſchen Dichtern noch einige im Trauerſpiel, ſo iſt die Geſchichte der Bühne ziemlich ausgemeſſen. Wir nennen Nicol. Rowe, geſt. 1718, Verfaſſer der ehrgeizigen Stiefmutter, der ſchönen Büßenden, Tamerlans, Ulyſſes, Jane Shore, Lady Jane Gray. Er bewunderte Shakeſpeare und war gefühlvoll, rührend. Addiſons Cato iſt ein froſtig franzöſirendes Stück, das vom Römiſchen nichts hat. Thomſons Sophonisbe, Agamemnon, Eduard und Eleonora, Tankred und Sigismunda, Coriolanus ſollen ſehr correct und ſchön, aber mehr für Leſer als Zuſchauer ſein. Eben ſo wenig ausgezeichnet ſind Young's Buſeris, die Rache, die Brüder; Lillo's Stücke, wie der londoner Kaufmann, der chriſtliche Held, Elmerick und andere, ſtellen häusliche und bürgerliche Lebensſcenen in gekünſtelter blumiger Sprache dar. An Moore, dem Verfaſſer des Spielers, rühmt man Charakteriſtik und Situationen, an Brooke's Stücken leidenſchaftliche, oft declamatoriſche Sprache, an Claron Hill Regelmäßigkeit und Correctheit, jedoch ohne leidenſchaftliche Stärke. Horne, Glover, Mallet, Robinſons haben nicht viel Einfluß gewinnen können. Glover ſchrieb Medea mit griechiſchen Chören in den Zwiſchenacten. In den neueſten Zeiten iſt auch in England die dramatiſche Kunſt immer mehr in Verfall gerathen, und es iſt kein gutes Zeichen, daß von uns mehrere z. B. Kotzebueſche Stücke mit dem wüthendſten Beifall aufgenommen worden ſind, die ſelbſt unter uns nur der Menge eine Zeit lang Vergnügen gewährten, jetzt aber auch ſchon den verdienten Ekel erregen. Die herrſchende Richtung auf das äußere bürgerliche Leben und ſeine Verhältniſſe, beſonders Handel ꝛc., iſt freilich ganz folgerecht dieſelbe geblieben, wenn auch die Stürme der letzten Jahre hier manches gehindert haben. Doch ſteht zu wünſchen, daß der nun wieder eröffnete Verkehr zwiſchen Deutſchland und England auch ein Austauſch geiſtiger Trefflichkeit werden möge. An Charactereigenthümlichkeit, Bürgertugend in vielfachen Richtungen können uns die Engländer wohl ein vorleuchtendes Beiſpiel werden, wir ihnen an beſcheidenem Forſchungsgeiſte und überhaupt an Sinn für Univerſalität der Bildung, wodurch in ihnen eine gewiſſe ſpröde und ſtolze Einſeitigkeit, wenn nicht vertilgt, doch gemildert werden möchte. (Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der dramatiſchen Kunſt in England vergl. man den Art. Londoner Theater.) Wa.

Engliſche Pferde (Blood horse, cheval de race). Dieſer Schlag von Pferden iſt in England nicht einheimiſch, ſondern aus Veredlung durch Hengſte aus Nordafrika, Arabien und Perſien entſtanden. Die Eigenthümer wetteiferten, durch Preiſe von der Regierung dazu aufgemuntert, wer die ſchönſten Pferde zu ziehen verſtände, und die Wettrennen (ſ. d. Art.) wurden ein Nationalfeſt der Pferdeſchau. Auch der hohe Preis der Sieger im Wettlauf und der Luxus der Großen, ſolche Renner zu beſitzen, reizte die Pferdehändler, ihre Sorgfalt auf dieſen Gegenſtand zu verdoppeln. Man

kaufte Stuten von edler Abkunft und ſchönem Gebäude, um Füllen davon zu ziehen, oder berühmte Hengſte, von denen ein Sprung mit 10, 20, 60, ja mit 100 Guineen bezahlt wurde. Da nun dieſer Gewinn 30 bis 40 Mal des Jahres möglich war, ſo glaubte man nicht zu theuer kaufen zu können. Noch Andere ſpéculirten auf den Gewinn der Summen, die beim Rennlauf gewettet wurden. So ſoll der Eigenthümer des Eclipſe mit dieſem Wettrenner 50,000 Guineen gewonnen haben; und manches Pferd, das ſein Herr mit 2 bis 3000 Guineen erkaufte, brachte ihm binnen wenig Jahren 10 bis 12,000 Guin. ein. Das Ausland ſuchte mit Begierde engliſche Pferde zu kaufen; dies trug noch mehr zur Vervollkommnung der engliſchen Pferdezucht bei. Indeß war die Ausfuhr der Hengſte verboten, und wenn auch einzelne auf das feſte Land kamen, ſo wußte man die Zucht davon nicht gehörig einzurichten, oder man hatte in England Pferde von der zweiten oder dritten Güte gekauft, welche oft den einheimiſchen Schlag, wie dies in der Normandie der Fall war, verſchlechterten. Uebrigens iſt in England die Pferdezucht überall gleich blühend. Man kennt keinen Unterſchied in der Güte nach der Provinz; doch unterſcheidet man zwei ganz verſchiedene Schläge, die ſich nicht mit Vortheil vermiſchen laſſen, von dem dritten, welcher allgemein iſt, der veredelt heißt und die eigentlich ſogenannten engliſchen Pferde begreift. Die erſte Art ſcheint in England einheimiſch zu ſein. Sie iſt 4 Fuß bis 4 F. 4, 5 Zoll hoch, von ſtarkem Bau, kleinem Kopf, dickem Halſe und ſehr ſchlanken Beinen. Dieſe Pferde werden ohne beſondere Sorgfalt in den Gebirgsländern, Cornwallis, Devonſhire, Wallis und Schottland, gezogen. Sie ſind unermüdet und ſehr ſichere Bergläufer. Die zweite Race begreift die Zug- und Laſtpferde, die muskelkräftig, wohl und ſtark gebauet, und wahrſcheinlich flandriſchen Urſprungs, doch durch ſorgfältige Zucht ſehr vervollkommnet ſind. Die zahlreichſte iſt die dritte, die durch mehrere fremde Arten veredelte Race, welche alle Jagd-, Reit-, Kutſch- und Cavalleriepferde begreift. Die ſchönſten darunter, was Ebenmaß und Geſtalt betrifft, ſind die Renner, Chevaux de course, Race-horses, die entweder urſprünglich von einem edlen barbariſchen Hengſte und einer berühmten engl. Wettläufer Stute, die ebenfalls aus dem Geſchlechte der Barbaren abſtammt, oder von zwei edlen Miſchlingspferden, oder endlich von einem veredelten Geſchlechte überhaupt abſtammen, daher es unter denſelben mancherlei Abſtufungen gibt. Im Allgemeinen ſind ſie 4 F. 7 — 10 Zoll hoch; ſie haben einen ſtarken glatten Kopf, große Augen, lange Ohren, einen etwas langen Hals und eine hohe etwas ſchmale Bruſt; der Bauch iſt wenig vorſtehend; die Gelenke an den Beinen ſind ſtark, der Bau des Rückens faſt grade geſtreckt, die Schenkel lang und muskulös; übrigens haben ſie ſchöne Verhältniſſe, kräftige Formen, eine feine Haut, durch die man jede Muskel, beinah jede Ader ſieht, und die ſtatt einer Striegel nur mit ſcharfen Bürſten berührt wird, kein Haar an den äußern Gliedmaßen u. ſ. w. Die gewöhnliche Farbe iſt dunkel braunroth mit Abzeichen am Kopfe und weißen Flecken an den Füßen. Eigenthümlich iſt ihnen die beträchtliche Senkung des Vorderbugs und die faſt horizontale Lage des Beckens, ſo daß beide einen Winkel bilden, deſſen Spitze höher und deſſen Oeffnung weiter geöffnet iſt, als bei jeder andern Race. Dieſer Bau begünſtigt unſtreitig das weite Ausgreifen und daher den ſchnellen Lauf des Pferdes. Eben darum iſt es aber auch zum Reiten weniger bequem, ſondern wird faſt

allein zum Wettlauf gebraucht, und daran ſchon mit 18 Monaten oder 2 Jahren gewöhnt. Iſt es dazu nicht mehr brauchbar, ſo nimmt man es zur Zucht. Findet man ein ſolches Pferd zum Wettrennen nicht tauglich, ſo wird es zum Kutſchpferde genommen. Nächſt den Rennern werden die Jagdpferde, Cheveaux de chasse, hunters, hunting horses, am meiſten geſchätzt, mit 120 — 300 Guineen bezahlt, je nachdem ſie ſicher und leicht über ungleichen Boden anhaltend lange laufen (einen guten Wind haben, ſagen die Engländer, und über Graben und Hecken ſetzen können oder nicht. Man nimmt zu dieſer Zucht gern normänniſche Stuten und einen Wettrenner; doch kommt es hierbei weniger auf die Zucht als auf die Abrichtung an. Eben ſo wählt man zu Reitpferden, Saddle horses, nicht die ſchönſten, ſondern die ſicherſten und bequemſten. Die zur Jagd und zum Reiten nicht mehr tauglichen Renner braucht man als Vorderpferde bei den Poſtkutſchen (Coach horses, Stage-horses). Zu den Deichſelpferden nimmt man gewöhnlich ſtarkgebaute Kutſch- oder Zugpferde. Noch gibt es Pferde, Poneys, Galloways u. ſ. w. genannt, die man zum Reiten und als Einſpänner braucht. Die Poneys ſind ſehr klein, werden auf der Weide von gemeinen Ackerpferden gezeugt, kommen Winter und Sommer in keinen Stall, laufen aber geſchwind und haben einen ſanften Gang, daher ſie gewöhnlich als Reitpferde von Frauen und Kindern gebraucht werden. (Vergl. d. Art. Wettrennen.)

Engliſches Reich in Oſtindien, iſt eine politiſche Erſcheinung von ſeltener Art. Kein europäiſcher Staat, ſondern eine bloße Geſellſchaft von Kaufleuten beſitzt daſelbſt ein Reich, welches fünfmal ſo groß iſt als das Mutterland, Großbritannien, und faſt dreimal ſo viel Einwohner zählt. Unter dem Schutze der brittiſchen Krone gebietet dieſe Geſellſchaft, man nennt ſie die Oſtindiſche, über den größten und beſten Theil von Vorder-Indien, und unterhält daſelbſt eine beträchtliche Kriegesmacht. Gering war der Anfang. Im J. 1600 vereinigten ſich 101 londoner Kaufleute zu einem Handel nach Oſtindien, ſchoſſen ein Capital von 200,000 Thlr. zuſammen, welches bald darauf um das Doppelte vermehrt wurde, und rüſteten 4 Schiffe aus. Da der Gewinn dieſer Speculation beträchtlich war, ſo wurde hernach das Capital auf vier Millionen Thaler und noch darüber vermehrt. Durch die Begünſtigung einiger indiſchen Fürſten konnte die Geſellſchaft an mehreren Orten Oſtindiens Factoreien anlegen. 1643 wurde der Geſellſchaft die Stadt Madras eingeräumt, wo ſie das Fort St. George erbaute. Dies war der erſte feſte Punkt, den ſie ſich in dieſem Lande erwarb, wo ſie jetzt ſo weitläuftige Beſitzungen hat. 1698 wurde ein Bezirk in Bengalen, wo jetzt die Stadt Calcutta ſteht, erkauft. Die 1689 entſtandene zweite oſtindiſche Geſellſchaft vereinigte 1708 ihre Fonds mit der ältern. Zu dieſer Zeit waren die Beſitzungen der Geſellſchaft ſchon ziemlich beträchtlich, und bildeten die drei Präſidentſchaften Calcutta, Madras und Bombay auf dem feſten Lande und die vierte Benkulen auf der Inſel Sumatra. Anfangs war es mehr die Abſicht der Geſellſchaft, durch dieſe Territorialbeſitzungen ſich feſte Punkte für ihren Handel zu verſchaffen, als Länder zu beſitzen. Aber in der Mitte des 18ten Jahrhunderts wurde die Geſellſchaft genöthigt, ihrer eignen Sicherheit wegen, eine kriegeriſche Stellung anzunehmen. Das Reich des großen Moguls, ſonſt einer der mächtigſten Fürſten Aſiens, war durch innere Unruhen, durch die Einfälle der Perſer, Afghanen und Maratten äußerſt ge-

ſchwächt worden. Die Franzoſen wollten ſämmtliche Europäer aus Oſtindien vertreiben. Nun ſah ſich die Geſellſchaft genöthigt, Gewalt mit Gewalt zu vertilgen. Der engliſche Feldherr Clive beſiegte die Franzoſen, und trat nun ſelbſt als Eroberer auf. Ganz Bengalen fiel in die Hände der Engländer, und immer größer wurde die Macht derſelben in Oſtindien. Beſonders hat die Geſellſchaft ſeit 1792 durch eine argliſtige Politik ihre Herrſchaft immer weiter ausgebreitet. Gegen eine gewiſſe jährliche Zahlung wurde einzelnen inländiſchen Fürſten eine Macht von ſtehenden Truppen verſprochen. Hierdurch zog man den befreundeten Fürſten von jedem andern Bündniß und von ſeinen eigenen Vertheidigungsmitteln ab. Erſt unterjochte man die Feinde dieſes Freundes, und dann den Freund ſelbſt wegen ſeiner Undankbarkeit. Man verlangte von ihm eine Vermehrung des Tributs, Gebietsausgleichungen oder Sicherheitsplätze; er weigerte ſich deſſen, und man nahm ihm Alles. Alle Gegner der Geſellſchaft unterlagen ihrem Glücke und der europäiſchen Kriegskunſt. Der furchtbare Hyder Ali wurde beſiegt. 1799 fiel auch Tippo Saheb zugleich mit der Eroberung ſeiner Reſidenz Seringapatnam. Auch die Macht der Maratten, die allein der Geſellſchaft Furcht einflößen konnte, wurde bedeutend verringert, und nach den neueſten Nachrichten ſind die Beherrſcher des öſtlichen und weſtlichen Marattenſtaates, mit denen die Geſellſchaft noch im Jahr 1818 in Krieg verwickelt wurde, ſo gedemüthigt, daß keine Macht in Oſtindien ihr gefährlich werden kann. Jetzt begreift das engliſche Reich in Oſtindien den ſchönſten Theil Vorder-Indiens und einen Theil der Inſel Sumatra, nebſt andern kleinern Inſeln, faſt 30,000 Q. M. und 50 Millionen Menſchen. Dieſe Beſitzungen ſind theils unmittelbare, theils mittelbare Gebiete, deren Fürſten ganz von den Britten abhängen. Sie ſind in die Präſidentſchaften Calcutta, Madras, Bombai und Benkulen eingetheilt. Die Einkünfte aus dieſen weitläuftigen Landen betragen jährlich 18 Millionen Pfund Sterling, die Ausgaben faſt 17 Million. Das Activcapital der Geſellſchaft beträgt über 49 Mill. Pf. Sterling; die Schuldenlaſt beläuft ſich aber auch auf mehr als 46 Mill. Die Kriegsmacht der Geſellſchaft beſteht aus 160,000 Mann, worunter 20,000 europäiſcher Truppen. Die inländiſchen Truppen der Geſellſchaft, Seapoys genannt, ſind auf europäiſche Art bewaffnet und exercirt, und daher den Truppen aller übrigen indiſchen Staaten durch den Geiſt der europäiſchen Kriegskunſt überlegen. Die Oſtindiſche Geſellſchaft iſt als Souverän dieſer Länder unter Großbritanniens Schutze und Oberaufſicht anzuſehen. Ein Generalgouverneur, welcher zu Calcutta ſeinen Sitz hat, iſt oberſter Staatsbeamter des geſammten Civil- und Militairweſens, nicht allein der Präſidentſchaft Calcutta, ſondern er iſt zugleich der Vorgeſetzte aller übrigen Gouverneurs in Indien, die nicht zu ſeiner Präſidentſchaft gehören. Er herrſcht beinahe wie ein König, iſt aber für ſeine Handlungen dem brittiſchen Parlamente verantwortlich. Sowohl dem Generalgouverneur, als jedem Gouverneur der Präſidentſchaften iſt ein Rath von vier Mitgliedern beigegeben. Die gebornen Britten und ihre Nachkommen werden nach brittiſchen Geſetzen, die Hindu's und Eingebornen nach ihren eigenen Geſetzen und durch eigene Richter gerichtet. Die Religion, Sitten, Gebräuche, Kaſteneintheilung der Hindu's werden von der brittiſchen Regierung ungeſtört gelaſſen. — Außer dieſen Beſitzungen der Oſtindiſchen Geſellſchaft beſitzt noch die Krone die Oſtindiſche Inſel Ceylon. (S. d. Art.)

Engliſche Sprache. Die eigentlich in Britannien heimiſche Sprache der Galen oder Celten (ſ. *Galen* und *Oſſian*) wurde durch die Schickſale des Landes ſo ſehr verdrängt, daß wir in der jetzt gangbaren nur wenig Spuren von ihr entdecken. Die Geſchichte der jetzigen engliſchen Sprache beginnt mit den Angelſachſen, welche um das Jahr 450 in Britannien einzuwandern anfingen, und hat ſeitdem vier Perioden durchlaufen: 1. die *angelſächſiſche Periode*, von 450 bis 780, welche mit der Periode der deutſchen Sprache von der Völkerwanderung bis auf Carl den Großen übereinkommt. Als aber 570 Auguſtin von Rom kam, brachte er mit der chriſtlichen Religion auch den Keim zu Wiſſenſchaften und Kunſt und das römiſche Alphabet mit, wie es ſich bereits zur kleinen Currentſchrift gebildet hatte. Nach Warton hat ſich indeß aus dieſer Periode nur ein einziges Sprachdenkmal erhalten, ein kleines metriſches Stück von Caedmon in Alfreds Ueberſetzung der Kirchengeſchichte des Beda. Mit den Einfällen der Dänen um 780 begann 2. die *däniſch-ſächſiſche Periode*. Das Däniſche floß mit dem Angelſächſiſchen um ſo leichter zuſammen, da beide Sprachen nahe verwandt waren. Was man gewöhnlich angelſächſiſch nennt, iſt eigentlich däniſch-angelſächſiſch, wovon noch mehrere ſchriftliche Denkmale vorhanden ſind, die Schriften des Königs Alfred, zwei buchſtäbliche Ueberſetzungen der vier Evangeliſten und des unechten Caedmon poetiſche Umſchreibung der Geneſis. 1066 hörte dieſe Periode auf, und mit Einwanderung der Normannen begann 3. die *normanniſch-ſächſiſche Periode*. Die normanniſch-ſächſiſche Mundart, ſagt Warton (History of the Engl. Poetry I, 2.) war eine äußerſt barbariſche, unregelmäßige und unbiegſame Sprache. Ihr Grund war das Sächſiſch-Däniſche, welches jetzt mit Franzöſiſchem vermiſcht ward. Die ſächſiſche Sprache hatte gleichförmige Analogien, war von Dichtern und Theologen ausgebildet worden, und erhielt, auch mit dem Däniſchen vermiſcht, doch viel Klarheit, Stärke und Harmonie; allein das von dem Eroberer und ſeinem Heer eingeführte Franzöſiſch war ein Gemiſch von Deutſch, Galiſch und verdorbenem Latein. Mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts begann 4. die *franzöſiſch-ſächſiſche Periode*. Die in der vorigen Periode mit dem Normänniſchen vermiſchte däniſch-ſächſiſche Sprache vereinigte ſich jetzt mit der neuern franzöſiſchen, nach deren Vorgang allmählig auch mit der lateiniſchen, und bildete ſich durch Hülfe beider zu der 5. heutigen engliſchen aus. Merkliche Fortſchritte zu dieſer Ausbildung that ſie vornehmlich in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, wo ſie, für den Zuwachs von Ideen zu enge geworden, ſich immer mehr aus der franzöſiſchen bereicherte. An Chaucer, dem Vater der neuern engliſchen Poeſie, iſt dieſe Veränderung am merklichſten, und deßhalb hat man ſie auch zuweilen ihm ſelbſt zugeſchrieben. So wurde denn die engliſche Sprache eine Miſchung von Brittiſchem, Lateiniſchem, Angelſächſiſchem, Altdeutſchem, Däniſchem, Normänniſchem und neuerem Franzöſiſchem; durch religiöſe Verhältniſſe, worin England eine geraume Zeit mit Italien ſtand, kamen auch italieniſche, durch Ausbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften griechiſche Kunſtwörter aller Art, durch den Handel eine Menge anderer ausländiſchen Wörter in dieſe Sprache, welche deshalb eine der gemiſchteſten iſt, die es geben kann. Sie wird in dem größten Theile Englands und in dem ebenen Theile Schottlands geſprochen; in den gebirgigen Ge-

genden Schottlands hingegen, in Irland und den engliſchen Provinzen Wallis und Cornwallis herrſcht noch eine der alten brittiſchen verwandte Sprache. Wie jede lebende Sprache, zerfällt übrigens auch die engliſche in mancherlei Mundarten, welche theils nach den Gegenden, theils nach den Graden der Cultur derer, die ſie ſprechen, ſehr verſchieden ſind. Die ausgebildetſte unter denſelben iſt zugleich die Schriftſprache der Nation, und wird im engſten Verſtande die engliſche Sprache genannt. Durch eine glänzende Reihe vorzüglicher Dichter, Redner und Schriftſteller aller Art iſt dieſe Sprache in einer Folge mehrerer Jahrhunderte ſo ausgebildet worden, daß man ſie den gebildetſten europäiſchen Sprachen zuzählen muß. Sie iſt reich, nicht blos an Ausdrücken überhaupt, ſondern auch an bedeutender Kraft ihrer Wörter. Ihr goldenes Zeitalter ſetzt man gewöhnlich unter die Regierung der Königin Anna, zu Ende des ſiebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wo beſonders Swift, Addiſon und Steele die engliſche Proſa ſchufen. Weder ſo polternd, wie die holländiſche, noch ſo weibiſch, wie die franzöſiſche, iſt ſie eben ſo bedeutend, wie die lateiniſche, ſteht wegen Zuſammenſetzung ihrer Wörter nur wenig unter der griechiſchen, und erreicht nur die deutſche nicht an Univerſalität. Samuel Johnſon hat ſich durch ſein Dictionary of the english language, 2 Bde. Fol. 1745 ein unläugbares Verdienſt um das Studium dieſer Sprache erworben; doch darf es keineswegs Anſprüche auf Vollſtändigkeit machen. Wir Deutſchen haben einen Auszug davon. Neues grammatiſch-kritiſches Wörterbuch der engliſchen Sprache (Leipzig, 1783. 2 Bände), von Adelung. Sonſt ſind die beſſern engliſchen Wörterbücher für uns die von Ebers, Harniſch und Fahrenkrüger. Unter mehreren Sprachlehren iſt die vorzüglichſte die von Wagner, dem wir auch einen neuen Abdruck des Shakeſpeare verdanken, und von Winkelmann. dd.

Engliſcher Tanz, ſ. Angloiſe.

Engliſche Waaren. Man verſteht unter engliſchen Waaren, über welche von unſern deutſchen Manufacturiſten und Fabrikanten ein ewiger Jammer iſt, da ſie ſolche meiſtens weder in gleicher Güte noch zu gleichen Preiſen zu liefern im Stande ſind, und deren Ausſchließung vom Continent ein Hauptzweck des ſogenannten Continentalſyſtems war, die Napoleon im eigentlichſten Sinne mit Feuer und Schwert verfolgte, da uns allen noch im Gedächtniß iſt, wie im Jahr 1810 in ſämmtlichen Ländern des großen Reichs, insbeſondere den Rheinbundſtaaten, allem, was engliſche Waaren hieß, nachgeſtellt, ſie zuſammengebracht und ſchonungslos, ohne Entſchädigung der rechtmäßigen Eigenthümer, den Flammen überliefert wurden, — gemeiniglich nur die in Mancheſter verfertigten baumwollenen Waaren, und die kleinen Waaren, welche aus Birmingham und Sheffield in den deutſchen Handel kommen. Es gibt ihrer aber viel mehrere Arten, die auch nach Deutſchland und den angränzenden Ländern ausgeführt werden, und ſich allgemein durch Güte und Wohlfeilheit auszeichnen. Wir führen hier die wichtigſten davon an. Glasgow (in Schottland) liefert feine Cattune, klare Mouſſeline, gewürfelte ſogenannte Pullicatetücher. Aberdeen (auch in Schottland) liefert wollene geſtrickte Strümpfe; Tiverton liefert Serges; Exon feine Flanelle; Leeds grobe und mittelfeine Tücher, Biber, Calmuks, eine Menge wollener Stoffe, als Merinos, Tamis, Callamancoes, Zays; Halifax führt dieſelben Ar-

tikel aus wie Leeds, und außerdem noch Karſays; Rochdale liefert Boys; Norwich wollene Damaſte und Schawls; Nottingham feine Strümpfe; Etruria das weiße und ſchwarze Wedgwoodſche Steingut; Mancheſter weiße Garne (ſogenannte Water und Mule Twiſte) Cattune, die ſogenannten Mancheſter, baumwollene Batiſte, Hüte und viele andere Waaren; Birmingham Quincaillerie, Knöpfe und unzählige kleine Artikel; Sheffield Meſſer und Scheeren; London ſelbſt verfertigt nicht minder faſt alle Artikel, welche in den Provinzen fabricirt werden, nur alle in größerer Feinheit und Vollkommenheit, weshalb dieſe auch theurer ſind, und außerdem die vortrefflichſten mathematiſchen Inſtrumente, feine Glaswaaren, Sattlerarbeit, Wagen u. ſ. w. — Es gibt viele Urſachen, welche den engliſchen Waaren den Vorzug vor denen des Continents, insbeſondere Deutſchlands, verſchaffen, und wir irren ſehr, wenn wir glauben, daß ein bloßes Verbot derſelben unſere Fabrikate bald zu einer gleichen Güte und Wohlfeilheit führen würde. Wir finden die erſte Urſache in der vortrefflichen engliſchen Staatsverfaſſung, die jedes Individuum in ſeinen Rechten ſchützt und ſichert, und ihm die volle und freie Entwicklung aller ſeiner Anlagen und Talente erlaubt; in der nationalen Geſetzgebung durch das Parlament, anſtatt daß bei uns in der Regel Miniſter und Räthe, mit den beſchränkteſten Einſichten über Gegenſtände des Gewerbfleißes, die Leitung derſelben haben; in dem Gemeingeiſt des engl. Volks, der alle großen Ideen, die die Nationalwohlfahrt befördern können, auch großherzig unterſtützt und ſich dazu vereinigt (daher ihre Canäle, ihre vortrefflichen Landſtraßen, ihre Anſtalten zur Erleichterung des Reiſens und aller Verbindungen), in der glücklichſten inſulariſchen Lage, der unermeßlichen Schiffahrt nach allen Punkten unſers Welttheils, und der dadurch mannichfaltig erregten und beförderten großen Thätigkeit und ſich wechſelsweiſe unterſtützenden Induſtrie. Endlich haben die unerſchöpflichen unterirdiſchen Steinkohlenlager, und die dadurch leichter als anderwärts mögliche Unterhaltung der Dampfmaſchinen, welche in allen Fabriken, Manufacturen und Gewerben mit dem größten Erfolge angewendet werden, den bedeutendſten Einfluß ſowohl auf die Wohlfeilheit als auf die Tüchtigkeit der engliſchen Waaren.

Enharmoniſch (in der Tonkunſt) hieß bei den Griechen eines der Klanggeſchlechter, bei welchem die zwei erſten Intervalle kleiner als halbe Töne (Viertelstöne) waren. Das Enharmoniſche iſt auf dieſe Art von dem Diatoniſchen verſchieden. Heut zu Tage verſteht man unter enharmoniſchen Rückungen enharmoniſche Ausweichungen oder Verwechſelungen, ſolche Fortſchreitungen in den Tönen, bei welchen man Töne auf einander folgen läßt, welche in letzterm Tonſyſtem auf denſelben Stufen liegen, aber durch Kreuz und b verſchieden bezeichnet werden, z. B. es dis, ais b. Man redet dann auch von einem enharmoniſchen Klanggeſchlecht (genus enharmonicum). Man bedient ſich dieſer Verwechſelungen, wenn man plötzlich von einem ſehr entfernten oder abſtechenden Ton ausweichen muß, vorzüglich alſo bei dem Ausdrucke heftiger und tiefer Gemüthsbewegungen. Enharmoniſche oder diatoniſche chromatiſch-enharmoniſche Tonleiter wird daher diejenige genannt, wo außer den halben Tönen noch Vierteltöne in der Fortſchreitung eingeſchaltet werden, z. B. c cis des, d dis es, ꝛc.

In dieſer Fortſchreitung kann man nur im Geſang und bei den Blas- und Bogeninſtrumenten eine Verſchiedenheit wahrnehmen.

Enkauſtik, Wachsmahlerei, ging unſtreitig von der Gewohnheit der Alten aus, auf Wachstafeln zu ſchreiben. Die Wachstafeln zum Zeichnen verlangten aber eine andere Behandlung, als jene zum Schreiben, denn das mit Erdfarbe vermiſchte Wachs war nicht dünn und flüſſig, ſondern eine derbe Maſſe, welche demnach mit einem heißen und platten Werkzeuge ausgedehnt und eben gemacht werden mußte. Dieſes Werkzeug hieß bei den Griechen Keſtron, bei den Römern vericulum oder veruculum, d. i. Brennſtiel, Brennſpatel, Brenngriffel. Das Verfahren ſelbſt aber, das trockne und gefärbte Wachs mit dem heißen Griffel aufzutragen und auszudehnen, hieß eben deßhalb Enkauſtik, von dem griechiſchen Zeitwort ἐγκαίω, ich brenne ein. Weil es damit auf Haltbarkeit und Dauer durchs Feuer abgeſehen war, ſo erhielt das Wort Enkauſtik bald eine Allgemeinheit, wie wenig andere, indem man weder die Verſchiedenheit der Materie, noch der Anwendung des Feuers unterſchied. Nicht nur brauchte man dieſes Wort von der Wachsmahlerei auf Holz, Mauer und Elfenbein, ſondern auch von der Mahlerei auf irdene Geſchirre, von Metallarbeiten, wobei Gold oder Silber aufgetragen, eingelegt oder eingeſchmolzen, und von allem, was im Feuer vergoldet oder verſilbert war; welches man Gold- oder Silberenkauſtik nannte. Die Neueren nannten die Porzellanmahlerei und Schmelzarbeit Enkauſtik, und mit eben dem Rechte darf man der Glasmahlerei der mittleren Jahrhunderte, wie man ſie an den Fenſtern der gothiſchen Kirchen ſieht, dieſen Namen geben. Es ergibt ſich von ſelbſt, daß alles dies mit der Wachsmahlerei der Alten nichts zu thun hat. Ueber dieſe wiſſen wir im Grunde ſehr wenig. Plinius (H. N. 35. 11.) berichtet uns nur, daß es eine dreifach verſchiedene Art derſelben gegeben habe. Bei der erſten Art wurde das Wachs zerlaſſen, feingeriebene Erdfarbe, ſo viel es einſaugen konnte, beigemiſcht, und dann dieſe Maſſe (eläodoriſches Wachs) auf Holz oder Mauer mit dem heißen Spatel aufgetragen und geebnet. Erkaltet, war ſie der Grund, worauf der Zeichner mit einem kalten ſpitzigen Griffel die Linien eingrub, und ſo war es eigentlich nicht die Mahlerei, ſondern der Wachsgrund, welcher eingebrannt wurde, und dieſes Einbrennen gab der Mahlerei nur uneigentlich den Namen der Enkauſtik. Ueber die zweite Art, die eingebrannte Mahlerei auf Elfenbein, haben lange die irrigſten Vorſtellungen exiſtirt. Die richtigſte Meinung ſcheint die des Profeſſor Grund in Florenz, der ſich ſelbſt mit enkauſtiſcher Mahlerei vielfach beſchäftigt hat. Als nämlich die Kunſt der Umriſſe anfing, von Bedeutung zu werden, d. i. als man es auf Tafeln von hartem Wachſe zu einiger Vollkommenheit gebracht hatte, wollte man dieſe Arbeit im Kleinen auf Elfenbein machen, welches damals im höchſten Werthe ſtand. Tafeln von Elfenbein wurden alſo mit ſchwarzem oder rothem Wachſe überzogen, und die Zeichnungen mit dem Griffel darein gegraben, wobei man die Abſicht hatte, die reine und glatte Weiße des Elfenbeins für die Linienzüge zu benutzen, damit dieſelben ſich ſchöner ausſprechen möchten. Es war alſo nichts mehr und nichts weniger, als dieſelbe enkauſtiſche Arbeit, ſtatt auf Holz oder Mauer im Großen, auf Elfenbein im Kleinen. Die dritte Art iſt Auftragung der Wachsfarben mit einem Pinſel. Ueber das Wie iſt auch hier Verſchiedenheit der Meinungen, indem nach Einigen die Auflöſung des Wachſes durch Feuer, nach Andern durch Waſſer ge-

ſchah. Alles wohl erwogen, ſcheint die richtigſte Vorſtellung die, daß das Wachs naß aufgelöſet, die Farben damit vermiſcht, mit dem Pinſel aufgetragen und dann das Gemählde mittelſt behutſamer Annäherung des Feuers vollendet wurde, wodurch dieſe Art der Mahlerei erſt zur eingebrannten oder Enkauſtik wurde. Hiezu bediente ſie ſich eines heißen Eiſens, wahrſcheinlich in Geſtalt einer Platte mit einer hölzernen Handhabe. Als die Mahlerei durch die Erfindung des Pinſels bedeutende Fortſchritte gemacht hatte, entſtand auch noch eine neue Methode der Enkauſtik, die man der Mahlerei mit dem Pinſel mehr anzunähern ſuchte. Vorher war die eingebrannte Wachsmahlerei **Zeichnung** auf gefärbtem Grunde geweſen, jetzt wurde ſie **Mahlerei** mit eingebrannten Wachsfarben. Hatte der Künſtler den Wachsgrund aufgetragen und den Umriß mit dem Griffel darin gemacht, ſo ging er an die Farbengebung. Von Wachs mit Erdfarbe durchdrungen ſchneidet er mit dem heißen Griffel ſo viel ab, als nöthig iſt, einen beſtimmten Raum zu bedecken, und dehnt es auf dem Grunde aus, ſetzt eine zweite, dritte Farbe u. ſ. w. neben die erſte ſo daß er Localfarbe, Halbfarbe und Schattenfarbe neben einander aufſetzt, und dieſe nachher vertreibt, indem er die angränzenden Farben mit dem heißen Griffel in einander ſchmelzt. Nachdem die ganze Kunſt der Wachsmahlerei ſeit dem 5ten Jahrhundert verloren geweſen, wurde das Andenken derſelben in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erneuert, und der Graf Caylus (1752) war es, der ſie zuerſt wieder in Anregung brachte. Es fehlte nicht an manchen Freunden, die ihr zugewendet wurden, und dieſe rühmten, daß Wachsgemählde bei weitem die dauerhafteſten, und reinerer Farben, ſo wie eines friſcheren Colorits fähig ſeien als Oelgemählde. Auch **Bien** und **Bertſcher** haben neulich Verſuche der Art gemacht. Was ſich hierüber ſagen läßt, iſt in Göthe's Winkelmann und ſein Jahrhundert von dem wackern Meyer S. 563 fg. geſagt. Ob unter den mancherlei erfundenen Methoden der neuern Wachsmahlerei eine ſei, welche die altgriechiſche wiedergebe, mag wohl bezweifelt werden. Uebrigens muß Referent noch ſagen, daß er einige Wachsgemählde geſehen hat, die völlig das Anſehen eines Oelgemähldes und auch die Laſur eines ſolchen hatten. dd.

Enkratiten, Enthaltſame, ſ. **Gnoſtiker.**

Enneper Straße (die ſogenannte) erſtreckt ſich in einer Länge von zwei Meilen, von Hagen bis Gevelsberg im Märkiſchen im Großherzogthum Berg, und hat ihren Namen von dem Fluſſe Ennepe erhalten. In ſeiner ganzen Länge iſt dieſer Fluß ſo mit Waſſerwerken beſetzt, daß neue Werke anzulegen nicht mehr möglich iſt. Es befinden ſich zur Bearbeitung des Eiſens hier alle Arten von Hämmern, als Roh-, Stahl- und Stabhammer, Raffinir- oder Reckhämmer, Senſenhämmer, Breithämmer und eine große Anzahl von Schleif- und Polirmühlen. Die Stahlfabrication im Allgemeinen wird in der Grafſchaft Mark auf beinahe eine Million Thaler angeſchlagen, wovon der mehrſte auf der enneper Straße verfertigt wird. Ein anderes Hauptfabricat der enneper Straße ſind die weißen Senſen- und Strohmeſſer, wovon jährlich an 30,000 Dutzend, zum Werth von 200,000 Thalern, verarbeitet werden. Außerdem werden Feilen, Sägen, Spaten, Pfannen, Meſſer, Amboſſe, Caffeemühlen in unſäglicher Menge fabricirt und in alle Theile der Welt verführt.

Ennius (Quintus), einer der berühmteſten römiſchen Dichter der früheren Zeit, ein Nachahmer der Griechen. Er war zu Rudiä

in Calabrien 239 vor Chr. geboren. Cato Cenſorius lernte ihn in Sardinien kennen, ward ſein Schüler und brachte ihn, da er als Quäſtor aus Afrika zurückkehrte, mit nach Rom, wo er bald die Freundſchaft der angeſehenſten Männer (Scipio Naſica u. A.) gewann und vornehme junge Leute in der griechiſchen Sprache unterrichtete. Mit einer ausgebreiteten Kenntniß der griechiſchen Sprache und Litteratur verband er eine genaue Bekanntſchaft mit der osciſchen und lateiniſchen Sprache, wodurch ſein großer Einfluß auf die Bildung der letztern möglich gemacht wurde. Er verſuchte ſich faſt in allen Gattungen der Poeſie, bald weniger, bald mehr nach dem Griechiſchen. So ſchrieb er ſein epiſches Gedicht Scipio; römiſche Annalen von der älteſten bis auf ſeine Zeit in Hexametern; 18 Bücher, Tragödien und Komödien, von welchen noch einige Fragmente übrig ſind; Satiren und Epigramme; Ueberſetzungen. Seine Verdienſte um die lateiniſche Sprache und Proſodie bewirkten, daß ihn die Römer als den Vater ihrer Poeſie betrachteten (Horaz, Ars poët. 55 etc.). Seine Fragmente hat geſammelt Heſſelius (Amſt. 1707. 4.) und Nachrichten über ſein Leben beigefügt.

Enſemble, das Ganze ohne Rückſicht auf ſeine einzelnen Theile. Wenn man bei Beurtheilung eines Gegenſtandes der ſchönen Künſte auf die Wirkung hinſieht, die alle Theile zugleich auf uns machen, ohne auf das Einzelne Rückſicht zu nehmen, ſo ſagt man: das Enſemble iſt dabei ſo oder ſo beobachtet; bei einem Gemählde: wenn man auf die Empfindungen hinſieht, die die Vereinigung aller Gegenſtände bewirkt, es ſey nun in Hinſicht auf den Geiſt deſſelben, oder in Abſicht der Harmonie der Farben, der Haltung, des Hellen oder Dunkeln ꝛc.; bei einem Tonſtück: wenn man während des Vortrages deſſelben ſogleich Alles auf den Charakter des ganzen Stücks abzielen und dazu beitragen ſieht ꝛc., bei einem Schauſpiel: wenn man daſſelbe im Ganzen, ohne die einzelnen Charactere darin zu zergliedern, beurtheilt. Oefters iſt bei Werken der Kunſt die Wirkung des Ganzen Hauptabſicht, z. B. in der Mahlerei bei gewiſſen Landſchaften, wo die einzelnen Gegenſtände gar nicht wirken, doch zuſammen eine reizende Anſicht gewähren. Umgekehrt gibt es Werke, wo das Einzelne die Hauptſache iſt, z. B. in Komödien, wo öfters das Ganze keiner Aufmerkſamkeit werth, aber der einzelnen Charactere wegen wichtig iſt.

Enterbung iſt die rechtliche Entziehung des Pflichttheils. Es muß dabei nicht nur der ausgeſchloſſene Erbe, ſondern auch die geſetzliche Urſache genau und namentlich bezeichnet ſeyn. Zu Enterbung der Deſcendenten gibt es nach Nov. 115, Cap. 3. ohne alle Ausdehnung folgende vierzehn Urſachen: 1) Real-, 2) Verbrechen beſchuldigende Verbal-Injurien, 3) Anklage (außer bei Majeſtätsverbrechen), worauf Leibes- oder Lebensſtrafe, 4) worauf große Vermögensſtrafe folgen würde, 5) Umgang und Zuſammenhalten mit verbrecheriſchen Menſchen als Verbrecher, 6) Lebensnachſtellung, 7) Beiſchlaf mit der Stiefmutter, 8) Verweigerung der Verbürgung für den verſchuldet geweſenen Vater (nur für Söhne gültig), 9) Verhinderung an Errichtung eines Teſtaments, 10) Ergreifung des Comödiantenlebens wider Willen der Aeltern, und Verbleiben darin bis zu des Teſtirers Tode, es wäre denn, daß die Aeltern ſelbſt dies Gewerbe trieben, 11) wenn eine Tochter vor dem 25ſten Jahre einen Mann bekommen ſoll, und ſie ihn ausſchlägt, und ſich einem ausſchweifenden Leben ergibt, 12) Vernachläſſigung eines furiosi parentis, 13) Nichtauslö-

ſung eines der Aeltern aus feindlicher Gefangenſchaft, 14) Abfall vom orthodoxen Glauben. — Zu Enterbung der Aſcendenten gibt dieſelbe Novelle im 4ten Capitel acht Urſachen: 1) Anklage auf Leben und Tod (außer bei Majeſtätsverbrechen), 2) Lebensnachſtellung, 3) Beiſchlaf des Vaters mit der Schwiegertochter, 4) Verhinderung an Errichtung eines Teſtaments, 5) Lebensnachſtellung des einen Aelterntheils gegen den andern, 6) Vernachläſſigung eines wahnſinnigen Kindes, 7) Nichtauslöſung aus feindlicher Gefangenſchaft, 8) Abfall vom orthodoxen Glauben. — Bei Enterbung der Geſchwiſter muß, wenn ihnen eine persona turpis vorgezogen wird, nach Nov. 22., Cap. 47. eine der folgenden, keiner Ausdehnung fähigen drei Urſachen vorhanden ſeyn: 1) cui mortem voluit fratri, aut 2) criminalem inducere contra eum inscriptionem, aut 3) substantiae ei properaverit inferre jacturam.

Entbindungskunſt, ſ. **Geburtshülfe**.

Entern heißt, ein Schiff auf offener See mit Gewalt erſteigen, um ſich deſſelben zu bemächtigen. Dies geſchieht, indem ſich das angreifende Schiff mit Enterhaken an das feindliche anhängt, und ſich ſo nahe an ſelbiges bringt, daß die Mannſchaft auf das feindliche Schiff hinüberſpringen und die Beſatzung Mann gegen Mann angreifen kann. Das Entern wird gewöhnlich nur durch die Caper und Corſaren gegen Kauffahrteiſchiffe, die meiſtens nicht viele Mannſchaft und Geſchütz haben, unternommen. Bei Kriegsſchiffen iſt es gewöhnlicher, den Kampf durch Kanonenfeuer zu entſcheiden. — Das **Enterbeil** iſt eine Art Streitaxt, deren man ſich beim Entern zum Handgemenge und Zerhauen der Taue u. ſ. w. bedient. Es iſt auf einer Seite wie ein Beil, auf der andern wie eine Pike ſpizzig gebildet.

Entführung verpönt das römiſche Recht mit dem Tode und verbietet ſchlechterdings die Ehe des Räubers mit der Geraubten, ja es will ſogar die Theilnehmer mit dem Tode beſtraft wiſſen. Das mildere canoniſche Recht verſagt zwar dem Räuber das jus asyli, allein es erlaubt die Heirath, wenn die Entführte einwilligt. Heut zu Tage ſtraft man willkührlich und das franzöſiſche Geſetzbuch ſchweigt von dieſem Verbrechen ganz.

Enthuſiasmus, die Begeiſterung, das Entzücken, eine ungewöhnlich erhöhte Wirkſamkeit der Seele; daher **Enthuſiaſt** derjenige, welcher leicht in eine außerordentliche Lebhaftigkeit und Begeiſterung von gewiſſen Gegenſtänden verſetzt wird; **enthuſiaſtiſch**, ſchwärmeriſch, begeiſtert. Doch alles dieſes mehr im guten als nachtheiligen Verſtande. (S. **Begeiſterung**.)

Entoilage, eine Gattung feiner Zwirnſpitzen, Garnituren und Beſetzungen auf den Kleidungen der Frauen, welche urſprünglich in der Normandie verfertigt wurde, gegenwärtig aber eine Hauptfabrication des ſächſiſchen Erzgebirges, vorzüglich **Annaberg**, **Schneeberg** und von **Buchholz** ausmacht. Die breiteſte Sorte dieſer Entoilage heißt auch **Falbala**.

Entomologie, die Lehre von den **Inſecten**. (S. d. Art.) **Entomolog** der Inſectenkenner, **Entomolithen** verſteinerte Inſecten.

Entrecaſteaux (Joſeph Antoine Bruni d') ein ausgezeichneter franzöſiſcher Seeofficier. Er wurde 1739 zu Aix geboren, diente erſt

unter **Suffren**, und erwarb ſich nach und nach den Ruhm eines der talent- und muthvollſten Officiere der franzöſiſchen Marine. Im J. 1785 commandirte er in den indiſchen Gewäſſern und machte von da eine intereſſante Reiſe nach China. Darauf ward er Gouverneur von Isle de France. Im Jahre 1791 ward er ausgeſandt, um La Peyrouſe aufzuſuchen. Es lag in der Natur der Sache, daß er den Zweck ſeiner Reiſe nicht erreichen konnte, dagegen gehört ſelbige durch mannichfaltige und wichtige Entdeckungen und Beobachtungen, welche er auf ihr machte, und die in ſeiner darüber herausgegebenen Reiſebeſchreibung niedergelegt ſind, zu den nützlichſten und unterrichtendſten, welche wir in neuerer Zeit erhalten haben. Er ſtarb am 20. Juli 1793.

Entreſolen, ſ. **Attika**.

Entſatz. Eine Feſtung, die vom Feinde eingeſchloſſen iſt oder belagert wird, entſetzen, heißt den Feind zum Abzug zwingen. Dazu kann er auf mehrere Arten genöthigt werden, als durch Ueberſchwemmungen, wenn die natürliche Lage dergleichen zuläßt, durch Mangel, wenn man die Gegenden umher verwüſtet oder die für ihn beſtimmten Transporte auffängt, oder durch Gewalt der Waffen, wenn man das zur Deckung der Belagerung beſtimmte Beobachtungscorps ſchlägt. Iſt die gänzliche Vertreibung des Feindes nicht möglich, ſo ſucht man wenigſtens einen momentanen Entſatz zu bewirken, um der Beſatzung die etwa mangelnden Bedürfniſſe zuzuführen oder ſie durch friſche Truppen zu verſtärken. Dies geſchieht entweder durch heimliches Durchſchleichen oder dadurch, daß man die Kette der Belagerer plötzlich und unter Zuſammenwirkung der Garniſon durchbricht.

Envoyés ſind Geſandte der zweiten Claſſe. Der Titel Envoyé ordinaire iſt nicht mehr gebräuchlich; man unterſcheidet aber Envoyé, Envoyé extraordinaire, Envoyé extraordinaire et plenipotentiaire, unter welchen der letzte der ehrenvollſte iſt. S. **Geſandten**. dd.

Eon de Beaumont (Charles - Geneviève - Louiſe - Auguſte - André - Timothée d'). Dieſer ſo berühmt gewordene Mann, der zu ſo langen und ſonderbaren Streitigkeiten Anlaß gegeben hat, war zu Tonnerre den 5. Oct. 1728 geboren. Die glänzendſten Eigenſchaften ſetzen ihn in den Stand, eine bedeutende Rolle in der politiſchen Welt zu ſpielen; aber ein noch größeres Intereſſe erregte er durch das Geheimniß, worin er ſein Geſchlecht zu hüllen ſich genöthigt ſah. Die öffentliche Neugierde, geweckt durch den ihm vom Könige gegebenen Befehl, Frauenkleider zu tragen, nachdem er im Cabinet und auf dem Schlachtfelde geglänzt hatte, ließ ſeinen Namen durch ganz Europa ertönen. Niemand konnte die Gründe auffinden, die von dem Chevalier d'Eon ein ſo ſeltſames und großes Opfer der Eigenliebe fordern könnten, und man verlor ſich in Vermuthungen. Jetzt wo alle Zweifel gehoben ſind, iſt ein begründetes Urtheil über den Chevalier d'Eon und eine treue Schilderung deſſelben leichter. Seine Jugend war den Studien gewidmet, in denen er bei großem Eifer ſchnelle Fortſchritte machte. Er empfing früh die juriſtiſche Doctorwürde und ward Advocat bei dem Parlament zu Paris. Aber dieſe Beſchäftigung ſagte ſeinen ehrgeizigen Abſichten nicht zu; er ſtudirte in ſeinen Mußeſtunden Politik und ſchöne Wiſſenſchaften, und ſchrieb ein Essai historique sur les différentes situations de la France, par rapport aux finances, dem bald zwei Bände Con-

ſidérations politiques sur l'administration des Peuples anciens et modernes folgten. Dieſen beiden Werken verdankte er den Anfang ſeiner Berühmtheit und die Auszeichnung, vom Fürſten von Conti, der an der Spitze des geheimen Miniſteriums Ludwigs XV. ſtand, dem Könige zu einer ſehr ſchwierigen Sendung an den ruſſiſchen Hof vorgeſchlagen zu werden. Er ging mit den nöthigen Verhaltungsbefehlen nach Petersburg und wurde hier dem Chevalier Douglas beigeſellt, der an einem Allianztractat zwiſchen beiden Mächten arbeitete. Sein einſchmeichelndes Betragen gewann ihm die Gunſt der Kaiſerin Eliſabeth, und noch war kein Jahr verfloſſen, als er in Verſailles erſchien, um den günſtigen Erfolg, der ſich von den Unterhandlungen hoffen laſſe, zu melden. Er kehrte bald nach Petersburg zurück, wo er fünf Jahre lang die geheime Correſpondenz zwiſchen der Kaiſerin und ſeinem Könige leitete. Seine Klugheit und Thätigkeit ließen nichts zu wünſchen übrig. Ein Allianzvertrag zwiſchen Frankreich und Rußland, die Verzichtleiſtung des letztern auf die engliſchen Hülfsgelder, das Verſprechen, die für Preußens und Englands Intereſſe in Liefland und Curland verſammelten achtzigtauſend Mann zur Unterſtützung Frankreichs und Oeſterreichs marſchieren zu laſſen, endlich Eliſabeths Zuſtimmung zum verſailler Vertrag vom 1. Mai 1756 waren die Reſultate derſelben. Der König, dieſe Dienſte zu belohnen, ernannte ihn zum Lieutenant der Dragoner und Secretär der ruſſiſchen Geſandtſchaft, und ſchenkte ihm eine koſtbare goldene Doſe mit ſeinem Bildniß. Der Chevalier d'Eon fuhr in ſeinem Eifer fort, und wirkte zum Sturze des Großkanzlers Beſtuſcheff, welcher ein entgegengeſetztes Intereſſe begünſtigte, ſo wie zur Erhebung des Grafen Woronzow an Jenes Stelle, welcher ganz für Frankreich geſtimmt war. Neue Belohnungen folgten dieſen Dienſten. Der Chevalier d'Eon ward zum Dragonercapitän befördert und empfing ein Jahrgehalt von 2400 Livres. Bald darauf aber nöthigte ihn ſeine geſchwächte Geſundheit, um ſeine Zurückberufung zu bitten. Gewohnt, ſtets gute Nachrichten zu melden, überreichte er dem Könige den Beitritt der Kaiſerin zu dem neuen Tractat vom 30. Dec. 1758, und zu dem Seevertrage zwiſchen Rußland, Schweden und Dänemark. Er betrat jetzt die kriegeriſche Laufbahn, auf der er ſich bei Höxter, Ultrop, Eimbeck und Oſterwick hervorthat. Nach dem Frieden vertauſchte er den Degen wieder mit der Feder, und folgte als Geſandtſchaftsſecretär dem Herzog von Nivernois nach London. Hier wußte er ſich in den Beſitz mehrerer wichtigen Papiere zu ſetzen, von denen er eine Copie durch einen Courier nach Verſailles ſchickte. Das Ludwigskreuz belohnte dieſen wichtigen Dienſt. Als der Herzog nach Frankreich zurückging, blieb der Chevalier anfangs als Reſident, ſpäter als bevollmächtigter Miniſter in London. Alles ſchien ihm günſtig, als geheime Ränke plötzlich ſein Glück und ſeine Hoffnungen vernichteten. Ein ſchimpflicher Friede war geſchloſſen worden, deſſen Unterhändler nicht wünſchen konnten, ihr Betragen ans Licht gezogen zu ſehen. Der Chevalier d'Eon war Ludwigs XV. geheimer Vertrauter, ſtand mit dieſem in unmittelbarer Verbindung und konnte über das Geſchehene die gefürchtete Aufklärung geben; Grund genug, ihn zu ſtürzen. Liebkoſungen, Beleidigungen, Drohungen, und ſelbſt Gewaltthätigkeiten wurden angewandt. Endlich erſchien der Zurückberufungsbefehl. Er hielt es jedoch für beſſer, in London zu bleiben, wo er vierzehn Jahre in einer Art von Verbannung lebte. Der König, der zwar in ſeine Ungnade gewilligt hatte, ließ ihm dennoch ein Schrei-

den zuſtellen, worin er ihm, bis auf weitere Anſtellung, ein Jahrgeld von 1200 Livres ausſetzte. D'Eon blieb auch jetzt ſtets dem Intereſſe ſeines Vaterlandes ergeben und ſchlug die glänzendſten Anerbietungen von engliſcher Seite aus. Der König, der dieſes edelmüthige Betragen erfuhr, wünſchte ihn wieder anzuſtellen, aber der Chevalier vereitelte dieſe Abſicht, indem er hartnäckig darauf beſtand, daß zuvor ſeine Unſchuld öffentlich anerkannt werden ſollte. Darüber ſtarb Ludwig der XV. und jetzt dachten Maurepas und Vergennes um ſo ernſtlicher an ſeine Zurückberufung, als die gewaltigen Streitigkeiten und ungeheuren Wetten, welche ſein Geſchlecht in London verurſachten, einen ſchicklichen Vorwand an die Hand gaben, ſeine, wie ſie meinten, übertriebene Hartnäckigkeit zu überwinden. Demnach unterzeichnete Ludwig XVI. den 25. Auguſt 1775 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich für den Chevalier d'Eon. Dieſer machte jedoch erſt zwei Jahre darauf und nach einer nochmaligen Einladung des Miniſters Vergennes, worin dieſer ihm das Tragen der Kleider ſeines Geſchlechts zur Pflicht machte, von jener Erlaubniß Gebrauch und erſchien in Verſailles, wo der Miniſter ihn mit Auszeichnung empfing, ihm aber zugleich den Befehl wiederholte, ſich ferner der weiblichen Kleidung zu bedienen. D'Eon reiſete indeß, ohne dieſen Befehl zu beachten, nach Tonnerre, und unterwarf ſich erſt zur Zeit einer zweiten Reiſe nach Paris der gebotnen Metamorphoſe. Er entſchloß ſich, fortan als Weib zu erſcheinen und nahm den Titel Chevalière d'Eon an. Dieſe Veränderung zog ihm in der Oper einen lebhaften Streit zu. Man fürchtete die Folgen und ſchickte ihn, um ſeinen gerechten Zorn zu beruhigen, nach Dijon, wo er mit Achtung behandelt wurde. Nach Verlauf der beſtimmten Zeit begab er ſich nach Tonnerre, und von da 1783, auf die Einladung des Barons Breteuil, nach London. Inzwiſchen brach die franzöſiſche Revolution aus. Er kehrte zurück, bot der Regierung ſeine Dienſte an, ward zurückgewieſen, ging wieder nach England, und wurde als Abweſender auf die Liſte der Emigranten geſetzt. Von jetzt an war ſein Leben eine Reihe von Unfällen. Aller Unterſtützung und aller Hülfsmittel beraubt, ſank er in die größte Dürftigkeit, aus der er ſich beſonders durch ſeine Geſchicklichkeit in der Fechtkunſt einigermaßen zu ziehen ſuchte. Aber Alter und Krankheit hinderte ihn daran, und ohne den Beiſtand großmüthiger Freunde würden ſeine letzten Tage noch trauriger geweſen ſeyn. Zu dieſen gehörte auch der erſte Chirurgus Ludwigs XVIII., Eliſée, der ihm bis zu ſeinem Tode am 21. Mai 1810 Hülfe leiſtete, und auch am 23. der Beſichtigung und Section des Leichnams beiwohnte. Die Angabe dieſes glaubwürdigen Zeugen, womit andere eben ſo unverwerfliche Zeugniſſe übereinſtimmen, laſſen keinen Zweifel übrig, daß, was auch immer mag geſagt oder geſchrieben worden ſeyn, der Chevalier d'Eon durchaus und einzig dem männlichen Geſchlechte angehörte. Welche politiſche Gründe einen Mann, einen Militär und Ritter des St. Ludwigs-Ordens haben bewegen können, Frauenkleider anzulegen, dieſe Frage iſt freilich mit dem Geſagten nicht beantwortet, und wir geſtehen, daß wir ſie nicht zu beantworten wiſſen. Die ſämmtlichen Werke des Chevalier d'Eon ſind 1775 in 13 Octavbänden unter dem Titel: Loisirs du Chevalier d'Eon erſchienen.

Eos, die Göttin der Morgenröthe, ſ. Aurora.

Epacten heißen 1. die eingeſchalteten oder Ueberſchußtage (11 an der Zahl), welche das Sonnenjahr mehr als das Mondenjahr hat;

2. in der Zeitrechnung die Zahlen, welche anzeigen, um wie viel Tage der letzte Neumond vor dem Anfange des Neujahres vorhergegangen iſt. Fällt z. B. der letzte Neumond vor dem Neujahrstage, den 16. December, wie im Jahr 1800, ſo iſt die Epacte XV. Fällt der Neumond auf den 1. Januar ſelbſt, ſo iſt die Epacte für daſſelbe Jahr Null, und wird in den Calendern durch ein Sternchen angezeigt. Man führte ſie ein, um Oſtern deſto leichter zu berechnen, ſie wurden aber 1700 durch die Calenderverbeſſerung der evangeliſchen Stände verworfen, und zur Beſtimmung des Oſtervollmondes unmittebar die aſtronomiſche Rechnung nach den Rudolphiniſchen Tafeln vorgeſchrieben; daher die beweglichen Feſte des verbeſſerten Calenders in manchen Jahren vom Gregorianiſchen Calender abweichen. Die Berechnung des Oſterfeſtes durch die Epacten iſt faſt bis zum Spielwerk erleichtert, und die jetzt beträchtlich vom Himmel abweichenden Rudolphiniſchen Tafeln geben bei weit größerer Arbeit auch keine ſonderliche Genauigkeit.

Epaminondas, der berühmte thebaniſche Feldherr, der ſein Vaterland auf kurze Zeit zum Gipfel der Macht und des Glücks erhob. Von armen Aeltern geboren, lebte er bis zu ſeinem vierzigſten Jahre in Verborgenheit. Hier genoß er den Unterricht des Pythagoräers Lyſis, der ihn zu den hohen Ideen begeiſterte, welche ſein Leben nachher verſchönerten. Oeffentlich trat er zuerſt in Sparta auf, wohin die Thebaner ihn nebſt Andern auf Einladung der Lacedämonier geſchickt hatten, um den bereits zwiſchen beiden Staaten ausgebrochenen Krieg durch Verhandlungen zu enden. Hier zeigte er eben ſo viel Beharrlichkeit und Würde als Rednertalent, und verweigerte ſtandhaft die Freigebung der von Theben beſetzten Städte Böotiens. Der Krieg ward demnach fortgeſetzt, und Epaminondas bekam den Oberbefehl über die Thebaner. An der Spitze von 6000 Mann ſollte er ein doppelt ſo ſtarkes, in Böotien eingedrungenes feindliches Heer ſchlagen. Man verkündigte ihm einen ungünſtigen Erfolg; aber er ließ ſich dadurch nicht abhalten, bei Leuktra eine Schlacht zu wagen. Er ſelbſt machte den Hauptangriff auf den feindlichen Phalanx, während ſein Freund Pelopidas an der Spitze der heiligen Schaar demſelben in die Flanke fiel. Die Spartaner verloren ihren König Kleombrotus und 4000 Mann, und mußten das Schlachtfeld räumen. Zwei Jahre darauf wurden Epaminondas und Pelopidas zu Böotarchen ernannt. Beide drangen in den Peloponnes ein, bewirkten den Abfall mehrerer mit Lacedämon verbundenen Völker, und befreiten die Meſſenier, deren Stadt ſie wieder aufbauten. Darauf erſchien Epaminondas an der Spitze eines zahlreichen Heeres ſelbſt vor Sparta, welches jedoch Ageſilaus ſo geſchickt und tapfer zu vertheidigen wußte, daß Epaminondas, da indeß der Winter herankam, und die Athenienſer ſich gegen Theben erklärten, ſich nach Verheerung des platten Landes von Lakonien zurückzog. In Theben empfing man ihn mit einer Anklage, weil er und Pelopidas das Böotarchat gegen das Geſetz vier Monate über ein Jahr behalten hatten. „Gut," ſprach er, „ich habe den Tod verdient; doch verlange ich, daß ihr folgende Inſchrift auf mein Grab ſetzt: Die Thebaner ließen Epaminondas hinrichten, weil er ſie bei Leuktra zwang, die Lacedämonier, denen ſie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden; weil ſein Sieg das Vaterland rettete und Griechenland frei machte; weil die Thebaner unter ſeiner Anführung Lacedämon belagerten, das ſich glücklich ſchätzte,

ſeinem gänzlichen Falle zu entgehen; weil er Meſſene wieder aufbauete und mit ſtarken Mauern verwahrte.“ Dieſe Worte erregten einen allgemeinen Enthuſiasmus für ihn, ſo daß er freigeſprochen ward. Nachdem er Pelopidas, der von dem Tyrannen zu Pherä gefangen gehalten wurde, durch ſein bloßes Anſehn befreiet hatte, brach ein neuer Krieg zwiſchen Lacedämon und Theben aus. Man ſtellte von beiden Seiten ſo zahlreiche Heere auf, als noch nie geſehen worden. Epaminondas drang wieder in den Peloponnes ein und rückte plötzlich vor Sparta, das er von Vertheidigern entblößt glaubte. Allein Ageſilaus hatte von ſeinem Zuge Nachricht erhalten, war zurückgeeilt und ſtand, als er ankam, bereit, ihn zu empfangen. Die Thebaner griffen dennoch an, und drangen bis in die Mitte der Stadt; aber der von Verzweiflung erhöhte Muth der Spartaner ſiegte und nöthigte ſie zum Rückzug. Dieſes fehlgeſchlagene Unternehmen wieder gut zu machen, zog Epaminondas jetzt mit 33,000 Mann nach Arkadien, wo die größte Macht der Verbündeten beiſammen war. Hier kam es zu der berühmten Schlacht bei Mantinea. An der Spitze des einen Flügels ſtürzte er ſich auf den lacedämoniſchen Phalanx, ſchlug ihn in die Flucht, ward aber im Verfolgen plötzlich von den Feinden umringt, und von einem Wurfſpieß durch die Bruſt getroffen. Nach einem harten Kampf retteten die Thebaner ſeinen Körper und ſeinen Schild. Auf dem andern Flügel war das Treffen unentſchieden geblieben, und beide Theile hatten ſich auf die Nachricht von dem Tode des Epaminondas nach Aufpflanzung eines Siegeszeichens zurückgezogen. Epaminondas lebte noch; die Aerzte hatten ihm erklärt, daß er ſterben würde, ſobald man das Eiſen aus der Wunde zöge. Als man ihm die Siegesnachricht brachte, antwortete er freudig: „Ich habe genug gelebt,“ und zog ſelber den Wurfſpieß aus ſeiner Bruſt. Seine Freunde klagten, daß er keine Kinder hinterließe. „Ich laſſe,“ antwortete er ihnen, „zwei unſterbliche Töchter zurück, die Siege bei Leuktra und bei Mantinea.“ Die Alten rühmen eben ſo ſehr die Reinheit ſeiner Sitten, ſeine Güte und Sanftmuth, wie ſein Feldherrntalent; ſeine Wahrheitsliebe war ſo groß, daß er auch nicht im Scherz eine Lüge ſagte. Er war ein Mann, wie Nepos ſagt, den alle Tugenden ſchmückten, und kein Laſter befleckte.

Epaulette, das Achſelband (auf der Uniform der Offiziere). Es ſtammt aus den Zeiten Ludwigs XIV. her. Unter dieſem Könige trug man die Degen in breiten Bandeliers, die über die rechte Schulter hingen und oft ſehr prächtig waren; ſie wurden durch Epauletts auf der Achſel befeſtigt, und man behielt ſie hernach als Zierde bei. Bei der Cavallerie nennt man ſie eigentlich Dragons.

Epée (Charles Michel de l'), Abbée und durch ſein der Erziehung und Pflege der Taubſtummen gewidmetes Leben ein Wohlthäter der Menſchheit, geboren zu Paris 1712. Sein Vater, der königlicher Architekt war, gab ihm eine ſorgfältige Erziehung, und legte ſeiner Neigung zum geiſtlichen Stande keinen Zwang an. Um dieſe Zeit lebten zwei taubſtumme Mädchen zu Paris bei ihrer Mutter; ihre einnehmende Geſtalt, der Verſtand, den ſie zeigten, der Gram der Mutter, die ſie zu ewigem Schweigen verdammt ſah, gaben ihm die Idee ein, ſeine Muße aufzuopfern, um ihnen das Glück der Sprache zu verſchaffen. Vor ihm hatte J. Wallis einige Verſuche gemacht, den Taubſtummen die Gedanken Anderer mitzutheilen. Ein gleiches hatte Ponce, ein ſpaniſcher Geiſtlicher, und nach dieſem Amman, ein Arzt,

gethan. Auch Percyre beſchäftigte ſich zu Paris mit demſelben Gegenſtande; aber der Abbé de l'Epée, der ſich nun ganz dem Taubſtummenunterricht widmete, und bald darauf ein Inſtitut errichtete, das ihn in ganz Europa berühmt machte, übertraf ſchnell ſeine Vorgänger. Ohne alle Unterſtützung beſtritt der menſchenfreundliche Lehrer die Koſten ſeines Inſtituts allein mit einer jährlichen Rente von 12,000 Livres. Als der Kaiſer Joſeph nach Paris kam, zollte er dem Unterrichte des Abbé de l'Epée ſeine Bewunderung, noch mehr aber ſeiner Einachtheit. Er bat ihn um die Erlaubniß, einen talentvollen Mann als Schüler zu ihm ſchicken zu dürfen, der die Wohlthaten ſeiner Erfindung nach Deutſchland verpflanzte. Im Jahr 1780 begrüßte ihn der ruſſiſche Geſandte von Seiten ſeiner Monarchin und bot ihm ein anſehnliches Geſchenk an. „Sagen Sie der Kaiſerin," antwortete ihm der Abbé, „daß ich kein Geld annehme; haben aber meine Bemühungen einigen Anſpruch auf ihre Achtung, ſo iſt mein einziger Wunſch, daß ſie mir aus ihrem weiten Reiche einen gebornen Taubſtummen zur Erziehung herſende." Sein Eifer in der Angelegenheit eines Taubſtummen, den er für einen verſtoßenen Sohn des Grafen von Solar hielt, wäre faſt der Unſchuld verderblich geworden. Dieſe Begebenheit hat zu dem bekannten franz. Drama, welches Kotzebue bearbeitet hat (der Taubſtumme), Anlaß gegeben. Der Abbé de l'Epée erlebte den Ausgang der Sache nicht (1792), denn er ſtarb bereits im Febr. 1790 zu Paris. Sein Nachfolger ward der Abbé Sicard. Wir verdanken ihm folgende Schrift: La véritable manière d'instruire les sourds et muets, confirmée par une longue experience.

Epernay, Stadt an der Marne im Departement Marne, unweit Rheims, mit 750 Häuſern und 5000 Einwohnern. Dieſer Ort iſt vorzüglich deshalb merkwürdig, weil er der Hauptſitz des Handels mit feinem Champagner iſt, und von hier nach allen Theilen der Welt unermeßliche Verſendungen darin gemacht werden. In den wegen ihrer Größe und Einrichtung merkwürdigen Kellern des Handlungshauſes Moet waren vor dem Jahr 1814 gewöhnlich zwiſchen 4 bis 500,000 Bouteillen Champagner vorhanden.

Ephemeriden ſind Schriften, in welchen Data nach der Ordnung der Tage aufgezeichnet werden; Zeitungen und andere periodiſche Blätter; Schriften, worin die tägliche Witterung aufgezeichnet iſt. Desgleichen ſind Ephemeriden aſtronomiſche Tafeln, worauf die täglichen Stellungen der Sterne und die übrigen Erſcheinungen am Himmel verzeichnet ſind. Ephemeriſch, was nur einen Tag währt. Ephemeron, in der Pflanzenlehre, die Zeitloſe, d. i. eine im ſpätern Herbſt blühende Giftpflanze. In der Thierlehre ſind Ephemeren Eintagsfliegen. Es gibt nämlich kleine Fliegen oder Mücken, die ein ſo kurzes Daſeyn haben, daß mehrere Geſchlechter an einem Tage geboren werden und ſterben.

Epheſus, dieſe ehemals berühmte angeblich von den Amazonen erbaute Hauptſtadt von Jonien in Klein-Aſien war der Mittelpunkt alles Handels von Vorder-Aſien, wozu der ſehr geräumige Hafen vieles beitrug. Obgleich Zerſtörungen des Kriegs und ſelbſt Erdbeben ſie mehrere Mal vernichteten, ſo wurde ſie doch immer wieder hergeſtellt. Sie hatte mehrere treffliche Gebäude; das vorzüglichſte unter allen war der zwiſchen der Stadt und dem Hafen gelegene und zu den Wunderwerken der Welt gerechnete Dianentempel oder Artemiſion, als deſſen erſter Baumeiſter Chereſiphon oder Kteſiphon genannt wird. Er war in ioniſcher Bauart. Zweihundert und

zwanzig Jahre lang ſollen die geſammten Völker Klein-Aſiens an der Erbauung dieſes Tempels gearbeitet haben, deſſen Länge 425 Fuß betrug, und welcher mit 127 Säulen (jede 60 Fuß hoch) geziert war. Noch merkwürdiger waren die darin befindlichen zahlloſen Bildſäulen und Gemählde von den berühmteſten Meiſtern in Griechenland. Bis zu Plinius Zeiten war er ſieben oder acht Mal zerſtört worden, unter andern auch durch den berüchtigten Heroſtrat, 356 vor Chr. Geb. Dennoch wurde der Tempel von den Epheſern prächtiger als je wieder aufgebaut, wozu ſie nicht blos ihr Geld, ſondern ſogar ihre Weiber das Geſchmeide hergaben. Heut zu Tage ſind die Trümmer dieſes Tempels ein Aufenthalt der Hirten mit ihren Heerden, ſo wie die prächtige Stadt — ein geringes Dorf Aja Soluk iſt. Hirt hat über dieſen Tempel geſchrieben.

Ephialtes, ſ. Aloiden.

Ephorus. Ephoren waren zu Lacedämon (ſ. Sparta) obrigkeitliche Perſonen, welche 745 vor Chr. Geb. von dem Könige Theopompos eingeſetzt wurden, um zunächſt als Stellvertreter der abweſenden Könige die innere Staatsverwaltung, namentlich die gerichtlichen Geſchäfte, wozu ihnen ein beſonderes Gebäude — Ephorion — angewieſen wurde, zu beſorgen. Eins ihrer vorzüglichſten Geſchäfte war die Aufſicht über die Erziehung der Jugend. Sie wurden fünf an der Zahl, aus dem Volke gewählt und führten ihr Amt nur ein Jahr, fingen aber bald an, ſelbſt die Gewalt der Könige zu beſchränken. Bei uns wird mit dem Worte Ephorus ein Aufſeher, auch Vorgeſetzter irgend einer öffentlichen Anſtalt, z. B. einer Univerſität, bezeichnet; beſonders aber wird es von den geiſtlichen Vorgeſetzten gebraucht, daher die Ephorie, der Bezirk von mehreren unter der Oberaufſicht eines Superintendenten ſtehenden Pfarreien u. ſ. f. und Ephorat, dieſes Amt ſelbſt, Oberaufſicht.

Epictet, Epiktetos (90 Jahr nach Chr. Geb.). Dieſer berühmte Anhänger der Stoa war aus Hieropolis in Phrygien gebürtig. Er lebte zu Rom in dem äußerſten Elend, denn er war der Sclave eines gewiſſen Epaphroditus, eines grauſamen und übermüthigen Freigelaſſenen des Nero, deſſen Mißhandlungen er mit einer Faſſung und Seelengröße ertrug, die den ächten Stoiker charakteriſiren. Als ein Beiſpiel davon erzählt man, daß ihm ſein Herr einſt einen heftigen Schlag auf den Schenkel gab. „Du wirſt mir das Bein zerſchmettern,“ ſagte Epictet. Sogleich verdoppelte jener den Schlag, und zerſchlug ihm das Bein wirklich. „Habe ich dir es nicht vorausgeſagt?“ ſagte mit ruhiger Miene der Philoſoph ohne die geringſte Klage. In der Folge ward er freigelaſſen, lebte aber fortwährend in der größten Armuth. Die Baſis ſeiner Moral war Dulden und Entbehren. Die Vortrefflichkeit ſeiner Lehrſätze erwarb ihm die allgemeine Bewunderung. Ein Edict des Domitian verbannte ihn nebſt andern Philoſophen aus Rom, denn der Tyrann mußte Männer haſſen, deren Grundſätze aller Tyrannei Hohn ſprachen. Epictet ließ ſich in Epiros nieder; nach dem Tode Domitians kehrte er zurück, und ſtand bei Hadrian und Mark-Aurel im größten Anſehen. Hadrian befragte ihn einſt, warum die Venus nackt abgebildet werde. „Weil ſie,“ antwortete er, „diejenigen beraubt und entblößt, die ſich ihren verführeriſchen Reizungen hingeben.“ Arrian ſammelte die Ausſprüche Epictets, ſeines Lehrers: und wir beſitzen ſie noch unter dem Titel Enchiridion. Es enthält die reine ſtoiſche Moral. Außer dieſem Handbuche beſitzen wir von ihm noch vier Bücher philoſophiſcher

Diſcurſe (deutſch mit Anmerkungen von Schulz. Altona 1801. 2 Thle. 8.). Von beiden Werken, beſonders aber von dem Enchiridion, gibt es viele Ausgaben. Schweighäuſer hat (Leipz. 1799 u. f. f. 5 Bde.) ſie zuſammen herausgegeben. Als einen Beweis der großen Verehrung, die dem Epictet allgemein zu Theil ward, erzählt man, daß nach ſeinem Tode ein reicher Tropf ſeine Studirlampe für eine ungeheure Summe gekauft habe, um auf dieſe Weiſe doch etwas mit demſelben gemein zu haben.

Epicur (Epikuros), geboren zu Gargettus bei Athen im Jahr 342 vor Chr. Geb. Dieſer berühmte griechiſche Philoſoph iſt bis auf unſre Zeiten mit Unrecht für einen der Sinnlichkeit und dem Laſter ergebenen Wollüſtling verſchrieen worden. Er war von armen Aeltern geboren, und faßte ſchon in ſeinem 12ten bis 14ten Jahre eine ſo heftige Neigung zur Philoſophie, daß er ſich nach Athen und zunächſt in den Lehrſaal des Grammatikers Pamphilius begab. Als er einſt von dieſem den Vers des Heſiods recitiren hörte, worin das Chaos als das erſte aller geſchaffenen Dinge angeführt wird, warf er die Frage auf: Wer denn das Chaos geſchaffen habe, da es doch das erſte geweſen ſey? Der Grammatiker verwies ihn an die Philoſophen, welche Epicur von jetzt an mit Eifer beſuchte. Aber Athen genügte ihm nicht; ſeinen Geiſt zu bilden und Kenntniſſe einzuſammeln, durchreiſete er verſchiedene Länder, und kehrte endlich nach Athen zurück. Hier eröffnete er in ſeinem 36ſten Jahre ſeine Schule in einem Garten, und bald ſtrömten ihm zahlreiche Schüler aus allen Städten Klein-Aſiens und Griechenlands zu. Er lehrte, das Wohlſeyn ſey das höchſte Gut, aber nicht ein ſinnliches, auch auf dem Wege des Laſters flüchtig zu erlangendes, ſondern ein geiſtiges, allein durch die Tugend erreichbares Wohlſeyn. Demnach verwarf er zwar das Laſter und huldigte der Tugend, aber nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern er verwarf das Laſter nur als unvereinbar mit dem Wohlbefinden, und huldigte der Tugend nur als dem unentbehrlichen Mittel zum Wohlſeyn. Er empfahl Weisheit, Mäßigung, Nüchternheit, Entfernung von Staatsgeſchäften, Friedfertigkeit, Nachſicht gegen die Eigenliebe der Menſchen, Feſtigkeit der Seele, den Genuß anſtändiger Vergnügungen, ſofern er nicht zu neuen Genüſſen unfähig macht, und Verachtung des Lebens. Er pries zwar die Schmerzloſigkeit als etwas Köſtliches, duldete aber mit Standhaftigkeit die größten Körperſchmerzen. So deutlich er durch ſein eigenes muſterhaftes Leben, welchem Einige jedoch Stolz und Neid vorwerfen, den Sinn ſeiner Lehre darlegte: ſo wurde ſie doch häufig mißverſtanden oder aus böſem Willen mißgedeutet. Wie ſeine Moral eudämoniſtiſch iſt, ſo iſt ſeine Lehre von der Entſtehung der Welt atomiſtiſch, und materialiſtiſch. Von dem Grundſatze ausgehend, daß Nichts aus Nichts entſtehen könne, nahm er zwei nothwendige, ewige, unendliche Urprincipe an, den leeren Raum und die Atomen, untheilbare und unendlich vielfach geſtaltete Körper. Die Atomen bewegten ſich vermöge ihrer natürlichen Schwere in dem Raume, und vermiſchten ſich mit einander. Um die Miſchung möglich zu machen, ließ er ſie nicht in geraden, ſondern in krummen Linien niederfallen. Durch dieſe Bewegungen kreuzten und ſtießen ſie einander auf das mannichfaltigſte, und aus zahlloſen Verbindungen und Verſchränkungen entſprangen Körper und Weſen aller Art. Obgleich die Atomen weiter keine Eigenſchaften hatten, als Geſtalt und Schwere, ſo brachten ſie doch in den Körpern die verſchiedenen auf die Sinne wirkenden Ei-

genſchaften, als Farbe, Ton, Geruch u. ſ. w. hervor. Ferner lehrte er, wie durch die Vereinigung der Atomen alles entſtanden ſey, ſo werde durch ihre Auflöſung auch alles wieder zerſtört; es gebe zahlloſe Welten, die der *Zufall* gebildet habe, und die unaufhörlich entſtünden und untergingen. Die Welt habe einen Anfang gehabt, darum müſſe ſie auch ein Ende haben; aus ihren Trümmern werde eine andere hervorgehen. Er fand keinen Unterſchied zwiſchen dem Menſchen und Thiere, und erklärte die Entſtehung der Seele auf dieſelbe ſinnliche Weiſe. Dieſe Lehre, die man nicht mit Unrecht des Atheismus und *Materialismus* beſchuldigte, zog ihm hauptſächlich zahlreiche Widerſacher zu und reizte die Verläumdung wider ihn. Er erreichte ein Alter von 72 Jahren (ſt. 270 vor Chr. Geb.), und wiewohl nach Epicurs Tode ſein Syſtem auch in Rom Anhänger fand, unter denen Celſus, Plinius der ältere und Lucrez die namhafteſten waren, ſo erlangte es doch unter den Philoſophen nie das Anſehen der Stoiſchen und Platoniſchen Schule. Von ſeinen zahlreichen Schriften iſt uns wenig übrig geblieben. Eine ſeiner Schriften iſt kürzlich bei den Nachforſchungen zu Herculanum wieder aufgefunden worden. Sonſt kannte man ſeine Philoſophie nur aus dem Gedichte des Lucrez, und den Nachrichten, die uns Cicero, Plinius u. A. davon aufbehalten haben, und aus zwei Briefen, welche kürzlich *Schneider* (Leipz. 1813) verbeſſert wieder herausgegeben hat.

Epicuräer, 1. ein Schüler des Epicur; 2. weil man des Epicurs Lehre mißdeutete, ein Schwelger, deſſen Princip der *ſinnliche* Genuß iſt. Daher *Epicurismus* dieſe Denkungsart oder philoſophiſche Anſicht; urſprünglich aber des Epicurs Anſicht, welche dem Stoicismus entgegengeſetzt, und ein verfeinerter auf Empirie gebauter Materialismus iſt.

Epicykel, Epicyclus, in der Sternkunde ein Kreis, deſſen Mittelpunct in dem Umkreiſe oder der Peripherie eines andern Kreiſes herumgehet. Die Ptolemäiſche Hypotheſe vom Weltbau erklärt eine Menge himmliſcher Erſcheinungen aus der Bewegung der Planeten in ſolchen Epicykeln. Da Copernicus uns richtigere Begriffe von der Einrichtung des Weltgebäudes beigebracht hat, ſo hat die Lehre von den Epicykeln nur noch hiſtoriſche Wichtigkeit.

Epicykloide, iſt in der Geometrie diejenige krumme Linie, welche ein in der Ebene eines Kreiſes befindlicher Punkt beſchreibt, indem dieſer Kreis auf dem Umfange eines andern in derſelben Ebene mit ihm liegenden Kreiſes, ſich um ſeinen Mittelpunkt dergeſtalt bewegt, daß die Bogen, die auf beiden Kreiſen zwiſchen zuſammengehörigen Berührungspunkten liegen, gleich groß ſind.

Epidaurus, eine der angeſehenſten Städte des alten Griechenlandes, in Argolis, im Peloponeſus. Vorzüglich merkwürdig iſt ſie durch den berühmten Tempel des *Aesculap*, der nicht fern von ihr auf einer Anhöhe ſtand, und einer der prächtigſten war. *Nur reinen Seelen ſteht der Zutritt offen*, lautete die Inſchrift über dem Eingange. Eine Menge Kranker beſuchte dieſen Ort, und erwarteten von der Wunderkraft des wohlthätigen Gottes ihre Geneſung.

Epidemie oder *epidemiſche* Krankheit (von ἐπι und δημος, unter dem Volke) bedeutet irgend einen Krankheitszuſtand, welcher in einem Orte, oder in einem ganzen Striche Landes eine Zeit lang herrſchend iſt (Landſeuche), von äußern vorübergehenden Einflüſſen herrührt, und, nachdem er eine Zeit lang geherrſcht hat, wieder verſchwindet. Eine Epidemie entſteht allezeit von vorübergehenden äußern Einflüſſen, welche auf das ganze Volk wirken, und in dem Kör-

per der Menſchen allmählig ſolche Veränderungen hervorbringen, wodurch endlich die beſtimmte Krankheit entſteht. (Vergl. d. Art. Einflüſſe auf den menſchlichen Körper.) So ſcheinen manche Epidemien von einem eigenen durch beſtimmte Winde herbeigeführten Stoffe in der Luft zu entſtehen, wie z. B. die in der Richtung von Oſt nach Weſt wandernde ſogenannte Influenza, u. a. m. Mangel an Nahrungsmitteln, ſchlechte Beſchaffenheit derſelben, ſchädliche Beimiſchungen u. ſ. w. können auch Epidemien erzeugen. Schlechte Getraide- und Obſtjahre nöthigen die Menſchen, zu andern Nahrungsmitteln, zu Surrogaten, z. B. zu Baumrinden ſtatt des Kornes, wie in Schweden, Norwegen u. ſ. w., ihre Zuflucht zu nehmen, wodurch Krankheiten erzeugt werden; dem Mutterkorn unter dem Rokken ſchreibt man die Entſtehung der Kriebelkrankheit zu, ſchlechte Gerſte, viele Beimiſchung des Döberichs oder Tollkorns (Lolium temulentum) macht das daraus bereitete Bier für die Geſundheit ſchädlich, und erregt bei allen, die es genießen, krankhafte Zufälle. In Anſehung des Gemüthszuſtandes können traurige Begebenheiten, z. B. Krieg, Belagerungen, Erdbeben u. ſ. w. durch die das Nervenſyſtem angreifenden Wirkungen die Entſtehung von epidemiſchen Krankheiten ſehr begünſtigen, oder dieſelben wenigſtens bösartiger machen. Was den Verlauf einer Epidemie betrifft, ſo fängt ſie zuweilen mit einzelnen Kranken an, zuweilen aber befällt ſie auch plötzlich viele Menſchen auf einmal, was gewöhnlich dann geſchieht, wenn eine Art von Witterung oder Wind plötzlich in die entgegengeſetzte übergeht. Wenn z. B. nach lange herrſchendem Weſt- oder Südweſtwind mit warmer Witterung plötzlich Nordoſtwind eintritt, ſo hört man ſogleich die Menſchen über Huſten, Schnupfen, Rheumatismen u. dgl. klagen. Im Anfange iſt eine Epidemie gemeiniglich gelinde, allein je länger ſie dauert, je mehr ſie ſich ausbreitet, deſto gefährlicher wird ſie, gegen das Ende wird ſie meiſtens wieder gutartiger. Ihre Beendigung ereignet ſich oft ſo allmählig, als ſie anfing, doch zuweilen auch plötzlich. Manche Menſchen werden gar nicht von der herrſchenden Epidemie befallen, ſie mag noch ſo lange dauern. Wahrſcheinlich liegt die Urſache davon in der ihnen eigenthümlichen körperlichen Conſtitution, die den herrſchenden Einflüſſen entgegengeſetzt iſt, und ſie fähig macht, denſelben länger als Andere zu widerſtehen. So findet man auch oft, daß Menſchen mit chroniſchen Krankheiten, Hypochondriſten u. a. m. von der epidemiſchen Krankheit befreit bleiben. Nicht ſelten verwechſelt man die Begriffe von Epidemie und anſteckender oder contagiöſer Krankheit. Die epidemiſche Krankheit iſt urſprünglich nicht anſteckend, ihre Entſtehung und Verbreitung hängt, wie ſchon berührt worden, von allgemeinen Einflüſſen ab, und in der Regel erzeugt ſie keinen anſteckenden, durch Berührung mit einem andern Körper die nämliche Krankheit in demſelben erregenden Stoff. Nur unter beſondern Umſtänden, vorzüglich wenn die Krankheit ſehr bösartig wird, und viele Kranke dieſer Art in einem engen Raume beiſammen liegen, kann ein anſteckender Stoff in ihnen erzeugt werden, welcher einen Dunſtkreis um den Kranken bildet, und in ſolchen Perſonen, welche dieſem nahe kommen, dieſelbe Krankheit zu erregen im Stande iſt. Doch können auch hier viele Täuſchungen vorfallen, und bei Ununterrichteten tritt meiſtens die Furcht vor der Anſteckung zu früh und ohne Grund ein. So wird z. B. oft einer Anſteckung zugeſchrieben, was blos Folge einer widrigen Erſchütterung des Nervenſyſtems beim Anblick eines Kranken, vielleicht unter

ekelhaften Umgebungen, iſt, wodurch die Krankheit, zu welcher der Körper ſchon geneigt iſt, deſto ſchneller zum Vorſchein kömmt. H.

Epidermis, die Oberhaut, d. i. die oberſte unempfindliche dünne Haut des Körpers. S. d. Art. Haut.

Epigeneſis, auch die Epigeneſe, ein griechiſches Wort, für welches im Deutſchen kein genügenderer Ausdruck, als Geſtaltung, Formation, gefunden zu ſeyn ſcheint, bezeichnet eine Entſtehungsweiſe organiſcher Körper, wobei ſich die im Manne und Weibe liegenden, keine künftige Geſtaltung verrathenden Bedingungen zur Befruchtung nach ihrem Zuſammentreffen und ihrer innigen Vermiſchung im Weibe zu einem der Gattung ähnlichen Körper und Weſen in einer gewiſſen Zeit allmählich ausbilden. Sie iſt der Zeugungsannahme ohne Begattung (generatio aequivoca), ſo wie der Annahme gewiſſer vorgebildeter, im Weibe oder Manne liegender, zu ihrer fernern Ausbildung aber einer Erſchütterung bedürfender Keime (evolutio) entgegengeſetzt; welche beide Theorien noch ihre Anhänger haben, wiewohl ſie Blumenbach durch ſeine Schrift über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeſchäft, worin er die Epigeneſis erwies, widerlegt hat. Erſterer, ſagt er, iſt allen organiſchen Weſen gemein, aber ſeine jedesmalige Eigenthümlichkeit hängt von der Beſchaffenheit der Materie ab, die er auszubilden hat, woraus denn erklärbar wird, daß jede Gattung ſich ſelbſt, und nur ſich, fortpflanzt, ſo daß das Weizenkorn nur Weizen, der Zeugungsſtoff des Schafes nur Schafe, der Zeugungsſtoff des Menſchen nur Menſchen hervorbringen kann. (S. Bildungstrieb.) Aber dieſer Trieb kann in der Vollendung der geforderten Geſtalt geſtört werden. Die Urſachen dazu ſind ſehr mannichfach. Rühren ſie von den Individuen her, die den Zeugungsſtoff hergaben, ſo entſtehen daraus erbliche Fehler, Krankheiten; treten vor der Geburt Störungen der Ausbildung ein, ſo entſtehen daraus angeborne Uebel, Mißgeburten; treten nach der Geburt in den verſchiedenen Entwickelungsperioden Störungen ein, ſo entſtehen daraus erworbene Uebel, Krankheiten. S.

Epiglottis, der Kehldeckel, oder knorplichte Deckel über der Luftröhre.

Epigonen, ſ. Theben.

Epigramm. Dieſes griechiſche Wort bedeutet eigentlich Aufſchrift, Ueberſchrift, und man kann aus dieſer Bedeutung abnehmen, was ein Epigramm als Poeſie ſeyn werde. Der erſten Beſtimmung nach, poetiſche Aufſchrift an Tempeln, Grabmälern, Kunſtwerken u. ſ. w., entweder zur Erklärung oder zur Stimmung. In engliſchen Gartenanlagen findet man deren viele, die dieſer Beſtimmung nicht entſprechen. Dieſe Beſtimmung erfordert beſeelte Kürze, wo das poetiſche Product wirklich Aufſchrift iſt; da aber, wo es zugleich den Gegenſtand der Aufſchrift mit umfaßt, der alſo nicht ſelbſt vorhanden iſt, ſondern bloß hinzugedacht werden muß, eine poetiſche Idee, in beſeelter anſchaulicher Kürze dargeſtellt. Uebrigens kann die Darſtellung auf verſchiedene Art geſchehen: für den Verſtand didaktiſch, ſatiriſch, komiſch, für das Gefühl lyriſch, elegiſch. Gewöhnlich ſetzt man das witzige Epigramm (Sinngedicht, beſſer Witzgedicht, die Aeltern nannten es Beigedicht) dem ſentimentalen entgegen, was wohl geſchehen mag, wenn man nur nicht glaubt, die ganze Sphäre damit umfaßt zu haben. Noch weit mehr irren jedoch jene, welche gar nur die eine dieſer Arten in ihrer Theorie berückſichtigen;

ein Fehler, von welchem ſelbſt **Leſſing** nicht frei iſt. Er hat in ſeiner Theorie des Epigramms das Witzigſatiriſche im Auge, und in ſofern freilich Recht, daß ein intereſſanter Einfall dazu gehöre, der die Erwartung ſpanne, und dann auf eine überraſchende Art befriedige. Herder aber hat gezeigt, daß dieſe witzige Tendenz dem **Epigramm** nicht weſentlich iſt; nur das Komiſche, das Satiriſche kann der ſogenannten Pointe nicht entbehren. Wahrſcheinlich weil Witz der überwiegende Theil in den neueuropäiſchen Epigrammen war, wie ſchon bei den Römern, dahingegen bei den Griechen der größere Theil zu den ſentimalen gehört, war das komiſche oder witzige Epigramm der Neuern vorzugsweiſe Epigramm, bis Herder in Deutſchland durch Bearbeitung der griechiſchen Anthologie jenes Vorurtheil verdrängte. Was aber den Griechen ihr ſentimales Epigramm, das war den Italienern, Spaniern, Portugieſen und Franzoſen das Madrigal. In den epigrammatiſchen Anthologien von Haug und Weißer, ſo wie in der von Schütz findet der Deutſche eine reiche Ernte dieſer, meiſt auf vaterländiſchem Boden erwachſenen Producte. Herders zerſtreute Blätter und Jacobs Tempe geben einen ſchönen Kranz griechiſcher Blumen dieſer Art. dd.

Epigraphe, die Ueberſchrift oder Aufſchrift, z. B. an einem Gebäude. **Epigraphik**, die Kenntniß der Inſchriften oder Inſchriftenkunde, eine hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaft. **Epigraphiſche** Seite heißt die Seite einer Münze, auf welcher ſich das Bild und die Schrift befinden; **monepigraphiſch**, wenn ſie nur Schrift, **anepigraphiſch**, wenn ſie nur Bilder hat.

Epilepſie, Fallſucht, böſes Weſen, ſonſt auch Staupe, eine langweilige, von verſchiedenen oft ſehr verwickelten und nicht zu hebenden Urſachen abhängende, daher ſo oft unheilbare periodiſche, in einzelnen Anfällen ſich zeigende, Nervenkrankheit. Ihr geht meiſtentheils als Anzeige ein ſogenanntes **Windanwehen** (aura epileptica), das aus einem oder dem andern Fuße oder der Hand nach Bruſt und Kopf hinläuft, voraus; doch ſind die Vorboten oft ganz unmerklich. Darauf erfolgt ein plötzliches Hinfallen, gewöhnlich mit einem Schrei, die Daumen ſind eingeſchlagen, andere Theile bewegen ſich aber mehr oder weniger, es tritt völlige Bewußtloſigkeit und Unempfindlichkeit ein: das Athemholen iſt häufig, unterbrochen, ängſtlich, ächzend, ſtöhnend; es tritt Schaum vor den Mund, das Geſicht verzieht ſich, die Zähne knirſchen, die Augen verdrehen ſich; die Harn- und andere Ausleerungen erfolgen unwillkührlich; die Augen ſtehen mit erweiterter unbeweglicher Pupille offen, und ſind gegen das Licht unempfindlich, welcher Umſtand die Verſtellung entdeckt. In 10 bis 20 Minuten iſt der Anfall gewöhnlich vorüber; wie von einem tiefen Schlafe erwacht der Kranke, ohne von dem Geſchehenen etwas zu wiſſen, auch empfindet er weiter nichts Unangenehmes, als Müdigkeit und etwa Schmerzen in den Gliedern. Zuweilen treten die Anfälle in zwei Stunden 18, 20 und mehrere Male ein, doch kommen ſie bei manchen nur alle Monate im Wechſel des Mondes, halbjährig und in längern Zeiträumen wieder. Aus den Zufällen, deren Hauptcharakter Bewußtloſigkeit und heftige unregelmäßige und dem Willen entzogene Muskelbewegung iſt, läßt ſich ſchließen, daß die Krankheit ihrer nächſten Urſache nach in dem Gehirn ihren Sitz habe und in einer abnormen und heftigen Reizung deſſelben, bis in das Rückenmark herab ſich erſtreckend, beſtehe. Doch kann eine veranlaſſende Urſache oft in dem Gangliensyſtem des Unterleibes ihren Sitz haben. Er-

kältung, Aerger, Schreck ſcheinen die gewöhnlichen Urſachen zu ſeyn, wodurch dieſes Uebel geweckt wird.

Epilog, Nachrede oder Schlußrede, um den Leſern oder Hörern am Ende eines Werks noch einige Bemerkungen mitzutheilen. Der Epilog ſteht dem Prolog (Vorwort) gewiſſermaßen entgegen, und kommt, wie dieſer, hauptſächlich bei Schauſpielen vor. So haben mehrere Shakeſpeareſche Stücke außer Prologen auch Epiloge, worin der Dichter ſeine Zuſchauer theils um Nachſicht für die Mängel des Stücks und der Darſtellung bittet, theils ihnen den richtigen Geſichtspunkt andeutet, woraus ſie ſein Werk betrachten ſollen. Der Epilog iſt mithin zuweilen ein Anhängſel, eine Art von Nothbehelf, in ſofern er von einem Kunſtwerke etwas ſagt, was daſſelbe nicht durch ſich ſelbſt ſchon ſagt. In einem etwas veränderten Sinne nennt man Epilog die (größtentheils verſificirte) Rede, worin eine Schauſpielergeſellſchaft bei ihrem Abgange von einem Orte von dem Publikum Abſchied nimmt.

Epimenides, ein berühmter Philoſoph und Dichter des Alterthums, welcher fünf bis ſechshundert Jahre vor Chr. Geb. lebte, und aus Creta gebürtig war. Die Sage ſchildert ihn als einen Vertrauten der Götter und untrüglichen Seher in die Zukunft. Als die Athener von Feinden und anſteckenden Krankheiten heimgeſucht wurden, und das Orakel ihnen erklärte, die Stadt habe ſich durch die Entheiligung der Tempel, in welchen die Anhänger des Cylon ermordet worden, den Zorn der Götter zugezogen, und müſſe wieder entſündigt werden, riefen ſie den durch ſeine Weisheit und Frömmigkeit berühmten Epimenides von Creta zu ſich, um durch ihn mit den Göttern wieder verſöhnt zu werden. Er entſprach ihrem Wunſche und traf außerdem noch verſchiedene nützliche Veränderungen und Einrichtungen. Bei ſeinem Fortgange ſchlug er alle Geſchenke aus, und verlangte zum Lohne nichts, als einen Zweig von dem der Minerva geweihten Oelbaum. Merkwürdig, aber leicht zu deuten, iſt die Sage, daß er als Jüngling in einer Höhle von einem Schlaf überfallen worden, der nach Einigen 40, nach Andern noch mehr Jahre gedauert habe. Bei ſeinem Wiedererwachen habe er zu ſeinem Erſtaunen alles in ſeiner Vaterſtadt verändert gefunden. Dieſe Sage liegt Göthe's Dichtung: des Epimenides Erwachen, zur Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig zum Grunde.

Epimetheus, ein Bruder des Prometheus und der Gemahl der Pandora. S. **Pandora** und **Prometheus**.

Epinay (Madame Louiſe d'), dieſe als geiſtreiche Schriftſtellerin, vornehmlich aber durch ihre Verhältniſſe zu Rouſſeau, Duclos und Grimm berühmte Frau verdient den ausgezeichneten Erſcheinungen ihres Geſchlechts, welche das Zeitalter Ludwigs XV. darbietet, beigezählt zu werden. (S. **Geoffrin**, **Espinaße**.) Um die Thaten ihres Vaters, der im Dienſte des Königs gefallen war, in der Tochter zu belohnen, verheirathete man ſie mit einem jungen Mann, Namens de la Live de Bellegarde, und ernannte dieſen zum Generalpachter. Sie verlebte die erſten Jahre ihrer Verbindung im Schooße des Ueberfluſſes, bis dieſem ſchönen Traume die Verſchwendung ihres Gatten ein Ende machte. Gleich damals begann ihre Verbindung mit Rouſſeau, den ſie durch ihr gefühlvolles Herz und die Annehmlichkeit ihres Geiſtes, ſo wie durch die Grazie ihrer Perſönlichkeit anzog, ob er gleich leugnet, ſie je geliebt zu haben. Sie überhäufte ihn mit Beweiſen der zarteſten und zärtlichſten Freundſchaft und ließ 1756 für ihn in dem

Thale von Montmorency die durch Rouſſeau's Aufenthalt daſelbſt berühmt gewordene Hermitage einrichten. Als aber ſpäter Grimm, den jener ſelbſt bei ihr eingeführt hatte, ſeine Eiferſucht weckte, ſtand er nicht an, ihre Wohlthaten mit Undank zu belohnen und ſie ſelbſt mit den giftigſten Beſchuldigungen anzugreifen. Grimm dagegen ſpricht von ihr ſtets als enthuſiaſtiſcher Vertheidiger. In ihren ſpätern Jahren, die durch körperliche Leiden getrübt wurden, ſchrieb ſie für ihre Enkelin die Conversations d'Emilie, (2 Bde.) in denen eine treffliche Moral einfach und klar vorgetragen iſt. Ein Auszug ihrer höchſt intereſſanten Memoiren und Correſpondenz, ihre Verhältniſſe zu Dùclos, Rouſſeau, Grimm, Holbach, Lambert u. A. betreffend, erſchien in 3 Bänden, Paris 1818, und erlebte drei Auflagen. Mehrere Briefe berichtigen Rouſſeau's Confessions. Sie geben das treueſte Bild der eben ſo verfeinerten als in den Geſchlechtsverhältniſſen höchſt verdorbenen Sitten unter den höhern Ständen Frankreichs vor der Revolution oder vielmehr unter Ludwig XV.

Epiphania, die Erſcheinung; daher wird das ſogenannte Feſt der Erſcheinung Chriſti, das auf den 6. Januar fällt, das Epiphaniasfeſt, und die nachfolgenden Sonntage Epiphaniasſonntage, oder Sonntage nach Epiphanias genannt.

Epiphonem, epiphonema, in der Rhetorik, ein Schlußſatz, der mehrere Glieder einer Periode, oder eine ganze Schilderung nachdrücklich ſchließt und gleichſam eine aus dem Ganzen reſultirende Bemerkung enthält, wie z. B. des Virgils Ausruf: tantae molis erat romanam condere gentem.

Epiphora, die rhetoriſche Figur, vermöge welcher ſich mehrere Sätze oder Abſchnitte einer Rede mit demſelben Worte, oder derſelben Wortverbindung endigen, z. B. in Klopſtocks Schlachtgeſang: „Mit unſerm Arm iſt nichts gethan ꝛc. — der alles ausführt!" „Umſonſt entflammt uns ꝛc. — der alles ausführt."

Epirus, eine Landſchaft, an Griechenland gränzend, oft auch mit dazu gerechnet. Das Orakel zu Dodona, das älteſte in Griechenland, befand ſich hier. Auch die Mythologie erhielt vielleicht aus dieſem Lande die Höllenflüſſe Acheron und Cocyt. Das Land iſt ſehr gebirgig, aber nach der Seeküſte zu angenehm und fruchtbar. In den älteſten Zeiten waren die Chaonier daſelbſt die mächtigſten. Der berühmteſte Epirotiſche König iſt Pyrrhus, der um 278 v. Chr. die Römer bekriegte, und von der Bedrückung der macedoniſchen Könige wurden ſie durch die Römer nach Philipps II. Beſiegung befreit: nach und nach wurden ſie ſo mächtig, daß ſie dem Antiochus und Perſeus gegen die Römer beiſtanden, aber eben dadurch ihren Untergang beförderten. Paulus Aemilius beſiegte ſie, und gab die Städte der Plünderung ſeiner Soldaten Preis, ſo daß 70 derſelben zerſtört und 150,000 Menſchen als Sclaven verkauft wurden. Nun hatte Epirus gleiche Schickſale mit dem römiſchen Reiche, bis er von den Türken unter Amurat II. 1432 erobert wurde. Im J. 1447 verſuchte Caſtriot, genannt Scanderbeg, das türkiſche Joch abzuwerfen; er war der letzte Sprößling vom königlichen Stamme in Epirus, und am ottomaniſchen Hofe erzogen. Sein Unternehmen gelang; allein nach ſeinem Tode wurde ſein Land von den Türken unter Mahomed II. 1466 wieder erobert. Heut zu Tage iſt Epirus das Paſchalik von Janina von ungefähr 630 Quadratmeilen und 160,000 Einwohnern, mit Bergen durchzogen und wenig fruchtbar. Die Arnauten bewohnen es.

Epiſche Dichtungsart oder epiſche Poeſie wird die erzählende Dichtungsart (ſ. Poeſie) genannt, welche das poetiſche Ereigniß als etwas Vergangenes der Einbildungskraft ruhig darſtellt. Sie hat verſchiedene Unterarten, die nach Umfang und Bedeutung verſchieden ſind. Die höchſte iſt die, welche man gegenwärtig vorzugsweiſe das Epos oder Epopöie nennt; ein erzählendes Gedicht, deſſen Inhalt ein poetiſches Ereigniß iſt, welches ſich auf Welt, Menſchheit, das Leben der Nationen oder eines Volks bezieht, am friſcheſten und herrlichſten, wenn ſein Stoff die Sage iſt, die mit der Urgeſchichte des Volks und ſeinem Urſprung zuſammenhängt. Von geringerem Umfange und beſchränkterer Bedeutung iſt dasjenige epiſche Gedicht, deſſen Inhalt ſich mehr auf das Leben einzelner Menſchen bezieht, wodurch auch der Ton des Ganzen beſchränkter und lyriſcher wird. Man könnte dieſes beſſer als das erſtere Heldengedicht nennen. Hieher gehören die meiſten romantiſchen Epopöien, und ſelbſt des Homers Odyſſee im Verhältniß zur Iliade; auch die meiſten neuern Epopöien, welche einen religiöſen oder mythiſchen und hiſtoriſchen Stoff behandelt haben, beſonders die letzteren, welche ſich mehr an die Geſchichte anſchließen. Ferner gehören zu der epiſchen Poeſie der Roman, aus den romantiſchen Epopöien entſprungen, und die poetiſchen Erzählungen, Novellen, Balladen, welche Begebenheiten, Schickſale, Situationen, ja zuletzt nur einzelne Momente aus dem Leben des Individuums ernſt oder ſcherzend ſchildern, und durch ihren Ton mehr oder weniger in die lyriſche Poeſie (ſ. d. Art.) übergehen. (Von dieſen Unterarten ſiehe die beſondern Artikel.) Die allgemeinen Eigenſchaften der epiſchen Poeſie laſſen ſich aus der obigen Beſtimmung leicht ableiten. Was unter dem Artikel Epos geſagt iſt, iſt auch größtentheils die von dem Verfaſſer dieſes Artikels an andern Orten ausgeſprochene Anſicht theils des epiſchen Gedichts überhaupt, theils der höchſten Gattung des epiſchen Gedichts, die wir oben vorzugsweiſe Epos nannten. Was aber als Charakter des epiſchen Gedichts gewöhnlich angeführt wird, kommt den einzelnen epiſchen Gedichten nur in dem Maße zu, als ſich dieſelben durch Umfang und Inhalt dem weitumfaſſenden Epos oder dem ſogenannten Heldengedichte nähern. Im Ganzen müſſen wir bemerken, daß die größten Verwirrungen und Willkürlichkeiten der äſthetiſchen Theorien darauf beruhen, daß man die Gattung (epiſches Gedicht, epiſche Poeſie) und ihre Eigenthümlichkeiten mit der Art, — beſonders dem Epos im eminenten Sinne, — und hier wieder die verſchiedenen Arten deſſelben, z. B. das antike und romantiſche, immer zu verwechſeln pflegt — ſonſt würde man z. B. nicht Göthe's Hermann und Dorothea ein Epos nennen können. Zur Verhütung dieſer Verwechſelung dürften obige Unterſcheidungen, welche ſich leicht weiter ausführen laſſen, vieles beitragen. T.

Episcenium, das Vordertheil der Bühne.

Episcopalſyſtem in der catholiſchen Kirche, ſ. Catholicismus.

Epiſode (Epeiſodion) kommt bei Ariſtoteles in einer zwiefachen Bedeutung vor, die man wohl von einander zu unterſcheiden hat. Einmal bezeichnet es alle diejenigen Theile eines Drama, welche zwiſchen ganzen Chorgeſängen befindlich ſind, dann aber auch eine Nebenhandlung, die der Dichter der Haupthandlung angeknüpft hat, und die nicht weſentlich zu ihr gehört. Die neuern Kunſtrichter haben die techniſche Bedeu-

tung dieſes Worts auf die letztere allein eingeſchränkt. Bei wahrhaft guten Dichtern ſind die Epiſoden kein bloßes Flick- oder Füllwerk, nicht unnöthige, nur erweiternde Anhängſel, ſondern geben Aufſchluß über die Sache ſelbſt, zeigen wichtige Folgen der Handlung oder entwickeln verborgene Urſachen. Von dieſer Art iſt z. B. die Erzählung von der Eroberung Troja's in Virgils Äneis. Dieſe war eine Urſache, warum der Held des Gedichts ſein Vaterland verlaſſen und auf dem Meer umher irren mußte; der Dichter aber fängt nicht damit an, weil er die Handlung, um ſie anſchaulicher und lebhafter zu machen, in einen kürzern Zeitraum zuſammendrängen will; ſondern ſchiebt ſie im Laufe ſeiner Erzählung ein, aber ſo geſchickt, daß wir ſie eben in dieſer Stelle ſelbſt erwarten, und daß ſie hier nicht bloß über das Vergangene Aufſchluß gibt, ſondern auch das Zukünftige, Dido's Liebe, vorbereitet. Auf dieſe Weiſe wird die Epiſode ein weſentlicher Theil des Ganzen, wie ſie es ja wohl ſein muß, wenn die Anforderung der Einheit an ein Gedicht keine leere Grille iſt. Mit dem Mährchen im Oberon hat es gleiche Bewandtniß; es ſcheint zufällig, erklärt uns aber den Grund von Oberons wunderbarer Theilnahme an Hüons Schickſal. In der epiſchen Dichtungsart hat begreiflich die Epiſode bei weitem größern Spielraum (ſ. Epos) und häufigere Anwendung, weniger aber in der dramatiſchen, wo ſich alles auf eine gegenwärtige Handlung zuſammendrängt. Man hat dieſen Ausdruck auch auf die Mahlerei übertragen und nennt ſo eine Nebenpartie, beſonders des hiſtoriſchen Gemähldes; im gemeinen Leben ſogar jede Abſchweifung von dem Hauptgegenſtande im Denken und Sprechen. — Epiſodiſch daher abſchweifend. dd.

Epiſtel. Hierunter verſteht man gewöhnlich 1. den poetiſchen Brief, welcher keiner beſondern Dichtungsart zugezählt werden kann, indem er bald erzählend (epiſch), bald lyriſch und gewöhnlich didaktiſch iſt. Der Ton, in welchem er geſchrieben wird, läßt ſich im Allgemeinen nicht angeben, weil er ſich jederzeit nach dem Inhalt und nach dem Verhältniß des Schreibenden zum Empfänger richtet. So grenzen Ovids Briefe aus dem Pontus durchgehends an die Elegie; die Horaziſchen Briefe an die Satire; mehrere von Göckingk, Jacobi, Gleim ſind lyriſche Ergüſſe einer ſcherzhaften Laune, in welchem Tone man nur an vertraute Freunde, nicht an Höhere ſchreibt, wenn dieſe nicht etwa ſelbſt zu den vertrauten Freunden gehören. Zur Briefform, oder um Epiſtel zu ſein, reicht es auch nicht hin, daß der Name des Empfängers einige Male darin genannt wird, oder in der Überſchrift enthalten iſt. Der Brief muß durch und durch eine Beziehung auf die Perſon haben, welche ſchreibt, und auf die, an welche geſchrieben wird. Durch die Richtung an Einen gewinnt ein ſolches Gedicht an Wahrheit, Individualität und Lebhaftigkeit. Dieſer Eine aber, wenn er auch eine wirkliche Perſon iſt, muß von dem Dichter zu einem poetiſchen Weſen umgeformt ſein, d. h. er muß entweder Stellvertreter der Menſchheit ſelbſt, oder doch einer poetiſchen Seite derſelben ſein können. Der Dichter wendet ſich, wie Pörſchke ſagt, an einen einzelnen Menſchen, um zum ganzen Menſchengeſchlechte zu reden. Ein Brief des gemeinen Lebens geht nur auf die Verhältniſſe zwiſchen dem Schreibenden und dem Leſer des Briefs, und hat nur Privatgültigkeit; vieles mag in einem ſolchen Briefe für alle übrigen Menſchen unverſtändlich ſein, denn für dieſe iſt er nicht geſchrieben. Anders bei der poetiſchen Epiſtel. Wenn Clodius aber meint, es ſei eine Art Scherz darin, in vertrauten Situationen des Lebens

den poetiſchen Ton anzunehmen, und deßhalb auch das Scherzhafte für herrſchenden äſthetiſchen Charakter erklärt: ſo iſt ſeine Anſicht nur einſeitig, und beſchränkt die ganze Gattung. Was die Art der Darſtellung betrifft, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Brief keine Abhandlung iſt; der Gegenſtand ſoll alſo nicht erſchöpft, aber von einer intereſſanten Seite herausgehoben und beleuchtet werden; der Gang kann freier, der Zuſammenhang loſer ſein, deßhalb aber iſt an eine völlige Planloſigkeit nicht zu denken. Auch die Heroide gehört zur poetiſchen Epiſtel (ſ. d. Art.). 2. werden Epiſteln vorzugsweiſe die in dem N. T. enthaltenen Briefe der Apoſtel und die Abſchnitte aus denſelben genannt, über welche an den Sonn- und Feiertagen, beſonders Nachmittags, geprediget zu werden pflegt. dd.

Epistolae obscurorum virorum (Briefe unbekannter Männer), ein ſatiriſches Werk des 16ten Jahrhunderts, enthält Briefe, angeblich von damals bekannten Geiſtlichen und Profeſſoren in den Rheingegenden, in barbariſchem oder Küchenlatein geſchrieben, worin nebſt verſchiedenen theologiſchen Streitigkeiten auch die Ausſchweifungen der Geiſtlichen damaliger Zeit ſcharf gerügt werden. Der berühmte Ulrich von Hutten hat, nebſt verſchiedenen andern Gelehrten, daran gearbeitet. Im Jahr 1517 wurden dieſe Briefe durch eine päbſtliche Bulle unter die Zahl der verbotenen Bücher gerechnet.

Epithalamium, Hochzeitgeſang, Hochzeitgedicht im höhern Styl.

Epoche heißt jeder Zeitpunct, von welchem man eine Zeitrechnung anfängt. Man nahm gewöhnlich irgend eine merkwürdige Begebenheit zum Standpuncte, von wo an man nachher die Jahre rechnete, z. B. die Geburt Chriſti, die Erbauung der Stadt Rom u. ſ. f. Daher die Epoche machende Begebenheit ſelbſt. Figürlich heißt dann auch Epoche jeder wichtige Zeitpunct. Häufig bedeutet es auch ſo viel als Periode, Zeitraum. (Vergl. Chronologie und Periode.)

Epitritus, ſ. Rhythmus.

Epode hieß bei dem Chorgeſang der Alten die letzte Abtheilung, welche geſungen wurde, wenn der Chor nach Strophe und Antiſtrophe auf ſeinen eigentlichen Platz zurückgekommen war (ſ. Chor), alſo gleichſam Nachgeſang, Finale. Dieſer Epodos hatte ſein eigenes Sylbenmaß und eine willkürliche Anzahl von Verſen. Außerdem verſteht man aber unter Epoden eine Art ſatiriſcher Oden; nach Hephäſtions Bemerkung nämlich jene, wo gewöhnlich ein längerer Jambus mit einem kürzern abwechſelt. Das fünfte Buch der Oden des Horaz haben wir unter dieſem Titel. Nicht alle Oden dieſes Buchs aber ſind ſatiriſch, und Scaliger findet daher in dieſer Benennung nichts als einen Anhang von Oden; ſie wurden nach des Dichters Tode ſeinen übrigen Werken beigefügt. dd.

Epopee, oder vielmehr Epopöie, ſ. Epiſche Dichtungsart, Epos und Heldengedicht.

Epopten, eigentlich Anſchauer, d. i. Eingeweihte, die Allem, was bei den großen Myſterien oder Religionsgeheimniſſen der alten Griechen vorging, beiwohnen durften.

Epos iſt die Benennung einer Claſſe von Gedichten aus der erzählenden Gattung, oder vielmehr erzählendes Gedicht ſelbſt. Nicht leicht ſind irgend einer Gattung willkürlichere und zufälligere Regeln von den Theoriſten aufgebürdet worden, als der epiſchen, zumal wenn

man es unter dem prächtiger klingenden Titel Epopöie als ſynonym mit Heldengedicht gab. Iſt es daher irgendwo nöthig, die gewöhnlichen Meinungen der Theoriſten und ihre Regeln ganz zu vergeſſen, ſo iſt es hier. Mit Recht ſagt Wilhelm von Humboldt: „Faſt bei keiner andern Dichtungsart iſt man ſo ſehr um eine genügende Definition verlegen, als bei der epiſchen. Die mannichfaltigen Gattungen erzählender und beſchreibender Gedichte ſind ſo nahe mit einander verwandt, und ſcheinen ſich durch ſo wenig weſentliche Merkmale von einander zu unterſcheiden, daß es ſchwer iſt, dasjenige zu beſtimmen, was die eigentliche Epopöie charakteriſirt. Dieſe Schwierigkeit wächſt noch dadurch, daß die vorhandenen Muſter dieſer Dichtungsart, genau genommen, ſo wenig mit einander gemein haben, und höchſtens bloß darin, daß ſie insgeſammt Erzählungen von Begebenheiten ſind, kaum aber nur darin, daß jedes derſelben auch nur die Darſtellung einer einzigen wäre, mit einander übereinkommen. Man hat daher von jeher andere und meiſtentheils bloß minder weſentliche Nebenbegriffe, wie z. B. die Mitwirkung der Götter, der Definition beigemiſcht, und dagegen nicht genug dasjenige herausgehoben, worin eigentlich das Weſen der Epopöie beſteht, und woraus die wichtigſten Geſetze dieſer Dichtungsart herfließen." Fragt man jetzt weiter, worin denn nun aber dieſes eigentliche Weſen beſtehe und wie man es finden könne, ſo wird man wohl thun, ſich zuvörderſt des leitenden Princips zu erinnern, welches derſelbe Kunſtrichter zur richtigern Unterſcheidung der Dichtungsarten aufgeſtellt hat. Was ſich als eine Gattung hier geben will, kann den Titel ſeiner Rechtmäßigkeit aus nichts anderm ableiten, als aus der Natur der Einbildungskraft und der verſchiedenen Möglichkeit dichteriſcher Wirkungen. Nur in ſofern es der allgemeinen Beſchaffenheit unſerer Einbildungskraft nach eine dichteriſche Stimmung gibt, die von allen andern weſentlich verſchieden iſt, kann derſelben eine eigene Gattung entſprechen. Dies iſt alſo die Quelle, zu welcher man immer zurückkehren muß. Dieſem aber zufolge definirt Humboldt die Epopöie alſo, daß ſie ſei eine ſolche dichteriſche Darſtellung einer Handlung durch Erzählung, welche unſer Gemüth in den Zuſtand der lebendigſten und allgemeinſten ſinnlichen Betrachtung verſetzt. „Man braucht nur," ſagt er, „dieſen Zuſtand genau zu entwickeln, um zugleich zu allen jenen weſentlichen Eigenſchaften der Epopöie: der reinen Objectivität, der lebendigen Sinnlichkeit, der vollkommenen Totalität, und der Abweſenheit aller ſolchen Parteilichkeit, welche die Freiheit der Anſicht verhinderte, von ſelbſt zu gelangen. Die Hauptmerkmale in dieſer Definition ſind der Begriff der Handlung und der Erzählung. Vorzüglich iſt der letztere wichtig, von welchem auch die ganze Gattung ihren Namen hat. Streng genommen hätte man aus dieſem ihr ganzes Weſen ableiten können." Verſuchen wir, das hiemit Angedeutete etwas weiter auszuführen. Hierzu bemerken wir nur zuvörderſt, daß es nicht eigentlich eine Handlung iſt, d. h. Entſchluß bis zur Ausführung durch einen Act der Freiheit, welche das Epos darſtellt (denn dieſe Handlung gehört dem Drama an), ſondern Begebenheiten. Begebenheiten aber ſind etwas Vergangenes, und das Vergangene läßt ſich bloß erzählen. Was nur erzählt wird, iſt eben damit ſchon in eine mildernde Ferne gerückt, wirkt nicht ſo eindringend mächtig auf die Empfindung als das Gegenwärtige im Drama, läßt der Betrachtung eben dadurch mehr Spielraum, geſtattet mehr Ruhe. Somit ergibt ſich als Charakter des Epos: ru=

bige Darſtellung des Fortſchreitenden (denn Erzählung kennt nichts Stehendes, bloß Schilderndes, Beſchreibendes, ſondern iſt ihrer Natur nach im immerwährenden, aber ſtetigen, Fortſchreiten begriffen). Demnach erſcheint der Dichter durch ſeine ganze Darſtellung hindurch in beſonnener Faſſung, ruhiger Haltung, und dieſer ſein Seelenzuſtand ſpiegelt ſich in dem Gedichte wieder, welches nie, wie das Drama, erſchüttert, ſondern das Gemüth ruhiger anſpricht. Damit aber die Einwirkung nicht der gehörigen Kraft ermangle, wird die lebendigſte Anſchaulichkeit erfordert, welche nicht anders als mittelſt durchgängiger Umſtändlichkeit und ſchöner Entfaltung erreichbar iſt. Der Gang des Epos iſt keine Reiſe, wo man ein vorgeſetztes Ziel mit unruhiger Ungeduld zu erreichen bemüht iſt, ſondern gleicht mehr einer zur Luſt am ſchönen Tage auf dem ruhigen See unternommenen Fahrt, wo man ſich in behaglicher Gemüthlichkeit den Gegenſtänden hingibt, und gern bei jedem verweilt, ohne ungeduldiges Weiterſtreben, wofern nur die Gegenſtände nicht an ſich unangenehmer Natur ſind, oder überhaupt deſſen, was einen Geiſt anziehen und ein Herz bewegen kann, ermangeln. Die Umſtändlichkeit und Entfaltung des Epikers halten uns ſo an einzelnen Puncten feſt. Sollen ſie es aber auf die echte Weiſe, ſo darf die Umſtändlichkeit keine todte ſein, die uns Gegenſtände nur ausmahlt, ſie darf keinen bloß pittoresken Anſtrich haben, ſondern Alles muß als werdend, fortſchreitend vorſtellig gemacht werden. (S. die Art. Poeſie, Kunſt, Mahlerei.) So beſchreibt uns Homer den Schild des Achilles nicht, ſondern führt uns in die Werkſtatt des Künſtlers, und wir ſehen ihn im allmähligen Entſtehen. Ruhe ſelbſt wird Bewegung, das Todte ſpricht uns wie lebend an, und dadurch wird die Einbildungskraft unaufhörlich beſchäftigt, das Gemüth in ſanfter Bewegung erhalten, denn Leben regt das Leben an. Zu der epiſchen Entfaltung ſtehen dem Dichter mancherlei Mittel zu Gebot, ausmahlende Beiwörter, Gleichniſſe, Reden, Epiſoden. Jean Paul hat hierüber treffende Worte in ſeiner Vorſchule der Äſthetik geſagt. »Der Epiker, er fliege von Land in Land zwiſchen Himmel und Erde und Hölle auf und ab: er muß wenigſtens den Flug und Weg abmahlen. Dem Epos iſt langſame Breite erlaubt (vielmehr natürlich). Wie lange zürnt Achilles! Wie lange ſtirbt Chriſtus! Daher die Erlaubniß der ruhigen Ausmahlerei eines Achilles-Schildes, daher die Erlaubniß der Epiſode. Die geforderte Menge der Mitſpieler hält, wie die Menge der Uhrräder, den Gang der Maſchine an! denn jede Nebenfigur will Raum zu ihrer Bewegung haben. In ſofern Romane epiſch ſind, haben ſie das Geſetz der Langſamkeit vor und für ſich. Der ſogenannte raſche Gang gebührt dem Theater, nicht dem Epos. Wie in jener Fabel ſiegt die Sonne über den Sturm und zieht den Mantel aus. Yoriks ganze Reiſe beſteht in drei Tagen; das ganze fünfte Buch des Don Quixote füllt ein Abend in einer Schenke. Nur dann ſchleicht die Handlung, wenn ſie ſich wiederholt; und ſie ſtockt nur dann, wenn eine fremde ſtatt ihrer geht; aber nicht dann, wenn die große in der Ferne in immer kleinere in der Nähe, gleichſam der Tag in Stunden, auseinander rückt.« In dieſem letzteren liegt die Anforderung an Einheit, und mit Recht wird dieſe eben ſowohl an das Epos als an jedes andere Kunſtwerk gemacht werden. Nach A. W. Schlegel ſoll die Einheit des epiſchen Gedichts keine ſo ſcharf begrenzte ſein, als im Drama; allein darf der Dichter ſeinen Plan nach Willkür ins Unbeſtimmte hin ausdehnen! Maß und Ziel müſſen wohl auch hier ſein,

wenn die Erzählung nicht unangenehm werden ſoll. Wenigſtens muß ſich alles in klare Umriſſe für die Einbildungskraft gefällig runden, wenn auch die dramatiſche Einheit, die immer Einen Hauptzweck vor Augen hat, dem alles nur als Mittel dient und untergeordnet iſt, im Epos nicht herrſchen ſollte. Wirklich iſt daher, wie auch Humboldt bemerkt, der Schluß des epiſchen Gedichts nicht nothwendig ein wirkliches Ende, über das hinaus ſich nun nichts mehr hinzufügen ließe; aber alle einzelnen Theile des Ganzen müſſen darin auf eine befriedigende Weiſe zuſammenkommen. Mit jener dramatiſchen Einheit fällt übrigens zugleich auch jene künſtlich verknüpfte Verwickelung, Entwickelung und Auflöſung weg, die dem Drama eignet; im Epos iſt daher keine immer ſteigende Spannung, ſondern Spannung und Befriedigung gleichmäßig über das Ganze verbreitet. Daher denn, daß ſich in dem Epos keine Empfindung ausſchließend oder auch nur mit auffallendem Übergewicht unſerer Seele bemeiſtert, und daher wieder die ruhig betrachtende Stimmung, in die das Gedicht verſetzt. Mag das wilde Spiel des Kampfes entzweiter Intereſſen noch ſo ſchrecklich toben und alle Kräfte ſtreitend in Bewegung ſetzen; der Erzähler, und mit ihm der Hörer oder Leſer ſchwebt mit Gleichmuth über der bewegten Welt, ohne eigene Leidenſchaft. Ruhig, wie er alle Schickſale ſich entwickeln läßt, ſtellt er ohne vorgreifende Theilnahme an Einzelnen alle Charaktere und Individuen dar, und läßt ſie handeln, denn er weiß, daß das Verhängniß in ſeiner Welt wohnt, dem jedes zum Ganzen dient, und das mancherlei Hebel und Werkzeuge braucht. So führt er uns in ruhiger Bewegung, aber im feſten geraden Gange, immer langſam und betrachtend ſeinem Ziele entgegen. Einfach und ruhig, wie er ſelbſt, iſt ſeine Darſtellung, ſchlicht und einfach ſein Ausdruck, ſo daß auch hier das Ganze nicht dem ſturmbewegten Meere, ſondern dem ſtillen Strome zu vergleichen iſt, der auf ſeiner ſpiegelnden Fläche Leiden und Freuden hinwegträgt, während aus ihm der unendliche Himmel wiederſchimmert. Von dieſer Art iſt das Epos, und das Homeriſche iſt wenigſtens dieſer Theorie nicht entgegen. Freilich gleichen ihm andere deſto weniger. In der modernen Theorie und Praxis der Epopöie hat man ihr vornehmlich das Heroiſche, das Wunderbare und den großen Umfang als weſentlich zugemeſſen. Ob es ihm weſentlich ſei, darüber ſ. mehr unter Heldengedicht, Maſchinen und Wunderbar; hier nur eine Bemerkung noch. Unglaube an das Himmliſche hat uns die Epopöie, wie Herder ſagt, faſt geraubt; kann uns da eine willkürliche Mythologie, kann uns die kalte Allegorie der Henriade retten? Was ſollen wir aber dann thun? Wenn nicht alle Dichter wie Göthe in ſeinem echt Homeriſchen Epos Hermann und Dorothea verfahren, unſern Unglauben gefangen geben unter die Poeſie. In ihr ſoll alles nur möglich erſcheinen. Wird daher nur nächſt der pſychologiſchen jene Wahrſcheinlichkeit nicht verletzt, die auf dem innern Zuſammenhang der Begebenheit beruht, ſo kann man wohl auch jenes geſtatten. Indeß bleibt es gewiß, daß das Wunderbare des Epos nicht eben vornehmlich in Einmiſchung höherer Weſen beſtehe, und daß deren Erzwingung, wo kein Volksglaube ſie mehr beſtätigt, nichts als Mißverſtand iſt. (Vergl. Heldengedicht.) dd.

Erard (Gebrüder) aus Straßburg gebürtig, haben ein eben ſo großes Fabriketabliſſement in Paris als in London. Ihre Pedalharfen und Pianoforte's ſind beſonders berühmt. Sebaſtian Erard erfand für erſtere eine ganz neue Art von Mechanismus, welche dies

Inſtrument ſo ſehr vervollkommnet, daß alle Pedalharfen anderer Fabriken tief unter den Erardſchen ſtehen; er erhielt das Brevet d'Invention für Frankreich und das Patent für England dafür, ſo daß während ſeines Lebens niemand anders ſolche Harfen bauen darf. Neuerlich vervollkommnete er dieſen Mechanismus noch, indem er Harfen mit doppelten Reihen von Pedalen baute, wo nämlich jedes Pedal zweimal eingehängt werden kann; auf dieſen kann aus allen Tonarten geſpielt werden. So findet man in Erards Sälen unter der Menge prachtvoller Harfen auch höchſt elegante ganz kleine Pedalharfen für Kinder von allen Größen. Die Pianoforte's von Erard gleichen ſehr den engliſchen, die Züge daran ſind ſehr ſchön, und durch einen eigenen Mechanismus wird es auf ihnen möglich, denſelben Ton äußerſt raſch hinter einander anzuſchlagen. Der kunſtliebende edle Sebaſtian Erard beſaß ſonſt eine der ſchönſten Gemähldeſammlungen, die wohl je einem Privatmann gehörten, und ſein Haus war in Paris der Vereinigungsort aller berühmten Künſtler und ausgezeichneten Fremden. Die Concerte bei Erards gehörten zu dem Trefflichſten, was man hören konnte, denn hier ſpielten alle Virtuoſen nur aus Freundſchaft für die biedern, gaſtlichen Wirthe. Duſſek, Steibelt, Kreuzer, Lafond, Kalkbrenner, Bochſa, Garat ꝛc. wetteiferten hier oft, und aus den glänzenden Muſikſälen trat man zum verſchwiſterten Kunſtgenuß in die ſtillern Gemähldeſäle zu den Meiſterwerken von Giulio Romano und Tizian, Dominichino und Leonardo da Vinci. Am glänzendſten waren dieſe Vereinigungen in den Jahren 1804 bis 1812. Unvergeßlich werden jedem Kunſtfreund die Stunden bleiben, welche er in dieſem Hauſe verlebte, welches an ſelbſterworbener Pracht Sinn und Wohlthätigkeit an die Zeiten der Fugger in Augsburg erinnerte. Später traf manches Unglück dieſes Haus, ſo daß auch Sebaſtian Erard genöthigt wurde, ſich von ſeinen Lieblingen, den herrlichen Gemählden, zu trennen; der größte Theil derſelben wurde nach England verkauft. Die raſtloſe Thätigkeit und der redliche Eifer der Brüder Erard aber entwaffneten bald das Unglück und ihre herrlichen Inſtrumente bleiben durch ganz Europa berühmt und geſucht. WI.

Erasmus (Deſiderius, wie er ſich ſelbſt nannte), geboren zu Rotterdam 1467, ſtarb zu Baſel 1536. Er war der uneheliche Sohn eines jungen Holländers, Namens Peter Gerard Gheeraeds, aus Gouda, und der Tochter eines Arztes. Bis zu ſeinem neunten Jahre war er Chorknabe im Dome von Utrecht, dann trat er in die Schule von Deventer, wo er ſein Talent bereits auf eine ſo glänzende Weiſe zu entwickeln begann, daß ihm der gelehrte Sintheim vorausſagte, er werde einſt der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit werden. Nach dem Tode ſeiner Ältern, die er im vierzehnten Jahre verlor, zwangen ihn ſeine Vormünder in den geiſtlichen Stand und mit dem ſiebzehnten Jahre in das Kloſter Emaus bei Gouda zu treten. Der Biſchof von Cambray befreite ihn von dieſem Zwange (1490). Nachdem er 1492 die prieſterliche Weihe empfangen hatte, reiſete er nach Paris (1496), um ſich in der Theologie und in den Humanioren zu vervollkommnen. Er unterrichtete dort außer andern auch einige reiche Engländer, von welchen Einer ihm, ſo lange er lebte, eine Penſion zahlte. Mit ihnen ging er nach England (1497), wo ihn der König ſehr wohl aufnahm. Doch kehrte er bald nach Paris zurück. Er reiſete dann, um ſeine Kenntniſſe immer mehr zu bereichern, nach Italien. Hier wurde er in Bologna, wo er die theologiſche Doctorwürde annahm,

wegen ſeines weißen Scapuliers für einen Arzt der Peſtkranken angeſehen, und mit Steinwürfen verfolgt, die ſein Leben in Gefahr ſetzten. Dieſer Vorfall war die Veranlaſſung, daß er bei dem Papſt um Dispenſation von ſeinen Ordensgelübden anhielt, die er auch erhielt. Er beſuchte Venedig, Padua und Rom; aber ſo glänzende Ausſichten ſich ihm auch hier darboten, ſo folgte er doch lieber den Einladungen ſeiner Freunde nach England, wo ihm die Gunſt und das Anſehen, worin er bei Heinrich den VIII. ſtand, noch größere Vortheile verſprachen. Als er den berühmten Großkanzler Thomas Morus beſuchte, ohne ſich ihm zu erkennen zu geben, ward dieſer dergeſtalt von ſeiner Unterhaltung entzückt, daß er ausrief. „Ihr ſeid Erasmus oder ein Dämon.“ Man bot ihm eine Pfarrei an, aber Erasmus war wenig geneigt, durch ein ſolches Amt ſich zu feſſeln. Er verwaltete kurze Zeit zu Oxford die Profeſſur der griechiſchen Sprache. Darauf ging er nach Baſel, wo er 1536 ſtarb. Erasmus gehörte unſtreitig zu den ausgezeichnetſten Gelehrten ſeiner Zeit. Er vereinigte mit ausgebreiteter und gründlicher Gelehrſamkeit eben ſo viel geläuterten Geſchmack und treffenden Witz. Ein angeborner Hang zur Unabhängigkeit und Ruhe ließ ihn eine gelehrte Muße und Einſamkeit dem glänzenden Gepränge der Großen vorziehen. Das leiſe Auftreten des feinen Weltmanns machte ihm viele der Beſſern ſeiner Zeit, z. B. Hutten, zu Feinden. Groß und dauernd ſind ſeine Verdienſte, die er ſich um die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften erworben hat. Wiewohl er aus Abneigung gegen alle Fehden und Händel an dem Reformationsgeſchäft keinen unmittelbaren Antheil nahm, ſo beſtritt er doch das Unweſen des Mönchthums und den Aberglauben, und förderte allenthalben die Sache der Wahrheit. Er wünſchte eine allgemeine Kirchenverſammlung, welche aus den gelehrteſten und aufgeklärteſten Männern beſtehen ſollte, ohne ſie jedoch zu erleben. So beſchränkte er ſich darauf, der Welt durch Schriften zu nützen, die noch immer mit Recht wegen ihres gehaltvollen Inhalts und anmuthigen Styls geſchätzt und geleſen werden. (Die beſte Ausgabe ſeiner Werke iſt von le Clerk, Amſt. 1703, 10 Bde. Fol; ſein Leben von Burigny, verbeſſert deutſch von Henke, Halle 1782, 2 Bde. 8.) Außer ſeinen Ausgaben verſchiedener Claſſiker führen wir nur ſein bekanntes Buch zum Lobe der Narrheit (Encomium moriae) und ſeine ſatiriſchen Schriften an, die jedem Gebildeten noch jetzt eine angenehme Lectüre gewähren.

Erato, eine Muſe, deren Namen ſie als Liebende oder Liebenswürdige ankündigt. Viel hat ſie mit Terpſichore gemein, dieſelben Attribute, daſſelbe Coſtum, öfters auch eine Lyra. Sie waltet den Geſängen der Liebe ob, und rührt, wie Ovid in ſeiner Kunſt zu lieben berichtet, durch ihre zärtlichen Lieder auch der ſprödeſten Mädchen Herzen. dd.

Eratoſthenes, einer der berühmteſten Gelehrten aus den Zeiten der Ptolemäer, geb. zu Cyrene in Afrika, 275 v. Chr., Bibliothekar zu Alexandrien. Er machte ſich vorzüglich verdient um die mathematiſche Erdkunde, brachte die vorhandenen Beſtimmungen in ein Syſtem, und berichtigte und erweiterte zugleich die Wiſſenſchaft. Den meiſten Ruhm erwarb er ſich durch ſeine Unterſuchungen über die Größe der Erde; auch um die Sternkunde machte er ſich verdient, und ſuchte die Schiefe der Ekliptik genau zu beſtimmen. Von ſeinen Schriften iſt bloß eine vollſtändig übrig, Catasterismi, die von den Sternbildern handelt (Schaubach, mit Commentar, 1795). Von ſeinen

geographiſchen Werken, die lange in vorzüglichem Anſehn ſtanden, hat die wenigen Überreſte Seibel geſammelt und herausgegeben, 1798.

Erbach, eine Standesherrſchaft im großherz. heſſiſchen Fürſtenthum Starkenburg auf dem Odenwalde, zwiſchen Leiningen, Aſchaffenburg, der Unterpfalz und Wertheim (9 Q. M. 24300 Einw.). — Das gräfliche Haus Erbach, welches ſeine Abſtammung von Eginhard und Emma (?), folglich von Carl dem Großen herleitet, gehört zu den älteſten und erlauchteſten in Deutſchland. Es hatte zwei Stimmen im fränkiſchen Grafencollegio, und war im Beſitz des churpfälziſchen Erbſchenkenamts. Gemeinſchaftlich mit dem Hauſe Löwenſtein-Wertheim beſitzt es die Herrſchaft Breuberg, zuſammen 12 Q. M. mit 28300 E. u. 100,000 fl. Einkünften. Es gibt jetzt drei Linien: Erbach-Schönberg, geſtiftet von Georg Auguſt; Erbach-Erbach, geſtiftet von Georg Wilhelm; Erbach-Fürſtenau, geſtiftet von Carl Philipp. Sie haben eine gemeinſchaftliche Regierung zu Michelſtadt. — Bei Errichtung des Rheinbundes kamen ſie unter die Souveränetät des Großherzogs von Heſſen. (S. Mediatiſirte Fürſten.) Stadt und Stammſchloß Erbach mit merkwürdigen Alterthümern.

Erbämter, waren die erblichen Ämter derjenigen Geſchlechter von hohem Adel, welche bei der Kaiſerkrönung die Reichs-Erzämter der Churfürſten als Vicarien derſelben verwalteten. Erbkämmerer, der Stellvertreter des Erzkämmerers (Graf von Hohenzollern); Erbmarſchall, der des Erzmarſchalls (Graf von Pappenheim); Erbſchatzmeiſter, der des Erzſchatzmeiſters (Graf von Sinzendorf); Erbſchenk, der des Erzſchenken (Graf von Althann); Erbtruchſeß, der des Erztruchſeſſen (Graf Truchſes von Waldburg). In verſchiednen deutſchen Staaten, z. B. in Öſterreich, gibt es noch Erbämter gewiſſer Familien, die bei den Feierlichkeiten des Regierungsantritts eines neuen Regenten beſtimmte Functionen zu verrichten haben. Auf dem königl. ſächſ. Landtage gibt es einen Erbmarſchall.

Erbeinigung war ein erbliches Bündniß unter mehreren hohen adeligen Familien, welches die Sicherheit (aber nicht die Erbfolge) und gegenſeitige Hülfsleiſtung betraf.

Erbfolge iſt der Eintritt in die Rechte und Pflichten eines Verſtorbenen. Der Rechtstitel, unter welchem dieſer Eintritt geſchieht, iſt das Erbfolgerecht, welches entweder geſetzlich aus der feſtgeſetzten Erbfolgeordnung, oder aus einem Teſtamente, oder aus einem Vertrage entſpringt. Der Erbe hat die Freiheit, die Erbſchaft nur sub beneficio inventarii anzunehmen, oder auszuſchlagen, er wäre denn ein Notherbe (wozu die unter väterlicher Gewalt ſtehenden Kinder, ſo wie auch die Perſonen gehören, denen aus dem Nachlaß ein Pflichttheil zukommt), in welchem Fall er zur Annahme der Erbſchaft gezwungen iſt. Die rechtliche Beſitznahme heißt Antretung der Erbſchaft, und dieſe kann ausdrücklich oder ſtillſchweigend geſchehen. Die Rechtslehrer unterſcheiden hinſichtlich der geſetzlichen Terminologie den Heres in actu primo, bis zur Antretung der Erbſchaft; den Heres in actu secundo, nach Antretung der Erbſchaft; den Heres ex asse, dem der ganze Nachlaß zukommt; den Heres ex parte, dem eine Quote zufällt; den Heres necessarius, Notherben, der die Erbſchaft nicht ausſchlagen darf, und den Heres voluntarius, der ſie nach Willkür ausſchlagen oder annehmen kann. Die ab intestato ſuccedirenden Perſonen theilt Koch in vier Claſſen. In die erſte

gehören die ehelichen Deſcendenten, die in der erſten Claſſe nach den Köpfen (in capita), in der zweiten und den folgenden nach dem Antheile ihres Aſcendenten (in stirpes) ſich in den Nachlaß theilen. Hinſichtlich der unehelichen legitimirten und adoptirten Kinder muß man die verſchiedenen Geſetze vergleichen. In die zweite Claſſe gehören die nächſten Aſcendenten des Verſtorbenen, deſſen vollbürtige Geſchwiſter und in deren Todesfall deren Kinder. In die dritte Claſſe gehören die Halbgeſchwiſter des Verſtorbenen und in deren Todesfall deren Kinder. Erben Consanguinei (Halbgeſchwiſter, die mit dem Erblaſſer einen Vater) und Uterini (die mit ihm eine Mutter haben) zuſammen, ſo nehmen jene, was der Erblaſſer vom Vater, dieſe, was er von der Mutter beſaß, voraus. In der vierten Claſſe endlich befinden ſich alle übrigen ehelichen Verwandten, von denen der nähere jedesmal den entferntern ausſchließt.

Erblehen oder Erbzinsgut iſt ein ſolches Lehngut, welches ſowohl frei veräußert als auch auf männliche und weibliche Erben vererbt werden kann, gleich dem Allodialgut, und wirkliches Eigenthum, und (hierdurch unterſchieden von der Emphyteuſe) nur beſchränkt iſt durch die Leiſtung eines jährlichen Zinſes.

Erbpacht iſt diejenige Art der Verpachtung, da dem Pächter, nach Erlegung eines gewiſſen Erbſtandgeldes, gegen ein jährlich abzuführendes, nie zu ſteigerndes Pachtgeld, ein Gut oder Grundſtück mit dem Erbſtandrechte für ſich, ſeine Erben und Nachkommen erblich und auf ewige Zeiten verpachtet wird. Der Erbpacht iſt dem Zeitpacht entgegengeſetzt und kommt der Emphyteuſe nahe.

Erbſünde, eine ſittliche Verdorbenheit, die von den Stammältern des Menſchengeſchlechts auf alle natürlicher Weiſe erzeugte Menſchen, vermöge dieſer Zeugung, übergegangen ſein ſoll, oder eine von unſern Stammältern auf uns fortgeerbte ſittliche Krankheit. Deswegen nennt man die Erbſünde auch das angeborne Verderben. Wer ein ſolches behauptet, nimmt an, daß die erſten Menſchen, Adam und Eva, durch den in den Moſaiſchen Schriften (B. 1. C. 3.) erzählten Sündenfall nicht nur ſelbſt aus dem urſprünglichen Zuſtande der Unſchuld heraus traten, ſondern auch ihren Nachkommen eine ſittliche Beſchaffenheit mittheilten, vermöge deren alle von Adam und Eva natürlicher Weiſe abſtammenden Menſchen entweder zum Guten ganz unfähig oder doch zum Böſen ſo geneigt ſeien, daß ſie alle auch wirklich ſündigen wie ihre Stammältern. Dieſe Lehre wurde ſeit Auguſtins Zeiten oder ſeit dem Anfang des 5ten Jahrhunderts nach Chr. in der chriſtlichen Kirche herrſchend, und man berief ſich dabei auf verſchiedene Stellen der heiligen Schrift, z. B. Pſalm 51, 7. Joh. 3, 6. Röm. 5, 12—15. und 7, 7—25. Es wurde ihr aber immer nicht nur von einzelnen Religionslehrern, ſondern auch von ganzen Parteien oder Secten in der chriſtlichen Kirche (z. B. den Pelagianern, Socinianern, Mennoniten ꝛc.) widerſprochen, welche theils jene Schriftſtellen anders erklärten, theils aus allgemeinen Vernunftgründen gegen das Daſein einer ſolchen Verdorbenheit in der menſchlichen Natur ſtritten. Da die Vernunft beſonders an der Mittheilung einer moraliſchen Verdorbenheit durch eine phyſiſche Handlung, die Zeugung, und noch mehr an der zugleich mit behaupteten Zurechnung einer Verdorbenheit, die jedem ohne ſein Zuthun, mithin ohne alle Theilnahme von Seiten ſeiner Freiheit, mitgetheilt werden ſoll, Anſtoß nimmt: ſo ſetzte Kant in ſeiner Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft

(S. 3—58) an die Stelle der Erbſünde den Begriff eines radicalen Böſen, d. h. eines Hanges zum Sündigen, der in der menſchlichen Natur wie eingewurzelt ſcheint, weil er allgemein angetroffen wird, aber doch nicht angeboren iſt, ſondern aus der Freiheit eines Jeden auf eine unbegreifliche Weiſe hervorgeht, und daher auch überwindlich und zurechnungsfähig iſt, ob er gleich, ſo lange der Menſch lebt, nicht völlig ausgerottet werden kann. Vergl. Jeruſalems Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion, Th. 2. S. 691 ff. und Reinharts Syſtem der chriſtlichen Moral, §. 99. Aufl. 3.

Erbunterthänigkeit, ein Theil und Überreſt des Leibeigenthums. Es beruhen darauf das Dienſt- und Schutzrecht, und gewiſſe Einkünfte, z. B. für Erlaubnißſcheine zum Dienſte außer dem Herrngute, das lytrum personale für die perſönliche Freiſprechung, das lytrum reale für die Freiſprechung des beweglichen oder unbeweglichen Vermögens, das Abzugsgeld (jus detractus) u. ſ. w. Im Preußiſchen iſt von Friedrich Wilhelm III. unterm 10. Sept. und 9. Oct. 1807 die Erbunterthänigkeit aufgehoben worden.

Erbverbrüderung iſt ein Vertrag zwiſchen zwei oder mehreren Familien des höhern oder niedern Adels, dem zufolge auf den Fall, daß die eine Familie ausſtirbt, die andere in gewiſſen Ländern und Gütern ſuccediren ſoll. Ein ſolcher Vertrag kann ſich auf ſämmtliche Länder und Güter, oder nur auf einzelne erſtrecken; er kann wechſelſeitig oder nur einſeitig ſein. Beiſpiele von Erbverbrüderungen ſind unter andern die zwiſchen Sachſen und Henneberg 1554, zwiſchen Sachſen, Heſſen und Brandenburg 1555 und 1614, zwiſchen Brandenburg und Mecklenburg 1415 (eine einſeitige), zwiſchen Brandenburg und Pommern 1823, zwiſchen Sachſen und Heſſen 1373, zwiſchen Sachſen und Braunſchweig-Lüneburg 1389, zwiſchen Öſterreich und Würtemberg 1599, erneuert 1770, zwiſchen Brandenburg und Hohenzollern 1695 u. ſ. w., welche aber ſämmtlich ſeit 1806 ungültig geworden.

Erbvertrag, d. i. ein Vertrag über Erbſchaften. Sie werden getheilt in Erbverträge im eigentlichen Sinne, welche den künftigen Nachlaß eines noch lebenden Menſchen betreffen (dieſes kann ein Dritter, nicht Mitcontrahirender ſein, wofern er damit zufrieden iſt und das Geſetz nichts dagegen hat, und man kann darin ein Erbrecht erhalten, beſtätigen, näher beſtimmen oder darauf Verzicht thun. Hieher gehören auch die Familienfideicommiſſe); oder Erbrezeſſe, oder Verträge über eine ſchon angefallene Erbſchaft.

Ercilla y Zuniga (Don Alonſo de) war der dritte Sohn eines berühmten ſpaniſchen Rechtsgelehrten, Namens Fortunio Garcias. Seine Mutter, welche den Namen Zuniga auf ihn vererbte, kam nach dem frühen Tode ihres Gatten mit dieſem Sohne an den Hof der Kaiſerin Iſabella, Gemahlin Carls V. Der junge Alonſo ward Page bei dem Infanten Don Philipp, und begleitete ihn auf der Reiſe, welche der Infant auf Befehl ſeines Vaters durch die vornehmſten Städte der Niederlande und einige Theile Deutſchlands und Italiens machen mußte. Im Jahre 1551 kehrte er mit dem Infanten nach Spanien zurück, und ging 1554 in Philipps Gefolge zu deſſen Vermählungsfeier mit der Königin Maria nach England. Hier erhielt Philipp die Nachricht von dem Aufruhr der Bewohner Arauco's, eines an der Küſte von Chili gelegenen Landſtrichs. Ihn zu dämpfen, wurde der General Aldarete abgeſchickt, und Ercilla begleitete

ihn. Aldarete ſtarb auf der Reiſe. Don Hurtado de Mendoza, Vicekönig von Peru, ſchickte, um ſeine Stelle zu erſetzen, ſeinen Sohn Don Garcias mit einem Heer gegen die Araucaner aus. Ercilla nahm Theil an dieſer Expedition, und that ſich in den blutigen Schlachten dieſes Krieges ſehr hervor. Die Schwierigkeiten mit denen die Spanier zu kämpfen hatten, der Heldenmuth, mit welchem die Araucaner den ungleichen Kampf beſtanden, und die Menge großer und edler Thaten, welche den Krieg mit den Araucanern vor allen mit Amerikanern bis dahin geführten Kriegen auszeichneten, begeiſterten den jungen Ercilla zu dem Gedanken, ihn zum Gegenſtand eines Epos zu machen, dem er den Namen La Araucana gab. An Ort und Stelle begann er das Gedicht, und Stücke Leder mußten ihm bisweilen den Mangel an Papier erſetzen. Nach geendigtem Kriege hätte ein raſcher Befehl des Don Garcias ihm beinahe das Leben gekoſtet. Ercilla entzweite ſich mit einem jungen Spanier an einem öffentlichen Feſte, welches der Thronbeſteigung Philipps II. zu Ehren angeſtellt war. Beide zogen die Degen. Zuſchauer miſchten ſich in den Streit, und ein übelgeſinnter verbreitete, daß dieſer Zwiſt einen Aufſtand habe einleiten ſollen. Ohne die Angeklagten hören zu wollen, verdammte ſie Don Garcias zum Tode. Schon ſtand Ercilla auf dem Blutgerüſte, als ſeine Unſchuld anerkannt wurde. Dieſe Kränkung ſchmerzte ihn tief. Er verließ Chili und ging nach Spanien zurück. Nach einem kurzen Aufenthalt in Madrid machte er eine Reiſe durch Frankreich, Italien, Deutſchland, Böhmen und Ungarn. Im J. 1570 war er wieder in Madrid, wo er ſich mit Maria Bazan vermählte. Ihre Reize und Tugenden erhebt er in mehreren Stellen ſeines Gedichts. Rudolph II. ſoll ihm den Kammerherrnſchlüſſel gegeben haben; aber über ſein Verhältniß zu dieſem Kaiſer iſt nichts weiter bekannt geworden. Im J. 1580 lebte Ercilla in großer Zurückgezogenheit und Armuth in Madrid. Zeit und Umſtände ſeines Todes ſind ungewiß; doch muß er noch 1596 gelebt haben, da Mosquera in ſeinem Werke über die Kriegszucht von ihm als ſeinem Zeitgenoſſen ſpricht. Er hinterließ keine ehelichen Kinder, aber zwei natürliche Söhne und eine Tochter. Philipp II. machte ihn zum Ritter des Ordens Sant Jago; dies war die einzige Belohnung, die ihm für ſo viele Dienſte zu Theil ward. Die Araucana iſt ein hiſtoriſch-epiſches Gedicht, in welchem ſich Ercilla, einzelne Fictionen und Epiſoden abgerechnet, genau an die Wahrheit der Begebenheiten gehalten hat, daher auch das Gedicht ſehr oft den Ton der Geſchichte annimmt. Es beſteht aus 37 Geſängen. Voltaire's Urtheil über dies Gedicht findet man im 8ten Kapitel ſeines Essai sur la poésie épique; was er darüber ſagt, beweiſet, daß er es nie geleſen hat. Das Urtheil des Cervantes kann man im 6ten Kapitel ſeines Don Quixote leſen. Er ſetzt es den beſten Epopöien der Italiäner an die Seite. Ein gewiſſer Don Diego de Santiſtevan Oſorio, aus Leon gebürtig, hat das Gedicht des Ercilla in 33 Geſängen fortgeſetzt, welche die weitere Geſchichte des Krieges mit den Araucanern enthalten.

Erdäpfel oder Kartoffeln. Dieſe gegenwärtig unter uns wegen ihres vielfachen Nutzens allgemein angebaute Frucht ſtammt aus Virginien, woher ſie der Engländer Franz Drake im Jahr 1586 zuerſt nach England brachte. Von England und Irland kam ſie nach Frankreich, wo ſie 1616 als Seltenheit an der königlichen Tafel verſpeiſet wurde. In Deutſchland würde ſie erſt 1650, und zwar zuerſt

im Voigtlande, in Niederſachſen aber erſt um das Jahr 1740 angepflanzt. Man bereitet aus ihr auch feines Mehl, Stärke, Puder und mehreres.

Erdaxe, Erdachſe oder Weltaxe, ſ. Erde.

Erdbeben. Noch nicht genugſam bekannt mit dem Walten der rohen Naturkräfte in den inneren Tiefen der Erde hat ſich bis jetzt der forſchende Geiſt des Menſchen begnügen müſſen, mehr die Phänomene und Wirkungen dieſer furchtbarſten und ſchrecklichſten Naturerſcheinung zu beobachten, als daß er ſie genügend zu erklären und auf ein einziges Grundmotiv zurückzuführen vermocht hätte. Eine unterirdiſche Gewalt ſcheint plötzlich ihrer Feſſeln entbunden und erſchüttert die Oberfläche der Erde, mehr oder minder heftige Stöße folgen langſamer oder ſchneller auf einander; der Boden wankt und geſtaltet ſich um. Berge verſinken und ewiger Granit zerſplittert, Strecken Landes werden von brauſenden Fluthen überſchwemmt und wieder aus den Meeresfluthen erhebt ſich Land, Inſeln entſtehen und verſinken, reißende Ströme verſiegen oder nehmen plötzlich einen andern Lauf, und das Meer ſelbſt ſcheint in ſeinen unermeßlichen Tiefen aufgewühlt. Das ſind die Wirkungen, die dieſe Naturerſcheinung hervorbringt, wenn ſie den höchſten Grad der Furchtbarkeit erreicht. Volkreiche Städte ſind in Trümmern geſtürzt und angebaute Gegenden dem geſtaltloſen Chaos gleich gemacht worden. Entſetzlich und außerordentlich, wie die Erſcheinung ſelbſt, ſind auch die Vorzeichen, die ſie anzukündigen pflegen. Die plötzlichen Veränderungen in der Atmoſphäre betäuben den Menſchen und ängſtigen die Thiere, die durch ein banges Heulen die drohende Gefahr anzudeuten ſcheinen. Der Himmel verdunkelt ſich und zeigt eine feurige Röthe, die Magnetnadel geräth in Unordnung u. ſ. w. Unter des Kaiſers Titus Regierung (79 nach Chr. Geb.) ereignete ſich das fürchterliche Erdbeben, welches die Städte Herculanum (ſ. d. Art.), Pompeji und Stabiä verſchüttete. Die Geſchichte neuerer Zeit beſchreibt mehrere Erdbeben, deren Wirkungen zu den fürchterlichſten gehörten. Im J. 1755 wurde Liſſabon durch eine Erderſchütterung zerſtört und 20 000 Menſchen unter den Trümmern begraben. Sie dehnte ſich von Grönland bis Afrika aus, ja ſelbſt in Amerika ſpürte man zu derſelben Zeit theils ſchwächere, theils heftigere Erdſtöße. Im J. 1783 traf ein ähnliches Schickſal Calabrien, das noch geraume Zeit nachher ein ſchreckliches Bild der Verheerung darſtellte. Schwächere Phänomene der Art ereignen ſich bald in dieſer, bald in jener Gegend faſt jährlich, und noch vor Kurzem beſchädigte ein heftiger Erdſtoß viele Gebäude Roms, unter denen auch die Peterskirche war. Die Erfahrung lehrt, daß hauptſächlich gebirgige Länder den Zerſtörungen der Erdbeben ausgeſetzt ſind, beſonders in der Nähe der feuerſpeienden Berge, mit denen ſie einen erwieſenen Zuſammenhang haben. Welche Urkräfte der Natur dabei thätig ſind, und wodurch ſie angeregt werden, iſt ſchwer anzugeben, theils da die Erſcheinungen dabei ſo vielfach und wunderbar ſind, theils weil die zerſtörenden Wirkungen keine Annäherung des Menſchen verſtatten. Sonſt wollte man ſie durch das Centralfeuer, das man in den Mittelpunkt der Erde ſetzte, erklären; Beccaria gibt Electricität als die wirkende Urſache der Erdbeben an, und, auf dieſe Hypotheſe geſtützt, wollte Bertholon ſie ableiten, wie die Gewitter. Wirklich ſcheint die Electricität dabei thätig zu ſein, aber die wahrſcheinliche Haupturſache iſt wohl ein Kampf des Feuers, der Luft und des Waſſers in den innern Höhlen und Gängen der Erde. Wenn un-

terirdiſche Feuer die in den Tiefen der Erde verſchloſſene Luft erhitzen und die unterirdiſchen Gewäſſer in glühende Dämpfe verwandeln, durchzucken dieſe donnernd und toſend das Innere derſelben, bis ſie, immer enger zuſammengedrängt und immer glühender erhitzt, ſich endlich gewaltſam einen Ausweg bahnen; denn unermeßlich iſt die Gewalt, mit welcher Luft und Waſſer, eingeſchloſſen und erhitzt, jedes ſie beengende Hinderniß niederſtürzen, um ſich frei zu machen. M.

Erdbeſchreibung, ſ. Geographie und Erde.

Erdbohrer, ein ſtarker ſchneckenförmiger Bohrer, deſſen eiſerner Schaft aus verſchiedenen Stücken zuſammengeſetzt iſt, welche nach und nach aufgeſetzt werden, wenn die untern bereits in die Erde gebohrt ſind. Man kann damit Klaftern tief in die Erde bringen, und die Art des Grundes erforſchen, weil das Werkzeug ſo eingerichtet iſt, daß ſich etwas davon anſetzt.

Erdbrand, ein Brand, der in der Erde aus entzündeten Steinkohlen- oder Kieslagern entſteht, und oft weit um ſich greift.

Erde, der Name des Planeten, welchen wir bewohnen. Wir können ſie in Beziehung auf ihre phyſikaliſche, mathematiſche und politiſche Beſchaffenheit betrachten, und dem gemäß zerfällt die Erdbeſchreibung oder Geographie in die phyſikaliſche, welche die natürliche Beſchaffenheit der Erde, abgeſehen von dem allen, was Menſchenhände daran verändert haben, betrachtet, in die mathematiſche, welche ihre Geſtalt und Größe, die verſchiedenen Entfernungen auf derſelben, ihren Stand im Sonnenſyſtem und ihre Verhältniſſe zu den andern Himmelskörpern angibt, und in die politiſche endlich, die uns die Oberfläche der Erde und ihre Bewohner nach den einzelnen Staaten und Völkerſchaften kennen lehrt. (S. Geographie) Unſere Abſicht iſt hier, einige allgemeine Betrachtungen über die Erde in mathematiſcher und phyſikaliſcher Hinſicht mitzutheilen. Was die Geſtalt der Erde (ſ. d. Art.) zunächſt angeht, ſo ſtellt ſie ſich dem frei um ſich blickenden Menſchen als eine kreisförmige Scheibe dar, auf deren Rand das Himmelsgewölbe gleichſam zu ruhen ſcheint. Dem gemäß wurde die Erde im höchſten Alterthume wirklich für eine auf dem Waſſer ſchwimmende Scheibe gehalten. Allein die großen Entfernungen, in denen man dieſe Fläche bereiſen konnte, widerſprachen gar bald dieſer beſchränkten, nur dem erſten Anſchein entnommenen Vorſtellung, und man ahnete ſchon im Alterthum die Kugelgeſtalt der Erde, ohne ſie jedoch durch haltbare Beweiſe darthun zu können. Und doch ſind alle Erſcheinungen nur auf dieſem Wege erklärbar. Eine Kugel von ſo ungeheurem Umfange, wie unſere Erde, und ringsum vom Luftkreiſe oder dem ſcheinbaren Himmelsgewölbe umgeben, kann nothwendig dem Auge des in der Ebene ſtehenden Beobachters keine andere Erſcheinung darbieten, als die Beſchriebene und ſchon aus dieſer Erſcheinung muß der Nachdenkende nur die Kugelgeſtalt der Erde ſchließen. Wie könnte ſich uns von jedem beliebigen Standpuncte aus die Erde als eine vom Himmelsgewölbe begrenzte Fläche zeigen, wenn ſie nicht eine rings von dieſem eingeſchloſſene Kugel wäre; wie könnte ſich ſonſt der Geſichtskreis in eben dem Grade erweitern, wenn wir unſern Standpunct höher nehmen; wie wäre es ſonſt erklärlich, daß wir die Spitzen und Gipfel von Thürmen und Bergen aus der Ferne eher erblicken als ihren Fuß? Aber außer dieſen zunächſt in die Augen fallenden Beweiſen gibt es noch andere für die runde Geſtalt der Erde. Dahin gehören die Erſcheinungen ihres Schattens in runder Geſtalt auf dem Monde, wenn

dieſer durch ſie verfinſtert wird, der ſucceſſive Aufgang und Untergang der Sonne über der Erde, die Ungleichheit von Tag und Nacht, der veränderte Stand und Lauf der Geſtirne und das allmählige Verſchwinden der einen und Sichtbarwerden anderer, ſo wie wir uns mehr und mehr von dem Äquator entfernen und den Polen nähern. Endlich iſt es auch nur bei der Kugelgeſtalt der Erde möglich, ſie zu umſchiffen, wie 1519 — 1522 Magellan zuerſt und nach ihm viele Andere, zuletzt 1814 — 1818 der ruſſiſche Capitän Kotzebue, gethan haben. Die Art, wie unſere Erde dieſe runde Geſtalt angenommen hat, leuchtet ſehr wohl ein, wenn wir ſie uns bei ihrer Entſtehung als eine noch weiche bildſame Maſſe denken, die, indem ſie ſich um ſich ſelbſt ſchwingt, vermöge der Schwere, jeden Theil nach den übrigen treibt, woraus denn eine mittlere Richtung aller Theile nach dem gemeinſchaftlichen Mittelpunct entſteht, aus der die Geſtaltung der Kugel nothwendig folgt. Was blöde Unwiſſenheit von dem Herabfallen unſerer Antipoden u. dgl. m. gegen die Kugelform der Erde hat einwenden wollen, fällt als nichtig zuſammen, wenn man erwägt, daß bei einer ungeheuren Kugel, wie die Erde, der Begriff von Oben und Unten ganz wegfällt, daß alles nach dem Mittelpuncte derſelben zuſtrebt, und daß, wenn von unten und oben die Rede ſeyn ſoll, die ganze Kugelfläche das Unten, die ſie umgebende Atmoſphäre aber das Oben iſt. Wenn wir indeß die Erde geradezu und unbedingt eine Kugel nennen, ſo iſt das ſtreng genommen nicht ganz richtig. Sie weicht von der Kugelgeſtalt ab, denn ſie iſt an den Polen eingedrückt und abgeplattet. Darauf wurde man zuerſt durch die Abweichungen in den Schwingungen des Pendels unter dem Äquator und nach den Polen zu geführt. Man beobachtete, daß ein Pendel um ſo langſamer ſeine Schwingungen machte, je mehr es ſich dem Äquator näherte und ſchloß daraus zunächſt auf die nach demſelben zu abnehmende Schwerkraft. Dieſe aber ward dadurch erklärbar, weil einmal der Kreis der täglichen Umwälzungen am Äquator am größten, die Körper mithin ſchneller als an den Polen umgeſchwungen werden, und dann, weil unter dem Äquator die Richtung der Schwungkraft gegen den Mittelpunct gerade, nach den Polen zu aber nur ſchief entgegengeſetzt iſt. Man ſchloß aus dieſen Beobachtungen richtig, daß die Erde eine an den Polen abgeplattete Kugel oder ein Sphäroid ſei, und erklärte dieſe Geſtalt ſehr genügend durch die Erfahrung, daß die Theile einer weichen um ſich ſelbſt geſchwungenen Maſſe ſich von den Polen wegdrängen und der Mitte zuſtrömen, wodurch nothwendig die Pole abgeplattet und die Mitte erhöht wird. Vermeſſungen ſetzten die Sache außer Zweifel. (Vergl. Geſtalt der Erde.) Ein anderer wichtiger Gegenſtand bei der nähern Kenntniß der Erde war die Beſtimmung ihrer Größe. Die Bemühungen der Alten in dieſer Rückſicht mußten wegen des Mangels ausreichender Inſtrumente fruchtlos bleiben. Erſt nach dem Jahr 1615 kam man auf genauere Reſultate. Ein Holländer, Willebrord Snellius, ſchlug zuerſt den einzig richtigen Weg ein, und maß das Stück eines Meridians von Alkmar bis Leyden und Bergen op Zoom durch Dreiecke. Der Wahrheit näher kamen nach ihm die Vermeſſungen Picards und die ſpäter von Maupertuis angeſtellten. Sie beſtimmten die Peripherie eines größten Kreiſes auf der Erde zu 5400 Meilen, die Meile zu 23,664 rhein Fuß gerechnet. Doch iſt zu bemerken, daß bei dieſer Angabe die Erde als eine Kugel betrachtet iſt, ohne Rückſicht auf ihre von der Kugelgeſtalt abweichende Form.

Wir müſſen uns damit begnügen, da es der Zukunft vorbehalten bleibt, durch ſorgfältige, auf allen Theilen der Erdoberfläche vorgenommene Vermeſſungen die wahre Größe der Erde ganz richtig und genau auszumitteln, und können uns um ſo mehr dabei beruhigen, als dieſe ganz ſcharfen Angaben eigentlich nur den ſtrengen Gelehrten, der weitere Reſultate daraus herleiten will, intereſſiren können. Betrachten wir unſere Erde in Beziehung auf das Sonnenſyſtem, ſo lehrt uns die Aſtronomie, daß ſie ſich, der ſinnlichen Wahrnehmung entgegen, welche die Sonne um die Erde laufend erblickt, nebſt zehn andern Planeten um die Sonne bewegt, und, als ein an ſich dunkler Körper, von derſelben Wärme und Licht empfängt. Sie legt ihren Weg rings um die Sonne in ungefähr $365\frac{1}{4}$ Tagen zurück, welche unſer gemeines Jahr machen. Die Erdbahn iſt eine Ellipſe, d. i. ein länglichrunder Kreis, in deſſen einem Brennpunct ſich die Sonne befindet. Daraus folgt denn, daß die Erde nicht zu allen Zeiten des Jahres gleich weit von der Sonne entfernt iſt: ihre geringſte Entfernung beträgt 19,786,020 und ihre größte 20,460 980 Meilen, woraus ſich ein Unterſchied von beinahe drei Viertel Millionen Meilen ergibt. Wir befinden uns im Winter der Sonne am nächſten und im Sommer am weiteſten von ihr entfernt; denn nicht die größere oder geringere Entfernung von der Sonne bewirkt den Unterſchied der Jahreszeiten, ſondern die mehr oder minder ſchiefe Richtung, in welcher ihre Strahlen auf die Erde herabfallen. Die Länge der Erdbahn wird auf 121,504,230 Meilen angegeben, und da dieſe ungeheure Bahn in einem Jahre von der Erde durchlaufen wird, ſo muß die Erde in jeder Secunde Zeit $3\frac{2}{3}$ Meilen zurücklegen; eine Schnelligkeit, die unſere Vorſtellung überſteigt, und Lichtenberg zu der ſcherzhaften Bemerkung Anlaß gab, daß man in der Zeit, in welcher man einen Andern auf der Straße grüße, mehrere Meilen mit bloßem Kopfe zurücklege, ohne ſich den Schnupfen zu holen. Neben dieſer jährlichen Bewegung um die Sonne hat die Erde noch eine zweite, indem ſie ſich täglich (nach mittlerer Zeit in 23 St. 56 Min. und 4 Sec.) einmal um ihre Achſe dreht. Dadurch werden täglich alle Gegenden der Erdoberfläche einmal der Sonne zu- und abgekehrt, und genießen mithin Tag und Nacht. Da aber die Achſe, um welche die Erde ihre tägliche Bewegung macht, mit ihrer Bahn um die Sonne einen Winkel von $23\frac{1}{2}$ Grad bildet, ſo ſteigt dadurch die Sonne vom 21ſten März bis zum 21. Juni um $23\frac{1}{2}$ Grad über den Äquator gegen den Nordpol hinauf, ſinkt vom 21. Juni bis zum 23. Sept. wieder bis zum Äquator zurück, ſenkt ſich bis zum 21. Dec. bis $23\frac{1}{2}$ Grad unter dem Äquator gegen den Südpol zu, und erreicht dann um den 21. März den Äquator wieder. Die Folge dieſer Einrichtung iſt die Verſchiedenheit der Jahreszeiten und die damit verbundene Ungleichheit der Tage und Nächte, die für alle außer der Linie des Äquators gelegenen Länder nur an den beiden Tagen im Jahre gleich ſind, an welchen für ſie die Erdbahn (Ekliptik) mit dem Äquator zuſammenfällt. Um die Erde wieder bewegt ſich der Mond in gleichfalls elliptiſcher Bahn, die er in 28 Tagen und 14 Stunden zurücklegt. Copernicus war es, der dieſes Syſtem begründete. Zur phyſikaliſchen Kenntniß unſerer Erde gehört hauptſächlich die Betrachtung und Unterſuchung ihrer Oberfläche und ihres Innern. Wir begnügen uns anzuführen, daß ſich aus dem Umfange der Erdkugel die Größe ihrer Oberfläche auf mehr als neun Millionen Q. M. ergibt, wovon kaum der dritte Theil trockenes Land, die übrigen zwei Drittel aber Waſſer

ſind; von der Erdoberfläche nimmt Europa ohngefähr den 54ſten, Aſien den 14ten, Afrika den 17ten und Amerika den 16ten Theil ein. Die Südländer mögen zuſammen etwas größer als Europa ſein. Die Anzahl der Menſchen in allen fünf Welttheilen ſchätzt man auf 800 bis 1000 Millionen. Das Innere der Erde iſt uns, genau genommen, völlig unbekannt, da die Tiefe, in welche der Menſch einzudringen vermag, gegen den Durchmeſſer der Erde faſt ganz verſchwindet. Alle Hypotheſen, nach denen der Kern der Erde bald ein ungeheurer Diamant, bald ein ewiges Feuer ſein ſoll, aufzuzählen, würde uns zu weit führen; eben ſo viele gibt es über die Entſtehung und allmählige Geſtaltung der Erde. Nach der Lehre des Carteſius gab es vor Erſchaffung der Welt einen harten Klumpen, den die Allmacht zerſchlug, in Bewegung ſetzte und daraus die Elemente ſchuf. Thomas Burnet hielt die Erde für ein anfänglich flüſſiges Chaos von allerlei Materien, wovon die gröbern niedergeſunken wären, die feinern das Waſſer und die feinſten die Luft gebildet hätten. Leibnitz hielt die Erde für einen ausgebrannten Körper, bei deſſen Verlöſchen ſich das Licht abgeſondert habe, welches der Anfang der Schöpfung geweſen ſei. Buffon ſtellte die kühne Hypotheſe auf, daß die Erde ein von der Sonne abgeſtoßenes Stück eines Cometen ſei, welches Anfangs glühete, dann aber verloſch und hart ward. Newton und nach ihm Kant ſind der Meinung, daß die Erde ſich durch einen Niederſchlag aus der Flüſſigkeit gebildet habe. Wahrſcheinlich wird ein tieferes Studium der Phyſik genügendere Reſultate herbeiführen; vgl. die Syſteme Deluc's u. A. in Parrot's Geologie. M.

Erden ſind im weiteſten Sinne eine eigene Claſſe von Mineralien, wohin auch die Steine gehören. Ihre unterſcheidenden Eigenſchaften ſind, daß ſie feuerbeſtändig und unentzündlich ſind, ſich ohne Zwiſchenmittel in 200 Theilen kochenden Waſſers nicht auflöſen, und aus der Auflöſung in Säuren durch Blutlauge nicht gefällt werden. Im Zuſtande der Reinheit ſind alle Erden völlig weiß und ungefärbt, und die Natur liefert ſie faſt immer unter einander und mit mineraliſchen Körpern gemiſcht oder gemengt. Die neuere Chemie hat ſie als Oxyde von bisher unbekannten Metallen aufgeſtellt, weshalb man ſie als Sauerſtoff haltende Verbindungen und nicht als einfache Körper anſehen muß. Außer den alkaliſchen Erden, nämlich Kalk, Baryt und Strontian, kennen wir bis jetzt folgende: 1) Kieſelerde, ein Beſtandtheil aller zum Kieſelgeſchlecht gehörigen Steine, löſt ſich in fixen Alkalien und in Flußſpathſäure auf, gibt mit Alkalien geſchmolzen Glas, läßt ſich dagegen mit Kohlenſäure nicht vereinigen; 2) Thon- oder Alaunerde, ein Beſtandtheil des Töpfer-, Ziegel- und Porzellanthons, iſt ſehr leicht, vereinigt ſich mit allen Säuren zu Mittelſalzen, verbindet ſich mit ätzenden Alkalien, nicht aber mit kohlenſaurem Ammonium. Im Feuer ſchrumpft ſie zuſammen (ſ. Pyrometer) und wird ſo hart, daß ſie Funken gibt; 3) Zirkonerde, ein Beſtandtheil des Zirkons und des Hyacinths, löſt ſich in keinem Alkali auf, gibt aber mit Säuren ſchrumpfende Salze; 4) Talk- oder Bittererde, Magneſia, ein Beſtandtheil des Serpentins, des Talks und Bitterſalzes, geht mit allen Säuren und kohlenſtoffſaurem Ammonium, nicht aber mit Kali und Natrum Verbindungen ein; 5) Glycin- oder Süßerde, iſt ein Beſtandtheil des Smaragds und Berylls, und hat den Namen wegen des ſüßen Geſchmacks ihrer Verbindungen mit Säuren erhalten. Sie vereinigt ſich mit

kohlenſauren und ätzenden Alkalien; 6) Ittererde, ein Beſtandtheil des Ittertantals, vereinigt ſich mit kohlenſauren, aber nicht mit ätzenden Alkalien. — Was von uns im gemeinen Leben Erde genannt wird und die Oberfläche unſers Planeten ausmacht, iſt ein Gemiſch aus Kieſel- und Thonerde, aus Kalk, Salzen und Reſten organiſcher Körper.

Erdenge (Isthmus), ein ſchmaler Landſtrich, der zwei Länder verbindet und zwei Meere ſcheidet.

Erdferne (Apogaeum), ſ. Mond.

Erdfette, Erdharze, ſind fette harzige Materien, die in der Erde gefunden werden und leicht brennen, auch einen ſtarken erſtickenden Dampf von ſich geben. Sie ſind theils flüſſig, theils feſt, z. B. Steinöl, Naphtha, Steinkohlen, Bergtorf, Pecherz u. dgl.

Erdgürtel, ſ. Erdſtrich.

Erdmannsdorf (Friedr. Wilh. Frhr. v.) ward 1736 zu Dresden geboren, und begab ſich, nachdem er in Wittenberg Philoſophie ſtudirt hatte, nach Deſſau. Der Fürſt von Deſſau wählte ihn zu ſeinem Geſellſchafter und Begleiter auf ſeinen Reiſen nach England, Frankreich, der Schweiz und Italien, welches letzte Erdmannsdorf ſchon 1761 beſucht hatte. Sein Kunſtſinn fand allenthalben reiche Nahrung, und entwickelte ſich beſonders für die ſchöne Baukunſt. Nach ſeiner Rückkehr benutzte er die eingeſammelten Kenntniſſe zur Verſchönerung des deſſauiſchen Landes, und das Schloß von Wörlitz, das Denkmahl des Fürſten Dietrich daſelbſt, das Landhaus der Fürſtin im Luiſium bezeugen den gebildeten Geſchmack des Baumeiſters; nicht minder hat er ſich durch die herrlichen Anlagen, womit der Fürſt nach ſeiner Angabe die Gegend um Deſſau verſchönern ließ, ein bleibendes Gedächtniß in den Herzen Aller geſtiftet, die ſie beſuchen und genießen. Auch die Gründung der chalkographiſchen Geſellſchaft im J. 1796 war ſein Werk, und gewiß lag es an ſeinem Eifer nicht, wenn ſie den Erwartungen der Kunſtfreunde nicht in vollem Maße entſprach. Unter den Werken, die aus dieſem Inſtitute hervorgingen, nehmen ſeine zu Rom gezeichneten architektoniſchen Studien eine vorzügliche Stelle ein. Er ſtarb im März 1800. Wir beſitzen von Rode eine Biographie dieſes trefflichen Mannes, die ſeinen Werth auf eine würdige Weiſe darſtellt.

Erdnähe (Perigaeum), ſ. Mond.

Erdſtrich, Erdgürtel, Zone. Die geſammte Erdoberfläche wird in fünf Zonen getheilt: in die heiße, in die ſüdliche gemäßigte, in die nördliche gemäßigte, in die ſüdliche kalte und in die nördliche kalte. Die heiße Zone iſt der Erdſtrich, welcher 23½ Grad ſüdlich und eben ſo viel nördlich vom Äquator um die Erde läuft, und deren Bewohner jährlich zwei Mal die Sonne ſenkrecht über dem Scheitel haben. Ihre Grenzen zu beiden Seiten des Äquators ſind die beiden Wendekreiſe, oder diejenigen Kreiſe, in welchen die Sonne ihre größte Entfernung von dem Äquator erreicht. Da die Sonne auf dieſe Zone ihre Strahlen faſt immer ſenkrecht herabwirft, ſo verdient ſie mit Recht das Prädicat heiß. Es herrſcht in ihr ein ewiger Sommer, und Tag und Nacht ſind unter dem Äquator ſelbſt immer gleich, an den Wendekreiſen kaum um eine Stunde verſchieden. Nach Beſchaffenheit und Lage der Länder dieſer Zone iſt jedoch die Hitze nicht allenthalben gleich. Am brennendſten ſind die Sandwüſten des ſüdlichen Afrika's, weit gemäßigter ſind die glücklichen Inſeln des Südmeers, und noch milder das Clima Peru's. Hier gibt es Gebirge, auf deren Gipfel ſelbſt die ſenk-

recht herabfallenden Sonnenſtrahlen den ewigen Schnee nicht wegzu- ſchmelzen vermögen. Die beiden gemäßigten Zonen erſtrecken ſich von den Wendekreiſen nach den Polen zu, enthalten das meiſte be- wohnte Land und haben ein ungleiches Clima. Die Hitze nimmt ab mit der Entfernung vom Wendekreiſe, und in gleichem Grade wird der Unterſchied der Jahreszeiten immer merklicher, und das Ab- und Zunehmen von Tag und Nacht immer größer. Der Winter wird immer länger und kälter, der Sommer immer kürzer und minder warm. Tag und Nacht werden immer ungleicher, bis zu dem Puncte, wo am kürzeſten Tage die Sonne innerhalb 24 Stunden gar nicht über dem Horizont erſcheint, und am längſten Tage in eben der Zeit gar nicht untergeht, ſo daß es ein Mal im Jahre gar keinen Tag und ein Mal gar keine Nacht gibt. Der durch dieſen Punct parallel mit dem Äquator und Wendekreiſe laufende Kreis macht die Grenze der gemäßigten Zone nach dem Pole zu, und heißt der Polarkreis; es gibt einen ſüdlichen und einen nördlichen. Die Entfernung vom Wende- bis zum Polarkreiſe, oder die Breite der gemäßigten Zone, ſowohl auf der ſüdlichen als nördlichen Halbkugel, beträgt 43 Grade. Alles, was über die Polarkreiſe hinausliegt gegen den Pol zu, bil- det die kalte Zone; nur in der nördlichen gibt es noch Land, das ebenfalls bewohnbar iſt, obgleich die organiſche Natur hier zu erſtar- ren beginnt, und weder Getreide noch Bäume, ſondern nur Mooſe, Flechten und einiges Geſträuch hervorbringt. Die Entfernung vom Polarkreiſe bis zum Pole beträgt noch 23½ Grad, aber bis zum Pole ſelbſt iſt noch kein Menſch vorgedrungen. Dem ſüdlichen Pole, der noch unwirthbarer als der nördliche iſt, weil ſein Winter zu- gleich in die Zeit der Sonnenferne fällt, hat ſich Cook bis auf 71 Grad genähert; in die nördliche kalte Zone iſt man bis auf 80 Grad vorgedrungen. Das Charakteriſtiſche der kalten Zonen iſt, daß Tag und Nacht mit der Annäherung an den Pol immer ungleicher wer- den, und Tage, ja Wochen lang die Sonne ein Mal gar nicht auf- und ein Mal wieder gar nicht untergeht. M.

Erdzunge, ein ſchmales Stück Land, das ſich weit in die See erſtreckt.

Erebus, der Sohn des Chaos und der Finſterniß, heirathete ſeine Schweſter, die Nacht, und zeugte mit ihr den Äther und den Tag. Auch die Parzen ſind ſeine Töchter. Er ward in einen Fluß verwandelt und in den Tartarus geſtürzt, weil er den Titanen Hülfe geleiſtet; von ihm hat der Tartarus den Namen Erebus erhalten.

Eremit. Schon früh gab es Menſchen, welche durch Entfer- nung von aller Geſellſchaft ihre Tugend zu bewahren ſuchten, na- mentlich im Orient; beſonders aber nennt man Eremiten oder Einſiedler diejenigen Chriſten, welche ſeit dem dritten Jahrhun- dert ihren feſten Aufenthalt in einſamen Gegenden wählten. Daher Eremitage, Einſiedelei; gehört in großen Gärten zu den künſt- lichen Anlagen.

Erfahrung (Empirie), Erkenntniß durch ſinnliche Wahr- nehmung, mithin durch Anſchauung oder Empfindung. Ein einzelnes Erkenntniß dieſer Art heißt eine Erfahrung, der Inbegriff ſolcher Erkenntniſſe die Erfahrung. Sie heißt auch Erkenntniß a poste- riori, empiriſche Erkenntniß. Ihr Gegenſatz iſt Erkenntniß aus bloßen Begriffen oder durch Vernunft, welche auch Erkenntniß a priori, rationale Erkenntniß heißt. Die gemeine Erfahrung beruht auf Wahrnehmungen, die ſich im gewöhnlichen Gange des

menſchlichen Lebens von ſelbſt darbieten, wobei alſo keine beſtimmte Abſicht und kein höherer Grad von Aufmerkſamkeit Statt findet. Die gelehrte oder wiſſenſchaftliche Erfahrung hingegen beruht auf Wahrnehmungen, die abſichtlich herbeigeführt und mit vorzüglicher Aufmerkſamkeit beachtet werden. Dergleichen Wahrnehmungen entſtehen aus Beobachtungen (Obſervationen) und Verſuchen (Experimenten). Bei bloßen Beobachtungen läßt man den Gegenſtand der Wahrnehmung unverändert, entweder weil man ihn nicht nach Belieben verändern kann, wie wenn man eine Sonnenfinſterniß beobachtet; oder weil man ſich keine Einwirkung auf ihn erlauben will, um zu ſehen, auf welche Art er ſich von ſelbſt äußern werde, wie wenn man die Handlungsweiſe eines ſich ſelbſt überlaſſenen Menſchen beobachtet. Bei Verſuchen aber verändert man den Zuſtand des wahrzunehmenden Gegenſtandes, indem man ihn in Lagen und Verhältniſſe ſetzt, von denen man glaubt, daß ſie uns ſeine Beſchaffenheit deutlicher und beſtimmter zu erkennen geben werden; z. B. wenn der Chemiker Verſuche mit der atmoſphäriſchen Luft, oder der Pädagog Verſuche mit einem Kinde macht, deſſen Charakter ihm noch räthſelhaft iſt. Solche Verſuche werden aber immer in Verbindung mit Beobachtungen angeſtellt, indem man den Gegenſtand ſelbſt während des Verſuchs beobachtet. Die Erfahrung wird auch in die eigne und fremde eingetheilt, je nachdem man etwas ſelbſt wahrgenommen hat, oder durch Andre von dem, was ſie wahrgenommen haben, belehrt worden iſt. Die Geſchichte beruht faſt gänzlich auf fremder Erfahrung, weil ſie größtentheils Dinge erzählt, die nach Raum und Zeit weit von uns getrennt ſind. Der Kreis der eignen Erfahrung iſt daher weit kleiner, als der Umfang deſſen, was uns durch fremde Erfahrung bekannt wird. Aber die eigene Erfahrung macht einen weit ſtärkern Eindruck auf uns, als die fremde. Daher wird der Menſch gewöhnlich nur durch eigne Erfahrung klug. Ein wiſſenſchaftlicher Inbegriff eigner und fremder Erfahrungen heißt eine Erfahrungswiſſenſchaft (empiriſche Doctrin), ein ſolcher Inbegriff von Vernunfterkenntniſſen aber eine Vernunftwiſſenſchaft (rationale Doctrin). Von der erſten Art iſt die Hiſtorie, von der zweiten die Philoſophie. In dieſer darf die Erfahrung nicht herrſchen. Im übrigen unterſtützen ſich vernünftiges Denken und Erfahrung überall, und ſollten eigentlich nicht getrennt ſeyn. (S. Erkenntniß.)

Erfahrung in der Arzneikunde. Erfahrung überhaupt bedeutet die Summe von ſolchen Kenntniſſen, welche wir zuerſt durch Sinnesanſchaunngen erworben, durch Verſtand geſichtet und zu Beobachtungen erhoben, oder durch Verſuche herausgebracht haben. Die Sinne liefern uns den Stoff zu der Erfahrung; allein einzelne Sinnesanſchauungen, ohne Verbindung unter einander durch den Verſtand, machen noch keine Erfahrung aus. Der Verſtand muß erſt einzelne Anſchauungen unter gewiſſe Geſichtspuncte ordnen, hieraus Begriffe bilden, Schlüſſe ziehen, und auf dieſe Weiſe aus mehreren einzelnen Anſchauungen Beobachtungen machen; mehrere Beobachtungen über eine und dieſelbe Sache verdienen alsdann erſt den Namen Erfahrung. Die durch gehörige Beobachtungen und Verſuche erlangte Fertigkeit, Krankheiten zu erkennen und zu heilen, iſt eigentlich die echte Erfahrung in der Arzneikunſt; ſie ſetzt die hiſtoriſche Kenntniß ihres Gegenſtandes voraus, weil man ohne dieſe nicht wüßte, worauf man die Aufmerkſamkeit zu richten hat; ſie ſetzt ferner Schärfe

der Sinne, Lebendigkeit des Auffaſſungsvermögens, Beobachtungsgeiſt und Übung des Verſtandes im Selbſtdenken voraus, Gaben, welche nicht Jedem verliehen ſind, welcher der Erfahrung ſich rühmt. Es gibt daher auch neben der echten Erfahrung eine falſche, die das Eigenthum Vieler iſt. Sie beſteht aus einſeitigen, unvollkommenen Beobachtungen, aus welchen falſche Schlüſſe gezogen worden, oder welche ohne das Band des Verſtandes neben einander gereiht ſind. „Die Gelegenheit, vieles zu ſehen," ſagt Zimmermann, „macht noch keine Erfahrung, weil das dumme Anſchauen einer Sache nichts lehrt, und weil auch die geſchickte Beobachtung derſelben noch nicht alles iſt, was man unter Erfahrung verſteht." Wer nicht weiß, worauf er ſehen ſoll, wer der Kunſt zu ſehen und über das Geſehene zu denken nicht mächtig iſt, kann alle Länder der Erde durchreiſet haben, und kein einziges kennen; er kann tauſend Kranke geſehen haben, und doch keine Kenntniß der Krankheit haben. Nur zu oft iſt das, was man im gemeinen Leben mit dem Namen der Erfahrung beehrt, nichts weiter, als die regelloſe Übung, mechaniſche Fertigkeit in dem Äußern der Kunſt, ohne Einſicht der Grundſätze derſelben. Einen Arzt, welcher viele Kranke geſehen hat, hält man für erfahren; ob er über das, was er geſehen, auch gedacht hat, ob er ſo mit den nöthigen Vorkenntniſſen ausgerüſtet war, daß er mit Nutzen darüber denken konnte, darnach fragt der Pöbel nicht. — Dieſer Unterſchied der echten und falſchen Erfahrung zeigt ſich vorzüglich bei den ältern und neuern Empirikern. Schon in den älteſten Zeiten, bald nach der Hippokratiſchen Schule, bildete ſich eine beſondere Schule der Ärzte unter dem Namen der Empiriker. Die Spitzfindigkeiten der ältern Dogmatiker mußten bald Männer von einfachem Sinne, welche die Natur beobachteten, dahin bringen, daß ſie zu ihr allein zurückkehrten und ſich bloß an ſie hielten. Herophilus, Serapion von Alexandria, Philinus aus Cos (etwa 250 Jahre vor Chr. Geb.) waren die vorzüglichſten Stifter dieſer Schule. Sie drangen auf reine Beobachtung der Natur, auf ſorgfältige echte Erfahrung, ohne künſtliche Syſteme, ohne weitere Nachforſchung nach den verborgenen Urſachen. Späterhin näherten ſich die Empiriker wieder den Dogmatikern, indem ſie den Epilogismus annahmen, d. h. die Kunſt, aus vorhandenen bekannten Erfahrungen auf das Unbekannte zu ſchließen, das kein Gegenſtand der Erfahrung iſt. Geſchieht dieſer Übergang von echter Erfahrung mittelſt geläuterter Naturphiloſophie, von einem hellen Verſtande, durch richtige Schlüſſe und vorſichtige Verſuche unterſtützt, ſo kommt hierdurch allein Erfahrung und Speculation in ein richtiges Verhältniß, und es wird ein harmoniſches, der Kunſt förderliches Werk daraus. Ohne dieſe Erforderniſſe baut ſich jeder Arzt nach einſeitigen Beobachtungen und falſchen Erfahrungen eine Brücke zur Speculation hinüber, auf welcher noch die meiſten verunglückt ſind. Die neuern Empiriker haben dieſen Namen durch ihre Unwiſſenheit in den Kenntniſſen, welche, um zur echten Erfahrung zu gelangen, vorausgehen müſſen, durch ihre Verwegenheit in dem Verordnen der Mittel gegen Krankheiten, ohne dieſe gehörig zu kennen, in ſehr üblen Ruf gebracht. Man bezeichnet jetzt gewöhnlich einen Menſchen damit, der mit Unrecht den würdevollen Namen eines Arztes ſich anmaßt, der aus Mangel an theoretiſchen mediciniſchen Kenntniſſen bloß aufs Ungefähr nach dem Namen der Krankheit, oder nach einzelnen Symptomen Mittel verordnet, welche der gemeine Glaube oder

einſeitige Beobachtung und falſche Erfahrung gegen jene Zufälle für heilſam hält, ohne zu beurtheilen, ob ſie der eigenthümlichen Conſtitution des Kranken und dem Charakter ſeiner Krankheit angemeſſen ſind. Am ſchärfſten bezeichnet Zimmermann in ſeinem reichhaltigen Werke von der Erfahrung den Unterſchied zwiſchen dem echten Arzt und dem Empiriker, nach dem jetzt gewöhnlichen Sinne des Worts. „Die Empiriker," ſagt er, „verwerfen die Gelehrſamkeit, weil ſie, um das, was Andere gelehrt haben, unbekümmert, an ihrer Erfahrung allein kleben; die wahren Ärzte verehren dieſen Unterricht, weil ihrer Meinung nach ein einziger Arzt ſo weit nicht ſieht, als alle Ärzte aller Zeiten und aller Völker geſehen haben. Die Empiriker fragen, um die Art und Gattung einer Krankheit unbeſorgt, nach ihrem Namen, und brechen mit ihren Mitteln los, ſobald man ihnen dieſen Namen nennt. Die Empiriker bekümmern ſich um die wahren Urſachen nicht, denn ſie begnügen ſich mit den falſchen; die wahren Ärzte verfolgen die Urſachen bis in das Innerſte der Natur, und wo dieſes Licht ſie verläßt, erleuchtet ſie die genaue Überlegung der Erſcheinungen und der Zeichen. Die Empiriker ſchicken ihre Mittel mit dem Befehl in den Leib, jede daſelbſt ſich ereignende Krankheit zu tödten; ſie kennen keine andere Methode, als ihre blinde Übung; ſie glauben, nur das blinde Ungefähr habe uns die Mittel gegen die Krankheiten entdeckt; ſie ſuchen Wunderkräfte in der mannigfaltigen Zuſammenſetzung der Mittel; ſie rühmen ſich der Erfahrung, weil ſie glauben, man habe die Krankheit geſehen, wenn man den Kranken geſehen hat." H.

Erfahrungsſeelenlehre, ſ. Pſychologie.

Erfindung iſt jene Art der Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes mittelſt welcher er durch neue Combinationen, alſo auf originelle Weiſe, etwas bis dahin noch nicht Vorhandenes hervorbringt. Sie zeigt ſich in der Wiſſenſchaft und in der Kunſt im weitern Sinne, und unterſcheidet ſich dadurch von dem Entdecken, d. h. von dem Auffinden deſſen, was vorhanden, aber nur verborgen war; dieſes iſt mehr Sache des Zufalls und der Beobachtung. Nicht mühſam oder ſtückweiſe zuſammengetragen ſind dieſe Combinationen, ſondern ſie entſpringen plötzlich im Geiſt; denn wer kann ſich vorſetzen, er wolle zu dieſer oder jener Zeit eine Erfindung machen? Den Keim der Erfindung kann er freilich mit der Zeit langſam entwickeln; allein das iſt auch ganz etwas anderes; die eigentliche Erfindung iſt dann ſchon gemacht. Aus der Verwirrung beider Momente ſcheinen nur diejenigen geirrt zu haben, welche behaupteten, der wiſſenſchaftliche Erfinder ſei von dem äſthetiſchen weſentlich verſchieden. Der wiſſenſchaftliche Erfinder, ſagen ſie, iſt ſich ſeines Ideenganges bewußt, kann die ganze Methode, wie er zu ſeinem Reſultate gelangt iſt, beſchreiben, dem Dichter aber gibt ſein Genius, ohne ſein Bemühen, als Geſchenk des glücklichen Augenblicks, die Welt von Ideen, und der Dichter iſt nicht im Stande zu ſagen, wie er dazu gekommen iſt. Das iſt allerdings wahr; iſt es aber mit dem wiſſenſchaftlichen Erfinder anders? Springt nicht auch hier mit Schnelligkeit des Blitzes die Idee aus ſeinem Geiſte, worin, wie in dem Samenkorn ein ganzer Wald, eine unendliche Reihe eingewickelt liegt? Er vermöchte um ſein Leben nicht zu ſagen, wie er dazu gekommen, weil die energiſche Seele im Flug am Ziele war. Freilich kann er uns den Weg zeigen, bis auf den Punct, wo die Idee in ihm entſprang; kann uns zeigen, was und wie er daraus entwickelte; allein das kann der

Künſtler auch, oder er würde nie im Stande ſeyn, Rechenſchaft von ſeinem Werke abzulegen, was doch mehrere der größten Künſtler gethan haben. Aber, ſagt man, im Felde der Wiſſenſchaft kann man erfinden lehren, es gibt eine eigene Erfindungsmethode, Heuriſtik; gibt es eine ſolche auch für den Künſtler, und kann es eine ſolche geben? das wäre nun freilich die Frage. Wir müſſen den Leſer deßhalb auf den Artikel Heuriſtik verweiſen und wollen uns hier einſtweilen, unbekümmert um die wiſſenſchaftliche Erfindung, bloß an die äſthetiſche halten. Befragt man Künſtler und Theoriſten um ſie, ſo merkt man bald, daß ſie nicht eben einſtimmig ſind. Einige, die den Erfindungsgeiſt im Gegenſatz des bloßen Nachahmungsgeiſtes ins Auge faßten, ſetzten das Weſen der äſthetiſchen Erfindung in Neuheit des Sujets, wogegen Andere ſagen, die Erfindung beſtehe keineswegs in dem Vermögen, das Sujet zu erſinnen, ſondern in der Fähigkeit, daſſelbe in der Einbildungskraft zweckmäßig für die Kunſtdarſtellung zu ordnen. Die letztere Anſicht findet vornehmlich in Beziehung auf die bildenden Künſte Statt, die man im Puncte der Erfindung für die beſchränkteſten hielt, weil ſie ihre Sujets am häufigſten aus der Poeſie, Geſchichte und Sage entlehnen. Während alſo die einen den darzuſtellenden Gegenſtand ſelbſt, faſſen die andern die Behandlung deſſelben ins Auge. Wenn indeß dieſe letzteren nicht, wie allerdings öfters geſchehen iſt, die Erfindung geradezu mit der Anordnung, Compoſition, dem Entwurf u. a. m. verwechſeln: ſo läßt der Widerſpruch ſich wohl heben, der überhaupt größer ſcheint, als er iſt. In dem Begriffe des Erfindens ſelbſt liegt es, daß etwas allererſt durch Finden zum Daſeyn gebracht wird, und dieſes ſchließt keineswegs den Fall aus, wo die Beſtandtheile der neuen Production ſchon einzeln vorhanden waren, ſetzt aber freilich voraus, daß durch eine neue Zuſammenſetzung, Verarbeitung, etwas bisher noch nicht Vorhandenes entſtehe. Man kann demnach, ja man muß die Erfindung in zweifacher Hinſicht nehmen: 1. auf den Stoff und 2. auf die Form. Wollten wir bloß auf Production eines neuen Stoffes ſehen, ſo ſtänden wir in Gefahr, Homer, Sophokles, Shakſpeare, Göthe und viele Dichter des erſten Ranges aus allen Nationen aus der Reihe der originellen Schöpfer auszuſtreichen, weil ihnen faſt in den meiſten Fällen der Stoff gegeben war; man könnte ſagen von ihnen: gefunden und nicht erfunden; da wir hingegen Namen in dieſe Reihe ſetzen müßten, die man neben jenen Namen zu nennen billig Bedenken trägt. Indeß kann freilich nicht geläugnet werden, daß Erfindern neuen Stoffes, der ohne fruchtbare Einbildungskraft nicht hervorgebracht werden kann, auch ihr Verdienſt gebühre, das jederzeit im Verhältniß ſteht mit dem Grade, in welchem der neue Stoff intereſſant iſt. Das größere Verdienſt iſt aber deſſen, der dem Stoffe die äſthetiſche Entfaltung gibt, wobei ſich eben die zweite Art der Erfindung, die der Form, hervorthut. Was man von einer Poeſie der Erfindung ſagt (die, ganz verſchieden von Erfindung in der Poeſie, in allen Künſten Statt findet), das zeigt ſich eben hier, ſo wie auch eben hier nicht zu verkennen ſeyn wird, daß der Künſtler bei dieſer Art der Erfindung, die ſeinen Entwurf beſtimmt, nicht ohne Bewußtſeyn verfahre, obſchon ſtets auf originelle Weiſe, durch eigene geiſtige Selbſtthätigkeit producirend, und nicht wie der Nachahmer zuſammenſtoppelnd. Da jene äſthetiſche Entfaltung nur dann echter Art iſt, wenn alles Einzelne in Harmonie mit dem Ganzen ſteht: ſo ſieht man hieraus, wie Mengs die

Erfindung in die Einheit der Ausführung der urſprünglichen Idee des Künſtlers ſetzen konnte. In dieſem Sinne rühmte er von Rafael, daß er die zu einem Süjet paſſende Zahl der Figuren ſo richtig beſtimmt und ſo vertheilt habe, daß keine müßig oder unnütz blieb. dd.

Erfurt, eine große, alte, ehemals feſte Stadt, an der Gera, im Mittelpuncte von Thüringen, an verſchiedenen Heerſtraßen. Die vielen Gärten, beſonders in den 6 Vorſtädten, machen ſie weitläufig. Zu ihrem ſchönen und überaus fruchtbaren Gebiete gehören einige ſiebzig umherliegende Dörfer. Sie war im funfzehnten und dem folgenden Jahrhunderte vorzüglich durch ihren Handel ſehr blühend. Erfurt hatte die Stapelgerechtigkeit und große Vortheile von den Speditionen und dem Landhandel in Deutſchland, da es faſt in der Mitte deſſelben liegt, und zählte zu Ende des 16. Jahrhunderts gegen 60,000 Einw. Allein durch den veränderten Gang des Handels, welcher ſich nach Leipzig zog, durch die deutſchen Kriege und die Streitigkeiten mit und unter den deutſchen Fürſten um den Beſitz dieſer Stadt und Landſchaft, iſt dieſelbe ſo geſunken, daß die Stadt jetzt in 3400 Häuſern nur 17,600 Einw., mit Ausſchluß der Garniſon, enthält. Nicht leicht hat eine Stadt in Deutſchl. nebſt ihrem Gebiete ſo viel Cultur und Handel mit Gartengewächſen aller Art, als Erfurt. Der Hauptzweig des Stadtgewerbes ſind indeß die Wollmanufacturen. Die Einw. dieſer Stadt nebſt dem Rathe ſind theils catholiſch — es gibt auch mehrere Klöſter in Erfurt — theils lutheriſch; doch iſt die Mehrzahl der Einw. lutheriſch. Die Univerſität, welche 1378 geſtiftet, aber 1392 erſt eingeweiht worden war, wurde am 12. Nov. 1816 auf königl. Befehl feierlich aufgehoben, weil die Fonds ſich unzulänglich fanden. Die Lehrer behielten ihre Einkünfte, und die Fonds der Univerſität ſollten zur Verbeſſerung der Erziehungsanſtalten in Erfurt verwendet werden. Erfurt hat noch folgende Sehenswürdigkeiten: die Citadelle auf dem Petersberge, nebſt dem ehemaligen Benedictinerkloſter, in welchem der Graf von Gleichen mit ſeinen beiden Gemahlinnen begraben liegt; den Dom, mit der großen 275 Ctr. ſchweren Glocke, Suſanna genannt; das ehemalige Auguſtinerkloſter, in welchem jetzt das lutheriſche Gymnaſium iſt, mit D. Luthers Zelle, die er von 1505 bis 1512 bewohnte. Erfurt wurde mit ſeinem Gebiete von 14 Q. M. u. 44,000 Einw. zugleich mit dem Eichsfelde im J. 1802 zur Entſchädigung für die an Frankreich abgetretenen Beſitzungen von Preußen in Beſitz genommen. Durch den franzöſiſch preußiſchen Krieg im J. 1806 und nach der unglücklichen Schlacht vom 14. Oct. bei Jena und Auerſtädt ging Erfurt den 16. Oct. durch Capitulation über, wobei unter mehreren Generalen der Feldmarſchall Möllendorf und der Prinz von Oranien zu Kriegsgefangenen gemacht wurden. Das Eichsfeld wurde in der Folge zu Weſtphalen geſchlagen; Erfurt blieb unmittelbar unter franzöſiſcher Regierung. Im Oct. 1808 war daſelbſt die merkwürdige Zuſammenkunft zwiſchen dem ruſſiſchen und franzöſiſchen Kaiſer, den Königen von Sachſen, Baiern und vielen andern hohen Perſonen. Was Erfurt während der franzöſiſchen Regierung gelitten hat, findet man in mehrern neuern Flugſchriften aus dem J. 1814, z. B. in einem Aufſatze in Luden's Nemeſis 1ſten Bds. 2tes Heft, und in dem 2ten Bde. der deutſchen Blätter. Nach dem Rückzuge der Franzoſen aus Deutſchland (im Herbſt 1813) ergab ſich die Stadt auf Capitulation, die Citadelle (der Petersberg) aber erſt im Frühling 1814 an die Preußen. In Gemäßheit des 23ſten Artikels der wiener Congreßacte vom 9. Jun. 1815 iſt Erfurt mit ſeinem Gebiete und dem Eichsfelde wie-

der unter preußiſche Hoheit gekommen. Es iſt der Provinz Sachſen zugetheilt worden, und der Sitz einer Regierung, zu deren Bezirk das vormalige Fürſtenthum Erfurt, Nordhauſen, Heiligenſtadt, Mühlhauſen, das von Sachſen abgetretene Henneberg, der Reſt des neuſtädter Kreiſes und die Ämter Langenſalze und Weißenſee gehören. ($66\frac{1}{2}$ Q. M. m. 22 St. 12 Mfl. 401 D. 235,000 Einw.)

Erhaben, ſ. Schön.

Erhard (Chriſtian Daniel), Oberhofgerichtsrath und Profeſſor des Criminalrechts zu Leipzig, wurde 1759 zu Dresden geboren. Seine erſte Jugendbildung verdankte er ſeiner Mutter, einer der edelſten und geiſtreichſten Frauen ihrer Zeit, und nach deren frühem Tode dem Profeſſor Welker, einem würdigen Schüler Erneſti's. Nächſt der Rechtsgelehrſamkeit, die er in den Jahren 1778—1781 zu Leipzig unter Hommels, Segers und Sammets Anleitung ſtudirte, widmete er ſich auch der Geſchichte, Philoſophie und dem Studium der Kunſt, die er durch den Umgang mit den erſten Künſtlern ſeines Vaterlandes, mit Öſer, Dietrich (welcher letztere mit ihm verwandt war), lieben und kennen lernte, und legte ſo den Grund zu jener zwar vielſeitigen, jedoch etwas oberflächlichen Geiſtesbildung, die ihn auszeichnete und ſich in allen ſeinen Werken ausſpricht. 1782 ward er Doctor der Rechte und akademiſcher Docent zu Leipzig; die practiſche juriſtiſche Laufbahn begann er eben da 1782. 1783 ward er zum Beiſitzer des niederlauſitziſchen Landgerichts und 1787 zum Profeſſor der Rechte ernannt. 1793 erhielt er die Mitgliedſchaft der Juriſtenfacultät; 1795 ward er zum Oberhofgerichtsbeiſitzer, 1809 zum Oberhofgerichtsrath, zum Profeſſor des Criminalrechts und zum Domherrn des Hochſtifts Naumburg ernannt. Auch auswärtige Auszeichnungen wurden ſeinen Verdienſten zu Theil. 1805 ernannte ihn der Kaiſer Alexander I. zum Correſpondenten der Reichsgeſetzgebungscommiſſion zu Petersburg mit Gehalt. Die Akademien zu Erfurt, zu Warſchau und in der Oberlauſitz, ſo wie die Univerſität Wilna, ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Er hat als Schriftſteller, akademiſcher Lehrer und Geſchäftsmann ſich die ausgezeichnetſten Verdienſte erworben. Seine akademiſchen Schriften verbreiten ſich über wichtige Gegenſtände des philoſophiſchen und poſitiven Rechts, die Rechtsalterthümer, Rechtsgeſchichte und die Theorie der Geſetzgebung; überall hat er denſelben neue Anſichten abzugewinnen gewußt. Seine deutſchen Schriften haben vorzüglich Criminalrecht und Geſetzgebung zum Gegenſtande. Das ſächſiſche peinliche Recht brachte er zuerſt in die Form eines Syſtems, und ſeine Anmerkungen zur Überſetzung des Paſtoret haben viele wichtige Fragen der Criminalgeſetzgebung zur Sprache gebracht. Seine erſte erhebliche Schrift über Geſetzgebung war ſein berühmtes Werk über Leopold's II. Geſetzgebung in Toscana. Sein Verſuch über das Anſehen der Geſetze gab die Veranlaſſung, daß der königl. preuß. Großkanzler Carmer ihn officiell zur Kritik des allgemeinen Geſetzbuchs für die preußiſchen Staaten aufforderte. Im erſten Bande dieſer Kritik (deren Fortſetzung aus verſchiedenen Urſachen ausblieb) hat er einen wichtigen Vorſchritt in der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Geſetzgebungskunſt gethan, welche er in der Form einer auf das allgemeine Recht und die Natur der bürgerlichen Geſchäfte und Verhältniſſe gegründeten Wiſſenſchaft ſeit dem Jahre 1803 zuerſt zum Gegenſtande akademiſcher Vorleſungen gemacht hat. In ſeinen Anmerkungen zu Algernon Sidney's Werke über die Regierungsformen, in mehreren Abhandlungen, die

er in der 1783 und 1789 von ihm herausgegebenen Zeitſchrift „Amalthea“ geliefert hat, ſo wie in den Vorreden zu ſeinen Überſetzungen des franzöſiſchen Handelsgeſetzbuchs und der Civilgerichtsordnung des franzöſiſchen Reichs, und in ſeinen Abhandlungen de arbitrio judicis und de notione furti hat er einzelne Anſichten über die wichtigſten Gegenſtände der Geſetzgebung geliefert. Seine Überſetzung des Code Napoleon (zweite Aufl. 1811) iſt allgemein für die vorzüglichſte anerkannt worden. Seine letzte und vielleicht überhaupt ſeine wichtigſte Arbeit war der Entwurf eines Criminalgeſetzbuchs für Sachſen; ſie iſt, ſo weit ſie fertig war, von einem ſeiner Schüler, dem D. Friderici, herausgegeben worden. Er ſtarb an der häutigen Bräune im Jahr 1813. Der Charakter ſeiner Gelehrſamkeit hatte die vortheilhaften wie die nachtheiligen Seiten franzöſiſcher Cultur. Vielſeitigkeit und Scharfſinn verband er mit den trefflichſten Gaben des Herzens; und dieſe Eigenſchaften werden ihm ein bleibendes Andenken erhalten. M.

Erich. Schweden zählte vierzehn Könige dieſes Namens, von denen der letzte der merkwürdigſte war. Er beſtieg 1560 den Thron, und zeigte einen energiſchen, aber gegen ſeine ihm feindlich geſinnten Brüder in blutige Wuth übergehenden Charakter; auch gegen ſeine Unterthanen erlaubte er ſich manche Tyrannei, und befleckte ſeine Ehre durch ſchimpfliche Heirathshändel. Seine Brüder ſelbſt bildeten daher eine Partei gegen ihn, entſetzten ihn 1568, mit Einwilligung der Stände, der Regierung, und hielten ihn gefangen. Er ſtarb zehn Jahre darnach im Gefängniß an Gift. Ungeachtet der gerügten tadelhaften Eigenſchaften war er ein kluger, arbeitſamer, den Künſten nicht abholder Regent. Er ſchätzte und förderte Künſtler und Handwerker, und nahm daher die Hugenotten mit offenen Armen auf, ſchaffte manche abergläubiſche Ceremonien in der Religion ab, und brachte Handel und Schifffahrt in Aufnahme; beſonders ſind auch ſeine gerichtlichen Anſtalten alles Lobes werth.

Erichthonius, ein Sohn des Dardanus und der Batea, und Enkel des Jupiter, war König in Troas. Er war der reichſte Mann in ſeinem Gebiete, indem er auf ſeinen Weiden allein 3000 Stuten mit jungen Füllen hatte. In einige dieſer Stuten verliebte ſich Boreas, weßhalb er ſich in ein Roß verwandelte. Sie gebaren von ihm zwölf Füllen, die im Laufe über die Gefilde ſo leicht auf die Grashalmen traten, daß ſie keinen davon zerknickten. Sie konnten ſogar auf dem Meere gehen. Erichthonius bekam das Reich von Troja, als ſein Bruder Ilus ohne Kinder ſtarb. Er heirathete nun die Aſtyoche, des Simois Tochter, und zeugte mit ihr den Tros. Nach Andern zeugte er dieſen mit des Scamander Tochter, Kallirrhoe. — Ein anderer Erichthonius war König von Athen. Er war, nach der Mythe, ein Sohn Vulkans und der Atthis, der Tochter des Kranaus. Erichthonius wurde im Tempel der Athene von dieſer Göttin ſelbſt erzogen. Als er erwachſen war, ſtieß er den König Amphiktyon vom Throne, und ſetzte ſich darauf. Der Minerva ließ er eine Bildſäule, oder, nach Andern, einen Tempel auf der Burg errichten, und ordnete zu ihrer Ehre das Feſt der Panathenäen an. Die Mythe von dieſem Erichthonius wird verſchieden erzählt. Man ſchrieb ihm ſelbſt Drachenfüße zu, und weil ihn dieſe am Gehen hinderten, ſo erfand er einen vierrädrigen bedeckten Wagen, um darin zugleich ſeine Füße zu verbergen. Dafür ſetzte ihn Jupiter unter die Sterne, wo er als Fuhrmann noch vorhanden iſt.

Eridanus, ein mythologiſcher Fluß, deſſen bei der Rückkehr der Argonauten erwähnt wird. Als Phaëton von Jupiters Blitzen erſchlagen wurde, ſtürzte er hinein, und ſeine drei Schweſtern, die Heliaden, beweinten ihn hier ſo lange, bis ſie in Pappelbäume verwandelt wurden. Auch als ſolche weinten ſie noch, und dieſe Zähren verwandelten ſich in dem Waſſer des Fluſſes zu dem durchſichtigen Bernſtein. Dem gemäß würde man den Eridanus urſprünglich im Norden der Erde zu ſuchen haben, wohin man auch die Fabel vom Falle des Phaëton verſetzte. Später verſtand man unter dem Eridanus den Po in Italien.

Erinnyen, die Furien. S. Eumeniden.

Eriphyle, die Tochter des Talaus und Gattin des Amphiaraus, den ſie beſtochen durch ein vom Polynices ihr geſchenktes Halsband verrieth, ſo daß er an dem Zuge der ſieben Fürſten gegen Theben Theil nehmen mußte, wo er ſeinen Tod fand. Dafür tödtete ſie der Sohn Alkmäon. Sie wurde aber von Äskulap ins Leben zurückgerufen. Jenes Halsband war von Vulkan verfertigt, und machte alle, die es trugen, durch ſeinen Zauber unglücklich.

Eris, die Göttin der Zwietracht, eine Tochter der Nacht und Schweſter des Ares (Mars), den ſie in die Schlacht begleitet. Als ſie bei der Vermählung des Peleus und der Thetis nicht eingeladen worden, warf ſie aus Rache einen goldnen Apfel mit der Aufſchrift: der Schönſten, in das Zimmer, wo die Götter und Göttinnen verſammelt waren. Juno, Minerva und Venus ſtritten um den Beſitz deſſelben. Jupiter ließ den Hirten Paris auf dem Berge Ida entſcheiden, der ihn der Venus zuſprach, und von ihr dafür mit der ſchönen Helena belohnt wurde, um die der trojaniſche Krieg ſich entzündete.

Erkältung oder Abkühlung. Ein Körper erkaltet, wenn er einen Theil ſeines freien, fühlbaren Wärmeſtoffs verliert. Dies kann auf zweierlei Art geſchehen: entweder dadurch, daß dieſer Theil der Wärme gebunden wird, wodurch er aufhört, auf das Gefühl zu wirken, oder dadurch, daß ein anderer den erſtern berührender Körper den freien Wärmeſtoff wegnimmt. So erkaltet unſere Atmoſphäre nach einem Regen, weil ein Theil ihres Wärmeſtoffs zur Erzeugung der Dünſte, die nachher aus der feuchten Erde aufſteigen, verbraucht, alſo gebunden wird, und ein heißer Stein, der der freien Luft ausgeſetzt oder ins kalte Waſſer geworfen wird, weil dieſe beiden Mittel ihm ſeine Wärme entziehen. Das Überſtrömen des Wärmeſtoffs aus dem wärmern in den kältern Körper dauert ſo lange, bis das Gleichgewicht in beiden hergeſtellt iſt. In der Regel erkalten lockere Körper eher als dichte; doch iſt dieß nicht durchgängig der Fall. Durch Vermehrung der Oberfläche eines Körpers, durch Schütteln, Umrühren, Anblaſen u. ſ. w. wird die Erkältung befördert. Auch verliert ein Körper um ſo eher ſeinen Wärmeſtoff, je kälter der ihn berührende iſt.

Erkenntniß iſt die Beziehung einer Vorſtellung auf einen Gegenſtand, wodurch er als ein beſtimmtes Ding von andern Dingen unterſchieden wird. Man ſagt ſowohl die, als das Erkenntniß. Im letztern Fall verſteht man gewöhnlich eine einzelne Erkenntniß darunter, im erſtern einen Inbegriff ſolcher einzelnen Erkenntniſſe. Das Erkennen ſetzt das Vorſtellen voraus; denn ohne Vorſtellungen hätten wir auch keine Erkenntniſſe. Aber bloße Vorſtellungen ſind noch keine Erkenntniſſe; die Vorſtellungen müſſen ſich auch auf-

einen beſtimmten Gegenſtand beziehen, ſo daß dieſer dadurch von andern ihm mehr oder weniger ähnlichen Gegenſtänden unterſchieden wird. Die im menſchlichen Geiſte verborgene Quelle der Erkenntniſſe heißt das Erkenntnißvermögen. Gewöhnlich theilt man es in ein niederes und höheres ein, weil die Erkenntniß aus verſchiedenartigen Vorſtellungen beſteht, die auch eine verſchiedenartige Wirkſamkeit des menſchlichen Geiſtes vorausſetzen. Einige Vorſtellungen ſind ſinnlich, und heißen Anſchauungen oder Empfindungen, je nachdem ſie mehr die Beſchaffenheit des Vorgeſtellten oder den Zuſtand des Vorſtellenden ausdrücken. Sie ſind Erzeugniſſe des niedern Erkenntnißvermögens, das daher auch das ſinnliche Erkenntnißvermögen oder ſchlechtweg der Sinn, auch die Sinnlichkeit genannt wird. Die ſinnlichen Vorſtellungen beziehen ſich bloß auf das Einzelne, was eben angeſchaut oder empfunden wird, z. B. auf dieſen oder jenen Menſchen, dieſes oder jenes Thier. Andere Vorſtellungen ſind verſtändig und heißen Begriffe. Sie beziehen ſich auf das Allgemeine, was an mehreren einzelnen Dingen gemeinſchaftlich angetroffen wird, z. B. auf Menſchen und Thiere überhaupt, und ſind Erzeugniſſe des höhern Erkenntnißvermögens, das daher auch das verſtändige Erkenntnißvermögen oder ſchlechtweg der Verſtand genannt wird. Über Sinn und Verſtand erhebt ſich noch die Vernunft, deren eigenthümliche Vorſtellungen Ideen genannt werden, z. B. die Vorſtellungen von der Gottheit, Freiheit, Unſterblichkeit, Pflicht, Tugend ꝛc. Ob und wiefern durch dieſe Ideen auch etwas erkannt werde, lehrt die Theorie des Erkenntnißvermögens, welche die urſprünglichen Geſetze und Schranken des Erkenntnißvermögens unterſucht. Vorausgeſetzt aber, daß durch Vernunft auch etwas erkannt werde, ſo würde ſie das höchſte Erkenntnißvermögen zu nennen ſein, weil es nichts höheres als die Vernunft in der menſchlichen Natur gibt. Man faßt aber oft unter dem Namen des höhern Erkenntnißvermögens Verſtand und Vernunft zuſammen, weil man in der Sprache des gemeinen Lebens dieſe beiden Vermögen des menſchlichen Geiſtes nicht ſo genau unterſcheidet, als es die wiſſenſchaftliche Genauigkeit in einer philoſophiſchen Theorie des Erkenntnißvermögens fordert. Hierauf beruht auch der Unterſchied zwiſchen der empiriſchen und rationalen Erkenntniß. Jene (vom griechiſchen εμπειρια, die Erfahrung) iſt eine Erkenntniß, deren Gültigkeit auf Erfahrung, mithin auf der eigenthümlichen Wirkſamkeit des niedern oder ſinnlichen Erkenntnißvermögens beruht; dieſe (vom lateiniſchen ratio, die Vernunft) iſt eine Erkenntniß, deren Gültigkeit auf Gründen beruht, die nur durch das höhere, verſtändige oder vernünftige Erkenntnißvermögen eingeſehen werden können. Die geſammte menſchliche Erkenntniß aber iſt eigentlich ein unzertrennliches, auf das innigſte zuſammenhängendes Ganzes, und, als ſolches, ein gemeinſchaftliches Erzeugniß von Sinn, Verſtand und Vernunft. (Vergl. Erfahrung.) D.

Erklärung, ein Urtheil oder Satz, durch welchen die Beſtandtheile eines Gedanken oder Gegenſtandes zum (klaren) Bewußtſein gebracht werden. Arten der Erklärung ſind die (unvollſtändigere) Erörterung, Beſchreibung (Deſcription) und die Definition, die vollkommene Erklärung.

Erlach, eins der älteſten und edelſten Geſchlechter in der Schweiz, aus Burgund herſtammend, iſt ſeit dem Anfange des 12ten Jahrhunderts in der Geſchichte bekannt und vorzüglich in den Annalen Berns

berühmt. Wir führen hier daraus an: I. Rudolf von Erlach, Sohn Ulrichs, welcher die Berner 1293 in dem glorreichen Kampfe gegen den Adel und Albrechts Partei anführte. Rudolf dagegen befehligte in dem Streite Berns gegen den mächtigen Grafen von Nydau, und gewann die berühmte Schlacht von Laupen, welche das Schickſal dieſes Freiſtaats für immer befeſtigte. Der großmüthige Sieger wurde dann der Beſchützer und Erzieher der jungen Grafen von Nydau, und erhielt ihnen ſorgfältig ihre Erbſchaft. 1360 wurde er von ſeinem Eidam ermordet. II. Johann Ludwig von Erlach, geb. 1595 und geſt. 1650. Wir können das reiche Leben dieſes ausgezeichneten Feldherrn und Staatsmanns, der auf die Begebenheiten des dreißigjährigen Kriegs, und ſpäter in franzöſiſchen Dienſten auf die Kriege unter Ludwig XIII. und XIV. großen Einfluß hatte, und ſich allenthalben als Mann von Ehre, großer Einſicht und Tapferkeit benahm, nicht in ſeinen Einzelnheiten verfolgen, und führen von ihm nur noch an, daß er Guſtav Adolph und dem Herzog Bernhard von Weimar im dreißigjährigen Kriege große Dienſte leiſtete, und ihre ganze Freundſchaft und Vertrauen beſaß. Erſt nach dem Tode Bernhards trat er in franzöſiſche Dienſte. III. Hieronymus von Erlach, geb. 1667, war erſt in franzöſiſchen und dann in öſterreichiſchen Dienſten. Er erwarb ſich den Ruf eines der geſchickteſten Generale ſeiner Zeit, und war insbeſondere mit dem Prinzen Eugen ſehr befreundet, deſſen ganzes Vertrauen er genoß. Er hatte ſich das Landgut Hindelbank erkauft, und ſtarb hier 1748. Sein Sohn ließ ihm in der Kirche zu Hindelbank von dem berühmten Nahl ein prächtiges Denkmal errichten, welches wieder Veranlaſſung gab, daß Nahl das bekannte und erhabene Denkmal auf die Mad. Langhans verfertigte. (S. Nahl.) IV. Carl Ludwig von Erlach war zu Bern 1726 geboren. Vor der Revolution hatte er in Frankreich gedient. Bei der Invaſion ſeines Vaterlandes durch die Franzoſen, im J. 1798, wurde ihm von Bern der Befehl über die Landesbewaffnung übertragen. Es gelang ihm am 24. Febr., den unentſchloſſenen Senat zu kräftigen Maßregeln zu beſtimmen. Er erhielt uneingeſchränkte Vollmachten, gegen die Franzoſen unter Brüne zu agiren. Allein bald wurden ſie wieder zurückgenommen. Nun griffen die Franzoſen die Berner an. Erlach focht gegen Schauenburg ehrenvoll, aber der Übermacht unterliegend unglücklich, und ward auf dem Rückzuge beim Empfange der Nachricht von der Einnahme Berns von einem Landſturm-Bataillon ermordet. V. Rudolph Ludwig von Erlach, Hauptanführer der Conföderirten in der helvetiſchen Revolution von 1802, war geboren in Bern 1749. Als Schultheiß von Burgdorf verſuchte er ſchon bei der erſten Invaſion der Franzoſen unter Brüne und Schauenburg durch die thätigſte Theilnahme, aber vergebens, Bern zu retten. 1801 verband er ſich mit Aloys Reding und Steigern zur Herſtellung der alteidgenoſſiſchen Staatsordnung, und 1802 wurde Erlach beim Ausbruch des lange vorbereiteten Aufſtandes zum Oberbefehlshaber der Inſurrectionsarmee ernannt. Nach der Einnahme von Bern ernannte der ſouveraine Rath Emanuel von Wattenwyl an ſeine Stelle. Bonaparte, damals erſter Conſul, machte, wie bekannt, dieſer Inſurrection durch ſein Dazwiſchentreten und dann durch die Mediationsacte ein Ende. Rudolph Ludwig trat nun ganz ins Privatleben zurück. Man hat mehrere Schriften von ihm, und un-

ter dieſen einen Code du bonheur, welchen er Chatharina II. dedicirt hatte.

Erlangen, eine Stadt im Königreich Baiern, im Rezatkreiſe, an der Regnitz gelegen, ſonſt zu dem Fürſtenthum Culmbach gehörig. Sie enthält in 813 Häuſern gegen 9000 Einwohner, und gehört wegen ihrer Regelmäßigkeit und Zierlichkeit zu den ſchönſten Städten in Deutſchland. Sie hat eine Univerſität, welche ſeit 1796 den Namen der Friedrich-Alexander-Univerſität führt, 1743 geſtiftet ward und ſonſt 2 bis 300 Studenten zählte. Ihre jährlichen Einkünfte erhöhte der König im J. 1819 durch einen Zuſchuß von 15,000 Gulden auf 61,000 Gulden. Mit ihrer Bibliothek wurde die ehemalige Altdorfer Univerſitätsbibliothek vereinigt. Der Schloßgarten wird in einen botaniſch-ökonomiſchen Garten verwandelt. Zu ihren berühmten Lehrern in der neueſten Zeit gehören Meuſel, Henke, Gros. Hier befinden ſich mehrere gelehrte Geſellſchaften. Die Einwohner, welche theils evangeliſch, theils reformirt ſind, nähren ſich von Manufacturen, Brauerei und Ackerbau. Sehr bedeutend waren ſonſt die hieſigen Kattun- und Hutfabriken; aber ſowohl dieſe als die noch vor kurzem ſehr blühenden Handſchuhfabriken haben in den neueſten Zeiten überaus gelitten. Die hier fabricirten Preßſpäne ſind von vorzüglicher Güte; auch bereitet man hier das ſogenannte Erlanger Blau, eine dem Berliner Blau ähnliche Farbe. Von ihrem Erbauer, dem Markgrafen Chriſtian Ernſt, heißt die Stadt auch Chriſtian-Erlangen.

Erlaubt oder ſittlich möglich iſt alles, was nicht durch ſittliche Geſetze verboten iſt. Im weitern Sinne bezieht ſich das Wort erlaubt auch auf gewiſſe materiale Bedingungen, z. B. Erlaubniß durch Privilegien u. ſ. w. In manchen Fällen können die Geſetze gewiſſe Handlungen dem Menſchen frei laſſen, ſie weder gebieten noch verbieten; dies iſt der Fall bei ſolchen Dingen, die nicht nothwendig zur weſentlichen Vollkommenheit des Menſchen gehören. Indeß kann eine an ſich erlaubte Handlung in einzelnen Fällen und bei einzelnen Perſonen nach Verhältniß der individuellen Umſtände unerlaubt werden, wenn ſie mit einem ſolchen Gemüthszuſtande geſchieht, welcher dem Gehorſam gegen das Sittengeſetz widerſtreitet. Z. B. wenn man daran zweifelt, ob etwas erlaubt ſey und es doch thut, oder wenn die Pflicht darüber verſäumt wird. Übrigens dürfen erlaubte Handlungen nicht mit Tugenden verwechſelt werden; ſie ſind in ihren Folgen weder einer Belohnung noch Beſtrafung fähig. Denn ob es gleich ſcheinen möchte, als wäre das Bewußtſeyn, erlaubte Handlungen auf eine dem Sittengeſetz angemeſſene Weiſe gethan zu haben, eine angenehme Folge, d. i. Belohnung, ſo rührt dies doch nicht von der Materie, ſondern von der Form derſelben her; dieſe aber iſt jedesmal geboten.

Erlöſung, ſ. Chriſtenthum und Religion.

Ernährung, die Aufnahme der Nahrungsſtoffe von außen und Verwandlung derſelben in organiſche Maſſe, welche zum Wachsthum und zum Wiederanſatz der verlornen Theile des organiſchen Körpers tauglich iſt. Dieſer Lebensact iſt allen organiſchen Weſen eigen; am deutlichſten iſt er am lebenden thieriſchen Körper, welcher auf einer höhern Stufe der Organiſation ſteht, wahrzunehmen. Bei dieſem laſſen ſich drei Acte des Ernährungsproceſſes unterſcheiden. Der erſte, die Verdauung, fängt ſchon im Munde an, indem die Nahrungsmittel mechaniſch zertheilt, und mit Speichel vermiſcht den erſten Grad von Auflöſung annehmen. Im Magen werden durch die eigenthümliche Lebenskraft deſſelben und den ſpeichelähnlichen Magenſaft die Nah-

rungsſtoffe in ihre feinſten Theile zertheilt, und in eine breiartige Maſſe, welche Chymus genannt wird, aufgelöſet. Indem nun durch die Verdauungskraft die eigene Natur der Nahrungsmittel überwunden iſt, wird der Chymus aus dem Magen zunächſt in den Zwölffinger-Darm ausgeleert, in demſelben vermittelſt der hinzufließenden Galle und der pankreatiſchen Flüſſigkeit eine Abſcheidung der feinſten eigentlich nährenden Stoffe von den gröbern und unbrauchbaren Theilen bewirkt, welche letztere alsdann durch die Gedärme hindurch aus dem Körper ausgeworfen werden. Der feine Nahrungsſaft, der in Geſtalt einer weißen Flüſſigkeit (Milchſaft, Chylus) ſich von den gröbern Theilen abſondert, wird durch den ganzen Zug der Gedärme hindurch von den unzähligen einſaugenden Äderchen aufgenommen, von denen immer mehrere in einen Aſt ſich vereinigen, die Gekrösdrüſen bilden, bis ſich alle in einem einzigen Stamme zuſammenfinden, welcher am Rückgrathe heraufgeht und den eingeſogenen Chylus enthält. Der zweite Act der Ernährung iſt die Verwandlung des Chylus in rothes Blut. (S. Aſſimilation.) Der dritte Act iſt die Ernährung im engern Sinne. Das Blut, welches mit friſchem Nahrungsſtoff verſehen und in den Lungen mit dem belebenden Sauerſtoffgas verbunden worden iſt, vertheilt ſich in dem Körper in unzähligen Adergeflechten und verſieht alle Theile des Körpers mit friſcher Lebensnahrung. In dem lebenden Körper findet eine beſtändige Umwandlung und ein unaufhörlicher Wechſel der körperlichen Stoffe Statt. Die durch das Leben und ſeine Thätigkeit verbrauchten Stoffe werden als überſäuerte, gleichſam verbrannte Theile abgeſondert, und auf verſchiedenen Wegen aus dem Körper geſchafft. Dagegen ſetzt ſich aus dem Blute der Faſerſtoff, in der erſten Stufe der organiſchen Bildung, als Zellgewebe vermöge der ihm inwohnenden Bildungskraft an, und erſetzt das Abgegangene. H.

Erneſti (Johann Auguſt), der große Stifter einer neuen theologiſchen und philologiſchen Schule, geboren zu Tennſtädt in Thüringen (4. Aug. 1697), ſtudirte zu Pforta, Wittenberg und Leipzig, wo er ſich zunächſt der Theologie widmete, und 1730 Magiſter ward. Nachdem er aber 1731 Conrector und 1743 Rector der Thomasſchule in Leipzig geworden war, wurde die alte claſſiſche Literatur und die mit ihr verwandten Kenntniſſe der vornehmſte Gegenſtand ſeiner Studien. 1742 ward er zum außerordentlichen Profeſſor der alten Literatur auf der dortigen Univerſität, und 1756 zum ordentlichen Profeſſor der Beredſamkeit ernannt. Zugleich erhielt er 1759 eine ordentliche Profeſſur der Theologie. Beide Lehrſtellen verwaltete er bis 1770, da er erſtere niederlegte. Nach und nach ward er der erſte Profeſſor der theologiſchen Facultät, Domherr zu Meißen, Beiſitzer des Conſiſtoriums zu Leipzig, Decemvir der Univerſität, Senior der meißniſchen Nation und des montägigen Predigercollegiums, wie auch Präſident der fürſtlich jablonowskiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Leipzig. Er ſtarb den 11. Sept. 1781. Er beſaß eine ſo umfaſſende Kenntniß der alten Literatur, beſonders der lateiniſchen, daß er unter die Erſten in dieſem Fache gerechnet wird. Durch gründliches Studium der Profan-Philologie hatte er ſich den Weg zur Theologie geebnet, und wurde durch erſtere zu einer richtigern Exegeſe der bibliſchen Schriftſteller und überhaupt zu liberalern Anſichten der Theologie geführt. Von ihm ging größtentheils die theologiſche Aufklärung, vornehmlich in Churſachſen, aus, in ſofern ſie ſich auf Philoſophie und richtigere grammatiſche Erklärung gründet.

Als gründlichen Kritiker und Grammatiker zeigte er ſich in ſeinen Ausgaben von Xenophons Commentarien über den Sokrates, Ariſtophanes Wolken, Homers Werke, den Callimachus, Polybius, Suetonius, Tacitus, vor allem aber durch ſeine vortreffliche Ausgabe von Cicero's Werken. Über ſeine ſehr fruchtbare Methode, die alten Claſſiker zu behandeln, hat er ſich ſelbſt in der Vorrede zu Fiſchers Ovid erklärt. Er war der erſte Lehrer und Wiederherſteller einer wahren und männlichen Beredſamkeit. In allen ſeinen Schriften iſt die Schreibart echt Ciceronianiſch. Die vornehmſten ſind: Initia doctrinae solidioris. Edit. 7. Lips. 1783. 8. Neue theologiſche Bibliothek. 10 Bde. Leipzig 1760 bis 1769. Neueſte theologiſche Bibliothek. 3 Bde. 1773—79. 8. Opuscula oratoria, orationes, prolusiones et elogia. Lugd. B. Edit. 2. 1767. 8. Opuscula philologiae criticae, ib. Edit. 2. 1776. 8. Chriſtliche Predigten. 4 Thle. Leipzig 1768—82. 8. Archaeologia liter. Ed. 2. op. et stud. G. H. Martini 1790. Opuscula theologica. 1792. 8. Opusculorum orat. novum volumen ibid. 1791. 8. (Deutſch von G. F. Rothe. Ebendaſelbſt 1791.) Opuscula varii argumenti (ed. Th. F. Stange) ibid. 1794. 8. Fabricii Bibliotheca latina nunc melius dilecta, rectius digesta et aucta. Vol. I. et II. 1773. Vol. III. 1774. 8. etc. — August Wilhelm Erneſti, Neffe des vorigen, geb. in Thüringen den 26. Nov. 1733, ſtarb zu Leipzig den 20. Jul. 1801. Er war Profeſſor der Philoſophie und Redekunſt, gleichfalls ein ausgezeichneter Philolog, dem wir eine Ausgabe des Livius unter dem Titel: Titi Livii Patavini Historiarum libri qui supersunt omnes ex rec. Drakenborchii. c. ind. rerum locupletissimo etc. Lips. 1801—1804. in 8. 3. Ausgabe; ferner Quinti Fabii Quintiliani de institutione oratoria liber decimus. Lips. in 8. 1773. Ammiani Marcellini opera ex recensione Valerio-Gronoviana. Lips. in 8. 1773. und Pomp. Melae de situ Orbis libri 3 ex recens. Gronoviana in usum scholarum. Lips. 1773. 8. verdanken.

Ernſt I., genannt der Fromme, Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg, Sohn des Herzogs Johann's von Weimar und deſſen Gemahlin Dorothea Maria, gebornen Prinzeſſin von Anhalt-Cöthen, ward geboren den 25. Dec. 1601 auf dem Schloſſe zu Altenburg, als der neunte unter ſeinen zehn Brüdern, deren jüngſter Bernhard der Große von Weimar war. Das Regenten- und Privatleben dieſes Fürſten war eben ſo intereſſant als muſterhaft, und in der Geſchichte des ſächſiſch-erneſtiniſchen Hauſes behauptet er nicht nur als Stifter der neuen gothaiſchen Linie, ſondern vorzüglich auch wegen der vortrefflichen Organiſation, die er ſeinen Staaten gab, den erſten Rang, während ſein Name auch in den Annalen des dreißigjährigen Krieges ruhmvoll genannt wird. Auf dieſem blutigen Schauplatze trat er zum erſten Male öffentlich auf als Oberſter eines ſchwediſchen Cavallerieregiments, und neben den Thaten einer wahren Tapferkeit erzählt man von ihm Züge der reinſten Menſchlichkeit. Er zeigte der ſchwediſchen Hauptarmee den Weg über den Lech, indem er zuerſt mit ſeinem Regimente durch den Fluß ſetzte. Er trug viel zur Eroberung der Städte Füßen und München bei, und focht mit Muth und Umſicht in den Schlachten von Nürnberg und Lützen, in welcher letztern er, nach dem Falle Guſtav Adolphs, den Sieg gegen den mit einem neuen Corps eben anrückenden Pappenheim allein errang. Er verließ auf einige Zeit die Bahn der Helden, als am 21. Jul. 1633 ſein Bruder Bernhard, der das Oberkommando über

die ſchwediſche Armee erhalten hatte, ihn beauftragte, das ihm über=laſſene Herzogthum Franken nebſt den Biſthümern Würzburg und Bamberg in ſeinem Namen zu regieren. In dieſen Regierungsge=ſchäften entwickelte er große Regententugenden. Eine vorzügliche Für=ſorge widmete er während dieſer Periode auch der Univerſität Jena. Nach mehreren glücklich geleiteten Familienangelegenheiten begab Her=zog Ernſt ſich wieder zur ſchwediſchen Armee und half, ſeinem Bruder Bernhard Landshut in Baiern mit Sturm erobern, verließ aber nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen (26ſten Auguſt 1634) den Kriegsſchauplatz gänzlich; denn eine ſtill genährte Hoffnung, durch ſeine Vermittelung den Frieden zu beſchleunigen, war nun geſcheitert. Nachdem er in der Folge dem Prager Frieden (20. Mai 1635) beige=treten war, veranſtaltete er das bekannte große weimariſche Bibel=werk und die Bilderſchule. Am 24. Okt. 1636 vermählte er ſich mit Eliſabetha Sophia, der einzigen Tochter des Herzogs Johann Philipp von Altenburg, und bezog zu Weimar das ſogenannte fran=zöſiſche Schloß, bis er durch den Erbtheilungsvertrag vom 13. Febr. 1640 das Herzogthum Gotha zu ſeinem beſtändigen Antheile erhielt, und ſo Stifter des jetzt regierenden gothaiſchen Hauſes wurde. Un=vergänglichen Ruhm erwarb er ſich vom erſten Augenblicke ſeiner Re=gierung an. Die ſchleunigſten, vortrefflichſten Anſtalten zur Wieder=aufhülfe des durch den Krieg ganz verwüſteten Landes, Kirchen= und Landesviſitationen, Schulverbeſſerungen, Anordnungen der Landescolle=gien und Reorganiſation faſt aller Behörden, die zweckmäßigſten Po=lizeigeſetze, eine neue Kirchenagende, eine verbeſſerte Conſiſtorialord=nung, Einrichtung eines Landkircheninſpectorats, dabei die Erbauung eines Reſidenzſchloſſes zu Gotha und die wohlthätigſte Fürſorge für ſeine Unterthanen bei mehreren erlittenen Unglücksfällen, milde Stif=tungen für Wittwen, Waiſen und Arme, ſeine Verſuche zur Schifffahrt auf der Werra bis in die Weſer, und auf der Unſtrut und Saale bis in die Elbe, ſeine raſtloſen Bemühungen zur Beilegung der ſyncretiſti=ſchen Streitigkeiten zwiſchen den wittenbergiſchen und helmſtädtiſchen Theologen, ſo wie zur Herſtellung des Collegium Hunnianum, als ei=nes Hülfemittels zur Verbreitung und Erhaltung der chriſtlichen Re=ligion und vornehmlich um einen ewigen Frieden in der evangeli=ſchen Kirche herzuſtellen; alle dieſe Rubriken ſeiner Regententhätig=keit ſind nur einzelne Steine zu ſeinem Monumente. Die Anwe=ſenheit des Abbé Gregorius aus Habeſſinien an Herzog Ernſts Hofe, das Intereſſe des Herzogs für dieſen Mann und den Religionszu=ſtand in jenem fernen Lande, ſeine Briefe an den König von Äthiopien, die er dem Abbé mit gab, die Sendung Johann Michael Wanslebs aus Erfurt nach Habeſſinien, der vom Herzog eine be=ſondere Inſtruction erhielt, um nicht nur die genaueſten Nachrich=ten über dieſes Land einzuziehen, ſondern auch alles zu thun, was zur Beförderung der chriſtlichen Religion in ſeinen Kräften ſtehe, die Briefe des Patriarchen und Komos zu Alexandrien an den Her=zog, ſeine Correſpondenz mit dem Czaar Alexei Michailowitſch zu Moskau über die Angelegenheiten der evangeliſch=lutheriſchen Gemeinde daſelbſt, des Czaars Geſandtſchaft nach Gotha, des Herzogs ängſtliche Sorgfalt für die Erziehung ſeiner Kinder, die Stunden lang mit Pſalmen, Sprüchen und Gebeten ihr Gedächtniß fül=len mußten, ſind eben ſo merkwürdige Erſcheinungen in ſeinem Leben, als ſie ihn ſelbſt am beſten charakteriſiren und den Beinamen des Frommen hinlänglich rechtfertigen, den er auch in ſeinem tägli=

chen Wandel verdiente. Drei Jahre vor ſeinem Tode (1672) kam er durch das Ableben des Herzogs Friedrich Wilhelm III. zu Altenburg zum Beſitze ſämmtlicher altenburgiſchen Lande, von denen er einen Theil an Weimar überließ, als die Anſprüche dieſes Hauſes die Ruhe ſeines Alters zu unterbrechen drohten. Er ſtarb am 26. März 1675 im 73. Jahre an einem Schlagfluſſe und ward zu Gotha in der Margarethenkirche beigeſetzt. Sein Teſtament iſt ein Regentenſpiegel, über welchen allen Prinzen Vorleſungen gehalten werden ſollten. S. des Ober-Conſiſtorialraths Gelbke hiſtor. actenmäßige Darſtell. des Lebens dieſes Fürſten. (1810, Gotha, 3 Bde.) J.

Ernſt II. (Ludwig), Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg, der zweite Sohn Herzogs Friedrich III. und der geiſtreichen Louiſe Dorothee, Prinzeſſin von Meiningen, ein Ur-Ur-Enkel Ernſt des Frommen, ward geboren den 30. Januar 1745 und ſtarb am 20. April 1804. Er folgte ſeinem Vater am 10. März 1772 in der Regierung, nachdem er durch den Tod ſeines ältern Bruders zur Nachfolge gelangt war, und beglückte ſeine Staaten 35 Jahre lang durch Weisheit, Gerechtigkeit und Huld. Er brachte in das durch den ſiebenjährigen Krieg zerrüttete Finanzweſen wieder Ordnung. Hohe Achtung für die Juſtizpflege war ihm eine der heiligſten Regentenpflichten. Seine Obliegenheiten gegen Kaiſer und Reich erfüllte er ſtets mit ſtrenger Redlichkeit. Auch er trat zu dem Defenſivbunde deutſcher Fürſten, den Friedrich der Große zum Schutze gegen die gefürchtete Unterwerfung bilden wollte. Doch ſetzte er ſich mit Feſtigkeit gegen alle fremde Werbungen in ſeinen Landen, wie er denn ſelbſt das Verlangen des Königs von England, ſeines nächſten Anverwandten, ihm gegen die anſehnlichſten Subſidien Truppen nach Amerika zu geben, mit eben ſo vieler Schonung als Beſtimmtheit von ſich wies. Mit der Verwaltung der innern Landesangelegenheiten beſchäftigte er ſich anhaltend. Jedes Jahr ſeiner Regierung kann eine außerordentliche, dauernde Wohlthat dieſes Fürſten nachweiſen. Unter die vorzüglichſten Denkmale, die ſeine Regententhätigkeit hinterlaſſen hat, zählen wir ſeine ſeltene Fürſorge für das Armenweſen in ſeinem ganzen Umfange, die Errichtung einer Penſionsanſtalt für die Wittwen und Kinder ſeiner Diener, die Stiftung neuer Schulen und Verbeſſerung der bereits vorhandnen, die Herſtellung mancher Chauſſeen in beiden Fürſtenthümern u. ſ. w. Ernſt II. behauptete auch einen erhabenen Platz als wiſſenſchaftlich gebildeter Mann. Vorzüglich war es, außer der Sprachkunde, die Mathematik, auf die er einen großen Werth legte, und der er ſelbſt auf das eifrigſte ſich ergab. Seine allbekannten bedeutenden Verdienſte um die Aſtronomie floſſen aus ſeinem tiefen mathematiſchen Studium. Er ſelbſt war aſtronomiſcher Schriftſteller, beförderte die Erſcheinung manches Werks über dieſe Wiſſenſchaft, und unternahm eine Gradmeſſung des Meridians, die erſte in Deutſchland. Manche mathematiſchen Arbeiten füllten ſeine Stunden der Muße aus, unter denen wir nur der Berechnung des Röſſelſprungs im Schache, worüber er viele Tabellen ſtechen ließ, gedenken. Die Gründung und Dotirung der aus ſeinem Privatvermögen erbauten Sternwarte zu Seeberg gab der Sternkunde eines der wichtigſten Inſtitute und ſichert dem Stifter einen unvergänglichen Ruhm in den Jahrbüchern der Wiſſenſchaft. Vgl. des Geh. Raths von Thümmel Beitr. z. Geſch. dieſes Fürſten.

Ernſt, Churfürſt von Sachſen. Dieſer in ſeiner Jugend nebſt ſeinen Bruder Albrecht von Kunz von Kaufungen geraubte Prinz war der Stifter der Erneſtiniſchen Linie. Er wurde ſeinem

Vater, Friedrich dem Sanftmüthigen, von der Erzherzogin Margaretha von Öſterreich im Jahre 1441 geboren, und ſtarb 1486, nachdem er ſeine Regierung durch manche nützliche und wohlthätige Einrichtung bezeichnet hatte. Vgl. d. A. Sachſen.

Eroberung, Eroberungsſucht. Eroberung iſt die in Folge ſiegreicher Fortſchritte bewirkte Beſitzergreifung eines feindlichen Landes oder feindlicher Sachen im Zuſtande des Kriegs. In wiefern nun unter civiliſirten Völkern der Krieg nur die Entſcheidung eines ſtreitigen Rechts zum Zweck hat, in ſo fern gibt auch die Eroberung nicht unmittelbar dem Eroberer ein Eigenthumsrecht, ſondern nur ein Recht, ſie zu ſeiner eigenen Sicherheit, Erhaltung oder als Erſatz gegen die feindliche Macht zu gebrauchen, bis die Entſcheidung erfolgt.

Eros, ſ. Amor.

Erotiſch heißt, was auf Eros, alſo auf Liebe Beziehung hat. Erotiſche Poeſie iſt daher Liebespoeſie. Gewöhnlich denkt man dabei an die leichtere lyriſche Gattung, wie z. B. Anakreons Lieder, die ſich lieber zum Spiel als zum Ernſt neigt; vielleicht weil Amor ſein ernſtes Amt am liebſten als Spiel betreibt. Naivetät iſt dann ihr Hauptcharakter. Sonſt ſind auch die Romane und die ſogenannten Liebesgeſchichtchen unter dieſem Namen begriffen und Erotiker nennt man die Verfaſſer derſelben, beſonders die Verfaſſer der griechiſchen Romane oder mileſiſchen Mährchen.

Erpenius (Thomas) eigentlich Van Erpen, einer der gelehrteſten Orientaliſten, geboren zu Gorcum in Holland im Jahr 1584. Seine Ältern hatten ſich aus Frankreich der Religion wegen entfernt. Da ihr Sohn Neigung zu den Wiſſenſchaften zeigte, ließen ſie ihn in einem Alter von achtzehn Jahren die Univerſität Leyden beziehen; kaum aber hatte er hier ſeine Studien begonnen, als er an dem Erfolg derſelben verzweifelte, und nahe daran war, ſie gänzlich aufzugeben. Bald faßte er jedoch beſſern Muth, und kehrte mit einem ſo glühenden Eifer zu den Studien zurück, daß ſeine Fortſchritte die gerechte Bewunderung ſeiner Lehrer erregten. Nach Gerhard Voſſius Zeugniß zeichnete er ſich vornehmlich in der Metaphyſik aus. Gegenwärtig aber beruht ſein Ruhm auf ſeiner Gelehrſamkeit in den orientaliſchen Sprachen, deren Erlernung er auf den Rath Joſeph Scaligers begann. Sich in ihrer Kenntniß noch mehr zu vervollkommnen, beſuchte er England, Frankreich, Italien und Deutſchland, und lernte hier die gelehrteſten Männer kennen, die ihm Rath und Anweiſung gaben. Mit beſonderer Freundſchaft nahm ihn der große J. Caſaubonus auf. Zugleich erlernte er das Perſiſche, Türkiſche und die äthiopiſchen Sprachen. Nach vierjährigen Reiſen kam er 1612 nach Holland zurück, und wurde zum Profeſſor der arabiſchen und andern orientaliſchen Sprachen mit Ausſchluß der hebräiſchen ernannt. Die hebräiſche Profeſſur war damals von einem Andern beſetzt. Erpenius verwaltete ſein Amt mit eben ſo viel Geſchicklichkeit als Eifer. Mit bedeutenden Koſten ließ er eine Preſſe einrichten, um Werke der orientaliſchen Literatur drucken zu laſſen. Im Jahr 1619 wurde eine zweite hebräiſche Profeſſur zu Leyden errichtet, und Erpenius übertragen; bald nachher erhielt er auch das Amt eines orientaliſchen Dolmetſchers bei den Generalſtaaten, um die aus Aſien und Afrika eingehenden Briefe zu überſetzen, und die dahin zu ſendenden abzufaſſen. Die gelehrteſten Araber bewunderten die Ele-

ganz, mit welcher er ſich in ihrer Sprache, die ſo reich an Feinheiten iſt, auszudrücken wußte. Sein Rufzals des gründlichſten Kenners des Arabiſchen war ſo allgemein verbreitet, daß er wiederholentlich vom Könige von Spanien eingeladen wurde, um ihm gewiſſe Inſchriften an den mauriſchen Gebäuden und Denkmälern daſelbſt zu erklären. Erpenius war der Verfaſſer verſchiedener Werke, die theils bei ſeinen Lebzeiten, theils nach ſeinem Tode erſchienen ſind, und bei den Kennern im höchſten Anſehn ſtehn. Überdies wollte er eine Ausgabe des Coran mit lateiniſcher Überſetzung und Anmerkungen, einen Thesaurus grammaticus für die arabiſche Sprache, und ein arabiſches Wörterbuch liefern; aber eine anſteckende Krankheit, welche ihn befiel, raffte ihn im Jahr 1624 in einem Alter von vierzig Jahren weg. Außer ſeiner Grammatica arabica, ſeiner Grammatica hebraica, und verſchiedenen andern grammatiſchen Werken iſt ſeine wichtigſte und berühmteſte Arbeit Elmacini Historia saracenica, fol. 1625.

Erregungstheorie, die durch Bearbeitung deutſcher Ärzte und Einmiſchung mehrerer Sätze aus andern mediciniſchen Theorien modificirte Brown'ſche Theorie. Die vornehmſten und eigenthümlichen Sätze des Brown'ſchen ſogenannten Syſtems (ſ. d. Art. Brown) ſind folgende: Die Erregbarkeit iſt eine und dieſelbe im ganzen Organismus, ſo wie in deſſen einzelnen Theilen; jedem thieriſchen Organismus wird bei ſeiner Entſtehung ein beſtimmtes Maß von Erregbarkeit zugetheilt; ob an dieſem wieder erſetzt werden könne, was davon verbraucht iſt, darüber hat Brown ſich nicht erklärt. Die auf die Erregbarkeit wirkenden äußern Antriebe zur Thätigkeit (Reize, Potenzen) ſind bloß quantitativ verſchieden, d. h. die Reize wirken alle erregend auf einerlei Art, nur der eine ſtärker, der andere ſchwächer. Die Einwirkung der Reize auf die Erregbarkeit bringt die Erregung hervor, ſie iſt das Product der zwei Factoren, Reiz und Erregbarkeit; mit der Stärke des erſtern ſowohl, als mit dem Grade der letztern, ſteht die Erregung, die eigentliche Urſache des Lebens, in genauem Verhältniſſe. Durch die Erregung ſelbſt wird die Erregbarkeit aufgezehrt und vermindert, durch Mangel an Reizen wird ſie angehäuft. Gehöriger Grad von Reiz und Erregbarkeit erzeugt mäßige Erregung und heißt Geſundheit. Die Säfte des Körpers wirken bloß als Reize, ohne Rückſicht auf ihre chemiſche Beſchaffenheit. Geſtörtes Verhältniß der Reize zur Erregbarkeit erzeugt Abweichung der Erregung. Zu ſtarke oder zu geringe Erregung iſt entweder ſchon Krankheit, oder doch Anlage zur Krankheit. Die Krankheiten ſind entweder allgemeine oder örtliche. Die allgemeinen erſcheinen unter zwei Hauptformen, ſtheniſche von zu ſtarker; aſtheniſche von zu ſchwacher Erregung: (S. die Art. Sthenie und Aſthenie.) Beiderlei Krankheiten geht die Anlage dazu (Opportunität), ein mittelmäßiger Grad von ſtarker Erregung (ſtheniſche Opportunität), oder von ſchwacher Erregung (aſtheniſche Opportunität) voraus, und es ſoll dies ein vorzügliches Unterſcheidungszeichen derſelben von den örtlichen Krankheiten ſein. Bei ſtheniſcher Anlage kann keine aſtheniſche, bei aſtheniſcher Anlage keine ſtheniſche Krankheit entſtehen. Stheniſche Krankheit mit verändertem Pulſe heißt Pyrexie, aſtheniſche Krankheit mit beſchleunigtem Pulſe heißt Fieber. Es gibt keinen weſentlichen Unterſchied der Krankheiten, als in dem Grade der Sthenie, oder Aſthenie; nicht auf die Formen der Krankheiten, ſondern nur auf den Grad der beſtehenden Erregung hat der Arzt Rück-

ſicht zu nehmen. Um dieſen Grad zu finden, muß er die vorhergegangenen Schädlichkeiten erforſchen. Die Natur heilt keine Krankheit, ſondern dies muß durch Veränderung des Verhältniſſes der Reize geſchehen. Der Arzt hat bei einer ſtheniſchen Krankheit bloß die Erregung zu vermindern, bei einer aſtheniſchen ſie zu vermehren, in beiden Fällen ſo lange, bis der mittlere Grad der Erregung, oder die Geſundheit, wieder eingetreten iſt. Die Heilmittel wirken entweder ſchwächend, die Erregung vermindernd, oder reizend, die Erregung vermehrend. Alle Heilmittel ſind nur im Grade ihrer Reizung verſchieden, alle wirken überein, keine beſonders auf ein Syſtem oder Organ (ſpecifik). Die Heilmittel der ſtheniſchen Krankheiten müſſen Potenzen ſein, welche nur einen ſchwächern Reiz als denjenigen, welcher die Geſundheit ſetzt, bewirken; die Mittel gegen aſtheniſche Krankheiten müſſen einen ſtärkern Reiz, als zum Mittelgrad der Erregung erforderlich iſt, bewirken. Bei der Heilung der indirecten Aſthenie muß man mit dem ſtärkſten Reize, der demjenigen, welcher die Krankheit erregte, am nächſten kommt, anfangen und gradweiſe herabſteigen zu ſchwächern. Bei der directen Aſthenie muß man mit dem ſchwächſten Grade von Reizung anfangen und gradweiſe zu ſtärkern ſteigen. Unter der unendlichen Menge von Heilmitteln ſteht der Aderlaß, als das wirkſamſte Schwächungsmittel (durch Entziehung des Blutes, als des allgemeinſten Lebensreizes), und das Opium, als das ſtärkſte Reizmittel, ſich gerade entgegen. Das Opium wirkt nicht ſpecifik auf das Nervenſyſtem als beruhigendes, betäubendes Mittel, ſondern im Allgemeinen auf die Erregbarkeit als Reizmittel. Es iſt daher in der aſtheniſchen Beſchaffenheit von jeder Art und jedem Grade anzuwenden. Aus dieſen und mehrern andern Grundſätzen des Brown'ſchen Syſtems entſtand allmählig die ſogenannte Erregungstheorie durch die Bearbeitungen, Berichtigungen und Ergänzungen der deutſchen Ärzte. Einige der vohrnehmſten davon waren folgende: Röſchlaub, der eifrigſte Verfechter und gründlichſte, wohl auch wiſſenſchaftlichſte Ausleger der Brown'ſchen Lehre, ſuchte vieles, was Brown nur kurz angedeutet oder dunkel und zweideutig ausgedrückt hatte, ſtreng wiſſenſchaftlich zu begründen, zu erklären. Die Lehre von der Einheit der Erregbarkeit, von der Unſtatthaftigkeit der Unterſcheidung des Begriffs der Lebenskraft anſtatt der Erregbarkeit, den Begriff der Opportunität u. ſ. w. ſuchte er feſter zu begründen und deutlicher aus einander zu ſetzen. Hufeland, obwohl kein Anhänger der Brown'ſchen Lehre, erkannte doch mit hellem und unparteiiſchem Blick das viele Gute derſelben, welches er zur Verbeſſerung der Heilmethoden, als auf welche nach ſeinem ſehr wahren Urtheil aller Nutzen der Theorien bezogen werden müßte, anwandte. Er ergänzte die Lücke, welche Brown durch Vernachläſſigung des Organismus gelaſſen hatte, indem er die Wichtigkeit der Organiſation zum Leben zeigte; er bewies, daß die Geſetze der allgemeinen Natur, d. h. die mechaniſchen und chemiſchen Geſetze durch die Organiſation und Erregung zwar beſchränkt und modificirt, aber keineswegs ganz aufgehoben wären, ja bei ſinkender Erregung mehr die Oberhand bekämen, wie es die Beobachtung der Vorgänge bei der Verdauung, bei Schwäche der Verdauungskraft, bei Faulfiebern u. ſ. w. in der Erfahrung beſtätigt. Er beſtritt die Behauptung, daß alle Verſchiedenheit der Reize nur auf dem Grade der Reizung beruhe, indem er darthat, wie unwiderlegbar die beſondre Wirkung vieler Mittel auf einzelne Syſteme und

Organe ſey, z. B. des Mercurs auf das lymphatiſche und Drüſenſyſtem, der Squilla auf das Nervenſyſtem u. ſ. w. Er behauptete die für die Praxis ſo wichtige Wahrheit, daß auch bei aſtheniſcher Anlage, bei Schwäche und ſelbſt bei Nervenfiebern wahre Entzündung Statt finden könne. Joſeph Frank, anfänglich unbedingter Anhänger des Brown'ſchen Syſtems, mußte jedoch bald durch ſeinen Scharfſinn und große Erfahrung auf die Mängel jenes Syſtems aufmerkſam gemacht werden. Er ſah daher ein, daß auch noch andere Wirkungen der reizenden Potenzen, als der bloße Reiz müſſen berückſichtigt werden; er bewies, daß die Erregbarkeit wirklich müſſe erſetzt werden können; daß der von Brown aufgeſtellte Begriff der Opportunität für die Heilkunſt ganz unfruchtbar ſei, weil fürs erſte auch örtlichen Krankheiten Opportunität vorausgehen kann, fürs andere viele Krankheiten, z. B. Fieber, ohne Opportunität ſchnell eintreten, fürs dritte der Zuſtand der letztern ſelten deutlich zu erkennen iſt. Er zeigte den Irrthum Browns, wenn er alle Fieber, beſonders alle Wechſelfieber für aſtheniſche Krankheiten ausgibt, indem er auch entzündliche oder ſtheniſche Wechſelfieber gibt; ferner, wenn er für die Fiebererſcheinung von organiſchen und materiellen Urſachen, z. B. von Eiterung, von Unreinigkeiten des Magens und der Gedärme, keine eigne Claſſe annimmt; ferner, wenn er viele Entzündungen unter Localkrankheiten rechnet, die doch als ſtheniſche und aſtheniſche Erregungskrankheiten erſcheinen u. ſ. w. Er beſchränkte die zu allgemeine Anwendung des Opiums, was auch ſchon Weikard gethan hatte, mehr auf die indirecte Aſthenie, ſo wie er überhaupt die qualitative Verſchiedenheit der Mittel zugab, und die Wirkung und Anwendbarkeit derſelben näher beſtimmte, ſo wie von ihm viele andere Berichtigungen mehr herrühren. Andere Ärzte nahmen noch mehrere, durch die urſprüngliche Brown'ſche Lehre verbannte Grundſätze, z. B. aus der Humoralpathologie u. ſ. w., wieder in dieſelbe auf. Unterdeſſen erhob ſich eine neue Anſicht der Natur, die ſogenannte Naturphiloſophie, welche anfänglich mit der Brown'ſchen Theorie verſchmolzen wurde. So ſuchte z. B. Kilian die ganze Lehre der letztern auf Principien der Naturphiloſophie zu gründen, und Hecker, obgleich ſcheinbarer Gegner derſelben, nahm doch die Grundideen zu ſeiner Erregungstheorie von naturphiloſophiſchen Principien her. Aus dieſer Darſtellung geht hervor, daß die Erregungstheorie kein in ſich geſchloſſenes objectiv gültiges Ganzes geworden iſt, ſondern daß ſie beinahe bei jedem Arzte eine andere Geſtalt angenommen hat, je nachdem von jedem die Brown'ſche Lehre mit Lehren der ältern Schulen, mit chemiſchen Hypotheſen, mit Sätzen der gaſtriſchen, oder der Humoralpathologie, vermengt, oder durch Ideen der Naturphiloſophie umgewandelt worden iſt. H.

Errungenſchaft heißt das von beiden Ehegatten im Laufe der Ehe gemeinſchaftlich erworbene Vermögen, und wird dem bei Schließung der Ehe zugebrachten entgegengeſetzt, da es andern Verfügungen der Geſetze, bei Eheſcheidungen u. ſ. w. unterworfen iſt.

Erſcheinung iſt alles dasjenige, was Gegenſtand der innern oder äußern Anſchauung iſt. Hat ſie keine Realität, ſo heißt ſie Einbildung. Auch wird die Erſcheinung dem Dinge an ſich in der Philoſophie entgegengeſetzt, und bedeutet die Vorſtellung von den Dingen, in wie fern ſie in der Natur des Subjects begründet iſt, und von deſſen Organen und Vorſtellungsweiſe abhängt. Sie iſt verſchieden von dem Schein. (S. d. Art.)

Erskine (Lord Thomas), einer der berühmteſten jetzt lebenden Rechtsgelehrten und Staatsmänner Englands, der dritte Sohn des verſtorbenen und der Bruder des jetzigen Grafen Buchan, iſt gegen das Jahr 1750 geboren. Er widmete ſich zuerſt dem Seedienſt, verließ dieſen aber bald, beſuchte nun die Univerſität Cambridge und beſtimmte ſich endlich für die Rechtsgelehrſamkeit. Sein erſter öffentlicher Auftritt als Vertheidiger des Admirals Keppel entſchied für ſeinen Ruf. Später führte er unter andern die berühmt gewordenen Vertheidigungen von Lord Gordon, von Warren Haſtings und von Thomas Payne. Er wurde mit Ehrenbezeugungen aller Art überhäuft, 1806 zum Pair, Lordkanzler und Sprecher im Hauſe der Lords erhoben, trat aber von dieſem wichtigen Poſten nach For Tode zurück. Zugleich war er früher lange für Portsmouth Parlamentsmitglied. Sein älteſter mit einer Tochter Waſhingtons vermählter Sohn war jüngſt engliſcher Geſandter in Amerika. Von ſeinen gerichtlichen Reden hat man eine intereſſante Sammlung in fünf Bänden. Von einer Flugſchrift, die er 1797 unter ſeinem Namen herausgab (a View on the causes and consequences of the present war with France. Ein Blick auf die Urſachen und Folgen des jetzigen Kriegs mit Frankreich), wurden nicht weniger als acht und vierzig Auflagen verkauft, ein Abſatz, deſſen man ſich auch in England von keiner andern Schrift erinnerte.

Erycina, ein Beiname der Venus, von dem Berge Eryx in Sicilien, wo ſie auch einen berühmten Tempel hatte.

Erymanthus, Gebirge in Arkadien. Daher der berühmte erymanthiſche Eber. (S. Hercules.)

Eryſichthon oder Eriſichthon, ein Sohn des Königs Triopas von Theſſalien, beging den Frevel, einen Ceres geheiligten Hain umhauen zu wollen; er machte den Anfang mit einer ſchönen großen Eiche, die von einer Dryade bewohnt wurde, und unter deren Schatten die übrigen Dryaden ihre Tänze gewöhnlich anſtellten. Trotz der Warnungen, die vorausgingen, trotz des Blutes der Nymphe, das beim erſten Hieb herausſtrömte, ließ er ſich nicht zurückhalten, bis die Eiche fiel, und die geiſtige Bewohnerin derſelben des Lebens beraubt wurde. Jetzt flüchteten die übrigen Dryaden zur Ceres, und flehten ihre Rache für dieſen Frevel an. Die Göttin ſchickte den ſcheußlichen Hunger, der den ſchlafenden Eryſichthon mit ſeinen Flügeln umſchattete, und ihm ſeinen giftigen Athem einhauchte; und von jetzt an wüthete ein nie zu ſtillender Hunger in ſeinen Eingeweiden. Bald verzehrte er ſein ganzes Vermögen, nagte zuletzt, da er keine Nahrung mehr ſich verſchaffen konnte, ſeine eigenen Glieder ab, ſo weit er ſie erlangen konnte, und ſtarb endlich in ſchrecklicher Verzweiflung. Ovid. Met. VIII. 741 u. f.

Erz nennen wir im gemeinen Sprachgebrauch jedes Metall, wie es in ſeinem natürlichen Zuſtande in der Erde gefunden wird; in der Mineralogie hingegen heißen Erze ſolche Gemiſche, in welchen die Metalle mit andern mineraliſchen Körpern innig verbunden, und dadurch ihres metalliſchen Gefüges, ihres Klanges, ihrer Schmelzbarkeit u. ſ. w. beraubt ſind. Die natürlichen Erze finden ſich theils in Gang-, theils in Flötzgebirgen. Die Erzgänge ſind gleichſam die Adern des Gebirges, das ſie in allen Richtungen durchkreuzen. Perſonen, welche des Bergbaues kundig ſind, wiſſen gewiſſe Merkmale anzugeben, wodurch Erzgänge im Innern der Gebirge angezeigt wer-

den, doch ſind dieſelben oft betrüglich. Man pflegt die Erze in reiche oder eigentliche Erze, und in arme oder Kieſe einzutheilen, je nachdem das Metall den größern oder geringern Beſtandtheil derſelben ausmacht. Was die Benennung derſelben betrifft, ſo wird dieſe von dem Metall, das darin enthalten iſt, bei gemiſchten Erzen aber entweder von dem edelſten oder von dem in größerer Maſſe darin vorhandenen Metall hergenommen. So kann ein Erz, das im Centner Ein Mark Silber und 50 Mark Blei enthält, von dem einen Silber- und von dem andern Bleierz genannt werden. Richtiger iſt es, ein ſolches Erz ſilberhaltiges Bleierz zu nennen. Fahlerz nennt man ein ſilberhaltiges Kupfererz von grauem Anſehn, hat es wenig Silber, Fahlkupfererz.

Erz (von dem griech. αρχι) wird mehrern Wörtern vorgeſetzt, um das Vornehmſte, Vorzüglichſte in ſeiner Art, ſowohl im guten als böſen Sinn dadurch auszudrücken. So verſtand man unter den Erzämtern die höchſten Reichsämter, welche die Churfürſten bei der Kaiſerkrönung durch ihre Erbbeamten verwalten ließen (ſ. Erbämter), nämlich: Erzkanzler (der Churfürſt von Mainz), Erzkämmerer (der Churfürſt von Brandenburg), Erzmarſchall (der Churfürſt von Sachſen), Erzſchatzmeiſter (der Churfürſt von Hannover); Erzſchenk (der König von Böhmen), Erztruchſeß (der Churfürſt von Pfalzbaiern). Der Churfürſt von Wirtemberg nannte ſich Erzbannerherr. — Erzbiſchof (archiepiscopus), Oberbiſchof (ſ. den eigenen Art.) — Erzhaus, eigentlich ein jedes mit einer Erzwürde begleitetes Haus, vorzugsweiſe das Haus Öſterreich. — Erzherzog, der vornehmſte unter den Herzogen, ein Titel, den bloß die Prinzen des Hauſes Öſterreich führen. — Erzprieſter iſt ein Prälat höhern Ranges, der in geiſtlichen Verrichtungen die Stelle des Biſchofs vertritt. Auch den preußiſchen Superintendenten wird dieſer Name beigelegt, aber freilich nicht im eigentlichen Sinne, weil die evangeliſche Kirche kein Prieſterthum anerkennt. — Erzſtift, Hochſtift, ein Biſthum oder eine biſchöfliche Kirche und deren Sprengel.

Erzählung iſt die Mittheilung einer wirklichen oder erdichteten Begebenheit. Der Gegenſtand der Erzählung wird daher immer als etwas Vergangenes angeſehen, und unterſcheidet ſich dadurch von der Beſchreibung. Der Erzählende will das Geſchehene einem Andern mittheilen, der davon noch nichts weiß, oder er will ihm davon genauere Kenntniß verſchaffen, oder an das Gewußte erinnern, oder durch die Darſtellung ſelbſt ein beſtimmtes Urtheil, oder eine Entſchließung bei Andern hervorbringen. Von dieſen Zwecken und von der Angemeſſenheit der Erzählung an die erzählte Begebenheit (Wahrheit) nach Urſprung, Entwickelung und Wirkung hängt die Beſchaffenheit der Erzählung, ſo wie der Werth derſelben im gemeinen Leben überhaupt ab. Und damit hängt zuſammen, ob der Erzählende ſie ſelbſt oder von andern erfahren hat, weil im erſtern Falle der Bericht gewöhnlich vollſtändiger und genauer iſt. Die Unterſuchung der Wahrheit unterliegt den Grundſätzen der hiſtoriſchen Kritik (ſ. Geſchichte, Hiſtorie). Aber oft iſt auch die Übung im Vortrag, ferner die Beluſtigung und Unterhaltung Anderer durch die Mittheilung Zweck, und hier kommt es nicht ſowohl auf Wahrheit ſondern hauptſächlich auf die Form der Mittheilung, und im letztern Fall insbeſondere auf das damit verbundene Intereſſe, welches man durch geiſtreiche Darſtellung einem ſelbſt erdichteten Gegen-

ſtande zu geben weiß, an. In beiden Fällen unterſcheidet man das Erzählen von dem bloßen Herzählen, d. i. von dem ungeordneten, unverbundnen Aufzählen der Umſtände der Begebenheit, nach äußerer Folge. Die wahre Erzählung ſoll eine Begebenheit deutlich und vollſtändig mittheilen. Klarheit, Objectivität und innerer Zuſammenhang der wirkenden Umſtände ſind daher Haupterforderniſſe derſelben. Dies gilt in noch höherm Grade von der poetiſchen Erzählung, als der vollendeten, d. i. lebendiger und anſchaulicher Darſtellung einer äſthetiſchen Idee unter der Form einer Begebenheit oder Handlung. Unter dieſen Begriff gehört nicht bloß die verſificirte oder in Proſa abgefaßte Erzählung von geringerm Umfange und Gegenſtande, welche gewöhnlich verzugsweiſe poetiſche Erzählung genannt wird; ſondern auch das große epiſche Gedicht (ſ. Epos), und der von jenem ſonſt unterſchiedene Roman. Was die Gegenſtände der Erzählung ſelbſt anlangt, ſo umfaßt dieſelbe nicht bloß menſchliche Handlungen und Schickſale, ſondern auch Wunderereigniſſe und Wunderwirkungen, welche mit dem Menſchenleben in Beziehung geſetzt werden; und die Erzählung iſt um ſo reichhaltiger an jenen, je größer die Scene und der Zeitraum ſind, welche ſie umfaßt. Vermöge jenes Begriffs aber wird zu jeder poetiſchen Erzählung erfordert 1. ein poetiſches Ereigniß, d. h. eine Reihe von Erſcheinungen und Veränderungen, welche, durch eine zum Grunde liegende Idee verbunden, ein Ganzes bilden, worin ein individuelles und an ſich vollkommnes Bild des Menſchenlebens dargeſtellt werden kann. Man nennt dies auch die Fabel der Erzählung, und es ergibt ſich hieraus von ſelbſt, daß dieſer Stoff der poetiſchen Erzählung nicht ſchlechthin aus gemeinen Verhältniſſen des täglichen Lebens, oder aufgerafften hiſtoriſchen Thatſachen beſtehen könne. Im Allgemeinen kann die Fabel der Erzählung ſowohl aus Verhältniſſen und Situationen, als aus dem freien Willen der Perſonen entſpringen; da aber in der erzählenden Darſtellung die Handlung als Geſchehenes und ſchon Vollendetes vorgeſtellt wird, ſo erſcheint ſie mehr als Begebenheit, und der Menſch abhängig von der äußern Ordnung, in welche er geſtellt wird. Hier wird daher die Freiheit weniger, als das Schickſal und ſelbſt der Zufall wirken. Die Haupterforderniſſe einer intereſſanten Fabel ſind: intereſſante Perſonen, intereſſante Situationen und Verhältniſſe und eine intereſſante abwechſelnde Folge der Veränderungen, was man auch den Verlauf der Begebenheit nennt; und eine Verſchiedenheit der Erzählungen in dieſer Hinſicht beſteht auch darin, daß das Intereſſe derſelben bald mehr auf den Perſonen und zwar ihrer Eigenthümlichkeit (Charakter) und ihren Schickſalen, bald mehr auf den Verhältniſſen, in welchen ſie auftreten und auf dem Verlauf der Handlung (Fabel im engern Sinne) liegt, obwohl beide ſich gegenſeitig beſtimmen und in Übereinſtimmung ſtehen müſſen. Dem Umfange der Handlung und der Menge der Charaktere nach, kann die Erzählung einfach oder zuſammengeſetzt ſein. Im letztern Falle vorzüglich wird ein poetiſcher Contraſt, d. h. Verſchiedenartigkeit der Charaktere gefordert. Bei dem Verlauf der Handlung aber läßt ſich die Entſtehung oder Anlage, die Verwickelung und die Auflöſung oder Entwickelung unterſcheiden. Auch bei einer zuſammengeſetzten Fabel muß jedoch die Verwickelung noch zu überſehen ſein, und ſich in einem klaren Bilde zuſammenfaſſen laſſen; auch dürfen die Nebenhandlun-

gen (Epiſoden) dem allgemeinen Geſetze eines organiſchen Ganzen gemäß die Aufmerkſamkeit auf die Haupthandlung nicht vernichten, ſondern müſſen zur Entwickelung und Vervollſtändigung des Ganzen hinwirken. In dieſem Allen nun zeigt ſich 2. die poetiſche Darſtellung, welche hauptſächlich in der klaren und lebendigen Entwickelung des allmählig Geſchehenen, mithin zugleich in der Anordnung der erfundenen Charaktere, Verhältniſſe und Situationen ſichtbar wird. Hierdurch iſt jedoch nicht gefordert, daß der Erzähler immer mit dem eigentlichen Anfange der Begebenheit anfangen müſſe, denn oft iſt dieſes das unbedeutendſte; oft fängt dagegen der erzählende Dichter mit einem Momente der Handlung an, der den Leſer oder Zuhörer ſogleich in die Mitte der Handlung verſetzt, und begierig macht, Anfang und Entwickelung weiter zu erfahren; wiewohl wir dieſes darum nicht als nothwendige Regel jeder Erzählung anzuſehen haben. Die Folge der Vorfälle und Veränderungen iſt hier alſo keine chronologiſche oder bloß logiſche, ſondern durch den Zweck einer poetiſchen Darſtellung beſtimmt. Sie hängt alſo ſonach von der Anſchaulichkeit und Lebendigkeit der Darſtellung ab. Erſtere fodert eine klare Überſicht der Ereigniſſe, wozu auch natürliche Abtheilungen und Ruhepuncte dienen. Hier darf aber das Eigenthümliche der erzählenden oder epiſchen Darſtellung nicht überſehen werden, welches ſie von der dramatiſchen Darſtellung unterſcheidet. Da nämlich der Erzählende ſeinen Gegenſtand als vergangen betrachtet, ſo verweilt er mit größerer Ruhe auf demſelben. Daher iſt der Erzählungsſtyl ruhiger und ausführlicher, als der dramatiſche und lyriſche, obwohl er weder die Erhebung des Gefühls ausſchließt, noch in Geſchwätzigkeit fallen darf. Er ſchildert die Gegenſtände objectiver, d. h. unabhängiger von den Eindrücken, welche der Handelnde oder affectvoll Bewegte von ihnen empfängt. Auch hat der erzählende Dichter darum einen größern und freiern Spielraum, denn er ſtellt für die Einbildungskraft, der dramatiſche Dichter zunächſt für den Sinn dar. Was aber die mit Anſchaulichkeit verbundene Lebendigkeit der Darſtellung betrifft, ſo beſteht ſie in der das Gefühl erregenden Entwickelung intereſſanter Gegenſtände, und ſie iſt es eben, deren Wirkung das fortdauernde Intereſſe iſt, welches der Leſer oder Zuhörer an dem Erzählten nimmt. Dieſes fortdauernde Intereſſe äußert ſich durch Beſorgniſſe des Leſers für die Perſonen, Mitfreude und Mitleid bei ihren Schickſalen, und die geſpannte Aufmerkſamkeit auf die zukünftige Entwickelung, welche am Ende der Erzählung liegt; und es wird am ſicherſten anhalten, wenn die Thatſachen ſich mit Möglichkeit, bedingt durch die Charaktere und den Ton des Ganzen, leicht und natürlich an einander reihen. Wenn wir übrigens von der höchſten Art des erzählenden Gedichtes, dem Epos, abſehen, und bei der poetiſchen Erzählung im engern Sinne, welche Ereigniſſe und Vorfälle aus dem Leben einzelner Individuen zum Gegenſtande hat, ſtehen bleiben, dergleichen z. B. gewiſſe Novellen ſind, ſo können ſie, wie der Roman, ſich dem dramatiſchen durch dialogiſche Form, dem lyriſchen durch die Briefform annähern, die Grundform aber bleibt die monologiſch erzählende. Dem Tone und der Tendenz nach gibt es nicht nur ernſthafte und komiſche Darſtellung, zu welcher letztern auch die humoriſtiſche gehört, und die ſatiriſche gehören kann, ſondern auch idylliſche und naive, romantiſche und phantaſtiſche (wohin das

Mährchen gehört), bürgerliche und pſychologiſch-ſentimentale Erzählungen. In der einen Art wird ſich mehr die Phantaſie, in der andern mehr die Weltlebenskenntniß des Erzählers zeigen. Von dem Roman unterſcheibet ſich aber die poetiſche Erzählung im engern Sinne, wenn nicht durch die Verſification, doch gewöhnlich durch geringern Umfang und Mangel an Epiſoden, daher ſie ſich nicht auf das ganze Leben eines Individuums erſtreckt. Indeſſen gibt es auch hier Übergänge. Eben ſo gränzt die verſificirte Erzählung, — die oft nur die äußere poetiſche Form (Rhythmus und Reim) von der Dichtkunſt entlehnt, um dem erzählten Stoffe dadurch eine wirkſamere Faſſung zu geben, an verſchiedene andere Dichtungen, wie z. B. eines Theils an das größere, romantiſche Epos, andern Theils an die Legende, Ballade, Idyll ꝛc. Die gewöhnlichen Metra für dieſelbe ſind freie gereimte Jamben, mit Dactylen vermiſcht, Ottaven ꝛc. Unter den kleinern Erzählungen der Engländer ſind die von Chaucer, Dryden, Prior ꝛc. unter denen der Franzoſen die von Lafontaine, Marmontel, Florian, Voltaire, Dorat, Bernard, unter den deutſchen Erzählungen die von Leſſing, Wieland, von Thümmel, Schilling, Schulz, Lafontaine, Huber, St. Schütz, Steigenteſch, Fouqué, Conteſſa, Pfeffel, Langbein, Kleiſt, Kind (beſonders die metriſchen) ausgezeichnet. Da im Drama nicht alles vergegenwärtigt werden kann, ſo tritt oft auch die Erzählung in daſſelbe ein, aber dieß muß vorſichtig und ſparſam geſchehen, wenn nicht das dramatiſche Intereſſe geſchwächt werden ſoll. Wo aber die Erzählung im dramatiſchen Gedichte nothwendig iſt, da bezieht ſie ſich gewöhnlich auf eingreifende Vorgänge, und muß lebhafter dargeſtellt und vorgetragen werden, als die gewöhnliche Erzählung, weil wir hier gewöhnlich auch die Einwirkung des Ereigniſſes auf den Erzählenden wahrnehmen ſollen. T.

Erzbiſchof, derjenige Biſchof, unter deſſen Kirchenregierung mehrere biſchöfliche Diöceſen ſtehen. Das erzſtiftiſche Capitel wählt ihn zu dieſer Würde, deren Entſtehung in die erſten Zeiten des Chriſtenthums fällt, wo ſich, zur Berathung über kirchliche Gegenſtände die Biſchöfe und andere Geiſtliche bei dem Biſchof der Hauptſtadt verſammelten, dem ſie dabei den Vorſitz und andere Ehrenrechte zugeſtanden. Zugleich erhielt er als Auszeichnung den Namen Erzbiſchof oder von ſeinem Aufenthaltsorte den Namen Metropolit, welchen die morgenländiſche Kirche beibehalten hat. Die Synode zu Antiochia legte ihm ſchon im Jahr 341 die Oberaufſicht über geſammte Diöceſen, die man ſeine Provinz nannte, und den Rang über die Geiſtlichkeit derſelben bei, die in wichtigen Fällen ſein Gutachten einzuholen hatte. Nach und nach entſtanden aus dieſen Ehrenvorzügen noch andere Vorrechte und eine förmliche Gerichtsbarkeit. Von dieſen Vorrechten aber behielt ſich im 9ten und den folgenden Jahrhunderten die meiſten der Papſt vor, ſo daß noch übrig blieben: die Gerichtsbarkeit über die Suffraganbiſchöfe in erſter Inſtanz in nicht peinlichen Fällen, und über deren Unterthanen in der Appellationsinſtanz; das Recht der Zuſammenberufung einer Provinzialſynode (welches alldreijährig wenigſtens einmal geſchehen ſoll) und der Vorſitz in derſelben; die Oberaufſicht und der Vorrang über die Biſchöfe ſeiner Provinz; die Viſitation ſeiner Diöceſe, die Sorge für die Beobachtung der Kirchengeſetze und Abſtellung eingeſchlichener Mißbräuche; die Ertheilung der Indulgenz; das Devolutionsrecht, d. h. das Recht, erledigte Pfrün-

den zu vergeben, wenn es vom Biſchof und Capitel binnen der vorgeſchriebenen Zeit nicht geſchieht; die Vortragung des Kreuzes in allen Theilen der Provinz (es wäre denn der Papſt ſelbſt oder ein Legatus a latere gegenwärtig), und das erzbiſchöfliche Pallium (ſ. d. Art.).

Erzgebirge (in Sachſen) auch das Gebirge, einer von den fünf Kreiſen des Königreichs Sachſen, welcher daſſelbe von Böhmen trennt, und deſſen Flächeninhalt mit Inbegriff der ſchönburgiſchen Herrſchaften auf 121 Quadratmeilen und die Volksmenge zwiſchen 450 bis 500,000 Seelen angegeben wird. Der Hauptreichthum deſſelben iſt der Bergbau, mit welchem ſich mehr als 12,000 eigentliche Bergleute beſchäftigen, und es iſt bekannt, wie wichtig mehrere der Bergſtädte, Freiberg, Annaberg, Schneeberg u. a. m. durch die Nähe der ergiebigen Silber- und Zinngruben, der Schmelz- und Hüttenwerke, der Arſenik-, Blaufarbenwerke u. ſ. f. geworden ſind. Auch der Flachsbau iſt hier ſehr vorzüglich, und in den neuern Zeiten hat man angefangen, auch hier den Getraidebau, vorzüglich aber Haferbau, mit Vortheil zu betreiben. Die Viehzucht iſt ebenfalls ſehr gut. Übrigens kann man wohl mit Recht das Gebirge den Hauptſitz des ſächſiſchen Manufacturweſens nennen, weil in demſelben durchaus ungemeine Induſtrie herrſcht. Wem ſind nicht die Spitzenklöppeleien, eine der bedeutendſten Erwerbsarten der gebirgiſchen Bewohner, von denen Annaberg der Hauptſitz iſt, bekannt? Die Flachs- und Wollenſpinnereien, die Baumwoll-, die Strumpf- und Zwirnfabriken, die Bleichen, die Kattun- und Tuchmanufacturen, die Gewehr- und Nadelfabriken, die leoniſchen Gold- und Silbertreſſenfabriken (zu Freiberg u. ſ. w.), kurz, alles beurkundet die Betriebſamkeit der Bewohner des Erzgebirges, ſo wenig auch ein Theil von ihnen in anderer Hinſicht von der Natur begünſtigt iſt, und ſo ſparſam namentlich das Getraide erzeugt wird. Eine der rauheſten und wildeſten Gegenden dieſer Art, wo der Ackerbau beinahe ganz aufhört, und man nichts als düſtre Waldungen hat, iſt Johann-Georgenſtadt. Zugleich verdient auch der ſogenannte kleine oder ſächſiſche Fichtelberg, welcher bei Oberwieſenthal 3731 Fuß über die Meeresfläche emporſteigt, und in Sachſen die größte Höhe iſt, Erwähnung.

Erziehung hat ihren Namen aus der Pflanzenwelt entlehnt. Man zieht junge Bäume, wenn man ſie in einen ihrer Natur angemeſſenen Boden ſetzt, ihnen die gehörige Nahrung gibt, und ſie durch Richten, Beſchneiden, Pfropfen u. ſ. w. in dem Grade veredelt, als es die Geſetze der Pflanzenwelt nur zulaſſen. Auf ähnliche Weiſe kann man auch Thiere und Menſchen ziehen oder erziehen. Der letzte Ausdruck wird von Menſchen vorzugsweiſe gebraucht, weil er das vom Staube der Erde in die Höhe Ziehen charakteriſtiſcher bezeichnet. Der Menſch iſt nämlich vermöge ſeiner urſprünglichen Anlagen Bürger zweier Welten, der Erde und des Himmels, d. h. der Sinnenwelt und der Vernunftwelt. In beiden ſoll er leben und wirkſam ſein. Seine urſprünglichen Anlagen ſind aber bei ſeiner Geburt kaum bemerkbar. Nur die verjüngte Menſchengeſtalt verkündigt, was aus ihm werden kann und ſoll. Er kann ſich nicht einmal von der Stelle bewegen, um ſeine Nahrung zu ſuchen, geſchweige vernünftige Zwecke denken und ausführen. Er iſt das hülfloſeſte unter allen Geſchöpfen der Erde, und alſo auch das hülfsbedürftigſte. Durch den erſten Schrei mit welchem er in die Welt eintritt, fordert er gleich-

ſam die Erwachſenen auf, für ihn thätig zu ſein, ſich ſeiner anzunehmen, auf eine ſeiner Natur angemeſſene Weiſe einzuwirken, damit entfaltet werde, was in ihm verborgen liegt, mit einem Worte, ihn zu erziehen. Das zu erziehende Subject iſt alſo das Kind, d. h. der unerwachſene, unmündige, unreife Menſch; das erziehende Subject der erwachſene, mündige, reife Menſch. Dieſer ſoll auf jenen auf eine zweckmäßige Art einwirken, damit er gleichfalls ein reifer Menſch werde. Reif aber iſt der Menſch, wenn ſeine urſprünglichen Anlagen dergeſtalt entwickelt und ausgebildet ſind, daß er nun im Stande iſt, an eben dieſer Entwickelung und Ausbildung mit freier und ſelbſtſtändiger Thätigkeit fortzuarbeiten, oder ſein eigener Erzieher zu werden. Denn da der Menſch einer unendlichen Vervolkommnung fähig iſt, ſo gibt es keinen Punct für den Menſchen, wo er in der Entwickelung und Ausbildung ſeiner Anlagen ſtehen bleiben müßte. Daher wird der Menſch fortwährend erzogen, theils durch andere Menſchen, theils durch ſich ſelbſt, theils endlich durch alles, was ihn von außen umgibt und auf ihn einwirkt, um ihn zur Thätigkeit und Kraftübung zu reizen. Unter Erziehung im eigentlichen Sinne iſt jedoch bloß zu verſtehen die naturgemäße Einwirkung erwachſener Menſchen auf Kinder, um in dieſen die urſprünglichen Anlagen der Menſchheit bis zu dem Grade zu entwickeln und auszubilden, daß ſie an ihrer eigenen Ve vollkommnung ohne fremde Leitung mit Sicherheit arbeiten können. Durch dieſen Begriff von der Erziehung iſt zugleich ihr Zweck beſtimmt, der nicht bloß moraliſch, ſondern auch phyſiſch iſt, nicht bloß das Bürgerthum des Menſchen, ſondern das ganze Menſchenthum ſelbſt umfaßt. Die Erziehung ſoll das Kind in jeder möglichen Hinſicht zum Menſchen zu bilden ſuchen, ſo daß es, der Zucht entlaſſen, ſich ſelbſt beliebig fortbilden und in jedes wahrhaft menſchliche Verhältniß, alſo auch in das bürgerliche, ohne welches Menſchen nicht vernunftmäßig beiſammen leben würden, eintreten könne. Die Erziehung umfaßt daher auch den Unterricht als Mittel zum Zweck. Denn durch den Unterricht ſoll vornehmlich das Erkenntnißvermögen nach ſeinen verſchiedenen Zweigen entwickelt und ausgebildet werden (ſ. Erkenntniß). Die Erziehung wird eingetheilt in die körperliche und geiſtige, die natürliche (phyſiſche) und ſittliche (moraliſche), die häusliche und öffentliche. Keine derſelben darf einſeitig oder ausſchließend empfohlen und betrieben werden. Nur aus ihrer zweckmäßigen Verbindung geht eine möglichſt vollkommene Erziehung hervor. Ein für die Erziehung der Jugend ausſchließlich oder wenigſtens vorzugsweiſe beſtimmter und eingerichteter Ort heißt eine Erziehungsanſtalt, und wenn dabei hauptſächlich auf den Unterricht geſehen wird, eine Schule. Der wiſſenſchaftliche Inbegriff der Regeln der Erziehung heißt Erziehungswiſſenſchaft, und die Geſchicklichkeit in der Ausübung dieſer Regeln Erziehungskunſt. Beides heißt auch mit einem aus der griechiſchen Sprache entlehnten Worte Pädagogik. Eben daher heißt der Erzieher ein Pädagog, und eine Erziehungsanſtalt ein Pädagogium. Die Erziehungswiſſenſchaft hat es vornehmlich mit Ausmittelung der beſten Erziehungsmethode zu thun. Unter den Alten haben ſich vornehmlich Plato, Ariſtoteles und Plutarch, unter den Neuern Vittorino von Feltre, Rouſſeau, Baſedow, Rochow, Reſewitz, Campe, Salzmann, Olivier und Peſtalozzi theils als pädagogiſche Schriftſteller, theils als praktiſche Erzieher mit Auffindung jener Me-

Methode beſchäftigt. Auch hat ſich Niemeyer durch die Herausgabe ſeiner Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts für Ältern, Hauslehrer und Schulmänner, wovon bereits mehrere Auflagen erſchienen ſind, ein nicht geringes Verdienſt um die Pädagogik erworben, indem er darin nicht nur die bewährteſten pädagogiſchen Regeln und Hülfsmittel nach einem guten Plane zuſammengeſtellt, ſondern auch die verſchiedenen Erziehungsmethoden nach ihrer praktiſchen Anwendbarkeit mit vorſichtiger Überlegung geprüft hat. Weilers und Herbarts Schriften, Schwarz Erziehungslehre (4 Thl. Leipz. 1802 und ff.) und J. J. Wagners Philoſophie der Erziehungskunſt (Leipz. 1804. 8.) haben viel Eigenthümliches; noch origineller iſt J. Pauls treffliche Levana oder Erziehungslehre, von welcher kürzlich eine zweite Auflage erſchienen, und Graſer's Divinität (2 Thle. Hof 1811. 8.). (S. übrigens Menſchenbildung.) In beſonderer Beziehung auf dasjenige, was der Staat und deſſen höhere Beamten für das Erziehungsweſen zu thun haben, dürften damit noch folgende zwei Schriften zu verbinden ſeyn: Zachariä, über die Erziehung des Menſchengeſchlechts durch den Staat, Leipz. 1802. 8., und Krug, der Staat und die Schule. Leipz. 1810. 8. D.

Erziehung (phyſiſche), des Menſchen, ſoll ſich damit beſchäftigen, die körperliche naturgemäße Ausbildung des Menſchen zu befördern. Sie hat daher alle Hinderniſſe, welche der Thätigkeit der Natur entgegenſtehen, zu beſeitigen, und das, was die Geſundheit des Kindes erhalten und befeſtigen, was ſeine körperlichen Anlagen entwickeln kann, zu veranſtalten. Wird dies vernachläſſigt, ſo wird oft die Ausbildung des Körpers verhindert, oder ihr eine ſo ſchiefe Richtung gegeben, daß ſie mehr zum Nachtheil wirkſam iſt, und daß durch ungleiche Vertheilung ihrer Thätigkeit Störung in der harmoniſchen Function der Syſteme des Körpers und dadurch wirkliche Krankheiten, oder doch Anlagen zu künftigen Übeln in ſpätern Jahren erzeugt werden. Jede vernünftige Theorie der phyſiſchen Erziehung muß auf ein richtiges Studium der Natur des Kindes gebaut ſein, und daher vor allem auf die Eigenheiten des kindlichen und jugendlichen Alters, auf die Perioden des Wachsthums der Kindheit, und dann auf die individuelle Conſtitution und Anlage eines Kindes Rückſicht nehmen. (S. d. Art. Alter.) Die der körperlichen Ausbildung oft entgegenſtehenden Hinderniſſe liegen theils in einer fehlerhaften Conſtitution des Kindes, erblicher Anlage zu Krankheiten, in den Perioden der Entwickelung, beſonders der Zahnbildung und der Pubertät, theils in den Verhältniſſen des gemeinen Lebens, z. B. in Gewohnheiten, in der Erziehungsmethode, in Vorurtheilen und irrigen Meinungen über den Nutzen und Schaden mancher Proceduren, in Armuth oder Überfluß, Zwang der Stände u. a. m.; endlich in äußern unausweichlichen Einflüſſen, vorzüglich der Witterung und Ortsbeſchaffenheit. Daher muß, um von jedem ein Beiſpiel anzuführen, wenn das Kind kränkliche Anlage hat, dieſer beſonders durch Diät entgegengearbeitet werden. Die Zahnperiode iſt oft ſchwer, und ſetzt ein Kind in der Ausbildung zurück, daher der Ausbruch der Zähne befördert werden muß. Manche haben Anlage zur Vollblütigkeit, welche bei der Pubertätsentwickelung der Lunge Gefahr droht und daher zeitig genug beſchränkt werden muß. Unter die ſchädlichen Gewohnheiten gehört der Mißbrauch der Mehlſpeiſen bei den Kindern, das zu warme Verhalten des Kopfes u. a. m. Äußere Ein-

flüſſe endlich können durch zu große Wärme oder Kälte, ſchlechte Luft u. ſ. w. die Geſundheit des Kindes und deſſen phyſiſche Ausbildung ſtören; theils muß daher das Kind dagegen geſchützt, theils aber auch ſpäterhin allmählig daran gewöhnt werden. Eine gute phyſiſche Erziehung muß aber auch die körperliche Ausbildung zu befördern ſuchen, indem ſie alles anwendet, was die harmoniſche Entwickelung der verſchiedenen Thätigkeiten des Körpers und die Erhaltung der Geſundheit, Feſtigkeit und Ausdauer gegen ſchädliche Einflüſſe befördern kann. Die Hauptpuncte einer zweckmäßigen phyſiſchen Erziehung ſind daher folgende: 1. Gleichmäßige und rechtzeitige Cultur aller körperlichen Anlagen und Thätigkeiten; daher kein Syſtem des Körpers vor dem andern begünſtigt, keines vernachläſſigt werden darf. Bei dem Kinde herrſchen die Thätigkeiten des Unterleibes, die Verdauung, Einſaugung u. ſ. w. vor, man darf daher durch Überfüllung mit Nahrungsmitteln, durch öftern Gebrauch von Laxirſäftchen u. dgl. die Thätigkeit dieſer Syſteme nicht noch mehr reizen. Dagegen muß frühzeitig angefangen werden, das Hautſyſtem in angemeſſener Thätigkeit zu erhalten. Dazu werden tägliches Waſchen, öftere Waſſer- und Luftbäder, gelinde Frictionen der Haut, zweckmäßige, dem Zugang der Luft nicht ganz hinderliche Kleidung erfordert. Schon um der Reinlichkeit willen iſt öfteres Waſchen und Baden des Kindes eine Hauptſache in der phyſiſchen Erziehung; allein auch die Haut zu ihren Verrichtungen zu ſtärken, einen gehörigen Grad von Empfindlichkeit (Stimmung der Senſibilität) in derſelben zu erhalten, iſt für das Beſtehen der Geſundheit von größter Wichtigkeit, indem Schwäche und zu große Empfindlichkeit der Haut, welche, ſeitdem wir von Kindheit an die Hautcultur vernachläſſigt haben, allgemeiner Fehler geworden ſind, ſo leicht Störung ihrer Functionen und viele Kränklichkeiten zur Folge haben. 2. Frühzeitige Gewöhnung an Ordnung. Die ganze Natur beobachtet in ihren Erſcheinungen im lebenden Körper pünctliche Ordnung und höchſte Zweckmäßigkeit. Auch das Kind muß von den erſten Tagen an daran gewöhnt werden; alle Functionen des Organismus gehen dann leichter und ungeſtörter von Statten. Alſo im Eſſen und Trinken, Schlafen und Wachen, Abwartung der Ausleerung u. ſ. w. werde der Menſch zur Ordnung erzogen. Die Erfahrung lehrt auch durch ihren Erfolg den Vortheil und die Nothwendigkeit davon. Jede Unordnung ſtört das Ganze, jede Function außer der Ordnung angeſtrengt (z. B. Verdauung u. ſ. w.) erfordert mehr Kraftaufwand. Unordentliche Menſchen werden ſelten alt; die Störung der Harmonie ihrer körperlichen Verrichtungen reibt ſie bald auf. Alte Perſonen ſind immer ſehr an Ordnung gewöhnt. 3. Schutz gegen äußere Einflüſſe, aber auch allmählige Gewöhnung an dieſelben. Nicht alle äußern Einflüſſe ſtehen in unſerer Gewalt, vielen können wir nicht oder doch nicht gänzlich entgehen, beſonders den atmoſphäriſchen, Hitze und Kälte u. ſ. w. Wir müſſen daher ſuchen, den Körper mit ihnen vertraut und dadurch ihre Einwirkung weniger ſchädlich zu machen. Daher Gewöhnung an die Abwechſelung der freien Luft, täglicher Genuß derſelben und öfterer Aufenthalt in ihr, leichte, nicht zu warme Kleidung, Abhärtung gegen Hunger und Durſt u. ſ. w. nothwendig iſt. Nur darf dieſe Abhärtung nicht in zu plötzlichen Übergängen und nicht im Übermaß geſchehen. 4. Frühzeitige Übung der körperlichen Kräfte und Bewegung des Körpers. Vorzüglich nützlich ſind daher die gymnaſtiſchen Übungen zur Entwickelung der körperlichen Gewandtheit und Stärke und ſelbſt zur Er-

haltung und Dauerhaftigkeit der Geſundheit, welche die ältern Völker, beſonders die griechiſchen, ſo gut wußten als wir, aber beſſer befolgten. Man laſſe von der erſten Kindheit an den Menſchen ſeine Glieder mehr brauchen, das Kind lieber auf der Erde ſich wälzen, als beſtändig getragen werden. Späterhin laſſe man ſie, nach Verhältniß des Alters und der Gelegenheit, alle gymnaſtiſchen Übungen vornehmen, ringen, laufen, klettern, werfen, baden, ſchwimmen u. ſ. w. 6. Vermeidung einer zu frühen Geiſteskultur. Erſt muß der Körper ſich entwickeln und ausbilden. Wird der Geiſt zu früh angeſtrengt, ſo geſchieht es nur auf Koſten der körperlichen Ausbildung. Iſt der Körper geſund und gedeihlich herangewachſen, ſo hat die Empfänglichkeit des Geiſtes eben dadurch auch gewonnen, und das Lernen geht dann um ſo geſchwinder, ſo daß gar nichts dabei verſäumt wird. Vor dem ſiebenten bis achten Jahre ſollte man kein Kind zum eigentlichen Lernen anhalten.

Eſchen (F. A.), dieſer mit den ſchönſten Gaben des Geiſtes und Herzens ausgeſtattete Jüngling, der ſchon früh die Aufmerkſamkeit von J. H. Voß, deſſen Unterricht er genoß, auf ſich zog, und gewiß die ſchönen Hoffnungen, zu denen er das Vaterland berechtigte, nicht getäuſcht haben würde, wenn ihn nicht ein frühzeitiger Tod gewaltſam hinweggerafft hätte, ward 1777 zu Eutin im Holſteiniſchen geboren. Er vollendete ſeine Studien in Jena und ging darauf nach Bern, um die Leitung eines jungen Mannes zu übernehmen. Hier vollendete er ſeine wohlgerathene Überſetzung der Oden des Horaz. Verſchiedene eigene Gedichte voll Lieblichkeit und Zartheit verſprachen ihm einen ausgezeichneten Platz unter den deutſchen Dichtern. Aber auf einer Reiſe an den Ufern des Genfer See's fand er im Jahr 1800 in der Blüthe der Jahre ſeinen Tod, als er den Buet beſtieg. Benzenberg theilt uns darüber folgende, an Ort und Stelle geſammelte Details mit. Eſchen kommt von Genf und trifft unterwegs einen Mann, der ſich erbietet, ihn auf den Buet zu führen, deſſen Spitze 9600 Fuß über dem Meere iſt. Der Führer aber kannte den rechten Weg nicht, welcher weder gefährlich noch unbequem iſt, und führte Eſchen von der unrechten Seite hinauf. Eſchen geht über die Gletſcher und verſchwindet. Eine dünne Schneebrücke, über die er ging, brach durch, und er fiel in einen Eisſchlund von hundert Fuß Tiefe. Sein Reiſegefährte Simſchen lief nach Servoz, welches ungefähr ſechs Stunden entfernt iſt, um Hülfe zu ſuchen, da ſie keine Stricke bei ſich hatten. In der folgenden Nacht gingen vier Führer von Servoz nach dem Buet, und ließen ſich an Stricken in die Eisſpalte hinunter. Sie fanden den unglücklichen Eſchen in der Eisſpalte eingeklemmt, mit den Händen über dem Kopf und ganz erfroren. Er war ohne Verletzung geweſen, hatte ſich aber in der Verzweiflung der Todesangſt die Nägel von den Fingern gekratzt; doch aus dieſem Eisgrabe war keine Erlöſung. — Eine granitne Denkſäule mit marmornem Poſtamente deckt ſeine Gebeine. Dieſes einfach edle Monument erhebt ſich hart an der Landſtraße unweit Servoz, und rührt, wie die Inſchrift, welche den Todten preiſt und die Lebenden warnt, von dem Departements-Präfecten Eymar zu Genf her.

Eſchenbach (Wolfram von), deſſen Blüthe in die erſte Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fällt, iſt unter allen Dichtern des ſchwäbiſchen Zeitraums oder den Minneſängern nicht allein einer der fruchtbarſten, ſondern überhaupt der vorzüglichſte. Reich und neu in der Darſtellung und ein gewandter und zierlicher Meiſter der Sprache

und des Versbaues, erhebt er ſich zu einer epiſchen Höhe, die vor und nach ihm nicht erreicht worden. Von ſeinen perſönlichen Umſtänden wiſſen wir nicht mehr, als daß er aus einem adeligen Geſchlechte, wahrſcheinlich aus der Oberpfalz, ſtammt. Er empfing zu Henneberg den Ritterſchlag, und brachte ſein Leben auf Ritterzügen zu, wobei er von ſeinem Dichtertalente und der Freigebigkeit der Fürſten lebte. Gegen das Ende ſeines Lebens zog er ſich auf den Wohnſitz ſeiner Väter zurück, und wurde in der Frauenkirche des Marktes Eſchenbach begraben. Er hat wahrſcheinlich das Jahr 1207 überlebt. Er war ſeinen Zeitgenoſſen Meiſter des Geſanges. (S. über ihn das Muſeum für altdeutſche Literatur und Kunſt, herausgegeben von Hagen, Docen und Büſching, im 1ſten Bande.) Seine Gedichte ſind theils von ſeiner eigenen Erfindung, theils nach franzöſiſchen und provenzaliſchen Muſtern gearbeitet. Die vorzüglichſten ſeiner zahlreichen Werke ſind: der Parcival, der Titurell oder die Pfleger des Graals, der trojaniſche Krieg, Wilhelm von Orauſe, und Gottfried von Bouillon. Der Parcival und Titurell ſind 1477, erſterer auch bei Müller gedruckt.

Eſchenburg (Johann Joachim), herz. geheim. Juſtizrath und Profeſſor am Carolino in Braunſchweig, wurde den 1. Dec. 1743 zu Hamburg geboren, woſelbſt ſein Vater die Handlung trieb. Dieſer mit dem liebenswürdigſten Charakter und einer ausgebreiteten Gelehrſamkeit ausgeſtattete Veteran unſerer Literatur hat ſich als Lehrer und Schriftſteller dauernde Verdienſte erworben. Seinem raſtloſen Fleiße, den er auf verſchiedene Zweige des menſchlichen Wiſſens richtete, verdanken wir hauptſächlich eine genauere und gründliche Kenntniß der engliſchen und vaterländiſchen Literatur. Seine Überſetzungen aus dem Engliſchen, unter denen ſeine Verdeutſchung des Shakſpeare die erſte Stelle verdient, verrathen einen tiefen und gründlichen Sprach- und Sachkenner, und ſein Entwurf einer Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften, die dazu gehörige Beiſpielſammlung, ſo wie ſein Handbuch der claſſiſchen Literatur zeigen ihn als einen geſchmackvollen Literator, der die Werke alter und neuer Zeit in ihrem ganzen Umfange kennt. Er ſtarb d. 29. Febr. 1820, im 77 Lebensjahre.

Escoiquiz (Don Juan), Staatsminiſter, Commandeur des Ordens Carls III. u. ſ. w. Dieſer in der neueſten Geſchichte Spaniens berühmt gewordene Mann iſt 1762 in einer altadligen Familie von Navarra geboren. Nachdem er ſeine Studien vollendet hatte, ward er Page Carls III. Aus Neigung zu den ernſten Wiſſenſchaften zog er den geiſtlichen Stand dem Militärdienſt vor und empfing ein Canonicat des Stifts zu Saragoſſa. Seine liebenswürdigen Eigenſchaften erwarben ihm zahlreiche Freunde und Gönner am Hofe, und ſo fiel, als dem Prinzen von Aſturien ein Lehrer gegeben werden ſollte, die Wahl auf ihn. Er wußte bald die ganze Liebe des Prinzen zu gewinnen, für den er ſeiner Seits eine wahrhaft väterliche Zuneigung hegte. Die Freimüthigkeit, mit welcher er ſich 1797 und 98 gegen den König und die Königin über die Leiden, welche auf Spanien laſteten, äußerte, zogen ihm die Feindſchaft des Friedensfürſten zu, welcher es endlich dahin brachte, daß er nach Toledo verwieſen wurde. Der Prinz verlor ſeinen geliebten Lehrer mit großem Kummer und blieb durch einen geheimen Briefwechſel mit ihm in Verbindung. Escoiquiz ſuchte auch in der Verbannung durch verſchiedene

Denkſchriften, die er dem Könige einſandte, dieſen über ſeinen Günſtling aufzuklären; aber umſonſt. Vielmehr gewann der Friedensfürſt bei dem Könige ein immer entſchiedeneres Übergewicht über den Prinzen, welcher im März 1807 an Escoiquiz ſchrieb, daß er für ſeine Krone fürchte und bei ihm Rath und Beiſtand ſuche. Sogleich begab ſich Escoiquiz nach Madrid, wo eben der Proceß vom Escurial Statt fand. Er vertheidigte den Prinzen auf das kräftigſte und wirkte dadurch entſcheidend auf die Meinung des Volks ein. Als im März 1808 Ferdinand VII. den Thron beſtiegen hatte, begnügte ſich Escoiquiz mit dem Amte und Titel eines Staatsraths. Er rieth zu der Reiſe nach Bayonne, begleitete Ferdinand VII. dahin, zeigte in den Unterredungen mit Napoleon, der ſeinen Einfluß kannte und ihn daher vor allen bearbeitete, eben ſo viel Verſtand und Feſtigkeit, als Anhänglichkeit an ſeinen Fürſten und rieth endlich dieſem, der Krone nicht zu entſagen, was auch erfolgen möchte. Indeß fand dieſe Entſagung doch Statt und Escoiquiz folgte dem Prinzen nach Valançay, ward aber bald von ihnen getrennt und nach Bourges verwieſen, wo er $4^1/_2$ Jahr in der Zurückgezogenheit lebte. Erſt im Dec. 1813 kehrte er nach Valançay zurück, als die eigetretenen Umſtände Napoleon geneigt gemacht hatten, mit Ferdinand VII. und den Infanten ſich zu verſöhnen. Er nahm an allen Verhandlungen Antheil, welche die Bourbons noch vor Napoleons gänzlichem Sturz wieder auf den ſpaniſchen Thron ſetzten. Im J. 1814 verließ er den Hof und zog ſich nach Saragoſſa zurück. Man erfuhr bald, daß er in Ungnade gefallen ſei. Er wurde ſogar auf ſeines Königs Befehl gefangen geſetzt. Nach einiger Zeit ward er zurückgerufen, fiel aber zum zweiten Mal in Ungnade und lebt jetzt in der Verbannung in Andaluſien. Escoiquiz hat ſich auch als Schriftſteller bekannt gemacht, und unter andern Young's Nachtgedanken und Miltons verlornes Paradies ins Spaniſche überſetzt. Am bekannteſten iſt ſeine Auseinanderſetzung der Gründe, welche Ferdinand VII. bewogen haben, ſich nach Bayonne zu begeben; ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeſchichte.

Escorial (El Escurial), ein in der ſpaniſchen Provinz Segovia, in einer rauhen bergigen Gegend gelegener Flecken, $6^1/_2$ Meile von Madrid, woſelbſt König Philipp II., wegen eines Gelübdes, nach dem bei St. Quentin 1557 erfochtenen Siege, jenes weltberühmte Kloſter und Schloß erbaute, welches man gewöhnlich unter dem Namen Escorial verſteht. Da die Schlacht von St. Quentin am 19. Auguſt, als dem Feſttage des heiligen Laurentius, gewonnen worden, ſo ward auch das Escorial dieſem Heiligen geweiht. Es enthält eine Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten, die mit allem, was die verſchwenderiſche Pracht vereinigen kann, ausgeſtattet ſind. Zweihundert Mönche von dem Orden des heiligen Hieronymus bewohnen die Kloſtergebäude und trieben ſonſt die einträglichſte Schafzucht. In der prachtvollen Hauptkirche, welche 24 Altäre und acht Orgeln in ſich faßt, befindet ſich unter dem hohen Altar eine Capelle, Pantheon genannt, woſelbſt die verſtorbenen Regenten Spaniens beigeſetzt werden. Schon Carl V. machte den Entwurf zu dieſem Bau und Philipp II., III. und IV. führten ihn aus; er ſoll 5 Millionen Ducaten gekoſtet haben. Philipp II. legte zugleich die berühmte Bibliothek des Escorial an, und ſein Sohn vermehrte ſie anſehnlich. Sie enthält große, zum Theil noch unbenutzte und unbekannte handſchriftliche Sätze, wiewohl leider ein Theil derſelben durch einen Brand im Jahr 1671 vernichtet ward. (Vergl. Caſiri.)

Eſelsfeſte, ſogenannte, wurden im mittlern Zeitalter mehrere Jahrhunderte hindurch faſt in ganz Europa um Weihnachtszeit gefeiert. Nachdem man nämlich vor den Kirchthüren einige Geſänge angeſtimmt hatte, ließ man in der Kirche ſelbſt (bis zu dieſem Grade der Narrheit wurden die ehrwürdigſten Gegenſtände gemißbraucht!) einen Eſel, mit einer großen Kutte behangen, erſcheinen. Verkleidete Prieſter, unter welche ſich bisweilen auch die Laien miſchten, ſangen ein Lied um den Eſel, und zwiſchendurch wurde auch das Schreien dieſes Thieres nachgeahmt. Aus dem Liede iſt die Abſicht dieſes Feſtes ſichtbar, nämlich die Propheten, welche Chriſti Geburt vorher verkündigt hatten, in Prozeſſion vorzuſtellen. Bileam erſchien auf einer Eſelin; dies hat wahrſcheinlich dem Feſte den Namen gegeben. Andere meinen, man habe damit die *Flucht der Maria nach Ägypten* verſinnlichen wollen.

Eskimo's, eine Völkerſchaft, die aus Grönland ſtammt und die Küſten des nördlichen Labrador bewohnt; daher ſie denn auch mit den Grönländern einerlei Sprache hat. Die Eskimo's ſind von beſchränktem Geiſte, einer jedoch nicht gar zu häßlichen Geſtalt; beſonders klein ſind ihre Hände und Füße. Ihre natürliche Farbe iſt weiß, allein Unreinlichkeit und Thran läßt dieſe kaum erkennen. Sie führen ein höchſt ärmliches Leben, und nähren ſich von Fiſcherei und Jagd; oft wenn ſie nichts haben, um ihren Hunger zu ſtillen, ſaugen ſie ihr eignes Blut ein. Ihre einfachen Zahlen gehen bis 6, und die zuſammengeſetzten bis 21; was darüber iſt, heißt eine Menge. Auf gleiche Weiſe ſind ſie in ihren übrigen Begriffen beſchränkt. Sie leben in völliger Gleichheit, ohne Regierung, außer daß der Stärkere, Herzhaftere, oder der mehr Weiber und Kinder hat, einigermaßen vorgezogen wird. Eben ſo wenig haben ſie Geſetze; die einzige Strafe iſt allgemeiner Tadel. Alle religiöſen Begriffe ſind ihnen fremd; die mähriſchen Brüder haben verſucht, das Chriſtenthum unter ihnen einzuführen, und 1777 wurde der erſte Eskimo getauft.

Esmenard (Joſ. Alph.), einer der vorzüglichſten neuern franzöſiſchen Dichter, und Mitglied des Inſtituts, war 1770 in dem kleinen Orte Peliſſanne in der Provence geboren und kam 1790 mit einem Auftrag der Stadt Aix nach Paris, wo er ſich mit einigen königlich geſinnten Journaliſten verband. Dies brachte ihn auf die Proſcriptionsliſte. Er flüchtete, durchſtrich Italien, Deutſchland, England und kam 1796 wieder nach Paris, wo ihn der bataviſche Geſandte Schimmelpennink in ſeinem Bureau anſtellte. Dennoch ward er als Emigrant verfolgt und wieder nach Deutſchland deportirt. Erſt nach der Revolution vom 9. Nov. 1799 (dem 18. Brümaire) wagte er ſich zurück und genoß Sicherheit. Nun arbeitete er mit Chateaubriand, Laharpe und Fontanes am franzöſiſchen Mercur. Im Jahr 1803 ging er mit dem Genrral Leclerc nach St. Domingo, kam wieder und reiſete nach Martinique, wo er Generalſecretär der Regierung ward. Aber ſchon zu Ende 1804 war er wieder zu Paris und bald vornehmſter Redacteur der Gazette de France. Zuletzt ging er mit Aufträgen nach Italien. Auf der Reiſe von Neapel nach Rom hatte er das Unglück, auf einem ſteilen Wege zwiſchen Itri und Fondi mit dem Wagen umgeworfen und mit dem Kopfe gegen die Felswand geſchleudert zu werden. Man trepanirte ihn zu Fondi, aber er ſtarb acht Tage nachher, 42 Jahre alt, im J. 1811.

Er iſt vorzüglich bekannt durch ſein größeres didaktiſches Gedicht: La navigation. Dies Gedicht war von ihm 1796 in Venedig angefangen. In der Folge hatte er, ein anderer Vernet, alle Gelegenheiten aufgeſucht, um gefahrvolle Seereiſen zu unternehmen, damit er ſie einſt beſchreiben könne. Auch in der theatraliſchen Poeſie hat er ſich mit Glück verſucht; wir nennen von ihm in dieſer Gattung le Triomphe de Trajan und Fernand Cortez. Seine Sprache iſt edel und ſeine Darſtellung voll Würde.

Eſoteriſch, geheim, bloß für Geweihte beſtimmt. Bei den Myſterien oder geheimen Geſellſchaften der Alten hatte man eſoteriſche und exoteriſche Lehren, jene für die Geweihten, dieſe für die Ungeweihten. Auch in den Wiſſenſchaften hat man in der Folge diejenigen Vorſtellungs- und Lehrarten, welche nur für gelehrte Kenner (Eſoteriker) gehören, eſoteriſche, und diejenigen, welche den Faſſungskräften der Ungelehrten (Exoteriker) angemeſſen ſind, exoteriſche genannt.

Eſpagnolet, eigentlich Joſeph Ribeira, mit dem Zunamen Eſpagnolet, war 1589 zu Xativa im Königreich Valencia geboren. Dieſer unter den ſpaniſchen Mahlern zu den vorzüglichern gehörende Künſtler ſtudirte beſonders den Corregio und ſtrebte durch ſeine Arbeiten die Werke des Dominico zu verdunkeln. Schreckliche und ſchauderhafte Gegenſtände behandelte er am glücklichſten, doch fehlte ihm Geſchmack und Adel. Seine mit zu greller Wahrheit ausgeführten Gemählde erregen nicht Schaudern, ſondern Entſetzen. Er lebte lange in der Armuth, in der er geboren war, und obgleich ihn ein Cardinal aus derſelben ziehen wollte, kehrte er doch freiwillig zu ihr zurück, weil er bemerkt hatte, daß ihm Gemächlichkeit die Luſt zur Arbeit raubte. Neapel, wo er ſich niederließ, betrachtete ihn als ſeinen erſten Mahler. Er ſtarb daſelbſt 1656. Andere erzählen, daß ſein Tod an einem unbekannten Orte erfolgt ſei, wohin er ſich aus Kummer über das Verhältniß, das Don Juan, der natürliche Sohn Philipps IV., mit ſeiner Tochter angeſponnen hatte, zurückzog. Außer ſeiner Eiferſucht auf Dominico, die ihn oft zu weit führte, fällt ſeinem Charakter nichts Tadelhaftes zur Laſt. Seine Hauptwerke finden ſich in Neapel und Spanien.

Eſpinaſſe (Julie Jeanne Eleonore de l'). Dieſe einſt in Frankreich wegen ihrer Liebenswürdigkeit bewunderte Frau vereinigte die glänzendſten Geiſtesgaben mit einem der heftigſten Liebe fähigen Herzen, und glänzte als eine ſeltene Erſcheinung ihres Geſchlechts in den feinſten, gebildetſten und erleſenſten Cirkeln von Paris. Sie war zu Lyon im J. 1732 geboren, und obgleich ihre uneheliche Geburt ſammt den ſie begleitenden Umſtänden keinesweges unbekannt war, ſo wurde ſie doch für eines Bürgers Tochter ausgegeben und führte ſtets den Namen deſſelben, ohne je ihre wahre Abſtammung in Anſpruch zu nehmen. Damit erfüllte ſie treu das Verſprechen, das ſie ihrer Mutter, der Madame d'Albon, auf dem Sterbebette gegeben, und wogegen ſie von dieſer ein kleines Vermächtniß erhalten hatte. Damals verſammelte die Frau von Deffand gleichſam einen Hofſtaat der gebildetſten und geiſtreichſten Männer um ſich, die einander unter ihrem Vorſitz mit Scharfſinn, Witz und Galanterie wetteifernd bekämpften, und über Wiſſenſchaften und Politik richteten. Dieſe Dame, deren im Alter überhand nehmende üble Laune, wie ſie ſelbſt fühlte, der freien Mittheilung ihrer Freunde oft Eintrag that, ſehnte ſich um ſo mehr

nach einer Geſellſchafterin, als ihr Zuſtand durch die Leiden noch verſchlimmert wurde, die der Verluſt des Geſichts ihr verurſachte. Ihre Wahl fiel auf Julie de l'Eſpinaſſe, die gern ihren Anerbietungen folgte, da ſie in einer dürftigen Lage war. Anfangs lebten beide Frauen in beſter Harmonie. Aber zu bald wurden Juliens Vorzüge erkannt, Aller Herzen huldigten ihr, ſelbſt d'Alembert, der geprüfteſte Verehrer der Frau von Deffand, fühlte ſich von der Gewalt ihrer Reize beſiegt, und bekannte ihr ſeine Liebe. Sobald Frau von Deffand in der l'Eſpinaſſe eine ſo gefährliche Nebenbuhlerin erkannt hatte, entfernte ſie ſie von ſich. Aber die Verſtoßene hatte bereits zu zahlreiche Verehrer, um ſich verlaſſen zu finden; ja man bewirkte durch den Herzog von Choiſeul, daß der König ihr ein anſtändiges Jahrgeld ausſetzte. Von jetzt an trat ſie in die große Welt ein und die glänzendſten Cirkel wetteiferten um die Ehre ihres Beſitzes. D'Alembert entſagte fortan der Frau von Deffand, um ſich ganz derjenigen zu widmen, die ſein Herz gefeſſelt hielt, und von der er, wiewohl vergebens, Gegenliebe erflehte. Nur die wohlwollendſte Freundſchaft konnte ſie für ihn empfinden, und dieſe bewies ſie ihm, als er von einer ſchweren Krankheit ergriffen ward, durch die ſorgfältigſte Pflege. D'Alemberts Sehnſucht, ſeiner geliebten Freundin ſtets nahe zu ſein, ward dadurch nur vermehrt, und ſie gewährte ihm den Wunſch, Eine Wohnung mit ihr beziehen zu dürfen. Aber jetzt ſollte dieſelbe Leidenſchaft, die ſie d'Alembert nicht erwiedern konnte, für einen andern in ihrem Herzen erwachen. Der Marquis von Mora, ein ſpaniſcher Jüngling, der männlichen Adel mit höchſtem Liebreiz und ein glühendes Herz mit dem gebildetſten Verſtande vereinigte, ward von ihr geliebt und liebte ſie wieder. D'Alembert, der redliche, ſeinen Schmerz ſtill in ſich verſchließende Freund, opferte nicht nur ſeine Liebe dem Willen ſeiner Verehrten, ſondern war ſelbſt großmüthig genug, das Amt des Mittlers zwiſchen Beiden zu übernehmen. Schon waren die ſehnlichen Wünſche der Liebenden dem Ziele nahe, als plötzlich Mora erkrankt. Julie will vor Kummer vergehn; doch in demſelben Augenblicke legt eine neue Liebe ihr Feſſeln an und vertilgt das Bild des ſterbenden Freundes noch vor ſeinem Tode aus ihrer Seele. Der Oberſt Guibert, bekannt durch ſeine Verhältniſſe mit Friedrich dem II., der die Gunſt der Frauen als einen ſeinen Eigenſchaften gebührenden Tribut zu betrachten gewohnt war, zog ſie um ſo unwiderſtehlicher an ſich, jemehr ſeine Liebe nur ein galantes Spiel war, das beſtimmt ſchien, die an Mora verübte Wankelmüthigkeit und die Verſchmähung des edlen d'Alembert zu ſtrafen. Wer könnte die Verkettung dieſer Verhältniſſe, den Wechſel der ſeltſamen Launen der Liebe, die ihre Gunſt, der alten Vorſtellung gemäß, blind verſchenkt, ohne Theilnahme betrachten, wer die Briefe der l'Eſpinaſſe, in denen ſich ausſpricht, was glühende unauflösliche Liebe einem zarten Herzen eingeben kann, ohne Rührung leſen? Die darin mit ſo viel Anmuth und Zartheit ausgedrückten tiefſten und innigſten Gefühle zeugen von einer ſeltnen Bildung, und laſſen uns das Urtheil La Harpe's unterſchreiben, der von ihr ſagt: »Ich habe nie ein Weib gekannt, das mehr natürlichen Verſtand, weniger Sucht, ihn geltend zu machen, und mehr Talent beſeſſen, die Geiſtesgaben Anderer hervorzuheben. Sie gab jedem ſeinen Platz, und jeder war mit dem ſeinigen zufrieden. Bei großer Gewandtheit beſaß ſie die liebenswürdigſte Artigkeit, die den Ton der Theilnahme annimmt. Dieſer Ton ward ihr leicht, ſie feſſelte unwiderſtehlich, und ſo viel Freunde

ſie auch hatte, ſo glaubte doch jeder, daß er es allein ſei. Niemand war thätiger, wenn es galt, ſich jemand zu verpflichten.“ Eine gute deutſche Überſetzung ihrer Briefe erſchien in 2 B. 1809 von Madame Spazier. Sie ſtarb im Jahr 1776.

Esplanade, ein freier, ebener Platz vor einem großen Gebäude; in der kriegeriſchen Sprache der freie Platz zwiſchen der Citadelle und den Häuſern der Stadt; auch die Abdachung der Glacis an dem bedeckten Wege.

Espremenil (Jacques Duval d'), ein merkwürdiges Beiſpiel des Wechſels der Volksgunſt bei großen politiſchen Gährungen. Geboren zu Pondichery im J. 1746, zeichnete er ſich früh durch einen feurigen Geiſt und eine glänzende Beredſamkeit aus. Er betrat die gerichtliche Laufbahn als königlicher Sachwalter, und ward nachher Parlamentsrath zu Paris. Hier hatte er Gelegenheit, durch Oppoſition gegen den Hof ſeine Talente auf eine glänzende Weiſe zu entwickeln, zugleich aber verrieth er einen unruhigen, zu politiſchen Neuerungen geneigten Kopf. Als Mesmer mit ſeinen Entdeckungen des Magnetismus auftrat, ward er ein Schüler und großer Anhänger deſſelben. Beſonders richtete er ſeinen lauten öffentlichen Tadel gegen die Königin. Seine hartnäckigen Angriffe auf den Hof und die Miniſter bewirkten endlich ſeine Verbannung auf die Inſel St. Margaretha, dadurch aber ward er nur noch entſchiedener das Haupt aller Feinde des Hofes und der Abgott des Volks, das ihn als ſeinen unerſchrockenſten Vertheidiger anſah. Als er kurz nach ſeiner Zurückberufung dem Schauſpiele in Lyon beiwohnte, widerfuhr ihm die Auszeichnung, öffentlich mit einem Lorbeerkranze gekrönt zu werden. Er trug, ſobald er in Paris angekommen war, auf die Zuſammenberufung der Reichsſtände an, und ihm ward die Ehre, ſelbſt zum Deputirten ernannt zu werden. Wider Erwarten hörte man ihn aber bald mit eben ſo viel Nachdruck die Vorrechte des Königs verfechten, als er die Auflagen der Miniſter beſtritten hatte. Dadurch zog er den Haß der Volkspartei auf ſich, und als er am 17. Juli 1792 in den Tuilerien ſich unter einer Anzahl von Menſchen befand, ward er erkannt, mit Gewalt aus ihrer Mitte geriſſen, in den Garten des Palais-Royal geſchleppt und gemißhandelt. Die Proſcription erreichte ihn bald. Er ward vor das Revolutionstribunal gezogen, verurtheilt und ſtarb mit vielem Muthe am 23. April 1794.

Esprit de Vin (Weingeiſt) wird in Frankreich eine ſehr ſtarke, zwei- und mehrmal abgezogene Art Branntwein genannt, die zur Verfertigung von Firniſſen, zur Fabrikation von mancherlei Arzneimitteln, wohlriechenden Waſſern, Eſſenzen u. ſ. w. gebraucht wird. Man hat dieſe Waare in vielerlei Sorten von verſchiedener Stärke und Feinheit, und bezieht ſie vorzüglich von Cette, La Rochelle, Montpellier und Cognac.

Esquire (abbrevirt Esq., ausgeſprochen Skweir, abgeleitet von escuyer, der Schildknappe), ein engliſcher Titel, über den Küttner ſagt, daß alle diejenigen ſchwer aufzuzählen ſind, denen er eigentlich, d. h. nach den Geſetzen, zukommt. Die Söhne der Baronets, die Advocaten oder plaidirenden Rechtsgelehrten, ſind Esquires, und ſo manche Andere in verſchiedenen öffentlichen Ämtern haben dieſen Titel von Rechtswegen; aber man gibt ihn auch vielen aus Höflichkeit, denen er eigentlich nicht gehört, als Gelehrten, Künſtlern u. ſ. w. Der Beſitz liegender Gründe gibt ihn nicht, ob man gleich diejenigen, die liegende Gründe haben, durchaus und vor-

zugsweiſe ſo nennt. Die engliſchen Bauern nennen ihre Gutsherren Eſquire.

Eß (Carl von) und Leander von Eß; der erſtere Pfarrer zu Huysburg bei Halberſtadt, der letztere Benedictiner der Abtei Marienmünſter im Fürſtenthum Paderborn und ſpäter Pfarrer zu Schwalenberg im Fürſtenthum Lippe, ſeit 1813 außerordentlicher Profeſſor der Theologie und catholiſcher Pfarrer zu Marburg, auch Mitdirector des daſigen Schullehrer-Seminariums, beide Vettern, und der catholiſchen Lehre zugethan, haben ſich durch ihre mit vielem Beifall aufgenommene und für alle chriſtlichen Religionsparteien brauchbare Überſetzungen der heiligen Schriften des N. T. (Sulzbach bei Seidel) rühmlich bekannt gemacht. Der Papſt hat jedoch in neuerer Zeit ihnen unterſagt, ſie ferner drucken zu laſſen.

Eßlair (Ferdinand), einer der vorzüglichſten deutſchen dramatiſchen Künſtler, Hofſchauſpieler und Regiſſeur des königl. Hoftheaters in Stuttgart, wurde den 2. Febr. 1772 geboren. Familienrückſichten erlauben bis jetzt weder die genauere Angabe ſeiner Ältern, noch ſeines Geburtsorts. Er hatte von Jugend an eine Vorliebe für Menſchendarſtellung, daher ihm auch alle auf dieſes Studium Bezug habende Gegenſtände willkommen waren. Seine frühern Verhältniſſe, welche nicht in ſein Künſtlerleben gehören, hielten ihn bis in ſein 25ſtes Jahr von der Bühne entfernt und erſt nach einigen gelungenen Verſuchen auf Liebhabertheatern betrat er in den neunziger Jahren die damals unter der Direction Fürchtegott von Hoffmann's ſtehende Bühne zu Insbruck. Die Natur hatte ihn durch geiſtige und phyſiſche Anlagen zum Schauſpieler beſtimmt, denn mit einem klangvollen, angenehmen Organ, ſprechenden Zügen und einer hohen, kräftigen Heldengeſtalt verband er eine lebhafte Phantaſie, richtiges Gefühl und eine treffende Beurtheilungskraft. So war es ihm möglich, ſich bald die Gunſt des Publicums zu erwerben. Nach Verfluß eines halben Jahrs folgte er einem Rufe des Theaters zu Paſſau, welches damals unter der Leitung des Schauſpielers Schopf ſtand. Dieſer für jene Zeit ſehr verdienſtvolle Künſtler war, ungeachtet mancher Gebrechen, welche dem denkenden Anfänger nicht entgingen, Eßlair's Lehrer und Vorbild und für dieſen von weſentlichem Nutzen. Daß aber auch Schopf dem aufkeimenden Talent des Schülers Gerechtigkeit widerfahren ließ, bewies er dadurch, daß er ihn im Jahr 1798 bei Organiſation des deutſchen Schauſpiels in Prag unter Quardaſoni's Leitung ausdrücklich dahin berief. Kurz zuvor hatte ſich Eßlair mit ſeiner erſten Gattin, welche keine Schauſpielerin war, vermählt, und hoffte nun durch ſeine Kunſt ſo viel erwerben zu können, als zu Beſtreitung ſeiner ökonomiſchen Bedürfniſſe erforderlich war; allein hierin hatte er ſich getäuſcht. Zwar erkannte das Publicum die Kunſtleiſtungen des jungen, feurigen Mannes durch ungetheilten Beifall an, aber der Theaterunternehmer war zu keiner Erhöhung des Gehalts zu bewegen. Neben den unausgeſetzten geiſtigen Anſtrengungen auch noch mit täglichem häuslichem Mangel kämpfend, erlag endlich ſeine Conſtitution, und dies bewog ihn, unterſtützt von einem bewährten Freunde, dem geachteten Declamator Solbrig, Prag zu verlaſſen, und für ſich und die Seinigen eine ergiebigere Stelle aufzuſuchen. Im Jahr 1800 kam Eßlair zum erſten Mal nach Stuttgart, wo das damalige Hoftheater an Haſelmaier verpachtet war. Eßlair erhielt hier ſogleich ein Engagement,

mit der Verbindlichkeit auch bei der Haſelmaier'ſchen Geſellſchaft in Augsburg ſpielen, allein hiemit war wieder nur ein ſehr mäßiger Gehalt verbunden, ſo daß er keine Ausſicht hatte, ſeine zerrütteten Vermögensumſtände zu verbeſſern. Gute Vorbilder ſah er in dieſer Epoche nur ſelten; ihm blieb nichts, als die Erinnerung an die Leiſtungen eines Lange, Brockmann, Marchand, Huk, Junker u. a., und die ihm inwohnende unverſiegbare Geiſtesquelle. Nach Auflöſung der Augsburger Bühne, ging Eßlair auf das Theater in Nürnberg; hier brachte der im Jahr 1806 erfolgte Tod ſeiner erſten Gattin eine bedeutende Veränderung in ſein Kunſtleben. Vier mutterloſe Kinder ſetzten ihn in die Nothwendigkeit, zu einer zweiten Verbindung zu ſchreiten, und er wählte ſeine noch lebende Frau, welche unter dem Namen Eliſe Müller ſchon früher als Schauſpielerin bei einigen großen Theatern bekannt war. In ihrer Geſellſchaft unternahm er im J. 1807 Kunſtreiſen nach Stuttgart, Mannheim und Frankfurt, und erhielt in Mannheim Anſtellung. Hier verlebte er in der Ausübung der Kunſt mehrere glückliche Jahre. Das Anerbieten einer höhern Beſoldung und die Ausſicht, durch einen Vorſchuß die noch aus frühern Zeiten herrührende Schuldenlaſt tilgen zu können, beſtimmten ihn, den an ihn ergangenen Ruf von dem großherzoglich badenſchen Hoftheater in Carlsruhe anzunehmen. Jedoch erlaubten die damaligen Zeitumſtände nicht, die gemachte Hoffnung wegen des Vorſchuſſes zu verwirklichen. Endlich zog der nun verewigte König Friedrich von Würtemberg im J. 1814 dieſen wackern Künſtler aus ſeiner beengten Lage, indem er ihm nicht nur einen bedeutenden jährlichen Gehalt auf Lebenslang zuſicherte, ſondern auch den ſo lange gewünſchten Vorſchuß leiſten ließ. Von jetzt an entwickelte Eßlair, von keinen widrigen Eindrücken geſtört, das Höchſte der Kunſt, ſowohl in tragiſchen Rollen, wie Theſeus in Phädra, Tell, Otto von Wittelsbach u. a., als auch im bürgerlichen Schauſpiel mit Verläugnung ſeiner ſchönen imponirenden Geſtalt, wie z. B. als Oberförſter in den Jägern, Dallner in Dienſtpflicht ꝛc., ſo daß er ſich nicht nur in Stuttgart bei dem Publicum den entſchiedenſten Beifall erworben hat, ſondern auch auf ſeinen mit ſeiner Gattin jährlich unternommenen Kunſtreiſen von dem Auslande als einer der erſten jetzt lebenden Schauſpieler anerkannt wurde. Im Jahr 1818 trennte er ſich von ſeiner zweiten Gattin, und heirathete eine Demoiſelle Ettemaier.

Eßlingen, ſ. Aspern.

Eſſäer, eine Secte unter den Juden, von welcher ſich ſchon im erſten Jahrhunderte vor der chriſtlichen Zeitrechnung Spuren finden. Ihr Zweck ſcheint hauptſächlich aſcetiſch geweſen zu ſeyn. Sie zogen ſich in die Einſamkeit zurück und hatten Gütergemeinſchaft unter ſich eingeführt. Der Aufnahme in ihren Bund gingen Prüfungen vorher. Blutige Opfer brachten ſie nicht; ſtatt vieler Ceremonien widmeten ſie ſich dem Gebet und den ſtilleren Andachtsübungen, beobachteten die Sabbathsfeier ſtreng, und heilten durch Kräuter und Wurzeln allerhand Krankheiten.

Eſſenz iſt im Allgemeinen jede Auflöſung eines Körpers und ſeiner Hauptbeſtandtheile in Weingeiſt oder Wein. Dergleichen Eſſenzen gibt es in der Medicin viele, z. B. Rhabarbereſſenz, Myrrhen-eſſenz u. ſ. w. — Eſſenzen nennt man insbeſondere die uns aus Paris, Montpellier und andern franzöſiſchen Plätzen zukommenden feinen wohlriechenden Waſſer, Geiſter und Öle, die als Parfümerie

gebraucht werden. — Auch nennt man Eſſenz die koſtbarſte und edelſte Sorte des Tokayer Weins.

Eſſex (Robert Devereux, Graf von), ausgezeichnet in der Geſchichte als tapferer Krieger, mehr aber noch durch die beſondere Gunſt ſeiner Monarchin, der großen Eliſabeth von England, ſo wie durch die unglückliche Wendung ſeines Schickſals, welches ihn ſchnell von dem höchſten Gipfel des Glücks auf das Blutgerüſt führte, war der Sohn von Gautier Devereux, Grafen von Eſſex, und Lettice Knolles, einer Verwandten der Königin Eliſabeth, geboren den 10. Nov. 1567 zu Nethewood, dem Schloſſe ſeines Vaters in der Grafſchaft Herefordſhire. In ſeiner erſten Jugend ſoll er keine bedeutenden Anlagen gezeigt haben, ſo daß ſein Vater auch keine großen Hoffnungen von ihm faßte. Sterbend empfahl er den Sohn dem Lord Burleigh. Dieſer ſandte den jungen Grafen im zwölften Jahre auf die Univerſität Cambridge, wo er ſich bald durch Fleiß und Talent bemerklich machte. In ſeinem ſiebzehnten Jahre erſchien er zum erſten Male am Hofe, wo die Annehmlichkeiten ſeines Äußern, ſo wie ſeine glänzenden Eigenſchaften einen ihm ſehr günſtigen Eindruck machten, und, von dem Andenken ſeines Vaters unterſtützt, ihm viele Freunde gewannen. Er begleitete zuerſt auf dringendes Bitten ſeiner Mutter, wiewohl nicht ohne Widerwillen, den Grafen Leiceſter im J. 1585 nach Holland. Im folgenden Jahre erhielt er den Titel eines Generals der Cavallerie, und legte in der Schlacht bei Zütphen Beweiſe der Tapferkeit ab. Leiceſter ernannte ihn dafür im Lager zum Bannerritter. Nach England zurückgekehrt, wurde er an des höher beförderten Leiceſters Stelle Großſtallmeiſter, und erreichte im J. 1588 den Gipfel ſeines Glücks; denn Eliſabeth ernannte ihn zum General der Cavallerie unter Leiceſters Befehlen bei der Armee, die zu Tilbury zum Schutz gegen einen von Spanien befürchteten Einfall verſammelt wurde. Von jetzt an galt er auch als erklärter Günſtling der Monarchin, die ihn noch mit dem Orden des Hoſenbandes ſchmückte. Es iſt wohl nicht zu verwundern, wenn dieſes ſchnelle, unerwartete Glück den jungen Mann zuweilen über die Grenzen der Mäßigung führte. Nachdem er einen heftigen Streit, ja einen Zweikampf mit einem andern Günſtling der Königin gehabt hatte, ſchloß er ſich ohne ihre Erlaubniß dem Kriegszuge an, durch den Sir John Norris und Franz Drake den Don Antonio wieder auf Portugals Thron ſetzen wollten. Die Königin machte ihm jedoch bloß zärtliche Vorwürfe darüber, und überhäufte ihn bei ſeiner Rückkehr mit neuen Wohlthaten. Leiceſter war das Jahr zuvor geſtorben. Eſſex, der ihm zum Theil ſeine Erhebung dankte, unternahm nun manches, was der Monarchin mißfiel, beſonders eine heimliche Vermählung mit der einzigen Tochter von Sir Francis Walſingham, der Wittwe von Sir Philipp Sidney. Obgleich Eliſabeth nicht über dieſe Angelegenheit ſprach, gedachte ſie derſelben doch lange Zeit nicht ohne Empfindlichkeit. Immer unternehmend und nach Ruhm dürſtend erhielt Eſſex 1591 den Oberbefehl eines Truppencorps, welches Eliſabeth zu Heinrichs IV. Unterſtützung nach Frankreich ſandte. Allein dieſen Zeitpunct benutzten ſeine Feinde, um ihm bei der Königin zu ſchaden, welche mit ſeinem Benehmen ohnedies nicht ganz zufrieden war; jedoch wußte er diesmal ihre Pläne zu vereiteln, und Eliſabeth ernannte ihn im J. 1593 zum Mitgliede ihres geheimen Raths. Nach einer glücklichen Unternehmung gegen Cadix, die Eſſex mit dem Admiral Howard ausgeführt hatte, und wodurch Cadix in die Gewalt der

Engländer gekommen war, wurde er von der Monarchin mit Lobſprüchen, vom Volke mit öffentlichen Beifallsbezeigungen empfangen, allein daß er ſich merken ließ, er achte dieſe eben ſo hoch als jene, ſchadete ihm in Eliſabeths Augen. Die Königin ließ ihn dies empfinden, da erwachte ſein Stolz, und er gerieth in häufige Streitigkeit mit der Monarchin. Dennoch ernannte ſie ihn doch zur Belohnung ſeiner Dienſte 1597 zum Großmeiſter der Artillerie. Dieſe neue Gunſtbezeigung ſchien ſeinen hochſtrebenden Ehrgeiz zu befriedigen, und er erbot ſich zu einem neuen Seezuge gegen Spanien, allein dieſer hatte nicht den gehofften Ausgang. Eſſex ſah bei ſeiner Rückkehr, daß Eliſabeth Menſchen, die er nicht liebte, reichlich belohnt hatte, dies kränkte ihn. Er wollte ſich auf ſeine Güter zurückziehen; aber Eliſabeth beſänftigte ihn nochmals dadurch, daß ſie ihn zum Großmarſchall von England ernannte. Dieſes Benehmen der Monarchin, welches ihm zeigte, daß ſie ihn nicht zu hoch neben ſich ſtellen wollte, hätte ihn Mäßigung und Klugheit lehren ſollen, allein ſein Stolz verleitete ihn zu Unbeſonnenheiten, die ſeine Feinde nur zu ſehr benutzten. Burleigh's Tod, der jetzt erfolgte, war ein großer Nachtheil für ihn, denn dieſer kräftige Mann war eine bedeutende Stütze für ihn geweſen. Zwar wurde Eſſex nach ihm Kanzler der Univerſität Cambridge, aber dies konnte man auch als den letzten Schimmer ſeines Glücks betrachten. Schon vor Burleigh's Tode hatte ſich Eſſex mit der Monarchin über die Wahl des Mannes entzweit, der nach dem damals unruhigen Irland geſchickt werden ſollte. Dabei kam es ſo weit, daß Eſſex von der Königin eine Ohrfeige bekam, weil er ſich ungeziemend gegen ſie betragen hatte. Indeſſen verſöhnte ſie ſich ſpäter doch wieder mit ihm, und ſandte ihn ſelbſt als Vicekönig nach Irland und zwar mit den ausgedehnteſten Vollmachten. Er benahm ſich jedoch bei dieſem wichtigen Geſchäfte auf eine ſolche Art, daß er ſich das Mißfallen und den Unwillen der Königin nicht unverdienter Weiſe zuzog. Sie gab ihm dieſen zu erkennen, er antwortete im ſtolzen Tone darauf, und ob ſie ihm gleich befahl, Irland nicht zu verlaſſen, hielt er es doch für beſſer, nicht zu gehorchen, ſondern in Perſon ſich bei der Monarchin zu rechtfertigen. Sie nahm ihn bei ſeinem Erſcheinen nicht ungütig auf, allein bei der gegen ſein Benehmen angeordneten Unterſuchung vertheidigte er ſich ſo ſchlecht, ſeine Feinde wirkten überdies ſo geheim und nachdrücklich, daß er verurtheilt ward, alle ſeine Ämter außer dem eines Generals der Cavalerie zu verlieren. Eliſabeth wollte ihm dadurch noch Hoffnung auf ihre Gnade laſſen. Allein durch Heinrich Cuffs, ſeines Secretärs, Rathſchläge aufgereizt, erlaubte er ſich ſelbſt Äußerungen über die Häßlichkeit und das Alter der Königin, welche ſie aufs tiefſte verwunden mußten. Dazu kam, daß ihn die Volksgunſt aufgeblaſen machte, ſo daß er in geheime Unterhandlungen mit dem Könige von Schottland, Jacob, Eliſabeths vermuthlichem Nachfolger, trat, um ihm früher auf den Thron zu helfen, ja endlich ſogar mit dem verbrecheriſchen Plane umging, ſich mit Gewalt des Palaſtes der Monarchin zu bemächtigen und ſie zu zwingen, ein neues Parlament zu verſammeln und ihre Miniſter zu wechſeln. Der Plan wurde verrathen; nun verſuchte er einen Aufſtand in London zu erregen, um vielleicht den Thron zu erſchüttern und Eliſabeth zu demüthigen. Dies mißlang, er wurde in ſeinem Palaſte umringt und mußte ſich auf Discretion ergeben. Ihm und ſeinen Mitſchuldigen wurde nun der Proceß gemacht; die Königin ſchwankte lange, ehe ſie das gegen ihn ausgeſprochene Todes-

urtheil unterzeichnete. Immer noch hoffte ſie, er würde ihre Gnade anflehen; allein vergebens. So gab ſie endlich den Befehl zu ſeiner Hinrichtung, welche am 25. Februar 1601 durch das Beil im Tower, dem Wunſche des Verurtheilten gemäß, erfolgte. Man erzählt: als Eſſex von ſeinem Unternehmen gegen Cadix zurückgekommen, und bemerkt habe, daß die Königin ihre Zärtlichkeit ihm von neuem geſchenkt, habe er ſeine Beſorgniſſe laut werden laſſen, daß ſeine oft nothwendige Abweſenheit ihn dem böſen Einfluß ſeiner Feinde bei der Monarchin bloß ſtellen möchte; da habe ihm die Königin einen Ring gegeben mit dem Verſprechen, daß, was er auch gegen ſie begehen möchte, wie groß auch die Beſchuldigungen gegen ihn ſein möchten, er nur dieſen Ring ihr zu ſenden brauche, um gewiß zu ſein, daß ſie ſeine Rechtfertigung anhören werde. Eſſex wollte nach ſeiner Verurtheilung davon Gebrauch machen; er gab den Ring der Gräfin Nottingham, um ihn der Königin zu bringen. Allein der Gemahl der Gräfin, Eſſex Todfeind, beſtimmte ſie den Ring nicht abzugeben. So fiel er, zum Theil ein Opfer des Haſſes und Neides, im vierunddreißigſten Jahre ſeines Alters. Graf Eſſex war mit vielen vorzüglichen Eigenſchaften ausgerüſtet, tapfer, beredt, geiſtreich, gewandt, edelmüthig und ſehr offen, dabei aber auch unbeſonnen und von äußerſt heftiger Gemüthsart. Sein Verhältniß zur Königin, die in ihrem hohen Alter ſich noch ſo verliebt zeigte, daß ſie ihm nicht ſelten lächerlich erſchien, machte ihn ſo vermeſſen, daß er ſich zuweilen Spöttereien gegen ſie erlaubte, die zuletzt ihr Herz einigermaßen von ihm abwandten. Er vermochte ſein Glück nicht zu tragen. Manche haben das ganz vertraute Verhältniß des Geliebten zur Liebenden zwiſchen ihm und Eliſabeth bezweifeln wollen. Lord Orford hat es beſtimmt für Liebe erklärt. Die Kataſtrophe, welche das Leben dieſes merkwürdigen Mannes endigte, hat Stoff zu vier engliſchen und drei franzöſiſchen Tragödien gegeben, ſo wie zu verſchiedenen Romanen. Auch auf die deutſche Bühne iſt ſie durch eine Überſetzung des engliſchen Trauerſpiels von Henry Jones durch Dyck gekommen.

Eſſig. Jede aus Wein oder weinartigen Flüſſigkeiten durch die zweite oder ſaure Gährung (welche darum auch Eſſiggährung genannt wird) erzeugte Säure heißt Eſſig. Nach der geiſtigen Gährung iſt jede ſolche Flüſſigkeit von ſelbſt geneigt, in die ſaure überzugehen, und kann nur durch künſtliche Mittel daran verhindert werden. Bei Bereitung des Eſſigs hingegen werden Mittel zu ihrer Beſchleunigung und Beförderung angewandt. Der Eſſig iſt um ſo beſſer, je ſtärker er iſt; iſt er durch Deſtillation von allen fremdartigen Stoffen getrennt und gereinigt worden, ſo heißt er Eſſigſäure, welches eine überaus ſcharfe, flüchtige und durchdringende Flüſſigkeit iſt. Da der Gebrauch des Eſſigs ſehr vielfach iſt, ſo macht die Fabrikation deſſelben einen bedeutenden Gegenſtand der menſchlichen Induſtrie aus. Vor Erfindung des Pulvers wurde der Eſſig vorzüglich auch zum Sprengen der Felsmaſſen und bei Belagerungen angewendet. Plinius ſpricht ſchon davon, u. das letzte Beiſpiel ſeines Gebrauchs im Kriege kommt, nach unſerm Wiſſen, i. J. 1557 vor, wo Franz von Lothringen ſich deſſelben bei ſeinem Feldzuge in Italien noch bediente. Toiletten- und feine wohlriechende, über Kräuter abgezogene, Eſſige liefert Paris in großer Menge, und verſieht mit dieſem Luxusartikel halb Europa. Man findet bei dem berühmten Eſſig- und Senffabrikanten Maille in Paris über 200 Arten ſolcher feinen Eſſige. — Ge-

wöhnliche franzöſiſche Weineſſige zieht man aus Bordeaux, Nantes und andern Seeplätzen.

Eſtaing (Jean Baptiſte Charles, Graf d'), einer der verdienſtvollſten franzöſiſchen Krieger, welcher ſich im nordamerikaniſchen Kriege großen Ruhm erwarb. Er ſtammte aus einem alten Geſchlechte, und war ungefähr 1730 zu Ravel in Auvergne geboren. Er nahm zeitig Kriegsdienſte und eröffnete ſeine Laufbahn unter dem Generallieutenant de Lally in Oſtindien, wurde aber von den Engländern gefangen, und da er, ſeines Verſprechens ungeachtet, vor ſeiner Auswechſelung wieder Kriegsdienſte nahm und von neuem gefangen wurde, warf man ihn in Portsmouth in ein hartes Gefängniß. Aus Rache über dieſe Behandlung ſchwur er den Engländern ewigen Haß. Er wurde 1763 Gouverneur von St. Domingo, auf welchem Poſten er mit den Engländern bei jeder Gelegenheit Händel anfing, ſo daß er deshalb zurückgerufen wurde. Man hatte ihn indeſſen als einen tapfern und unternehmenden Mann kennen gelernt, und übertrug ihm daher, nach Ausbruch des Seekrieges zwiſchen England und Frankreich, 1788 das Commando einer Flotte, welche von Toulon nach Nordamerika ſegelte. Anfangs war er nicht glücklich, und wurde überall, zum Theil auch durch Stürme, zum Rückzuge genöthigt. Deſto rühmlicher war für ihn das folgende Jahr. Denn am 4. Juli eroberte er die Inſel Grenada, und ſchlug den engliſchen Admiral Byron, der die Inſel mit einer Flotte von 17 Kriegsſchiffen wieder wegnehmen wollte. Kurz vor dem Pariſer Frieden von 1783 ward er zum Oberadmiral der vereinigten franzöſiſchen und ſpaniſchen Flotten ernannt, der Friede aber ſetzte ihn in Ruhe. Im J. 1787 ward er bei der Zuſammenberufung der Notablen Mitglied derſelben, und 1789 Commandant der Nationalgarde. Im J. 1792 wurde er noch zum Admiral von Frankreich ernannt: allein am 28ſten Apr. 1794 verlor er ſein Leben unter der Guillotine.

Eſte, eins der älteſten und glänzendſten Fürſtenhäuſer Italiens, welches ſeit dem 10ten Jahrhundert eine bedeutende Rolle in der Geſchichte ſpielt. Arioſt und Taſſo laſſen bekanntlich die Genealogie dieſes Geſchlechts ſich in dichteriſche Fabelzeiten verlieren; allein wir wiſſen durch Muratori, daß man den Urſprung der Familie Eſte unter den kleinen Fürſten zu ſuchen hat, die im 10ten Jahrhundert Statthalter der Carolinger in Toscana waren. Späterhin erhielten ſie von den Kaiſern mehrere Diſtricte und Grafſchaften als Lehn, namentlich Eſte, Rovigo, Montagnana, Caſalmaggiore, Fontremoli, und Obertenga, und führten den Titel Markgrafen. Von einem derſelben, Guelfo VI., der 1071 das Herzogthum Baiern als Lehn erhielt, ſtammen die Häuſer Braunſchweig und Hannover, die man deshalb auch lange die Eſtenſiſch-Guelfiſchen nannte. Während des 12ten, 13ten und 14ten Jahrhunderts iſt die Geſchichte der Eſte großentheils mit den Schickſalen der übrigen Herrſcherfamilien und kleinen republikaniſchen Staaten in Ober-Italien verflochten. Wir finden eine lange Reihe von Regenten des Hauſes Eſte in den Kriegen der Guelfen und Ghibellinen beſchäftigt, deren Macht, mancher Widerwärtigkeit ungeachtet, bereits ſo geſtiegen war, daß ſie nebſt andern neuen Beſitzungen bald Ferrara und Modena ſich zueignen konnten. Mehr als durch Waffenthaten ſollte indeſſen das Haus Eſte durch ſeine Verdienſte um Künſte und Wiſſenſchaften in den Jahrbüchern der Geſchichte glänzen. Nicolaus II. (geſt. 1388) muß als der erſte genannt werden, der den Hof von Ferrara zum Sitz der Ele-

ganz und des guten Geſchmacks erhob. Glänzender ſteht bald nach ihm Nicolaus III. da (geſt. 1441), deſſen thatenreiches Leben durch mannichfache Schickſale im Kriege wie im Frieden bezeichnet iſt. Er ſtellte im J. 1402 die von ſeinem Vater Albert geſtiftete Univerſität zu Ferrara her, die während ſeiner Minderjährigkeit eingegangen war, und ſtiftete eine andere zu Parma, ſo lange dieſe Stadt ihm unterworfen blieb. Durch Belohnungen zog er die ausgezeichnetſten Männer der Zeit an ſeinen Hof, unter andern Guarino von Verona, den Ahnherrn des bekannten Dichters, und Johann Aurispa; auch vererbte er die Liebe zu den Wiſſenſchaften auf ſeine Söhne Lionel und Borſo, deren höchſtes Streben einzig dahin ging, unter allen Städten Italiens Ferrara als das Vaterland der Gelehrten und Dichter in Ruhm zu bringen. Die Regierung Lionels (geſt. 1450) glänzt weder durch Eroberungen noch andere politiſche Ereigniſſe, aber kein Fürſt des Hauſes Eſte wurde wegen der Liebenswürdigkeit des Charakters, Anmuth des Geiſtes und Feinheit der Sitten von ſeinen Zeitgenoſſen mehr geſchätzt, als Lionel. Er beförderte Handel und Induſtrie, Künſte und Wiſſenſchaften auf alle Weiſe, ja er ſelbſt gab ein Muſter von Beredſamkeit in zwei Sprachen, der lateiniſchen und italieniſchen, ab. Mit allen großen Männern Italiens ſtand er in Briefwechſel, lebte mit ihnen auf Bruderart, und trug mehr als irgend ein Fürſt ſeiner Zeit dazu bei, die alte Literatur wieder in den Schwung und Glanz zu bringen, der das 16te Jahrhundert ſo verherrlicht hat. Sein Bruder und Nachfolger Borſo (geſt. 1471) ſtand ihm in dieſen Beſtrebungen nicht nach. Auch unter ihm blüheten Handel, Ackerbau, Gewerbe und alle Künſte des Friedens, deren höchſter Aufwand einem Lande nie ſo verderblich werden kann, als militäriſcher Luxus. Borſo war prachtliebend, da er aber weder Feſtung noch Heer unterhielt, ſo erſchöpfte doch aller Aufwand nicht die Finanzen, und er hatte ſogar das Glück, auf dieſem Wege Eroberungen zu machen. Durch ihn wurden ſeinem Hauſe neue Ehren und Würden zu Theil. Kaiſer Friedrich III. war bei ſeiner Reiſe durch Ferrara von der Aufnahme, die er bei Borſo gefunden, ſo entzückt, daß er ihm 1452 den Titel eines Herzogs von Modena und Reggio ertheilte. Hiezu verſchaffte ſich Borſo noch vom Papſt Pius II. im J. 1471 die Herzogswürde für Ferrara, welches er als päpſtliches Lehn beſaß. Sein Nachfolger Herkules I. (geſt. 1505) hatte viel von den Venezianern und ihren Bundesgenoſſen auszuſtehen, die das Haus Eſte ſeiner Staaten berauben wollten; Mailand, Florenz und Neapel bewaffneten ſich für ihn, und ſo entſpann ſich ein allgemeiner Krieg. Nach einem ungünſtigen Friedensſchluſſe (1484) beſtrebte ſich Herkules fortan, neutral zu bleiben, und es gelang ihm 21 Jahre hindurch, während Italien die größten Umwälzungen beſtand. In dieſer Zeit blühte ſein Land in allen Segnungen des Friedens und ſeine Hauptſtadt im Glanze des Luxus und der Künſte. Sein Freund und Miniſter war der als Dichter des verliebten Rolands berühmte Graf Bojardo von Scandiano; und Arioſt, damals noch ſehr jung, erfreute ſich ebenfalls ſchon der herzoglichen Gunſt. Alles, was von ſchönen Geiſtern ſeiner Zeit in Anſehn ſtand, ſchmückte den Hof zu Ferrara. Überhaupt beſeelte im 14ten Jahrhundert die italieniſchen Fürſtenhäuſer der herrlichſte Wetteifer, ſich einander in der Pracht des Hofhalts, in edler Freigebigkeit und Unterſtützung der Künſte und Wiſſenſchaften zu übertreffen. Daſſelbe, was uns die Familie Eſte ſo

achtungswerth macht, preiſt uns die Geſchichte von den Visconti in Mailand, den Gonzaga in Mantua, den Medici in Florenz u. ſ. w. — Auf Herkules I. folgte ſein Sohn Alfons I. (geſt. 1534), deſſen zweite Gemahlin jene berühmte Lucrezia Borgia war, die durch ſeltene Talente und Liebe zu den Wiſſenſchaften einigermaßen die Schande ihres frühern Lebens verwiſchte. Im Dienſte ſeines Bruders, des Cardinals Hippolit, ſtand Arioſt; doch war dieſer Fürſt des großen Dichters nicht würdig. Der Cardinalshut ſchützte ihn ſo wenig vor Leidenſchaft und Verbrechen, daß er ſeinem natürlichen Bruder Julius, deſſen Nebenbuhler in der Liebe er war, die Augen ausſtechen ließ, weil die von beiden verehrte Dame dieſe Augen einſt ſchön genannt hatte. Alfons ließ dieſe Grauſamkeit, über welche ganz Ferrara empört war, ungeahndet, aber Ferdinand, ſein anderer Bruder, und der gemißhandelte Julius zettelten dafür eine Verſchwörung an, um ihn zu entthronen und ſich deſto ſicherer an Hippolit zu rächen. Sie wurde entdeckt und beide Brüder, über deren Haupt ſchon das Beil des Henkers ſchwebte, kamen zwar mit dem Leben davon, mußten dieſes aber im Kerker beſchließen. Alfons, der große Feldherrntalente beſaß, hatte Gelegenheit ſie während ſeiner Regierung zu entwickeln. Nachdem er 1509 der Ligue von Cambrai beigetreten, erſchienen die Venezianer unter Angelo Treviſani mit einer Flotte an der Mündung des Po, und verbreiteten Schrecken im ganzen Gebiet von Ferrara. Alfons brachte dieſe Flotte, die den Fluß hinauffuhr, zwiſchen das Feuer ſeiner an beiden Ufern errichteten Batterien, wodurch er ſie theils eroberte, theils verbrannte (1509) — ein Sieg, der von allen berühmten Dichtern Italiens gefeiert worden iſt. Papſt Julius II., der bald die Ligue von Cambrai verließ und den Venezianern beitrat, wollte auch Alfons dazu bewegen, den er, als dieſer ſich weigerte, mit dem ſtrengſten Interdict belegte und aller ſeiner Kirchenlehen verluſtig erklärte. Alfons verlor Modena und allen Beiſtand, nur die Franzoſen blieben ihm noch treu, denen er zum Siege bei Ravenna (1512) verhalf. Bald aber mußten auch die Franzoſen Italien räumen, und Alfons ſtand nun ganz verlaſſen da. Indeſſen ſtarb Julius II.; doch wollte ſein Nachfolger Leo X., ſo günſtig anfangs ſein Benehmen ſchien, die Städte Modena und Reggio nicht herausgeben, wozu ihn König Franz I., der dem Hauſe Eſte vorzüglich wohl wollte, verpflichtet hatte. Ja, der römiſche Hof ging ſo weit, daß er den Herzog Alfons durch den Hauptmann ſeiner Leibwache, den man zu beſtechen ſuchte, ermorden laſſen wollte. Während, von allen Seiten bedroht, Alfons ſich zur tapferſten Gegenwehr rüſtete, ſtarb Leo X. (1521), durch welches Ereigniß ſich das Haus Eſte plötzlich vom nahen Untergange gerettet ſah. Alfons ließ bei dieſer Gelegenheit eine Münze ſchlagen, auf welcher ein Mann ein Lamm aus den Klauen eines Löwen befreit, mit der Umſchrift: De manu leonis. Adrian VI. hob zwar den Kirchenbann auf, allein Clemens VII. ſchien den Haß ſeines Oheims Leo gegen Alfons geerbt zu haben, indem er ihm Modena vorenthielt und auch die noch übrigen Staaten zu nehmen ſuchte. Modena ward während der Eroberung Roms (1527) wieder ſein, wie auch bald nachher Carl V. ihm ſeine frühern Beſitzungen wieder ausfertigen ließ, und die Hoheitsrechte ſeines Hauſes beſtätigte. So wußte Alfons, wie kein anderer Fürſt ſeiner Zeit, den Ruhm der Waffen mit den Talenten der Staatskunſt zu vereinen, aber keiner wurde auch von ſo

ausgezeichneten Männern umgeben, und keiner von ſo hohen Dichtern gefeiert, unter welchen Arioſt obenan ſteht. Sein Nachfolger Herkules II. (geſt. 1559) beobachtete die größte Ergebenheit gegen Carl V., deſſen Übergewicht in allen italieniſchen Angelegenheiten den Ausſchlag gab, während ſein Bruder zu Rom, Cardinal Hippolit der Jüngere, auf den Nothfall ſich den Schutz Frankreichs verſchafft hatte. Dieſer Cardinal, der die prächtige Villa d'Eſte in Tivoli erbaute, war der größte und edelmüthigſte Beſchützer der Wiſſenſchaften, den das Jahrhundert erzeugte. Alfons II. (geſt. 1597) hatte zwar von ſeinen Vorfahren den Sinn für die Wiſſenſchaften geerbt, aber noch mehr den Hang zu Feſten und rauſchenden Vergnügungen. Seine Eitelkeit regte ihn unaufhörlich an, es dem Großherzog von Florenz zuvorzuthun, und um die Krone von Polen zu buhlen, die während ſeines ganzen Lebens ein Gegenſtand des koſtſpieligſten Strebens für ihn blieb. So mußten die Finanzen erſchöpft und die Unterthanen mit Auflagen gedrückt werden. Auch ſeinen Hof ſchmückten die erſten Dichter und berühmteſten Männer Italiens, allein die Schickſale Taſſo's an dieſem Hofe erwecken dem Namen Eſte nur trübe, wenn nicht gehäſſige Erinnerungen. Die ſieben Jahre, welche der Dichter im Narrenſpitale verleben mußte, weil er entweder die Fürſtin Leonore, Schweſter des Herzogs, wirklich liebte, oder in ſeiner Leidenſchaftlichkeit gegen dieſen ſich vergeſſend die Grenzen des Anſtandes überſchritt, — ſtehen da laut klagend und zeugend wider den unedlen hartherzigen Fürſten! Dieſer, obgleich drei Mal verheirathet, blieb kinderlos; deshalb erwählte er, den Stamm Eſte nicht ausgehen zu laſſen, ſeinen Vetter Cäſar (geſt. 1628), einen natürlichen Sohn von Alfons I., zum Nachfolger. Als dieſer die Regierung antrat, erhob ſich Papſt Clemens VIII. wider ihn, erklärte ſeine Erwählung für unrechtmäßig und alle geiſtlichen Lehen des Hauſes Eſte für ein der Kirche wieder zuſtändiges Eigenthum. Cäſar beſaß ſo wenig Muth und Charakter, daß er den Drohungen und Truppen des Papſtes gleich nachgab, und Ferrara nebſt den andern geiſtlichen Lehen wieder abtrat. Glücklicherweiſe machte ihm der Kaiſer das Erbfolgerecht in den Reichslehen nicht ſtreitig; er behielt Modena und Reggio, wohl aber mußte er mit der Republik Lucca zwei Kriege um den Beſitz von Garfagnana führen, bis Spanien eine Ausgleichung vermittelte. Sein Sohn und Nachfolger Alfons III. ließ anfangs ſeiner großen Heftigkeit wegen eine harte und tyranniſche Herrſchaft befürchten, allein der Tod ſeiner von ihm leidenſchaftlich geliebten Gemahlin Iſabelle von Savoyen ſtimmte ihn zur größten Sanftmuth um. Bald legte er ſogar die Regierung nieder, die er ſeinem älteſten Sohne Franz übergab, und zog ſich unter dem Namen des Bruders Johann Baptiſt von Modena in ein tyroliſches Kapuzinerkloſter zurück, wo er unter Andachtsübungen und frommen Werken ſeine Tage beſchloß. Faſt ſcheint es, daß mit dem Verluſte Ferrara's das Haus Eſte auch ſeine politiſche Bedeutung eingebüßt habe, und von dieſer Zeit an nur noch im Schimmer des alten Ruhmes glänze, da während des ganzen 17ten Jahrhunderts von ſeinen Fürſten weder Großes gethan noch gefördert wurde. Wir begnügen uns, ihre Namen zu nennen: Franz I., Sohn Alfons III. (geſt. 1658), Alfons IV. (geſt. 1662), Franz II. (geſt. 1694), Rinaldo (geſt. 1737). Dieſer Fürſt, der früher Cardinal geweſen, aber den Purpur auf dem Throne ablegte, heirathete Charlotte Felicitas von Braunſchweig,

Tochter des Herzogs von Hannover, und vereinigte die ſo ſeit 1070 getrennten Zweige des Hauſes Eſte. Sein Sohn Franz III. (geſt. 1780) erwarb ſich einige Verdienſte um die Wiſſenſchaften; Muratori und Tiraboſchi waren ſeine Unterthanen, und erhielten Jahrgehalte von ihm. Herkules III., der letzte Herzog von Modena, Reggio und Mirandola, vermählte ſeine einzige Tochter Maria Beatrix mit dem Erzherzoge Ferdinand von Öſterreich; eine Frucht dieſer Ehe war die verſtorbene Kaiſerin von Öſterreich. Herkules III., der ſich bedeutende Schätze geſammelt, aber dadurch die Liebe ſeines Volkes verloren hatte, flüchtete bei der Annäherung der franzöſiſchen Heere 1796 nach Venedig; Modena und Reggio traten 1797 dem ciſalpiniſchen Bunde bei, und das Haus Eſte wurde förmlich durch den Vertrag von Campo Formio (17. Oct. 1797) ſeiner Oberherrſchaft über dieſe Länder beraubt. Zwar hatte Öſterreich dem Herzog Herkules Breisgau als Entſchädigung verſprochen, allein er ſtarb zu Trieſt, ehe er ſein neues Beſitzthum übernahm. (S. d. Art. Modena.) XX.

Eſtocq (Johann Hermann L'), ein in der ruſſiſchen Geſchichte merkwürdig gewordener Mann, der während ſeines langen und thätigen Lebens die Wankelmüthigkeit des Glücks ganz erfuhr, das ihn zwei Mal erhob, um ihn zwei Mal zu ſtürzen, aber auch durch die härteſten Streiche nicht vermochte, ſeinen bis ans Ende ungetrübten Frohſinn zu erſticken. L'Eſtocq war im Hannöverſchen im Jahr 1692 von franzöſiſchen Ältern geboren, die ſich vor den Religionsverfolgungen Ludwig XIV. dahin geflüchtet hatten. Er lernte von ſeinem Vater die Wundarzneikunſt, und da er mit einem hellen, kenntnißreichen und unternehmenden Geiſte ſein Glück zu machen hoffen durfte, begab er ſich nach Rußland, wo es geſchickten Ausländern damals leicht ward, ſich emporzuſchwingen. Er trat als Wundarzt in die Dienſte Peters des Großen, deſſen Gunſt und Vertrauen er in weitem Umfange genoß. Aber die Geſinnungen des Kaiſers änderten ſich plötzlich, und L'Eſtocq ward aus unbekannter Veranlaſſung nach Caſan verbannt. Catharina I., die ſich ſeiner Dienſte erinnerte, rief ihn nach Peters Tode zurück und ernannte ihn zum Wundarzt an dem Hofe ihrer Tochter Eliſabeth. Hier fand L'Eſtocq einen weiten Schauplatz für ſeinen unternehmenden Geiſt. Mit unverbrüchlicher Treue ſeiner Gebieterin zugethan, bot er ihr ſchon nach dem Tode Peters II. ſeine Dienſte an, um ſie auf den Thron zu ſetzen; damals aber wurden ſeine verwegenen Plane verworfen. Als ſich aber elf Jahre ſpäter (1740) zur Zeit des unmündigen Iwan und ſeiner die Regierung verwaltenden Mutter Anna, neue günſtige Gelegenheiten darboten, erneuerte er ſeine Anträge und fand Gehör. Mit Gewandtheit und Staatsklugheit leitete L'Eſtocq vorzüglich das kühne Unternehmen, verlor in den gefahrvollſten Augenblicken nie ſeine Ruhe und Kaltblütigkeit, und gelangte glücklich zum Ziele. Er bewog die Prinzeſſin, die Ausführung des Plans zu beſchleunigen; alles gelang vollkommen, und Eliſabeth beſtieg den Thron (24. Novemb. 1741). Die Dankbarkeit der neuen Kaiſerin gegen den Mann, dem ſie ſo viel zu verdanken hatte, war ſehr ausgezeichnet; er ward wirklicher geheimer Rath, erſter Leibarzt und Director ſämmtlicher mediciniſchen Anſtalten; der König von Polen erhob ihn in den Grafenſtand und überſandte ihm ſein Bildniß, um es wie einen Orden im Knopfloche zu tragen. Aber L'Eſtocq mußte ſich nach dem Willen der Kaiſerin auch in Angelegenheiten miſchen, die außer ſeinem Wirkungs-

kreiſe lagen. Dadurch und durch ſeine Unbefangenheit und Freimüthigkeit vermehrte er die Zahl ſeiner Feinde und Neider, denen es endlich gelang, ihn bei der Kaiſerin verdächtig zu machen, und ſeine Anhänglichkeit an den Thronfolger, den nachherigen Peter III., als gefährlich und ſtrafbar vorzuſtellen. L'Eſtocq ward 1748 arretirt und in die petersburger Feſtung gebracht, um gerichtet zu werden. Anfangs ertrug er dieſen Wechſel des Glücks mit Gleichmuth und Heiterkeit, als er aber durch die Folter zum Geſtändniß gebracht werden ſollte, bekannte er ſich für ſchuldig. Er wurde aller Ehrenſtellen und Güter beraubt, und nach Uglitſch verbannt, wo er drei Jahre das größte Elend mit dem gefaßteſten Muthe ertrug. Dann ward er nach Uſting-Weliki gebracht, wo er noch neun Jahre in gleicher Lage verlebte. Seine würdige dritte Gemahlin, Maria Aurora, geb. Freiin von Mengden, begleitete ihn überall, und theilte das Schickſal ihres Gemahls mit muſterhafter Aufopferung. Als Peter III. den Thron beſtieg, ward L'Eſtocq zurückberufen und erhielt ſeine Ehrenſtellen wieder. Catharina II. gab dem Grafen L'Eſtocq ſeinen ſonſtigen Gehalt, entfernte ihn aber von allen Geſchäften. Er ſtarb im J. 1767, ohne Kinder zu hinterlaſſen.

L'Eſtocq (Anton Wilhelm), berühmt gewordener königl. preuß. General, war geb. zu Hannover im J. 1738 und ſtarb im J. 1815. Er trat 1758 im Regiment Gens d'armes als Junker in königl. preußiſche Dienſte, dann als Adjutant des Generals von Ziethen in das Leibhuſarenregiment; ſtieg von Stufe zu Stufe bis zum Chef des grünen Huſarenregiments und ſpäter zu dem des Regiments Towarczys; wurde ſucceſſive Gouverneur von Neu-Oſtpreußen, commandirender General in Preußen, hierauf Gouverneur von Berlin, und wiederholt von Berlin und den Provinzen zwiſchen der Oder und Elbe. Während dieſer ganzen Laufbahn zeichnete er ſich aus als Held, Patriot und Menſchenfreund; was ihn aber in den Annalen der Monarchie verewigen wird, ſind ſeine Thaten bei Eylau und Heilsberg, wo er an der Spitze einer verhältnißmäßig kleinen Schaar dem übermüthigen Feinde zuerſt bewies, was preußiſche Tapferkeit unter Leitung eines einſichtsvollen Feldherrn vermag, das Heer mit neuem Muthe begeiſterte, die Nation wieder zum Vertrauen zu ſich ſelbſt erhob, und vielleicht dadurch zuerſt die glorreichen Ereigniſſe der letzten Zeit vorbereitete.

Eſtrées (Gabriele d'), geboren ungefähr 1576, insgemein die ſchöne Gabriele genannt, hatte zuerſt den Herzog von Bellegarde zum Liebhaber. Als derſelbe ihr einſt in Begleitung Heinrichs IV. einen Beſuch abſtattete, ward dieſer ritterliche König von den Reizen ihrer Geſtalt und der Anmuth ihrer Unterhaltung ſo hingeriſſen, daß er den Entſchluß faßte, ſie um jeden Preis zu beſitzen. Sie zu beſuchen, nahm er Bauernkleider, ſchlich ſich mit Gefahr des Lebens durch die feindlichen Poſten, und nach vielen Bemühungen gelang es ihm, ſie von der Aufrichtigkeit ſeiner Liebe zu überzeugen und ihre Gunſt zu gewinnen. Heinrich liebte ſie ganz im Geiſte jenes Zeitalters der Chevalerie. „Werde ich beſiegt," ſchrieb er ihr einſt unter gefährlichen Umſtänden, „ſo kennen Sie mich wohl genug, um zu glauben, daß ich nicht fliehen werde; mein letzter Gedanke wird an Gott, mein vorletzter an Sie ſein." Mit Recht ſingt daher Thümmel:

Wenn Heinrich in dem Arm der ſchönen Gabriele
Nach einer edeln That der Liebe Lohn empfahl,
Wer zweifelt, daß nicht da die Farbe ſeiner Seele

Auf einen Baſtard übergeht;
Indeß der Erbe ſeiner Krone
Nicht ihm, nur ſeinem Mißmuth gleicht,
Mit welchem er zur königlichen Frohne
Ins Bette der Infantin ſchleicht.

Wirklich war die Neigung des Königs eben ſo edel als glühend und unauslöſchlich; er hatte, um ſeines Verhältniſſes mit ihr freier genießen zu können, Nicolas d'Amerval, Herrn von Liancourt, ihr zum Gemahl gegeben. Aber wahrhaft Liebende glauben nichts genoſſen zu haben, ſo lange ihnen noch ein einziger Wunſch bleibt; und Heinrich dachte daran, ſich ſelbſt mit ihr zu verbinden. Es bedurfte dazu einer zwiefachen Scheidung, da auch er bereits mit Margarethe von Valois vermählt war. Die erſten Schritte waren ſchon geſchehen und ein Theil der Schwierigkeiten hinweggeräumt, als der Tod durch einen plötzlichen Streich den Knoten aller Hinderniſſe löſte. Gabriele ſtarb am 10. April 1599, nach einem wohl nicht grundloſen Verdachte, an Gift, das ihr auf Margarethens Antrieb durch den Finanzier Zamet beigebracht worden. Heinrich hatte nie eine Geliebte, der er mit gleicher unbegrenzter Neigung zugethan geweſen; dennoch erlaubte er ihr nicht, ſich in die Angelegenheiten des Staats zu miſchen, und als ſie es ſich einſt herausnahm, die Entfernung Sully's zu fordern, der ihr mißfiel, erklärte ihr der König unverſtellt, daß er lieber zehn Geliebte als einen einzigen ſolchen Freund verlieren werde. Sie ſtarb als Herzogin von Beaufort, und hinterließ drei mit Heinrich gezeugte Kinder.

Eſtrées (Louis César, Herzog von), Marſchall von Frankreich und Staatsminiſter, ward geboren zu Paris den 1. Jul. 1695. Er focht zuerſt gegen Spanien unter dem Marſchall von Berwick, und that ſich ſo vortheilhaft hervor, daß er zum Maréchal de Camp und Generalinſpecteur der Cavallerie emporſtieg. Nicht minder zeichnete er ſich in dem Kriege von 1741 aus; der Übergang über den Main bei Seligenſtadt, das Treffen bei Fontenoi (1745), die Belagerung von Mons und Charleroi u. ſ. w. verherrlichten ſeinen Namen, und gewannen ihm das Vertrauen des Marſchalls von Sachſen, der ſeine militäriſchen Verdienſte erkannte und zu würdigen verſtand. 1756 empfing er den Marſchallsſtab, und im Jahre darauf erſchien er beim Ausbruche des 7jährigen Krieges an der Spitze einer Armee von 100 000 Mann in Deutſchland. Er war mit den Worten von Ludwig XV. geſchieden: „In den erſten Tagen des Juli werde ich den Feind über die Weſer gejagt haben und mich anſchicken, in Hannover einzudringen.“ Aber nicht zufrieden, ſein Wort zu halten, lieferte er dem Herzoge von Cumberland am 26. Juli 1757 die Schlacht bei Haſtenbeck, worin er einen vollſtändigen Sieg erfocht. Die Hannoveraner ſchickten ſich bereits an, das Churfürſtenthum zu räumen, als der Marſchall durch die Intriguen des Hofes abgerufen wurde, und Richelieu an ſeine Stelle trat. Nach der Niederlage von Minden ward er nach Gießen geſandt, nahm aber kein Commando an, ſondern begnügte ſich, Contades mit Rath zu unterſtützen. Am Ende des Krieges ward er zum Herzog erhoben. Er ſtarb am 2. Jan. 1771 kinderlos. Alle Würden, mit denen er bekleidet worden, hatte er durch Verdienſte und Tapferkeit erworben, und man verehrte in ihm nicht minder den Staatsbürger als den Helden.

Etappen nennt man die Verpflegung des Militärs durch tägliche Lieferung von Lebensmitteln, die ſie auf dem Marſche oder im

Felde an gewiſſen beſtimmten Plätzen erhalten. Dieſe Plätze (Dörfer oder Städte) heißen Etappenörter. Sie haben gewöhnlich einen Etappencommandanten. Eigentlich heißt Etappe ein Magazin, ein Vorrathsort, auch der Stapel; denn nach dem jetzigen Verpflegungsſyſtem werden Städte und Dörfer als natürliche Magazine für die Armeen angeſehen.

Eteocles und Polynices, des Ödipus und der Jokaſte Söhne. Sie ſchloſſen einen Vergleich, nach welchem ſie abwechſelnd ein Jahr um das andere über Theben herrſchen ſollten. Eteocles aber brach den Vergleich; ſein Recht zu erkämpfen, rückte Polynices mit noch ſechs griechiſchen Fürſten vor Theben, das ſie belagerten. Bei einem Ausfall trafen beide Brüder auf einander, und fielen durch Wechſelmord. Jetzt ward Kreon, der Gefallenen Oheim, Herrſcher in Theben. Er verbot bei Todesſtrafe des Polynices Beerdigung. Antigone aber, des Unglücklichen Schweſter, der Stimme ihres Herzens folgend, geht dennoch hinaus, ihn zu beſtatten, wird entdeckt, und auf Kreons Spruch, jedoch ihm ſelbſt zum Jammer, lebendig begraben; denn ſein eigner Sohn Haimon, der ſie liebte, gab ſich an ihrer Seite den Tod. (Vergl. Theben.)

Ethik, die Sittenlehre oder die Lehre von den Pflichten, bei den Alten, ſo viel als practiſche Philoſophie. Man verſtehet aber darunter insbeſondere die Lehre von denjenigen Pflichten, welche nicht durch äußere Geſetze beſtimmt werden, ſondern die eigentliche Tugendlehre, welche auf Gebote des Gewiſſens ſich gründet. (S. Moral.) Die Lehre von denjenigen Pflichten, welche unter äußern Geſetzen ſtehen, heißt zum Unterſchiede von jener die Rechtslehre. Ethiſch ſittenlehrig, zur Sitten- und Tugendlehre gehörig; z. B. ethiſche Schriften, welche das ſittliche Leben der Menſchen betreffen.

Ethnographie, die Völkerbeſchreibung, Völkergeſchichte. Ethnographiſch, nach der Völkergeſchichte. Die Geſchichte wird nämlich entweder chronologiſch, d. h. der Zeitfolge nach, oder ethnographiſch, d. h. ſo, daß die Geſchichte jedes einzelnen Volks beſonders vorgetragen wird, bearbeitet. (Vergl. Geſchichte.)

Etienne, ſ. Stephanus.

Etienne (Ch. Guillaume), Mitglied des franzöſiſchen Nationalinſtituts zur Zeit Napoleons und einer der vorzüglichſten neuern franzöſiſchen dramatiſchen und politiſchen Schriftſteller, wurde 1777 im Departement der Haute-Marne unweit St. Dizier geboren, und kam in ſeinem 21ſten Jahre nach Paris. Hier bekleidete er verſchiedene Poſten, bis er geheimer Secretär des Herzogs von Baſſano, Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, wurde, den er nach Italien, Öſterreich, Preußen und Polen begleitete. Nach dem tilſiter Frieden ernannte ihn Napoleon zum Redacteur des Journal de l'Empire, welchen Poſten er bis zum Sturze des Kaiſerthums bekleidete. Mit einer von Gresnick componirten komiſchen Oper le Rêve trat er zuerſt als dramatiſcher Dichter auf; ermuntert durch den Beifall, der ihm gleich anfangs und mit jedem neuen Stücke reichlicher und allgemeiner zu Theil wurde, ſchrieb er für das Theater Feydau nach und nach une heure de mariage, Gulistan, un jour à Paris, Cendrillon und Joconde; für das Theater Louvois aber ſchrieb er la jeune femme colère, und gemeinſchaftlich mit Nanteuil le Pacha de Surène, les deux Mères, la petite école des pères und le nouveau reveil d'Epiménide. Alle dieſe Stücke ſind mit Beifall aufgenommen worden, vor allen Cendrillon

(Aſchenbrödel), die auch bei uns ein ausgezeichnetes Glück gemacht hat; auf dem genannten Theater aber erregte nie ein Stück größeres Aufſehen. Auch auf dem Théâtre Français iſt Etienne erſchienen, zuerſt mit einem höchſt ergötzlichen und zierlichen kleinen Luſtſpiele Brueys et Palaprat (ins Deutſche von Blümner überſetzt) und zuletzt mit les deux Gendres, einem Sitten- und Charakterſtücke, das dem Ruhme des Verfaſſers das Siegel aufgedrückt, und ihn, nach dem Urtheil der Franzoſen, in die Zahl der Schriftſteller geſetzt hat, die der franzöſiſchen Bühne zur wahren Zierde gereichen. Auch verdankte er demſelben ſeine Aufnahme in das Inſtitut. Nach der zweiten Uſurpation Buonaparte's zeigte er ſich als einen abgeſagten Feind der Bourbons, und haranguirte Napoleon an der Spitze des Inſtituts. Er wurde daher auch ſpäterhin von dieſer gelehrten Geſellſchaft ausgeſchloſſen. Im J. 1818 zeichnete er ſich als einen der Hauptherausgeber der Minerve française vortheilhaft aus, und er ward als einer der Stimmführer der liberalen und conſtitutionellen Oppoſition betrachtet.

Etikette oder franzöſiſch Etiquette, heißt zunächſt das bei Hofe vorgeſchriebene ſtrenge Ceremoniel, nach welchem man ſich, ſobald man hier erſcheint, genau richten muß; daher auch der Hofzwang, dann überhaupt der Wohlſtandsbrauch, wie es Campe verdeutſcht.

Eton oder Eaton, ein großer Flecken in der engliſchen Grafſchaft Buckinghamſhire, am nördlichen Ufer der Themſe, Windſor gegenüber, berühmt wegen der von Heinrich VI. im J. 1440 daſelbſt geſtifteten hohen Schule, die 70 Alumnen und viele ausgezeichnete Männer unter ihren Zöglingen zählt.

Etruria, ſ. Wedgwood.

Etrurien, auch Hetrurien. Dieſes reizende Land, weſtlich vom mittelländiſchen Meere, öſtlich von den Apenninen, nördlich vom Fluſſe Magra, ſüdlich von der Tiber begränzt, dieſes Vaterland der kunſtreichen Etrusker, die in der Geſchichte des neueſten Kunſtgeſchmacks und bei den wichtigſten archäologiſchen Unterſuchungen wieder aus dem Grabe der älteſten Vorzeit hervorgerufen worden ſind; dieſes Land, das jetzt Toscana heißt, war im früheſten Alterthum eine wohlgeformte Conföderation, regiert durch die Oberhäupter der zwölf Hauptſtädte des Landes, von denen jede eine Republik war. Bei dem Tempel der Volturna hielten dieſe Volksrepräſentanten, Lucumonen genannt, die zugleich Oberprieſter und Feldherren waren, ihre Landtage, wo die allgemeinen Landesangelegenheiten in gemeinſchaftliche Berathſchlagung gezogen wurden. Ein ſolcher Lucumo war der aus der römiſchen Geſchichte bekannte Porſenna. In ſeiner ſchönſten Blüthe ſtand Etrurien ſchon, als Rom erſt erbaut wurde, deſſen Schule es ward; nur von den Griechen in ihrem höchſten Flor übertroffen, waren die Etrusker berühmt in der Architektur, Schiffbaukunſt, Arzneikunde, Waffenſchmiedekunſt, Befeſtigungskunſt, Taktik, und beſonders auch durch ihre technologiſchen Fertigkeiten in jeder Gattung der Bedürfniſſe und des Luxus. In Italien und Griechenland trieben ſie einen ausgebreiteten Handel mit ihren Kunſtproducten, und beſaßen auf vielen Puncten bedeutende Niederlaſſungen. Da ſie durch ihren Handel in häufige Berührung mit Griechenland kamen, ſo erreichten ſie, bei eigenen natürlichen Fähigkeiten, bald den Grad von Cultur, wodurch ſie Nebenbuhler der Griechen wurden. Für den Archäologen und Kunſtkenner ſind

aus jenem Zeitalter der Etrusker beſonders die Fortſchritte, die ſie in der Mahlerei und Plaſtik gemacht hatten, intereſſant, indem das Studium der davon noch vorhandenen Denkmäler (geſchnittene Steine, Sarkophage, Schalen u. ſ. w.) auch Aufſchlüſſe über ihre Mythologie gewährt. Aus Griechenland und Ägypten erhielten ſie die Keime ihres Geſchmacks, der Reiz genug in ſich hatte, um ſelbſt eine Epoche in dem Geſchmacke der neuern Zeit beſtimmen zu können. Die etruriſchen Gefäße (Vaſen ꝛc.) mit ihren charakteriſtiſchen Basreliefs und Mahlereien ſind beſonders von Mellin und in Böttigers Abhandlung über die Vaſengemählde der genaueſten Unterſuchung unterworfen worden. (Man vergl. den Art. Vaſe.) Die Miſchung der Farben, Schatten- und Lichtvertheilung kannten die etruriſchen Mahler jedoch nicht; ſchwarz oder roth (braunroth) waren ihre gewöhnlichen Farben. Theaterſpiele, Muſik und Poeſie waren ihnen nicht fremd. Doch wie die Griechen, ihre Kunſtverwandten, ſo gingen auch ſie und ihre Kunſtfertigkeiten, noch ehe ſie die Höhe der griechiſchen erreichten, theils durch innern Zwieſpalt, theils durch das Andrängen fremder Völker, im Sturme der Zeiten unter. Sie ſelbſt verjagten die in Etrurien früher ſich angeſiedelten Pelasger, während ſie deren Sitten, Einrichtungen, Sprache und Mythologie faſt ganz ſich zu eigen machten. Die Römer bekamen von ihnen ihr religiöſes Ceremoniel, ihre frühere Baukunſt ꝛc. Am Schluſſe der Periode ihres Ruhmes kam ein anderes Volk aus Gallien und vertrieb ſie aus ihren Pflanzſtädten in Ober-Italien; ein Theil von ihnen flüchtete in die Alpen, und die Rhätier erhielten dadurch ihr Daſein. Endlich wurden ſie ein Opfer der römiſchen Herrſchſucht, und fielen mit Rom zugleich unter die Gewalt fremder Sieger. Von dieſer Zeit an iſt die Geſchichte von Etrurien, oder wie es in der Folge genannt wurde, Toscana, in die Geſchichte Deutſchlands und Italiens verwebt. Unter den Longobarden wurde es von Herzogen, unter Carl dem Großen von Grafen, und unter ſeinen Nachfolgern von Markgrafen regiert, bis die Zeit der Unabhängigkeit für die ſogenannten lombardiſchen Städte erſchien, unter denen Florenz, Toscana's Hauptſtadt, keine der kleinſten Rollen behauptete. Damals ſchien ganz Ober-Italien zu einem neuen Leben zu erwachen; eine freie Regſamkeit in allen Angelegenheiten, ein hoher aufſtrebender Geiſt, der die kleinen Republiken bald für, bald wider einander in Bewegung brachte, eine Thätigkeit, die, aus gegenſeitiger Rivalität entſprungen, zu wohlthätigen Reibungen führte, erhob auch Toscana zu einer hohen Cultur. Es war dort das Blüthenalter der ſchönen Kunſt, deren Prieſter und Jünger, beſonders in dem reichen Florenz, unter dem mächtigen Schutze der gefeierten Mediceer eine ſichere Zuflucht fanden. Nach dem Ausſterben des mediceiſchen Hauſes (1737) kam Toscana an das Haus Lothringen. (S. Toscana.) Bis zum Jahre 1801 wurde es von dieſer Dynaſtie in der Secundogenitur beſeſſen, bis es nach der Schlacht von Marengo in dem lüneviller Frieden von dem Großherzog Ferdinand abgetreten, und unter dem Namen Königreich Etrurien dem damaligen Erbprinzen von Parma, Ludwig, Infanten von Spanien, einzigem Sohne Ferdinands I., Herzogs von Parma, als König des neuen Reichs, überlaſſen wurde. Nach Ludwigs Tode (1803) übernahm ſeine Wittwe, Marie Luiſe, König Carls IV. von Spanien Tochter, die Regierung als Vormünderin ihres Sohnes, Carl Ludwig, legte ſie aber am 10. Dec. 1807, in Folge eines kurz

vorher zwiſchen Frankreich und Spanien geſchloſſenen Vertrags, nieder. Nun war Etrurien eine franzöſiſche Provinz geworden. Wahrſcheinich iſt es, daß es, durch eine ungeheure Staatsſchuld niedergedrückt, bei nur 12,650,000 Franken jährlicher Einkünfte, ſeine Selbſtſtändigkeit ohnehin nicht mehr hätte behaupten können. Doch hieß es noch nicht einverleibt. Dieſe Einverleibung geſchah erſt durch ein Senatus-Conſult vom 30. Mai 1808; die Staaten von Toscana wurden unter dem Titel der Departements vom Arno, vom mittelländiſchen Meere und vom Ombrone für einen ergänzenden Theil des franzöſiſchen Reichs erklärt, und vorläufig mit unter die Aufſicht des Generalgouverneurs jenſeits der Alpen, des Fürſten Borghese, Napoleons Schwager, geſtellt. Im J. 1809 wurde das damals unglückliche Land der Schweſter Napoleons, der ſogenannten Prinzeſſin Eliſa, die nun Großherzogin von Toscana genannt wurde, übergeben. Dieſer Umſtand dauerte bis 1814. Daß Toscana ſeit dieſer Zeit ſeinen ehemaligen Regenten wieder erhalten, wird in dem Artikel Toscana ausführlicher angegeben. I.

Etymologie iſt derjenige Theil der Sprachlehre, welcher ſich mit der Abſtammung der Wörter beſchäftigt, und ſie auf ihre Wurzeln oder Stammwörter zurückführt, um auf dieſe Weiſe ihre wahre und urſprüngliche Bedeutung zu erforſchen; daher Etymolog und etymologiſch.

Euböa (jetzt Negroponte), eine große Inſel an der Oſtküſte Griechenlands, von welcher ſie bloß durch einen ſchmalen Canal (Euripus) getrennt war. Ihre Länge betrug an 1200 Stadien, und ſie dehnte ſich längs der ganzen Küſte von Attica und Böotien bis Theſſalien aus. Sie hatte vortreffliche Weideplätze, war überhaupt ſehr fruchtbar, wie auch ergiebig an Eiſen und Kupfer, das die Einwohner ſehr geſchickt zu bearbeiten wußten. Merkwürdig iſt das Vorgebirge Artemiſion, wo eine berühmte Schlacht zwiſchen den Griechen und Perſern vorfiel. Die merkwürdigſten Städte waren Chalcis, Eretria und Karyſtos. Die Verfaſſung war demokratiſch, und eine Zeit lang übten die Athenienſer eine Art von Oberherrſchaft aus.

Euchariſtie, der ältere Name des Abendmahls, die Feier des Abendmahls.

Eucheten, ſ. Meſſalianer.

Euclides, 1. einer der berühmteſten Mathematiker, wahrſcheinlich aus Sicilien, den man mit Recht den Vater der Mathematik nennen darf. Zu Alexandria in Ägypten, ungefähr 300 Jahre vor Chriſtus, geboren, ſtudirte er zu Athen unter Plato, lehrte dann zu Alexandria unter Ptolomäus Soter die Geometrie mit großem Beifall, und erweiterte das Gebiet der Mathematik mit großem Scharfſinn. Unübertroffen iſt die Strenge ſeiner Methode. Seine Elemente (*στοιχεῖα*) beſitzen wir nach einer im vierten Jahrhundert nach Chr. Geb. veranſtalteten Reviſion (deutſch von Lorenz, 2te Aufl. Halle 1798. 8.). Als die ſcharfſinnigſte ſeiner Schriften wird die über die geometriſche Analyſe gerühmt. Was er über die Muſik geſchrieben, gibt uns den beſten Begriff von dem Zuſtande dieſer Wiſſenſchaft bei den Griechen. 2. Euclides, aus Megara gebürtig, war der Stifter der megariſchen Schule. Obgleich Megara von Athen ziemlich entfernt und allen Megarenſern bei Todesſtrafe verboten war, das Gebiet von Athen zu betreten, kam er doch Abends in weiblicher Kleidung nach Athen, genoß einige Stunden

den Unterricht des Sokrates, und kehrte mit Anbruch des Tages zurück. Dennoch wich er ſpäter von den einfachen Grundſätzen ſeines Lehrers ab, und führte den Mißbrauch der Dialectik der ehemaligen Eleaten und Sophiſten wieder ein, daher ſeine Schule die eriſtiſche genannt wurde. Er ſtarb 424 v. Chr. Geb.

Eudämonismus, Eudämonologie, die Glückſeligkeitslehre oder das Lehrgebäude, welches die ſelbſteigene Glückſeligkeit des Menſchen zu ſeinem Hauptzweck, zum letzten und höchſten Bewegungsgrunde aller Pflichten und eines tugendhaften Wandels, und mithin zum höchſten Grundſatz der Moral macht. Dieſem Eudämonismus wird der Moralismus oder die reine Tugendlehre entgegengeſetzt, nach welcher man die Tugend zu ſeinem Hauptzwecke macht, das Gute will und thut, weil es gut iſt, aus Pflichtgefühl und Achtung gegen das Sittengeſetz, ohne eigennützige Rückſichten. (Vergl. Egoismus, Glückſeligkeit und Epikurismus.) Eudämoniſt, wer dieſer Lehre zugethan iſt.

Eudiometer, wörtlich ein Luftgütemeſſer. Man verſteht darunter ein zuerſt von Prieſtley erfundenes, nachher von verſchiedenen Andern verbeſſertes Inſtrument, mittelſt deſſen man die Güte der Luft, wiefern ſie zum Einathmen mehr oder minder tauglich iſt, meſſen und nach Graden beſtimmen kann. Es iſt bis jezt noch in einem ſehr unvollkommenen Zuſtande, und kann ſeinem Zwecke um ſo weniger entſprechen, da die Eigenſchaften einer heilſamen, dem Einathmen ganz angemeſſenen Luft noch keineswegs gehörig erörtert ſind.

Eudoxus, aus Knidos in Karien, im J. 366 v. Chr., einer der berühmteſten griechiſchen Mathematiker und Aſtronomen, der ſich lange in Ägypten aufhielt. Seine Schriften, die verloren ſind, galten lange als Hauptwerke, nach denen man ſich richtete.

Eugen. — Franz Eugen von Savoyen, bekannter unter dem Namen Prinz Eugen, fünfter Sohn von Eugen Moritz, Herzog von Savoyen-Carignan, Grafen von Soiſſons, und von Donna Olympia Mancini (einer Nichte des Cardinals Mazarin), ward geboren zu Paris den 18. Oct. 1663, und war ein Urenkel Carl Emanuels des Großen, Herzogs von Savoyen. Unter allen Helden und Staatsmännern, welche Öſterreich aufweiſen kann, nennt die Geſchichte kaum einen zweiten, der in beiden Eigenſchaften dieſem Regentenhauſe ſo wichtige, weſentliche und zahlreiche Dienſte geleiſtet hätte, als Eugen. Gleich groß auf dem Schlachtfelde und im Cabinet, gehörte er zu den ſeltenen Männern, deren große Tugenden durch keine Laſter verdunkelt wurden. Und dieſen Mann gewann Öſterreich nur durch einen Zufall, ähnlich dem, wodurch ihm ſpäter ein anderer großer Feldherr, Laudon, zugeführt wurde. Eugen war wider ſeine Neigung zum geiſtlichen Stande beſtimmt worden. Er bat Ludwig XIV. um eine Anſtellung als Capitain bei einem Dragonerregiment. Der Kriegsminiſter Louvois haßte Eugens Familie, und die Bitte wurde abgeſchlagen. Aus Verdruß über dieſe Verweigerung und wegen verſchiedener Beleidigungen, die man ſeinen Verwandten, beſonders ſeiner Mutter, zugefügt hatte, ging Eugen, wie ſchon zwei ſeiner Brüder gethan hatten, 1683 aus Frankreich in öſterreichiſche Dienſte. Er machte unter den beiden vortrefflichen Feldherren, dem Herzoge Carl von Lothringen und dem Prinz Louis von Baden, ſeinen erſten Feldzug gegen die Türken als Volontair, zeichnete ſich dabei ſehr aus, und erhielt bald als Oberſter ein Regiment Dragoner. Mit Verdruß hörte der Miniſter Louvois von den

glänzenden Thaten des Prinzen, und ſagte zornig: „Er ſoll nicht zurückkommen in ſein Vaterland!“ Der Prinz, dem dieſe Worte hinterbracht wurden, erwiderte: „Gewiß, ich werde zurückkommen, Louvois zum Trotz!“ und wirklich ſtand er mehrere Jahre darauf mit einem ſiegreichen Heere in Frankreich. Im J. 1687 wurde er nach der Schlacht bei Mohacz Feldmarſchall-Lieutenant. Als bald nachher der Krieg zwiſchen Frankreich und Öſterreich ausbrach, bewog er den Herzog von Savoyen zur Allianz mit dem Kaiſer, und commandirte die dem Herzoge zugeſchickten kaiſerlichen Hülfsvölker in Savoyen. Er lehnte die großen Anerbietungen Frankreichs, ihn in ſeine Dienſte zu ziehen, ab, und wurde vom Kaiſer zum Generalfeldmarſchall, und als der Krieg in Italien geendigt war, zum commandirenden General in Ungarn ernannt. Er ſchlug die Türken in der mörderiſchen Schlacht bei Zenta (11. Sept. 1697), und erwarb ſich dadurch, ungeachtet ſeiner Neider, die ihn vor dem Kriegsgericht eines zu gewagten Unternehmens beſchuldigen wollten, allgemeine Bewunderung und eine unumſchränkte Gewalt über die kaiſerl. Truppen. Der große Verluſt, den die Türken bei Zenta erlitten hatten, nöthigte ſie, den Frieden zu Carlowiz (1698) anzunehmen, wobei ihre anfangende Schwäche zuerſt ſichtbar wurde. Bald rief der ſpaniſche Erbfolgekrieg den Prinzen zu neuen Thaten. Italien wurde der Schauplatz für ſeine Feldherrntalente, in welches er (1701) durch die Schluchten Tyrols mit 30,000 Mann unerwartet ſchnell vordrang. Vergebens ſuchte der Marſchall Catinat ihm zu widerſtehen, noch unglücklicher war Villeroi, den Eugen durch einen kühnen Streich in Cremona überraſchte und gefangen nahm. Eugen verließ die Armee in Italien (1703), um das Commando der Armee in Deutſchland zu übernehmen. Nachdem er vom Kaiſer zum Hofkriegsrathspräſidenten ernannt worden, war er die Haupttriebfeder aller wichtigen Unternehmungen; alles ging nun beſſer und thätiger, und in der einmüthigſten Verbindung mit Marlborough gelang es ihm, die Abſichten Frankreichs und deſſen Alliirten zu vereiteln. In der merkwürdigen und blutigen Schlacht bei Hochſtädt (13. Aug. 1704) erhielten beide Helden einen entſcheidenden Sieg über die vereinte franzöſiſch-baierſche Armee unter dem Churfürſten von Baiern und dem Marſchall Tallard, der ſelbſt gefangen wurde. Die Hälfte der feindlichen Armee ward aufgerieben, die andere verließ Baiern und Schwaben mit Eilfertigkeit und rettete ſich über den Rhein. Eugen ging 1705 wieder nach Italien, konnte zwar anfangs wegen der Schwäche ſeiner Armee gegen den Herzog von Vendome nichts ausrichten, eilte aber im nächſten Jahre zum Entſatze Turins herbei, und zwang die Franzoſen, indem er am 1. Sept. 1706 ihre Linien ſtürmte, und ihnen eine vollkommene Niederlage beibrachte, die Belagerung aufzugeben, auch nach einigen Monaten ganz Italien zu räumen. Im J. 1707 drang er ſelbſt in Frankreich ein und belagerte Toulon, mußte aber wegen der Überlegenheit der Franzoſen die Belagerung wieder aufheben und ſich nach Italien zurückziehen. In den folgenden Jahren focht er an den Ufern des Rheins, eroberte Lille und ſchlug die Marſchälle Villars und Bouflers in dem großen Treffen bei Malplaquet, worin er ſelbſt gefährlich verwundet wurde. Wie ganz er auch hier jene nur den größten Geiſtern eigene Gemüthsruhe behauptete, erhellt aus der Antwort, die er den Offizieren gab, die in ihn drangen, daß er für ſeine eigene Perſon ſorgen möchte. „Wozu ein Verband, wenn wir hier ſterben ſollen?“ ſagte er, „und kom-

men wir davon, ſo iſt dazu noch heute Abend Zeit genug." Nachdem Marlborough das Commando verloren und Eugen ſich umſonſt perſönlich in London für ihn bemüht hatte, wurden ſeine weitern Unternehmungen, beſonders nach der Niederlage des Generals Albemarle, gehemmt. Der Friede zu Utrecht führte auch (1714) den Frieden zu Raſtadt herbei, der von Eugen und Villars abgeſchloſſen wurde. Kaum war auf dieſer Seite die Ruhe wieder hergeſtellt, als ein neuer Krieg mit den Türken (1716) ausbrach. Eugen ſchlug die weit ſtärkern türkiſchen Armeen bei Peterwardein und Temeswar, und belagerte im folgenden Jahre Belgrad, welches ſich ihm, nachdem er am 16. Aug. einen entſcheidenden Sieg über die zum Entſatz herbeigekommene türkiſche Armee erfochten hatte, ergab. Der paſſarowitzer Friede (1718) war die Frucht ſeiner Siege. Funfzehn Friedensjahre hindurch, deren ſich Öſterreich darauf erfreute, arbeitete Eugen mit gleichem Eifer im Cabinet, und als 1733 die polniſchen Angelegenheiten einen neuen Krieg herbeiführten, erſchien er noch in ſeinem Alter mit dem Heere am Rhein, ging aber, ohne etwas Entſcheidendes gewagt zu haben, nach Wien zurück, wo er 1736 in einem Alter von 72 Jahren ſtarb. Das öſterreichiſche Kriegsweſen, das er als Präſident des Hofkriegsraths ſehr verbeſſert hatte, gerieth gleich nach ſeinem Tode wieder in Verfall.

Eugen, Herzog von Leuchtenberg, Fürſt zu Eichſtädt, vorher Vicekönig von Italien, wurde am 3. Sept. 1780 geb. Seine Ältern waren der nachmals guillotinirte Vicomte Alexandre Beauharnois und Joſephine Taſcher de la Pagerie, ſpäterhin Gemahlin Napoleon Buonaparte's und franz. Kaiſerin. (S. den Art.) Eugen widmete ſich im Laufe der Revolution frühzeitig den Waffen. Schon als zwölfjähriger Knabe begleitete er ſeinen Vater, als dieſer das Commando der Rheinarmee erhielt. Nach dem Tode deſſelben kam er, da auch ſeine Mutter damals im Gefängniß war, zu Hoche, der in dieſem Zeitpunct in der Vendee befehligte. Nach dem 9. Thermidor kehrte er nach Paris zu ſeiner Mutter zurück, und widmete nun drei Jahre ſeiner geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Ausbildung, die er im Inſtitute des Herrn Meſtre in St. Germain-en-Laye bekam. Joſephine heirathete 1796 Napoleon, der eben zum Obergeneral der ital. Armee ernannt worden war, und Eugen begleitete ſeinen glücklichen Stiefvater nun in allen Feldzügen in Italien und in Ägypten. Er wurde, wie ſich erwarten läßt, ſchnell genug zu allen höheren militäriſchen Würden befördert, und im Jahr 1805 zum franzöſiſchen Prinzen und zum Vicekönig von Italien erhoben. Im Jahr 1805 zeichnete er ſich im Feldzuge gegen Öſterreich ſehr aus, und wurde nach Beendigung deſſelben (13. Jan. 1806) mit der Prinzeſſin Auguſta von Baiern vermählt. Im J. 1807 ernannte ihn Napoleon noch zum Prinzen von Venedig, und adoptirte ihn als Sohn und Erbe des Königreichs Italien. In der Verwaltung der Lombardei und was zu dem damaligen Königreich Italien gehörte, zeigte er viel Verſtand und Mäßigung, und machte ſich auf dieſem Poſten ſehr beliebt. Im Kriege von 1809 war er anfangs gegen den Erzherzog Johann nicht glücklich, ſpäterhin aber gewann er das Treffen bei Raab, und zeichnete ſich in dem Rieſenkampf bei Wagram durch hohe militäriſche Talente aus. Bei der Scheidung Napoleons von ſeiner Mutter benahm er ſich mit Würde und Anſtand, und wurde am 3. März 1810 von Napoleon zum künftigen Nachfolger des Fürſten Primas zum Großherzog von Frankfurt ernannt. In dem ruſſiſchen Feldzuge befehligte er das vierte Armeecorps und zeichnete

ſich an der Spitze deſſelben in den Gefechten von Othowno und Mohilow, und in der Schlacht an der Moskwa aus. Bei dem verderblichen Rückzuge verließ er die Trümmer ſeines Armeecorps keinen Augenblick, theilte alle Beſchwerden und Entbehrungen mit den Soldaten, und ermuthigte ſie durch ſein Beiſpiel. Ihm und Ney hatte Frankreich die Rettung der wenigen Trümmer der franz. Armee aus dieſem Feldzuge zu verdanken. Nach Napoleons und Mürats Abgange von der Armee wurde er zum Oberbefehlshaber ernannt, und zeigte auf dieſem wichtigen Poſten in jener ſchwierigen Zeit große militäriſche Talente. Wir finden ihn wieder bei der Schlacht von Lützen am 2. Mai 1813, wo er durch die Umgehung des rechten Flügels der Alliirten das Schickſal des Tages entſchied. Napoleon ſchickte ihn von Dresden nach dem bedrohten Italien zurück. Nach Aufhebung des prager Congreſſes und der Theilnahme Öſterreichs an der Coalition wurden auch in Italien die Feindſeligkeiten bald eröffnet. Er wußte ſich hier, ſelbſt nach Mürats Übertritt, geſchickt in der Defenſive zu behaupten. Nach Napoleons Sturz aber ſchloß er mit dem Grafen Bellegarde einen Waffenſtillſtand, der die Lombardei u. ſ. w. in die Hände Öſterreichs lieferte. Eugen ging zunächſt nach Paris und dann zu ſeinem Schwiegervater, dem Könige von Baiern, nach München. Er wohnte dem Congreſſe in Wien bei, und wurde bei Napoleons Rückkehr von Elba veranlaßt, Wien zu verlaſſen, und eine Zeitlang in Baireuth zu leben. An den Begebenheiten des Jahres 1815 nahm er keinen Theil. Es waren ihm in der Convention von Fontainebleau vom 11. April 1814 und ſpäter auf dem Wiener Congreſſe angemeſſene Entſchädigungen für ſeine verlornen Dotationen in Italien, die einen Capitalwerth von 20—25 Millionen Franken betrugen, zugeſichert worden, die ihm theils der Papſt, theils der König von Neapel (letzterer 5 Millionen) auszahlen ſollen. Durch eine Verordnung des Königs von Baiern wurde er im Nov. 1817 zum Herzog von Leuchtenberg ernannt, ihm das Fürſtenthum Eichſtädt unter baieriſcher Landeshoheit übergeben, und ſeine Nachkommen, im Fall des Ausſterbens der baieriſchen Linie, für erbfähig erklärt. Er hat 2 Söhne und 4 Töchter. Seine Schweſter iſt die Herzogin von St. Leu, Hortenſe Eugenie, geſchieden von Louis Buonaparte, ehemaligem König von Holland. (S. dieſen.)

Eule. Dieſer Nachtvogel wurde wegen ſeiner Lichtſcheu und wegen ſeines ernſten und finſtern Anſehens von den Alten zum Symbol des Nachdenkens und der tiefen Speculation gewählt, und der Minerva, der Göttin der Weisheit, beigeſellt. Eulen nach Athen tragen, etwas Überflüſſiges thun.

Eulenſpiegel (Tyll). Dieſer allbekannte Abenteurer aus der erſten Hälfte des 14ten Jahrhunderts wurde zu Keitlingen, einem wolfenbüttelſchen Dorf unweit Schöppenſtädt, geboren, und ſtarb gegen das Jahr 1350 in dem Städtchen Möllen, vier Meilen von Lübeck, wo ſein Grabſtein mit der Anſpielung auf ſeinen Namen, einem Spiegel und einer Eule, ſteht. Sein Name iſt zum Sprichwort geworden, alle muthwillig-luſtigen, närriſchen Streiche zu bezeichnen, die aus reiner Freude an ſolchen verübt werden; denn dergleichen verübend, zog Tyll durch Niederſachſen und Weſtphalen, ja ſelbſt nach Polen und Rom. In der Volkspoeſie leben ſie noch immer fort. Wann und in welcher Sprache dieſe Schwänke zuerſt geſchrieben worden, läßt ſich ſchwerlich mit Gewißheit beſtimmen. Aus dem Titel der alten und Volksausgaben ſcheint zu erhellen, daß ſie zuerſt in

plattdeutſcher Sprache geſchrieben geweſen, und mehrere Umſtände machen wahrſcheinlich, daß der durch ſeine Narrenbeſchwerung, Schelmenzunft und andere Schriften dieſes Schlags auch ſonſt bekannte Franziscaner, Thomas Murner, der Theologie und Rechte Doctor, ein Gegner Luthers, der Überſetzer ſei. Der Verfaſſer ſagt von ſich in der Vorrede: „Da man zählet 1302 (Herr von Murr glaubt 1502) bin ich durch etliche Perſonen und gute Gönner gebeten worden, die Hiſtorien und ſeltſamen ſchalkliſtigen Poſſen Tyll Eulenſpiegels, eines Bauern Sohns, zuſammen zu bringen und zu ſchreiben: welches ich nicht wohl füglich habe können abſchlagen. Dieweil denn menſchliche Natur und Weſen aus fröhlichem Geſpräch oft und viel wird bewegt, daß Traurigkeit, Krankheit, Haß und Neid wird gemildert und vergeſſen: habe ichs, ſo viel möglich, verfaſſet; nicht in Meinung, daß man daraus Böſes, ſondern allein das Böſe zu vermeiden lerne, auch ſich vor liſtigen Menſchen deſto beſſer hüten könne." Der Verfaſſer ſcheint die Urtheile der Nachwelt geahnt zu haben, die nicht bloß den äſthetiſchen, ſondern auch den ſittlichen Werth dieſes Volksbuchs angriff. Unanſtändigkeiten ſind freilich häufig darin zu finden, ſie fallen aber dem Zeitalter zur Laſt, in welchem der Schalk lebte und ſeine Schwänke geſchrieben wurden. Daß wir dies Zeitalter genauer dadurch kennen lernen, hat Flögel in ſeiner Geſchichte der komiſchen Literatur gezeigt (Bd. 4. S. 288 ff.). Übrigens erhielt es ſich, ungeachtet jener Fehler, Jahrhunderte als *Lieblingsbuch* nicht nur des deutſchen Volkes, ſondern vieler anderer; denn es iſt in die lateiniſche, franzöſiſche, engliſche, holländiſche und polniſche Sprache überſetzt, mehrmals nachgeahmt, unzählige Male aufgelegt, mit allerlei Anmerkungen herausgegeben und moderniſirt worden. (S. Reichards Bibliothek der Romane, Bd. 2. und 4.; Flögels Geſchichte der Hofnarren, und Görres über die Volksbücher.) Die älteſte gedruckte Ausgabe iſt bis jetzt die hochdeutſche 1540. 4. zu Augsburg erſchienene. In artiſtiſcher Hinſicht iſt noch zu bemerken, daß ein ſehr ſeltenes Kupferblatt von Lucas von Leyden den Namen Eulenſpiegels (l'Espiegle) hat. Ein Mann ſpielt auf einer Sackpfeife und trägt zwei Kinder in einem Korbe auf dem Rücken, ein Eſel trägt auch zwei Kinder und eine Frau eins. Vor ihr geht ein Kind an einem Stecken, auf deſſen linker Schulter eine Eule ſitzt; dies ſoll das Bildniß des jungen Eulenſpiegels ſein. dd.

Euler (Leonhard), einer der berühmteſten und ſcharfſinnigſten Mathematiker der neuern Zeit, war geboren zu Baſel den 15. Apr. 1707. Sein Vater, Paul Euler, der im folgenden Jahre Prediger zu Riechen wurde, ertheilte ihm ſelbſt den erſten Unterricht in der Wiſſenſchaft, in der er ſpäterhin ſo groß wurde. Auf der Univerſität zu Baſel benutzte er den Unterricht von Johann Bernoulli, und genoß der Freundſchaft von Daniel und Nicolas Bernoulli, welche ſchon ihrem berühmten Vater Jacob mit Glück nachſtrebten. Im neunzehnten Jahre erhielt der junge Euler das Acceſſit des Preiſes, den die pariſer Academie der Wiſſenſchaften auf die beſte Abhandlung über *das Bemaſten der Schiffe* geſetzt hatte. Als Catharina die Erſte die Stiftung der petersburger Academie vollenden wollte, berief ſie auch Daniel und Nicolas Bernoulli dahin. Nicolas unterlag der Strenge des Clima's, und Daniel kehrte in ſein Vaterland zurück, nachdem er Eulern eine Stelle bei der Academie verſchafft hatte. Jetzt bildete dieſer allein im Fache der Mathematik die ganze Academie, und arbeitete mit einem Fleiße und einer Anſtrengung, welche Bewunderung verdienen; denn er verfaßte mehr als die Hälfte

der Abhandlungen dieſes Faches in den 46 Quartbänden, welche die petersburger Akademie von 1727 bis 1783 herausgab, und bei ſeinem Tode hinterließ er noch ungefähr hundert ungedruckte Abhandlungen, welche die Akademie nach und nach erſcheinen ließ. Außerdem ſchrieb er mehrere größere Werke von nicht geringer Bedeutung; auch bereicherte er die Schriftenſammlung der Akademie zu Berlin, während der 25 Jahre, die er in dieſer Stadt zubrachte. Der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris reichte er mehrere Abhandlungen ein, und gewann oder theilte zehn Preiſe. Dieſe Thätigkeit iſt um ſo bewundernswerther, da er die letzten 17 Jahre ſeines Lebens in dem Zuſtande der Blindheit zubrachte. Seine Arbeiten zeichnen ſich vor denen ſeiner Zeitgenoſſen beſonders dadurch aus, daß er als unmittelbarer Nachfolger von Bernoulli, und ſo die Schule von Leibnitz fortſetzend, die Wiſſenſchaft des Rechnens vorzüglich zu vervollkommnen ſuchte, indem er immer mehr und mehr die Anſichten der reinen Geometrie entfernte, welche Newton's Schüler am meiſten zu Hülfe nahmen. Er ſtellte zuerſt das Beiſpiel jener langen Deductionen auf, in welchen die Bedingungen des Problems erſt mit Hülfe algebraiſcher Symbole ausgedrückt werden, und dann das Rechnen allein alle Schwierigkeiten entwickelt und beſiegt. Euler zeigte hier einen außerordentlichen Scharfblick und ein eben ſo tiefes als erfindungsreiches Genie. Was Voltaire im Gebiete der ſchönen Wiſſenſchaften war, war Euler im Felde der mathematiſchen. Er gab ſeiner Wiſſenſchaft eine ganz neue Geſtalt. Er behandelte die Mechanik durch die Analyſis, und indem er ſo den Umfang dieſer Wiſſenſchaft erweiterte, vervollkommnete er ſehr die Differenzial- und die Integralrechnung, worüber er ſpäterhin einen ausführlichen Curſus herausgab, der Alles übertraf, was man bisher über dieſen Gegenſtand kannte. Seine erſte Schrift: über das Bemaſten der Schiffe, und noch mehr ſein Aufenthalt zu Petersburg beſtimmten ihn ohne Zweifel, die Mathematik auf die Erbauung und Leitung der Schiffe anzuwenden. Die wichtigen Fragen über das Weltſyſtem, welche Newton ſeinen Nachfolgern aufzulöſen hinterlaſſen hatte, waren der immerwährende Gegenſtand von Eulers Forſchungen, und erwarben ihm den größten Theil der Preiſe, die er bei akademiſchen Bewerbungen erhielt. Eine ſehr ausführliche Abhandlung über die Dioptrik war die Frucht ſeiner Unterſuchungen über die Mittel, die Brillengläſer zu verbeſſern. Schon der Antheil, den er an der Erfindung der achromatiſchen Ferngläſer hatte, würde hinreichend ſein, um ihn auch hier ausgezeichnet zu nennen. In der Behandlung der Phyſik, die ihm gleichfalls nicht fremd blieb, war er nicht ſo glücklich. Hier gibt er ſich oft ſehr unhaltbaren willkürlichen Hypotheſen hin, und ſcheint nur Gelegenheiten zum Rechnen aufzuſuchen. Größer war hier Bernoulli. Auch mit der Philoſophie im eigentlichen Sinne beſchäftigte er ſich. Er wollte die Unkörperlichkeit der Seele beweiſen, und die Offenbarung gegen die Freigeiſter vertheidigen. In ſeinen bekannten Briefen an eine deutſche Prinzeſſin über verſchiedene Gegenſtände der Phyſik und Philoſophie greift er das Leibnitziſche Syſtem der Monaden und der präſtabilirten Harmonie an; allein man ſieht doch bald, daß dies nicht das Feld war, auf dem er glänzen konnte. — Im J. 1741 folgte er einem ehrenden Rufe Friedrichs des Großen an die berliner Akademie zur Stelle eines Lehrers der mathematiſchen Wiſſenſchaften, kehrte aber 1766 nach Petersburg zurück, und ſtarb

hier 1783 als Director der mathematiſchen Klaſſe der Akademie. Er erhielt, wo er ſich auch befand, aus allen gebildeten Ländern Europa's fortwährende Beweiſe der ausgezeichnetſten Achtung. Im J. 1755 wurde er von der franzöſiſchen Akademie zu einem ihrer auswärtigen Mitglieder ernannt, obſchon keine der damals ſo geſuchten Stellen offen war. Er empfing auch bedeutende Geſchenke für ſeine Arbeiten von mehrern Höfen, unter andern erhielt er für ſeine Nachforſchungen über die Mondstafeln einen beträchtlichen Theil des Preiſes, den das engliſche Parlament demjenigen beſtimmt hatte, der eine ſichere Methode auffinden würde, die Längengrade auf der See zu beſtimmen. — Aus ſeiner erſten Ehe hatte er 13 Kinder gehabt, von denen ihm 5 blieben, als er ſich zum zweiten Male mit ſeiner Schwägerin verheirathete. Von 38 Enkeln lebten bei ſeinem den 7. Sept 1783 erfolgten Tode noch 26. Er verlor auch zwei verheirathete Töchter. Seine ſo äußerſt zahlreichen Schriften, welche nicht in Sammlungen erſchienen ſind, finden ſich in Meuſels bekanntem Werke verzeichnet. Wir bemerken hier nur die ſchon genannten Briefe an eine deutſche Prinzeſſin, die ſehr oft gedruckt worden ſind, ſdann ſeine Theoria motuum planetarum et cometarum; ſeine Introductio in analysin infinitorum; ſeine Institutiones calculi differentialis; ſeine Institutiones calculi integralis; ſeine Anleitung zur Algebra; ſeine Dioptrik; ſeine Opuscula analytica u. ſ. w. Als Menſch war er von liebenswürdigem Charakter, anſpruchlos, heiter und ſtets guter Laune; er liebte Geſellſchaft und wußte ſie durch angenehmen Witz zu beleben.

Eumenes, aus Kardia gebürtig. Philipp von Macedonien und Alexander der Große brauchten dieſen klugen und gewandten Mann, der ſich durch ſeine Talente frühzeitig auszeichnete, als ihren Geheimſchreiber, letzterer beſonders in Staatsgeſchäften. Nach Alexanders Tode hielt er es mit Perdiccas, und wurde Statthalter von Kappadocien und Paphlagonien. Als Oberfeldherr in Kleinaſien war er glücklich gegen Kraterus, mußte aber doch endlich im Kampfe mit Antigonus unterliegen, der ihn zum Gefangenen machte.

Eumeniden (Furien bei den Römern) waren in der griechiſchen Mythologie die Rächerinnen der Blutſchuld, der Verbrechen der Kinder an den Eltern, der Meineide. Gräßlich erwuchſen ſie aus den Blutstropfen, welche dem Uranos entfielen, als ſein Sohn Kronos ihn entmannte. Spätere Mythographen ſetzen ihre Zahl auf drei, und nennen ſie: Alecto, Megära und Tiſyphone. Äſchylus hatte in dem Trauerſpiel, das ihren Namen führt, 50, und mit ihnen Schrecken und Entſetzen auf die Bühne gebracht. Das waren noch die ſchrecklichen, ſchwarzeingehüllten mit den Schlangen ſtatt der Haare, kralligen Fingern, hervorgeſtreckter Zunge, deren Augen ſchwarzes Blut enträufelt, die Blutſaugerinnen, denen das Blut, wenn ſie ſich vollgeſogen hatten, wieder zum Hals herausquoll, und denen, wenn ſie zürnten, Gift entträufelte, das, wohin es fiel, wie eine böſe Flechte wuchernd, der Erde jeden Keim der Fruchtbarkeit raubte. Groß war die Scheu vor ihnen, kaum ihren Namen wagte der Athener auszuſprechen, und nannte ſie nur die ehrwürdigen Göttinnen. Doch nicht ſtets wurden ſie als ſo entſetzliche Unholdinnen gedacht und gebildet. Mit den Fortſchritten der moraliſchen und äſthetiſchen Ausbildung der Hellenen erhielt auch der Mythus von dieſen moraliſchen Gottheiten vielfache Umwandlungen. Die Bildner gingen von der Idee der Menſchenjägerinnen aus, und ſtellten ſie als die ſchönſten

Jagdnymphen dar, die nur durch den hohen Ernſt ihrer Mienen, durch Fackel, Dolch und ähnliche Attribute ihre Beſtimmung ankündigten. Die Qualen des böſen Gewiſſens ſah nun in ihnen vorerſt die philoſophiſche Erklärung, endlich auch der Glaube des Volks. Nun erſt verdienten ſie den Namen der Eumeniden, d. i. der wohlwollenden. Eine kleine aber vortreffliche Schrift über dieſen Mythus iſt die archäologiſche Unterſuchung Böttigers: die Furienmaske im Trauerſpiele und auf Bildwerken der alten Griechen. Weimar 1811. dd.

Eunomia, ſ. Grazien und Horen.

Eunuch, Verſchnittener (ein griechiſches Wort). Eunuchen wurden ehemals an den orientaliſchen Höfen, ſo wie noch jetzt am türkiſchen Hofe, als treue Leute zur Bewachung im Innern der Palläſte gebraucht.

Eupen (franz. Neaux), ein Flecken im ehemaligen Limburgiſchen, jetzt im preußiſchen Großherzogthum Niederrhein, einige Stunden von Aachen, mit 10,000 Einwohnern, iſt ein ſehr bedeutender Fabrikort. Die hieſigen Tuchmanufacturen, die den Haupterwerbzweig des Orts ausmachen, liefern ſeit 20 oder 25 Jahren ſo ſchöne und feine Tücher, daß ihre Draps des Gobelins und d'Elbeuf den in Frankreich verfertigten gleich kommen und im Handel dafür paſſiren. Von gleicher Trefflichkeit ſind die hier fabrizirten Kaſimire, die größtentheils nach Frankreich gehen. Zur Zeit, wo der levantiſche Handel blühte, war Eupen in beſonderm Flor; aber auch noch jetzt zählt man 20 große und 30 mittlere und kleine Häuſer, die das Tuchgeſchäft betreiben und Handel darin haben.

Euphemismus heißt die Umſchreibung einer anſtößigen oder widrigen Sache mit mildern und gelindern Worten. So bedienten ſich z. B. die Alten, um den Begriff ſterben auszudrücken, eines vielfachen Euphemismus, und auch bei uns ſind die Worte: abſcheiden, zu ſeinen Vätern verſammelt werden u. ſ. w., Euphemismen dafür; es iſt daher auch eine Figur der Redekunſt.

Euphon. Durch weitere Fortſetzung ſeiner akuſtiſchen Verſuche kam der tiefforſchende D. Chladni in Wittenberg auf die Erfindung eines neuen muſikaliſchen Inſtruments, dem er, wegen ſeines ſehr angenehmen Klanges, den Namen Euphon gab. Äußerlich hat es die Geſtalt eines kleinen Schreibpultes, inwendig zeigen ſich 40 horizontalliegende gläſerne Stäbe, deren untre Enden in der Mitte des Reſonanzbodens mit rothem Fries umgeben erſcheinen; die vordern Enden liegen auf einem Querbalken unter rothem Frieſe. Benetzt man dieſe Stäbe, an welchen die halben Töne durch eine andere Farbe kenntlich gemacht ſind, mit einem Schwamme, und fährt mit naſſen Fingern daran hin und her, ſo geben ſie einen Klang, der weit angenehmer und reiner iſt, als der Klang einer Harmonica von nicht ganz vorzüglicher Güte, nur daß ſie nicht das Aushalten und Anſchwellen der Töne haben wie dieſe. Alles, was auf der Harmonica ſpielbar iſt, läßt ſich auch auf dieſem Inſtrumente ſpielen, allenfalls auch geſchwindere Stücke. Vor der Harmonica hat es folgende Vorzüge voraus, daß es wohlklingender, leichter zu ſpielen, gefälliger für das Auge, viel wohlfeiler, weniger zerbrechlich, weit leichter wieder herzuſtellen, unſchädlicher und eines weitern Umfangs fähig iſt. Von der innern Einrichtung, die auf ganz neu entdeckten Geſetzen der Bewegung beruht, und von allem, was zu deſſen Bau zu beobachten iſt,

hat der geniale Erfinder noch nichts bekannt gemacht. 1780 begann er an dieſem Inſtrumente und 1790 vollendete er es. dd.

Euphonie, Wohllaut der Töne, bezieht ſich auf den Klang oder die Qualität des Tons und gehört zu den Vorzügen einer Sprache.

Euphrat, Euphrátes, auch Phrat genannt, einer der größten und merkwürdigſten Ströme des Orients, denn durch ihn wurden das vordere und hohe Aſien, und mehrere Jahrhunderte hindurch auch das römiſche und perſiſche Reich getrennt. Er entſpringt in Armenien aus zwei Flüſſen, dringt durch das Gebirge Taurus und fällt zuletzt nach einem Laufe von 500 Stunden bei Baſſora in den perſiſchen Meerbuſen. Übrigens war der Euphrat, welcher jetzt da, wo er ſich mit dem Tigris vereint, Schat-al-Arab (Fluß der Araber) heißt, ehedem für Babylonien eben ſo wohlthätig, wie der Nil für Ägypten, indem er vom Monat Auguſt an das Land überſchwemmte und mit ſeinem Schlamme düngte.

Euphróſyne, ſ. Grazien.

Eurhythmie, das ſchöne Verhältniß in der Bewegung, z. B. im Tanze, in der Muſik, und vorzüglich in den Worten als Sprachtönen (von Rhythmus). Auch letzteres iſt ein Hauptvorzug der Sprache an ſich, daß die Verbindungen ihrer Worte mannichfaltige und ſchöne Bewegungen verſtatten. Hernach nennt man Eurhythmie überhaupt ſchöne Übereinſtimmung der Theile zum Ganzen: ſchönes Verhältniß.

Euripides. Im erſten Jahre der 75ſten Olympiade (480 v. Chr. Geb.) wurde an dem Tage, wo die Griechen des Xerxes Übermacht bei Salamis ſchlugen, an eben dieſem Orte Euripides geboren, und die drei größten Tragiker Griechenlands trafen hier zuſammen; denn Äſchylus ſtand in der Reihe der Siegenden und der junge Sophokles tanzte um die Trophäen. Von des Euripides Ältern wiſſen wir nichts Sicheres, und von ſeiner Erziehung nur ſo viel, daß ſein Vater, um falſch gedeuteter Weiſſagungen willen, ihn zum Athleten bilden wollte. Eigne Naturart zog den Jüngling zu andern Künſten. Anfangs übte er ſich in der Mahlerei, dann aber ſtudirte er bei Prodikus die Rhetorik, bei Anaxagoras (nicht bei Sokrates) die Philoſophie, welche beide Studien auf ſeine Poeſie einen ſo mächtigen Einfluß geäußert haben, daß man ihn mit demſelben Rechte, mit dem man ihn den philoſophiſchen Tragiker nennt, auch den rhetoriſchen nennen könnte. Des Euripides Zeit fällt in die Periode der höchſten Vollendung griechiſcher Tragödie durch Sophokles, neben welchem, wäre es auch nur als zweiter, zu ſtehen höchſt ehrenvoll iſt. Euripides war neben Sophokles der Liebling ſeines Zeitalters; ſeine Tragödien wurden mit denen des Sophokles zu gleicher Zeit aufgeführt, ja ſie erhielten ſelbſt einige Male den Preis über dieſe. Freilich ſtimmten ins Urtheil des Publicums nicht auch ſtets die Kritiker ein, und Ariſtophanes gab durch beißende Parodien gar oft den Lieblingsdichter dem Gelächter Preis. Daß er ſich trotz Kritik und Parodien als Lieblingsdichter erhielt, beweiſt für ihn; daß die vorzüglichſten Kritiker ſich mißfällig erklärten, beweiſt gegen ihn. Von ſeinen 123 Tragödien ſind 19 auf uns gekommen; wir können alſo ſelbſt entſcheiden. Schwerlich wird dann das geprüfte unparteiiſche Urtheil anders ausfallen, als es A. W. Schlegel fällte. „Wenn man," ſagt er, „den Euripides für ſich allein betrachtet, ohne Vergleichung mit ſeinen Vorgängern, wenn man manche ſeiner beſſer-

Stücke und in andern einzelne Stellen ausſondert: ſo muß man ihm außerordentliche Lobſprüche ertheilen. Stellt man ihn hingegen in den Zuſammenhang der Kunſtgeſchichte, ſieht man in ſeinen Stücken immer auf das Ganze und wieder auf ſein Streben überhaupt, das ſich in den auf uns gekommenen ſämmtlich offenbaret; ſo kann man nicht umhin, ihn vielfältig und ſtreng zu tadeln. Von wenigen Schriftſtellern läßt ſich mit Wahrheit ſo viel Gutes und Übles ſagen. Er war ein unendlich ſinnreicher Kopf, in den mannichfaltigſten Künſten des Geiſtes gewandt; aber einer Fülle von glänzenden und liebenswürdigen Eigenſchaften ſtand bei ihm nicht der erhabene Ernſt des Gemüths, noch die ſtrenge künſtleriſche Weisheit ordnend vor, die wir an Äſchylus und Sophokles verehren. Er ſtrebt immer, nur zu gefallen, gleichviel, durch welche Mittel. Darum iſt er ſich ſelbſt ſo ungleich: manchmal hat er hinreißend ſchöne Stellen, andre Male verſinkt er in wahre Gemeinheiten. Bei allen ſeinen Fehlern beſitzt er eine bewundernswürdige Leichtigkeit und einen gewiſſen einſchmeichelnden Reiz.“ Wer nun den Dichter von ſeinen beiden Seiten will näher kennen lernen, der kann es, wenn er dieſes Kunſtrichters Schrift, Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine, zuſammenhält mit dem, was er in ſeiner fünften Vorleſung über dramatiſche Kunſt und Literatur geſagt hat. Ein Theil der Fehler des Euripides mag freilich ſeiner Zeit zur Laſt fallen, die eine Zeit der grübelnden Sophiſtik, politiſcher Streitſucht und der Rhetorenkünſte war: Fehler bleibt es aber ſtets, den Fehlern des Zeitalters zu huldigen. Eine Haupttendenz des Euripides war, auf Rührung auszugehen. „Er kannte,“ ſagt ein andrer Kunſtrichter, „das Weſen der Leidenſchaften, und wußte Situationen zu finden, in denen ſie ſich auf das vollkommenſte entwickeln konnten (daher vielleicht ὁ τραγικώτατος, der tragiſchſte der Tragiker genannt). Dabei hat er einen elegiſchen Ton, welcher ſelten oder nie ſeine Wirkung verfehlt. Die meiſten ſeiner Perſonen haben vormals in dem Genuß eines ausgezeichneten Glücks gelebt, und der Rückblick auf daſſelbe in ihrem gegenwärtigen Zuſtand hemmt das Ungeſtüm der Leidenſchaften und ſtimmt ſie zur Wehmuth herab. Darum athmen ſich bei ihm die Leidenſchaften weit öfter in ſanften Klagen aus, als daß ſie ſich zu einer merkwürdigen Größe erheben ſollten; darum iſt er auch ſo reich an Sittenſprüchen und philoſophiſchen Tiraden, indem ſeine Perſonen immer noch Beſonnenheit genug behalten, über ihren Zuſtand nachzudenken. Euripides wußte ſehr gut dasjenige zu finden, was auf den Augenblick Wirkung thut. Die Zeiten der Kühnheit waren vorbei, in denen Äſchylus dichtete, und die alte Kraft des Staats fing allmählig zu ſinken an. Nun gefiel des Euripides rührender Ton.“ Mancherlei kann man übrigens gegen ſeine lockeren Plane, oft unerklärlichen Charakterveränderungen, außerweſentlichen Chorgeſänge, zum Theil auch gegen ſeine Stoffe ſelbſt einwenden; vorzüglich bleibt er in wahrem, natürlichem Ausdruck der Leidenſchaften, intereſſanten Situationen, originellen Charaktergruppirungen, vielſeitiger Auffaſſung der menſchlichen Natur, und iſt ein Meiſter in der Kunſt, den Dialog zu behandeln, Reden und Gegenreden dem Charakter, dem Geſchlecht und Stand, den offenbaren oder geheimen Abſichten, der gegenwärtigen Stimmung des Redenden und dem Erforderniß des Moments, kurz allem, was ihnen die größte Beſtimmtheit gibt, richtig anzupaſſen und geſchickt in einander zu fügen. Überdies iſt eine gewiſſe Zartheit und Lieblichkeit

über ſeine Tragödien verbreitet, die das Gemüth einzunehmen nicht verfehlen können. Man hat ihn öfters den **Weiberfeind** genannt, wahrſcheinlich wegen der vielen Sentenzen über die Schwächen des weiblichen Geſchlechts. Dennoch war er dieſem Geſchlecht eben nicht abhold: auch ſoll er zwei Frauen zugleich gehabt haben. Indeß fehlt es bei ihm doch auch nicht an Darſtellung ſchöner Weiblichkeit, und ſeine Empfänglichkeit für die edlern Reize weiblicher Sittſamkeit iſt unverkennbar. Nicht wahrſcheinlich iſt es, daß ſein Weiberhaß und — ſeine eigene Frau ihn von Athen nach Macedonien getrieben; er folgte der Einladung des Königs Archelaus, deſſen Gunſt und Vertrauen er in gleichem Grade beſaß. Leider fand er bei ihm einen unglücklichen Tod; er ward von Hunden zerriſſen, oder ſtarb doch wenigſtens an den Folgen ihrer Biſſe. Der Monarch ließ ihm ein prächtiges Denkmal errichten, mit der Aufſchrift: „Nie wird, Euripides, dein Angedenken erlöſchen!“ Noch ehrenvoller war für ihn die Inſchrift an dem Cenotaphium, das die Athener ihm errichteten: „Ganz Griechenland iſt des Euripides Denkmal, Macedoniens Erde bedeckt nur ſeine Gebeine.“ Der ihn überlebende Sophokles betrauerte öffentlich ſeinen Verluſt. Archelaus hat übrigens wahr prophezeit: Euripides wird, bei allen Fehlern, die er durch große Tugenden vergütet, ſtets ein Liebling zarterer Seelen bleiben. In **Bothe's** Überſetzung kann man ihn ziemlich genau kennen lernen: man überſehe dann nicht, was **Wieland** über ihn im attiſchen Muſeum geſagt hat. Die berühmteſten Ausgaben des Euripides ſind von Paul Stephanus (Paris 1602, 4.), von Barnes (Cambridge, 1694, Fol.), von Musgrave (Oxford, 1778, 4. Vol. 4.) und von Mocus und Beck (Leipzig 1779 — 1788, 4.). Die neueſte kritiſche Ausgabe hat Matthiä (Leipzig 1813) begonnen. Um einzelne Stücke haben ſich Valkenaer, Brunck, Porſon, Markland u. A. verdient gemacht.

Europa, die Tochter des Königs Agenor von Phönizien und der Nymphe Mella, und Schweſter des Cadmus. Die Fabel erzählt, daß eine Zofe der Juno ein Schminknäpfchen von dem Putztiſche der Göttin entwendete und es der Europa gab. Ihre dadurch noch erhöhte Schönheit gewann die Liebe Jupiters, der, um ſie zu beſitzen, ſich in einen ſchönen weißen Stier verwandelte, und in dieſer Geſtalt ihr an den Ufern des Meers erſchien, wo ſie mit ihren Geſpielinnen luſtwandelte. Sie fand den Stier ſo herrlich und zahm, daß ſie es wagte, ihn zu beſteigen, worauf dieſer mit ſeiner ſchönen Beute dem Meere zueilte und nach dem Welttheile hinüberſchwamm, der von ihr den Namen empfangen haben ſoll. Hier verwandelte er ſich in einen ſchönen Jüngling, mit welchem ſie den Minos und Rhadamanth erzeugte.

Europa, einer von den Haupttheilen, worein unſere Erde gewöhnlich getheilt wird, iſt zwar der kleinſte Erdtheil; aber durch ſeine Bevölkerung, Cultur des Bodens, Flor der Künſte, Wiſſenſchaften, Induſtrie und des Handels, durch ſeine Macht und Einfluß auf alle übrigen Erdtheile und durch die Menge der großen und wohlgebauten Städte zeichnet er ſich vor allen aus, und verdient daher, am genaueſten kennen gelernt zu werden, wozu auch die reiche geographiſche Literatur, die wir von den ſämmtlichen Ländern deſſelben (mit Ausſchluß der Türkei) beſitzen, die genügendſten Hülfsmittel darbietet. Wann und woher Europa ſeinen Namen und ſeine erſten Bewohner erhalten habe, reicht über die Gränzen der Geſchichte hinaus. Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß von Aſien aus, als Wiege des Men-

ſchengeſchlechtes, die erſten Menſchen nach Europa kamen. Griechenland war wohl der Theil, welcher zuerſt von Aſien aus ſeine Bevölkerung erhielt. Hier bildete ſich etwa 1400 Jahre vor unſerer Zeitrechnung ein Volk aus, die Hellenen, das bald die Cultur Aſiens übertraf. Die Blüthe dieſes Volks, gewöhnlich Griechen genannt, fällt etwa drei Jahrhunderte vor Chriſti Geburt. Groß im Denken und Handeln, blühend durch Künſte und Wiſſenſchaften, fruchtbar an den herrlichſten Erzeugniſſen eines mannichfach ausgebildeten Geiſtes, wird es, ſo lange die Cultur der Menſchheit fortdauert, ein Gegenſtand der Bewunderung, und ihr Nachlaß die erſte Quelle unſeres Denkens und Wiſſens bleiben. Aber auch dieſes blühende Volk unterlag dem Wechſel aller menſchlichen Schickſale. Mit der Auflöſung des Univerſalreichs, welches Alexander der Große auf den Trümmern der griechiſchen Freiheit errichtet hatte, trifft der Verfall deſſelben wieder zuſammen. Zu eben der Zeit, wo Griechenland ſank, erhob ſich in Italien ein anderes Volk, die Römer, das zwar ſchon früher in der Geſchichte erſcheint, aber erſt um dieſe Zeit, nachdem es ſich zum Herrn von ganz Italien gemacht, und den Kampf um die Herrſchaft der am mittelländiſchen Meere gelegenen Länder mit den Carthaginenſern in Afrika, einer Colonie der Phönizier, ſiegreich beſtanden hatte, in der Geſchichte Epoche zu machen, und ſeinen Einfluß auch auf das übrige Europa zu verbreiten anfängt. Es überwältigte das ſeit dem Untergange der Alexandriniſchen Monarchie geſchwächte Griechenland, und verpflanzte griechiſche Cultur auf Italiens Boden. Bald wurden nun durch die ſich mehr und mehr erweiternden Eroberungen der Römer die ſüdlichen Länder Europa's, Portugal, Spanien, Frankreich, auch ſelbſt ſchon Englands Geſtade, Belgien, Helvetien, der zwiſchen der Donau und den Alpen gelegene Theil Germaniens, die ungariſchen Provinzen (damals Pannonien, Illyrien und Dacien), bekannter, und erhielten von denſelben römiſche Cultur, Sitten und Sprache. Aus Nomaden wurden nun Ackerbauer, und blühende Städte erhoben ſich. Auch die Lehre der chriſtlichen Religion, welche ſich in den Provinzen des weiten römiſchen Reichs verbreitete, wurde wichtig für die Entwilderung der meiſten europäiſchen Nationen. Nur Germanien widerſtand der andringenden Macht der Römer, und verhinderte dadurch die Verbreitung der römiſchen Cultur in dem Norden von Europa, der bis dahin auch noch der Geſchichte unbekannt blieb. Mit dem Verfalle des römiſchen Reichs, hauptſächlich veranlaßt durch die Theilung in ein morgenländiſches und abendländiſches Reich, trat eine große Umänderung der politiſchen Verfaſſung Europa's, die große Völkerwanderung, ein. Die Völker des rauhen Nordens fielen über die ſchönen und angebauten Länder des ſchon geſchwächten römiſchen Reichs her, brachten ihre ganze Rohheit in dieſe Länder mit, worin römiſche Cultur, Künſte und Wiſſenſchaften blüheten. Barbarei, tiefe Unwiſſenheit und Aberglauben verbreiteten ſich hierauf. In Italien hatten Oſtgothen und Longobarden, in Gallien Franken, in Spanien Weſtgothen und in England Angelſachſen ſich niedergelaſſen, und ſich die Einwohner dieſer Länder unterworfen, oder auch ſich mit ihnen vermiſcht. Das Reich der Franken erhob ſich unter Karl dem Großen zu Ende des 8ten Jahrhunderts zu einer ſolchen Größe, daß aus demſelben in der Folge die neuen Staaten Frankreich, Deutſchland, Italien, Burgund und Navarra hervorgehen konnten. Um eben dieſe Zeit fingen die nördlichen und öſtlichen Nationen Europa's an, Einfluß

in die Welthändel zu erhalten. Slaven ſtifteten in Böhmen, Polen, Rußland und dem nördlichen Deutſchland Reiche; in Ungarn traten die Magyaren auf, und im höchſten Norden ſpielten die tapfern Normänner eine bedeutende Rolle. Hierauf gelang es den Päpſten, durch ihre Herrſchaft auf die abergläubiſchen Gemüther, eine Hierarchie zu gründen, die vorzüglich Gregor VII. auf den höchſten Gipfel brachte. Um ihre Herrſchaft zu ſichern, verleiteten ſie die Völker zu den abenteuerlichen, Millionen von Menſchen hinwegraffenden Kreuzzügen, welche jedoch bewirkten, daß in allen Ländern ſich ein Mittelſtand bildete, der Landmann meiſtens die Feſſeln der Leibeigenſchaft von ſich warf, und daß gelehrte Kenntniſſe und Künſte von den Arabern und Griechen in Europa zurückkehrten. Die errichteten Univerſitäten, die Erfindung der Buchdruckerkunſt, die Reformation begünſtigten jene erſten Keime einer hervorſproſſenden neuen wiſſenſchaftlichen Bildung der europäiſchen Völker. Es geſtalteten ſich nun aus dem Chaos des Mittelalters die Staaten: Deutſchland, Frankreich, Spanien, Portugal, England, Schottland, Helvetien, die italieniſchen Staaten, Ungarn, Böhmen, Polen, Dänemark, Schweden und Rußland. Durch die 1453 erfolgte Eroberung Conſtantinopels miſchten ſich die Türken, ein aſiatiſches Volk und deſpotiſcher Staat in den europäiſchen Staatenbund, den Öſterreich, Holland und Preußen vermehrten; auch Rußland verwandelte ſich erſt ſeit Peter I. aus einem aſiatiſchen in einen europäiſchen Staat. Die Verſuche Karls V., Beherrſchers der ſpaniſchen Monarchie, und Ludwigs XIV., das beſtehende Gleichgewichtsſyſtem der europäiſchen Staaten zu zerſtören, mißlangen, bis endlich in unſern Zeiten Napoleon beinahe das Ziel erreichte, aus allen europäiſchen Staaten eine Univerſalmonarchie zu bilden. Aber kurz und vorübergehend war ſeine Herrſchaft und Macht. Seit der Geſtaltung der Staaten Europa's ſind aus der Reihe der ſelbſtſtändigen verſchwunden: Ungarn, Polen, das deutſche Reich, Schottland, Böhmen, Venedig, Genua, Mailand. Hinzugekommen ſind: die Staaten des deutſchen Bundes, die italieniſchen, Jonien, und Krakau. — Europa iſt von drei Seiten von dem Meere umfloſſen, das hier verſchiedene Namen führt, und entweder zum nördlichen Eismeere oder zum atlantiſchen Ocean gehört. Eine ſchmale Meerenge des mittelländiſchen Meeres trennt es von Africa; gegen Oſten allein hängt es mit dem feſten Lande, nämlich Aſien, zuſammen, und hier wird ſeine Grenze von den Geographen auf verſchiedene Art beſtimmt. Europa liegt in der nördlichen kalten und in der nördlichen gemäßigten Zone, vom 8ten Grade der öſtlichen Länge bis zum 80ſten und vom 36ſten Grade der nördlichen Breite bis zum 71ſten Grade. Mit Einſchluß der Inſeln, welche gegen 15,000 Q. M. enthalten, beträgt der Flächeninhalt Europa's 153,000 Q. M., wovon Rußland faſt die Hälfte einnimmt. Die größte Ausdehnung hat Europa zwiſchen dem Cap. St. Vincent in Portugal und dem nördlichen Ende der Grenze zwiſchen Europa und Aſien, an der Straße Waigatz. Dieſe Ausdehnung beträgt in gerader Linie ungefähr 750 Meilen. Die größte Breite hat dieſer Erdtheil zwiſchen dem Cap Matapan in Morea und dem Nordcap in Norwegen, welche Ausdehnung ungefähr 520 Meilen beträgt. Europa iſt außerordentlich gut bewäſſert, obgleich ſeine Ströme wegen der geringen Landmaſſe keinen ſo langen Lauf und keine ſo große Waſſerfälle haben, als in andern Erdtheilen, beſonders in Amerika. Von den vornehmſten Strömen fließen: der Ebro, die Rhone und der Po in das mittelländiſche Meer; die Donau, der Dnieſter und der Dnieper

in das ſchwarze Meer; der Don in das aſowſche Meer; die Wolga in das kaſpiſche Meer; die Dwina in das nördliche Eismeer; die Düna, die Weichſel und die Oder in die Oſtſee; die Elbe, Weſer, Rhein (doch nachdem ſeine Gewäſſer andere Namen erhalten haben) in die Nordſee; die Seine in den Canal und die Loire, Garonne, Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir in das atlantiſche Meer. Den längſten Lauf haben unter dieſen Flüſſen die Wolga und die Donau. Von den zahlreichen Seen befinden ſich die größten, welche jedoch keine Vergleichung mit den nordamerikaniſchen aushalten, in Nordeuropa, als in Rußland der Ladoga- (der größte unter allen europäiſchen Seen), der Onega- und Peipusſee; in Schweden der Mälar-, Wener- und Wetterſee. An der Gränze von Deutſchland und der Schweiz iſt der Bodenſee, an der Gränze der Schweiz und Italiens der Genferſee. In Ungarn ſind der Platten- und der Neuſiedlerſee, Ein großer Theil von Europa iſt gebirgig, der ſüdliche mehr als der nördliche. Das höchſte Land iſt die Schweiz, von da der Boden ſich nach allen Seiten zuſenkt und endlich gegen die Nord- und Oſtſee in flache Ebenen ausläuft. Die ebenſten und niedrigſten Länder ſind Holland und Norddeutſchland, Dänemark, Preußen und Rußland. Das größte europäiſche Gebirge ſind die Alpen in der Schweiz und Italien, welche von da ſich in viele Äſte nach verſchiedenen Richtungen ausbreiten. Sie erſtrecken ſich weſtlich nach Frankreich, und hängen vermittelſt der Sevennen mit den Pyrenäen zuſammen, die Frankreich von Spanien trennen. Südwärts läuft ein Arm der Alpen zum mittelländiſchen Meere, wendet ſich dann öſtlich und zieht unter dem Namen der Apenninen durch ganz Italien. Oſtwärts gehen mehrere Arme von den Alpen aus, und erſtrecken ſich durch Süddeutſchland bis in die türkiſchen Provinzen. Nordwärts von den Alpen läuft eine andere Gebirgskette, und ſcheidet die Schweiz von Frankreich, das Juragebirge genannt. In dem öſtlichen Theile von Europa ſind beſonders die Karpathen zu bemerken, die auf der einen Seite mit den Sudeten, und auf der andern mit den Gebirgen in der europäiſchen Türkei zuſammenhängen. Der höchſte aller europäiſchen Berge iſt der zu den Alpen gehörige Montblanc in der italieniſchen Provinz Savoyen, deſſen Höhe gewöhnlich auf 14,676 Fuß über dem Meere geſchätzt wird, alſo beinahe nur halb ſo hoch als der Dhylagir, die höchſte Spitze des Himalleh-Gebirges in Aſien. Mehrere von dieſen Gebirgen, als der Ätna, der Veſuv, der Hekla, ſind feuerſpeiende Berge. Der Boden Europa's iſt zwar nicht mit der üppigen Vegetation der tropiſchen Länder geſchmückt, aber doch faſt durchgehends des Anbaus empfänglich. Nur die zur nördlichen Zone gehörigen Striche machen hiervon eine Ausnahme. In Hinſicht des Klima's kann man Europa in drei Landſtriche eintheilen, den warmen, wo der Citronenbaum ohne Pflege blühet, bis zum 43ſten Grade der Breite, mit angenehmen Frühling, heißem Sommer und kurzem Winter; den gemäßigten, bis zum 65ſten Grade, wo noch das Getreide zur Reife gelangt; und in den kalten, bis zum äußerſten Norden, wo nicht einmal Holz, ſondern nur Rennthiermoos fortkommt, alle Cultur erſtirbt, außer dem Rennthiere kein Hausthier das Klima erträgt, und im höchſten Norden die Sonne drei Monate lang den Horizont nicht verläßt, und die drei Monate lange Nacht durch das prächtige Schauſpiel des Nordlichtes erleuchtet wird. Die Producte ſind nicht ſo mannichfaltig, als in den übrigen Erdtheilen, und viele derſelben ſind erſt aus fremden Zonen dahin verpflanzt und einhei-

miſch gemacht worden. Dagegen hat aber Europa den Vorzug eines ſorgfältigern Anbaues. Aus dem Thierreich hat es Pferde, zum Theil von edlern Racen, Rindvieh, Schafe in Spanien, Sachſen und England mit der feinſten Wolle, Eſel, Ziegen, Schweine, Hunde, Rennthiere, Speiſe-, Raub- und Pelzwild von verſchiedenen Arten, Wallfiſche, Seekühe, Seehunde, vieles zahmes und anderes Geflügel, eine große Menge von Fiſchen in den Meeren, Seen und Flüſſen, worunter beſonders die Häringe vielen Bewohnern Unterhalt verſchaffen, nutzbare Inſecten, als Bienen, Seidenwürmer, Kermes, Gallweſpen, ſpaniſche Fliegen, auch Auſtern und Perlenmuſcheln. Aus dem Pflanzenreiche hat Europa Getreide aller Art und hinreichend zur Conſumtion, ſchöne und ſchmackhafte Gartengewächſe, vieles Obſt, edle Südfrüchte, als Feigen, Mandeln, Kaſtanien, Citronen, Pomeranzen, Oliven, Granatäpfel, auch Datteln, Flachs, Hanf, Baumwolle, Färberröthe, Tabak, die edelſten Weinſorten und einen großen Reichthum von Brenn-, Bau- und Schiffsbauholz. Am längſten trotzt die Weide und Birke der Kälte des nördlichen Polarzirkels. Das Mineralreich liefert alle Metalle, edle und unedle und überhaupt die meiſten Mineralien in hoher Güte und hinreichender Menge. An Gold und Silber ſind Ungarn und Siebenbürgen am reichſten, an Eiſen die nordiſchen Länder, Schweden, Norwegen und Rußland. Salz hat Europa hinlänglich, ja überflüſſig, ſowohl Stein- als See- und Quellſalz. Die Zahl der Einwohner kann man auf 178 Millionen rechnen, die ungleich auf dem Boden Europa's vertheilt ſind. Während in Rußland und Schweden gegen 3 bis 400 Menſchen auf einer Quadratmeile leben, ernähren die Niederlande, wo die Bevölkerung am ſtärkſten iſt, Italien, Frankreich, Großbritannien und Deutſchland eben ſo viele Tauſende auf demſelben Raume. Sämmtliche Bewohner beſtehen aus Völkerſchaften verſchiedener Abſtammung, und reden mehrere ganz von einander verſchiedene Sprachen, wovon folgende die Hauptſprachen ſind: die deutſche, von welcher zugleich die holländiſche, engliſche, ſchwediſche und däniſche entſtanden ſind; die lateiniſche oder römiſche, zwar jetzt nur Gelehrtenſprache, aber Mutter der italieniſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen und wallachiſchen Sprache; die ſlaviſche, wozu die ruſſiſche, polniſche, böhmiſche, wendiſche, bulgariſche und illyriſche gehören; die neugriechiſche; die türkiſch-katariſche; die finniſche; die ungariſche; die kimriſche im Fürſtenthum Wales und in einem nordweſtlichen Theile Frankreichs (in der Bretagne); die ſchottiſch-iriſche in Nordſchottland und Irland; die baskiſche an den Pyrenäen. Am verbreitetſten ſind die deutſche mit ihren Töchterſprachen, die von der römiſchen entſprungenen und die ſlaviſche Sprache. Die herrſchende Religion iſt die chriſtliche, nämlich die römiſch-catholiſche Kirche, welche die meiſten Bekenner zählt, die proteſtantiſche, als die lutheriſche, reformirte und anglicaniſche oder engliſche Kirche, nebſt mehreren Secten, Wiedertäufern, Mennoniten, Quäkern, Unitariern, Methodiſten, Herrnhutern, und endlich die griechiſche Kirche. Ein Theil der Bewohner bekennt ſich zu der jüdiſchen, ein anderer zu der muhamedaniſchen Religion. Unter den Lappländern und Samojeden findet man noch Heiden, doch nur in geringer Zahl. Die Cultur ſteht in den meiſten Ländern auf einer hohen Stufe und hebt ſich täglich mehr und mehr. Beſonders zeichnen ſich in dieſer Hinſicht die Länder aus, wo die deutſche und die mit ihr verwandten Sprachen geredet werden, ferner Frankreich und ein Theil Italiens. In keinem Erdtheile blühen die Manufacturen und Fabri-

ken ſo außerordentlich, als in vielen europäiſchen Ländern, beſonders in Großbritannien, Frankreich, den Niederlanden, Deutſchland und Helvetien; ſie bearbeiten nicht allein europäiſche Naturproducte, ſondern auch außereuropäiſche, und liefern alle Bedürfniſſe eines bequemen Lebens und ſelbſt des Luxus. Eben ſo lebhaft iſt der Handel, der in vielen Ländern durch Kunſtſtraßen, Canäle, das wohleingerichtete Poſtweſen, Banken, Aſſecuranzen, Handelsgeſellſchaften und Meſſen befördert wird. Der Handel erſtreckt ſich nicht bloß auf Europa, ſondern auf alle Erdtheile, und alle Meere werden von den Europäern befahren. Jedoch kommt keine europäiſche Nation in dieſer Hinſicht der brittiſchen gleich, welche die Beherrſcherin der Meere iſt, und allein mehr Schiffe unterhält, als alle übrigen zuſammen. Europa iſt der Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften. Ihm verdankt die Menſchheit die Erforſchung der wichtigſten Wahrheiten, die nützlichſten Erfindungen, die ſchönſten Producte des Geiſtes, die Erweiterung aller Wiſſenſchaften; denn keine ſchließt die Europäer aus. Doch ſtehen hierin die deutſchen und diejenigen Völker, welche die Töchterſprachen der lateiniſchen reden, nur auf dieſer hohen Stufe; die ſlaviſchen Nationen ſtehen hierin nach, und der türkiſchen Nation iſt bis jetzt noch die vielſeitige wiſſenſchaftliche Bildung der übrigen europäiſchen Nationen faſt ganz fremd geblieben. Fünfundachtzig Univerſitäten ſorgen für den höhern Unterricht, ihnen arbeiten die zahlreichen Gymnaſien und Lyceen vor, und mit der Volksbildung beſchäftigen ſich die bereits zahlreich vorhandenen Volksſchulen. An vielen Orten beſtehen Akademieen der Wiſſenſchaften, Kunſt- und wiſſenſchaftliche Sammlungen aller Art. Nach der natürlichen Lage zerfällt Europa in Weſt- und Oſteuropa, wovon jenes die pyrenäiſche Halbinſel (Portugal und Spanien), das Weſtalpenland (Frankreich), das Südalpenland (Italien), die Nordalpenländer (Helvetien, Deutſchland und die Niederlande, die Nordſeeinſeln (Großbritannien, Irland und Island), die Oſtſeeländer (Dänemark, Norwegen, Schweden und Preußen) begreift. Oſteuropa enthält die nordcarpathiſchen Länder (Rußland und Galizien), und die ſüdcarpathiſchen Länder (Ungarn im weitern Sinne und die Türkei). In politiſcher Hinſicht beſtehen jetzt in Europa folgende Staaten: drei Kaiſerreiche, Öſterreich, Rußland und die Türkei; vierzehn Königreiche, Portugal, Spanien, Frankreich, Großbritannien, die Niederlande, Dänemark, Schweden, Sardinien, beide Sicilien, Preußen, Baiern, Sachſen, Hannover und Wirtemberg; ein geiſtlicher Staat, der Kirchenſtaat; acht republicaniſche Staaten, die Schweiz, Jonien, Krakau, St. Marino, Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt; ein Churfürſtenthum, Heſſen; ſechs Großherzogthümer, Baden, Heſſen-Darmſtadt, Sachſen-Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Toscana; dreizehn Herzogthümer, Oldenburg, Gotha, Meinungen, Hildburghauſen, Koburg, Braunſchweig, Naſſau, Deſſau, Bernburg, Cöthen, Modena, Parma und Lucca; ein Landgrafthum, Heſſen-Homburg; und zwölf Fürſtenthümer, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Schwarzburg-Rudolſtadt, Schwarzburg-Sondershauſen, Waldeck, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Lichtenſtein, Reuß-Greiz, Reuß-Schleiz, Reuß-Lobenſtein und Reuß-Ebersdorf. Cch.

Eurotas, der Name mehrerer Flüſſe Griechenlands, unter welchen der jetzige Baſilipotamo in Sparta der berühmteſte iſt.

Eurus, unſer Südoſtwind, nach der Sage ein Sohn des Typhon.

Euryale, ſ. Gorgonen.

Eurydice, eine Dryade, des Orpheus Gattin, die von dem Biß einer Schlange ſtarb. Da ſtieg ihr troſtloſer Gatte in den Orcus hinab und rührte durch ſein Saitenſpiel die unterirdiſchen Götter, daß ſie ihm erlaubten, die Geliebte zurückzuführen, jedoch unter der Bedingung, daß er ſich nicht eher nach ihr umſehen ſollte, als bis er mit ihr auf der Oberwelt angelangt wäre. Orpheus aber ſah zurück, und ſie ward ihm auf immer entriſſen. Ein ſchöner, oft von Dichtern benutzter Stoff.

Eurynome, des Oceanus Tochter, nach Heſiod die Mutter der Horen.

Euryſtheus, ſ. Hercules.

Euſebia, die Göttin oder Vorſteherin der Gottesgelehrſamkeit.

Euſebianer, ſ. Arianer.

Euſebius, mit dem Beinamen Pamphili, der Vater der chriſtlichen Kirchengeſchichte, geb. in Paläſtina gegen 270 nach Chr. Geb., geſt. gegen 340. Er war der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, Presbyter und dann (von 314) Biſchof zu Cäſarea in Paläſtina. Anfänglicher Gegner der Arianer, ward er in der Folge ihr Freund und Vertheidiger und verurtheilte mit ihnen in Gemeinſchaft den heiligen Athanaſius. Durch anſehnliche Hülfsmittel, ſelbſt vom Kaiſer Conſtantin unterſtützt, ſchrieb er ſeine griechiſche Kirchengeſchichte in 10 Büchern von Chriſto bis 324 (die beſte Ausgabe von Valeſius, Paris 1639, Fol.); dann ſeine Chronik, welche nur in lateiniſchen Überſetzungen und in Bruchſtücken erhalten worden iſt. Außerdem haben wir von ihm noch 15 Bücher ſeiner Praeparatio evangelica, welche, da ſie viele Stellen aus verlornen philoſophiſchen Schriften enthält, vorzüglich ſchätzbar iſt, und von den 20 Büchern ſeiner Demonstratio evangelica, in welcher er die Vorzüge des Chriſtenthums vor dem Judenthum zeigt, 10 nicht ganz vollkommen erhaltene Bücher, endlich auch eine Lebensbeſchreibung oder vielmehr eine Lobrede auf den Kaiſer Conſtantin. Nachrichten von ſeinem Leben findet man in der genannten Ausgabe des Valeſius.

Euſtachi (Bartolomeo), ein berühmter Arzt und Anatom des 16ten Jahrhunderts, war geboren zu San Severino in der Mark Ancona, und ſtudirte anfangs die lateiniſche, griechiſche und arabiſche Sprache zu Rom; dann legte er ſich auf verſchiedene Zweige der Heilkunde, beſonders auf diejenigen, welche die Kenntniß des menſchlichen Körpers zum Gegenſtande haben. Er verſah die Stelle eines Arztes bei den Cardinälen Carlo Borromeo und Giulio della Rovera, außerdem wurde er noch Archiater und Lehrer der Sapienza zu Rom. Seine verſchiedenen Ämter verſchafften ihm zwar großes Anſehen, aber wenig Einkünfte, und oft klagt er über ſeine Armuth. Als Anatom verdient er unter die Zierden dieſer Wiſſenſchaft gezählt zu werden. Es gibt vielleicht keinen Theil derſelben, den er, wo nicht durch wichtige Entdeckungen bereichert, doch durch ſein gründliches Studium aufgehellt hat. Manche jener Entdeckungen ſind nach ihm benannt worden, ſo der Verbindungscanal zwiſchen dem innern Ohre und dem hintern Theile des Mundes, der den Namen der Euſtachiſchen Röhre (tuba Eustachii) führt, und die Hohlader und Klappe, welche valvula Eustachii genannt wird. Unter ſeinen Werken ſind beſonders ſeine Tabulae anatomicae, quas e tenebris tandem vin-

dicatas et pontificis Clementis XI. munificentia dono acceptas, praefatione notisque illustravit Joannes-Maria-Lancisi. Romae 1714, fol. merkwürdig, weil ſie treffliche Zeichnungen des menſchlichen Körpers enthalten, welche ſchon 1552 verfertigt, aber erſt ſpäter aufgefunden und bekannt gemacht wurden. Der Text von Euſtachi wurde nicht entdeckt. Lanciſi's Noten erſetzen ihn. Schade iſt es, daß eine andere Schrift Euſtachi's: de Anatomicorum controversiis verloren gegangen iſt. Außerdem hat man noch verſchiedene wichtige Werke von ihm. Boerhaave gab 1707 zu Leyden eine Ausgabe derſelben, welche 1736 zu Delft abermals erſchienen iſt. Er ſtarb zu Rom 1574.

Euſtathius, dieſer berühmte Commentator des Homer und des Erdbeſchreibers Dionys, war aus Conſtantinopel gebürtig, anfangs Mönch, hernach Diaconus, und endlich 1155 Erzbiſchof von Theſſalonich. Er ſtarb nach dem J. 1194. So gering auch ſeine theologiſche und religiöſe Aufklärung geweſen ſein mag, ſo groß war ſeine Beleſenheit in den Claſſikern, und der Umfang ſeiner gelehrten Kenntniſſe, wie ſeine aus alten Scholiaſten zuſammengetragnen Commentare beweiſen, von denen beſonders der Homeriſche eine unerſchöpfliche Fundgrube philologiſcher Gelehrſamkeit iſt. (Gedruckt zu Rom 1542—1550, 4 Vol. Fol. und Baſel 1559—1560, 3 Vol. Fol.)

Euterpe, die Muſe der Muſik; die Erfindung der Flöte wird ihr zugeſchrieben. Sie wird dargeſtellt als eine mit Blumen bekränzte Jungfrau, eine Flöte und ein Muſikblatt in der Hand und verſchiedne andere Inſtrumente neben ſich habend. Sie iſt die Geberin des Vergnügens. (S. den Art. Muſen.)

Euthanaſia, ein ſanftes, leichtes glückliches Sterben. Wieland gab dieſen Namen einer ſeiner Schriften.

Eutin, eine kleine Stadt im Fürſtenthum Lübeck, zum Großherzogthum Oldenburg gehörig, ſonſt Reſidenz des Biſchofs von Lübeck, mit einem evangeliſchen Collegiatſtift. Beſonders berühmt iſt die Stadtſchule daſelbſt, welche drei berühmte Männer, D. Eckermann, den trefflichen Joh. Heinr. Voß, der als Schulmann 20 Jahre lang hier ſegenreich wirkte, und nach ihm ſeinen Schüler Bredow zu Rectoren hatte.

Eutropius (Flavius), ein lateiniſcher Geſchichtſchreiber, welcher, wie er ſelbſt ſagt, unter dem Julian die Waffen getragen. Sein Geburtsort iſt unbekannt, wie auch die Umſtände ſeines Lebens. Er blühte um 360 nach Chr. Geb. Sein Abriß der römiſchen Geſchichte (Breviarium rerum romanarum) reicht von der Gründung Roms bis Valens, dem er zugeeignet iſt. Die Schreibart iſt nicht ſonderlich, aber die Klarheit lobenswerth. Die geſchätzteſten Ausgaben ſind von Havercamp (Leyden 1729, 8.) Verſeik (Leyden, 1762, 2 B. 8.) und Tzſchucke (Leipzig 1804, 8.).

Eva, ſ. Adam.

Evalvation, der Anſchlag, die Schätzung. Insbeſondere brauchen es die Kaufleute von der Schätzung des Werthes eines Waarenlagers, welche gemacht wird, wenn ein Waarenlager von einem andern übernommen wird, oder verbunden geweſene Handelsleute ſich trennen. Von Münzen gebraucht, iſt es die Währung; in der Rechenkunſt die Einrichtung eines Bruchs nach ſeinem wahren Gehalt und Betrag.

Evan, Euan, Beiname des Bacchus, ſ. d. Art.

Evangelium iſt ein griechiſches Wort, welches der Etymologie nach fröhliche Botſchaft bedeutet. Gewöhnlich aber wird es theils von der chriſtlichen Lehre, welche mit der fröhlichen Botſchaft von

der Ankunft des Meſſias, von der Geburt des den Vätern verheißenen Retters begann, theils von den Schriften gebraucht, in welchen Marcus und Lucas und die Apoſtel Mathäus und Johannes die Nachrichten von den Thaten und Schickſalen Jeſu Chriſti aufgezeichnet haben. Evangeliſten hießen in der apoſtoliſchen Kirche diejenigen Chriſten, welche von einer Gemeinde zu der andern zu reiſen und den Unterricht der Apoſtel fortzuſetzen pflegten; der ſpätere Sprachgebrauch aber hat dieſes Wort auf die Verfaſſer der Lebensgeſchichte Jeſu Chriſti eingeſchränkt. Evangeliſch heißt der in den heiligen Schriften enthaltenen Lehre Jeſu gemäß; evangeliſche Chriſten, evangeliſche Kirche nennen ſich daher die Lutheraner. Vergl. Proteſtanten. N.

Evergeten, Euergetä, eigentlich Wohlthäter. Dieſen Namen erhielt ein kleines Volk, Agriaspä genannt, in der perſiſchen Provinz Drangiana, und zwar in den ſüdlichſten Theilen derſelben, weil ſie einſt den ältern Cyrus mit ſeiner Armee, durch ſtarke Zufuhr von Lebensmitteln, in der Wüſte vom Hungertode retteten. Dieſe kleine Republik hatte eine recht gute, von den umliegenden Barbaren ganz abgehende Verfaſſung; daher auch Alexander ihnen dieſe ihre Verfaſſung und völlige Freiheit nicht nur ließ, ſondern ihnen auf ihre Bitte auch noch einige wohlgelegene Ländereien zutheilte. Auch einige Fürſten führten dieſen Beinamen.

Eviction, Gewähr, Gewährleiſtung, ſ. d. Art.

Evolutionen, die Bewegungen einer Truppe zur Übung oder vor dem Feind. Sie gehören in das Gebiet der Elementartaktik und umfaſſen daher alle Colonnenformirungen, Aufmärſche ꝛc. Manoeuvres dagegen ſind Truppenbewegungen, welchen allemal gewiſſe Suppoſitionen zum Grunde liegen. Die Zahl thut nichts zur Sache, denn es kann ein Regiment manöuvriren, während ein ganzes Armeecorps bloß Evolutionen ausführt. Auch die Bewegungen einer Schiffsflotte zur See werden Evolutionen genannt. Evolutionsescadre, eine Schiffsflotte, welche Bewegungen zur See machen, bald dieſe, bald jene Stellung annehmen muß, um dem Feinde beizukommen oder ihm Abbruch zu thun.

Evolutionstheorie, iſt diejenige Lehre von der Erzeugung, nach welcher man annimmt, daß die Seelen gleich den Körpern ſich durch ſich ſelbſt fortpflanzen, und die Keime zu allen künftigen Seelen ſchon in der erſten Menſchenſeele gelegen ſeyen, folglich nur immer eine Seele ſich aus der andern entwickle. Kant pflegte dies Syſtem die Einſchachtelungstheorie zu nennen, weil nach demſelben alle erzeugten Weſen wie kleinere Schachteln in größern und endlich alle in einer einzigen Schachtel enthalten ſind. S. Befruchtung und Epigeneſie.

Evremont (St.), einer der geiſtreichſten Schriftſteller ſeiner Zeit, der ſich im Anfange des 17ten Jahrhunderts weniger mit den Gegenſtänden tiefer Speculation und Gelehrſamkeit, als mit der ſogenannten Philoſophie des geſelligen Lebens beſchäftigte. In der Geſellſchaft zeichnete er ſich durch Witz und hellen Verſtand aus, und bis zu ſeinem Tode verließ ihn ſeine Heiterkeit nicht. Er ſpielte eine glänzende Rolle unter den witzigen, geiſtreichen Epikuräern jener Zeit, die bald ſo großen Einfluß auf die franzöſiſche Philoſophie erhielten; büßte aber Unvorſichtigkeiten, die er in Geſellſchaften, wie in ſeinen Schriften begangen hatte. Seine Oeuvres mêlées erſchienen Paris 1690, 2 Bde 4., hernach Amſterdam 1706, 5 Bde. 12. und

1750, 12 Bde 12.), mit der Baſtille, und entging einer zweiten Verhaftung nur durch eine ſchnelle Flucht nach England. In ſeinen Schriften iſt Leichtigkeit, Anmuth und Frohſinn oft mit Tiefe gepaart.

Ewald (Johann), einer der originellſten däniſchen Dichter der neuern Zeit, vornehmlich als Tragiker und Elegiker ausgezeichnet, geboren in Schleswig 1743. Da ſeine Ältern ihn trotz ſeiner Neigung für den Militärſtand nöthigen wollten, Theologie zu ſtudiren, verließ er Copenhagen heimlich, und ließ ſich in Hamburg zum preußiſchen Huſaren anwerben. Man ſteckte ihn aber unter ein Infanterieregiment. Deßhalb deſertirte er (während des ſiebenjährigen Kriegs) zu den Öſterreichern, wo man ihm bald eine Officierſtelle anbot, unter der Bedingung, die catholiſche Religion anzunehmen. Als er ſo ſeine Ausſichten auch hier verloren ſah, ließ er ſich von ſeinen Ältern loskaufen, und kehrte nach Copenhagen zurück, wo ſich bald ſein poetiſches Talent entwickelte. Klopſtock ward ſein Freund, Bernſtorf und nach dieſem Carſtens ſeine Beſchützer. Sein dramatiſches Gedicht: Balders Tod hat ihn am meiſten berühmt gemacht. Seine ſämmtlichen Schriften (samtige Skrifter) erſchienen Copenhagen 1790 u. ff. 4 Bde. 4. Auch ſeine Proſa iſt edel, männlich und kraftvoll. Er ſtarb 1781.

Ewig, zeigt bald eine unbeſtimmbar lange, bald eine unendliche Dauer an. Das Ewige wird daher auch oft für das Unendliche geſetzt. Beide Ausdrücke ſind aber nicht einerlei. Denn beim Gedanken der Ewigkeit erheben wir uns bloß über die Schranken der Zeit, beim Gedanken der Unendlichkeit aber über die des Raums und der Zeit zugleich. Wer daher die Welt für ewig erklärt, behauptet, daß ſie weder Anfang noch Ende habe, wer ſie aber für unendlich erklärt, behauptet, daß ſie auch in Anſehung ihrer Ausdehnung unbegrenzt ſey. Die Ewigkeit iſt übrigens für uns eine ſo überſchwengliche Vorſtellung, daß die Einbildungskraft erliegt, ſobald ſie dieſelbe durch irgend ein Bild verſinnlichen will. Daher ſagt Haller in ſeinem Gedicht über die Ewigkeit:

Die ſchnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind,
Und ſelbſt des Lichtes Flügel langſam ſind,
Ermüden über dir und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge Millionen auf;
Ich wälze Zeit auf Zeit und Welt auf Welt zu Hauf;
Und wann ich von der grauſen Höhe
Mit Schwindeln wieder nach dir ſehe,
Iſt alle Macht der Zahl, vermehrt mit tauſend Malen,
Noch nicht ein Theil von dir;
Ich zieh ſie ab, und du liegſt ganz vor mir!

D.

Ewige Einkünfte oder Renten heißen ſolche, die von eiſernen Capitalien oder dergleichen Grundſtücken erhoben werden und niemals erlöſchen. **Ewige Lampe**, welche in den catholiſchen Kirchen und Capellen Tag und Nacht fortbrennen und nicht erlöſchen ſoll. **Ewige Meſſen**, die in der catholiſchen Kirche jährlich an gewiſſen Tagen gehalten werden müſſen. Güter an die **Ewigkeit** verkaufen oder verſchenken, heißt in eben dieſer Kirche, ſie Kirchen

oder Klöſtern überlaſſen, weil ſie dann nicht wieder in die Hände weltlicher Beſitzer kommen ſollen.

Ewiger Friede iſt die Idee eines ununterbrochenen rechtlichen Zuſtandes der Völker, wo ſie ihre etwanigen Streitigkeiten nicht durch Gewalt der Waffen, ſondern nach Geſetzen der Vernunft entſcheiden. Dieſe Idee liegt faſt allen Friedensſchlüſſen zum Grunde; denn in denſelben geloben ſich die ſtreitenden Parteien gewöhnlich ewige Freundſchaft und ewigen Frieden. Da aber die Freundſchaft ſelten aufrichtig iſt und nie lange dauert, ſo wird auch der Friede bald wieder unterbrochen. Daher die Philoſophen und Politiker über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines ewigen Friedens vielfältig geſtritten. St. Pierre war der Erſte, der einen förmlichen Entwurf zum ewigen Frieden aufſetzte, welchen Entwurf nachher Rouſſeau bekannt machte. (Siehe auch Heinrich IV.) Seitdem iſt dieſer Gegenſtand ſehr häufig, unter andern auch von Kant in ſeiner Schrift: Zum ewigen Frieden, zur Sprache gebracht worden. Die allgemeinen Mittel zur Verwirklichung des ewigen Friedens, welche von den verſchiedenen philoſophiſchen und politiſchen Schriftſtellern in Vorſchlag gebracht worden, waren bald das politiſche Gleichgewicht, bald eine Univerſalmonarchie, bald endlich ein allgemeiner Völkerverein oder Staatenbund, der durch einen permanenten Congreß als höchſtes Völkertribunal alle entſtehenden Streitigkeiten der Staaten ſchiedsrichterlich beilegen ſollte. Da aber alle dieſe Mittel als unzulänglich befunden wurden, weil es dem ewigen Frieden auch bei Vorausſetzung ſeiner politiſchen Zuſtände an einer hinlänglichen Garantie fehlen würde, ſo erklärten Andere den ewigen Frieden geradezu für ein Hirngeſpinnſt, und traten wohl gar als Vertheidiger des Kriegs auf, wie fern derſelbe ein zur Beförderung menſchlicher Cultur nothwendiges Übel ſey. Da indeſſen die Vernunft den Krieg immer als einen rechtloſen Zuſtand, der Leben und Wohlſeyn vieler Tauſende zerſtört, verabſcheuen muß, ſo muß ſie auch immerfort die Idee eines ewigen Friedens als eine rechtliche Forderung an die Völker und Staaten aufſtellen; ſie wird aber ſchon zufrieden ſeyn, wenn die von ihr geforderte Ewigkeit in der Wirklichkeit nur als eine ſehr lange Dauer des Friedens erſcheint. Vergl. Heilige Allianz. D.

Exantheme ſind Hautkrankheiten mit Fieber verbunden, daher ſie acute, hitzige Hautausſchläge genannt werden, um ſie von den langwierigen, denen ſich das Fieber als zufällig hinzugeſellt (welche in der medicinischen Kunſtſprache Impetigines genannt werden), zu unterſcheiden. Die am häufigſten vorkommenden ſind Blattern, Maſern, Rötheln, Scharlach, Frieſel, Blaſenfieber, Neſſelfrieſel. Eine jede hat ihre Eigenheiten, die auf die Entſtehungsweiſe, auf die Bildung und Stellung der veränderten Erſcheinungen in der Haut und in ihrem Verlaufe gegründet ſind. Blattern, Maſern, Scharlach werden gewöhnlich zu den Kinderkrankheiten gerechnet, weil dieſes Alter am häufigſten davon befallen iſt; doch zeigen eine Menge Beiſpiele, daß jedes Alter davon ergriffen werden kann, und daß ſie auch gar nicht einzutreten brauchen. Vergl. Hautkrankheiten, Blattern u. a. A.

Exarchus, Exarchat. Als Narſes, der Feldherr des morgenländiſchen Kaiſers Juſtinian, die Gothen und ihre Verbündeten in Italien ganz beſiegt hatte (552—554), behandelte Juſtinian den mitt-

lern Theil Italiens als eine Provinz des morgenländiſchen Kaiſerthums, und ließ es durch einen Statthalter, der Exarchus hieß und ſeinen Sitz zu Ravenna hatte, regieren. Der Theil Italiens, der unter dieſem Statthalter ſtand, hieß das Exarchat. Aiſtulph, König der Longobarden, eroberte Ravenna und das ganze Exarchat (752), aber der fränkiſche König Pipin nöthigte ihn (755), es zurückzugeben, und ſchenkte es Papſt Stephan III. Seit dieſer Zeit iſt Ravenna und ſein Gebiet mit dem Kirchenſtaate vereinigt geblieben. — Bei den heutigen Griechen iſt Exarchus ein Deputirter des Patriarchen, welcher in den Provinzen herumreiſt, und die Biſchöfe und Kirchen viſitirt.

Exception, Ausflucht, beſonders gerichtliche, ſ. Klagen und Einreden.

Exchequer, die königliche Rent- oder Schatzkammer in England. Sie ſteht unter dem Großſchatzmeiſter, gewöhnlich aber, wie jetzt, unter gewiſſen Commiſſarien, von denen der erſte Lord der Schatzkammer und der Kanzler der Schatzkammer zu den königlichen Miniſtern gehören. — Exchequer-Bills, Schatzkammerſcheine; Obligationen, zu deren Ausſtellung das brittiſche Finanzminiſterium durch ein Creditvotum vom Parlament autoriſirt wird. Sie ſind nicht auf einen beſtimmten Abzahlungstermin geſtellt; ſo lange ſie laufen, tragen ſie $3\frac{1}{2}$ Pence von 100 Pfund Sterling tägliche Zinſen, welches 5 Procent beträgt, und ſtehen gewöhnlich um ein weniges beſſer als baares Geld, weil Banquiers und Kaufleute ihren Caſſenbeſtand gern in dieſem zinſentragenden Papier halten. Die Zinſen ſind aber nicht fundirt, ſondern werden aus den allgemeinen Revenüen entrichtet. Um nun den zu großen Anwachs dieſer Obligationen zu verhindern, deren Emiſſion ein nothwendiger Theil des Mechanismus der brittiſchen Finanzen iſt, ruft der Staat alljährlich einen Theil derſelben auf, um ſie abzuzahlen oder unter beſtimmten Bedingungen in den Stocks zu fundiren, d. h. in eine permanente Schuld zu verwandeln, deren Zinſen durch beſtimmte, dazu aufgelegte Abgaben geſichert ſind. Erzwungen kann aber dieſe Verwandlung nie werden: wer ſie ſich nicht gefallen laſſen will, kann, wenn ſeine Serie aufgerufen wird, baare Zahlung verlangen.

Excommunication, die Ausſchließung aus der Gemeine (Commun), wiefern darunter inſonderheit eine religiöſe Verbindung verſtanden wird, mithin der kirchliche Bann, Kirchenbann, vornehmlich der von milderer Art. Excommuniciren, in den Bann thun. S. Kirchenbann.

Excuſſion, die Ausklagung des Hauptſchuldners, daher beneficium excussionis, die Rechtswohlthat für denjenigen, welcher ſich für jemand verbürgt hat, verlangen zu können, daß der Hauptſchuldner zuerſt ausgeklagt werde. (Vergl. Bürgſchaft.)

Execution, die Ausführung (z. B. einer Muſik), Vollſtreckung (eines Urtheils), Beitreibung der Abgaben. Executor, Vollſtrecker, z. B. eines Teſtaments. Executiv, vollſtreckend, z. B. vollſtreckende, ausübende Gewalt im Gegenſatz der geſetzgebenden. Executorialen (executoriales litterae), Vollſtreckungs- oder Beitreibungsbefehle.

Exegeſe iſt ein griechiſches Wort, welches Erklärung bedeutet, vorzugsweiſe aber von der Erklärung der heiligen Bücher gebraucht wird. Von der Erklärung der Profanſcribenten pflegt man häufiger das lateiniſche Wort Interpretation zu brauchen. Ein

Exeget iſt ein gelehrter Schriftausleger, und **exegeſiren** heißt zuerſt überhaupt erklären, auslegen; dann aber beſonders den Sinn der heiligen Schriften durch Anwendung der Sprachkenntniſſe und anderer Hülfsmittel entwickeln. Die Wiſſenſchaft, welche die Grundſätze der Auslegungskunſt darſtellt, kann man Exegetik nennen; gewöhnlich indeß wird ſie mit einem andern aus dem Griechiſchen entlehnten Worte Hermeneutik genannt. Da die heiligen Bücher in einer fremden Sprache, von Verfaſſern einer fernen Zeit und eines fremden Volks geſchrieben ſind, ſo leuchtet von ſelbſt ein, daß, um ihr Verſtändniß zu öffnen, nicht nur eine tiefe Sprachkunde, ſondern auch eine Menge hiſtoriſcher, geographiſcher oder antiquariſcher Kenntniſſe erfordert werde, und da die Kenntniß der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre aus den heiligen Büchern geſchöpft werden muß, ſo ergibt ſich, daß das ganze theologiſche Studium von der Exegeſe ausgehe. Die berühmteſten Exegeten unter den Kirchenvätern waren Origenes, Chryſoſtomus, Theodoret, Diodorus von Tarſus und Hieronymus. Im Mittelalter, als man ſich faſt ausſchließend an die Vulgata, d. h. an eine lateiniſche Bibelüberſetzung hielt, welche allgemein im Gebrauche war, und es den meiſten Theologen an Sprachkenntniſſen fehlte, ward die Exegeſe ſehr vernachläſſigt. Durch die Reformation aber ward dieſes Studium von neuem belebt, und die letzten Jahrhunderte haben eine lange Reihe vorzüglicher Exegeten, beſonders in der proteſtantiſchen Kirche, hervorgebracht. N.

Exequien, die Todtenfeier. Man verſteht in der catholiſchen Kirche unter Exequien nicht ſowohl das Leichenbegängniß ſelbſt, als vielmehr die feierlichen Seelenmeſſen, welche (gewöhnlich einige Wochen darauf) für den Verſtorbenen geleſen werden. Bei den Exequien hoher und beſonders fürſtlicher Perſonen wird zugleich ein Trauergerüſt errichtet, eine feierliche Muſik aufgeführt, die Kirche ſchwarz behangen und dgl. m.

Exhauſtion, Exhauſtionsverfahren. Die alten Geometer waren mit den Kunſtgriffen der höheren Analyſis völlig unbekannt. Das Verfahren, welches ſie ſtatt derſelben zur Vergleichung krummlinichter Figuren, krummer Oberflächen und runder Körper anwandten, und welches darin beſteht, die gedachten Größen vermittelnd auf andere zu beziehen, denen ſie zwar nicht bis zum Erſchöpfen (exhaurire) aber doch ſo nahe gebracht werden können, daß der Unterſchied kleiner als jede angebliche Größe wird, heißt das Exhauſtionsverfahren. So vergleicht man den Kreis mit einem darin beſchriebenen Vielecke, weil der Unterſchied zwiſchen beiden offenbar in dem Maße geringer wird, als man die Seitenzahl des Vielecks vergrößert. D. N.

Exil, eine Strafe, wodurch jemand genöthigt wird, die Stadt, Provinz oder auch das Land zu verlaſſen, wo er ſich bis dahin weſentlich aufhielt, mithin ein bürgerlicher Bann oder politiſche Verweiſung. Die alten Freiſtaaten exilirten zuweilen Männer um des bloßen Verdachts willen, daß ſie der republikaniſchen Freiheit gefährlich werden könnten. In dieſem Falle war das Exil nicht Strafe, ſondern Vorſichtsmaßregel. (Vergl. Deportation und Verbannung.) Babyloniſches Exil, ſ. Hebräer und Juden.

Exmouth (Lord Edward), früher unter dem Namen Sir Edward Pellew bekannt, zeichnete ſich ſchon um 1780 als Lieutenant und ſpäter als Fregattencapitain im Kriege der Colonieen und gegen die neufränkiſche Republik, durch Gewandtheit, Kenntniſſe und kühnen Muth

aus. 1502 trat er in die Kammer der Gemeinen und vertheidigte hier mit vieler Wärme den Lord St. Vincent, welchem man die Vernachläſſigung der engliſchen Marine Schuld gegeben hatte. Beim Wiederausbruch des Kriegs wurde er zum Contreadmiral, und 1804 zum Generalcommandanten der Seemacht in Indien ernannt, und erhielt nach ſeiner Rückkehr das Commando der vor Frankreich kreuzenden Flotte. 1814 wurde er unter dem Namen eines Lord-Baron Exmouth zum Pair erhoben, und erhielt den Oberbefehl der Flotte im Mittelmeere. Im Juli beſchützte er die Royaliſten von Marſeille gegen den Marſchall Brune, und erhielt ein ſchönes Geſchenk von ihnen, verweigerte aber dem König Murat die Aufnahme auf ſeine Flotte. Im April 1816 erhielt er Befehl von der Admiralität, zwiſchen Neapel, Sardinien und den Raubſtaaten einen Frieden, und, wo möglich, die Abſchaffung der Chriſten-Sklaverei zu Stande zu bringen. Sogleich ſegelte er mit einer mächtigen Flotte nach Algier, wo der Friede zwar bewilligt, die Abſchaffung der Sklaverei aber nur mit Genehmigung der hohen Pforte zugeſtanden werden ſollte. Glücklicher war er vor Tunis und Tripolis, wo ſeine Anträge keine Schwierigkeiten fanden. Nach Algier zurückgekehrt, ſchloß er einen Interimsvertrag, beſonders wegen Loskaufung der Sklaven aus Genua und Neapel, und eilte dann nach England. Hier erfuhr er die Ermordung ſämmtlicher franzöſiſcher, engliſcher und ſpaniſcher Korallenfiſcher, und ſegelte mit einer noch mächtigern Flotte ab, um den Frieden zu erzwingen. Im Mittelmeere vereinigte ſich der holländiſche Admiral van Capellen mit 6 Fregatten mit ihm. Nach vergeblichen Vorſchlägen begann das Bombardement. Die ganze Flotte von Algier, der Molo, die Magazine ꝛc. wurden ein Raub der Flammen, und der Dey mußte harte Bedingungen eingehen. S. Barbaresken und Sklavenhandel.

Exorcismus iſt ein griechiſches Wort, welches Beſchwörung und Beſchwörungsformel bedeutet, ſo wie exorciſiren, beſchwören, bannen, namentlich böſe Geiſter bannen, heißt. In der alten Kirche herrſchte die Meinung, daß gewiſſe Perſonen, namentlich gewiſſe Kranke, beſonders Wahnſinnige und Epileptiſche, von böſen Geiſtern beſeſſen wären. Über dergleichen Perſonen nun wurden Beſchwörungsformeln ausgeſprochen, und dieſe Handlung nannte man Exorcismus. Es gab ſogar eine eigene Gattung von Geſellſchaftsperſonen, Exorciſten genannt, welche dieſes Geſchäft zu verrichten pflegten. Seit dem dritten Jahrhundert ward die Meinung verbreitet, daß die Heiden und die Häretiker von böſen Geiſtern beſeſſen wären, und daher kam es, daß der Exorcismus nunmehr mit der Taufhandlung verbunden ward. Und nachdem Auguſtins Lehre von der Erbſünde allgemeinen Eingang gefunden hatte, pflegte man ihn ſeit dem fünften Jahrhundert auch bei der Kindertaufe zu brauchen. Luther ließ dieſen Gebrauch beſtehen: die reformirte Kirche aber gab ihn frühzeitig auf, und auch unter den lutheriſchen Geiſtlichen gab es ſchon im 16ten Jahrhunderte, zu der Zeit der cryptocalviniſchen Streitigkeiten, viele, welche ihn mißbilligten. Dennoch dauerte er in der lutheriſchen Kirche bis auf die neuern Zeiten fort, ob man ihm gleich eine vernünftige Deutung gab, und erklärte, daß er nicht als eine Austreibung des Satans, ſondern als ein Bekenntniß des angebornen Verderbens und der Nothwendigkeit der Erlöſung zu betrachten ſei. Er iſt aber ein unſchicklicher Gebrauch, welcher ſich leicht dem Aberglauben nähern kann, und es iſt daher ſehr zu billigen, daß man ihn in den neuern Zeiten faſt aller Orten abgeſchafft hat. N.

Exoteriſch, Exoteriker, ſ. **Eſoteriſch**.

Expanſion, Ausdehnung, Ausbreitung, Erweiterung; daher **Expanſivkraft**, Ausdehnungskraft der Materie, vermöge welcher ſie von ihrem Mittelpuncte aus einen Raum einnimmt, entgegengeſetzt der **Contractivkraft** oder zuſammenziehenden Kraft. Man unterſcheidet an ſich expanſible Körper, wie Wärmeſtoff, Lichtſtoff, und durch Mittheilung expanſible Körper, welche, wie Dämpfe, Dünſte, u. ſ. w. ihre Expanſibilität der erſtern verdanken.

Explorator, eine von Beccaria angegebene Vorrichtung, welche in einem Drahte beſteht, deſſen iſolirte, mit Zinnknöpfchen verſehene Enden an einer Stange über dem Schornſteine oder an den Gipfel eines Baums befeſtigt werden. Von dieſem Draht wird ein anderer durch eine mit Siegellack überzogene Glasröhre ins Zimmer geleitet; an dem Drahte im Zimmer befindet ſich ein Electricitätsmeſſer, mittelſt deſſen man die tägliche Luftelectricität beobachten kann.

Exploſion iſt eine plötzliche und gewaltſame Ausdehnung einer elaſtiſchen flüſſigen Materie, welche nach allen Richtungen wirkt, die Hinderniſſe an den ſchwächſten Orten durchbricht und gemeiniglich mit einem Knall begleitet iſt, beſonders das Sprengen bedeutender Pulvermaſſen, wie in Leiden, Eiſenach, Dresden, Danzig u. ſ. w. Das Schießpulver, Knallpulver, Knallgold u. dgl. erzeugen bei ihrer Entzündung oder Erhitzung plötzlich eine große Menge elaſtiſcher Materien, welche ſich gewaltſam auszudehnen ſtreben. Sind dieſe Materien noch überdies eingeſchloſſen, ſo treiben die erzeugten elaſtiſchen Flüſſigkeiten die Pfropfe, welche ſie einſchließen, mit ungemeiner Kraft fort oder zerſprengen die Körper, in denen ſie enthalten ſind. Von dieſen Exploſionen hängen die Wirkungen aller Feuergewehre, der Minen und Bomben ab. Die Dämpfe in welche das Waſſer durch die Hitze verwandelt wird, ſind in einem hohen Grade elaſtiſch. Wenn man daher Waſſer in einem verſtopften oder verſchloßenen Gefäße erhitzt, ſo üben dieſe Dämpfe gegen die Wände des Gefäßes oder gegen den Pfropf, der es verſchließt, eine überaus große Gewalt aus.

Exponent heißt in der Mathematik der Verhältnißanzeiger, Wurzelanzeiger. Wenn nämlich eine Größe ein- oder mehrmal durch ſich ſelbſt multiplicirt wird, ſo ſetzt man, ſtatt den Factor eben ſo oft zu wiederholen, zur Rechten deſſelben oberhalb eine kleinere Ziffer, welche andeutet, wie oft die Wiederholung der Multiplication der Zahl oder Größe mit ſich ſelbſt hätte geſchehen ſollen.

Z. B. $a^4 = aaaa = a.a.a.a.$

$9^3 = 9\,9.9 = 729.$

Expoſition, Auseinanderſetzung; im Schauſpiel Darlegung, Erzählung der Vorgeſchichte, d. h. alles desjenigen, was vor dem Zeitpuncte der Handlung, mit welchem das Stück anhebt, nach der Vorausſetzung des Dichters ſich begeben hat (im Franz. Avant-scène). Man kann ſie eintheilen in die abgeſonderte und verwebte. Jene wird dem Zuſchauer unmittelbar in der Form eines erzählenden Prologs gegeben, wie z. B. in den Phönicierinnen des Euripides; dieſe empfängt er mittelbar, oder ſcheinbar zufällig, indem die handelnden Perſonen unter einander die Thatſachen der Vorgeſchichte erwähnen und dem Zuſchauer klar machen. Die verwebte kann ſich erſtrecken durch das ganze Stück bis zur Kataſtrophe, wie z. B. im König Ödip des Sophokles. Nebenzweck der Expoſition iſt Bekanntmachung

der Zuſchauer mit dem Orte und der Zeit der Handlung, mit den Charakteren der Handelnden u. ſ. w., ferner Erregung von Ahnungen und Vermuthungen, welche die Aufmerkſamkeit auf die Handlung des Stücks (die Folgen der Vorgeſchichte) ſpannen. Übrigens wird der Begriff der Expoſition auch auf die einzelnen Acte eines Stücks bezogen, und dann bedeutet das Wort die Bekanntmachung des Zuſchauers mit demjenigen, was nach der Vorausſetzung des Dichters während des Zwiſchenactes geſchehen iſt.

Extenſion, natürliche Ausdehnung, Erweiterung, Umfang; daher extenſiv entgegengeſetzt dem Intenſiven.

Exterritorialität, ſ. Geſandte.

Exterſteine ſind ſenkrecht gegen einander emporſtehende, bis an den Boden getrennte Felſen, in welche man Zimmer, Küchen, Holzſtälle und Treppen ausgehauen hat. Man findet dergleichen Steine in der Grafſchaft Lippe in Weſtphalen bei dem Städtchen Horn.

Ex Voto, ſ. Votum.

Eyck (Hubert und Johann van). Dieſe beiden berühmten niederländiſchen Mahler, Stifter der niederländiſchen Schule, deren Vater und Schweſter ſich ebenfalls mit Glück der Mahlerei widmeten, arbeiteten meiſtentheils mit einander, und lebten in der vollkommenſten Einigkeit. Hubert ſtarb 1426 im 60ſten, Johann 1441 im 71ſten Jahre ſeines Alters. Johann übertraf ſeinen ältern Bruder, und lange wurde ihm die Erfindung der Ölfarben irrig zugeſchrieben; gewiß iſt es aber, daß er ſeit 1410 der Wiederherſteller und Vervollkommner der Ölmahlerei iſt. Er wich von dem ganz idealen Style ab, und fing an, das Individuelle darzuſtellen. Gent beſaß viele Gemählde von ihm. (Vergleiche über ihn Sandrarts deutſche Akademie.) Zwei Brüder gleiches Namens, Caspar und Nicolas, lebten in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, und zeichneten ſich als Bataillenmahler vortheilhaft aus.

Eylau (Schlacht bei Preußiſch-), geliefert am 7. und 8. Febr. 1807 von der ruſſiſch-preußiſchen Armee unter dem Oberbefehl von Bennigſen (70,000 Mann in 7 Diviſionen incl. 5,600 Preußen) und dem franzöſiſchen Heere (3. 4. 6. 7te Corps, Cavallerie unter Murat und die Garden, zuſammen 90,000 Mann) von Napoleon commandirt. Sie iſt eine der blutigſten in der neuern Zeit, und beſonders dadurch merkwürdig, daß dem Feinde, der gar nicht mehr zweifelhafte Sieg — der unermeßliche Folgen hätte haben müſſen — noch am Abend durch ein ganz ſchwaches Corps (das Leſtocqſche) wieder entriſſen, und dadurch das Gleichgewicht in ſo weit hergeſtellt ward, daß ſich die ruſſiſche Armee ohne Verluſt zurückziehen konnte. Bevor wir die Schlacht ſelbſt beſchreiben, müſſen wir der Umſtände gedenken, die ſie herbeiführten. — Als ſich die Franzoſen nach der verlornen Schlacht von Pultusk in Winterquartieren auf dem rechten Ufer der Weichſel bis an die Oſtſee zu erholen ſuchten, beabſichtigten die ruſſiſchen Oberfeldherren (Buxhövden und Bennigſen gemeinſchaftlich), ſie darin zu überfallen, und vielleicht über die Weichſel zurückzuwerfen. Man drang in der Mitte Januars in mehreren Colonnen vor, der überraſchte Feind ſchien ſeinem Schickſal nicht entgehen zu können, da die ruſſiſchen Abtheilungen am 18ten mitten in ſeinen Cantonnirungen erſchienen. Doch Bennigſen vergaß den Hauptzweck ſeiner Bewegung und zog ſich von Rein aus nach Liebſtadt und Moh-

rungen, ſtatt raſch nach der Weichſel zu marſchiren und Thorn zu nehmen — das Corps von Bernadotte entging ſo gleichſam durch ein Wunder der Gefangenſchaft. Napoleon hatte indeß ſein Heer bei Willenberg raſch verſammelt (1. Febr.) und drängte mit dem rechten Flügel gegen Ortelburg; aus einer aufgefangenen Depeſche erſah man, daß er den ruſſiſchen linken Flügel am 3ten bei Allenſtein mit Überlegenheit angreifen wolle. Dies mußte vermieden werden, und ſo verſchwanden im Nu alle gehofften Vortheile; der nunmehr angetretene Rückzug verurſachte beträchtliche Verluſte, und als man ſich, um Königsberg zu decken, bei Eylau aufſtellte, entſpann ſich die Schlacht. Die ruſſiſche Armee bezog am 7ten eine Stellung längs der von Schlippenbeil nach Königsberg führenden Straße, den rechten Flügel an Schloditten, den linken an Serpallen gelehnt, Eylau, welches vor dem Centrum (etwa 900—1000 Schritte) lag, ſtark beſetzt haltend. Die Avantgarde ſtellte ſich auf den nah vor der Stadt liegenden Anhöhen auf; ſie ward Nachmittags 2 Uhr durch 3 feindliche Colonnen in der Richtung von Grünhöfchen angegriffen, und nach einem langen blutigen Gefecht durch die von einer vierten Colonne begonnene Umgehung in der linken Flanke gezwungen, ſich zurückzuziehen. Ein heftiger Kampf entſtand um den Beſitz der Stadt, ſie ward vom Feinde genommen und wieder verloren, mußte aber endlich doch nach einem großen Verluſte auf beiden Seiten aufgegeben werden; die Avantgarde rückte daher in die Linie, das Detaſchement unter General Barclay, das die Stadt vertheidigt hatte, verſtärkte den linken Flügel. Dies war das Vorſpiel der Schlacht. Durch die Eroberung von Eylau (es iſt hoch gelegen und maskirte alle Bewegungen: beſonders erhaben war der Kirchhof, welcher deshalb auch mit einer ſtarken Batterie beſetzt ward) hatten die Franzoſen ſchon große tactiſche Vortheile errungen, das einzige Mittel, ſie in etwas aufzuwiegen, die Beſetzung der dominirenden Anhöhen bei Serpallen, war von den Ruſſen überſehen worden. Am 8ten mit Tagesanbruch defilirten die Franzoſen durch Eylau, und richteten den erſten Angriff gegen den ruſſiſchen rechten Flügel, doch vergebens; ein fürchterliches Artilleriefeuer bereitete dann die Hauptattake vor, welche das 7te Corps (Augereau), von den Garden unterſtützt gegen das Centrum unternahm; ſie ward nachdrücklich abgewieſen, das gedachte Corps zum Theil aufgerieben, ſein Anführer verwundet. Die heroiſche Tapferkeit, mit welcher hier von beiden Seiten gefochten ward, wird in der Kriegsgeſchichte unvergeßlich bleiben. Jetzt formirten ſich hinter Eylau ſtarke Colonnen zum Angriff des linken Flügels; eine Batterie von 40 Kanonen beſtrich ihn, er ward umgangen; nach tapferer Gegenwehr mußte er ſich in mehreren Abſätzen ſo zurückziehen, daß er am Abende den Kregeberg, das Vorwerk Anklappen und das Dorf Kuſchitten, welche früh weit hinter dem Centrum lagen, linke vor ſich hatte; das Centrum hatte natürlich dieſen retrograden Bewegungen folgen müſſen, und ward bereits von einer auf dem Kregeberge etablirten franzöſiſchen Batterie beſchoſſen.* In dieſem Augenblicke, wo der theuer erkaufte Sieg den Franzoſen nicht

* Die Schlacht zerfällt nach dieſem allmäligen Terrainverluſt in mehrere Perioden, die nur durch einen ſehr guten Plan deutlich gemacht werden können; der von Bothmer iſt immer noch der beſte. Zu beklagen iſt, daß Plotho's Tagebuch (die einzige gehaltreiche Schrift über dieſen Feldzug) keinen enthält, in welchem einige Irrthümer jenes hätten verbeſſert werden können. Was Herr v. Cölln darüber geſchrieben hat, iſt, wie alle ſeine militäriſchen Aufſätze, ohne den mindeſten Werth.

mehr zweifelhaft, die ruſſiſche Armee, theilweiſe in Unordnung, auf einen kleinen Raum zuſammengedrängt war, erſchien der General L'Eſtocq mit 5600 Preußen (doch befand ſich das ruſſiſche Inf. Reg. Wiburg darunter) auf dem Schlachtfelde; er hatte früh um 2 Uhr in Huſſehnen, 5 Stunden von Eylau, den Befehl erhalten, den rechten ruſſiſchen Flügel bei Althof zu verſtärken. Mit vieler Umſicht, durch die Tapferkeit ſeiner Truppen unterſtützt, vollbrachte er dieſe Bewegung troz der fortwährenden heftigen Angriffe des 6ten feindlichen Armeecorps (Ney), und war kaum gegen Abend in der bezeichneten Stellung angekommen, als er angewieſen ward, hinter der Armee weg dem hart bedrängten linken Flügel zu Hülfe zu eilen. Dies geſchah; Kuſchitten, als der hier entſcheidende Punct, ward geſtürmt, die zu deſſen Beſetzung verwendeten eben ſo wie die zum Soutien geſchickten feindlichen Truppen faſt völlig vernichtet; — das kleine Corps warf dann nach einem hartnäckigen Gefechte die dahinter ſtehenden feindlichen, weit überlegenen Maſſen ſo zurück, daß ſie Anklappen aufgaben und ſich erſt bei Klein-Sausgarten wieder ſetzten. Das Gefecht war dadurch auf dieſem Puncte wieder hergeſtellt, und nur die Dunkelheit (Abends 9 Uhr), ſo wie die völlige Ermattung der Truppen, welche ſeit 18 Stunden ununterbrochen marſchirt, und im Gefecht geweſen waren, verhinderte die Wegnahme des letztern Dorfes, mit ihr die völlige Zerſtreuung des franzöſiſchen rechten Flügels. Das Corps von Ney hatte indeß Althof genommen und den rechten Flügel weit umgangen, die ganze erſchöpfte ruſſiſche Armee befand ſich, wie ſchon gedacht, zum Theil in großer Unordnung, ſo daß an ein allgemeines Vorrücken zur Benutzung der erlangten partiellen Vortheile nicht zu denken war. Nach einem mißlungenen Verſuche, Althof wieder zu nehmen, ward der Rückzug gegen Königsberg angeordnet und nach Mitternacht angetreten; die franzöſiſche Avantgarde folgte, das Hauptquartier blieb noch einige Tage in Eylau, bis ſich die ganze Armee hinter die Paſſarge zurückzog. Dies ſind die Grundzüge einer Schlacht, bei welcher ſich beide Theile mit Unrecht den Sieg zuſchrieben; ſie koſtete der ruſſiſchen Armee 9 verwundete Generale, über 400 todte und bleſſirte Offiziere, 7000 todte, 18000 verwundete Soldaten; die Franzoſen hatten 3 todte, 5 bleſſirte (worunter 1 Marſchall) Generale, gaben aber ihren Verluſt nach der beliebten Weiſe nur zu 1500 Todten, 5700 Bleſſirten an, obwohl er gewiß das Dreifache betrug; die Ruſſen hatten 13 Adler, 6 Fahnen erobert. S. z. M.

Ezechiel, der dritte der großen Propheten, ein Sohn Buſy's, aus dem Prieſtergeſchlechte. Er wurde jung (gegen 599 v. Chr. Geb.) in die babyloniſche Gefangenſchaft geführt. Hier offenbarte er die ihm verliehene Gabe der Weiſſagung, als er ſich mit andern Gefangenen am Fluſſe Chobar befand. Er hatte ein Geſicht, in welchem ihm Gott den Befehl gab, zu den Kindern Israel zu ſprechen und ihn zum Wächter ſeines Volks beſtellte. In einem andern Geſichte offenbarte ihm Gott die Leiden, welche Israel für ſeine Abgötterei treffen ſollten. Auch zeigte ihm Gott das Ende der Gefangenſchaft, die Rückkehr ſeines Volks nach Paläſtina und die Wiederherſtellung der heiligen Stadt und des Tempels, endlich die Vereinigung Juda's nnd Israels unter einer Herrſchaft und einen glücklichen Zuſtand ſeines Volks an. Von der Belagerung Jeruſalems durch die Chaldäer bekam er durch ein Wunder Kunde, und erzählte ſie ſeinen Mitgefangenen. Er prophezeihte wider Ägypten, wider Tyrus und Sidon,

wider die Idumäer und Ammoniter. Sämmtliche Prophezeihungen beſtehen aus 48 Capiteln; ſie ſind dunkel, voll poetiſchen Feuers, aber ſchwer zu verſtehen, und wurden von den Juden erſt ſpät in ihren Canon aufgenommen. Wann und wie Ezechiel geſtorben, iſt ungewiß.

F.

F, der ſechſte Buchſtabe des deutſchen Abc, der durch ein Zuſammenſtoßen der Lippen, verbunden mit einem ziſchenden Ausſtoßen der Luft zwiſchen dieſelben hindurch hervorgebracht und deßwegen auch ein Blaſelaut genannt wird. In der Muſik wird mit dieſem Buchſtaben die vierte diatoniſche Klangſtufe des Tonſyſtems bezeichnet. (Vergl. *Ton, Tonart.*)

Fabel, im weitern Sinne ſo viel als Mährchen, Erzählung einer erdichteten Begebenheit, wird in der Poetik in doppeltem Sinne gebraucht, indem man einmal in epiſchen und dramatiſchen Gedichten das Gewebe der Begebenheiten (das Sujet), dann aber auch eine eigne Dichtungsart oder Redeproduct mit dieſem Namen bezeichnet. Zum Unterſchied pflegt man dieſe Dichtungsart die *Äſopiſche Fabel*, öfters auch *Apolog*, zu nennen. Wenn man von der Fabel der epiſchen und dramatiſchen Gedichte ſpricht, ſo geſchieht es im Gegenſatz der *Geſchichte*. Die letztere muß treu ſeyn; die Begebenheiten müſſen ſo dargeſtellt ſein, und ſo auf einander folgen, wie es in der Wirklichkeit der Fall war; des Dichters Darſtellung hingegen ſtrebt nach Schönheit, ſein dargeſtelltes Ganze ſoll gefallen, er wird alſo die Begebenheiten ſo ordnen und einrichten müſſen, wie es ſein Zweck erheiſcht. Nicht das Wirkliche ſoll er darſtellen, ſondern das Mögliche; nicht wie es war, ſondern wie es wahrſcheinlich iſt; nicht mit hiſtoriſcher Treue, ſondern mit poetiſcher Nothwendigkeit. Der Dichter läßt daher weg, was nicht weſentlich zum Ganzen gehört, ändert ab, damit ſich alles zum Zwecke füge, ſetzt hinzu, wodurch dieſer beſſer erreicht wird. Auch der hiſtoriſch gegebene Stoff wird dadurch Werk ſeiner Erfindung: er ſchafft etwas Neues aus dem Alten. Mag der Stoff von der Geſchichte geliehen oder neu erfunden ſein, ſo unterwirft ihn der Dichter dem Geſetze der poetiſchen Form, von welcher an ſeinem Orte wird gehandelt werden. Abgeſehen nun von dem, was zur *Behandlung* der Fabel gehört, kommt bloß der Grad in Betracht, in welchem ſie intereſſant iſt. Ein wichtiger Punct iſt aber noch ihr Verhältniß zum *Charakter*. (S. d. Art. *Charakter*.) Zu unterſcheiden iſt dabei das epiſche und dramatiſche Gedicht; in die *Begebenheit* wird der Charakter verſchlungen, die Handlung geht aus Freiheit (dem Charakter) *hervor*. Die *Äſopiſche Fabel* oder den *Apolog* rechnet man mit Recht zu den didaktiſchen Gedichten, und zwar iſt ſie eine Art Allegorie. Man kann ſie erklären als Darſtellung einer praktiſchen Regel der Lebensklugheit oder Lebensweisheit unter einem aus der phyſiſchen Welt hergenommenen Sinnbilde. Sie beſteht demnach aus zwei weſentlichen Theilen: dem Sinnbild und der Anwendung, oder einer in derſelben liegenden Lehre, die man mit Unrecht die Moral der Fabel genannt hat, die aber nicht nothwendig mit den klaren Worten nackt ausgeſprochen werden muß, wenn die Fabel poetiſch ſein ſoll. Wegen

ihres Zwecks, welcher auch die Erſindung beſtimmt, liegt die Fabel auf der Grenze der Poeſie und Proſa; ſelten iſt ſie rein poetiſch und gefällt abgeſehen von ihrem Zwecke. Clodius ſagt ſehr richtig, ſie ſei eine Belebung der todten Natur, Proſopopöie. Dieſes Wohlgefallen an ihr wird nicht bloß erregt durch das Vergnügen, welches der Witz an der ſinnlichen Einkleidung findet, ſondern es liegt tiefer, in der anſchaulichen Erkenntniß, daß die Haushaltung der Natur nach ewigen Geſetzen, in unveränderlichen Charakteren fortgehe, in der phyſiſchen und moraliſchen Welt dieſelbe ſei. In der nicht moraliſchen Welt zeigt ſich nur die ewige Beſtandheit jener Geſetze und Charaktere deutlicher und offenbarer, als in der Menſchenwelt, und dies iſt der Grund, warum der Fabeldichter (dem es alſo nicht bloß darum zu thun iſt, eine Lehre durch einen gegebenen Fall anſchaulich zu machen, wozu ihm das Gleichniß, die Parabel, hingereicht haben würde) ſeine Acteurs aus der nicht menſchlichen Welt wählt. Herder hat hierüber das Treffendſte geſagt, und wer ſich weiter davon unterrichten will, kann es durch ihn. Er hat gezeigt, die Fabel mache eine Lehre als Naturgeſetz in einem einzelnen Falle der großen Naturordnung anſchaubar. Was die verſchiedenen Arten der Fabeln betrifft, ſo hat man dieſe ſeit Aphthonius in vernünftige, ſittliche und vermiſchte eingetheilt. Herder theilt ſie in: 1. theoretiſche (den Verſtand bildende); ein Factum der Natur, als Geſetz und Weltordnung aufgeſtellt, übt den Verſtand. Dies wird, wenn man mit vollem Munde nach dem Bilde im Waſſer ſchnappt, jenes, wenn man als Schaaf mit dem Wolfe ſtreitet; jenes, wenn man als Haſe mit dem König Löwen jagt. 2. Sittliche. Nicht Moral ſollen und können wir von den Thieren lernen, die große Haushaltung der Natur aber ſehen wir, und erkennen, wie ſie die Glückſeligkeit aller Lebendigen an unveränderliche, ewige Geſetze des Strebens geknüpft hat. Gehe hin zur Ameiſe, du Träger! 3. Schickſalsfabeln. Nicht immer kann im Naturgange ſelbſt anſchaulich gemacht werden, wie aus dieſem ein Anderes durch innere Conſequenz folge; da tritt nun die große, höhere Folge der Begebenheiten, die wir bald Schickſal, bald Zufall nennen, ins Spiel, und zeigt, wie dies und das, wo nicht aus, ſo doch nach einander folgt, durch eine höhere Anordnung. Der räuberiſche Adler trägt mit dem Raube einen Funken vom Altar in ſein Neſt, der es in Flammen ſetzt, und ſeine unbefiederten Jungen dem zur Beute gibt, dem er einſt treulos die Jungen geraubt. Bei den ſchönſten Fabeln dieſer Art wird unſere Seele groß und weit wie die Schöpfung. Nach dieſer dreifachen Eintheilung des Inhalts und Ganges der Fabel richtet ſich auch der Vortrag. Im Allgemeinen muß er einfach ſein, damit das Ganze leicht durchſchauet werde, edel, weil der Gegenſtand eine gewiſſe Würde hat. Doch ſchließt dies den Scherz nicht aus, weil gleichſam mit dem Wunderbaren ein Spiel getrieben wird, noch das Satiriſche, weil ein Theil der Fabeln auf Ironie ruht; einige ſind rührend und die Schickſalsfabeln ſtreifen an das Erhabene hin. Ganz einfach, heiter und ernſt in ihrer Darſtellung waren die alten Fabuliſten (Fabeldichter); Lafontaine führte den Scherz ein und ſprach im geſelligen Weltton; Leſſing, Pfeffel u. A. befreundeten ſie mit der Satire durch die Pointe des Sinngedichts. In jedem kann man zu viel thun, und es iſt nicht zu läugnen, daß beſonders ein gewiſſer ſcherzhaft ſein ſollender Schnickſchnack die Fabel nicht nur breit, ſondern wohl gar verächtlich gemacht, das Haſchen nach Witz und Pointe

ſie aus ihrer Sphäre gerückt hat. Manches Hiſtörchen, das wir unter den Fabeln ſehen, mag witzig, ſinnreich und anmuthig ſein, nur eine Fabel iſt es nicht. Die Form der Fabel iſt übrigens verſchieden, es gibt bloß erzählende, es gibt dialogiſirte; man hat in Reinecke der Fuchs ein ganzes Fabel-Epos, und man ſieht nicht, was in einem Fabel-Drama als Burleske Widerſinniges ſein ſollte. dd.

Fabier, ein berühmtes altes Geſchlecht der Römer. Die ganze ſtreitbare Mannſchaft deſſelben (306 an der Zahl) kämpfte einſt vereint gegen die Vejenter, und Alle ſtarben den Heldentod für's Vaterland. Einer der berühmteſten Fabier iſt Quintus

Fabius Maximus, mit dem Beinamen Cunctator, der Zauderer, einer der größten Feldherren des alten Roms, welcher ſein Vaterland rettete, als es nach der unglücklichen Niederlage am Traſimen dem Untergange nahe ſchien, und Hannibal mit ſeinem ſiegreichen Heere gegen die Hauptſtadt ſelbſt im Anzuge war. In jenem entſcheidenden Zeitpuncte trat Fabius, mit der Würde des Dictators bekleidet, an die Spitze der römiſchen Legionen, und entwarf, da er ſein eignes Heer muthlos und beſtürzt, das feindliche aber furchtbar und zahlreich fand, um nicht das Schickſal der Republik auf den Ausgang einer Schlacht zu ſetzen, den weiſen Plan, jedes Treffen zu vermeiden und ſeinen mächtigen Feind durch Märſche und Zaudern zu ermüden und zu entkräften. Hannibal, der ſeinen gefährlichen Gegner wohl erkannte, ließ ihm ſagen, um ihn zu einer Schlacht zu reizen: „Wenn Fabius ein ſo großer Feldherr iſt, als er uns glauben machen will, ſo ſteige er herab in die Ebene und nehme die Schlacht an, die ich ihm biete.“ Fabius aber antwortete ihm kalt: „Wenn Hannibal ein ſo großer Feldherr iſt, als er glaubt, ſo zwing' er mich, ſie anzunehmen.“ Unzufrieden mit ſeinen langen Zögerungen, deren Grund ſie nicht einſahen und falſch deuteten, riefen die Römer ihn unter dem Vorwande zurück, einem feierlichen Opfer beizuwohnen, und übertrugen unterdeß die Hälfte ſeiner Gewalt dem Minutius Felix, der eben ſo verwegen als Fabius vorſichtig war. Schon war dieſer in einen Hinterhalt des puniſchen Feldherrn gefallen und einer Niederlage nahe, als Fabius noch zeitig genug herbeieilte und ihn rettete. Von Dankbarkeit durchdrungen, gab ihm Minutius ſeine Truppen zurück, um von ihm ſchlagen und ſiegen zu lernen. Als er mit Hannibal über das Löſegeld der in der Schlacht bei Cannä gefangenen Römer ſich vereinigt hatte, der Senat aber den Vertrag nicht halten wollte, verkaufte er alle ſeine Güter, um ſein Wort zu löſen, und bewährte dadurch eben ſo ſehr ſeine unverbrüchliche Redlichkeit, als er im Felde ſein Feldherrntalent bewieſen hatte. Er ſtarb im Jahre Roms 552 in einem hohen Alter.

Fabliers und Fabliaux, ſ. d. Art. Franzöſiſche Literatur.

Fabre d'Eglantine (Phil. Fr.), geb. zu Carcaſſonne 1755 in einer bürgerlichen Familie, hatte ſich in ſeiner Jugend vielfachen Ausſchweifungen überlaſſen, und wurde Schauſpieler bei einer kleinen Geſellſchaft. Er ſpielte abwechſelnd auf den Theatern zu Genf, Lyon und Brüſſel ohne höhern Beifall. Beliebter war er als Geſellſchafter und durch ſein Dichtertalent. Schon in ſeinem ſechszehnten Jahre ſchrieb er ein Gedicht: l'Etude de la Nature, welches er zur Preisbewerbung bei der franzöſiſchen Akademie 1771 einſandte. Als er ſpäter bei den Blumenſpielen zu Touloufe den Preis der wilden Roſe (Eglantine) erhalten hatte, fügte er dieſes Wort ſeinem Namen bei.

Er ſchrieb jetzt auch mehrere Theaterſtücke, wovon jedoch nur l'Intrigue épistolaire und der Philinte de Molière Glück machten. Letzteres ward zu den beſten Charakterſtücken der neuern franzöſiſchen Bühne gerechnet. Von ehrgeizigem Charakter nahm er bald an der Revolution Antheil, verband ſich mit Danton, Lacroix und Camille Desmoulins, ſchrieb mehrere Schriften und wirkte zu den Auftritten des 10. Auguſt mit. Er wurde von Paris zum Deputirten bei der Nationalverſammlung ernannt, zeigte Anfangs gemäßigte Grundſätze, votirte aber nachher für den Tod Ludwigs XVI. ohne Appellation, und wurde Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes. Er zeugte gegen die Girondiſten und gegen Briſſot, war auch Berichterſtatter über die Einführung des republikaniſchen Kalenders, wobei er viel Unwiſſenheit in aſtronomiſchen Kenntniſſen verrieth. Allein ſpäterhin machte er ſich den Jakobinern verdächtig. Man beſchuldigte ihn des verſteckten Royalismus, und er wurde am 5. April 1794 zum Tode verurtheilt.

Fabre (**Maria J. J. Victorin**), ein junger franz. Dichter und Schriftſteller, geb. 1785 zu Vals, im Ardechedepartement, der nach Ginguené's Urtheil einem Fruchtbaum gleicht, welcher mit dem erſten Jahre ſchon treffliche Früchte bringt. Seit 1805 hat er an allen Preisaufgaben des Inſtituts Theil genommen, und jedesmal bald den Preis, bald das Acceſſit, bald eine ehrenvolle Erwähnung erhalten. Insbeſondere verdient ſein Gedicht sur l'indépendance des hommes de lettres und das sur les voyages Bemerkung. Auch als Proſaiſt erhielt er für ſein Eloge de Corneille den Preis im Jahre 1808. Noch mehr rechtfertigte ſein Eloge de la Bruyère, welches den Preis der Beredſamkeit am 4. April 1810 erhielt, die Meinung des Publicums von den Talenten Fabre's. Ein feiner Beobachtungsgeiſt, eine ſehr gewählte Sprache und ein gereifter Geſchmack vereinigten ſich darin mit dem Glanze und dem Feuer ſeines jugendlichen Genies. Leider hat eine ſchmerzhafte Krankheit den jungen Dichter mitten in ſeiner Laufbahn aufgehalten. Er hat außer den genannten, noch herausgegeben: ein Eloge de Boileau. — La mort de Henri IV. poëme, suivi de notes histor. 1808. — Tableau littéraire du XVIII. siècle, suivi de l'Eloge de la Bruyère. — Eloge de Montaigne.

Fabricius (Cajus), mit dem Beinamen **Luſcinus**, ein Muſter altrömiſcher Tugend, vorzüglich durch ſeine Furchtloſigkeit, Rechtſchaffenheit, Enthaltſamkeit und Tapferkeit. Nachdem er mehrere Feinde Roms geſchlagen, und ſein Vaterland mit einer ungeheuern Beute bereichert hatte, von welcher allein er nichts behielt, wurde er als Geſandter zu dem König von Epirus, **Pyrrhus**, geſchickt, um die gefangenen römiſchen Soldaten auszulöſen. Pyrrhus wollte den **Fabricius**, deſſen Armuth ihm bekannt war, durch Geſchenke für den Frieden gewinnen; allein **Fabricius** lehnte ſie mit römiſcher Seelengröße ab; eben ſo wenig ließ er ſich von einem Elephanten ſchrecken, welchen **Pyrrhus** hinter einer Tapetenwand hervortreten ließ. Mit Bewunderung entließ ihn Pyrrhus und erlaubte den Gefangenen nach Rom zu den damals einfallenden Saturnalien zu gehen, unter dem Verſprechen, nach der Feier in die Gefangenſchaft zurückzukehren, welches ſie auch hielten. **Pyrrhus** wurde bald ſo für **Fabricius** eingenommen, daß er ihm die erſte Stelle in ſeinem Reiche anbot, wenn er nach geſchloſſenem Frieden zu ihm kommen wollte, welches Anerbieten aber **Fabricius** freimüthig ablehnte. Als Conſul im Jahre Roms 473 (278 vor Chr. Geb.) zwang er dem

Pyrrhus von neuem Bewunderung ab, indem er ihm Nachricht gab, daß ſich des Königs eigner Leibarzt erboten habe, ihn gegen eine Belohnung zu vergiften. Pyrrhus ſagte hierbei: eher kann die Sonne von ihrem Laufe, als dieſer Römer von dem Wege der Rechtſchaffenheit abgelenkt werden. Aus Dankbarkeit entließ er die gefangenen Römer ohne Löſegeld. In dieſes Jahr iſt auch die Schlacht bei Aſculum zu ſetzen, in welcher Pyrrhus zwar ſiegte, aber den beſten Theil ſeiner Armee verlor. Im Jahre Roms 478 bekleidete Fabricius mit dem Ämilius Papus das Cenſoramt, vermöge deſſen er den Cornelius Rufinus aus dem Senat ſtoßen half, weil derſelbe zehn Pfund Silber an Tiſchgeräthen beſaß. Ein Mann, wie Fabricius, konnte nicht reich ſterben; er ſtarb ſo arm, daß ſeine Tochter aus dem öffentlichen Schatze verheirathet werden mußte. Um ihn noch im Tode zu ehren, wurde von dem Geſetze der zwölf Tafeln, welches die Begräbniſſe in der Stadt verbot, eine Ausnahme gemacht.

Fabricius (Johann Albert), gehört zu den durch tiefe und ausgebreitete Gelehrſamkeit berühmt gewordenen Deutſchen. Er umfaßte ſämmtliche Zweige des menſchlichen Wiſſens, und wucherte mit ſeinen Kenntniſſen als Lehrer und Schriftſteller reichlich. Er beſaß eine unglaubliche Beleſenheit, und einen unerſchöpflichen Schatz, beſonders philologiſcher Gelehrſamkeit. Er war zu Leipzig den 11ten Nov. 1668 geboren, wo er auch ſtudirte. Darauf begab er ſich zu Verwandten nach Hamburg, woſelbſt er nach Vincent Flaccius Tode Profeſſor der Beredſamkeit wurde. Im J. 1719 trug ihm der Landgraf von Heſſen-Caſſel die erſte theologiſche Profeſſur zu Gießen und die Superintendentur der proteſtantiſchen Gemeinden in ſeinem Lande an. Fabricius war verſucht, dieſen glänzenden Einladungen zu folgen, allein der Magiſtrat von Hamburg wußte ihn für die gebotenen Vortheile zu entſchädigen. Dieſes Wohlwollen hielt ihn in Hamburg zurück, woſelbſt er den 3. Apr. 1736 in einem Alter von 68 Jahren ſtarb. Ein Muſter einer verſtändigen und geiſtvollen Behandlung der griechiſchen Literatur iſt ſeine Bibliotheca graeca, durch deren Beendigung der gelehrte Harles ſich verdient gemacht hat. Nicht minder brauchbar ſind ſeine Bibliotheca latina, und die Bibliotheca mediae et infimae aetatis und Bibliographia antiquaria. Überdies zeugen von ſeinen gründlichen und ausgebreiteten Kenntniſſen ſeine Ausgaben des Sextus Empirikus und ſeine Anmerkungen zum Dio Caſſius. Schröckh hat in ſeinen Lebensbeſchreibungen (2r Bd. 344 u. f.) dieſes literariſchen Polyhiſtors Leben geſchildert.

Fabricius (Johann Chriſtian), der berühmteſte Entomolog des achtzehnten Jahrhunderts, wurde geboren zu Tundern im Herzogthum Schleswig den 7. Jan. 1745. Nachdem er im 20. Jahre ſeinen akademiſchen Curſus vollendet hatte, begab er ſich nach Upſala um unter Linné ſeine Studien fortzuſetzen. Wenige Schüler des großen Mannes haben den Unterricht deſſelben beſſer benutzt als Fabricius. Alle ſeine Werke über die Entomologie, die ihm einen ſo wohlverdienten Ruhm gebracht haben, zeigen unverkennbar die Grundſätze, die Methode, ja ſogar die Formen des Ausdrucks von Linné, angewandt auf die Entwickelung einer einzigen, neuen, glücklichen und fruchtbaren Idee. Fabricius war für den genoſſenen Unterricht höchſt dankbar, und ſuchte keinesweges zu verbergen, was er ſeinem Lehrer zu verdanken hatte. Auch hat er der Nachwelt vielleicht

das Bedeutendſte hinterlaſſen, was zur vollſtändigen Biographie des großen Naturforſchers gehört. Durch den Umgang mit demſelben wurde in ihm die erſte Idee ſeines Syſtems, die Inſecten nach dem Organe des Mundes zu ordnen, rege, und er ſchlug Linné vor, davon in der neuen Ausgabe ſeines Systema naturae, woran er damals arbeitete, Gebrauch zu machen, welches Linné aber ablehnte. Indeſſen munterte er den geiſtreichen Schüler auf, auf dieſem Wege fortzugehen. Fabricius erhielt bald darauf die Stelle eines Lehrers der Naturgeſchichte an der Univerſität zu Kiel, und nun gab er ſich ganz ſeinem Lieblingsſtudium hin. Im J. 1775 ließ er ſein Syſtem der Entomologie erſcheinen, ein Werk, wodurch dieſe Wiſſenſchaft eine ganz neue Geſtalt bekam. Zwei Jahre nachher entwickelte er in einem zweiten Werke die Charaktere der Claſſen und Arten, und zeigte in den Prolegomenen des Werks die Vortheile ſeiner Methode. Im J. 1778 machte er endlich ſeine Philosophia entomologica, nach dem Muſter der Philosophia botanica von Linné, bekannt. Von dieſer Zeit bis zu ſeinem Tode, alſo faſt 30 Jahre lang war er unaufhörlich beſchäftigt, ſein Syſtem zu erweitern und es unter verſchiedenen Formen in Werken von verſchiedener Benennung darzulegen. Er durchreiſete faſt jedes Jahr einen Theil Europens, beſuchte die Muſeen, knüpfte Bekanntſchaften mit Gelehrten an, und beſchrieb mit unermüdeter Thätigkeit die noch unbekannten Inſecten, die er kennen lernte. Allein in dem Maße wie die Zahl der Arten unter ſeiner fleißigen Feder wuchs, wurden auch die Kennzeichen der Gattungen und ſelbſt der Claſſen ungewiſſer und willkürlicher; ſo daß, aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, ſeine neueſten Schriften den ältern faſt nachſtehen. Die Grundlage, die er angenommen hatte, war vortrefflich, allein ſie konnte ihn nicht, wie er meinte, zu einem Syſteme der Natur, ſondern bloß zu einer natürlichen Methode führen. Er ſtarb den 3. März 1808. S. Seine Autobiogr. in d. Kiel. Bl. I., 1. 1819.

Fabrik heißt die Werkſtatt oder Anſtalt, wo Waaren im Ganzen verfertigt werden, zu deren Zubereitung Feuer und Hammer vonnöthen ſind. Durch die letztere Beſtimmung unterſcheidet ſich Fabrik von Manufactur; daher ſagt man Gewehrfabrik, hingegen Tuch-, Kattunmanufactur. Fabrikat, was in der Fabrik verfertigt worden iſt. (Vergl. Manufactur u. Maſchinen.)

Fabroni (Angelo), ein berühmter italieniſcher Biograph des achtzehnten Jahrhunderts, wurde geboren zu Marradi 1732. Nachdem er ſeine erſten Studien in ſeiner Vaterſtadt vollendet hatte, erhielt er zu Rom eine Stelle an dem Collegio Bandinelli. Er hatte drei Jahre lang zu Rom Logik, Phyſik, Metaphyſik und Geometrie ſtudirt, als er dem Prälaten Bottari vorgeſtellt wurde, der ihn in der Folge zum Stellvertreter ſeiner Canonicatsgeſchäfte zu St. Maria in Traſtevere machte. In dieſem Zeitpuncte beſchrieb er das Leben des Papſtes Clemens XII. Kurz darauf hatte er Gelegenheit ſich dem Papſte Benedict XIV. zu empfehlen, der ihm zu dem Genuſſe einer Art von Stipendium verhalf, welches die Prinzeſſin Camilla Roſpiglioſi geſtiftet hatte. Nun konnte er ſich ſeinen Studien ungehindert hingeben. Er faßte auch bald nachher den Gedanken das Leben der italieniſchen Gelehrten zu beſchreiben, welche im 17ten und 18ten Jahrhunderte geblüht hatten, und auf dieſes Werk verwandte er von jetzt an ſeine angeſtrengteſte Thätigkeit und Sorge. Den erſten Band davon gab er 1766 heraus. Seinem Glücke

ſtellten ſich viele Hinderniſſe in den Weg, unter andern auch die Feindſchaft der Jeſuiten. Er begab ſich daher nach Florenz, wo er 1767 vom Großherzoge Leopold die Stelle eines Priors erhielt. Er theilte nun ſeine Zeit zwiſchen ſeinen geiſtlichen Geſchäften und ſeinen literariſchen Arbeiten, reiſete nach 2 Jahren nach Rom und wurde vom Papſte Clemens XIV. (Ganganelli) mit großer Freundlichkeit empfangen, und zu einem Prälaten der päpſtlichen Kammer ernannt. Er kehrte jedoch nach Florenz zurück, und gab hier Briefe von Gelehrten des ſiebzehnten Jahrhunderts aus den Archiven der Medicis heraus. Er arbeitete mit außerordentlicher Anſtrengung, bis er vom Großherzog zum Erzieher ſeiner Prinzen ernannt wurde. Er trat dieſe Stelle im J. 1773 an, und nun gewann er auch Zeit, ſich wieder mit ſeinen Biographieen zu beſchäftigen, welche ſtets ſeine Lieblingsarbeit blieben. Er überarbeitete ſie von neuem, und gab noch fünf neue Bände heraus. Er machte auch Reiſen ins Ausland, beſuchte Wien, Dresden und Berlin. In ſeinen letzten Lebensjahren beſchäftigte er ſich mit theologiſchen Arbeiten, und ſtarb den 22. Sept. 1803. Fabroni's vornehmſte Werke ſind: Vitae Italorum doctrina excellentium qui saeculo XVII. et XVIII. floruerunt. Die beſte Ausgabe iſt die zu Piſa 1778 in 8. angefangene, wovon nach und nach 18 Bände, der letzte 1799, erſchienen ſind. Der 19. und 20. Band kamen nach ſeinem Tode hinzu, wovon der eine ſein eignes Leben enthält, von ihm ſelbſt geſchrieben bis 1800. Dieſes biographiſche Werk enthält 167 Lebensbeſchreibungen, und gehört unter die vorzüglichſten ſeiner Art. Es umſchließt einen Schatz von Gelehrſamkeit. — Laurentii Medicis magnifici Vita, Pisae 1784. — Magni Cosmi Medicei Vita, 1789. — Leonis X. pontificis maximi Vita, 1797. — Elogi d'illustri Italiani, 2 V. Pisa 1786, 1789. — Elogi di Dante Alighieri, di Angelo Poliziano, di Lodovico Ariosto, e di Torquato Tasso 1806.

Façade nennt man die Außenſeite oder äußere Anſicht eines Gebäudes, deren ein freiſtehendes vier hat, und unter denen die, wo ſich der Haupteingang befindet, die vorzüglichſte iſt. Weil man an den wenigſten Gebäuden vier, an vielen nur zwei, an den meiſten bloß eine Außenſeite zu ſehen bekommt, die nach der Straße ſehende, ſo hat man dieſe Außenſeite mit dem Haupteingange auch vorzugsweiſe Façade genannt. Als Werk ſchöner Baukunſt muß ſie ein Ganzes bilden, deſſen Theile ein ſchönes Verhältniß an ſich, eine ſymmetriſche Stellung gegen einander und Harmonie im Ganzen haben, und in derſelben muß ſich vorzüglich der Charakter des Gebäudes ausſprechen. dd.

Facette, Fasette, die rautenförmig geſchliffene Seite, Spitze oder Ecke eines Glaſes oder Edelſteins. Die Menge von Facetten, durch welche man einen Diamant bisweilen heben will, wird demſelben im Gegentheil oft nachtheilig. **Facettenſchleifer**, ein Glasſchleifer, der die rautenförmigen Flächen auf Spiegeln, Kronleuchtern u. ſ. w. einſchneidet.

Facciolato (Giacomo), ein ausgezeichneter italieniſcher Philolog des achtzehnten Jahrhunderts, wurde geb. unweit Padua im J. 1682. Die Anlagen des Knaben veranlaßten den Kardinal Barbarigo, ihn ins Seminar zu Padua aufzunehmen. Hier machte er reißende Fortſchritte und wurde im Zeitraume von wenigen Jahren Doctor der Theologie, Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft, ſo wie der Philoſophie, endlich Präfect

des Seminars und Generaldirector der Studien. Er wandte ſeine vornehmſte Sorge auf Wiederherſtellung des Studiums der alten Literatur, das bisher hier vernachläſſiget worden war; daher unternahm er auch eine neue Ausgabe des Wörterbuchs in ſieben Sprachen, welches unter dem Namen des Calepinſchen bekannt iſt. Er hatte bei dieſer Arbeit ſeinen gelehrten Schüler Forcellini zum Gehülfen und ſo wurde dieſes Werk im J. 1715 angefangen, und 4 Jahre darauf beendigt. Es erſchien in 2 Bänden in Fol. Nun aber faßte er mit ſeinem fleißigen Mitarbeiter die Idee zu einem großen lateiniſchen Wörterbuche, welches alle Worte dieſer Sprache und alle verſchiedenen Bedeutungen derſelben, durch Beiſpiele aus claſſiſchen Schriftſtellern erläutert, nach dem Muſter des italieniſchen Wörterbuchs della Cruſca enthalten ſollte. Dieſes ungeheure Unternehmen beſchäftigte beide faſt 40 Jahre. Facciolato leitete es, und Forcellini führte es faſt ganz aus. Mit demſelben Gehülfen und einigen andern gab Facciolato auch neue Editionen von dem Lexikon des Schrevelius und dem Lexicon Ciceronianum von Nizoli heraus. Er ließ auch viele lateiniſche Reden drucken, welche ſeinen Ruf noch vermehrten. Im Jahre 1702 wurde er als Profeſſor nach Padua berufen; verließ aber nach 16 Jahren dieſen Lehrſtuhl. Er ſetzte die Geſchichte der Univerſität Padua fort, welche Pappadopoli bis zum Jahre 1740 gebracht hatte. Sein Styl hatte etwas Lakoniſches aber Elegantes, daher man ſeine Schriften mit Vergnügen las. Er wurde ſehr alt, und ſtarb den 25. Auguſt 1769.

Fachinger Waſſer, ein Mineralwaſſer, das in ziemlicher Stärke bei dem Dorfe Fachingen an der Lahn, nicht fern von Diez entſpringt. Es ward gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckt. Es iſt ganz klar, entwickelt viele Luftblaſen, ſchmeckt ſehr angenehm ſäuerlich, geiſtig, etwas ſalzig und erfriſchend. Badeanſtalten ſind nicht hier; das Waſſer wird nur verſendet, und hält ſich ſo wohl, daß, nachdem man davon nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung verſchickt, und nach Jahren Flaſchen damit wieder nach Holland gebracht, es doch nichts von ſeinem Gehalt verloren. Im Jahre 1803 wurden über 300,000 Krüge verſendet. Es enthält nach Wuth in 1 Pfd. zu 16 Unzen luftſaur. mineral. Laugenſalz 30 Gr. Selenit 1 Gr. Kochſalz $1^2/_3$ Gr. luftſ. Bittererde $^1/_3$ Gr. luftſ. Kalkerde $3^2/_3$ Gr. luftſ. Eiſen 1 Gr. Luftſäure $36^2/_3$ Kub. Zoll. Es iſt folglich ein alkaliſch-ſaliniſches Stahlwaſſer. Vorzüglich wirkſam iſt es in der Gicht, in langwierigen rheumatiſchen und katarrhaliſchen Zufällen, in Engbrüſtigkeit, Schleimhuſten u. ſ. m. Außerdem gebraucht man dies Waſſer noch zur Erquickung und Stärkung bei ſchwüler Sommerhitze und nach genoſſenen hitzigen Getränken. Mit Wein und Zucker ſchnell vor dem Verbrauſen getrunken, hebt es die Muskel- und Nervenkräfte nach gehabten Strapatzen oder ausgeſtandener Hitze ſehr ſchnell.

Fächſer heißt jeder zur Fortpflanzung beſtimmte und in die Erde geſetzte Gewächszweig; insbeſondere die umgelegten Weinreben, wenn ſie zwei Jahre alt ſind und Wurzeln faſſen.

Fackeltanz. Tanz und Muſik waren den Griechen und Römern, wie ſie es uns ſind, zwei nothwendige Erforderniſſe zur Verherrlichung eines Feſtes; vor allem durften ſie bei der Hochzeitfeier nicht fehlen, welche ſich damit endigte, daß die Verlobte ihrem Bräutigam durch Paranymphen ins Haus geführt wurde, wobei ihr ein Jüngling, der den Hymen vorſtellte, die brennende Hochzeitfackel,

vortrug, und Hymnen zur Verherrlichung dieſes Gottes geſungen wurden. Die Römer, welche dieſe Gebräuche von den Griechen angenommen hatten, miſchten ihre Fescennien hinein. Dies ſcheint der Urſprung des Fackeltanzes zu ſeyn, den ſchon Kaiſer Conſtantin, als er ſeine Reſidenz von Rom nach Byzanz verlegte, am Hofe einführte. So war dieſer Tanz ſchon dem erſten chriſtlichen Kaiſer im vierten Jahrhundert als ein Hof- und Ceremonientanz bekannt. In ſpäteren Ritterzeiten ward er ein Theil der Tourniere, womit Kaiſer und Könige ihre Hochzeiten verherrlichten. Auf den Tournieren, die Heinrich der Vogler anſtellte, tanzte der Ritter, der den Sieg davon getragen, mit der Dame, die ihm den Dank ertheilt hatte, unter Vor- und Nachtragen der Fackeln ganz allein. Als die Tourniere aufhörten, blieb der Fackeltanz zurück als ein Denkmahl der alten Ritterzeit, und bis auf unſere Zeiten pflegt er bei der Vermählung fürſtlicher Perſonen zum Beſchluß mit vieler Pracht und Feierlichkeit getanzt zu werden, wenn das Paar in das Brautgemach geführt wird.

Facſimile heißt eine der Originalſchrift in allen ihren Zügen und Eigenthümlichkeiten nachgebildete Copie. Man pflegt dergleichen von alten Manuſcripten oder auch von der Handſchrift berühmter Männer in Kupferſtich zu liefern, im erſten Fall, weil die Beſchaffenheit der Schriftzüge ihr Alter beſtimmt, im letztern Fall aber, weil man geneigt iſt, nach Lavaters und Anderer Meinung, in der Handſchrift etwas Charakteriſtiſches zu finden.

Factor, in der Arithmetik (ſo viel als Efficient) eine Zahl, welche man mit einer andern multiplicirt; ſo ſind 7, 4, 3, die Factoren der Zahl 84. Man theilet die Factoren in einfache und in zuſammengeſetzte ab. Erſtere unterſcheiden ſich von letztern dadurch, daß ſie durch keine andere Zahl als durch ſich ſelbſt theilbar ſind — Im Kaufmannsweſen heißt Factor der Aufſeher, Vorſteher einer Handlung, Fabrik, Manufactur oder ſonſtigen größern öffentlichen oder Privatunternehmung, z. B. Bergwerksfactor; ſein Amt Factorie, aber auch die Niederlage, oder das Amt eines Factors. Die Engländer nennen ſo alle in Oſtindien befindliche, den Europäern zugehörige Comtoirs. Factoreihandel, der Commiſſionshandel, wenn für fremde Rechnung Waaren eingekauft und verkauft, Gelder und Waaren empfangen und verſendet werden.

Factur (italieniſch fattura, franzöſiſch facture,) die Rechnung über ſolche Waaren, welche für eines Andern Conto eingekauft worden ſind, oder ein Verzeichniß der Waaren, die ein Factor ſeinem Prinzipal, der Commiſſionär ſeinem Committenten, oder auch ein Kaufmann dem andern überſendet. Facturbuch, Hülfsbuch, in welches dieſe Facturen von dem Abſender eingetragen werden.

Facultäten, ſ. Univerſitäten.

Faden, ein Seelängenmaaß von 6 Schuh oder 1 Klafter.

Fagel, eine niederländiſche Familie, die ſeit beinahe zwei Jahrhunderten der Republik der vereinigten Niederlande eine Reihe würdiger Staatsmänner und Krieger geliefert hat. Seit 125 Jahren, von 1670—1795., war die wichtige Stelle eines Staatsſecretärs bei den Generalſtaaten ſtets einem Gliede dieſer Familie anvertraut. Dieſe war dagegen ihrer Seits ſtets der Oraniſchen Partei ergeben, jedoch immer mit Rechtlichkeit und ohne Nebenabſichten. Wir führen hier einige der berühmteſten Mitglieder dieſer Familie auf. 1. Der große Ahnherr dieſer berühmten Familie iſt Caspar Fagel, geb. zu Harlem 1629 und geſt. 1688. Er bekleidete die anſehnlichſten Staats-

poſten, und zeichnete ſich insbeſondere bei der Invaſion Ludwigs XIV. durch Muth und Standhaftigkeit aus. Mit dem Chevalier Temple legte er 1678 die Grundlagen des nimweger Friedens. Bei den Unterhandlungen mit Frankreich widerſtand er allen Verführungskünſten des franz. Geſandten d'Avaux, und lehnte ſtolz eine Summe von zwei Millionen Franken ab, die ihm d'Avaux anbot, um ihn in das Intereſſe ſeines Hofes zu ziehen. Fagels Triumph war die Erhebung Wilhelms des dritten auf den engliſchen Thron. Er war es, der Wilhelms Manifeſt bei dieſer wichtigen Begebenheit entwarf, und von dem alles geleitet wurde. Er erlebte indeſſen den großen Erfolg ſeiner Maßregeln nicht, indem er, noch ehe die offizielle Nachricht vom vollſtändigen Gelingen derſelben eingegangen war, ſtarb. Er war unverheirathet geblieben, und hinterließ kein Vermögen. Über ſeinen Charakter iſt zu vergleichen, was Temple, Wicquefort und Burnet geſagt haben. — 2. Franz, Neffe Caspars, und Sohn Heinrich Fagels, war wie jener Staatsſecretär der Generalſtaaten. Er war geb. 1659 und ſtarb 1746. Auch dieſer war ein großer Staatsmann. Er hatte einen trefflichen Biographen an Onno Zwier von Harlem gefunden. Leider wurde dieſe Biographie im Manuſcript bei einer Feuersbrunſt ein Raub der Flammen. — 3. Franz, geb. 1740 und geſt. 1773. Auch er war Staatsſecretär. Franz Hemſterhuis hat ſeine Lobſchrift meiſterhaft entworfen, und dieſe findet ſich im erſten Bande ſeiner Werke. — 4. Heinrich, geb. 1706 und geſt. 1790. Er hatte vorzüglich an der Erhebung Wilhelms IV. zur Statthalter-Würde im Jahr 1748 Theil. Er iſt der Vater des Generals Fagel, von dem wir unter 6 einiges anführen. — 5. Franz Nicolaus, auch ein Neffe Caspars, hat ſich den Ruhm eines großen Feldherrn erworben. Er trat 1672 in Dienſt und ſtarb 1718. Er war General der Infanterie im Dienſte der Generalſtaaten und kaiſerlicher Feldmarſchall-Lieutenant. Er zeichnete ſich in der Schlacht bei Fleurus 1690 aus, die berühmte Vertheidigung von Mons im Jahr 1691 wurde von ihm befehligt; ſeine ſonſtigen Waffenthaten zeigte er bei der Belagerung von Namur, — bei der Einnahme von Bonn 1703; — bei dem Feldzug in Portugal in demſelben Jahre; bei den Feldzügen in Flandern im Jahre 1711 und 1712 und bei den großen Schlachten von Ramillies und Malplaquet. — 6. Heinrich, ein Sohn Heinrichs (4.), jetzt Geſandter des Königs der Niederlande in London. Er hat ſich durch die treueſte Anhänglichkeit an das Oraniſche Haus auch in den Zeiten des Unglücks ausgezeichnet, die wichtigſten Poſten bekleidet, und die ſchwierigſten Unterhandlungen geleitet. Im Jahr 1814 unterzeichnete er den Friedensſchluß zwiſchen Großbritannien und den Niederlanden; ein Vetter von ihm, der Generallieutenant Fagel, iſt niederländiſcher Geſandter in Paris.

Fagott, ein ſanftſingendes, in den höhern Tönen dem Tenor ſich näherndes Blasinſtrument, welches ehedem der Hoboe zur Begleitung diente, daher es auch Basson de hautbois hieß; es iſt aber jetzt durch mehrere Klappen ſo vervollkomnet, daß man auch darauf Solo bläſt. Es umfaßt drei Octaven, und ſeine Vorzeichnung iſt gewöhnlich der F-Schlüſſel; doch bedient man ſich auch jetzt in den höhern Tönen, der bequemern Überſicht wegen, des Tenorſchlüſſels. Es bildet bei den Harmonien blaſender Inſtrumente gewöhnlich den Baß. Viel tiefer ſteht der ſtärkere Quartfagott, deſ-

ſen man ſich jetzt bei Feldmuſik ſtatt des ſonſt mehr gebrauchten Serpent bedient.

Fahne, urſprünglich ein Zeichen, das auf einer Stange, einem Spieß oder Balken aus verſchiedenen Abſichten aufgeſteckt wurde. Unter den Hebräern waren die Fahnen ſchon zu Moſes Zeiten bekannt; ſie waren damals ſchon mit Sinnbildern geſchmückt. Ephraim führte einen Stier, Benjamin einen Wolf u. ſ. w. Ein Gleiches finden wir bei den Griechen; die Athenienſer hatten eine Eule, die Thebaner eine Sphinx auf ihrer Fahne, durch deren Emporheben oder Senken ſie das Zeichen zum Angriff oder Rückzug gaben. Die Fahne des Romulus war ein Heubündel, welches an eine Stange gebunden war. An die Stelle deſſelben trat ſpäter eine Hand, und dann ein Adler. Die wirklichen Fahnen kamen erſt unter den Kaiſern auf; ſie behielten den Adler bei. Außerdem aber hatten die Fahnen auch Drachen und ſilberne Kugeln zum Zeichen; die Fahnen der römiſchen Reiterei beſtanden aus einem viereckigen purpurfarbenen, mit Gold gezierten Tuche, worauf man in der Folge noch das Bild eines Drachen anbrachte. Die Deutſchen knüpften ein Band an eine Lanze, welche der Herzog vor dem Heere hertrug. Von dieſem Bande ſoll das Wort Fahne entſtanden ſeyn, indem aus Band Ban, Fan Fahne geworden ſey; man führt dafür an, daß bandum und banderium (bandiera, Banner, Panier) eine Fahne und banderesius ein Fähndrich heißt. In der Folge wurde aus dieſem Bande ein großes Tuch, das mit Emblemen und Inſchriften geziert wurde. Die neuen franzöſiſchen Heere hatten zu ihren Fahnen, nach Art der römiſchen, Adler, nur von etwas verſchiedener Geſtalt.

Fahneneid heißt der Soldateneid, weil die Soldaten auf die Fahne ſchwören müſſen. Fahnenlehen, ein kaiſerliches Lehen, weil es ehemals mit Überreichung einer Fahne verliehen ward, welches in der Folge vermittelſt eines Schwertes geſchah, deſſen Knopf der auf dem Throne ſitzende Kaiſer den Vaſallen nach abgelegtem Lehnseide küſſen ließ. Fahnenſchmid, ein Feldſchmid bei einer Fahne der Reiterei. Fahnenſchuh iſt die lederne Scheide, worein das Untertheil der Fahnenſtange geſteckt wird. Fahnenſchwung war die feierliche Ehrlichmachung eines durch ein Verbrechen oder eine Beſchimpfung unehrlich gewordenen Soldaten, die mit verſchiedenen Ceremonien geſchieht. Fahnenwache iſt die Wache vor der erſten Linie des Lagers.

Fahrbüchſe hieß diejenige Büchſe, in welche der Münzwardein ein Stück von jeder geprägten Münze einwarf, um ſie nachher auf Kreis-Probationstagen nach dem Schmelz- und Tiegelregiſter gehörig unterſuchen zu laſſen. Fahrende Habe oder Fahrniß heißen im deutſchen Rechte bewegliche Güter, oder alles dasjenige, was von einem Orte zum andern gebracht werden kann, und den liegenden Gründen entgegengeſetzt iſt. Desgleichen auch Hausgeräth, im Gegenſatz von Geld und Kleinodien. Fahrrecht heißt ſo viel als Strandrecht; auch das an deſſen Stelle eingeführte Bergegeld. Fahrt iſt beim Bergweſen eine Leiter, wodurch man in die Grube ſteigt. Eine ganze Fahrt iſt zwölf, eine halbe ſechs Ellen lang. Fahrſchacht, wo man in die Grube fährt; ſie iſt vor der Vorderſchacht mit Brettern unterſchieden. Fahrwaſſer iſt diejenige Gegend eines Canals, Hafens oder Stroms, wo keine Untiefen ſind und wo daher ein Schiff gut und ſicher fahren kann.

Fahrenheit (Daniel Gabriel), aus Danzig, ward anfangs zur Handlung beſtimmt, aber ſeine Neigung zog ihn zur Phyſik, die er mit Eifer ſtudirte. Er beſchäftigte ſich mit der Verfertigung von Barometern und Thermometern, und brachte es darin zu einer großen Vollkommenheit. Statt des Weingeiſtes bediente er ſich 1720 des Queckſilbers, wodurch das Inſtrument ungemein an Genauigkeit gewann. Er ging nach Holland und England, und ſtarb daſelbſt gegen 1740. Wir beſitzen von ihm eine Abhandlung über die Thermometer, die er 1724 herausgab. Von der genauen Einrichtung des Thermometers, das von ihm den Namen des Fahrenheitſchen hat, ſ. den Art. Thermometer.

Fakir oder Senaſſey iſt in Oſtindien eine Art von heidniſchen Bettelmönchen, die ſich von der Welt abſondern und der Betrachtung widmen. Sie beſtreben ſich zum Theil durch grauſame und lächerliche Kaſteiungen ihres Körpers ſich Unterhalt und Ehrfurcht bei dem großen Haufen zu verſchaffen. Manche wälzen ſich im Koth, andere halten einen Arm ſo lange unbeweglich in die Höhe, bis er völlig erſtarrt und lebenslang in dieſer Richtung bleibt; andere halten die Hände ſo lange zuſammengedrückt, bis die Nägel in die flache Hand hineinwachſen und auf der andern Seite herauskommen; wieder andere drehen das Geſicht über die Schulter oder die Augen gegen die Naſenſpitzen ſo lange, bis ſie in dieſer Richtung unveränderlich bleiben. Sie kämmen und waſchen ſich nie, und thun das Gelübde der Armuth, um auf Koſten der frommen Gläubigen zu leben.

Fairfax (Thomas Lord), der in England zur Zeit der bürgerlichen Kriege unter der Regierung Carls des Erſten eine bedeutende Rolle ſpielte, und endlich General der Parlamentstruppen wurde, war im J. 1611 geboren. Er ſtudirte in Cambridge, und, von Natur kriegeriſch, diente er nach vollendeten Studien als Freiwilliger in Holland unter Horazio Lord Vere, um den Waffendienſt zu lernen. Bei ſeiner Rückkehr nach England faßte er eine außerordentliche Abneigung gegen Carl I. So wie dieſer Fürſt den Verſuch machte, zur Bewachung ſeiner Perſon ein Corps zu werben, erhielt Fairfax von ſeiner Partei den Auftrag, dem Könige eine Petition gegen dieſe Maßregel zu übergeben. Carl vermied die Gelegenheit ſie anzunehmen, allein Fairfax war ſo beharrlich, eine ſolche aufzuſuchen, daß er ſie endlich dem Könige im freien Felde und Angeſichts von hunderttauſend Menſchen auf den Sattelknopf ſeines Pferdes legte. Kurz darauf, als der Bürgerkrieg ausbrach, erhielt er vom Parlament eine Stelle als General der Reiterei. Er zeichnete ſich auf dieſem Poſten durch Tapferkeit, Klugheit und Thätigkeit aus. Im J. 1645 wurde er vom Parlamente zum Nachfolger des Grafen Eſſex erwählt, als dieſer das Commando verloren hatte. Zugleich wurde ihm Cromwell mit dem Titel eines Generallieutenants beigegeben. Er erhielt Vollmacht, alle Generäle unter ſeinem Befehle zu ernennen, und ging im April nach Windſor, wo er die neue Armee des Parlaments organiſiren wollte. Allein Cromwell hate einen ſolchen Einfluß auf ihn gewonnen, daß er alles bei ihm durchſetzen konnte. Daher handelte auch dieſer eigentlich unter dem Namen von jenem. Der König war von Oxford im Anzuge. Den 14. Juni kam es zwiſchen ihnen zur Schlacht. Carl wurde geſchlagen, und zog ſich nach Wales zurück. Fairfax unterwarf ſich in kurzem alles weſtlich von London gelegene Land, zog dann nach Süden, und blokirte Exeter. Er war überall ſiegreich und begab ſich endlich vor Oxford, wo eine

beträchtliche Beſatzung ſtand, die dem Könige noch ergeben war. Der König ſelbſt entſchlüpfte verkleidet aus der Stadt, um ſich den Schottländern in die Arme zu werfen. Oxford kapitulirte und Carl I. hatte keine Armee und keinen feſten Platz mehr in England. Als Fairfax in London angekommen war, dankte ihm das Parlament durch eine Deputation, allein er hatte kaum Zeit gehabt, ſich zu erholen, als er den Auftrag erhielt, die 200,000 Pfund Sterlinge zu eſcortiren, welche das engliſche Parlament der Armee von Schottland für die Auslieferung der Perſon des Königs gab. Den 30. Jan. 1646 wurde Carl I. den Commiſſären des Parlaments übergeben. Fairfax begegnete dem Monarchen mit vieler Achtung, und dieſer war mit ihm zufrieden. Das Parlament hatte ihn zum General der Armee ernannt, welche man noch beibehalten würde, denn man wollte einen Theil verabſchieden, und den Reſt nach Irland ſchicken. Die Truppen waren dieſer Maßregel nicht geneigt, weil ſie dadurch zu verlieren fürchteten. Cromwell benutzte dieſen Umſtand und ſuchte die Armee zur Empörung gegen das Parlament zu verleiten. Fairfax bemerkte dieſes kaum, als er auch ſah, daß nun eine völlige Anarchie eintreten werde: er beſchloß daher zu reſigniren. Allein die Führer des Heeres wußten die Ausführung dieſes Entſchluſſes zu verhindern. Nun gab er ſich den Maßregeln hin, die man ergriff, die Macht des Parlaments zu ſtürzen. Er zog gegen Befehl deſſelben triumphirend in London ein, und erfuhr hier bald, daß der König mit Gewalt von Holdenby entführt worden. Er eilte daher, denſelben bei Cambridge aufzuſuchen, und betrug ſich gegen ihn mit der größten Achtung. Er hätte ihn gern gerettet, allein Cromwell beherrſchte ihn und die Umſtände. Er konnte Carls Hinrichtung nicht verhindern. Nach des Königs Tode ernannte man ihn zum Befehlshaber der Truppen in England und Irland; allein bei der Expedition, welche das Parlament gegen Schottland vorhatte, weil es ſich für Carl II. erklärte, weigerte er ſich zu dienen. So erhielt Cromwell den Oberbefehl. Fairfax ſehnlichſter Wunſch war die Wiedereinſetzung der königl. Familie, auch verſuchte er ſie thätig zu bewirken. Er brachte zu dem Ende ſelbſt ein Heer zuſammen, machte ſich zum Meiſter von York und erſchien noch einmal auf der Bühne der Welt. Er wurde von der Grafſchaft York zum Deputirten im herſtellenden Parlamente gewählt, und nach dem Haag geſandt, um Carl II. zu veranlaſſen, ſo ſchnell als möglich die Ausübung ſeines königlichen Amts zu übernehmen. Nach Auflöſung dieſes Parlaments begab er ſich wieder auf ſeine Güter und brachte den Reſt ſeines Lebens in Ruhe zu. Er ſtarb den 22. Febr. 1671. Seine Liebe zu den Wiſſenſchaften hat er auch durch mehrere Schriften, worunter die Denkwürdigkeiten ſeines Lebens ſind, bewährt.

Falconet (Etienne-Maurice), einer der berühmteſten Bildhauer ſeiner Zeit, war geboren zu Paris im J. 1716 von wenig bemittelten Eltern, deren Familie eigentlich von den Grenzen Piemonts herſtammt. Frühzeitig kam er als Lehrling zu einem gemeinen Holzſchneider, der Perückenſtöcke und dergleichen Dinge verfertigte. In ſeinem 17ten Jahre hörte er von dem berühmten Bildhauer Lemoine, und wagte es, ſich ihm vorzuſtellen und ihm einige Arbeiten zu zeigen, die er in ſeinen Mußeſtunden verfertigt hatte. Lemoine nahm ihn in ſeiner Werkſtätte auf, und unterſtützte ihn auch mit Geld. Nach ſechs Jahren hatte er ſchon ſolche Fortſchritte gemacht, daß er eine Statue, den Milo von Crotona vorſtellend, verfertigte, die ihm

die Aufnahme in die Akademie (1745) verſchaffte. Man hält die Arbeit für eine der beſten der neuern Sculptur. Außer ſeinen Berufsarbeiten beſchäftigte er ſich auch mit Erlernung der lateiniſchen und italieniſchen Sprache, und machte ſich mit den Werken der griechiſchen Philoſophen bekannt. Dabei arbeitete er fleißig in ſeiner Kunſt, verfertigte mehrere bedeutende Werke, z. B. eine Statue des Pygmalion, eine Badende, einen drohenden Amor. Für die Kirche von St. Roch arbeitete er einen ſterbenden Chriſtus, und mehrere andere Werke für andere Kirchen. Im J. 1766 hatte er einen ſolchen Ruf erlangt, daß ihn die Kaiſerin Catharina II. nach Petersburg einlud, um die Statue Peters des Großen zu verfertigen. Dieſes Denkmahl, welches zu den ausgezeichnetſten Werken der neuern Zeit gehört, und den großen Monarchen nebſt dem Pferde aus Metall gegoſſen auf einem Felſen darſtellt, die Schlange des Neides unter die Füße tretend, beſchäftigte Falconet 12 Jahre, während welcher Zeit er nur ſehr unbedeutende andere Arbeiten ausführte. Catharina II. wurde dem Künſtler perſönlich gewogen, und unterhielt ſich oft und gern mit ihm allein. Zuletzt aber wurde dieſe Harmonie geſtört und Falconet ſah die Kaiſerin nicht mehr, auch erhielt er für ſeine Arbeit nichts mehr als den bedungenen Preis. Im. J. 1778 kehrte er nach Paris zurück, und ſchickte ſich nach einigen Jahren an, eine Reiſe nach Italien zu machen, woran ihn aber eine Krankheit hinderte. Er lebte noch 8 Jahre, und ſtarb den 24. Jan. 1791. Er hat nur wenige Schüler gezogen, allein mehrere Schriften verfaßt, welche viel Treffliches für die Freunde der Kunſt enthalten. Bemerkenswerth ſind beſonders ſeine Réflexions sur la sculpture, ſo wie ſeine Observations sur la statue de Marc Aurèle.

Falerner Wein, ein italieniſcher Wein, der von den Römern ſehr hoch geſchätzt, auch vom Horaz oft geprieſen wurde. Das falerner Gebiet war in Campanien, jetzt Terra di Lavoro.

Falk (Johann Daniel), geb. zu Danzig im Jahre 1768, lebt jetzt als großherzogl. Legationsrath zu Weimar. Seine früh erwachte Lernbegierde hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn ſein Vater, welcher arm und ſeines Metiers ein Perückenmacher war, hatte ihn kaum nothdürftig leſen und ſchreiben lernen laſſen, als er ihn ſchon bei ſeiner Profeſſion gebrauchte, und die Wißbegierde des Knaben auf alle Weiſe zu unterdrücken ſuchte. Aber ſeine Neigung wuchs nur durch den Widerſtand, und er trug nun ſein kleines Spargeld in die Leihbibliothek, und las Gellerts, Wielands, Leſſings u. A. Werke bei Tag und Nacht, wie ſich ihm eben die Gelegenheit darbot. Oft ſtand er zur Winterszeit leſend unter einer Laterne auf freier Gaſſe, und wenn er über ſein langes Außenbleiben zur Rede geſetzt wurde, gab er vor, bei ſeinem Großvater geweſen zu ſein. Dieſer war ein Franzoſe, Chalion mit Namen, und Falk lernte von ihm franzöſiſch. Aber mit den Jahren nahm ſeine Unzufriedenheit mit ſeiner Lage zu, und er faßte den Entſchluß, das älterliche Haus zu verlaſſen und zur See zu gehen, um in der Fremde ſein Heil zu verſuchen. Wirklich entfernte er ſich, und irrte einige Tage in den Wäldern von Weichſelmünde herum; da ihm aber die Schiffer die Mitreiſe verweigerten, weil er nicht engliſch verſtand, ſo mußte er wieder zurückkehren. Es gelang endlich, dem Vater die Erlaubniß abzugewinnen, daß Johannes ſtudiren ſolle. So kam er mit dem ſechszehnten Jahre auf das Gymnaſium, und unter des gelehrten Trendelenburg Anleitung ſtudirte er, jedoch immer mit Mangel

kämpfend, die alten Dichter und Proſaiſten. Nach ſechsjährigem Beſuch des danziger Gymnaſiums ging er nach Halle, wo er ſich durch den Unterricht und Umgang eines Wolf, Forſter, Klein u. A. weiter ausbildete. 1798 verließ er Halle, und begab ſich, die Unabhängigkeit eines Privatgelehrten einer Anſtellung vorziehend, nach Weimar. Im Jahr 1806 hatte er Gelegenheit, ſich beim Einmarſch der Franzoſen und in der verhängnißvollen Zeit nach der jenaer Schlacht weſentliche Verdienſte um die Stadt Weimar zu erwerben, welche der Herzog dadurch belohnte, daß er Falk zum Legationsrath ernannte und ihm einem gewiſſen Gehalt anwies. Noch größer waren die Verdienſte, welche Falk ſich in den neueſten Zeiten um die leibende hülfsbedürftige Menſchheit erwarb und fortwährend erwirbt. In dem verhängnißvollen Jahr 1813, als Sachſenland von Freunden und Feinden verheert wurde, drang die Noth der verlaſſenen Kinder und die Furcht vor der zu erwartenden Immoralität derſelben an ſein Herz. Er ſelbſt hatte eben an dem herrſchenden Typhus in einem Monat vier blühende und hoffnungsvolle Kinder verloren. Damals legte er den Grundſtein zu einem noch wohlthätig wirkenden ehrwürdigen Verein, unter dem Namen: die Freunde in der Noth. Ihr erſter Zweck war: verlaſſenen und verwilderten Kindern zur Erlernung von nützlichen Gewerben behülflich zu ſein. Der Verein, der in dem Jahre 1813 unendlich wohlthätig wirkte, dauert noch gegenwärtig unter durch veränderte Zeitumſtände herbeigeführten Modificationen fort. Der Großherzog unterſtützt ihn großmüthig, aber der beſeelende Geiſt iſt Johannes Falk, der auch vom Großherzog 1815 zum Ritter des verjüngten Falkenordens ernannt wurde. Wenige verdienten dieſe Ehrenbezeigung mehr, als er. — Als Schriftſteller trat Falk zuerſt in der Satire auf und ward von Wieland auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe eingeführt, daß er die geſpannteſten Erwartungen erregte. Auch waren ſeine erſten Satiren, die Gräber von Rom und die Gebete reich an treffendem Witz. Ihnen folgten von 1797 bis 1803 ſechs Jahrgänge eines Taſchenbuchs für Freunde des Scherzes und der Satire, in denen ſich ebenfalls viel Gelungenes findet. Im J. 1803 erſchienen überdies von ihm kleine Abhandlungen, die Poeſie und Kunſt betreffend, und ſein dramatiſches Gedicht Prometheus, ein treffliches Werk voll Tiefe, dem nur die Harmonie und Vollendung im Einzelnen fehlt; endlich 1804 eine Sammlung kleiner Satiren und Erzählungen. Sein Elyſium und Tartarus, eine Zeitung artiſtiſch-literariſchen Inhalts, beſtand nur kurze Zeit. Seitdem ließ der Dichter bis 1817 wenig von ſich hören; uns iſt aus dieſem Zeitraum außer dem erſten Bande ſeines komiſchen Theaters der Engländer und Franzoſen nichts bekannt geworden. In dem genannten Jahre aber feierte er das dritte Reformationsjubiläum durch zwei ſchöne Gedichte in Stanzen unter dem Titel: Johannes Falks Liebe, Leben und Leiden in Gott, und im J. 1818 ließ er ſeine auserleſenen Schriften, die großentheils aus bisher ungedruckten beſtehen, in 3 Bänden erſcheinen.

Falkenbeize (Falkoniren), die Falken- oder hohe Jagd, bei welcher man die Vögel mit abgerichteten Falken fängt (beizt). Dieſe Art zu jagen iſt ſehr alt, wir finden ſie bei den Indiern und Griechen. Im Mittelalter diente ſie zu den Hauptvergnügungen der Fürſten und Edelleute, und war eignen Geſetzen und Verordnungen unterworfen. Der Falke, deſſen Kopf mit einer Haube bedeckt war,

wurde von dem Falkonier auf der Hand getragen. Zeigte ſich eine Beute, ſo nahm ihm derſelbe die Haube von den Augen, und augenblicklich hob ſich der Falke in die Luft, nahm ſeinen Raub und kehrte auf die Lockung des Jägers mit demſelben zu ihm zurück. Die weißen Falken galten unter allen für die ſchönſten und edelſten. Sie waren das köſtlichſte Geſchenk, das ein Vaſall ſeinem Lehnherrn machen konnte, und man pflegte ihnen Hals und Klauen mit goldnen Reifen zu zieren.

Falkiren. Ein Pferd falkiren laſſen, heißt in der Reitſchule das Pferd plötzlich anhalten, daß es ſeine Füße ſenken muß. Die Stellung, welche das Pferd dabei annimmt, indem es mit dem Hintertheile auf der Erde zu ſitzen ſcheint, heißt Falkade.

Fall der Körper. Alle Körper auf der Erde ſtreben vermöge ihrer Schwere und der Attraction dem Mittelpuncte der Erdkugel zu. Kann dieſes Sterben frei wirken, ſo entſteht daraus der Fall, wird es aber durch ein Hinderniß aufgehalten, ſo entſteht der Druck; iſt es zum Theil aufgehoben und zum Theil wirkſam, ſo äußern ſich Druck und Fall zugleich. Die Kugel, auf der Hand getragen, drückt; frei gelaſſen, fällt ſie lothrecht herab; auf eine ſchiefe Fläche gelegt, rollt ſie herab, wobei ſie zugleich die Fläche mit einem Theile ihres Gewichts drückt. Nach welchen Geſetzen aber dieſe Bewegung geſchieht, darüber beſtanden ehemals die ſonderbarſten und irrigſten Vorſtellungen. Nach der Ariſtoteliſchen Phyſik verhält ſich die Geſchwindigkeit des Falles verſchiedener Körper zu einander, wie das Gewicht derſelben. Demnach ſollte ein zehnmal ſchwerer Körperer auch zehnmal ſchneller fallen, als der leichtere. Dieſen Irrthum beſtritt Galilei ſchon zu der Zeit, als er noch in Piſa ſtudirte. Kaum war er aber Lehrer daſelbſt geworden, als er ſich öffentlich gegen dieſen und andere Lehrſätze der peripatetiſchen Philoſophie erklärte. Er beſtieg die Kuppel des dortigen hohen Thurms, und ließ Körper von ſehr ungleichem Gewicht herabfallen, die, wenn ihre Materien nur nicht zu ſehr an Dichtigkeit verſchieden waren, den Boden faſt zu gleicher Zeit erreichten. Dieſe Verſuche zogen Galilei ſo heftige Feinde zu, daß er Piſa verlaſſen mußte, und eine Lehrſtelle in Padua annahm. Er erwies in der Folge die Richtigkeit ſeines Satzes auch durch zwei Pendel von gleicher Länge und ſehr ungleichem Gewicht, die deſſen ungeachtet ihre Schwingungen mit gleicher Geſchwindigkeit verrichteten. Zu eben ſo irrigen Vorſtellungen hatte die Wahrnehmung Anlaß gegeben, daß die Schnelligkeit des Falls mit der Länge des Weges zunimmt. Die Ariſtoteliker ſagten, alle Körper hätten ein inneres Beſtreben nach dem Mittelpuncte der Erde, und eilten demſelben um ſo ſchneller zu, je näher ſie ihm kämen. Andere erklärten die zunehmende Schnelligkeit des Falles aus dem zunehmenden Drucke der Luft; und zwar war, was die Geſetze dieſer Beſchleunigung betrifft, die allgemeine Meinung, daß die Geſchwindigkeit in dem Verhältniß des zurückgelegten Raums zunehme, daß alſo ein Körper, wenn er fünf Klafter gefallen ſei, fünfmal ſo viel Geſchwindigkeit erlangt habe, als er am Ende der erſten Klafter Weges gehabt; eine Meinung, die bei ihrer großen Einfachheit und ſcheinbaren Natürlichkeit doch etwas ganz Unmögliches enthält. Auch Galilei hatte Mühe, ſich von ihr loszumachen. Endlich aber gelang es ihm, ihre Richtigkeit zu beweiſen, indem er darthat, daß ſie bei der Anwendung auf den Fall der Körper mit ſich ſelbſt ſtreite, weil aus ihr folgen würde, daß der Körper durch fünf Klafter in eben der Zeit falle, in welcher er durch eine Klafter fällt. Dagegen kam dieſer ſcharfſinnige Naturforſcher auf den glücklichen und

richtigen Gedanken, daß die Geſchwindigkeit beim Falle im Verhältniſſe der verfloſſenen Zeit zunehmen müſſe, und zeigte, daß, da die Körper von der Schwere nie verlaſſen werden, ſie alſo auch in jedem Zeittheile einen neuen Eindruck von derſelben erhalten, der ſich mit der Wirkung der vorigen verbindet. Aus dieſem Geſetze folgt ferner, daß die von freifallenden Körpern durchlaufenen Räume ſich wie die Quadrate der Zeiten verhalten. Verſuche haben gelehrt, daß der Fall in der erſten Secunde etwas weniges über 15 Pariſer Fuß betrage. Um daher die irgend einer andern Secundenzahl $=$ t zugehörige Fallhöhe $=$ h kennen zu lernen, müßte man ſetzen $1:t^2=15:h$. Iſt t z. B. $=3$, ſo wird $h=135$ erhalten, d. h. in 3 Secunden fällt ein Körper durch 135 Pariſer Fuß.

Fallgut, Fallleben, ein Gut, das bei jedem Todesfalle dem Herrn wieder heimfällt, wofern er nicht aus freiem Willen die Erben von neuem damit belehnt. Falllehnsmann, der zeitige Beſitzer eines ſolchen Gutes.

Falliment tritt ein mit der erwieſenen Inſolvenz eines Schuldners und heißt Banquerott, wenn grobe Fahrläſſigkeit oder Betrug es herbeiführen. Es iſt ein Hauptgegenſtand aller Handelslegislationen, und namentlich zeichnen ſich das preußiſche Landrecht und das franzöſiſche Geſetzbuch durch zweckmäßige Verfügungen, beſonders über die Falliments der Kaufleute, ſo rühmlich aus, als die gemeinen Rechte, desgleichen der ſächſiſche Concursprozeß, entſetzlichen Mißbräuchen und Übelſtänden Raum geben, welche, wenn ſie auch bei verwickelten Concurſen, als Lehnsconcurſen, Creditweſen inſolvent verſtorbener Geſchäftsleute, bei Bürgern und Bauern, welche über ihren Haushalt weder Buch noch Rechnung führen, und dergleichen, kurz bei Inſolvenzen von Nichtkaufleuten nicht ganz vermieden werden können, doch deſto auffallender und vermeidlicher bei Kaufleuten ſind. Der Zweck der Concursprocedur iſt zuvörderſt: Berichtigung der activen und paſſiven Maſſe und ſodann deren gerechte Vertheilung. Daß beides möglichſt ſchnell geſchehe, erfordert die Natur der Sache, zumal eines merkantiliſchen Creditweſens. Nach dem franzöſiſchen Recht muß der Fallit binnen dreien Tagen, von Einſtellung ſeiner Zahlung an, ſeine Inſolvenz beim Handelsgericht anzeigen, welches ſofort mit der Verſiegelung und mit Ernennung eines Commiſſärs und einiger verpflichteten Agenten verfährt und den Falliten entweder ins Gefängniß oder unter Wache ſetzt, falls er nicht einen Salvum conductum ſich ausgewirkt hat. Die Verfügungen werden öffentlich angeſchlagen und in die Zeitungen eingerückt. Der Commiſſär und die Agenten betreiben das Verfahren, und letztere verwalten die Geſchäfte des Falliten, welcher ihnen binnen 24 Stunden von Antritt ihres Amtes eine Bilanz vorlegen muß. Die Agenten, deren proviſoriſche Geſchäftsführung nicht länger als 14 Tage dauern darf, übergeben die Bilanz ſofort dem Commiſſär, welcher binnen dreien Tagen das Verzeichniß der Gläubiger aufſetzen und dieſe durch Briefe und öffentliche Blätter zuſammenberufen muß. Die Gläubiger ſollen ſich am beſtimmten Tage und Orte in Gegenwart des Commiſſärs verſammeln und dieſem die Liſte überreichen, welche dreimal ſo viel Namen enthält, als ihrer Meinung nach proviſoriſche Curatoren (Syndics provisoires) der Maſſe zu ernennen ſind, welche nach dieſer Liſte vom Handelsgericht erwählt werden. In den nächſten 24 Stunden nach Ernennung der proviſoriſchen Curatoren ſtellen die Agenten ihre Verrichtungen ein und legen den Curatoren Rechenſchaft ab, welche nun unter Aufſicht des Commiſſärs das ganze Creditweſen verwalten. Dieſe Cura-

toren tragen nun gleich auf Entſiegelung an, inventiren in Gegenwart des Friedensrichters und mit Zuziehung des hierzu vorgeladenen Gemeinſchuldners. Sie müſſen binnen acht Tagen, von Antritt ihres Amts, bei der Polizeibehörde eine pragmatiſche Überſicht des Creditweſens eingeben, übernehmen nach geſchehener Inventur die Maſſe und vertreten ſolche activ und paſſiv. Alle eingehenden Gelder kommen in eine Caſſe mit doppeltem Schloß, wovon der älteſte Curator den einen Schlüſſel, den andern ein vom Commiſſär hierzu erwählter Gläubiger erhält. Alle Woche erhält der Commiſſär einen Auszug vom Caſſenbeſtande des Creditweſens, und hat nach Maßgabe für Ausleihung des Beſtandes zu ſorgen. Die Curatoren haben die Activa einzutreiben und durch Hypothekgeſuche zu ſichern, auch auf alle ihnen bekannte unbewegliche Güter des Falliten im Namen der Maſſe Hypothek zu ſuchen, desgleichen unverzüglich alle Gläubiger durch Briefe oder öffentliche Blätter zu benachrichtigen, daß ſie binnen 40 Tagen perſönlich oder durch Bevollmächtigte bei den Curatoren ſich einfinden und in quali et quanto liquidiren, die Beweisurkunden einreichen oder in der Kanzlei des Handelsgerichts niederlegen ſollen. Das Liquidationsverfahren zwiſchen den Gläubigern und den Curatoren geſchieht mündlich binnen 14 Tagen nach jener Friſt von 40 Tagen, zum Protokoll des Commiſſärs, und jeder Gläubiger, deſſen Forderungen erörtert und beſchworen ſind, kann den Erörterungen der übrigen Forderungen beiwohnen, und dabei ſeine Einwendungen an die Hand geben. Nach erfolgter Erörterung binnen acht Tagen muß jeder Gläubiger in die Hände des Commiſſärs einen Eid ablegen, daß ſeine Forderung wahr und richtig ſei. Ob über ſtreitige Forderungen ein Beweisverfahren Statt finden ſolle, entſcheidet das Handelsgericht. Nach Ablauf der für die Prüfung der Forderungen feſtgeſetzten Friſten haben die Curatoren die ausgebliebenen Gläubiger aufzuzeichnen, welche, nachdem der Commiſſär dies Protokoll für geſchloſſen erklärt, als ausgeblieben geachtet werden. Der Commiſſär berichtet nun ans Handelsgericht und dieſes ſetzt mittelſt Beſcheids eine neue Friſt für die Unterſuchung feſt, welche rückſichtlich der inländiſchen Gläubiger nach der Entfernung des Wohnorts des nicht erſchienenen Gläubigers beſtimmt wird, ſo daß für jede Entfernung von drei Meilen ein Tag gerechnet wird. Bei ausländiſchen Gläubigern werden längere Friſten geſtattet. Nach Verlauf dieſer Friſten werden die Ausgebliebenen von künftiger Vertheilung ausgeſchloſſen. Binnen dreien Tagen nach der Friſt der Eidesleiſtung werden die für zuläſſig erkannten Gläubiger von den Curatoren zuſammenberufen und ihnen in Gegenwart des Commiſſärs und des Gemeinſchuldners der Zuſtand des Creditweſens vorgelegt. Hier tritt der Zeitpunct des Accordes ein. Die Majorität der Gläubiger erfordert außer der Mehrzahl noch $^3/_4$ der liquidirten Paſſivorum, und Hypothekarier haben dabei keine Stimme. Im Falle oder bei Vorausſetzung eines Banquerotts darf kein Accord geſchloſſen werden. Kommt der Accord zu Stande, ſo muß er noch während der Sitzung unterzeichnet werden. Wer gegen den Accord iſt, hat binnen einer Nothfriſt von acht Tagen ſeine Einwendungen den Curatoren oder dem Gemeinſchuldner anzuzeigen. Der Accord muß gerichtlich beſtätigt werden und retablirt den Falliten in ſeine kaufmänniſche Qualität. Kommt kein Accord zu Stande, ſo haben die verſammelten Gläubiger, nach perſönlicher Stimmenmehrheit, definitive Curatoren (Syndics définitifs) und einen Caſſirer zu ernennen, welche die Maſſe ausmitteln und monatlich dem Commiſſär eine Überſicht des Creditweſens und des Caſſen-

beſtandes vorlegen, der ſodann die Vertheilung und die Dividende zu beſtimmen hat. Vor der letzten Vertheilung werden die Gläubiger unter Vorſitz der Commiſſärs zuſammenberufen und von den Curatoren die Schlußrechnung abgelegt. Das Unterpfandsrecht der Ehefrau rückſichtlich ihres Eingebrachten betrifft bloß die unbeweglichen Güter des Gemeinſchuldners, welche er zur Zeit der Verheirathung beſaß, und das Separationsrecht bloß die Immobilien, welche die Ehefrau laut des Ehecontracts von der Gütergemeinſchaft ausnimmt, oder ererbt oder geſchenkt bekommen hat, oder welche auch aus dem Erlöſe ſolcher ererbter oder geſchenkter Immobilien erſtanden worden. Hingegen auf Mobilien darf die Frau kein Separationsrecht ausüben, ausgenommen auf Schmuck, Diamanten und Geſchirr (vaiselle), wenn ſie beweiſt, daß ſie ihr durch den Ehecontract zugeeignet oder durch Erbſchaft zugefallen ſind. Abgeſendete Waaren können zurückgefordert werden, ſo lange ſie noch unterwegs und noch nicht in das Waarenlager des Falliten oder des von dieſem zum Verkaufen beauftragten Commiſſionärs abgeliefert ſind, doch haben die Curatoren das Recht, die Waaren gegen Erlegung des bedungenen Preiſes zu behalten; desgleichen können zurückgenommen werden Commiſſionswaaren und zwar ſogar deren Erlös, wenn der Fallit ſolche noch nicht in laufende Rechnung gebracht hat; ferner Remeſſen in Handelspapieren, welche ſich noch im Portefeuille des Falliten vorfinden, und ihm zum Incaſſo mit oder ohne Dispoſition gemacht waren, jedoch im letztern Falle bloß dann, wenn ſie in einer laufenden Rechnung eingetragen worden, nach welcher der Remittent allein gut hat. Der einfache Banquerottirer (d. h. welcher der Fahrläſſigkeit überführt wird) hat Gefängnißſtrafe verwirkt, welche nicht unter einem Monat, und nicht über zwei Jahre erkannt werden kann. Der betrügeriſche Banquerottirer wird auf beſtimmte Zeit zu öffentlichen Arbeiten (travaux forcés) verurtheilt. Nach engliſchen Rechten kann bloß ein Kaufmann zum Falliment im geſetzlichen Sinne des Worts kommen; und es ſind gewiſſe Handlungen feſtgeſetzt, welche den Gläubiger berechtigen, ſeinen Schuldner für inſolvent anzugeben. Dahin gehören: die Flucht des Schuldners aus England, wenn der Schuldner das Haus hütet, und ſich, wenn er gemahnt wird, verläugnen läßt. Ferner Veräußerungen in fraudem creditorum, u. ſ. w. Ein Gläubiger, welcher ſeinen Schuldner zum Falliment bringen will, muß die Richtigkeit ſeiner Schuld, daß der Schuldner ein Handelsmann und ſolche Handlungen vorhanden ſind, darthun, um eine Commiſſion gegen den Schuldner beim Lord Kanzler auszubringen. Die Schuld muß wenigſtens 100 Pfund ſein, wenn ein Gläubiger, 150 Pf., wenn zwei, und 200 Pf., wenn mehrere Gläubiger um Commiſſion nachſuchen. Der Lord Kanzler erkennt und ernennt ſodann die Commiſſion, welche alle Effecten des Schuldners in Beſchlag nimmt und unterſucht, ob der Fallit dafür zu erklären ſei. Unmittelbar nach dieſer Erklärung berufen die Commiſſäre die Gläubiger (zu London in the Guildhall), um zur Wahl der Curatoren zu ſchreiten, welche aus der Creditorſchaft, jedoch nur aus ſolchen Gläubigern gewählt werden, welche 10 Pf. und darüber zu fordern haben. Die Curatoren müſſen vier Monate nach und innerhalb zwölf Monaten von der erkannten Commiſſion an eine Dividende in der Zeitung ankündigen, und binnen achtzehn Monaten eine zweite Dividende vornehmen, in welcher Zeit auch noch ſich meldende Gläubiger zugelaſſen werden. Der Schuldner muß von der Zeit der Erklärung ſeines Falliments an

bis zu einer gewiſſen Zeit ſich den Commiſſarien überliefern und dem ſtrengſten Verhör unterwerfen. Wird ſeine Angabe treu und er ohne Betrug erfunden, ſo kann er nach dem letzten Verhör durch ein desfallſiges Zeugniß von allen Schulden, ſo er beim Ausbruch des Falliments gehabt, befreiet werden, und ſein Geſchäft von neuem anfangen. Dies Zeugniß bedarf zu ſeiner Gültigkeit, daß $^4/_5$ der Gläubiger, deren Forderung nicht unter 20 Pf. beträgt, ihre Zuſtimmung unterzeichnet haben, ſodann die Curatoren beigetreten ſind, und daſſelbe vom Lord Kanzler beſtätigt worden. Ohne ſolches Zeugniß heißt der Fallit ein ungerechtfertigter Fallit (uncertificated bankrupt) und bleibt mit ſeinen Effecten den Curatoren unterworfen. Die Competenzwohlthat richtet ſich nach der Größe der Dividende, doch darf ſie nie über 200 Pf. ſteigen. In Holland beſtand ſeit 1643 zu Amſterdam und in andern Handelsſtädten ein beſonderes Concursgericht (Kamer van desolade Boedel) halb aus Rechtsgelehrten, halb aus Kaufleuten, welche zwei Mal in der Woche ſich verſammeln, um die laufenden Banquerottſachen vorzunehmen. Bei Ausbruch des Concurſes deputirt dieſes Gericht zwei Commiſſarien (einen Kaufmann und einen Juriſten) zur Direction des Creditweſens, welche ſich nebſt einem Secretär ſogleich zum Falliten begeben, verſiegeln, inventiren, die Bücher an ſich nehmen u. ſ. w. Den folgenden Tag berufen ſie die inwohnenden Gläubiger zuſammen, und ſetzen darüber und über nachfolgende Verſammlungen der Gläubiger einen Bericht auf. Nun werden zwei oder drei Gläubiger ernannt, der Effecten des Falliten ſich zu verſichern, und ſolche zu verwalten, und zur Liquidation zu bringen. Von da an hat der Fallit einen Monat Zeit, ſeinen Gläubigern einen Accord vorzulegen, welcher von den Commiſſarien durch Edictanſchlag den in- und ausländiſchen Gläubigern bekannt gemacht wird. Hat ein Gläubiger dagegen etwas einzuwenden, ſo muß er dies triftig anführen. Soll darauf Rückſicht genommen werden, ſo muß es entweder ein Hauptgläubiger ſein, der $^1/_5$ oder $^1/_4$ zu fordern hat, oder wenigſtens zwei Gläubiger, welche $^1/_{25}$ zuſammen zu fordern haben. Kommt kein Accord zu Stande, ſo wird der Fallit von den Commiſſarien für inſolvent erklärt, ſeine Maſſe zur Curatel gebracht, und die zeitherigen Sequeſter werden in Curatoren verwandelt, die mit Hülfe eines Buchhalters zur Liquidation ſchreiten. Die Inſolvenz wird nun von der Sequeſtration datirt und alle vier Wochen vorher geſchehene Ceſſionen, Deckungen ꝛc. für null und nichtig angeſehen. Die Curatoren berichtigen die Maſſe und vertheilen, jedoch muß die letzte Dividende achtzehn Monate nach erkannter Curatel berichtigt ſein. Die Competenzwohlthat findet nach Maaßgabe der Dividenden Statt, 8 bis 10 pC.; doch darf ſie nie über 10,000 Fl. ſteigen. Wird der Fallit ſchuldlos erfunden, ſo kann er ein Zeugniß erhalten, welches von den Curatoren und von den Gläubigern wenigſtens von $^1/_2$ der Zahl und $^5/_8$ der Schuld, oder von $^5/_8$ der Zahl und $^1/_2$ der Schuld, unterzeichnet ſein muß, und ihn nicht nur in vorigen Stand retablirt, ſondern auch von allen Nachforderungen bisheriger Gläubiger frei macht. Auch in Dänemark hat man ein beſondres Theilungsgericht (Skifteret), welches Curatoren ernennt, die das Verhältniß mit den Gläubigern unter Genehmigung des Gerichts ordnen. Kein Gläubiger darf unter dieſen Curatoren ſein. In Schweden muß der Schuldner von Anzeige der Inſolvenz an ſich zu Hauſe halten. Die Gläubiger des Orts und der Nachbarſchaft werden ſo-

fort aufgerufen, und der Fallit beſchwört ſein Inventarium. Die Gläubiger geben die Maſſe zu einſtweiliger Verwaltung an zwei oder mehrere gute Männer über, und die Gläubiger werden auf einen ſechsmonatlichen Termin öffentlich vorgeladen, in quali et quanto zu liquidiren. Vor zwölf Uhr müſſen die Gläubiger am Liquidationstage erſcheinen und ihr Anbringen wird vorgeleſen und wo möglich an demſelben Tage die Liquida beſchworen. Nun treten die guten Männer ab, und zwei von den Gläubigern erwählte Curatores bonorum übernehmen die Maſſe. Drei Wochen nach dem Liquidationstermin geſchieht der zweite, und vierzehn Tage nachher der dritte Aufruf an die Gläubiger und nun wird vertheilt. Alle dieſe Legislationen ſind zweckmäßiger, als die gemeinrechtlichen Vorſchriften über den Concurs, obſchon in deutſchen Handelsorten häufig durch Statuten abgeholfen iſt. Die Verſchleifung und Koſtbarkeit der deutſchen Concurſe iſt ſündlich, und ſelbſt der redlichſte Richter iſt oft nicht im Stande, die Ränke einzelner Theilnehmer zu hindern. Die langweiligen Edictalcitationen, die vielfachen Liquidationsverfahren, die Zulaſſung der verzögernden Rechtsmittel, die häufigen Streitigkeiten über Priorität, alles dieſes trägt dazu bei, daß die Kaufleute überhaupt, zumal auswärtige, einen Abſcheu gegen alles Concursverfahren haben und wo möglich außergerichtlich accordiren. Oft mehr als die Hälfte der Maſſe wird durch die Koſten oder durch den oft unvermeidlichen Verzug der Verſilberung verſchlungen und man hat traurige Beiſpiele, daß Concurſe über hundert Jahre gedauert haben. Die Strafe der leichtſinnigen und boshaften Banquerottirer iſt willkürlich, gewöhnlich Arreſt oder Zuchthaus. A.

Falſarius, der ein Falſum, eine betrügeriſche Fälſchung, zum Nachtheile eines dritten begeht, z. B. Urkunden verfälſcht, Unterſchriften nachmacht — Verfälſcher.

Falſch heißt im Allgemeinen das, was etwas ſcheint, das es nicht iſt, und was durch ſeinen Schein betrügt, weil es irriger Weiſe für etwas gehalten wird, was er doch nicht iſt. Wo jener Schein abſichtlich hervorgebracht wird, alſo im Moraliſchen, da iſt Betrug jederzeit der Zweck. Falſchheit im moraliſchen Sinne ſteht der Aufrichtigkeit entgegen, und iſt als Laſter das zur Fertigkeit gewordene Beſtreben, Andere durch ſeine Äußerungen zu einer unwahren Vorſtellung von ſeinen Eigenſchaften, Geſinnungen, Handlungen, Gefühlen und Verhältniſſen zu beſtimmen. In allen dieſen Fällen ſteht das Falſche dem Wahren entgegen, öfters aber wird es auch nur als dem Richtigen entgegenſtehend für gleichbedeutend mit Unrichtig gebraucht, und das dürfte wohl überall der Fall ſein, wo man des Falſchen im Äſthetiſchen und Logiſchen gedenkt; falſche Zeichnung, falſcher Witz, falſches Urtheil u. ſ. w. In der Muſik bedient man ſich des Ausdrucks Falſch in dreierlei Hinſicht: 1. wenn ein Ton nicht rein intonirt wird, 2. wenn die Fortſchreitung der Intervallen fehlerhaft iſt, und 3. als Prädicat der verminderten Quinte, d. i. derjenigen, die um einen halben Ton kleiner iſt als die reine. dd.

Falſches Licht (Faux jour), ein Kunſtausdruck der Mahlerei. Wenn ein Gemälde ſo geſtellt iſt, daß das Licht von einer andern Seite darauf fällt als von der, von welcher der Mahler die Beleuchtung ausgehen ließ, oder wenn vom Standpuncte des Betrachters aus ein blendender Glanz darüber erſcheint, der das deutliche Unterſcheiden der Gegenſtände verhindert, ſo ſagt man, das Gemählde ſteht

ihm falſchen Lichte. Daß es an ſeiner Wirkung auf dieſe Weiſe viel verliere, ergibt ſich von ſelbſt.

Fallſchirm, Parachute, ein taffetner Schirm von etwa 20 Fuß im Durchmeſſer, mit welchem man ſich aus einer Höhe langſam auf die Erde herablaſſen kann. Er iſt für den Luftſchiffer in Fällen, wo ſein Ball in Gefahr kommt, von großer Wichtigkeit. Blanchard machte im Jahr 1785 zuerſt einen glücklichen Verſuch damit in London; die Erfindung ſcheint ihm anzugehören, wiewohl andere ſie dem Etienne Montgolfier zuſchreiben. Auch Garnerin erfand eine eigene Art von Fallſchirm.

Falſet, ſ. Fiſtel.

Faltenwurf, ſ. Draperie, Gewand.

Falter iſt eine Benennung alles Geziefers mit vier Flügeln, das dieſelben auf mancherlei Art zuſammenfaltet, und die mit einem farbigen Staube bedeckt ſind. Im gemeinen Leben braucht man dafür Schmetterling, Sommervogel.

Fama, die Göttin des Ruhms, oder richtiger, des Rufes. Sie war die jüngſte Tochter der Erde, welche ſich durch die Hervorbringung derſelben an den Göttern wegen der Ermordung ihrer Söhne, der Giganten, rächte. Die geſchwätzige Fama machte die Frevel der Götter bekannt. Sie wird mit Flügeln vorgeſtellt; ferner ſchreibt man ihr eben ſo viel Augen, Ohren und Zungen als Federn zu, erzählt, daß ſie des Nachts die Welt durchfliege und des Tages von hohen Thürmen und Dächern herabſchaue, daß ſie anfangs klein ſei, allein im Fortgange immer wachſe u. ſ. w. Dichtungen, deren Sinn nicht ſchwer zu enträthſeln iſt.

Familiaren, die Diener der Inquiſition. (S. d. Art.)

Familie. Der Begriff einer Familie iſt verſchieden. Bei den Römern machten alle einem römiſchen Bürger zugehörigen Sclaven deſſen Familie aus. Bei uns heißen Familie einmal ſämmtliche unter der Direction eines Hausvaters ſtehende Perſonen, dann aber auch ſämmtliche, von einem gemeinſchaftlichen Stammvater abſtammende, und ſich von ihm noch im Beſitz gewiſſer Rechte befindende Perſonen. — In der Naturgeſchichte nennt man uneigentlich die ähnlichen Arten der Pflanzen zuſammengenommen eine Familie.

Familienrath, ein Inſtitut des franzöſiſchen Geſetzbuchs. Er tritt ein vorzüglich zu Wahrung des Intereſſes der Unmündigen und Waiſen und beſteht, in der Regel, außer dem Friedensrichter noch aus ſechs Blutsverwandten oder Verſchwägerten ſowohl aus dem Orte, als aus den im Bezirk von vier Lieues wohnenden Verwandten, halb von der väterlichen, halb von der mütterlichen Seite, nach dem Grade des Alters und der Verwandtſchaftsnähe. Das nächſte Recht haben vollbürtige Geſchwiſter und Schwäger, wenn auch deren mehr als ſechs vorhanden ſind. In Ermangelung von nahe wohnenden Subjecten hat der Friedensrichter den Familienrath aus entfernter wohnenden, oder aus Freunden der verſtorbenen Ältern des Unmündigen zu beſtellen und reſpective zu ergänzen, ſo wie es auch dem Friedensrichter frei ſteht, die entfernter wohnenden nähern Verwandten herbeizurufen, jedoch nicht die geſetzliche Zahl zu überſchreiten. Der Friedensrichter hat die Berufung und Beſtimmung des Verſammlungsorts, und jeder Berufene muß ſelbſt oder durch Spezialbevollmächtigte erſcheinen, jedoch kann ein Bevollmächtigter nur eine Perſon vertreten. Drei Viertel der Berufenen müſſen wenigſtens gegenwärtig ſein, und der ohne geſetzliche Entſchuldi-

gung ausbleibende kann vom Friedensrichter mit einer Geldbuße bis 50 Franken inappellabel beſtraft werden. Der Friedensrichter hat den Vorſitz, und ſeine Stimme gibt bei Gleichheit den Ausſchlag. Der Familienrath hat zu ernennen den Vormund der unmündigen Waiſen, und den Curator der Leibesfrucht und den Nebenvormund des überlebenden Ehegatten (indem letzterem ipso jure die Vormundſchaft zukommt), entſcheidet, ob die Wittwe bei anderweiter Verehelichung die Vormundſchaft über die Kinder erſter Ehe behalten ſoll, wählt, wenn zwei Aſcendenten gleiches Recht zur Vormundſchaft haben, muß jedem Vormunde einen Nebenvormund ſetzen, hat über die Emancipation durch Heirath zu beſchließen, und hat überhaupt alle Rechte und Pflichten der bei uns der Obrigkeit zuſtehenden Obervormundſchaft, und gleiche Rechte und Pflichten wie für Minderjährige und Waiſen, für Verſchwender und Gemüthskranke. Ausgeſchloſſen ſind vom Familienrathe Minderjährige, ausgenommen die Ältern; diejenigen, welche der Verwaltung ihres eigenen Vermögens für unfähig erklärt worden; Frauensperſonen mit Ausnahme der weiblichen Aſcendenten; diejenigen, welche ſelbſt oder deren Väter oder Mütter mit dem Minderjährigen in einem das Intereſſe deſſelben wichtig tangirenden Prozeſſe befangen ſind, und endlich zu infamirenden Strafen Verurtheilte, Leute von notoriſch ſchlechtem Rufe, von einer Vormundſchaft Entſetzte ꝛc. Über den Werth dieſes Inſtituts iſt man verſchiedener Meinung. Auf der einen Seite ſcheint nichts vortrefflicher zu ſein, als das Wohl der Pupillen in die Hände derer zu legen, welche durch Religion und Natur ſchon für ſie am wärmſten intereſſirt ſind, und hierdurch auch die leidigen Koſten zu vermeiden, welche mit der gerichtlichen Verhandlung von Vormundſchaftsangelegenheiten verbunden ſind, allein der Familiencabale ſcheint das Spiel freier gemacht und die Beſchränktheit der guten Großmutter, die ſich kreuzenden Intereſſen der Brüder und Schwäger, die Vervielfachung der intereſſirten Perſonen, der oft erwachſende Übelſtand aller aus Nichtgeſchäftsleuten beſtehenden und doch geſchäftlich berathſchlagenden Verſammlungen ꝛc. dürfte nicht ohne Grund gegen den Familienrath eingewendet werden. Alles ſcheint auf der Einſicht und Redlichkeit des Friedensrichters zu beruhen, und darum dürfte doch eigentlich unſere Verfaſſung, wo ſie zumal durch Errichtung eigner Pupillenbehörden verbeſſert iſt, verbunden mit dem gegen die Unmündigen ſo wohlwollenden Genius unſrer Legislation, zweckmäßiger ſein.

A.

Fanal heißt 1. überhaupt jedes Feuer, welches auf hohen Thürmen, Bergen ꝛc., wohl auch am Eingange eines Hafens oder an den Küſten des Nachts unterhalten wird, damit es als Signal diene; dann heißt es auch beſonders 2. ein Leuchtthurm für die Seefahrer, ein Pharus; 3. bei den Schiffen eine große Schiffslaterne, welche am Hintertheile des Schiffes oder am Maſtkorbe angebracht iſt; 4. bei der Artillerie die Lärmſtange.

Fanatiſmus oder **Fanaticiſmus** iſt die durch religiöſe Meinungen entzündete Schwärmerei, die Verwirrung derer, welche bei dem Urtheile über Gott und die göttlichen Dinge nicht der Vernunft und der Schrift, ſondern Einbildungen und Gefühlen folgen, und von denſelben bis zum wüthenden und verfolgenden Religionseifer, welchen man vorzüglich Fanatiſmus nennt, fortgeriſſen werden. Zuweilen werden die Worte Fanatiſmus, Fanatiker und fanatiſch auch von andern Schwärmereien und Schwärmern

gebraucht, welche ſich lebhaft und ſtürmiſch äußern. Es kann verſchiedene Gattungen und Grade des Fanatismus geben, nach der Verſchiedenheit der Meinungen, von denen er ausgeht, und der größern oder geringern Stärke, mit welcher die Phantaſie wirkt. Eine beſondre Art des Fanatismus iſt die Enthuſiaſterei oder der Wahn, wo man in Gemeinſchaft mit höheren Naturen zu ſtehen und ihren Einfluß zu fühlen meint. Bald glaubt der Fanatiker mit den Engeln und mit den Seelen der Verſtorbenen umzugehen, bald wähnt er Jeſum und Gott ſelbſt mit leiblichen Augen zu ſchauen, bald kämpft er mit böſen Geiſtern, bald fühlt er ſich in unausſprechliche Entzükkungen verſetzt. Die Züge, welche den Fanatiker charakteriſiren, ſind glühende Einbildungskraft, verbunden mit einem tiefen und innigen Gefühle, ſtolze Verachtung derer, welche dem kühnen Schwunge ſeiner Phantaſie nicht folgen können, hartnäckige Rechthaberei, weil Beweiſe nichts über ihn vermögen, Geringſchätzung der Gelehrſamkeit und des mühſamen Forſchens, oft eine ſanfte und harmloſe Seelenruhe, die ihn einnehmend und liebenswürdig macht, oft aber auch Unduldſamkeit und Verfolgungsſucht. N.

Fandango, ein alter Nationaltanz in Spanien, wo er auf dem Lande am ſchönſten und graziöſeſten getanzt wird. Er ſchreitet von einer einförmigen zu der lebhafteſten Bewegung fort, welche den ganzen Körper erſchüttert. Der Tact wird dazu mit Caſtagnetten geſchlagen.

Fanfare, ein kleines für das Militär beſtimmtes Tonſtück von glänzendem Charakter für Trompeten und Pauken, dann auch ein lärmendes Stück (daher der Ausdruck **Fanfaron**, Großſprecher, Prahler, Windbeutel, und **Fanfaronade** Großſprecherei). So heißen auch bei uns kleine, bei der Jagd eingeführte Tonſtücke für zwei Hörner von munterer Bewegung. dd.

Fang, in der Jagdſprache ein Hirſchfängerſtich. **Fänge** heißen die Klauen der Raubvögel; bei den Hunden und dem Wildpret die großen hervorragenden Spitzzähne.

Fantaſie, Fantom, Fantasma, Fantasmagorie, ſ. unter Ph.

Farao, auch **Faro** oder **Pharao**, ein Hazardſpiel, bei welchem Einer Bank hält, und die übrigen (Pointeurs) auf ſelbſtgewählte Kartenblätter, die ſie vor ſich hinlegen, Geld ſetzen. Es würde zu weitläufig ſein, die Regeln des Spiels hier angeben zu wollen, und wir können ſie um ſo eher übergehen, da das **Farao** faſt allenthalben wegen der überwiegenden Vortheile, welche der Banquier hat und welche auf die Länge den Verluſt der Pointeurs allemal herbeiführen müſſen, ſo wie überhaupt wegen ſeines verführeriſchen Charakters zu den verbotenen Spielen gehört.

Farbe iſt eine Eigenſchaft des Lichtes, welche ſich durch keine Beſchreibung angeben, ſondern bloß durch den Sinn des Geſichts erlangen läßt. **Körperliche Farben** oder **Pigmente** nennt man die farbigen Körper, deren man ſich bedient, um andern Körpern durch überziehn oder durch Miſchung mit denſelben eine beſtimmte Farbe zu geben. Weiß und Schwarz rechnet man zwar mit zu den Farben im letztern Sinne, nicht aber, oder wenigſtens nicht immer im erſtern Sinne, in welchem man einen weißen Körper häufig farblos nennt. Schwarz iſt Mangel an allem Lichte. Die Farben haben durch ihre verſchiedene Wirkung auf die Empfindung nicht nur an ſich, ſondern auch vereint, durch Harmonie oder Contraſt, verſchiedene

Eigenſchaften, welche beſonders der Mahler richtig beurtheilen muß; was jedoch Sache der Empfindung und nicht der Worte iſt. Scharlachroth iſt z. B. eine brennende, dem Auge wehthuende Farbe, daher manche Thiere bei ihrem Anblick in Zorn gerathen. Grün iſt eine milde, dem Auge ſchmeichelnde Farbe. Gelb iſt unter allen farbigen Lichtern das hellſte, roth das heißeſte, dunkelbraun und violet das ſanfteſte; dies nähert ſich mehr dem Dunkel und dem Schatten, ſcharlachroth mehr dem brennenden Weiß, wovon es ſehr viel in ſeiner Miſchung hat. Die Übergänge einer Farbe in die andere durch Miſchung hat man auf verſchiedne Arten zum Behufe der Mahler, der Färber, der Mineralogen, in Tafeln, in Pyramiden u. ſ. f. darzuſtellen verſucht; nur eigne Beſchäftigung mit den Farben drückt der Seele die Bilder derſelben tief genug ein, um dieſe feinen Abſtufungen ſogleich zu erkennen und über ſie richtig zu urtheilen. (S. Farbenlehre.)

Färbekunſt, Färberei, iſt die Kunſt, allerlei Zeugen, Geſpinnſten oder Geweben allerhand beſtimmte Farben zu geben. Sie bildet ein zünftiges Gewerb und theilt ſich in Schwarz-, Schön- und Seidenfärberei. Der praktiſche Färber unterſcheidet einfache Farben, wohin er roth, blau und gelb rechnet, und zuſammengeſetzte. Die Kunſt beruht hauptſächlich 1) auf der Vorbereitung der zu färbenden Stoffe, indem ihnen der firnißartige Überzug, den ſie im natürlichen Zuſtande haben, und der die Annahme des Farbeſtoffs hindert, genommen, und ihnen durch Beizmittel die gehörige Verwandtſchaft gegeben wird; 2) auf der richtigen Bereitung der Farben; 3) auf der Auswahl dauerhafter Farben, daher man echte und unechte Farben unterſcheidet. Die Operationen des Färbens ſind bei der Wolle: das Anſieden oder das Aufkochen mit der Beize, das Ausfärben oder das Eintauchen in die beſtimmten Farben (Flotten genannt), das Spülen in kaltem reinem Flußwaſſer, und zuweilen noch das Schauen oder Scheuen oder das Hinzuſetzen eines gewiſſen Stoffs, durch deſſen chemiſche Einwirkung die ſchon fertige Farbe noch abgeändert wird. Die Seide muß allemal zuvörderſt durch Seife degummirt werden. Baumwolle bedarf zur Vorbereitung (Entſchälung) einer ſchwachen Pottaſchenauflöſung; bei der Leinwand wird daſſelbe durch die Bleiche erreicht.

Farben der Pflanzen. Man nimmt als Grundfarben folgende acht an, die man auch reine, ungemiſchte Farben nennt, weiß, grau, ſchwarz, blau, grün, gelb, roth, braun. Jede derſelben gibt ſieben beſtimmte Abänderungen, die ſich, hinſichtlich ihrer Abſtufungen faſt durchaus gleich ſind, z. B. das Weiß gibt: Rein- oder Schneeweiß, Weißlich oder Schmutzigweiß, Milch- oder Blaulichweiß, Amiant- oder Graulichweiß, Elfenbein- oder Gelblichweiß, Porzellan- oder Röthlichweiß, und Kreide- oder Bräunlichweiß. Merkwürdig ſind die Verwandlungen der einen Farbe in eine andre. Der blaue Crocus verwandelt ſich oft in gelben, das blaue Veilchen oft in ein weißes, das blaue Akelei in ein rothes, die rothe Tulpe in eine gelbe und die gelbe in eine weiße u. ſ. w. Ein gleiches läßt ſich an Früchten beobachten. Linné hat von den Farben der Pflanzen auf ihre Eigenſchaften, beſonders auf ihren Geſchmack, geſchloſſen. Gelb verräth nach ihm einen bittern, Roth einen ſauern, Grün einen rohen alkaliſchen, Blaß einen faden, Weiß einen ſüßen und Schwarz einen ekelhaften, unangenehmen Geſchmack, und überdies noch eine verderbliche, ja tödtende Eigenſchaft.

Farben zum Mahlen, ſ. Mahlerfarben.

Farbengebung (Colorit), ein Hauptbeſtandtheil der Mahlerei (ſ. Mahlerei), hat ihren techniſchen und äſthetiſchen Theil. Zu dem techniſchen Theile gehören die Handgriffe des Mahlers für Bereitung und Miſchung der Farben, und für das ganze Verfahren von der Anlage bis zur Vollendung eines Gemähldes, welche in den verſchiedenen Arten der Mählerei nach dem Materiale einer jeden verſchieden ſind. Sie machen das eigentliche Handwerk des Mahlers aus, welches der Schüler von dem Meiſter lernen muß. Ferner kann man noch hieher rechnen die Kenntniß der Geſetze des Lichts und der Farben, und was aus der Beobachtung ihrer Wirkungen in der Natur für die Ausübung des Mahlers als Regel aufgeſtellt werden kann, z. B. über die Farbenbrechung (welche nicht mit Farbenmiſchung verwechſelt werden muß), d. h. diejenige Farbenmiſchung, wodurch ein Gegenſtand vor dem andern ausgezeichnet wird. Leonardo da Vinci in ſeiner Abhandlung von der Mahlerei, Lomazzo, Gerhard Laireſſe in ſeinem Mahlerbuch, Mengs in ſeinem praktiſchen Unterricht und Andere haben davon gehandelt. Göthe in ſeiner Farbenlehre gibt uns gleichſam eine geiſtige Geſchichte des Colorits. Mit allem dieſen aber iſt noch nicht erreicht, was erreicht werden ſoll, es iſt noch etwas übrig, was allein von der Empfindung und dem Geſchmacke des Künſtlers abhängt: der äſthetiſche Theil, der es mit Wahrheit und Schönheit der Farbengebung zu thun hat. Hierzu wird eine beſondere, in der Empfindung gegründete Anlage vorausgeſetzt, die ein weſentlicher Beſtandtheil des Kunſttalents iſt, die Anlage nämlich: den eigenthümlichen Stoff und die Farbe der Gegenſtände unter den Einflüſſen des Lichts und der Luft mit Empfindung aufzufaſſen, und in der Nachbildung mit charakteriſcher Wahrheit auszudrücken. Soll dieſer Ausdruck in der Nachbildung gelingen, ſo wird genaue Beobachtung der Localtöne und Tinten erfordert. Unter Localtönen verſteht man die natürliche Farbe eines Gegenſtandes, wie ſie aus dem Standorte deſſelben oder in der Entfernung vom Zuſchauer erſcheint. In der Kunſt erſcheint aber die natürliche Farbe der Gegenſtände immer nur als Localton, weil Alles nur als von einem gewiſſen Standpuncte aus betrachtet, und dem gemäß auch die natürliche Farbe nach dem jedesmaligen Abſtand abgeſtuft wird. Unter Tinten verſteht man (in engerer Bedeutung) die von der Localfarbe abweichenden Miſchungen, deren der Mahler ſich in den Lichtern, Halbſchatten, Schatten, und Wiederſcheinen bedient, um die feinern und ſtärkern Abſtufungen, welche Licht und Schatten auf der farbigen Oberfläche hervorbringen, auszudrücken. An keinem Gegenſtande der Kunſt finden ſich dieſe Veränderungen und Verſchattungen in größerer Zartheit und Mannigfaltigkeit, als an dem Nackten des menſchlichen Körpers, der daher auch der ſchwierigſte Gegenſtand des Mahlers iſt. Die Farbengebung, in ſofern ſie ſich mit der Nachahmung der Farbe und Beſchaffenheit des Fleiſches (des Nackten) beſchäftigt, heißt Carnation oder Incarnation. Kommt zu der genauern Übereinſtimmung der natürlichen Farben, der Localtöne und Dinten eines Gemähldes mit deſſen Gegenſtand in der Natur noch getroffener Ausdruck des eigenthümlichen Charakters des Stoffes, woraus der Gegenſtand beſteht, ſo heißt die Farbengebung wahr. Zur Wahrheit ſoll ſich aber die Schönheit geſellen, welche durch harmoniſche Vereinigung aller Töne des Gemähldes in Einen Hauptton erreicht wird. Das Co-

lorit muß dem äſthetiſchen Zwecke der Darſtellung gemäß ſein und dieſen unterſtützen, bei aller Wahrheit der Localfarbe und des Stoffes im Einzelnen, durch die Harmonie der Farben und der Beleuchtung ein kunſtmäßiges ſchönes Ganzes ausmachen. Die Wahl der Beleuchtung, die Vertheilung der Farben ſollen nicht allein auf die Deutlichkeit der Darſtellung, ſondern zugleich auch auf die Bewirkung einer zweckmäßig wohlgefälligen, ernſten oder reizenden, düſtern oder heitern Harmonie abzwecken, welche den Geſammteindruck des Kunſtwerks unterſtützt. Dieſer Forderung zufolge gehören auch Beleuchtung, Haltung und Helldunkel mit in den Begriff einer kunſtmäßig ſchönen Farbengebung. (Vergl. Accord.) dd.

Farbenlehre, die Lehre von dem Urſprunge, der Miſchung und den Wirkungen der Farben, als Eigenſchaften des Lichts. Woher kommt es, daß einiges Licht ſich farbig, anderes weiß zeigt, und nach welchen Geſetzen erfolgen die Erſcheinungen der Farben? Dieſe Fragen ſind es hauptſächlich, welche die Farbenlehre zu beantworten hat. Das Glasprisma iſt die erſte Vorrichtung, welche zu gründlichen Antworten auf die Fragen geführt, und Iſaak Newton der erſte Phyſiker, der dieſe Antworten der Natur zu entlocken gewußt hat. Läßt man in ein verdunkeltes Zimmer durch ein kleines rundes Loch einen Sonnenſtrahl auf einen geſchliffenen, dreiſeitigen, ſenkrecht prismatiſchen Glaskörper fallen, ſo ſieht man ſehr deutlich: 1. daß der Lichtſtrahl bei dem Eintritte in den Glaskörper und wieder bei dem Austritte aus demſelben von ſeiner Bahn abgelenkt und in eine andere geradlinige Bahn (von dem Winkel der beiden Glasflächen, durch die er ein- und austritt, dem ſogenannten Brechungswinkel, abwärts) gebrochen wird; und 2. daß der Lichtſtrahl, der vor dem Prisma auf einem Papier (welches man in denſelben ſo hält, daß er darauf ſenkrecht fällt) einen völlig weißen Kreis bildet, hinter dem Prisma auf einem eben ſo gehaltenen Papiere ein farbiges Bild darſtellt, das ungefähr fünf Mal ſo lang als breit iſt, und die Farben des Regenbogens genau in derſelben Folge und Art zeigt, wie wir ſie in dieſem Luftgebilde ſehen. Man nennt dieſes Bild das prismatiſche Farbenbild oder Farbenſpectrum. Die Länge deſſelben befindet ſich in einer auf der Axe des Prisma ſenkrecht ſtehenden Ebene; an dem Ende, welches nach dem brechenden Winkel des Prisma zu liegt, iſt es roth, an dem von dem brechenden Winkel am weiteſten abwärts liegenden Ende violet, dazwiſchen orangefarben, gelb, grün, blau und indigblau. Newton hat aus dieſen und vielen ähnlichen, mannigfach abgeänderten und genau beobachteten Erſcheinungen geſchloſſen, daß dieſe farbigen Lichter die einfachen ſind, und daß alles weiße Licht aus ihnen nach eben dem Verhältniſſe zuſammengeſetzt iſt, worin ſie ſich in dem prismatiſchen Farbenbilde zeigen. Jeder weiße Lichtſtrahl enthält nach ihm alle ſieben farbigen Lichter zugleich; dieſe erkennen wir aber nicht, weil ſie in ihrem Zuſammenwirken auf jedem Puncte der Netzhaut, in ihrem völligen Verſchmelzen in der Empfindung, den Eindruck, welchen wir weiß nennen, hervorbringen. Dieſe farbigen Lichter werden von den Körpern alle nach einerlei Geſetz zurückgeworfen, daher weißes Licht beim Zurückwerfen weiß bleibt. Aber ſie haben eine verſchiedene Brechbarkeit; die rothen Strahlen die kleinſte, die grünen die mittlere, die violetten die größte, und werden daher, ſo oft weißes Licht eine Brechung erleidet, von einander geſondert weil ſie vermöge ihrer verſchiedenen Brechbarkeit, wenn ſie gleich pa-

rallel einfallen, doch in verſchiedenem Grade abgelenkt, und daher in verſchiedene Richtungen gebrochen werden, das Roth am wenigſten, Orange ſtärker, noch ſtärker Gelb, Grün, Blau, Indig, und am allerſtärkſten Violet oder Purpur. Wenn dieſe ſiebenfarbigen Strahlen wieder möglichſt nahe einer neben dem andern parallel ins Auge fallen, ſehen wir ſie als weißes Licht. Die mehrſten Körper haben die Eigenſchaft, von den farbigen Strahlen, welche darauf fallen, einige zu binden und zu verſchlucken, und nur eine oder ein Paar Arten zurückzuwerfen oder durch ſich hindurch zu laſſen; daher rühren nach Newton die Farben der Körper. Blaue Seide z. B. verſchluckt ſechs farbige Lichter des weißen Strahls, und wirft nur das blaue Licht zurück, und Cochenilletinctur läßt vom weißen Lichte bloß den rothen Theil hindurch, und verſchluckt die andern Theile. Für alles dieſes ſprechen Verſuche mit Farbenſcheiben, die auf einem kleinen Rade ſchnell in die Runde getrieben werden, und Verſuche mit dem Farbenſpectrum, das man auf farbige Körper fallen läßt. Newton hat dieſe Theorie in ſeiner Optik (welche vielmehr die Überſchrift Farbenlehre verdiente) aus einander geſetzt; ſie iſt alles Scharfſinns ungeachtet, welcher aus ihr hervorleuchtet, nicht in jeder Hinſicht genügend. Mehrere haben daran geändert und gebeſſert, beſonders was die Zahl der einfachen Farben betrifft, die einige auf drei, andere auf zwei haben vermindern wollen. U.

Farbenlehre (Göthiſche). Im Jahr 1810 gab Göthe ein neues Werk über die Farben, unter dem Titel: Zur Farbenlehre, heraus, welches das äſthetiſche Genie ſeines Verfaſſers beurkundet. Es beſteht aus zwei Theilen, einem theoretiſchen, deſſen erſte Hälfte didaktiſch, die andre polemiſch iſt, und einem hiſtoriſchen, voll ſchätzbarer Notizen. In jenem verwirft Göthe Newtons Theorie von den Farben, und kehrt zur alten Vorſtellung wieder zurück, nach welcher die Farben durch Miſchung des Lichts und der Finſterniß, oder, wie er es ausdrückt, durch Miſchung trüber Mittel mit dem Lichte entſtehen. Nach ihm iſt das Sonnenlicht und in Lebensluft brennender Phosphor das höchſt energiſche Licht. Es iſt farblos, wie die Finſterniß, aber durch ein trübes Mittel geſehen, wird es gelb, und nähert ſich deſtomehr dem rothen, je trüber jenes iſt. Wird dagegen die Finſterniß durch ein helles Mittel geſehen, ſo wird ſie blau, z. B. wenn wir zum wolkenloſen Himmel ſchauen, ſo ſehen wir in die Finſterniß, weil aber am Tage das helle Mittel der vom Sonnenlicht beleuchteten Dünſte dazwiſchen iſt, ſo erſcheint jener blau. Dieſe Theorie beruht meiſtens auf Gründen, welche aus den Erſcheinungen genommen ſind, die Newtoniſche dagegen auf mathematiſchen Geſetzen, und in ihr iſt alles nach Maß und Zahl beſtimmt. Wiewohl der Göthiſchen bis jetzt noch kein Phyſiker Beifall gegeben hat, ſo findet man dagegen in dieſem Werke das wahre Princip der Harmonie der Farben aufgeſtellt, und einen ſchätzbaren Reichthum an Bemerkungen und Andeutungen, welche fruchtbare Keime künftiger Unterſuchungen enthalten. Den Grund der angenehmen und unangenehmen Eindrücke der Farben findet Göthe in dem wechſelſeitigen Gefordertſein der verſchiedenen Farben im Auge bei denjenigen Erſcheinungen, worin ſich die phyſiologiſchen Farben zeigen. Iſt der äſthetiſche Theil dieſes Werks insbeſondere für den Freund und Kenner der Mahlerkunſt von dem höchſten Intereſſe, ſo iſt es nicht minder für den Pſychologen diejenige Abtheilung deſſelben, welche von den moraliſchen Wirkungen der Farben handelt, und das Genie

ihres Urhebers verherrlicht. Zwei Beurtheilungen finden ſich in den Ergänzungsblättern zur jenaiſchen Literaturzeitung, Jahrgang 1813, Nr. 3 u. ff. S. x.

Färbeſtoffe, Pigmente, alle zum Färben, Mahlen oder Anſtreichen brauchbaren Materiale, dergleichen alle Reiche der Natur liefern. Blaue Farben geben Indig, Waid, Campecheholz, Berlinerblau; rothe, Cochenille, Krapp, Braſilienholz, Rothholz, Saflor; gelbe, Wau, Gelbholz, Querzitron Rinde, Scharte, Fuſetholz; ſchwarzfärben Galläpfel, Knoppern, Schmack, Campecheholz mit Eiſenvitriol. Die übrigen Farben ſind aus den genannten zuſammengeſetzt.

Farce (Farſe), ein Luſtſpiel, das, ohne höhern Zweck, blos Lachen erregen will, und mit unſerm deutſchen Worte Poſſe übereinſtimmt. Es herrſcht darin das niedere Komiſche, und viele Nationen haben eigne ſtehende Charaktere dazu, die Spanier den Graçioſo, Gallego, die Italiener den Arlichino, Scaramuz u. A., die Deutſchen den Hanswurſt, Kasperle u. ſ. w. (ſ. Komiſch). Der Ausdruck Farſe kommt von dem italieniſchen Farſa, dieſes aus dem Lateiniſchen von farsum (geſtopft), und bedeutet eigentlich ein Miſchmaſch von Allerlei. Leſſing will, man ſoll Farſe, nicht Farce ſchreiben, damit es weniger franzöſiſch ausſehe, und wir nicht aus der dritten Hand zu borgen ſcheinen, was wir ſo gut als die Franzoſen aus der erſten nehmen können. Adelung bemerkt, daß in den mittlern Zeiten Farſe eine Art Geſänge geweſen ſei, welche zwiſchen den Gebeten u. ſ. f. geſungen wurden. Demnach könnte vielleicht die urſprüngliche Bedeutung dieſes Worts, auf die Komödie angewandt, ſo viel als Intermezzo, Zwiſchenſpiel, ſein. Nach der Meinung des Provenzalen Abbate Paolo Bernardy wäre es von einem provenzaliſchen Gerichte Farſum herzuleiten.

Faria de Souſa (Manoel), ein berühmter caſtilianiſcher Geſchichtſchreiber und Dichter, wurde geboren zu Suto in Portugal, im Schooße einer alten und erlauchten Familie. Er verrieth ſehr frühzeitig bedeutende Talente, und ſchon im 9ten Jahre ſandte ihn ſein Vater auf die Univerſität zu Braga, wo er große Fortſchritte in Sprachen und in der Philoſophie machte. Im 14ten Jahre trat er als Cavalier in die Dienſte des Biſchofs von Oporto, und bildete ſich unter deſſen Leitung weiter in den Wiſſenſchaften aus. Die Liebe zu einer jungen Schönheit entfaltete hier ſein dichteriſches Talent, und er beſang ſie unter dem Namen Albania. Er vermählte ſich mit ihr 1618, und ging nach Madrid. Allein er konnte hier ſein Glück nicht finden, und kehrte nach Portugal zurück. Er beſuchte auch Rom, und erwarb ſich die Aufmerkſamkeit des Papſtes Urban VIII. und aller Gelehrten, die ihn umgaben, durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe. Nach Madrid zurückgekehrt, widmete er ſich einzig den Wiſſenſchaften, und arbeitete ſo anhaltend, daß er ſich ſelbſt den Tod dadurch zuzog. Er ſtarb im 59ſten Jahre ſeines Alters. Unter ſeinen Schriften zeichnen ſich aus: Discursos morales y politicos. 2. Vol. Madrid 1623 und 1626. — Comentarios sobre la Lusiada. Mad. 1639. 2 Vol. Fol. — Epitome de las Historias Portuguesas — und dann el Asia, el Europa, el Africa und el America Portuguesa, jedes ein beſonderes Werk, wovon jedoch das letzte nicht gedruckt worden. Auch eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel: Fuente de Aganipe, rimas varias. 1644. 46. (Aganippens Quelle), iſt von ihm vorhanden. Sein

Styl iſt rein und kräftig, und ſeine Darſtellung voll dichteriſchen Lebens.

Farinelli (Carlo Broſchi, genannt). Dieſer ausgezeichnete Virtuos, der ſich durch ſein ſeltnes Talent den Ruf eines der vollkommenſten Sänger des vorigen Jahrhunderts erworben hat, wurde zu Neapel den 24. Jan. 1705 geboren. Sein Vater unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der Muſik: darauf genoß er der Anweiſung Porpora's, den er auf mehreren Reiſen begleitete. Er war 17 Jahr alt, als er ſich nach Rom begab, wo er mit ſeiner hellen und volltönenden Stimme einen Wettſtreit einging mit einem berühmten Virtuoſen auf der Trompete. Beide Nebenbuhler boten in dieſem, dem Anſcheine nach ſo ungleichen Kampfe den ganzen Umfang ihres Talents auf, aber Farinelli begann, als bereits ſein Gegner erſchöpft verſtummte, ſeinen Geſang aufs neue mit ſo viel Kraft und Anmuth, führte ihn mit ſolcher Schärfe der Töne durch, daß ſeine Stimme alle Grenzen der Möglichkeit zu überſteigen ſchien, und ihm den Preis gewann. Bald darauf ging er nach Bologna, um Bernacchi, damals den erſten Sänger Italiens, zu hören und ſeinen Unterricht zu genießen. Im J. 1728 reiſete er nach Wien, wo Kaiſer Carl VI. ihn mit Wohlwollen und reichen Geſchenken überhäufte. Dieſer Kaiſer war es, der einſt, als er Farinelli gehört hatte, zu ihm ſagte, daß er zwar durch den Umfang und die Schönheit ſeiner Stimme Erſtaunen errege, daß es aber nur von ihm abhänge, auch zu rühren und zu intereſſiren, wenn er ſich eines natürlichern Geſanges befleißigen wolle. Farinelli benutzte dieſen Wink, und bezauberte ſeitdem ſeine Hörer eben ſo ſehr, als er ſie überraſchte. Als im J. 1734 Porpora eine Theatergeſellſchaft nach London führte, berief er Farinelli zu ſich, der durch die Schönheit ſeiner Stimme und den Zauber ſeines unvergleichlichen Geſanges das Publicum dergeſtalt anzog, daß Händel, der an der Spitze einer andern Geſellſchaft ſtand, vergebens alle Hülfsmittel ſeines Genies aufbot, die Auflöſung derſelben zu verhindern. Laborde verbürgt die Wahrheit folgender Anekdote. Seneſino und Farinelli waren beide zu derſelben Zeit in England, aber an zwei verſchiedenen Theatern engagirt; und da ſie immer an gleichen Tagen ſangen, hatten ſie nicht Gelegenheit, ſich zu hören. Ein Zufall führte ſie einſt zuſammen. Seneſino hatte einen blutdürſtigen Tyrannen, Farinelli einen unglücklichen, in Feſſeln ſchmachtenden Helden darzuſtellen. Farinelli's erſte Arie aber erweicht das harte Herz des grauſamen Tyrannen ſo ſehr, daß Seneſino, den Charakter ſeiner Rolle vergeſſend, ſich ihm in die Arme ſtürzt, um ihn entzückt an ſeine Bruſt zu drücken. Im Jahre 1737 ging er nach Paris, wo er vor dem Könige ſang, der ihn reichlich beſchenkte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Frankreich ging er nach Spanien. Zehn Jahre hindurch ſang er jeden Abend vor Philipp V. und der Königin Eliſabeth. Als dieſer Fürſt in eine tiefe Melancholie verſank, welche machte, daß er alle Geſchäfte vernachläſſigte, verſuchte die Königin die Gewalt der Muſik, um ihn zu heilen. Sie ließ heimlich ein Concert dicht neben dem Appartement des Königs veranſtalten, und Farinelli ſang plötzlich eine ſeiner ſchönſten Arien. Der König ſchien anfangs betroffen und bald heftig bewegt. Am Schluſſe der zweiten Arie rief er den Virtuoſen zu ſich, überhäufte ihn mit Liebkoſungen, und fragte ihn, welche Belohnung er verlange, indem er ihm alles gewähren zu wollen ſchwur. Farinelli bat den König, ſich raſiren zu laſſen, und in das Conſeil zu gehen.

Von dem Augenblicke an wurde die Krankheit des Königs einer ärztlichen Behandlung fähig, und Farinelli hatte die ganze Ehre ſeiner Geneſung. Dies war der Grund ſeiner unbeſchränkten Gunſt. Er wurde erſter Miniſter, Ritter des Calatravaordens, aber er vergaß nicht, daß er zuvor Sänger geweſen war. Er nahm nie die Einladungen der Großen des Hofes an, bei ihnen zu ſpeiſen. Von ſeiner wahrhaft edelmüthigen und weiſen Mäßigung gibt folgende Anekdote einen ſprechenden Beweis. Als er ſich eines Tages in das Zimmer des Königs begab, hörte er, daß ein Gardeoffizier zu einem andern ſagte: „Die Ehrenſtellen regnen auf einen elenden Theaterhelden, und ich, der ich dreißig Jahre diene, bin ohne Belohnung." Farinelli beklagte ſich beim König, daß er ſeine Diener vernachläſſige, ließ ihn auf der Stelle ein Patent unterzeichnen, und übergab es mit den Worten dem Offizier: „Ich hörte ſie kurz vorher ſagen, daß Sie dreißig Jahre dienen; Sie hatten Unrecht hinzuzufügen, daß Sie unbelohnt geblieben wären." Einen nicht minder charakteriſtiſchen Beweis ſeiner Herzensgüte gibt folgende, auch für die Bühne bearbeitete Anekdote: Ein Schneider in Madrid, der ihm ein Kleid gemacht hatte, verweigerte die Annahme jeder Bezahlung, und erklärte, daß er ſich für reichlich belohnt halten würde, wenn er ſo glücklich ſein könnte, von einem ſo großen Meiſter eine Arie ſingen zu hören. Farinelli, der ihn umſonſt zur Annahme des Geldes genöthigt hatte, gewährte ihm ſeinen Wunſch. Als er geendet hatte, dankte ihm jener, außer ſich vor Entzücken, und war im Begriff ſich zu entfernen. Farinelli hielt ihn zurück. „Ich habe Ihnen nachgegeben," ſagte er, „es iſt billig, daß Sie auch Ihrer Seits mir nachgeben;" zog ſeine Börſe und bezahlte dem Schneider den doppelten Werth ſeines Kleides. Überall bediente ſich Farinelli der Gnade des Königs nur, um Gutes zu thun. Daher kam es auch, daß nach einander drei Könige von Spanien, Philipp V., Ferdinand VI., und Carl III., ihn mit ihrer Gunſt beehrten. Nachdem Farinelli zwanzig Jahre lang die höchſten Ehren in Spanien genoſſen hatte, ſah er ſich genöthigt, im J. 1761 nach Italien zurückzukehren. Er wählte Bologna zu ſeinem Aufenthalt, und ließ ſich eine Stunde von dieſer Stadt ein geſchmackvolles Landhaus bauen, auf welches er die Inſchrift ſetzen ließ: Amphion Thebas, ego domum. Hier erwarb er ſich das Verdienſt, den P. Martini zur Abfaſſung ſeiner Geſchichte der Muſik zu veranlaſſen, die dieſer gelehrte Literator jedoch nicht vollenden konnte. Farinelli ſetzte ihn in den Stand, die anſehnlichſte Bibliothek für Muſik zuſammenzubringen, die man je in Europa geſehen hat. Er ſtarb im Jahr 1782, noch in ſeiner Zurückgezogenheit unabläſſig mit der Literatur und der Muſik beſchäftigt, nachdem er in einem glücklichen Alter die Huldigungen ſeiner Mitbürger und beſuchender Fremden in reichem Maße genoſſen.

Farneſe, ein berühmtes italieniſches Fürſtenhaus, deſſen Genealogie ſeit der Mitte des 13ten Jahrhunderts bekannt iſt. Es beſaß damals das Schloß Farneto bei Orvieto und lieferte der Kirche und der Republik Florenz mehrere ausgezeichnete Heerführer, namentlich Pietro Farneſe (ſt. 1363), dem die Florentiner einen großen Sieg über die Piſaner verdankten. Papſt Paul III., ein geborner Farneſe, verlieh ſeinem Hauſe in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die Hoheitsrechte über Parma und Piacenza, deſſen erſter Herzog Pietro Luigi F., ein Sohn des Papſtes Paul III. war. Paul III., der auf Clemens VII. folgte, betrieb die Er-

höhung ſeiner Familie mit leidenſchaftlichem Eifer. Nicht nur Pietro Luigi, ſondern auch deſſen fünf Söhne, wurden auf das herrlichſte von ihm verſorgt; vor allen aber ließ er ſich die Beförderung Pietro Luigi's angelegen ſein, eines von allen Laſtern gebrandmarkten Menſchen, der als ſolcher ſchon den Leſern des Benvenuto Cellini bekannt ſein wird. Paul III. ſuchte für ihn von Karl V. das Herzogthum Mailand zu erhalten, um welches der Kaiſer und Frankreich damals ſtritten. Da er indeß die ungeheuerſten Summen vergebens bot, ſo beſchloß er, die Staaten von Parma und Piacenza, die Julius II. von den Mailändern erobert hatte, in ein Herzogthum zu verwandeln, welches er im Auguſt 1545 ſeinem Sohne übergab. Pietro Luigi ließ ſich in Piacenza nieder, wo er eine Citadelle anlegte, und ſeine tyranniſche Regierung mit allerlei Beſchränkungen und Mißhandlungen des vorhin freien Adels ſeiner neuen Staaten begann. Als das Maß der Grauſamkeiten immer höher ſtieg, erhoben ſich, im Einverſtändniſſe mit Ferdinand von Gonzaga, Statthalter zu Mailand, die Häupter der adlichen Familien. Sieben und dreißig Verſchworne begaben ſich (10. Sept. 1547) unter dem Vorwande, dem Herzoge aufzuwarten, in die Citadelle und bemächtigten ſich der Zugänge. Giovanni Anguiſſola drang in das Zimmer des Herzogs, der, von den ſcheußlichſten Krankheiten entnervt, keinen Widerſtand zu leiſten vermochte und unter dem Dolche ſeines Gegners fiel. Als Ottavio Farneſe, der Sohn und Nachfolger Pietro Luigi's, die Nachricht vom Tode ſeines Vaters erhielt, befand er ſich bei Paul III. in Perugia. Zugleich erfuhr er, daß Gonzaga im Namen des Kaiſers Piacenza beſetzt und Abſtellung aller Beſchwerden verſprochen habe. Zwar erklärte ſich Parma für Ottavio, der ſich auch mit einer päpſtlichen Armee dorthin begab, allein er fühlte ſich zum Angriffe von Piacenza zu ſchwach und mußte mit Gonzaga einen Waffenſtillſtand ſchließen, indeß er ſich um den Schutz Frankreichs bewarb. Durch den Tod Pauls III., (1549) ſchien Ottavio, faſt aller ſeiner Staaten beraubt, ohne Rettung verloren, doch der Nachfolger ſeines Großvaters, Julius III. verſchaffte ihm aus Anhänglichkeit an das Farneſiſche Haus 1550 das Herzogthum Parma wieder und erwählte ihn zum Gonfaloniere der Kirche. Allein ein Bündniß, welches er bald darauf mit Heinrich II. von Frankreich ſchloß, zog ihm den Unwillen des Kaiſers und Papſtes zu, er gerieth abermals in große Bedrängniß, aus welcher nach zwei Jahren ein ehrenvoller Vergleich ihn erlöſte. Mit dem Hauſe Öſterreich ſöhnten ihn die Verdienſte ſeiner Gemahlin Margarethe und ſeines Sohnes Aleſſandro um die ſpaniſche Monarchie wieder aus. Margaretha, die als Statthalterin in den Niederlanden mit weiſer Mäßigung regiert, aber 1562 dem Herzog Alba hatte weichen müſſen, beſuchte ihren Gemahl, mit dem ſie nur wenig zuſammen gelebt, in Parma, und zog ſich dann nach Abruzzo zurück, wo ſie 1586 ſtarb. In demſelben Jahre ſtarb auch Ottavio, nachdem er dreißig Jahre eines ungeſtörten Friedens genoſſen und ihn benutzt hatte, alle während der vorigen Regierungen eingeriſſenen Unordnungen zu verbeſſern und das Glück ſeiner Unterthanen zu befördern, bei welchen er ein geſegnetes Andenken hinterließ. Ihm folgte ſein und Margarethens älteſter Sohn, Aleſſandro Farneſe, als dritter Herzog von Parma und Piacenza, und General Philipps II. in Flandern. Als Kind begleitete er ſeine Mutter dorthin, wo er bereits in ſeinem zehnten Jahre ſich mit Maria, einer Nichte Königs Johann von Portugal, vermählte. Neigung, Muth, Gegenwart des Geiſtes und Stärke des Körpers beſtimmten ihn zu den Waffen

Die erſten Proben ſeiner Tapferkeit legte er unter Don Juan d'Auſtria in der Seeſchlacht bei Lepanto ab. Im Jahr 1577 rief ihn Philipp der II. aus Abruzzo, wo er ſich bei ſeiner Mutter befand, um dem Don Juan die ſpaniſchen Truppen wieder zuzuführen, die dieſer aus Flandern hatte zurückſchicken müſſen. Aleſſandro fand ihn dort ſehr ſchwach und krank, auch erfolgte ſein Tod wirklich im nächſten Jahre. Indeß ſtanden die ſpaniſchen Angelegenheiten ſehr ſchlecht und die Inſurgenten gewannen allenthalben die Oberhand. Aleſſandro wurde nun Statthalter, gewann Maſtricht und andere Städte zurück und ließ ſich mit den Inſurgenten in Unterhandlungen ein, wobei es ihm gelang, die catholiſchen Unterthanen mit Philipp II. zu verſöhnen, indeß ſich die proteſtantiſchen durch die utrechter Union unter einander verbanden, und im Herzoge von Anjou, einem Bruder Heinrichs III. von Frankreich, einen neuen Vertheidiger herbeiriefen. Dieſer erſchien mit 25,000 Mann; bei allen Gelegenheiten aber trug Aleſſandro Siege und Vortheile über ihn davon. Mitten unter dieſen Triumphen erhielt er die Nachricht vom Tode ſeines Vaters. Um jezt die Regierung ſeiner Staaten anzutreten, verlangte er den Abſchied aus ſpaniſchen Dienſten, erhielt ihn aber nicht, ſondern ſetzte den Krieg in Flandern fort und ſah das Land, deſſen Herzog er geworden war, nie mehr wieder. Das Glück der Niederlande, die ſich ſchwerlich lange gegen einen ſo tapfern, talentvollen und edelmüthigen Feldherrn behauptet hätten, waren die franzöſiſchen Bürgerkriege. Aleſſandro rückte in Frankreich ein, um Heinrich IV. zu nöthigen, die Belagerung von Paris aufzuheben, was ihm, ohne eine Schlacht zu liefern, gelang. Während ſeiner Abweſenheit hatte Moriz von Naſſau in den Niederlanden viele Vortheile gewonnen, allein nicht nur ihm, ſondern auch Heinrich IV. ſtand Aleſſandro mit obenein unruhigen und ſchlecht beſoldeten Truppen ſiegreich entgegen; den leztern zwang er noch die Belagerung von Rouen aufzuheben. Bei der Rückkehr von dieſem Feldzuge erhielt er 1592 vor Caudebec eine Wunde am Arme, deren Vernachläſſigung ihm den Tod zu Arras, im ſiebenundvierzigſten Lebensjahre, zuzog. Ihm folgte als Herzog von Parma ſein älteſter Sohn Ranuzio I., der keine von den glänzenden Tugenden ſeines Vaters beſaß, ſondern finſter, ſtrenge, habſüchtig und mißtrauiſch war. Die Unzufriedenheit des Adels mit ſeiner Regierung veranlaßte ihn, den Häuptern der angeſehenſten Familien eine Verſchwörung anzudichten, ihnen heimlich den Prozeß machen, ſie hinrichten (19. Mai, 1612) und ihre Güter einziehen zu laſſen. Dieſes unerhörte Verfahren empörte viele italieniſche Fürſten, und nur der Tod des aufgebrachteſten, des Herzogs Vincenzo Gonzaga von Mantua, verhinderte den Ausbruch eines Krieges. Seinen natürlichen Sohn Ottavio, der die Liebe des Volkes beſaß, ließ er in einem ſchrecklichen Kerker unbarmherzig verſchmachten. Er ſelbſt ſtarb 1622. Ungeachtet der Rohigkeit ſeines Charakters zeigte er Geſchmack für Wiſſenſchaften und Künſte; auch wurde unter ſeiner Regierung das berühmte Theater zu Parma nach dem Muſter der Alten von Joh. Bapt. Aleotti erbaut. Sein Sohn und Nachfolger, Odoardo F. (geſt. 1646) beſaß viel Talent zur Satire, große Beredſamkeit, aber noch mehr Dünkel und Eigenliebe. Ein Hang zu Abenteuern und die Eitelkeit, auch in den Waffen glänzen zu wollen, verwickelte ihn in Kriege mit den Spaniern und mit Papſt Urban VIII., dem er große Summen ſchuldig war. Seine übermäßige Beleibtheit, die er auch auf ſeine Kinder vererbte, machte ihn zum Kriegeswesen

faſt ganz ungeſchickt, wie leidenſchaftlich er es auch liebte. Nicht ſo grauſam wie ſein Großvater, auch nicht ſo voll Dünkel wie ſein Vater war der nun folgende Ranuzio II. (geſt. 1694), aber ſchwach, und häufig ein Spielball unwürdiger Günſtlinge. Einer von dieſen, Namens Godefroi, den er aus einem franzöſiſchen Sprachlehrer zum erſten Miniſter und Marcheſe umgeſchaffen hatte, ließ den neuen Biſchof von Caſtro ermorden, den Farneſe nicht anerkennen wollte. Höchſt entrüſtet darüber ließ Papſt Innocenz X. Caſtro ſchleifen, und Godefroi, der ſich von den päpſtlichen Truppen ſchlagen ließ, verlor endlich die Gunſt ſeines Herrn, und bei ſeiner Rückkehr Güter und Leben. Der älteſte Sohn Ranuzio's, Odoardo, wurde ſo dick, daß er erſtickte. Von zwei noch übrigen Söhnen, Franceſco und Antonio, folgte zuerſt Franceſco F. (geſt. 1727), deſſen ungeheure Dicke auch keine Hoffnung zu einem Nachfolger geſtattete. Philipp V. von Spanien heirathete indeſſen Eliſabeth Farneſe, eine Tochter des erſtickten Odoardo und Nichte des Herzogs Franceſco. Da man die Kinderloſigkeit des letztern vorausſah, ſo beſchloſſen die erſten Mächte Europa's, daß ein Sohn Philipps V. und Eliſabeths, der nicht König von Spanien würde, die Farneſiſchen Beſitzthümer erben ſollte. Auf dieſe Weiſe fielen ſie dem Hauſe Bourbon zu. Auf Franceſco F., der ſich alle dieſe Anordnungen gefallen laſſen mußte, ohne dabei befragt zu werden, folgte ſein Bruder Antonio F., der achte Herzog von Parma (geſt. 1731). Auch er blieb ſeines Alters und ſeiner Beleibtheit wegen ohne Kinder, und hatte während ſeiner ganzen Regierung unaufhörlich Schmach und Demüthigungen zu beſtehen. Er ſtarb endlich, und ſogleich wurden Parma und Piacenza von 6000 Spaniern für Don Carlos in Beſitz genommen. F—r.

Farneſiſcher Palaſt, ſ. d. Art. Rom (Rom's Paläſte).

Farquhar (Georg), ein engliſcher Dramatiker, war 1678 zu Londonderry in Irland geboren. Er verließ Dublin, wo er auf Schulen war, um ſich mit einer Geſellſchaft von Schauſpielern zu vereinigen. Da er aber auf der Bühne kein Glück machte, ging er nach London und trat als Lieutenant in das Regiment des Grafen Orrery. Seine Neigung fürs Theater hatte ihn jedoch nicht verlaſſen und er befriedigte ſie durch Arbeiten für daſſelbe. Im Jahre 1698 trat er mit ſeinem erſten Luſtſpiel: Amor in einer Flaſche, hervor, welches gefiel. Im Jahr 1700 gab er die ſtandhaften Liebenden, und bald darauf: Sir Harry Wildair, den Unbeſtändigen und den Offizier auf Werbung. Sein letztes und mit dem größten Erfolg aufgeführtes Luſtſpiel ſind die Kriegsliſten. Er ſtarb in der Mitte ſeiner Laufbahn und hatte ſich durch ſeine höchſt ergötzlichen und ziemlich ausgelaſſenen Theaterſtücke einen vortheilhaften Namen erworben.

Farrill (Don Gonzalo O [o Farrill]) ſpaniſcher Generallieutenant und jetzt, aus ſeinem Vaterlande von Ferdinand VII. proſcribirt, in Paris im Privatſtande lebend, iſt 1752 in Havannah geboren. Er trat 1766 in k. ſpan. Dienſte, zeichnete ſich durch Talent und Tapferkeit aus, namentlich bei der Belagerung von Gibraltar und ward nach Berlin geſchickt, um die in jener Zeit bewunderte preußiſche Taktik zu ſtudiren. Dann war er Vorſteher der k. ſpan. Militair Akademien zu Puerto de S. Maria und wurde in dem Feldzuge von 1795 bei der Armee von Catalonien Chef des Generalſtabs. Nach dem Frieden mit der franz. Republik machte er eine wiſſenſchaftliche Reiſe faſt durch ganz Europa, und wurde dann 1807,

als Napoleons argliſtiſche Politik die ſpaniſchen Linientruppen aus ihrem Vaterlande wegzog, befehligt, eine Diviſion derſelben nach Toscana zu führen. Die Revolution von Aranjuez fand ihn wieder als ſpaniſchen Kriegsminiſter. Er ergab ſich der Sache Ferdinands VII. und der Nationalehre mit Enthuſiasmus und widerſezte ſich Murats Anmaßungen mit Nachdruck. Ganz veränderte Verhältniſſe beſtimmten ihn indeß bald darauf, ſich der neuen Ordnung der Dinge anzuſchließen, und die Stelle eines Kriegsminiſters unter Joſeph anzunehmen. Er behielt dieſen Poſten bis zur Schlacht von Vittoria. Nach dem Tractat von Valençay rechtfertigte er ſich mit Edelmuth und Charakterſtärke gegen Ferdinand VII., indem er ihm und dem Vaterlande ſeine Dienſte anbot, über die Motive ſeiner Laufbahn in den Revolutionsjahren. Allein Ferdinand blieb unerbittlich und O Farrill wurde durch ein Contumazialurtheil der ſogenannten Centraljunta für einen Vaterlandsverräther erklärt und zum Tode verurtheilt. Er gab hierauf in Vereinigung mit Azanza eine merkwürdige Rechtfertigungsſchrift heraus. K.

Faſanerien. Die Anlage zur Hegung der Faſanen nennt man Faſanerie. Man unterſcheidet wilde und zahme Faſanerien. In erſten iſt der Faſan ſich ſelbſt überlaſſen und wird nur im Winter gefüttert. Es bedarf keiner Gebäude, ſondern nur hie und da einiger Kirrungen und Stände in dem Gebüſch, auf welchen man zu gewiſſen Zeiten mit Haferſtroh, Kampfer, Anis und einigen andern Ingredienzien räuchert, um die Faſanen zuſammenzuhalten; denn ſie lieben dieſen Geruch ſehr. Mehr Sorgfalt und Koſten erfordert eine zahme Faſanerie. Außer einem gutgewählten Local, von dem alle Raubthiere möglichſt abzuhalten ſind, werden ein Faſanenhaus mit einem heizbaren Zimmer zur Beherbergung derſelben, vor demſelben ein Zwinger, der mit den Stuben des Hauſes durch Löcher zum Ein- und Auslaſſen in Verbindung ſteht, ferner ein Brüthaus, ebenfalls mit einem Zwinger, und außerdem noch ein Häuschen für Trut- und Haushühner, noch verſchiedne kleine Häuschen mit Zwingern und eine Wohnung des Faſanenwärters erfordert. In jeden Zwinger ſetzt man einen Hahn mit neun bis zehn Hennen, welche man wohl futtert, und Abends und Morgens ein- und austreibt. Zur Legzeit ſammelt man ſorgfältig die Eier und läßt ſie entweder durch die Faſanenhennen oder durch Trut- und Haushühner ausbrüten. Da das Fleiſch dieſes Vogels ſehr geſchätzt und beliebt iſt, und für etwas beſonders Köſtliches und Leckeres gilt, ſo iſt er in den meiſten Ländern Eigenthum des Landesherrn, dem es auch allein zukommt, Faſanerien anzulegen. Als die prächtigſten von allen Faſanarten nennen wir den chineſiſchen Goldfaſan und Silberfaſan, welche beide Gattungen auch in unſerm nördlichen Clima recht gut fortkommen.

Fasces, ein Ehrenzeichen der römiſchen Magiſtratsperſonen, welches in Bündeln glatter Stäbe beſtand, in deren Mitte ſich, zum Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, ein Beil befand. Dieſe Fasces, deren Anzahl verſchieden beſtimmt war, wurden den höhern Magiſtratsperſonen von den Lictoren auf den Schultern vorgetragen. Vor dem Volke mußten jedoch die Lictoren, zu Anerkennung der Obergewalt deſſelben, die Fasces ſenken; auch wurden in der Hauptſtadt die Beile aus denſelben weggelaſſen.

Faſch (Carl Friedrich Chriſtian), Kammermuſikus des Königs von Preußen und Cembaliſt zu Berlin, war geboren zu Zerbſt den 18. Nov. 1736, wo ſein Vater Capellmeiſter war. Sein muſikali-

ſches Talent entwickelte ſich früh. Er lebte ſeit ſeinem vierzehnten Jahre in Strelitz, kam 1756 in die Capelle Friedrichs II. nach Berlin und ſtarb daſelbſt den 3. Aug. 1800. Er war ein großer Muſiker, in deſſen Werken die tiefſte Kenntniß der muſikaliſchen gelehrten Kunſt mit dem verſtändigſten Sinn u. dem innigſten Ausdrucke verknüpft waren. Im vielſtimmigen Satze zeigt er eine Vollkommenheit, die vor ihm nicht erreicht worden war. Man findet darin den künſtlichſten Contrapunct verbunden mit der größten Simplicität und mit der ausdruckvollſten Melodie in allen Stimmen. Beſonders zeichnet ſich in dieſer Hinſicht ſein achtſtimmiges Miſerere als ein vollendetes Meiſterſtück aus. Sein ſechzehnſtimmiges Kyrie und Gloria wurde von Hiller als ein Werk angekündigt, das an Tiefe und Geſchmack alles übertreffe, was man von Benevoli, Antonio Lotti, Orazio Vechi in dieſer Gattung gehört habe; und dieſes großen Meiſters Urtheil haben die Kenner unterſchrieben. Als ein wahrer Verluſt iſt es zu bedauern, daß Faſch, der in allem nach höchſter Vollkommenheit ſtrebte, ſeine meiſten Compoſitionen noch vor ſeinem Tode verbrennen ließ, ſo daß wir der Zahl nach nur wenig von ihm beſitzen. Sein größtes Verdienſt iſt unſtreitig die Stiftung der in ihrer Art einzigen Berliner Singakademie, die nach ihm Zelter, der ſeines großen Vorgängers Verdienſte in einer eignen Schrift gewürdigt hat, mit vielem Ruhme dirigirt.

Fäſch, ſ. Feſch.

Faſchinen ſind eigentlich Gebunde von Reiſig, welche nach der Art ihrer Verfertigung entweder Faſchinen oder Würſte genannt werden. Sie werden zu Ausfüllung der Gräben, Ausbeſſerung der Wege, auch zu Schanzkörben und insbeſondere beim Waſſerbau gebraucht. Ein ganzes aus ſolchen Bündeln beſtehendes Werk heißt ein Faſchinenwerk.

Faſching, } ſ. Faſtnacht und Carneval.
Faſten, }

Faſti, hießen in Rom gewiſſe marmorne Tafeln, worauf entweder die jährlichen Feſte und ſolennen Tage, oder die Namen der Conſuln, Dictatoren ꝛc. eingehauen waren. Jene, fasti minores genannt, waren nichts anders, als der Calender, woraus man wiſſen konnte, wann die Feſttage einfielen: ſie wußte ehedem niemand, als die Pontifices, welche dann die Feſte — freilich nach ihren, oder der Vornehmeren Staatsabſichten — dem Volke anſagten. Im J. Roms 550 aber brachte ſie C. Flavius, welcher beim Pontifex Max. Appius Claudius Schreiber geweſen war, unter das Volk und von dieſer Zeit an waren ſie ein Gegenſtand der öffentlichen Kunde.

Faſtnacht, Faſtnachtsſpiele. Dieſelben Anſichten, welche die Menſchen bewogen, den unſichtbaren höhern Mächten durch Opfer, Gaben und Reinigungen zu gefallen, brachten ſie auch zu Faſten, Enthaltungen und Büßungen. Unter Faſten verſteht man eine Verſagung gewohnter Nahrungsmittel, die man ſich auferlegt, um die Gottheit dadurch zu verſöhnen. Man findet kein bedeutendes Volk ohne Gebräuche dieſer Art; der hiſtoriſche Urſprung liegt in dem Religionscultus des Orients, wo Prieſter anfänglich auch die Ärzte des Volkes waren, und die in dieſen heißen Ländern nothwendige Diät zugleich zur Sache der Religion machten. Auch ſind die Faſten noch heutiges Tages von den orientaliſchen Religionen unzertrennlich. Die Religionen der Perſer, der Hindus, des Lama, des Mahomed, und die Moſaiſche halten viel auf Faſten. In der Reli-

gion der nordiſchen Vorzeit finden ſich dagegen wenig Spuren davon; auch würde es dem Nordländer, der überhaupt ein ſtärkerer Eſſer als der Südländer iſt, ſchlecht bekommen, wenn er ſeinen Gottesdienſt immer auf Koſten des Magens verrichten müßte. Die älteſten Chriſten faſteten an den ſogenannten Vigilien, d. i. den Nächten, die vor den großen Feſten vorhergingen, welche Faſten eigentlich nur zur Vorbereitung der würdigen Feier des Feſtes dienen ſollten. Büßend hingegen waren die Faſten an den ſogenannten jejuniis quatuor tempestatum, die in jedem Vierteljahre drei Tage dauerten, in den ſogenannten vierzig Tagen (vor Oſtern nämlich, oder vielmehr vor dem Charfreitage, Quadragesimae), welche ausſchließlich die Faſtenzeit oder Faſten genannt wurden, über deren Urſprung aber die Meinungen ſehr verſchieden ſind. Die gewöhnliche Meinung iſt, daß Telesphorus, Biſchof zu Rom in der Mitte des 2ten Jahrhunderts, dies vierzigtägige Faſten zuerſt durch ein Kirchengeſetz verordnet habe. Durch Papſt Gregor den Großen wurde, um das Jahr 600, die Aſchermittwoche zum Anfang der Faſten geſetzt, und der Tag vorher hieß Faſtnacht, weil in der Nacht derſelben, mit 12 Uhr, die Faſtenzeit eigentlich anhub. Dieſem Faſten voran ging ein dreitägiges, wie ehedem die ſtrengen Eiferer ſich ausdrückten, ganz teufliſches Feſt, das ſie die Bacchanalien nennen. „Da die Chriſten," heißt es, „an dieſen Tagen vorſätzlich raſeten, ſo banden ſie Larven vor, tauſchten die Geſchlechter aus, verkleideten ſich in Geſpenſter, gaben ſich dem Bacchus und der Venus hin, und hielten allen Muthwillen ſich erlaubt." Dies iſt der Urſprung des heutigen Carnevals oder Faſchings, wie er im ſüdlichen Deutſchland genannt wird. Der Name Carneval wird aus dem Lateiniſchen, von carne u. vale, oder, nach Adelung, von der latein. Benennung im Mittelalter: Carne levamen abgeleitet, weil man gleichſam dem Fleiſche Lebewohl ſagte. Man wollte ſich vorher noch gütlich thun, und dies geſchah im reichſten Maße, vornehmlich während der drei letzten Tage des Carnevals. übrigens iſt das Carneval ſelbſt nichts anders als die Saturnalien der chriſtlichen Römer, die ihre heidniſchen Feſte noch nicht vergeſſen konnten, und am wenigſten ein ſolches, wie die Saturnalien waren, die dem Saturn und der goldenen Zeit ſeiner ehemaligen Weltregierung zu Ehren, um das Andenken der Freiheit und Gleichheit der Menſchen in der erſten Jugend der Welt lebendig zu erhalten, alljährlich im December mit allerlei Muthwillen, Scherz und Ausgelaſſenheit gefeiert wurden. Beſonders zu Rom ſelbſt brachte das Carneval die alten Saturnalien in einem neuen Coſtume lebhaft wieder vors Auge, und bei den neuen Ceremonien ſchimmern die alten Gebräuche durch. Weil in den letzten Tagen des Carnevals, alſo Faſtnacht, und vornehmlich noch an dem dieſer Nacht langer Faſten vorgehenden Tage, der Muthwille in Mummereien, Scherzen, Poſſen und Ausgelaſſenheiten aller Art ſich drängte; ſo erſchien Faſtnacht beſonders als die Zeit des privilegirten Muthwillens, und Faſtnachtsſtreich galt für gleichbedeutend mit muthwilliger Poſſe. Aus Italien gingen die neuen Saturnalien in die andern chriſtlichen Länder über, und Deutſchland blieb mit Mummereien, Schmauſereien und luſtigen Poſſen um dieſe Zeit nicht dahinten. Merkwürdig iſt, daß in Deutſchland die dramatiſche Poeſie dadurch entwickelt wurde, nachdem die Städte zu Wohlhabenheit gelangt waren. Im 13ten Jahrhundert zeigen ſich davon die erſten Spuren. Die Mummereien des Carnevals führten von ſelbſt auf den Gedanken, eine

angenommene Rolle durchzuführen. Um dem Haufen zu gefallen, copirte man die Sitten des gemeinen Lebens mit Caricatur, um das Lachen deſto ſicherer zu erregen. Was anfangs nur ein Faſtnachtseinfall geweſen war, erhielt nachher Ausbildung. „Um die Faſtnachtszeit,“ ſagt Flögel in ſeiner Geſchichte der komiſchen Literatur (Bd. 4. S. 292), „zogen zuweilen verkleidete Perſonen aus einem Haus ins andere, um ihren Freunden und Bekannten eine Luſt zu machen. Eine luſtige Geſellſchaft dieſer Art kam auf den Einfall, in dieſer Verkleidung etwas vorzuſtellen, und eine dieſer Mummerei gemäße Unterredung zu halten. Dieſer Verſuch gelang ihr: man lobte die unbekannten Schauſpieler, man bewirthete ſie wohl, oder beſchenkte ſie gar. Durch dieſen Beifall aufgemuntert, verſtärkten ſich die Banden, und ihre Fabeln und Geſpräche wurden allmählich länger, bis ſie zu ordentlichen Nachahmungen menſchlicher Handlungen anwuchſen.“ In Nürnberg, wegen ſeiner Waaren und ſeines Witzes berühmt, war es, wo aus der Brüderſchaft der Meiſterſänger die erſten Faſtnachtsſpiele hervorkamen, derb und luſtig, wie ſie dem bürgerlichen Geſchmacke der Reichsſtädter zuſagten. Hans Folz und Hans Roſenblüt führten zuerſt dieſe Gattung in die deutſche Literatur ein. Der zweite wurde ſchwerlich von einem ſeiner Zeitgenoſſen in der Frechheit der Faſtnachtsſcherze übertroffen. Man findet einige ſeiner Faſtnachtsſpiele im zweiten Theil von Gottſcheds dramatiſchem Vorrath. Züchtiger trat ſpäter der wackere Hans Sachs darin auf, der

Mit Gottes Hülfe ſchier zweihundert
Mancher Art, daß ihn ſelber wundert,

ſolcher Stücke gedichtet hat, in deren vielen ſeine ergötzliche Laune, ſein munterer Witz, gemüthvolle Darſtellung und oft bewundernswerthe Charakteriſtik in allen Zeiten erfreuen werden. Dieſe Stücke ſind verwandt mit den Masks der Engländer und den Farces der Franzoſen und die geiſtlichen Faſtnachtsſpiele, religiöſe Burlesken, mit den Mystères und Moralités. Nach alter Sitte wurden dieſe Faſtnachtsſpiele durch einen Ausrufer oder Herold eröffnet und beſchloſſen. — In den neueſten Zeiten hat man die Faſten aus der Religion größtentheils in die Heilkunde verwieſen. Die Catholiſchen haben noch als Faſttage die Mittwoche, Freitage und Sonnabende der Quatemberwoche und die Tage vor den Feſttagen; als Abſtinenztage, an welchen nur die Fleiſchſpeiſen verboten ſind, alle Freitage und Sonnabende. Luther nennt das Faſten eine feine leibliche Zucht, und wenn man noch jetzt in den proteſtantiſchen Ländern Faſttage hält und ausſchreibt, ſo ſind dies Überbleibſel der catholiſchen Liturgie. A. dd.

Fataliſmus, der Glaube an ein Fatum, d. i. ein ſogenanntes abſolutes oder unbedingtes Verhängniß, oder an eine von Gott ohne Rückſicht auf das Verhalten des Menſchen beſtimmte Nothwendigkeit, welcher man mit aller Vorſicht und Klugheit nicht ausweichen kann. Die Türken haben dieſen Irrglauben, daher ſie ſelbſt gegen Peſt und Viehſeuche keine Anſtalten treffen. Fataliſt heißt ein Anhänger jenes Glaubens. (S. Fatum.)

Fata Morgana (Mirage, deutſch: Kimmung, Luftſpiegelung), heißen auf der Küſte der ſicilianiſchen Meerenge die bei heiterem, wärmem u. ſtillem Wetter üb. dem Meere aufſteigenden Lufterſcheinungen, die ſich oft zu ſeltſamen Bildern von Schiffen, Thürmen, Schlöſſern u. ſ. w. geſtalten, und den Naturunkundigen täuſchen. Sie entſtehen aus den von der Sonne emporgezogenen Dünſten des Meeres, und kommen auch in den großen Sandflächen Perſiens u. der aſiat. Tatarei vor.

Fatum, ſagt Minutius Felix, iſt nichts anders, als was Gott über einen jeden unter uns beſchloſſen oder ausgeſprochen hat. In der Folge verband man damit den Begriff der unvermeidlichen Nothwendigkeit. Alles, was dem Menſchen begegnet, kann man ſich denken, entweder als unbedingte Nothwendigkeit ohne Hinſicht auf göttlichen Rathſchluß, oder als bedingte Nothwendigkeit vom göttlichen Rathſchluß abhängig, oder endlich als völlige Zufälligkeit aller Veränderungen oder nur der moraliſchen Weſen. Im Allgemeinen verſtanden die alten Philoſophen unter dem Fatum im engſten Sinn eine gewiſſe unvermeidliche Nothwendigkeit der Ereigniſſe und Begebenheiten in der Welt, wodurch ſie freilich in die größten Widerſprüche mit ihren eigenen Syſtemen, mit der Lehre von der menſchlichen Freiheit und ſelbſt mit der Natur der Gottheit verwickelt werden mußten. Es iſt aber ſchwer zu beſtimmen, ob alle Weltweiſen, beſonders die Stoiker, in der Bedeutung das Fatum behauptet haben, in welcher man ſie gewöhnlich deſſelben beſchuldigt. Man unterſcheidet gewöhnlich folgende Arten des Fatums: das vernünftige, Spinoziſtiſche, aſtrologiſche, türkiſche und ſtoiſche. Jene unvermeidliche Nothwendigkeit der Begebenheiten hängt nämlich entweder davon ab, daß die Welt den Grund ihrer Wirklichkeit in ſich ſelbſt hat und keine andere Urſache außer ſich erkennt (und heißt das Spinoziſtiſche), oder von einem Weſen, das nicht zur Welt gehört, und zwar entweder mittelbarer Weiſe durch den Einfluß der Geſtirne, worin freie Weſen nichts ändern können (das aſtrologiſche der Chaldäer), oder unmittelbarer Weiſe, und zwar wieder entweder ohne Hinſicht auf gewiſſe Mittelurſachen, dergeſtalt, daß dasjenige, was einmal beſchloſſen iſt, geſchehen müſſe, es mögen die Begebenheiten eine Urſache haben oder nicht (das türkiſche), oder mit Hinſicht auf gewiſſe Mittelurſachen, und zwar entweder, daß dieſe Mittelurſachen und ihre Subordination von einem abſoluten Entſchluß, worauf das Betragen verſtändiger Weſen aus Bewegungsgründen gar keinen Einfluß habe, herrühren (das ſtoiſche), oder, daß die Subordination der Urſachen von einem freien Entſchluß der Gottheit und objectiv in Hinſicht des freien Betragens vernünftiger Weſen herkomme (das vernünftige Fatum). Wir begnügen uns, von dem letztern noch dies zur Erläuterung hinzuzuſetzen. Der Menſch iſt als ein Sinnenweſen phyſiſchen Geſetzen unterworfen. Da er nicht Herr der Natur iſt, muß er ſich ihren Einflüſſen auf ſeine Lage und Umſtände unterwerfen. Wann, von wem, und wo er geboren wurde, ſtand nicht in ſeiner Gewalt zu beſtimmen. Indem er nun ſagt, das Verhängniß oder Schickſal hat es ſo gewollt, ſo glaubt er damit nicht an ein blindes Ungefähr, ſondern er beruft ſich nur auf Urſachen, die über ſeinen Kräften und Einſichten ſind. Glaubt er dabei 1. daß die Veranſtaltung u. Subordination aller vorhergehenden Urſachen von einem höhern Weſen, welches nicht zur Welt gehört, angelegt ſeien, 2. daß dieſes Weſen durch einen freien Entſchluß dieſen großen Weltplan realiſire, und 3. nach Verhältniß ſeines ſittlichen Verhaltens, nach der Quantität und Qualität ſeiner Kräfte, auch ihn in dieſen Plan mit aufgenommen und dergeſtalt bedacht habe, daß es ihn an denjenigen Poſten in der Welt, durch den Zuſammenfluß zwar lauter natürlicher, ihm aber oft undurchdringlicher, unbegreiflicher Urſachen geſtellt, wo er nach ſeinen Kräften für das Ganze und Meiſte wirken und an einer ſittlichen Ordnung Antheil nehmen kann: ſo ſtatuirt er ein vernünftiges Fatum. Das Verhalten des Men-

ſchen kommt als objectiver Grund durchaus dabei in Anſchlag. Denn es wäre ungereimt, ein Schickſal in der Bedeutung anzunehmen, daß alles, was einem begegnet, unabhängig von dem eignen Handeln und ohne vorgängigen Grund geſchehe. Es iſt falſch zu ſagen, das Zukünftige wird geſchehen, man thue auch was man wolle; ſondern es geſchieht, weil man etwas thut, wodurch es veranlaßt wird. Iſt im Buche des Verhängniſſes das Zukünftige geſchrieben, ſo iſt auch zugleich die Urſache davon geſchrieben. Es gibt daher keine abſolute, ſondern nur eine hypothetiſche Nothwendigkeit.

Fauche Borel (Louis), ein in der Geſchichte der franz. Revolution ſehr bekannt gewordener Intrigant, oder wie er ſelbſt und Andere wollen, ein ſehr eifriger Anhänger der Bourbons, der ſein ganzes Leben ihrem Dienſte geweiht hat, aber von ihnen mit Undank belohnt worden und jetzt von einer mäßigen Penſion in London lebt, die ihm die engliſche Regierung reichen läßt. Er iſt in Neufchatel 1762 geboren. Auch hat er ſich ſeiner Geburt als preußiſcher Unterthan oft bedienen müſſen, um aus den Verlegenheiten und perſönlichen Arreſten befreit zu werden, in die ihn ſeine Keckheit oder ſein Eifer für die genommene Partei geführt hatte. Er beſaß in Neufchatel bis 1795 eine Buchdruckerei, wurde als ein geiſtreicher und unternehmender Menſch bemerkt und nun vom Prinzen Condé gebraucht, Pichegrü in das Intereſſe der Bourbons zu ziehen. Dies hatte viele Jahre lang dauernde Intriguen mit Pichegrü, Moreau, Barras, Antraigues, Puiſaye, Perlet und anderen Einfluß habenden Perſonen zur Folge, denen wir hier nicht folgen mögen, und die ohne Erfolg für die Bourbons geblieben ſein würden, wenn nicht andere Urſachen ihre endliche Reſtauration herbeigeführt hätten.

Fäulniß, der dritte Grad der Gährung, in welchem ſich ſowohl vegetabiliſche als auch thieriſche Subſtanzen, eine jede nach ihrer Eigenthümlichkeit oder Natur, freiwillig, unter Entwickelung kohlenſaurer, ſtick- und waſſerſtoffhaltiger Gasarten, denen durch die Beimiſchung von mehr oder weniger Schwefel und Phosphor ein mephitiſcher Geruch zugeſellt iſt (was jedoch mehr bei Faulung thieriſcher Subſtanzen gefunden wird), zerſetzen, und zuletzt eine mehr oder weniger erdige reine Maſſe zurücklaſſen, an der die vorausgegangene Faulung durch den dieſen Act begleitenden Geruch zuweilen noch lange errathen werden kann. Ein ſehr geminderter Grad oder gänzliche Aufhebung der Lebensthätigkeit, Zutritt der Luft, Wärme und Feuchtigkeit, Annäherung ſchon faulender Subſtanzen bedingen, unterhalten und vollenden ſie, jedoch iſt der Ausdruck von Faulung bei noch vorhandenem, wenn auch ſehr vermindertem Leben nicht ſo deutlich; daher auch nur Geneigtheit zur Fäulniß in den ſogenannten Faulfiebern, Faulkrankheiten, und nicht wahre Fäulniß angenommen werden kann. Beim kalten Brande eines Theiles hingegen iſt wahre Faulung, hier iſt aber auch in dem brandigen Theile alles Leben völlig verſchwunden, es iſt eine örtliche Fäulniß zu nennen. Man unterſcheidet die Faulung vegetabiliſcher und animaliſcher Subſtanzen. Bei erſtern geht alles langſamer vor ſich, ſie müſſen mit Waſſer angefeuchtet ſein, der Geſtank iſt nicht ſo durchdringend, der Rückſtand ſchwärzlich, erdig, geſäuert und mit Kohle verbunden; letztere faulen ſchneller, der Geſtank iſt viel durchdringender, es entwickelt ſich mehr Stickſtoff, der, mit Waſſerſtoffgas zu Ammonium verbunden, größtentheils ſich verflüchtigt, ſobald dieſes ſich gebildet hat; es vermindert ſich die Maſſe der fau-

lenden Subſtanzen beträchtlicher, und nichts als eine fette, ſchmierige, noch ſtinkende Erde bleibt zurück, die erſt ſehr ſpät ſo austrocknet, daß ſie wie Aſche ausſieht. Boiſſieu hat den zur vollkommnen Zerſetzung erforderlichen Zeitraum in vier Perioden getheilt. Fälſchlich wird die Faulung thieriſcher Subſtanzen alkaliſche Gährung genannt, weil ſie nicht allein Alkali (Laugenſalz) bildet. Fehlen gewiſſe Bedingungen, ſo kann zwar auch eine Zerſetzung der Beſtandtheile geſchehen, die aber nicht Fäulniß iſt, ſo z. B. verwandeln ſich im Innern der Erde die Vegetabilien in bituminöſe, verſteinerte Hölzer, in Torf, Erdharze mancherlei Art. Nicht ſo iſt es unter gleichen Umſtänden mit thieriſchen Subſtanzen der Fall, dieſe haben ſchon viel Feuchtigkeit in ſich, werden unter der Erde für ſich warm, in der Erde ſelbſt iſt etwas Luft, ſie faulen nur langſam. So z. B. fand man beim Ausgraben der Leichname auf dem Kirchhofe des Innocens zu Paris, daß manche erſt nach einer Zeit von ſieben, dreißig und mehr Jahren, aber auch manche früher ihre weichen Theile verloren hatten. Je mehr Leichname zuſammen auf einem kleinen Raume liegen, deſto ſpäter faulen ſie zu einer erdigen Maſſe, ſie bilden mehr eine ſeifenartige Maſſe. Da die Bedingniſſe zur Fäulniß ſo bekannt ſind, ſo kann man, wenn man ſie entfernt hält, die Fäulniß abhalten, wonach das Räuchern, Austrocknen, Kalthalten, in Säure einlegen, Einpöckeln, berechnet iſt: daher ſind in dem ägyptiſchen Sande Körper ohne weiteres Zuthun mumienartig ausgetrocknet worden. Die Fäulniß wird benutzt, um mancherlei Zubereitungen verſchiedener Subſtanzen möglich zu machen, ſo z. B. beruht hierauf das Röſten der Flachspflanze, des Leins, die Papierbereitung; durch ſie entſteht der Dünger, die Garten- und Pflanzenerde die Möglichkeit, das Leder zu gerben u. ſ. w.

Fauna, der Inbegriff der in einem Lande oder Erdtheile einheimiſchen Thierclaſſen, auch ein Verzeichniß derſelben.

Faunen ſind Waldgötter, d. i. eine Art von Dämonen, welche in Wäldern und Hainen wohnten, und vorzüglich von denen, die das Feld bauten, verehrt wurden. Sie werden meiſtentheils ganz in menſchlicher Geſtalt abgebildet, nur mit einem kleinen Ziegenſchwanz, ſpitzigen Ohren und hervorkeimenden Hörnern. Ihre Kleidung iſt ein Ziegenfell oder ein anderes Thierfell. Man ſieht ſie auch mit Weinranken bekränzt, weil ſie gleich den Satyrn zu dem Gefolge des Bacchus gehören. Die Dichter ſchildern ſie uns als mißgeſtaltete, ſinnliche Götter, und dieſen Charakter erkennen wir auch in den auf uns gekommenen alten Statuen. Sie werden als Söhne des Faunus betrachtet. Dieſer wurde als einer der älteſten Könige in Latium, zugleich als weiſſagender Gott verehrt, und iſt der Pan der Römer, ſo wie auch ſeine mit der Fatua oder Fauna erzeugten Söhne, wie die griechiſchen Pane, als Schützer und Mehrer der Heerden, Wald- und Feldgötter verehrt wurden.

Fauſt (Johann) oder **Fuſt**, ein Goldarbeiter zu Mainz und einer der Erſten, welche die Buchdruckerkunſt ausübten. (S. Buchdruckerkunſt.) Verſchieden von dieſem iſt der berüchtigte Schwarzkünſtler D. Johann Fauſt, im Anfang des 16ten Jahrhunderts. Ob er aus Knittlingen im Oberamt Maulbronn in Schwaben, oder aus Anhalt, oder aus der Mark Brandenburg ſei, iſt unentſchieden. Das erſte iſt am wahrſcheinlichſten. Er war der Sohn eines Bauern, der ihn nach Wittenberg zu Verwandten ſendete, wo er ſich den Wiſſenſchaften widmete. In ſeinem ſechzehnten Jahre ging er nach In-

golſtadt, ſtudirte Theologie, wurde drei Jahre nachher Magiſter, wendete ſich aber von der Theologie zu der Medicin, Aſtrologie und Magie, worin er auch ſeinen Famulus, Joh. Wagner, eines Predigers Sohn zu Waſſerburg, unterrichtete. Nachdem er die reiche Erbſchaft ſeines Oheims verſchwendet hatte, bediente er ſich ſeiner erlangten Kraft, die Geiſter zu beſchwören, beſchwor den Teufel, und machte mit ihm einen Bund auf 24 Jahre. Er erhielt einen Geiſt, Mephiſtopheles, zu ſeinem Diener, mit welchem er nun umherreiſete, luſtig lebte und durch Wunder die Welt in Erſtaunen ſetzte (z. B. auf einem Weinfaſſe aus Auerbachs Keller 1523 in Leipzig davonritt, worauf ſich noch ein altes Bild in dieſem Keller bezieht), bis endlich in dem Dorfe Rimlich Nachts zwiſchen 12 und 1 Uhr der Teufel ihn grauſamlich umbrachte, wie ſolches von Georg Rudolf Wiedemann in den wahrhaftigen Hiſtorien von denen greulichen Sünden D. Johann Fauſtens, 1599 Hamb. und in dem alten beliebten Volksbuche, „Des durch die ganze Welt verrufenen Erzſchwarzkünſtlers und Zauberers D. Fauſt mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abenteuerlicher Lebenswandel und ſchreckliches Ende," gedruckt zu Cöln am Rhein und Nürnberg, des breiteren berichtet wird. Ob an dieſer Sage etwas wahr ſei oder nicht, darüber iſt mancherlei Streit geweſen. Einige, welche dieſen Fauſt mit dem vorigen verwechſelten, waren der Meinung, die Mönche, welche damals durch Abſchreiben der Bücher nicht wenig verdienten, und durch Erfindung der Buchdruckerkunſt ſich beeinträchtigt ſahen, hätten, aufgebracht hierüber, die neue Erfindung als des Teufels Werk verſchrien, und dem Namen Fauſt ein ewiges Brandmal durch die Erfindung jener Geſchichten aufdrücken wollen. Dieſe Meinung aber widerlegt ſich dadurch, daß jener Fauſt in das 15te, dieſer in das 16te Jahrhundert gehört und gegen 1560 verſchwand. Die, welche ſein Daſein gänzlich läugnen wollten, haben die Zeugniſſe Tritheims, Melanchtons u. A. gegen ſich, die ihn ſelbſt geſehen hatten. Demnach würde uns wohl am Ende ein ungewöhnlicher Menſch übrig bleiben, mit phyſikaliſchen Einſichten, die ſein Zeitalter als Wunderwerke, und mithin als Werke des Teufels, anſtaunte und fürchtete. Vielleicht fehlte es ihm auch nicht an Charlatanerie, und er zog umher, durch Taſchenſpielerkünſte und natürliche Magie die Augen der Menge zu blenden. Die Erzählung der Fauſtiſchen Abenteuer hat die Entſtehung eines andern Buchs veranlaßt. „*Fauſts Höllenzwang* oder der ſchwarze Rabe." Dieſem Buche ſchrieb ſonſt der Aberglaube Wunderdinge zu. Es enthält ſchon auf dem Titel, dem zufolge es 1404 zum erſten Mal gedruckt iſt, eine Lüge und iſt mit lauter ſinnloſen Charakteren und Figuren, und ſchändlich gemißbrauchten Bibelſprüchen angefüllt. Sei dem aber wie ihm wolle, uns muß jene Legende lieb ſein, weil ſie der Poeſie Stoff zu mehr als einem Meiſterwerke geliefert hat. Nachdem dieſer Stoff lange Zeit nur für Farcen und Marionetten-Theater war benutzt worden (ſiehe *Görres* über die deutſchen Volksbücher, verglichen mit den Spittleriſchen Zuſätzen zu Moſers wirtembergiſcher Bibliothek), faßte *Leſſing* die Idee, ihn zu höhern Zwecken zu benutzen, und entwarf zwei Trauerſpiele von D. Fauſt, wovon leider nur ein kurzes, aber ſehr meiſterhaftes Bruchſtück übrig iſt. Von welcher Idee Leſſing dabei ausgegangen, zeigt folgende Stelle. *Satan.* Sag' an, du vierter Teufel, was haſt du für Thaten gethan? *Teufel.* Keine, Satan. Aber einen Gedanken gedacht, der, wenn er That würde, aller Jener Thaten zu Boden ſchlage. *Satan.* Der iſt? *Teufel.*

Gott ſeinen Liebling zu rauben. — Einen denkenden, einſamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben; ganz nur für ſie athmend, für ſie empfindend; jeder Leidenſchaft abſagend, außer der einzigen für die Wahrheit; dir und uns allen gefährlich, wenn er einſt Lehrer des Volks würde — den ihm zu rauben, Satan! Satan. Trefflich! Herrlich! Und dein Entwurf? — Teufel. Sieh, ich knirſche; ich knirſche; ich habe keinen. Ich ſchlich von allen Seiten um ſeine Seele, aber ich fand keine Schwäche, bei der ich ihn faſſen könnte. Satan Thor! hat er nicht Wißbegierde? Teufel. Mehr als irgend ein Sterblicher. Satan. So laß ihn nur mir über! Das iſt genug zum Verderben. — Von derſelben Idee gingen auch andere große Dichter aus. Klinger in Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt; und Göthe in ſeinem unübertroffenen und unübertrefflichen Fauſt, nur mit dem Unterſchied, daß es bei Beiden nicht der Teufel iſt, der Fauſten an der ſchwachen Seite der Wißbegierde faßt, um ihn zu verleiten, ſondern daß die Wißbegierde ſelbſt ihn dem Teufel in die Arme führt, ſo daß man mit dem Göthe'ſchen Mephiſtopheles ſagen möchte:

Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn.

Fauſt iſt bei Beiden eine hypergeniale Natur. Früh ſchon fand er die Grenzen der Menſchheit zu enge und ſtieß mit wilder Kraft dagegen an, um ſie über die Wirklichkeit hinüber zu rücken. Er warf ſich in die Wiſſenſchaften. Kaum aber hatte er ihren Zauber gekoſtet, als der heftigſte Durſt nach Wahrheit in ſeiner Seele entbrannte. Nach langem Herumtappen waren ſeine Ernte: Zweifel, Unwille über die Kurzſichtigkeit der Menſchen, Mißmuth und Murren gegen den, der ihn geſchaffen, das Licht zu ahnden, ohne die dicke Finſterniß durchbrechen zu können. In der weitern Ausführung weichen Beide von einander ab, und es findet eigentlich keine Vergleichung zwiſchen Klingers Roman und Göthe's Drama weiter Statt; jener iſt durchdrungen von philoſophiſchem, dieſer von poetiſchem Geiſte. Bei Klinger trifft Fauſten das unvermeidliche Schickſal, des Teufels Beute zu werden; Göthe's Drama iſt zwar leider auch in der neuen Ausgabe nur Fragment, allein irren wir nicht gänzlich, ſo muß nach dieſer Anlage Fauſt gerettet werden. Darum iſt auch bei Klinger alles greller und düſtrer, bei Göthe milder und zarter gehalten. Bei Klinger vermiſchten ſich die Sagen von beiden Fauſten, Göthe aber hat ſich bloß an die von Fauſt dem Zauberer gehalten. Nach Göthe und Klinger verdienen die Bearbeitungen dieſes Stoffes von Schink, Schreiber und dem Mahler Müller genannt zu werden; die letztere iſt die roheſte, aber unter dieſen dreien die kräftigſte und genialſte. Auch von Baggeſen iſt eine Bearbeitung zu erwarten. ol.

Fauſt (Bh. Cp.), lebt gegenwärtig als Doctor der Medicin und Hofrath zu Bückeburg, und iſt als Schriftſteller ſeit 1780 ſehr bekannt. 1794 ſchrieb er über die Perioden des Lebens. Sein Streben nach Gemeinnützigkeit ließ ihn nicht einzig bei ſolchen gelehrten Gegenſtänden verweilen; er ergriff, obſchon bejahrt, gleich einem Jünglinge mit warmen Eifer oft die Feder, um die Mitwirkung Hoher und Niederer für das gemeine Geſundheitswohl zu gewinnen und üble hinderliche Gebräuche einzuſtellen. Schon 1794 ſtellte er einen Verſuch auf über die Pflicht der Menſchen, jeden Blatternkranken von der Gemeinſchaft der Geſunden abzuſondern und dadurch die Ausrottung der Blatternpeſt zu bewirken. Und obſchon man dieſer

für die Sache der Menſchheit beherzigungswerthen Vorſchlag faſt unbeachtet gelaſſen hatte, ließ ſich Fauſt nicht abhalten, denſelben ſogar den zum Friedenscongreß zu Raſtadt verſammelten Miniſtern 1798 nochmals vorzulegen. Späterhin 1802 und 1804, als Jenner's Entdeckung Fauſt's philanthropiſchem Plane zu Hülfe kam, that auch dieſer viel für die Verbreitung der Kuhpocken; er ſchrieb deßhalb einen Zuruf an die Menſchen, ſchlug auch ſchon öffentliche Impfanſtalten vor. Mehrere Gebrechen, die in der Ausübung der Geburtshülfe eingewurzelt ſind, entgingen ihm nicht, und um den Nachtheil, der oft daraus entſpringt, abſtellen zu helfen, hat er viele gute und gut gemeinte Vorſchläge bekannt gemacht. Mit noch eindringendern Worten nahm ſich Fauſt der im Kriege Verwundeten an und ſprach für ihre menſchlichere Behandlung auf dem Schlachtfelde in allen periodiſchen Blättern, auch mit Ph. Hunold gemeinſchaftlich über die Anwendung und den Nutzen des Öls und der Wärme bei chirurgiſchen Operationen, welcher Schrift 3 Abhandl. angehängt ſind über die Heiligkeit der Feldlazarethe, Beſchreibung einer Beinbruchmaſchine und das Lebendigbegraben auf den Wahlplätzen zu verhüten, 1806. Sein gemeinnützigſtes Werk bleibt aber ſeine populäre Diätetik, welche als Geſundheitskatechismus hinlänglich bekannt iſt. F.

Fauſtina. Zwei römiſche Kaiſerinnen führten dieſen Namen: die Gemahlin des Antoninus Pius, und deſſen Tochter, welche nachher an den Kaiſer Marcus Aurelius Antoninus verheirathet wurde. Die Geſchichtſchreiber der damaligen Zeit haben die ſchönen Beſchreibungen, welche ſie von dem glücklichen Zuſtande des Reichs unter der Regierung dieſer Antonine machen, mit ärgerlichen Anekdoten von ihren Gemahlinnen befleckt. Aber zur Ehre der jüngern Fauſtina, welche dieſe Flecken am meiſten treffen, darf man nicht verhehlen, daß ihr eigener Gemahl, Marcus Aurelius, der ſich durch ſeinen trefflichen Charakter und durch ſeine Neigung zur Philoſophie den Beinamen des Philoſophen erwarb, ihrer Tugend Gerechtigkeit widerfahren ließ und ihr, in den Betrachtungen über ſich ſelbſt, das Lob einer muſterhaften Gattin beilegt. In unſern Tagen hat Wieland verſucht, ſie von den Schmähungen der plauderhaften Geſchichtſchreiber der römiſchen Kaiſergeſchichte zu retten.

Fauſtrecht, die Selbſthülfe, welche der deutſche Adel im Mittelalter durch die Fehden gegen einander ausübte. Nur mit großen Anſtrengungen gelang es der Geiſtlichkeit durch die Hülfsmittel der Religion und den Kaiſern durch die Gewalt der Waffen den Unordnungen und Zerrüttungen dieſes unheilvollen Rechts Einhalt zu thun und einen allgemeinen Landfrieden herzuſtellen. Man ſehe das Nähere darüber in dem Art. Landfrieden.

Fauvel, Correſpondent des franzöſiſchen Nationalinſtituts, iſt als Künſtler vortheilhaft bekannt durch ſeine Zeichnungen von den ſchönſten Denkmälern Griechenlands, die er auf ſeiner erſten Reiſe nach der Levante im J. 1780, und auf ſeiner zweiten im J. 1787, entworfen hatte. Zugleich bewährten ihn ſeine Nachforſchungen als einen wackern Alterthumskenner. Die Regierung ernannte ihn daher 1783 zum Conſul in Athen, wo er noch jetzt in allgemeiner Achtung lebt. Alle ausgezeichnete Reiſende, die dieſes Land beſuchten, wie Lord Elgin, Chateaubriand, Cockerell, Apramiotti, Aberdeen,

Bartholdy u. A. erkennen den Eifer dankbar an, mit welchem Fauvel ſie durch ſeinen Rath und Einfluß unterſtützte. Die Denkſchriften dieſes Künſtlers, der Athen genauer kennt, als irgend ein Pariſer ſein Paris, ſind noch nicht gedruckt. Man verdankt ihm wichtige Entdeckungen über die Lage von Olympia, die Ebene von Marathon, das Grabmal des Themiſtokles u. ſ. w. Das berühmte Basrelief der Panathenäen, das Innere des Parthenon u. a. m. ſind nach Fauvel's Zeichnungen in dem Muſeum von Filhol, in der Galerie antique und in andern Werken in Kupfer geſtochen. Er arbeitet jetzt an einer Voyage pittoresque de la Grèce.

Favart (Charles Simon), geb. 1710, geſt. 1793, der Schöpfer der komiſchen Oper im veredelten Stile unter den Franzoſen. Er iſt in Naivetät und Feinheit, in Anmuth, Zartheit und Gefühl unübertroffen geblieben. Trotz ſeiner Fruchtbarkeit wurde er nur ſelten in ſeinem Stile nachläſſig. Seine Stücke werden nie ganz von der Bühne verſchwinden. Als einige der beliebteſten nennen wir bloß les trois Sultanes und Nanette à la cour (von Weiſe unter dem Titel Lottchen am Hofe nachgebildet). Seine Gattin war eine der vortrefflichſten Schauſpielerinnen und Sängerinnen ihrer Zeit. Sie war geboren 1727, debütirte 1749 und ſtarb 1772.

Favier, ein berühmter franzöſiſcher Publiciſt und Diplomatiker, wurde geboren zu Toulouſe im Anfange des 18ten Jahrhunderts, und folgte im fünf und zwanzigſten Jahre ſeinem Vater, in der Stelle eines Generalſecretairs der Stände von Languedoc; allein die Ausſchweifungen ſeiner Jugend nöthigten ihn, dieſe eben ſo ehrenvolle als einträgliche Stelle zu verkaufen. Gezwungen ſich mit den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen, ſtudirte er beſonders Geſchichte und Politik; und da er ein außerordentliches Gedächtniß beſaß, erwarb er ſich ſehr bald eine vollkommene Kenntniß der Tractaten, Alliancen, der Genealogie, der Rechte und Anſprüche aller regierenden Häupter. Zum Secretair des Herrn de la Chetardie, Geſandten am Turiner Hofe ernannt, erweiterte er unter Anleitung dieſes geſchickten Diplomaten nicht nur ſeine Kenntniſſe, ſondern wurde auch in die Geheimniſſe der alten europäiſchen Politik eingeweiht. Nach Chetardie's Tode wurde er von d'Argenſon ausgezeichnet, für den er mit ſeltenem Talente mehrere höchſt bedeutende Denkſchriften arbeitete. Auch der Miniſter leiſtete ihm wichtige Dienſte, und voll Vertrauen auf ſeinen Patriotismus enthüllte er ihm das ganze alte Syſtem der franzöſiſchen Politik gegen die andern europäiſchen Mächte. Dieſe Mittheilung erfüllte Favier's ganze Seele; auch verfaßte er nach Argenſon's Anweiſung ein Memoire, unter dem Titel: Réflexions contre le traité de 1756 (zwiſchen Frankreich und Öſterreich). Dieſe Schrift iſt eine der beſten über die Diplomatik jener Zeit und noch jetzt für alle Staatsmänner ſehr wichtig. Er machte ſich damit aber viel Feinde und als d'Argenſon das Miniſterium verließ, konnte auch Favier ſeine Stelle nicht behalten. Er erhielt nun verſchiedene geheime Sendungen nach Spanien und Rußland unter dem Miniſterium von Choiſeuil. Der Graf Broglio, der damals auf Ludwigs XV. Befehl mit den Geſandten Frankreichs im Auslande einen geheimen Briefwechſel führen mußte, trug ihm die Abfaſſung mehrerer Denkſchriften auf, worin er ſeine tiefen Kenntniſſe entfaltete. Favier gerieth dabei in große Gefahren, weil er dem Monarchen ſelbſt gegen die Miniſter diente. Er mußte daher aus Frankreich fliehen. In Holland lernte er den Prinzen Heinrich von Preußen kennen, dem

er wichtige Eröffnungen über ſeine diplomatiſchen Miſſionen machte. Allein die Rückkehr nach Frankreich konnte er nicht für ſich gewinnen, ſelbſt im Auslande verfolgte ihn der Haß der Mächte, gegen die er geſchrieben hatte. Er wurde ſogar unter dem Vorwande einer Verſchwörung in Hamburg ergriffen, und als ein Störer des Friedens von Europa nach Paris gebracht. Sein Briefwechſel mit dem Prinzen Heinrich von Preußen wurde für ſtrafbar erklärt und er in die Baſtille geſetzt, wo er mehrere Jahre ſaß. Auf des Grafen von Broglio Verwenden erhielt er endlich ſeine Freiheit, allein er lebte nun ohne Anſtellung bloß von den Früchten ſeiner Talente. Er ſchrieb Denkſchriften über die Angelegenheiten der Zeit, und erſt bei Ludwigs XVI. Thronbeſteigung erhielt er eine Penſion von 2000 Thalern. Er ſtarb zu Paris den 2. April 1784. Ségur hat einen Theil ſeiner Schriften geſammelt und unter dem Titel: Politique de tous les cabinets de l'Europe in 3 Bänden herausgegeben (1802).

Faxardo (Diego de Saavedra), berühmt als ein talentvoller und gewandter Staatsmann, und als einer der geiſtreichſten ſpaniſchen Proſaiſten. Er war zu Ende des 16. Jahrhunderts aus einem edeln Hauſe in der Provinz Murcia geboren, ſtudirte zu Salamanca, ward daſelbſt Doctor der Rechte, und erhielt darauf ein Canonicat. Als Secretär für die neapolitaniſchen Geſchäfte ging er mit dem ſpaniſchen Geſandten Borgia nach Rom, wurde hierauf ſpaniſcher Agent am römiſchen Hofe, in welcher Eigenſchaft er bei den Papſtwahlen Gregor XV. und Urbans VIII. zugegen war, und begab ſich 1636 zur römiſchen Königswahl Ferdinands nach Regensburg. Nach anderen diplomatiſchen Geſchäften wurde er von Philipp IV., Könige von Spanien, im Jahr 1643 auf den Friedenscongreß nach Münſter geſchickt. Von hier ward er 1646 nach Madrid zurückberufen, wo er als Mitglied des hohen Raths von Indien 1648 ſtarb. Seine von Geiſt und Witz zeugenden Schriften ſind folgende: Idea d'un principe politico Christiano represendado en cien Empresas (ein Fürſtenſpiegel in Emblemen), (auch italieniſch, franzöſiſch, lateiniſch und deutſch) ferner Corona Gotica, Castellana y Austriaca, politicamente illustrada. Er wollte von dieſem in den hiſtoriſchen Unterſuchungen unkritiſchen und flüchtigen, aber claſſiſch geſchriebenen Werke drei Theile herausgeben; es iſt aber nur dieſer erſte erſchienen. Alphons Nunnez de Caſtro lieferte eine ſchlechte Fortſetzung: endlich Republica literaria (eine launige, oft beißende Kritik älterer und neuerer, vorzüglich ſpaniſcher, Schriftſteller) und Locuras de Europa, dialogo posthumo. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen Antwerpen 1683. 4.

Fayance, Halbporzellan oder unechtes Porzellan, iſt eine Art von feinem Geſchirr aus einer weißen Erde, und unterſcheidet ſich von der gemeinen Töpferarbeit durch Feinheit, edlere Formen, beſſere Mahlerei und feinere Glaſur. Es hat ſeinen Namen von der Stadt Faenza in Romagna erhalten, wo es nach der gemeinen Meinung im J. 1299 erfunden ſein ſoll. Man verfertigte dort zu jener Zeit eine Art feiner irdener Gefäße, welche die Italiener Majolica nannten. Einige Stücke wurden von den damals lebenden großen Künſtlern, einem Rafael, Julius Romanus, Tizian u. ſ. w. mit Mahlereien geziert, und ſtehen als Denkmäler alter Kunſt in hohem Werth. Der König von Wirtemberg beſitzt eine koſtbare Sammlung davon. Die Erfindung der eigentlichen heutigen Fayance ſcheint aber erſt gegen die

Mitte des 16ten Jahrhunderts zu Faenza gemacht worden zu ſein, und bekam den Namen Fayance in Frankreich, als ein Mann aus Faenza durch Auffindung einer ähnlichen Erde bei Nevers in Frankreich die Kunſt dahin verpflanzte. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts zeichnete ſich die Stadt Delft in Holland durch Fabrikation der Fayance aus, welches man wohl auch delftiſches Porzellan nannte. Es hält aber im Feuer wenig Stand. Das engliſche Steingut, welches aus geſtoßenen Feuerſteinen bereitet wird, iſt zwar der Fayance ähnlich, aber doch weſentlich davon verſchieden.

Fayette (Marquis de la), Generallieutenant, Deputirter bei den Generalſtaaten, der Kammer von 1815 u. ſ. w. Er ward im J. 1757 aus einem der älteſten und edelſten Geſchlechter Auvergne's geboren und befand ſich in einem Alter von 20 Jahren als Herr eines großen Vermögens. Er umfaßte beim Ausbruch der Streitigkeiten zwiſchen England und Amerika das Intereſſe der amerikaniſchen Colonien mit Enthuſiasmus; er beſchloß, ihnen Leben und Vermögen zu widmen, und im April 1777 landete er in Charles-Town. Er bot dem Congreß ſeine Dienſte als Freiwilliger an, erhielt aber gleich ein ausgezeichnetes Commando. Seine Thaten in der neuen Welt ſind bekannt, insbeſondere hatte er die Ehre der Capitulation von Cornwallis. Der wackere, aber unglückliche engliſche Feldherr wollte nur in La Fayette's Hände ſeinen Degen niederlegen. La Fayette wurde der Held ſeiner Zeit. So kam er nach Frankreich zurück, voll von Ideen über bürgerliche Freiheit und Gleichheit, Volksrechte, Volksvertretung und all' den Elementen, aus denen ſich der Vulkan der franzöſiſchen Revolution endlich entzündete. Er ward zu den Generalſtaaten von dem Adel ſeiner Provinz deputirt, wo er ſich bei allen Discuſſionen auf die Seite der Liberalen hielt und eine der ſtärkſten Stützen der Volkspartei wurde. Man ernannte ihn zum Chef der pariſer Nationalgarde und er machte ſich des Vertrauens, was ihn zu dieſem wichtigen Poſten ernannt hatte, durch Mäßigung und weiſe Umſicht würdig, mißfiel aber auch dadurch den Anarchiſten, die ihn von jetzt an nicht zu verleumden aufhörten. Nach dem Ausbruch des Kriegs im Jahr 1792 erhielt er das Commando der Ardennen Armee. Er erfuhr auf dieſem Poſten und in Sedan die Kataſtrophe des 10. Auguſts. Nachdem er ſich überzeugt hatte, den Orkan, der damals im franzöſiſchen Volke wüthete, nicht bezwingen zu können, beſchloß er, mit einigen erwählten Freunden ſein undankbares Vaterland zu verlaſſen und zu ſeinen alten Freunden in der neuen Welt zurückzukehren. Von den öſterreichiſchen Vorpoſten angehalten, wurde er, anſtatt als Freund, wie er geglaubt hatte, behandelt werden zu müſſen, als Staatsgefangener betrachtet, erſt nach Luxenburg und dann nach Weſel und Magdeburg und endlich nach Ollmütz gebracht und mit unedler Härte behandelt. In Ollmütz ſuchten ihn 1794 zwei junge Amerikaner, D. Bollmann und Heger, zu befreien, allein acht Meilen von Ollmütz wieder eingeholt, wurde ſein Schickſal nun noch härter. Endlich nach fünfjähriger Gefangenſchaft erhielt er 1797 durch Bonaparte's Verwendungen die Freiheit. Er ging erſt nach Hamburg, wo er an Archenholz einen großen Verehrer und Freund hatte. Er kehrte nach Frankreich erſt nach dem 18. Brumaire zurück, lehnte aber alle Ehrenſtellen ab, die Bonaparte ihm anbot, und lebte, von allen Geſchäften zurückgezogen, ruhig auf ſeinem ihm übrig gebliebenen Landſitze Lagrange in Auvergne. Hier ſah ihn auch Fox nach dem

Frieden von Amiens, und wurde ſein Freund. Erſt 1815, nach Bonaparte's Rückkehr von Elba, trat er für eine kurze Zeit wieder ins öffentliche Leben. Er war zum Deputirten in die von Bonaparte zuſammenberufene Repräſentantenkammer ernannt und wurde hier als einer der Veteranen der alten Freiheit zum Vicepräſidenten erwählt. Nach der Schlacht von Waterloo war er einer von denen, welche ſich den weitern Uſurpationen Bonaparte's, der jetzt nach der Dictatur greifen wollte, kräftig widerſetzten. Auch war er einer der Commiſſarien, welche mit Blücher und Wellington proviſoriſche Unterhandlungen anknüpfen ſollten. Nach der zweiten Einnahme von Paris zog er ſich in den Ruheſtand zurück. Im Jahr 1818 ward er zum Mitglied der Deputirten-Kammer gewählt, wo er wie immer für die Sache der Freiheit ſprach.

Fayette (Marie Magdalene, Gräfin la), geiſtreiche franzöſiſche Schriftſtellerin. Eine ſorgfältige, und ſelbſt gelehrte Erziehung hatte ihr eine ſo große Liebe zu den Wiſſenſchaften eingeflößt, daß ſie dieſelben nicht allein mit Eifer beſchützte, ſondern auch mit glücklichem Erfolg ſelbſt bearbeitete. Im Jahr 1655 heirathete ſie den Grafen Franz la Fayette, und nun machte ſie ihr Haus zum Verſammlungsort der ausgezeichneteſten Geiſter ihrer Zeit. Der berühmte Herzog von Rochefaucauld ſtand in dem innigſten Freundſchaftsverhältniß mit ihr. Unter den Gelehrten, die ſich näher um ſie verſammelten, waren die bekannteſten und vorzüglichſten Huet, Menage, Lafontaine und Segrais. Sie ſtarb im Jahr 1693. Ihre Schriften haben ihr mit Recht einen ehrenvollen Platz unter den geiſtreichſten und gebildetſten Frauen Frankreichs erworben. Die vorzüglichſten ſind: Zaïde, la Princesse de Clève und la Princesse de Montpensier. Friedrich Schulz hat dieſelben ins Deutſche übertragen.

Fea Carlo, einer der verdienteſten italieniſchen Archäologen unſeres Zeitalters, der auch Winkelmanns Kunſtgeſchichte auf italieniſchen Boden verpflanzte.

Febvre (François Joſeph Le), Herzog von Danzig, franzöſiſcher Marſchall u. ſ. w., der Sohn eines Müllers zu Ruffac im Elſaß, iſt geb. 1755, nahm zeitig Militärdienſte und trat ſchon 1773 in das Regiment gardes françoises, wo er jedoch bis zum Zeitpunct der Revolution nur bis zum Sergent avancirte. Er umfaßte die Revolution ſelbſt aufs lebhafteſte und zeichnete ſich in den Kriegen, welche ſie herbeiführte, durch Einſicht und Tapferkeit aus. Schon 1793 war er als General bei der Moſelarmee angeſtellt; gewöhnlich hatte er von jetzt an das Commando einer Avantgarde, da er ſich vorzüglich zum Befehl der leichten Truppen eignete. Er machte alle Feldzüge mit und befand ſich zur Zeit des 18. Brumaire in Paris, wo ihn Napoleon zu ſeinem erſten Lieutenant erwählte. Im J. 1804 wurde er zum Marſchall von Frankreich ernannt. 1806 trug er zum Siege bei Jena bedeutend bei; er zeichnete ſich bei Eylau aus und erhielt den Oberbefehl über die Belagerung von Danzig. Dann folgte er 1808 Napoleon nach Spanien; 1809 hatte er den Oberbefehl über die Baiern im Kriege gegen Öſterreich und wurde dann gegen das inſurgirte Tyrol abgeordnet. Hier war er weniger glücklich. Auch den unglücklichen ruſſiſchen Feldzug machte er mit. Im J. 1814 focht er gegen die Preußen bei Montmirail. Nach der Reſignation Bonaparte's erkannte er Ludwig XVIII. an, und wurde von ihm zum Pair ernannt. Aber er ſchlug ſich auch wieder auf die Seite Bonaparte's, als dieſer ein Jahr ſpäter zurückkehrte, und

wurde deshalb nach deſſen zweiter Kataſtrophe aus der Liſte der Pairs geſtrichen.

Febronius, ſ. Hontheim.

Fecialen, ſ. Herold.

Fechtkunſt an ſich, die Kunſt des geſchickten perſönlichen Angreifens und Vertheidigens, beſonders durch Degen oder Schwerdt, kann nicht bloß im Fall des wirklichen ernſtlichen Kampfes, ſondern auch zur Stärkung und Geſchmeidigung des Körpers durch regelmäßige Bewegungen, ja ſelbſt zur höheren Beluſtigung, als vollendete Darſtellung eines wechſelſeitigen Kampfes angewendet werden, und nähert ſich hierdurch der ſchönen Kunſt, obgleich die Bewegungen des Körpers nicht frei, ſondern durch den Zweck des Angriffs und der Vertheidigung ſehr beſchränkt ſind. Im letztern Falle aber muß ſie nicht als wirklicher Kampf auf Tod und Leben, ſondern durch Nachahmung als Spiel erſcheinen und ſich darum beſonders der Hieb- und Stechroppiere bedienen. In der Fechtkunſt haben es vorzüglich die Franzoſen weit gebracht. Die Fechtkunſt des Cavalleriſten aber hat mit der gewöhnlichen Fechtkunſt ſehr wenig gemein. Schriftlichen Unterricht erhält man in Schmidts Lehrſchule der Fechtkunſt, der beſte iſt aber hierin der praktiſche.

Feder. Die Federn ſind das charakteriſtiſche Eigenthum des ganzen Vogelgeſchlechts: ſie beſtehen, ihrer äußern Bildung nach, aus zwei Theilen, dem Kiele und der Fahne. An dem Kiele unterſcheidet man wieder zwei Theile: die Spule, welche einer runden, durchſichtigen, hohlen, hornartigen Röhre gleicht, und gleichſam die Wurzel der Feder iſt, und den Schaft, welcher elaſtiſch iſt und aus einem weißen, trockenen und ſehr leichten Mark beſteht. In der Spule findet ſich ein häutiges Gefäß (Seele der Feder), welches aus lauter in einander geſchobenen Trichterchen oder Bläschen beſteht, die mit einander Gemeinſchaft haben. Oben endigt es in einer Röhre, unten aber ſteht es mittelſt einer kleinen Öffnung des Kiels mit der Haut des Vogels in Verbindung, und iſt wahrſcheinlich das Werkzeug, wodurch der Feder Nahrung zugeführt wird. Der Schaft iſt zu beiden Seiten mit parallel laufenden, dicht neben einander ſtehenden Faſern beſetzt, deren jede wieder einen kleinen Schaft mit ähnlichen kleinen Seitenfäſerchen enthält. Dieſe Bekleidung des Schafts nennt man die Fahne, welche bald zu beiden Seiten gleich, bald auf der einen kleiner und auf der andern größer iſt, je nachdem die Federn aus dem Flügel, aus dem Körper oder aus dem Schwanz des Vogels ſind. Der Bau der letztern iſt ſo beſchaffen, daß die Fahne derſelben ein dicht zuſammenhängendes Blättchen bildet, welches die Luft nicht durchläßt, ohne daß jedoch die Faſern verwachſen wären. Sie ſind vielmehr mit Härchen und Häutchen beſetzt, mittelſt welcher ſie ſich ſo feſt an einander ſchließen, daß ſie an einander zu kleben ſcheinen. Das Gefieder der Vögel hat die Eigenthümlichkeit, daß es ſich zu gewiſſen Zeiten erneuert; wir nennen dies Mauſern. Bei den meiſten einheimiſchen Vögeln geſchieht es nur einmal im Jahre, und zwar im Herbſt; bald früher, bald ſpäter; nur wenige, wie die Wachteln, mauſern ſich zweimal des Jahrs. Da die Faſern die Eigenſchaft haben, daß ſie, wenn ſie ihr Wachsthum vollendet haben, trocken werden, und nur die Spule oder das in ihr enthaltene Gefäß noch einige Feuchtigkeit oder Fettigkeit einſaugt, ſo wächſt auch ein abgeſchnittener Theil der Feder nicht wieder, und ein Vogel, dem die Flügel verſchnitten ſind, bleibt bis zur nächſten Mauſerung in

dieſem Zuſtande, wo dann die Stumpfen ausfallen und ihm neue Schwungfedern wachſen, man müßte ſie ihm denn früher allmählig ausziehen, wobei der Vogel nichts leidet und ſein Geſieder in einigen Wochen wieder erlangt. Welchen Gebrauch wir von den Federn machen, iſt bekannt; die Bewohner des hohen Nordens bedienen ſich der abgezogenen beſiederten Häute mehrerer Waſſervögel zur Unterkleidung. Der Grönländer trägt den Federbalg der Eider mit der Federſeite auf dem bloßen Körper, und widerſteht darin der furchtbaren Kälte ſeines Himmelsſtrichs. Die alten Mexicaner verfertigten aus den prachtvollen Federn ihrer Colibri's allerlei Gemählde, nach Art der Moſaik, die aber höchſt unvollkommen ſein mußten, und nur einem Volke genügen konnten, das auf einer ſo niedrigen Stufe der Kunſtbildung ſtand. Profeſſor Blank in Würzburg hat eine Federpflanzenmoſaik ähnlicher Art erfunden.

Federharz (auch, und insbeſondere, Gummi elaſticum genannt). Der Baum, von welchem dieſes merkwürdige Naturproduct gewonnen wird, wächſt in mehreren Gegenden Südamerika's, und wird von Gmelin unter dem Namen Caoutchova elastica im Syſtem aufgeführt. Ritzt man den untern Theil ſeines Stammes mit einem ſcharfen Inſtrumente, ſo ergießt er einen milchähnlichen Saft, der ſich an der Luft verdickt. Die Eingebornen ziehen dieſen Saft zur Zeit ſeiner Flüſſigkeit über thönerne Formen, die ſie nachher im Waſſer auflöſen und herausſpülen; daher rührt die birnenförmige Geſtalt, in der er auch nach Europa kommt.

Federici (Camillo). Wir beſitzen unter dieſem Namen eine aus einigen zwanzig Stücken beſtehende Luſtſpielſammlung, die ſich ſehr vortheilhaft auszeichnet, deren Verfaſſer aber eigentlich Ogeri hieß. Er war aus Obermontferrat gebürtig, ſtudirte zu Turin, ward Doctor der Rechte und widmete ſich der Advocatur. Im Jahre 1784 war er Richter zu Govon, einem Flecken der Provinz Aſti. Hier lernte ihn der König Victor Amadeus III. kennen, und ernannte ihn zum königlichen Richter in Moncalieri, einem Städtchen unweit Turin. Ungeachtet er ſich allgemeine Liebe erwarb, gab er doch, aus unbekannten Urſachen, ſeinen Poſten auf, veränderte ſeinen Namen und widmete ſich dem Theater. Im Febr. 1803 ſtarb er zu Turin. Seine Stücke ſind verdienter Weiſe mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden; ſie haben einen regelmäßigen Gang und einen Reichthum an intereſſanten Situationen. Die Charaktere ſind treffend und ohne Überladung gezeichnet. Der Dialog iſt fließend und correct, und die Feinheit der Scherze verräth einen Mann, der ſeine Bildung der vornehmern Welt verdankt. Sein Luſtſpiel La bugia vive poco iſt unter dem Titel: Gleiches mit Gleichem, von Vogel bearbeitet, auf die deutſche Bühne gebracht worden, und wird noch immer gern geſehen.

Federkraft, ſ. Elaſticität.

Feen, Feenmährchen. Daß die Feen weibliche Geiſter ſeien, eine Art von Schickſalsgöttinnen, weiß jeder aus ſeiner Kindheit. Bekanntlich gibt es zweierlei Arten, gute und böſe, und gewöhnlich ſind jene die ſchönſten Damen von der Welt, dieſe die häßlichſten Mißgeburten, die man ſich vorſtellen kann. Wichtig iſt ihr Einfluß auf das Leben der Menſchen. Oft finden ſie ſich bei der Wiege oder in entſcheidenden Augenblicken des Lebens ein, beſtimmen und wenden das Schickſal, geben und nehmen Geſchenke. Neben einer Art von Allwiſſenheit ward ihnen die hohe Macht, und ihr Stab that Wunder, wie

ein Zauberſtab. Doch ſind beide, ihr Wiſſen und ihre Macht, nicht unbeſchränkt, und zumal der letztern Art wirken oft andere Feen, oder Zauberer entgegen. Was eine Fee gewirkt hat, kann eine andere nicht ſogleich aufheben, der Macht des Zauberers unterliegen ſie oft ſelbſt, und man hat Beiſpiele, daß Feen, die ſonſt durch eigene Macht die wunderbarſten Verwandlungen der Weſen bewirkten, ſelbſt Verwandlungen unterliegen mußten. Beſchränkt, wie ihre Macht, iſt auch ihre Willkür; nur unter Bedingungen, die nicht in ihre Macht gegeben ſind, können ſie wirken, denn mächtiger als Feen und Zauberſtab iſt das im Dunkeln waltende Schickſal. Wer erkennet nicht in dieſen poetiſchen Weſen und ihrer Wirkſamkeit einen Verſuch, das ewige Räthſel der oft bis zum Wunderbaren verſchlungenen Begebenheiten des Lebens zu löſen, und die unſichtbaren Beweger der Natur kennen zu lernen! Freilich ein Kindesverſuch, der ſtatt der Vernunft durch Einbildungskraft gemacht wird, und an die Stelle eines philoſophiſchen Syſtems von natürlichen Urſachen ein poetiſches Syſtem von Mythologie ſetzt. Je angenehmer das Wunderbare und Übernatürliche iſt, deſto lieber ergreift es die Imagination; das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind, beſonders wenn es von der Poeſie gepflegt wird. Das Vaterland dieſer Mythologie der Feen iſt Arabien, von woher ſie durch die Troubadours nach Europa verpflanzt ward. Der europäiſche Name Fee kommt von fatum, d. i. Schickſal, und bei den Italienern heißt Fee noch fata. In den hiſtoriſchen Sagen der Italiener ſtößt man öfters auf Feen, und es gab hier, wie bei den Arabern, Sagen, worin behauptet ward, daß eine Provinz von Feen bewohnt ſei. In Frankreich erhielten ſie im zwölften Jahrhundert durch Lancelot vom See ihre poetiſche Beglaubigung. Die wunderbare Macht der Dame vom See verbreitete in Frankreich und dem Auslande den Geſchmack an der Feerei, wozu Philipp, Graf von Flandern (1191), nicht wenig beitrug. Die Klügern glaubten daran in den Romanen, das Volk ſah Feen überall, beſonders aber in verfallenden Schlöſſern, oder ſolchen, die in Wäldern lagen. Im Schloſſe von Luſignan waltete die Fee Meluſine; aber auch um Quellen und Bäume webten ſie. Eine bedeutende Rolle ſpielten ſie fortan in den Ritterromanen und Fabliaux, und gaben der romantiſchen Poeſie des chriſtlichen Ritterthums einen eigenen Reiz; ſie machten die Maſchinerie derſelben aus, und die romantiſch-epiſchen Gedichte eines Bojardo, Arioſto u. A. gewannen nicht wenig dadurch. In England führten ſie nicht etwa bloß Chaucer und Spenſer durch ſeine Feen-Königin (The Fairy-Queen) ein, ſondern Erzählungen von ihnen waren ſo ungemein gewöhnlich, einem jeden geläufig, und in den Glauben des Volks übergegangen, daß die Feen ſelbſt dann nicht ſeltſam und unnatürlich ſchienen, als Shakſpeare ſie auf die Bühne brachte. Neben der chriſtlichen Lehre von guten und böſen Geiſtern konnten ſie recht gut beſtehen, und Taſſo machte in ſeinem befreiten Jeruſalem einen Verſuch, dieſe geiſtigen Mittelweſen des Chriſten- und Heidenthums in eine poetiſche Harmonie zu bringen. Im letzten Viertel des ſiebzehnten Jahrhunderts wurden aber beſonders die eigentlichen Feenmährchen Mode, und es ſcheint, daß auch hier die Italiener vorangingen. Der Pentamerone von Baſilio, vermehrt von Aleſſia Abbatutis, brach 1672 die Bahn. Durch Urſachen, welche ihren Grund in der Privatgeſchichte Ludwig XIV. haben, kamen dieſe Mährchen, ſeit der Aufhebung des Edicts von Nantes, 1685, in Frankreich an die Tagesordnung, und es kamen, nachdem Perrault, den man gewöhnlich den

Erfinder der Feenmärchen nennt, 1697 die Contes de ma mère l'Oye herausgegeben hatte, ihrer faſt zu gleicher Zeit eine Menge von verſchiedenen Verfaſſern und Verfaſſerinnen in Umlauf. Sieht man auf die Jahreszahl der Titel, ſo ſcheint es, daß der gelehrte Orientaliſt Antoine Galland zur Überſetzung der arabiſchen Feenmährchen Tauſend und eine Nacht, welche 1704 herauskam, erſt durch die faſt epidemiſche Vorliebe, mit der ſich das Publikum für Erzählungen dieſer Art intereſſirte, veranlaßt worden ſei. Vielleicht aber hatte Galland durch frühere Mittheilung in Privatcirkeln die Idee davon geweckt, die Erinnerung an die Feen in den alten Fabliaux und Ritterromanen kam hinzu, und man verſuchte ähnliche Erfindungen. Mit welcher Begierde dieſe von dem Publikum aufgenommen wurden, beweiſt die Menge, welche ſeit der Zeit erſchien. Man hat die vorzüglichſten geſammelt in dem Cabinet des Fées (Paris und Genf 1786. 37 Bde. 8.), deren letzter Band Nachrichten über die Verfaſſer enthält. Die ernſten Geſchmacksrichter aus der Schule Boileau's, die ſo ſehr den Verſtand der Einbildungskraft vorzogen, ſchüttelten freilich gewaltig die Köpfe, allein der Modegeſchmack kehrte ſich nicht daran, bis die Überfüllung endlich Ekel erregte. Dann ſah man freilich ein, daß Hamilton, der ſelbſt ſo vortreffliche Feenmährchen ſchreiben konnte, Recht gehabt haben möge, ſich darüber luſtig zu machen, und würde, wenn Wieland damals ſeinen Don Silvio von Roſalva geſchrieben hätte, alle Lauge von Spott und Witz, die in dieſem Seitenſtück des Don Quixote über die Armſeligkeiten und Ungereimtheiten vieler dieſer Producte ergoſſen iſt, gebilligt und gern belacht haben. Indeß ſagen wir mit Herder: „Daß nicht ſelbſt in verſtand- und zwecklose Erzählungen dieſer Art Verſtand und Zweck gebracht werden könne, wer wollte daran zweifeln? die Blume der Arabeske ſteht da; laß aufſteigen aus ihr ſchöne Geſtalten! Keine Dichtung vermag dem menſchlichen Herzen ſo feine Dinge ſo fein zu ſagen, als der Roman, und vor allen Romanen das Feenmährchen. In ihm iſt die ganze Welt und ihre innere Werkſtätte, das Menſchenherz, als eine Zauberwelt ganz unſer. Nur ſei man ſelbſt ein von der Fee begabter Glücklicher, um in dieſer Zauberwelt ihre Geſchäfte zu verwalten. Nirgends mehr als in ihr wird das Gemeine abgeſchmackt, häßlich, unerträglich. Die Capricen und Launen dieſer Welt fordern den feinſten Verſtand, die unerwartetſte Wendung." S. auch Volksmährchen.

Fegefeuer iſt nach einer gereinigten catholiſchen Dogmatik der Übergang noch unvollendeter Gerechten zum endlichen Beſitze der himmliſchen Seligkeit. Das Concilium zu Trident beſtätigt dieſen Artikel des catholiſchen Glaubens, als in der heiligen Schrift und auf Tradition gegründet, die Proteſtanten und die griechiſche Kirche haben ihn ſtets geläugnet. Die Bibelſtellen, welche man dafür allegirt, ſind Offenbarung Johannis XXI. 27. Nichts unreines wird in das Himmelreich eingehen: ſodann Maccabäer II. Cap. 12. V. 38. sq. Matth. XXV. Lucas XII. V. 58. Paulus an die Corinther I. Cap. 3. V. 2. Von den Kirchenvätern haben beſonders Origines und Auguſtin die Idee des Fegefeuers ausgebildet, und die finſtern catholiſchen Dogmatiker mit Hülfe des ſpeculativen Mönchsgeiſtes haben dieſes Dogma in die lächerlichſten Hypotheſen ausgeſponnen. Sie ſetzen das allgemeine Fegfeuer neben oder rund um den Höllenpfuhl; ſie behaupten, ein Funke des Fegfeuers ſei empfindlicher, denn aller körperliche Schmerz, jeglicher Fromme werde darin

gereinigt und zwar an dem Gliede gebrannt, womit er geſündigt habe, durch Seelenmeſſen ꝛc. werde der Aufenthalt im Fegefeuer erleichtert und verkürzt, manche Seelen hätten ihr beſonderen Fegefeuer auf gewiſſen Orten der Erde, wohin ſie gebannt würden, z. B. in Backöfen ꝛc. und beſonders da, wo ſie eine Hauptſünde begangen hätten ꝛc. und was dergleichen Alfanzereien mehr ſind. Der hiſtoriſche Urſprung des Fegefeuers iſt in der platoniſchen Philoſophie, und zwar in der Lehre von der Seelenwanderung, zu ſuchen, welche die Kirchenväter in das chriſtliche Religionsſyſtem auf dieſe Art einzuſchwärzen verſucht haben. Auf den Concilien kam das Fegefeuer zuerſt 1439 auf dem zu Florenz zur Sprache, und die proteſtantiſchen Theologen haben mit Ernſt und Spott dieſes Dogma möglichſt angegriffen, was ihnen bei deſſen Entſtellung durch das Mönchsthum ſehr leicht werden mußte. Philoſophiſch betrachtet iſt es, wie jede andere Hypotheſe über den Zuſtand der Seelen nach dem Tode, Sache des Glaubens und übrigens in conſequentem Contact mit andern catholiſchen Dogmen. Der Religion der Phantaſie ſagt dieſe Feuerreinigung, ſo wie die Wirkungen der frommen Vorbitten und Söhnopfer ſehr zu, und die Unvollkommenheit des irdiſchen Menſchen gibt ſogar innere Gründe an die Hand, einen allmählichen Übergang in die vollkommene Seligkeit, eine Reinigung und Läuterung des ſinnlichen Weſens anzunehmen. A.

Fehde, ein altdeutſches Wort (Fehd, Fehde), welches Zwiſt, Uneinigkeit, einen feindſeligen Kampf bedeutet, beſonders aber im Mittelalter die Kämpfe und Überfälle der deutſchen Unterthanen, vorzüglich der Ritter, wozu ſie durch das **Fauſtrecht** berechtigt zu ſein glaubten, denn die Stärke galt ſtatt des Rechts. Wo der Streit ehrlicher geführt wurde, ging demſelben ein **Fehdebrief** oder eine Ankündigung deſſelben vorher; auch wurde zum Zeichen der Ausforderung ein Handſchuh, der **Fehdehandſchuh**, hingeworfen; wer ihn aufhob, nahm den Kampf an.

Fehmgericht, ſ. **Vehmgericht**.

Fehrbellin, eine kleine Stadt in der Mittelmark Brandenburg, berühmt durch den von dem großen Churfürſten Friedrich Wilhelm im Jahr 1675 über die Schweden erfochtenen entſcheidenden Sieg. Ein Denkmal der Schlacht ſteht auf einer Anhöhe bei Fehrbellin. Hier war es, wo dem Churfürſten von ſeinem treuen Stallmeiſter Frohben das Leben gerettet ward. Der Churfürſt ritt einen Schimmel, und machte ſich dadurch den Feinden kenntlich. Frohben bat ſeinen Fürſten, das Pferd mit dem ſeinigen zu tauſchen, unter dem Vorwande, daß es ſcheu ſei, und hatte es kaum beſtiegen, als er von einer Kugel todt zur Erde geſtreckt wurde. Der Churfürſt konnte ſeine Dankbarkeit nur der Familie des Edlen bezeigen, die er in den Adelſtand erhob und mit Gnadenbezeigungen überhäufte.

Feigen, die getrocknet ſo angenehmen Früchte des **Feigenbaums**, gedeihen vorzüglich auf den Inſeln des griechiſchen Archipelagus und des mittelländiſchen Meers, ſo wie in den dies Meer begrenzenden Ländern. Man hat ihrer unendlich viele Arten, und werden ſolche ſowohl als Leckerei, als auch in der Arznei gebraucht. — Man verfertigt aus dieſen Früchten auch den ſogenannten **Feigenkäſe**, der aus Spanien und Portugal zu uns kommt. Dieſer wird aus den erleſenſten Feigen mit geſchälten Mandeln, Nüſſen, Pinien, Piſtazien und ſonſtigen feinen Gewürzen und Kräutern vermengt, in eine Käſeform gepreßt und als Confect gebraucht. Aus dem Holze

des Feigenbaums werden vielerlei zierliche und dauerhafte Sachen gemacht, z. B. Schnupftabaksdoſen und Gewehrſchäfte.

Feierlich heißt das Erhabene, wenn es ehrerbietige Stille in uns ſchafft ſei es, weil der Geiſt durch die Betrachtung in die Tiefen ſeiner ſelbſt hinabgezogen, oder in eine ideale Welt hinauf erhoben wird. Alle wahre Feierlichkeit hat etwas Stilles, Entfernung von Geräuſch und Leidenſchaft; nicht jede Stille aber iſt deshalb feierlich, ſondern nur jene, welche Ideen des äſthetiſch-moraliſch- oder religiös-Erhabenen im Gemüthe weckt. Langweilige und todte Stille, z. B. in einer Geſellſchaft oder in einer öden Gegend, wird dem Geiſte zur Laſt. Dies ſcheinen jene nicht zu wiſſen, die durch Gravität, eine falſche Feierlichkeit, auf eine ſteife Weiſe zu imponiren gedenken. Das ſteife, gezwungene Weſen der Gravität gründet ſich übrigens auf die richtige Bemerkung, daß die Feierlichkeit in allen Theilen etwas übereinſtimmendes verlangt und durch raſche Wendungen und Übergänge geſtört wird. dd.

Feldgeſchrei heißt überhaupt das wilde Geſchrei, mit welchem ehemals die Krieger eine Schlacht begannen, um ſich Muth zu machen und den Feind zu ſchrecken. Es iſt bei den Türken und andern, beſonders rohen Völkern, noch Sitte. Im engern Sinne und bei uns bedeutet es das Loſungswort (ein Name), woran ſich die Parteien im Felde, zumal in der Nacht, erkennen (Parole).

Feldmarſchall, Generalfeldmarſchall, iſt der oberſte Befehlshaber bei der ganzen Armee, wenn kein Generaliſſimus beſteht. Bei der öſterreichiſch-kaiſerlichen Armee iſt der Feldmarſchall das Mittel zwiſchen dem General en chef und dem Feldzeugmeiſter. Ein Feldſtück, im Gegenſatz von Belagerungsgeſchütz, hat ein geringeres Caliber als jenes; man rechnet jetzt die Zwölfpfünder noch dazu. Feldzeichen, im eigentlichen Sinne, heißt alles das, was die Offiziere und Soldaten bei einem nächtlichen Unternehmen, um ſich gegenſeitig zu erkennen, tragen, z. B. ein weißes Tuch um den linken Arm, eine weiße Hutcocarde, ſonſt auch Alles, was eine, beſonders alliirte Armee zum feſten Kennzeichen anlegt z. B. bei den Öſterreichern ein grüner Zweig auf den Hut. Feldbinde, die Schärpe, welche der Offizier um den Leib trägt, und welche zugleich Zeichen der Truppen, oft auch des Regiments iſt. Feldzeugmeiſter, eigentlich und ehemals der Befehlshaber der ganzen Artillerie, jetzt bei den Öſterreichern der Rang zwiſchen dem Feldmarſchall-Lieutenant und dem Feldmarſchall.

Feldmeſſen, hierunter verſteht man entweder die Ausmittelung des Flächenraums gewiſſer durch Felder, Wälder, Wieſen, Wege, Gewäſſer und Gebäude ſich bildender Figuren, oder die Entwerfung eines verjüngten der Natur ganz ähnlichen Bildes dieſer Gegenſtände im Grundriß auf einer ebenen Fläche. Da die Feldmeßkunſt ein Zweig der angewandten Mathematik iſt, ſo ſetzt ſie richtige und gründliche Kenntniſſe der Arithmetik und Geometrie voraus. Das Ausmeſſen ſelbſt geſchieht mit mehr oder weniger zuſammengeſetzten Inſtrumenten. Linien werden mit Meßſtangen, Meßketten und Meßleinen im Maße gefunden. Zu den Winkelmeſſungen bedient man ſich des Aſtrolabii, des Scheibeninſtruments und der Spiegelſextanten, ſo wie zur Detailaufnahme der Meßtiſch, nach Meyers Angabe, immer das vorzüglichſte Inſtrument bleibt. Ein guter Feldmeſſer muß mancherlei juriſtiſche, ökonomiſche und Geſchäftskenntniſſe beſitzen, hierbei ein fertiger Zeichner ſein, und ein gutes Augenmaß haben. Von den darüber vorhande-

nen Anweiſungen empfehlen wir Meyers Unterricht zur praktiſchen Geometrie, 1815; Benzenbergs Geodäſie, 1811; Lehmanns Anweiſung zur richtigen Erkennung u. genauen Abbildung der Erdoberfläche, 1812, und v. Schlieben, der ſelbſtlernende Feldmeſſer, 1811.

Feldwacht, ein detachirter, zu dem ganzen Vorpoſtenſyſtem gehörender Poſten, welcher das Lager des Corps vor plötzlichen feindlichen Anfällen ſchützt. Sie hat vor ſich noch Doppelpoſten u. Vedetten, hinter ſich einen Soutien; im Lager ſelbſt iſt gewöhnlich eine Abtheilung unter dem Namen Piket beſtimmt, ſie bei einem feindlichen Angriffe zu unterſtützen. Da das zeitige Erkennen und Aufhalten des Feindes ihr Zweck iſt, ſo richtet ſich ihre Stärke und Aufſtellung nach den Umſtänden, dem Terrain ꝛc. Doch wird man nie durch Feldwachten allein ganz ſicher ſeyn, und fortwährendes aufmerkſames Patrouilliren bleibt immer nöthig.

Felicitas, bei den Römern die vergötterte Glückſeligkeit, vorgeſtellt als weibliche Figur, die auf einem Füllhorn ruht, bald einen Ölzweig, bald eine Lanze in der Hand. Symboliſche Beziehungen derſelben ſind auch über einander gelegte Füllhörner, Kornähren zwiſchen ihnen, in einem Scheffel ſtehende Kornähren, ein Getraideſchiff u. ſ. w.

Fellenberg (Philipp Emanuel von), geb. den 27. Jun. 1771 zu Bern, ein berühmter ſchweizeriſcher Landwirth und Erzieher zu Hofwyl. Sein Vater, Mitglied der Regierung zu Bern, wandte die größte Sorgfalt auf ſeine Erziehung. Mehr noch that dieſes ſeine Mutter, eine Enkelin des berühmten Admirals Tromp. Begeiſtert für Alles, was edel, recht und ſchön war, haßte ſie mit Leidenſchaftlichkeit die Selbſtſucht, dieſes Gift aller Seelengröße. Sie war ſehr religiös, die Mutter der Armen, die Freundin der Volksfreiheit. Alle dieſe Gefühle und Geſinnungen ſuchte ſie dem Sohne einzuflößen. Auf den Knieen beſchwor ſie ihn eines Tages, beſſer zu werden, als der große Haufen der Zeitgenoſſen. „Die Großen," ſagte ſie, „haben überall Freunde. Aber du, ſei du der Freund der Armen, der Verlaſſenen und der Unterdrückten." Eben ſo ſah man ſie eines Tages bitterlich weinen, als ſie befürchtete, das um Freiheit kämpfende Amerika werde endlich der Gewalt Englands unterliegen müſſen. Solche Lehren mußten auf das weiche Herz des lebhaften Knaben die tiefſten Eindrücke machen; ſie haben noch im männlichen Alter ſeine Unternehmungen geleitet. Im J. 1795 kam Fellenberg in das Inſtitut Pfeffels zu Colmar. Nach einigen Jahren kehrte er in die Schweiz zurück. Sein ununterbrochenes Studiren hatte ſeine Geſundheit geſchwächt; um ſie zu ſtärken und um in jeder Selbſtverläugnung ſich zu üben, that er freiwillig auf die feinern Speiſen und Getränke des väterlichen Tiſches Verzicht, begnügte ſich mit Waſſer und Brot, oder einfacher Hafergrützſuppe, härtete ſeinen Körper ab, und verwendete ſein Erſpartes zu allerlei wohlthätigen Zwecken. Am meiſten war es ihm um Kenntniß des Menſchen in allen Ständen und Verhältniſſen zu thun. Zur Vollendung der Lehrjahre begann er daher ſchon früh die Wanderjahre. Allein anſtatt in großen Städten, lebte er in unbekannten Dörfern mit dem Volke, deſſen Gebräuche, Bedürfniſſe und Ideenkreiſe er ſtudirte. Dies that er bis zum Ausbruche der Revolution der Schweiz, nicht nur in allen Cantonen ſeines Vaterlandes, ſondern auch in Frankreich, Tyrol, Schwaben und andern deutſchen Ländern. Eines Tages ſprach ihn zu Rigolsau ein junges Frauenzimmer an, er möchte ihren Oheim zu einem tröſtlicheren Glauben bekehren, da er, von religiöſen

Schwärmereien verleitet, an ſeiner Seligkeit verzweifelte. Der Antrag reizte den jungen achtzehnjährigen Menſchenbildner um ſo mehr, je abenteuerlicher es ihm vorkam, daß er einen dreißig Jahre ältern Mann bekehren ſollte. Der Oheim war leider taub. Fellenberg machte ſich ihm bald durch Geberden verſtändlich. Der Mann gewann ihn lieb, und ſie wurden einig, ein Jahr lang mit einander ganz allein am Züricher See zu leben, um zu verſuchen, ob einer den andern zu ſeinem Glauben oder Unglauben bekehren könnte. Es gelang keinem. Allein dieſer Vorfall und die Bekanntſchaft eines 28jährigen Genfers, der ihn bat, daß er ihn einige angenommene böſe Gewohnheiten abgewöhnen möchte, beſtimmten Fellenbergen, der außerdem ſehr freigebig und wohlthätig war, nur noch entſchiedener für Volksbildung und Erziehungsweſen. Auf dieſen Kreuz- und Querzügen, auf welchen er jedoch nie ſeines Zieles vergaß, verſäumte er darum die wiſſenſchaftlichen Studien nicht. Im berniſchen Dorfe Limpach warf er ſich auf das Studium der griechiſchen Literatur, und im aargauiſchen Dorfe Veltheim auf die kantiſche Philoſophie. Auch Peſtalozzi ſah er öfters, bald wo ſie einander auf ihren Reiſen begegneten, bald in der Wohnung deſſelben in Birrfeld. Fellenberg ehrte den von ſeinen Mitbürgern oft verkannten Mann mit Enthuſiasmus. Inzwiſchen näherte ſich der Zeitpunct, in welchem Fellenberg ſeine Ideale in die Wirklichkeit des Lebens rufen wollte. Aber der Gang der franzöſiſchen Revolution und der öffentlichen Angelegenheiten in der Schweiz bedrohte die Sicherheit jedes großen Unternehmens. Aus Furcht, ein freies Vaterland einzubüßen, bewog er ſeinen Vater, einen Theil des Vermögens in den öffentlichen Fonds von Amerika anzulegen. Noch mehr reizte ihn dazu die Bekanntſchaft mit dem Verfaſſer des „Calm observer," Benjamin Vaughan, geweſenem engliſchen Parlamentsgliede, von deſſen Brüdern der eine, John Vaughan, Director der öffentlichen Bank in Neu-York, der andere, Charles Vaughan, Handelsmann in Boſton war. Aber dieſe Amerikaner, ſtatt die ihnen anvertrauten, nicht unbeträchtlichen Capitalien, nach dem Willen der Eigenthümer anzulegen, verwendeten einen Theil der Summen zu ihrem eigenen Gebrauche, und Fellenberg erhielt keine Zurückzahlung. Dies hatte wichtigen Einfluß auf die Lage Fellenbergs, deſſen Vater in der letzten Nacht des J. 1801 ſtarb. Bei der 1798 in ſeinem Vaterlande entſtandenen Revolution wirkte er wieder mittelbar noch unmittelbar mit, ſondern unterwarf ſich als ein treuer Staatsbürger den jedesmal geltenden Geſetzen. Er übernahm ſogar auf eine Zeit lang das Amt eines Quartiercommandanten der obern Diſtricte des Cantons Bern, und leiſtete als ſolcher bei dem Bauernaufſtande des Oberlandes wichtige Dienſte. Als man aber ſeine den aufgewiegelten Bauern geleiſteten Verſprechen nicht erfüllte, nahm er ſeinen Abſchied und beharrt ſeitdem in dem Entſchluſſe, keine öffentliche Stelle mehr zu bekleiden, ſondern lebt ſeinem Lieblingsfache, der Landwirthſchaft. Vermählt mit einer liebenswürdigen Frau, die ihn zum glücklichen Vater hoffnungsvoller Kinder machte, bauete er bereits 1799 einen Garten zu Kerſatz unweit Bern. In demſelben Jahre hatte er gemeinſchaftlich mit ſeinem Vater das Gut von Hofwyl, 1½ Stunde von Bern, um 225,000 franz. Livres erkauft, und brachte es zwei Jahre ſpäter, nach ſeines Vaters Tode, ganz an ſich. Von nun an ging er muthiger dem großen Ziele ſeines Lebens, der Veredlung des Landbaues und der Menſchen, die ihm gewidmet ſind, entgegen. Vielen war dieſes Unternehmen, deſ-

ſen Zweck ſie nicht begriffen, wie jede neue Idee, ein Ärgerniß; viele ſchrieben ſein Thun und Laſſen einer beſondern Liebhaberei fürs Abenteuerliche zu; viele ärgerten ſich an ſeiner Verbindung mit Peſtalozzi; noch mehrere konnten ihm nicht vergeſſen, daß er während der Revolution der damaligen Centralregierung der Schweiz gedient hatte. Über ſeine landwirthſchaftliche Anſtalt waren die Urtheile ſehr widerſprechend. Der eine ſagte, die Ackerwirthſchaft in Hofwyl ſei ſo vortheilhaft, daß ſie drei und viermal mehr einbringe als vorher. Ein anderer verſicherte, Herr Fellenberg habe ſo viele Capitale auf ſein Gut aufgenommen, daß er ſich nicht würde halten können, wenn er nicht mit ſeiner Wirthſchaft Penſionsanſtalten verbunden hätte, in welchen jeder Knabe 40 Carolins und jeder Lehrling in dem auf dem naheliegenden Schloſſe zu Buchſee errichteten Ackerbauinſtitute 72 Carolins bezahle. Ein dritter ſagte, die Ackerwirthſchaft Fellenbergs ſey nur Nebenſache in ſeinen philanthropiſchen Planen, nach welchen er durch den Unterricht der Schullehrer und durch die Anlage einer Armenſchule, welche zugleich Muſterſchule ſei, vorzüglich auf die Erziehung des Volks wirken wolle, weswegen er auch die Schullehrer aus der ganzen Gegend ſechs Wochen auf Hofwyl verſammelt habe und ſie nach Peſtalozziſcher Methode unterrichten laſſe. Ein vierter ſchrieb ihm bloß politiſche Zwecke zu, die er durch den Bauernſtand erreichen wolle, den er ſich zum Freunde zu machen ſuche. So wirkten hundert kleinliche Leidenſchaften zuſammen, um ihm das Ziel zu verrücken, dem er ſein Leben weiht. Obgleich das Verdienſt Fellenbergs um die ſchweizeriſche Landwirthſchaft von ſchweizeriſchen Ackerbauern ſowohl, als von Ausländern anerkannt und mit Beifall belohnt wurde, ſo fand der ruhige Beobachter doch manches anders, als es ſein ſollte. In Hofwyl hat man freilich die große Meinung, daß hier alles neu und wichtig ſei, weil es einige unkundige Landwirthe für neu und wichtig gehalten haben; aber darum iſt es den meiſten deutſchen Landwirthen, ſogar mehreren Schweizern, weder neu noch wichtig; ſondern ſie haben dieſe Gegenſtände oft ſchon beſſer behandelt. — Die Anſtalten zu Hofwyl umfaſſen gegenwärtig: 1. eine Muſter-Landwirthſchaft, die von Fellenberg ſelbſt betrieben, einen fünffachen Ertrag gibt. Sie vereinigt alles, was man in der Landwirthſchaft nützliches entdeckt hat. 2. eine Verſuchs-Wirthſchaft, wo Felder zu den täglichen Verſuchsarbeiten, zum Unterrichte junger Landwirthe, die aus allen Gegenden Europa's nach Hofwyl kommen, beſtimmt ſind; 3. eine Fabrik für Ackerbau-Inſtrumente; eine Werkſtatt zur Vervollkommnung der mechaniſchen Werkzeuge des Ackerbaus, nebſt einer Induſtrieſchule für die Armen, welche hier, jeder nach ſeiner Fähigkeit, das Zimmer-, Tiſchler-, Drechsler-, Wagner-, Hufſchmiedts-, Schloſſer-, Gießer-, Schuhmacher- und Schneiderhandwerk lernen; Sprechen, Schreiben, Zählen, Meſſen und Zeichnen ſind die Elemente des Induſtrieunterrichts; 5. eine Penſionsſchule für junge Leute von Stande (von 8 — 20 Jahren), die alles umfaßt, was zur höhern Bildung erforderlich iſt; 6. eine theoretiſch-praktiſche Ackerbau-Lehranſtalt; 7. eine Normalſchule, welche im Sommer die Schullehrer aus den verſchiedenen Cantonen der Schweiz vereinigte, ſeit vier Jahren aber nicht mehr in Thätigkeit iſt. Doch bilden ſich in Hofwyl viele junge Ausländer, zum Theil auf Koſten ihrer Regierungen, zu Lehrern der Jugend nach Fellenbergs Methode. Alle dieſe Anſtalten machen ein Ganzes und unterſtützen ſich gegenſeitig. Sie ſind verbunden durch den höheren

Zweck, alle Stände zur Humanität zu vereinigen, und zwar jeden in ſeiner Sphäre, die der Zögling eben ſowohl geiſtig als ſittlich begreifen lernt. Daher ſoll derſelbe Geiſt gegenſeitiger Achtung und des gemeinſchaftlichen Strebens nach Veredlung alle durchdringen, Lehre und Ausübung aber jeden für ſeine Beſtimmung reifer machen, d. h. geiſtig kräftiger, phyſiſch ſtärker, ſittlich edler, bürgerlich brauchbarer. Die Baſis iſt Religioſität, Entwickelung des Nachdenkens, Bildung des Gefühls (z. B. durch Geſang und Muſik), und Gewöhnung an Ordnung, Fleiß und Mäßigkeit ſind die Regeln, nach welchen aller Unterricht und jede Arbeit angeordnet wird. Außer Herrn Fellenberg arbeiten in den Anſtalten zu Hofwyl 22 Lehrer, darunter Herr Wöhrli, ein junger Mann von ſeltner Fähigkeit. Von einem Thurme aus, der die ganze Gegend beherrſcht, kann Herr Fellenberg Alles überſehen, und ſogleich mittelſt eines Sprachrohrs überall hin die nöthigen Befehle ertheilen. Damit die Anſtalt auch nach ſeinem Tode fortdaure, hat Herr Fellenberg eine immerwährende Commiſſion von drei ordentlichen Mitgliedern und vier Stellvertretern zur Vollzieherin ſeines Teſtaments zu Gunſten der Armenſchule, ernannt. Auf Befehl des Kaiſers von Rußland erſtattete im Oct. 1814, der Graf Capo d'Iſtria an ihn einen Bericht über die hofwyler Anſtalt; und der Monarch überſandte an Fellenberg den St. Wladimir-Orden vierter Claſſe, mit einem beifälligen Schreiben. Auch läßt er mehrere junge Ruſſen und Polen daſelbſt zu Lehrern und Landwirthen bilden. Man vergl. in der Bibl. britannique die Briefe des Herrn v. Fellenberg an Herrn Charles Pictet von Genf im Nov. und Dec. 1807, und Herrn Pictet's Brief ebendaſ. Letzterer hat auch Fellenberg's Blicke auf den Ackerbau in der Schweiz und die Mittel ihn zu vervollkommnen ins Franzöſiſche überſetzt. Ferner vergl. man die Berichte über die Anſtalten zu Hofwyl von dem Landammann der Schweiz, von einem Commiſſär des Königs von Wirtemberg, von Chavannes an die Agriculturgeſellſchaft des Waadtlandes, vom Grafen Capo d'Iſtria, und den von Rengger, im Namen der, zur Unterſuchung der Armenſchule zu Hofwyl, von der Regierung niedergeſetzten Unterſuchungscommiſſion, 1815. S. ferner Hofmanns Reiſe nach Hofwyl, in Auftrag der Fürſtin von Schwarzburg-Rudolſtadt, mit Bemerkungen vom Staatsrath Thaer. Über dieſe Schrift hat Fellenberg ebenfalls Bemerkungen bekannt gemacht, in Thaers Annalen der Landwirthſchaft u. in den Blättern von Hofwyl, die ſeit 1808 heftweiſe erſchienen ſind. Über die Lehrmethoden in Hofwyl, welche auf Peſtalozzi's Grundſätzen beruhen, ſehe man außer den angeführten Schriften, insbeſondere den Bericht der Herren Künzli und Betſch, Mitglieder der Regierung des Cantons St. Gallen, welche in Auftrag derſelben ein ganzes Jahr den Unterricht in Hofwyl beobachtet haben; ferner Jülliens Précis sur les Inſtituts d'Education de M. de Fellenberg. Paris 1817. Und die Landwirthſchaftl. Blätter von Hofwyl. Aarau 1817. 5. H. m. K. K.

Felloplaſtik, ſ. Phelloplaſtik.

Felonie nennt man 1. im Lehnrecht die Verletzung der Lehnstreue, dann aber auch 2. jedes Verbrechen, wodurch das Leben verwirkt wird (ſo bei den Britten felony), und 3. Hinterliſt und Argliſt jeder Art. Ob das Wort aus dem Lateiniſchen (von fallere, betrügen),. oder aus dem Deutſchen (von fehlen), oder aus dem Fränkiſchen (von felons, Untreue) herſtamme, iſt ungewiß. Die Felonie im lehnrechtlichen Sinne iſt entweder Verletzung der Lehns-

treue des Lehnsherrn gegen den Belehnten oder Vaſallen durch alle Handlungen gegen Leben, Ehre, Geſundheit und Vermögen deſſelben, oder Verletzung der Lehnstreue des Vaſallen gegen den Lehnsherrn durch Verweigerung des Lehnseides oder der Lehnsdienſte, Verlaſſung des Lehnsherrn in Gefahren, Bündniß mit den Feinden deſſelben, Verrath, Anklage, Offenbarung der Geheimniſſe deſſelben und Verſuche auf ſein Leben. Nicht aber bloß auf die Perſon des Lehnsherrn ſelbſt, ſondern auch auf deſſen Frau, Kinder und Enkel erſtreckt ſich die Felonie, und als eine eigne Art derſelben gilt, wenn der Vaſall ſeinen Lehnrherrn entweder wirklich zum Hahnrei machte, oder es nur zu thun verſuchte. dd.

Felſen, große Steinmaſſen, ſowohl hoch über der Erde, oder dem Waſſer, als auch unter der Oberfläche derſelben oder des Waſſers verborgen. In engerer Bedeutung verſteht man darunter diejenigen großen Steinmaſſen, die bei den Bergleuten Ganggebirge heißen und die watig, hornartig, quarzig, ſandartig, ſpathartig, kalkartig ſind. In dieſem Sinne nennen die Bergleute alle taube Gänge, von welchen das Erz geſchieden iſt, Felſen.

Felucke, ein Ruderſchiff ohne Verdeck, auf dem mittelländiſchen Meere gebräuchlich.

Fenelon (François de Salignac de la Motte), einer der ehrwürdigſten franzöſiſchen Prälaten, der an einem verdorbenen Hofe als Muſter der Tugend lebte, und eine ſanfte, duldſame Tugend durch Liebe und Einſicht zu erwecken ſuchte. Er wurde den 6. Aug. 1652 auf dem Schloſſe Fenelon im ehemaligen Querci geboren, und ſtammte aus einem alten mit Staatsmännern und geiſtlichen Würden geſchmückten Geſchlechte. Glückliche Anlagen, ein ſanfter Charakter, verbunden mit einer großen Lebhaftigkeit des Geiſtes, zeichneten ihn früh aus. Sein Oheim, der Marquis von Fenelon, ließ ihn zu Cahors unter ſeinen Augen erziehen. Der Jüngling machte reißende Fortſchritte, die ſchwierigſten Studien waren ihm nur ein Spiel. Schon in ſeinem 19ten Jahre predigte er mit ungetheiltem Beifall. Der Marquis, welcher fürchtete, daß die rauſchenden Lobeserhebungen und die Schmeicheleien der Menge ein ſo gut geartetes Herz verderben möchten, bewog ſeinen Neffen, ſich in der Stille und Einſamkeit fortzubilden. Er übergab ihn der Leitung des Abts Tronçon, Superiors von St. Sulpice zu Paris. In ſeinem 24ſten Jahre trat er in den geiſtlichen Orden, und verrichtete die beſchwerlichſten Dienſtgeſchäfte in dem Sprengel von St. Sulpice. Der Erzbiſchof von Paris, Harlay, vertraute ihm drei Jahre darauf die Aufſicht über die zur catholiſchen Kirche übergegangenen Proteſtanten. In dieſem Poſten verſuchte er zuerſt ſein Talent, einzunehmen, zu belehren und zu überzeugen. Als der König von dem guten Erfolge ſeiner Bemühungen hörte, ernannte er ihn zum Chef einer Miſſion zur Bekehrung der Hugenotten an den Küſten von Saintonge, wo ſeine einfache und tiefergreifende Beredſamkeit, verbunden mit den ſanfteſten Sitten, ganz die erwarteten Wirkungen hervorbrachte. Im J. 1689 vertraute ihm Ludwig XIV. die Erziehung ſeiner Enkel, der Herzoge von Burgund, Anjou und Berry an. Fenelon bildete mit Glück den Geiſt des Herzogs von Burgund, der zum künftigen Beherrſcher Frankreichs beſtimmt war, und ſtreute den Samen aller einen Fürſten zierenden Tugenden in ſein Herz, aus denen das Glück Frankreichs entſproſſen ſeyn würde, wenn nicht ein frühzeitiger Tod

dieſe ſchönen Hoffnungen vernichtet hätte. Seine Dienſte blieben nicht unbelohnt. Im J. 1695 wurde Fenelon zum Erzbiſchof von Cambray ernannt. Aber während er ſich dieſer Gunſtbezeugungen ſeines Königs erfreute, zog ſich unerwartet ein Ungewitter wider ihn zuſammen. Die Freundſchaft, in der er mit Madame Guyon ſtand, verwickelte ihn in einen theologiſchen Streit mit Boſſuet, der die religiöſen Ideen dieſer Frau anfocht, und von dem Erzbiſchof von Cambray, ſeinem ehemaligen Schüler und nunmehrigen Nebenbuhler, verlangte, daß er ſie mit ihm verwerfen ſolle. Statt deſſen ſchrieb Fenelon ſeine Explication des maximes des Saints, welche Boſſuets Eifer nur noch heftiger erregte; alles, was Fenelon zu ſeiner Vertheidigung und zur Erläuterung ſeiner Grundſätze vorbrachte, konnte nicht verhindern, daß die Maintenon ſich von ihm losſagte, Ludwig XIV. ihn in ſeine Diöceſe verwies, und Innocenz XII. ſeine Lehre verdammte. Fenelon ertrug dieſen Schlag mit gefaßter Seele, und unterwarf ſich unbedingt und ohne Vorbehalt. Er lebte von jetzt an in ſeiner Diöces als ein würdiger Erzbiſchof und chriſtlicher Philoſoph. Eine Bruſtentzündung endigte ſein Leben im J. 1715. Die verſchiedenen philoſophiſchen, theologiſchen und belletriſtiſchen Werke, die aus Fenelon's Feder gefloſſen ſind, haben ſeinen Namen unſterblich gemacht. Man erkennt in ihnen einen, durch die beſten ältern und neuern Schriften genährten, und durch eine lebendige, anmuthige und blühende Phantaſie beſeelten Geiſt. Sein Stil iſt fließend, angenehm, rein und harmoniſch. Sein vorzüglichſtes Werk iſt Les avantures de Télémaque, in welchem er als Erzieher des Prinzen das Muſter einer fürſtlichen Erziehung aufſtellen wollte. Es ſoll ihm durch ſeinen Kammerdiener heimlich weggenommen und nachher zum Druck befördert worden ſeyn; doch durfte es erſt nach dem Tode Ludwigs XIV. erſcheinen. Denn da der König einmal wider den Verfaſſer eingenommen war, erblickte er in dieſem hiſtoriſchen Romane eine Satire auf ſeine Regierung, und verbot die Vollendung des ſchon begonnenen Drucks. Es war den Übelwollenden nicht ſchwer, zu finden, was ſie ſuchten. Sie erkannten, woran Fenelon nicht gedacht hatte, in der Calypſo die Frau von Montespan, in der Eucharis das Fräulein Fontanges, in der Antiope die Herzogin von Burgund, im Proteſilaus den Louvois, in dem Idomeneus den König Jacob, und im Seſoſtris Ludwig XIV. Leute von Geſchmack, die nur auf das Werk ſelbſt ſahen, bewunderten es als ein Meiſterſtück, das eine treffliche Regentenmoral in dem gefälligſten, wenn auch modernen Gewande vorträgt, und alle Reize der Fabel mit der ganzen Gewalt der Tugend verbindet. Erſt zwei Jahre nach des Verfaſſers Tode gaben ſeine Erben den vollſtändigen Telemach in zwei Bänden heraus; er iſt ſeitdem unzählige Mal wieder gedruckt worden. Man rechnet auf 150 Ausgaben und mehr als 100 Überſetzungen. Die Eloges von la Harpe und d'Alembert auf Fenelon enthalten manches intereſſante Detail. Im Jahr 1819 wurde ihm, durch öffentliche Unterzeichnung von der Nation, zu Cambray ein Denkmal errichtet.

Feodoſia, ſ. Caffa.

Ferdinand, römiſch-deutſche Kaiſer. Hierher gehört 1. **Ferdinand I.**, Carls V. Bruder, dem er auch als deutſcher Kaiſer 1558 folgte, nachdem er ſchon vorher, 1531, zum römiſchen König erwählt worden, und ſeit 1526 König von Ungarn und Böhmen war. Schon im folgenden Jahre (1559) hielt er einen Reichstag zu Augsburg,

auf welchem Deutſchland eine allgemeine Münzordnung erhielt, die aber nicht immer allgemein beobachtet worden iſt, u. wo von den Proteſtanten mehrere Religionsbeſchwerden vorgetragen wurden. Ferdinand war ſehr tolerant und wirkte auf dem tridentiniſchen Concilium, das 1562 wieder eröffnet worden war, ſeinen Unterthanen mehrere religiöſe Freiheiten aus, weshalb er auch bei ihnen ſehr beliebt war. Auch erhielt unter ihm der Reichshofrath durch eine Reichshofrathsordnung ſeine beſtimmte Organiſation. Doch er beſtieg ſchon zu bejahrt den deutſchen Thron, um ſo viel Gutes, als er gekonnt, für Deutſchland auszuführen. Er ſtarb 1564. 2 Ferdinand II., dem Matthias, welchem er als deutſcher Kaiſer folgte, ſchon früher (1617) die Succeſſion in ſeinen geſammten Staaten zugeſichert hatte, beſtieg zu einer Zeit den Kaiſerthron, wo der dreißigjährige Krieg (ſ. d. Art.) im Ausbruche und das öſterreichiſche Haus in großer Gefahr war. Er war ein finſtrer verſchloſſener Mann, von den Jeſuiten zu Ingolſtadt erzogen, und in religiöſer Hinſicht ſeinen Vorfahren Ferdinand I., Maximilian, ja ſelbſt Rudolph und Matthias ſehr unähnlich. Gegen jede von dem tridentiniſchen Lehrbegriffe abweichende Meinung erglühte ſein wilder Eifer, der hartnäckig ſeiner beſchränkten und einſeitigen Religionsanſicht folgte. Der Rückzug der Böhmen, die ſchon unter Thurns Anführung vor Wien ſtanden, gewann ihm Zeit, ſeine Kaiſerwahl trotz aller Proteſtationen der Union und der Böhmen (1619) durchzuſetzen. Die Unterſtützung der Ligue und des Churfürſten von Sachſen, Johann Georg I., der auf ſeine Seite trat, befeſtigte ihn auf dem Thron von Böhmen; deſto härter und willkürlicher verfuhr er nun in dieſem Lande gegen die Proteſtanten; überall mußte ihr Blut fließen, die proteſtantiſchen Lehrer wurden vertrieben, und viele tauſend fleißige Böhmen wanderten damals ins Ausland; die Jeſuiten aber rufte er zurück und zerſchnitt mit eigner Hand den Majeſtätsbrief. Seine Gegner, vorzüglich Friedrich V., erklärte er in die Reichsacht, und die Churwürde der Pfalz, trotz des Widerſpruchs von Churſachſen, übertrug er 1622 dem Herzoge von Baiern, der ihm Beiſtand geleiſtet. Durch Tilly und Wallenſtein wurde er auch Sieger über Chriſtian IV., König von Dänemark, Chriſtian von Braunſchweig und den Grafen von Mannsfeld; die beiden Herzoge von Meklenburg, welche an dem däniſchen Kriege Theil genommen, that er in die Acht, und belehnte Wallenſtein mit Meklenburg; auch wollte er ſich der Handelsherrſchaft auf der Oſtſee bemächtigen, aber dieſes Project ſcheiterte bei der Belagerung von Stralſund an der thätigen Unterſtützung dieſer Feſtung durch die Hanſeſtädte. Nun trat er mit dem Reſtitutionsedicte hervor (1629), nach welchem alle gegen den geiſtlichen Vorbehalt von den Proteſtanten ſäculariſirte, unmittelbare Stifter wieder mit catholiſchen Biſchöfen und Prälaten beſetzt, die Reformirten vom Religionsfrieden ausgeſchloſſen und die proteſtantiſchen Unterthanen catholiſcher Fürſten zum Catholicismus zurückgeführt werden ſollten; ein Edict, welches mit Gewalt der Waffen ſchon zu Augsburg, Ulm, Kaufbeuren und Regensburg vollzogen wurde. Aber die Entlaſſung Wallenſteins, welche die Reichsſtände vereinigt verlangten, und die Gegenwirkung Richelieu's, der alle politiſchen Triebräder in Bewegung ſetzte, um Frankreich einen mächtigen Einfluß in Europa zu verſchaffen, dem nur von ſeinem Eigenſinn und fremden Rathſchlägen geleiteten Ferdinand die Frucht ſeiner Bemühungen zu entreißen und die faſt überwiegende Macht des Hauſes Öſterreich zu beſchränken, end-

lich Guſtav Adolphs Macht von Frankreich unterſtützt, und das ſpätere Anſchließen der Proteſtanten an denſelben, ſeit ſie ſich durch die Belagerung Magdeburgs, wodurch das Religionsedict vollſtreckt werden ſollte, in der Hoffnung eines Vergleichs getäuſcht ſahen, hinderten Ferdinand an der Ausführung ſeiner finſtern Plane. Er hoffte jedoch, ungeachtet mancher früheren Niederlagen, durch die von ſeinem Sohne, dem Erzherzog Ferdinand, über Bernhard von Weimar bei Nördlingen gewonnene Schlacht, nach welcher Sachſen einen Particularfrieden zu Prag 1635 ſchloß, bedeutende Vortheile über die Proteſtanten zu gewinnen. Doch der Überfall des Churfürſten von Trier, welcher franzöſiſchen Schutz geſucht und franzöſiſche Truppen in ſeine Feſtungen genommen hatte, und nun auf Ferdinands und Philipps IV. Befehl als Gefangener von ſpaniſchen Truppen von Luxemburg aus, nach Niedermetzelung der franzöſiſchen Garniſon, hinweggeführt wurde, gab Frankreich Vorwand zum unmittelbaren Kriege gegen Öſterreich und Spanien. Schweden konnte nun kräftiger wirken; Banner ſchlug das kaiſerlich-ſächſiſche Heer bei Wittſtock 1636, verdrängte ſie aus Heſſen, und Ferdinand ſtarb 1637, 15. Februar, ohne daß er ſeine Abſicht, die Vernichtung des Proteſtantismus und der politiſchen Freiheit in Deutſchland, erreicht hatte. Einige ſchreiben ihm nur Bigotterie zu. Blutig ging die Sonne ſeiner Regierung unter, wie ſie aufgegangen war. 3. Sein Sohn **Ferdinand III.**, deſſen ſchon vorhin als Sieger von Nördlingen gedacht worden iſt, und deſſen römiſche Königswahl Ferdinand II. noch kurz vor ſeinem Tode auf dem zu Hamburg des Friedens wegen gehaltenen Congreſſe dadurch zu Stande brachte, daß er ſich zum Frieden bereitwillig zeigte, folgte ſeinem Vater als Kaiſer. Unter ſeiner Regierung wurde der dreißigjährige Krieg geendigt. **Banner**, der ſchnell aus Sachſen nach Pommern, und von da zurück nach Böhmen drang, dann in **Regensburg** den Reichstag 1641 in Schrecken ſetzte, den Ferdinand, zum Frieden geneigter als ſein Vater, veranſtaltet hatte, und Herzog **Bernhard von Weimar** hatten die Kaiſerlichen mehrmals geſchlagen; der letztere bei Rheinfelden und Breiſach (1638). Der erwähnte Reichstag erlangte die gewünſchte Abſicht nicht. Ferdinand, der ſich nicht ſo ſclaviſch als ſein Vater von dem Intereſſe Spaniens und dem Einfluſſe der Jeſuiten leiten ließ, zeigte auf demſelben viel Muth, konnte aber dennoch weniger durchſetzen, als er wünſchte, wozu die damals verbreitete Schrift des ſogenannten Hippolytus a lapide viel beitrug, deren Tendenz war, die Stände gegen den Kaiſer zu erbittern; der erſte mächtige Einfluß, welchen der große Churfürſt von Brandenburg damals äußerte. Doch war man darüber einig, die Unterhandlungen eifrig fortzuſetzen; auch bewilligte der Kaiſer mehreren Reichsſtänden, welche ſchwediſche Partei genommen hatten, Amneſtie. Aus dieſen fortgeſetzten Unterhandlungen kamen die hamburger Präliminarien (1641) zu Stande, daß ein allgemeiner Friedenscongreß zu Münſter und Osnabrück gehalten werden ſollte. Doch dauerte es noch einige Zeit, bis dieſer Congreß ſeinen Anfang nahm; auch wurde der Krieg unterdeſſen unaufgehalten fortgeſetzt, weil kein Waffenſtillſtand feſtgeſetzt war. Torſtenſohn, der das Commando an des verſtorbenen Banners Stelle übernommen hatte, drang nach Mähren vor, von da ging er aber zurück nach Sachſen, ſchlug bei Leipzig den Erzherzog Leopold Wilhelm, und drang zum zweiten Mal nach Mähren vor. Gegen die Franzoſen waren die Kaiſerlichen glücklich, auch ſah ſich Torſtenſohn wegen der Erſchöpfung

der Länder, in denen er ſtand, genöthigt, einen andern Tummelplatz zu ſuchen; er zog daher nach Dänemark, ſchlug ſelbſt auf dieſem Rückzuge den kaiſerlichen General Gallas, worauf er, als er ſich wieder erholt hatte, Mähren abermals überſchwemmte und bis in die Nähe von Wien vordrang. Sein Nachfolger im Commando, Wrangel, verband ſich mit Turenne. Sie drangen beide durch Schwaben nach Baiern vor (1646), um den Churfürſten Maximilian von Öſterreich zu trennen. Dies geſchah 1647 in dem Waffenſtillſtande zu Ulm. Sie mußten ſich zwar wieder zurückziehen, kamen aber 1648 wieder, und beſtraften das abgefallene Baiern. Die Schweden wollten ſich eben der Hauptſtadt Böhmens bemächtigen, als der Friede zu Stande kam. (S. weſtphäliſcher Friede.) Bald nach dieſem Frieden bewirkte Ferdinand die römiſche Königswahl ſeines Sohnes Ferdinand IV., der aber ein Jahr darauf ſtarb. Auf dem Reichstage von 1653 bis 54 wurden noch wichtige Veränderungen in der Juſtizverfaſſung durchgeſetzt. Ferdinand, der ſeine Feindſeligkeit gegen Schweden nicht vergeſſen konnte, ſchloß kurz vor ſeinem Tode (1657) noch ein Bündniß mit Polen gegen Schweden.

Ferdinand V., König von Aragonien, wegen der Vertreibung der Mauren der Catholiſche genannt, war der Sohn Königs Johann II. von Aragonien, und wurde im Jahr 1453 geboren. Durch ſeine Vermählung mit der Königin Iſabelle von Caſtilien legte er den Grund zur Vereinigung aller einzelnen ſpaniſchen Königreiche, welche 42 Jahre ſpäter völlig zu Stande kam. Ferdinand und Iſabelle lebten mit einander, bemerkt ein Geſchichtſchreiber ſehr richtig, nicht wie zwei Gatten, deren gemeinſames Eigenthum unter den Befehlen des Mannes ſteht, ſondern wie zwei ihres gemeinſamen Intereſſes willen eng mit einander verbundene Monarchen. Iſabelle verſtattete ihrem Gemahl keinen weitern Antheil an der Regierung Caſtiliens, als ſeinen Namen den Verordnungen zu unterzeichnen und ſein Wappen dem ihrigen beizufügen. Beide vereint bildeten eine Macht, wie ſie Spanien zuvor noch nicht geſehen hatte. Sie unterwarfen ſich mittelſt derſelben, nach einem langen und blutigen Kampfe, Granada, das einzige Reich, welches den Mauren in ganz Spanien noch übrig geblieben war; aber den höchſten Glanz gewann ihre Regierung durch die Entdeckung Amerika's, wozu Ferdinand die Schiffe ausgerüſtet hatte, und die ihn zum Souverän einer neuen Welt machte. (S. Columbus.) Nicht zufrieden, ſeine Macht in Spanien durch die Eroberung Navarra's noch weiter auszubreiten und in einem neuen Welttheile weitläufige und reichbegabte Länder zu erwerben, ſandte er ſeinen Feldherrn, Gonſalvo von Cordova, nach Italien, und bemächtigte ſich auch des Königreichs Neapel, ohne weder für dieſe Eroberung noch für die Beſitznahme von Navarra einen rechtmäßigen Grund anführen zu können. Daher kam es denn, daß Ferdinand, der in Spanien der Weiſe und Kluge, und in Italien der Gottesfürchtige hieß, in Frankreich und England nur der Herrſchſüchtige und Treuloſe genannt wurde. Dieſe Flecken verdunkelten ſeine unläugbar großen Eigenſchaften, die ihn zum erſten Monarchen ſeines Jahrhunderts machten. Er ſchien nur einen Gegenſtand im Auge zu haben, die Vergrößerung und Befeſtigung ſeiner Macht; aber dieſes unverwandte Beſtreben und der ihm eigne Fanatismus verleiteten ihn zu großen Mißgriffen. Er wollte ſeine Macht ſelbſt über das Gewiſſen ſeiner Unterthanen erſtrecken, und ſchuf das furchtbare

Tribunal der Inquiſition, ohne einzuſehen, daß er dadurch der Geiſtlichkeit eine Gewalt einräumte, die ſie bald auch über den Monarchen ſelbſt ausüben würde. Eine eben ſo falſche Maßregel war die gewaltſame Vertreibung der Juden, die durch ihre Gegenwart ſeinem Reiche eben ſo nützlich werden konnten, wenn er ſie durch ſanfte und weiſe Geſetze zu arbeitſamen Bürgern zu bilden ſuchte, als ihre grauſame Verfolgung und Verbannung dem Lande tiefe Wunden ſchlug. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin Iſabelle im J. 1504 vermählte ſich Ferdinand aufs neue mit Germaine de Foix, und ſtarb im J. 1516 an der Waſſerſucht, die durch einen Trank verurſacht worden ſein ſoll, den ihm ſeine zweite Gemahlin eingab, um ihn der Zeugung fähig zu machen.

Ferdinand I. (vorher IV.), König beider Sicilien (von Bourbon, Infant von Spanien), dritter Sohn Carls III. von Spanien und der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, geb. den 12. Jan. 1751. Er war noch minderjährig, als ihm ſein Vater, der das Königreich Spanien erbte (1759), den Thron von Neapel überließ. Er ward inveſtirt zu Rom den 3. Febr. 1760, und übernahm die Regierung ſelbſt 12. Jan. 1767. Seine und ſeines ältern Bruders (Carls IV. K. von Spanien) Erziehung hatte der Prinz von Santo Nicandro geleitet, ein rechtſchaffener Mann, aber von beſchränkter Einſicht, daher auch Ferdinand, obwohl nicht ohne glückliche Anlagen, ſehr unwiſſend blieb, u. ſich ſpäterhin vergnügenden Zerſtreuungen (Jagd, Fiſchfang u. ſ. w.) ganz überließ. (Vergl. Duclos: Voyage d'Italie). Als Kind äußerte Ferdinand viel Liebe für das Volk; auf ſeinen Spaziergängen verweilte er oft mitten unter Knaben ſeines Alters, plauderte mit ihnen, gab ihnen Geld, und lud ſie ein, ihn zu beſuchen. An Feſttagen ergötzten ihn die Spiele einiger Kinder der Lazzaroni, und er ließ ſeine lieben Cameraden, wie er ſie nannte, gut bewirthen. Ein ſolcher Knabe gewann ſogar ſeine Freundſchaft, und er ſorgte für deſſen Glück. So ward Ferdinand der Liebling des Volks. Als Carl III. den Thron von Spanien beſtieg, ernannte er zu Neapel einen Regentſchaftsrath, unter dem Vorſitz des berühmten Marquis Tanucci, ehemals Prof. der Rechte zu Piſa. Im J. 1768 vermählte ſich Ferdinand mit Marie Caroline, Tochter der Kaiſerin Maria Thereſia (ſt. zu Hetzendorf bei Wien 8. Sept. 1814), aus welcher Ehe noch 4 Kinder leben. Dieſe geiſtvolle und liebenswürdige Fürſtin erlangte bald auf Ferdinand einen entſchiedenen Einfluß. An der Spitze der Verwaltung ſtand damals noch der erſte Miniſter Tanucci. Dieſer ſchaffte 1769 den Lehntribut des weißen Zelters, den der Papſt bisher jährlich erhalten hatte, ab, verlor aber die Gnade Carls III. v. Spanien, und nahm 1777 ſeinen Abſchied. An ſeine Stelle trat der Marquis de la Sambuca. Jetzt widmete der König, von ſeiner Gemahlin dazu aufgefordert, ſeine Zeit öfter den Regierungsgeſchäften, und zeigte viel Gerechtigkeitsſinn; doch that er nichts ohne den Rath der Königin. La Sambuca ſuchte daher den König durch eine ſchöne Engländerin, die in Neapel mit einem Franzoſen (Goudar) verheirathet war, von ſeiner Gemahlin abzuziehen; allein die Königin bemerkte dies, und H. und Mad. Goudar wurden aus Neapel verbannt. Seitdem ſtieg die Macht der Königin, und La Sambuca, der von ihr in einem aufgefangenen Briefe dem Madrider Cabinet eine ungünſtige Schilderung gemacht hatte, mußte ſich 1784 in ſeine Vaterſtadt Palermo zurückziehen. Nun wurde der Ritter Acton ſein Nachfolger. Dieſer folgte ganz dem Willen der Kö-

nigin, und das Cabinet von Madrid verlor allen Einfluß auf das von Neapel, welches ſich mehr an Öſterreich und England anſchloß. Doch bald zog die franz Revolution Neapel in ihre Wirbel hinein. Als nämlich auf das Verlangen der franz. Regierung, alle Verbindung mit England abzubrechen, der Hof von Neapel ſchwankte, erſchien La Touche mit einer franz. Escadre vor der Hauptſtadt, und nöthigte den Miniſter Acton, die vorgeſchriebenen Bedingungen anzunehmen. Allein nach Ludwigs XVI. Tode trat Neapel zu der Coalition gegen Frankreich, und Ferdinand nahm von 1793—1796 an dem allgemeinen Kriege wider daſſelbe Theil. Nach zwei Friedensjahren machte ihn Nelſons Sieg bei Abukir abermals zu einem Feinde Frankreichs, welches aber nach den Niederlagen der Neapolitaner unter Mack ſich des ganzen Königreichs bemächtigte (23. Jan. 1799), und die parthenopeiſche Republik proclamirte. Der Hof, nebſt Acton und der Lady Hamilton, der Freundin der Königin, hatte ſich bereits den 24. Dec. 1798 von Neapel nach Palermo geflüchtet. Doch ſchon den 21. Juni 1799 fiel die Hauptſtadt wieder in die Gewalt der Royaliſten-Armee, die der Card. Ruffo anführte. Der König ſetzte nun eine Staatsjunta nieder, welche bis zum Dec. deſſelben J. eine Menge Anhänger der Republik hinrichten ließ. Erſt im Jan. 1800 kehrte der Hof von Palermo nach Neapel zurück, und Spanien ſchloß mit dem erſten Conſul einen Vertrag, durch welchen die Integrität des Königreichs beider Sicilien geſichert wurde. Deſſen ungeachtet mußte Ferdinand in dem Frieden mit Frankreich (Florenz, 28. März 1801) den Stato degli Preſidj u. ſ. w. abtreten und franzöſiſche Truppen in ſeinem Königreiche aufnehmen; auch in dem Neutralitätsvertrage von 1805 verſprechen, den Truppen der kriegführenden Mächte keine Landung zu geſtatten. Als nun gleichwohl im Nov. 1805 eine ruſſiſch-engliſche Flotte vor Neapel erſchienen war und 12,000 Mann Ruſſen gelandet hatte, ſo ließ Napoleon, der in dieſem Schritte eine treulose Theilnahme Neapels an den Feindſeligkeiten gegen Frankreich erblickte, das Land von ſeinen Heeren beſetzen, und nöthigte 1806 die königliche Familie, nach Sicilien überzuſchiffen. Hier wußte ſich Ferdinand mit Hülfe der Engländer zu behaupten, zog ſich jedoch, da ſeine Gemahlin mit den Engländern entzweit war, 1809 auf einige Zeit von allen Geſchäften zurück, indem er proviſoriſch reſignirte und ſeinem Sohne Franz die Regierung übergab. Die Königin Caroline aber mußte im Dec. 1811 Sicilien verlaſſen, und ging über Conſtantinopel nach Wien. Hierauf bewogen die Engländer den König Ferdinand im Jahr 1812, die Regierung wieder zu übernehmen. Endlich hat der Wiener Congreß Ferdinand IV. in allen ſeinen Rechten als König beider Sicilien anerkannt (1814). Die königl. Familie iſt ſeitdem wieder nach Neapel gegangen, wo ſie am 17. Jun. 1815 einzog. Hierauf vereinigte Ferdinand den 8. Dec. 1816 ſeine ſämmtl. Staaten dieſſeits und jenſeits der Meerenge in ein Königreich beider Sicilien, und nannte ſich Ferdinand I. Den 27. Nov. 1814 vermählte er ſich mit der verwittweten Prinzeſſin von Partana, nunmehr, ſeit 1815, Herzogin von Florida. Im J. 1801 ſtiftete er den Ferdinand-Verdienſtorden. Der Erbprinz Franz (geb. 10. Aug. 1777), in zweiter Ehe vermählt 1802 mit Iſabella, Carls IV. von Spanien Tochter, reſidirt ſeit dem Jul. 1816 zu Palermo als Statthalter von Sicilien, und erhielt den 4. Jan. 1817 den Titel: Herzog von Calabrien. Ferdinands I. zweiter Sohn Leopold, Fürſt von Salerno (geb. den 1. Jul. 1790), vermählt

1816 mit Clementine, Franz I., Kaiſers von Öſterreich, Tochter, iſt ſeit 1815 Generaliſſimus der neapolitaniſchen Armee und Präſident des Kriegsraths. Im J. 1818, 16. Febr., ſchloß Ferdinand I. ein Concordat mit dem Papſte, wodurch die langen Mißhelligkeiten zwiſchen Neapel und Rom endlich ausgeglichen wurden. Über den perſönlichen Charakter dieſes Königs urtheilen ſelbſt parteiiſche Schriftſteller, wie Gorani und A., günſtig. Das Wohl ſeines Volks liegt ihm wahrhaft am Herzen. Die Nachricht von dem Erdbeben zu Meſſina und Calabrien, im J. 1783, erſchütterte ihn ſo, daß er vor Schmerz faſt wahnſinnig wurde. Mit dem größten Eifer traf er alle möglichen Anſtalten, um den Unglücklichen beizuſtehen. Auch hat er mehrere Wohlthätigkeitsanſtalten geſtiftet; dahin gehört die bekannte Colonie von St. Leucio, deren Beſchreibung er ſelbſt bekannt machte. Abbé Clemaron hat ſie ins Franz. überſetzt: „Origine de la population de S. Leucio, et ses progrès avec les lois pour sa bonne police, par Ferdinand IV. Ferdinand legte ſie zu ſeiner Erholung im Jahr 1773 an, und ſorgte auch für die Erziehung der Kinder der daſelbſt angeſiedelten Familien. Nach dem Abzuge der öſterreichiſchen Truppen, blieb der öſterr. General Nugent als General Capitán an der Spitze der Armee; er hob die franz. Einrichtung derſelben auf, wodurch er ſich verhaßt machte. Die Miniſter ſuchten die innere Sicherheit wieder herzuſtellen und die Armen durch öffentliche Arbeiten zu beſchäftigen, wozu 18 Mill. Fr. angewieſen ſind, während am Hofe ſelbſt eine ſtrenge Sparſamkeit eingeführt iſt. Ferdinands Miniſter Medicis iſt die Seele der Staatsverwaltung. In dem Frieden mit Algier, der unter Englands Vermittelung im J. 1816 abgeſchloſſen wurde, hat der König Ferdinand in die Fortdauer eines jährl. Tributs von 25,000 Piaſter eingewilligt, welcher auch im J. 1818 entrichtet worden iſt. (Vergl. d. Art. Neapel, Sicilien, Acton, Buonaparte Joſeph und Murat.)

Ferdinand VII., König von Spanien und beiden Indien, geb. 14. Oct. 1784, Prinz von Aſturien ſeit dem 13. Dec. 1788, nach dem 19. Mai 1808 ſechs Wochen lang König von Spanien; darauf unter franz. Staatsaufſicht zu Valençay in Frankreich bis 1814 (Vergl. d. Art. Spanien ſeit 1808). Sein Vater, König Carl IV., und ſeine Mutter, Marie Luiſe von Parma, ernannten den Herzog von San Carlos zu ſeinem Erzieher, und in der Folge den Grafen von Alvarez, einen ausgezeichnet rechtſchaffenen Mann, zu ſeinem Gouverneur. Der Prinz zeigte Anlagen, und machte Fortſchritte in der Mathematik. Da er gegen den Günſtling Alcudia eine große Abneigung verrieth, ſo entfernte dieſer von ihm den Grafen von Alvarez, den Ferdinand ſehr lieb gewonnen hatte, unter dem Vorwande, daß er durch ſeine ſtrengen Grundſätze dem Charakter des Prinzen eine ſchiefe Richtung gebe. Man wollte ihm Vergnügen an der Jagd beibringen; allein der Prinz liebte dieſe Zerſtreuung nicht. Im Oct. 1802 ward er zu Barcellona mit Antoinette Thereſie, K. Ferdinands IV. von beiden Sicilien Tochter, vermählt. Dieſe Prinzeſſin war liebenswürdig, geiſtvoll und gut erzogen. Jedermann beeiferte ſich, ihr zu gefallen, und der Prinz von Aſturien liebte ſie zärtlich. Da man über ſie die Königin vernachläſſigte, ſo entſtand Eiferſucht. Der König und die Königin liebten die Schwiegertochter nicht. Weil ſie dem Günſtling, der vergebens ihre Gunſt geſucht hatte, keine Ergebenheit bewies, ſo beſchuldigte man ſie, daß ſie einen zu großen Einfluß auf den Prinzen, ihren Gemahl, aus-

übe, und ihm ihren Haß gegen die Franzoſen mittheile. Von Kummer und Verdruß über erlittene Kränkungen, beſonders von Seiten der Königin, verzehrt, ſtarb die Prinzeſſin den 21. Mai 1806, 22 Jahre alt, ohne Kinder. Godoy dachte jetzt daran, den Prinzen mit einer Verwandtin des franz. Kaiſers aus der Familie Beauharnois zu vermählen; allein Ferdinand widerſetzte ſich einer ſolchen Verbindung. Er gab vielmehr dem ſtolzen Günſtlinge bei mehrern Gelegenheiten ſeine Verachtung zu erkennen. Mehrere Große ſuchten daher das Vertrauen des Prinzen, mehr in der Abſicht, durch ihn ihren Haß gegen den Friedensfürſten Godoy zu befriedigen, als eine beſſere Ordnung der Dinge in Spanien herzuſtellen. An der Spitze dieſer Partei ſtand der Herzog von Infantado. Um den Prinzen für ſeine Abſichten zu gewinnen, wählte der Herzog den Canonicus Don Juan Escoiquiz, ehemaligen Lehrer desſelben, einen Mann von Welt, Intrigue und nicht ohne politiſche Tendenz, der mit Hülfe Englands auf Spaniens politiſche Wiedergeburt wirken zu können glaubte. Da auch er den Friedensfürſten haßte, war er leicht in den Verein gezogen, zu welchem noch der Marquis von Ayerbe, des Prinzen Kammerherr, und die Grafen Orgoy und Bornas gehörten. Man ſtellte Ferdinand vor, daß Godoy nach des Königs Tode ihn wohl gar vom Throne verdrängen könne, da der Prinz in völlige Paſſivität verſetzt, von ſeinem Vater verkannt und von der Königin gehaßt ſei. Schon 1806 wurde der Prinz ſo weit gewonnen, daß er dem Herzog von Infantado für den Sterbefall Carls IV. den Oberbefehl über die Truppen in Neu-Caſtilien übertrug. Zugleich ſchrieb der Prinz mit eigner Hand ein Memoire, worin der Friedensfürſt geheimer Verbrechen beſchuldigt, ſein Übermuth und ſeine Habſucht mit den grellſten Farben geſchildert u. der König gebeten wurde, dieſen Günſtling und ſeine Anhänger zum Wohle des Throns und der Nation zu entfernen. Dieſe Denkſchrift ſollte dem Könige überreicht werden. Man ging noch weiter. Als im J. 1807 eine franzöſiſche Armee, um Portugal zu beſetzen, in Spanien einrückte, zog man den franz. Geſandten zu Madrid, Beauharnois, ins Intereſſe, und auf den Rath desſelben ſchrieb Ferdinand an Napoleon, und gab demſelben den Wunſch zu erkennen, ſich mit einer franz. Prinzeſſin (einer Tochter Lucians) zu vermählen. Dieſer Schritt blieb dem Friedensfürſten nicht verborgen; ſeine Nachforſchungen brachten ihn auf die nähere Spur; er wußte ſich der Papiere des Prinzen zu bemächtigen, und mit ihnen lag der Plan desſelben gegen ihn klar vor Augen. Er eilte zur Königin, und beide ſuchten den König zu überzeugen, daß ſein Sohn ihm nach Leben und Krone trachte. Ferdinand und ſeine ganze Dienerſchaft wurden im Escurial arretirt; das Verhör desſelben fand in der Nacht vom 28. — 29. Oct. in den Zimmern des Königs, in Gegenwart der Miniſter und der Präſidenten des Conſeils Statt. Eine vom Friedensfürſten eigenhändig geſchriebene, an den Rath von Caſtilien gerichtete königl. Kundmachung vom 30. Oct. 1807 erklärte den Prinzen und deſſen Diener für Verräther. Allein die öffentliche Stimme klagte den Friedensfürſten als den Urheber der ganzen Sache an. Dieſer wollte daher den Vermittler ſpielen, und der Prinz unterzeichnete in ſeinem Arreſt einen Brief, worin er ſeinen königl. Vater um Verzeihung bat. Dieſer verzieh, aber gegen die Mitſchuldigen ging die Unterſuchung fort, in deren Folge der Herzog von Infantado und der Canonicus Escoiquiz exilirt wurden. Doch die Beſorgniſſe des Friedensfürſten waren da

durch nicht beruhigt. Die Unthätigkeit des franz. Hofes bei dieſen Vorfällen und die laut werdende Stimme des Volks ſchienen ihm eine ungünſtige Vorbedeutung. So wurde durch die verſchiedenen Hofparteien und durch die Erbitterung des Volks die Revolution von Aranjuez herbeigeführt, die am 19. März 1808 ausbrach. Am 18. Abends hatte der Prinz zu einem Gefreiten der Garde geſagt: „Dieſe Nacht zähle ich auf Euch!“ Da fiel dieſe in der Nacht über die Garden des Friedensfürſten her, das Volk vereinigte ſich mit ihr, die Wohnung des Günſtlings wurde geſtürmt, er ſelbſt rettete ſich, mit Wunden bedeckt, auf einen Boden, wo er ſich unter Stroh verbarg. Seine Entſetzung u. Unterwerfung unter ein Criminalgericht, die Carl IV. am andern Morgen verhängte, konnte das Volk jetzt nicht mehr beruhigen. Der König entſagte daher an demſelben Tage ſeiner Krone, und ſetzte ſie auf das Haupt des Prinzen, der den Namen Ferdinand VII. annahm und von dem Volke als Retter des Vaterlandes begrüßt wurde. Der Herzog von Infantado ward Commandant der ſpaniſchen Garden und Präſident des Raths von Caſtilien. Gegen Godoy war der Prozeß inſtruirt. Allein während der durch den Jubel des Volks berauſchte Ferdinand ſeines Triumphes genoß, ſchrieb der alte König durch Murat an Napoleon, erklärte ſeine Thronentſagung für erzwungen, ſeinen Sohn für einen Kronräuber, und forderte den franz. Kaiſer zum Schiedsrichter in dieſer Sache auf. Dies geſchah unter dem Schutze einer franz. Armee, die unter dem damaligen Großherzoge von Berg am 23. März in Madrid eingerückt war. Am folgenden Tage zog Ferdinand VII. als König in Madrid ein. Er hatte Napoleon ſeine Thronbeſteigung bekannt gemacht und um eine Prinzeſſin angehalten; zugleich aber durch die Bekanntmachung der Actenſtücke über die Begebenheiten im Escurial ſich von der Beſchuldigung ſeines Vaters zu reinigen geſucht. Napoleon hatte indeß beſchloſſen, die Schwächen des alten Königs zu benutzen; er meldete daher dem Prinzen Ferdinand, daß er ſich auf der Reiſe nach Spanien befinde, und lud ihn durch Savary ein, ihm auf halbem Wege entgegen zu kommen, um mündlich dieſe Angelegenheiten zu ordnen. Auf dieſen Brief reiſete Ferdinand in Begleitung des Herzogs von Infantado, des Staatsſecretairs Cevallos, des Canonicus Escoiquiz und Anderer, am 10. April wirklich ab. In allen Städten auf ſeiner Reiſe umringte das Volk ſeinen Wagen und bat ihn, das Reich nicht zu verlaſſen. Doch Savary und ſeine Vertrauten überredeten ihn zur Fortſetzung der Reiſe. Nahe an der Gränze erhielt er ein Schreiben Napoleons aus Bayonne vom 16. April, worin dieſer ihm erklärte: daß er ihn nur dann als König von Spanien anerkennen werde, wenn ſeines Vaters Abdankung freiwillig geſchehen und nicht durch die Begebenheiten in Aranjuez erzwungen worden ſey. Auf Savary's Betheurung, daß der Kaiſer ihn beſtimmt als König anerkennen werde, ſetzte Ferdinand ſeine Reiſe fort, und kam am 20. April zu Bayonne an, wo zehn Tage ſpäter auch der gekränkte Vater und die erbitterte Königin nebſt dem Friedensfürſten eintrafen. Napoleon empfing die altkönigliche Familie mit vieler Theilnahme. Ferdinands Bemühungen, ſich mit ſeinem Vater zu verſöhnen, blieben fruchtlos. Seine bedingte Entſagung auf die Krone, vom 1. Mai, ward verworfen, und nach einer perſönlichen Vernehmung am 5. Mai mußte er, als Rebell mit dem Tode bedroht (Buonaparte ſelbſt ſagte damals zu ihm: Il faut opter entre la cession ou la mort), der Krone Spa-

niens den 6. entſagen, und folgte, nachdem Carl IV. alle ſeine Rechte an Spaniens Thron feierlich auf Napoleon übertragen hatte, ſeinen Ältern nach Bordeaux, wo er mit ſeinen Brüdern am 12. Mai der väterlichen Entſagungsacte beitrat *. Dagegen erhielt er als Apanage a. eine jährliche Rente von 400,000 Fr. für ſich und ſeine Nachkommen aus dem Kronſchatze von Frankreich, b. die Paläſte, Parks und Pächtereien von Navarra bis zum Belauf von 50,000 Morgen, ſchuldenfrei als völliges Eigenthum für ſich und ſeine Erben, und c. noch eine jährliche Rente von 600,000 Fr., ebenfalls auf den Schatz von Frankreich angewieſen. Er bezog hierauf mit ſeinem Bruder D. Carlos, ſeinem Oheim D. Antonio, dem Canonicus Escoiquiz, dem Herzog von San Carlos und dem Secretär Macanaz das Schloß Valençay, wo er ſo ſtreng bewacht wurde, daß der Plan des engliſchen Miniſteriums im J. 1810, ihn von dort zu entführen, fehlſchlug. Daſſelbe hatte einen gewiſſen Baron Kolly an ihn abgeſchickt, welcher aber verhaftet wurde. Ein Spion mußte deſſen Rolle ſpielen; doch der Prinz ging nicht in die Falle. Um ſich den Schein zu geben, als verabſcheue er ſelbſt das beabſichtigte Unternehmen, machte er (freilich zu einer Zeit, wo alles ſchon entdeckt war) eine Anzeige davon, und erniedrigte ſich ſo ſehr, nicht nur Napoleon ſeiner unbegrenzten Ergebenheit zu verſichern, ſondern auch den Wunſch auszudrücken, von ihm adoptirt zu werden. In den Bedrängniſſen, in denen ſich Napoleon am Ende des J. 1813 befand, bot er, um ſeinen Rücken zu ſichern, Ferdinand die Wiederherſtellung auf ſeinen Thron an, und dieſer willigte in den am 11. Dec. zu Valençay von dem Herzog von San Carlos u. dem Grafen La Forêt unterzeichneten Vertrag, der ihm den Beſitz ſeiner Reiche wieder zuſicherte. Durch ihn trennte der König ſein Intereſſe von der Sache Europa's, u. ſetzte dieſelbe in die größte Gefahr, indem er die Verlegenheit des gemeinſchaftlichen Feindes verminderte. Die Cortes verweigerten daher die Beſtätigung. Ferdinand blieb deshalb in Frankreich zurück, bis die Macht der Franzoſen in Spanien vernichtet war. Den 3. März 1814 verließ er Valençay; den 19. kam er in Perpignan an, den 23. in Figueras, wohin ihn der Marſchall Suchet begleitete, welcher am 24. an den Ufern der Fluvia von ihm Abſchied nahm. Am 14. Mai 1814 zog Ferdinand wieder in Madrid ein, und wurde mit den rührendſten Bezeugungen von Liebe und Treue von ſeinen Unterthanen empfangen. Allein von 69 Mitgliedern der Cortes ſelbſt hierzu veranlaßt, verwarf er den Eid auf die Conſtitution der Cortes von 1812, ſtieß dieſe um, weil ſie die monarchiſche Gewalt zu ſehr beſchränkte, und überließ ſich ganz dem Einfluſſe einer oligarchiſchen Partei des Hofadels und Clerus. Doch ertheilte er die feierliche Verſicherung, ſelbſt eine Conſtitutionsurkunde zu geben, wie ſie die Aufklärung von ganz Europa, und die allgemeinen Bedürfniſſe der ſpaniſchen Unterthanen auf beiden Halbkugeln der Erde nothwendig machen. Aber es wurde dieſe Verſicherung nicht nur nicht erfüllt, ſondern es erfolgten auch von dem Augenblicke des Regierungsantritts des Königs Schritte und Handlungen, welche das Erſtaunen und die

* Ferdinand hatte vor ſeiner Entſagung der von ihm in Madrid zurückgelaſſenen oberſten Regierungs-Junta das Recht ertheilt, die Cortes zu berufen, den Krieg an Frankreich zu erklären, und ihr überhaupt uneingeſchränkte Vollmachten gegeben.

Mißbilligung von Europa erregten. Es bildete ſich ein furchtbares Verfolgungsſyſtem gegen Alle, denen man liberale Ideen zutraute, und ſeine Schläge trafen viele von den verdienten Männern, deren patriotiſchem Sinne Ferdinand die Wiederherſtellung ſeines Thrones verdankte. Hinrichtungen, Arretirungen, Verbannungen und Vermögensconfiscationen hatten in allen Gegenden des Reichs Statt, und wurden oft durch unmittelbares königl. Erkenntniß verfügt. Das Decret vom 30. Mai 1814, welches alle Spanier, bis zum Capitain herab, die dem Kaiſer Napoleon oder dem König Joſeph den Eid der Treue geleiſtet und in ihren Dienſten geſtanden, proſcribirte, blieb bis zum März 1820 in Kraft. (S. d. Art. Farrill.) Die Preßfreiheit wurde aufgehoben u. die Cenſur in ihrem ganzen ehemaligen Umfange wieder hergeſtellt. Alle Mönchsorden erlangten ihre vorige Verfaſſung und ihre Güter. Sogar die Inquiſition trat in ihre alten Rechte ein. Die Geiſtlichkeit erhielt die ausgezeichnetſten Begünſtigungen. Der Jeſuitenorden wurde wieder hergeſtellt. Es erwies ſich in allen Acten der Regierung ein despotiſcher, mit Heftigkeit durchgreifender, überall auf Unterdrückung der Geiſtesfreiheit hinſtrebender Charakter. In fünf Jahren wechſelten 25 mal die erſten Staatsbeamten, z. B. Cevallos, der zweckmäßig reformirende Finanzminiſter Garay u. A. m. ihre Rollen; es erhuben ſich Bewegungen im Reiche (Mina, Porlier, Lacy, Vidal u. A. griffen zu den Waffen, ohne Erfolg); die Straßen waren unſicher; die Gewerbe lagen darnieder; die Caſſen des Staats befanden ſich in der tiefſten Erſchöpfung; die Colonien in Amerika beharrten in einer immer weiter greifenden Empörung; ſelbſt die auswärtigen Mächte ließen den König daran erinnern, was er der ſo herrlich bewährten Treue ſeines Volkes und dem Geiſte der Zeit ſchuldig ſei. Endlich zwang ihn im März 1820 die Armee, die Conſtitution von 1812 anzuerkennen. Siehe Bd. X. d. Anhang. — Ferdinand VII. vermählte ſich im J. 1816 mit der zweiten Tochter des Königs Johann VI. von Portugal, Maria Iſabella Franziska; und als dieſe den 26. Decbr. 1818 ſtarb, im Auguſt 1819 zum dritten Male mit der Prinzeſſin Joſephe von Sachſen (geb. den 6. Decbr. 1803, Tochter des Prinzen Maximilian). Er iſt der heil. Allianz und im Juni 1817 auch der Wiener Congreßacte beigetreten. Sein Cabinet iſt in geſpannten Verhältniſſen mit Portugal, und im Begriffe an die vereinigten Staaten die Floridas abzutreten. (Vergl. d. Art. Spanien, Weſtindien, Bourbon, Alcudia, Cevallos, Escoiquiz, Infantado und Carl IV.)

Ferdinand (Friedrich Chriſtian Ludwig), Prinz von Preußen, gewöhnlich Louis Ferdinand oder Prinz Louis genannt, ein Sohn des Prinzen Auguſt Ferdinand, ward geboren den 18. Nov. 1772, und blieb in der Affaire bei Saalfeld am 10. Oct. 1806. Dieſer Prinz iſt für Preußen höchſt merkwürdig, da der Krieg von 1806 und 1807 gegen Frankreich angeblich zum Theil ſein Werk und das unglückliche Beginnen deſſelben bei Saalfeld zum Theil ſeine Schuld war. Seiner lebendigen Kraft und ſeinem glänzenden Talent fehlte richtige Leitung und gehöriges Maaß. Als er im erſten Kriege Preußens gegen das revolutionirte Frankreich ſeine militäriſche Laufbahn eröffnete, als er da mit vielem Muthe focht, bei Mainz einen ſchwer verwundeten Öſterreicher auf ſeinen Schultern aus dem feindlichen Feuer trug: da erhob ſich die Hoffnung auf den jungen Helden.

Konnte der Prinz immer nur im Waffenrocke ſein und auf den Schlachtfeldern, ſo wäre er gewiß ein anderer Menſch geworden, als er war. Die Unthätigkeit, die dem bloß auf die Wachtparade beſchränkten Generallieutenant bei ſeinem natürlichen Feuer peinlich werden mußte, ward ihm nachtheilig, und ſo verfiel er in manche Ausſchweifung. Es waltete in ihm eine glühende Liebe zur Freiheit, die mit ſeinen Einſichten nicht im Gleichgewicht ſtand, und ihn durch kühnes Selbſtvertrauen über die Kraft des neuen Imperators von Frankreich und ſeiner Heere verblendete. Das Schwert wurde gezogen, und der Prinz ſuchte einen wichtigen Platz bei der Armee; lange blieb ſeine Beſtimmung unentſchieden: endlich übertrug ihm der Fürſt von Hohenlohe, trotz der Vorſtellungen des Oberſten Maſſenbach, das Commando ſeiner Avantgarde, und von dieſem Augenblicke an näherte ſich Louis Ferdinand mit ſtarken Schritten dem unabwendbaren Verhängniß, das ſeiner harrte. Als am 9. Oct. der General Tauenzien bei Schleiz zurückgeworfen worden, wendeten die Marſchälle Lannes und Augereau ſich gegen die Hohenlohiſche Avantgarde, welche, etwa 8000 Mann ſtark, bei Saalfeld ſtand. Die erſte Nachricht hiervon entflammte den Prinzen in ſo hohem Grade, daß er ſein ganzes militäriſches Verhältniß vergaß, und ſich mit dem Feinde zu meſſen beſchloß, ehe er noch dem Fürſten von Hohenlohe Nachricht davon gab. Sogleich traf er ſeine Dispoſition, und um 9 Uhr früh am 10. Oct. waren die Truppen engagirt. Als der Prinz die Überzeugung erhielt, daß er nicht im Stande ſei, dem faſt viermal ſtärkern Feinde zu widerſtehen, ordnete er mit aller Beſonnenheit den Rückzug an. Im Begriffe, perſönlich die Artillerie durch Saalfeld zurückzubringen, hielt er ſich bei der zerbrochenen Axe einer Kanone ſo lange auf, daß unterdeſſen eine ſtarke Colonne franzöſiſcher Cavallerie eingedrungen war und die preußiſche und ſächſiſche angreifen konnte. An der Spitze der Huſaren brach der Prinz auf ſie los; doch der Mangel an Einheit in dieſem Manoeuvre ließ es mißlingen; die Schwadronen wurden in Unordnung zurückgeworfen, der Prinz in das Handgemenge verwickelt und von feindlichen Huſaren umzingelt. Er lehnte mit Heftigkeit den dargebotenen Pardon ab, und fiel als das erſte Opfer eines Krieges, deſſen erſte Kanonenſchüſſe er ſeit Jahren kaum hatte erwarten können. In der Kirche von Saalfeld wurden ſeine Überreſte beigeſetzt. Seine beiden natürlichen Kinder, Louis und Blanche, wurden 1810 unter dem Namen von Wildenburg vom Könige von Preußen in den Adelſtand erhoben. Noch iſt zu bemerken, daß er großes Talent für die Muſik beſaß, und nicht nur einer der erſten Clavierſpieler, ſondern auch ein trefflicher Componiſt war. I.

Ferduſi (Iſhak Ben Sheriffſhah), der wichtigſte epiſche Dichter der Perſer, blühte um das Jahr Chriſti 1020. Er war zu Thus geboren, woſelbſt ſeine Ältern als Ackersleute lebten. Die alte Geſchichte Perſiens reizte ſeine Wißbegierde, und als er ſich mit ihr bekannt gemacht hatte, beſchloß er, ſie durch die Dichtkunſt zu verherrlichen. Einige Beſchwerden anzubringen, wanderte er nach Gasne, wo Sultan Mahmud ſeinen Hof hielt, welcher Dichter und Gelehrte um ſich verſammelte. Er trat in den Garten des kaiſerlichen Palaſtes, und fand in einer Laube den Dichter des Kaiſers, Anaſari, mit zweien ſeiner Schüler, welche ſich eben mit Verſemachen aus dem Stegreif unterhielten. Ferduſi näherte ſich ihnen, und miſchte ſich in

ihre Unterhaltung. Arſari erſtaunte, einen Fremdling in Bauernkleidern ſo geiſtreich ſich äußern zu hören, und ſetzte das Geſpräch mit ihm fort. Er erfuhr von ihm, in welcher Abſicht er gekommen ſei, und erzählte den Vorfall dem Kaiſer, welcher dem Ferduſi, nachdem er ihn genauer geprüft hatte, den ausdrücklichen Auftrag gab, die Thaten der alten Perſerkönige zu beſingen, und ihm für jeden Vers ein Goldſtück verhieß. Ferduſi widmete eine Reihe von Jahren dieſer Arbeit, und brachte ein großes hiſtoriſches Gedicht von 60,000 Verſen, Shanameh (Buch der Könige) betitelt, zu Stande, welches die Geſchichte Perſiens von Nuſhirvan bis auf Jezdejerd umfaßt, und eigentlich aus einer Reihe hiſtoriſcher Epopöien beſteht. Die Thaten des Helden Ruſtan, des perſiſchen Herkules, machen eine der ſchönſten Epiſoden darin aus. Ferduſi übergab ſein Gedicht dem Sultan, welcher, von Verläumdern gegen ihn eingenommen, für jeden Vers ihm nur eine Silbermünze auszahlen ließ. Jener, der ſich mit Unwillen ſo unwürdig behandelt und um den Lohn ſeiner vieljährigen Arbeit verkürzt sah, verſchenkte das Geld, ſtrich eine Menge von Verſen zum Lobe Mahmuds, die er in ſein Gedicht verwebt hatte, weg, und rächte ſich durch eine bittere Satire (welche in Jones Commentatien de poesi asiatica zu finden iſt). Genöthigt, die Flucht zu nehmen, begab er ſich nach Thus und lebte dort in der Verborgenheit. Inzwiſchen bereute Mahmud ſeine Ungerechtigkeit, und ließ, als er auf ſeine Nachforſchungen erfuhr, daß Ferduſi noch lebe und Mangel leide, zwölf Kameele mit reichen Geſchenken für den Dichter beladen. Als ſie vor das Thor von Thus kamen, begegnete ihnen der Leichenzug Ferduſi's. — Das Shahnahmeh iſt unter den Dichterwerken Aſiens eines der ausgezeichnetſten; die perſiſche Sprache hat kein Werk ihm an die Seite zu ſetzen. Für die Geſchichte iſt es von unſchätzbarem Werthe, aber noch wenig benutzt. Eine engliſche Überſetzung, welche Champion 1790 anfing, blieb unvollendet. Bruchſtücke finden ſich überſetzt in Jones Commentarien, in Wilkens perſiſcher Chreſtomathie, ferner in Schlegels Europa, im deutſchen Merkur, in den Fundgruben des Orients, und in Hammers Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens. Das Ganze wird jetzt in Oſtindien gedruckt erſcheinen. Ein Bruchſtück, betitelt Sohreb, erſchien in Calcutta 1814. Görres hat eine Überſetzung des Ganzen angekündigt.

Fere Champenoiſe, ein Städtchen von 336 Feuerſtellen, in Champagne, im Departement der Marne, das eine nicht geringe Berühmtheit durch das Treffen erlangt hat, welches am 25. März 1814 hier geliefert worden. Als ſich am 23. März Napoleons Plan, gegen Lothringen vorzudringen, entwickelt hatte, beſchloſſen die verbündeten Monarchen, dem Feinde den Weg gegen den Rhein frei zu laſſen, ſich mit dem Blücherſchen Heere zu vereinigen, und geraden Wegs auf Paris loszugehen. Indem der General Winzingerode Napoleon nachfolgte, ſetzten ſich die verſchiedenen Corps der großen Armee, in Gemäßheit jenes Entwurfes, in Bewegung. Am 25. März kamen dieſelben in drei Colonnen bei Fere Champenoiſe an. Die Cavallerie, die den Vortrab bildete, war nach Sezanne vorgetrieben. Blücher traf in Chalons ein. Vor dieſem hatten ſich die Corps der Marſchälle Marmont und Mortier zurückgezogen, um ſich mit Napoleon in Verbindung zu ſetzen. Am Morgen des beſagten 25. März ſtieß das 6te Corps, unter dem General Rajewsky, auf ihre Avantgarde, und trieb ſie nach Conautray zurück, und durch

Fere Champenoiſe hindurch, wo eine große Anzahl Pulverwagen, Fuhrwerk und viel Bagage genommen wurde. Zugleich führte der Großfürſt Konſtantin, mit der ruſſiſchen Reſervecavallerie, auf dem linken Flügel einen glücklichen Angriff aus, und nahm dem Feinde 18 Kanonen und viele Gefangene ab. Unterdeſſen marſchirte die Avantgarde der verbündeten Armee durch Fere Champenoiſe. Zu gleicher Zeit zog eine feindliche detaſchirte Colonne, 5000 Mann ſtark, unter dem Befehle des Generals Amey, über Montmirail her, in der Abſicht, ſich an das Heer Napoleons anzuſchließen. Dieſe Colonne, welche von Blücher entdeckt worden war, wurde von den Generalen Korf und Bitſchakof verfolgt, und gerade gegen Fere Champenoiſe getrieben. Hier ſtieß ſie auf den Vortrab der großen Armee. Es kam zu einem heftigen Gefechte, in dem ſich die Franzoſen mit bewundernswürdiger Tapferkeit vertheidigten. Auf allen Seiten von Cavallerie umringt, und wiederholt zur Übergabe aufgefordert, fuhren ſie ſtandhaft fort, zu fechten, bis endlich eine gegen ſie eröffnete ruſſiſche Batterie und erneuerte Cavallerieangriffe ihre Vernichtung vollendeten. Gegen 100 Kanonen, 120 Pulverwagen und 6000 Gefangene, worunter ſich die Diviſionsgenerale Amey und Pactod und 6 Brigadiere befanden, fielen an dieſem Tage den Siegern in die Hände. Das Schlachtfeld war mit Leichen, zerbrochenen Gewehren und Rüſtungen aller Art bedeckt. — Nach dieſem Gefecht überließ der Feind den Verbündeten die offene Straße in ſeine Hauptſtadt. Alle Corps der großen Armee rückten in Eilmärſchen gegen dieſelbe vor. Am 29. Abends kamen ſie bei den Gehölzen von Bondy, zwei Stunden von Paris an, und nun erfolgten in reißender Schnelle die großen Begebenheiten, welche die Geſtalt von Europa verändert haben.

Ferguſon (Adam), geboren zu Logierait im ſchottiſchen Hochlande 1724, eine Zeitlang Feldprediger, hernach (1757) Hofmeiſter in dem Hauſe des Lord Bute, darauf 1759 Profeſſor der Naturwiſſenſchaft, und endlich ſeit 1764 Profeſſor der Moral zu Edinburgh, welche Stelle er auch nach einer anderthalbjährigen Reiſe ins Ausland, auf welcher er den jungen Cheſterfield begleitete, wieder einnahm. Vorzüglich hat er ſich durch ſeine Geſchichte der Fortſchritte und des Untergangs der römiſchen Republik (London 1783, 3 Bde., deutſch von Beck 1784, 3 Bde. 8.), und ſchon früher durch ſeinen Verſuch über die Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft (1767, deutſch von Jünger 1768) als philoſophiſchen Geſchichtſchreiber Englands, als Moralphiloſophen aber durch ſeine Anfangsgründe der Moralphiloſophie, das erſte geiſtreiche Compendium dieſer Wiſſenſchaft in der engliſchen Literatur (1769, deutſch von Garve 1772) und andere moraliſche Schriften, die er nach Niederlegung ſeiner Profeſſur (1784) herausgab, berühmt gemacht.

Fermate heißt in der Muſik das Aushalten einer Note über ihre eigentliche Geltung, welches durch das Zeichen 𝄐 angedeutet wird. Sie bringt einen Ruhepunct in die muſikaliſchen Perioden, ohne ſie zu ſchließen. Bisweilen werden auch Cadenzen dabei angebracht.

Ferment, Gährungsmittel, d. h. eine Subſtanz, durch welche man die Gährung eines andern Körpers hervorbringt, ſ. d. Art. Gährung.

Fernan Nunez (Graf von), Grand von Spanien der erſten Claſſe, Herzog von Montelano und Caſa, geboren zu Madrid 1778. Sein Vater, der Geſandter am fran. Hofe im J. 1790 war, und ſelbſt ein Buch (Madrid 1796) für die Erziehung ſeiner Kinder ſchrieb, gab ihm die ſorgfältigſte Erziehung. Der junge Graf zeichnete ſich am Hofe zu Madrid durch Bildung und Charakter vortheilhaft aus. Er ſchmeichelte dem mächtigen Günſtling, dem Fürſten de la Paz, auf keine Weiſe, und erklärte ſich laut gegen die Verhaftung des Prinzen von Aſturien. Nach deſſen Befreiung trat er entſchieden auf ſeine Seite. Späterhin rieth er ihm dringend ab, nach Bayonne zu gehen, als es aber Ferdinand dennoch that, folgte er ihm dahin. Nach Ferdinands Verzichtleiſtung auf die Krone, ſuchte Napoleon die ſpaniſchen Großen durch hohe Stellen zu gewinnen, und der Graf Fernan Nunez mußte den 4. Jul. 1808 die Stelle eines Oberjägermeiſters bei dem König Joſeph annehmen. Allein kaum war er in Madrid, ſo ließ er Waffen unter ſeine Unterthanen austheilen, wies der allgemeinen Nationalhülfscaſſe monatlich 40,000 Realen (über 2500 Rthlr.) an, und beſoldete die Inſurgenten in Caſtilien. Auf die Anzeige davon ächtete ihn Buonaparte. Der Graf entfloh zu dem ſpaniſchen Volksheere, und ſchien anfangs auf die Seite der Cortes ſich zu neigen, trat aber zur Oppoſition, weil die neue Conſtitution die königliche Gewalt ſeiner Meinung nach zu ſehr beſchränkte. Darum unterſtützte er auch, nach Ferdinands VII. Rückkehr auf den Thron, dieſen Monarchen in der Unterdrückung der Cortes. Im J. 1815 ging er als ſpaniſcher Botſchafter nach London und ſeit 1817 bekleidet er denſelben Poſten an dem Hofe Ludwigs XVIII.. C.

Ferne, ſ. Perſpective.

Ferney, ein Dorf mit einem Schloſſe, nahe bei Genf, im franz. Depart. Ain, Bezirk Gex, berühmt als ehemaliges Beſitzthum Voltaire's, der hier ſeinen beſtändigen Wohnſitz nahm (von 1762—1778), als er vom Hofe Friedrichs des Großen zurückgekehrt war. Doch auch dieſen Ort des Friedens verließ er wieder und ging noch ein Mal nach Paris zurück, wo er bald darauf die ewige Ruhe fand. Voltaire's „Nordiſche Semiramis," Kaiſerin Katharina II. von Rußland, feierte das Andenken an Ferney dadurch, daß ſie ſich ein genaues Modell des daſigen Studirzimmers Voltaire's in erhabener Arbeit verfertigen ließ. Das Schloß verfällt bereits, aber die untern Zimmer ſind noch in unverändertem Zuſtand, wie ſie bewohnt wurden.

Fernow (Carl Ludwig), einer der gründlichſten u. geſchmackvollſten Kunſtkenner und Kritiker der Deutſchen, war den 19. November 1763 zu Blumenhagen, einem Dörfchen bei Paſewalk in der Ukermark, geboren, woſelbſt ſein Vater als Knecht auf dem Edelhofe diente, ſpäter aber ein kleines Eigenthum erwarb. Die Gerichtsherrſchaft nahm ſich des Knaben an, deſſen Anlagen ſich entwickelten. Zwölf Jahre alt kam er als Copiſt zu einem Notar und ward dann bei einem Apotheker in die Lehre gegeben. Hier hätte ein an ſich unſeliges Ereigniß für den armen Jüngling die traurigſten Folgen haben können. Ein Jägerburſche kommt eines Morgens ſehr früh in die Apotheke, als Fernow und ein zweiter Lehrburſche eben geöffnet hatten. Fernow, der mit dem Jäger ſcherzt, nimmt deſſen Gewehr, legt es auf ihn an und drückt es los, ohne zu ahnen, daß es geladen iſt. Der unglückliche Schuß tödtet jenen auf der Stelle; der Apotheker eilt herbei, vernimmt das Geſchehene, und beſchließt ſchnell gefaßt,

Fernow zu retten; er verbindet den andern Burſchen durch einen Eid zum ewigen Stillſchweigen, und man gibt vor, die von ſelbſt losgegangene Flinte des Jägerburſchen habe ihn getödtet. So war Fernow einer langwierigen peinlichen Unterſuchung entzogen; aber erſt ſpät konnte er ſein Herz einigermaßen beruhigen. Indeß beendigte er ſeine Lehrjahre, und begab ſich, um den Werbern zu entgehen, nach Lübeck. Hier war er ſo glücklich, eine gute Condition zu finden, die ihm bei einem genügenden Unterhalt einige Zeit übrig ließ, an ſeiner höhern Bildung mit Erfolg zu arbeiten. Schon früher hatte ihn ſeine Neigung zum Zeichnen u. zur Dichtkunſt gezogen. Er fuhr fort, in beiden ſeine Kräfte zu üben, machte die Bekanntſchaft Carſtens (ſ. d. Art.), und gewann durch den vertrauten und belehrenden Umgang mit dieſem originellen Künſtler höhere und richtigere Anſichten der Kunſt; bis endlich ſeine immer ſteigende Liebe für die Mahlerei und die ſichtbaren Fortſchritte, die er darin machte, ihn zu dem Entſchluß brachten, der Apothekerkunſt zu entſagen, um ſich ganz ſeiner Lieblingsneigung zu widmen. Von nun an lebte er vom Porträtiren und Zeichenunterricht, übte ſich nebenbei auch in der Dichtkunſt; aber ſeine Arbeiten ſowohl in dieſer als jener Kunſt bewieſen bei manchen löblichen Eigenſchaften doch, daß ſein Beruf nicht in der Ausübung derſelben ſei. In Ludwigsluſt lernte Fernow ein junges Frauenzimmer kennen, an welches ihn bald die reinſte Liebe knüpfte. Er folgte ihr nach Weimar, fand aber ſeine Hoffnungen getäuſcht, und ſah ſich genöthigt, Weimar zu verlaſſen, um nach Jena zu gehen. Hier machte er die vertraute und lehrreiche Bekanntſchaft des trefflichen Reinhold, in deſſen Hauſe er Baggeſen kennen lernte, der im Begriff war, nach der Schweiz und Italien zu reiſen, und gleich in den erſten Tagen Fernow den Antrag machte, ihn dahin zu begleiten. Nichts konnte dem Lernbegierigen willkommener ſein. Dieſe Reiſe ward ſchnell beſchloſſen, beide trafen in Bern zuſammen, hatten aber erſt einen kleinen Theil Italiens geſehen, als Baggeſen durch unerwartete Familienereigniſſe zurückgerufen wurde. Fernow fand in dem Baron Herbert und dem Grafen Burgſtall zwei Gönner, die ihn in den Stand ſetzten, ſich dennoch nach Rom zu begeben (1794) und ſich dort einige Zeit aufzuhalten. Entzückt durch die kunſtreichen Umgebungen der alten Weltgebieterin, geleitet u. gekräftigt durch ſeinen väterlichen Freund Carſtens, den er in Rom fand, und mit dem er zuſammenzog, begann er jetzt die Theorie und Geſchichte der Kunſt, ſo wie die Sprache und die Dichter Italiens mit Eifer zu ſtudiren; ſeine Anſichten erweiterten und berichtigten ſich, und als die Unterſtützung ſeiner Gönner aufhörte, wußte er durch Vorleſungen ſich in den Stand zu ſetzen, ſeinen Aufenthalt in Rom fortzuſetzen. Nachdem er mehr als acht Jahre in Rom auf das Studium der Kunſt gewandt, und ſeinen Geiſt mit Kenntniſſen bereichert hatte, kehrte er 1803, mit einer Römerin verheirathet, nach Deutſchland zurück, und ward außerordentlicher Profeſſor in Jena. Seine nicht ganz günſtige Lage daſelbſt dauerte nur bis zum Frühjahr 1804, wo er die durch den Tod des Raths Jagemann erledigte Bibliothekarſtelle bei der verwittweten Herzogin Amalie bekam, und nach Weimar zog. Dieſes Amt gewährte zwar kein hinreichendes Auskommen, raubte aber auch nur wenig Zeit, und hätte Fernow vollkommen in den Stand geſetzt, in ungeſtörter Muße den Schatz ſeiner Kenntniſſe zu verarbeiten, wenn er nicht auf der Rückreiſe über die Alpen eine Krankheit eingeſogen

hätte, deren zerſtörenden Wirkungen er, nachdem er vergebens in Carlsbad und Bieberſtein Geneſung geſucht hatte, am 4. Dec. 1808 erlag. Er ſtarb an einer unheilbaren Pulsadergeſchwulſt in einem Alter von kaum 45 Jahren. Seine reichhaltigen römiſchen Studien, z. B. ſeine gelehrte und geſchmackvolle Ausgabe der italieniſchen Dichter u. ſeine italieniſchen Sprachlehre werden ſeinen Namen erhalten. Eine Freundin des Verſtorbenen, Johanne Schopenhauer, hat uns ſeine Lebensumſtände in einer eigenen Biographie mitgetheilt. M.

Fernrohr (auch Perſpectiv, Sehrohr genannt), Teleſkop und Tubus, müſſen wegen ihrer genauen Verwandtſchaft in Verbindung betrachtet werden. Das Fernglas iſt ein einzelnes Glas, welches entweder auf beiden oder nur auf einer Seite hohl geſchliffen iſt, und dazu dient, entfernte Gegenſtände zu verdeutlichen. Das Fernrohr hingegen iſt ein aus einer oder mehreren in einander geſchobenen Röhren beſtehendes Werkzeug, welches einige kunſtmäßig geſchliffene und in gehöriger Entfernung eingeſetzte Gläſer enthält, und vermöge deſſen entfernte Gegenſtände näher und vergrößert vors Auge gebracht werden. Willkürlich, aber ſehr gewöhnlich nennt man ein kleineres Fernrohr Perſpectiv, ein größeres vorzugsweiſe Fernrohr oder Tubus. Teleſkop iſt wie Tubus eigentlich ein allgemeiner Name für jedes Fernrohr, doch bezeichnet man damit vorzugsweiſe die Art der Fernröhre, bei welchen ſtatt des Objectivglaſes ein Spiegel gebraucht wird (Spiegelteleſkop), oder die zu aſtronomiſchem Gebrauche dienlichen Fernröhre. Die Erfindung der Ferngläſer und Fernröhre gehört zu den wichtigſten und nützlichſten. Sie machte den Anfang des 17ten Jahrhunderts zu einer in der Geſchichte der Dioptrik und Aſtronomie unvergeßlichen Epoche. Den Alten waren ſie völlig unbekannt, und ungeachtet der Spuren, die ſich bei Baco und Andern von dem Gebrauche geſchliffener Gläſer finden, können doch erſt die Jahre 1608 und 1609 als die wahre Zeit dieſer Erfindung angeſehen werden, welche von Holland ausging, ohne daß wir den Urheber derſelben genau anzugeben wiſſen. Unbeſtimmte Nachrichten nennen einen Brillenmacher in Middelburg. Galilei, damals Profeſſor der Mathematik zu Padua, befand ſich gerade in Venedig, als er hörte, daß man in Holland dem Prinzen Moriz von Naſſau ein Werkzeug überreicht habe, welches entfernte Gegenſtände nähere und verdeutliche. Ein Brief aus Frankreich beſtätigte ihm die Sache, und ſein ſcharfſinniger Geiſt errieth ſchnell die Zuſammenſetzung. Ein Verſuch, den er ſogleich mit einem planconvexen und planconcaven Glaſe anſtellte, die er in eine bleierne Röhre fügte, entſprach ſeiner Erwartung, ungeachtet der ſchlechten Beſchaffenheit der Gläſer. Er verfertigte ungeſäumt ein beſſeres Sehrohr, legte es den Senatoren der Republik vor, und erntete Bewunderung und Belohnungen. Bei dem allen war Galilei's Fernrohr noch höchſt unvollkommen, und darf nicht für ſeine Erfindung gelten. Es beſtand dies holländiſche oder galileiſche Fernrohr nach ſeiner urſprünglichen Einrichtung aus einem erhabenen Vorder- oder Objectivglaſe, und einem hohlen Augen- oder Ocularglaſe. Beide ſind in die Enden eines Rohres in einer ſolchen Entfernung eingeſetzt, daß der Brennpunct des Vorderglaſes mit dem jenſeitigen Zerſtreuungspuncte des Oculars ungefähr zuſammenfällt. Um nach den Umſtänden die Entfernung der Gläſer ändern zu können, ſind die Röhren aus zwei Stücken gemacht, die aus einander und in einander geſchoben werden können. Man muß, um ſich eine

deutliche Vorſtellung von der Wirkungsweiſe eines ſolchen Inſtruments zu machen, die Natur der Linſengläſer kennen (ſ. d. Art.). Beide Gläſer, ſowohl das erhabene, als das Hohlglas, müſſen auf einerlei Achſe geſtellt ſein, damit der eingebildete Brennpunct des letztern mit dem wahren Brennpunct des erſten zuſammentreffe. Die Entfernung der Gläſer iſt alſo der Differenz ihrer Brennweiten gleich. Gegenſtände, durch dieſes Fernrohr betrachtet, erſcheinen gerade und unter einem größern Sehwinkel eigentlich ſo viel Mal vergrößert, als die Brennweite des Augenglaſes in der des Objectivglaſes enthalten iſt. Später gab man dem holländiſchen oder galileiſchen Fernrohr, das nur als Taſchenperſpectiv gebräuchlich iſt, eine vollkommnere Einrichtung, und ſo entſtanden nach und nach das aſtronomiſche Fernrohr, das Erdfernrohr, das achromatiſche Fernrohr und das Spiegelteleſkop. Erſteres beſteht aus einem erhabenen Vorder- und Augenglaſe, deren Brennpuncte in der Röhre, an deren Enden ſie eingefügt ſind, zuſammenfallen. Kepler gab die Idee dazu an, und Pater Scheiner führte ſie aus. Das Sternrohr ſtellt die Gegenſtände zwar verkehrt dar, allein bei den Himmelskörpern iſt dieſer Umſtand gleichgültig. Das Erdfernrohr weicht von dem vorigen darin ab, daß ihm noch zwei, auch wohl drei und vier Gläſer zugefügt ſind, theils um das Bild wieder umzukehren, theils um die Abweichung wegen der Farbenzerſtreuung zu vermindern und das Geſichtsfeld zu vergrößern. Allein die aus der Farbenzerſtreuung nothwendig entſtehende beträchtliche Undeutlichkeit war nicht ganz zu entfernen, bis es gelang, in dem Spiegelteleſkope und achromatiſchen Fernrohre Inſtrumente aufzuſtellen, bei welchen, wenn ſie vollkommen gut gearbeitet ſind, gar keine Zerſtreuung der Farben Statt findet, und ſich die Gegenſtände in ihrer ganzen Reinheit dem Auge darſtellen. Über jenes wird der Art. Spiegelteleſcop nähere Auskunft geben, über dieſes, welches auch nach ſeinem Erfinder Dollond genannt zu werden pflegt, vergl. man die Art. Achromatiſch und Dollond. Wir fügen nur hinzu, daß ſich dieſes Inſtrument von den übrigen dadurch unterſcheidet, daß ſeine Objectivlinſe aus drei Gläſern, von denen die beiden äußern aus Kronglas, das mittlere aber aus Flintglas beſteht, dergeſtalt zuſammengeſetzt iſt, daß dadurch die Farbenzerſtreuung aufgehoben wird. Ungeachtet der Schwierigkeit, die in der Compoſition der Glasarten beſteht, hat man ihm doch, weil es die Gegenſtände lebhafter darſtellt, auch wohlfeiler und von unwandelbarer Dauer iſt, noch den Vorzug vor dem Spiegelteleſkop gegeben. Zur Theorie des Fernrohrs gehören folgende Sätze: 1. Jedes erhabene Glas vereinigt Strahlen, welche aus einem Puncte des Gegenſtandes kommen, ſo, als ob ſie aus einem in der Achſe des Glaſes liegenden nähern Punct ausgegangen wären. Dieſer Vereinigungspunct heißt für parallel auffallende Strahlen der Brennpunct, und ſein Abſtand vom Glaſe die Brennweite. Die im Vereinigungspuncte aufgefangenen Strahlen geben das Bild umgekehrt. 2. Jedes hohle Glas zerſtreut die von einem Puncte des Gegenſtandes ausgehenden Strahlen ſo, als ob ſie aus einem in der Achſe des Glaſes liegenden näheren Punct ausgegangen wären. Für parallel auffallende Strahlen heißt dieſer Punct auch der Brennpunct, und ſein Abſtand die Brennweite des Glaſes, eigentlich der Zerſtreuungspunct und die Zerſtreuungsweite deſſelben. 3. Strahlen, welche auf ein erhabenes Glas aus ſeinem Brennpuncte oder Brennraume kommen, oder auf ein Hohlglas fallen, als ob ſie

ſich in ſeinem Brennpuncte vereinigen wollten, werden von beiden ſo gebrochen, daß ſie nachher mit einander parallel laufen. 4. Wenn die Gläſer nicht allzu dick ſind, läßt ſich ohne Fehler annehmen, daß der Strahl, der auf ihre Mitte fällt, ungebrochen durchgehe.

Feronia, eine der älteſten italieniſchen Göttinnen. Berühmt iſt der uralte Hain unweit Anxur (ſ. Terracina), der ihr geweiht war. In ihrem Tempel empfingen die Freigelaſſenen einen Hut zum Zeichen der Freiheit.

Ferrand (Graf Antoine), Staatsminiſter Ludwigs XVIII. Pair von Frankreich, der beredteſte Anwald des Grundſatzes der Legitimität, geboren 1752, vermählt 1780 mit der Tochter des Miniſters Rolland, der 1793 in der Revolution umkam. Schon als Parlamentsrath zu Paris zeichnete ſich Graf Ferrand durch Beredſamkeit aus. Er ſprach 1787 gegen die königl. Anleihe-Edicte, und forderte den König auf, durch die Einheit des Thrones mit dem Parlamente den öffentlichen Credit zu befeſtigen. Sein Rath ward nicht befolgt. Da er demohnerachtet den Grundſätzen der Revolution abgeneigt war, wanderte er im Sept. 1789 aus und ſchloß ſich an den Prinzen von Condé an. Nach Ludwigs XVI. Tode ward er Regentſchaftsrath, und hielt ſich 1795 in Regensburg auf. Nach ſeiner Rückkehr 1801 nach Frankreich, wo er an öffentlichen Geſchäften keinen Theil nahm, erſchien ſein berühmtes Werk: L'esprit de l'histoire, ou lettres politiques et morales d'un père à son fils, sur la manière d'étudier l'histoire en général, et particulièrement celle de France. (4 vol. 1809. 5. édit. 1816.) Es athmet durchaus Abſcheu gegen alle Revolutionen, und iſt freimüthig geſchrieben; nur geht ihm hiſtoriſche Genauigkeit ab, weil ſich der Verfaſſer zu oft auf ſein Gedächtniß verlaſſen hat. Eine Stelle darin, die Rede des Viomandus, eines Generals, der den rechtmäßigen König Childerich auf den Thron zurückführt, machte Napoleons Argwohn rege. Das Buch mußte Cartons erhalten, fand aber um ſo mehr Gunſt beim Publicum, und der Kaiſer von Rußland überſandte dem Verfaſſer dafür einen koſtbaren Ring. Darauf ſetzte Graf Ferrand aus Rulhiere's Papieren deſſen Histoire de Pologne fort; ein Werk, das von Seiten der Polizei, weil Ferrand den Text von Rulhier'n, wo er die Ruſſen Barbaren nannte, abgeändert hatte, ſehr angefochten wurde. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris am 31. März 1814, ſprach Herr Ferrand, in einer Verſammlung der Royaliſten bei Herrn Lepelletier de Morfontaine, kräftig für die Zurückberufung der Bourbons. Dieſer Wunſch ward durch eine Deputation, die aus ihm, dem Herzog de la Rochefoucauld, Chateaubriand u. A. beſtand, dem Kaiſer Alexander vorgetragen, und Herr von Neſſelrode, der die Abgeordneten empfing, verſicherte ſie von der Geneigtheit des Kaiſers. Den 13. Mai 1814 ward Herr Ferrand zum Staatsminiſter ernannt. Auch hatte er weſentlichen Antheil am Entwurfe der königl. Verfaſſungscharte. Bei Napoleons Vordringen nach Paris im Jahre 1815 zog er ſich auf ſeine Güter zurück. Nach der zweiten Rückkehr des Königs erhielt er ſeine Ämter wieder, und zeigte ſich als gemäßigter und conſtitutioneller Royaliſt. Der Graf Ferrand iſt Mitglied der franz. Akademie. Von ſeinen Schriften führen wir noch ſein neueſtes Werk an: Théorie de revolutions, 4 vol. 8. Paris 1817. K.

Ferrara, ehemaliges Herzogthum in Oberitalien, welches gegen Norden an das venetianiſche Gebiet, gegen Weſten an die Herzogthümer Mantua und Mirandola, gegen Süden an das Bologneſi-

ſche und Romagna und gegen Oſten an den Golfo von Venedig gränzt, und eine ungeſunde Lage hat. Das alte aus Toscana ſtammende und ſchon im neunten Jahrhundert berühmte Haus Eſte hatte über Ferrara das Vicariat. (S. d. Art. Eſte). Als 1597 der Mannesſtamm dieſes Hauſes in der Hauptlinie ausgeſtorben war, folgte aus einer Nebenlinie Herzog Cäſar. Dieſem entriß aber Clemens VII. Ferrara (1598), das er als eröffnetes Lehn zum Kirchenſtaate ſchlug. Die Herzoge von Modena haben ihre Anſprüche darauf nicht wieder geltend machen können. Die Hauptſtadt Ferrara, in einer niedrigen und ungeſunden Gegend an einem Arme des Po, hat 3500 Häuſ. 23,600 Einw., über 100 Kirchen, eine Univerſität, Muſeum ꝛc. So blühend ſie unter der der Regierung der Herzoge von Eſte war, als 80,000 Menſchen den glänzendſten und gebildetſten Hof Italiens umwohnten, ſo verfallen und melancholiſch iſt ſie jetzt. Ihre Straßen ſind breit und regelmäßig, aber öde; ihre Paläſte groß und gut gebaut, aber wenig bewohnt. Das Schloß, vom päpſtlichen Legaten bewohnt, enthält noch Überbleibſel guter Frescomahlereien von Doſſi und Tizian. In den Kirchen findet ſich manches gute Bild, beſonders von dem hier einheimiſch geweſenen Garofalo, einem Schüler Raphaels. Der Dom, mit einer altgothiſchen Vorderſeite, aber inwendig in neuerem Stile ausgebaut, iſt ein großes, doch eben nicht anſprechendes Gebäude. Deſto intereſſanter iſt die Bibliothek, wo außer ſehr ſchätzbaren Sammlungen von alten Handſchriften, Antiken, Münzen u. dgl. ſich mehrere Andenken an die glorreiche Zeit der Stadt befinden. Man zeigt hier das Dintenfaß und den Stuhl des Arioſt, das Manuſcript ſeiner Satiren, mehrere Briefe, und auch ſein Denkmahl, welches aus der Kirche S. Benedetto, wo er begraben liegt, hierher gebracht worden iſt. Ferner bewahrt man hier die Handſchrift des Paſtor Fido von Guarini und ſehr viele Reliquien des Taſſo auf, unter dieſen ein Heft ſeiner Rime mit der Zueignung an Leonore von Eſte, ein Manuſcript des befreiten Jeruſalems von fremder Hand, wo er Stellen am Rande verbeſſert, mehrere Briefe u. ſ. w. Auf das wehmüthigſte wird man an den unglücklichen Dichter im St. Annenſpitale erinnert, wo eine Marmortafel mit einer ſtolzen Inſchrift über dem feuchten und finſtern Kerker prangt, in welchem ihn Herzog Alfons II. ſieben Jahre ſchmachten ließ. (Vergl. d. Art. Eſte und Taſſo). Erfreulicher ſind die Erinnerungen an Arioſt; ihm zu Ehren heißt ein Platz der Stadt Piazza Arioſtea, und ſein Wohnhaus, von innen und außen mit Inſchriften geziert, wird wie ein Heiligthum von Eingebornen und Fremden mit Andacht betreten. Die Feſtungswerke Ferrara's waren ehedem nicht unbeträchtlich. Öſterreich hat hier nach der Wiener Congreßacte das Beſatzungsrecht. XX.

Ferreira (Antonio), einer der claſſiſchen Dichter Portugals, geboren zu Liſſabon im J. 1528. Er vervollkommnete die ſchon von Seide Miranda mit Erfolg bearbeiteten Gattungen der Elegie und Epiſtel, und gab der portugieſiſchen Poeſie überdies das Epithalamium, das Epigramm, die Ode und Tragödie. Seine Ines de Caſtro iſt die zweite regelmäßige Tragödie nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Europa; nur Triſſino ging ihm mit der Sophonisbe voran. Sie wird noch jetzt, wegen des erhabenen Pathos und der Vollkommenheit des Stils, von den Portugieſen als eins der

ſchönſten Denkmäler ihrer Literatur betrachtet. Übrigens ſind die Werke Ferreira's nicht zahlreich, da ſein Richteramt, das er verwaltete, ihm wenig Muße übrig ließ und er ſchon in der Blüthe der Jahre 1569 ſtarb. Dias Gomes ſagt von ihm: die Lectüre des Horaz, die Begierde, Miranda nachzuahmen, und die natürliche Strenge ſeines Geiſtes wurden ihm Veranlaſſung, nach Kürze in der Schreibart zu ſtreben; aber er geht darin ſo weit, daß er den Wohlklang faſt immer dem Gedanken aufopfert. In allen ſeinen Werken ſind Verſtand und Tiefe die charakteriſtiſchen Kennzeichen. Seine Gemählde ſind ernſt, aber ein wenig geringfügig; ſein Ausdruck, mehr kräftig als ſanft, iſt ſehr lebendig und voll jenes Feuers, das den Geiſt erhebt, das Herz erwärmt. Er verſtand das utile dulci des römiſchen Lyrikers.

Ferreras, (Jean de) ein berühmter ſpaniſcher Geſchichtſchreiber, wurde geboren zu Labaucza den 7. Juni 1652 von edlen, aber armen Eltern. Ein väterlicher Onkel übernahm die Erziehung des jungen Ferreras, und ſandte ihn Anfangs ins Jeſuitercollegium von Montfort de Lemos. Nachdem er hier Griechiſch und Lateiniſch gelernt hatte, trat er nach und nach in drei Dominikanerklöſter ein, wo er Poeſie, Beredſamkeit, Philoſophie und Theologie ſtudirte. Überall zeichnete er ſich durch Scharfſinn und Fleiß aus; zugleich machte er ſich durch ſeinen ſanften Charakter, ſo wie durch ſeine gute Aufführung beliebt. Ferreras war zum geiſtlichen Stande beſtimmt, und um ſeine Studien zu vollenden, begab er ſich auf die Univerſität zu Salamanca, wo er alle Orden erhielt. Nachher bewarb er ſich um eine Pfarrerſtelle, die er auch erhielt. Hier zeichnete er ſich durch ſeine geiſtliche Beredſamkeit aus. Als er Pfarrer zu Alvares war, lernte er den Marquis de Mendoza kennen, einen Freund und Kenner der Muſen und der Gelehrſamkeit. In dieſem Umgange gewann er nicht nur an Kenntniſſen, ſondern er lernte auch die ſchwere Kunſt des Geſchichtſchreibers. Späterhin erwachte ſeine Neigung zur Theologie von neuem, und er ſchrieb einen vollſtändigen Curſus derſelben. Sein Name wurde immer bekannter. Er ſtieg von einer Ehrenſtelle zur andern, und wurde ſelbſt bei der Congregation der Inquiſition angeſtellt. Mehrere andere Ehrenämter ſchlug er aus. Die neue ſpaniſche Akademie ernannte ihn im Jahr 1713 zum Mitgliede; er wurde ihr ſehr nützlich, indem er an dem 1739 erſchienenen ſpaniſchen Wörterbuche ein fleißiger Mitarbeiter war. Zu gleicher Zeit ernannte ihn Philipp V. zu ſeinem Bibliothekar. Hier ſetzte er ſeine früher angefangene Geſchichte Spaniens fort. Nachdem er mehrere Jahre in dieſem Amte geſtanden hatte, ſtarb er den 14. April 1735 im 83ſten Jahre des Alters. Er hatte im Ganzen 38 Werke verfaßt, von denen jedoch nicht alle durch den Druck bekannt gemacht worden ſind. Unter den im Druck erſchienenen zeichnet ſich beſonders aus, die Historia de Espanna, Madrid 1700—1727. 16. Fol. 4. Dies iſt ſein wichtigſtes Werk. Er hat ſich dadurch ſehr um die Berichtigung und Aufhellung der Geſchichte Spaniens verdient gemacht. Dieſes Werk geht bis zum erſten Urſprunge der ſpaniſchen Völkerſchaften hinauf, und endigt ſich mit dem J. 1589. Der Verfaſſer hat hier immer an die authentiſchen Quellen ſich gehalten, und verdient meiſt unbedingtes Vertrauen. Sein Stil iſt rein, männlich concis, aber nicht immer elegant und belebt. In dieſer Hinſicht ſcheint ihn der bekanntere Mariana zu übertreffen.

Ferro iſt die weſtlichſte unter den canariſchen, der Krone Spanien gehörigen Inſeln. Die mehrſten Geographen ziehen durch dieſe Inſel den erſten Mittagskreis.

Ferſen (Axel Graf von) ſchwediſcher Feldmarſchall u. Senator, ſtarb gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Er war aus einer alten liefländiſchen Familie entſproſſen, die ſich ſeit der Regierung Chriſtinens, Carls X. und XI. in Schweden ausgezeichnet hatte. Nachdem er mehrere Jahre in Frankreich gedient, wo er die Würde eines Maréchal de camp erhielt, kehrte er nach Schweden zurück u. machte ſich hier durch ſeine militäriſchen und politiſchen Talente bemerklich. Er commandirte in Pommern, und wurde dreimal Reichsmarſchall oder Präſident des Adels. Sein Einfluß zeigte ſich beſonders bei der Ständeverſammlung im J. 1756, während deren man den Plan zu einer Revolution zu Gunſten des Hofs entdeckte. Der Graf von Ferſen führte das Wort in dem Ausſchuſſe, der die Angeklagten richten ſollte. Das Gericht verurtheilte den Grafen von Brahé, Baron Horn, Capitän Puole u. Andre zum Tode. Als Guſtav III., von Frankreich und von ſeinen Talenten unterſtützt, im J. 1772 es unternahm die Regierungsform zu ändern, und Graf Ferſen ſah, daß er nicht mit Glück gegen die Partei des Volks und des Königs kämpfen könnte, zog er ſich aus der Hauptſtadt zurück. Wenig Tage nach Annahme der neuen Verfaſſungsurkunde erhielt er eine Stelle im Senate. Allein die Macht dieſes Corps war gebrochen und die Grundſätze der Regierung änderten ſich, ſo wie die Zeit die Staatsveränderung befeſtigte. Mehrere Senatoren nahmen den Abſchied, auch Graf von Ferſen; allein er entfaltete von neuem ſeine politiſche Thätigkeit als Mitglied des Adels bei den Reichstagen von 1778 und 1786, wo er eine Oppoſitionspartei bildete. Da er denſelben Einfluß auch bei der Verſammlung von 1789 behaupten wollte, wurde er mit andern Adelsdeputirten, in Folge einer ſehr ſtürmiſchen Debatte zwiſchen dieſem Stande und ſeinem Präſidenten, verhaftet. Nun nahmen die Verhandlungen ſogleich einen andern Gang, und der Monarch gewann neue Vorrechte. Ferſen erhielt die Freiheit wieder, und erſchien an Guſtavs Hofe, ein Zeuge des Triumphs dieſes Fürſten zu ſein. Sein Glück in der Reichsverſammlung dankte er meiſtens ſeinem Rednertalente und ſeiner Uneigennützigkeit, welche ſeiner Ehrſucht ein minder gehäſſiges Anſehn gab.

Ferſen (Axel) Sohn des Vorigen, Hofmarſchall, wurde geboren zu Stockholm gegen das J. 1750. Nachdem er unter Leitung ſeines Vaters ſeine Studien in Schweden vollendet hatte, ging er nach Frankreich, wo er Oberſter des Regiments Royal suédois wurde. Er diente nun in Amerika und reiſete nach England und Italien. Als die Revolution in Frankreich ausbrach, zeichnete ſich Graf Ferſen durch ſeine Anhänglichkeit an die königl. Familie aus. Er trotzte allen Hinderniſſen, um dieſer unglücklichen Familie während ihres Aufenthalts im Tempel Troſt und Linderung ihres Elends zu gewähren, wie er ſie früher auch auf ihrer Flucht begleitet hatte. Im Volke galt ſogar die Meinung, er habe ein näheres Verhältniß zur Königin gehabt. Als er Frankreich hatte verlaſſen müſſen, hielt er ſich in Wien, Dresden und Berlin auf, und kehrte endlich nach ſeinem Vaterlande zurück. Er erhielt ſchmeichelhafte Auszeichnungen; der König ernannte ihn zum Großmeiſter ſeines Hauſes, Ritter ſeiner Orden, Canzler der Univerſität Upſala. Der Graf von Ferſen, der den Revolutionsſtürmen in Frankreich entgangen war, fiel als ein Opfer der Gährungen, welche im Jahre 1810, nach dem Tode des Prinzen von

Holſtein-Auguſtenburg, der kurz zuvor zum Kronprinzen erwählt worden war, in Stockholm ausbrachen. Beim Leichenbegängniß des Prinzen wurde er vom Volke mißhandelt und ermordet. Die Urſache hiervon war der Verdacht, daß Ferſen an den plötzlichen Tode des Prinzen Schuld habe.

Feſcenniſche Verſe haben ihren Namen von der Stadt Feſcennia in Etrurien, wo ſie zuerſt gebräuchlich waren. Man verſtand darunter Verſe von ſchlüpfrigem oder ſchmutzigem Inhalt, vielleicht dramatiſche Impromtu's.

Feſch (Joſeph), Cardinal, Erzbiſchof von Lyon; geboren zu Ajaccio den 3. Jan. 1763. Sein Vater, Franz Feſch, kam von Baſel, als Oberlieut. im Schweizer-Regiment Boccard nach Corſika. Seine Mutter war die Wittwe Ramolini, Mutter der Madame Lätitia, verehel. Buonaparte (geb. 1750), welche in zweiter Ehe ſich mit Franz Feſch verheirathet hatte. Bis zu ſeinem 13ten Jahre ward er in Corſika, hierauf im Seminarium zu Aix erzogen. Er umfaßte die Grundſätze der Revolution mit Feuer, war eine Zeitlang Magazinaufſeher bei der Armee des Generals Montesquiou in Savoyen, und 1796 Kriegscommiſſär bei der italieniſchen Armee, in welchem Poſten er viel gewann. Hierauf trat er in den geiſtlichen Stand. Napoleon machte ſein Glück. So wurde er 1802 zur Zeit des Concordats Erzbiſchof von Lyon, und 1803 Cardinal. Als franzöſiſcher Geſandter in Rom, ſeit dem 1. Juli 1803, betrug er ſich mit Verſtand und Feinheit. Im J. 1804 begleitete er den Papſt nach Paris zu dem Krönungsfeſte. Im Jan. 1805 ernannte ihn Napoleon zu ſeinem Großalmoſenier, und, mit dem großen Bande der Ehrenlegion geſchmückt, den 1. Febr. zum Senator. Im Jul. gab ihm der König von Spanien den Orden des goldnen Vließes. Im J. 1806 beſtimmte ihn der Churfürſt Erzkanzler, nachmals Fürſt Primas, von Dalberg, zu ſeinem Coadjutor und Nachfolger; allein Napoleon genehmigte dies nicht, weil er ſich im Nationalconcilium 1810 ſeinen Anſichten widerſetzt und ſich des Papſtes gegen Napoleons gewaltſames Verfahren mit Nachdruck angenommen hatte. Er ſchlug nun ſeiner Seits 1809 das Erzbisthum von Paris aus, und lebte in einer Art von Ungnade, auf ſeinem erzbiſchöflichen Sitze zu Lyon bis 1814. Von hier flüchtete er, bei der Annäherung der Öſterreicher, nach Orleans, und begab ſich darauf mit Mad. Lätitia Buonaparte nach Rom. Nach Napoleons Rückkehr von Elba ſtellte er ſich nebſt andern Mitgliedern der Familie wieder in Paris ein, und wurde zum Pair ernannt, mußte aber nach der Schlacht von Waterloo abermals auf die Rückreiſe nach Italien denken, wo er ſeitdem mit ſeiner Halbſchweſter Lätitia in Rom lebt.

Feß oder Fez und Marokko, auf der nordweſtlichen Küſte von Afrika, in der Berberei. Im J. 1647 warf ſich Muley Sherif, ein angeblicher Abkömmling des Propheten Muhammed, zum König von Tafilet auf; ſein Sohn brachte auch die Reiche Feß und Marokko an ſich, und ſeine Nachkommen beſitzen ſie noch jetzt. Der Beherrſcher dieſer Reiche (Sherif, Kaiſer) will die Oberherrſchaft der Pforte nicht mehr anerkennen, und regiert ganz despotiſch. Der Flächeninhalt dieſer Länder beträgt 13,712 Q. M. Fez, der nördliche Theil, iſt 4200 Q. M. groß. Das Klima iſt wegen der verſchiedenen Arme des Atlasgebirges, die das Land durchſtreichen, und wegen der Nähe des Meeres gemäßigt. Der überaus fruchtbare Boden bringt Getraide im Überfluß, Wein, Baumwolle und Süd-

früchte hervor; und die Viehzucht, hauptſächlich die Pferdezucht, iſt vortrefflich. Die Bergwerke ſind ergiebig an Gold, Silber, Eiſen und Kupfer. Die Manufacturen liefern vorzüglich Corduan, Saffian, und vergoldetes Leder. Mit dieſen Artikeln und mit den natürlichen Producten des Landes wird ein bedeutender Handel geführt. Die Einwohner, gegen 5 Millionen, beſtehen aus Mauren (Arabern), Berbern, Chriſten, Renegaten und Juden. Der Monarch allein treibt Seeräuberei, die aber jetzt nicht einträglich iſt, weil er mit den meiſten chriſtlichen Mächten in Frieden lebt, und von ihnen jährliche Geſchenke erhält. Seine Flotte beſteht aus 10 Fregatten von 16 bis 30 Kanonen, und 14 Galioten von 2 bis 10 Kanonen. Seine Landmacht, 36,000 Mann zu Fuß, und 3500 Mann Artillerie ohne die Reiterei, kann im Nothfall auf 100,000 Mann gebracht werden. Feß iſt die wichtigſte Stadt des Reichs, und die ſchönſte in der Berberei, an dem kleinen Fluſſe Fez (oder Perlenfluſſe) mit 70,000 Einwohnern, berühmten Schulen, wichtigen Fabriken und beträchtlichem Handel. S. Marocco, und Barbaresken.

Feßler (Ignaz Aurelius), berühmt durch ſeine Schickſale und Schriften, geboren 1756 zu Preßburg in Ungarn, trat 1773 in den Orden der Capuziner zu Mödling und wurde 1781 in das Kloſter zu Wien verſetzt. Im Jahr 1783 ernannte ihn Kaiſer Joſeph anfänglich zum Lector, und nachdem er die theologiſche Doctorwürde angenommen, zum Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und der Hermeneutik des alten Teſtaments auf der Univerſität zu Lemberg. Zugleich wurde er auf ſein Verlangen geſetzlich aus dem Capuzinerorden entlaſſen. Sein Lehramt verwaltete er bis 1788; denn als er 1787 ſein erſtes Trauerſpiel Sidney auf das Theater von Lemberg gebracht hatte, verwickelten ihn ſeine Feinde in einen fiskaliſchen Prozeß, denuncirten das Stück als ärgerlich, gottlos und aufrühreriſch, und nöthigten Feßler, der bei der eben ausgebrochenen Revolution in den Niederlanden, keiner günſtigen Entſcheidung ſeiner Sache entgegenſah, auch bei dem zu vermuthenden nahen Tode Joſephs ſeine Lage als unſicher betrachtete, im folgenden Jahre ſein Amt niederzulegen und ſich nach Schleſien zu flüchten. Hier fand er bei dem Buchhändler W. G. Korn zu Breslau eine freundliche Aufnahme, und wurde bald bei dem Erbprinzen von Carolath vortheilhaft angeſtellt, der ihm, als er ſeinem Vater in der Regierung folgte, den Unterricht ſeiner Söhne übertrug. Im J. 1791 trat er zur lutheriſchen Religion über, ging 1795 nach Berlin, woſelbſt er privatiſirte, Conſulent für die catholiſchen Angelegenheiten der neuorganiſirten polniſchen Provinzen mit einem angemeſſenen Gehalte ward, und ſich theils als Schriftſteller, theils als Erzieher thätig erwies. In Berlin heirathete er, verließ aber dieſe Stadt 1803, und kaufte ſich einen Landſitz in Kleinwall, ein Paar Meilen davon, wo er im Schooße ſeiner Familie ſeine literariſchen Arbeiten fortſetzte. Die Folgen der jenaer Schlacht vernichteten plötzlich ſein ſtilles Glück. Er verlor ſein Amt, mußte ſein Grundeigenthum mit Verluſt verkaufen, ließ ſich in Niederſchönhauſen bei Berlin und bald darauf in Bukow nieder. Keinen andern Erwerb vor ſich, als der ihm aus ſeiner literariſchen Thätigkeit entſprang, gedrückt von den harten Laſten des Krieges, umgeben von einer zahlreichen Familie, deren einziger Verſorger er ſein ſollte, bedurfte er eines mehr als gewöhnlichen Muths. Endlich wurde er 1810, mit dem Charakter eines Hofraths, als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und der Philoſophie bei der Alexander-Newsky-Aka-

demie, mit einem Gehalt von 2500 Rubeln nach Petersburg berufen, gab aber auch dieſes Amt bald wieder auf, weil ſeine philoſophiſche Anſicht mit der dort herrſchenden nicht ſtimmte; doch erhielt er die Stelle eines Correſpondenten bei der Geſetzcommiſſion, mit einem Gehalte von 2500 Rubeln. Er ging nun nach Volsk im ſaratow'ſchen Gouvernement, wo er die philanthropiſchen Ideen eines Collegienraths Slobin realiſiren ſollte. Er traf hier mit Carl von Kügelgen zuſammen. Aus dieſen Entwürfen wurde aber nichts rechtes, und Feßler beſchäftigte ſich mehr mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, insbeſondere mit den Geſchichten der Ungarn, von denen bis jetzt 4 Bde. (Leipzig bei Gleditſch) erſchienen ſind. Seine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten u. a. Marc. Aurel, ein hiſtor. Gemählde, (Breslau 1790; 3. Aufl. 1799 4 Bde.) Ariſtides u. Themiſtokles, (Berl. 1792 2 Bde.); Matthias Korvin, K. d. Ungarn, (Bresl. N. Aufl. 1796. 2 Bde.); Attila, K. d. Hunnen, (Bresl. 1794); und ſeine Fortſetzung der Geſchichte des alten Griechenlands, nach Barthelemy's Reiſe des jüngern Anacharſis, (Berl. 1797. 2 Bde.), — zeigen Feßler'n als einen gelehrten, hellen und gewandten Kopf und als einen ſcharfen Beobachter. Ungeachtet bedeutender Fehler, die zum Theil der Gattung des hiſtoriſchen Romans, welche er für ſeine erſten Darſtellungen gewählt hat, überhaupt anhängen, verdient er den Namen eines geiſtreichen, männlichedeln und correcten Schriftſtellers. Im J. 1818 ward ſeine Lage durch Alexanders Aufmerkſamkeit verbeſſert. Er erhielt nicht nur ſeinen vollen Gehalt wieder, ſondern auch alle Rückſtände deſſelben. Im J. 1820 ward er als Superintendent bei der proteſt. Gemeinde der deutſchen Colonie in den Gouvernements an der Wolga angeſtellt. C.

Feſt- und Feiertage, dem gemeinſamen Gottesdienſte der Kirche gewidmet, theilen ſich in die Sonntage u. eigentlichen Feſttage; dieſe ſind entweder ordentliche oder außerordentliche, bewegliche oder unbewegliche. Bewegliche ſind Oſtern, Pfingſten ꝛc., unbewegliche Weihnachten, Michaelisfeſt, Dreikönigsfeſt, Lichtmeß, Johannis, Marienfeſte ꝛc. Man iſt in Preußen, Öſtreich u. a. Staaten bemüht geweſen, ihre Zahl durch Abſchaffung oder durch Verlegung auf den nächſten Sonntag zu vermindern. Dagegen fehlt es unſerm Gottesdienſte an Feſttagen, welche mit den die Religioſität der Menſchen anſprechenden Perioden der Natur in Berührung wären. Ein kirchliches Frühlingsfeſt, ein allgemeines Ernte- oder Herbſtfeſt, eine allgemeine Todtenfeier, zum kürzeſten Tage und ſeit der Befreiung Deutſchlands, erhebende Feſte der Dankbarkeit, Erinnerung und Stärkung der Nationalkraft mit weltlichen Feſten verbunden, an welchen die Kraft der Nation durch öffentliche Übungen ſich prüfte und entwickelte ꝛc., wären treffliche Vehikel, um mit Beihülfe paſſender Liturgie den äußern Cultus zu heben. Denn nur dieſer iſt wegen der verſchrobenen einförmigen Liturgie geſunken, nicht aber die wahre Religion, welche ihren Altar in jedem denkenden und fühlenden Menſchenherzen findet und ihren Gottesdienſt ohne Rückſicht auf den Calender hält.

Feſtigkeit iſt derjenige Aggregatzuſtand eines Körpers, in welchem ſeine Theile nicht durch eine jede Kraft ſogleich aus ihrer Lage verſchoben werden können, ſondern (nach dem Grade der Feſtigkeit) mehr oder weniger Widerſtand leiſten. Daß man das Wort Feſtigkeit in dem engern Sinne von ſolchen Körpern braucht, die einer ſtarken, auf ſie einwirkenden Kraft zu widerſtehen vermögen, im Gegenſatze zerbrechlicher Körper, iſt bekannt. Beide Zuſtände ſind in-

deß überhaupt relativ und fließen in einander. Die Stärke des Zuſammenhangs äußert ſich vorzüglich bei feſten Körpern, wenn ſie zerriſſen oder zerbrochen werden ſollen. Die Kraft, die zum Zerreißen erfordert wird, zeigt die abſolute Feſtigkeit; diejenige, die zum Zerbrechen erfordert wird, die relative Feſtigkeit an.

Feſton (Fruchtſchnur, Gehänge) iſt eine lebendige oder künſtliche, und im letzten Falle entweder gemalte, oder von Stein (oder Stucco) erhaben gearbeitete, architektoniſche Verzierung aus zuſammengebundenen Zweigen mit Blumen und Früchten vermiſcht, bald an den Außenſeiten der Gebäude, beſonders über Thüren und Fenſtern, bald im Innern der Gebäude, in Zimmern und Sälen. Bisweilen nimmt man auch, je nach der Beſtimmung des Ortes, ſtatt der Blumen und Früchte, Muſcheln, mathematiſche u. muſikaliſche Inſtrumente, Thiere u. ſ. w. als Attribute der Fiſcherei, der Jagd, der Muſik, der Jahreszeiten. Die Art, dieſe Feſtons aufzuhängen, iſt verſchieden, denn bald hängen ſie nur an einem Ende gerade herab, bald ſind ſie an zwei Enden befeſtigt und bilden halbe Cirkelbogen, bald ſind beide Arten vermiſcht. Wie dem ſei, ſo iſt immer rathſam, nicht allzuviele anzubringen, am wenigſten an den Außenſeiten der Gebäude, und ſie leicht und locker zu bilden, weil die zu vollen und gedrängten ſtets die Idee der Schwerfälligkeit erwecken. dd

Feſtung wird ein Ort genannt, wo ſich Wenige gegen Viele mit Vortheil vertheidigen können. Dazu iſt nöthig, daß die Beſatzung gegen die Schuß- wie gegen die Stoßwaffen des Feindes möglichſt geſichert ſei; dies geſchieht aber durch zwei Dinge, den Wall und den Graben. Erſterer ſoll die Stadt u. Beſatzung gegen feindliches Geſchütz ſichern, aus letzterm aber wird die Erde zum Wall genommen, und zugleich hindert er den Feind, ſich dem Walle ſelbſt zu nähern. Der Wall pflegt nicht unter 12 und nicht über 24 Fuß hoch, und 50 bis 80 Fuß dick gemacht zu werden. Der Graben wird 12 bis 24 Fuß tief und 60 bis 120 Fuß breit gemacht. Er iſt entweder trocken oder 6 Fuß tief mit Waſſer gefüllt. Wall und Graben umgeben die ganze Feſtung, jedoch werden ſie nach gewiſſen Grundſätzen einwärts und auswärts gebrochen. Bildet dieſer Umriß von Zeit zu Zeit Vorſprünge, welche nochmals rückwärts gebrochen ſind, ſo heißen dieſe Baſtionen und die Feſtung eine baſtionirte. (Nach dieſer Weiſe ſind die meiſten Feſtungen gebaut, und Marchi, Pagan, Freytag, Vauban, Coehorn u. Cormontaigne die bekannteſten Namen unter den Ingenieurs, die auf dieſe Art befeſtigt haben. Die baſtionirte Manier theilt ſich wieder in die italieniſche, ſpaniſche, franzöſiſche und niederländiſche Befeſtigungsmanier, und jede von dieſen zerfällt wieder in ein Heer von Unterabtheilungen.) Der dem Feinde zugekehrte Theil der Baſtionen, heißt Facen, die der Feſtung näheren, Flanken. Das Stück Wall zwiſchen zwei Baſtionen, heißt die Curtine oder der Mittelwall. Die Spitzen der Baſtionen pflegen 90 Ruthen von einander entfernt zu ſeyn; die Facen 30°, die Flanken 10 — 14° lang gemacht zu werden. Zwiſchen zwei Baſtionen liegt bei regelmäßigen Feſtungen meiſtens ein Rävelin (halber Mond), welcher aus einem fleſchenförmigen Werke, das einen einzigen ausſpringenden Winkel bildet, beſteht. Es hat gleichfalls einen Graben vor ſich. Zuweilen liegt ein ähnlich geſtaltetes Werk vor der Baſtion, welches Contregarde genannt wird. Das Ravelin wie die Contregarde gehören ſchon zu den Außenwerken,

zu denen noch die Grabentenaille, Lünetten u. ſ. w. gezählt werden. Alle dieſe Werke werden durch einen 24—30° breiten Gang umſchloſſen, der durch eine Bruſtwehr, welche ſich ſanft in das Feld verläuft und das Glacis heißt, gegen feindliche Schüſſe gedeckt iſt, und daher der bedeckte Weg genannt wird. Vor dem Glacis befinden ſich oft noch andere Außenwerke. (S. d. Art.) Sie ſind jedoch nur in beſondern, durch ſehr coupirtes Terrain erzeugten, Fällen anzurathen, ſonſt aber durchaus fehlerhaft und eher ſchädlich als nützlich. Die holländiſchen Ingenieurs haben dieſe Art Werke im 16ten und 17ten Jahrhundert in unglaublichem Übermaß an ihren Feſtungen angebracht. Die Außenwerke hängen durch ein rückwärts gehendes Stück Wall, welches der Flügel des Werks genannt wird, wenigſtens mit dem bedeckten Wege des Platzes zuſammen. Eine andere Gattung Außenwerke aber liegt völlig iſolirt auf irgend einem wichtigen Puncte, oft mehrere tauſend Schritte vom Glacis entfernt; man nennt dieſelben detachirte Werke. Sie beſtehen aus Redouten, Fleſchen, Sternſchanzen und ähnlichen Werken. Ihr Zweck iſt, beſonders wichtige Puncte in der Gewalt der Feſtung zu erhalten. Sobald ſie oben mit keiner bombenfeſten Bedeckung verſehen ſind, haben ſie den großen Fehler, daß die einſchlagenden Bomben die Beſatzung in kurzer Zeit tödten oder vertreiben, und die Geſchütze zertrümmern. Man hat daher in dem letzten halben Jahrhundert bombenfeſte Bedeckungen mancherlei Art erfunden, um dieſem Übel abzuhelfen, und wirklich war dieſe Aufgabe durch die Montalembertſchen Thürme ſehr glücklich gelöſ't worden. Dieſe Thürme ſind rund, 2 bis 3 Stockwerk hoch, völlig bombenfeſt und auch durch Kanonen viel ſchwerer als andere Werke zu zertrümmern. Sie können 36 Geſchütze faſſen. Das untere Stockwerk iſt nicht rund, ſondern beſteht aus 6—12 ein- und ausſpringenden Winkeln, um Seitenvertheidigung zu erhalten. Solche bombenfeſte detachirte Werke verſtärken die Vertheidigungsfähigkeit einer Feſtung ungemein, und ihr Nutzen iſt jetzt durchgängig anerkannt. Gleichzeitig mit den bombenfeſten Thürmen kam auch, um mehrern ſehr wichtigen Fehlern der baſtionirten Form abzuhelfen, der Vorſchlag wieder in Anregung, den Umriß der Plätze nicht mehr aus Baſtionen und Curtinen, ſondern aus lauter aus- und eingehenden Winkeln beſtehen zu laſſen. Letztere ſollten dann immer rechte Winkel und erſtere nicht ſpitzigere als 60° bilden. Dieſe Einrichtung, welche man das tenaillirte Syſtem nennt, war ſchon früher von Dillich, Rimpler, Auguſt II. (König von Polen), beſonders aber von dem genialen Landsberg vorgeſchlagen; ſpäter iſt ſie von dem noch talentvollern Montalembert wieder ergriffen worden, und deſſen geiſtreiche Vorſchläge haben es jetzt, trotz aller Einwürfe ſeiner verblendeten Landsleute, die das handwerksmäßig Erlernte ihrer Kunſt blind vertheidigten, dahin gebracht, daß es wohl keinen in ſeine Wiſſenſchaft eingeweihten Ingenieur gibt, der nicht den großen Vorzug dieſer Befeſtigungsweiſe erkennt. Sie charakteriſirt ſich auch noch vorzüglich dadurch, daß ihre Anhänger die Zerſtörungen, welche die Ricochetſchüſſe und das Wurfgeſchütz in den gewöhnlichen Feſtungen anrichten, einſahen, und daher größtentheils auf die Anlage von mit Kanonen beſetzten Caſematten und andern bedeckten Geſchützſtänden drangen. — Außer baſtionirten u. tenaillirten Plätzen unterſcheidet man auch natürliche und künſtliche Feſtungen. Erſtere ſind ſolche, welche an den meiſten Stellen durch Terrainhinderniſſe, z. B. durch unerſteigliche Felſen, Sümpfe,

Waſſer u. ſ. w. geſichert ſind, und daher nur an wenigen Orten durch Menſchenhände befeſtigt zu werden brauchen; letztere hingegen müſſen an allen Puncten durch künſtliche Werke in Vertheidigungsſtand geſetzt werden. Nach einer dritten Eintheilung zerfallen die Feſtungen in reguläre und irreguläre. In erſtern ſind alle gleichnamigen Winkel und Seiten gleich groß, in letztern hingegen die Lage der Werke dem Terrain angepaßt. Jene ſollten nur auf dem Papier exiſtiren, indem Benutzung des Terrains und Koſtenersparniß die Hauptſache iſt; die reguläre aber, da ſie das Terrain nicht berückſichtigt, bei weitem mehr koſtet als die, welche dem Terrain angepaßt wird, und überdem, da alle Seiten gleich ſtark ſind, dem Feinde freie Wahl der Angriffsſeite läßt, während bei den unregelmäßigen Plätzen nur ein oder zwei ſchwache Seiten vorhanden ſein dürfen, auf denen man nun gehörige Vorbereitungen treffen kann. — Der Zweck der Feſtungen iſt von mannichfaltiger Art: ſie dienen zur Bewahrung von Vorräthen, Archiven und Schätzen, zur Deckung der Gebirgspäſſe, Stromübergänge und der Schifffahrt, zum Anlehnungspuncte feſter Stellungen, zum Sammelplatze geſchlagener Armeen, zur Baſis militäriſcher Operationen, vorzüglich aber zu Strebepfeilern, an denen ſich die Kräfte einer offenſiv operirenden feindlichen Armee brechen ſollen, während die diesſeitigen Truppen hinter dieſer ſchützenden Kette die Vorbereitungen zur Fortſetzung des Krieges machen. Es iſt in neuern Zeiten oft zur Sprache gekommen, ob nicht die Feſtungen, ſtatt einem Staate zu nützen, ihm in Kriegszeiten vielmehr Schaden brächten? und die Vertheidiger dieſer Meinung haben die ſchnelle Übergabe der preußiſchen Feſtungen im J. 1806 und den geringen Nutzen, den der franzöſiſche dreifache Gürtel von Feſtungen 1814 und 15 leiſtete, als Grund für ihre Behauptung angeführt. Indeß kann dieſer Satz doch nur von Profanen ernſtlich vertheidigt werden, da die ganze Theorie des Kriegs, beſtätigt von den Vertheidigern der Feſtung Danzig, Saragoſſa und anderer ſpaniſchen und italieniſchen Plätze, den hohen Werth dieſer Einrichtung beurkundet. Der ſchnelle Fall jener Plätze aber entſtand wohl aus der Überlegenheit der Kunſt des Angriffs, oder aus der Feigheit der Commandanten, dem Mangel an Ausrüſtung und aus geringer Anzahl der Vertheidiger. Der Werth eines Platzes muß offenbar nach der Vertheidigungsfähigkeit deſſelben, d. h. nach der Zeit, welche man ſich gegen den geregeltſten, mit allen Mitteln geſchehenden Angriff halten kann, beſtimmt werden. Nicht ohne Glück haben daher die neuern Franzoſen die Stärke der Feſtungen durch fingirte Tagebücher der zu führenden Belagerungen beſtimmt, und je nachdem die eingebildete Eroberung ſpäter oder früher erfolgte, den Platz für ſtärker oder ſchwächer gehalten. Bei dieſen Tagebüchern werden zwar Wetter, Boden und viele andere Zufälligkeiten nicht mit in Anſchlag gebracht, und es läßt ſich daher durchaus nicht beſtimmen, ob die Belagerung nicht vielleicht ſtatt, wie im Tagebuche geſagt, 30, 60 und mehr Tage dauern werde; indeſſen können dieſe Zufälligkeiten bei allen Feſtungen eintreten, und jene Tagebücher ſind daher nicht als Vorausbeſtimmung der Dauer einer Belagerung, wohl aber als wechſelſeitiger Maßſtab der Vertheidigungsfähigkeit zu brauchen. Die nöthige Beſatzung einer Feſtung beſtimmt ſich nach den möglichen Angriffspuncten. Kleine Feſtungen können aus mehreren Gründen mit Laufgräben nur an einem Puncte angegrif-

fen werden, und bedürfen nur der Beſatzung, um einen Angriff abzuſchlagen. Hierzu werden aber 5 bis 6000 Mann hinreichend ſein. Iſt hingegen ein doppelter Angriff möglich, ſo wird es einer Beſatzung von 10 bis 12,000 Mann bedürfen, die ſich bis auf 15,000, ja ſelbſt bis 20,000 Mann ſteigern kann, wenn die Feſtung viel detachirte Werke hat. Mehr als dieſe Menge hat keine Feſtung nöthig, und es iſt ein großer Fehler, wenn man, wie z. B. 1813 in Danzig, mehr Beſatzung zurückläßt. Die angegebene Mannſchaft iſt zur Abwehrung jedes Sturmes völlig hinreichend. Die Beſatzung, wie bisher gewöhnlich war, dadurch zu beſtimmen, daß man auf jeden Fuß der Länge der Bruſtwehr einen Mann rechnete, beruht auf falſchen Grundſätzen, und iſt jetzt allgemein für falſch anerkannt. Artillerie und Lebensmittel, werden nach ähnlichen Grundſätzen proportional der Beſatzung beſtimmt. P.

Fetſa, ſ. Mufti.

Fetiſchismus. Mit dieſem Worte bezeichnet man den, natürliche oder künſtliche Körper, belebte oder unbelebte Weſen als göttliche anbetenden Religionsdienſt. Das Wort iſt neu, die Sache alt. De Broſſes in ſeiner Schrift: du culte des Dieux Fétiches (1760, überſ. v. Piſtorius. Stralſund 1785) hat den Ausdruck Fetiſch, der entweder aus dem Portugieſiſchen von feilizio, ein Zauberklotz, oder nach Winterbottom von feilizeira, Zauberin, abſtammt, zuerſt in Umlauf gebracht. Die Portugieſen nannten die Götzen der Neger am Senegal und die Manitus andrer wilden Nationen ſo, und nachher erhielt das Wort eine allgemeine, umfaſſendere Bedeutung. Man kann zweierlei Arten von Fetiſchen unterſcheiden: 1. Theile und Werke der Natur, und 2. Werke von Menſchenhand. Zu den erſtern gehören Elemente und Berge, welche die Bewohner des Caukaſus, die Perſer, Araber, alten Deutſchen, Mongolen, Peruaner, Neger, Buräten; Flüſſe und Quellen, welche die Hindu, Parther, Kamtſchadalen; Wälder und Bäume, welche die Slaven, Tſcheremiſſen und Jakuten; Steine, welche die Syrer, Phrygier, Tunkineſen, Lappländer; Thiere, welche die Ägypter, Oſtiaken u. A. anbeteten oder noch anbeten; ferner Häute, Gerippe, Klauen, Köpfe, Federn u. a. m. Die zweite Claſſe iſt nicht minder zahlreich: Pfeile und Pflöcke verehrten die Parias, Scythen, Taurier; andere hingegen Töpfe, Pfähle u. dgl. Wichtig iſt die Frage, wie der Menſch wohl darauf gekommen ſei, Fetiſchen zu verehren? Bei einigen dieſer Fetiſchen iſt's begreiflich, bei andern ſollte man meinen, die Menſchen hätten nur durchaus eine Gottheit haben wollen, und das erſte beſte dazu gemacht. Woher kam ihnen aber die Ahnung des Göttlichen, die ſie nothwendig haben mußten, ehe ſie darauf verfallen konnten, irgend etwas, was es auch ſei, zum Gott zu erheben? Die Quelle alles Fetiſchismus iſt die dem Naturmenſchen eigenthümliche Anſicht von der Natur. Ihm unbewußt trägt er ſein Leben hinüber in die Natur, und was dann außer ihm durch ihn lebendig geworden iſt, das erſcheint ihm höher und mächtiger als er ſelbſt iſt, und im fremden Weſen findet er das Eigene und Menſchliche göttlich. Dies iſt der reinere und edlere Fetiſchismus der Natur. Hiebei aber blieb es nicht. So wie der Naturmenſch dem Todten außer ſich ſein Leben gegeben hatte, ſo gab er dem Lebenden, der Thierwelt, ſeinen Sinn und ſein inneres Leben. Der Inſtinkt des Thieres wurde ihm Abſichtlichkeit und Überlegung,

und da es durch Kunſttriebe, durch Liſt, in der Art ſeinem Feinde zu entgehen, ſeine Nahrung zu finden, menſchliches Nachdenken übertraf, da es ſogar das Ungeſehene wußte, durch Witterung ſeiner Nahrung aus der Ferne, Vorempfindung des Wetters; ſo gab die Thierwelt dem Menſchen ſeinen eignen Sinn höher und übermenſchlich zurück (Thierfetiſchismus.) Nicht Thiere, ſondern die belebte Natur mit Sinnen und Geſtalt der Thiere betete urſprünglich dieſer Fetiſchismus an. Den niedrigſten Fetiſchismus dieſer Art erzeugten die brennendſten Klimate von Afrika und die kälteſten des Nordens. Die äußerſte Ausartung des Fetiſchismus im Alterthum war unſtreitig in Ägypten; von den Wilden der neuern Zeit iſt es bekannt, daß ſie ihre Götzen, wenn ſie ihre Wünſche und Gebete nicht erhören, verkaufen und erſäufen, ihnen drohen, ſie beſchimpfen, prügeln und zerſtören. Die feinſte Veredlung des Fetiſchismus hatte ohne Widerrede Griechenland, wo durch die Sängerſchulen u. die bildende Kunſt aus ihm ein ſchönes Göttergeſchlecht hervorging. Der edlere Fetiſchismus bildete das Leben in der Natur zu Naturgeiſtern mit eigenthümlicher Perſönlichkeit in menſchlicher Geſtalt, mit menſchlichem Willen und Denken. Die dritte Art des Fetiſchismus gilt nur uneigentlich für ſolchen; denn wenn manche Wilde die Gottheit in Thierfellen, Pfählen u. ſ. w. anbeten, ſo iſt eine Anbetung unter ſolcher Geſtalt nicht unmittelbar aus Belebung der Natur entſprungen, ſondern nachdem dieſe im Cultus untergegangen war, als Cultus ſelbſt entſtanden. dd.

Fett, ein Beſtandtheil thieriſcher Körper, weich, beinahe flüſſig, ſo lang es warm und im lebenden Körper enthalten, — hart, feſt, weiß und blätterig, wenn es kalt iſt. Es beſteht nach den neueſten, chemiſchen Unterſuchungen größtentheils aus Waſſerſtoff u. Kohlenſtoff, mit einem geringen Antheil von Stickſtoff und Sauerſtoff. Von der vorherrſchenden Neigung des Waſſerſtoffs und Kohlenſtoffs, ſich mit einem größern Antheil von Sauerſtoffe zu verbinden, rührt die Verbrennlichkeit des Fettes her. Es hat mit dem fetten Öl des Pflanzenreiches vieles gemein. (S. d. Art. Öle.) Der chemiſchen Kunſt iſt es gelungen, durch die Verbindung von Kohlenſtoff und Waſſerſtoff eine Maſſe hervorzubringen, welche ſich ganz wie Fett verhielt. (S. Döbereiner's neueſte ſtöchiometriſche Unterſuchungen 1816.) Auch hat man gefunden, daß andere weiche thieriſche Theile ſich in eine fettähnliche Maſſe verwandelten, wenn ſie lange unter Waſſer, welches ſich ſtets erneuerte, oder in feuchter Erde aufbewahrt wurden. In dem thieriſchen Körper iſt die Erzeugung und Abſonderung des Fettes die Verrichtung desjenigen Theils des Haargefäßſyſtems, welcher ſich in die Zellchen des Zellgewebes ſowohl unter der Haut, als um verſchiedene Eingeweide, beſonders aber in den Netzen des Unterleibes befindet, wo ſich alsdann das Fett anſammelt. (Vergl. d. Art. Corpulenz.)

Feudalrecht und Feudalſyſtem, ſ. Lehnrecht und Lehnſyſtem.

Feuer iſt dasjenige, was in einem Körper Wärme hervorbringt, die unbekannte Urſache der Wärme. Einige Naturlehrer nun haben das Feuer bloß für einen Zuſtand der Körper gehalten, der durch eine gewiſſe Art der Bewegung entſpringen ſoll, z. B. Baco, Descartes, ſelbſt Newton; andere nehmen einen beſondern Stoff, Feuermaterie, an, z. B. Euler, und dieſe Meinung iſt jetzt die herrſchende. Über

die Natur dieſes Stoffs aber ſind die Meinungen höchſt verſchieden. (S. d. Art. Licht.) Im gemeinen Leben verſteht man unter Feuer die Erſcheinung des Verbrennens, eine Erſcheinung, die auf dem Zuſammentreffen des Lichts, der Wärme und des Kohlenſtoffs beruhen ſoll. Die Körper, an denen es ſich äußert, heißen verbrennliche. Lange hatte den Menſchen das Feuer gemangelt, oder wenigſtens ein Mittel zu ſeiner Aufbewahrung und Hervorbringung. Allmählich wurde die Flamme durch eigne Wachen, wie z. B. das heil. Feuer von den veſtaliſchen Jungfrauen, unterhalten. Zum Schmelzen der Metalle, zur Sprengung der Felſen u. ſ. w., ward das Feuer ſchon ſehr früh angewendet; daß es zu letzterm gebraucht worden ſei, davon finden wir ſchon bei Hiob Spuren. Das Feuer brennt bald mit Flamme, bald beſteht es in einem bloßen Glimmen; es wärmt u. leuchtet zugleich. Die Flamme leuchtet verſchiedenfarbig, je nachdem die Beſchaffenheit des brennenden Körpers iſt. Ihr Farbe zu geben, ſteht zum Theil in unſerer Gewalt. Ordnet man verbrennliche Körper von beſonderer Miſchung und in eigene Formen gefaßt, ſo, daß ſich in ihrem Verbrennen ein gewiſſer Ausdruck, Bild, Gedanke, darſtellt, ſo entſteht ein Feuerwerk. Der Zubereiter deſſelben heißt ein Feuerwerker. Der Feuerwerker in der Artillerie beſorgt die Munition fürs Geſchütz und was weiter dahin gehört. (Vergl. Feuerwerkerkunſt.)

Feuer (das griechiſche) ward im ſiebenten Jahrhundert erfunden. Als im Jahr 668 die Araber Conſtantinopel belagerten, ging der griechiſche Baumeiſter Kallinikus aus Heliopolis von dem Chaliſen zu den Griechen über, und brachte eine Miſchung mit, deren unerhörte Wirkungen den Feind in Schrecken ſetzten und zur Flucht zwangen. Bald wurde es mittelſt flachsumwundener Pfeile und Wurfſpieße auf feindliche Feſtungswerke und Gebäude abgeſchoſſen, um ſie in Brand zu ſtecken; bald trieb man durch daſſelbe aus eiſernen oder metallenen Röhren ſteinerne Kugeln gegen die Feinde. Der Gebrauch dieſes Feuers dauerte wenigſtens bis zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts fort, und billig muß man es um ſo auffallender finden, daß kein einziger gleichzeitiger Schriftſteller uns die Beſtandtheile deſſelben in einer genauen Angabe aufbehalten hat. Nach den angegebenen Wirkungen zu ſchließen, waren nicht Naptha, Schwefel und Harz, ſondern wahrſcheinlich Salpeter ein Hauptbeſtandtheil deſſelben. Übrigens folgt aus den Nachrichten der Alten nicht, daß es unter, ſondern nur, daß es auf dem Waſſer brannte; ein ſolches Feuer erfand Cardanus auch. Nach einer Angabe im Magazin aller Erfindungen ſoll der Freiherr von Aretin in München in der dortigen Central-Bibliothek, in einer lateiniſchen Handſchrift aus dem dreizehnten Jahrhundert, eine Abhandlung über das griechiſche Feuer gefunden haben, welche das verloren geglaubte Recept deſſelben enthält.

Feuerbeſtändig, der Wirkung des Feuers widerſtehend; das Gegentheil von flüchtig, in Dämpfe verfliegend.

Feuerdienſt, Feuerverehrung, eine Art des edlern Fetiſchismus (ſ. dieſen Artikel) oder reinern Naturdienſtes, welche vorzüglich bei den Perſern herrſchend und ausgebildet war. S. Gebern.

Feuerkugel, 1) in der Naturlehre feurige Lufterſcheinungen in Kugelgeſtalt, die ſich in verſchiedenen Größen ſchnell und langſam durch die Luft bewegen, oft auch feurige Schweife haben, in

welchem Falle man ſie auch feurige Drachen nennt; kleine Kugeln der Art werden auch Sternſchnuppen genannt. Es gibt über dieſe Erſcheinung vielerlei Hypotheſen. Chladni erklärt ſie für dichte Maſſen, welche ſich außer unſerer Atmoſphäre im höhern Weltraume gebildet haben, und ſetzt ſolche mit den Aërolithen oder ſogenannten Mondſteinen in die nämliche Claſſe. 2. In der Geſchützkunſt jede Kugel, welche angezündet werden und brennen kann.

Feuerland (Tierra del fuego), ein Land an der ſüdlichen Spitze von Amerika, das von dieſer durch die Magelhaniſche Straße — und von der Staateninſel im Oſten durch die Straße le Maire getrennt iſt. Der Entdecker Magelhaens nannte es ſo, weil er zur Nachtzeit überall Feuer ſah, und glaubte, daß dieſes von Vulkanen herrühre. Aber wahrſcheinlich hatten die Eingebornen dieſe Feuer angezündet. Es liegt zwiſchen dem 52ſten Grad 30′ und dem 56ſten Gr. S. Br., ſo wie zwiſchen dem 65 und 75ſten Gr. W. L. von Greenwich, und erſtreckt ſich etwa 80 Meilen in die Länge von Oſten nach Weſten, und 40 Meilen von Norden nach Süden in die Breite. Es wird durch ſchmale Meerengen in elf große und mehr als 20 kleinere Inſeln getheilt, zuſammen 1520 Q. M. Das Clima iſt außerordentlich rauh: ſelbſt in manchen Thälern thaut im dortigen Sommer das Eis nie auf. Die Flora dieſes Landes iſt ganz eigenthümlich, und hat höchſtens einige Gewächſe mit Patagonien und den höheren Andes gemein. Inſecten hat man kaum bemerkt, wenigſtens keine läſtigen; auch wenig Landvögel, als einige Geier und Habichte. Das einzige vierfüßige Thier iſt der Hund, auch hier der treue Begleiter des Menſchen. Dagegen wimmelt die See von Wallfiſchen, Seehunden und Seelöwen, von Schalenthieren aller Art, von Waſſervögeln, unter denen beſonders eine Ente genannt wird, die auf dem Waſſer läuft. Auch erwähnt man einer Möve, des Port Egmonts Huhns, und ſehr ſchmackhafter wilder Gänſe. Die Eingebornen dieſes Landes (etwa 2000) ſind die beklagenswürdigſten, beſchränkteſten u. verlaſſenſten Sterblichen; von der Rauhigkeit ihres Klima's ſo zu Boden gedrückt, daß ſie ſich auch die gemeinſten Bequemlichkeiten des Lebens nicht zu verſchaffen wiſſen, ein kleiner, häßlicher, magerer, bartloſer Schlag Menſchen, mit langen ſchwarzen Haaren und von einer Farbe, als wenn Eiſenroſt mit Öl vermiſcht eingerieben wäre. Ihr ganzer Staat beſteht in dem Felle eines Seehundes, ſelten eines Llamas, wie es vom Thier abgezogen worden, welches ſie um die Schultern werfen, und beutelförmig um die Füße binden. Doch lieben ſie den Putz; Arm- und Fußbänder tragen ſie von kleinen Muſcheln oder Knochenſtückchen; um die Augen mahlen ſie ſich weiße Ringe; alles, was roth ausſieht, gefällt ihnen ungemein. Sie verzehren alles, Seethiere vorzüglich, roh, oder halb verweſet. Kein anderes Getränk kennen ſie, als Waſſer. Auch feſte Wohnplätze haben ſie nicht, ſondern ſie ziehen von einem Ort zum andern, wo ſie Vorräthe von Seethieren finden. Die Bauart ihrer Hütten iſt höchſt roh. Etliche Pfähle, kegelförmig zuſammengeſtellt, mit Zweigen und etwas Gras bedeckt, und eine Öffnung unter dem Winde, die zugleich als Thür und als Schornſtein dient: das iſt das Ganze. Kein Geräth ſieht man in ihren Hütten. Sie führen auch nichts, als eine Taſche auf dem Rücken, einen Korb in der Hand, und eine Blaſe worin ſie Waſſer tragen. Wo ſie Halt machen, zünden ſie ein Feuer an: von dem beſtändigen Rauch haben ſie faſt alle rothe Augen. Auch ihre Kähne zeugen von

dem Mangel aller Kunſtfertigkeit; ſie ſind bloß aus Baumrinden mit Sehnen zuſammengenäht, und auswendig mit irgend einem Harz überzogen. Nur an ihren Waffen bemerkt man einige Kunſt. Die Bogen, die Pfeile, die Wurfſpieße und die Fiſchangeln ſind nett gearbeitet, und ſie wiſſen ſie wohl zu brauchen. Man hört das Wort Peſcheräh am häufigſten von ihnen; doch weiß man nicht, was es bedeutet; man nennt ſie daher jetzt ſelbſt ſo. Nach einigen Nachrichten ſind ſie Flüchtlinge, die aus beſſern Gegenden in dies unwirthbare Land verdrängt ſind; denn Stammverwandte von ihnen fanden die jeſuitiſchen Miſſionarien auf der Weſtküſte von Patagonien.

Feuerprobe ſ. Ordalien.

Feuerſpeiender Berg, ſ. Vulkane.

Feuerſtein, iſt ein mit allen Farben, gewöhnlich gelblich und rauchgrau, meiſtens derb, ſelten cryſtalliſirt, vorkommendes Foſſil, das ſich weit auf der Erde verbreitet in Ur-, Flötz- u. aufgeſchwemmten Gebirgen (vorzüglich in Kreidegebirgen) findet. Man bedient ſich deſſelben, beſonders in Muesnes in Berry, in Gallizien, zu Avio in Welſch-Tyrol, zur Verfertigung der Flintenſteine, wozu man eine Art wählt, welche hinlänglich ſcharfkantig und ſchalig zerſpringt. Die regelmäßige Form wird ihnen mit eignen Inſtrumenten gegeben. Das Verfahren dabei, welches ſo ſchnell von Statten geht, daß der ungeübteſte Arbeiter täglich 500 Stück verfertigen kann, war lange ein Geheimniß und iſt erſt durch Dolomieu bekannt geworden.

Feuerverſicherung (Brandverſicherung), die Sicherſtellung vor Feuerſchaden von Seiten des Staates, oder einer Geſellſchaft, welche ſich dazu verbunden hat, durch Erſetzung deſſen, was durch eine Feuersbrunſt an Häuſern oder anderm Vermögen verloren gegangen, dem Eigenthümer, und zwar nach Maßgabe des angegebenen Werths, und des dieſer Angabe gemäß zu entrichtenden jährlichen Geldbeitrags, den erlittenen Schaden zu vergüten. Dergleichen Anſtalten kamen erſt nach dem Jahre 1725 auf. Die pariſer wurde 1745, und die churbraunſchweigiſche, als die erſte in Deutſchland, 1750 errichtet. In Sachſen wurde ſie vom Jahre 1787 an eingeführt.

Feuerwerkerkunſt, die Kunſt oder Wiſſenſchaft, aus Schießpulver und andern Stoffen künſtliche und dem Auge wohlgefällige brennende Figuren zu bilden. Man nennt ſie auch Pyrotechnie, und theilt ſie in Land- und Waſſerfeuerwerkerkunſt ein. Zu erſterer gehören alle Arten von Raketen, Landpatronen, Feuerräder, brennende Sonnen, Namen u. ſ. w.; zu letzterer zählt man die Feuerkugel, Waſſerteufel, Igel u. ſ. w. Verſchieden von der Luſtfeuerwerkerei iſt die Ernſtfeuerwerkerei, die ſich mit allen Arten von Geſchützpatronen, Brandkugeln, Petarden beſchäftigt.

Feuilleton. Die pariſer Zeitungen, mit Ausnahme des Moniteurs, haben ſeit der Revolution die Einrichtung, daß ein durch eine Linie abgeſchnittenes Winkelchen dazu beſtimmt wird, literariſche, theatraliſche und nichtpolitiſche Notizen mitzutheilen. Dieſe auch mit kleinerer Schrift gedruckte Abtheilung der pariſer Zeitungen nannte man Feuilleton. In Deutſchland iſt namentlich beim Nürnberger Correſpondenten dieſe Form und Einrichtung im Äußern nachgeahmt worden.

Fevre (Robert Le), einer der erſten Bildnißmahler unſerer Zeit, lebt in Paris und iſt ein Schüler Regnaults. Er hat zugleich mehrere treffliche hiſtoriſche und andere Compoſitionen geliefert, die

mit denen Davids, Guerins, Gerards, zu den erſten der neuern franzöſiſchen Schule gehören. Sein ſchönes Bild, die den Amor entwaffnende Venus, hat Desnoyers in Kupfer geſtochen. Im Salon von 1802 war von ihm eine Compoſition ausgeſtellt, die Callipygen genannt: zwei Jungfrauen, welche ihre geheimſten Reize einem jungen heirathsluſtigen Manne, der die ſchönſte unter ihnen wählen will, zur Schau bringen, welche Ausſtellung trotz ihrer Unſittlichkeit von Kennern wegen ihrer trefflichen Carnation allgemein bewundert wurde. Man hat von ihm mehrere Bildniſſe Buonaparte's, die zu den gelungenſten gehören.

Feyerabend, war eine Familie zu Frankfurt am Main, berühmt im 16ten Jahrhundert durch eine große Menge von Künſtlern und Literatoren, welche aus ihr hervorgingen. Der älteſte, den man kennt, iſt Johann Feyerabend, ein Holzſchneider. Er hat ſeine Werke mit den beiden Anfangsbuchſtaben ſeines Namens bezeichnet. Er ſoll ein neues Teſtament in lateiniſcher Sprache mit ſeinen Holzſchnitten verziert haben. — Hieronymus Feyerabend war ein ausgezeichneter Buchdrucker. — Johann Feyerabend auch ein Buchdrucker von Werth und Ruf. — Chriſtoph Feyerabend, Verfaſſer einer deutſchen Überſetzung der Commentarien von Julius Cäſar. (Frankf. 1555, 1538 und 1620 Fol.) — Sigismund Feyerabend, Zeichner, Holzſchneider und Buchdrucker, beſorgte treffliche Ausgaben alter Schriftſteller, worunter ſich die des Livius (1568 Fol. mit ſaubern Kupferſtichen von Jeſſe Amman) auszeichnet. Papillon führt eine Sammlung von Figuren aus der Bibel an, (1569 in 4) welche mehrere Blätter, mit den Anfangsbuchſtaben des Sigismund Feyerabend bezeichnet, enthält. Auch ſpricht er von Icones novi testamenti arte et industria singulari exprimentes, (1571 in 4.) worin ſich Kupferſtiche von dieſem Künſtler befinden ſollen. Sigismund Feyerabend iſt auch noch Herausgeber folgender zwei Sammlungen: 1. Annales seu Historia rerum belgicarum a diversis autoribus ad haec usque nostra tempora conscriptae et deductae. Francof. 1580. II. Vol. fol.; 2. Monumenta illustrium eruditione et doctrina virorum figuris artificiosissimis expressa. Ibid. 1585. in fol. Er war es auch, der auf ſeine Koſten das Gynaeceum, eine Sammlung von Frauentrachten darſtellend, herausgab. — Carl Sigismund Feyerabend, folgte ums J. 1580 ſeinem Vater in demſelben Gewerbe. Er hat mehrere Kupferſtichſammlungen erſcheinen laſſen.

Fiacre (Fiacker), eine Miethkutſche, dergleichen in großen Städten auf öffentlichen Plätzen zu Jedermanns Dienſte immer bereit ſtehen. Sie hat angeblich ihre Benennung von dem heiligen Fiacre, König der Schotten, im ſiebenten Jahrhundert, deſſen Bildniß der erſte Miethkutſcher in Paris zum Schilde ſeiner Wohnung machte.

Fibel, eigentlich ein Heft, um etwas zuſammenzuhalten, dann ein Büchelchen, woraus die Kinder leſen lernen — ABCBuch. Bienenrod ſoll der Verfaſſer der erſten deutſchen Fibel ſein.

Fiber, Fibern, ſind die feinen Faſern oder zarten Fäden, mit welchen die feſten Theile der Thier- und Pflanzenkörper zuſammengewebt ſind. Fibrös, faſerig, was Faſern hat, oder faſericht, was aus Faſern beſteht.

Fichte (Johann Gottlieb), geboren zu Rammenau bei Biſchoffswerda in der Oberlauſitz den 19. Mai 1762. Er erhielt ſeine erſte

Erziehung durch die Unterſtützung eines Herrn von Miltiz. Nachher erhielt er in der Schulpforte eine claſſiſche Bildung, ſtudirte zu Jena, Leipzig und Wittenberg, lebte dann einige Jahre in der Schweiz und in Preußen, wo er in Königsberg auch den Umgang Kants genoß. Zuerſt leitete er die Aufmerkſamkeit des philoſophiſchen Publicums auf ſich durch ſeinen Verſuch einer Kritik aller Offenbarung (Königsberg 1792. 8.) Eben dieſes Werk verſchaffte ihm im Jahr 1793, nach Reinholds Abgang von Jena, den Ruf als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie an die daſige Univerſität, welchem Rufe er auch folgte, und bis zum Jahr 1800 eine die erſten Zierden dieſer Univerſität während ihrer glänzendſten Periode war. Hier machte er unter dem Namen der Wiſſenſchaftslehre ein philoſophiſches Syſtem bekannt, welches er früher auf dem Kantiſchen fortbaute, von welchem er aber nachher ſich immer weiter entfernte. Wegen eines in das von ihm herausgegebene philoſophiſche Journal (B. 8. H. 1.) eingerückten Aufſatzes: über den Grund unſers Glaubens an eine göttliche Weltregierung, fiel er in den Verdacht einer irreligiöſen Denkart. Das Aufſehen, welches dieſer Aufſatz erregte, veranlaßte eine Unterſuchung, welche bei der aufgeklärten und milden weimariſchen Regierung keine nachtheiligen Folgen für den Verfaſſer gehabt haben würde, wenn derſelbe nicht mit Niederlegung ſeiner Stelle gedroht hätte, die ihm ſeine ſtrenge Wahrheitsliebe zur Pflicht machte, worauf er ſeine Entlaſſung erhielt. Er fand eine freundliche Aufnahme im preußiſchen Staate. Eine Zeitlang privatiſirte er in Berlin. Im Sommer 1805 wurde er Profeſſor der Philoſophie in Erlangen, mit der Erlaubniß, den Winter in Berlin zuzubringen. Während des franzöſiſch-preußiſchen Krieges ging er nach Königsberg, wo er auch eine kurze Zeit Vorleſungen hielt, kehrte aber nach hergeſtelltem Frieden nach Berlin zurück, wo er im Jahr 1809 bei der neu errichteten Univerſität als Profeſſor der Philoſophie angeſtellt wurde, der er bis an ſeinen Tod ſeine ſchönſten Kräfte mit raſtloſem Eifer widmete. Er wurde am 29. Jan. 1814 durch das verheerende Nervenfieber in ſeinem 51ſten Jahre hinweggerafft. Fichte war ein Mann von großem Scharfſinn und hoher Beredſamkeit in ſeinem Vortrage. In ſeinen weniger wiſſenſchaftlichen Werken iſt ein Muſter deutſcher Proſa aufgeſtellt. Seinen Werth, ſeinen Einfluß auf die Geiſterwelt, den großen und gerade für die letzte Zeit der Selbſtſucht ſo wohlthätigen Impuls, den er ihr gab, bezeugen Tauſende, und wird erſt die Nachwelt ganz unparteiiſch beurtheilen. Sein Streben war nicht irdiſch, ſondern immer auf das Ewige und Höchſte gerichtet. Mit einer beiſpielloſen Kraft und Stärke des Geiſtes durchdrang er die Tiefen des menſchlichen Wiſſens und gründete ein neues Syſtem der Philoſophie, welchem er jedoch ſpäter nicht ganz treu geblieben iſt, indem ſein religiöſer Sinn ihn in dem innerſten Gemüthe (Ich) Gott finden ließ. Das frühere Princip deſſelben ſollte der Satz ſein: A = A oder Ich bin Ich. Dieſes Ich ſoll ferner als ein reines Handeln gedacht werden, das aber, weil es in gewiſſe unbegreifliche Schranken eingeſchloſſen iſt, ſich in ſeiner Thätigkeit gehemmt ſieht, und nun vermöge dieſes Anſtoßes ein Nicht-Ich ſetzt, und es als eine objective Welt anſchaut. Das Ich kann ſich daher nicht ſelbſt ſetzen, ohne zugleich ſich ſelbſt ein Nicht-Ich entgegenzuſetzen, das aber eben darum ein bloßes Product des Ichs iſt. Das Fichte'ſche Syſtem iſt ſonach ein ſtrenger Idealismus, indem das Reale oder das Wirkliche, was wir außer uns ſetzen, nach dieſem Syſteme

nur ein Geſchöpf unſerer eigenen innern Thätigkeit iſt. Daſſelbe Ich, welches ſich ein Nicht-Ich entgegenſetzt, ſtrebt aber auch nothwendig nach einer ſittlichen Ordnung der Dinge in der von ihm ſelbſt geſchaffenen Welt. Und dieſe moraliſche Weltordnung nannte ſonſt die Wiſſenſchaftslehre Gott. Später ſtellte ſie Gott als das Eine, was ſchlechthin durch ſich ſelbſt und lauter Leben iſt, an die Spitze des Syſtems, und betrachtete die Welt als eine Äußerung des Weſens Gottes, als ein Bild oder Schema deſſelben. Man vergleiche inſonderheit die beiden Schriften: Über den Begriff der Wiſſenſchaftslehre (Jena 1794. 8.), und: Die Wiſſenſchaftslehre in ihrem allgemeinen Umriſſe (Berlin 1810. 8.). (S. den Art. Wiſſenſchaftslehre.) Den Geiſt zu erheben über Materie und Sinnlichkeit, nur des Geiſtes Leben als wahres Leben, alles andere als Scheinleben darzuſtellen und dadurch das Gemüth zu entflammen zu höchſter Reinheit, Tugend und Selbſtverläugnung, das war ſein tägliches Streben als Lehrer und Schriftſteller, und das war es, was ihm ſo herrlich gelang in den jungen Gemüthern, nicht bloß durch die ihm ganz eigene Kraft des Gedankens und der Sprache, ſondern mehr noch durch die Gewalt ſeines ganzen Seins, dadurch, daß er es nicht bloß ſagte, ſondern war. Denn was dieſem außerordentlichen Geiſte die Krone aufſetzte, war ein Herz, wahr und rein und empfänglich für alles Schöne und Gute, für Freundſchaft und Liebe, eine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit, die höchſte Wahrheitsliebe und wahrer Heldenmuth in Vertheidigung derſelben, der bei der Feſtigkeit ſeiner Überzeugung und bei der Abgeſchloſſenheit ſeines Charakters jedoch oft in Eigenſinn, Hartnäckigkeit und wiſſenſchaftliche Intoleranz ausartete was ihm nicht ſelten große Unannehmlichkeiten und Feindſchaft zuzog. Mit welchem Muthe trat er im Jahr 1808, mitten in dem von Franzoſen beſetzten Berlin, als echter deutſcher Mann auf, hielt die nachher gedruckten Reden an die deutſche Nation (Berlin 1808. 8.) und proclamirte ſchon damals den Kampf des guten Princips mit dem Böſen, den wir nachher ſo herrlich in die Wirklichkeit übergehen ſahen. Wie Fichte für das Gute lebte, ſo ſtarb er dafür. Seine würdige Gattin, eine geborne Schweizerin, hatte ſich nicht bloß aus eigenem Antrieb, ſondern auch auf ſeine Aufforderung der Sorge für die Militärhoſpitäler in Berlin gewidmet. Sie ward vom Hoſpitalfieber befallen, von dem ſie wieder genas; ihn traf es, um ihn im Januar 1814 der Welt zu entreißen. Der Aufzählung ſeiner Werke dürfen wir uns überheben.

Fichtelberg. Zwei Berge führen dieſen Namen. Der wichtigſte davon iſt der Fichtelberg im Fürſtenthum Bayreuth (baierſch. Obermainkreis), aus dem mehrere Bergreihen nach allen Gegenden auslaufen. Er iſt mit vielen Fichten bewachſen und hat gegen ſieben Meilen in der Länge und über vier in der Breite. Die Hauptmaſſe der beiden Bergſpitzen, aus denen dieſes Gebirge beſteht, iſt Granit, die Seitenzweige aber, vorzüglich gegen die Regnitz hin, ſind Kalkſtein. Er iſt reich an Mineralien, als Eiſen, Vitriol, Schwefel, Kupfer, Blei, Marmor. Bei Wunſiedel ſieht man noch auf einer großen Anhöhe dieſes Gebirges die Luxenburg, worauf das zerſtörte Raubſchloß Rudolphſtein geſtanden. Die vornehmſten Spitzen ſind der Schneeberg, 3682 Fuß hoch, der Ochſenkopf, 3621 Fuß hoch, der Fichtelberg, 3521 Fuß hoch, der Zinnberg, 3316 Fuß hoch. Auf dem Schloßberg iſt der Fichtelſee, ein ganz mit

Moos und Schilf bewachſenes Gewäſſer. Es entſpringen auf dieſem Gebirge die Saale, Eger, Nabe und der Main. Der ſogenannte kleine Fichtelberg bei Wieſenthal iſt der höchſte Berg im ſächſiſchen Erzgebirge. Seine Höhe beträgt 3731 pariſer Fuß. Auf ihm entſpringen die Zſchoppau, Sehme, Mitweida u. ſ. w., die mehrere ſchöne Waſſerfälle bilden. S. Helfrechts Beſchreib. des Fichtelgebirgs, 2 Th. 1799. und die Phyſik. ſtatiſt. Beſchreib. des Fichtelgebirgs von Goldfuß und Biſchof, Nürnberg 1817., 2 Th.

Ficinus (Marſilius), geb. zu Florenz 1433, Prieſter u. Canonicus, der gelehrte Dollmetſcher Platons, war Vorſteher der platoniſchen Akademie daſelbſt, ſtarb 1499.

Fidalgo heißt in Portugal eine Perſon von allgemeinem Adel; wie in Spanien Hidalgo. Auch die jungen Edelleute, die als Pagen am Hofe dienen, werden Fidalgo's genannt. Vergl. Hidalgo.

Fideicommiß, die Verordnung eines Erblaſſers an den Erben, daß er die Erbſchaft ganz oder zum Theil nach einer gewiſſen Zeit oder auf einen eintretenden Fall an einen Andern ablaſſen ſoll; auch das ſo anvertraute Gut oder Vermächtniß ſelbſt; endlich überhaupt ein Gut, welches die Erben nur benutzen, nicht aber veräußern dürfen, indem es bei der Familie für immer bleiben ſoll. Der nutznießende Erbe heißt Fiduciarius, der dritte Fideicommiſſarius. Gewöhnlich enthalten die Fideicommiſſe eine Subſtitution, indem der Erbe des Erben letzterem vorgeſchrieben iſt. In dieſer Art ſind die mehrſten Seniorate und Majorate Fideicommiſſe. Sie ſind jetzt, da die Aufklärung den Caſtengeiſt verdrängt hat, ſehr ſelten geworden, und haben alles das gegen ſich, was gegen andere Inſtitute zur Erhaltung des Familienglanzes zu ſagen ſteht.

Fides, die Treue, weihte Numa zur Göttin. Ihre gewöhnlichen Symbole verſchlungene Hände, eine Turteltaube.

Fidibus, bekanntlich ein Streifen Papier zur Anzündung der Tabakspfeife. Sinnreich iſt wenigſtens folgende, von Ebert herrührende Erklärung des Worts. Es ſoll nämlich von den erſten abgebrochenen lateiniſchen Sylben des Zettels herkommen, durch welchen ſich die Studenten, zur Zeit da das Tabakrauchen noch verboten war, zu einer Tabaks- und Biergeſellſchaft einluden. Mit dieſem Einladungsbillette, welches ſich anfing Fid. ibus (d. h. fidelibus fratribus, den treuen Brüdern), zündeten die Studenten nachher ihre Pfeifen an.

Fieber, iſt eine Krankheit, welche den ganzen Organismus ergreift, in ſeinem Innerſten erſchüttert, und ſich jedes Mal durch folgende weſentliche Symptome offenbart: 1. Veränderung des Wärmegefühls in verſchiedenen Graden: anfangs Froſt, der zuweilen ſo heftig iſt, daß er den Kranken ſchüttelt, z. B. bei jedem Anfall des Wechſelfiebers, und bei Entzündungsfiebern. Zuweilen iſt der Froſt nur gelinde, z. B. beim Anfang mancher ſogenannten nervöſen, bei hectiſchen und andern Fiebern. Nach dem Froſt folgt Hitze, welche gleichfalls oft brennend, oft nur gelind iſt, jedoch nicht allemal in Verhältniß mit dem vorangegangenen Froſte ſteht. 2. Veränderung im Umlaufe des Blutes; der Pulsſchlag iſt häufiger und ſchneller als im geſunden Zuſtande. 3. Das Gemeingefühl des Kranken iſt verletzt, er fühlt ſich matt, die Glieder ſind ihm gleichſam wie zerſchlagen. 4. Viele Verrichtungen des Körpers, vorzüglich die Ab- und Ausſonderungen, ſind verändert und zum Theil geſtört, der Urin hat im Froſte eine blaſſe, und in der Hitze eine rothe Farbe, und ſondert im Verlaufe des Fiebers gewöhnlich viel Bodenſatz ab; die Haut iſt bald ganz trocken, bald triefend von Schweiß, die Verdauung iſt ge-

ſtört, der Geſchmack fremdartig, die Zunge belegt. 5. Die Zufälle ſind ſteigend und fallend nach gewiſſen Perioden. Zu dieſen weſentlichen und beſtändigen Äußerungen des Fiebers geſellen ſich eine Menge anderer außerweſentlicher Zufälle, deren Erſcheinung von dem Grade des Fiebers, von der Art der erregenden Einflüſſe und Urſachen, von dem Klima, der Jahrszeit, von dem vorzüglich leidenden Organ, und von der eigenthümlichen Conſtitution des Kranken abhängen. Die gewöhnlichſten ſind: Kopfweh, Mangel an Schlaf, oder zu viel Schlaf, Irreſein, Zuckungen, Entzündung einzelner Theile, gereizter Zuſtand der Verdauungsorgane, daher übermäßige Menge von Schleim oder Galle im Magen, Ekel und Erbrechen oder Durchfall, kurzer Athem u. ſ. w. Den Verlauf des Fiebers kann man in verſchiedene Abſchnitte oder Stadien eintheilen. 1. In die Zeit der Vorboten, wenn zwar das Fieber noch nicht ausgebrochen iſt, jedoch der Kranke ſchon eine Veränderung ſeines Geſundheitszuſtandes fühlt. Dieſes Stadium iſt bei manchen Fiebern ſehr kurz, oder fehlt auch ganz, z. B. bei Entzündungsfiebern, welche oft ſehr plötzlich eintreten. Bei den ſogenannten gaſtriſchen oder gallichten, auch bei den ſogenannten Nerven- oder Faulfiebern dauert dieſes Stadium zuweilen acht und mehrere Tage. 2. Das Stadium des Eintritts oder des Anfangs beginnt mit dem Augenblicke, wo die erſten weſentlichen Fieberſymptome ſich zeigen. 3. Das Stadium des Wachsthums folgt auf den Anfang, und endigt ſich in dem 4. Stadium, der Höhe des Fiebers. In dieſem hat das Fieber ſeine größte Stärke, die Zufälle ſind am heftigſten, neue kommen zu den vorigen hinzu, der Aufruhr im Organismus iſt am höchſten geſtiegen. In dieſem Stadium ſtellt ſich die Entſcheidung (crisis) des Fiebers ein, es geht in das 5. das Stadium der Abnahme, über; die Zufälle nehmen in ihrer Stärke ab, manche verſchwinden ſchnell; die einzelnen Anfälle des Fiebers endigen ſich mit heilſamen und entſcheidenden Ausleerungen, kommen ſpäter und laſſen eher nach, werden folglich immer kürzer, bis ſie endlich ganz aufhören; und 6. das Stadium der Reconvalescenz erſcheint. (S. Geneſung.) Um das Weſen des Fiebers, oder welches eins iſt, die nächſte Urſache deſſelben zu ergründen, müßten wir das Dunkel durchſchauen können, welches das Innerſte der Natur umgibt, müßten das Weſen der Organiſation, das Princip des Lebens, die einfachen Stoffe des Organismus, deren Verhältniſſe unter einander in ihrer Zuſammenſetzung, und die möglichen Veränderungen, welche ſie erleiden können, ergründen, was keine Gegenſtände der Erfahrung (ſiehe dieſen Artikel), ſondern der Speculation ſind. Dieſe hat ſich denn auch von jeher daran verſucht. Die hippokratiſche Schule der alten, ſo wie noch alle Ärzte der neuern Zeit, welche mehr oder weniger in dieſe Reihe gehören, z. B. Sydenham, Selle u. A. m., hielten das Fieber für ein heilſames Beſtreben der Natur einen im Köper befindlichen ſchädlichen Stoff durch vermehrte Anſtrengung der Thätigkeit des Organismus auszuwerfen. Van Helmont hatte beinahe die nämliche Idee, ſetzte aber an die Stelle der Natur den Archäus, einen dem Körper inwohnenden Lebensgeiſt, die innere Urſache des Lebens, der alles, was im Körper vorgeht, regirt, von dem jede Krankheit anfängt, der durch das Eindringen irgend eines fremdartigen, ihm widrigen Stoffes in Zorn und Unmuth verſetzt, das Fieber erregt, um ſich von ihm zu befreien. Stahl dachte ſich die Seele als den Grund des Lebens, als die Bildnerin und Beherrſcherin ihres Leibes, welche die Verrichtungen deſſelben leite, und

durch die erregten fieberhaften Bewegungen eine heilſame Ab- und Ausſcheidung des Schädlichen zu bewerkſtelligen ſuche. Boerhaave, Friedrich Hofmann u. A. hielten Unthätigkeit und Hemmung des freien Umlaufs der Lebensgeiſter, oder Krampf in dem Nervenſyſtem, der vom Rückenmark ſich durch das ganze Nervenſyſtem verbreite, für das Weſen des Fiebers. Cullen kommt unſtreitig der wahren Idee des Fiebers ſchon um etwas näher, wenn er die nächſte Urſache deſſelben in einer verminderten Energie des Gehirns und Nervenſyſtems und dadurch bewirkten Schwäche aller Functionen, beſonders in den Endigungen der (Blut-) Gefäße, ſucht, welche Schwäche als ein indirecter Reiz auf das Gefäßſyſtem wirke, und es zu einer vermehrten Thätigkeit anreize, wodurch denn die Energie des Gehirns und Nervenſyſtems wieder hergeſtellt, und das Fieber gehoben werde. Reil ſetzte die nächſte Urſache (in ſeiner Fieberlehre 1799) in eine ſolche Veränderung der Miſchung und Beſtandtheile der fiebernden Organe, vermöge welcher ſie zu haſtigern thieriſch-chemiſchen Prozeſſen beſtimmt werden. Er wagte jedoch nicht, die eigentliche Natur jener Veränderung in der Miſchung der Stoffe des Körpers zu beſtimmen. Andere Ärzte hingegen, welche gleichfalls den chemiſchen Vorſtellungen anhingen, gingen in ihren Hypotheſen noch weiter, und beſtimmten ſogar die einfachen Stoffe ſelbſt. So behauptete z. B. Reich, daß Mangel an Sauerſtoff im Körper die nächſte Urſache des Fiebers ſei. Ackermann hingegen, in ſeiner Fiebertheorie, ſucht mit mehrerem Grunde darzuthun, daß ſie in einem Überfluß von Sauerſtoff beſtehe, welcher als Gas (aura oxygena) in einem Theile des Nervenſyſtems angehäuft, und durch die Nervenknoten (Ganglien), gleichſam als ihre natürlichen Schranken, eine Zeit lang zurückgehalten werde, dann aber dieſe durchbreche und auf andere Theile des Nervenſyſtems überſtröme, ſich mit den organiſchen Stoffen verbinde, und dadurch die Fieberbewegungen bewirke. Diejenigen Flüſſigkeiten, welche den überflüſſigen Sauerſtoff aufgenommen hätten, würden dadurch, als geſäuerte und gleichſam verbrannte Stoffe, ab- und ausgeſondert, und im kritiſchen Schweiße, in den Ausleerungen u. ſ. w. aus dem Körper geſchafft. Andere Ärzte hielten ſich mehr an die dynamiſche Vorſtellungsart, und ſuchten die nächſte Urſache in einem veränderten Zuſtande der Lebenskräfte, oder der Erregbarkeit. Hufeland nähert ſich dieſen, indem er das Weſen des Fiebers in einem Organiſationsfehler, hauptſächlich des Nerven- und Blutgefäßſyſtems ſetzt, wodurch eine größere Reizbarkeit (Erregbarkeit im engern Sinn) dieſer Syſteme und ein beſchleunigter Lebensprozeß bewirkt werde. Brown ſetzte den ſogenannten entzündlichen allgemeinen fieberhaften Zuſtand unter ſeine Claſſe der ſtheniſchen Krankheiten, nannte ihn Pyrexie, und begriff unter dem Namen der Fieber nur aſtheniſche, oder Krankheiten von Schwäche, worunter er z. B. die Wechſelfieber, die nachlaſſenden (ſogenannten Gallen-, Schleimfieber u. ſ. w.), die Nervenfieber, Faulfieber und die Peſt zählte. Die Geſchwindigkeit des Pulſes in ſeinen Fiebern erklärte er dadurch, daß in dieſen Krankheiten die Blutmaſſe um $1/3$ weniger betragen müſſe, als in ſtheniſchen Krankheiten, wo die Gefäße damit überfüllt ſeien, ſie können alſo durch die nämliche Kraft um $1/3$ geſchwinder als in ſtheniſchen Krankheiten fortgetrieben werden. Daher wären in Fiebern 100 Pulsſchläge in der Minute der gewöhnliche Gang des Pulſes, da die nämliche Zahl in ſtheniſchen Krankheiten einen ſchnellen Puls ausmache. Dagegen ſei aber im erſten Fall, wegen Mangels an Reiz, der der ganzen Blutmaſſe mitgetheilte Stoß um $1/3$ geringer und

daher der Fieberpuls immer klein, ſchwach und weich. Diejenigen Ärzte, ſowohl älterer als neuerer Zeit, welche der ſogenannten Humoralpathologie anhingen, ſuchten die Urſachen aller Krankheiten in einer beſtimmten Veränderung der Säfte des Körpers. Sylvius, der Stifter dieſer Lehre, hielt für die nächſte Urſache des Fiebers die Galle, indem er behauptete, dieſe werde entweder ſauer oder alkaliſch, erzeuge im erſten Falle durch ihre Verdickung Stockungen, im zweiten aber alle hitzigen und anhaltenden Fieber. C. L. Hoffmann verband die humoralpathologiſche Anſicht mit einer dynamiſchen, und behauptete, daß eine faule Verderbniß der Säfte das Fieber nebſt allen ſeinen Zufällen errege. Marcus gibt folgende Erklärung über das Weſen des Fiebers: Entzündung und Fieber iſt weſentlich eins; Fieber iſt im ganzen Syſtem, was Entzündung im einzelnen Organ iſt. Entzündung, wie Fieber, gehören der Irritabilität an, und da die Arteriellität der poſitiven Seite der Irritabilität entſpricht, und in allen Syſtemen (Dimenſionen) den electriſchen Moment repräſentirt, ſo muß auch bloß in ihr der Sitz des Fiebers ſein. Auch Dzondi ſtimmt größtentheils mit dieſen Sätzen überein. — Der Eintheilungen der Fieber waren ehedem eben ſo mancherlei, als der verſchiedenen Definitionen der Ärzte. Die größte Verwirrung entſtand aber daher, daß man verſchiedene Eintheilungsprincipien annahm, und die Fieber darnach benannte und eintheilte, ja ſelbſt Claſſen, Ordnungen und Arten derſelben unter einander miſchte. Man kann die Fieber ordnen: 1. nach ihrer Dauer, in acute (hitzige), welche einen Tag, 3 bis 4 Tage, 7, 14, 21 bis 30 Tage dauern können, und daher wieder in verſchiedene Unterordnungen zerfallen, und in chroniſche, welche längere und unbeſtimmte Zeit dauern; 2. nach dem Typus oder der beſtimmten Ordnung in den Erſcheinungen der Fieber: in anhaltende (febres continuae), wo die weſentlichen Symptome des Fiebers von Anfang bis zu Ende der Krankheit immer vorhanden ſind, entweder in gleichem Grade (febris continua continens, anhaltendes Fieber) oder mit Ab- und Zunahme (febris continua remittens, nachlaſſendes Fieber), und in ausſetzende (febres intermittentes, Wechſelfieber), wo die weſentlichen Fieberzufälle nach jedem Anfalle ganz nachlaſſen. Letztere werden nach der Periode der Wiederkehrung ihrer Symptome wieder eingetheilt: in eintägige (febres quotidianae), dreitägige (febres tertianae), viertägige (febres quartanae), u. ſ. w. Die dritte Eintheilung geſchieht nach den hervorſtechenden Symptomen, oder dem vorzüglich angegriffenen Theile. Dieſe Eintheilungsart iſt ehedem ſehr gebraucht worden, und auch jetzt noch bei vielen Ärzten und im gemeinen Leben gebräuchlich, obgleich ſie von dem wenigſten Werthe iſt, und eine große Mannichfaltigkeit der Veränderungen veranlaßt hat, indem jedes unweſentliche, ſich zum Fieber geſellende Symptom, ſobald es hervorſtechend und anhaltend iſt, zur Beſtimmung einer eigenen Fieberart benutzt werden kann. Daher entſtanden die Seitenſtechfieber, Schnupfen-, Katarrhal-, Ruhr- und Magenfieber und unzählige andere. Eine vierte Eintheilungsart iſt die, nach den entfernten Urſachen der Fieber, z. B. in Wundfieber, anſteckende, gaſtriſche, Wurmfieber, u. ſ. w. Die wichtigſte Eintheilung, welche auf die, durch die naturphiloſophiſche Bearbeitung der Medicin erhaltenen Verbeſſerungen ſich gründet, iſt die nach den drei Hauptſyſtemen des Organismus, dem Syſtem der Irritabilität, der Senſibilität und der Reproduction. Die poſitive Seite der Irritabilität iſt die Arteriellität, deren Repräſentant das Arterienſyſtem, vom Herzen an, bis in die feinſten Endigungen der Schlagadern, iſt. Dieſe

Arteriellität findet ſich aber, nur untergeordnet, auch in dem Syſtem der Senſibilität (dem Gehirn und ganzen Nervengewebe) und in der ganzen Reproduction (allen der Ernährung, den Ab- und Ausſonderungen ꝛc. geeigneten Organen). Da nun das Fieber der Irritabilität, und zwar der poſitiven Seite derſelben (dem electriſchen Momente oder der Arteriellität) angehört, ſo gibt es eigentlich drei Fieberordnungen: 1. die Synocha (arterielle Fieber); ſie entſpricht dem electriſchen Moment in der Irritabilität ſelbſt. Zu dieſer Gattung gehören die entzündlichen Fieber. 2. Der Synochus (venöſe Fieber), welcher dem electriſchen Moment in der Reproduction entſpricht, wohin die gaſtriſchen Fieber (ſonſt Gallen-, Schleim- und Wurmfieber u. ſ. w. benannt) gehören. 3. Der Typhus (nervöſe Fieber), dem electriſchen Moment in der Senſibilität entſprechend, wohin die eigentlichen Nervenfieber gehören. Entzündungen und Fieber ſind die häufigſten Krankheiten, weil das Syſtem der Irritabilität ſich in allen Syſtemen wiederholt, und weil alle klimatiſchen Einflüſſe, Contagien und Miasmen auf dieſes Syſtem wirken. Wo nun der electriſche Moment (die Arteriellität) in einem Syſtem allein ergriffen iſt, da iſt auch die Fieberordnung rein, daher gibt es rein entzündliche, rein gaſtriſche, rein nervöſe Fieber; oft ſind aber mehrere Syſteme ergriffen und die Fieber ſind gemiſcht, daher entſtehen entzündlich-gallichte, gallicht-faulichte, faulicht-nervöſe Fieber u. d. m. Von einem in der neuern Zeit beſonders wichtig gewordnen, nämlich dem gelben Fieber, müſſen wir noch einiges insbeſondere hinzufügen. Dieſe durch den Handel aus der neuen Welt nach Europa verpflanzte peſtartige Krankheit iſt ſeit undenklichen Zeiten in den weſtindiſchen Colonien und in allen tropiſchen Gegenden als ein heftiges, mit Gelbſucht und ſchwarzem Erbrechen verbundenes Fieber einheimiſch. In den engliſchen Niederlaſſungen in Weſtindien iſt es ſeit deren Begründung bekannt; es vernichtete Cromwells Macht, als er im Jahr 1635 Jamaica eroberte. Vorzüglich verheerend äußerte es ſich ſeit 1748; damals ward es zuerſt in Deutſchland bekannt und von dem Engländer Hughes zuerſt beſchrieben. Im Jahr 1793 zeigte es zum erſten Male außer den tropiſchen Gegenden ſeine verheerenden Wirkungen. Weſtindiſche Schiffe hatten es nach Philadelphia gebracht; im J. 1798 wüthete es in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Mit dem Anfange dieſes Jahrhunderts kam dieſe occidentaliſche Peſt auch nach Europa. Durch ein in Cadix angekommenes amerikaniſches Schiff brach ſie zuerſt in der Nähe dieſer Stadt und dann in Andaluſien aus. Vorzüglich ſtark war die Sterblichkeit unter den jungen Perſonen männlichen Geſchlechts. In drittehalb Monaten raffte ſie gegen 100 000 Menſchen hin. Mit dem Eintritt der kühlern Jahreszeit ließ ſie allmählig nach, und ergriff dagegen Malaga und andere blühende Gegenden, die ſie verwüſtete, bis die verringerte Bevölkerung ihr ein Ziel ſetzte und ſie von ſelbſt ruhte. Sie war indeß nur auf kurze Zeit gewichen, und kehrte im Jahr 1804 mit ſo verwüſtender Gewalt wieder, daß ſie in wenigen Monaten ein Drittel der Bevölkerung von Malaga wegraffte, und ſich auf der ganzen Küſte des Mittelmeers verbreitete. Man bemerkte damals, daß ſie auf ſchwächliche Perſonen minder einwirkte, als auf ſtarke, und daß Neger, Amerikaner, Creolen, farbige Menſchen und Spanier, welche die Krankheit ſchon beſtanden hatten, ganz verſchont blieben. Auch drohte dem weiblichen Geſchlecht eine ungleich geringere Gefahr, und alte Frauen blieben ganz verſchont. Die Krankheit wich mit dem Schluſſe des

Jahrs, wurde aber zu derſelben Zeit durch ein aus Cadix ausgelaufenes Schiff nach Livorno gebracht, wo Sorgloſigkeit und Unkunde ihr anfangs freien Spielraum ließen. Zweckmäßige Anſtalten ſetzten ihr aber auch dies Mal ein Ziel. Sechs Jahre nachher, zu Ende des Jahrs 1810, kehrte die ſchreckliche Seuche wieder zurück, und verbreitete ſich von Malaga und Carthagena auf der Küſte hin bis Roſes. Auch Gibraltar blieb nicht davon befreit. Zweckmäßige Anſtalten verhinderten indeß ihre weitern Wirkungen, und machten ihr auch dies Mal ein Ende. Zu derſelben Zeit zeigte das gelbe Fieber in den Weltgegenden, wo es einheimiſch iſt, eine ungewöhnliche Heftigkeit. Es erreichte von Weſtindien aus den amerikaniſchen Continent und griff Georgien und Südcarolina an. Vorzüglich wurden Fremde, Europäer und ſelbſt die Amerikaner aus den nördlichen Häfen Opfer dieſes bösartigen Fiebers, welches in den Häfen der ſüdlichen Provinzen des nordamerikaniſchen Freiſtaats, beſonders in Charlestown und Havannah, herrſchte. H.

Fiedern, gefiedert, 1. fiedern heißt eigentlich mit Federn verſehen; uneigentlich nennt man 2. in der Botanik einen Moosſtengel gefiedert (pinnatus), wenn er an zwei gegeneinanderüberſtehenden Seiten einfache, in einer Fläche liegende Äſte von gleicher Länge hat; doppelt-gefiedert (bi-pinnatus), wenn die Äſte desſelben wieder eben ſo regelmäßig wie der Hauptſtengel getheilt ſind; dreifach-gefiedert (triplicato-pinnatus), wenn die Äſtchen der Äſte wieder gefiedert ſind. Es gibt der Beſtimmungen über das Gefiedertſein der Blätter und Äſte in der Pflanzenlehre noch viele, worüber die Compendien dieſer Wiſſenſchaft nachzuſehen.

Fielding (Henry), wurde den 22. April 1707 zu Sharpham-Park in Sommerſetſhire geboren. Den erſten Unterricht empfing er im väterlichen Hauſe von einem Lehrer, deſſen Charakter er uns in ſeinem Roman Joſeph Andrews unter dem Namen Trulliber eben ſo lebendig als anmuthig geſchildert hat. In der Folge wurde er in die Schule Eaton College geſchickt, wo er mit Littleton, Fox, Pitt u. A. in der größten Vertraulichkeit lebte. Dann ging er nach Leyden, um die Rechte zu ſtudiren, verließ es aber in ſeinem zwanzigſten Jahre wieder, da die Bedürfniſſe ſeiner übrigen zahlreichen Geſchwiſter ſeinem ſonſt wohlhabenden Vater nicht erlauben wollten, anſehnliche Summen für ihn allein zu verwenden. Er begab ſich nach London, um in den Inns of Court (Collegien) ſeine Studien fortzuſetzen; aber der mit einer feurigen Einbildungskraft und einem leidenſchaftlichen Herzen geborne Jüngling hatte in ſeinem zwanzigſten Jahre noch zu wenig die Welt kennen gelernt, um den Lockungen der Verführung zu widerſtehen. Ausſchweifungen und Zerſtreuungen aller Art, denen er ſich hingab, erſchütterten bald ſeine Geſundheit und ſetzten ihn in den hülfloſeſten Zuſtand. Die Noth ließ ihn auf neue Erwerbsmittel ſinnen, und ſo begann er für die Preſſe und Bühne zu arbeiten. Der Beifall, der ſeinen beiden erſten Stücken: Love in several masques und the Temple beau, zu Theil ward, ließ ihn bis zum J. 1736 die Anzahl ſeiner Schauſpiele bis auf achtzehn vermehren. Sie verrathen ſämmtlich viel Menſchenkenntniß und ſtellen mehrere komiſche Charaktere mit pikanter Natürlichkeit dar, haben aber im Ganzen wenig poetiſchen Werth; auch erkaltete der Beifall des Publicums gegen ſie bald. Um dieſe Zeit verheirathete er ſich mit einem ſchönen, aber armen Mädchen, und verließ London, um zu Stower in Dorſetſhire, einem ihm durch den Tod ſeiner Mutter

zugefallenen Gute, zu leben. Die mäßigen Einkünfte deſſelben genügten ſeinem Hange zur Üppigkeit nicht, und als er ſich nach drei Jahren von allen Mitteln der Subſiſtenz entblößt ſah, kehrte er 1740 nach London zurück um ſeinen Vermögensumſtänden durch die wieder hervorgezogene Jurisprudenz aufzuhelfen, und wurde bald zu den vorzüglichſten praktiſchen Juriſten in London gezählt. Auch ſchrieb er einige moraliſche Abhandlungen. Er mußte aber bald dieſe Bahn verlaſſen, da er von dem Podagra befallen wurde, und faſt ununterbrochen an dieſer, durch ſeine früheren Ausſchweifungen veranlaßten Krankheit litt. Ihm blieb nichts übrig als wieder die Feder zu ergreifen. Er arbeitete für eine damalige Zeitſchrift the Champion. Das Gefühl ſeiner Kraft, die komiſche Sitte des menſchlichen Lebens darzuſtellen, und die Eiferſucht auf Richardſon führten ihn auf die ihm eigenthümliche Bahn, das Fach der komiſchen Familienromane. In dieſer Periode ſchrieb er ſeine vortrefflichen Romane: Joseph Andrews, Tom Jones (1750), ſein Hauptwerk, und Amelia, die Zierden der engliſchen Literatur. Neben dieſen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten verwaltete er auch kurze Zeit das Amt eines Friedensrichters in der Grafſchaft Middleſex. Auf den Rath der Ärzte, ſeine Geſundheit unter einem mildern Himmelsſtrich wieder herzuſtellen, reiſte er nach Liſſabon, ſtarb aber zwei Monate nach ſeiner Ankunft daſelbſt im J. 1754.

Fiesco, eigentlich Giovanni Luigi de' Fieschi, Graf von Lavagna, ein feuriger, unternehmender, ſtolzgeſinnter Mann, entſproſſen aus einem der edelſten Geſchlechter Genua's, dem die Natur neben allen Eigenſchaften, welche die Liebe u. Bewunderung der Menge zu feſſeln vermögen, ein Herz voll ungemeſſener Ehrſucht und Herrſchbegier gegeben, und der, dem täuſchenden Schimmer einer Krone einen glücklichen Privatſtand aufopfernd, faſt am Ziele eines kühnen Unternehmens von der Rache des Schickſals ereilt ward. Fiesco war im Jahr 1524 oder 1525 geboren; eine treffliche Erziehung bildete ſeine großen Anlagen, und der frühe Tod ſeines Vaters ſetzte ihn in den Beſitz eines großen Vermögens. Allein ſein eben ſo ſchnell erwachter Ehrgeiz ließ ihn denſelben nicht ruhig genießen. Schon im elften Jahre war er in eine Unternehmung wider ſein Vaterland verflochten, welche ein ſonſt verdienſtvoller Genueſer aus Unzufriedenheit mit der Regierung auszuführen ſuchte; nur ſeine große Jugend rettete ihn von der Strafe. Im J. 1544 nahm er an einem andern Entwurfe, Genua mit franzöſiſchen Truppen zu überfallen, Theil, was jedoch unterblieb, weil das dazu beſtimmte franzöſiſche Corps auf ſeinem Marſche von einem Corps Öſterreicher geſchlagen wurde. Fiesco's Ehrgeiz ward aber bald nicht mehr die einzige Triebfeder, die ihn zu neuen Unternehmungen anreizte; ihr geſellte ſich auch Eiferſucht auf das große Anſehn der Familie Doria und ein durch erlittene Beleidigungen in ihm aufgeregter Haß gegen den jungen Giovanni Doria bei. Fiesco ſah kein anderes Mittel, den künftigen Regenten Genua's zu ſtürzen, als durch den Umſturz der ganzen Regierung; und da Frankreich und der Papſt ſchon längſt mit Genua und Doria, und überhaupt mit der Macht des Kaiſers in Italien unzufrieden waren, ſo wendete er ſich an beide. Er ging ſelbſt nach Rom; die ihm von dem Papſte vorgeſchlagenen Bedingungen nahm er nicht ſogleich an, kaufte jedoch vier Galeeren, die der Papſt zu bemannen verſprochen hatte, unter dem Vorwande, ſie unter ſeinem Bruder Geronimo gegen die Türken kreuzen zu laſſen; 2000 Mann

Hülfstruppen waren ihm überdies von dem Herzog von Parma verſprochen. Durch dieſe Zuſicherungen aufgemuntert, durch Johann Doria's wachſenden Übermuth noch mehr erbittert, hatte er ſchon in die päpſtlichen Bedingungen gewilligt, als er ſich entſchloß, ſeine drei vertrauteſten Freunde, Vincentius Calcagno, Johann Verina und Rafael Sacco, über dieſen Plan um Rath zu fragen. Die Meinungen fielen verſchieden aus: der Erſtere widerrieth die ganze Unternehmung; der Letztere rieth, Frankreichs Unterſtützung anzunehmen; allein Verina, Fiesco's Freund aus Neigung und Eigennutz, ſelbſt voll Muth zu großen Unternehmungen und ein Feind des Adels und der Doria's, behauptete, daß Fiesco auch ohne auswärtige Hülfe gebietender Herr von Genua werden könne. Seine Meinung behielt bei dem Grafen die Oberhand. Man nahm nun nähere Maßregeln: der Tod der Doria's wurde beſchloſſen; die drei Freunde des Grafen ſollten, ohne jemand ihr Vorhaben zu entdecken, ſo viele Anhänger, als möglich, zu werben ſuchen; der Graf ſelbſt bewarb ſich mehr als jemals um die Liebe des Volks, die er ohnehin genoß, bewies dem Doria große Ehrfurcht, und den jungen Doria überhäufte er mit Freundſchaftsverſicherungen. Den Sommer brachte er auf ſeinen Gütern zu, übte ſeine Vaſallen in den Waffen, unter dem Vorwande, daß er einen Angriff vom Herzog von Parma befürchte, ließ auch eine ſeiner vier Galeeren nach Genua kommen, unter dem Vorgeben, ſie gegen die Türken auszurüſten. Er meldete dies im Vertrauen dem jungen Doria und ſetzte hinzu, daß er eine große Anzahl ſeiner Vaſallen kommen laſſe, um aus ihnen die beſten Leute zur Bemannung ſeiner Galeeren zu wählen. Es fiel daher nicht auf, als man viele bewaffnete Leute bei dem Grafen ankommen ſah. Verina hatte indeß auch einige Hundert Bürger auf ſeine Seite gebracht, die ſich anheiſchig gemacht hatten, ihm zu dienen. Die Ausführung der Unternehmung wurde auf einen Tag angeſetzt, an welchem der Graf in ſeinem Hauſe, bei Gelegenheit der Vermählung ſeines Schwagers mit der Schweſter des jungen Doria, ein Gaſtmahl gab. Hier ſollten die beiden Doria's, nebſt einigen Andern ermordet werden. Allein da beide Doria's, der Oheim wegen Krankheit, der Neffe wegen einer andern wichtigen Angelegenheit, die Einladung ausſchlugen, ſo beſtimmte man die Ausführung der Verſchwörung auf die Nacht zwiſchen dem 1. und 2. Jan. d. J. 1547. So ſorgfältig die Unternehmung verſchwiegen wurde, ſo hatte doch der Statthalter von Mailand durch den Hof von Frankreich oder Parma etwas davon erfahren und es dem alten Doria und dem kaiſerlichen Geſandten in Genua mitgetheilt; allein beide waren ſo wenig mißtrauiſch, daß ſie nicht darauf achteten. Am 1. Jan. ging Fiesco zu dem jungen Doria, eröffnete ihm, daß er in dieſer Nacht ſeine Galeere auslaufen laſſen wollte, und bat um die dazu nöthigen Befehle, mit der Bemerkung, es ſich nicht befremden zu laſſen, wenn in der Nacht Geräuſch entſtehen ſollte. Dieſer, dem dies Zutrauen ſchmeichelte, verſprach dem Grafen alles, was er verlangte, und nahm es über ſich, ſeinen Oheim zur Genehmigung zu bereden. Verina hatte indeß 28 der vornehmſten Bürger bei einem ſeiner Freunde gleichſam zufällig verſammelt; dieſe lud der Graf zu einem Abendeſſen in ſeinem Palaſte ein, wo jedermann hinein, aber niemand herausgelaſſen wurde. Sie erſchienen; der Graf theilte ihnen ſeinen Plan, Genua von den Doria's zu befreien, mit, und forderte ſie auf, den Ruhm dieſer Unternehmung mit ihm zu theilen. Nur zwei von

ihnen ſchlugen es aus, die indeß in ein Zimmer des Palaſtes eingeſchloſſen wurden. Jetzt erſt, während die Verſchwornen eine kurze Mahlzeit genoſſen, entdeckte der Graf auch ſein Vorhaben ſeiner Gemahlin, die ihn beſchwor, daſſelbe aufzugeben. Allein der Graf blieb gegen ihre und ſeines Freundes Panſa Vorſtellungen unbeweglich, und kehrte zu den Verſchwornen zurück. Verina ſollte auf der Galeere des Grafen als Signal eine Kanone abfeuern laſſen, worauf ſich der Graf der Galeeren Doria's, ſeine Brüder der Thore bemächtigen, und darauf beide Doria's im Palaſt ermordet werden ſollten. Der Erfolg war glücklich; die Verſchwornen waren bald Meiſter des Hafens, der Galeeren und der beiden Hauptthore. Aber der große Lärm weckte die Doria's auf. Der junge Doria, die Urſache vermuthend, eilte dennoch, um Unordnungen vorzubeugen, an das Thor des Hafens. Die Verſchwornen öffneten es, aber in demſelben Augenblick wurde er auch mit vielen Stichen niedergeſtoßen. Andrea Doria wurde indeſſen durch ſeine Bedienten zu Pferde glücklich durch ein unbeſetztes Thor der Stadt auf ein funfzehn italieniſche Meilen entferntes Schloß gebracht. Gleich zu Anfange des Tumults hatte ſich Fiesco nach dem Hafen begeben und gerufen „Es lebe die Freiheit!" Der Ausruf wurde von Galeerenſclaven wiederholt; allein da er von dieſen Letztern Ausſchweifungen befürchtete, wollte er, um Befehle zu ertheilen, ſelbſt die Galeeren beſteigen. Indem er aber den Fuß auf ein von dem Ufer zu den Galeeren führendes Bret ſetzte, ſchlug dieſes um, und er ſtürzte ins Waſſer. Obgleich hier nicht tief, war es doch ſehr ſchlammig, und da er ſich von ſeinen ſchweren Waffen nicht losmachen konnte, niemand bei ihm war, und ſein Geſchrei bei dem großen Tumult nicht gehört oder nicht geachtet wurde, verſank er in den Schlamm, in welchem er ohne Hülfe erſticken mußte. Da man ihn nirgend fand, ahnete man ſeinen Tod. Sein Bruder Geronimo, unüberlegt genug, den ihm entgegenkommenden Senatoren, die mit dem Grafen reden wollten, deſſen Tod zu verrathen, verlangte, daß man ihm den Palaſt der Republik (wo ſich der Senat verſammelte und der regierende Doge wohnte) übergeben ſollte; allein da es indeſſen Tag und des Grafen Tod allgemein bekannt ward, verlor ſich das Volk, das ihm zu Liebe die Waffen ergriffen hatte, und ſelbſt die Verſchwornen zogen ſich nach und nach zurück. Man trat in Unterhandlungen, die Verſchwornen mußten die Waffen niederlegen, und erhielten dafür einen Generalpardon. Geronimo Fiesco begab ſich darauf auf ſein Schloß Montobio, und ſein Bruder Ottoboni, Verina, Calcagno und Sacco ſegelten auf des Grafen Galeere nach Frankreich, wo ſie glücklich ankamen. Des Grafen Körper wurde erſt nach vier Tagen gefunden; allein der Senat, der vielleicht einen neuen Tumult befürchtete, verbot denſelben aus dem Schlamme herauszuziehen. Erſt nach zwei Monaten wurde er heimlich herausgenommen und ins Meer geworfen. Geronimo Fiesco hatte indeſſen ſein Schloß in Vertheidigungsſtand geſetzt, theils weil er der zugeſtandenen Begnadigung nicht trauete, theils weil er an neuen Entwürfen arbeitete. Bald fanden ſich auch Verina, Calcagno und Sacco bei ihm ein; auch Ottoboni Fiesco kam nach Italien zurück. Unterdeſſen wandte nun Andrea Doria, troſtlos über den Tod ſeines Neffen, voll Rache alles an, die Begnadigungsacte vom Senat vernichten zu laſſen; dieß geſchah, theils weil man ſie, als erzwungen, für nichtig erklärte, theils weil keine hinlängliche Anzahl von Senato-

ren ſolche beſtätigt hätte. Fiesco's Familie und die vornehmſten Verſchwornen wurden nun auf ewig aus Genua's Staaten verbannt, die Häuſer und Paläſte des Grafen dem Erdboden gleich gemacht, alle ſeine Güter conſiscirt und alle Schlöſſer, bis auf Montobio, in Beſchlag genommen. Da ſich Geronimo auf dieſem aufhielt und von hier aus Genua viel Schaden geſchehen konnte, ſo ließ der Senat ihm für ſolches 14,000 Zechinen anbieten, bei ſeiner Verweigerung ſchritt man zur Belagerung des Schloſſes, das endlich, da man Breſche ſchoß, und die ſchlecht bezahlten Soldaten in dem Schloſſe einen Aufſtand erregten, ohne alle Bedingungen, nach einer 42tägigen Belagerung, ſich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Die Soldaten des Geronimo wurden freigelaſſen; allein keiner der Verſchwornen erhielt Gnade; ſie wurden entweder hingerichtet oder auf die Galeeren geſchmiedet, und das Schloß geſchleift. Ottoboni Fiesco allein hatte ſich zeitig genug wieder nach Frankreich begeben, und trat in franzöſiſche Dienſte. Aber als er acht Jahr hernach in die Gefangenſchaft der Spanier fiel, bewirkte Doria, daß er an ihn ausgeliefert wurde, worauf er ihn in einen Sack nähen u. ins Meer werfen ließ. Des Grafen Wittwe war die einzige Perſon, die nicht mit in den Untergang der Familie ihres Gemahls verwickelt wurde. Sie heirathete in der Folge den berühmten General Chiappino Vitelli, der zuletzt als ſpaniſcher Generalfeldmarſchall in den Kriegen wider die Niederländer diente und 1575 ſtarb. Hingegen verlor ſie noch in demſelben Jahre, da ihres Gemahls Verſchwörung erfolgte, auch ihren Bruder auf dem Schaffot, weil dieſer, aus Haß gegen Doria und den Kaiſer, Fiesco's Unternehmung erneuern und Genua in franzöſiſche Hände bringen wollte, der Entwurf aber entdeckt wurde. Wenn wir übrigens in Schillers Trauerſpiel Fiesco daß Mißlingen der Verſchwörung an einen andern Umſtand geknüpft ſehen, als das Umſchlagen des Brets, auf welchem Fiesco in die Galeeren ſteigen wollte, ſo darf das nicht befremden, da es dem dramatiſchen Dichter nicht erlaubt iſt, die Kataſtrophe auf eine Begebenheit zu gründen, die das Werk des blinden Zufalls war.

Fiévée (Joſeph), der kühnſte Schriftſteller für die ultraroyaliſtiſche und antiminiſterielle Partei in Frankreich, geb. 1770, war anfangs Buchdrucker, wählte aber in der Folge die Laufbahn eines Schriftſtellers, im Fache der Politik, und arbeitete mit Millin an der Chronik von Paris. Mit einem vortheilhaften Äußeren und einer wohltönenden Stimme verband er alle Eigenſchaften eines guten Redners. Daher zeichnete er ſich im Oct. 1795, zur Zeit des 13. Vendemiaire, in den Sectionsverſammlungen aus, welche ſich damals gegen den Convent erhoben. Als Präſident der Section des Théatre François führte er in jenen ſtürmiſchen Tagen den Vorſitz mit ſolcher Kühnheit, daß er von der obſiegenden revolutionären Partei heftig angefeindet wurde. Dennoch blieb er in Paris, und fuhr fort die royaliſtiſche Gazette françoiſe herauszugeben. Er wurde deshalb zur Zeit des 18. Fructidor (4. Sept. 1797) zur Deportation verurtheilt, entzog ſich aber der Strafe, indem er ſich mit der herrſchenden Partei durch Reubell und Merlin auszuſöhnen wußte, und lebte mehrere Jahre auf dem Lande, wo er zwei artige Romane ſchrieb, die vielen Beifall fanden. Auch ſtand er fortwährend mit einigen bedeutenden Royaliſten im Briefwechſel. Zwei Briefe von ihm, die man bei den Agenten des Königs in Paris fand, und welche Bonaparte's Polizei in der correspondance anglaise mit abdrucken

ließ, zogen ihm gefängliche Haft im Tempel zu, die faſt ein Jahr dauerte. Bald nach ſeiner Freilaſſung reiſ'te er nach England. Nach ſeiner Rückkehr ſchrieb er das Werk: Londres et les Anglais, oder: Lettres sur l'Angleterre, 1802, in welchem er England mit der einſeitigſten Strenge beurtheilte. Zugleich übernahm er literariſche und politiſche Artikel in einigen Zeitblättern, vorzüglich im Journal de l'Empire, deſſen Cenſor und Miteigenthümer er wurde. Im J. 1810 ſandte ihn die franzöſiſche Regierung nach Hamburg. Nach ſeiner Zurückkunft wurde er eine Zeit lang Präfect. Er hatte mit Napoleon mehrere Jahre einen ſehr lebhaften politiſchen Briefwechſel unterhalten und ihm darin manchen Wink gegeben, worauf jener aber wenig geachtet. Nach der zweiten Reſtauration Ludwigs ſchrieb er: Des opinions et des intérêts pendant la révolution, Paris 1815. Doch hat er ſeinen Ruf als politiſcher Schriftſteller vorzüglich durch ſeine Histoire de la session de 1815 gegründet, ſowie durch ſeine dem Herrn von Blacas gewidmete Correspondence politique et administrative (deutſch mit Anmerk. von C. F. Schloſſer), die er in d. J. 1815 und 1816 herausgab, und 1817 und 1818 fortſetzte. Er ſpricht darin über Politik und Verwaltung als entſchiedener Royaliſt, ohne Rückſicht auf Perſon und Sache. Sein Ausdruck iſt leicht, er unterhält, indem er belehrt, und mitten unter den einſeitigſten Behauptungen urtheilt er über viele Gegenſtände mit eindringendem Scharfſinn; insbeſondere enthält jene Correſpondence eine gute Überſicht der innern Lage Frankreichs. Noch mehr reizte er die Parteien durch ſeine Histoire de la session de 1816 (Paris 1817). Indeß ſchont er als Ultraroyaliſt auch die gegenwärtige Regierung nicht, daher wurde er den 2. Mai 1818, von dem pariſer Zuchtpolizei-Tribunale, „weil er im 11ten Hefte ſeiner Correſpondence durch Verläumdungen verſucht habe, die Achtung zu ſchwächen, welche man dem Könige ſchuldig ſey," zu drei Monat Gefängniß, 50 Fr. Strafe, 1500 Fr. Caution und ein Jahr lang unter Aufſicht zu leben, verurtheilt. Benjamin Conſtant trat für ihn als Vertheidiger auf in einem Hefte ſeiner Annalen der Sitzung von 1818. Fiévée ſelbſt appellirte an die Cour royale, welche jedoch das Urtheil des Zuchtpolizeigerichts beſtätigte. Bald nachdem er die Gefängnißſtrafe überſtanden hatte, erſchienen im Jahre 1819 der 14. und 15. H. ſ. Correſpondence, welche eine ziemlich parteiloſe Schilderung der polit. und moral. Lage Frankreichs am Ende des Jahres 1818 enthalten, und worin er den Ultras oft widerſpricht. Darauf übernahm er eine Zeit lang, an Chateaubriands Stelle, die Redaction des ultraroyaliſtiſchen Journals des Conſervateurs. Jetzt iſt er Redacteur der Gazette de France, übrigens iſt Fiévée als ein angenehmer Erzähler durch ſeine Romane: La dot de Susette, 1798; Frédéric, 3 vol. 1800; le Divorce, 1805, und durch ſeine Novellen: Six nouvelles 1803. 2 vol. bekannt. Zugleich mit Petitot gab er das Répertoire du Théâtre françois heraus (23 Bde.). K.

Figur, figürlich, figurirt, Figuranten u. ſ. w. Des Ausdrucks Figur bedient man ſich bei mehreren Künſten, bei einigen in eigentlicher, bei andern in uneigentlicher oder figürlicher Bedeutung. Die eigentliche Bedeutung iſt äußere Geſtalt, welche entſteht durch jeden beſchränkten und umſchriebenen Raum, ſei dies nun bei Flächen (Flächenfiguren), oder bei Körpern (körperliche Figuren). Auf dieſe Weiſe werden die mathematiſchen Figuren,

z. B. Cirkel, Triangel, Quadrat nach Linien oder Winkeln beſtimmt. In der *Tanzkunſt* finden ſich die Flächen-, in den *bildenden Künſten* auch die Körperfiguren; jedoch wird der Ausdruck Figur bei den bildenden Künſten meiſt in einem beſchränkten Sinne gebraucht. In der Tanzkunſt verſteht man darunter den nach gewiſſen Linien beſchriebenen Weg, welchen der Tänzer zu nehmen hat, bei der bildenden Kunſt ſchränkt man den Begriff Figur meiſt auf die *Menſchenfigur* ein, und bedient ſich für die übrigen Geſtalten des Ausdrucks *Form*. Da jede Figur als ſolche dem Raume angehört, ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß nur in den Künſten des Raumes von Figur in *eigentlicher* Bedeutung die Rede ſein, und daß in den Künſten der Zeit dieſer Ausdruck nur uneigentlich genommen werden könne. Dies iſt namentlich der Fall in der *Poeſie*. Gewöhnlich ſpricht man zwar bloß von *rhethoriſchen* und nicht von *poetiſchen* Figuren, unſtreitig aber nur darum, weil die Rhetoriker früher darauf Rückſicht genommen hatten, als die Poetiker. Wir wollen ſie *Redefiguren* überhaupt nennen, und fragen zuvörderſt, wie man wohl darauf kam, der Rede *Figuren* zuzuſchreiben. Adelung, der dieſe Figuren für Modificationen des Ausdrucks erklärt, die Lebhaftigkeit des Styls zu bewirken, vermuthet, der Name Figur ſei von den ſtärkſten und lebhafteſten Hülfsmitteln dieſer Art entlehnt, welche wirklich etwas *Bildliches* enthalten, und nachher auch auf die übrigen ausgedehnt worden; man kann aber im Allgemeinen ſagen, dieſe Figuren ſeien Arten der Sprache, ſich beſonders zu *geſtalten* und dann erklärt ſich der Name von ſelbſt. Wie dem aber ſei, ſo iſt gewiß, jene beſondere Geſtaltung ſei jedes Mal eine Abweichung von der Sprache des gemeinen Lebens, mit der Abſicht, lebhafter dadurch auf die Einbildungskraft zu wirken. Der Ausdruck iſt nun nicht mehr eigentlich, um den Gegenſtand für den Verſtand durch Begriffe zu bezeichnen, ſondern uneigentlich oder figürlich, bildlich, für die Einbildungskraft, um dieſe zu beſtimmen. Von einem Greiſe ſagt man z. B. der *Abend* ſeiner Tage, und dadurch wird der trockne Begriff vom *Ende* des Lebens in eine ſchöne Umgebung eingehüllt, wodurch das Unangenehme dieſes Begriffs auf eine bewundernswürdige Weiſe gemildert wird. Man kann übrigens der Sprachfiguren dreierlei unterſcheiden: 1. *ſolche, die ſich auf die beſtimmten Worte beziehen* (Wortzuſammenſetzungen, Epitheta, Inverſion, Wiederholung, Apoſtrophe, Ausruf); 2. *ſolche, die ſich auf die ganze Wendung des Gedankens beziehen* (Beſchreibung, Vergleichung, Gleichniß, Perſonification, Anrufung, Andeutung, Häufung, Antitheſe, Zergliederung, Steigerung, Hyperbel, Metapher, Allegorie); 3. *ſolche, die ſich auf den Klang beziehen, muſikaliſch poetiſche* (Wortſpiel, Echo, Annomination, Alliteration, Aſſonanz, Reim). Die Tropen ſind nichts als untergeordnete Figuren. Den beſtimmten Unterſchied zwiſchen beiden und die Claſſification derſelben ſ. jedoch in *Pölitz allgemeiner Sprachkunde*, S. 181 fgg. In der *Muſik* bedeutet Figur eine Reihe verſchiedener, ſchnell hinter einander folgender Töne, an deren Stelle man bei einfacherem Spiel oder Geſang nur Einen Ton genommen haben würde. Den Namen haben ſolche Töne daher, weil dieſe Notenformeln insgemein durch Striche verbunden ſind, die allerhand Figuren bilden, und ehedem beſondre Namen hatten, z. B. Schwärmer, Rauſcher u. ſ. w. *Figural-* oder *figurirte* Muſik oder Geſang

ſteht im Gegenſatz mit der einfachen Choralmuſik oder dem Choralgeſang, welche keine Figuren haben. In manchen größern Städten müſſen daher Standesperſonen bei ihrer Trauung noch Figuralgebühren (die Gebühren der vollſtimmigen Muſik) entrichten, da gemeine Leute nur Choralgebühren (einfache) bezahlen dürfen. Figurirter Chor iſt, wenn z. B. die Discantſtimme einen Liedervers nach der Kirchenmelodie ſingt, die übrigen Stimmen aber zugleich einen andern componirten, jedoch mit dem Choralton harmonirenden Text abſingen, was vorzüglich in Motetten geſchieht. Figuranten ſind beim Ballettanz diejenigen Tänzer, die nicht einzeln, ſondern truppenweiſe tanzen, und alſo nur zur Ausfüllung und gleichſam zum Hintergrunde für die Solotänzer dienen; im Schauſpiel: Perſonen, die nichts zu ſprechen haben, ſondern bloß auftreten müſſen, um den leeren Raum auszufüllen, und die Handlung vollſtändig zu machen, z. B. Soldaten, Sclaven, Bauern und Bäuerinnen.

Figurirte Zahlen werden gebildet, durch die Glieder arithmetiſcher Reihen aller Ordnungen, deren erſtes Glied die Einheit iſt. z. B.

I.	1,	2,	3,	4,	5,	6,	ꝛc.
II.	1,	3,	6,	10,	15,	21,	ꝛc.
III.	1,	4,	9,	16,	25,	36,	ꝛc.
IV.	1,	5,	12,	22,	35,	51,	ꝛc.

und insbeſondre heißt die Reihe II, Triangularzahlen, oder dreieckige Zahlen, weil ſich deren Einheiten in lauter gleichſeitige Dreiecke ordnen laſſen; die Glieder der Reihe III Quadratzahlen, viereckige Zahlen oder auch Tetragonalzahlen; die Glieder der Reihe IV fünfeckige oder Pentagonalzahlen ꝛc. Werden die Glieder der Polygonalzahlen nach der Ordnung wiederum ſummirt, ſo erhält man Reihen, wie:

a.	1,	4,	10,	20,	35,	56,	ꝛc.
b.	1,	5,	14,	30,	55,	91,	ꝛc.
c.	1,	6,	18,	40,	75,	126,	ꝛc.
d.	1,	7,	22,	50,	95,	161,	ꝛc.

und es bilden die Glieder derſelben Pyramidalzahlen, weil lauter Pyramiden entſtehen, wenn man die Polygonalzahlen nach der Ordnung, wie ſie ſummiret werden, ſo übereinander legt, daß die kleinern über die nächſt größern der nämlichen Gattung zu liegen kommen. So bilden die Glieder der Reihe a, dreieckige Pyramiden, der Reihe b, viereckige, und der Reihe c, fünfeckige Pyramiden. P.

Filament, die Faſer oder Zaſer bei Pflanzen und Thieren; auch in Blumen der Staubträger oder Staubfaden, der dem Staubbeutel zur Unterſtützung dient.

Filangieri (Gaetan), einer der berühmteſten Publiciſten des 18ten Jahrhunderts, welche am meiſten zur Verbeſſerung der Geſetzgebung beigetragen haben, wurde geboren zu Neapel den 18. Aug. 1752. Seine Familie war eine der älteſten adeligen des Königreichs. Ihr Name kommt von Filii Angerii her (Nachkommen des Angerius), und dieſes war einer der 40 tapfern Normänner geweſen, welche mit dem Grafen Roger Neapel erobert hatten. Filangieri war als der dritte Sohn ſeines nicht ſehr bemittelten Vaters zum Militärdienſte beſtimmt. Er begann auch dieſen Dienſt in ſeinem vierzehnten Jahre, verließ denſelben jedoch bald, da er keine Neigung dazu ſpürte, und

widmete ſich den Wiſſenſchaften. Jetzt ſchon faßte er den Plan zu zwei Werken, einen über die öffentliche und Privaterziehung, den andern über die Moral der Fürſten, gegründet auf Vernunft und die bürgerliche Ordnung. Da er ſich viel mit der Geſetzgebung beſchäftigte, widmete er ſich, nach dem Wunſche ſeiner Familie, auch den Geſchäften des Sachwalters. Seine Beredſamkeit und Wiſſenſchaft verſchafften ihm hier großen Beifall. Filangieri erhielt bald ſehr anſehnliche Stellen am Hofe, allein dieſes hinderte ihn nicht, ſich ſeinen Lieblingsſtudien fortwährend zu überlaſſen. Er arbeitete an einem Werke, welches im Fache der Theorie der Geſetzgebung muſterhaft werden ſollte, und da eben vorher der berühmte Beccaria zu Mailand ſein geſchätztes Werk über Verbrechen und Strafen hatte erſcheinen laſſen, wodurch eine Art von Epoche in der Criminalgeſetzgebung gebildet ward; ſo wollte nun Filangieri in dem ſeinigen die Geſetzgebung in allen ihren Zweigen und unter allen ihren Beziehungen umfaſſen, und die feſteſten allgemeinſten Grundſätze derſelben aufſtellen. Er begann dieſes große Unternehmen mit Muth und Beſonnenheit, und führte es zu ſeiner und der Wiſſenſchaft Ehre mit Gründlichkeit und tiefem Geiſte aus. Er theilte das Werk, das den Titel führt: La Scienza della Legislazione, gleich Anfangs in ſieben Bücher; wovon das Erſte, welches die allgemeinen Regeln der Geſetzgebung enthält, und das Zweite, welches die politiſchen und ökonomiſchen Geſetze zum Gegenſtande hat, 1780 zu Neapel in 2 Bänden erſchienen. Nicht nur in Italien, ſondern in ganz Europa machte dies Werk außerordentliches Aufſehen, und der Verfaſſer ſah ſich in ſeinem 28ſten Jahre unter den berühmteſten Publiciſten genannt. Er ſpricht mit Freimüthigkeit über viele Mißbräuche, allein ohne zu beleidigen, und obgleich vieles ſein eigenes Vaterland traf, ertheilte ihm der König doch eine Commanderie des Conſtantinordens. Im Jahr 1783 gab er die folgenden zwei Bände heraus, welche die Criminaljuſtiz betreffen. Dieſe Materie iſt hier in ihrem vollen Umfange behandelt. Auch herrſcht die unbefangenſte Freimüthigkeit der Anſichten durch das Ganze. Manches fanden darin die großen und die vornehmen Güterbeſitzer anſtößig, weil es ihnen Vortheile zu entziehen drohte. Das Buch wurde daher durch ein geiſtliches Decret, als verderblich verurtheilt. Allein der Verfaſſer antwortete darauf bloß dadurch, daß er im folgenden Jahre den 5ten, 6ten und 7ten Band ſeines Werks erſcheinen ließ; worin von der Erziehung, den Sitten und dem öffentlichen Unterrichte gehandelt wird. Er hatte ſich jetzt, im Jahr 1783, verheirathet, und lebte in einer kleinen Stadt, um ſich ganz ungeſtört ſeinen Arbeiten hingeben zu können. Hier beſchäftigte er ſich mit den letzten Theilen ſeines großen Werks, welche die Religion, in Beziehung auf den Staat, betreffen ſollten. Allein ſeine Geſundheit hatte ſchon ſehr gelitten, und er rückte nur langſam vor. Auch berief ihn Ferdinand IV. (1787) in ſeinen höchſten Finanzrath. Er mußte nach Neapel zurückkehren und ſich faſt ausſchließend ſeinem neuen Beruf widmen. Er wurde endlich bedenklich krank und ſtarb den 21. Jul. 1788 in einem Alter von 36 Jahren. Vor ſeinem Tode hatte er den 8ten Theil ſeines Werks vollendet, worin von den Religionen vor dem Chriſtenthume die Rede iſt. Man findet auch hier den ſcharfſinnigſten Forſcher und trefflichſten Darſteller ſeiner Gedanken. Von dem Schluſſe des Werks hat man nur die Abtheilung der Capitel in der Handſchrift gefunden.

Dieſes dem menſchlichen Geiſte überhaupt zu hoher Ehre gereichende Werk, welches des Guten ſo viel veranlaßt und geſtiftet hat, iſt in alle lebende Sprachen überſetzt worden. Eine deutſche iſt zu Zürich verfertigt und zu Altdorf im Jahr 1784 mit einer Vorrede von Siebenkees erſchienen, eine andere von Guſtermann zu Wien in demſelben Jahre; auch von Link beſitzen wir eine. Hätte Filangieri länger gelebt, ſo würde er der Welt mehrere gelehrte Arbeiten, und unter andern auch eine Nuova Scienza delle Scienze und eine Storia civile, universale perpetua geſchenkt haben.

Filet, eine bekannte Art von geknöppeltem Gewebe (oder ſolcher Strickerei), mit welchem ſich die Frauen zu mancherlei Bedürfniſſen mehr ſcherzend als ernſt zu beſchäftigen pflegen. Fileten werden bei den Buchbindern diejenigen Stempel genannt, mit welchen die goldnen Rückenverzierungen der Bücher eingebrannt und eingedrückt werden.

Filial, eine Nebenkirche, Tochterkirche, auch Filia genannt, welche in eine andere (Hauptkirche, Mutterkirche, mater) eingepfarrt iſt; daher das Dorf ſelbſt, welches keinen eigenen Pfarrer hat.

Filigran-Arbeit werden die zu Laubwerk durch einander gezogenen Verzierungen aus Silber- und Goldfäden (da, wo es die Form und Zeichnung erfordert, auch zuſammen verſchmolzen) genannt, die man bei mancherlei Kunſtſachen und Zierrathen anwendet. Es war ſolche ehemals mehr in Anwendung, als gegenwärtig. In Paris, London und Nürnberg war und iſt man noch am geſchickteſten in dieſer Arbeit.

Filtriren, durchſeihen, heißt die Operation, vermöge welcher man mittelſt eines ſchicklichen Werkzeugs, z. B. eines Siebes oder Tuches oder Löſchpapiers, gröbere Theile von einer flüſſigen Materie abſondert. Zum Filtriren des Waſſers bedient man ſich einer gewiſſen Steinart von grobem Korn, welche die darauf gegoſſene Flüſſigkeit leicht einſaugt und durchläßt, die unreinen Theile aber zurückhält. Ein ſolcher Stein heißt Filtrirſtein. Außerdem hat man noch andere Apparate und Maſchinen erfunden, durch welche ſich ſelbſt ſchleimiges, verdorbenes und ſtinkendes Waſſer klar und trinkbar machen läßt.

Filz, heißt überhaupt ein durch einander gewirrtes, geſchlungenes und feſtes Gewebe oder zeugartige Maſſe. — Gewöhnlich wird Filz von einem zu Hüten vorbereiteten Werke der Hutmacher gebraucht, das aus kardätſchter Wolle und kardätſchten Haaren durch verſchiedene Bearbeitung in einander geſchlungen und getrieben worden iſt. Es werden auch andere Kleidungsbedürfniſſe daraus verfertigt. — Bei den Papiermachern wird Filz ein Stück von wollenem Tuche genannt, welches ſie über das eben geſchöpfte Papier ausbreiten.

Finale heißt der Schlußſatz eines Tonſtücks, Opernactes, Ballets u. ſ. w. Es beſteht aus verſchiedenen Sätzen von verſchiedenem Charakter. Meiſtentheils hat in den Inſtrumentalſtücken das Finale den Charakter der Munterkeit, und erfordert geſchwinde Bewegung und lebhaften Vortrag. In der Oper beſteht das Finale meiſt aus mehreren an einander gereihten Sätzen von verſchiedenem Charakter und verſchiedener Tactart und Bewegung.

Finanzwiſſenſchaft, Finanzwirthſchaft, Finanzkunſt, Finanzkunde. Jeder Staatsverein hat zu ſeiner innern

und äußern Sicherſtellung einen Aufwand nöthig, welchen zu beſtreiten aus dem geſammten Nationalvermögen ein beſonderes Staatsvermögen gebildet werden muß; die Einſammlung, Verwaltung und Verwendung dieſes Staatsvermögens macht den Gegenſtand der Finanzwiſſenſchaft aus. Im Privathaushalte muß ſich immer die Ausgabe nach der Einnahme richten, im Staatshaushalte umgekehrt, die Einnahme nach der Ausgabe, letztere aber wird durch den Staatsbedarf beſtimmt. Die Finanzwiſſenſchaft zerfällt daher in drei Haupttheile, wovon ſich der eine mit der Ausgabe, der andere mit der Einnahme, und der dritte mit der Form Beider, alſo der Art der Erhebung, Vertheilung und Verwaltung der Staatseinkünfte beſchäftigt. Was den erſten Theil, nämlich die Staatsausgabe betrifft, ſo iſt dieſelbe entweder 1. ordentliche, gewöhnliche Ausgabe, d. h. ſolche, welche im ruhigen Gang der Staatshaushaltung immer wiederkehrt, oder 2. außerordentliche, ungewöhnliche Ausgabe, ſolche, welche durch außerordentliche Vorfälle, als Krieg, unglückliche Naturereigniſſe oder große Unternehmungen ꝛc. herbeigeführt wird. Hinſichtlich der ordentlichen Staatsausgabe findet ein Unterſchied ſtatt zwiſchen a. allgemeiner, welche aus dem Staatsvermögen überhaupt und mittelſt allgemeiner Beiträge der Bürger gedeckt werden muß, wie z. B. die Koſten der Verfaſſung, alſo auch die Civilliſte des Regenten, die Koſten der innern Verwaltung, der Vertheidigung, der auswärtigen Verhältniſſe und der öffentlichen Schuld, weil dergleichen Anſtalten zum Beſten ſämmtlicher Staatsbürger angeordnet ſind, und b. beſonderer Staatsausgabe, welche vorzüglich durch Beiträge derer beſtritten wird, die ſich der beſondern Anſtalten bedienen, als z. B. die Koſten der Juſtiz durch den Ertrag der Sporteln, der Polizei durch die Strafen derſelben, der Staatswirthſchaft durch die Abgaben derer, welche ſich der Heerſtraßen, Canäle und ähnlicher ſtaatswirthſchaftlicher Anſtalten bedienen. Die außerordentliche Staatsausgabe iſt entweder a. ökonomiſtiſch, d. h. dem Staatszwecke entſprechend, wie z. B. die Koſten eines nothwendigen Kriegs, die Unterſtützung der durch Überſchwemmung, Erdbeben und andere Naturereigniſſe verunglückten Einwohner ꝛc.; oder b. capitaliſtiſch, d. h. ſolche, wodurch ein neuer Theil des Nationalreichthums geſchaffen wird, deren Reſultat daher, wie ein zurückgelegtes Nationalcapital zu betrachten iſt, z. B. große Culturunternehmungen, Austrocknung von Sümpfen, Anlegung neuer Canäle, Straßen ꝛc. — Eine dritte Gattung der außerordentlichen Staatsausgabe, die unökonomiſtiſche, d. h. ſolche, welche dem Staatszwecke zuwiderläuft, wie z. B. der Kriege der Ehrſucht, Aufwand des Luxus ꝛc. können kein Gegenſtand der Wiſſenſchaft ſein. — Der zweite Theil der Finanzkunſt beſchäftigt ſich mit der Staatseinnahme; auch dieſe iſt, wie die Staatsausgabe, doppelter Art, nämlich 1. ordentliche, welche zur Deckung der gewöhnlichen Staatsausgabe erforderlich iſt, und, wie dieſe beſtändig wiederkehrt, alſo bleibend erhoben wird; 2. außerordentliche, welche nur in ungewöhnlichen Fällen ſtatt hat und zur Deckung der außerordentlichen Staatsausgabe beſtimmt iſt. Die ordentliche Staatseinnahme ſchöpft ihren Bedarf aus zwei Hauptquellen, nämlich 1. aus einem unmittelbaren Staatsvermögensfonds, demjenigen, welcher von der Nation dem Staate zur Beſtreitung des Staatsaufwandes vorbehalten und überlaſſen worden iſt; dieſes unmittelbare Staatsvermögen iſt wiederum doppelter Art, es be-

ſteht a. in einem dem Staate vorbehaltenen Theile des vorhandenen Stoffs, Urſtoffs, Grund und Bodens; dies ſind die Domainen (ſ. d. Art.), b. in einem dem Staate ausſchließlich überlaſſenen Theile der Kraft oder des Rechts, gewiſſe Naturproducte ſich zuzueignen oder gewiſſe Gewerbe zu treiben, dies ſind die Regalien (ſ. d. A.), 2. aus einem mittelbaren Staatsvermögensfonds, welcher durch Beiträge der einzelnen Staatsbürger gebildet wird; dieſe Beiträge heißen Abgaben, Steuern oder Auflagen (ſ. d. A.). Außerdem ſchöpft die Staatseinnahme noch aus mancherlei zufälligen Quellen, wie z. B. dem Heimfalls- und ähnlichen fiscaliſchen Rechten, Geldſtrafen, Chargen, Dispenſations-, Conceſſions- und Privilegiengebühren. Dies alles ſind jedoch ordentliche oder gewöhnliche Quellen des Staatseinkommens; neben dieſen hat ſich die Finanzwiſſenſchaft auch mit den außerordentlichen Quellen zu beſchäftigen, zu welchen der Staat in ungewöhnlichen Fällen ſeine Zuflucht nehmen muß; ſie hat zu zeigen, wie der Staatsbedarf alsdann durch außerordentliche Steuern oder durch Antizipation künftiger Einnahmen oder durch Benutzung des öffentlichen Credits mittelſt Anleihen gedeckt werden könne; daher bildet das Staatsſchuldenweſen und deſſen Tilgung einen vorzüglichen Gegenſtand der Finanzwiſſenſchaft. Die Anwendung ſolcher außerordentlichen Mittel nennt man gewöhnlich Finanzoperationen. — Der dritte Haupttheil der Finanzwiſſenſchaft endlich beſchäftigt ſich mit der Form der Einnahme und Ausgabe des Staats. Dieſe Form iſt entweder 1. eine innere oder 2. eine äußere. Zur innern Form gehört die Art und Weiſe, wie das Staatseinkommen geſammelt oder verwendet wird, z. B. ob die Steuerbeiträge in Naturalien oder in Münze erhoben und vertheilt werden? wie das Staatsrechnungs- u. Caſſenweſen eingerichtet iſt? ꝛc. zur äußern Form hingegen iſt die Organiſation der verſchiedenen Finanzbehörden, z. B. ihre Eintheilung in abgeſonderte Einnahme- und Ausgabebehörden ꝛc. zu rechnen. — Die Finanzkunſt iſt eine eben ſo ſchwierige als wichtige Wiſſenſchaft, denn zur Beſtimmung keiner Sache wird, wie Montesquieu mit Recht ſagt, ſo viel Weisheit und Klugheit erfordert, als zur Beſtimmung des Theils von Vermögen, welchen man der Nation nimmt und des Theils, welchen man ihr läßt. Von den wahren Finanzwirthen ſind aber ſorgfältig diejenigen zu unterſcheiden, welche man gewöhnlich Plusmacher nennt und von denen Sonnenfels ſagt: „dieſe verächtlichen Miethknechte der Tyrannei gleichen dem Jagdhunde, der den Jägern das Wild aufbringt, um auch ſich von deſſen Eingeweide zu ſättigen; ſie nehmen überall, wo ſie zu nehmen finden, unbekümmert um die nachtheiligen Folgen, welche aus ihren Maßregeln für Nationalwohlſtand und Sittlichkeit hervorgehen. Das Geheimniß der echten Finanzkunſt liegt in Erweckung und Erhaltung der Lebenswärme emſiger Thätigkeit, nicht in Zahlen und todtem Metall; nicht der Ertrag einzelner Einnahmerubriken, ſondern der ganze dauerhafte Ertrag der Finanzanſtalt und ſeine Übereinſtimmung mit den höhern Beziehungen der Staatsverbindung bewährt die Güte des Finanzſyſtems. K. M.

Findelhäuſer ſind einem wohlgeordneten Staate unentbehrlich, und das beſte Mittel den Kindermord zu verhüten. Ungegründet iſt die Furcht, daß dadurch der Verfall der Sitten befördert werde; denn — Frechheit und Leidenſchaft ſehen nie in die Zukunft. Man pflegt die Findlinge mit Namen zu taufen, welche Bezug auf die Modalität ihrer Auffindung haben, und in Spanien hat jeder Findling

den Rang eines Hidalgo — der unterſten Claſſe des Adels — nicht als wenn eine Präſumtion gegen die Sittlichkeit der Nobleſſe Statt finde, ſondern aus juridiſcher Vorbaulichkeit, damit dem Neugebornen nicht etwa angeborne Rechte verloren gehen mögen.

Fingal, Fin Mac Coul oder Fionghal, ein vielgefeierter caledoniſcher oder ſchottiſcher Held, Fürſt von Morbhein oder Morven, der zu Selma ſeinen Sitz gehabt haben, der Vater des alten ſchottiſchen Barden Oſſian geweſen und im J. 283 nach Chr. Geb. geſtorben ſeyn ſoll. Von ſeinen Thaten ſingt das von Macpherſon aus alten ſchottiſchen Liedern gebildete Heldengedicht, das den Namen Fingal führt, und dem Oſſian beigelegt wird. So wenig wir über alles dieſes hiſtoriſche Gewißheit haben, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß der Name Fingal noch immer bei den Hochſchotten in ſehr hoher Achtung ſteht, und daß vieles Große, Außerordentliche und Wunderbare von ihnen auf Oſſian und Fingal bezogen wird. Nach ihm nennen z. B. die Bergſchotten und Hebridier mit großer Ehrfurcht jenes berühmte Säulengewölbe, das ſie für ſeinen Palaſt ausgeben. S. d. folgenden Artikel. F.

Fingalshöhle (Melodiehöhle, Uaibhinn), eine auf Baſaltſäulen ruhende Grotte auf der hebridiſchen Inſel Staffa, die zu den ſchönſten unterirdiſchen Naturmerkwürdigkeiten gehört. Sie iſt 300 Fuß lang, 150 Fuß hoch und 50 Fuß breit, und wird von einem See durchſchnitten, den man beſchiffen kann. Auf beiden Seiten ragen theils ganze, theils abgebrochene, aber ſehr regelmäßig von der Natur gebildete Säulen von Baſalt empor, die mit ihren abgeſtumpften Enden das Gewölbe bilden und tragen. Die im Innern der Höhle von dem Felſen herabträufelnde Feuchtigkeit bildet ſo harmoniſche Töne, daß ſich der Reiſende, der dieſe Grotte beſucht, plötzlich durch eine Art von unſichtbarer, einem Zauber ähnlichen Muſik überraſcht findet, daher ſie auch den Namen Melodiehöhle bekommen hat.

Fingerſetzung (Applicatur) nennt man die Art des Gebrauchs oder der Anſetzung der Finger bei ſolchen muſikaliſchen Inſtrumenten, bei welchen die Verſchiedenheit des Tons durch den Griff oder Anſatz der Finger hervorgebracht wird. Da bei den meiſten Inſtrumenten dieſer Art die reine Intonation, die Deutlichkeit und der unverwiſchte Vortrag ſchwerer Stellen hauptſächlich davon abhängt, ſo erhellt von ſelbſt, wie wichtig es ſei, die richtige Applicatur frühzeitig zu erlernen. dd.

Finiguerra (Tommaſo, durch Verkürzung Maſo), ein berühmter Bildhauer und Goldarbeiter, ausgezeichnet durch die Erfindung der Kunſt, von hohl gravirten Metallplatten Abdrücke zu machen, lebte zu Florenz um die Mitte des 15ten Jahrhunderts. Seine Familie hatte ſeit dem Jahre 1213 in dieſer Stadt geblühet. Das Jahr ſeiner Geburt und ſeines Todes iſt unbekannt; allein ſo viel iſt gewiß, daß er ein Zögling war von Laurent. Ghiberti, der die berühmten bronzenen Thüren des Baptiſteriums St. Johannis des Täufers zu Florenz verfertigte. An der erſten Thür, welche im Jahre 1400 angefangen und 1425 beendigt wurde, ſcheint Finiguerra nicht beſchäftigt geweſen zu ſein, wohl aber an der zweiten, die im Jahr 1425 angefangen und 1445 vollendet wurde, und ſo ſcheint er um das Jahr 1410 oder 1415 geboren zu ſein. So wie man ihm die Erfindung der oben bemerkten Kunſt nicht beſtreiten kann, ſo war auch ſein Ruf begründet in der Kunſt zu emailliren (nieller).

Dieſe Kunſt, die erſt zu Leo X. Zeiten aufgegeben wurde, beſtand darin, daß in die Vertiefungen eines in Gold oder Silber ausgeführten Stiches, eine ſchwärzliche, metallartige Maſſe, lateiniſch nigellum genannt, eingelaſſen wurde, welche man, durch Gießung mit dem Stücke befeſtigt, worauf ſie ſich befand, polirte, und nun erhielt die Arbeit das Anſehn einer Zeichnung mit Bleiſtift auf glattem Velinpapiere. Manche halten den deutſchen Mahler Martin Schön für den Erfinder des Abdrucks von Kupfer- und andern Stichen, allein dieſer hat erſt nach dem Jahr 1460 dieſe Kunſt geübt. Man hat den Frieden von Finiguerra niellirt noch jetzt in der Kirche St. Johannis zu Florenz. Ein Stich, die Krönung der Jungfrau darſtellend, iſt durch ſeine Ausführung merkwürdig. Die correcte und wahre Zeichnung zeigt zugleich viel Adel. Er führte auch eine große Menge Basreliefs in Silber aus, auf einem Altar, der an großen Feſten noch jetzt in der genannten Kirche ausgeſtellt wird. Nicht minder hat er eine große Anzahl von Zeichnungen in Acquarell colorirt hinterlaſſen. In der Gallerie zu Florenz werden noch 56 davon aufbewahrt. In Hinſicht der Erfindung Finiguerra's gibt das Werk des Abbé Zani: Materiali per servire alla Storia dell' origine, e de' progressi della incisione in rame e in legno. Parma 1802. hinreichende Auskunft; eben ſo Bartsch peintre graveur, Tom. XIII.

Finiſterrae. Das Cap Finiſterrae iſt das äußerſte Vorgebirge auf der Weſtküſte von Galizien in Spanien. Vor der Entdeckung von Amerika führte es den Namen mit ſcheinbarem Rechte, denn es ſchien hier das Ende der Erde zu ſeyn.

Fink, preußiſcher General im ſiebenjährigen Kriege, welcher am 21. Nov. 1759 mit einem Corps von 12,000 Preußen bei Maxen die Waffen niederlegte, da ſeine Truppen durch das vorhergegangene Gefecht faſt auf die Hälfte geſchmolzen, ohne Munition und auf allen Seiten von einem gewiß vierfach überlegenen Feinde umgeben waren. Fink hatte Friedrich den Großen mehrmals auf das Gefährliche ſeiner Poſition aufmerkſam gemacht und den Unfall vorhergeſagt; er erſcheint daher vor dem Urtheil der Geſchichte völlig gerechtfertigt, wenn auch das nach dem Frieden auf des Königs Befehl niedergeſetzte Kriegsgericht ihn nebſt den Generalen v. Rebentiſch und Gersdorf für ſchuldig erkannte. Fink ſtarb als Oberbefehlshaber der däniſchen Armee.

Finkenſtein (Carl Wilhelm, Reichsgraf v.). Dieſer in der preußiſchen Geſchichte mit rühmlicher Anerkennung ſeiner Verdienſte genannte Miniſter Friedrichs II. war den 11. Febr. 1714 geboren. Von früheſter Jugend an hatte er ſich dem diplomatiſchen Fache gewidmet, und ging ſchon im Jahr 1735 als preußiſcher Geſchäftsträger nach Stockholm; im Jahr 1740 begab er ſich in gleicher Eigenſchaft nach Copenhagen. Als Friedrich II. unter kritiſchen Umſtänden eines einſichtsvollen Miniſters am Hofe Königs Georg II. bedurfte, der damals am Rheine focht (1748), fiel die Wahl dieſes ſcharfſichtigen Monarchen auf den Grafen von Finkenſtein, deſſen Unterhandlungen ein erwünſchtes Reſultat herbeiführten. Hierauf ward ihm eine Sendung an den Hof von Petersburg zu Theil (1747—1748), von der ihn der König nur abrief (1749), um ihm den Poſten eines Cabinetsminiſters zu übertragen, in welchem er 50 Jahre hindurch mit raſtloſer Thätigkeit arbeitete. Gebeugt von der Laſt der Jahre, bat er nach der Feier ſeines funfzigjährigen Dienſtjubiläums im

Jahre 1799 um ſeine Entlaſſung, und ſtarb ein Jahr darauf, nachdem er noch eine halbe Stunde vor ſeinem Tode eine Depeſche unterzeichnet hatte.

Finnen. Dieſer Hauptſtamm der nordeuropäiſchen Völker (deſſen Zahl gegen 2,400,000 beträgt) iſt vom ſcandinaviſchen bis tief in den aſiatiſchen Norden, von da bis an die Wolga und das caspiſche Meer ausgebreitet und von beſonderer Merkwürdigkeit. Schon Tacitus kennt dieſe Nation unter dem Namen Finnen, deren liebſter Aufenthalt von jeher nördliche Wälder und Moräſte waren, daher ſie ſich immer ſelbſt auch Moraſtbewohner (Suamolainen in ihrer Sprache) nannten, und Jagd und Fiſcherei zu ihren vorzüglichſten Gewerben erwählten. Übrigens iſt in der That bemerkenswerth, wie ähnlich die zerſtreuten finniſchen Völkerſchaften in Körperbildung, Nationalcharakter, Sprache und Sitten ſich geblieben ſind, ſo daß man ſie nirgends verkennen kann. Eine eigne Geſchichte haben ſie nicht; im einfachen nomadiſchen Leben wurden ſie die ſichere Beute der Norweger, Schweden und Ruſſen. Die Norweger unterwarfen zuerſt ſich Finnmark, und ihre Züge zu den Permiern, einer finniſchen Völkerſchaft am weißen Meere, hörten dann erſt auf, als die Fürſten von Nowgorod ſich Permiens und des dortigen Handels bemächtigt hatten, und die Norweger durch die Einfälle der Mongolen beſchäftigt wurden. Die Ruſſen begannen nun, ſich in den Landen der Finnen auszubreiten; Karelien und ganz Permien kamen in ihre Gewalt, und im 14ten Jahrhundert ſah man am Geſtade des weißen Meers durch Biſchof Stephan das Kreuz errichtet, und den weitſtrahlenden Tempel des großen Gottes Jomala zerſtört. Ganz Lappmark, und bald auch alle Finnen in Oſten, an der Wolga und in Sibirien, wurden nun von den Ruſſen unterjocht, welche ſelbſt die Norweger zurücktrieben, als dieſe ihr früher uſurpirtes Tributrecht in Lappmark geltend machen wollten. Endlich fielen noch die Schweden über die übrigen an ſie angrenzenden Finnen her; Erich der Heilige bekehrte in der Mitte des 12ten Jahrhunderts die Bewohner des heutigen Finnlands, und hundert Jahre darnach eroberten die Schweden Tawaſtland und bezwangen die Karelier und Lappen, ſo weit beide nicht ſchon Rußland angehörten. Hiermit war die Unterjochung der finniſchen Nation im Norden vollendet, von welcher zwölf Völkerſchaften ganz oder zum Theil zu den Bewohnern des ruſſiſchen Reichs gehören, nämlich die Lapper, Finnen, Eſthen, Liven, Tſcheremiſſen, Tſchuwaſchen, Mordwinen, Wotjäken, Parmjäken, Surjänen, Wogulen und obiſche Oſtjäken. Hierzu kann man noch die Tepteri rechnen, einen Volkshaufen, der aus Vermiſchung mehrerer finniſcher Völkerſchaften, beſonders der Tſcheremiſſen, Tſchuwaſchen u. Mordwinen entſtanden und noch mit Tataren vermehrt worden iſt. Die finniſchen Völkerſchaften haben nur eine mittelmäßige Leibesgröße, aber einen dauerhaften Körperbau. Die charakteriſtiſchen Züge ihrer Geſichtsbildung ſind ein plattes Geſicht mit eingefallenen Backen, dunkelgraue Augen, ein dünner Bart, braungelbes Haar und eine gelbliche Geſichtsfarbe. Dieſe Bildung iſt aber bei den Finnen, im engern Verſtande, ſchon durch Wohlſtand und Cultur veredelt; doch bleibt der Charakter der Phyſiognomie derſelbe. Die Tſcheremiſſen und Tſchuwaſchen haben in ihrer Körperbildung mehr von den Tataren; die Mordwinen aber kommen darin den Ruſſen, und die Wogulen den Kalmücken näher. Die Finnen ſind größtentheils Chriſten, und bekennen ſich entweder zur lutheriſchen oder griechiſchen Kirche;

doch findet man auch noch unter den Tſcheremiſſen, Mordwinen, Wotjäken und Wogulen Heiden, oder eigentlich Schamanen. Ein Theil der Finnen treibt ordentlichen Ackerbau, und hat eine gewiſſe Cultur erlangt, beſonders die eigentlichen Finnen, ein anderer Theil lebt nomadiſirend, ſowohl von Viehzucht, als Jagd und Fiſcherei. Unreinlichkeit und Trägheit iſt einem großen Theil der finniſchen Völkerſchaften eigen. Die Finnen, im engern Sinn, ſind ernſthaft, unermüdet, arbeitſam, zu allen Beſchwerlichkeiten abgehärtet, unerſchrocken, tapfer, ſtandhaft, aber auch ſehr eigenſinnig und ſtarrköpfig; dabei dienſtfertig und gaſtfrei. Es fehlt ihnen nicht an Geiſtesanlagen; eine beſonders ausgezeichnete Neigung haben ſie zur Dichtkunſt und Muſik.

Finnland, ein in Europa liegendes Gouvernement des ruſſiſchen Reichs, beſteht jetzt: 1. aus den ſchon 1721 und 1743 von Schweden an Rußland abgetretenen Theilen des Großfürſtenthums Finnland (welche ſeitdem ein beſonderes ruſſiſches Gouvernement mit der Hauptſtadt Wiburg bildeten); 2. aus dem 1809 durch den Frieden zu Friedrichsham von Schweden an Rußland gänzlich abgetretenen Großfürſtenthum Finnland, und 3. aus den durch denſelben Frieden von Schweden abgetretenen Theilen von Weſterbottn und Lappland. Aus dieſen drei Beſtandtheilen iſt nun kürzlich Ein Gouvernement des ruſſiſchen Reichs errichtet worden, welches nach dieſem Umfange gegen 5,300 Quadratmeilen mit nur 1,100,000 Menſchen enthält. Die Hauptſtadt dieſes Gouvernements war Abo; aber eine kaiſerliche Ukaſe hat die mehr in der Mitte liegende Stadt Helſingfors zur Hauptſtadt beſtimmt, wohin den 1. Oct. 1819 die höchſte Behörde, der ruſſiſche, mit Finnländern beſetzte Senat für Finnland, von Abo verlegt wurde. Dieſes neue Gouvernement Finnland gränzt an Schweden, den finniſchen und bothniſchen Meerbuſen, die Gouvernements Archangel, Olonez und Petersburg und den Ladogaſee. Der Boden iſt theils bergig und felſig, indem er von Fortſetzungen des ſcandinaviſchen Gebirgs durchzogen wird, theils flach, ſandig, ſumpfig und mit einer großen Menge größerer und kleinerer Seen angefüllt. Unter den Flüſſen (lauter Küſtenflüſſen) iſt der Kymmenefluß der beträchtlichſte. Obgleich Felſen, Sümpfe, Seen, Sandſtriche u. Waldungen (ein Hauptreichthum des Landes) einen großen Theil der Oberfläche einnehmen, ſo fehlt es doch auch nicht an fruchtbaren Gegenden, welche ergiebig an Getreide, Kartoffeln u. Flachs ſind, und auch guten Wieſewachs haben; daher die Viehzucht ziemlich anſehnlich iſt. An wilden Thieren, darunter viele Bären und Wölfe, iſt das Land, ſo wie die Gewäſſer an Fiſchen, ſehr reich. Jagd und Fiſchfang gewähren daher vielen Bewohnern Unterhalt. Die Einwohner ſind größtentheils Finnen, die ſich meiſtens zur lutheriſchen Kirche bekennen (ſ. d. Art.), ferner Ruſſen, Schweden und Deutſche in geringerer Zahl. Eigentliche Fabriken und Manufacturen gibt es, mit Ausnahme einiger der größern Städte, in Finnland nicht. Die ſtärkſte Bevölkerung findet man an den Küſten. Das Innere dieſes weitläufigen Landes iſt ziemlich menſchenleer.

Finſterniß iſt eigentlich völlige Abweſenheit des Lichts. In der Aſtronomie verſteht man darunter die Verfinſterung der Himmelskörper, oder die Ereigniſſe, wodurch ein Himmelskörper auf eine Zeit lang ſeines Lichts ganz oder zum Theil, wirklich oder ſcheinbar beraubt wird. Es gibt dreierlei Arten von Verfinſterungen, nämlich am Monde, an der Sonne und an den Trabanten der Planeten, beſonders des Jupiters. Die **Mondfinſterniſſe** erfolgen, wenn

die Erde dergeſtalt zwiſchen den Mond und die Sonne tritt, daß ſie dem erſteren das Licht der letztern entzieht. Es ſcheint eine dunkle Scheibe von Oſten nach Weſten her über der Mondſcheibe hinzugehn. Dieſe dunkle Scheibe iſt nichts anders als der kegelförmige Schatten der Erdkugel, deſſen Länge ungefähr 215 Erdhalbmeſſer beträgt, und deſſen Größe da, wo er den Mond trifft, die Größe des Mondes ohngefähr dreimal übertrifft, woher es dann kommt, daß derſelbe nicht nur gänzlich davon verfinſtert werden, ſondern auch eine Zeit lang unſichtbar bleiben kann. Man unterſcheidet partielle Mondfinſterniſſe, wo nur ein Theil des Mondes verfinſtert erſcheint; totale, wo die Mondſcheibe einen Augenblick ganz verfinſtert iſt; totale mit Dauer, wo dieſe gänzliche Verfinſterung eine Zeit lang dauert, und centrale Mondfinſterniſſe, wo der Mittelpunct des Durchſchnitts des Erdſchattenkegels mit dem Mittelpuncte des Mondes zuſammenfällt. Eine Finſterniß der letzten Art kann 1¾ Stunden dauern. Aus den angegebenen Bedingungen der Mondverfinſterung ergibt ſich, daß ſie nur zur Zeit des Vollmondes Statt haben kann. Man beſtimmt die Größe einer Mondfinſterniß nach Zollen u. ſ. w., indem man die Mondſcheibe in 12 Zolle, den Zoll aber wieder in 60 Minuten eintheilt. Eine totale Mondfinſterniß beträgt gerade 12 Zoll, iſt ſie zugleich von Dauer, ſo rechnet man noch die Zolle hinzu, um welche ſich der Mond weiter in den Erdſchatten hineintaucht, und ſo kann es Finſterniſſen von 20 und mehr Zollen geben. Sonnenfinſterniſſe erfolgen, wenn der Mond dergeſtalt zwiſchen der Sonne und der Erde durchgeht, daß er die Sonnenſcheibe bedeckt. Mithin ſind ſie nur zur Zeit des Neumondes möglich. Schon Thales (597 vor Chr. Geb.) kündigte eine Sonnenfinſterniß an. Nach der ſinnlichen Wahrnehmung zieht ſich dabei eine dunkle Scheibe von Abend gegen Morgen vor der Sonnenſcheibe hin, und ſcheint ſie zu verfinſtern. Allein dieſe Verfinſterung der Sonne iſt nur ſcheinbar, da ſie ein leuchtender Körper und keiner Verfinſterung unterworfen iſt. Die dunkle Scheibe iſt vielmehr der Mond; deſſen der Sonne abgekehrte und Erde zugewandte, folglich dunkle Seite wir erblicken, während er mit ſeiner der Sonne zugekehrten Seite die Strahlen derſelben auffängt. Verfinſtert wird dabei alſo weder die Sonne noch auch der Mond, ſondern die Erde, welche bei der Sonnenfinſterniß in demſelben Falle iſt, worin der Mond ſich bei der Mondfinſterniß befindet; nur mit dem Unterſchiede, daß die Verfinſterung auf der Erde ſelten recht bemerkbar wird, da der Mond um ſo viel kleiner iſt, als die Erde. Die Sonnenfinſterniſſe ſind entweder partielle, d. h. ſolche, wo die Sonnenſcheibe zum Theil verdeckt wird, oder totale, d. h. ſolche, wo der Mond die ganze Sonnenſcheibe bedeckt. Total und zugleich central kann eine Sonnenfinſterniß nur ſeyn, wenn ſich die Sonne gerade in der Sonnenferne und der Mond in der Erdnähe befinden, denn in dieſem Falle iſt der ſcheinbare Durchmeſſer des Mondes 2 Minuten und 7 Secunden größer, als der der Sonne. Die Dauer einer ſolchen Sonnenfinſterniß kann ſich auf 3 Minuten und 41 Secunden erſtrecken. Iſt der ſcheinbare Durchmeſſer des Mondes kleiner als der Sonnendurchmeſſer, ſo erreicht die Spitze des Mondſchattenkegels die Erdfläche gar nicht, und in dieſem Falle kann es ſich ereignen, daß die kleinere dunkle Mondſcheibe die Sonnenſcheibe ſo bedeckt, daß von letzterer nur noch ein heller Ring zu ſehen iſt. Eine ſolche Sonnenfinſterniß wird eine ringförmige genannt. Man ſah dergleichen im Jahr 1764 zu Cadix,

Kittis und Pello in Lappland. Bei totalen Sonnen- oder, wie man richtiger ſagen ſollte, Erdfinſterniſſen tritt völlige Nacht ein, die Sterne werden ſichtbar, und die Vögel, in Verwirrung geſetzt durch die plötzlich eintretende Nacht, flattern ängſtlich umher und fallen zur Erde; auch die übrigen Thiere zeigen Bangigkeit, als ob irgend eine außerordentliche Veränderung in der Natur vorginge. Dergleichen totale Erdverfinſterungen ſind indeß nur ſeltene Erſcheinungen. Von den Verfinſterungen der Jupiterstrabanten hier zu ſprechen, würde zu weit führen. Wir merken nur an, daß alle die Finſterniſſe für die Wiſſenſchaft von großer Wichtigkeit ſind, da ſie ein treffliches Mittel zur Beſtimmung der geogr. Länge abgeben. (S. Länge.)

Finſtere Kammer, ſ. Camera obſcura.

Finte iſt im Fechten die Liſt, da man ſich ſtellt, als ob man nach dieſem oder jenem Theile ſeines Gegners ziele, und indem dieſer dagegen ſich zu verwahren ſucht, den Hieb oder Stoß wo anders hinführt. Daher die figürliche Bedeutung von Blendwerk, Verſtellung, verſtelltem Angriff, liſtiger Wendung.

Fioravanti (Valentin), ein berühmter florentiniſcher Tonſetzer, ſeit dem Juli 1816 Capellmeiſter bei St. Peter in Rom, bekannt durch mehrere komiſche Opern. Im Jahr 1797 ſchrieb er für das königliche Theater zu Turin: Il furbo contro il furbo und Il fabro Parigino. Im Jahr 1807 kam er nach Paris, wo man von ihm I virtuosi ambulanti aufführte; den Text dieſer Oper ahmte Picard nach in ſeinen Comédiens ambulans. Sie fanden nicht weniger Beifall als ſeine Capricciosa pentita, die man in Paris 1805 gegeben hatte. In ſeiner zu Neapel aufgeführten Oper: Gli amori di Comingio e d'Adelaide, iſt der Componiſt der echten Muſikgattung treu geblieben, und hat ſich dadurch der allgemeinen Geſchmacksverderbniß kräftig entgegengeſetzt.

Firenzuola, ſ. Nannini.

Firma oder Raggione, der Name oder die Unterſchrift, unter welcher ein Handelshaus ſeine Geſchäfte treibt, und welche eigentlich nur von dem Handlungsherrn oder dem an deſſen Stelle tretenden Geſchäftsführer unterzeichnet werden darf. Firma geben, heißt einem Handlungsdiener Vollmacht ertheilen, im Namen des Prinzipals zu handeln und zu unterſchreiben.

Firmament bezeichnet im gewöhnlichen Sprachgebrauch bei uns die Feſte des Himmels oder das ſcheinbare Himmelsgewölbe. Es iſt einleuchtend, daß dieſe Benennung, die wir ſchon in den Religionsbüchern der Juden finden, in der allen rohen und unwiſſenden Völkern gemeinen Vorſtellung, daß der Himmel ein feſtes Gewölbe ſei, ihren Urſprung hat.

Firman, 1. bei den Türken ein Befehl, den der Großvezier im Namen des Kaiſers ausfertigt; 2. in Oſtindien, die ſchriftliche Erlaubniß, Handel zu treiben.

Firmeln oder Firmen, heißt in der römiſchen und griechiſchen Kirche ein Kind zu einer gewiſſen Zeit (gemeiniglich in ſeinem ſechsten Jahre) mit Chryſam ſalben, mit dem Kreuze bezeichnen und ihm einen Namen geben. Die Handlung oder Ceremonie ſelbſt, welche die Firmelung oder auch Firmung heißt, gleichſam die Taufbeſtätigung, Confirmation — daher auch der Name — geſchieht von dem Biſchof oder Weihbiſchof, in Beiſein einiger Pathen, und wird als eines der ſieben Sacramente in der römiſch-catholiſchen und griechiſchen Kirche betrachtet. Sonſt geſchah ſie zu Oſtern und zu Pfing-

ſten. Es waren Pathen dabei, welche den Namen des Firmlings anſagten und die Hand auf deſſen Schultern legten. Die Kinder konnten vom ſechsten bis vierzehnten Jahre zur Firmelung dargeſtellt werden, doch mußten ſie, wenn ſie über zwölf Jahre waren, zuvor dem Pfarrer beichten. Es wurden die über die Stirn hangenden Haare abgeſchnitten, der Biſchof gab dem Kinde einen leichten Backenſtreich, betete über ihm, legte die Hand auf daſſelbe, und ölte es. Die auf die Stirn geſtrichene heilige Chryſam wurde mit einem Tuche verbunden, welches drei oder ſieben Tage darauf blieb, hernach ward ſie mit Salz abgewaſchen und das Tuch ins Feuer, oder in ein Beinhaus, oder ins fließende Waſſer geworfen. War die Firmelung in einer Parochie beendigt, ſo gab der Biſchof die heilige Benediction. Dieſe Firmung (Confirmation) geſchieht nur einmal, und die dabei üblichen Ceremonien ſind folgende: Der Biſchof zeichnet den zu Firmelnden, einem nach dem andern, im Namen Gottes des Vaters u. ſ. w. ein Kreuz mit geweihtem Öl auf die Stirn, legt ihm die Hand aufs Haupt und gibt ihm einen leichten Backenſtreich. Das Zeichen des Kreuzes macht den Firmling zu einem Streiter Chriſti, das Handauflegen verſichert ihn des Schutzes der Kirche, der Backenſtreich aber ſoll ihn erinnern, daß er ſelbſt Widerwärtigkeiten und Verfolgungen für die Religion ertragen müſſe.

Firmian (Carl Joſeph, Graf und Herr von). Dieſer verdienſtvolle Staatsmann war 1716 zu Deutſchmetz im Trientiſchen geboren, und genoß ſeine erſte Erziehung und Unterweiſung in den Wiſſenſchaften zu Erthal, Inſpruck und Salzburg. Nachdem er ſeine Studien vollendet hatte, wurde er noch in Holland ein Zuhörer des Vitriarius und errichtete Freundſchaft mit Havercamp, Boerhaave, Bynkershoek und andern berühmten Männern zu Leyden. Von da begab er ſich nach Paris und bald darauf nach Italien, wo er ſeinen Geſchmack für die ſchönen Künſte ausbildete. Als Franz I. den kaiſerlichen Thron beſtieg, kehrte Firmian nach Deutſchland zurück und widmete ſich ganz den Staatsgeſchäften. Maria Thereſia ſandte ihn als ihren bevollmächtigten Miniſter nach Neapel. In der Folge wurde er zum bevollmächtigten Miniſter in der öſterreichiſchen Lombardei ernannt. Hier eröffnete ſich ihm ein neues weites Feld, alle Tugenden eines durch Religion, Philoſophie und Wiſſenſchaften geleiteten Staatsmannes in ihrem größten Glanze zu zeigen. Er war es, der die Liebe zu den beſſern Wiſſenſchaften in jenen Gegenden wieder erweckte, geiſtlichen Despotismus und Vorurtheile zu vertreiben anfing, Bibliotheken errichtete und die Univerſität Pavia wieder herzuſtellen ſuchte. Das ehemalige Herzogthum und die Stadt Mailand haben ihm ſeit 1759 vorzüglich ihre Bevölkerung, Gründung verſchiedener Manufacturen, Ausbreitung des Handels, Verbeſſerung der Landwirthſchaft, tolerante Geſinnungen in der Religion und Cultur der Künſte und Wiſſenſchaften zu danken. Alle dieſe und noch mehrere Verdienſte erhöhte er durch die ungemeine Leutſeligkeit, mit welcher er jeden Künſtler und Gelehrten aufnahm und unterſtützte, und durch die Einſichten, die er ſelbſt in vielen Fächern der Literatur zeigte. Er beſaß eine auserleſene Bibliothek von 40 000 Bänden und koſtbare Kunſtſammlungen. Sein Tod erfolgte den 20. Juli 1782. Er hatte drei Brüder, die ſich ebenfalls rühmlich bekannt gemacht haben: Lactanz, Oberhofmeiſter am ſalzburgiſchen Hofe; Leopold, Cardinal und Fürſt-Biſchof von Paſſau; und Vigilius, Dompropſt zu Salzburg.

Fis iſt in der Muſik die Benennung eines Tons, der um ei-

nen halben Ton höher iſt als F, und der auch als ein Grundton kann betrachtet werden. (S. Ton, Tonart.)

Fiscal heißt eigentlich eine öffentliche Perſon, welche über die Gerechtſame des Fiscus (der landesherrlichen Einkünfte) wachen muß; daher Kammer-, Hof-Fiscal u. ſ. w. Ein peinlicher heißt derjenige, welcher in Criminalfällen im Namen des Fürſten oder der Obrigkeit als Kläger auftritt.

Fiſchart (Johann), genannt Menzer, war nach Einigen, die ſeinen Beinamen daher erklären, aus Maynz, nach Andern aus Straßburg, Doctor der Rechte und Reichskammeradvocat, um das Jahr 1586 Amtmann zur Forbach bei Saarbrück, und ſtarb noch vor 1591. So unbekannt ſeine Lebensumſtände ſind, ſo dunkel iſt noch manches in Hinſicht auf ſeine Schriften, die meiſt ſatiriſchen Inhalts, theils in Proſa, theils in Verſen, theils aus beiden gemiſcht, und faſt ſämmtlich mit den ſonderbarſten Titeln verſehen ſind. Als Satiriker iſt er unſtreitig der zügelloſeſte ſeines und vielleicht aller Jahrhunderte, unerſchöpflich an drolligen, launigen, witzigen, nicht ſelten zugleich zweideutigen und ſchmutzigen Einfällen, auf das genaueſte bekannt mit den Thorheiten ſeines Zeitalters, und nie ungewiß über den Ton, in welchem ſie bald verlacht und ausgehöhnt, bald wieder gegeißelt werden müſſen. Die deutſche Sprache behandelte er mit ungemeſſener Freiheit, ſchaffte ſich Wörter und Wendungen, ohne die Analogie im geringſten zu berückſichtigen, zeigte aber auch in den willkürlichſten Sprachformen ſeine Gelehrſamkeit und ſeinen Witz. Im ſtarkkomiſchen und burlesken Ausdruck iſt er unübertreffbar, und ſelbſt aus den ſchalkhafteſten Ergießungen ſeines fruchtbaren Genies leuchtet überall eine natürliche Heiterkeit und treuherzige Redlichkeit hervor. Er erſcheint vor ſeinen Schriften unter vielfach verſtellten Namen. Seine bekannteſten Arbeiten ſind eine freie Bearbeitung des Gargantua von Rabelais; das glückhaft Schiff von Zürich, 1576. 4., Aller Practic Großmutter; Bienenkorb des heiligen römiſchen Reichs Imenſchwarms, 1579. 8. u. ff. Wir finden bei ihm den erſten Verſuch in deutſchen Hexametern, den er nach ſeiner Äußerung gemacht hat, „dieweil daraus die Künſtlichkeit der deutſchen Sprache in allerhand Carmina beſcheint, und wie ſie nun nach Anſtellung des Hexametri oder ſechsmäßiger Sylbenſtimmung und ſylbenmäßigem Sechsſchlag weder den Griechen noch Latinen (die das Mus allein eſſen wollen) forthin weiche.“ Sie ſind zugleich gereimt und in ihrem Bau ſehr willkürlich. Vorher geht ein elegiſches Gedicht an die Deutſchen, in welchem die Verſe auf gleiche Art conſtruirt ſind. An Sprache, Bildern und ſinnlicher Fülle, ſagt J. Paul Fr. Richter von ihm, übertrifft er den Rabelais weit, und erreicht ihn an Gelehrſamkeit und ariſtophaniſcher Wortſchöpfung. Er iſt mehr deſſen Wiedergebärer als Überſetzer; ſein goldhaltiger Strom verdiente die Goldwäſche der Sprach- und Sittenforſcher. Sein fünftes Capitel über Eheleute iſt ein Meiſterſtück ſinnlicher Beſchreibung und Beobachtung, aber keuſch und frei wie die Bibel und unſere Voraltern.

Fiſchbein, hierunter werden vorzüglich die Kiefern und Barten des Wallfiſches verſtanden, welche in Stäbe geſpalten oder geriſſen werden, auch ſchwarzes Fiſchbein heißen, und die man bekanntlich zu Schnürleibern, Corſets, zu Regen- und Sonnenſchirmen u. ſ. w. verbraucht. — Weißes Fiſchbein nennt man die Bemme oder Knochen der Meerſpinne oder Seekatze, welches von den Gold- und Silberarbeitern gepulvert gebraucht wird.

Fiſche. Die Fiſche ſind Waſſerthiere mit rothem kalten Blut, mit Knorpeln und Gräten, ſtatt der Knochen, und mit Floſſen, ſtatt der Gliedmaßen, welche die im Waſſer aufgelöſ'te Luft durch Kiemen, ſtatt der Lungen, einziehen und zerſetzen. Daß ſie außer dem Waſſer leben können, iſt nur für eine kurze Zeit möglich, wie man denn Aale oft auf dem Trocknen und zwiſchen Erbſenfeldern ſieht. Ja, bei Tranquebar kommt ein kletternder Barſch vor, der, vermittelſt der Dornen an ſeinen Floſſen, auf Palmenbäume klettert, und ſich dort ſehr wohl zu befinden ſcheint. Nachdem die Fiſche Knorpel oder Gräten haben, werden ſie in zwei allgemeine Claſſen getheilt. Die Knorpelfiſche haben entweder keine Kiemendecken, oder ſie ſind damit verſehen. Zu jenen gehören die Lampreten, die Rochen und die Hayen, zu dieſen die Störe, die Stachelbäuche, die Meernadeln, die Aale, und die Schwertfiſche. Die eigentlichen Grätenfiſche werden nach dem Stande der Bauch- und Bruſtfloſſen abgetheilt. Bei der Aalraupe, dem Dorſch und Schellfiſch ſitzen die Bauchfloſſen vor den Bruſtfloſſen. Bei den Seebrachſen, Barſchen, Zandern, Makrelen und Kaulköpfen finden ſich die Bauchfloſſen gerade unter den Bruſtfloſſen; hinter den letztern aber ſtehen die erſtern, bei den Lachſen, den Hechten den Häringen, den Karpfen und Karauſchen. Betrachten wir den Bau des Fiſchkörpers, ſo ſind die Floſſen, als die einzigen Bewegungsorgane, zuvörderſt ſehr intereſſant. Sie beſtehen aus dünnen Gräten, von der Oberhaut bedeckt, an eignen Knorpeln oder Gräten befeſtigt, die durch beſtimmte Muskeln bewegt werden. Der Schwanz mit ſeiner Floſſe dient als Steuerruder, um den Bewegungen des Thiers die gehörige Richtung zu geben. Auch der erſte Antrieb zum Schwimmen geht offenbar vom Schwanze aus; doch müſſen die übrigen Floſſen nicht allein die Lage des Fiſches führen, ſondern auch die Richtung ſeiner Bewegungen befördern; daher der Aal, der keine Bauchfloſſen hat, eben ſo ſchwimmt, wie die Waſſerſchlangen, indem er mit jedem Theile ſeines Körpers wellenförmige Bewegungen macht. Die Muskeln der Fiſche ſind von dem Fleiſchgewebe warmblütiger Thiere gänzlich unterſchieden. Sie beſtehen aus weißen oder bleichen Schichten dickerer Faſern, als die Muskeln warmblütiger Thiere haben; zwiſchen dieſen Schichten befindet ſich Eiweißſtoff, der ſehr ſchnell nach dem Tode der Thiere in Fäulniß übergeht. Sehen wir auf die Sinnorgane und das Nervenſyſtem der Fiſche, ſo iſt erſtlich die außerordentliche Kleinheit des Gehirns im Verhältniß zum übrigen Körper ſehr merkwürdig. Wenn bei dem Menſchen das Gehirn zwanzig bis dreißig Mal kleiner iſt als der übrige Körper, ſo iſt es beim Hay 2500, und beim Thunfiſch ſogar 37400 Mal kleiner. Dabei iſt das Gehirn von geringerer Feſtigkeit als bei warmblütigen Thieren, und beſteht größtentheils aus Hügeln, den Nervenknoten ähnlich. Das kleine Gehirn iſt nur eine Querplatte, und es fehlt ihm völlig der Bau, den man unter dem Namen des Lebensbaums bei den höheren Thieren kennt. Die Nerven der Fiſche ſind im Ganzen weicher als die der höhern Thiere, und ſtellen bei fünf Arten von Fiſchen ſo ſtarke Erreger der Electricität dar, daß die mächtigſten Schläge gegeben werden, die aber ſogleich aufhören, wenn man die Nerven zerſchnitten hat. Der Zitterrochen, der Zitteraal, der electriſche Ufäls, der indiſche Spitzſchwanz und der electriſche Stachelbauch ſind die fünf Fiſche, die man als lebendige Volta'ſche Säulen betrachten kann; denn ſie haben zwei muskulöſe Säulen, durch ein netzförmiges Gewebe von einander getrennt, die wenigſtens beim Zitterrochen unter

den krummen Knorpeln der großen Seitenfloſſen liegen, und von eigenen Nerven regiert werden. Was die Sinnorgane der Fiſche betrifft, ſo ſind die Riech- und Sehwerkzeuge unſtreitig am meiſten ausgebildet. Auch riechen die Fiſche den Köder viel weiter als ſie ihn ſehen; und der Hay wittert die Ausdünſtungen ſchwarzer Menſchen in unglaublichen Entfernungen. Zwar entbehren die Fiſche der großen Stirn- und Kieferhölen, welche bei höheren Thieren gleichfalls mit der Riechhaut überzogen ſind; zwar ſteht ihr Riechorgan in keinem Zuſammenhang mit den Athemwerkzeugen, und das Waſſer leitet die Riechtheilchen wahrſcheinlich viel weniger als die Luft; dennoch haben ſie ſehr große Riechnerven, deren Anfänge bisweilen für das wahre Gehirn genommen worden ſind. Was das Sehwerkzeug betrifft, ſo haben ſie im Ganzen ſehr große Augen, in der Regel aber keine Augenlieder, ſondern die Oberhaut geht gerade über das Auge weg, und ſcheint bei dem Blindfiſch ſogar nur eine geringe Durchſichtigkeit zu haben. Die Hornhaut iſt ſehr flach; dicht hinter ihr liegt gewöhnlich die Kryſtalllinſe, die ſelbſt durch das Sehloch vortreten kann, ſo daß wenig Raum für die wäſſrige Feuchtigkeit iſt. Die Kryſtalllinſe der Fiſche iſt dagegen faſt kugelig, und dabei von einer viel größern Dichtigkeit als bei den Landthieren; ſie wird wahrſcheinlich von einem fächerförmigen Organ regiert, welches von einem Knoten des Sehnerven ausgeht und ſich an ſie anlegt. Die Regenbogenhaut hat meiſt einen außerordentlichen Glanz, und eine ſchöne rothe oder Goldfarbe; der Glaskörper iſt aber ſehr klein. Die Gehörwerkzeuge ſind wenig ausgebildet, obgleich der Sinn ſich durchaus den Fiſchen nicht ableugnen läßt. Ein äußerer Gehörgang kommt nur bei Knorpelfiſchen mit innern Kiemen vor, wie bei den Hayen und Rochen; die eigentlichen Grätenfiſche entbehren dagegen des äußern Ohrs völlig. Alle haben drei gekrümmte Röhren in ihrem Schädel, die ſich in einem Sacke, mit Nervenmark gefüllt, welcher drei ſteinharte Knöchelchen enthält, endigen; dies iſt das ganze Gehörwerkzeug. Noch unvollkommner ſcheint das Geſchmacksorgan zu ſein. Ihre Zunge hat nicht einmal Nervenwärzchen, und die Nerven derſelben ſind Zweige derer, die die Kiemen verſorgen. Das Athmen der Fiſche geſchieht durch Hülfe der Kiemen; dieſes ſind bekanntlich ſehr gefäßreiche Blätter, viere an jeder Seite, die an einem krummen, gelenkigen Knorpel befeſtigt ſind; der Knorpel hängt mit den Zungenknorpeln und mit dem Schädel zuſammen. Bei den Knorpelfiſchen liegen die Kiemen innerhalb des Körpers, den Säcken gleich, und es führen äußere Öffnungen in beſtimmter Anzahl hinein; ſo haben die Lampreten und Neunaugen ſieben, die Rochen und Hayen aber fünf dergleichen Öffnungen. Außerdem haben mehrere Fiſche einen eigenen Kiemendeckel, und oft auch eine Kiemenhaut, die ſich zuſammenziehen u. ausdehnen kann. Sie enthält eine beſtimmte Menge von krummen Knorpelchen, welche man ihre Strahlen nennt. Offenbar kann durch die Kiemen nur die mit dem Waſſer gemiſchte Luft aufgenommen werden. Dazu kommt bei den meiſten die ſogenannte Schwimmblaſe durch einen eigenen Luftkanal mit dem Magen oder dem Schlunde in Verbindung. Dieſe ſoll Stickgas enthalten; gewiß aber iſt es, daß ſie das Aufſteigen im Waſſer befördert. Daß mehrere Fiſche, wie der Peizker und der Bartgründel, auch durch den After athmen, iſt vollkommen erwieſen. Ja, dem Langfiſch ſoll man in der Tiefe des Meeres ſchon an den aufſteigenden Luftblaſen erkennen. In der Regel haben die Fiſche keine Stimme; der Knurrhahn aber, der Peizker, die Forelle und einige andere geben, wenn man ſie drückt,

einen knurrenden Laut von ſich, wobei ſie die größten Anſtrengungen beweiſen und mit dem ganzen Leibe zittern. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Laut durch die aus der Schwimmblaſe mit Gewalt hervorgepreßte Luft bewirkt wird. Natürlich geht der Kreislauf des Blutes bei den Fiſchen auf andere Art von Statten, als bei höhern Thieren. Das Herz beſteht nur aus einem Vorhof und einer Kammer; es nimmt das Blut aus dem Körper auf, und ſchickt es durch eine einzige Arterie geradezu in die Kiemen; hier wird es, durch die Berührung des Waſſers und der darin befindlichen Luft, mit Sauerſtoff verſehen, durch eine Menge kleiner Gefäße wieder aufgenommen, welche in die Aorte zuſammenfließen, die nun dem ganzen Körper das Blut mittheilt. Die Bewegung des Herzens iſt bei den Fiſchen viel unabhängiger vom Gehirn und Rückenmark als bei höhern Thieren; daher jene Bewegung noch viele Stunden lang fortdauert, nachdem das Gehirn und Rückenmark ſchon zerſtört worden. Der Milchſaft, aus dem Speiſebrei der Fiſche bereitet, wird von Saugadern aufgenommen, die ſich unmittelbar in die Venen endigen, ohne durch Drüſen durchzugehen. Es iſt ſehr merkwürdig, daß, obgleich die meiſten Fiſche Eier legen, die außer ihrem Körper befruchtet und ausgebrütet werden, es doch mehrere Knorpelfiſche gibt, die lebendige Junge gebären. Daß es auch Zwitter unter den Fiſchen gibt, iſt neuerlich mit der größten Zuverläſſigkeit erwieſen worden; denn bei den Lampreten fand Home ganz deutlich Milch und Roggen zugleich. Die Fruchtbarkeit der Fiſche iſt größer als die irgend eines andern höhern Thieres. Bei der Schleye hat man 38,000, bei der Makrele 546,000 und beim Kabliau ſogar 1,357,000 Eier in einem einzigen Roggen berechnet.

Fiſcherring iſt das Siegel des Pabſtes, womit die apoſtoliſchen Breven in rothem Wachſe beſiegelt werden. Es ſtellt den Apoſtel Petrus in der Geſtalt eines Fiſchers dar.

Fiſchhaut, die Haut mehrerer Arten von Fiſchen, wie der Störe, der Seehunde, des Engel-Rochen, die, gehörig zubereitet von den Holzarbeitern zum Abputzen und Glätten ihrer Arbeiten gebraucht wird. Man vergl. Schagrin.

Fiſchwaarenhandel, ein bedeutender Handelszweig ſowohl im großen als im kleinen Handelsverkehre. Zu dieſem iſt zunächſt der Einzelhandel mit Fiſchen aus den inländiſchen Flüſſen zu rechnen; zu jenem, der nur auf den Handel mit Seefiſchen anwendbar iſt, gehört der Fang an ſich, die Behandlung, ehe der Fiſch für den Handel bereitet iſt, und dann der Ein- und Verkauf derſelben. Er beſchäftigt in den Ländern, die an der See liegen, wie in Holland, England, Schweden u. ſ. w., einen großen Theil der Volksmenge und iſt folglich ein wichtiger Gegenſtand der National-Ökonomie der verſchiedenen Länder. Wallfiſche, Schellfiſche, Cabeljau (getrocknet Stockfiſch genannt), Schollen, Butten, Sardellen, und insbeſondere die Heringe ſind die vorzüglichſten Gegenſtände des Fiſchwaarenhandels im Großen. Wir haben den mehreſten derſelben beſondere Artikel in unſerm Lexicon gewidmet. Auch iſt der wichtige Handel mit Auſtern hieher zu rechnen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß nicht bloß die menſchliche Conſumtion bei dem Fiſchwaarenhandel in Betracht kommt, ſondern nicht minder andere Bedürfniſſe. So iſt der Thran, den man von den Wallfiſchen, Seehunden, Hayfiſchen erhält, ein Gegenſtand von der höchſten Wichtigkeit.

Fiscus, das Vermögen des Landesherrn, oder was eins und daſſelbe iſt, der Staatsſchatz mit Inbegriff ſeiner Prärogativen: dahin gehört der Anfall erbloſer Verlaſſenſchaften, Confiscation des Vermögens mancher Verbrecher, Anfall der Legate, welche Unwürdigen genommen werden, Eigenthum herrenloſer Sachen, Antheil an Schätzen u. ſ. w. Sehr unpaſſend wollen die Finanzcollegien unſerer Fürſten alle Vorrechte des römiſchen Fiscus ſich aneignen, und auf manchen paßt das komiſche Epigramm von Owen:

Vt visco capiuntur aves (Fiscus quasi Viscus
Dicitur), a fisco sic capiuntur opes,

noch mehr auf die ſogenannten Heiraths- und Sterbfisci, welche in neuerer Zeit hie und da eine wahre Landplage geworden ſind.

Fiſtel, Falſet, in der Geſangkunſt diejenigen höheren, die natürliche Stimme überſchreitenden Töne der Menſchenſtimme, welche durch eine gewiſſe Preſſung der Stimmorgane erzwungen werden. Kopfſtimme, im Gegenſatz der Bruſtſtimme, d. i. der Töne, die im natürlichen Umfange der Stimme liegen. In der Fiſtel, durch die Fiſtel ſingen, gebraucht man beſonders von Perſonen, die, da ſie von Natur eine Baßſtimme haben, die Höhe der Alt- und Discanttöne erzwingen. Ehedem nannte man die höchſten und tiefſten Töne der Blasinſtrumente, deren man ſich nur ſelten bediente, ebenfalls Falſet-Töne. dd.

Fiſtel (Krankheit) iſt eigentlich eine Röhre, dann ein Röhrgeſchwür, Hohlgeſchwür mit einer oft ganz geringen Öffnung, die in mehr oder weniger lange, gerade oder gekrümmte, weitere oder engere, einfache oder vieläſtige Canäle führt, die unter der Haut, zwiſchen Muskeln, Knochen, Bändern, Häuten u. ſ. w. im Zellengewebe fortlaufen, und die bisweilen in eine innere Höhle, ſelbſt in die Subſtanz eines innern Organs führen. Aus der Fiſtel fließt entweder bloße Gauche in verſchiedener Menge und Beſchaffenheit, oder zugleich die Feuchtigkeit, die ein damit in Verbindung ſtehendes Organ gibt, auch andere daher kommende Dinge. Man erforſcht ſie am beſten durch die Sonde. Nach dem Theil, woran ſie vorkommt, beſtimmt man ihren Namen, Thränenfiſtel, Speichelfiſtel, Halsfiſtel, Bruſtfiſtel, Bauchfiſtel, Zahnfiſtel u. ſ. w.

Fitz-James (Eduard, Herzog von), Pair von Frankreich, einer von den eifrigſten Ultras, iſt geb. 1776; ein Nachkomme der Stuarts, Urenkel des Marſchalls Berwick und Enkel des Marſchalls Fitz-James. Im Anfange der Revolution wanderte er aus und diente in der Armee der franzöſiſchen Prinzen. Nach der Auflöſung dieſes Heeres begab er ſich nach England, wo er ſich mit Fräulein de la Touche vermählte. Als Frankreich beruhigt ſchien, kehrte er dahin zurück. Sein Vermögen war verloren und er lebte als Privatmann, ohne die glänzenden Anerbietungen der kaiſerlichen Regierung anzunehmen. Am Ende 1813 trat er als Corporal in die erſte Legion der pariſer Nationalgarde, und hatte am Tage der Schlacht bei Paris, den 30. März 1814, den Dienſt bei dem Schlage Mouſſeaux. Er trug hier viel dazu bei, die Nationalgarde in ihrer Paſſivität zu erhalten. Monſieur ernannte ihn gleich nach der Einnahme zu ſeinem Adjutanten und erſten Kammerherrn; und der König ertheilte ihm den 4. Juni die Pairswürde. Als Napoleon in Frankreich gelandet war, begleitete er Monſieur nach Gent. Als Mitglied der Pairskammer gab er häufig Beweiſe ſeiner unbegrenzten Ergebenheit für den Prinzen von Angoulême und für das königliche Haus. Im

Jahr 1818 ward er der Theilnahme an der Verſchwörung des alten franzöſiſchen Adels und der Ultras gegen die Miniſter öffentlich beſchuldigt, da jedoch der König den Urhebern verzieh, ſo entging er aller weitern Unterſuchung.

Fix, von dem lateiniſchen fixus, heißt feſt, unverrückt, unwandelbar, daher fixiren, feſthalten einen Gegenſtand, oder ſich fixiren, einen feſten Wohnort nehmen. Fixe Idee iſt eine ſelbſt gebildete Vorſtellung, welche der Seele unaufhörlich vorſchwebt, oder durch die entfernteſten Ähnlichkeiten geweckt wird, und, im ſtrengen Sinne genommen, einen geiſteskranken Zuſtand bewirkt, indem ſie die Seele unwillkürlich beherrſcht. Nach einer etwas modificirten Bedeutung heißt fix auch ſo viel wie feuerbeſtändig, womit wir bezeichnen, daß ſich eine Sache nicht durch Hitze verflüchtigen oder in Dämpfe verwandeln laſſe. So ſind Gold, Platina und andere fixe oder feuerbeſtändige Metalle. — Fixe Luft, ſ. Gasarten.

Fixſterne nennen wir alle diejenigen Sterne, die ſtets in einerlei Lage zu einander und ſtets in einerlei Entfernung von einander zu bleiben ſcheinen; es ſind mithin alle Geſtirne am Firmament, mit Ausnahme der Planeten und Cometen, unter dieſem Namen begriffen. Außer den ſcheinbaren Bewegungen der Fixſterne aber, welche von dem täglichen Umſchwung unſerer Erde um ihre Achſe, von dem Fortrücken der Äquinoctialpuncte und von der Abirrung des Lichts verurſacht werden, hat man noch eine eigene ſehr langſame Bewegung an denſelben beobachtet, ſo daß die Angabe, daß die Fixſterne in einer gleichen Lage zu einander bleiben, nicht ſtreng richtig iſt. So hat man gefunden, daß z. B. der Sirius ſeit Tycho de Brahe um 2 Minuten von der Stelle gerückt ſei u. ſ. w. Ferner hat man Sterne bemerkt, welche unvermuthet am Himmel erſchienen und wieder verſchwunden ſind; an andern bemerkt man, daß ihre ſcheinbare Größe abwechſelnd zu- und abnimmt. Ihre Entfernung von unſerer Erde iſt in der eigentlichſten Bedeutung des Worts unermeßlich; die ſtärkſten Teleſcope ſind nicht vermögend, an ihnen einen merklichen Durchmeſſer wahrzunehmen und zu beſtimmen. Einen Begriff von der Größe derſelben gibt der Umſtand, daß, obgleich die Erdbahn einen Durchmeſſer von 40 Millionen Meilen beträgt und wir uns ihnen alſo abwechſelnd um 40 Millionen Meilen nähern und eben ſo viel von ihnen entfernen, wir doch keinen Unterſchied an denſelben wahrzunehmen im Stande ſind. Huygens hat, durch Vergleichung der Lichtſtärke des Sirius und der Sonne, die Beſtimmung ſeiner Entfernung von der Erde verſucht, und ſie, unter der Vorausſetzung, daß der Sirius nur die Größe unſerer Sonne habe, auf 27,664 Mal größer als die Entfernung der Sonne berechnet. So unſicher dieſe Reſultate ſein mögen, ſo reichen ſie doch vollkommen hin, uns zu überzeugen, daß der Weltenraum einen jede menſchliche Faſſungskraft überſteigenden Umfang habe. In gleicher Ungewißheit befinden wir uns über die Natur und Beſchaffenheit der Fixſterne; doch können wir als höchſt wahrſcheinlich annehmen, daß ſie leuchtende Welten oder Sonnen ſind, um deren jede ſich vielleicht, wie um unſere Sonne, eigene Planeten in feſten Bahnen drehen, die Licht und Wärme von ihr empfangen. Die Fixſterne werden nach der Verſchiedenheit ihres Glanzes, die auch dem bloßen Auge ſehr wahrnehmbar iſt, in Sterne erſter, zweiter, dritter Größe u. ſ. f. eingetheilt. Aber außer dieſen

als einzelne und geſonderte Lichtpuncte ſich zeigenden Sternen, erblickt in hellen Winternächten das Auge noch hie und da kleine weiße Wölkchen unter den Sternen zerſtreut; dieſe nebelartigen Flecken, deren das bewaffnete Auge noch viel mehr wahrnimmt, ſind ganze Gruppen unzähliger Sterne, wie man deutlich durch Teleſcope wahrnimmt: und nur die Beſchränktheit unſerer vollkommenſten Inſtrumente iſt Urſache, daß wir dieſe Wahrnehmungen nicht ins Unendliche fortſetzen können. Um die einzelnen Fixſterne leichter bezeichnen und von einander unterſcheiden zu können, hat man zum Theil ſchon im Alterthum den hervorſtechendſten derſelben Namen gegeben, und ſie außerdem in gewiſſe Gruppen oder Sternbilder abgetheilt. Die Aſtronomen haben von allen nach ihren Stellungen beſtimmten Sternen mit Angabe ihrer Namen, Größen u. ſ. w. Verzeichniſſe angefertigt. Dergleichen Fixſternenverzeichniſſe beſitzen wir unter andern von Caſſini, la Lande, Zach, Piazzi und Bode.

Flaccus (Caj. Valerius) ein römiſcher Dichter des 1ſten Jahrhunderts nach Chr., der in Padua (Patavium) lebte und jung ſtarb. Er beſang den Argonautenzug in einem epiſchen Gedicht (Argonautica), das wir noch haben. Iſt er auch nicht dem Virgil an die Seite zu ſetzen, ſo hat ſein Gedicht doch einzelne ſchöne und gelungene Stellen; ihm die höchſte Vollendung zu geben, wurde er durch ſeinen frühern Tod verhindert. Nach Nic. Heinſius und Pet. Burmann lieferten neuere Ausgaben Harleß (1781) und Wagner (1805) mit Commentar. Verdeutſcht von Wunderlich.

Fläche wird in der Geometrie eine Ausdehnung nach der Länge und Breite genannt. Es gibt gerade Flächen, wo jeder Punct eine auf ihr gezogene gerade Linie berührt, und gekrümmte; erſtere werden insbeſondere Ebenen genannt. Unter den krummen Flächen wird diejenige bemerkenswerth, die nach ihrer Länge und Breite, nach einer Cirkelform gebogen iſt, und eine Kugelfläche heißt. Die Flächenmeßkunſt iſt ein Hauptzweig der Geometrie, der in ſeiner Anwendung auf Stücke unſrer Erde Meßkunſt oder Geodäſie genannt wird.

Flachs, ſ. Lein.

Flächſen heißen die weißen, zähen, faſerigen Adern der Muskeln, welche ſich endlich in das ſogenannte Haarwachs vereinigen. S. Muskeln.

Flacius (Matthias), mit dem Beinamen Illyricus, ein berühmter oder vielmehr berüchtigter Theolog des 16ten Jahrhunderts, geboren zu Albona in Illyrien 1520, geſt. zu Frankfurt a. M. 1575. Er hieß eigentlich Flach, gab aber, nach damaliger Sitte, ſeinem Namen eine lateiniſche Endung. Er war ein Schüler Luthers und Melanchthons, nahm an den kirchlichen Streitigkeiten ſeiner Zeitgenoſſen Antheil, war aber dabei ſo heftig und ungezogen, daß noch jetzt in einigen Gegenden Deutſchlands mit einer, von ſeinem Namen abgeleiteten Benennung (Fläz) ein ungezogener und ungeſchliffener Menſch bezeichnet wird.

Flagellanten, Geißelbrüder, Geißler, hieß eine Brüderſchaft im 13ten Jahrhundert, die ihre Buße nicht beſſer als durch Geißeln üben zu können glaubte. Der Einſiedler Rainer in Perugia wird als ihr Urheber um das Jahr 1260 genannt. Bald fand er faſt an allen Orten Italiens Anhänger. Alt und Jung, Vornehm und Gering zog durch die Städte, geißelte ſich und vermahnte zur Buße. Die Anzahl vermehrte ſich bis zu 10,000, die umherzogen, von eini-

gen Prieſtern geführt, die Fahnen und Kreuze vorantrugen. So ſchwärmten ſie zu Tauſenden von Land zu Land, und ſammelten Almoſen; 1261 brachen ſie in mehrern zahlreichen Schaaren über die Alpen in Deutſchland ein, und zeigten ſich im Elſaß, in Baiern, Böhmen und Polen. Sie fanden daſelbſt viele Nachahmer, die, wie Aventinus in ſeinen Annal. Bojor. erzählt, in Freiſingen während ihres öffentlichen Geißelns die Reime abſangen:

Ir ſtacht euch ſere
Zu Chriſtus Ehre
Durch Gott;
So lat die Sünd mere (künftig).

Im J. 1296 zeigte ſich zu Straßburg noch ein kleiner Haufe Geißler, die mit verhüllten Geſichtern ſich um die Stadt und zu allen Kirchen peitſchten. So heftig indeß das Volk ſich für dieſe neue Brüderſchaft intereſſirte, ſo wenig fand ſie die Billigung der Fürſten und des höhern Clerus. Die öffentliche ſchamloſe Entblößung beleidigte die guten Sitten, das Umherſchwärmen gab zu aufrühreriſchen Bewegungen und frechen Ausſchweifungen aller Art Anlaß, und das abgedrungene Almoſen ſetzte die ruhigen Bürger in eine nicht unbeträchtliche Contribution. Daher ergingen auch in Deutſchland und Italien von mehrern Fürſten nachdrückliche Verbote gegen dieſe Aufzüge der Geißler, die Könige von Polen und Böhmen verjagten ſie mit Gewalt, und die Biſchöfe ſetzten ſich ihnen ernſtlich entgegen. Deſſen ungeachtet pflanzte ſich dies Unweſen in anderer Geſtalt unter den Verbrüderungen der **Begharden** in Deutſchland und Frankreich, und noch im Anfange des 15ten Jahrhunderts unter den in Thüringen umherſchwärmenden **Kreuzbrüdern** (ſo genannt, weil ſie an ihren Kleidern auf Bruſt und Rücken Kreuze trugen) fort, deren 91 auf einmal 1414 zu Sangerhauſen verbrannt wurden; auch die Kirchenverſammlung zu Coſtnitz ſah ſich noch zu entſcheidenden Maßregeln gegen die Geißler genöthigt. Seit dieſer Zeit hat man von einer Brüderſchaft dieſer Art nichts mehr gehört. (Vergl. **Geißelungen**.) E.

Flageolet. 1. Der Name einer kleinen elfenbeinernen Flöte à bec, womit man den Canarienvögeln kleine Melodien einlernt; 2. eine beſondere Art des Tractements der Geigen, wodurch der Ton einer ſolchen Flöte nachgeahmt wird. Der Finger nämlich, welcher den zu intonirenden Ton greift, drückt die Saite nicht, wie gewöhnlich, auf das Griffbret nieder, ſondern berührt ſie nur ganz ſanft, während der Bogen mit einem ſehr gleichen, aber ſchneidenden Striche über die Saite geführt wird. Die Stellen, wo dieſes geſchehen ſoll, pflegte man mit Flautino, oder Sons harmoniques, oder Suoni armonichi zu bezeichnen, und über die ganze Stelle eine wurmförmige Linie zu ziehen; wo aber mit dem gewöhnlichen Tone ſoll fortgefahren werden, ſetzte man luogo, abbr. lo., oder ordinaire. dd.

Flagge, die große insgemein viereckige Schiffsfahne von leichtem wollenen Zeuge, welche auf die Spitze eines Maſtes oder auf das Hintertheil des Schiffs geſteckt zu werden pflegt, und ſich durch ihre Breite und Größe von andern Schiffsfahnen unterſcheidet. Alle Schiffe können hinten und vorn eine Flagge aufſtecken: aber nur der Admiral führt die Flagge auf dem großen Maſte, welche auf den Kriegsſchiffen in engerer Bedeutung die Flagge genannt wird,

und unter derſelben noch eine kleinere Fahne, einen Wimpel. Das Wappen und die Farbe der Fahne bezeichnen die Nation, den Stand der Offiziere u. die außerordentlichen Gelegenheiten, bei welchen auf dem Hintertheile des Schiffs beſondere Arten von Flaggen gebraucht werden, z. B. die Hülfsflagge, durch welche andere Schiffe zu Hülfe gerufen werden; die Todtenflagge, wenn ſich eine vornehme Leiche auf dem Schiffe befindet; die Friedensflagge, welche faſt bei allen Nationen weiß iſt. Das Streichen oder Senken der Flagge iſt die größte Ehrenbezeigung, die ein Schiff dem andern erzeigen kann; das Halten der Flagge im Arme iſt eine geringere. Die königliche Flagge, die ein königliches Schiff führt, ſtreicht vor Niemand. In der Schlacht iſt das Streichen der Flagge das Zeichen, daß ſich das Schiff ergibt. — Das Flaggenſchiff, ein Schiff, auf welchem ein hoher Offizier (Admiral, Vice-Admiral) befindlich iſt, der ſeine Flagge wehen läßt.

Flahaut (A. Ch. Graf von), geb. 1785, ward, nachdem er früh als Adjutant bei Murat angeſtellt worden, bald einer der größten Anhänger und Bewunderer Napoleons, von ihm dagegen auch zu den wichtigſten und ſolchen Geſchäften und Sendungen gebraucht, die große Zartheit und Gewandtheit erheiſchten. Als Soldat zeichnete er ſich bei Friedland, Ulm und Auſterlitz und bei Mohilow aus. Er erhielt öfterer Aufträge an den König von Sachſen, unterhandelte mit Kleiſt und Schuwalow den Waffenſtillſtand in Schleſien (am 4. Jun. 1813), und focht wieder bei Leipzig und Hanau mit Ruhm. In Luſigny ward er abermals mit den Unterhandlungen zu einem Waffenſtillſtande beauftragt, der bekanntlich nicht zu Stande kam. Nach der Rückkunft Napoleons von Elba ward Flahaut einer ſeiner Vertrauten; er ſandte ihn nach Wien, derſelbe ward aber in Stuttgard angehalten und nach Frankreich zurückgebracht. Jetzt focht er mit bei Fleurus und Waterloo, und bemühte ſich in der Pairskammer, Napoleons Sohn zum Nachfolger des Vaters erklärt zu erhalten. Er hielt ſich nachher eine zeitlang bei Madame Louis Buonaparte auf, und lebt jetzt in England, wo er die Tochter des Admirals Keith geheirathet hat, und naturaliſirt worden iſt.

Flamändiſche oder flämiſche Schule, ſ. Niederländiſche Schule.

Flamen hieß bei den Römern ein Prieſter, deſſen Dienſt einer einzelnen Gottheit gewidmet war, und der von ihr ſeinen Namen erhielt, z. B. Flamen Neptunalis, Pomonalis u. ſ. w.; auch von den unter die Götter verſetzten Kaiſern, z. B. Flamen Auguſti.

Flämiſch bedeutet flandriſch, aus Flandern herrührend u. ſ. w. Das Flämiſche Recht, ein beſonderes Recht, welches vor Zeiten den Coloniſten aus Flandern in Deutſchland gelaſſen wurde, und hin und wieder noch gilt. In Geldberechnungen gibt es Pfennig, Schilling und Pfund Flämiſch.

Flamme. Nicht alle entzündbare Körper brennen mit einer Flamme. Sie erſcheint nur bei ſolchen, die entweder ihrer ganzen Subſtanz nach flüchtig, oder mit denen doch flüchtige Beſtandtheile verbunden ſind. Dieſe flüchtigen Theile ſteigen bei einem gewiſſen Grade von Hitze als Dämpfe in die Höhe, welche, indem ſie in Brand gerathen, die Erſcheinung der Flamme geben. Der Theil dieſer Dämpfe, welcher ſich dem Verbrennen entzieht, bildet den aufſteigenden Rauch, aus welchem, wenn er ſich anlegt, Ruß entſteht. De

Luc beſtimmt die zur Erzeugung der Flamme erforderliche Hitze auf 650 Grad Fahrenheit; die Flamme erliſcht, ſobald der Wärmegrad geringer wird. Nach der neuern franzöſiſchen Chemie entſteht die Flamme aus dem Lichte und der Wärme, welche ſich beim Verbrennen der Körper vorzüglich und beinahe allein aus dem Sauerſtoffgas entwickeln.

Flamſteed (Johann), ein berühmter engliſcher Aſtronom, geb. 1644 zu Derby, in der Grafſchaft Derbyſhire. Er zeigte ſchon frühzeitig eine entſchiedene Neigung zu aſtronomiſchen Beobachtungen, und in ſeinem 24ſten Jahre lieferte er aſtronomiſche Berechnungen für die Philoſophical Transactions. Im J. 1668 gab er ſeine Diatribe de aequatione temporis etc. heraus. Er ging in der Folge nach London, wurde da mit Newton und Halley näher bekannt, und 1670 Mitglied der königl. Societät. Carl II. ernannte ihn zum königlichen Aſtronomen auf der von ihm errichteten Sternwarte (Flamsteedhouse) zu Greenwich. Hier ſetzte er vom Jahr 1671 an ſeine aſtronomiſchen Beobachtungen ununterbrochen fort bis an ſeinen Tod. Man wünſchte die Reſultate ſeiner vieljährigen Beobachtungen bekannt gemacht zu ſehen, aber es war ein beſonderer Befehl der Königin Anna nöthig, um ihn dazu zu bewegen, und ſo erſchien denn ſein Werk: Historia coelestis Britannica, Lond. 1712, in 2 Theilen, welches ſeine bis dahin angeſtellten Beobachtungen u. ſein berühmtes Verzeichniß von 3000 Sternen enthielt. Flamſteed ſelbſt erklärte es für ein mangelhaftes Werk, und arbeitete unabläſſig an der Vervollkommnung deſſelben. In dieſer vervollkommneten Geſtalt kam es aber erſt nach ſeinem Tode 1725 zu London in 3 Theilen heraus. Die erſten beiden Theile enthalten ſeine Beobachtungen über die Sterne; im dritten Theile befinden ſich eine Einleitung in die Geſchichte der Aſtronomie, die ſämmtlichen vor ſeiner Zeit erſchienenen Sternverzeichniſſe, und ſein eignes vollſtändiger als alle vorhergehenden, unter dem Namen: der brittiſche Katalog bekannt. Dieſes Verzeichniß iſt in den neuern Zeiten durch Herſchel berichtigt und ſehr vermehrt worden. Ein anderes wichtiges und zur Kenntniß der Geſtirne ſehr brauchbares Werk Flamſteed's iſt ſein koſtbarer Atlas coelestis, Lond. 1729, fol. mit 25 großen Charten, auf welchen alle in England ſichtbare Conſtellationen vorgeſtellt ſind. Eine neue, noch prächtigere Ausgabe dieſes Werks erſchien 1753 mit 28 Charten. Einen abgekürzten Nachdruck deſſelben, der aber vor dem Original manche Vorzüge beſitzt, hat Fortin 1776 zu Paris beſorgt. Flamſteed ſtarb den 18. Jan. 1720. Er hinterließ den Ruhm eines gelehrten und gefälligen Mannes.

Flanke iſt in der Feſtungsbaukunſt der Theil eines Werks, welcher einem andern Seitenvertheidigung gibt. Bei der Baſtion ſind die Flanken diejenigen Linien, welche an den Mittelwall anſtoßen. In ältern Zeiten pflegten ſie rechtwinklig auf dem Mittelwalle zu ſtehen, jetzt ſetzt man ſie beſſer rechtwinklig auf die Verlängerung der Face des Nebenbollwerks (die Defenslinie). Ehemals ſetzte man oft fünf Flanken hinter einander, jetzt höchſtens zwei. Die Beſtimmung der Flanken iſt, den Graben vor den Facen des Nebenbollwerks und vor der Linie zu vertheidigen, ein Zweck, den ſie indeſſen nur ſelten erfüllen, indem das Geſchütz auf ihnen früher, als bis der Feind dorthin kommt, durch Ricochetſchüſſe und Bombenwürfe zerſtört zu ſein pflegt. — In der Taktik bedeutet Flanke das äußere Ende des Flügels einer Armee, und es iſt eins der gewöhn-

lichſten Manövres, den Feind beſonders in ſtrategiſchem Sinne, durch Umgehung, gerade auf dieſem ſehr empfindlichen Puncte anzugreifen, ein Unglück, dem nur durch eine Frontveränderung, oder, wenn ein kühner Feldherr an der Spitze ſteht, durch Wiederumgehung des Feindes zuvorzukommen iſt, auch wohl durch eine ſtarke Detachirung abgeholfen werden kann. — *Flanqueurs* ſind herumſtreifende Reiter, um den Feind theils zu beobachten, theils zu beunruhigen. *Flanquiren*, in der Kriegskunſt, eine Feſtung mit Seitenwerken verſehen, die Seiten decken; auch: von der Seite beſtreichen, beſchießen. Flanquiren und umherflanquiren heißt: umherſtreifen, umherſchweifen.

Flaſche (leydener oder electriſche). Wenn man eine gläſerne Flaſche von außen und innen, bis auf einige Zoll unter dem obern Rande, mit Staniol überzieht, auf einen die Electricität leitenden Tiſch ſtellt, und den Boden der Flaſche mittelſt eines Metalldrahts mit dem Conductor einer Electriſirmaſchine in Verbindung ſetzt, alsdann die Maſchine dreht, und mit der einen Hand den äußern Überzug der Flaſche, mit der andern aber den Draht oder den Conductor, mit welchem der innere Überzug der Flaſche noch in Verbindung ſteht, faßt, ſo zeigt ſich ein mit Gepraſſel hervorbrechender Funke, der mit einer Erſchütterung in dem Armgelenke begleitet iſt. Einen ganz ähnlichen Erfolg nimmt man wahr, wenn man die Flaſche nach dem Electriſiren (oder Laden) von der Maſchine abnimmt, und dann beide Überzüge zugleich berührt. In dem Zuſtande, wo die leydener Flaſche den Funken mit Erſchütterung gibt, heißt ſie *geladen*, im entgegengeſetzten Falle *entladen*. Wird ſie überladen, ſo entladet ſie ſich über dem unbelegten Raume von ſelbſt, und nicht ſelten wird ſie dadurch zerſchmettert. Zu bemerken iſt, daß die äußere Belegung der geladenen leydener Flaſche allemal die entgegengeſetzte Electricität der innern Belegung hat; ſie hat negative, wenn jene poſitive hat, und umgekehrt. Iſolirt man eine leydener Flaſche und ſetzt ihre äußere Belegung mit der innern Belegung einer andern nicht iſolirten Flaſche in Verbindung, ſo werden beide Flaſchen geladen. Dies kann man mit mehrern Flaſchen fortſetzen. Je größer die Zahl der Flaſchen iſt, deſto mehr electriſche Materie nehmen ſie in ſich auf, und um ſo heftiger und verſtärkter iſt die Wirkung bei der Entladung. Die auf dieſe Art verbundenen Flaſchen machen eine *electriſche Batterie*, deren Wirkung ſich ſo weit verſtärken läßt, daß man damit kleine Thiere tödten, Metalldraht ſchmelzen kann u. ſ. w. Den Namen der leydener Flaſche hat ſie bekommen, weil Cunäus, Allemand und Muſſchenbroek dieſe Verſuche zuerſt in Leyden anſtellten; Andere nennen ſie auch nach Kleiſt, der denſelben Verſuch ſchon ein Jahr früher machte.

Flaſchenzug, Polyſpaſt, iſt ein mechaniſches Werkzeug zum Heben großer Laſten. Es iſt aus zwei Kloben oder Flaſchen zuſammengeſetzt, deren jede mehrere Rollen enthält. Die obere Flaſche iſt befeſtigt, an der untern aber hängt die Laſt, welche durch ein um alle Rollen gehendes Seil zugleich mit der untern Flaſche in die Höhe gehoben wird. Man kann hierbei annehmen, je mehr Rollen in jeder Flaſche befindlich ſind, deſto länger muß das Seil zum Heben der Laſt ſein, und deſto weniger Kraft hat man hierzu nöthig anzuwenden; aber um ſo länger wird es auch dauern, ehe die Laſt einen gewiſſen Punct der Höhe erreicht. Die Erfindung wird dem Archimedes von Syrakus zugeſchrieben.

Flaſſan (Gaetan de Taxis de), Ritter des Ordens des Königreichs von beiden Sicilien und vom Danebrog, ein franzöſiſcher Hiſtoriker, ſtammt aus einer urſprünglich griechiſchen Familie, welcher Papſt Paul III. im Jahr 1536 die Herrſchaft Flaſſen in der Grafſchaft Venaiſſin verlieh. Sein Vater war Militär. Der junge Flaſſan ward in derſelben Militärſchule erzogen, aus welcher Napoleon, Champagny, Clarke, Bargoing, Duroc ꝛc. hervorgegangen ſind. In der Folge hielt er ſich längere Zeit zu Rom auf, wo ſein Bruder Oberoffizier in der Königlichen Leibwache war. Papſt Pius VI. war ihm gewogen, und gab ihm eine Laienpfründe. Im Jahr 1787 kehrte er nach Paris zurück, wo er 1790 eine Question du Divorce herausgab. Im Jahr 1791 begab er ſich nach Coblenz zu dem ausgewanderten Adel. Nach der Auflöſung des Condé'ſchen Corps hielt er ſich zwei Jahre in Florenz und Venedig auf. Als das Schreckensſyſtem in Frankreich geſtürzt war, kam er zurück, wählte die diplomatiſche Laufbahn, und wurde als Chef der erſten Abtheilung im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt, nahm aber bald ſeine Entlaſſung. Der Auswanderung verdächtig, ſollte er verhaftet werden; allein er rettete ſich, indem er den Polizei-Commiſſär und die beiden Soldaten in ſeinem Zimmer einſperrte. Darauf verbarg er ſich in Marſeille. Nach dem 18. Brumaire lebte er wieder in Paris, wo er ſein großes Werk über die Geſchichte der franz. Diplomatie ausarbeitete. Der erſte Conſul hatte dazu Veranlaſſung gegeben. Er äußerte nämlich gegen die Deputirten der hiſtoriſchen Claſſe des Nationalinſtituts, daß er ein Werk wünſche, welches die diplomatiſchen Acten Frankreichs an einander gereiht darſtellte. Flaſſan wurde bei der Abfaſſung deſſelben durch ſeine Verbindungen mit wichtigen Geſchäftsmännern und Gelehrten, z. B. Koch, ſo wie durch die Erlaubniß, die Archive zu benutzen, weſentlich unterſtützt. So erſchien zuerſt in 6 Bdn. 1808 ſeine Histoire générale de la diplomatie française jusqu'à la fin du règne de Louis XVI., avec des tables chronologiques de tous les traités conclus par la France. N. A. Paris 1811, 7 Bände. Dieſes, aus den Verträgen, Manifeſten, Noten, Inſtructionen und Berichten der Zeitgenoſſen, die mithandelnde Perſonen waren, geſchöpfte, jedoch nicht ganz unparteiiſche Werk, wobei die Quellen mit kritiſcher Wahl benutzt, die Data mit Scharfſinn combinirt ſind, und das Ganze geiſtvoll zu einer beurtheilenden Geſchichte der diplomatiſchen Verhältniſſe Frankreichs vom Anfange der Monarchie bis zur Entthronung Ludwigs XVI. zuſammengeſtellt iſt, hat dem Verfaſſer mit Recht einen berühmten Namen gemacht. Außer der Entwickelung der vorzüglichſten Unterhandlungen, der Mittheilung der bedeutendſten Staatsſchriften, der Analyſe der Verträge, wird man von der jedesmaligen Organiſation des Departements der auswärtigen Angelegenheiten unterrichtet, und höchſt anziehend und belehrend zugleich iſt die Art, wie der Verfaſſer die Charaktere der Miniſter und Geſandten zeichnet. In dem Berichte über die des Preiſes würdigen Erzeugniſſe der letzten zehn Jahre im Fache der Literatur und Kunſt hat die Jury den hiſtoriſchen Werth dieſes Werks anerkannt, jedoch dabei bemerkt: il n'est pas remarquable par l'art de la composition; et l'on y désireroit plus d'élégance dans le style. Bis zum J. 1814 war v. Flaſſan Prof. d. Geſchichte an der Kriegsſchule zu St. Germain en Laye. Er hat u. a. auch noch geſchrieben: de la colonisation de St. Domingue, 1804; de la

restauration politique de l'Europe et de la France, 1814: und des Bourbons de Naples, 1814. Nach Napoleons Sturze hat v. Flaſſan auch eine Geſchichte der franz. Diplomatie vom Jahr 1791 an bis zum pariſer Frieden in 6 Bdn. angekündigt, die aber bis jetzt (1818) noch nicht erſchienen iſt. Als Hiſtoriograph des Departements der auswärtigen Angelegenheiten begleitete er die franzöſiſche Geſandtſchaft 1814 zum wiener Congreß. Seine Histoire du congrès de Vienne (3 Bde.) iſt noch nicht gedruckt. — Sein Bruder, der Chevalier de Flaſſan, war Schiffslieutenant, und iſt 1786 auf der Expedition von La Peyrouſe mit verunglückt. dd.

Flau bedeutet im Niederſächſiſchen 1. lau, ſchaal; 2. ohnmächtig, kraftlos. Aus der niederländiſchen Schule haben die Mahler das Wort beibehalten, und es iſt ſelbſt zu den Franzoſen übergegangen (flou). Dennoch iſt kein völlig beſtimmter Begriff damit verknüpft, und es iſt am beſten, ſich des Ausdrucks nicht zu bedienen, da er im Grunde doch kaum etwas anders bezeichnen dürfte, als das Verblaſene, il sfumato. Es ſoll das ſanfte oder matte Verſchmelzen der Farben damit angedeutet werden. dd.

Flaxman (John), Profeſſor an der königl. Mahlerakademie zu London, und der erſte jetzt lebende engl. Bildhauer. Er iſt durch ſeine in Deutſchland dreimal copirte, zuletzt von Schnorr, (Leipzig bei Göſchen 1804 und 1807) Umriſſe zu Homer's Iliade und Odyſſee, zum Heſiod, Äſchylos und Dante (copirt im Verlage des Herausgebers dieſes Lexicons) beſonders bekannt. Er beſitzt vorzügliches Talent und Kühnheit in ſeinen Umriſſen; die mehrſten ſeiner Entwürfe enthalten ſchöne Gedanken, aber wenige ſind in Hinſicht auf Erfindung und Anordnung vollendete Kunſtwerke. In England hat er berühmte Denkmahle, z. B. auf Lord Mansfield, Lord Howe, Abercrombie, den Dichter Collins, die Büſte Waſhington's und die Statüe Reynold's verfertigt. Früher lebte er in Rom, wo er ſeinen Ruf durch mehrere Statuen und Basreliefs gründete. Im J. 1816 ward er, nebſt einigen andern Künſtlern, mit der Unterſuchung der von Lord Elgin aus Griechenland nach England gebrachten Denkmähler der alten Bildhauerkunſt beauftragt. In dem hierüber dem Parlamente erſtatteten Berichte findet man ſein Urtheil über den hohen Werth dieſer Kunſtwerke.

Fléchier (Eſprit), ein ehrwürdiger Geiſtlicher, dem ſeine ſalbungsvollen und geiſtreichen Schriften eben ſo ſehr die Achtung der Nachwelt erworben haben, als ſeine Herzensgüte und Wohlthätigkeit ihm die Liebe ſeiner Zeitgenoſſen gewann. Er war im Jahr 1632 zu Pernes, einer kleinen Stadt in der Diöces Carpentras, geboren, wurde bei ſeinem Oheim, dem P. Hercule Audiffret, in dem Schooße der Wiſſenſchaften und der Tugend erzogen, und trat in den Jeſuiterorden, den er jedoch nach ſeines Oheims Tode wieder verließ, um in Paris als ſchöner Geiſt und Kanzelredner aufzutreten. Er erwarb ſich in beiden Eigenſchaften einen großen Ruf, und wurde von Ludwig XIV. mit reichlichen Wohlthaten überhäuft. Aufgemuntert durch dieſe Beifallsbezeigungen, ſtrebte Fléchier nach immer höherer Vollkommenheit, und lieferte in ſeinen Leichenreden auf Boſſuet und Turenne zwei Meiſterwerke, welche die Zuhörer hinriſſen, und noch jetzt mit hohem Intereſſe geleſen werden. Der Hof belohnte ſeine Talente im Jahr 1685 mit dem Biſthum von Lavaur, und im Jahr 1687 mit dem Biſthum von Nismes, und Ludwig XIV. begleitete die Ernennung zu dem erſtern mit den ſchmeichelhaften Worten: „Sein

Sie nicht verwundert, daß ich Ihr Verdienſt ſo ſpät belohne; ich fürchtete des Vergnügens beraubt zu werden, Sie zu hören.“ Außer ſeinen geiſtlichen Reden hat Fléchier ſich auch in ſeiner Histoire de l'Empereur Theodose le Grand und der Vie du Cardinal Ximenès als einen ſchätzbaren und beredten hiſtoriſchen und biographiſchen Schriftſteller gezeigt. Er ſtarb im J. 1710 zu Montpellier.

Flechten ſind eine chroniſche Hautkrankheit (impetigo herpes), welche zuweilen abheilt und dem Anſcheine nach ganz verſchwindet, aber bald wieder von neuem ausbricht. Man unterſcheidet mehrere Arten derſelben, wovon immer eine beſchwerlicher und hartnäckiger iſt, als die andere. Bei der erſten iſt die Haut ſehr wenig geröthet und wie mit Mehl beſtreut, gewöhnlich fühlt man einiges Jucken; hier heißen ſie auch gemeiniglich Schwinden. Bei einer andern Art ſind die rothen Stellen mit einer gelben Borke bedeckt, unter welcher ſich eine ſcharfe, nach Katzenurin riechende Feuchtigkeit abſondert. In einer dritten iſt eine freie ſchwärende Stelle wahrzunehmen, die immer größer wird, ein freſſendes Geſchwür. — Flechten nennt man auch ein kriechendes, wirrichtes Moos, welches gewöhnlich an Steinen, Bäumen, z. B. der Birke, vorkommt. Etwas anders iſt eine Korb- oder Wagenflechte. Auch wird der Name Flechte noch von einer weichen ſaftigen Ruthe und andern zum Verflechten tauglichen Sachen gebraucht, dann von großen geflochtenen Körben.

Fleck (Joh. Frdr. Ferd.), einer der vorzüglichſten deutſchen Schauſpieler neuerer Zeit, war in Breslau den 12. Jan. 1757 geboren. Von ſeinem Vater, einem dortigen Rathsherrn, zur Theologie beſtimmt, beſuchte er zu dieſem Zweck im J. 1776 die Univerſität Halle. Sein innerer Beruf führte ihn aber bald zur Schauſpielkunſt. Er wendete ſich zuerſt an die dresdner Hofſchauſpieler-Geſellſchaft, und betrat in Leipzig die Bühne, dann ging er zu Schröder nach Hamburg, und hierauf zu Döbbelin nach Berlin. Als hier nach Friedrichs II. Tode ein National-Theater errichtet wurde, gab man ihm den wichtigen Poſten eines Regiſſeurs, und er behielt denſelben bis zu ſeinem am 20. Dec. 1801 erfolgten Tode. In den Annalen der deutſchen dramatiſchen Kunſt wird ſein Name unvergeßlich bleiben. Die Natur hatte ihn zum Schauſpieler reichlich ausgeſtattet. Eine ſchöne Geſtalt, edle Haltung, ein ſicheres kraftvolles Auftreten, ein glühendes Auge, verkündigten ſchon beim erſten Blick den großen Künſtler. Nicht minder unterſtützte ihn ein vortreffliches Organ bei ſeinen Darſtellungen. Sein Wallenſtein gehörte zu ſeinen gelungenſten. Nur Eßlair kann unter den jetzt lebenden deutſchen Schauſpielern ihm an die Seite geſetzt werden.

Flecken werden in der Aſtronomie die dunkeln Stellen an der Sonne, am Monde und an den Planeten genannt. Die genaue Beobachtung dieſer Flecken macht den Umſchwung der Himmelskörper um ihre Achſe bemerkbar. Am Monde zählt man 48 ſolcher Flecken, und haben die Aſtronomen einem jeden einen Namen gegeben. Vgl. Sonnenflecken.

Fleiſch. Der thieriſche Köper beſteht aus feſten und flüſſigen Theilen; die feſten ſind entweder harte feſte Theile, z. B. Knochen, oder weiche feſte Theile. Zu letztern gehört auch diejenige thieriſche Subſtanz, welche wir Fleiſch nennen. Im engern Sinne verſtehen wir unter Fleiſch nur Muskeln des thieriſchen Körpers, die aus einem Gewebe faſriger Theile beſtehen. Dieſe Faſern ſind der feſte Grundtheil des Fleiſches, und beſtehen aus dem fadenartigen

Theile des Bluts. Zwiſchen ihnen befinden ſich aber noch andere Stoffe, nämlich eine eiweißartige Flüſſigkeit, Gallert, fettes Öl, ein beſondrer Extractivſtoff und eine ſalzige Materie. Entblößt man den Körper von ſeiner Haut, ſo nimmt man gewiſſe Abtheilungen im Fleiſche wahr, welche daher entſtehen, daß ein Theil der Fleiſchfaſern in dieſer, ein anderer Theil in einer andern Richtung läuft. Jede ſolche Abtheilung beſteht aus einem Bündel einzelner Faſern und heißt Muskel.

Flemming (Paul), einer unſrer trefflichſten vaterländiſchen Dichter des 17ten Jahrhunderts, wurde den 17. Jan. 1609 zu Hartenſtein im Voigtlande geboren. Sein wohlhabender Vater ließ ihm eine ſorgfältige Erziehung geben. Flemming wurde, nachdem er zu Hauſe durch Privatunterricht einen guten Grund gelegt hatte, auf die Fürſtenſchule zu Meißen und von da auf die Univerſität Leipzig geſchickt, wo er Medicin ſtudirte, und ſich wahrſcheinlich fixiren wollte. Allein die Unruhen des 30jährigen Krieges nöthigten ihn, 1633 ſich nach Holſtein zu wenden, wo Herzog Friedrich eben im Begriff war, eine feierliche Geſandtſchaft an ſeinen Schwager, den ruſſiſchen Czaar Michael Federowitz, zu ſchicken. Flemming, voll Feuer und Wißbegierde, bewarb ſich um eine Stelle im Gefolge des Geſandten. Er erhielt ſie, machte die Reiſe mit, und kam 1634 glücklich nach Holſtein zurück. Gleich darauf beſchloß der Herzog, eine noch glänzendere Geſandtſchaft an den Schach Sofi nach Perſien zu ſchicken, in der Abſicht, ſeinem Lande Handelsvortheile dadurch zu verſchaffen. Flemming war ſogleich auch zu dieſer Reiſe entſchloſſen, die der Erweiterung ſeiner Kenntniſſe ſo viel verſprach. Durch Olearius ſind uns die Umſtände derſelben ſehr genau bekannt. Man ging den 27. Oct. 1635 unter Segel, und nach vielen Gefahren und Beſchwerden, welche die Geſandtſchaft zu Waſſer und zu Lande zu überſtehen hatte, zog ſie den 3. Aug. 1637 in Jspahan ein, verweilte über 3 Monate daſelbſt, und kam, auf einem andern Wege zurückkehrend, wieder nach großen Beſchwerden im Januar 1639 in Moskau an, das ſie im März verließ. In Reval verlobte ſich Flemming mit der Tochter eines angeſehenen Kaufmanns, und da nach der Rückkehr ins Vaterland ſein Vorſatz war, ſich in Hamburg als praktiſcher Arzt niederzulaſſen, reiſete er 1640 nach Leyden, wo er promovirte. Kaum aber war er wieder in Hamburg angekommen, als ihn den 2. Apr. 1640 der Tod in der Blüthe der Jahre dahin riß. So verlor Deutſchland einen Dichter, in deſſen Liedern und Sonetten (Geiſt- und weltliche Poemata. Jena 1642 u. ff.) eine liebliche Schwärmerei mit vieler Zartheit der Empfindung gemiſcht iſt, und deſſen längere Gedichte zum Theil die Abenteuer der Reiſe mit hoher und kräftiger Begeiſterung, zum Theil andere gelegenheitliche Ereigniſſe derſelben mit Originalität und Anmuth beſingen, und der allen ſeinen Werken den Stempel echter Genialität aufgedrückt hat.

Flemming (Jacob Heinrich Graf von), geb. 1667, trat früh in ſächſiſche Dienſte, und ward vom Churfürſt Friedrich Auguſt zum Feldmarſchall erhoben. Als dieſer Fürſt ſich 1697 um die polniſche Krone bewarb, ſandte er, als ſeinen Geſandten, Flemming nach Warſchau, deſſen Bemühungen und Beſtechungen nicht fruchtlos blieben. Auguſt, der ſeine Wahl durch eine Armee unterſtützen konnte, trug über ſeinen Mitbewerber, den Prinzen Conti, den Sieg davon, und wurde zu Warſchau gekrönt. In dem Kriege gegen Schweden (1699) bemächtigte ſich Flemming des Forts Dünamünde

bei Riga und nannte es Auguſtusburg. Bald aber mußten ſich die ſächſiſchen Truppen wieder zurückziehn. Der ſiegreiche Carl XII. foderte von Auguſt die Auslieferung Flemmings, welcher ſich genöthigt ſah, nach Brandenburg zu flüchten. In der Folge durfte er jedoch nach Dresden zurückkehren, und es lag nicht an ihm, daß Carl XII. nicht bei ſeinem Beſuche, den er dem König in Dresden machte, als Gefangener zurückgehalten wurde. Als Carls Glück ſich gewendet hatte, bemühte ſich Flemming vergebens ſeinem Fürſten Liefland zu verſchaffen und den König von Preußen zu einer Kriegserklärung gegen Schweden zu bewegen. Auch in Polen mußte er ſeine Plane, die Macht des Königs zu erweitern, aufgeben. Er ſtarb zu Wien 1728. Flemming war ein Mann von unbegrenztem Ehrgeize; aber er verband damit die höchſte Tapferkeit, ſchnelle Faſſungskraft und unermüdliche Thätigkeit.

Fleſche, in der Befeſtigungskunſt, eine kleine pfeilförmige Schanze (halbe Redoute), bloß von zwei Facen und hinten offen.

Fletcher (John), ſ. Beaumont und Fletcher.

Fleurieu (Charles Pierre Claret Graf von), Mitglied des franzöſiſchen Inſtituts, Miniſter der franzöſiſchen Marine u. ſ. w. einer der unterrichtetſten und gelehrteſten Hydrographen der neuern Zeit, war 1733 geboren. Mit Berthoud in Gemeinſchaft wurden von ihm in Frankreich die erſten Seeuhren verfertigt. Es wurden ſolche auf der Fregatte Iſis, von Fleurieu befehligt, in den Jahren 1768 und 1769 verſucht, und der Erfolg übertraf alle Erwartung. Fleurieu gab darüber das geſchätzte Werk heraus: Voyage fait par ordre du Roi en 1768 et 1769, pour éprouver les horloges marines. Paris 1773 in 4. Vol. av. fig. Im J. 1776 erhielt er den wichtigen Poſten eines Directors der Häfen und der Arſenale, und von ihm rührten in dieſer Eigenſchaft alle Entwürfe in dem Seekriege von 1778 her, ſo wie die Inſtruction für die Entdeckungsreiſen La Peyrouſe's und Entrecaſteaux, zu denen übrigens Ludwig XVI. ſelbſt, als ein großer Geograph, die Hauptideen angab. 1790 wurde er Marineminiſter und einige Zeit nachher wurde ihm für eine kurze Zeit die Leitung der Erziehung des Dauphins übertragen. Der Sturm der Revolution zwang auch ihn, ſich von allen öffentlichen Arbeiten zurückzuziehen. Er lebte nun ganz ſeiner Wiſſenſchaft. Als die Zeiten ruhiger geworden waren, ernannte man ihn im J. 1797 in den Rath der Alten; er wurde dann in den Staatsrath gerufen, kam in den Senat und ſtarb 1810. Man hat von ihm noch: Découvertes des Français dans le Sud-est de la nouvelle Guinée. — Er gab ferner Etienne Marchands Reiſe um die Welt in den Jahren 1790, 1791 und 1792 heraus. Die vortreffliche Einleitung dazu rührte ganz von Fleurieu her. Mehrere andere geographiſche und hydrographiſche Werke, wie ſein Atlas de la Baltique et du Cattegat, und ſein Neptune Américo-septentrional, deren Herausgabe angefangen war, ſind nicht von ihm vollendet worden. Auch hatte er eine allgemeine Geſchichte der Seereiſen auszuarbeiten angefangen, die vollendet wohl das vollkommenſte Werk dieſer Art hätte werden mögen, was wir noch beſitzen.

Fleurus, Stadt von 2000 Einw. in der niederl. Provinz Hennegau, nahe der Sambre, deren Name durch mehrere Schlachten in der Geſchichte bekannt, und beſonders durch die am 26. Jun. 1794 zwiſchen den Öſterreichern und Franzoſen gelieferte Schlacht denkwürdig geworden iſt. — Dieſe Schlacht machte eine wichtige Epoche

in jenem Feldzuge, da die Franzoſen Belgien nun wieder eroberten, und Frankreichs Hauptſtadt, die ſeit einem Monate, nach dem Falle der Feſtung Landrecy, ſelbſt bedroht war, völlig geſichert wurde. — Die Vorpoſten der verbündeten Armee berührten ſchon Peronne (etwa 18 Meilen von Paris), und es war zwiſchen dieſem Orte und Paris keine Feſtung mehr. Aber die Franzoſen ſetzten den Alliirten neue Armeen entgegen. Pichegru hatte mit der Nord-Armee den rechten Flügel der Alliirten umgangen, und eine drohende Stellung gegen Flandern genommen, Charbonnier mit der Ardennen-Armee den linken Flügel der Verbündeten zurückgedrückt, und Jourdan mit der Moſelarmee ſich von Luxemburg aus in Marſch geſetzt. Bei Dornick gewannen die Alliirten endlich wieder eine feſte Stellung; Pichegru wollte ſie herauswerfen, ward aber vom Kaiſer Franz ſelbſt zurückgeſchlagen. Die Sambre- und Maas-Armee, vereint mit der Armee der Ardennen, ging, unter Jourdan, über die Sambre, griff Charleroi an, und eroberte es am 25. Jun. 1794. Dieſer Verluſt war den Öſterreichern unbekannt geblieben. Der Prinz Coburg eilte von Nivelles aus herbei, um Charleroi zu Hülfe zu kommen und zugleich einen großen Verſuch zur Wiederbefreiung der Niederlande zu wagen. Dies führte zur Schlacht von Fleurus am 26. Jun. 1794. Während Coburg den General Devay mit einem nicht unbedeutenden Corps vor Tournay eine Stellung nehmen ließ, griff er Jourdan an, und der Anfang des Treffens berechtigte zu den ſchönſten Erwartungen. Schon war der Erbprinz von Oranien mit dem rechten Flügel ſiegend bis Marchienne au Port vorgedrungen; ſchon hatte der linke Flügel unter Beaulieu beim Angriffe auf die Brücke von Auveloy und die Redouten von Fleurus zwanzig Kanonen erobert, als beide gegen Abend den Befehl zum Rückzuge erhielten; denn während der Schlacht hatte der Prinz Coburg die Capitulation von Charleroi erfahren, und war von dieſer Nachricht ſo ergriffen worden, daß er in der That den ſchon faſt errungenen Sieg aus den Händen ließ, und jede Hoffnung aufgab, die Niederlande zu retten. Noch iſt es dunkel, was eigentlich den öſterreichiſchen Feldherrn zu dieſem Rückzuge beſtimmte; denn während ſeine beiden Flügel mehr oder weniger ſiegreich waren, hatte das Centrum faſt noch gar nichts gethan. 1815 fiel in der Gegend von Fleurus zwiſchen den Preußen und Franzoſen die Schlacht von Ligny vor. (ſ. d. Art.) I.

Fleury (André Hercule de), Cardinal und Premierminiſter Ludwigs XV., war zu Lodeve in Languedoc den 22. Juni 1653 geboren, und kam mit dem ſechsten Jahre nach Paris. Er ſtudirte die Schulwiſſenſchaften in dem Jeſuitercollegium und Philoſophie in dem Collegium Harcourt; in einem wie in dem andern zeichnete er ſich aus. Dem geiſtlichen Stande beſtimmt, ward er Canonicus von Montpellier und Doctor der Sorbonne. Am Hofe gewann er bald durch eine einnehmende Geſtalt und einen feinen Verſtand allgemeine Gunſt, und ward Almoſenier der Königin und in der Folge des Königs. Im J. 1698 ertheilte ihm Ludwig XIV. das Bisthum Frejus, und ernannte ihn noch kurz vor ſeinem Tode zum Inſtructor Ludwigs XV. In der ſchwankenden Zeit der Regentſchaft wußte er ſich das Wohlwollen des Herzogs von Orleans zu erhalten, denn er ſuchte auf keine Weiſe ſich geltend zu machen, forderte keine Gnadenbezeigungen u. hielt ſich von allen Intriguen fern. Der Herzog, der die Neigung des jungen Königs für ſeinen Lehrer bemerkte, trug ihm das Erzbisthum Rheims, eine der höchſten geiſtlichen Stellen im

Frankreich an, aber Fleury ſchlug es aus, erſter Duc und Pair von Frankreich zu werden, um ſich nicht von ſeinem Zöglinge trennen zu müſſen. Im Jahr 1726 ward er Cardinal, und bald darauf ſtellte ihn der junge König Ludwig XV. an die Spitze des Miniſteriums. Die Laſt der Regierungsgeſchäfte ſchreckte den bereits 73jährigen Greis nicht ab; und er leitete bis gegen ſein neunzigſtes Jahr die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes mit vielem Glück. Den Krieg, den er (1733) wegen der polniſchen Königswahl gegen Carl VI. und das deutſche Reich begann, endigte er rühmlich; er brachte in dem Frieden von 1736 Lothringen an Frankreich. Leider aber war die dadurch zurückgeführte Ruhe Europa's von keiner Dauer; ein neuer für Frankreich unglücklicher Krieg beunruhigte die letzten Jahre Fleury's, der, ohne den Ausgang deſſelben zu erleben, den 29. Jan. 1743 zu Iſſy bei Paris ſtarb. Die Baſis ſeiner Politik war die Erhaltung des Friedens. Während ſeines Miniſteriums wurde Frankreich Vermittler zwiſchen dem Kaiſer und Spanien, zwiſchen der Pforte, Öſterreich und Rußland, und beruhigte alle durch friedliche Mittel. Er war mehr als einmal bemüht, England mit Spanien auszuſöhnen. Der Krieg von 1733 war kurz und der Friede ehrenvoll. Mit einem Worte, Fleury wog und leitete mit weiſer Mäßigung die Angelegenheiten Europa's bis zum Jahr 1740. Der Krieg, der damals ausbrach, iſt der einzige Flecken ſeines Ruhms. Die beiden Brüder Belle-Isle mißbrauchten ſein hohes Alter und ihren Credit, um ihn zu überreden, daß er mit einer mäßigen Macht die Größe Öſterreichs zertrümmern könne; eine Hoffnung, welche Thereſiens Heldenmuth vernichtete. Als er an die Spitze des Staats trat, befand ſich Frankreich in der bedenklichſten Lage. Die Finanzen waren zerrüttet, die Handlung verfallen, der Credit vernichtet, der Hof wenig geachtet, die Kirche in Verwirrung, das Sittenverderbniß allgemein, die Nation verarmt und entkräftet und von äußern Feinden bedroht. Fleury, minder ſtolz als Richelieu, und minder ränkevoll als Mazarin, heilte dieſe tiefen Wunden, und wenn er, in der falſchen Bedeutung des Worts, weniger groß, d. h. weniger berühmt iſt, ſo gebührt ihm bei weitem mehr Achtung, weil er ohne Blutvergießen und grauſame Mittel Frankreichs Glück im Innern, ſo wie ſein Anſehen von Außen erhöhete und befeſtigte.

Fleury (Claude), Abbé, geb. 1640, geſt. 1723, zuerſt Advocat, dann Geiſtlicher. Durch Boſſuet aufgemuntert, ſchrieb er ſeine Kirchengeſchichte, woran er 30 Jahre arbeitete, und welche claſſiſchen Rang in dieſem Fache bei den Franzoſen erhalten hat. Sie iſt mit Kritik und Wahrheitsliebe geſchrieben, und verräth nicht bloße Gelehrſamkeit. In ſeinem Buche über die Wahl und Methode bei dem Studium der Wiſſenſchaften zeigt er einen geraden u. richtigen Sinn, eine lebendige und vernünftige Liebe für das Alterthum, ohne Pedanterei und Ziererei. Alle Parteien nannten ihn einſtimmig den einſichtsvollen Fleury.

Fleury (Bernard), der Neſtor des Théâtre français in Paris, ſpielt alle erſte geſetzte Männer- und Charakterrollen im Luſtſpiel. Er debütirte ſchon 1774 im Trauerſpiel Merope in der Rolle des Ägiſtheus. Da er nicht gefiel, ſo ſtudirte er ſeine Kunſt mehrere Jahre, und trat erſt 1778 wieder auf. Auch jetzt noch mißfiel ſein rauhes Organ. Man fand ſein Spiel gezwungen und ſeine Ausſprache fehlerhaft. Allein durch unermüdetes Studium überwand er jedes natürliche Hinderniß, und hat ſeitdem eines ungetheilten Ruh-

mes, nicht allein in Frankreich, ſondern auch im Auslande genoſſen. Da er in den großen Rollen weder mit Bellecourt noch mit Molé zu wetteifern wagte, ſo ſchuf er ſich eine eigne Gattung, die der Petits-Maitres, worin er nicht übertroffen wurde. Sein Talent zeigte ſich vorzüglich im Homme à bonnes fortunes, im Chevalier à la mode, in der Ecole des Bourgeois, in der Rolle des Marquis, im Cercle u. ſ. w. Er hat ſich ganz die Feinheit des alten franz. Hoftons zu eigen gemacht. In den deux Pages ſtellte er die Perſon Friedrichs II. mit ſolcher Wahrheit dar, daß er dem Prinzen Heinrich von Preußen, welcher der Vorſtellung beiwohnte, Thränen entlockte. Sein Spiel hat ſich ſtets als vorzüglich regelrecht gezeigt, und eine künſtleriſche Intention mit einem gewiſſen beſonnenen Bewußtſein der Darſtellung erſcheinen laſſen, welches denn auch wohl die Urſache ſein mag, daß noch in ſeinem mehr als 60jährigen Alter, wo allerdings das Feuer in der Ausführung abgenommen hat, ſich ſein Ruf in voller Kraft erhielt. Noch immer iſt z. B. ſein Philosophe marié (von Destouches) eine vollendete Kunſtleiſtung. Zur Zeit des Schreckensſyſtems ward er von Collot d'Herbois vor das Revolutionsgericht gefordert, weil er in der Vorſtellung des Ami des lois zu viel Ausdruck in ſein Spiel gelegt hatte. Auch Dazincourt, Larive und die Damen Contat und Raucour wurden deßhalb vor Gericht gezogen; allein La Buſſière, ein Beamter im Sicherheits-Ausſchuſſe, rettete ihn und die übrigen Künſtler, indem er die Beweisſtücke der Klage auf die Seite brachte. Bei dem Conservatoire (jetzt Ecole royale de musique et de déclamation genannt) war Fleury Profeſſor der Declamation. Im Juni 1813 folgte er, nebſt andern Mitgliedern der franz. Bühne, dem Kaiſer Napoleon, um in Mainz und in Dresden Vorſtellungen zu geben. Kränklichkeit und Alter nöthigten ihn im März 1817, die Bühne zu verlaſſen, wo er ſeitdem nur aus Gefälligkeit noch einige Male aufgetreten iſt.

Flibuſtier. So hieß eine Vereinigung engliſcher und franzöſiſcher Freibeuter in Amerika, deren Thun und Treiben zu den intereſſanteſten Erſcheinungen in der Geſchichte des 17ten Jahrhunderts gehört. Nach der Ermordung Heinrichs IV. in Frankreich (1610) ſuchten verſchiedene Franzoſen einen freien Aufenthalt auf St. Chriſtoph, einer Inſel der Antillen. Von dieſer Inſel im Jahr 1630 vertrieben, ſuchten einige eine Zuflucht auf der weſtlichen Küſte von St. Domingo, andere auf der benachbarten kleinen Inſel Tortue. Mit den letztern hatten ſich viele Engländer, von gleichen Geſinnungen geleitet, vereinigt. Die franzöſiſchen Flüchtlinge auf St. Domingo beſchäftigten ſich einzig mit der Jagd der Stiere, die, ſeitdem die Spanier einen Stamm derſelben auf die Inſel gebracht, ſich außerordentlich vermehrt hatten, und in großen Heerden wild herumliefen. Das Fleiſch dieſer Thiere diente den Jägern zur Nahrung, die Häute verkauften ſie an die Seefahrer, welche an der Küſte landeten. Weil ſie das Fleiſch nicht kochten, ſondern, nach der Gewohnheit der amerikaniſchen Wilden, bloß am Feuer röſteten, ſo erhielten ſie, wegen dieſes Gebrauchs, den Namen Boucaniers. Ohne Oberhaupt und Geſetze, und ohne Gemeinſchaft mit Weibern, lebten dieſe Stierjäger in dem roheſten Zuſtande der Natur, je zwei und zwei zuſammen, und in einer völligen Gemeinſchaft der Güter. Die Spanier, die ihre Gegner weder durch heimliche Überfälle, noch durch offne Gewalt bezwingen konnten, fielen auf den Gedanken, die ſämmtlichen Stiere auf St. Domingo auszurotten. Die Boucaniers, die dadurch

ihren einzigen Unterhalt und Erwerb verloren, waren nun genöthigt, entweder als Coloniſten das Land zu bauen, oder ſich mit den Flibuſtiern auf der Inſel la Tortue zu verbinden. Die Flibuſtier, die ihren Namen wahrſcheinlich von einer Gattung kleiner Fahrzeuge, deren ſie ſich bei ihren erſten Streifereien bedienten, erhalten haben, waren die kühnſten Abenteurer zur See, welche je die Geſchichte irgend eines Volks aufgeſtellt hat. In geringer Anzahl und nur mit geringen Mitteln, aber mit einer Kühnheit, die jeder Gefahr und dem Tode ſelbſt trotzte, und alle Hinderniſſe beſiegte, griffen ſie nicht bloß einzelne Kauffahrer, ſondern auch mehrere zugleich, ja ſelbſt bewaffnete Schiffe, an. Ihr Hauptmanöver beſtand darin, daß ſie das feindliche Schiff zu entern ſuchten, und das Schiff war ganz unfehlbar verloren, wenn ihnen der Verſuch gelang. Sie machten vorzüglich auf die ſpaniſchen Schiffe Jagd, die, mit den Schätzen Amerika's beladen, nach Europa ſegelten. Die Spanier waren durch die häufigen Unfälle, welche ſie von den Flibuſtiern erlitten hatten, ſo muthlos geworden, daß ſie ſchon bei dem bloßen Anblicke derſelben zitterten, und ſelten ernſtlichen Widerſtand leiſteten. Einſt wurde ein Schiff der Flibuſtier von zwei ſpaniſchen Galeeren, deren jede 60 Kanonen und 1500 Mann an Bord hatte, überfallen. Es war den Flibuſtiern nicht möglich zu entfliehen, aber ſie dachten auch eben ſo wenig daran, ſich zu ergeben. Ihr Capitain Laurent hielt eine kurze, aber nachdrückliche Anrede an ſie, ließ einen ſeiner Leute an die Pulverkammer treten, mit dem Befehl, ſie auf das erſte Zeichen das er ihm geben würde, ſogleich anzuzünden, und ſtellte nun ſein Schiffsvolk auf beiden Seiten des Schiffes in Schlachtordnung. „Mitten durch die feindlichen Schiffe müſſen wir ſegeln,“ rufte er ſeinen Leuten zu, „und rechts und links auf ſie ſchießen.“ Dieſes Manöver wurde, zum größten Erſtaunen der Spanier, mit außerordentlicher Schnelligkeit vollführt. Das Feuer der Flibuſtier hatte auf den beiden Schiffen ſo viele Leute getödtet, daß die Spanier einen weitern Angriff nicht wagten. Der Commandant der Galionen mußte mit ſeinem Kopfe für die Schande büßen, welche der ſpaniſchen Nation dadurch erwachſen war. Die häufig erlittenen Unfälle machten, daß die Spanier ihre Schiffahrt in Amerika ſehr einſchränkten, und ſich ſelten auf dem Meere zeigten. Dies vermehrte nur die Kühnheit der Flibuſtier, die nun Landungen an den Küſten unternahmen, die ſpaniſchen Städte plünderten, und nicht ſelten mit reicher Beute zurückkamen. Die Art, wie ſie ihren Raub gewöhnlich theilten, war eben ſo ſonderbar, wie ihr ganzes Leben. Jeder, der den Zug mitgemacht hatte, ſchwur mit aufgehobener Hand, daß er von der Beute nichts für ſich behalten. Ein falſcher Eid, der doch nur äußerſt ſelten vorfiel, wurde mit der Verbannung in eine unbewohnte Inſel beſtraft. Die, welche auf dem Zuge bleſſirt worden waren, erhielten zuerſt ihren Antheil, der nach dem Verhältniſſe der Bleſſur ſchon beſtimmt war. Das übrige wurde in eben ſo viel Antheile getheilt, als die Zahl der Mannſchaft war; die Vertheilung ſelbſt wurde durch das Loos entſchieden. Der Anführer erhielt nicht mehr als jeder Andere; nur wenn er ſich beſonders ausgezeichnet hatte, theilte man ihm mehr zu. Auch die auf dem Zuge Verſtorbenen wurden nicht vergeſſen, und der auf ſie kommende Antheil ihren Verwandten oder Freunden, und in deren Ermangelung den Armen und den Kirchen übergeben. Denn bei allen ihren Laſtern hatten dieſe rohen Menſchen doch eine gewiſſe Religioſität, und ſie fingen ihre wichtigern Unter-

nehmungen immer mit Gebet an. Die ſchnell erworbenen Reichthümer wurden im Spiel und in der Schwelgerei aller Art eben ſo ſchnell wieder verſchwendet; denn der Grundſatz dieſer Abenteurer war, den Augenblick zu genießen, und nicht für die Zukunft zu ſorgen. — Die Zahl der Flibuſtier wurde nach und nach, durch Klima und Lebensart, ſehr vermindert. Die nachdrücklichen Maßregeln, welche die engliſche und franzöſiſche Regierung nahmen, ſteuerten endlich dieſem Unweſen, das man früher vielleicht nicht ohne Abſicht geduldet hatte. Mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts hatten die Räubereien der Flibuſtier aufgehört, und bei dem utrechter Frieden wurde ihrer nicht mehr erwähnt. Eine Schilderung ihrer Lebensart und eine Menge kühner Thaten enthält Raynal's Geſchichte beider Indien, Th. 10, und der zweite Theil der hiſtoriſchen Schriften von Archenholz.

Fliege. Wir bezeichnen im gemeinen Leben mit dieſem Worte eine Menge kleinerer und größerer Inſecten mit zwei Flügeln, wenn ſie einigermaßen die Geſtalt der eigentlichen Fliegen haben. Die ſyſtematiſche Naturgeſchichte, welche den Begriff beſchränkt, zählt dennoch gegen 400 verſchiedene Fliegengattungen. Die Fliegen nähren ſich von animaliſchen und vegetabiliſchen Säften, die ſie mittelſt eines Rüſſels einſaugen. Sie entſtehen aus Eiern, welche die Sonnenwärme ausbrütet, und welche jede Gattung ihrem Inſtinct gemäß auf ſolche Körper legt, die den Jungen ſogleich zur Nahrung dienen. Die Jungen werden gewöhnlich zuerſt Maden, d. h. Larven ohne Füße. Manche Fliegen brüten, beſonders zu gewiſſen Zeiten, ihre Eier in ihrem eigenen Leibe aus, und geben alſo ſchon wirkliche Maden von ſich. Dieſe Maden, die mit allen Inſectenlarven eine große Gefräßigkeit gemein haben, verpuppen ſich, ſobald ſie ihr gehöriges Wachsthum erreicht haben. Erſt aus dieſer Puppe entwickelt ſich die Fliege. Es würde hier zu weitläufig ſein, nur die Hauptgattungen genau zu beſchreiben. Sie ſind als höchſt läſtige, ſchwer zu vertreibende Inſecten bekannt genug. Nur von der **ſpaniſchen Fliege** wollen wir ihres mediciniſchen Gebrauchs wegen noch etwas hinzuſetzen, obwohl ſie eigentlich gar nicht unter das Fliegengeſchlecht gehört. Mit dem Namen der ſpaniſchen Fliege bezeichnet man einen ¾ Zoll langen, ſchmalen, glänzendgrünen Käfer mit ſchwarzen Fühlhörnern, der wegen ſeiner blaſenziehenden Eigenſchaft auch **Blaſenkäfer** genannt wird, und ſich auf den Blättern des ſpaniſchen Hollunders, des Liguſters und beſonders der gemeinen Eſche aufhält. Er zeigt ſich bei uns nur in gewiſſen Jahren, in den Monaten Mai, Juni und Juli, und zuweilen in ſo unſäglicher Menge, daß oft alle Blätter von ihm abgefreſſen ſind. Der Geruch dieſes Inſects iſt ekelhaft ſüßlich und betäubend, der Geſchmack anfangs unmerklich, nachdem aber brennend und ätzend. Es iſt allen Thieren, bis auf den Igel, ein tödtendes Gift. In den Apotheken werden ſie unter dem Namen **Canthariden** zu blaſenziehenden Pflaſtern gebraucht. Man ſammelt ſie zu dem Ende bei regnichtem Wetter oder vor Sonnenaufgang, wo ſie ganz ſtill ſitzen, thut ſie in eine gläſerne Flaſche, welche man ſo lange verſchloſſen hält, bis ſie in der durch ihre eigenen Ausdünſtungen verdorbenen Luft geſtorben ſind, trocknet ſie dann an der freien Luft und hebt ſie in erwärmten und feſt verſchloſſenen Flaſchen unzerſtoßen zum Gebrauch auf. Beim Gebrauch zum Blaſenziehen darf man nur gepülverte ſpaniſche Fliegen auf irgend ein klebendes Pflaſter ſtreuen und dies auflegen. Man darf ſie ohne Nach-

theil nicht zu lange ziehen laſſen; eben ſo ſehr muß man ſich vor dem innerlichen Gebrauch hüten, woraus Harnzwang, Blutharnen und ſelbſt der Tod entſtehen kann.

Fliegend heißt überhaupt, was ſeinen Ort ſchnell verändert, oder ſchnell von einem Orte zum andern gebracht werden kann. **Fliegende Brücke**, eine zwiſchen zwei Schiffen, vermittelſt eines Lagers von Balken, liegende bewegliche Brücke. Eine dergleichen Brücke hat Steuerruder und Nothanker, aber keine Maſten. **Fliegendes Corps und Lager**, ein nur mit leichtem Gepäck verſehenes Corps oder Lager, das ſich leicht hin und herbewegen kann; insbeſondere ein kleines Heer leichter Truppen, das unter einem beſondern Befehlshaber ſteht, und ſchnell nach dieſer oder jener Gegend hin zu gewiſſen Unternehmungen abgeſandt werden kann.

Flieſen, dünne viereckige, entweder aus Stein gehauene, oder aus Thon gebrannte Platten, die man gebraucht, um Wände, Camine und Fußböden zu bekleiden; ſie ſind gewöhnlich glaſirt und werden in vorzüglicher Feinheit und trefflich ausgebrannt in **Delft** und in **Gouda** in den Niederlanden verfertigt. **Schwediſche Flieſen**, dergleichen Platten aus einem groben Marmor, der in Gothland gebrochen wird.

Fließend iſt dasjenige, was in ſanfter, gleichmäßiger und ungeſtörter Aufeinanderfolge (Fluß) unſer Vorſtellungs- oder Gefühlsvermögen beſchäftigt. Leichtigkeit, Sanftheit, Gleichmäßigkeit und Unmerklichkeit der Aufeinanderfolge iſt der unterſcheidende Charakter des **Fließenden**. Der Styl einer Rede, eines Gedichts iſt fließend, wenn uns ein Gedanke ſo leicht zu dem andern leitet, daß wir den Übergang nicht bemerken, wenn der Ausdruck deſſelben eine ſanfte, wohllautende Bewegung hat; auf gleiche Weiſe iſt eine Tonreihe, eine Melodie, ein ganzes Tonſtück **fließend**, wenn die Töne ohne merklich ſchnelle Veränderungen der Tonart und des Rhythmus auf eine leichte ungezwungene Weiſe auf einander folgen. Ein Werk daher, das uns **ſtark** rühren ſoll, kann nicht fließend ſein, denn das Fließende bringt nur ſanfte Bewegungen des Gemüthes hervor, und iſt dem Anmuthigen eigen.

Flinders (Matthews), ein engliſcher Seemann, der ſich in den neueſten Zeiten, durch ſeine Entdeckungen in Neuholland, einen rühmlichen Namen erworben hat. Er war zu Donington in Lincolnſhire geboren, ging zeitig zur See, und begleitete aus Begierde, Entdeckungen zu machen, als Freiwilliger den Capitain Hunter, der 1795 nach Port-Jackſon ſegelte. Der Schiffschirurgus, Georg Baß, hatte gleichen Wunſch und gleichen Muth, und Flinders vereinigte ſich mit ihm, um ſeinen Plan auszuführen. Nach ihrer Ankunft in der Colonie erhielten die beiden Freunde nur auf vieles Bitten ein kleines 8 Fuß langes Fahrzeug, nebſt einem einzigen Schiffsjungen. Mit dieſen geringen Mitteln unterſuchten ſie einen Theil von dem Laufe des Georgfluſſes, und nahmen ſowohl von demſelben, als von verſchiedenen bisher noch unbeſuchten Puncten der Küſte, Plane auf. Der glückliche Erfolg dieſes Verſuchs bewog den Gouverneur von Neu-Südwallis im J. 1798, dem Chirurgus Baß ein größeres Fahrzeug mit 6 Matroſen anzuvertrauen, um ſeine Entdeckungen fortzuſetzen, und bald nachher erhielt Flinders, zu gleichem Zweck, das Commando einer Corvette. Das Reſultat ihrer beiderſeitigen Unterſuchungen war die Überzeugung von der Exiſtenz einer Durchfahrt zwiſchen Van-Diemens-Land und Neuholland. Im Sept.

1798 ging Flinders abermals mit einer Corvette unter ſeinem Befehl, und mit ſeinem Freunde Baß, auf Entdeckungen aus; er unterſuchte die Küſten von Van-Diemens-Land, und ſammelte die Materialien zu einer Charte von dem Canal, der zwiſchen dieſer Inſel und Neuholland iſt, und dem er, ſeinem Freunde zu Ehren, den Namen Baßſtraße beilegte. Flinders wurde bald wieder abgeſchickt, um, nördlich von Port Jackſon, einige Baien zu unterſuchen. Im J. 1800 kam Flinders noch London zurück, entwarf hier die Charte von der Baßſtraße, und theilte ſeine Entdeckungen mit in einem Werke: Bemerkungen über die Küſte von Van-Diemens-Land, welches Arrowſmith 1801 herausgab. Flinders reiſete in dieſem Jahre ſchon wieder aus England ab, nachdem die Regierung ſeinen Plan wegen Unterſuchung der Küſten von Neuholland genehmigt, ihm das Commando einer Corvette übergeben, und ihn mit allen Mitteln, die den Erfolg ſichern konnten, verſehen hatte. Er unterſuchte nun zwei Jahre hindurch die ſüdlichen und öſtlichen Küſten von Neuholland, die Meerenge Torres und den Meerbuſen Carpentaria. Später ſetzte er die Unterſuchung der Nordküſte fort, ging durch die Meerenge Torres und landete auf Timor. Da aber der ſchlechte Zuſtand ſeines Schiffes ihm nicht geſtattete, weder die Weſtküſte von Neuholland zu unterſuchen, noch auf dem nämlichen Wege zurückzukehren, ſo richtete er ſeinen Lauf nach Isle de France, ohne zu wiſſen, daß (1803) der Krieg zwiſchen England und Frankreich ausgebrochen war. Obgleich Flinders mit einem Paſſe der franzöſiſchen Regierung verſehen war, ſo hielt ſich der Gouverneur auf Isle de France dennoch für berechtigt, Flinders Schiff mit Beſchlag zu belegen, ſeine Papiere unter Siegel zu nehmen, und ihn ſelbſt als Kriegsgefangenen zu behalten. Sechs und ein halbes Jahr mußte Flinders auf der Inſel als Gefangener bleiben. Die Entdeckungen der franzöſiſchen Seefahrer Entrecaſteaux und Baudin in jenen Gegenden, welche während dieſer Zeit bekannt wurden, hatten die Folge, daß verſchiedene Puncte, welche Flinders unterſucht hatte, franzöſiſche Benennungen erhielten, und daß ſein Verdienſt in gewiſſer Art dadurch geſchmälert wurde. Nachdem Flinders ſeine Freiheit wieder erhalten hatte, kam er gegen das Ende des Jahres 1810 nach England zurück. Hier beſchäftigte er ſich damit, ſein Tagebuch zu ordnen, um es mit den dazu gehörigen Charten herauszugeben. Eben als das Werk vollendet war, und noch ehe es ausgegeben wurde, ſtarb er am 19 Juli 1814. Dieſes Werk: Reiſe nach Auſtralien, um dieſes große Land bekannter zu machen, unternommen in den Jahren 1801—1803. London 1814. 2 Bde. mit Charten, — ſetzt den Verfaſſer unter die Zahl der ausgezeichnetſten Seeleute der neueſten Zeit, enthält aber meiſtens nur nautiſche Details, die für die größere Claſſe von Leſern wenig Intereſſe haben können.

Flinte, ein Schießgewehr, welches von dem alten, ſchon im Wendiſchen vorkommenden Worte **Flins** oder **Blynz** ſeinen Namen hat. Flins nämlich (engliſch Flint und däniſch Flinta) bezeichnet einen Kieſel oder Hornſtein, dergleichen man ſich bei dieſer Gewehrgattung, welche an die Stelle der Musketen trat, bediente. Ludwig XIV. war der erſte, der 1671 ein Regiment mit Flinten bewaffnen ließ, welches daher den Namen Füſelierregiment bekam, zum Unterſchied von den Musketieren. Man hat ſich nachher vielfach bemüht, dieſes Gewehr zu verbeſſern und zu vervollkommnen; eben ſo hat man mit dem Schloſſe vielfache Veränderungen vorgenommen, theils

um vollkommene Sicherheit des Losſchießens zu bewirken, theils es vor dem Roſten und unzeitigem Losgehen zu bewahren. Anfangs wurden die Flinten oder Büchſen, nach Art der Feldſtücke, mit Lunten aus freier Hand abgebrannt, nachher erdachte man den Hahn, in welchen die Lunte eingeſchraubt wurde, um ſie mit einem Druck nach dem Zündloche zu leiten. Dies war das Luntenſchloß. Dann ſchraubte man einen Feuerſtein in den Hahn und brachte dabei ein ſtählernes Rad an, welches umlief und Feuer aus dem Kieſel ſchlug. Dies iſt das alte zu Nürnberg im Jahr 1517 erfundene deutſche Schloß, dergleichen man noch an den Doppelhaken ſieht. Einige nürnberger Meiſter und auch König Guſtav Adolph brachten Verbeſſerungen daran an. So ſicher auch dieſes Schloß iſt, ſo nimmt das jedesmalige Aufziehen deſſelben mit dem Schlüſſel doch zu viel Zeit hinweg, als daß man nicht der franzöſiſchen Erfindung des Schloſſes mit der Nuß und der Pfanne, an dem man den Hahn mit dem Daumen zurückzieht und ihn gegen den Pfannendeckel abdrückt, wodurch dieſer zurückgeſchlagen wird und Feuer gibt, den Vorzug gegeben hätte.

Flintenſtein, ſ. Feuerſteine.

Flintglas oder Kieſelglas iſt eine durch vorzügliche Reinheit und Helligkeit vor allen übrigen ſich auszeichnende Glasart, welche in England (jetzt auch in Benedictbeuern in Baiern durch Reichenbach) verfertigt wird. Es verdankt dieſe Eigenſchaft dem beigemiſchten Bleikalke. Dollond hat es zur Verfertigung ſeiner achromatiſchen Fernrohre angewandt. (S. Dollond.)

Flittergold, Flitterſilber, Flittern, ſind Producte der Luggoldſchläger, und werden vorzüglich in Nürnberg, in Berlin u. Wien verfertigt, und zwar aus zwiſchen Leder dünn geſchlagenem u. cämentirtem Meſſing. Sie werden zu allerlei unechtem Putz angewandt. Flittern hat man auch von echtem Golde und Silber. Dieſe haben in der Mitte eine runde Öffnung, vermittelſt welcher ſie mit Fäden auf dem Putz oder in der Stickerei befeſtigt werden. Flittergold und Flitterſilber wird in ſogenannten Karten verhandelt. Bei dem erſten liegen 15 Tafeln, bei dem letzten 7 Tafeln zuſammen.

Flögel (Carl Friedrich), dieſer verdiente Literator wurde 1729 zu Jauer in Schleſien geboren, erhielt auf der Schule ſeiner Vaterſtadt und auf dem Gymnaſium zu Breslau ſeine erſte gelehrte Bildung, und widmete ſich dann auf der Univerſität Halle der Theologie. Nach ſeiner Rückkunft von der Univerſität beſchäftigte er ſich zu Jauer einige Jahre hindurch mit dem Unterricht junger Leute, wurde 1761 als Lehrer bei dem Gymnaſium zu Breslau angeſtellt, bald darauf aber Prorector und 1773 Rector der Schule zu Jauer. Im Jahr 1774 erhielt er den Ruf als Profeſſor der Philoſophie an der Ritterakademie zu Liegnitz, welche Stelle er vierzehn Jahre hindurch bis zu ſeinem Tode (den 27. Mai 1788) mit Ruhm und Nutzen bekleidet hat. Seine Muße widmete er literariſchen Forſchungen, und ſeine Schriften beweiſen ſeine ausgebreitete Beleſenheit und ſein geläutertes Urtheil. Dieſe ſind: Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, Breslau 1765. (Dritte Auflage, 1776). Dieſes Werk handelt von den Urſachen oder Quellen des menſchlichen Verſtandes, größtentheils aus der Geſchichte mit vieler Beleſenheit hergeleitet und angenehm vorgetragen. — Geſchichte des gegenwärtigen Zuſtandes der ſchönen Literatur in Deutſchland. Jauer 1771. — Geſchichte der komiſchen Literatur, 4 Bde. Liegnitz 1784 — 1787. Außer einer

Abhandlung über das Komiſche und Lächerliche, und einer allgemeinen Geſchichte der komiſchen Literatur, enthält das letztgenannte Werk, das erſte in ſeiner Art, die Geſchichte der Satire, eine Schilderung der vorzüglichſten ältern und neuern Satiriker, und zuletzt eine Geſchichte der Komödie im weitläufigſten Sinne des Worts. Eine weitere Ausführung einzelner Theile des Komiſchen enthalten: die Geſchichte des Groteskekomiſchen (Poſſenſpiele bei chriſtlichen Feſten, komiſche Feſte, komiſche Geſellſchaften), Liegnitz 1788; die Geſchichte der Hofnarren, ebend. 1789, welche den zweiten Theil des vorhergehenden Werks ausmacht, und die Geſchichte der Burlesken, welche nach des Verfaſſers Tode (1794) herauskam.

Flor, Gaze, iſt die feinſte und dünnſte aller Zeugarten von Seide, Neſſelgarn und auch von Wolle. Man hat ihrer in unzähligen Sorten. Frankreich und Italien liefern die ſchönſte Waare darin. Blumenflor iſt der Blüthezuſtand der Blumen. Auch nennt man in der Botanik Flor alle die Pflanzen, die in einer gewiſſen Gegend einheimiſch ſind. In dieſem Sinne nehmen die Botaniker für Europa, mit Ausſchluß der europäiſchen Türkei, fünf Floren an; die nordiſche, die helvetiſche, die öſterreichiſche, die pyrenäiſche und die apenniniſche.

Flora, bei den Griechen Chloris, die Göttin der Blumen und Blüthen, des Getraides und Weinſtockes. Sie war die Gattin des Zephyrus (Weſtwindes), und wird als eine ſchöne weibliche Figur abgebildet, mit einem Blumenkranze auf dem Kopfe oder in der linken Hand; in der rechten hält ſie gewöhnlich ein Horn des Überfluſſes. Ihr zu Ehren wurden in Rom die floraliſchen Schauſpiele gehalten, die äußerſt üppig und ausſchweifend waren. In der Botanik heißt Flora ein Pflanzenverzeichniß.

Floren (Gulden), eine Münze, welche dieſen Namen darum bekam, weil auf den erſten zu Florenz geprägten Goldgulden eine Lilie ſtand.

Florence, iſt eine Art von ſeidnem Taffent, der zur Kleidung der Frauen gebraucht, und aus Lyon und Avignon in großen Quantitäten uns zugeführt wird. Er hat ſeinen Namen von Florenz, wo er zuerſt gemacht und ins Ausland verführt wurde. Es gibt doppelte, einfache und halbe oder ſogenannte Mi-Florences.

Florentiner Arbeit iſt eine Art muſiviſcher Kunſt, mittelſt welcher man durch Zuſammenſetzung von Edelſteinen und Marmorſtücken ſowohl die Natur ſelbſt als auch Gemählde in einem gewiſſen Grade nachahmt. Sie hat von Florenz den Namen, weil ſich die Florentiner durch beſonders gelungene Arbeiten in dieſer Gattung auszeichnen. Übrigens haben die Producte derſelben alle Mängel mit den Moſaikarbeiten gemein, und ſind mehr Künſteleien als Werke von echtem Kunſtwerth.

Florentiner Lack, eine bekannte Mahlerfarbe, welche ein Franziskaner zu Florenz erfand, als er die Tinctur der Cochenille mit dem Sal tartari wider das Fleckfieber verfertigt hatte, und aus Verſehen ein aufgelöſtes Acidum hinzugoß. Es entſtand ein Aufbrauſen, aus dem ſich ein hochrother Niederſchlag bildete. Die Mahler fanden dieſe Farbe trefflich, worauf ſich der Erfinder bemühte, ſie in Menge und in größerer Vollkommenheit zu liefern.

Florenz (ital. Firenze), die Hauptſtadt des Großherzogthums Toscana, gehört wegen ihrer Lage, Kunſtſchätze, Gebäude und hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten zu den ausgezeichneteſten Städten der Welt. Sie liegt in einem reizenden und fruchtbaren Thale, und wird durch den Arno in zwei ungleiche Hälften getheilt, welche durch vier ſteinerne Brücken mit einander in Verbindung ſtehen. Das Klima iſt mild und geſund, u. die Bevölkerung in 10,000 Häuſ. gegen 80,000 Seelen ſtark. Ungeachtet aller Unruhen, welche im Mittelalter die italieniſchen Freiſtaaten und auch Florenz ſo gewaltſam durchtobten, ſchwang dieſe Stadt ſich doch zu einer ſeltnen Blüthe der Macht empor, welche beſonders durch die Familie Medici glänzend entwickelt und ſo befeſtigt wurde, daß Florenz ſein Haupt über alle Nachbarſtaaten erheben und dieſe unter ſeine Botmäßigkeit bringen konnte. Aus dieſen Zeiten ſchreibt ſich auch die heutige Geſtalt der Stadt her, deren Gebäude größtentheils zu Schutz und Trutz angelegt ſind, wie es die damaligen Parteienkriege nothwendig machten; aber wenn der Architectur auch jene heitere Eleganz griechiſcher Formen abgeht, wie ſie Palladio in Vicenza und Venedig hervorrief, ſo beſitzt ſie dafür alles Edle, Wahre und Gediegene eines männlichen Styls. Von dieſer Art ſind z. B. der Palaſt *Pitti* (vom Großherzog bewohnt) mit dem ſeiner Lage wegen angenehmen Garten *Boboli*; die Paläſte *Strozzi* und *Riccardi* (ehemals Medici) und der alte unſymmetriſche Rathspalaſt am großen Stadtplatze (piazza del Granduca). Die Außenſeiten der Kirchen ſind leider faſt alle unvollendet, das Innere hingegen in Rückſicht der Bauart und Ausſchmückung größtentheils würdig und vortrefflich. Der *Dom*, ein rieſenhaftes Gebäude aus dem dreizehnten Jahrhundert, von außen ganz mit ſchwarzem und weißem Marmor bekleidet, prangt mit einer hohen von Brunelleschi erbauten Kuppel. Ihm zur Seite ſteht der zierliche, nach *Giotto's* Zeichnung erbaute Glockenthurm, und gegenüber die uralte Taufkapelle (Battisterio), deren in Erz gegoſſene Thüren von Ghiberti ſo ſchön ſind, daß ſelbſt Mich. Angelo ſie der Ehre würdig erklärte, Thore des Paradieſes zu ſein. Die Kirche S. *Lorenzo* enthält die mit Pracht überladene aber unvollendete Fürſtengruft, zugleich die Monumente der beiden Medici mit den berühmten Statüen des Tages, der Nacht, Dämmerung und Morgenröthe, in welchen ſich Mich. Angelo verewigt hat. In dem Kloſter befindet ſich die ihrer Codices und Handſchriften wegen höchſt koſtbare laurentiniſche Bibliothek. Die Kirche St. Croce beſitzt, außer einem Schatze von Denkmahlen alter und neuer Kunſt, die herrlichſten vaterländiſchen Mauſoläen, unter welchen vor allen andern hier nur die eines Mich. Angelo, Machiavelli, Galilei und Alfieri genannt werden ſollen! S. *Marco*, S. *Annunciata*, S. *Maria Novella*, S. *Spirito*, S. *Trinita* ſind eben ſo würdige Tempel der Andacht als Muſeen der Kunſt und vorzüglich reich an den ſchätzbarſten Frescogemählden alter Meiſter, unter welchen die von *Maſſaccio* in der Kirche *del Carmine* noch heute den Künſtlern eine Quelle der Bewunderung und des Studiums ſind, wie ſie es einſt für L. da Vinci, Mich. Angelo, Raphael u. A. geweſen. Auch in den Paläſten findet man häufig koſtbare Galerien und Sammlungen von Kunſtgegenſtänden aller Art. Reich an den trefflichſten Gemählden ſind die Paläſte *Corſini*, *Gerini* und beſonders *Pitti*, welcher letztere nun alle nach Paris entführten Schätze, und unter dieſen die *Madonna della Sedia*, zurückerhalten hat. Doch nicht nur dieſe, ſondern vielleicht alle

Sammlungen Europa's verdunkelt durch Anzahl und Werth ihrer Kunſtwerke die großherzogliche Galerie. Von antiken Statuen gehören zu ihren Hauptzierden die berühmte mediceiſche Venus, das einzige Kunſtwerk, welches von den Franzoſen der Galerie geraubt, und einſtweilen durch die Statue einer Venus von Canova vertreten wurde, die unter dem Namen der Venere Italica bewundert und überſchätzt, jetzt ihrer Vorgängerin hat weichen müſſen; ferner die beiden Ringer, der Apollin, der tanzende Faun, der Schleifer, der Hermaphrodit, die Gruppe der Niobe u. ſ. w. Unter den unzähligen Gemählden behaupten den erſten Rang die in der Tribune befindlichen von Raphael (das Bild der angeblichen Bäckerin, unter dem Namen der Fornarina bekannt, eine heil. Familie, Johannes in der Wüſte, Papſt Julius II.). Tizian's Venus, Bilder von Mich. Angelo, Correggio, Fra Bartolomeo u. A. Einzig in ihrer Art iſt die Sammlung von beinahe vierhundert Bildniſſen der berühmteſten Mahler, alle von den Meiſtern ſelbſt gemahlt. Noch befinden ſich hier die Sammlungen alter und neuer Bronzen, Münzen und der koſtbarſten geſchnittenen Steine, die, wie alle übrigen, Jedermann mit uneigennütziger Höflichkeit gezeigt werden und der Benutzung offen ſtehen. Auch die Akademie der ſchönen Künſte, die unter der Leitung Benvenuti's und Raph. Morghen's tüchtige Schüler bildet, beſitzt eine ſehr ſchöne Galerie meiſtens alter florentiniſcher, aus aufgehobenen Klöſtern und Kirchen hieher verſetzter Gemählde. Nicht minder vortrefflich ſind die wiſſenſchaftlichen Anſtalten. Außer der laurentiniſchen, und vielen andern Privatbibliotheken, unter welchen die des Großherzogs die koſtbarſten Werke der neueren Literatur in allen Sprachen ſammelt, ſind noch die Marucelliana und Magliabechiana berühmt, welche letztere ſehr reich an Handſchriften und den ſeltenſten gedruckten Büchern aus dem funfzehnten Jahrhundert iſt. Das Muſeum der Naturgeſchichte, welches in vierzig Zimmern bedeutende Sammlungen für Mineralogie, Botanik und Zoologie enthält, verdient allein der meiſterhaften anatomiſchen Wachspräparate wegen, die unter Fontana's Aufſicht von Clemens Suſini verfertigt ſind, die Bewunderung der Laien und Eingeweihten u. rechtfertigt die faſt übertrieben klingenden Ausrufungen des begeiſterten Dupaty. In den Spitälern S. Maria nuova u. S. Bonifazio findet eine große Anzahl von Kranken Aufnahme und Pflege, und eine Menge junger Leute Gelegenheit, unter der Leitung geſchickter Lehrer ſich theoretiſch und praktiſch mit der Heilkunde zu beſchäftigen, deren Studium überdies durch med. Bibliotheken, anatomiſches Theater, botaniſche Gärten u. ſ. w. ſehr begünſtigt wird. Von mehreren Theatern ſind gewöhnlich zwei eröffnet; große Oper und Ballet, beide mit Pracht und Geſchmack ausgeſtattet, werden im Theater della Pergola, komiſche Oper im Theater del Cocomero aufgeführt. Außerdem gibt es mehrere Winkel- und Marionettentheater, und auf den Straßen treibt bei Tag und Nacht der höchſtergötzliche, witzige Pulcinello in einer ſchmalen wandernden Breterbude ſein luſtiges Weſen. Wir würden ſchon bei einer trocknen Herzählung des bloß Sehenswerthen die Grenzen dieſer Blätter bei weitem überſchreiten, und begnügen uns daher, auf die flüchtig hingeworfenen Maſſen unſeres Bildes noch einige Farbentöne zu bringen. Der unbeſchreibliche Zauber, den Florenz auf jeden unbefangenen u. empfänglichen Menſchen ausübt, iſt nicht nur in den Einflüſſen einer reichen und heitern Gegenwart, ſondern auch in den Erinne-

rungen an eine glorreiche Vorzeit, deren Denkmahle bei jedem Schritte aufſtoßen, zu ſuchen. Mehr als das Andenken an ſeine kriegeriſche Größe, an ſeine Helden und Feldherren im Mittelalter, beſchäftigt den Geiſt der Gedanke, daß Künſte und Wiſſenſchaften hier vor allen andern Orten geblüht, und die edelſten Früchte zur Erquickung und Wiedergeburt Europa's getragen haben. Die gefeiertesten Namen, welche die Geſchichte der italieniſchen Literatur und Kunſt mit goldner Schrift verzeichnet hat, ſind florentiniſchen Urſprungs. Bildung, Kunſtſinn u. Geſchmack, die früh geweckt und genährt, das Zeitalter Lorenzo's von Medici zu einem der glänzendſten in der Geſchichte machten, ſcheinen ſo tiefe Wurzeln im Leben des Volkes geſchlagen zu haben, daß ſie auch heute noch hervorſtechend ſind. Die Sprache, ſelbſt des gemeinen Mannes, iſt eben ſo rein und zierlich, als reich an feinen und witzigen Wendungen; überhaupt iſt das Volk heiter, gefällig, lebensluſtig, gottesfürchtig und ſchauſpielſüchtig wie alle Italiener, aber in Fleiß und Induſtrie die meiſten übertreffend. Florenz beſitzt Fabriken aller Art; ſeine Seidenmanufacturen und Färbereien ſind berühmt; Metallarbeiten, Kutſchen, Pianoforte, mathematiſche und phyſikaliſche Inſtrumente, Druckereien, kurz alle Gegenſtände, die dem Bedürfniſſe oder der Eleganz des Lebens zu ſtatten kommen, ſind ausgezeichnet gut; der Handel iſt beträchtlich. Der Reiz der Stadt wird durch die herrliche Umgebung erhöht. Das ganze Land gleicht einem blühenden Garten, und ſcheint, von einer Anhöhe betrachtet, mit Villen und Dörfern überſäet, die, wie Arioſt rühmt, ein zwiefaches Rom abgeben würden, wenn man ſie zuſammenrücken und mit einer Ringmauer umſchließen könnte! Ein prateráhnlicher Park mit einer Meierei dicht an der Stadt, die Caſcine genannt, wimmelt jeden Abend, beſonders an Feſttagen, von ſchöner Welt; auch die großherzoglichen Luſtſchlöſſer, Poggio imperiale, Carreggi, Pratolino, Poggio a Cajano, von der Natur und Kunſt reichlich geſchmückt, geben reizende Puncte zu den ſchönſten Ausflügen ab, und werden häufig beſucht. So führt Florenz den Beinamen la bella mit vollem Recht, und genießt, faſt mehr als Rom, die Huldigungen der entzückten Wanderer, welche den herrlichen Aufenthalt ſtets ungern verlaſſen. xx.

Florett, Florettſeide, Florettbänder u. ſ. w. Florett iſt das rauhe Geſpinnſt, womit die Seidenwürmer ihr Gehäuſe anfangen, ehe ſie ordentliche Fäden ziehen, und welches nicht mit abgehaspelt werden kann, ſondern geſponnen werden muß. Die aus dieſer Seide gewonnenen Bänder, Zeuge u. ſ. w. erhalten zugleich durch den Zuſatz Florett die Bezeichnung ihrer Art und Gattung.

Florian (Jean Pierre Claris de), ein durch zahlreiche Schriften voll Anmuth und Geiſt allgemein bekannter Schriftſteller und Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Er wurde den 6. März 1755 auf dem Schloſſe Florian, unweit Sauve in den Nieder-Sevennen, geboren, und dankte ſeiner Mutter Gilette de Salgue, einer gebornen Caſtilianerin, die lebhafte Neigung, die er ſtets für die ſpaniſche Literatur hegte. Dieſe Geiſtesrichtung und eine damit verbundene Hinneigung zur alten Chevalerie, die uns aus den romantiſchen Dichtungen der Spanier anſpricht, laſſen ſich deutlich in ſeinen Werken erkennen. Aber zu Ferney vornehmlich ſog er die Liebe zur Dichtkunſt und zu den Wiſſenſchaften ein, und bildete ſeine Anlagen aus. Ein Oheim Florians hatte eine Nichte Voltaire's geheirathet;

ſein Vater ward von dieſem berühmten Schriftſteller geliebt; er führte ihm ſeinen Sohn zu, und der Dichter der Henriade fand Vergnügen darin, die angebornen Talente des Jünglings zu entwickeln, der bald ſein Liebling wurde. Er verließ Ferney, um als Paae in die Dienſte des Herzogs von Penthièvre zu treten. Florian verlebte den größten Theil des Jahres mit dem Herzoge in Paris, wo d'Argental, ein Freund Voltaire's, der Gelehrte und Künſtler um ſich verſammelte, ein Privattheater hatte erbauen laſſen. Hier trat Florian zuerſt mit ſeinen theatraliſchen Arbeiten auf, in denen er die Rolle des Harlekin ſelbſt übernahm. Er fuhr zugleich in ſeinem ſchriftſtelleriſchen Beſchäftigungen fort, und die Anzahl ſeiner Werke, ſo wie bei der Akademie durch das Gedicht Voltaire et le serf du Mont Jura, ferner durch ſeine Ekloge Boas et Ruth, gewonnenen Preiſe hatten ſeinen Namen bekannt gemacht. Weniger Beifall erhielt ſeine Lobſchrift auf Ludwig XII. Im Jahr 1788 wurde er Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Beim Ausbruche der Revolution, und nach dem Tode des Herzogs von Penthièvre hatte er ſich aus dem Geräuſche der Welt zurückgezogen, und da er allen denen unbekannt geworden, die es mit den Wiſſenſchaften waren, durfte er hoffen, in ungeſtörtem Frieden das Glück einer freundlichen Ruhe zu genießen. Auf das Decret, das alle Adelige aus Paris verbannte, hatte er ſich nach Seaux begeben. Hier ward er, während er ſein Gedicht Ephraim zu vollenden beſchäftigt war, auf Befehl des Sicherheitsausſchuſſes arretirt und ſein Leben ſchwebte lange in Gefahr. Der Sturz Robespierre's aber rettete ihn vom Schaffot, und erlaubte einem ſeiner Freunde, für ſeine Befreiung zu arbeiten; leider war es aber ſchon zu ſpät; die erfahrenen Leiden und Kränkungen, vorzüglich aber die peinliche Ungewißheit, in der er lange das Schlimmſte fürchten müſſen, hatten ſeinen Geiſt niedergedrückt. Einige Tage nach ſeiner Befreiung aus dem Gefängniſſe ſtarb er am 13. September 1794 zu Seaux. Als Dichter hat er ſich in mehr als einer Gattung mit Glück verſucht. Im Allgemeinen ſind Leichtigkeit, Anmuth und Wortklang die hervorſtechenden Eigenſchaften aller ſeiner Werke; in den höheren Gattungen fehlt es ihm jedoch zuweilen an Lebendigkeit, Kraft und Colorit. Alle ſeine Dichtungen wurden mit Begierde geleſen, denn er mahlt, zwar mit Energie, aber mit treffender Wahrheit die Sitten und Charaktere. Vor allen gelangen ihm Gemählde aus der Schäferwelt, wie z. B. in ſeinem beliebten Schäferroman Eſtelle, in 6 Büchern, und Schilderungen der ſüßen Ruhe des Landlebens. Voltaire nannte ihn nur mit dem zärtlichen Namen Florianet, womit die Gattung, in welche Florian nach Geiſt und Charakter gehört, zugleich ſehr treffend bezeichnet wird. Seine Hauptwerke ſind: Estelle, Nouvelles, Numa Pompilius, les deux billets, Gonzalve de Cordoue, Fables, Don Quichotte, Galathée (beide freie Bearbeitungen von Cervantes), Contes en vers, u. v. a.

Florida, ein Land in Nordamerika, zwiſchen den vereinigten Staaten, dem atlantiſchen Meere, dem mexikaniſchen Meerbuſen u. Louiſiana, von 3100 Q. M. im getheilten Beſitz der Spanier u. Nordamerikaner. Der Apalachicola (Fluß) theilt das Land in Oſt- u. Weſtflorida; in jenem iſt die Hauptſtadt St. Auguſtin, in dieſem Penſacola. Andere Flüſſe von Bedeutung darin ſind: der Miſſiſippi, Alebama, St. John, St. Mary. Der See Mayaco, die Bay von Penſacola, Apalache, vom heil. Geiſt, die Carlos und Chatain-Bay, das Vorgebirge Sable verdienen erwähnt zu werden; auch im Innern gibt es

Berge, die mit der apalachiſchen Gebirgkette (im Freiſtaate) zuſammenhängen. Das Klima iſt gewöhnlich heiß, aber größtentheils geſund. Das Land iſt reich an Producten aller Art, vorzüglich aus dem Thier= und Pflanzenreiche. Die Einwohner, etwa 20.000 an der Zahl, theilen ſich in Eingeborne, die unter ihren eigenen Oberhäuptern ſtehen (Creeks = Indianer und Muscoculgen), und Europäer (Spanier, Franzoſen, Engländer und Griechen); dieſe letztern wurden durch die Britten, um den Seidenbau zu cultiviren, aus dem Archipelagus dorthin verſetzt. Im Frieden zu Fontainebleau (1762) trat Spanien Florida, das ihm nie ſehr einträglich geweſen war, bis an den Miſſiſippi, an England ab, für welches dieſe Beſitzung ſehr wichtig war, weil es dadurch aus der unmittelbaren Berührung mit gefährlichen Nachbarn kam. Doch ward es im Frieden zu Verſailles im Jahre 1783 genöthigt, ſie wieder an Spanien zurückzugeben, nachdem von demſelben ganz Weſtflorida ſchon zwei Jahre vorher, durch die Wegnahme der Hauptſtadt Penſacola (am 9. Mai 1782), erobert worden war. Seit 1814 entſtanden neue Streitigkeiten zwiſchen Spanien und den vereinigten Staaten, die endlich durch einen Vertrag geſchlichtet wurden, nach welchem Spanien beide Florida's an die ver. Staaten abtrat. Doch hatten die Cortes im Auguſt 1820 dieſen Vertrag noch nicht ratificirt. (S. verein. Staaten) 1.

Florida = Blanca (Graf von), ſpaniſcher Staatsminiſter unter Carl III., ein Mann von großen Talenten, der viel zum Beſten Spaniens unternahm, aber auch viel getadelt worden iſt, und einen großen Wechſel des Schickſals erfahren mußte. Sein eigentlicher Familienname war Monnino. Er wurde 1730 zu Murcia geboren, wo ſein Vater Notarius war. Der junge Monnino zeigte frühzeitig viel Talente, die er auf der Univerſität zu Salamanca ausbildete, und machte ſich bald ſo bemerkbar, daß ihm der wichtige Poſten eines ſpaniſchen Geſandten zu Rom unter Clemens XIV. anvertraut wurde, wo er ſich großes Anſehn erwarb, in verſchiedenen bedenklichen Fällen große Geſchicklichkeit zeigte, beſonders durch Bewirkung der Aufhebung des Jeſuitenordens ſeinem Könige einen ſehr angenehmen Dienſt zu leiſten Gelegenheit hatte, und zur Wahl Papſt Pius VI. viel beitrug. Als König Carl III. ſich genöthigt ſah, ſeinen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Grimaldi, zu entlaſſen, und von ihm die Wahl eines Nachfolgers verlangte, ſchlug dieſer den Monnino dazu vor. Monnino wurde hierauf zum Grafen von Florida = Blanca ernannt, und erhielt zu ſeiner Miniſterſtelle noch das Departement der Gnaden= und Juſtizſachen und die Oberaufſicht über die Poſten, Heerſtraßen und öffentlichen Magazine in Spanien. Er hatte einen vielumfaſſenden Geſchäftskreis, und ſein Anſehn war faſt uneingeſchränkt. Er legte Diligencen und fahrbare Poſtſtraßen an, richtete auf die wichtigſten andern Zweige der allgemeinen Polizei ſeine Sorgfalt, beſonders in der Hauptſtadt, verſchönerte dieſe, und zeigte ſich allenthalben als einen thätigen Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften. Das gute Vernehmen zwiſchen dem ſpaniſchen und portugieſiſchen Hofe ſuchte er (1785) durch eine Doppelheirath zu befeſtigen, doch wurde ſeine Abſicht, einem ſpaniſchen Prinzen die Thronfolge in Portugal zu verſchaffen, nicht erreicht. Die kriegeriſchen Unternehmungen, zu welchen er ſeinen Monarchen bewog, der Angriff gegen Algier (1777) und die Belagerung von Gibraltar (1782), hatten aber einen nachtheiligen Ausgang. Kurz vor dem Tode Königs

Carl III. im October 1788 verlangte er ſeine Entlaſſung, und legte dem König eine Apologie ſeines geführten Miniſteriums vor. Der König billigte dieſelbe, ertheilte jedoch die erbetene Entlaſſung nicht. Aber unter Carl IV. gelang es ſeinen Feinden, unter denen auch der Friedensfürſt war, ihn im Jahr 1792 zu ſtürzen. Er wurde in die Citadelle zu Pampluna gebracht, nach einiger Zeit aber wieder freigelaſſen, und auf ſeine Güter verwieſen. Im Jahre 1808 erſchien er noch einmal auf dem Schauplatz bei der Verſammlung der Cortes, ſtarb aber noch im nämlichen Jahre, am 20. Nov. faſt 80 Jahre alt.

Floris (Franz), ein berühmter niederländiſcher Mahler, deſſen Familienname de Vriendt war, geboren zu Antwerpen 1520, von ſeinen Zeitgenoſſen der niederländiſche Raphael genannt. Er ſtudirte die Mahlerei zu Lüttich bei Lombard. Der Schüler übertraf bald ſeinen Meiſter. Floris ging nach Antwerpen zurück und errichtete da eine Schule, hierauf nach Italien, wo er in Rom die Antike ſtudirte. Die Meiſterwerke Michel Angelo's trugen viel bei, ſeinen Geſchmack, beſonders in der Zeichnung, zu bilden; doch erreichte er in der Anmuth und Reinheit der Formen die Meiſten der florentiniſchen und römiſchen Schule nicht, ob er gleich ſich ihnen näherte. Seine Manier war groß, aber an ſeinem Colorit und den Umriſſen ſeiner Figuren wird verſchiedenes getadelt. Da er in Italien ſeinen Geiſt ſehr ausgebildet hatte, wurde er nach der Rückkehr ins Vaterland von den angeſehenſten Perſonen geſucht. Er erwarb ſich bald Reichthümer, verſchwendete ſie aber wieder durch Unmäßigkeit. Er rühmte ſich, der ſtärkſte Trinker ſeiner Zeit zu ſein, und machte, um dieſen Ruhm zu behaupten, die unſinnigſten Wetten. Er mahlte mit außerordentlicher Leichtigkeit, und, vom Weine befeuert, war er in der Ausführung bisweilen ſo kühn, daß er ſelbſt darüber erſtaunte, wenn er ſeine Arbeit nachher mit nüchternem Auge betrachtete. Aber dieſe Unmäßigkeit ſtürzte ihn auch früh ins Grab. Die meiſten ſeiner Werke, namentlich ſeine Triumphbogen und die zwölf Arbeiten des Hercules, ſind von geſchickten Künſtlern geſtochen worden. Seine Gemählde finden ſich in Flandern, Holland, Spanien und zu Paris. Er ſtarb im J. 1570. Wenig Künſtler haben ſo viel Schüler gehabt; er hatte deren 120. Unter ihnen waren ſeine beiden Söhne, von denen Franz Floris auch als Mahler berühmt geworden iſt.

Florus (Lucius Annäus), ein römiſcher Geſchichtſchreiber, wahrſcheinlich aus Spanien gebürtig. Er lebte im zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. und ſchrieb eine kurze Überſicht (epitome) der römiſchen Geſchichte in vier Büchern, von Erbauung der Stadt bis zur erſten Schließung des Janustempels unter Auguſtus. Sein Stil iſt blühend, aber nicht einfach genug. In der Erzählung weicht er oft von Livius ab, und iſt mit dieſem zu vergleichen, da er aus verſchiedenen ältern Schriftſtellern ſchöpfte. Die beſte Ausgabe iſt von Daker, Leyden, 1744.

Flöße, ſ. Holzflöße.

Flöte (Flauto), ein Blasinſtrument von Holz, Horn, oder Elfenbein; im J. 1806 verfertigte ein franzöſiſcher Künſtler Lauriſton auch eine Flöte von Criſtall. Es gibt deren verſchiedene Arten: 1. Flûte à bec, (Flûte douce, Ploch-, Pflockflöte) iſt veraltet; war mit einem Kern verſehen, hatte ſieben Tonlöcher für die Finger, ein Tonloch für den Daumen, und wurde wie die Hoboe gehalten. Der Tonumfang erſtreckte ſich von dem eingeſtrichenen f bis zum dreigeſtrichenen g. 2. Die jetz: gewöhnlichen und ſeit Friedrich dem Großen,

deſſen Lieblingsinſtrument ſie war, ſehr beliebte Querflöte, Flanto traverso, aus dem Kopfſtück, zwei Mittelſtücken und dem Fuße beſtehend. Das Kopfſtück enthält Mundloch und Pfropfſchraube, mittelſt deren ein in der Höhlung des Inſtruments über dem Mundloch befindlicher Pfropf von Kork höher oder tiefer geſchraubt werden kann, um bei dem Gebrauche verſchiedener Mittelſtücke die reine Stimmung der Octaven zu erhalten. Das obere Mittelſtück hat drei Tonlöcher für die Finger der linken, das untere drei für die Finger der rechten Hand, und an dem Fuße befinden ſich zwei Klappen für die Töne es und dis. Man hat außerdem noch verſchiedene Klappen angebracht, um einzelnen Tönen mehr Reinheit zu geben; indeß gewinnt das Inſtrument im Ganzen dadurch nichts. Der Umfang der Flöte erſtreckt ſich von dem eingeſtrichenen d bis zum dreigeſtrichenen b. Im Solo thut ſie treffliche Wirkung; ganze Concerte aber ſollte man nicht für ſie ſchreiben und auf ihr ſpielen, da ihr Spiel auf die Länge ermüdet und nicht genug Mannichfaltigkeit hat. Außerdem hat man eine Flûte d'Amour, eine kleine Terz tiefer, eine Terzflöte, eine kleine Terz höher, eine Quartflöte, eine Quart höher, Octavflöte oder Flauto piccolo, eine ganze Octave höher als die gewöhnliche Flöte. Das beſte Werk über Flötenſpiel iſt: Tromlitz ausführlicher und gründlicher Unterricht die Flöte zu ſpielen.

Flott, in der Schifferſprache, auf dem Waſſer ſchwimmend. Ein Schiff flott machen, heißt: ein feſtſtehendes Schiff, das z. B. auf eine Sandbank gefahren iſt, wieder ſchwimmend machen, oder in Gang bringen. Ein Schiff wird flott, wenn die Ebbe vorbei iſt und die herbeikommende Fluth das Schiff wieder hebt. Flotte, eine Anzahl Schiffe, die zugleich ausgerüſtet werden und einen gemeinſchaftlichen Anführer haben. Es gibt Kriegs- und Handels- oder Kauffahrteiflotten. — Flottille, eine kleine Flotte.

Flötz iſt im Bergbau jede horizontale (waſſer- oder wagerechte) oder doch ſehr flache Lage der Erd- und Steinmaſſen von beträchtlicher Breite, zum Unterſchiede von den gangartigen Erd- und Steinlagen, welche Schichten genannt werden. Flötzgebirge, ein ſolches Gebirge, welches aus jenen horizontalen Erd- und Steinlagern beſteht.

Flüchtigkeit wird in der Chemie die Eigenſchaft eines Körpers, nach welcher er ſich bei einem gewiſſen Grade der Hitze in Dämpfe auflöſt und verflüchtigt, genannt: ſie ſteht der Feuerbeſtändigkeit entgegen, wobei jedoch anzumerken iſt, daß wahrſcheinlich alle Körper in der Natur die Eigenſchaft der Flüchtigkeit haben, und daß wir nur darum einige nicht zu verflüchtigen vermögen, weil uns die erforderlichen Grade der Hitze fehlen; eine abſolute Feuerbeſtändigkeit findet mithin wahrſcheinlich gar nicht Statt.

Flüe (Nicolaus von der), auch Bruder Claus genannt, ein merkwürdiger Schweizer des 15ten Jahrhunderts, geboren 1417 im Dorfe Saxeln, Cantons Unterwalden ob dem Walde. Er bewirthſchaftete, nach der Landesſitte, mit ſeinen Eltern und Kindern das väterliche Gut, und führte ein durchaus unbeſcholtenes Leben. Er machte verſchiedene Kriegszüge mit, auf denen er ſich eben ſo menſchlich als tapfer zeigte. Als Landrath des Cantons bewies er eine eigne Geſchicklichkeit, die vorkommenden Angelegenheiten zu einem guten Ende zu bringen. Die Würde eines Landammans, die ihm ſeine Mitbürger antrugen, ſchlug er aus. Von Jugend auf beherrſchte

ihn ein entſchiedener Hang zum contemplativen Leben; er war enthaltſam u. ſtreng gegen ſich ſelbſt. Nachdem er funfzig Jahre hindurch alle Pflichten als Staatsbürger treu erfüllt hatte, u. Vater von zehn lebenden Kindern geworden war, faßte er, mit Zuſtimmung ſeines Weibes, den Entſchluß, ein Einſiedler zu werden, und wählte zu ſeinem Aufenthalt eine bloß durch einen Waſſerfall des Milchfluſſes belebte Wildniß ohnweit Saxeln. Hier brachte er ſeine Zeit in Gebet und frommen Betrachtungen zu. Seinen Ruf vermehrte die Sage, daß er ohne alle Nahrung lebe, und ſich bloß durch das Abendmahl ſtärke, welches er alle Monat genoß. Zu ihm, dem erfahrnen, hellſehenden Mann, wallfahrtete von nahen und fernen Orten, wer Rath und Troſt bedurfte, und fand bei ihm Befriedigung. Bald wurde er ſelbſt der Retter des ganzen Vaterlandes. Unter den acht Cantons, welche damals noch die Eidgenoſſenſchaft ausmachten, war Eiferſucht und Mißtrauen entſtanden. Man argwohnte, daß die Beute der vor kurzem bei Nancy erſchlagenen Burgunder nicht gleich getheilt worden; die größern ariſtokratiſchen Städte hielten zuſammen, und wollten Freiburg und Solothurn in ihren Bund aufnehmen, welchem Vorſchlag die kleinern demokratiſchen Cantons ſich widerſetzten. Auf einer (1481) zu Stanz (dem Hauptorte des Cantons Unterwalden) zur Berathung über dieſe Angelegenheiten gehaltenen Tagſatzung erhitzte ſich der Parteigeiſt in ſo hohem Grade, daß eine Trennung des Bundes und mit ihr der baldige Verluſt der Freiheit der Schweizer für unvermeidlich gehalten wurde. Da erſchien plötzlich, durch einen Freund dazu aufgefordert, Bruder Claus in der Verſammlung der Abgeordneten. Das große Anſehn des Mannes, ſeine imponirende Geſtalt, in der man einen Boten des Himmels zu erblicken glaubte, ſeine herzliche aber kräftige Rede, in welcher er die Gefahren der bevorſtehenden Trennung ſchilderte, und zur Einigkeit ermahnte, ergriff die Verſammlung ſo ſehr, daß augenblicklich ein in der Schweizer-Geſchichte berühmtes Grundgeſetz — das Verkommniß von Stanz — (d. 22. Decemb. 1481) beſchloſſen und abgefaßt wurde; alle bisherigen Streitigkeiten wurden beigelegt, Freiburg und Solothurn in den Bund aufgenommen, und die Freiheit der Schweizer war gerettet. Unter den Segnungen ſeiner Mitbürger kehrte Bruder Claus, nach vollbrachtem Werk, in ſeine Einſamkeit zurück, wo er fortfuhr, Tugend und Weisheit zu lehren, bis er den 22. Mai 1487, ſiebzig Jahre alt, ſtarb. Ganz Unterwalden begleitete ſeine Leiche zur Grabſtätte, alle Eidgenoſſen betrauerten ihn; fremde Fürſten ehrten noch nach dem Tode ſein Andenken; Papſt Clemens X. verſetzte ihn 1671 unter die Zahl der Heiligen.

Flügel 1. in der Baukunſt: a) die an den beiden Enden des Hauptgebäudes angebauten Nebengebäude, auch wohl, wenn das Gebäude ſelbſt lang iſt und nur eine Hauptmaſſe bildet, die beiden Seiten deſſelben, die rechts und links von ſeiner Mitte abſtehen; im Feſtungsbau die langen Seiten eines Horn- und Kronenwerks, welche von dem Haupt- oder Außenwerke beſtrichen werden. b) Die beweglichen Theile einer Thüre oder eines Fenſters, womit dieſe Öffnungen geſchloſſen werden. 2. In der Muſik, ein Taſtinſtrument in Geſtalt des Flügels eines Vogels, deſſen metallene Saiten von Federkielen, welche an den Tangenten befindlich ſind, geriſſen werden. Ehedem war das Clavecin das einzige Clavierinſtrument in dieſer Form, und wurde deshalb gemeiniglich Flügel genannt; ſeit Erfindung des Pianoforte verſteht man gewöhnlich ein Pianoforte in Flügel-

form darunter, und jenes iſt wenig mehr gebraucht. 3. In der Kriegskunſt, ſind Flügel die beiden äußerſten Enden oder Seiten eines Bataillons, Regiments oder auch ganzen Heeres. Die Beſtimmungen rechts oder links ſind von dem Geſichtspuncte der aufgeſtellten Maſſe aus zu verſtehen.

Flugmaſchine, eine von dem Uhrmacher Jacob Degen in Wien (geb. 1756) erfundene Maſchine, welche aus einem Luftballon, zwei großen Flügeln, einem Fußgeſtelle, worauf der Fliegende ſteht, und zwei Flügelhebern, wodurch die Bewegung der Flügel bewirkt wird, beſteht, und den Vortheil gewähren ſollte, den Ballon, der nicht groß genug iſt, um die Laſt des Körpers allein zu heben, wo nicht zu lenken, doch nach Gefallen ſteigen und ſinken zu laſſen. Allein die Verſuche, welche er damit 1813 zu Paris machte, entſprachen den Erwartungen nicht, und neuerdings ſcheint der Erfinder ſeinen Plan aufgegeben zu haben. Schon früher hatte Degen gewagt, ſich ohne Ballon mittelſt ſeiner Flügel vom Stephansthurm in Wien herabzulaſſen, war aber dabei in die größte Gefahr gerathen und ſchwer verwundet worden. Dagegen waren einige Verſuche, mit den Flügeln und einem verhältnißmäßigen Gegengewicht in der Reitbahn ſich emporzuheben, beſſer gelungen.

Flurbuch, eine unter obrigkeitlicher Aufſicht verfaßte Beſchreibung aller in einer Flur gelegenen Äcker, Wieſen, Holzungen u. ſ. w. nach ihren genau beſtimmten Grenzen.

Fluß oder Strom. Der Sprachgebrauch macht eigentlich keinen Unterſchied zwiſchen beiden Benennungen; doch ſcheint es, daß man diejenigen Flüſſe vorzugsweiſe Ströme nennt, welche ſich bei anſehnlicher Größe unmittelbar ins Meer ergießen. Faſt alle Flüſſe entſpringen auf Gebirgen aus Quellen, einige wenige, wie der Miſſiſſippi, der Don u. a., entſtehen aus Seen. Die Natur des Waſſers bringt es mit ſich, daß die Flüſſe in ihrem Laufe dem Abhange der Erdoberfläche folgen. Die meiſten laufen nach Oſten und Weſten, nur wenige nach Norden und Süden.. Merkwürdig iſt es, daß ſich die Geſchwindigkeit der Flüſſe nicht nach dem ſtärkern Abhange der Fläche richtet. So fließt die Donau viel ſchneller als der Rhein, obgleich das Bette des letztern bei weitem abhängiger iſt. Die Donau, der Tiger und der Indus ſind unter den bekannten die ſchnellſten Flüſſe. Da in der Regel die Strömung eines Fluſſes in der Mitte am ſtärkſten iſt, ſo ſteht auch hier ſein Waſſer beträchtlich höher, als nach den Ufern zu; an der Mündung hingegen iſt der Fluß in der Mitte niedriger oder hohl, weil das Meerwaſſer, mit dem er ſich hier vermiſcht, an beiden Seiten am ſtärkſten aufſteigt. Die Menge des Waſſers, welches die Flüſſe dem Meere zuführen, iſt ungeheuer. Man hat z. B. berechnet, daß die Wolga in einer Stunde über 1000 Mill. Cubikfuß Waſſer ins caspiſche Meer ergießt. — Flußgötter, bei den Alten, die Schutzgötter der Flüſſe oder die perſonificirten Flüſſe ſelbſt. Sie werden als Söhne des Oceanus, ein Ruder oder Füllhorn in der Hand, mit Schilf gekrönt und neben einer Urne, aus welcher der Strom fließt, liegend abgebildet.

Fluß, in der Mineralogie eine ſalzige Beimiſchung, durch welche die Schmelzung der Erze befördert wird (Salpeter, Borax, Weinſtein, Laugenſalz u. ſ. w.), auch Zuſchlag genannt, dann auch die Schmelzung ſelbſt. Glasfluß iſt eine ſehr harte Glasmaſſe, die zur Nachahmung der Edelſteine auf mancherlei Weiſe gefärbt und geſchlif-

ſen wird. Es werden die unechten oder böhmiſchen Steine daraus gemacht.

Flußgalle, eine wäſſerige Geſchwulſt über dem Knie der Hinterfüße der Pferde.

Flußſpath, ein undurchſichtiger, weicher blättriger Spath, welcher im Feuer nicht allein fließt, dagegen aber mit ſtrengflüſſigen Metallen, und daher zum Schmelzen der Metalle gebraucht wird.

Flußgebiet nennt man den Inbegriff aller Quellen, Bäche, Flüſſe, die ihre Gewäſſer durch Eine Mündung ins Meer ausſtrömen, welche bei großen Hauptflüſſen oft mehrere tauſend Quadratmeilen beträgt. Zuweilen liegen die Quellen verſchiedener Flußgebiete nahe bei einander, wie auf dem Fichtelberge die Quellen des Mains, der Nabe und der Saale, wovon die erſte zum Rheingebiete, die zweite zum Donaugebiete, die letzte zum Elbgebiete gehören.

Flüſſigkeit, Fluidität, beſſer Tropfbarkeit, iſt der zwiſchen dem Zuſtande der Feſtigkeit u. Luftförmigkeit in der Mitte liegende Aggregatzuſtand eines Körpers, worin ſeine Theile zwar noch als ein einziger, ununterbrochen zuſammenhängender Körper erſcheinen, ſich aber leicht trennen und wieder vereinigen laſſen. An allen flüſſigen Körpern bemerken wir, daß ſich ihre Theile faſt ohne merklichen Widerſtand trennen laſſen, daß ſie die Geſtalt des Gefäßes annehmen, worin ſie ſich befinden, daß die Structur ihrer Theile nicht durch die Sinne wahrzunehmen iſt, daß ſie ſich in Tropfen an einander hängen, und daß ſie im Stande der völligen Ruhe eine ebne und wagrechte Oberfläche annehmen. Auch den Körper ſelbſt, der unter dieſer Form erſcheint, nennt man Flüſſigkeit, oder richtiger Fluidum.

Flüte, Flütſchiff, ein großes und breites Laſtſchiff, welches im Verhältniß zu ſeiner Größe ſehr kurze Maſten führt und nur langſam ſegeln kann. Sie tragen bis zu 900 Laſten, und man bedient ſich ihrer meiſt zum Wallfiſchfange.

Fluth ſ. Ebbe.

Fluthen, Noahiſche Fluth, ſ. Noah und Sündfluth.

Flynz, Flinz, ein Götze der alten Deutſchen, welcher nach Einigen den Tod, nach Andern die Zeit vorſtellte, und bald als ein Greis, der in der rechten Hand eine Fackel oder einen brennenden Stab hält, und auf der Schulter einen ſtehenden Löwen trägt, bald als ein menſchliches Gerippe in ein leichtes Gewand gehüllt, mit den nämlichen Attributen, bald als ein gekrönter, kurzer, dicker Mann, der auf einem Throne ſitzt und eine Fackel hält, auch mit kurzen Füßen, welche unförmliche Klauen haben, abgebildet wird.

Fo, Foé, Fohi, iſt der Name des in China göttlich verehrten Stifters und Urhebers einer fremden Religion, welche im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung daſelbſt eingeführt wurde, u. ſchnell ſich verbreitete. Die Veranlaſſung zur Einführung dieſer Religion wird auf folgende Weiſe erzählt. Der Kaiſer Ming-ti der Funfzehnte, aus der Dynaſtie Han, erinnerte ſich, durch einen Traum dazu veranlaßt, des Ausſpruchs des Confucius: Im Abend findet man den wahren Heiligen; und ſandte daher zwei Große des Reichs, den Tſay u. Tſin-king nach jenen Gegenden, mit dem Befehle, nicht eher zurückzukehren, als bis ſie den Heiligen gefunden und ſein Geſetz gelernt hätten. Sie brachten aus Indien die Lehre des Fo mit. Die Bekenner dieſer Religion geben von ihrem Stifter folgende Umſtände an. Fo war um das Jahr 1027 vor der chriſtlichen

Zeitrechnung in Kaſchmir geboren worden. Sein Vater, mit Namen In fan-wang, war König dieſes Landes, ſeine Mutter hieß Moye. Sie gebar ihn durch die rechte Seite des Leibes und ſtarb bald nach der Geburt. Bei derſelben ſollen die Sterne verfinſtert und neun Drachen vom Himmel geſtiegen ſein. Beim Anfange der Schwangerſchaft träumte ſeiner Mutter, ſie habe einen weißen Elephanten verſchluckt, woher ſich die große Verehrung dieſer Thiere in Indien ſchreiben ſoll. Nach andern Berichten ſoll die Mutter des Fo von der Erſcheinung eines Lichtes empfangen haben. Im Augenblick, als er auf die Welt gekommen war, ſtand er ſogleich aufrecht auf den Füßen, dann that er ſieben Schritte vorwärts, zeigte mit der einen Hand gen Himmel und mit der andern auf die Erde, und ſprach mit deutlichen Worten alſo: „Es iſt niemand außer mir, weder im Himmel noch auf Erden, der Anbetung würdig." Damals hieß er Sche-kia oder Schaka. Als er ſiebzehn Jahre alt war, heirathete er drei Weiber und zeugte einen Sohn; aber in ſeinem neunzehnten Jahre verließ er die Seinigen, und zog mit vier Weiſen in die Wüſte. In ſeinem dreißigſten Jahre wurde er plötzlich von der Gottheit erfüllt, und zu einem Fo oder göttlichen Weſen gemacht. Durch große und außerordentliche Wunder beſtätigte er ſeine Lehre; eine unglaubliche Anzahl von Schülern verſammelte ſich um ihn und verbreitete ſein Geſetz durch den Orient. Sie und die Prieſter dieſer Religion heißen in China Seng, in der Tartarei Lama's, in Siam Talapoinen und bei den Europäern Bonzen. Als der große Fo im neunundſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens ſein Ende nahe fühlte, erklärte er ſeinen Schülern, „daß er bisher nur in räthſelhaften und bildlichen Redensarten zu ihnen geſprochen habe, daß er ihnen aber jetzt, da er von ihnen ſcheide, das Geheimniß ſeiner Lehre offenbaren wolle." „Wiſſet," fuhr er fort, „daß kein anderes Grundweſen aller Dinge iſt, als das Leere und das Nichts, daß daraus alle Dinge hervorgebracht werden, dahin wieder zurückkehren und darin alle unſre Hoffnungen ſich endigen." Dieſer letzte Ausſpruch des Fo theilte ſeine Schüler in drei Secten. Einige ſtifteten demſelben gemäß eine eigne atheiſtiſche Secte, die meiſten blieben den frühern Lehren treu; noch andere endlich unterſchieden eine öffentliche und geheime Lehre und bemühten ſich, beide in Harmonie zu bringen. Dieſe öffentliche Lehre des Fo enthält die Moral. Sie unterſcheidet das Gute und Böſe; wer Gutes im Leben gethan hat, wird nach dem Tode belohnt, wer aber Böſes gethan hat, wird beſtraft; für beiderlei Seelen, heißt es, wären gewiſſe Plätze und darin jeder nach ihren Verdienſten eine Stelle beſtimmt; der Gott Fo ſei geboren die Menſchen zu retten, und die vom Wege der Seligkeit Verirrten dahin zurückzuführen; er habe ihre Sünden abgebüßt und ihnen eine ſelige Wiedergeburt in der andern Welt erworben. Nur dieſe fünf Gebote habe er ihnen gegeben: kein lebendiges Geſchöpf zu tödten; kein fremdes Gut an ſich zu bringen; Unreinigkeit und Unkeuſchheit zu vermeiden; nicht zu lügen, und keinen Wein zu trinken. Insbeſondere dringen ſie auf die Ausübung gewiſſer Werke der Barmherzigkeit; empfehlen die Freigebigkeit gegen ſie, die Prieſter. Man ſoll ihnen Klöſter und Tempel bauen, damit ſie durch ihre Gebete und Bußübungen Andere von der Strafe der Sünde befreien, der ſie außerdem unterworfen ſind. Sie erklären, daß, wer ihre Gebote verſäume, nach dem Tode die grauſamſten Martern zu erwarten habe, und daß ſeine Seele in einer langen Wanderſchaft ſelbſt in die Kör-

per der geringſten und unreinſten Thiere fahren werde. Die Hauptgrundſätze der geheimen Lehre, in welche nur wenige eingeweiht ſind, beſtehen in folgenden. Der Grund und Zweck aller Dinge iſt der leere Raum und das Nichts. Aus nichts entſtanden die Stammältern des Menſchengeſchlechts, und in dieſes Nichts ſind ſie zurückgekehrt. Der leere Raum iſt dasjenige, was unſer Weſen und Subſtanz ausmacht. Aus dem Nichts und aus der Vermiſchung der Elemente iſt alles Vorhandene entſtanden, und alles muß dahin zurückkehren. Alle Weſen, belebte und unbelebte, ſind nur in Geſtalt und Eigenſchaften verſchieden; ſie machen ſämmtlich nur ein Ganzes aus, und ſind von ihrem Grundweſen nicht unterſchieden. Dieſes Grundweſen iſt von wunderbarer Natur. Es iſt eine reine, von aller Veränderung freie Subſtanz, höchſt zart und einfach, und um ſeiner Einfachheit willen die Vollkommenheit aller andern Weſen. Es iſt höchſt vollkommen und dabei in einer beſtändigen Ruhe, ohne Tugend, Macht, noch Verſtand zu haben; ja was noch mehr iſt, ſein Weſen beſteht eben darin, daß es ohne Verſtand, ohne Wirkſamkeit und ohne Verlangen oder Begierde iſt. Wer glücklich leben will, muß unaufhörlich ſeine Gedanken und Überlegung anſtrengen, ſich ſelbſt beſiegen und jenem Grundweſen gleich werden. Zu dem Ende muß man ſich gewöhnen nichts zu thun, nichts zu wünſchen, nichts zu empfinden und nichts zu denken. Weder um Tugend noch um Laſter, weder um Belohnung noch um Strafe, weder um eine Vorſehung noch um eine Unſterblichkeit der Seele hat man ſich zu kümmern. Heilig iſt derjenige, der aufhört zu ſein, um ſich mit dem Nichts zu vermiſchen. Je ähnlicher einem Stein, deſto vollkommner iſt man. Die Tugend und Glückſeligkeit beſteht in einer gänzlichen Unempfindlichkeit und Unthätigkeit, in der Ausrottung aller Begierden, in der Aufhebung der Bewegung des Leibes, in der Vernichtung aller Kräfte der Seele, und in einer gänzlichen Ruhe der Gedanken. Wer dieſen glücklichen Zuſtand erreicht hat, darf keinen Wechſel, keine Wanderung und überhaupt nichts mehr fürchten; er iſt eigentlich ſelbſt nichts, oder wenn er etwas iſt, ſo iſt er glücklich, ſo iſt er dem Gotte Fo vollkommen gleich. Die öffentliche Lehre des Fo, welche Volksreligion wurde, heißt in Indien die **brahmaniſche**. Sie iſt durch Hindoſtan, Tibet und die Tartarei verbreitet, jedoch mit manchen Modificationen. Die übrigen Anhänger des Fo folgten der Lehre vom Nichts und dem Leeren. Doch vereinigten ſich alle in den Lehren von der Seelenwanderung. Wenn, nach denſelben, eine Seele zum erſten Mal auf Erden erſcheint und den Körper eines Menſchen belebt, ſo bewohnt ſie den Körper eines Brahmanen. Nach ſeinem Tode wandert ſie, nach Maßgabe ſeiner guten oder böſen Handlungen, in Menſchen oder Thiere, bis ſie in die Claſſe der Samanäer tritt, und zuletzt in dem Leibe eines vollkommenen Samanäers erſcheint. Ein ſolcher hat nicht mehr Fehler auszuſöhnen; ſie ſind in den vorherigen Wanderungen ſchon abgewaſchen; er braucht nicht mehr die Götter zu verehren, die nur Diener des höchſten Gottes der Welt ſind. Frei von Leidenſchaften und keiner Unreinigkeit mehr fähig, ſtirbt er nur, um wieder in die einige Gottheit zurückzukehren, von der ſeine Seele ein Ausfluß iſt. Dieſes höchſte Weſen, der Urſtoff aller Dinge, iſt von Ewigkeit her, unſichtbar, unbegreiflich, allmächtig, gütig, gerecht, barmherzig und hat ſeinen Urſprung von ſich ſelbſt. Es kann durch keine Abbildung dargeſtellt werden; man kann es nicht anbeten, weil es über alle Anbetung erhaben iſt; aber ſeine

Eigenſchaften kann man abbilden, und dieſe verehren und anbeten. Hier fängt der Bilderdienſt der indiſchen Völker an. Der Samanäer aber, in beſtändiger Betrachtung und Nachdenken über dieſen großen Gott verloren, ſucht nur ſich ſelbſt zu vernichten, um wieder in den Schooß der Gottheit zurückzukehren und ſich in ihr zu verlieren, die alle Dinge aus dem Nichts gezogen hat, und ſelbſt nichts Materielles iſt. Als dieſer reine Geiſt die Materie erſchaffen wollte, nahm er ſelbſt eine materielle Form an und ſonderte die in ihm vereinigten männlichen und weiblichen Kräfte. Durch die Wiedervereinigung derſelben wurde die Schöpfung des Weltalls möglich. Der Lingam iſt das Symbol dieſer erſten Handlung der Gottheit. Durch ſie wurden Brama, Wiſchnu und Iswara hervorgebracht, welche nicht ſowohl Götter, als Eigenſchaften oder Attribute der Gottheit ſind.

Focus, ſ. Brennpunct.

Föderativſyſtem, Staatenbund, und Föderativſtaat, Bundesſtaat, ſind verſchiedene, bisher nicht ſcharf genug beſtimmte Begriffe. Bei jenem iſt der Bund das Mittel, durch welches ſich mehrere Staaten frei und auf immer rechtlich vereinigen, ſo daß ſie in Anſehung des Bundeszwecks, einzeln genommen, aufhören, unabhängig zu ſein. Bei dieſem iſt der Staat, d. i. die Sicherheit aller Glieder des Vereins unter einer höchſten Gewalt, der Zweck, für welchen der Staatsverein errichtet iſt. Hierin liegt es, warum jenes Syſtem ſeiner Natur nach die Freiheit oft unterdrücken muß, indem, was an ſich Mittel für Alle ſein ſoll, von Einigen bloß als Mittel für ſich berechnet wird; dieſe Staatsform dahingegen die Freiheit Aller im Ganzen ſichert. In dem Föderativſyſtem nämlich iſt es dem mächtigern Mitgliede, darum, weil es ſchon vor Errichtung des Bundes volle Selbſtſtändigkeit beſaß, unangenehm, in die Kategorie eines Mittels für Andre zu treten. Es wird daher ſeine unabhängige Stellung behaupten, und die ſchwächern Mitglieder des Bundes, ja den Bund ſelbſt, als Mittel für ſeine Zwecke in die politiſchen Berechnungen ſeiner Verhältniſſe hineinziehen. Hieraus entſteht nothwendig eine Ungleichheit, jede Ungleichheit aber iſt der politiſchen Freiheit nachtheilig. Indeß ſträuben ſich auch die ſchwächern Mitglieder, ihr beſonderes Intereſſe dem allgemeinen nachzuſetzen. Als Staaten für ſich wollen ſie unabhängige moraliſche Perſonen vorſtellen, und vergeſſen, daß ſie, indem ſie ſich einem politiſchen Bunde für immer anſchloſſen, in Anſehung mehrerer Rechte, die mit ihrer Selbſtſtändigkeit weſentlich zuſammenhängen, einen höheren Willen über ſich geſetzt haben, entweder den der Geſammtheit, oder den der Mehrheit. Dieſe im Begriffe des Föderativſyſtems liegende politiſche Beſchränkung der jedem einzelnen Staate zukommenden vollen Unabhängigkeit iſt der Souveränetät allemal läſtig, daher erfährt der Bundeswille oft von Seiten der unbedeutenden Bundesglieder Hemmungen von mancherlei Art. Doch gibt es auch Föderativſyſteme, in welchen alle Staaten, einer mehr, der andre weniger, Einem aus ihrer Mitte — entweder ausdrücklich, oder ſtillſchweigend — ſich unterworfen haben; in dem Föderativſtaate hingegen gehorcht jeder Theil, Einer wie der Andre, Allen als Einheit gedacht. Hier alſo gehorcht jeder ſich ſelbſt; dort folgt der Schwächere dem Zuge nach dem Mittelpuncte der Macht; hier beſitzt die Geſammtheit, dort erlangt gewöhnlich der Mächtigſte die höchſte Bundesgewalt; zwar der Form nach, unter einſchränkenden Bedingungen, die aber zu wenig

Feſtigkeit haben, als daß ſie dem Einfluſſe der Machtüberlegenheit ſteuern könnten. — Eine ſolche föderative Beſchränkung kann einem Staate nur dann nothwendig und nützlich ſein, wenn er ſeine innere Unabhängigkeit, d. h. die Selbſtſtändigkeit in der Landespolizei, Geſetz- und Finanzverwaltung, nicht anders zu ſichern weiß, als durch freiwillige Aufopferung ſeiner äußern, d. h. des ſelbſtſtändigen Rechts, über ſeine politiſchen Verhältniſſe zu andern Staaten aus eigner Machtvollkommenheit zu verfügen. Gewöhnlich treten mehrere Staaten in einen Bund zuſammen, wenn das gegenſeitige Bedürfniß, Schwäche und die gefahrvolle Lage der Einzelnen, die drohende Nachbarſchaft eines Mächtigen u. ſ. w. ſie dazu nöthigt. Sind ſie als einzelne Volksſtämme in Urſprung, Sprache und Sitten einander ähnlich, ſo haben Alle ein gleiches fortdauerndes Bedürfniß, ſich zu einem Föderativſtaate zu vereinigen. Ein Föderativſyſtem hingegen entſteht aus verſchiedenartigen, oft zufälligen, oder wechſelnden Rückſichten und Bedürfniſſen. Der Mächtige ſucht ſich mit einer Reihe Mittelſtaaten zu umgürten; der Mindermächtige will ſich an den Stärkern anlehnen, um durch denſelben noch etwas zu bedeuten oder zu gewinnen; den Schwachen treibt Furcht oder Zwang in den bedenklichen Bund hinein. Zwar kommt auch hier alles auf die Bundesform an, wie nämlich der Zweck der äußern Unabhängigkeit Aller mittelſt des Bundes, unbeſchadet der innern Selbſtſtändigkeit eines Jeden, erreicht werden ſoll. Allein es folgt ſchon aus der verſchiedenartigen Entſtehung des Föderativſyſtems, daß die Form deſſelben gewöhnlich unbeſtimmt und in weſentlichen Stücken mangelhaft bleibt, wodurch ſie in dem Föderativſtaate ein feſtes, auf dem Grundſatze der Gleichheit und Freiheit aller Staatstheile ruhendes Regierungsprincip hat. Wenn, wie die Erfahrung lehrt, ein Staatenbund, dergleichen der Rheinbund ſein ſollte, oft keinen Bundestag, noch weniger eine Bundesgeſetzgebung und Regierung hat, ſo ſind in dem Bundesſtaate beide durch gemeinſchaftliche Übereinkunft feſtgeſetzt. Dort entſcheidet in der Regel der Mächtige, als der erſte Stifter des Bundes, und die Leitung des Geſammtzwecks ſchwankt nach Zeit und Umſtänden; die Vollziehung hängt aber von der Bundesgewalt ab, die oft gar nicht vorhanden iſt, oder nur in dem Einfluſſe des vorſtehenden oder des mächtigſten Bundesgliedes beſteht. Hier hingegen entſcheidet die Stimmenmehrheit, und ihr Beſchluß wird geſetzmäßig vollzogen, ohne daß ein mächtiges Staatsmitglied vorzugsweiſe dem Bunde Kraft und Willen verleiht. Dies alles ſollte die Errichtung eines Staatenbundes, ſobald er nur eine und dieſelbe Nation, nicht mehrere oder einen ganzen Welttheil, umfaßt, widerrathen; allein nach der Geſchichte begeben ſich die kleinern Staaten lieber in ein Föderativſyſtem, als in einen Föderativſtaat, weil dort jeder noch immer einen Staat für ſich vorzuſtellen glaubt, was er hier nicht mehr iſt. Aber jene Souveränetät, welche die Mitglieder eines Staatenbundes zu retten glauben, iſt nichts als Selbſttäuſchung. Denn, wie ſchon geſagt worden iſt, die kleinern ſouveränen Höfe bleiben dennoch abhängig von der Politik eines Mächtigen. Im Bundesſtaate dagegen iſt freilich kein einzelnes Glied ſouverän; aber jeder iſt frei und ſtolz mit und in dem Ganzen, nach dem politiſchen Sinnworte der Holländer: Eintracht macht Macht. — Die ältere Geſchichte beſtätigt dieſe Bemerkungen, wie die neuere. Die griechiſchen Völkerſtämme und Staaten bildeten unter ſich mehrere Bundesſtaaten, alle zuſammen aber einen Staatenbund. In

jener Form war Freiheit: in dieſer herrſchte der Mächtige, oft mit Härte die Schwächern unterdrückend. Daraus entſtand anfangs der Principat der Athenäer; hierauf erfolgte die Hegemonie der Spartaner; zuletzt ſtellte ſich der Macedonier Philipp an die Spitze des griechiſchen Staatenbundes. Alle hellſehende Staatsmänner Griechenlands erkannten in dem Föderativſyſtem den Geiſt der Unterdrückung. Späterhin wollte der achäiſche Bund durch eine innigere Verbindung der Einzelnen zu einem Ganzen das Vaterland retten; aber die einzelnen Staaten waren auf ihre volle Selbſtſtändigkeit zu eiferſüchtig, als daß ſie ſich einem gemeinſchaftlichen Strategen hätten gleichmäßig unterwerfen ſollen; vielmehr ſtellte der ätoliſche Bund dem achäiſchen ein Föderativſyſtem entgegen. So traten die Römer zwiſchen beide, vorgeblich als Beſchützer des Föderativſyſtems, und leiteten die Politik deſſelben ſo lange, bis mit ihm alle Selbſtſtändigkeit Griechenlands verſchwand, und Rom die einzige herrſchende Macht blieb. Daſſelbe war früher der Fall bei den Städten des lateiniſchen Bundes gewesen. Anfangs trat Rom in die Mitte dieſes Föderativſyſtems, bald darauf an die Spitze, endlich war es die Herrſcherin. Eben ſo Karthago in Anſehung der Freiſtaaten Nordafrika's; wie ſchon vorher Tyrus das Haupt der phöniziſchen Städte geworden war. — Ein ähnliches Schickſal hatte Deutſchland. Anfangs traten mehrere Völkerſtämme in Bündniſſe zuſammen, einem tapfern Heerführer zu großen Unternehmungen folgend; aber ſie vereinigten ſich in keinen Bundesſtaat: daher zerriſſen im Hordengedränge der Völkerwanderung der Sueven-, der Franken-, der Markomannen-, der Alemannenbund und andre mehr. Hermann und Marbod, die im erſten Jahrhundert an der Spitze zweier großen Völkerbünde ſtanden, wurden die Opfer des germaniſchen Freiheitsgefühls, weil ſolche Heerführer in einem Föderativſyſtem allemal entweder verdächtig oder gefährlich ſein mußten. In der Folge, ſeit Ludwigs des Deutſchen Zeit, wurde zwar Deutſchland eine eingeſchränkte Monarchie: aber bald erwuchs aus dem Lehnweſen das Streben der Vaſallen nach Selbſtſtändigkeit. Dieſe ward ihnen endlich unter dem Namen der Landeshoheit zu Theil. Hätten ſie jetzt nur um ſo feſter die Bundesſtaatsform gegründet! Allein unglücklicher Weiſe ſetzte der weſtphäliſche Friede Alles in eine Wortbeſtimmung, ohne Rückſicht auf das Weſen der Begriffe. Sonſt hätte er nicht, indem er die Landeshoheit unter Kaiſer und Reich ſtellte, und nur das Ganze als einen Staat anerkannte, den einzelnen Landesherren (Art. 8, 2) das freie Recht gegeben, unter ſich und mit Auswärtigen zu ihrer Sicherheit Bündniſſe zu ſchließen, alſo auch das Recht des Kriegs und Friedens, mithin äußere Selbſtſtändigkeit, und zwar um ihrer Sicherheit willen! Dieſe konnte ſonach das Reich ihnen nicht geben. Aber eben darum konnte das Reich nicht ſchützen, weil die Fürſten jenes Recht der äußern Unabhängigkeit behaupteten, wodurch das Reich aufhörte, ein Bundesſtaat zu ſein. Der Zuſatz: „jedoch ſo, daß nichts gegen den Eid, womit jeder dem Kaiſer und Reich verpflichtet iſt, geſchehe," war ohne Kraft, weil Kaiſer und Reich ohnehin nichts galten, ſobald der einzelne Reichsſtand durch Bündniſſe mit Auswärtigen ſeine Sicherheit befeſtigen durfte. Durch dieſen Widerſpruch löſ'te ſich das Reich deutſcher Nation der That nach in ein Föderativſyſtem auf, das nur dem Namen nach einen Föderativſtaat vorſtellte. Die Franzoſen ſprachen daher im Preßburger Frieden von einer confédération germanique. In

dieſem Föderativſyſtem entſchieden ſeit 1648 Öſterreich, Schweden und Frankreich, bis Friedrich Wilhelm der Große Schweden und Friedrich der Große Frankreich verdrängte. Nun ſtanden Öſterreich und Preußen als die bewegenden Kräfte des deutſchen Staatenbundes da. Friedrich II. und Joſeph II. begriffen daher leicht, daß eine für eine eingeſchränkte Monarchie entworfene Staatsform nicht mehr für ein Föderativſyſtem paſſe. Darum wollte Friedrich II. die Fortdauer ſeiner Monarchie durch die Fortdauer des deutſchen Föderativſyſtems ſichern, ſich ſelbſt aber den Einfluß auf das letztere durch eine paſſendere Form für daſſelbe, durch den deutſchen Fürſtenbund, bewahren; Joſeph II. hingegen wollte durch Tauſchentwürfe Öſterreichs Übergewicht dauerhaft ſtützen. Unterdeſſen neigte ſich Europa durch das Gleichgewichtsſyſtem, welches mehrere Allianzen veranlaßte, zu einem Gemeinweſen hin, das aus Conföderationen beſtand. Jene Allianzen unterſchieden ſich dadurch von einem Föderativſyſtem, daß ſie zu einem beſtimmten Zwecke der Politik eingegangen, durch die Erreichung oder Dauer dieſes Zwecks bedingt, und unter gegenſeitigen Leiſtungen, bei der vollkommenſten Gleichheit aller Theilnehmer, ohne eine oberſte Leitungsmacht, geſchloſſen, und oft einſeitig, ſelbſt gegen die Beſtimmung des Vertrags, wieder aufgehoben wurden. Der natürliche Gegenſatz zwiſchen Großbritannien und Frankreich bildete dieſe Allianz=Politik immer mehr aus. Da aber Allianzen keinen feſten Beſtand haben, ſo fiel die revolutionäre Politik Napoleons auf das Continentalſyſtem, durch welches er das brittiſche Seeſyſtem vernichten wollte. Zu klug, um eine Univerſalmonarchie für möglich zu halten, wählte er das Föderativſyſtem als ein Erſatzmittel, um Frankreich zum Centralpuncte der politiſchen Kräfte des feſten Landes und dadurch über England zu erheben. Nun zeigten ſich alle Erſcheinungen, welche aus der Natur eines Föderativſyſtems, wie wir oben dargethan haben, nothwendig erfolgen müſſen. Der franzöſiſche Kaiſer täuſchte jeden einzelnen Staat mit dem Worte Souveränetät, die er in die volle innere freie Staatsgewalt deſſelben ſetzte, indem er deſſen äußere: Krieg, Friede, Bündniſſe, Handel, dem Staatszwecke Frankreichs unterordnete. Aber auch jene innere Selbſtſtändigkeit konnte nichts anders als ein Blendwerk ſein, da ſich das Handels= und Finanzſyſtem jedes Verbündeten zuletzt doch, wenigſtens mittelbar, nach Napoleons Kriegsſyſtem, oder nach ſeiner Staatskunſt fügen mußte, und die franzöſiſchen Verwaltungsformen mehr oder weniger in den Staaten der Bundesgenoſſen Eingang fanden. Dieſe ſelbſt hingen unter ſich nicht zuſammen: denn Napoleon kettete jeden Staat auf verſchiedene Weiſe an ſein Syſtem: die einen enger, wie die Familienſtaaten; die andern dem Anſcheine nach weniger enge, wie die Rheinſtaaten, welche er mit dem Worte Bund bloß hinhielt, damit ſie glauben ſollten, ſie hätten an der Einheit nichts verloren, an Sicherheit aber nur gewonnen, indem ſie ſich von Öſterreich weg unter Frankreichs oberſte Leitung begaben. Noch andre benutzte er ganz militäriſch politiſch, wie die Schweiz, Warſchau und Danzig, oder er machte ſie unmittelbar von ſeiner Willkür abhängig, wie Illyrien und die ioniſchen Inſeln. Die übrigen Mächte hielt er als Bundesglieder unter dem Namen von Alliirten feſt; ſie mußten ſein Continentalſyſtem annehmen, und dadurch ſich an ſein Föderativſyſtem anſchließen, oder ſie hatten von ihm Krieg und Unterjochung zu fürchten. — Vorgeblich war der natürliche Zweck jeder politiſchen Verbindung auch der Zweck dieſes

Syſtems: Sicherheit und Schutz; aber nur Furcht oder Zwang, dann auch die Hoffnung, an Macht zu gewinnen, ſchloſſen jenen Verein, durch welchen zuletzt keiner gewann, als Frankreich. Übrigens hatte in Napoleons Föderativſyſtem kein Staat eine politiſche Stimme; der Rheinbund insbeſondere hatte keine Bundesform, keine Vertreter und keine richterliche Behörde. Die einzelnen Mitglieder wurden höchſt verſchieden behandelt, oder vielmehr mißhandelt. Hatten Herrſchſucht und Vergrößerungstrieb dieſes Syſtem hervorgebracht, ſo bildeten dagegen gemeinſchaftlicher Widerſtand und Volkskraft den Bund der europäiſchen Hauptmächte, in welchem die Formen einer durch Erreichung und Sicherſtellung des Zwecks bedingten Allianz oder Coalition wieder auflebten, jedoch ſo, daß die Hauptmächte die Leitung der Streitkräfte der hinzutretenden Mächte vom zweiten und dritten Range ſich vorbehielten. (S. den Art. Chaumont, Vertrag von.) Als man hierauf die deutſchen Staaten durch ein Föderativſyſtem wieder vereinigte, ſo wollte man die Souveränetät der Einzelnen durch eine Bundesform (in der Acte des wiener Congreſſes, Art. 32 u. 43, die Föderativ-Conſtitution Deutſchlands genannt) ſicher ſtellen, in welcher der Grundſatz politiſcher Gleichheit nach dem Machtverhältniſſe obwaltete. Daher erklärte der 3te Art. der deutſchen Bundesacte, daß allen Bundesgliedern, als ſolchen, gleiche Rechte zukommen, und man nahm bei dieſer Conſtitution auf die Selbſtſtändigkeit der ſouveränen Fürſten und der freien Städte ſo ſehr Rückſicht, daß man ſogar die Competenz des Bundestages und die vollziehende Gewalt eines Bundesgerichts zu beſtimmen vergaß; dagegen ward — wie im weſtphäl. Frieden — den Bundesgliedern das Recht der Bündniſſe aller Art (nur nicht gegen die Sicherheit des Bundes und einzelner Bundesglieder) Art. 11. eingeräumt. Gleichwohl ſchwankt der Begriff des deutſchen Bundes (vergl. d. Art. Deutſcher Bundestag) zwiſchen einem Föderativſyſtem u. einem Bundesſtaate, weil Öſterreich die Geſchäftsleitung u. den Vorſitz auf dem Bundestage hat. (Die Zuſatzacte vom 15. Mai 1820 nennt den deutſchen Bund einen Fürſtenbund.) Auch muß der Einfluß der Mächtigern am Ende dennoch durchdringen, weil ſie im Plenum (Art. 6.) mehr Stimmen haben. Was ſichert aber die Fortdauer des Bundes überhaupt? Er wird in der Acte Art. 1. ein beſtändiger genannt; wie aber, wenn ein deutſcher Fürſt ſeine Unterſchrift zurücknimmt? Werden dann die Staatskunſt und die Macht der übrigen den Willen und das Vermögen haben, das Ganze zuſammenzuhalten? So ſcheint alſo wohl, nach Heeren's gehaltvoller Entwickelung aus der Natur der Sache, die öffentliche Meinung mit Recht die Form eines Bundesſtaates für Deutſchland zu verlangen. Auch hat ein Bundesglied ſelbſt, Luxemburg, durch ſeinen — jetzt abberufenen — Geſandten, den hellſehenden Freih. v. Gagern, auf die Benennung Reichsbund und auf eine kraftvollere politiſche Einheit des Ganzen nachdrücklich hingewieſen. Nur dann erſt wird der Geſammtwille Aller die Seele des Ganzen ſeyn. Solcher Staaten, wo jedes Bundesglied im Innern ſeine Selbſtſtändigkeit ausübt, im Äußern aber dem Geſammtwillen des Ganzen folgt, — dieſer werde nun monarchiſch erblich, oder durch Repräſentanten, mit oder ohne Directorialvorrechte Einzelner, ausgeſprochen und vollzogen, — gibt es jetzt nur folgende: 1. die Freiſtaaten von Nordamerika, 2. die fünfhundertjährige Eidgenoſſenſchaft der Schweizer, 3. Norwegen und Schweden unter einem

Erbkönige, mit zwei Verfaſſungen, unſtreitig die freieſten in Europa; und in gewiſſer Hinſicht 4. Ungarn und Öſterreich, ſo wie auch Polen und Rußland unter einem erblichen Monarchen. K.

Foe oder de Foe (Daniel), ein ſehr fruchtbarer engliſcher Schriftſteller im erſten Drittel des 18ten Jahrhunderts. Er war der Sohn eines Fleiſchers in London, 1663 geboren, wurde in einer Schule der Diſſenters, zu deren Partei der Vater gehörte, mit vieler Sorgfalt erzogen, und dann zu einem Strumpfhändler in die Lehre gegeben. Er verwendete jeden Augenblick, der ihm von ſeinen Beſchäftigungen übrig blieb, auf die Lectüre, beſonders öffentlicher Blätter. Der Parteigeiſt, den Jacobs II. unweiſe Regierung in England aufs neue erregt hatte, ergriff auch Foe, und in einem Alter von 21 Jahren trat er ſchon als politiſcher Schriftſteller auf. Später erregte ein Pamphlet von ihm, der echte Engländer, in welchem er die Sache Königs Wilhelm III. verfocht, ſo viel Intereſſe, daß der König nach dem Verfaſſer forſchte und ihn anſehnlich belohnte. Ein Pamphlet, in welchem er, unter der Regierung der Königin Anna, die biſchöfliche Kirche angriff, und für deſſen Verfaſſer er ſich freimüthig bekannte, zog ihm von Seiten des Parlaments die Strafe des Prangers, einer ſtarken Geldbuße und eines zweijährigen Gefängniſſes zu. Während dieſer Gefangenſchaft ſchrieb er in Proſa und Verſen über allerlei Gegenſtände, vorzüglich aber fing er 1704 ein periodiſches Werk, de Review (die Muſterung) an, welches er 1713 mit dem neunten Bande endigte. Dieſes Werk übertraf alles, was bis dahin in dieſer Art erſchienen war, und ſoll Steele und Addiſon die Idee zum Spectator gegeben haben. In der Folge floſſen aus Foe's fruchtbarer Feder ſatiriſche Pamphlets, Gedichte, moraliſche Schriften, hiſtoriſche Werke, Romane u. d. gl., die längſt vergeſſen ſind. Das Werk, das ihn auch außer ſeinem Vaterlande bekannt gemacht hat, iſt: das Leben und die Begebenheiten Robinſon Cruſoe's — die Lieblingslectüre der Jugend, deren ſich auch wohl noch das ſpätere Alter mit Vergnügen erinnert. Foe hatte ſich nicht als Verfaſſer genannt, und daher wurde Steele eine Zeit lang dafür gehalten. Als Foe im J. 1719 ſeinen Robinſon vollendet hatte, ſuchte er lange Zeit einen Verleger dazu; endlich wagte der Buchhändler W. Taylor die Unternehmung, und gewann in kurzer Zeit damit tauſend Pfund Sterling. Dieſer unerwartete Erfolg veranlaßte Foe, vier Monate ſpäter, einen zweiten Theil des Robinſon herauszugeben, der jedoch nicht ſo viel Beifall fand. Ob Foe die Abenteuer ſeines Robinſon völlig erdichtet, oder die wahre Geſchichte eines engliſchen Seemanns dabei zum Grunde gelegt, darüber ſind die Urtheile verſchieden. (S. den Art. Robinſon.) Foe ſtarb zu London im April 1731.

Foix (Gaſton de), ſ. Gaſton.

Foix (Germain-François Poullain de Saint), ein bretagniſcher Edelmann, geb. zu Rennes 1703. Er beſaß ganz den Muth und die Lebhaftigkeit ſeiner Landsleute. Nachdem er einige Zeit in Militärdienſten geſtanden, verlebte er faſt zwölf Jahre in der Türkei, wo er die arabiſche Sprache erlernte. Nach Paris zurückgekehrt, widmete er ſich den Muſen, und arbeitete für die komiſche Bühne. Er ſtudirte zu gleicher Zeit die Geſchichte, und ſeine Kenntniſſe in dieſem Fach verſchafften ihm die Stelle eines Hiſtoriographen des Heiligengeiſtordens. Er war von geradem und großmüthigem Charakter, aber eigenſinnig, anmaßend, unruhig und reizbar. Dieſe Eigenſchaften zogen ihm manche unangenehme Händel zu. Die vorzüglichſten ſeiner

Werke ſind: 1. Lettres turques, im Geſchmack der Lettres persanes; 2. Essais historiques sur Paris; 7 Bände; 3. Histoire de l'ordre du Saint-Esprit, 3 Bände; 4. Comedies, kleine niedliche Gemählde voll Naivetät. Saint-Foix ſtarb zu Paris 1776.

Folard (Chevalier Charles de), ein berühmter Tactiker, war zu Avignon den 13. Februar 1669 geboren. In ſeinem 16ten Jahre nahm er Kriegsdienſte. Er war Unterlieutenant im Regiment Berry, als er während des Feldzugs von 1688 als Partiſan auftrat. Dieſes Geſchäft wurde für ihn eine Schule des Kriegs. Im Feldzuge von 1701 fand er neue Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe zu zeigen. Der Herzog von Vendome machte ihn zum Generaladjutanten, und überließ ihn nur ungern ſeinem Bruder, der in der Lombardei commandirte. Folard entſprach den von ihm gefaßten Erwartungen. In der Schlacht von Caſſano 1705 ward er gefährlich verwundet, aber mitten unter den heftigſten Schmerzen, die drei Schußwunden ihm verurſachten, dachte er über die Anordnung dieſer Schlacht nach, und bildete ſeitdem ſein Colonnenſyſtem aus, dem er einen Theil ſeines Rufs verdankt. Nachdem er ſich bei mehrern Belagerungen in Italien, beſonders vor Modena, ausgezeichnet hatte, ging er nach Flandern, ward bei Malplaquet verwundet, und bald nachher gefangen. Eugen bemühte ſich vergebens, ihn durch die vortheilhafteſten Anerbietungen zu gewinnen. Er verwickelte den Prinzen in ein nachtheiliges Manoeuvre, das Villars aus einer ſehr gefährlichen Lage zog. Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland ward er Commandant von Bourbourg. Im Jahr 1714 ging er nach Malta, welches die Türken belagerten, und zeigte dort neue Proben ſeines Talents. Der Wunſch, unter Carl XII. zu dienen, zog ihn nach Schweden, aber nach des Königs Tode kehrte er nach Frankreich zurück. Im J. 1719 machte er unter dem Herzog von Berwick als Meſtre-de-Camp ſeinen letzten Feldzug. Das Hauptwerk, worin er ſeine neuen Entdeckungen niederlegte, ſind ſeine Commentare zu Polybius. Außerdem hat man von ihm Nouvelles découvertes sur la guerre, einen Traité de la défense des Places u. einen Traité du métier de Partisan. Letzteren beſaß der Marſchall von Belle-Isle im Manuſcript. Folard ſtarb zu Avignon den 23. März 1752.

Folie (Blatt) iſt jedes dünne Blättchen von Metall, Papier u. dgl., welches durchſichtigen Steſſen, z. B. Edelſteinen, zur Erhöhung ihres Glanzes und Feuers untergelegt wird, indem es die durch den durchſichtigen Körper fallenden Lichtſtrahlen zurückwirft. Daher figürlich alles Unechte, das einer Sache einen höhern Glanz, Schein gibt, und ihr ſo gleichſam zur Unterlage dienen muß, um ihren Werth ſcheinbar zu erhöhen. Auch das Spiegelglas bedarf einer Folie von amalgamirtem Metall, wodurch es erſt die Eigenſchaft, das Bild zurückzuwerfen, erhält.

Folio, ſ. Bücherformat.

Folter, ſ. Tortur.

Folz (Hans), aus Worms, lebte als Barbier zu Nürnberg in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, und war ein zu ſeiner Zeit berühmter Meiſterſänger, von welchem noch mehrere poetiſche Erzählungen und kleinere Gedichte handſchriftlich exiſtiren. Einer der erſten führte er die dramatiſche Gattung in die deutſche Literatur ein, indem er den Faſtnachtsſpielen eine, ſo weit es unter den Umſtänden ſeiner Zeit möglich war, vollkommene Geſtalt gab. Wir beſitzen von ihm noch vier ſolche Faſtnachtsſpiele, Salamon und

Marcolf, ein Bauerngericht, eine gar bäuriſche Bauernheirath, der Arzt und der Kranke. Zum Beweiſe, daß ſie zu ihrer Zeit ſehr beliebt ſein mußten, dient, daß ſie noch zu Anfang des 16ten Jahrhunderts wiederholt gedruckt wurden. Hans Folz intereſſirte ſich übrigens ſelbſt gar ſehr für die neue Erfindung der Buchdruckerkunſt, und ſoll eine Privatdruckerei beſeſſen haben.

Fonds (öffentliche), heißen in England die Taxen und andere öffentliche Abgaben, welche zur Bezahlung der Intereſſen oder des Capitals der Nationalſchuld beſtimmt ſind. Als man nämlich den Ausweg ergriff für den öffentlichen Dienſt beträchtliche Summen zu erborgen, wies man dem Darleiher den Ertrag irgend eines Zweigs der Staatseinkünfte an, den man als ausreichend zur Bezahlung der Zinſen oder des Capitals, oder beider, nach Maßgabe des Contracts, anſehen konnte. So hatte jede Anleihe ihren Fonds. Um aber die Unbequemlichkeiten wegzuräumen, die daraus entſtanden, daß ein einzelner Fonds einmal nicht zureichte, während ein anderer Überſchuß hatte, und ein ander Mal wieder der umgekehrte Fall eintrat, ſchlug man mehrere Fonds zuſammen, und beſtritt aus ihrem gemeinſchaftlichen Ertrage die Zahlungen, für welche ſie beſtimmt waren. So entſtanden die Geſammtfonds (Aggregate fund) 1715, der Südſeefonds 1716, der allgemeine Fonds 1716; der Amortiſationsfonds (sinking fund), in welchen die Überſchüſſe der ſogenannten drei Fonds fließen, und welcher urſprünglich zur Verminderung der Nationalſchuld beſtimmt, in den letzten Jahren aber auch für die Staatsbedürfniſſe verwendet wurde; endlich der conſolidirte Fonds, unter welcher Benennung man im Jahr 1786, indem man die genannten Fonds aufhob, die Geſammtheit der öffentlichen Einkünfte (mit Ausſchluß der jährlichen Bewilligungen) vereinigte. Aus dieſem Fonds werden die Zinſen und fälligen Capitale des ganzen Staatsſchuldweſens, die Zinſen der Schatzkammerſcheine, die Civilliſte, alle Penſionen, Gehalte und einige andere jährliche Ausgaben bezahlt. Der Überſchuß wird jährlich von dem Parlament für die Bedürfniſſe des laufenden Jahrs angewieſen. — Da nun jeder Staatsſchuldſchein für Intereſſen oder Capital auf einen gewiſſen Fonds angewieſen iſt, ſo hat man, indem man ihn ſelbſt als einen Theil dieſes Fonds anſah, auch dieſe Benennung darauf übertragen, und der Ausdruck „1000 Pfund in den öffentlichen Fonds“ bedeutet jetzt ſo viel, als ein Capital von 1000 Pfund, das nach Maßgabe der urſprünglichen Bedingungen der Anleihe gewiſſe jährliche, vom Staate zu bezahlenden Intereſſen trägt. Die Staatsſchulden, welche bis zur Abzahlung des Capitals Intereſſen tragen, werden in der Finanzſprache fortwährende oder einlösliche (perpetual or redeemable) Annuitäten, im gemeinen Leben aber Fonds oder Stocks genannt; ein kleiner Theil der öffentlichen Schulden beſteht aus Annuitäten für eine gewiſſe Reihe von Jahren; wobei das Capital nicht zurückgezahlt wird, die Intereſſen aber höher ſind. Sie heißen unauflösliche (irredeemable or determinate) Annuitäten und zerfallen in lange (long Annuities), die 90 oder 100 Jahre dauern (zu König Wilhelms Zeiten trugen ſie 10, 12 und 14 p. C.; die gegenwärtigen werden alle mit dem Jahr 1860 aufhören) und in kurze (short A.), welche im Jahr 1778 denen, die an den einlöslichen Annuitäten eingebüßt hatten, auf 10, 20, höchſtens 30 Jahre als Douceur bewilligt wurden. Außerdem gibt es noch Life annuities, die auf das Leben einer oder mehrerer Perſonen fortdauern. Den bei weitem größern Theil machen die fortwährenden Annuitäten

aus, welche nach den Intereſſen verſchieden ſind, welche ſie tragen. So oft aber die Regierung eine neue Anleihe macht, ſchlägt ſie dieſelbe zu dem Theil der öffentlichen Schuld, der gleiche Zinſen trägt, die zur Bezahlung der Zinſen der neuen Anleihe angewieſenen Auflagen aber zu dem Fonds, der zur Bezahlung der Zinſen des ältern Capitals vorhanden war. So werden die alten und neuen Schulden conſolidirt und die ganzen Zinſen aus dem Geſammtertrag des Fonds bezahlt. — Die Geſchäfte, welche täglich in dieſen verſchiedenen Fonds, aber hauptſächlich in den conſolidirten 3 Procenten, worin der bei weitem größte Theil der Staatsſchuld beſteht, gemacht werden, ſind außerordentlich groß, und werden durch eine Art Handel noch vermehrt, welcher in England stock-jobbing heißt, und darin beſteht, daß zwei Theile nach dem gegenwärtigen Stande der Stocks einen Contract auf eine gewiſſe Summe ſchließen, welcher nach einer beſtimmten Zeit erfüllt werden ſoll, wobei nicht das Capital, ſondern nur die Summe bezahlt und empfangen wird, um welche der Stand der Stocks am Verfalltage von dem Stande am Tage des Abſchluſſes differirt. Obgleich die Geſetze dieſe Art Handel verbieten, und die Erfüllung der Verbindlichkeit nur von der Ehre der Parteien abhängt, ſo werden dennoch ungeheure Geſchäfte darin gemacht. Vergl. den Art. Effecten Handel.

Fontaine (Jean la), berühmt durch ſeine lieblichen Fabeln u. Erzählungen, wurde zu Chateau-Thierry den 8. Jul. 1621 geboren, wollte ſich in ſeinem 19ten Jahre dem geiſtlichen Stande widmen, entſagte dieſem Entſchluſſe aber bald. Er war in einem Alter von 22 Jahren noch völlig unbekannt mit ſeinen ausgezeichneten Talenten für die Poeſie, als er die ſchöne Ode Malherbe's auf die Ermordung Heinrichs IV. hörte, die plötzlich den in ihm ſchlummernden Dichterfunken erweckte. Aufgemuntert nach ſeinem erſten Verſuche von einem Anverwandten, fing er an, die beſten franzöſiſchen und fremden Schriftſteller alter und neuer Zeit zu leſen. Die Scherze Rabelais, die Naivetät Marots und die ländlichen Gemählde d'Urfé's zogen ihn vor allen an, und bald charakteriſirten ihn ſelbſt und ſeine Dichtungen dieſelbe Einfachheit, Treuherzigkeit und Naivetät, die er an jenen bewunderte. Nie hat ſich ein Schriftſteller getreuer in ſeinen Werken gezeichnet als er. Sanft, aufrichtig, natürlich, leichtgläubig, nachgiebig, furchtſam, ohne Ehrgeiz, ohne Galle, alles zum Beſten kehrend, war er, nach dem Ausſpruch eines geiſtreichen Beurtheilers, einfach, wie die Helden ſeiner Fabeln. Er ſprach wenig und unbeholfen, ausgenommen, wenn er ſich unter Vertrauten befand, oder wenn das Geſpräch einen Gegenſtand berührte, der ſeinen Geiſt zu erwärmen vermochte. Er verheirathete ſich mit einem ſchönen und geiſtreichen Frauenzimmer. So ſehr er ihre Eigenſchaften ſchätzte, ſo entfernten ihn doch ſeine Vorliebe für die Hauptſtadt und ſein Hang zur Zwangloſigkeit von ihr. Die Herzogin von Bouillon, die zu Chateau-Thierry im Exil lebte, hatte la Fontaine kennen gelernt, und nahm ihn, als ſie zurückgerufen wurde, mit ſich nach Paris. Hier war der Intendant Foucquet ſein erſter Wohlthäter. La Fontaine hat das Unglück dieſes Mannes, das ihn durch die Ungnade des Königs traf, in einer rührenden Elegie beklagt. Er trat darauf in die Dienſte der bekannten Henriette von England, nach deren Tode es ſich mehrere Große zur Ehre rechneten, für ſeinen Unterhalt zu ſorgen. Wohl verdient es eine Bemerkung, daß la Fontaine an den reichlichen Wohlthaten, die Ludwig XIV. allen großen Geiſtern

ſeiner Zeit zutheilte, keinen Theil hatte; ſeine kunſtloſe Einfachheit konnte dieſen Fürſten nicht anziehen; auch dachte er nicht eben daran, ſich bei Hofe einzuführen. An Paris feſſelten ihn die Freuden der Geſellſchaft und ſeine Verbindungen mit den trefflichſten Geiſtern ſeiner Zeit. Jährlich aber machte er im September eine Reiſe zu ſeiner Frau, und jedesmal verkaufte er einen Theil ſeiner liegenden Gründe, ohne ſich mit Sorgen für das Übrigbleibende zu beläſtigen. Er ſchloß nie einen Mieth- oder Pachtcontract ab. Dieſe Apathie erſtreckte ſich auf ſein ganzes Betragen, und machte ihn zuweilen ſelbſt unempfindlich gegen das Ungemach der Witterung. Die Herzogin von Bouillon ſah ihn, als ſie eines Morgens nach Verſailles fuhr, träumend unter einem Baume am Wege ſitzen, und als ſie Abends zurückkam, fand ſie ihn noch an demſelben Orte und in derſelben Stellung, wiewohl es den ganzen ſehr kalten Tag über geregnet hatte. Seine Zerſtreutheit ſoll ſo groß geweſen ſein, daß ſie ihn zuweilen des Gedächtniſſes, ja ſelbſt der Urtheilskraft beraubte. Die ſcheinbare Einfalt, die ſich in der Miene, Haltung und Converſation dieſes geiſtreichen Mannes ausdrückte, veranlaßte ſeine Wohlthäterin, die Frau von Sablière, als ſie ihr Geſinde ſämmtlich abgeſchafft hatte, zu der Äußerung, daß ſie nichts behalten habe, als ihre drei Thiere, den Hund, die Katze und la Fontaine. La Fontaine ſtarb zu Paris den 13. März 1695. Unter den herrlichen Werken, die wir von dieſem unnachahmlichen Dichter übrig haben, ſtehen ſeine Erzählungen und vorzüglich ſeine Fabeln oben an. Er wird von ſeiner Nation hierin für ein unerreichbares Muſter der Naivetät gehalten. Er iſt anſpruchslos, kunſtlos, freundlich. Aber dieſe Kunſtloſigkeit iſt nur ſcheinbar; bei näherer Zergliederung findet man alles mit Bewußtſein angeordnet, und die Nachläſſigkeit wie ein reizendes Gewand über einen ſchönen Körper verbreitet. Ihm war die Sprache ſeiner Zeit ſchon zu geſchliffen und rhetoriſch; darum las er die beſten ältern Schriftſteller und machte ſich ihre Einfachheit und Friſche eigen, übertraf ſie aber durch Leichtigkeit, Lebendigkeit, Anmuth und Feinheit. Außer ſeinen Fabeln und Erzählungen verdienen erwähnt zu werden: Les amours de Psyché; die beiden kleinen Luſtſpiele l'Eunuque und Florentin; ſein Poëme sur le Quinquina; ein anderes sur St. Malch, und ein kleines, aber meiſterhaftes Gedicht, Adonis. Chamfort hat eine Lobrede auf ihn geſchrieben, die ihn mit eben ſo viel Wahrheit als Geſchmack würdigt; ſeine Statue ſchmückt den Saal der franz. Akademie. Seine Aſche ruht im Muſeum der franzöſiſchen Denkmähler in einem Grabmahle, worauf die Worte ſtehen: Jean Lafontaine est dans ce tombeau. ♥

Fontaine (P. H. L.), ein berühmter franzöſiſcher Baumeiſter. Er und Percier haben den Bau der meiſten öffentlichen Denkmähler unter Napoleons Regierung geleitet; z. B. den Bogen auf dem Carrouſel-Platze, für welchen ihm das Inſtitut im J. 1810 den großen Preis erſter Klaſſe im Fache der Architectur zuſprach. Auch unter der königl. Regierung iſt er Architect des Louvre und der Tuilerien geblieben. Er hat mit Percier, außer der Description des fêtes qui ont eu lieu pour le mariage de l'Emper. Napoléon avec l'Archiduchesse Marie Louise 1810 Fol., mehrere bedeutende Werke für die moderne Architectur herausgegeben. K.

Fontainebleau, eine Stadt von 7400 Einw. im Departement der Seine und Marne. Das hier befindliche Luſtſchloß iſt rings mit Waldungen umgeben. Es beſteht aus vier Gebäuden,

zu welchen Franz I. den Grund legte, und welche Heinrich IV., Ludwig XIV. und XV. ausbauten. Hier war es, wo die ſchwediſche Chriſtina 1654 ihren Stallmeiſter, den Grafen Monaldeschi hinrichten ließ, und wo die Montespans und du Barry's die Schätze des ſchönſten und reichſten Landes in Europa verſchwelgten. In dem Schloſſe von Fontainebleau wurden am 5. Nov. 1762 die Friedenspräliminarien zwiſchen Frankreich, England, Spanien und Portugal unterzeichnet, und den 20. die Ratificationen ausgewechſelt. Hier hielt Napoleon ſeit 1809 den Papſt Pius VII. einige Jahre gefangen, und unterzeichnete am 11. April 1814 ſeine Thronentſagung.

Fontana (Domenico). Mehrere Gelehrte und Künſtler Italiens haben den Namen Fontana geführt. Domenico Fontana, ein berühmter Baumeiſter des 16ten Jahrhunderts, geb. 1543 zu Mili, einem Dorfe am Comer-See, trieb in ſeiner Jugend fleißig Geometrie; zwanzig Jahre alt, ging er nach Rom, ſtudirte die Antiken und die beſten unter den neuern Meiſtern, und machte ſich bald rühmlich bekannt. Der Cardinal Montalto (nachmals Papſt Sixt V.) nahm ihn als Architect an, und trug ihm den Bau einer Capelle in der Kirche St. Maria Maggiore, und eines Palais in dem Garten dieſer Kirche auf. Montalto hatte, wie viele italieniſche Große, den Wunſch, ſeinen Namen durch imponirende Werke zu verewigen. Fontana ſollte daher keine Koſten ſparen. Aber dem Cardinal fehlte endlich das Geld, und der Bau würde unterbrochen worden ſein, wenn Fontana nicht die Koſten aus ſeinen eignen Mitteln hergegeben, und ſo den Bau vollendet hätte. Montalto wußte es ihm ſehr Dank, und als er bald nachher auf den päpſtlichen Stuhl kam, beſtätigte er ihn in ſeiner Stelle als Architect, und ließ durch ihn ein andres Palais in der Nähe der Bäder des Diocletian bauen. Sixt V. wollte den großen Obelisk, der nun auf dem Platze vor der Peterskirche ſteht, damals aber noch zum Theil unter Trümmern verſteckt lag, aufrichten laſſen, — ein Unternehmen, das ſchon mehrere Päpſte beſchloſſen, aber, durch die Schwierigkeiten abgeſchreckt, unterlaſſen hatten. Fontana erhielt den Auftrag dazu, und führte ihn (1586) glücklich aus. Der Papſt ehrte und belohnte Fontana dafür reichlich. In der Folge richtete Fontana noch drei andere Obeliſken, die man zum Theil erſt unter den Ruinen gefunden hatte, an verſchiedenen freien Plätzen auf. Unter den übrigen Gebäuden, die er auf Befehl Sixt V. vollführte, und die den Fürſten, der ſie anordnete, eben ſowohl ehren, als den Baumeiſter, der ſie ausführte, zeichnen ſich die Vaticaniſche Bibliothek und die Waſſerleitung, Aqua felice, aus. Auch unter Clemens VIII. vollführte Fontana verſchiedene Baue und Veränderungen mit den antiken Denkmählern. Endlich aber beſchuldigte man ihn, daß er Gelder, die er zum öffentlichen Dienſt erhalten hatte, unterſchlagen habe. Er verlor ſeine Stelle am päpſtlichen Hofe, erhielt aber ſogleich einen Ruf als Architect und erſter Ingenieur des Königs beider Sicilien, und begab ſich 1592 nach Neapel. Hier baute er verſchiedene Canäle, um die Überſchwemmungen abzuleiten, eine Straße längs dem Meerbuſen und den königlichen Palaſt in der Hauptſtadt, der aber in der Folge ſehr verändert worden iſt. Sein Plan, einen neuen Hafen bei Neapel anzulegen, wurde erſt nach ſeinem Tode durch einen andern Baumeiſter ausgeführt. Fontana ſtarb zu Neapel 1607. Sein Sohn, Julius Cäſar, wurde ſein Nachfolger als königlicher Architect. Von Domenico Fontana iſt ein Werk vorhanden, (Rom 1540 mit 19 Kpf.)

in welchem er die Methode angibt, deren er ſich bediente, um den großen Obelisk zu transportiren. Sie iſt um ſo mehr als ſeine Erfindung anzuſehen, da in den Schriften der ältern Baumeiſter keine Anleitungen zu dem in ſolchen Fällen zu beobachtenden Verfahren ſich finden.

Fontana (Felice), Mathematiker und Phyſiker am großherzoglichen Hofe zu Florenz, geboren 1730 zu Pomarolo unweit Roveredo im italieniſchen Tirol, ſtudirte zuerſt auf den Schulen zu Roveredo und Verona, dann auf den Univerſitäten zu Padua und Bologna, ging alsdann nach Rom und von da nach Florenz. Der Großherzog Franz (nachmaliger Kaiſer) ernannte ihn zum Profeſſor der Phyſik auf der Univerſität zu Piſa. Der Großherzog und nachmalige Kaiſer Leopold II. berief ihn nach Florenz als Mathematiker, mit Beibehaltung ſeiner Stelle in Piſa, und trug ihm auf, das Naturaliencabinet einzurichten, das noch jetzt eine von den vielen Sehenswürdigkeiten in Florenz iſt. Einen wichtigen Theil dieſer Sammlung machen die ſogenannten anatomiſchen Präparate von gefärbtem Wachs aus, welche alle innern und äußern Theile des menſchlichen Körpers in den kleinſten Details und nach allen denkbaren Verſchiedenheiten, mit der größten Sorgfalt gearbeitet, vorſtellen. Dieſe Präparate wurden, unter Fontana's Aufſicht und nach ſeiner Anleitung, von verſchiedenen Meiſtern gefertigt. Kaiſer Joſeph II. ließ durch ihn eine ähnliche Sammlung für die chirurgiſche Akademie in Wien veranſtalten. Auf gleiche Art wurden unter Fontana's Aufſicht eine Menge Pflanzen, Schwämme und andere Gegenſtände der Naturgeſchichte, die ihre eigenthümlichen Farben mit der Zeit verlieren, in gefärbtem Wachs nach der Natur abgebildet. Fontana iſt Verfaſſer mehrerer Schriften über Gegenſtände der Phyſik und Chemie, die zum Theil ins Deutſche und Franzöſiſche überſetzt worden ſind. Auch hat er verſchiedene Entdeckungen über die Anwendung der Gasarten und der Kohlenſäure gemacht. Er zeigte ſich überall in ſeinen Schriften als ſcharfſinnigen und unermüdeten Beobachter. Seine politiſchen Grundſätze zogen ihm in den neueſten Zeiten bei den Veränderungen, die ſeit 1799 im Toskaniſchen vorfielen, einige Unannehmlichkeiten zu. Er ſtarb am 9. Mai 1805 in einem Alter von 75 Jahren, und wurde in der Kirche Santa Croce neben Galilei und Viviani begraben.

Fontanelle, insgemein Fontenell, ein künſtlich hervorgebrachtes Geſchwür an irgend einem Theile auf der Oberfläche des Körpers, das immer offen erhalten wird, um dadurch unreine Säfte und Feuchtigkeit abzuführen. Auch die weiche Öffnung der Hirnſchale bei neugebornen Kindern wird mit dieſem Namen belegt.

Fontanes (Graf Louis de), geboren zu Niort 1752, aus einer adeligen proteſtantiſchen Familie, ſeit dem 4. Juni 1814 Pair von Frankreich, und ſeit 1816 Vicepräſident der franzöſiſchen Akademie. Er war durch ſeine Überſetzung von Pope's Verſuch über den Menſchen, in Verſen (im J. 1783), durch ſein Gedicht le Verger (1788), beſonders durch ſein von der franzöſiſchen Akademie 1789 gekrönte Epître sur l'édit en faveur des noncatholiques, in der ſchönen Literatur vortheilhaft bekannt, als der Ausbruch der Revolution auch ihn auf das Studium der Politik hinführte. Er gab jetzt eine Zeitſchrift le Modérateur heraus, worin er ganz den feinern Ton der altfranzöſiſchen Urbanität beibehielt. Zur Feier des 14. Jul. 1790 ſchrieb er ein Poëme séculaire: la Journée des morts ou Chant pour la fédération. Nach dem 9. Thermidor wurde er Mitglied des Inſtituts. Damals gab er mit Laharpe und dem Abbé

de Baucelles den Mémorial heraus. Die Grundſätze, welche die Verfaſſer darin über Moral und Politik äußerten, zogen ihnen am 18 Fructidor (4. September 1797) die Ächtung zu. Fontanes verbarg ſich, bis er nach England ſich flüchten konnte, wo er ſich mit Chateaubriand aufs Engſte verband. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Paris zurück, und arbeitete hier zugleich mit Laharpe, Esmenard und Chateaubriand am Mercur. Als die Nachricht von Washington's Tode nach Paris kam, übertrug man ihm die Todtenrede auf dieſen großen Mann. Er hielt ſie im Jahr 1800 im Tempel des Mars, und gründete dadurch ſeinen Ruf als Redner. Bald nachher wurde er Mitglied, und im Januar 1804 Präſident des geſetzgebenden Corps. Man bewunderte hier ſeine Gewandtheit als Redner. Am glänzendſten ſchimmerte dieſelbe bei Gelegenheit der Kaiſerkrönung. Die feine Kunſt, mit welcher er den Kaiſer lobte, ohne zur platten Schmeichelei herabzuſinken, erwarb ihm deſſen Gnade, und der Redner benutzte dieſe günſtige Stimmung, um zu Zeiten freimüthig treffende Bemerkungen, die der Kaiſer, aus jedem andern Munde, als dem ſeinigen, ſich nicht würde haben gefallen laſſen, mit Lobeserhebungen geſchickt zu verbinden. Endlich ward Buonaparte es auch müde, ſolche und ähnliche Wahrheiten länger anzuhören. Die Polizei wollte es deshalb auch nie zugeben, daß die Sammlung der Reden des Grafen Fontanes gedruckt würde; denn, ſagte man ihm: c'est bien assez qu'on ait entendu ces discours une seule fois. — Er fiel in Ungnade, und verlor im Jahr 1809 die Präſidentenſtelle, zu welcher ihn 6 Jahre nach einander die Wahl ſeiner Amtsgenoſſen berufen hatte. Seitdem erſchien er nur noch bei feierlichen Gelegenheiten, als Großmeiſter der Univerſität (d. i. Vorſteher des geſammten Erziehungsweſens in Frankreich), wozu er im September 1808 ernannt worden war, an der Spitze dieſes neuen Corps vor dem Kaiſer. Den 5. Februar 1810 ward er in den Senat berufen, und im December 1813 faßte er den Bericht der Commiſſion ab, welche mit der Unterſuchung der mit den verbündeten Mächten eingeleiteten Verhandlungen beauftragt war. In dieſem Berichte zeigte er zwar die Nothwendigkeit des Friedens, ſagte aber die Wahrheit ohne Nachdruck. Bei der erſten Reſtauration ſchloß ſich Fontanes den Bourbons an, wurde aber als Großmeiſter der Univerſität über das öffentliche Erziehungsweſen ſehr angefochten. Um dieſelbe Zeit wurde er zum Mitgliede der Commiſſion des Senats gewählt, welche die Grundlage der Verfaſſungsurkunde entwerfen ſollte. Während Buonaparte's Uſurpation lebte Fontanes ganz zurückgezogen; nach der zweiten Rückkehr des Königs wurde er zum Präſidenten des Wahlcollegiums der beiden Sèvres ernannt, hierauf zum Mitglied des geheimen Raths und zum Vicepräſidenten der franzöſiſchen Akademie. Bei Eröffnung derſelben, den 24. Auguſt 1816, ſchilderte er die Verdienſte, welche die Akademie als „Tribunal de la langue et du goût“ um die Literatur gehabt habe, insbeſondere „pour le maintien du sentiment de toutes les bienséances.“ Anziehend war ſeine Darſtellung des Zuſtandes der guten Geſellſchaft in Frankreich vor der Revolution. — Seit 1790 arbeitete er an einem epiſchen Gedichte: La délivrance de la Grèce, und an einem Werke sur les principales époques de l'histoire de France. Unſtreitig iſt er, was Glanz und Feinheit der Diction, Wahl des Ausdrucks und Geſchmack in der Darſtellung betrifft, einer der erſten jetzt lebenden Proſaiſten Frankreichs. Doch vermißt man in ſeinen Erzeugniſſen das Feuer und den Schwung

der Einbildungskraft, Originalität, Ideenreichthum und die ſelbſtſtändige Kraft eines denkenden Kopfes. — K.

Fontanges (Herzogin v.), geboren im J. 1661, ſtammte aus einer alten Familie von Rouergue, und ward Ehrendame der Königin Mutter. Schön wie ein Engel, ſagt der Abt von Choiſy, aber albern in gleichem Maße, unterjochte ſie nichts deſto weniger das Herz Ludwigs XIV., das der herrſchſüchtigen und bizarren Laune der Frau von Monteſpan überdrüſſig war. Sobald ſie die Leidenſchaft kannte, die ſie eingeflößt hatte, überließ ſie ſich ganz dem Hochmuth und der Verſchwendung, welche die Hauptzüge ihres Charakters ausmachten. Sie gab der Frau von Monteſpan hundertfach die von ihr empfangenen Blicke der Verachtung zurück, brachte monatlich hunderttauſend Thaler durch, war die Spenderin aller Gnadenbezeigungen, und gab den Ton für alle Moden an. Als ihr auf einer Jagdpartie der Wind den Kopfputz in Unordnung gebracht hatte, ließ ſie ihn durch ein Band wieder befeſtigen, deſſen Knoten ihr auf die Stirne fielen; dieſe Mode verbreitete ſich unter ihrem Namen durch ganz Europa. Der König erhob ſie zur Herzogin; allein ſie genoß dieſes Ranges nicht lange, denn ſie ſtarb, kaum zwanzig Jahre alt, an den Folgen einer Niederkunft im Juni 1681 in der Abtei Port-royal in Paris.

Fontenai, Dorf im ehemaligen Bourgogne, Depart. Yonne, wo am 25. Juni 841 die blutige Schlacht zwiſchen **Carl dem Kahlen** und ſeinen Brüdern vorfiel, welche den **Theilungsvertrag zu Verdun** 843 zur Folge hatte, vermöge deſſen **Carl der Kahle** Frankreich bekam, und in welchem die Grenzbeſtimmung gemacht wurde, auf welcher der urſprüngliche conventionelle Grund der Grenzen zwiſchen Frankreich und Deutſchland beruhte.

Fontenelle (Bernard le Bovier de), geb. den 11. Febr. 1657 zu Rouen, war der Sohn eines Advocaten und einer Schweſter des großen Corneille. Der Mann, der **hundert** Lebensjahre hindurch eine ſeltene Thätigkeit, Geiſteskraft und bis an ſein Ende ungeſchwächte Geſundheit des Körpers und der Seele beſaß, kam ſo ſchwach auf die Welt, daß er an dem Tage ſeiner Geburt ſchon dem Tode nahe war. Als Knabe begann er ſeine Studien zu Rouen bei den Jeſuiten, und als er im 13ten Jahre in die Schule der Rhetorik hinaufgerückt war, ſchrieb er ein kleines Werk in lateiniſchen Verſen, welches einen Preis der Akademie erhielt. Nachdem er den Curſus der Phyſik und der Rechtswiſſenſchaften vollendet hatte, ward er Advocat, führte einen Prozeß, verlor ihn, und ſchwur, nie wieder juriſtiſche Sachen zu führen. Er widmete ſein Leben der Philoſophie und der Natur. Im J. 1674 kam er nach Paris; ſein ſchon berühmter Name war ihm vorausgegangen. Mehrere in dem Mercure galant eingerückte Poeſien kündigten Frankreich einen überaus zarten und eben ſo züchtigen Dichter an. Noch nicht ganz zwanzig Jahre alt, hatte er einen großen Theil der Opern **Pſyche** und **Bellerophon** verfertigt, die unter dem Namen ſeines Oheims, Thomas Corneille, erſchienen. Im J. 1681 ließ er ſein Trauerſpiel **Aſpar** aufführen; es mißfiel, und ſein Fall erregte ſo viel Aufſehen, daß ſelbſt Racine Epigramme auf ihn machte. Der Eifer für den Ruhm ſeines Oheims und perſönliche Empfindlichkeit brachten ihn dahin, eine Partei zu ergreifen, die ganz den Anſichten derer, die damals unumſchränkt in der Literatur herrſchten, entgegen war. Sein ſanfter Charakter aber und ſeine Liebe zur Ruhe, die

er immer jedem Genuſſe der Eitelkeit vorzog, verhinderte ihn, irgend eine Meinung mit Leidenſchaft zu behaupten. In dem Streite über die Alten und Neuern neigte er ſich auf die Seite der Gegner des Alterthums. In ſeiner Jugend war er mit der Philoſophie des Carteſius bekannt geworden; er blieb ihr zugethan, ohne ſie vertheidigen zu wollen. Er hatte als Dichter kein Feuer, keine Einbildungskraft, und als Gelehrter wenig Erfindungsgeiſt. Er behandelte die ſchönen Wiſſenſchaften trocken und ſteif, und gab den ſtrengen Wiſſenſchaften einen zu leichten Anſtrich. Zwei Jahre ſpäter, als jenes Trauerſpiel, erſchienen ſeine Dialogues des morts, welche günſtiger aufgenommen wurden, wiewohl man nicht verkennen kann, daß ſie durch die Sucht, ſtets geiſtreich, neu und ungewöhnlich zu ſein, ermüdend und unnatürlich werden. Sie legten dennoch den Grund zu ſeinem Ruhme, den ſeine folgenden Werke befeſtigten. Das berühmteſte und vorzüglichſte derſelben iſt: Entretiens sur la pluralité des mondes, 1686, (deutſch von Bode); es iſt das erſte, in welchem philoſophiſche Gegenſtände mit Anmuth vorgetragen werden. Die Brauchbarkeit deſſelben iſt freilich durch die Fortſchritte der Wiſſenſchaften ſeitdem verloren gegangen, da für uns weder die Baſis des Werks, noch die daraus abgeleiteten Folgerungen mehr gelten. Als Secretär der Akad. d. Wiſſenſch. machte ſich Fontenelle durch die ſeit ihm zuerſt üblich gewordenen Eloges berühmt. Kein Gelehrter hat wohl einen bedeutendern Einfluß auf ſein Zeitalter gehabt, als er. Er verdiente ihn eben ſo ſehr durch ſeine Lebensweisheit, durch die Lauterkeit ſeines Charakters und Liebenswürdigkeit ſeiner Sitten, als durch ſeine Schriften. Er erreichte ein ſeltenes Alter, und blieb bis zu ſeinem Tod (1757) an Geiſt und Körper ungeſchwächt. Nivernois charakteriſirt ihn auf folgende Weiſe. Als Fontenelle auf den Kampfplatz trat, waren ſchon alle Preiſe vertheilt, alle Palmen gebrochen; nur der Preis der Univerſalität war noch übrig. Fontenelle wagte um ihn zu ringen, und gewann ihn. Er iſt nicht nur Metaphyſiker mit Malebranche, Phyſiker und Geometer mit Newton, Geſetzgeber mit Peter dem Großen, Staatsmann mit d'Argenſon; er iſt alles mit allen, er iſt alles überall.

Fontevraud, Ebraldsbrunnen, ein Thal an den Grenzen von Poitu und Anjou, im Depart. Mayenne und Loire, ward 1099 von dem durch ſeine ſeltſamen Bußübungen bekannten Robert von Abriſſel (mehr über dieſen Bekehrer gefallener Mädchen erzählt der Art. Fontevraud in Bayle's Dictionnaire) zum Stammſitze ſeiner aus büßenden Frauen und Mönchen zuſammengeſetzten Kloſtergeſellſchaft gewählt; daher erhielt dieſe den Namen des Ordens von Fontevraud. In den daſelbſt aufgeführten Kloſtergebäuden verſammelte Robert bald mehrere Tauſende von Religioſen beiderlei Geſchlechts, denen er die geſchärfte Regel Benedicts auflegte und eine ganz originelle Verfaſſung gab, bei der die Nonnen die Herrſcherinnen und die Mönche der jedesmaligen Äbtiſſin unterworfen wurden. Dieſer Orden breitete ſich nach Spanien, vorzüglich aber in Frankreich aus, wo die zahlreichen Klöſter deſſelben bedeutende Schenkungen erhielten. Die Äbtiſſin von Fontevraud, meiſt eine vornehme Dame, regierte ſie alle als Generalſuperiorin, und war, von jeder biſchöflichen Gerichtsbarkeit eximirt, nur dem Papſte untergeben. Zu Gunſten ihres Geſchlechts wußte ſie die ſtrenge Regel ſpäterhin zu mildern, und im 14ten Jahrhundert waren auch andere Unordnungen in den Klöſtern dieſes Ordens eingeriſſen, ungeach-

tet die urſprünglichen Satzungen für eine ſcharfe Abſonderung beider Geſchlechter geſorgt hatten. Er verlor dadurch an Anſehn, hatte aber doch vor der Revolution immer noch 57 Häuſer oder Priorate in Frankreich. Seit dieſer Begebenheit iſt er erloſchen. Die Kleidung war ſchwarz mit Kragen, Capuze und Gürtel. E.

Fontinalien waren Feſte, welche die Römer den Nymphen der Brunnen zu Ehren feierten, und an welchen ſie die Brunnen bekränzten und Blumen hineinwarfen.

Foote (Samuel). Dieſer berühmte Komiker, der wegen ſeines beißenden Witzes, und weil er lebende Perſonen auf die Bühne zu bringen pflegte, der engliſche Ariſtophanes genannt wurde, war 1719 zu Truro in Cornwallis geboren, und ſtammte aus einer guten Familie. Die Rechtsgelehrſamkeit, die er anfangs ſtudirte, erregte ihm bald Widerwillen. Er heirathete ein vornehmes junges Frauenzimmer, allein beider Neigungen ſtimmten wenig überein. Foote überließ ſich ohne Mäßigung ſeinem Hange zum Vergnügen, und ſtürzte ſich dadurch bald in die größten Verlegenheiten, denen er nur dadurch zu entgehen wußte, daß er ſeine Zuflucht zum Theater nahm. Er debütirte mit der Rolle des Othello, in welcher er unmöglich gefallen konnte, wie er denn überhaupt nie in fremden Stücken vorzüglich ſpielte. Um das Jahr 1747 eröffnete er auf dem Hay-Market eine kleine Bühne, wozu ihm der Herzog von Cumberland vom Könige die Erlaubniß ausgewirkt hatte, und erſchien als Autor und Schauſpieler zugleich. Foote verfertigte dazu eine Gattung von Schauſpielen, die ein Mittelding zwiſchen Luſtſpiel u. Farce waren, und in welchen er Begebenheiten des Tages und lebende Perſonen mit deſto größerem Glücke aufs Theater brachte, je mehr er das ſeltene Talent beſaß, Geberden und Sprache Anderer auf das treffendſte nachzuahmen. Sein erſter Verſuch iſt unter dem Namen der Morgenbeluſtigung bekannt. Im Jahre 1748 that Foote eine beträchtliche Erbſchaft; er verließ ſogleich die Bühne, und erſt als ſeine Hülfsquellen verſiegten, erſchien er wieder auf dem Theater. Er ſpielte von 1752 an bald in Drurylane, bald in Coventgarden, 1760 im Sommer auf dem Hay-Market, und ſeit 1762 alle Sommer daſelbſt, wodurch er ſich eben ſo viel Ruhm erwarb, als Geld gewann. Im Jahr 1766 brach er auf der Jagd mit dem Herzog von York das Bein, und mußte es ſich gänzlich ablöſen laſſen. In den letzten Jahren ſeines Lebens erfuhr er mancherlei Kränkungen. Seine Neider klagten ihn eines ſchändlichen Verbrechens an; der Kummer darüber verurſachte ihm eine vorübergehende Gliederlähmung. Er faßte den Entſchluß, ſich nach dem ſüdlichen Frankreich zu begeben, überließ ſein Theater an Colman, ward aber ſchon zu Dover den 22. Oct. 1777 vom Tode ereilt. Er hinterließ einen natürlichen Sohn als Erben ſeines Vermögens. Foote war ein Mann von unerſchöpflichem Witz, ſowohl auf dem Theater als im Umgang; aber er machte ſich furchtbar damit, denn er verſchonte Niemand, und keines ſeiner Bonmots ging verloren. Die Tugend war ihm indeß heilig, nur das Laſter und die Thorheit geißelte er ohne Rückſicht und Schonung. Als eine Probe ſeines ſtets fertigen Witzes wird folgende Anekdote erzählt. Foote hatte den Grafen Sandwich lächerlich gemacht; dieſer erfuhr es, und als er mit Foote zuſammenkam, ſagte er, um ihn zu kränken: „Ich möchte doch wiſſen, Foote, ob Sie einmal an den Fr... oder an dem Galgen ſterben werden.“ „Mylord,“ antwortete dieſer ſogleich, „das

würde nur davon abhängen, ob ich es mit Ihren Maitreſſen oder mit Ihren Grundſätzen hielte." Foote war ſchon auf den erſten Anblick eine lächerliche, drollige und burleske Figur, kurz und unterſetzt, mit vollen Backen und großen, muthwilligen, geiſtvollen Augen; dabei wußte er auf ſeinem hölzernen Beine ſich mit einer ſeltnen Gewandtheit fortzubewegen. Seine ſämmtlichen dramatiſchen Werke ſind 1788 in vier Octavbänden unter Colman's Aufſicht erſchienen.

Forbans ſind eine Art Seeräuber im griechiſchen Inſelmeer, welche mit ihren Fahrzeugen zwiſchen den Klippen und Inſeln liegen, um auf die vorbeiſegelnden Schiffe zu lauren und ſie zu berauben.

Forbiſher (Martin), ſ. Frobiſher.

Forcellini (Egidio), ein italieniſcher Gelehrter und guter Lexicograph, geboren 1688 in einem Dorfe unweit Feltre, im ehemaligen venetianiſchen Gebiet. Die Armuth ſeiner Ältern hinderte ihn anfangs eine gelehrte Schule zu beſuchen, und er war ſchon ziemlich erwachſen, als er auf dem Seminario zu Padua anfing Lateiniſch zu lernen. Sein Lehrer in dieſer Sprache und bald nachher ſein Freund, war der bekannte Literator und Profeſſor zu Padua, Facciolato. Forcellini machte ſehr ſchnelle Fortſchritte in den alten Sprachen, und Facciolato bediente ſich ſeiner Hülfe bei der neuen, von ihm ſehr vermehrten Ausgabe von Calepin's Lexicon in ſieben Sprachen. Beide Freunde faßten darauf den Entſchluß, ein großes und vollſtändiges Wörterbuch der lateiniſchen Sprache herauszugeben. Die Ausführung dieſer Idee wurde jedoch dadurch verzögert, daß Forcellini nach Ceneda in der treviſaner Mark als Profeſſor der Rhetorik und Director des daſigen Seminariums verſetzt wurde. Als er aber im Jahr 1731 wieder nach Padua zurückberufen worden war, und durch die Gunſt des Biſchofs dieſer Stadt, des Cardinals Rezzonico, hinlängliche Muße erhalten hatte, vollbrachte er ſeine Arbeit, welche unter dem Titel: Aegidii Forcellini totius latinitatis Lexicon etc., 1771 zu Padua in 4 Foliobänden erſchien. Forcellini hatte da in einen ruhmlichen Beweis ſeiner ausgebreiteten Beleſenheit und ſeiner richtigen Beurtheilung gegeben. Er ſtarb, 80 Jahr alt, am 4. April 1768. Man vergl. den Art. Facciolato.

Fordyce (George), einer der berühmteſten unter den neuern engliſchen Ärzten, geboren 1736 zu Aberdeen, legte ſich frühzeitig und mit vielem Eifer auf die mediciniſchen Wiſſenſchaften, und erwarb ſich durch ſeinen Fleiß auf der Univerſität zu Edinburgh die Freundſchaft des berühmten Cullen. Im Jahr 1758 erhielt er die mediciniſche Doctorwürde. Die Abhandlung über den Katarrh, die er bei dieſer Gelegenheit ſchrieb, wurde in verſchiedne Sammlungen aufgenommen. Fordyce ging hierauf noch auf einige Zeit nach Leyden, um die dortigen berühmten Profeſſoren zu hören. Nach ſeiner Rückkunft nach England ließ er ſich in London nieder. Da die mediciniſche Praxis ihm anfangs nicht hinlängliches Auskommen verſchaffte, faßte er den Entſchluß, Vorleſungen über Chymie, Pharmakologie, Therapeutik und Pathologie zu halten. Das Lehrbuch, das er zum Gebrauch bei ſeinen Vorleſungen ſchrieb, erhielt ein claſſiſches Anſehn. Fordyce wurde nun, von 1770 an, nach einander Arzt am St. Thomashoſpital, Mitglied der königlichen Societät der Wiſſenſchaften und des Collegiums der Ärzte. Er ſtarb am 25. Juni 1802.

Forelle, einer der angenehmſten und zarteſten Flußfiſche, der ſich entweder in ſteinigen, hellfließenden und harten Berg und Waldbächen aufhält, wo er dann eine ſchwärzlich blaue Farbe hat, oder

in Seen und Teichen, wo ſeine Farbe ins Gelbe fällt. Auch iſt er mit rothen, gelben und ſchwarzen Flecken geſprenkelt. Man rangirt die Forelle unter die Feinſchmeckereien, und ſie kommt in der Regel nur auf die Tafel der Gourmands. Marinirt und geräuchert ſind die Forellen in mehreren Gegenden, wie am Bodenſee, ein Handelsgegenſtand.

Forioſo, eine Künſtlerfamilie in Paris, welche ihre equilibriſtiſche Geſchicklichkeit auch in den vornehmſten Städten Deutſchlands gezeigt, und durch Kühnheit und Grazie allgemeine Bewunderung und Beifall eingeerndtet hat. Die Mitglieder dieſer Familie ſind gegenwärtig die vorzüglichſten Künſtler dieſer Art.

Forkel (Johann Nicolaus), Doctor der Muſik, der größte muſikaliſche Theoretiker, Literator und Hiſtoriker unſrer, wie der bisherigen Zeit überhaupt. Den 12. Febr. 1749 zu Meeder, einem anſehnlichen Flecken bei Coburg, geboren, verdankte er ſeinen erſten Aufflug in der Kunſt dem „vollkommenen Capellmeiſter,“ einem Werke des großen hamburgiſchen Muſikers Mattheſon. Zuerſt ging er zu Coburg in die Schule, kam bald nach Lüneburg, von da aber, im ſiebzehnten Jahre, durch gute Empfehlungen als Präpoſitus des Chors nach Schwerin. Hier machte er durch ſeine hübſche Stimme, wie durch ſein ſchönes Harfenſpiel, auch bei der herzogl. Familie Glück, und man ſuchte ihn zu bereden, die Rechte zu ſtudiren, um ihn dereinſt für ein juriſtiſches Fach in Schwerin anzuſtellen. So wenig ihm dieſe Ausſicht auch wünſchenswerth ſchien, ſo zwang ihn doch der Mangel an aller Unterſtützung vom Hauſe her, und ſein Durſt nach Wiſſen und Vergleichen, nach Göttingen zu gehen und dort zwei Jahre lang den Rechten obzuliegen. Doch bald darnach war ſein Entſchluß gefaßt, der Tonkunſt ſein ganzes Leben und ſeine ganze Kraft zu widmen. In dieſer Zeit ſchrieb er ſeine muſikaliſch kritiſche Bibliothek, in der gleich die erſte Recenſion von Glucks Alceſte viel Aufſehen erregte und Kennern das Urtheil ablockte, ſie, das Product eines göttinger Studenten, ſei vielleicht ein größeres Meiſterſtück, als eine der Opern des berühmten Capellmeiſters in Wien, der damals in Paris ſo viel Beifall einerndtete. Als die Stelle des Concertmeiſters, die bisher ein Violinſpieler aus der Benda'ſchen Schule verſehen hatte, in Göttingen durch den Tod deſſelben erledigt wurde, erhielt Forkel dieſelbe mit dem Titel eines Muſikdirectors; und er bekleidete ſie bis an das Ende ſeines Lebens. Sie gewährte ihm die nöthige Muße, um die wichtigſten Werke, die wir in der Theorie der Muſik beſitzen, auszuarbeiten. So haben wir eine Literatur der Muſik, die erſten zwei Bände einer Geſchichte dieſer Kunſt, eine Biographie und Charakteriſtik Sebaſtian Bachs erhalten, welche hinreichen, den Namen ihres Urhebers unſterblich zu machen. Zugleich bildete Forkel theoretiſch und praktiſch viele Schüler. Er war einer der wenigen, welche Sebaſtian Bachs Methode des Clavierſpiels in ihrer Reinheit bewahrt hatten. Sein Tod erfolgte zu Göttingen den 20. März 1818.

Form wird in der Philoſophie der Materie entgegengeſetzt (ſ. d. Art.), und bedeutet die Art und Weiſe, wie eine Thätigkeit wirkt, die Art der Verbindung eines Mannichfaltigen zu einem Ganzen; auch ſo viel als Geſtalt, Geſtaltung. Formalismus, in der Wiſſenſchaft, namentlich in der Philoſophie, das bloße Berückſichtigen und Beobachten der formellen Erforderniſſe, daher auch formelle Philoſophie; — Formalphiloſophie aber, welche von

der Form des philoſophiſchen Erkennens handelt. In der Buchdruckerkunſt heißt Form die in ihre Columnen und Spalten abgetheilte und zum Abdruck geſetzte, in eiſerne Rahmen eingeſchloſſene Hälfte eines Bogens, welche auf eine Seite des Papierbogens kommt. Sie enthält in Folio 2, in Quart 4, in Octav 8 Columnen u. ſ. w., welche auf einmal abgedruckt werden; zu jedem Bogen gehören alſo zwei Formen.

Formale. Das Formale, dem Materialen entgegengeſetzt, deutet die Geſtaltung, Beſtimmung oder Form eines Dinges an. Formalien, Formalitäten, Ärmlichkeiten ſind äußere, außerweſentliche Umſtände, womit eine Handlung begleitet wird, von denen aber in rechtlicher Hinſicht die Gültigkeit eines Geſchäfts durch die Geſetze abhängig gemacht iſt, in ſofern ſie als Zeichen der Rechtsgültigkeit angeſehen werden können. Z. B. Jemand mit allen Formalien empfangen; ein Teſtament mit den gewöhnlichen Formalien eröffnen; daher formaliter, in gewöhnlicher Form und Art. Sich formaliſiren, etwas übel nehmen, ſich durch die Form, durch die Art und Weiſe, wie etwas geſchieht, für beleidigt halten; ſein Befremden oder Mißfallen über etwas äußern, ſich über etwas aufhalten. Formaliſt heißt derjenige, der ſich genau an die vorgeſchriebenen Formalien bindet, daher auch ein Ceremonien- oder Complimentenmacher. Formeln oder Formulare ſind für beſondere Fälle vorgeſchriebene oder durch den Gebrauch eingeführte Worte, Wendungen oder Redensarten. In der Buchſtabenrechenkunſt (Algebra) ſind es die Vorſchriften zur Auflöſung einer Aufgabe.

Format, ſ. Bücherformat.

Formey (Joh. Heinr. Sam.), geboren zu Berlin den 31. Mai 1711. Im Jahr 1731 wurde er Prediger der franzöſiſchen Gemeinde zu Brandenburg, und dann zu Berlin, 1737 zugleich Profeſſor der Beredſamkeit am dortigen franzöſiſchen Gymnaſium; 1739 legte er beide Stellen nieder und ward Profeſſor der Philoſophie in derſelben Anſtalt, 1745 zugleich beſtändiger Secretär der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, 1782 Director der philoſophiſchen Klaſſe derſelben. Er ſtarb den 8. März 1797. Er war ein kenntnißvoller, gelehrter und für die Wiſſenſchaften eifrig wirkender Mann, und unter den Polygraphen des 18ten Jahrhunderts behauptete er eine der erſten Stellen. Er ſuchte mehr zu nützen, als zu glänzen, und beurtheilte faſt alle ſeine Schriften nach dieſem Maßſtabe. Sie gehören entweder zum kritiſchen oder didaktiſchen Fache. Letztere theilen ſich wieder in theologiſche und philoſophiſche. Seine akademiſchen Abhandlungen gehören meiſtentheils in das Gebiet der praktiſchen Philoſophie, oder ſind Denkſchriften auf verſtorbene Akademiker oder Reden bei öffentlichen Sitzungen. Die Wolfiſche Philoſophie, die in ihm einen ihrer letzten Schüler und Anhänger verlor, verdankte ihm und ſeinen Schriften ihre weitere Ausbreitung im Auslande, beſonders in Frankreich; er hat ihr ein leichteres, gefälliges Gewand umgeworfen, und ſeine Belle Wolfienne fand zu ihrer Zeit zahlreiche Verehrer. In ſeinen Souvenirs d'un Citoyen gibt er intereſſante Nachrichten über ſich ſelbſt.

Forskål (Peter), ein berühmter ſchwediſcher Botaniker und Schüler Linnés, geboren 1736. Er ſtudirte zu Göttingen und vertheidigte da (1756) eine Disputation unter dem Titel: Dubia de principiis philosophiae recentioris. Eine franzöſiſche Broſchüre:

Gedanken über die bürgerliche Freiheit, welche er nach ſeiner Rückkunft in Schweden herausgab, mißfiel der damals herrſchenden oligarchiſchen Partei. Forskål erhielt bald darauf einen Ruf nach Copenhagen als Profeſſor, und da er ſich auch auf Naturgeſchichte gelegt hatte, ſo wurde er, auf Linné's Empfehlung, mit zu der gelehrten Reiſe nach Arabien beſtimmt, welche König Friedrich V. von Dänemark veranſtaltete, und es wurden ihm dabei die Unterſuchungen im Fache der Naturgeſchichte aufgetragen. Im J. 1761 trat er mit ſeinen Gefährten, Carſten Niebuhr, von Haven und Kramer, die Reiſe an, botaniſirte unterwegs in der Gegend von Marſeille, von welcher er eine Flora herausgab, und auf der Inſel Malta, und kam glücklich nach Ägypten und Arabien, wo er mit dem größten Fleiße botaniſirte. Von der Peſt befallen, ſtarb er den 12. Jul. 1763 zu Djérim in Arabien, zu früh für die Naturgeſchichte und die Wiſſenſchaften überhaupt. Niebuhr hat Forskåls hinterlaſſene Papiere, die aus lauter einzelnen Blättern mit Bemerkungen beſtanden, ſorgfältig geſammelt und aus denſelben nachmals herausgegeben: Descriptiones animalium, avium, amphibiorum, piscium, insectorum, quae in itinere orientali observavit P. Forskael. Havniae 1775, mit 1 Kupfertafel. (Dem ſyſtematiſchen Namenverzeichniſſe in lateiniſcher, griechiſcher u. arabiſcher Sprache folgten gegen 800 Beſchreibungen von Thieren ꝛc., nach dem Linné'ſchen Syſtem geordnet, und dann die materia medica in der anſehnlichen Apotheke zu Kahira in Ägypten.) — Flora Aegyptiaco-Arabica etc. ib. — Icones rerum naturalium, quas in itinere oriental. depingi curavit Forskael ib. 1776, mit 48 Kpfrn., wovon 20 Pflanzen, 28 aber Thiere vorſtellen. Die Zeichnungen ſind von dem ebenfalls unterwegs geſtorbenen Mahler der Reiſegeſellſchaft, Baurenfeind, von Haas ſauber geſtochen. — Linné gab ſeinem Schüler und Freunde zu Ehren einer exotiſchen Pflanze den Namen Forskalea.

Forſt, derjenige Theil eines Waldes, der als ein geſchloſſenes Ganze für ſich bewirthſchaftet wird; alſo eine geſchloſſene Forſtwirthſchaft oder ungefähr das, was bei der Landwirthſchaft ein Landgut iſt. Der Verwalter derſelben heißt Förſter, daher auch die Benennung Förſterei. Die dabei angeſtellten Perſonen heißen Forſtbediente, richtiger aber Forſtdiener; ſie ſind Unterförſter, Zeichenſchläger, Holzläufer oder Holzwächter, öfters auch Fußknechte genannt. Nicht ſelten bezeichnet man mit dem Namen Forſt den Wald, oder überhaupt Grundſtücke, die zum Holzwuchſe beſtimmt ſind. Das vorhandene Holz heißt der Forſt- oder Holzbeſtand, ſo wie die nach gewiſſen Regeln begrenzten und gewöhnlich nach Nummern bezeichneten Theile Forſtreviere, Reviere oder auch Schläge, Holzſchläge. Stellen, auf denen in einem Forſte kein Holz ſteht, heißen Blößen, im Gegenſatz von beſtandenen, d. i. wo gehöriger Holzwuchs iſt. Dieſer beſteht entweder aus Nadelholzarten (Schwarzwald) oder Laubholzarten (lebendiges Holz). Sie werden weiter eingetheilt in Ober- und Unterholz. Jenes gibt ſtämmige Bäume, die eine gewiſſe Reihe Jahre zur verlangten Stärke heranwachſen müſſen, ehe ſie abgetrieben werden können. Unterholz heißt dasjenige, welches nur einige Jahre wächſt, ehe es geſchlagen, d. i. abgehauen wird, und heißt darum auch Schlagholz. Es gibt nur Reiſig, Stangen und ſelten Scheitholz. Den Namen Unterholz führt es, weil es gegen das Ober-

holz, das auch Hochwald heißt, niedrig oder in Anſehung der Länge unter demſelben bleibt. In manchen Gegenden nennt man das Unterholz auch Buſchholz. Nicht ſelten werden beide auf einem und demſelben Schlage unter einander gehalten. An ſich ſind im Unterholze oftmals dieſelben Holzarten befindlich, aus welchen das Oberholz beſteht, nur mit dem Unterſchiede, daß letzteres zum vollwüchſigen Stamme auswächſt, und der Stock davon nachher gerodet wird, hingegen das Unterholz in einem Alter geſchlagen wird, in welchem es fähig iſt, aus der Wurzel wieder auszuſchlagen, d. i. Stammlatten, Schößlinge zu machen. Doch gibt es allerdings eine Menge Straucharten, z. B. Haſeln, Schwarzdorn, Weißdorn, Hartriegel u. a., die nie zum Baume heranwachſen, und ſo von Natur zum Unterholze beſtimmt ſind. — Ein Forſt hat ſeine Gerechtſame, Forſtrecht, Forſtordnung, Forſtregel. Der Forſtnutzen beſteht theils im Holzgewinn, theils in ſogenannten Nebennutzungen, wozu vorzugsweiſe das Wild oder die Jagd gehört; beträchtlich pflegt auch öfters die Maſt in Buchen- und Eichenrevieren zu ſein. Streu- und Laubharken, ſo wie Viehweiden im Forſte, ſind demſelben mehr nachtheilig als nützlich. Daſſelbe iſt auch vom Harzſcharren zu behaupten. — Faßt man Alles unter einem gemeinſchaftlichen Namen, was den Forſt insbeſondere oder auch nur darauf beziehend betrifft, ſo bedienen wir uns der Benennung Forſtweſen. Dieſes hat ſeine Geſchichte und Wiſſenſchaft. Wird ſolche ſyſtematiſch aufgeſtellt, ſo heißt ſie die Forſtwiſſenſchaft, ausgeübt aber die Forſtwirthſchaft; jene macht alſo die Lehre und dieſe das Gewerbe aus. (S. Forſtweſen.)

Forſter (Johann Reinhold), der Vater, königlich preußiſcher geheimer Rath und Profeſſor der Naturgeſchichte zu Halle, ein berühmter und auch wegen ſeiner Schickſale ausgezeichneter Gelehrter. Urſprünglich ſtammte die Familie aus dem alten Hauſe der Lords Foreſter in Schottland ab; die Nachkommen hatten ſich nach Polniſch-Preußen geflüchtet, und einer derſelben, Bürgermeiſter in Dirſchau unweit Danzig, war der Vater unſers Forſters, welcher 1729 geboren wurde. Ohne ſonderliche Erziehung wuchs dieſer herauf, kam im 15ten Jahre nach Berlin, wo er mit Reſewitz und Pallas, auf dem Joachimsthaliſchen Gymnaſium in Sprachen, Chronologie und Völkerkunde einen tüchtigen Grund legte. 1748 beſuchte er die Univerſität Halle, und trieb, da er ſich der Theologie widmen ſollte, die gelehrten Sprachen, kam dann 1751 nach Danzig, und erhielt bald die Predigerſtelle zu Naſſenhuben (Naſſenhof). Sein Amt verwaltete er nur ſo viel es die Nothdurft heiſchte, und hing dagegen ſeinen Lieblingsfächern, Mathematik, Philoſophie, Länder- und Völkerkunde, auch alten Sprachen mit voller Seele nach. Sehr gelegen kam es ihm bei ſeiner Reiſeluſt als ein Mann geſucht wurde, der das Coloniewesen in Saratow, einem aſiatiſchen, zum ruſſiſchen Reiche gehörigen Gouvernement, unterſuchen könne; er nahm den Antrag an, und reiſete im März 1765 ab. Seine Berichte fielen ſehr zur Zufriedenheit aus, und er erhielt nach ſeiner Ankunft in Petersburg von der Kaiſerin Catharina II. den Auftrag, mit Zuziehung mehrerer Gelehrten ein Geſetzbuch für dieſe Coloniſten zu verfertigen. Allein der fleißige Mann erhielt für dieſe ſeine Arbeiten und Reiſen, ja für die nun verlorne Predigerſtelle, die man wegen ſeines langen Außenbleibens unterdeſſen anderweit beſetzt hatte, nicht die erwartete Entſchädigung, und reiſete ohne die geringſte Beloh-

nung im Auguſt 1766 nach London ab. Hier erhielt er ſich und ſeinen Sohn Georg theils durch Verkaufung mehrerer von ſeiner Reiſe mitgebrachten Seltenheiten, theils durch Überſetzungen, die er herausgab. Zwar wurden ihm mehrere amerikaniſche Predigerſtellen angetragen; allein er ſchlug ſie aus, indeſſen ſein Sohn Georg im Jahr 1767 eine Stelle auf einem Comptoir annehmen mußte. Der Vater ging nun als Profeſſor der Naturgeſchichte und der franzöſiſchen und deutſchen Sprache nach Warrington, wohin auch ſeine Frau und zugleich Georg nachfolgten. Er unterrichtete hier, ſelbſt als er nachher die Profeſſorſtelle niederlegte, die Jugend, und lebte mehrere Jahre in dieſen nicht unangenehmen Verhältniſſen. Endlich kam der Antrag an ihn, den Capitain Cook bei ſeiner zweiten Entdeckungsreiſe als Naturforſcher zu begleiten. Er nahm ihn gern an, und ging mit ſeinem damals 17jährigen Sohne den 26. Juni 1772 von London ab. Dieſe intereſſante Reiſe, auf welcher ſie volle drei Jahre zubrachten, hat der Sohn, Georg Forſter, in dem berühmten, 2 Quartbände ſtarken Werke (London 1777, und deutſch, Berlin 1778 u. 1780) weitläuftig beſchrieben, da dies dem Vater, welchem es zur Bedingung gemacht worden, nichts für ſich von dieſer Reiſe drucken zu laſſen, nicht erlaubt war. Der Vater gab nachher ſeine reichen Bemerkungen über Gegenſtände der phyſiſchen Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte und Philoſophie, die er auf dieſer Reiſe geſammelt hatte, zu London 1778 in 4. (nachher verdeutſcht von ſeinem Sohne zu Berlin 1783 in 8.) heraus. Die Weltkarte, welche die berühmten Weltumſegler auf ihrer Reiſe mit hatten, befindet ſich in der Gallerie zu Wörlitz. Belohnungen wurden übrigens Reinhold F. ſo wenig zu Theil, daß er vielmehr, nach und nach bei ſeiner zahlreichen Familie in ſeinen ökonomiſchen Verhältniſſen zurückgekommen, eine Zeit lang im Schuldthurme ſchmachten mußte, bis ihn endlich Friedrich der Große 1780 gleichſam dem Kerker abkaufte, und als Profeſſor der Naturgeſchichte nach Halle berief, wo er 18 Jahre, bis an ſeinen Tod, eine Zierde dieſer Akademie war. Auch hier ſchrieb er ſehr fleißig, und war mit Überſetzung der neueſten Reiſen aus mehreren Sprachen, unter welche vorzüglich die von Cooks dritter Reiſe gehört, beſchäftigt. Freilich blieb er auch in Halle nicht ohne Verdrießlichkeiten, welche ihm oft ſeine Heftigkeit, ſeine Geradheit und ſein offenes Herz zuzogen; beſonders ſetzten ihn theils ſein Hang zum Spielen, theils die Begierde, ſeine Sammlungen um jeden Preis zu vermehren, oft in große Verlegenheit. Der endliche Verluſt ſeines trefflichen Sohnes Georg vermehrten dieſe Leiden noch, und er ſtarb den 9. Dec. 1798. Scharfſinn und ſchnelle Faſſungskraft waren bei dieſem merkwürdigen Manne zugleich mit dem bewundernswürdigſten Gedächtniß verbunden. Siebenzehn lebendige und todte Sprachen redete oder ſchrieb er größtentheils. Er beſaß eine höchſt ſeltene Kenntniß der Literatur in jedem Fache; in der Geſchichte, der Botanik und Zoologie wird er immer mit ſeinem Sohne als einer der erſten Entdecker des verfloſſenen Jahrhunderts glänzen. Obgleich von heftigem, aufbrauſendem Temperamente, hatte er dennoch ſo viel ungeheuchelte Gutmüthigkeit, daß er nicht beleidigte. Er war ausnehmend gefällig und dienſtfertig: auch den fremden Verdienſten ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren. Ein heiterer Humor und eine unerſchütterliche frohe Laune gaben ſeinem Umgange ein eignes Intereſſe. In ſeinen zahlreichen Schriften, unter denen ſeine

oben erwähnten Beobachtungen auf einer Reiſe um die Welt, ſeine Geſchichte der Schifffahrten und Entdeckungen im Norden, ſo wie ſein antiquariſcher Verſuch über den Byſſus der Alten, die erſten Stellen einnehmen, war ſein Stil zwar kräftig und lebhaft, aber, wenigſtens der deutſche, nicht ganz correct.

Forſter (Johann Georg Adam), Sohn des Vorhergehenden, war geboren 1754 zu Naſſenhuben bei Danzig. Er folgte ſeinem Vater, elf Jahre alt, nach Rußland, und ſetzte, als beide von Saratow nach Petersburg zurückgekehrt waren, hier ſeine unter des Vaters Leitung begonnenen Studien fort. In London wurde er bei einem Kaufmann in die Lehre gegeben; indeß nöthigte ihn ſeine ſchwache Geſundheit bald, der Handlung zu entſagen. Er kehrte zu ſeinem Vater nach Warrington zurück, ſetzte mit Erfolg ſeine Studien wieder fort, überſetzte mehrere Werke ins Engliſche, und gab in einer benachbarten Schule Unterricht im Deutſchen und Franzöſiſchen. Er machte nebſt ſeinem Vater von 1772 — 75 die Reiſe um die Welt unter Cook mit, begab ſich 1777 nach Paris, wo er ſich niederzulaſſen gedachte, ging aber bald nach Holland, und war auf dem Wege nach Berlin, als der Landgraf von Heſſen ihm einen Lehrſtuhl der Naturgeſchichte an der caſſeler Ritterakademie anbot, den er bis 1784 einnahm, in welchem Jahre er einem Rufe des Königs von Polen nach Wilna folgte. Er ward hier zum Doctor der Medicin promovirt. Die Kaiſerin Catharina hatte die Abſicht, 1787 eine Reiſe um die Welt zu veranſtalten, und Forſtern zum Hiſtoriographen dieſer Unternehmung ernannt, die jedoch wegen des Türkenkriegs unterblieb. Um nicht müſſig zu ſein, kehrte Forſter nach Deutſchland zurück, wo er mehrere Schriften über Naturgeſchichte und Literatur herausgab. Der Churfürſt von Mainz ernannte ihn 1788 zu ſeinem erſten Bibliothekar. Forſter ſtand dieſem Amte mit Auszeichnung vor, als 1792 die Franzoſen nach Mainz kamen. Er hatte die Grundſätze der Revolution mit Feuer ergriffen, und wurde von den republikaniſch geſinnten Mainzern nach Paris geſchickt, um ihre Vereinigung mit Frankreich beim Convent nachzuſuchen. Er befand ſich noch daſelbſt, als die Preußen Mainz wieder eroberten. Dieß Ereigniß zog den Verluſt ſeiner ganzen Habe, auch ſeiner Bücher und Handſchriften nach ſich. Er ſah ſeine ganze Lage erſchüttert, trennte ſich von einer geliebten Gattin, die ſich unter ſeiner Zuſtimmung mit ſeinem Freunde Huber wieder verband, und faßte den Entſchluß, Europa ganz zu verlaſſen und nach Indien zu gehen. Er begann zu dem Ende das Studium der morgenländiſchen Sprachen, unterlag aber den Anſtrengungen und Unfällen der letztern Jahre, und ſtarb zu Paris 1794. — Forſter gehört zu unſern claſſiſchen Schriftſtellern; als ſolcher wird er auch für die Nachwelt beſtehen; ſeiner eigenen Zeit eilte er voraus. Wir übergehen ſeine zahlreichen Überſetzungen, und führen hier von ſeinen Schriften nur an die intereſſante, für Naturgeſchichte und Menſchenkenntniß ſo wichtige Beſchreibung der denkwürdigen Reiſe um die Welt; ſeine kleinen Schriften, ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde, Naturgeſchichte und Philoſophie des Lebens, 6 Theile; und insbeſondere ſeine reichhaltigen Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Juni 1790, 3 Theile. Auch hat er das Ver-

dienſt, die köſtliche Frucht des indiſchen literariſchen Himmels, die Sakontala des Kalidas, auf deutſchen Boden verpflanzt zu haben.

Forſtweſen. Daſſelbe iſt erſt in neuerer Zeit zu dem geworden, was es jetzt iſt. Die bis dahin bedachtloſe Wirthſchaft in öffentlichen und Privathölzern erregte, bei wachſender Bevölkerung u. gefühlter Abnahme des Holzes, in der andern Hälfte des 18. Jahrhunderts die Aufmerkſamkeit auf die entblößten Wälder. Unglücklicher Weiſe verfiel man aber darauf, den Jagdbeamten, die bisher Luſtdiener der Fürſten geweſen waren, beiläufig die Forſtwirthſchaft zu übertragen. Doch ſiegte die gute Sache, und ehe noch ein halbes Jahrhundert verſtrich, waren nicht nur Forſtämter geſchaffen, ſondern auch zur Bildung junger Forſtmänner Inſtitute und ſelbſt Akademien errichtet. Die erforderlichen Kenntniſſe verbreiteten ſich in manchen Ländern ziemlich ſchnell, u. dieſes Fach konnte alsbald tüchtige Männer aufweiſen, wie einen Beckmann, Burgsdorf, Hartig, Laurop u. A. Der Staat verwandte um ſo lieber bedeutende Summen auf forſtwirthſchaftliche Unternehmungen, als die Forſte ſelbſt immer mehr anſehnliche Revenüen in die Caſſe lieferten. Die Früchte dieſes verbeſſerten Syſtems haben ſich in den holzarmen Ländern (denn in den holzreichen geht es immer noch üppig und ſorglos zu) trefflich ergeben, und in Verbindung mit den auf andere Brennmaterialien und auf ſparende Feuerung gewendeten Bemühungen doch ſo viel gewirkt, daß wir und die Nachwelt vor dem Erfrieren ſicher ſind. Das Holzbedürfniß jedes Staates erſtreckt ſich auf Nutzholz und auf Brennholz. Beides ſind hohe Staatsbedarfe, weil ein Theil jeder Wohnung notwendig aus Holz beſteht, und weil da, wo die Surrogate nicht ſo reichlich vorhanden ſind, wie Torf und Steinkohlen in Holland und England, doch Holz das vorzüglichſte Brennmaterial bleibt. Beide gleich geordnete Bedürfniſſe dem Lande zu ſichern, ſind gegenwärtig die Hauptzwecke der Forſtwirthſchaft. Für beide gleich dienlich, cultivirt man den ſogenannten Hochwald. Dieſer beſteht theils aus Nadel- oder Schwarzholze, theils aus Laubholz. Beim erſtern iſt die Cultur und Benutzung hauptſächlich auf Stammholz gerichtet. Man theilt die Nadelhölzer gewöhnlich in 50 — bis 60 jährige Schläge für das Brennholz ein, wo hingegen für das Bauholz ältere Schläge von 80 — 100 und 120 Jahre aufgehoben werden, und ſchlägt, wenn die Reihe daran kommt, Stamm für Stamm weg, rodet dann die Stöcke aus (welche die ſogenannten Stockſcheite u. Stockklaftern, die Stämme aber die Kochſcheite, Böttcherſcheite ꝛc. geben), und muß die Schläge in ſolche Lage zu richten ſuchen, daß der gewöhnlich zur Samenzeit ſtreichende Wind von dem nächſtſtehenden erwachſenen Schlage den Samen in das hierzu durch Hacken und leichtes Pflügen aufgeriſſene Erdreich des abgetriebenen Schlages verſtreue und ſo die Saat der Natur gedeihe. Dieſes Aufreißen des Bodens geſchieht im Eintritt des Frühjahrs, wo der geflügelte Samen der Schwarzhölzer die Kapſeln verläßt. Sind Boden u. Witterung günſtig, ſo bedarf es keiner Nachhülfe im Säen, doch oft muß man aus freier Hand nachſäen, und wenigſtens die Lücken ergänzen. Das Anpflanzen einzelner Nadelbäume iſt bei den gewöhnlichen Gattungen, Tanne, Fichte und Kienbaum, ſelten von Nutzen, — die Bäume verbutten leicht, und ein einmal ſo zurückgebliebener Stamm wird ſeine krüppelhaften Verhältniſſe nicht los. Die Maſſen des Schwarzholzes müſſen, wie geſagt, einander ſelbſt treiben und halten; die alten ſtarken Schläge

müſſen die jüngern und ſchwächern ſchützen, und alles muß in der Regel bleiben und weggenommen werden, ſonſt machen ſich ärmliche, dünne Holzlohden und oft ganz kahle Striche. Daher kommt es, daß in manchen Gegenden auf großen Plätzen, Berghöhen und Rükken, welche in alten Zeiten dicht bewachſen waren, jetzt keine Anpflanzung gedeiht, weil es an ſchützenden Nachbarhölzern fehlt. Der Hochwald des Laub- und grünen Holzes muß nach ganz andern Grundſätzen gehegt und behandelt werden. Gewöhnlich verbindet man ihn mit Buſchholz, und theilt ihn ebenfalls in Schläge oder Haue ein, welche nach Maßgabe des Wuchſes und des Bedarfes 8 — 20 Jahre wechſeln. Kommt der Hau an die Reihe, ſo nimmt man alles Buſchholz rein weg, hingegen von den ausgewachſenen Hochbäumen nur eine verhältnißmäßige Zahl, und erſetzt dieſe theils durch ſtehengelaſſene Aufſchößlinge (ſogenannte Laßreiſer), theils durch verſchonte junge Bäume (ſogenannte Vorſtänder), ſo daß immer eine richtige Proportion bleibt, und der Hau, wenn ihn wieder die Reihe trifft, ſowohl ausgewachſene, als in gehörigen Abſtufungen auf- und nachwachſende Holzbäume hat. Die harten und weichen Holzarten erfordern hier ſehr verſchiedene Dispoſitionen. Die Eiche verlangt zur Ausbildung wenigſtens 120, ja 150 — 200 und 300 Jahre. Die Buche und Ulme verlangen 80 — 100 Jahre; Eſche, Ahorn, Birke, Eller und Linde 60 — 70 Jahre, und ſelbſt die weichſten Holzarten, als Pappel und Weiden, die Espe (Populus tremula L.) ausgenommen, die nicht über 30 J. alt werden darf, erheiſchen ein Alter von 40 — 50 J., wenn ſie tüchtige Scheite oder auch Bauholz geben ſollen. Man muß ſich ſehr hüten, daß man auf ſolchen Hauen nicht zu viel Hochbäume laſſe und erziehe, weil ſonſt das darunter ſtehende Buſchholz ſich verzehrt und verkrüppelt, und man am Ende von beiden Arten nichts Vorzügliches hat. Alle Hochbäume, einer mehr wie der andere, z. B. Eiche und Buche mehr wie Birke und Eller, nähren ſich auf Koſten der dem Schafte nahe ſtehenden Geſträuche, und dulden nur niedere, keine hochſtrebende Umgebungen; ſie ſind das Bild der volkverzehrenden Ariſtokratie. Man hat daher die Frage aufgeworfen: ob es nicht beſſer ſei, in den Laubhölzern Hochwald und Buſchholz ganz zu trennen? Das von Stämmen gereinigte Buſchholz wächſt in luſtiger und üppiger Anarchie empor und in einander hinein, wie eine nomadiſche Heerde, und gewährt bei gutem Boden Haue von nur 10 — 12 jährigem Umtriebe, liefert aber freilich weder Bau- noch Nutzholz, als etwa Stangen, Reifſtäbe u. Flechten. Offenbar aber gewährt Buſchholz, wo guter Holzboden iſt, den ergiebigſten Ertrag, weil man das Kapital von 10 zu 10 Jahren nutzen kann, beim Hochwalde indeß 30, 40, 50 und 100 Jahre warten muß. Am beſten gedeihen als Büſche Eller, Eſche, Birke, Haſel, Linde, Saalweide ꝛc., kurz die weichern Holzarten, wiewohl auch die harten Hölzer in den erſten Jahren ihres Wuchſes nicht ſo langſam wachſen, als wenn ſie im Stamme ſtehen. Man pflanzt oder ſäet den Buſch gewöhnlich nicht, ſondern läßt aus dem abgehauenen Buſche die jungen Schößlinge erwachſen. Alle dieſe in einander oft ſtörend eingreifenden Vortheile nach Maßgabe des Staatsbedarfs zu erlangen, iſt nun der Zweck öffentlicher, wie auch der größern Privatforſtwirthſchaft, wohingegen geringere Eigenthümer und faſt die mehrſten Landwirthe nach ihren Verhältniſſen und ſo wirthſchaften mögen, daß ihr geſammter landwirthſchaftlicher Zweck vorherrſche. Darum iſt auf die einzelnen

Bäume und kleinen Hölzer in den Fluren, an Wäſſern und Wieſenrändern eine Forſtwiſſenſchaft nicht anwendbar. Der Landwirth ſchlägt Bäume weg, die noch nicht ſchlagbar ſind, wenn ſie ſeinen Grundſtücken zum Schaden ſtehen; er ſchneidet ſie, um leichtes Feuerholz zu haben, wenn er auch den Stammwuchs dadurch ſtört, kurz, er hat nur ſeinen ökonomiſchen Nutzen vor Augen.

Fort (Franz Jacob le). Dieſer merkwürdige Günſtling Peters des Großen, der ſich durch ſeine Verdienſte einen bleibenden Namen in den Annalen Rußlands erworben hat, war zu Genf im J. 1652 geboren. Sein Vater, Kaufmann daſelbſt, ſchickte ihn nach Hamburg, um die Handlung zu lernen; aber die Neigung des Jünglings zum Soldatenſtande machte, daß er in ſeinem vierzehnten Jahre heimlich nach Marſeille ging, u. in franzöſiſche, nachher in holländiſche Kriegsdienſte trat, die er indeß wieder verließ, um im J. 1675 über Archangel nach Moskau zu gehen. Hier wurde er zuerſt Secretär des däniſchen Geſandten, und hatte das Glück, das Wohlwollen des jungen Czaars Peter Alexjewitſch zu gewinnen, der ihn zufällig kennen lernte, und deſſen Günſtling er bis an ſeinen Tod blieb. Auch war dieſer Bund nicht das Werk des Zufalls oder einer flüchtigen Laune. In beiden lag der Keim zu großen und außerordentlichen Unternehmungen, der ſich nach und nach entwickelte. Peter fühlte, daß er eines Lehrers und Beiſtandes bedürfe, und le Fort beſaß zu beiden hinlängliche Talente. Den erſten großen Dienſt leiſtete er dem Czaar bei einem Aufruhr der Strelitzen im J. 1688. Le Fort vereitelte die Ausführung dieſes verrätheriſchen Entwurfs, und befreite den Fürſten von der Gefahr, die ſeinem Leben drohte. Dieſer wichtige Dienſt gewann ihm das unbegrenzte Vertrauen des Czaars, der nun alleiniger Beherrſcher von Rußland wurde; ſein Einfluß zeigte ſich mit jedem Tage wirkſamer. Er organiſirte das Kriegsweſen und legte den Grund zu der ruſſiſchen Marine, die Peter in der Folge auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit brachte. Auf der Reiſe, die der Czaar Peter im J. 1697 ins Ausland unternahm, war Le Fort der Erſte der ruſſiſchen Geſandtſchaft, in deren Gefolge ſich der Czaar incognito befand. (S. **Peter der Große**.) Indeſſen ſahen die auf das Anſehen des Fremdlings eiferſüchtigen ruſſiſchen Großen in der langen Abweſenheit des Czaars und Le Forts eine günſtige Gelegenheit, ſich zu rächen. Die Strelitzen wurden dazu gewonnen und unterſtützten ſie. Peter erſchien mit Adlersſchnelle und nahm blutige Rache an den Aufrührern. Der Czaar, Le Fort und Menzikow vollzogen die Hinrichtung der Schuldigen mit eigner Hand.— Gewiß würde Le Fort dem Czaar in ſeinen Bemühungen um die Vervollkommnung ſeines Volks noch ferner wichtige Hülfe geleiſtet haben, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte. Er ſtarb im J. 1699 im 46ſten Jahre ſeines Alters. Die Talente dieſes Günſtlings und ſeine Verdienſte um Rußland ſind unverkennbar groß. Er hatte einen umfaſſenden und ſehr gebildeten Verſtand, eine ſcharfe Beurtheilungskraft, viel Gegenwart des Geiſtes, eine unglaubliche Geſchicklichkeit, diejenigen zu prüfen, die er brauchen wollte, und nicht gewöhnliche Kenntniſſe von der Stärke und Schwäche des ruſſiſchen Reichs, die ihm bei der Bildung dieſes Coloſſes nothwendig waren. Im Grunde ſeines Charakters lagen Feſtigkeit, unerſchütterlicher Muth und Rechtſchaffenheit; aber in ſeiner Lebensweiſe war er ausſchweifend, und beſchleunigte dadurch ſeinen Tod.

Fortdauer nach dem Tode, auch die **Unſterblichkeit**

der Seele genannt, wiefern man jene Fortdauer vorzugsweiſe auf das denkende und wollende Princip in uns, welches Seele heißt, bezieht. Denn wenn man auch außer der Unſterblichkeit der Seele noch eine Auferſtehung des Leibes hofft, ſo kann doch dieſe nicht als eine Fortdauer nach dem Tode gedacht werden, da der Leib unmittelbar nach dem Tode in Verweſung übergeht, mithin als ein organiſcher, mit Lebensthätigkeit begabter Körper, aufhört zu ſein und zu wirken; folglich kann die Auferſtehung des Leibes nur als eine neue Schöpfung eines ähnlichen, obwohl vollkommnern Körpers gedacht werden. Die Fortdauer nach dem Tode oder die Unſterblichkeit der Seele hat man auf verſchiedene Art zu beweiſen geſucht. Beſonders hat man ſie in neuern Zeiten aus der Immaterialität der Seele gefolgert. Allein dieſe Immaterialität läßt ſich ſelbſt nicht ſtreng erweiſen; und wenn ſie auch ſtreng erweislich wäre, ſo würde zwar daraus folgen, daß die Seele nicht ſo, wie der Leib, durch Verweſung zerſtört werden könne, nicht aber, daß ſie auch mit vollem Bewußtſein ihrer ſelbſt fortfahre zu ſein und zu wirken. Denn es bliebe immer möglich, daß die Seele nach dem Tode in einen bewußtloſen Zuſtand überginge, ähnlich demjenigen, worin ſie ſich während eines tiefen Schlafs oder einer langen Ohnmacht befindet. Dies wäre aber keine wahre Fortdauer, ſondern nicht viel beſſer als Vernichtung. Gleichwohl iſt der Gedanke, daß der Menſch nach dem Tode aufhören ſoll, als ein vernünftiges und freies Weſen thätig zu ſein, ſo troſtlos und, man möchte ſagen, empörend für die Menſchheit, daß ihn die Weiſeſten und Beſten von jeher als einen unwahren Gedanken verworfen und alle gebildete Völker die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode als einen weſentlichen Beſtandtheil ihrer religiöſen Überzeugung anerkannt haben. Die Hoffnung der Unſterblichkeit iſt daher als religiöſer Glaube zu betrachten. Es iſt nämlich eine unabweisliche Forderung der Vernunft an den Menſchen, daß er nach einer ins Unendliche fortgehenden Vervollkommnung ſtrebe. Dieſe Forderung kann und darf der Menſch nicht aufgeben, wenn er nicht auf ſeine ganze Würde als ein vernünftiges und freies Weſen Verzicht leiſten will. Er darf daher auch mit Recht erwarten, daß eine ewige Fortdauer ſeines beſſern Selbſt, als die unumgänglich nothwendige Bedingung eines unendlichen Fortſchritts im Guten, Statt finden werde, wenn ihm auch die Möglichkeit einer ſolchen Fortdauer ein eben ſo unauflösliches Räthſel iſt, als die Möglichkeit der Vereinigung der ſittlichen Freiheit und der natürlichen Nothwendigkeit in einem und demſelben Subjecte (ſ. Freiheit). Der Glaube an die Unſterblichkeit hat daher einerlei Grund und Quelle mit dem Glauben an die Freiheit und ſelbſt mit dem Glauben an die Gottheit, und Niemand kann mit feſter Zuverſicht an Gott glauben, ohne zugleich an ſeine Freiheit und Unſterblichkeit zu glauben. Daher nannte auch Kant dieſen dreifachen Glauben, der aber im Grunde nur Einer iſt, ein nothwendiges Poſtulat (Forderung) der praktiſchen Vernunft. Man hat über dieſe für das menſchliche Herz ſo intereſſanten Gegenſtände zwei ſehr leſenswerthe Schriften von Sintenis: Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode, und Piſtevon, oder über das Daſein Gottes (auch als Anhang zum Elpizon betrachtet). D.

Forte, ſtark (abbrevirt f.), bedeutet den lauten Vortrag in der Muſik; doch darf der Vortrag der Begleitung im Forte nie ſo ſtark als der des Solo's ſein.

Fortepiano oder **Pianoforte**, das bekannte, mit Drahtſaiten bezogene muſikaliſche Schlaginſtrument, welches mit Hämmern verſehen iſt, die, durch Claves oder Taſten bewegt, an die Saiten anſchlagen. **Schröder** aus Hohenſtein in Sachſen (geb. 1690), Organiſt in Nordhauſen, erfand daſſelbe, als er noch Kreuzſchüler in Dresden war (1717). Freilich aber erhielt es erſt allmählig durch Verbeſſerungen den Grad der Vollkommenheit, durch welchen es in allen muſikaliſchen Unterhaltungen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. Vorzüglich zeichnen ſich die **engliſchen** Inſtrumente durch ihre Feſtigkeit, die **wiener** Fortepiano's in Flügel- oder Tafelform von **Brodmann**, **Ehlers**, **Lauter**, **Fritz**, **Ertſche**, **Katholnick**, **Stein**, **Müller** u. A. durch ihre Leichtigkeit, Präciſion des Anſchlags und ſangreichen Ton ſehr aus.

Fortification iſt die Befeſtigungskunſt. (S. d. Art.) Sie zerfällt in die **Feldverſchanzungskunſt** (Fortification passagère), welche den Bau der Feldſchanzen, d. h. einfacher, größtentheils bloß aus Erde gebauter, auf eine kurze Dauer berechneter, Werke angibt, und in **Feſtungsbaukunſt** (Fortification royale oder permanente), welche die Anlage feſter Plätze, deren Dauer auf Jahrhunderte berechnet iſt, lehrt. Ein Mittelding zwiſchen beiden iſt die Fortification provisoire, welche Städte ſo zu befeſtigen angibt, daß ſie auf die Dauer eines Feldzugs die Stelle der Feſtungen vertreten können. Auf dieſe Art war 1808 Saragoſſa, 1813 Wittenberg und Aken befeſtigt. Die Werke, welche in der **Feldverſchanzungskunſt** vorkommen, ſind **Fleſchen**, **Redouten**, **Sternſchanzen**, **Forts** mit halben u. ganzen Baſtionen, **Blockhäuſer**, **Verhaue**, befeſtigte Häuſer, Dörfer und Städte. Außer den letztgenannten 5 Gattungen ſind die Schanzen mit einer Bruſtwehr, die in der Regel nicht unter 7 Fuß hoch und unter 8 dick ſein darf, und mit einem 9—12 Fuß tiefen und eben ſo breiten Graben umgeben. Im letztern und jenſeits deſſelben befinden ſich gewöhnlich künſtliche Hinderniſſe, um die Annäherung des Feindes zu erſchweren, und ihn wenigſtens möglichſt lange im ſtärkſten Feuer der Schanze aufzuhalten. Solche Hinderniſſe ſind der **Vorgraben** (ein zweiter, dem erſten ähnlicher Graben), das **Glacis**, der **bedeckte Weg**, die **Palliſaden**, **ſpaniſchen Reuter**, **Sturmpfähle**, die **Wolfsgruben**, **Verhaue** von Bäumen oder Dorngebüſch, **Eggen**, **Überſchwemmungen**, **Fladderminen**, **kleine Pfühlchen**, **Fußangeln** u. a. m. Dörfer werden durch einzelne Schanzen, die man an die wichtigſten Puncte des Umriſſes legt, und durch Verhaue oder andere Hinderniſſe verbindet, verſchanzt; Städte auf dieſelbe Art, nur daß man noch die etwa vorhandenen Stadtmauern mit ihren Thürmen zur Vertheidigung benutzt. Einzelne Häuſer werden durch Verrammelung der Thüren und Fenſter, durch in dieſe Blendungen eingeſchnittene Schußſpalten und durch Benutzung aller Vorſprünge zu einer Seitenvertheidigung zur Gegenwehr geſchickt gemacht. Die Hauptregeln, welche man bei der Anlage der Feldſchanzen zu beobachten hat, dürften folgende ſein: 1. muß der innere Raum der Stärke der Beſatzung angemeſſen ſein, ſo daß dieſelbe nicht nur die ganze Bruſtwehr mit zwei oder im Nothfall wenigſtens mit einem Gliede beſetzen kann, ſondern auch Raum hat, um bequem zu liegen. 2. Darf es vor der Schanze innerhalb des Kartätſchenſchuſſes keinen Punct geben, der nicht von der Schanze aus geſehen und beſchoſſen werden

könnte. 3. Darf innerhalb des Kanonenſchuſſes keine Höhe die Schanze dominiren; ſollte dieß indeſſen, wie es freilich ſehr oft der Fall iſt, wegen der Beſchaffenheit des Bodens nicht zu vermeiden ſein, ſo muß doch die Bruſtwehr ſo weit erhöht werden, daß der überhöhende Punct keine Einſicht in die Schanze hat. 4. Muß man jeden Theil der Schanze wo *möglich* nicht nur durch ein gerades, ſondern auch durch ein flankirendes Feuer zu vertheidigen ſuchen, und zwar muß alsdann der Winkel, den der flankirende Theil mit dem flankirten macht, einem rechten ſo nahe als möglich kommen. 5. Darf kein ausſpringender Winkel kleiner als 60° ſein. 6. Muß man die todten und unbeſtrichenen Winkel möglichſt vermeiden. Den höchſten Triumph erreicht die Verſchanzungskunſt durch den Bau der verſchanzten Lager, wo ſie alle ihre Künſte vereinigt und Schanzen jeder Art, vorzüglich aber das natürliche Terrain zu Hülfe zieht, um ſie ſo ſtark als möglich zu machen. Die neuere Kriegskunſt bedient ſich indeſſen der verſchanzten Lager ſeltener, als es ehemals gewöhnlich war, indem dieſelben faſt gänzlich außer dem Geiſte des neuern Kriegs liegen. — Die *Feſtungsbaukunſt* handelt faſt ganz nach denſelben Regeln, als die Feldverſchanzungskunſt, nur tritt in ihr das Princip der Seitenvertheidigung noch viel ſchärfer hervor, als in dieſer, und es iſt ihr Hauptgrundſatz, daß kein Stück Wall in einer Feſtung exiſtiren darf, das nicht Seitenvertheidigung erhält und gibt. Andere wichtige Bedingungen einer guten Feſtung ſind, daß ſie keine zu ſtarke Beſatzung nöthig hat, daß das Terrain vorher die Annäherung des Feindes möglichſt aufhält, und alſo entweder ſumpfig oder ſehr felſig iſt, und daß man ſolche Begünſtigungen des Bodens zur Erſparung von Werken benutzt. Dagegen iſt es ein falſches Vorurtheil der Menge, die Stärke einer Feſtung nach der großen Anzahl ihrer Werke zu beurtheilen, im Gegentheil ſind zu *viel* Werke, wie man ſie beſonders bei den holländiſchen feſten Plätzen und theilweiſe auch bei Magdeburg, Mainz und andern Orten findet, ſtatt nützlich zu ſein, eher ſchädlich. Eben ſo nichtig iſt die noch allgemeinere Meinung, daß eine Feſtung keinen Werth habe, wenn ſie von nahe liegenden Höhen dominirt wird; es kömmt hier nur darauf an, die Werke ſo zu bauen, daß ſie den innern Raum gegen feindliche Senkſchüſſe von jenen Höhen decken; daß dies, wenn auch nur dem geübten Ingenieur, möglich iſt, beweiſen Luxemburg, Jülich, Mainz, Coblenz und viele andere Feſtungen, die im Thale liegen, und dennoch ſo gebauet ſind, daß keine der umliegenden Höhen Einſicht in die Stadt hat. Die nähere Einrichtung einer Feſtung iſt übrigens ſchon in dem Artikel *Feſtung* auseinandergeſetzt worden, wie dort auch die Namen der Männer, die ſich um die Fortification vorzüglich verdient gemacht haben, genannt ſind. — Zu der Fortification zählt man endlich noch die Lehre des *Feſtungskrieges*, d. h. von dem Angriffe und der Vertheidigung einer Feſtung. Man unterſcheidet gewöhnlich fünf Gattungen des Angriffs, nämlich 1. die *Blockade* (ſ. d. Art.), um die Feſtung auszuhungern; 2. den *Überfall*, wo man ohne Lärm durch die Thore, durch unterirdiſche Communicationen, oder auf andern Wegen in die Feſtung eindringt. Hierbei wird ein ſchlechter Commandant oder eine nachläſſige und ſchwache Beſatzung vorausgeſetzt. 3. Den *brůskirten* Angriff oder die Leitererſteigung (Escalade), welche dem Überfall ähnlich iſt. Man erſteigt bei ihm die Wälle mit Leitern, ohne vorher die Laufgräben eröffnet zu haben. 4. Das *Bombardement*

(ſ. d. Art.). 5. Den gewaltſamen Angriff oder die eigentliche Belagerung (ſ. d. Art.). Man verfährt hierbei gewöhnlich folgendermaßen. Nachdem das Belagerungscorps die Feſtung mit einer Vorpoſtenkette, um jede Zufuhr zu hindern, umgeben hat, das Belagerungsgeſchütz, die dazu gehörige Munition und das nöthige Arbeitszeug angekommen iſt, ſucht man die ſchwächſte Seite der Feſtung zum Angriff aus. 500 — 800 Schritte von den Spitzen des bedeckten Weges zieht man nun ziemlich parallel mit dem allgemeinen Umriß des Platzes einen halbenmondförmigen, gewöhnlich 1200 bis 2000 Schritt langen Graben, der 3 Fuß tief, 9—12 breit wird, und von dem man die Erde nach der Stadt zu auswirft. Dieſer Graben heißt die erſte Parallele. Aus ihm geht man nun zickzackförmig mit der Sappe auf einer Linie vor, welche die angegriffenen ausſpringenden Winkel der Feſtung halbirt und die Capitale heißt. Bei der Anlegung dieſes Zickzacks gilt die Regel, daß ſeine Verlängerung vorwärts auf kein Werk der Feſtung treffen darf, ſondern immer außerhalb derſelben vorbeiſchneiden muß. Dreihundert Schritt vor der Feſtung wird nun eine zweite Parallele angelegt, die gleiche Form mit der erſten hat, und ſich nur dadurch unterſcheidet, daß, ſtatt des nach der Feſtung zu aufgeworfenen Erdhaufens, Schanzkörbe dort aufgeſtellt und mit Erde gefüllt werden. Man geht aus ihr nach derſelben Regel, wie aus der erſten, vor, und baut, am Fuße des Glacis angekommen, dort eine dritte Parallele. Von da aus geht man mit doppelter Wendeſappe auf der Capitale des angegriffenen Werks vor, rückt 50 — 60 Schritt an den ausſpringenden Winkel heran, und bricht dort links und rechts mit einem Laufgraben 30 — 40° weit heraus, baut am Ende deſſelben, aus über einander geſetzten Schanzkörben, eine Erhöhung, welche den bedeckten Weg dominirt und daher, mit Schützen beſetzt, den Feind aus denſelben vertreibt. Dieſe Erhöhung heißt der Tranchéecavalier. Iſt dies geſchehen, ſo beſetzt man den Kamm des Glacis mit gefüllten Schanzkörben, hinter welche man die Breſchebatterien baut. Schon früher hat man Batterien mehrerer Art in den Laufgräben angelegt, nämlich in der erſten Parallele Ricochetbatterien (ſ. d. Art.) in der Verlängerung ſämmtlicher angegriffenen, um dieſe der Länge nach durch hüpfende Schüſſe zu enfiliren und das dort aufgeſtellte Geſchütz unbrauchbar zu machen. In der zweiten und dritten Parallele baut man die Demontirbatterien, welche gerade gegen die Schießſcharten der Feſtung feuern, dieſe zu zerſtören und dadurch auch das Geſchütz der Feſtung zu treffen ſuchen. Außerdem werden in allen drei Parallelen Mörſerbatterien angelegt, welche die angegriffenen Werke mit Bomben, die nähern aber mit einem Haufen kleiner Granaten und Steine überſchütten, und ſo die Beſatzung von den Werken vertreiben. Die Geſchütze aber der Breſchebatterien endlich zertrümmern die Futtermauer des Walles, und bringen denſelben in einen Zuſtand, daß er von den Belagernden ohne Leitern gefahrlos erſtiegen werden kann. Während dies geſchieht, ſchreitet man zu dem Grabenübergang. Man gräbt nämlich einen unterirdiſchen 5 — 8 Fuß breiten und eben ſo hohen bedeckten Gang bis auf die Sohle des trockenen und den Waſſerſpiegel des naſſen Grabens, bricht dort durch die Futtermauer der Contreſcarpe, und geht über den trockenen Graben in einem auf beiden Seiten durch Schanzkörbe bedeckten Gang, über den naſſen aber auf einer aus Faſchinen, Flößen, Tonnen und dergl. gebauten Brücke,

die ebenfalls auf einer oder beiden Seiten durch Bruſtwehren gedeckt iſt. Iſt man nun ſo an dem Fuße der Breſche angekommen, ſo erfolgt der Sturm durch die ausgeſuchteſten Truppen des Belagerungscorps. Gelingt er, und findet man hinter der Breſche einen verſchanzten Abſchnitt des Feindes, ſo legt man auf dem Gipfel derſelben eine neue leichte Verſchanzung an, in welche man Geſchütz bringt, und ſo auch den letzten Abſchnitt zerſtört und die Beſatzung zur Capitulation zwingt. Die Schwierigkeiten einer Belagerung mehren ſich, wenn die Feſtung Minen hat. Man muß alsdann zu demſelben Mittel ſchreiten, und den Platz mit Minen aufwerfen, welche zwar die des Feindes immer zerſtören, deren Bau aber ſo viel Zeit koſtet, daß die Belagerung dadurch um mehrere Wochen verlängert wird. Die Vertheidigung einer Feſtung muß man vornehmlich darauf beſchränken, das Geſchütz wo möglich bis zum letzten Augenblick im Stande zu erhalten, und das Fortſchreiten des Feindes Schritt vor Schritt zu hindern. P.

Fortiguerri (Niccolo), geboren zu Piſtoja 1674, Prälat an dem Hofe Papſt Clemens XI., einer der beſten italieniſchen Dichter aus der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, welcher die verwandten Manieren Arioſt's, Berni's und Taſſoni's glücklich zu vereinigen wußte. In ſeinem epiſchen Gedichte, Richardet (Rieciardetto) wollte er zeigen, daß Arioſt nachahmlich ſei. Den erſten Geſang deſſelben ſoll er in einer Nacht angefangen und beendigt haben. Auf das Verlangen ſeiner Freunde ſetzte er dieſes Werk fort. So wuchs es bis zu 30 Geſängen an. Aber er erlaubte nicht, daſſelbe vor ſeinem Tode drucken zu laſſen; auch nannte er ſich als Verfaſſer Carteromaco, unter welchem Namen dieſes Gedicht auch noch nach ſeinem Tode (1735) erſchien, nämlich 1738, 2 Bde. 4., und mehrmals. Den Namen führt dieſes Gedicht nach einem Paladin Carls des Großen. Die Erfindung ſcheint größtentheils ihm anzugehören. Mit der wirklichen Geſchichte, ſo weit ſie ſeinen Plan berührte, ſpielt er ſo willkürlich, daß er ſeinen Richardet nach Carls des Großen Tode den Kaiſerthron beſteigen läßt. An ſymmetriſcher Einheit war ihm wenig gelegen; Situationsſchilderung war ihm dagegen Hauptſache. Die Fäden der Erzählung reißt er nach Luſt und Laune ab, und knüpft ſie eben ſo willkürlich wieder an, wie Arioſt. Aber ſeine Darſtellung iſt komiſcher, als die des Arioſt, und ſatiriſcher, als in Berni's und Taſſoni's Werken. Der Spott über die Entweihung des Chriſtenthums durch den verdorbenen Clerus iſt das kräftigſte Salz derſelben, und wahrſcheinlich der Grund, warum Fortiguerri mit ſeinem Gedichte ſo zurückhaltend war. Deſſelben kleine Gedichte und Sonette ſind in verſchiedenen Sammlungen italieniſcher Dichter zu finden.

Fortuna, bei den Griechen Tyche, die Lenkerin der guten und böſen Schickſale. Nach Heſiod war ſie eine Tochter des Oceanus, und nach Pindar eine Schweſter der Parcen. Sie hatte zu Corinth, Elis und Smyrna ihre Tempel. In Italien wurde ſie ſchon vor Erbauung Roms verehrt. In Antium hatte ſie einen berühmten Tempel, in welchem ſich zwei Bildſäulen von ihr befanden, die man als Orakel befragte, und die ihre Antworten entweder durch Winke oder Looſe ertheilten. Ferner in Präneſte, daher wurde ſie Dea Praenestina genannt. Auch in Rom hatte ſie zahlreiche Tempel. Man findet ſie auf ſehr verſchiedene Weiſe abgebildet. Gewöhnlich wurde ſie mit einem doppelten Steuerruder dargeſtellt;

mit den einen regierte ſie den Rachen des guten, mit dem andern den des widrigen Geſchicks. In ſpätern Zeiten bekam ſie eine Binde vor die Augen, eine Deichſel, ein Rad, oder eine Kugel, indem ſie auf letzterer entweder ſaß oder ſtand. Gewöhnlich iſt ſie als eine Matrone gekleidet. Auf verſchiedenen Gemmen findet man noch beſondere Symbole, z. B. einen über eine Weltkugel ausgeſpannten Cirkel; eine Weltkugel zwiſchen einem Steuerruder und einer Kornähre, worauf ein Rad ſteht. Auf einer Münze des Kaiſers Geta ſitzt ſie mit entblößtem Oberleibe auf der Erde, lehnt ſich mit dem rechten Arme auf ein Rad und hält in der linken Hand ein auf ihrem Schooße ſtehendes Füllhorn. Ihr Steuerruder ſtützt ſie bald auf eine Kugel, bald auf ein Rad, bald auf einen Schiffsſchnabel. Oft wird ſie auch geflügelt abgebildet, doch von Römern nie. Denn nachdem ſie die ganze Erde durchflogen und nirgends verweilt habe, ſoll ſie endlich auf dem palätiniſchen Berge ſich niedergelaſſen, ihre Flügel abgelegt haben und von ihrer Kugel heruntergeſtiegen ſein, um für immer in Rom zu bleiben.

Forum hieß bei den Römern überhaupt ein jeder offene Platz, ſowohl in Städten als auf dem Lande, wo Markt und Gericht gehalten wurde. In Rom war das Forum ein prächtiger Platz, der zugleich zum Spaziergange diente, und wegen ſeiner außerordentlichen Größe forum magnum hieß. Bei der zunehmenden Bevölkerung Roms wählte man beſondere Plätze zum Gerichthalten und beſonders zu Märkten, und die Zahl derſelben belief ſich am Ende auf ſiebzehn. Das große römiſche Forum, welches ſüdlich vom palatiniſchen und nordweſtlich vom capitoliniſchen Berge begrenzt wurde und vorzugsweiſe den Namen Forum erhielt, war ſchon von Romulus für die Zuſammenkünfte des Volks beſtimmt worden. Tarquinius Priscus ließ ringsherum bedeckte Gänge anlegen, damit man ſich daſelbſt gegen jede Witterung ſchützen konnte. An denſelben waren ſtufenförmige Erhöhungen, von welchen man vor Einrichtung der Theater und Amphitheater die Schauſpiele, die auf dem Markte angeſtellt wurden, anſah. Später wurde das Forum mit einer ſo ungeheuern Menge Statuen, die aus Griechenland dahin gebracht worden waren, geziert, daß man einen großen Theil derſelben wieder wegräumen mußte. Beſonders prächtig waren die vergoldeten Statuen der zwölf obern Götter. Jetzt heißt dieſer ehemals ſo glänzende, mit den ſchönſten Paläſten u. Prachtgebäuden gezierte Platz Campo Vaccino (Ochſenplatz) und iſt faſt wüſte, aber mit unzähligen Ruinen ſeiner ehemaligen Herrlichkeit beſäet. In unſerer Gerichtsſprache heißt Forum der Gerichtshof, die Gerichtsſtelle, vor welcher ſtreitige Rechtsſachen entſchieden werden; wie auch die richterliche Behörde, der Gerichtsſtand und die Gerichtsbarkeit. Und zwar heißt forum competens das befugte Gericht, wohin die Rechtsſache eigentlich gehört; forum incompetens hingegen ein unbefugtes Gericht. Forum contractus iſt der Gerichtshof des Orts, wo ein Vertrag geſchloſſen ward; forum delicti (commiſſi), der Gerichtshof des Orts, wo ein Verbrechen begangen ward; forum domicilii, wo der Beklagte einheimiſch iſt; forum habitationis, wo er ſich einſtweilen aufhält; forum apprehenſionis, wo der Verbrecher ergriffen ward; forum originis, der Heimath, des Geburtsorts; forum rei ſitae, der Gerichtshof des Ortes, wo die ſtreitigen Gegenſtände liegen. Forum privilegiatum heißt ein Gerichtshof,

unter welchem Jemand ſeines Amts oder ſeiner Perſon wegen ſteht. So haben z. B. Geiſtliche ein forum privilegiatum, in ſofern ſie nicht unter der allgemeinen Gerichtsbarkeit, ſondern unter dem Conſiſtorium ſtehen; deßgleichen Studenten, als unter dem akademiſchen Gerichte ſtehend.

Foſcolo (Ugo), ein berühmter italieniſcher Dichter u. Schriftſteller unſerer Zeit, geboren auf der Inſel Zante, gegen das J. 1772. Er trat zu Venedig zuerſt, ungefähr im Jahr vor dem Fall dieſer Republik, als dramatiſcher Dichter mit ſeinem Thyeſtes auf, bei dem ihm die Einfachheit und Strenge Alfieri's und der Griechen zum Muſter gedient hatten. Gegen den Beifall, den das Publicum dieſem Werke ertheilte, trat er ſelbſt mit einer ſtrengen Kritik auf. Als Buonaparte die alte Verfaſſung Venedigs ſtürzte und eine Demokratie einführte, zeigte ſich Foſcolo als einen eifrigen Anhänger der Grundſätze der franzöſiſchen Revolution; ſeine Hoffnung aber, einen bedeutenden Platz in der neuen Republik einzunehmen, wurde durch die Abtretung Venedigs an Öſterreich vereitelt. Seinen Geiſt zu beſchäftigen, ſchrieb er einen, durch glühende Leidenſchaft ausgezeichneten Roman, unter dem Titel: Ultime lettere di Jacopo Ortis (Mailand 1802). Man erkennt darin allerdings eine Nachahmung des Werther; indeß iſt es wohl weniger die Liebe, als die dem Werke durchgängig eingewebten politiſchen Beziehungen und ein gewiſſer trüber Patriotismus, wodurch es die Italiener ſo allgemein und mächtig anſprach. Dabei verdient es von Seiten der Sprache großes Lob. Foſcolo begab ſich nach Mailand, wo ein Freund, der General Pino, ihm eine militäriſche Anſtellung verſchaffte. Hier ſchrieb er 1803, in der Form eines gewaltigen Commentars über das von Catull überſetzte Gedichte des Callimachus auf das Haupthaar der Berenice, eine Satire gegen verſchiedene Gelehrte. Als einige franzöſiſche Truppencorps nach Frankreich zurückkehrten, benutzte Foſcolo dieſe Gelegenheit, Paris zu beſuchen. Nach ſeiner Rückkehr ließ er 1807 ein kleines Gedicht, betitelt Dei Sepolcri, erſcheinen, worin er die Mailänder ſehr übel behandelt. Die Kritik dagegen tadelt mit Recht ſeine Verſe als rauh und ohne Wohlklang. Darüber erzürnt, beſchloß er eine andre Bahn zu betreten. Er unternahm die Bearbeitung und Herausgabe der Werke Montecuculi's, nach den Originalhandſchriften, ein gewiß verdienſtliches Unternehmen, das er aber nicht ganz zur Zufriedenheit der Kenner ausführte, die ihm Mangel an gründlicher Kenntniß der Kriegskunſt, und eine zu große Keckheit im Ausfällen der in den Handſchriften vorhandenen Lücken vorwarfen. Mit Monti, deſſen Freund und ſelbſt Vertheidiger Foſcolo geweſen, zerfiel er dadurch, daß er, als jener ſeine Überſetzung der Ilias herauszugeben im Begriff war, ebenfalls mit einer Überſetzung der erſten Geſänge der Ilias hervortrat, und ſie zugleich mit Abhandlungen begleitete, die offenbar gegen Monti gerichtet waren. Man glaubt, daß er dieſelbe Abſicht mit ſeinen beiden Tragödien Ricciarda und Ajace hatte. Die Regierung aber, die hier noch andere Beziehungen finden wollte, befahl ihm, Mailand zu verlaſſen. Um den Schein der Verbannung von ihm abzuwenden, ſandte ihn ſein Freund Pino mit angeblichen Aufträgen nach Mantua. Hier lebte er bis zur Entthronung Napoleons. Mit großem Eifer ſprach er damals für die Unabhängigkeit Italiens, und machte ſich, als Murat ſeinen Kriegszug unternahm, den Öſterreichern ſo verdächtig,

daß er es gerathen fand, Italien zu verlaſſen. Er ging nach der Schweiz, dann nach Rußland und lebte 1817 in London.

Foſſilien, ſ. Mineralien.

Fothergill (John), ein berühmter engliſcher Arzt, geboren den 8. März 1712 zu Carrend bei Richmond in der Grafſchaft York, wurde in einer Erziehungsanſtalt der Quäker erzogen, und bekannte ſich ſein ganzes Leben hindurch zu dieſer Secte. Er ſtudirte nachher Medicin zu Edinburgh, wo er 1737 Doctor wurde. Nachdem er eine Zeit an dem St. Thomashoſpital in London angeſtellt geweſen war, machte er 1740 eine gelehrte Reiſe durch Holland, Deutſchland und Frankreich, und ließ ſich ſodann in London nieder, wo er 30 Jahre hindurch, als der berühmteſte der damaligen Ärzte, eine ſehr ausgebreitete und einträgliche Praxis trieb. Seine ausgezeichnete Geſchicklichkeit und ſein Fleiß, ſo wie ſeine unbeſchränkte Wohlthätigkeit gegen die Armen, denen er fortwährend große Summen austheilte, erwarben ihm allgemeine Achtung. Als im Jahr 1746 die häutige Bräune in London epidemiſch wurde, und große Verwüſtungen anrichtete, befolgte Fothergill in der Behandlung derſelben eine neue Methode, gebrauchte Brechmittel und Mineralſäuren, und brachte ſeine Kranken faſt alle glücklich durch. Im J. 1748 gab er ſeine Schrift über die Natur und Behandlung der Brandbräune heraus, die bald in verſchiedene Sprachen überſetzt wurde. Nächſt der Medicin beſchäftigte ſich Fothergill auch eifrig mit der Kräuterkunde. Er kaufte 1762 zu Upton ein großes Stück Feld, und legte da einen ſchönen botaniſchen Garten an. Durch die beſten Künſtler in London ließ er die Pflanzen ſeines Gartens abzeichnen; bei ſeinem Tode waren 1200 ſolcher Zeichnungen fertig, die nach Petersburg in das kaiſerliche Cabinet gekommen ſind. Sein zoologiſches und mineralogiſches Cabinet gehörte zu den vorzüglichſten in England. Er war wohlthätig, und errichtete auf ſeine Koſten eine große Erziehungsanſtalt für arme Quäkerkinder. Zu ſeinen Lieblingsentwürfen gehörte die Abſchaffung des Negerhandels, und es machte ihm viel Kummer, daß er ihn nicht durchſetzen konnte. Er ſtarb am 26. Dec. 1780, im 69ſten Jahre ſeines Alters. Nach ſeinem Tode kam eine vollſtändige Sammlung ſeiner mediciniſchen und philoſophiſchen Werke, mit ſeiner Lebensbeſchreibung, London 1781, heraus, wovon auch eine deutſche Überſetzung erſchienen iſt.

Fötus heißt der thieriſche Keim (Embryo) dann, wenn eine der Gattung entſprechende Geſtalt aus ihm ſich entwickelt hat. Nach den verſchiedenen Thiergattungen geſchieht dies zu verſchiedenen Zeiten, je nachdem die Geburt früher oder ſpäter eintritt. Beim Kaninchen z. B., die alle vier Wochen Junge zur Welt bringen können, muß dieß früher geſchehen als bei den Katzen, Hunden u. ſ. w. Beim Menſchen hebt es gewöhnlich von der dritten und vierten Woche an, im ſechsten und ſiebenten Monate heißt er Frucht, bis zum zehnten Kind. Mit der Unterſcheidung dieſer Begriffe wird es jedoch nicht ſo genau genommen; einmal iſt der Begriff Embryo, ein anderes Mal Fötus oder Frucht für alle, und Kind heißt der Fötus dann erſt, wenn er zur Welt gekommen iſt. Frucht ſcheint der paſſendſte Name zu ſein.

Fouché (Joſeph), Herzog von Otranto. Wenn die Geſchichte überhaupt die denkwürdigen Männer eines Zeitalters nicht nach einem frühern oder ſpätern beurtheilen und würdigen darf, ſondern allein nach dem Charakter der Zeit, in der ſie lebten; ſo gilt dies

noch weit mehr von den Männern eines Zeitalters, deſſen Jahrbücher noch nicht geſchloſſen ſind. Fouché von Nantes gehört ganz dem Zeitalter der franzöſ. Revolution an. Die innere Nothwendigkeit dieſer großen Begebenheit u. der Art ihrer Entwickelung hat die Geſchichtsforſchung in ſo weit wenigſtens befriedigend erklärt, daß man einſieht, der Maßſtab der Geſchichte für dieſe Begebenheit darf nicht derſelbe ſein, nach welchem ſie ein Volk u. Menſchen richtet, deren Leben in eine Zeit fällt, in welcher die moraliſch-politiſche Cultur der geſellſchaftlichen Ordnung geſetzlich fortſchreitet. Fouché darf daher ſo wenig als das franzöſiſche Volk, deſſen böſer Genius auch über ihn walten mußte, nach brittiſchen oder deutſchen Anſichten, noch nach dem Zuſtande der Dinge im J. 1817, oder im J. 1788, betrachtet werden; am allerwenigſten darf man ihn verurtheilen auf das bloße Zeugniß dieſer Revolution, deren eigene Ausſagen eben darum verdächtig ſind, weil ſie ſelbſt den wilden Charakter der Leidenſchaft u. der Verblendung, wie der Lüge und der Gewalt in ſich trug; ein Charakter, der mit der moraliſch-politiſchen Ordnung der Geſellſchaft zugleich den Wahrheitsſinn der öffentlichen Meinung zerſtörte. Dieſe Gerechtigkeit darf man Fouché um ſo weniger verſagen, da er ſelbſt dem Urtheile der Zeitgenoſſen entgegen getreten iſt. Doch hat er jetzt nur über einen Theil ſeines öffentlichen Lebens, den ſpätern ſeit 1799, wo Napoleon über Frankreich zu gebieten anfing, ſich zu rechtfertigen verſucht, u. hier müſſen ſelbſt ſeine Feinde geſtehen, daß er viel Böſes gehindert, u. dem Tyrannen bei mehr als einem wichtigen Anlaß mit furchtloſer Feſtigkeit ſich entgegengeſtellt hat. Wenn die, von ihm zum Druck vorbereiteten, Memoiren ſeines ganzen Lebens vor uns liegen werden, da möchten wir wol auch über manchen Theil der geheimen Geſchichte der franz. Revolution — la partie souterraine de la revolution, wie ſie ein franz. Schriftſteller bezeichnet, — anders urtheilen lernen. Hat er ſie unbefangen, vollſtändig u. frei von der Wortkunſt franz. Eigenliebe niedergeſchrieben, ſo werden ſie vieles in den Considérations der Frau von Staël beſtätigen u. manches ergänzen. Wer ſeine Feinde, die Fouché's Leben gehäſſig, im Sinne der prinzlichen Partei u. der Ultra's, entſtellt haben, hören will, der leſe das Mémoire historique sur Fouché de Nantes, maintenant Duc d' Otrante, par un Anglais. Paris 1816. Ferner Fouché de Nantes, sa vie privée, politique et morale, depuis son entrée à la convention jusqu' à ce jour. 1816. — Sept mois de la vie de Fouché de Nantes (1793 — 94). Paris 1816, und den Art. Fouché in der Biogr. des hommes vivants. III. Paris 1817. — Indeß hat ſich keiner von denen, die ihn, den Geächteten, in Schriften verfolgen, zu nennen gewagt! Wer ihn ſelbſt hören will, der leſe die Notice sur le Duc d' Otrante. Leips. Amsterd. et Londres; chez Brockhaus. 1816. (von Demarteau) deutſch in den Zeitgenoſſen I. 3. und Correspondance du Duc d' Otrante avec le Duc de . . . . (Wellington) Première lettre. Dresde le 1 Janv. 1816. Leips. Amst. et Londr. chez Brockhaus. 1816. Beide Schriften deutſch unter dem Titel: Aus dem Leben Joſeph Fouché's, Herz. von Otranto, nach authent. Quellen und mit (14) für die Zeitgeſchichte wichtigen (größtentheils bisher nicht bekannten) Actenſtücken Leipz. 1816. 8. Vergl. des H. d. St. Victor: Quelques observations sur la Lettre de Fouché au duc de Wellington. Par. 1817. Die zu Paris u. Brüſſel 1819 erſchienenen, Mémoires de la vie publique de Mr. Fouché Duc d'Otrante, enthalten ſeinen Briefwechſel mit Napoleon, Mürat u. a. m. Man

erkennt in Fouché's Staatsſchriften und Briefen ganz den denkenden, erfahrnen und viel geprüften, wie den kühn und frei um ſich blickenden Staatsmann. Die Correspondance iſt für jeden unentbehrlich, der das neuere Schickſal Frankreichs, welches Fouché in Hinſicht auf das ungerechte Verfahren der Kammern gegen ihn im J. 1815 rechtfertigt, verſtehen will. — Joſeph Fouché, geboren zu Nantes den 29. Mai 1763, vom 9. Jahre an daſelbſt von den Pères de l'Oratoire erzogen, ſollte, wie ſein Vater, Schiffskapitän werden. Allein er war für das Seeleben nicht ſtark genug, daher ſetzte er ſeine Studien fort zu Paris, worauf er ſelbſt Vorleſungen hielt über Metaphyſik, Phyſik und Mathematik in der Akademie zu Juilly, zu Arras und zu Vendome. Er war nie Prieſter, heirathete noch vor der Revolution, und kehrte nach Nantes zurück, um dort als Advocat zu leben. Hier wählte ihn im J. 1792 die Wahlverſammlung des Departements der untern Loire zum Volksrepräſentanten im National-Convent. Am 20. Sept. 1792 (mithin nachdem der Königsthron umgeſtürzt und die Republik ſchon errichtet war) trat er zum erſten Male im pariſer Jocobinerclub auf. Im Convent ſtimmte er für den Tod des Königs, und gegen die Appellation an das Volk. Er wirkte beſonders im Ausſchuß des öffentlichen Unterrichts, und ſtand mit Condorcet in enger Verbindung. Genöthigt, Sendungen nach Nevers, und mit Collot d'Herbois nach Lyon, im J. 1793 anzunehmen, war er gezwungen, die Sprache der damaligen Zeit des Schreckensſyſtems zu führen; doch erklärte er ſich mit Muth gegen allgemeine Denunciationen, gegen anarchiſche Willkür und Plünderung. Bei ſeiner Rückkehr nach Paris wurde er im Juni 1794 zum Präſidenten des Jacobinerclubs erwählt, bald aber von Robespierre, gegen deſſen Tyrannei er ſich erklärt hatte, angeklagt, er unterdrücke die Patrioten, und vergleiche ſich mit den Ariſtokraten. Man ſtieß ihn daher aus dem Club. Nach Robespierre's Sturz ſchien Fouché auf die Seite der Gemäßigten zu treten; allein bei der gefahrvollen Lage der Republik ſprach er auf der Rednerbühne für die Maßregeln des Schreckensſyſtems; daher griffen ihn Tallien und Thermidorianer an, und am 2. April 1795 wurde ſeine Verhaftnehmung förmlich begehrt. Auch erſchienen heftige Flugſchriften gegen ihn, wie: „die Anklage der Bretagner, der Racheruf der Lyoner; die Annahme des Terrorismus; der enthüllte Fouché u. a. m.“ Die Einwohner von Gannat im Allier-Departement, u. die Behörden im Nievre-Departement verlangten vom Convent ſeine Beſtrafung. Darauf ſprachen die Repräſentanten Leſage, Boiſſy d'Anglas u. A. ſo heftig gegen ihn, daß endlich vom Convent den 9. Auguſt ſeine Verhaftnehmung und ſeine Ausſtoßung aus dem Convent, als Terroriſt, beſchloſſen wurde. Erſt am 26. Oct. 1795 erhielt er, in Gemäßheit einer allgemein erklärten Amneſtie, ſeine Freiheit wieder. Er lebte jetzt zwei Jahre als Privatmann. Nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797), wo Barras über die Partei der Gemäßigten ſiegte, ernannte ihn das Directorium im Sept. 1798 zum franz. Botſchafter bei der cisalpiniſchen Republik. Hier drang er auf größere Energie in der Regierung dieſes Staats, um deſſen Unabhängigkeit zu behaupten. Der Oberbefehlshaber der italieniſchen Armee, Gen. Joubert, war ſein Freund; als ſich aber Fouché mit ihm gegen die Partei von Reubel, Merlin u. A. verbunden hatte, rief ihn das Directorium von ſeinem Poſten ab. Er kehrte im Anfang 1799 nach Paris zurück. Hier wurden bald nachher die Mitglieder des dama-

ligen Directoriums durch Sieyes, Ducos, Gohier und Moulins erſetzt, welche, auf des Generals Joubert Verwendung, Fouché zum franz. Geſandten in Holland und bald darauf zum Polizeiminiſter der Republik ernannten. Als ſolcher entwickelte er ſeltene Talente, mit Kühnheit, Feſtigkeit und einer außerordentlichen Thätigkeit gepaart. Wegen der von ihm getroffenen Maßregeln zur Unterdrükkung der Volksgeſellſchaften wurde er von dem Demagogen-Club du Manège und im Rathe der Fünfhundert heftig angegriffen. Allein er ging auf ſeiner Bahn entſchloſſen fort, und hielt alle Parteien im Zaum. Nach Buonaparte's Rückkehr aus Ägypten wirkte er mit zur Aufrichtung der Conſularregierung am 18. Brumaire. Er ward deswegen als Polizeiminiſter beſtätigt. Die Partei Beauharnois u. Joſephine, welche mit Lucian geſpannt war, ſchloſſen ſich an ihn an. Er entdeckte den Briefwechſel einiger königl. Agenten, und machte ihn bekannt. Er vereitelte die Verſchwörung Arena's, Cerracchi's und Topino-Lebrun's. Er zog die Urheber der Höllenmaſchine vor Gericht. Doch war er weniger geneigt zu gewaltſamen Maßregeln, und bewirkte das Meiſte durch Kundſchafter, Beſtechung und Verführung. Indem er viele Royaliſten vor Buonaparte's Rache ſchützte, dieſen aber mit der Furcht vor Verſchwörungen ängſtigte, ſuchte er ſich ſelbſt von allen Parteien unabhängig zu erhalten. Wie er über die Grundſätze ſeiner Amtsführung dachte, ſieht man aus den Umſchreiben, die er erließ. Allein Napoleon war damit nicht einverſtanden, ſondern errichtete eine beſondere, geheime Polizei. Fouché fiel in Ungnade, und wurde den 15. September 1802 in den Senat verſetzt. Er erhielt die Senatorie Aix, und lebte 21 Monate von Geſchäften entfernt. Damals vereinigte Napoleon, auf Lucians und Joſephs Rath, die Polizei mit der Juſtiz, unter dem Großrichter Regnier. Doch die Gährung, welche über die kaiſerlichen Polizeimaßregeln, beſonders zur Zeit des Prozeſſes von Moreau, entſtanden war, nöthigte den Kaiſer, Fouché mit den Worten: nous mourrons de bêtises, im Juli 1804, wieder an die Spitze des Polizeiminiſteriums zu ſtellen. Im folgenden Jahre im Nov. oder Dec. ſoll es geſchehen ſein, daß der engliſche Capitän Wright, der im Tempel gefangen ſaß, ermordet wurde. Savary war damals Chef von Napoleons beſonderer Polizei; Fouché aber hatte die Gefängniſſe des Tempels unter ſeiner Verwaltung. Da er über jenen Mord keine Aufklärung gegeben hat, ſo beſchuldigt ihn Savary in ſeiner Rechtfertigung wegen jener That, daß er darum gewußt und die Vollführung einem gewiſſen Henout übertragen habe. Während Buonaparte durch ſeinen Eroberungsgeiſt im Auslande beſchäftigt wurde, erhielt Fouché die Ruhe im Innern. Vergebens ſuchte er die Thätigkeit des Kaiſers auf die innere Verwaltung hinzulenken, und ihn von dem Entwurfe gegen Spanien abzuhalten. Als Napoleon 1809 an der Donau mit Öſterreich Krieg führte, und die Engländer auf Walcheren gelandet hatten, bot Fouché, der zugleich Miniſter des Innern, und in demſelben Jahre zum Herzog von Otranto ernannt war, allenthalben die Nationalgarden auf; allein die Worte ſeines Aufrufs: „Beweiſen wir, daß Buonaparte's Gegenwart nicht nothwendig iſt, um unſere Feinde zurückzuſchlagen," bewirkten ſeine abermal. Ungnade. Buonaparte fürchtete den Mann, der in der öffentlichen Meinung ſo hoch ſtand. Fouché wurde im Juni 1810 zum Gouverneur v. Rom ernannt, ſollte aber dem Kaiſer ſeine Briefſchaften zuſtellen. Da er dies ſtandhaft verweigerte, ſo ward er in ſeine Senatorie verwieſen.

Doch rief ihn Buonaparte bald zurück; allein der Herzog konnte nicht mit den Anſichten des Kaiſers übereinſtimmen und ging auf ſeine Güter. In der Folge berief ihn Buonaparte nach Dresden, und ernannte ihn im Juli 1813 zum Statthalter von Illyrien; allein der Krieg nöthigte ihn nach Frankreich zurückzugehen; Napoleon ſchickte ihn hierauf nach Neapel. Endlich kam Fouché nach Paris zurück, als Buonaparte abgedankt hatte. Er ſchlug dem Exkaiſer vor, ſtatt nach Elba, nach Amerika zu gehen. Eben ſo vernünftig waren die Vorſchläge, die er den Miniſtern Ludwigs XVIII. mittheilte. Hätte man auf ihn gehört, ſo würde die Kataſtrophe im März 1815 nicht Statt gefunden haben. Da der Herzog ſah, daß neue Leidenſchaften an die Stelle der alten getreten waren, ſo ging er aufs Land. Unzufriedene ſuchten vergebens ihn in ihre Verbindung zu ziehen. Sein Brief, den er von ſeinem Schloſſe Ferrieres bei Paris, den 25. Sept. 1814 an ein Mitglied des Congreſſes zu Wien ſchrieb, enthält gewiſſermaßen ſein politiſches Glaubensbekenntniß. Bei der Landung Buonaparte's ſollte der Herzog von Otranto, weil er zu einem Prinzen bei der Prinzeſſin v. Baudemont geſagt hatte, qu'il étoit trop tard pour qu'il pût servir la cause du Roi, verhaftet werden; allein er entkam durch einen geheimen Ausgang. Buonaparte berief ihn ſofort zu ſich; doch Fouché nahm von ihm nicht eher das Polizeiminiſterium an, als auf ſeine Verſicherung, daß Öſterreich und England die Rückkehr Napoleons insgeheim gut hießen. Sobald aber der Herzog von der Acht, die der Congreß gegen Buonaparte ausgeſprochen, gewiſſe Kunde erhalten hatte, ſchlug er dem Kaiſer vor, wenn Unterhandlungen nichts ausrichteten, abzudanken u. in die vereinigten Staaten zu gehn. Im Beſitze der öffentlichen Meinung nahm Fouché gegen Buonaparte eine feſte Stellung an, u. machte die Grundſätze der Freiheit bei ihm geltend. Auf ſeinen Betrieb entſchloß ſich Napoleon, nach der Niederlage bei Waterloo, zur Abdankung. Jetzt ſtellten die Kammern den Herzog von Otranto an die Spitze der proviſoriſchen Regierung. Er verhinderte es, daß Napoleon als General an die Spitze trat, und beförderte ſeine Abreiſe. Zu gleicher Zeit unterhandelte man mit den Verbündeten, u. es gelang dem Herzog, die Anſicht Carnots und Anderer zu bekämpfen, welche das Äußerſte wagen und Paris aufopfern wollten, um, wie ſie ſagten, Frankreich zu retten. Indeß war Fouché anfangs nicht für die Wiederherſtellung des Thrones Ludwigs XVIII. Er wartete den Gang der Ereigniſſe ab, und beobachtete alle Parteien. Endlich trat er mit Wellington zu Neuilly in Unterhandlung. Paris capitulirte, die franz. Armee zog ſich hinter die Loire zurück, und Ludwig XVIII. berief den Herzog von Otranto, welcher ihm den 7. Juli über die öffentliche Meinung in Frankreich offen geſchrieben hatte, zu ſich nach St. Denis. Er ernannte ihn zu ſeinem Polizeiminiſter. Als ſolcher legte er dem Könige zwei von Huet abgefaßte Berichte über die Lage Frankreichs vor, die durch ihre Kühnheit den Haß aller Parteien gegen den Herzog aufreizten. Sein Rath, alles zu vergeben, ward nicht befolgt, u. er mußte als Polizeiminiſter die Verordnung Ludwigs XVIII. vom 24. Juli 1815 unterſchreiben, durch welche mehrere als Staatsverräther von dem Amneſtiegeſetz ausgenommen wurden (ſ. Ludwig XVIII.). Endlich ſiegte der Haß der prinzlichen Partei über das Miniſterium, u. Fouché nahm ſeine Entlaſſung im Sept. 1815. Das Departement der Seine wählte ihn zum Deputirten der Kammer; allein der

Haß der Royaliſten hielt ihn ab, in dieſelbe einzutreten. Hierauf ernannte ihn der König zu ſeinem Geſandten am dresdner Hofe. Doch bald traf ihn der Beſchluß der Kammern, daß alle, die für den Tod des Königs geſtimmt u. von Napoleon ein Amt angenommen hätten, aus Frankreich verbannt ſein u. ihre durch Schenkung erhaltenen Güter verlieren ſollten. Der Herzog lebte ſeitdem mit ſeiner Familie zu Prag. Im Auguſt 1815 hatte er ſich zum zweiten Mal mit dem Fräulein von Caſtellane, einer Verwandtin Talleyrands, vermählt. Im Herbſt 1818 wählte er Linz zu ſeinem Aufenthalt. Er beſchäftigt ſich mit der Erziehung ſeiner Kinder, u. iſt als Gatte u. Vater ein achtungswerther Mann. Sein Äußeres verräth Scharfblick u. Willenskraft. Er iſt von mittlerer Größe, mehr hager als voll, von feſter Geſundheit, ſtarken Nerven, in der Rede, deren Ton hohl u. etwas heiſer klingt, raſch, beſtimmt u. lebhaft; in der ganzen Haltung ſchlicht u. einfach. Die Nachwelt wird ſeinen Talenten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, u. parteilos die ſtürmiſche Zeit erwägen, welche eine Zeitlang auch ihn in den Strudel des Volks-Fanatismus hinabzog. K.

Foulis (Robert u. Andreas, Gebrüder), waren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelehrte u. berühmte Buchdrucker zu Glasgow in Schottland. Die von ihnen beſorgten Ausgaben claſſiſcher Autoren verdienen, ihrer Schönheit u. Correctheit wegen, denen von Barbou u. Boboni an die Seite geſetzt zu werden. Robert Foulis trieb anfangs das Geſchäft eines Barbiers. Nach verſchiedenen Unternehmungen faßte er den Entſchluß, ſich als Buchdrucker auszuzeichnen, und er machte ſich 1743 durch eine Ausgabe des Demetrius Phalereus vortheilhaft bekannt. Im folgenden Jahre erſchien ſeine berühmte Ausgabe des Horaz in 12., die ohne Druckfehler iſt. Er hatte die Probebogen im Collegio zu Glasgow öffentlich ausgehangen, und, wie Robert Stephan, eine Prämie für jeden Druckfehler, den man finden würde, beſtimmt. In dem nämlichen Jahre nahm er ſeinen Bruder Andreas als Compagnon des Geſchäfts an, u. beide gaben nun 30 Jahre nach einander die von den Liebhabern ſehr geſuchte Folge claſſiſcher Autoren heraus, unter denen die vorzüglichſten folgende ſind: Homer (bloß griechiſcher Text) 1756—1758. 4 Bde. Fol. — Thucidides (mit lateiniſcher Überſetzung) 1759. 8 Bde. in 8. — Herodot (mit lateiniſcher Überſetzung) 1761. 9 Bde. in 8. Xenophon (mit Überſetzung) 1762 — 1767. 12 Bde. in 8. — Cicero 1794. 20 Bde. in 12. — Das neue Teſtament griechiſch. 1750. in 8. Der große Eifer der beiden Brüder, die ſchönen Künſte in ihrem Vaterlande empor zu bringen, verurſachte ihren Ruin. Sie wollten in Schottland eine Kunſtakademie errichten, unterhielten deswegen mit großen Koſten Schüler in Italien, und ließen von daher eine Menge Kunſtſachen kommen. Da ſie aber nicht unterſtützt wurden, konnten ſie dieſen großen Aufwand nicht weiter beſtreiten. Andreas Foulis ſtarb 1774 u. ſein Bruder Robert war genöthigt, ſeine Kunſtſammlung, wovon der Katolog 3 Bände ausmachte, nach London zu ſchaffen, wo ſie in der Auction um einen Spottpreis verkauft wurde. Er ſtarb zu Glasgow 1776. — Ein Nachkomme der Gebrüder Foulis hat noch bis zum Jahr 1806 verſchiedene ſchöne Ausgaben von Claſſikern, namentlich einen Virgil 1778 und Äſchylus 1795 geliefert.

Fouqué (Heinrich Auguſt Freiherr de la Motte), königl. preußiſcher General der Infanterie, war 1698 in Haag, aus einer alten normänniſchen Familie, welche der Religion wegen Frankreich verlaſſen hatte, geboren. Im achten Jahre ward er Page am Hofe des Fürſten Leopold zu Anhalt-Deſſau. Wider den Willen ſeines Herrn machte er 1715 den Feldzug als Gemeiner mit, ward nach der Expedition auf der Inſel Rügen 1719 Fähndrich und erhielt 10 Jahre darauf als Hauptmann eine Compagnie. Er wurde der vertraute Freund des Kronprinzen von Preußen (nachmals Königs Friedrich II.), und der ſtrenge Friedrich Wilhelm I. erlaubte es ſogar, daß Fouqué den Kronprinzen im Gefängniſſe zu Cüſtrin beſuchen durfte. Verdrüßlichkeiten mit ſeinem Chef, dem Fürſten von Deſſau, bewogen Fouqué, den preußiſchen Dienſt 1738 als Major zu verlaſſen, und in däniſche Dienſte zu gehen. Als Friedrich II. den Thron beſtieg, rief er Fouqué wieder zu ſich, und ernannte ihn zum Oberſten und Commandeur eines neuerrichteten Regiments. Fouqué machte nun die Feldzüge in Schleſien mit, und zeichnete ſich 1742 als Commandant der Feſtung Glaz aus. Noch mehr aber that er ſich, als Generallieutenant, im ſibenjährigen Kriege durch Klugheit und Tapferkeit hervor, und commandirte öfters große abgeſonderte Corps. Im. J. 1760 ward er (den 23. Juni) mit ſeinem aus 10,000 Mann beſtehenden Corps in den Verſchanzungen bei Landshut, die nicht hinlänglich beſetzt werden konnten, von 30,000 Mann Öſterreichern unter Laudon angegriffen und überwältigt. Nur 1500 Preußen entkamen; der Reſt mußte ſich, nach der tapferſten Gegenwehr, und nachdem die meiſten Anführer getödtet oder gefangen worden waren, ergeben. Auch Fouqué, ſchwer verwundet, wurde gefangen. Aber ſeine bei dieſer Niederlage bewieſene Tapferkeit brachte ihm mehr Ehre, als manchem andern ein erhaltener Sieg. Bei der gleich nach dieſem Treffen erfolgten Übergabe von Glaz verlor er ſein ganzes Vermögen, und wurde von den Öſterreichern, ſo lange der Krieg dauerte, nicht ausgewechſelt, welches ihm nicht minder zur Ehre gereichte. Die Kaiſerin Maria Thereſia ſuchte ihn in ihre Dienſte zu ziehen, aber vergebens. Nach geſchloſſenem Frieden (1763) kam er wieder zu ſeinem Regiment nach Brandenburg, und genoß fortwährend das Wohlwollen und die Freundſchaft des großen Königs, welcher, obgleich ſelbſt anders geſinnt, die echt religiöſe Denkart Fouqué's mit ſchonender Achtung behandelte. Er ſtarb im Jahr 1774. Sein merkwürdiger Briefwechſel mit Friedrich II. iſt enthalten in des letztern Werken und in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des königl. preußiſchen Generals, Freiherrn de la Motte Fouqué (von Büttner, Fouqué's Privatſecretär). Berlin 1788. 2 Bde.

Fouqué (Friedrich Baron de la Motte), königl. preußiſcher Major und Ritter des Johanniter-Ordens, geboren 1777, lebt in Nennhauſen bei Rathenau. Dieſer Enkel des berühmten preußiſchen General gleiches Namens hat ſich, wie ſo mancher große Dichter der ältern und neuern Zeit, mit dem Schwert und mit der Leier unverwelkliche Lorbeeren errungen. Dem Namen nach franzöſiſch, iſt er doch dem Geiſte und der Geſinnung nach ein echter deutſcher Sänger. Sein reinreligiöſes Gemüth ſetzt ihn neben Klopſtock, und ſein kräftigtiefer, vielumfaſſender Geiſt, der ſich eben ſo frei in den nordiſchen Eisgefilden, wie auf den ſüdlichen Fluren bewegt, weiſet ihm einen hohen Rang unter den Dichtern an. Seine Jugendbildung ver-

dankt er dem Sokratiſchen Hülſen. Dann machte er mit ſeinem unglücklichen Freunde, Heinrich v. Kleiſt, als Lieutenant im Regiment der Garde du Corps den Rheinfeldzug in den neunziger Jahren mit. Er lebte hierauf in ländlicher Stille der Freundſchaft, der Liebe und den Muſen, bis der Aufruf ſeines Königs zu den Waffen erſcholl, welchem er ſelbſt ein Fähnlein erleſener Krieger zuführte. Im Laufe des heiligen Krieges, wo er erſt als Lieutenant, dann als Rittmeiſter bei der freiwilligen Jägerescadron des brandenburgiſchen Cüraſſierregiments ſtand, und wo er mehrere Kriegslieder aus freier Bruſt ſang, ward ihm in der Schlacht bei Lützen ein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen. Er ſchlug ſodann die bedeutendſten Schlachten mit, und als er nach der Schlacht bei Kulm in Böhmen krank gelegen hatte, war er noch ſo glücklich, am Tage des 18. Oct., zur Schlacht bei Leipzig zu kommen und den glorreichen Kampf bis zum Rheine fortzukämpfen; die Folgen körperlicher Anſtrengungen nöthigten ihn dann, einen ehrenvollen Abſchied zu nehmen und ſich auf ſein Landgut zu begeben. Der König belohnte ſeine Dienſte mit dem Majorscharakter und dem Johanniterkreuze. — Als Dichter trat er früher unter dem Namen Pellegrin auf und dichtete mehr im Geiſte der ſpaniſchen Poeſie. Er ſelbſt bekennt, dieſe Weihe von ſeinem Freund A. W. Schlegel empfangen zu haben, dem er ſeine dramatiſchen Spiele zugeeignet hat, in welchen man bei aller Feinheit der Empfindung jenen ſüdlichen Farbenſchmelz wiederfindet. Ihm verdanken wir auch die Überſetzung der Numancia des großen Cervantes. In dieſelbe Periode fallen: der Roman Alwin in zwei Theilen, die Hiſtorie des edlen Ritters Galmy und einer ſchönen Herzogin aus Bretagne, Schauſpiele, 1815, und Schillers Todtenfeier, ein Prolog (gemeinſchaftlich mit Sophie Bernhardi). Indeſſen ſchien ſeinen Charakter der Geiſt der nordiſchen Sage und altdeutſchen Dichtung am meiſten anzuſprechen, welchen er mit bewundernswürdiger Fruchtbarkeit in vielen Werken dargelegt hat. Dieſen kraftvollen Geiſt des Nordens athmet vor allen der Held des Nordens in drei Schauſpielen, mit dem er zuerſt unter ſeinem wahren Namen auftrat. Hier, wo er den ſcandinaviſchen Quellen des Niebelungen-Lieds gefolgt iſt, hat er in drei Zueignungen an Fichte ſeine eigenthümliche Anſicht dieſer Poeſie niedergelegt und uns zugleich den beſten Aufſchluß über ſeine Individualität gegeben. Ferner gehören hieher: die dramatiſchen Gedichte Alboin, der Longobardenkönig, und Eginhard und Emma, vorzüglich aber der Zauberring in drei Theilen, in welchem das Südliche mit dem Nordiſchen verſchmelzt iſt; die Helden und Heldinnen dieſes Romans ſtellen bei der lebendigſten Perſönlichkeit allgemeine Charaktere dar, und zugleich iſt der Triumph der chriſtlichen Religion auf eine würdige Weiſe gefeiert. Seine Muſe umfaßt eben ſowohl ſeine Zeit, wie die großen Ereigniſſe der Vergangenheit. Seine vaterländiſchen Schauſpiele, die trefflichen gemüthvollen Lieder auf die Königin Luiſe, die ſchon erwähnten Kriegslieder, zum Theil auch ſeine ältern und neuern Erzählungen (die in der alten und neuen Zeit, wie in der Fabelwelt, herumſtreifen) zeugen davon. Eine beſondere Erwähnung verdient noch das zarte ſinnvolle Mährchen Undine, vielleicht die ſchönſte Gabe ſeiner reichen Phantaſie. Wir übergehen die zahlreichen Beiträge, mit denen er ſo viele Almanache und Zeitſchriften, beſonders ſeine eigenen, die Muſen und die Jahreszeiten, den

Almanach der Sagen u. Legenden und den *Frauenalmanach* geſchmückt hat, und machen nur noch auf ein romantiſches Epos in ottave rime, *Corona*, in drei Büchern aufmerkſam. Dieſes Werk, welches ſich in Arioſtiſcher Form mehr dem Süden nähert, nimmt ſeine Eingänge, oft auch die Ausgänge, aus der Zeitgeſchichte; es beginnt z. B. mit dem Waffenſtillſtand im Sommer 1813. Die Laufbahn dieſes Dichters, der zugleich alle Formen beherrſcht, iſt bei weitem noch nicht vollendet, und bei den Fortſchritten, die ein ſolcher Geiſt machen muß, können wir uns immer reifere Früchte verſprechen. Im Ganzen kann man behaupten, daß Religioſität, Ritterlichkeit u. Galanterie, im ſchönſten Sinne des Worts, die Elemente dieſes Dichtergemüths ſind; oft aber entfaltet er auch mit ſinniger Geiſtigkeit die zarteſten Geheimniſſe der Poeſie. — Auch ſeine gebildete Gattin, *Caroline Baronin de la Motte Fouqué*, iſt als fruchtbare Schriftſtellerin berühmt. Mehrere Romane von ihr, z. B. *Roderich*, die *Frau des Falkenſtein*, *Fedore*, ihre *Erzählungen*, ihre *Briefe* über Zweck u. Richtung weiblicher Bildung, ſo wie ihre originelle Überſicht der *griechiſchen Mythologie* nach den neueſten in dieſem Fache angeſtellten Forſchungen, ſind mit Achtung für das Talent und für die Bildung dieſer ausgezeichneten Frau zu nennen. hh.

Fouquier-Tinville (Antoine Quentin) gehört in die Reihe jener ſcheußlichen Ungeheuer, welche die franzöſiſche Revolution erzeugte u. die mit Recht auf immer vergeſſen werden ſollten, wenn ſie nicht zur Charakteriſtik jener unſeligen Zeiten gehörten. Fouquier war zu Heronan bei St. Quentin geboren u. anfänglich Procureur am Chatelet. Unmäßige Verſchwendung zwang ihn ſeine Stelle zu verkaufen u. Bankerott zu machen. Als ernannter Geſchworner bei dem Revolutionstribunal erregte er die Aufmerkſamkeit Robespierre's durch ſeine blutdürſtigen Reden u. ſeine Begierde zum Verurtheilen, ſo daß dieſer ihn für würdig hielt, das Amt des öffentlichen Anklägers bei dieſem Gerichte zu bekleiden, u. Fouquier befleißigte ſich, dem Vertrauen eines ſolchen Beſchützers zu entſprechen. Die Opfer häuften ſich u. das Blutgerüſt empfing ohne Unterſchied jeden, der einen ausgezeichneten Namen führte und Anſprüche auf die allgemeine Achtung hatte. Zahllos ſind die Schandthaten, die dieſer Elende verübte, deſſen Durſt nach Blut ſich an den vergoſſenen Strömen deſſelben nur heftiger zu entzünden ſchien. Seine Verbrechen fanden endlich nach dem 10. Thermidor ihr Ziel. Fouquier ward arretirt und den 7ten Mai 1795 in einem Alter von 48 Jahren zum Tode verurtheilt.

Fourcroy (Antoine François) einer der erſten neuern *Chemiker*, geb. zu Paris 15. Juni 1755, wo ſein Vater Apotheker war. Mit dem 9. Jahre beſuchte er das Collegium Harcourt u. hatte mit dem 14. ſeine Studien beendigt. Muſik und Dichtkunſt zogen ihn leidenſchaftlich an, er verſuchte für das Theater zu arbeiten, u. hatte einen Augenblick die Idee, ſelbſt Schauſpieler zu werden. Glücklicher Weiſe wurde er durch die ungünſtige Aufnahme, welche einer ſeiner Freunde auf dem Theater fand, davon abgeſchreckt. Er wollte hierauf die Handlung erlernen; endlich beſtimmte ihn *Vicq d'Azir*, der bei ſeinem Vater wohnte und mit dem er in dem vertrauteſten Umgang lebte, Medicin zu ſtudiren. Der junge Fourcroy widmete ſich ganz dem Studium der Anatomie, Chemie, Botanik u. Naturgeſchichte. Nach zwei Jahren (1776), gab er eine Über-

ſetzung von Ramazzini's Werk sur les maladies des artisans, mit trefflichen Anmerkungen heraus. Im J. 1780 ward er Doctor der Medicin und Präſes der Facultät, ungeachtet des Widerſpruchs der übrigen Mitglieder. Vorleſungen über die Chemie vermehrten ſeinen Ruf. Eine glänzende Einbildungskraft, eine leichte u. eben ſo edle als angenehme Diction zogen eine Menge Zuhörer herbei. Nach dem Tode Macquers im J. 1784 erhielt er in dem königl. Garten den Lehrſtuhl der Chemie, u. das Jahr darauf trat er als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in die Section der Anatomie, aus der er nachher in die Section der Chemie überging. Als jetzt die Chemie eine durchaus neue Geſtalt gewann, waren die franz. Chemiker, deren Werk dieſe Umgeſtaltung war, zugleich auf eine zweckmäßigere Terminologie bedacht. Das Reſultat ihrer Bemühungen legte Fourcroy im J. 1787 der Welt vor Augen, u. fuhr fort, mehrere Schriften über Medicin, Naturgeſchichte u. Chemie herauszugeben. Im J. 1789 wurde er Wahlherr von Paris u. 1793 Mitglied des Nationalconvents. Er bewirkte, daß ein Geſetzentwurf für die Gleichförmigkeit des Maßes u. Gewichts angenommen wurde. Bald darauf wurde er bei den Jacobinern wegen ſeines Stillſchweigens im Convent angegeben; er rechtfertigte ſich u. entging der Proſcription nur mit Mühe. So lange die Tyrannei Robespierre's dauerte, war Fourcroy einzig in der Comité des öffentlichen Unterrichts u. in der Section des armes mit Arbeiten beſchäftigt, die ſich auf den Krieg u. die Wiſſenſchaften bezogen. Nach dem 19. Thermidor wurde er in den neuen Wohlfarthsausſchuß berufen, wo man ihm die Sorge für die Artillerie übertrug. Er organiſirte die Centralſchule der öffentlichen Arbeiten, aus welcher nachher die polytechniſche Schule entſtand; er gründete die drei Specialſchulen der Medicin u. wirkte bei der Einrichtung der Normalſchulen mit. Nach dem 13. Vendemiaire trat er in den Rath der Alten, in welchem er zwei Jahre blieb. Hierauf verwaltete er aufs Neue ſein Amt als Profeſſor und ſchrieb ſein **Syſtem der chemiſchen Wiſſenſchaften** in zehn Bänden; das ſchönſte Denkmal der franzöſiſchen Chemie. Nach dem 18. Brumaire wurde er zum Staatsrath ernannt, u. entwarf einen Plan für den öffentlichen Unterricht, der mit einigen Veränderungen angenommen wurde. Sein Amt als Generaldirector des öffentlichen Unterrichts legte ihm die Pflicht auf, in den J. 1802 u. 1804 einen Theil der Departements zu durchreiſen u. die Organiſation der Lyceen zu beſchleunigen. Seine Thätigkeit beförderte den Flor der Lehranſtalten, ſo viel es die Zeit erlaubte, bis die Errichtung der kaiſerl. Univerſität eintrat, bei welcher er ebenfalls mit ſeinen Vorſchlägen gehört wurde. Er war es, der für die Würde eines Großmeiſters der Univerſität ſo bedeutende Auszeichnungen u. Vollmachten in Vorſchlag brachte, in der Hoffnung zu dieſer Stelle ernannt zu werden. Allein der Graf Fontanes erhielt ſie, und dieſer Verdruß untergrub ſeine Geſundheit. Er wurde indeß zum Staatsrath, Reichsgrafen u. Mitglied des Nationalinſtituts ernannt. Sein raſtlos der Chemie und dem öffentlichen Unterricht gewidmetes Leben endigte der Tod den 16. Dec. 1809.

Fourier iſt ein Compagnieſchreiber mit Unteroffiziersrang, auch Unteroffizier, welcher für die Compagnie, bei welcher er ſteht, Quartiere macht, die Billets austheilt, dafür ſorgt, daß die Soldaten in ihren Quartieren die vorgeſchriebenen Bedürfniſſe von den Wirthen bekommen, die Lebensmittel vertheilt, die Muſterrolle der Compagnie

hält u. ſ. w. Fourierſchützen ſind gemeine Soldaten, die den zum Quartiermachen vorausgehenden Officiers und Fouriers beigegeben ſind; gemeiniglich verſteht man alle Quartiermacher darunter. Der Hoffourier iſt ein Untergeordneter des Hofmarſchalls, deſſen Befehle er auszuführen hat. Er ſorgt für die Verſorgung der bei Hofe ankommenden Gäſte, ſagt die Galla und die Hoftrauer an, ladet zu den Hoffeſten ein und ſieht auf Ordnung unter den Hof- und Livreebedienten beim Aufwarten u. ſ. w. Kammerfourier, der für die reiſende Herrſchaft Quartier beſtellt.

Fox (George), der Stifter der Secte der Quäker, geboren zu Dreton in der Grafſchaft Leiceſter im J. 1624, war erſt neunzehn Jahre alt, als er ſich plötzlich von Gott begeiſtert glaubte und zu predigen anfing. Die Luſtbarkeiten, an denen ſeine Cameraden ſich ergötzten, ſchienen ihm Verbrechen, und da er ſie unabläſſig und mit vieler Heftigkeit meiſterte, verbannten ſie ihn aus ihrer Geſellſchaft. Das einſame Leben, zu dem er auf dieſe Weiſe ſich genöthigt ſah, und das ſtete Grübeln vermehrten ſeine Schwärmerei. Er glaubte himmliſche Stimmen zu hören, welche ihm befahlen, die Menſchen zu fliehen; er hatte Viſionen und Entzückungen, u. bildete ſich ein, daß der Himmel, der auf eine beſondere Art über ihn wache, ihm den wahren Geiſt des Chriſtenthums aufgeſchloſſen und ihn auserſehen habe, die Menſchheit damit bekannt zu machen. Vom Kopf bis zu den Füßen in Felle gekleidet, ging er von Dorf zu Dorf und eiferte gegen den Krieg und die Geiſtlichkeit. Seine Unwiſſenheit in allen menſchlichen Kenntniſſen kümmerte ihn nicht. Wiewol er nur das Schuhmacherhandwerk erlernt hatte, ſo hatte er ſich doch frühzeitig mit der Sprache der heiligen Schrift und der Controverſe bekannt gemacht, u. gebrauchte ſeine dürftigen Kenntniſſe, um ein neues Religionsſyſtem aufzubauen. Jeſus Chriſtus, ſagte er, hat die jüdiſche Religion abgeſchafft; dem äußern Dienſt, dem Ceremoniel der Juden, hat er den geiſtigen und innern Gottesdienſt ſubſtituirt. Statt der Stiere u. Böcke ſollen wir unſere Leidenſchaften opfern und die Tugend üben. Durch Buße, Liebe, Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit und Caſteiung hat uns Chriſtus gelehrt Gott verehren. Darum iſt nur der ein wahrer Chriſt, der ſeine Leidenſchaften zähmt, ſich keine Verleumdung, keine Ungerechtigkeit erlaubt, das Seinige mit den Armen theilt, Beleidigungen vergibt, alle Menſchen wie ſeine Brüder liebt u. lieber das Leben verliert, als wider Gott ſündigt. — Dieſe Grundſätze predigte Fox allenthalben auf öffentlichen Plätzen, in Schenken, in Privathäuſern und in Kirchen. Er weinte und ſeufzte über die Blindheit der Menſchen; er rührte, erſchütterte, überzeugte; ſo bildete er Schüler, welche gleich ihrem Meiſter ſich einbildeten, unmittelbar vom heiligen Geiſte unterrichtet zu ſein, deſſen Tempel ſie ſich nannten. Die Provinzen Leiceſter, Nottingham und Derby waren die erſten Schauplätze dieſes frommen Reformators, den weder Beleidigungen, noch Gefängniß, noch Schläge von ſeinem Eifer entfernen konnten. Die Zahl ſeiner Schüler nahm zu, und man ſah bald in ſeinem Gefolge Perſonen vom erſten Range, Gelehrte aller Art und eine Menge Volks. Er gab ſeinen Anhängern den Namen Kinder des Lichts. Als er einſt in Derby vor Gericht gezogen wurde, und ſehr nachdrücklich von der Nothwendigkeit ſprach, vor dem Wort des Herrn zu zittern, nannte ihn einer der Richter einen Zitterer (Quäker), welcher Name nachher geblieben iſt. Nachdem Fox ſich verheirathet hatte, ging er mit ſeiner Frau, welche ſein Amt mit

ihm theilte, im J. 1662 nach Amerika. England, ſagte er, iſt genug mit meinem Schweiße genetzt, auch die neue Welt ſoll damit gebadet werden. Er fand auch hier eine Menge Anhänger und dieſer Erfolg bewog ihn zu der Einbildung, daß alle Welttheile nur darum ſich noch nicht unter ſeine Fahnen begeben hätten, weil ſein Syſtem ihnen unbekannt ſei. Er ſchrieb in dieſem Wahne an alle Fürſten unſinnige Briefe, die nur mit Verachtung beantwortet wurden. Nach ſeiner Rückkehr nach England ſetzte er ſeine Bemühungen fort und ſtarb im J. 1681. Der Abt Plouquet hat vollkommen Recht, wenn er ſagt: Fox war ein unwiſſender und ſtreitſüchtiger Fanatiker, der anfangs nur das noch unwiſſendere Volk verführte. Die jedem Menſchen angeborne Neigung zu Neuerungen und zum Fanatismus verſchaffte ihm in der Folge Schüler, welche im Stande waren, ſeiner Secte mit Weisheit vorzuſtehen. So fand ſich ſeine Lehre unvermerkt mit Geiſt und Gelehrſamkeit in Vereinigung, und ausgezeichnete Männer, wie William Penn, George Keith und Robert Barclay, gaben der Secte der Quäcker Glanz, indem ſie die Anhänger derſelben mit Klugheit und Geſchicklichkeit zu leiten wußten. (S. Quäker.)

Fox (Charles James), dieſer in den Annalen Großbritanniens unſterbliche Staatsmann, geb. d. 18. Januar 1748, war der zweite Sohn des Lord Holland, und Enkel des Sir Stephan Fox, welcher das Chelſea Hoſpital gegründet hatte. Fox's Mutter, die Baroneſſe von Holland, war eine Schweſter des Herzogs von Richmond und Urenkelin Königs Carl II. Die ausgezeichneten Anlagen des jungen Fox ſuchte ſein Vater ſorgfältig zu entwickeln. Er gewöhnte ihn, ſeine Meinungen über die Gegenſtände der Unterhaltung zu ſagen, u. gewiß trug dieſe frühere Gewöhnung, mit Freiheit zu denken u. unvorbereitet zu ſprechen, nicht nur zur Schärfung ſeiner Urtheilskraft, ſondern auch zur Ausbildung der Rednertalente ungemein bei, durch welche Fox in der Folge glänzte. Gewöhnlich las der junge Fox die Depeſchen ſeines Vaters, welcher eine Zeitlang Staatsſecretär war, und er ſoll oft treffende Bemerkungen darüber gemacht haben. Einſt warf er den Aufſatz einer Staatsſchrift von ſeinem Vater, mit den Worten, ſie ſei zu ſchwach, ins Feuer. Der Staatsſecretär nahm eine zweite Abſchrift, ohne ihm einen Verweis zu geben. Man erzählt mehrere Beiſpiele höchſter Zwangloſigkeit, womit Fox erzogen wurde. Er beſuchte die Schulen von Weſtminſter und Eton, u. zeichnete auf beiden ſich aus. Kaum dreizehn Jahre alt, wetteiferte er mit den geübteſten Schülern in lateiniſchen Verſen, ſchrieb das Griechiſche und ſprach das Franzöſiſche faſt geläufiger als ſeine Mutterſprache. Hier knüpfte er die Bande früher Freundſchaft mit dem Grafen von Fitzwilliam, Lord Carlisle, dem Herzoge von Leinſter und andern ausgezeichneten Männern. Als er vierzehn Jahre alt war, ſchickte ihn ſein Vater nach Spaa, wo die ihm zum Taſchengelde beſtimmten großen Summen die Aufmerkſamkeit der Spieler auf ſich zogen. Schon in Eton zeigte er entſchiedenen Hang zur Verſchwendung, u. beging, durch die Freigebigkeit ſeines Vaters noch mehr dazu aufgemuntert, viele Ausſchweifungen. Auf der Univerſität Oxford erregten ſeine Kenntniſſe und Talente um ſo mehr Bewunderung, als er ſeine ganze Zeit dem Spiele und andern Zerſtreuungen zu widmen ſchien. Doch blieb er hier nicht lange, ſondern unternahm eine Reiſe durch die Hauptländer Europa's, und obgleich er ſich allen Genüſſen hingab, zu denen die reizenden Gegenden des Südens die Britten im Taumel der Jugend locken; ſo erwarb er ſich

doch eine umfaſſende u. tiefe Kenntniß der natürlichen Beſchaffenheit, der Sitten, Künſte, Geſetze u. Regierungsformen der verſchiedenen Länder, welche er ſah. Seine Verſchwendung war aber ſo weit gegangen, daß ſelbſt ſein Vater, der ſein außerordentliches Vermögen zur Befriedigung aller Wünſche ſeines Sohnes anzuwenden gewohnt war, ſeine Wechſel zurückzuſchicken drohte. Im zwanzigſten Jahre trat For, den ſein Vater als Tory erzogen hatte, u. der jetzt als ein vollendeter Stutzer zurückgekommen war, als Repräſentant des Fleckens Midhurſt in das Parlament ein. Anfangs war er auf der Seite der Adminiſtration, die in ihm bald einen ihrer geſchickteſten Vertheidiger fand. Aber während er ſo mit Kraft u. Einſicht in die öffentlichen Angelegenheiten eingriff, unterhielt er eine ſehr genaue Verbindung mit wuchernden Geldjuden, deren Freigebigkeit die ausſchweifende londner Jugend gegen fünfhundert Procent unterſtützt. Er ſowohl, als dieſe Ehrenmänner, hatten es für gewiß gehalten, daß ſein älterer Bruder kinderlos ſterben werde. For befand ſich gerade in einem Schauſpielhauſe, als er von der Geburt ſeines Neffen, des jetzigen Lord Holland, benachrichtigt wurde; ſcherzend ſagte er, es ſei ein Knäblein geboren, als ein Vorläufer der Zerſtörung der Juden. So theilte dieſer außerordentliche Mann ſein Leben zwiſchen den ernſteſten Geſchäften u. der wildeſten Ausgelaſſenheit. Er war zugleich Commiſſär der Admiralität, und nach dem er dieſe Stelle im Jahr 1772 freiwillig niedergelegt hatte, Commiſſär der Schatzkammer; als er ſich aber 1774 der Regierung widerſetzte, erhielt er ſeine Entlaſſung. Er hatte ſich kurz vorher mit einigen Oppoſitionsgliedern verbunden; beſonders fühlte er ſich zu Burke hingezogen. Vergeblich hatte ihm Lord North Vorſtellungen gemacht, u. kündigte ihm endlich ſeine Entlaſſung in einem lakoniſchen Briefe an, der For unendlich erbitterte u. alſo lautete: „Se. Majeſtät haben für dienlich erachtet, neue Commiſſarien der Schatzkammer zu ernennen, in deren Liſte ich Ihren Namen nicht ſehe.“ Lord Holland war ſchon früher geſtorben und hatte ſeinem Sohne außer einem bedeutenden baaren Vermögen ein prächtiges Landgut bei Kingsgate auf der Oſtküſte von Kent, mit einem nach dem Modell von Cicero's Villa Formia erbauten Hauſe, hinterlaſſen. Überdies war For Buchhalter der königl. Schatzkammer in Irland. Aber alle dieſe bedeutenden Mittel waren in kurzem erſchöpft. Statt jedoch durch die auf ihn einſtürmenden Ungemächlichkeiten niedergebeugt zu werden, entwickelte ſich erſt jetzt die ganze Stärke ſeines Geiſtes. Der eben beginnende Streit mit den nordamerikaniſchen Colonien feſſelte bald ſein ganzes Intereſſe. Das Erhabene des Gegenſtandes wirkte ſo mächtig auf ihn, daß er plötzlich als ein anderer Menſch auftrat. Wie einſt in allen Ausſchweifungen wollte er jetzt in allen Tugenden glänzen. Er geſellte ſich zu der Schaar jener trefflichen Geiſter, welche die Ungerechtigkeit, womit die Colonien behandelt wurden, laut ausſprachen, u. ſtand bald zum Erſtaunen Aller, die ihn vorher kaum bemerkt hatten, gehoben durch die Kraft ſeiner Talente u. ſeiner Beredſamkeit, an der Spitze der Oppoſition. Nichts brachte er aus der vorigen wilden Lebensperiode in die neue hinüber, als die Anmuth des Umgangs, die Offenherzigkeit des Gemüths, und die kühne Entſchloſſenheit des Mannes, der ſeiner Kraft ſich bewußt iſt. Sein Genie erkannte die Fehler der Miniſter, welche den Krieg mit den Colonien begonnen; vereinigt mit Burke bekämpfte er unaufhörl. die Grundſätze North's; ſie widerſetzten ſich auf das entſchiedenſte einem Kriege, den ſie unge=

recht und unpolitiſch nannten. Fox, der 1780 nach einem heftigen Kampf zum Repräſentanten von Weſtminſter erwählt worden war, wirkte kräftig zur Beendigung dieſes für England unglücklichen Krieges mit. Lord North und ſeine Freunde mußten (1782) ihre Miniſterſtellen aufgeben. Rockingham, Shelburne und Fox würden ihre Nachfolger. Als der erſtere ſtarb, zog Fox, der mit Shelburne nicht einverſtanden war, ſich in das Privatleben zurück. Doch hatte er während ſeiner kurzen Staatsverwaltung mit den Amerikanern und Holländern Friede zu machen geſucht. Shelburne ſchloß nun (1783) den Frieden zu Verſailles, mußte aber bald nachher mit ſeinen Freunden (Pitt u. andern) der unter dem Namen der Coalition ganz unerwartet erfolgten Vereinigung der beiden ehemals ſo heftigen Gegner, Lord North und Fox, weichen. Der Herzog von Portland ward nunmehr erſter Lord der Schatzkammer, und North und Fox die beiden Staatsſecretäre. Während dieſer zweiten kurzen Adminiſtration brachte Fox die berühmte oſtindiſche Bill ins Unterhaus, welche die Abſicht hatte, die Regierung der oſtindiſchen Geſellſchaft in Oſtindien faſt ganz in die Hände des Miniſteriums zu bringen. Die von der brittiſchen Regierung bisher unabhängigen Compagnie Länder wurden nämlich von den erſten Beamten ſo ſchlecht verwaltet, daß eine durchgängige Reform nöthig ſchien. Fox und North boten einander die Hände, u. die Bill ging im Unterhauſe durch. Allein die Nation gerieth in Unruhe, Englands Macht in die Hände einer Ariſtokratie fallen zu ſehn. Dieß bewog den König, Maßregeln zu nehmen, um die Bill nicht auch im Oberhauſe durchgehen zu laſſen; der Graf Temple erklärte, daß der König den für ſeinen Feind halten würde, der dafür ſtimmte. So wurde die Bill verworfen; aber ſie hatte dem Miniſter zugleich das Zutrauen des Parlaments u. ſeines Souveräns geraubt, u. führte ſeinen Sturz herbei. Die Macht der Coalition wurde gebrochen u. das ganze Miniſterium in den letzten Tagen des J. 1783 verabſchiedet. Pitt trat wieder in die Verwaltung ein, u. Fox (Repräſentant für die Flecken Tain, Digwall u. ſ. w.) wurde ſpäter nur mit vieler Mühe wieder Repräſentant für Weſtminſter. Seit der Zeit beſtritt er unabläſſig ſeinen großen Gegner Pitt, unbeſtechlich durch Geldſummen, Titel u. Ehrenſtellen, die der Miniſter für ſeine Zwecke vertheilte. Mehr als einmal fühlte Pitt ſeines Gegners überlegenheit. Da er, von Preußen gereizt, den Krieg gegen Rußland, wegen Oczakow, beginnen, da er ein anderes Mal den Frieden mit Spanien brechen wollte, war es Fox, welcher beide Kriege verhinderte. Endlich ermüdete Fox's Ausdauer in dem ungleichen Kampfe gegen den mächtigen Pitt. Begleitet von einer Miſtriß Armſtead, die er nachher als ſeine Gemahlin erkannte, machte er eine Reiſe nach Frankreich, der Schweiz u. Italien. Die franz. Revolution brach aus. Pitt und Fox billigten das Beſtreben eines Volks, die Feſſeln des Despotismus zu brechen. Als aber daſſelbe in ein Chaos beiſpielloſer Verbrechen ausartete, änderten beide ihre Anſichten. Auch trennte ſich damals (12. Febr 1791) Fox's zwanzigjähriger Freund von ihm, Burke. Pitt wollte Krieg: Fox rieth die gährende Nation ihrem Schickſal zu überlaſſen. Als ein unerſchütterlicher Vertheidiger der Rechte des Volks, mußte Fox es ſich gefallen laſſen, daß politiſcher Fanatismus ihn einen Jacobiner ſchalt, u. der König ihn aus der Liſte der geheimen Räthe ſtrich. Hatte er auch Kraft, dieſe Kränkung mit Gleichmuth zu ertragen, ſo ward er es doch müde, die politiſchen Anſichten ſeines Gegners ohne Erfolg zu

bekämpfen. Er wollte 1797 ſeinen Sitz im Parlamente aufgeben, um ſich zu erholen in der ruhigern Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften. Seine Freunde vermochten ihn aber, den öffentlichen Geſchäften nicht ganz zu entſagen, doch hielt er ſich jetzt häufiger auf dem Lande auf. In dieſer Muße, die er den Wiſſenſchaften widmete, und der Dichtkunſt, welcher er ſtets mit jugendlichem Feuer zugethan blieb, entſtand in ihm der Wunſch, durch ein bedeutendes Werk vor der Welt und Nachwelt ſeinen Charakter als Staatsmann zu rechtfertigen. Kein Werk aber konnte ſeinen Kenntniſſen angemeſſener und ſeines ganzen Lebens würdiger ſcheinen, als ein hiſtoriſches. Dem Vertheidiger altbrittiſcher Freiheit lag die vaterländ. Geſchichte am nächſten. Welchen Abſchnitt derſelben hätte er aber zweckmäßiger wählen können, als jene Wendung der Dinge, durch welche die engliſche Nationalfreiheit wahrhaft gegründet ward? jene Wendung, die nach den heilloſen Zeiten der letzten Stuarts den großen Oranier auf den brittiſchen Thron brachte. Doch mußte er, um dieſe Revolution darzuſtellen, wie ſie aus dem frühern Zuſtande des Reichs hervorging, Jacobs II. ſündhafte Regierung und Carls II. ſchmachvolltraurige Zeit wenigſtens im Allgemeinen ſchildern. Indeß haben ihn die Angelegenheiten des Vaterlands und ſein früher Tod verhindert, ſeinem Werke im Umfang und Darſtellung die Vollendung zu geben, die er demſelben zu geben fähig war. So erſchien nur ein Bruchſtück: A history of the early part of the reign of James the second; with an introductory chapter; (Lond. 1808, überſ. von D. W. Soltau, Hamb. 1810), aber das Bruchſtück iſt groß genug, um zu fühlen, wie viel wir an dem übrigen verloren haben; vorzüglich da Fox die Parteilichkeit Hume's in dieſem Theile der Geſchichte aufdeckt, und ſeine Darſtellung überall ſehr belehrend iſt. Als Redner bekümmerte ſich Fox, bei ſeiner natürlichen Begeiſterung, wenig um einen ſorgfältig gewählten Ausdruck und um ſtrenge logiſche Ordnung. Seine Reden ſind, in 6 Bänden geſammelt, in London erſchienen. Doch wir kehren zu ſeinem Leben zurück. Pitt verließ endlich, nachdem er achtzehn Jahre die größte Macht geübt hatte, freiwillig ſeinen erhabenen Poſten. Addington nahm ſeine Stelle ein, und unterſtützt von Fox und deſſen Freunden, ſchloß er mit Frankreich den Frieden von Amiens (27. März 1802). „Hart iſt dieſer Friede!“ rief Fox, „unzähliges Blut, unzählige Summen wären erſpart und der Friede ehrenvoller geſchloſſen worden vor ſechs Jahren; aber beginnt den Krieg, u. ihr werdet künftig einen noch viel herberen Frieden ſchließen müſſen.“ Seine Warnung war umſonſt. Pitt übernahm wieder das Ruder des Staats und entriß bald nach dem Ausbruche der Feindſeligkeiten den friedensbedürftigen Spaniern die Neutralität. Fox nannte dieſe Maßregel eine charakteriſtiſche Falſchheit und das Betragen der Miniſter ein Gewebe von Ungerechtigkeit und Unklugheit. Doch Pitt ſah den Ausgang ſeines Werks nicht; er ſtarb und — Fox trat als Staatsſecretär an ſeine Stelle. Ein ehrenvoller Friede mit Frankreich war das ſchöne Ziel, das er ſogleich ins Auge faßte, und obgleich Preußens damalige zweideutige Politik zu feindſeligen Maßregeln gegen dieſes Reich nöthigte, ſo hatte er doch die erſten Einleitungen zu einem allgemeinen Frieden für Europa getroffen. Allein mitten in ſeinem wohlthätigen Wirken, nachdem er noch alle Hinderniſſe zu heben geſucht hatte, welche die Verſchiedenheit der Religion der Vereinigung des engliſchen u. irländiſchen Intereſſe entgegenſtellte, nachdem er noch

das Ober- u. Unterhaus bewogen hatte, die Abſchaffung des Sclavenhandels feierlich zu erklären, ſtarb er an der Waſſerſucht am 13. Sept. 1806 in den Armen des Lords Holland, ſeines Neffen, und im Palaſte des Herzogs von Devonſhire, ſeines Freundes. Die Nation trauerte um den Mann, von dem einſt Burke ſagte: Er war geboren, um geliebt zu werden. Seine Freunde errichteten den 19. Juni 1816 Fox's Bildſäule auf dem Bloomsbury Square, in Bronze, ein Meiſterwerk von Weſtmorcott. Fox in conſulariſcher Tracht hält mit dem halb ausgeſtreckten Arm die Magna Charta. Im J. 1818 ward ihm ein Denkmal in der Weſtminſter-Abtei errichtet. Im erſten Bande der Zeitgenoſſen (1816) befindet ſich ſeine nach den beſten Quellen trefflich bearbeitete umſtändliche Biographie und Charakteriſtik, von F. Ch. A. Haſſe.

Fracaſtoro (Geronimo), einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, war 1483 zu Verona geboren. Seine Mutter erſchlug, als ſie ihn eben im Arme trug, der Blitz, ohne daß er dabei im mindeſten verletzt wurde. Von ſeinem Vater empfing er eine treffliche Erziehung, und widmete ſich zu Padua mit großem Eifer den Studien, vornehmlich den mathematiſchen, philoſophiſchen und mediciniſchen. In einem Alter von 19 Jahren ward er Profeſſor der Logik zu Padua. Als aber hier der Krieg den Unterricht unterbrach, folgte er einem Ruf auf die neu errichtete Univerſität zu Pordenone in Friaul, wo er einige Zeit ſeiner Neigung zur Poeſie folgte und durch die Herausgabe ſeines Gedichtes de Syphilitide bald ſeinen Namen durch ganz Italien bekannt machte. Von da kehrte er in ſein Vaterland zurück, bezog ein Landhaus bei Verona und lebte hier in der Zurückgezogenheit. Den Kranken, die zu ihm ſtrömten, ertheilte er Rath und Hülfe, u. zugleich beſchäftigte er ſich mit Abfaſſung ſeiner Werke. Paul III. ernannte ihn zum Archidiaconus und zum erſten Arzt beim tridentiniſchen Concilium. In letzterer Eigenſchaft trug er dazu bei, daß dies Concilium nach Bologna verlegt wurde, indem er die 1547 in Trient herrſchende Krankheit für eine anſteckende erklärte. Er ſtarb im J. 1553. Seine Landsleute ehrten ſein Andenken durch eine Marmorſtatue; ſein Freund Ramuſio ließ ihm eine Statue aus Bronze zu Padua errichten. Fracaſtoro hat in der Philoſophie, Aſtronomie, Medicin und Poeſie geglänzt. Von ſeinen Schriften iſt die berühmteſte das oben genannte Gedicht, unter dem Titel Syphilitidis sive morbi gallici libri tres. Mehrere Kritiker haben es hinſichtlich des Reichthums der Verſification, des Adels der Gedanken, der Eleganz des Ausdrucks und der Lebhaftigkeit der Bilder der Georgica des Virgil an die Seite geſetzt. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen geſammelt zuerſt zu Venedig 1555 u. ſind mehrmals aufgelegt worden. Die Ausgaben des 17. Jahrh. ſind die vollſtändigſten. Menken hat einen Commentar über Fracaſtoro's Leben u. Werke geſchrieben, Leipz. 1731.

Fracht, die Ladung, die man einem Fuhrmann oder Schiffer gegen einen bedungenen Lohn zur Überbringung an einen andern Ort anvertraut. Die gehörige Ladung eines Wagens oder Schiffes nennt man eine volle Fracht, fehlt ein beträchtlicher Theil daran, eine halbe Fracht, und die wieder mit zurückgenommene Ladung eine Rückfracht. Auch verſteht man unter Fracht den Fuhr- oder Schifferlohn, der für den Transport der Waaren bezahlt wird. Der offene Brief oder Zettel, welcher einem Fuhrmann über die ihm zur Überbringung anvertrauten Kaufmannsgüter mitgegeben wird, heißt ein Frachtbrief oder Frachtzettel. Frachtbriefe zur See erhalten

den Namen der Seebriefe oder Connoiſſements. In den Frachtbriefen ſind hauptſächlich der Ort, die Jahrszahl, der Monat und Tag, von wo und wann die Waaren abgeſendet wurden, der Name des Fuhrmanns oder Schiffers, und bei Seebriefen auch des Schiffes, die Anzahl der Tonnen, Fäſſer, Kiſten, Ballen u. ſ. w. der abgeſendeten Güter mit Angabe der Signaturen, Nummern, des Gewichts und der Emballage, der für die Fracht bedungene Lohn, u. die Geldſorte, in welcher er entrichtet werden ſoll, auch die Zeit, binnen welcher der Fuhrmann die Waaren bei Verluſt ſeines Frachtlohns zu liefern ſich verpflichtet hat, nebſt der Unterſchrift des Verſenders der Waaren und der äußern Aufſchrift, für wen ſie beſtimmt ſind, bemerkt.

Fractur, in der Buchdruckerkunſt, gebrochene, d. i. eckige, deutſche Schrift, zum Unterſchiede von der runden oder ſchwabacher Schrift. Auch die große oder ſogenannte Kanzleiſchrift wird Fractur genannt.

Fra Diavolo (Bruder Teufel), eigentlich Michel Pozza, ein berühmter Inſurgenten-Chef in Calabrien, geb. zu Jeri von armen Eltern. Er lernte erſt bei einem Strumpfwirker, ergab ſich aber bald den Ausſchweifungen, die ihn nachher berüchtigt gemacht haben. Er gerieth unter eine Bande Räuber in Calabrien, wurde bald ihr Anführer und das Schrecken der Reiſenden und der Bewohner des platten Landes. Die ehemalige neapolitaniſche Regierung ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf. Als im J. 1799 der Cardinal Ruffo die ſiegreichen Fortſchritte der ruſſiſchen Armee unter Suwarow in Ober-Italien benutzen wollte, um die Franzoſen wieder aus Neapel zu vertreiben, ſammelte er zu dieſem Zweck Alles, was er an Truppen zuſammenbringen konnte. Fra Diavolo bot ihm ſeine Dienſte an, erhielt von ihm Verzeihung wegen des Vergangenen, u. das Patent als Oberſter. Von dieſem Augenblicke an wurde Fra Diavolo ein andrer Menſch, er beſchäftigte ſich bloß damit, ſein Corps zu organiſiren, u. machte mit der neapolitaniſchen Armee den Feldzug in das römiſche Gebiet. Sein Haß gegen die Franzoſen verleitete ihn zu Grauſamkeiten, wie er ſie vorher als Räuber ausgeübt hatte. Als im J. 1806 Neapel wieder von den Franzoſen erobert, u. Joſeph Buonaparte auf den königlichen Thron erhoben worden war, ſammelte Fra Diavolo den Reſt ſeiner Truppen u. zog ſich nach Gaëta zurück. Der Prinz von Heſſen-Philippsthal, der durch die Vertheidigung dieſes Platzes ſich Ruhm erwarb, jagte ihn, als Unruhſtifter, aus der Feſtung fort. Fra Diavolo ging hierauf nach Palermo, und wurde zu der von der Königin von Neapel und Sir Sidney Smith projectirten Inſurrection in Neapel gebraucht. Er ging dahin zurück, ſammelte Alles, was er von ſeinen ehemaligen Truppen finden konnte, ſuchte die Inſurrection auf alle mögliche Art zu befördern, öffnete ſelbſt die Gefängniſſe, und that den Franzoſen allen möglichen Abbruch, bezeichnete aber auch überall ſeinen Weg mit Brand, Raub u. Mord. Es wurden Truppen gegen ihn geſchickt. Nachdem er ſich lange mit dem größten Muthe vertheidigt hatte, wurde er durch Verrätherei gefangen, am 6. November 1806 nach Neapel gebracht, vor ein Kriegsgericht geſtellt und nach dem einſtimmigen Urtheil deſſelben am 10. Nov. gehängt.

Fragmente (wolfenbüttelſche), ſind eine antichriſtliche Schrift, welche Leſſing unter dem Vorgeben, daß er ſie in der wolfenbüttelſchen Bibliothek, welche ſeiner Aufſicht anvertraut war, ge-

funden habe, bekannt machte. Das meiſte Aufſehen erregte das fünfte Fragment, in welchem dem ehrwürdigen Stifter des Chriſtenthums Schuld gegeben ward, er habe eine Empörung ſtiften und auf den Umſturz des jüdiſchen Staats ſeine eigene königliche Würde und Regierung gründen wollen. Wer der wahre Verfaſſer dieſer Schrift ſei, iſt nicht bis zur völligen Evidenz ausgemittelt worden; doch wird ſie von den Meiſten Reimarus, welcher zu Hamburg lebte und durch eine gehaltvolle Schrift über die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion dem deutſchen Publicum hinlänglich bekannt iſt, zugeſchrieben. Mit Recht hat man geurtheilt, daß der Fragmentiſt vieles unredlich verdreht, vieles, aus Mangel an Kenntniß der alten Welt, mißverſtanden und das Chriſtenthum höchſt ungerecht beurtheilt habe. Unter denen, welche ſeinen Einwürfen begegneten, ſind beſonders Döderlein, Semler und Michaelis bemerkenswerth. Die Schrift des zuerſt erwähnten Gelehrten: Fragmente und Antifragmente, iſt mit ſo viel ruhiger Beurtheilung, Gelehrſamkeit und Geſchmack geſchrieben, daß ſie mit Recht für die gelungenſte Widerlegung des Fragmentiſten gehalten wird. N.

Fragonard (Nicolas), ein geſchickter Hiſtorienmahler, geſtorben zu Paris am 22. Aug. 1806, alt 74 Jahre. Sein Vater hatte ihn zu einem Notar gebracht, der junge Fragonard verließ dieſen aber bald, um die Zeichenſchule zu beſuchen, und ſtudirte unter Franz Boucher ſehr fleißig. Nachdem er den großen Preis in der Mahlerſchule erhalten hatte, ging er nach Rom. Der Anblick der Werke der großen italieniſchen Meiſter, eines Michel Angelo und Raphaels, ſchlug ihn anfangs nieder; um deſto mehr aber ſtrengte er ſich in der Folge an, um auch etwas leiſten zu können. Als er nach Frankreich zurückgekommen war, machte er, um bei der Akademie aufgenommen zu werden, das ſchöne Gemählde, Coreſus und Calliroe, das großen Beifall fand, ſo wie ein anderes Gemählde, die Heimſuchung Mariä, das er gleich nachher verfertigte. Fragonard gab die Hiſtorienmahlerei bald ganz auf, und beſchäftigte ſich bloß mit Gemählden der erotiſchen Gattung. Seine kleinen, lieblichen Tableaux, die ſich durch ſinnreiche Ideen auszeichneten, wurden allgemein geſucht, und Fragonard war in Paris der Mahler nach der Mode. Während dieſer Zeit verfertigte er: die Fontaine der Liebe, das Roſenopfer und den Schwur der Liebe; doch mahlte er auch zugleich eine Anbetung der Hirten. Alle ſeine Gemählde waren auf Erregung der Sinnlichkeit berechnet. Im J. 1773 ſollte er einen Saal für die Guimard mahlen; er ſtellte dieſe Künſtlerin als Terpſichore auf eine äußerſt reizende Art dar. Ein Zwiſt, der unter beiden entſtand, machte, daß Fragonard die Mahlerei nicht vollenden konnte. Aus Neugierde zu ſehen, was ſein Nachfolger geleiſtet hätte, ſchlich er ſich einſt in das Haus der Guimard, und mit zwei Pinſelſtrichen gab er den lächelnden Lippen der Terpſichore einen Ausdruck von Zorn und Wuth, ohne die übrige Ähnlichkeit des Gemähldes zu ſtören. Die Guimard, die bald nachher einigen Bekannten das Gemählde zeigen wollte, gerieth über die wahrgenommene Veränderung in die äußerſte Wuth, und wurde dadurch dem Gemählde vollkommen ähnlich. Beim Ausbruch der Revolution verlor Fragonard den größten Theil ſeines Vermögens; er gab die Mahlerei auf, und ſtarb in elenden Umſtänden.

Fraiß, Fraiſch, hohe Fraiß, fraißliche Obrigkeit,

bedeutet in einigen Ländern die peinliche Gerichtsbarkeit, oder die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, von dem alten Worte Fraiß, Schrecken, Furcht, Gefahr.

Franc, eine franzöſiſche Silbermünze, deren ſechs einen Laubthaler ausmachen; etwa 6 Gr. nach gutem Gelde, alſo ſo viel als ein Livre. In dem neuern franzöſiſchen Münzweſen theilte man dieſe Francs in Zehntheile (Décimes) und in Hunderttheile (Centimes).

Franciscaner oder Minoriten, mindere Brüder (Fratres minores), wie ihr Patriarch ſie zum Zeichen der Demuth nannte, heißen alle Glieder des geiſtlichen Ordens, den der heil. Franciscus von Aſſiſi 1208 durch Sammlung einiger Schüler ſeiner Mönchstugenden bei der Kirche Porticella oder Portiuncula zu Aſſiſi ſtiftete (ſ. Franz von Aſſiſi). Erniedrigung zur äußerſten Armuth und Entbehrung aller feineren Sinnengenüſſe ſollte ſein Ruhm, Fleiß in der von den Weltgeiſtlichen damals ſehr vernachläſſigten Seelſorge ſein Verdienſt um die Kirche, Gelehrſamkeit und Geiſtesbildung aber ihm fremd ſein. Daher verbot Franciscus ſeinen Minoriten, das mindeſte Eigene zu haben, und beſtimmte ſie in den 1210 und 1223 vom Papſt beſtätigten Ordensregeln zum Betteln und Predigen; der Papſt aber ertheilte dieſer neuen Gattung von Mönchen die als Privilegien der Bettelorden (ſ. Orden) bekannten, für Staat und Kirche gleich bedenklichen, großen Vorrechte, vermöge deren ſie die Welt durch Betteleien aller Art in Contribution ſetzen, die Parochialrechte als Prediger, Beichtväter und Meßprieſter beeinträchtigen, päpſtliche Abläſſe, die ihrer Stammkirche (daher Portiunculaablaß) reichlicher, als irgend einem andern Orden geſchenkt wurden, verhandeln und ihre in Alles ſich einmiſchende Thätigkeit unmittelbar unter der Autorität ihrer Obern und des Papſtes, jeder weltlichen und geiſtlichen Obrigkeit zum Trotz, über die Länder der Erde ausdehnen durften. Der Orden wuchs mit unglaublicher Schnelligkeit; bald zählte er Tauſende von Klöſtern, die, ohne Geld gegründet, dem Aberglauben und der Mildthätigkeit anſehnliche Reichthümer verdankten. Die Nothwendigkeit, dem Orden Glanz und Anſehn zu geben, mußte nun Milderungen der Regel entſchuldigen; die Lebensart wurde üppiger, und gelehrte Bildung als ein wirkſames Mittel der Herrſchaft über die Menſchen zugelaſſen, geiſtreiche Minoriten, wie Bonaventura, Alexander von Hales, Duns Scotus, Roger Bacon u. a. m. rechtfertigten durch ihre Verdienſte um die ſcholaſtiſche Philoſophie das Eindrängen ihrer Ordensbrüder in die Lehrämter an den Univerſitäten. So erhielten ſie, geſtützt auf die Beweisgründe ihres Lehrers Duns Scotus, als Streiter für die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, eine gewichtvollere Stellung gegen die ſtolzen Dominicaner und reichlichen Zündſtoff in dem langen Kampfe, den der Ordensneid zwiſchen den Scotiſten (Franciscanern) und Thomiſten (Dominicanern) anfachte und bis in die neuern Zeiten unterhielt. (Vergl. Dominicaner und Thomas von Aquinum.) Mit dieſen, ihren natürlichen Nebenbuhlern, haben ſie als Gewiſſensräthe, Regierungsgehülfen und politiſche Agenten der Fürſten vom 13. bis in das 16te Jahrhundert, ganz im Widerſpruch mit ihrem damaligen deutſchen Namen Nullbrüder, die Herrſchaft über die chriſtlichen Völker getheilt, und, endlich von den Jeſuiten verdrängt, durch kluge Verträglichkeit mit den letztern mehr, als die Dominicaner, von ihrem alten Einfluſſe zu behaupten gewußt. Franciscaner gelangten

häufig zu den höchſten Kirchenämtern, die Päpſte Nicolaus IV., Alexander V., Sixtus IV. und V. und Clemens XIV. waren aus ihrem Orden. Solchen gelehrten und politiſchen Glanz ſahen jedoch die Eiferer für die Beobachtung des Buchſtabens der alten Ordensregel ſtets als Folgen einer ungewiſſenhaften Abweichung von demſelben an, und bildeten daher die beſondern Congregationen der Cäſariner und Cöleſtiner oder Franciscaner Eremiten noch im 13ten Jahrhundert, der Spiritualen, Clareniner, Amadeiſten im 14ten Jahrhundert, welche, obwohl meiſt mit Gewalt unterdrückt, den Geiſt der Oppoſition und innern Uneinigkeit im Orden durch ihre Reſte fortpflanzten, bis ſie in der 1363 bei Foligni in Italien vom heil. Paulus geſtifteten und durch Wiederherſtellung der vom Stifter vorgeſchriebenen vollkommnen Armuth und Strenge in der Lebensart ausgezeichneten Congregation der Soccolanti (Sandalenträger, Baarfüßer) einen Vereinigungspunct fanden. Dieſe Congregation wurde erſt vom Papſte, dann auch von dem Concilium zu Coſtnitz 1415, als ein beſonderer Zweig des Franciscanerordens, unter dem Namen „Obſervanten, mindere Brüder von der Obſervanz“ anerkannt, und behielt bei der Ausgleichung, durch welche Leo X. 1517 die bisherigen Streitigkeiten der verſchiedenen Parteien niederſchlug, die Oberhand. Seitdem iſt der Obſervantengeneral Generalminiſter (Miniſter oder Diener nennen die Minoriten aus Demuth ihre Obern) des ganzen Ordens, und der Superior der Conventualen oder Minoriten von der gemilderten Regel, welcher nur den Titel Generalmagiſter führen darf, ihm untergeben. Unter den Obſervanten ſind im 16ten und 17ten Jahrhundert neue Formen im Puncte der Armuth und Kaſteiung des Leibes entſtanden, zufolge deren ſie ſich nach den verſchiedenen Graden der Verſchärfung ihrer Regel in regulirte, ſtrenge und ſtrengſte eintheilen. Die regulirten wurden in Frankreich Cordeliers (Stricktrager wegen ihres Gürtelſtricks mit Knoten), anderwärts Soccolanti, Obſervantiner genannt, unter welchem Namen ſie in Italien, der Schweiz, der pyrenäiſchen Halbinſel und Amerika noch beſtehen. Zu den ſtrengen Obſervanten gehören die Baarfüßer in Spanien und Amerika, die Verbeſſerten (Riformati) in Italien und die ehemals in Frankreich blühenden Recollecten, d. h. Eingezogenen, weil ſie bloß der Meditation ergeben waren, und durch ihre dienenden Brüder Almoſen ſammeln ließen. Die ſtrengſten ſind die Alcantariner nach der Reform Peters von Alcantara mit ganz bloßen Füßen; man findet ſie noch häufig in Spanien und Portugal, ſelten in Italien. Sämmtliche Zweige der Obſervanten machen unter ihrem gemeinſchaftlichen Generale zwei Familien aus: die cismontaniſche mit 66 jetzt meiſt ſehr ſchwachen Provinzen in Italien, Oberdeutſchland, wo die Klöſter theils eingegangen, theils durch die Regierungen vom Generale getrennt worden ſind, in Ungarn, Polen, Paläſtina und Syrien, die ultramontaniſche mit 81 Provinzen in Spanien, Portugal und den fremden Welttheilen; die bekanntlich eingegangenen franzöſiſchen und nordiſchen Provinzen ſind von dieſer Zahl abzurechnen, die übrigen aber größtentheils in Amerika, Aſien, Afrika und den Inſeln zu ſuchen, wo nur diejenigen kleinern Geſellſchaften von Franciscanerklöſtern, die noch bloß als Miſſionsplätze unter den Heiden betrachtet werden, Präfecturen heißen. Die viel ſchwächere Congregation der Beſchuheten oder Conventualen hatte vor der franzöſiſchen Revolution in 30 Provinzen gegen 100 Klöſter und 15000 Mönche;

jetzt findet man ſie nur noch hie und da im ſüdlichen Deutſchland, der Schweiz und Italien, wo ſie Lehrämter bei den Univerſitäten bekleiden; denn nur ſie beſchäftigen ſich mit den Wiſſenſchaften und unterlaſſen das Betteln. Die graue wollene Kutte mit einem Stricke um den Leib, an dem ein knotiger Geißelſtrick hängt, haben alle dieſe Zweige des Franciscanerordens gemein: ihre Capuze iſt rund und kurz. Eine lange und ſpitzige Capuze und ein langer Bart ſind die einzigen beſondern Merkmale der ſonſt in der Regel und Lebensart den ſtrengen Obſervanten ganz ähnlichen, nur noch rohern und ſchmutzigern Capuziner, welche Matthäus von Baſſi 1528 als eine für ſich beſtehende Congregation der Minoriten ſtiftete. Seit 1619 haben ſie einen eigenen unabhängigen General, und ſowohl in Europa als durch ihre Miſſionen in Amerika und Afrika ſolchen Zuwachs erhalten, daß ſie im 18. Jahrhundert 1700 Klöſter und 25,000 Glieder in 50 Provinzen zählten. Sie ſind als poſſerhafte Bußprediger und herumſchweifende Bettler bekannt genug. Nonnen ſeines Ordens ſammelte der heil. Franciscus ſelbſt ſchon 1209, und nannte ſie arme verſchloſſene Frauen, auch Damianiſtinnen, nach ihrer Stammkirche zu St. Damian in Aſſiſi; ſpäter wurden ſie nach der heil. Clara, ihrer erſten Priorin, Clariſſinnen genannt und theilten ſich, wie der erſte Orden, nach den verſchiedenen Graden der Strenge ihrer Regel, in mehrere Zweige. Dahin gehören drei Gattungen Urbaniſtinnen, die ihre Regel vom Papſt Urban IV. haben, die heil. Iſabelle (Tochter Ludwigs VIII. von Frankreich), welche 1260 für ſie das Kloſter Longchamps bei Paris ſtiftete, als ihre Mutter verehren, und zum Theil auch betteln dürfen; die Capuzinerinnen, die unter den Capuzinern ſtehen, die Alcantarinnen u. Clariſſinnen oder Baarfüßerinnen, von der ſtrengſten Obſervanz, welche jetzt am ſchwächſten ſind. Dieſe Nonnen heißen insgeſammt auch Franciscanerinnen, ſtehen theils unter der Aufſicht des erſten Ordens, theils unter den Biſchöfen, haben mit Ausnahme der Beſtimmung zur Seelſorge die Regel der Mönche, und zählten im 18. Jahrhundert zuſammen auf 28,000 Individuen in 900 Klöſtern. Sonſt erhielten ſie Bettelbrot von den Mönchen, jetzt leben ſie von den Beſitzungen ihrer Klöſter. Der heil. Franciscus ſtiftete 1221 auch einen dritten Orden für Weltleute beiderlei Geſchlechts, die es bleiben wollten, und doch einige leichtere Beobachtungen und den Gürtelſtrick von den eigentlichen Minoriten annahmen. Dieſe Tertiarier waren ſchon im 13ten Jahrhundert ſehr zahlreich und entſtanden überall, wo Franciscaner hinkamen. Menſchen von allen Ständen traten dazu. Aus ihnen gingen nicht nur ketzeriſche Verbrüderungen, wie die Fraticellen und Begharden, ſondern auch 1287 die regulirte Congregation förmlicher Mönche des dritten Ordens der Minoriten von der Buße hervor, die in Frankreich Picpuces genannt wurden, ſich zu den Obſervanten hielten, jetzt aber nicht mehr exiſtiren. Die Geſammtzahl aller Franciscaner und Capuziner belief ſich im 18ten Jahrhundert auf 115,000 Mönche in 7000 Klöſtern. Jetzt dürfte ſie kaum die Hälfte betragen, da dieſer Orden in Frankreich und in den meiſten Ländern Deutſchlands, zum Theil auch in Oberitalien ganz aufgehört hat, in den öſterreichiſchen Staaten keine Novizen mehr annehmen darf, und unter Murat auch in Neapel viele Klöſter verlor. Die Erhaltung der noch vorhandenen iſt im neueſten Concordat mit Neapel ausdrücklich bedacht. In Spanien, Portugal und den Colonien außer Europa blüht der Orden

noch auf die alte Weiſe; Amerika iſt ſein Paradies; in Jeruſalem bewacht er das h. Grab; veredelt zeigt er ſich in der katholiſchen Schweiz, wo die Franciscaner von beiden Geſchlechtern ſich zweckmäßig mit Unterricht u. Erziehung der Jugend beſchäftigen. E.

Franciscus (St.), ſ. Franz von Aſſiſi.

François de Paule, ſ. Franz von Paula.

François (von Neufchateau), Graf, Mitglied der franz. Akademie, früher Miniſter des Innern, Director und Senator, geboren zu Liſtol le Grand, einem Flecken in Lothringen, den 7. Oct. 1752, zeigte ſchon im College zu Neufchateau ein ausgezeichnetes Talent für Dichtkunſt. Im zwölften Jahre gab er eine Sammlung von Poeſien heraus, welche Veranlaſſung wurden, daß er ſchon in ſeinem dreizehnten Jahre Mitglied der Akademien von Nancy, Marſeille, Lyon und Dijon wurde. Übrigens widmete er ſich der Rechtsgelehrſamkeit und bekleidete bis zur Zeit der Revolution mehrere Stellen; auch trat er als Schriftſteller in dieſem Fache auf. Die neue Ordnung der Dinge umfaßte er mit Begeiſterung, hielt ſich zuerſt an die Orleans'ſche Partei, und ward dann in die allgemeine Umwälzung mit fortgeriſſen. Er trat als Deputirter im Sept. 1791 in der Nationalverſammlung auf, ſchlug das Decret der Verbannung der eidſcheuen Prieſter vor, welches der König nicht genehmigte, u. nahm an den wichtigſten Verhandlungen großen Antheil. Im J. 1793 brachte er ſein Drama Pamela (eine Überſetzung von Goldoni's Pamela maritata) auf die Bühne, ward aber wegen der gemäßigten Geſinnungen, die darin herrſchten, verhaftet, und erhielt erſt ſeine Freiheit nach dem 9. Thermidor wieder. Dann wurde er Richter im Caſſationstribunal, und im Juli 1797 Miniſter des Innern. Nach dem 18. Fructidor trat er an Carnot's Stelle ins Directorium; aber ſchon den 9. Mai 1798 mußte er dieſen Platz Treilhard einräumen. Hierauf unterhandelte er mit dem Grafen Cobenzl zu Selz, über den Vorfall in Wien, in Folge deſſen Bernadotte ſeinen Geſandtſchaftspoſten daſelbſt verlaſſen hatte. Von neuem wurde er Miniſter des Innern. Er gründete damals die öffentliche Ausſtellung der Producte des franzöſiſchen Gewerbfleißes, und ordnete das Feſt der Aufſtellung der in Italien eroberten Kunſtdenkmähler an. Nach dem 18. Brumaire kam er in den Erhaltungsſenat, erhielt die Senatorie zu Dijon (im J. 1806 die zu Brüſſel), und feierte Napoleons Ruhm in mehrern Prunkreden. Übrigens machte er ſich ſehr verdient um die Beförderung des Ackerbaues. Nach der Zurückkunft der Bourbons entſagte er zum Beſten des Staats dem dritten Theile ſeines Jahrgehalts als geweſener Senator. Man hat von ihm mehrere geſchätzte Gedichte, und Schriften über Moral, Ackerbau, Rechtswiſſenſchaft und Geſchichte. Lalande hatte ihn in ſeinem Dictionnaire des athées (1805) mit aufgeführt, worüber er ſich im Moniteur vom 24. Nov. 1805 bitter beklagte. Seit 1814 lebt er ganz den Wiſſenſchaften. K.

Frank (Johann Peter), ein berühmter deutſcher Arzt, geboren im Badenſchen den 19. März 1745, hatte, wie er ſelbſt erzählt, als Knabe auf der Schule zu Raſtadt, eine ſehr ſchöne Stimme, weshalb die Markgräfin von Baden aus ihm in Italien einen künſtlichen Sopranſänger machen laſſen wollte. Nur mit Mühe bewog ſein Gönner, der General Dreger, die Fürſtin, dieſen Plan aufzugeben. Er

wurde Doctor zu Pont à Mouſſon, practicirte zu Pirmaſens, Bitſch und Bruchſal, erhielt eine mediciniſche Profeſſur zu Göttingen 1784, das Jahr darauf die Profeſſur der Klinik zu Pavia, von wo er 1795, als K. K. Hofrath und Director des großen Hoſpitals, nach Wien kam. Catharina II. berief ihn 1804 an die Univerſität zu Wilna, und das Jahr darauf als kaiſerlichen Leibarzt nach Petersburg. Im Jahr 1808 verließ er Rußland mit einer Penſion von 3000 Rubeln, und lebte ſeit dem als praktiſcher Arzt zu Wien. Bonaparte wünſchte ihn in Paris anzuſtellen; allein er ſchlug die glänzenden Anträge aus, um ſeine Schriften zu vollenden. Unter dieſen ſind claſſiſch: Das Syſtem der mediciniſchen Polizei, und ſein Werk de curandis hominum morbis. Im Jahr 1802 erſchien von ihm zu Wien eine Selbſtbiographie. Sein Sohn Joſeph Frank, geboren zu Raſtadt den 23 Dec. 1771, iſt berühmt als Arzt und Schriftſteller, vorzüglich in der Geſchichte der Erregungstheorie (ſ. d. Art.). Er folgte ſeinem Vater in der kliniſchen Profeſſur zu Pavia, und ging als kaiſerl. ruſſiſcher Hofrath nach Wilna. Außer ſeinen kliniſchen Schriften, iſt auch ſeine Reiſe nach Paris und London u. ſ. w. in Beziehung auf Spitäler, Verſorgungshäuſer, mediciniſche Lehranſtalten und Gefängniſſe, wichtig. (Wien 1804—1806. 2 Th.)

Franke (Auguſt Hermann), Stifter des halliſchen Waiſenhauſes und vieler damit verbundenen Anſtalten, einer der merkwürdigſten und wirkſamſten Männer ſeines Zeitalters, oft durch falſches Lob und ungerechten Tadel mißkannt, aber mit jedem Fortſchritt der Zeit richtiger gewürdigt und nach ſeinem wahren Verdienſt verehrt. Zuerſt von ſeinem Leben, dann von ſeinen Stiftungen! Franke war 1663 zu Lübeck geboren, Sohn des dortigen Domſyndikus, der aber ſchon 1666, von Ernſt dem Frommen berufen, als Juſtizrath nach Gotha ging, daher ſein Sohn auf dem ſchon damals berühmten Gymnaſium ſeine erſte Bildung empfing. Er zeigte ſo ſeltene Fähigkeiten, daß er im dreizehnten Jahr Selectaner, im vierzehnten reif zur Akademie, als ein eximiae spei juvenis erklärt wurde. Hierauf beſuchte er die Univerſitäten Erfurt, Kiel und ſpäterhin Leipzig, und trieb vorzüglich Theologie, doch in ſteter Verbindung mit alten und neuen Sprachen. Im J. 1681 promovirte er, hielt unter andern zu Leipzig praktiſche Vorleſungen über die Bibel, deren einfache Lehre ihm mehr werth war, als alle dogmatiſchen Spitzfindigkeiten, ward aber wegen des großen Beifalls ſo angefeindet und verfolgt, daß der berühmte Thomaſius, der damals noch in Leipzig, hernach in Halle lehrte, eine Defenſionsſchrift für ihn aufſetzte, Franke aber, den Verfolgungen ausweichend, den Ruf nach Erfurt als Prediger annahm. Hier wurden wieder ſeine Predigten, die ſich viel mehr durch Herzlichkeit und warmen Eifer, als durch homiletiſche Künſtelei auszeichneten, ſelbſt von den Catholiken ſo zahlreich beſucht, daß man in Mainz Gefahr für die Religion fürchtete; und catholiſche Zeloten wußten den Hof zu beſtimmen, daß Franke Befehl erhielt, binnen 24 Stunden die Stadt zu räumen, was auch, unter heißen Thränen der Bürger und der Kinder, deren er ſich ſo väterlich angenommen hatte, geſchah. Er erhielt ſogleich mehrere Einladungen, zog aber den Ruf nach Halle allen andern vor, wo eben die neue Univerſität errichtet ward. Zuerſt wurde ihm die Profeſſur der orientaliſchen Sprachen, ſpäterhin der Theologie übertragen. Zugleich erhielt er das Paſtorat in der eng mit Halle verbundenen Vorſtadt Glaucha, daher dieſe auch der Sitz aller ſeiner

Stiftungen geworden iſt. Die Unwiſſenheit und Verwilderung der glauchaiſchen Gemeine auf der einen, die große Armuth vieler Einwohner auf der andern Seite, gaben ſeiner Thätigkeit, praktiſch zu wirken, die erſte Anregung. Dies geſchah beſonders ſeit 1694. Er unterrichtete die ganz verſäumten Armen und Kinder auf ſeiner Hausflur und gab ihnen dann kleine Almoſen. Bald nahm er auch ein Paar Vaterloſe auf, deren Zahl ſich ſchnell vermehrte. Wohldenkende unterſtützten ihn mit kleinen Beiträgen. Als er einſt auf einmal ein Geſchenk von ſieben Gulden empfing, rief er aus: „Das iſt ein ehrlich Capital, damit kann man etwas rechts anfangen.“ Wenn man den Umfang ſeiner nachmaligen Stiftungen anſieht, muß man allerdings über einen ſo geringen Anfang erſtaunen. Von nun an wuchſen ſeine Anſtalten für Erziehung und Unterricht mit jedem Jahr. Es wurden unter ſeiner Leitung Schulen für alle Stände errichtet; es wurde eine Erziehungsanſtalt für Vaterloſe, das eigentliche Waiſenhaus (das jedoch den kleinſten Theil des Ganzen ausmacht) organiſirt. Man fing an zu bauen, und 1698 ward der erſte Grundſtein zu allen den Gebäuden, die jetzt zwei über 800 Fuß lange Straßen bilden, gelegt. Man irrt, wenn man, vielleicht durch die Regelmäßigkeit getäuſcht, glaubt, Franke habe gleich anfangs einen ſo großen Plan gehabt. Nie hätte er wohl vorherſehen können, daß der Ruf ſeiner frommen Menſchenliebe nah und fern ſo viele Theilnehmung erwecken, daß man ihm von allen Seiten her Summen zu 50, 100 und 1000 Thalern zuſchicken, daß ihm ein ſtiller Freund der Chemie und Pharmacie, den er auf ſeinem Todbette beſuchte, Recepte zu allerlei Medicamenten übergeben würde, die hernach ſo viel Aufſehn gemacht, und deren Verkauf vormals einen jährlichen Gewinn von 30—40,000 Reichsthalern abgeworfen hat, woraus ſich allein die Möglichkeit erklärt, ohne alle Unterſtützung der Regierung ſo große Anſtalten ausgeführt zu ſehen. Ihn ſelbſt beſtärkte natürlich dies alles in ſeinem ſtarken Glauben und unerſchütterlichen Vertrauen an die göttliche Vorſehung, zumal es ſich oft traf, daß gerade in der Stunde, wo kein Groſchen vorhanden war, um die wartenden Arbeiter zu bezahlen, die nöthige, und nicht ſelten eine größere Summe, als man bedurfte, mit der Poſt von bekannten und unbekannten Perſonen einging. Er ſah darin Gottes Wink, daß er ihn zum Werkzeug beſtimmt habe, Vieles und Großes zu vollenden. Und ſo hat man denn mit Recht ſeine Stiftungen ein Werk des Glaubens und der Liebe und die in ihrer Art letzte große Erſcheinung des religiöſen Geiſtes in Deutſchland genannt, und über einen der Haupteingänge vor mehreren Jahren die paſſende Inſchrift geſetzt:

„Fremdling, was du erblickſt, hat Glaub' und Liebe vollendet,
Ehre des Stiftenden Geiſt, glaubend und liebend, wie Er.“

Was ihm dabei alles ſehr erleichterte, war der ausnehmende und doch ſo ganz uneigennützige Eifer ſeiner erſten Mitarbeiter, die nur gerade ihre nothwendigen Bedürfniſſe verlangten, und dafür mehr leiſteten, als an andern Orten reich beſoldete Männer, denen jener Geiſt fremd war. Da er bei allen ſeinen Unternehmungen von Religion ausging, und praktiſche Frömmigkeit für die Hauptſache aller Erziehung und alles Unterrichts hielt, dabei von ſtrengen Sitten und ein Gegner weltlicher Vergnügen war, als gefahrvoll für die Sittlichkeit, ſo ſuchte man dieſe Denkungsart unter dem Namen des Pietismus (Andächtelei, Frömmelei) verächtlich zu ma-

chen. Ihn ſelbſt kann gewiß nie der Vorwurf des leeren Scheins verdient treffen. Daß es aber unter ſeinen Schülern viele gab, die es mehr in Worten und Gebehrden, als dem Geiſt nach waren, daß die allerdings übertrieben gehäuften Andachtsübungen, welche ehemals in den Frankiſchen Anſtalten herrſchten, Viele mehr mit Widerwillen als mit Liebe zur Gottſeligkeit erfüllt haben mögen, läßt ſich nicht läugnen, und man iſt davon ſpäterhin mehr zurückgekommen. Er ſelbſt war von aller Frömmelei entfernt, ein heitrer, offner, liebevoller Mann, edel und unbefangen in ſeinen Sitten, als Erzieher der Jugend einſichtsvoll, feſt und mild. Dabei war er im hohen Grade arbeitſam, pünctlich in ſeinen akademiſchen Vorleſungen, wie in ſeinen Predigten, ſowohl da er in Glaucha ſtand, als ſpäterhin, da er an die Ulrichskirche der Stadt Halle verſetzt wurde. Mit dem Steigen ſeines Ruhms nahmen ſeine Geſchäfte und beſonders der Andrang der Correſpondenten und Beſucher ſo ſehr zu, daß er oft nur erſt nach dem Abendeſſen an ſchriftſtelleriſche Arbeiten kommen konnte, deren Ertrag er immer wohlthätigen Zwecken beſtimmte. Die meiſten ſeiner Schriften ſind deutſch und aſcetiſchen Inhalts. Früherhin hat er auch mehrere lateiniſche herausgegeben, wie er denn überhaupt in alten und neuen Sprachen ſehr geübt war. Im J. 1727 erlag ſein Körper den vieljährigen Anſtrengungen. Er ſtarb am 8. Juni, 64 Jahre alt, und hinterließ ſeinem Schwiegerſohn, Joh. Anaſt. Freylinghauſen, und ſeinem einzigen (ohne Nachkommen verſtorbnen) Sohn, Gottl. Aug., die Direction, unter denen nur noch einige Gebäude errichtet wurden, da er das meiſte von dem, was noch jetzt daſteht, vollendet geſehen hat. Die jetzigen Directoren ſind der Kanzler der Univerſität Halle, D. Aug. H. Niemeyer, ein Urenkel des Stifters von Mutter Seite, und D. G. C. Knapp, Prof. der Theologie. — Frankens Stiftungen. Man pflegte ſie vormals unter dem Namen des halliſchen Waiſenhauſes zuſammenzubegreifen, weil alles von einer Anſtalt für vaterloſe Kinder ausging. Gerade dieß iſt aber der kleinſte Theil des Ganzen, und es gibt im engern Sinn viel größere Waiſenhäuſer in Deutſchland, wiewohl, wenn man alles, was mit dem halliſchen verbunden iſt, dazu rechnet, unſtreitig das halliſche den größten Umfang hat. Folgendes ſind die vornehmſten Inſtitute. 1. Die eigentliche Waiſenanſtalt. In ihr ſind ſeit der Stiftung nahe an 4500 Kinder ganz unentgeltlich erzogen, wovon gewöhnlich ¾ männlichen, ¼ weiblichen Geſchlechts waren. Erſtere gehen größtentheils zu Handwerken und Künſten über. Vorzügliche Köpfe widmet man den Studien, und ſie bleiben bis zur Univerſität in der Anſtalt. Die höchſte Zahl zugleich erzogener war 200. Die ſehr verminderten Einnahmen haben ſie bis jetzt auf 100 reducirt. 2. Das königliche Pädagogium, die Erziehungs- und Lehranſtalt für junge Leute aus den mittlern und höhern Ständen. Seit der Stiftung (1696) ſind darin 2790 gebildet. 3. Die lateiniſche Schule. Exiſtirt ſeit 1697 als eine gelehrte Bildungsanſtalt in 9—10 Claſſen für minder Begüterte. Sie hat Penſionärs (ehemals oft an 4—500) und Frequentanten aus der Stadt, und hat immer den Ruf gründlichen Unterrichts, beſonders in den alten Sprachen, behauptet. Seit 1809 ſind mit ihr die beiden an Frequenz ſehr herabgekommenen Stadtgymnaſien, das lutheriſche und reformirte, unter dem Namen der halliſchen Hauptſchule im Waiſenhauſe verbunden, welche ſich in eine lateiniſche u. eine Realſchule theilt. Die älte-

ſten Lehrer wurden penſionirt; die übrigen arbeiten nun gemeinſchaftlich. 4. Die deutſchen oder Bürgerſchulen. Urſprünglich wurden eine Knaben- und eine Mädchenſchule geſtiftet, welche im Bezirk des Waiſenhauſes lagen, u. wovon jede nach u. nach zu 10—12 Claſſen anwuchs. In beiden Abtheilungen wurden oft an 150 Kinder aus der Stadt u. den Vorſtädten unterrichtet. Hierzu kamen ſpäterhin noch zwei davon reſſortirende Nebenſchulen, in Glaucha, die Mittelwachiſche u. Weingärterſche für die entfernt Wohnenden. Letztere ſind hernach in das Waiſenhaus verlegt, u. gegenwärtig beſtehen die deutſchen Bürgerſchulen aus 4 Abtheilungen, von denen zwei für Knaben und Mädchen, die einiges Schulgeld bezahlen, zwei für ganz Arme, als Freiſchulen, beſtimmt ſind. Im Unterricht wird dabei auf die Bedürfniſſe der Mittelſtände und der niedern Volksclaſſen Rückſicht genommen. In der Methode ſucht man das Beſte und Bewährteſte anzuwenden, ohne zu einer alten oder neuen Schule zu ſchwören. Übrigens ſind die ſämmtlichen Schulanſtalten zugleich als Seminarien für angehende Lehrer zu betrachten, die ſich dabei üben, Methode lernen u. dadurch um ſo fähiger werden, in andern Kreiſen als Lehrer zu wirken. Dies iſt ein bedeutender Vortheil, welchen der Studirende auf der Univerſität Halle, wie auf keiner andern, findet. Als ein Annexum der Frankiſchen Stiftung iſt noch 5. die Canſteiniſche Bibelanſtalt zu betrachten. Sie ward von dem Baron C. H. von Canſtein, einem vertrauten Freunde Frankens, geſtiftet, und nahm ihren Anfang 1712. Der Zweck war, durch ſtehende Formen der ganzen Bibel in verſchiedenen Formaten, welche den jedesmaligen Satz bei jeder neuen Ausgabe erſparen, den Preis äußerſt wohlfeil zu machen, u. dadurch den Verkauf der h. S. zu befördern. Dieſer Zweck iſt auch in ſolchem Grad erreicht, daß bereits über 2 Millionen ganze Bibeln und 1 Million neue Teſtamente verkauft ſind. Man adreſſirt ſich am beſten unmittelbar an die Anſtalt, um ſie in Quantität möglichſt wohlfeil zu erhalten. Die Directoren der Frankiſchen Stiftungen ſind zugleich die Vorſteher dieſer Anſtalt, ohne daß jedoch das Waiſenhaus Einkünfte davon hat, die vielmehr allein der Beſtimmung der Anſtalt gemäß verwendet werden. Übrigens gehören noch zu den Beſitzungen des Waiſenhauſes eine große Bibliothek in einem eignen Gebäude, u. eine Naturalien- und Kunſtkammer von geringerer Bedeutung. Was endlich die Erhaltungsquellen dieſer vielumfaſſenden Stiftung betrifft, ſo ſind folgende die wichtigſten: 1. An Gütern u. liegenden Gründen, das Vorwerk oder die Meierei von $17\frac{1}{2}$ Hufen; das Rittergut Canena von 11 Hufen; das Rittergut Reideburg von 19 Hufen, Berga im Schwarzburgiſchen von 15 Hufen; mehrere anſehnliche Gärten, desgleichen das Canſteiniſche Erbhaus in Berlin. 2. Die Medicamente, zum Theil Arcana, welche, wie ſchon oben bemerkt iſt, in frühern Zeiten bei weitem die Hauptquelle waren, ſpäterhin aber im Debit, durch die Verbote in vielen Ländern und durch den veränderten Geiſt der Zeit, ſehr gelitten haben. Sie werden durch eine eigne Medicamentenexpedition beſorgt. Nähere Nachricht hierüber gibt die Schrift: Nabai's Beſchreibung der Wirkungen u. Anwendungsart der halliſchen Waiſenhausarzneien. Mit neuen Erfahrungen vermehrt von Profeſſor Tüffer. Halle 1808. 3 Die Apotheke, weit mehr aber 4. die Buchhandlung, welche von einem ſehr geringen Anfang, den ein Candidat Ehlers mit dem Druck

einer Frankiſchen Predigt machte, durch die Thätigkeit und Einſicht dieſes Mannes zu einer der anſehnlichſten und ſolideſten Handlungen Deutſchlands, ſowohl im Sortiment als Verlag, herangewachſen iſt. Sie beſitzt eine eigne Druckerei und hat vorzüglich wiſſenſchaftliche, aſcetiſche und Schulbücher, z. B. faſt alle claſſiſchen Autoren, um ſehr geringe Preiſe geliefert und ſich mit dem ganzen In- und Auslande in Verbindung geſetzt. Der reine Überſchuß wird jährlich an die Hauptcaſſe abgegeben und zur Erhaltung der Vaterloſen und der Schulen verwendet. 5. Das Schul- und Penſionsgeld. 6. Königliche Hülfsgelder. Der jetzt regierende König von Preußen war der erſte, welcher den abnehmenden Revenuen durch einen jährlichen Zuſchuß zu Hülfe kam. Die vormalige königlich weſtphäliſche Regierung hat dieſe nicht nur fortgeſetzt, ſondern auch vermehrt. Sie werden jetzt aus den Einkünften des aufgehobenen Kloſters Bergen bei Magdeburg gezahlt. 7. Milde Gaben. Dieſe ſind ehedem ſehr bedeutend geweſen. Seitdem aber das Waiſenhaus in den wiewohl ſehr übertriebenen Ruf großer Reichthümer gekommen, haben ſie faſt gänzlich aufgehört. Selten iſt's, daß dankbare Zöglinge ihm Legate vermachen, was früherhin öfter der Fall war. Über dies alles gibt theils eine von 1792—1797 erſchienene Zeitſchrift unter dem Titel: Frankens Stiftungen, 3 Bände, theils die Beſchreibung des halliſchen Waiſenhauſes und der damit verbundenen Frankiſchen Stiftungen, nebſt der Geſchichte ihres erſten Jahrhunderts, mit erläuternden Kupfern, 1799, die befriedigendſte Auskunft. LI.

Franke iſt der Name, der in den Morgenländern allen chriſtlichen Europäern beigelegt wird, vermuthlich weil ſich in den Kreuzzügen die aus den ehemaligen Franken hervorgegangenen Franzoſen beſonders hervorthaten.

Franken, eines der merkwürdigſten unter den deutſchen Völkern. Sie erſcheinen in der deutſchen Geſchichte zuerſt ſeit 288 nach Chr. Geb., und wohnten zwiſchen dem Niederrhein und der Weſer, ſtreiften auch bisweilen über die Weſer bis nach der Elbe zu. Sie machten ſchon im 4ten Jahrhundert verſchiedene Einfälle in Gallien, aber es glückte ihnen noch nicht, feſte Wohnſitze daſelbſt zu gewinnen. Zu Anfange des 5ten Jahrhunderts fingen ſie an, in das belgiſche Gallien einzudringen (ſ. d. Art. Frankreich). Aus dem großen Landtheil, welchen die Franken ſpäterhin den Allemannen am Rheine wegnahmen, entſtand eine neue Provinz unter dem Namen des rheiniſchen Frankens (Francia rhenana). Das heutige Frankenland gehörte den Franken damals noch gar nicht, ſondern war ein Theil von Thüringen, von welchem es wahrſcheinlich unter Carl d. Gr. getrennt worden iſt (ſ. Thüringen). Im 9ten Jahrhundert findet ſich ein Herzogthum Franken in der deutſchen Geſchichte, welches ſpäterhin an die Familie der Hohenſtaufen, die auch das Herzogthum Schwaben beſaß, kam, und mit Erlöſchen des hohenſtaufiſchen Hauſes wieder einging.

Franken, Fränkiſcher Kreis war einer von den zehn Kreiſen, in welche Deutſchland vor der 1806 erfolgten Auflöſung der deutſchen Reichsverfaſſung eingetheilt war, und begriff einen der ſchönſten Striche Deutſchlands, vom Main von Oſten nach Weſten durchfloſſen, zwiſchen Schwaben, den Rheinlanden, Sachſen, Böhmen und Baiern, ungefähr 490 Quadratmeilen groß und mit 1,500,000 Men-

ſchen, ſehr fruchtbar an Getreide, Wein und Obſt, wo Gartenbau und Viehzucht ſehr blühend ſind. Die Beſtandtheile dieſes Kreiſes waren: die Hochſtifter Bamberg, Würzburg und Eichſtädt; das Deutſche Ordens-Meiſterthum Mergentheim; die Fürſtenthümer Anſpach u. Baireuth; die Länder der Fürſten von Hohenlohe u. von Schwarzenberg; die gefürſtete Grafſchaft Henneberg; die Grafſchaften Caſtell, Wertheim, Rieneck, Erbach u. Limpurg; die Herrſchaften Seinsheim, Reichelsberg, Wieſentheid, Welzheim, Hauſen u. Speckfeld; u. die freien Reichsſtädte Nürnberg, Rothenburg ob der Tauber, Schweinfurt, Weißenburg und Windsheim. Jetzt beſitzt der König von Baiern den bei weitem größten Theil Frankens, gegen 430 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohner, nämlich Bamberg, Würzburg, Eichſtädt, Anſpach, Baireuth, Schwarzenberg, einen kleinen Theil von Hohenlohe, Caſtell, Rieneck, Seinsheim, Reichelsberg, Speckfeld, Wieſentheid, Nürnberg, Rothenburg, Windsheim, Schweinfurt und Weißenburg. Dieſe Lande gehören jetzt zu dem Regen-, Rezat-, Ober- und Untermainkreis des Königreichs Baiern. Wirtemberg beſitzt von den fränkiſchen Ländern: Mergentheim, Hohenlohe, Limpurg, Welzheim und Hauſen, welche zu dem Jaxtkreiſe des Königreichs Wirtemberg gehören. Baden beſitzt die Grafſchaft Wertheim, jetzt zum Main- und Tauberkreiſe des Großherzogthums Baden gehörig; Heſſen-Darmſtadt beſitzt die jetzt zum Fürſtenthum Starkenburg des Großherzogthums Heſſen gehörige Grafſchaft Erbach. In die gefürſtete Grafſchaft Henneberg theilen ſich Preußen (deſſen Antheil zum Erfurter Regierungsbezirk der Provinz Sachſen gehört), Churheſſen und die großherzoglich- und herzoglich-ſächſiſchen Häuſer. Die wichtigſten Städte Frankens ſind: Nürnberg, Würzburg und Bamberg. Bekannt ſind die zwei Univerſitäten Würzburg und Erlangen. Die Univerſitäten zu Bamberg und Altdorf hingegen ſind aufgehoben.

Frankenberg (Sylvius Friedrich Ludwig, Freiherr von), dieſer um die Herzogthümer Gotha und Altenburg hochverdiente Staatsminiſter, der das ſeltene Glück genoß, ſein funfzigjähriges Miniſterjubiläum zu feiern, war den 20 Oct. 1728 geboren und ſtammte von einem Zweige des alten deutſchen Geſchlechts der Frankenberg ab, der ſich im 11ten Jahrhundert in Schleſien niederließ. Der Vater ſtand der Herrſchaft Schmalkalden als landgräflich-heſſiſcher Oberaufſeher vor, und der Sohn machte ſich als Rath, dann Präſident des Conſiſtoriums in Hanau, und als Geſandter in Coppenhagen und Wien um Heſſen verdient. Jedoch vertauſchte er dieſen Wirkungskreis bald mit einer Stelle im herzogl. ſachſen-gothaiſchen Geheimen Rathscollegium, zu welcher er vom Herzog Friedrich III. am 2. Jan. 1765 berufen wurde. Seit 1788 ſtand er als Staatsminiſter an der Spitze dieſer höchſten Landesbehörde, und leitete in den ſeit 1789 ſo ſchwierigen Zeiten die politiſchen Verhältniſſe mit ſolcher Umſicht und weiſer Mäßigung, daß die Länder ſeines Fürſten unerſchüttert blieben, und ihre Landes- und Regierungsverfaſſung ungekränkt erhielten. Als Chef des Steuer-Collegiums wußte er nicht nur, ſo groß auch der Druck verderblicher Kriege und die Stockung des Erwerbs war, den Credit des Landes aufrecht zu erhalten, ſondern auch noch für die Verbeſſerung der öffentlichen Unterrichtsanſtalten Mittel herbeizuſchaffen und andere gemeinnützige, außerordentliche Ausgaben zu beſtreiten. Nachdem er dreien Fürſten, den Herzogen Friedrich, Ernſt und Auguſt, mit gleichem Eifer, gleicher Treue und gleichem Erfolg gedient, bei allen dreien in hohen Ehren geſtanden, und bis in ſein

ſpätes Alter ungeſchwächte Körper- u Geiſteskraft erhalten, ſtarb er bald nach der Feier ſeines Jubiläums, zu Anfange des J. 1815. Sein Andenken wird in Gotha und Altenburg ſtets geehrt bleiben.

Frankenhauſen, Stadt u. Amt in Thüringen an einem Arm der Wipper, in einer fruchtbaren Gegend mit Bergen und Waldung umgeben, dem Fürſten von Schwarzburg-Rudolſtadt zugehörig. Die Stadt hat etwa 3000 Einwohner, eine fürſtliche Regierung, ein preuß. Poſtamt und eine gute Schule. Wichtig iſt ihr Salzwerk, eines der älteſten in Deutſchland, welches den Bürgern erb- u. eigenthümlich zugehört. Die Soole iſt zehnlöthig; man verſiedet von ihr jährl. 60,000 Scheffel u. könnte noch viel mehr verſieden, wenn größerer Abſatz wäre. Auch wird in der Gegend ein ſchöner und dichter Alabaſterſtein gebrochen. Die aufrühriſchen Bauern erlitten in dieſer Gegend 1525 eine große Niederlage. (S. Münzer, Thomas.) Einige treffliche Concerte, zu denen es dem dortigen wackern Cantor Biſchof gelang, eine bedeutende Anzahl der beſten Tonkünſtler Deutſchlands u. ein großes Publicum von nahen u. fernen Kunſtfreunden zu vereinigen, haben dieſem Orte in den J. 1810 u. 1811 für den Freund der Tonkunſt ein beſonderes Intereſſe gegeben.

Frankenweine, eine Gattung deutſcher Weine, die vorzüglich im Hochſtift Würzburg gebaut u. gewonnen wird, u. die zu den angenehmſten u. geſundeſten Tiſchweinen gehört. Die vorzüglichſte Sorte iſt der ſogenannte Leiſtenwein, der, wenn er ein gewiſſes Alter hat, durch ſeinen angenehmen Duft oder ſeine Firne u. ſeine Zartheit vielleicht alle deutſche Weine übertrifft. Feuriger noch als dieſer iſt der Steinwein, eine andere edle Gattung der Frankenweine, abrr es fehlt ihm das Bouquet und die Lieblichkeit des Leiſtenweins. Andere gute Gewächſe ſind der Werthheimer, der Dettelbacher u. ſ. w. Von Kitzingen unweit Würzburg, von Bamberg, von Benshauſen u. von Würzburg wird mit dieſen Weinen ein großer Handel getrieben. Die neuern beſten Jahrgänge ſind die von 1761, 1762, 1775, 1779, 1781, 1783, u. von 1811.

Frankfurt, das ehemalige Großherzogthum. Als durch den Lüneviller Frieden der Thalweg des Rheins die Gränze zwiſchen Frankreich und Deutſchland geworden war, und zur Entſchädigung weltlicher Fürſten für den Verluſt auf dem linken Rheinufer die Staaten der geiſtlichen Fürſten ſäculariſirt wurden, da war der Churfürſt von Mainz der einzige, den man als Erzkanzler des Reichs beibehielt. Zwar wurde der Churſtaat Mainz aufgelöſt und zum größten Theil als Entſchädigungsobject überlaſſen, aber, durch den Reichsſchluß vom 25. Februar 1803, die Würde und der Rang eines geiſtlichen Churfürſten und Reichskanzlers, in Verbindung mit dem eines Metropolitanerzbiſchofs und Primas von Deutſchland, erklärt und beſtätigt, der erzbiſchöfliche Stuhl von Mainz auf die Domkirche von Regensburg übertragen, zugleich die Metropolitangerichtsbarkeit nach einer neuen Diöceſangrenze beſtimmt u. dem Churfürſten-Erzkanzler ein neuer Staat aus den Fürſtenthümern Regensburg und Aſchaffenburg und der Grafſchaft Wetzlar gebildet; da aber dieſes Areal, von 25 Q. M. mit 109,000 Einwohnern, nicht mehr als 650,000 Gulden eintrug, dem Churfürſten aber eine Million als jährl. Revenue ausgeworfen worden war, ſo wurde das Deficit von 350,000 Gulden auf die wiederhergeſtellten Rheinzölle (Octroi) angewieſen. Regensburg ward nun der Sitz des neuen Erzbisthums; der Erzkanzler

führte das Directorium im Churfürſtenrathe, und im Fürſtenrathe die 7te und 102te Stimme. Doch wichtigere Ereigniſſe gaben auch dieſen Verhältniſſen eine andere Geſtalt. Das deutſche Reich ward aufgelöſt, der Churfürſtentitel erloſch gänzlich und an des heiligen römiſchen Reichs Stelle trat der rheiniſche Bund, deſſen Primas der bisherige Churfürſt Erzkanzler ward, welcher mit vollen Souverainetäts- u. Eigenthumsrechten die Stadt Frankfurt mit ihrem Gebiete u. die Souverainetät über die Beſitzungen der Fürſten u. Grafen von Löwenſtein-Werthheim (auf der rechten Mainſeite), über einen Theil der Beſitzungen der Grafen von Erbach und über die Grafſchaft Rhineck erhielt, ſo daß der neue fürſtlich-primatiſche Staat ein Areal von 33. Q. M. umfaßte, mit einer Bevölkerung von 176,000 Einwohnern und 1,800,000 Gulden Revenuen. Dem Fürſten Primas ward das Präſidium in der nie eröffneten Bundesverſammlung, und zwar der Vorſitz im königlichen Collegio derſelben übertragen. Dieſe Verhältniſſe wurden in der Folge wieder verändert. Durch den am 16. Febr. 1810 mit Frankreich geſchloſſenen Tractat trat der Fürſt Primas das Erzſtift Regensburg u. die Einkünfte aus dem Rheinſchifffahrt-Octroi wieder ab, erhielt aber dagegen den größten Theil der ſeit 1806 unter franz. Adminiſtration geſtandenen Fürſtenthümer Hanau u. Fulda. Die Provinzen wurden, zugleich mit Frankfurt, Aſchaffenburg u. Wetzlar, am 1. Mai 1810 von Napoleon zum Großherzogthum Frankfurt conſtituirt. Napoleon ernannte zugleich, als Protector des rheiniſchen Bundes, den Prinzen Eugen zum künftigen Nachfolger im Herzogthum Frankfurt, und hob die im J. 1806 von dem Fürſten Primas getroffene Wahl des Cardinals Feſch, als Coadjutor u. Nachfolger, auf. Das Areal des Großherzogthums Frankfurt betrug 96 Q. M., zählte 44,219 Feuerſtellen und 302,092 Einwohner, und ward eingetheilt in die vier Departements Frankfurt, Aſchaffenburg, Fulda, Hanau. Die geſammten Einkünfte betrugen 2,575,529 Gulden 57 Kr., nachdem ½ der Rheinzölle an Frankreich abgetreten worden war. Das Contingent des Großherzogthums zum Rheinbunde beſtand in 2800 Mann. Übrigens war die Verfaſſung des Großherzogthums der des franz. Reichs ſehr verwandt. Der Großherzog führte ſelbſt den Vorſitz im Staatsrathe, der ſeinen Sitz in der Hauptſtadt Frankfurt hatte. Mit der Vertreibung Napoleons aus Deutſchland und der Flucht des Großherzogs war auch das Großherzogthum aufgelöſt. Der baierſche General Wrede nahm davon am 23 October 1813 proviſoriſch Beſitz. Das ganze Herzogthum wurde durch den Beſchluß des wiener Congreſſes (den 9. Juni 1815) getheilt; der Churfürſt von Heſſen nahm den ihm ſonſt zugehörenden Theil wieder; das ehemalige Fürſtenthum Aſchaffenburg wurde ſeit dem Juni 1815 mit Baiern vereinigt; Wetzlar und ein Theil von Fulda wurde an Preußen überlaſſen. Die Stadt Frankfurt wurde wieder für frei erklärt, und dem Fürſten Primas eine Penſion von 100,000 Fl. ausgeſetzt, welche die Souveraine, die von den Provinzen des Großherzogthums Beſitz genommen, zu bezahlen ſich verbindlich machten. I.

Frankfurt am Main, eine von den vier freien Städten des deutſchen Bundes, iſt als Sitz des deutſchen Bundes, u. durch ihren Handel, Induſtrie, Reichthum, Cultur u. ihre ſchönen Umgebungen, eine van den ſehenswertheſten Städten Deutſchlands. Sie liegt in einer reizenden Gegend, in einem weiten Thale des Mains,

welches lebhafte, mit Alleen beſetzte Kunſtſtraßen in allen Richtungen durchſchneiden und prachtvolle Land- und Gartenhäuſer, ſchöne Luſtgärten, reiche Kornfluren und treffliche Obſt-, Gemüſe- und Weingärten ſchmücken. Frankfurt breitet ſich am rechten Ufer des Mains aus, über welchen anſehnlichen und mit Schiffen bedeckten Fluß eine 380 Schritte lange, auf 14 Bogen ruhende ſteinerne Brücke führt, und es mit dem auf der linken Mainſeite liegende Sachſenhauſen verbindet, welches mit Frankfurt eine Stadt ausmacht. Sonſt hatte die Stadt Feſtungswerke und enge finſtere Thore; jetzt ſind ſtatt der letztern bloß eiſerne Gatterthore angebracht, neben welchen ſchöne Wacht- und Zollhäuſer ſtehen, die Feſtungswerke ſind alle niedergeriſſen, die ausgetrockneten Gräben mit Baumanpflanzungen verſehen, die Wälle geebnet und theils mit ſchönen Häuſern und Straßen beſetzt, theils zu trefflichen Anlagen im engliſchen Geſchmacke benutzt, welche die angenehmſten Luſtgänge und mannichfaltige Abwechſelungen darbieten. Durch dieſe neue Einrichtung hat ſowohl die Geſundheit der Einwohner gewonnen, als auch die Stadt ein weit freundlicheres Anſehn erhalten. Frankfurt enthält mit Sachſenhauſen über 200 Straßen, 14 Kirchen, 3467 Häuſer, wovon ſich 470 in Sachſenhauſen befinden, und 60,000 Einwohner, größtentheils Lutheraner; doch ſind auch viele Catholiken, Reformirte und gegen 12,000 Juden darunter. Die Letztern wohnen, nach der Verordnung vom 8. Juni 1816, wieder in einem eigenen Bezirke; (wie vor 1796 in einer finſtern, mit Thoren verſchloſſenen Straße.) Es gibt in Frankfurt viele enge, finſtere Straßen und eine Menge, alter mit abgeſchmackten Verzierungen bemalter Häuſer; aber man findet auch an den öffentlichen Plätzen und in den Hauptſtraßen geſchmackvolle, palaſtmäßige Häuſer, und es ſind in einem Zeitraume von zehn Jahren viele neue Häuſer in einem guten Stile aufgebaut worden, ſo daß Frankfurt unter den freien Städten Deutſchlands wohl den Rang der ſchönſten behaupten kann. Die Straßen ſind wohl gepflaſtert und durch mehr als tauſend Laternen, zum Theil ſehr gut, beleuchtet. Durch ihre Länge, Breite und herrlichen Gebäude zeichnet ſich vorzüglich unter den Straßen die Zeil aus. An der ſogenannten ſchönen Ausſicht (belle vue), am Main, und oberhalb der Brücke ſind viele neue regelmäßige Straßen und in einem edeln Stile erbaute Häuſer entſtanden, und man fährt damit noch immer fort, ſo daß ſich Frankfurt mit jedem Jahre verſchönert. Von den öffentlichen Gebäuden, die ſämmtlich weniger anſehnlich ſind, als man es von einer ſo reichen Stadt vermuthen ſollte, bemerken wir, außer dem Römer, die katholiſche Stiftskirche St. Bartholomäi, oder gewöhnlich die Domkirche genannt, worin ſonſt die römiſch-deutſchen Kaiſer gewählt und gekrönt wurden. Sie iſt in Form eines gleichſeitigen Kreuzes gebaut, hoch und kühn gewölbt. Sie wurde zur Zeit der erſten Karolingiſchen Kaiſer geſtiftet, erhielt aber ihre jetzige Bauart in den J. 1415 bis 1509. Unter den vielen Denkmählern, die in dieſer Kirche befindlich ſind, iſt das des Kaiſers Günther das merkwürdigſte. Der zu dieſer Kirche gehörige Thurm hat, ſeiner künſtlichen Bauart ungeachtet, doch nicht das ſchlanke Anſehn anderer gothiſchen Thürme, denn ſein großer Umfang ſteht nicht im richtigen Verhältniſſe zu ſeiner Höhe. Die Ausſicht von der Galerie dieſes Thurmes iſt über alle Beſchreibung ſchön. Der Römer, das Rathhaus der Stadt, iſt eine Miſchung von mehreren Bauarten, die kein übereinſtimmendes Ganzes ausmacht. Die goldene Bulle wird darin aufbewahrt. Das Thurn- und Taxiſche Palais, ehemalige

Reſidenz des Fürſten Primas, worin die Sitzungen des deutſchen Bundestages gehalten werden, ſteht in der Eſchenheimer Straße, und iſt in einem edeln Stile erbaut. Das Innere überraſcht durch ſeine fürſtliche Pracht. Frankfurt enthält mehrere ſehenswerthe wiſſenſchaftliche und Kunſtſammlungen, als die 100,000 Bände ſtarke vereinigte Stadt- und Rathsbibliothek, für die gegenwärtig ein neues Bibliothekgebäude errichtet wird, wohin auch das zur Beförderung der ſchönen Künſte errichtete Muſeum kommen ſoll; ferner die Samml. von Kupferſt., Gemählden, Zeichnungen und Antiken-Abgüſſen des 1816 verſt. Banquiers Städel, der dieſelbe und ſein Vermögen von 1 Mill. fl. der Stadt zur Errichtung eines Kunſtinſtituts vermacht hat, das 1819 eröffnet und mit dem eine Kunſtlehranſtalt verbunden worden iſt; endlich die Gerning'ſchen Sammlungen von Münzen, Gemählden und Antiken, zum Theil aus Pompeji, nebſt einer Schmetterlingsſammlung, welche vielleicht die erſte in Europa iſt, und 50,000 Stück enthält. Unter den Wohlthätigkeitsanſtalten zeichnet ſich das Senkenbergiſche Stift aus, mit einem botaniſchen Garten, einer Bibliothek, einem anatomiſchen Theater und dem trefflichen Bürgerhoſpitale. Die frankfurter Handwerker und Künſtler liefern treffliche Arbeiten; unter vielerlei Fabriken, ſind die ſiebzehn Rauch u. Schnupftabaks- u. die Kupferdruckſchwärzefabriken die wichtigſten. Aber wichtiger als dieſe Erwerbzweige iſt der Handel, welchen Frankfurt theils mittelbar, theils unmittelbar in alle Gegenden Europa's u. auch in andere Welttheile treibt. Derſelbe beſteht, außer dem nicht unbedeutenden Handel mit eigenen Fabrikaten (darunter Rauch- u. Schnupftabak die wichtigſten ſind), u. Landesproducten (beſonders Wein), in eigenem Handel en gros mit franzöſiſchen, engliſchen, ſchweizeriſchen, ſächſiſchen und ſonſtigen deutſchen Fabrikaten, wovon man hier äußerſt große Lager beſtändig antrifft; ferner in einem äußerſt wichtigen Speditions-, Commiſſions- und Zwiſchenhandel und einem großen Wechſelhandel. Auch der Buchhandel und der Handel mit Staatspapieren aller Art ſind von Bedeutung. Dieſer Handel wird ſehr befördert durch die Main- und Rheinſchifffahrt, durch die zwei berühmten Meſſen und durch die hier durchgehende Hauptſtraße. Die Liebe zum Vergnügen und zu einem weitgetriebenen Aufwand herrſcht unter allen Ständen Frankfurts ſo allgemein, wie in wenigen deutſchen Städten. Das Schauſpiel, welches zu den beſſern Deutſchlands gehört, die öffentlichen Häuſer, Spaziergänge und die benachbarten Luſtörter ſind beſtändig angefüllt. Zur Unterhaltung der frankfurter erſten Stände dienet das aus 600 Mitgliedern beſtehende Caſino. Für Muſik hat das Publicum vielen Sinn; daher nehmen die Concerte unter den Vergnügungen einen vorzüglichen Rang ein. Zu den nächſten am häufigſten beſuchten Luſtörtern gehören: Oberrad, ausgezeichnet durch eine angenehme Ausſicht auf das ſchöne Mainthal und die Stadt ſelbſt, Bornheim, Hauſen, mit der romantiſchen Ausſicht auf das nahe Taunusgebirge, Bockenheim, Rödelheim, Offenbach, das Forſthaus, wo ſich ein angenehmer Wald und eine geſchmackvolle engliſche Anlage befinden, der Sandhof und Niederrad. Zu den entferntern Vergnügungsörtern gehören Hanau, das Wilhelmsbad, Homburg und Wisbaden. Bis 1806 war Frankfurt eine kaiſerliche freie Reichsſtadt, aber in demſelben Jahre wurde ſie dem Fürſten Primas zugetheilt. Als 1810 die geſammten Lande des Fürſt Primas in ein Großherzogthum Frankfurt zuſammengeſchmolzen wurden, erhielt die Stadt eine ganz neue Verfaſſung. S. d. vor. Art. Nach der Vernichtung der fran-

zöſiſchen Übermacht wurde Frankfurt 1815 zu einer freien Stadt des deutſchen Bundes und zum Sitze der deutſchen Bundesverſammlung erklärt. Sie gab ſich am 18. Oct. 1816 eine eigene Verfaſſung, indem man die ehemalige reichsſtädtiſche mit einigen Abänderungen wieder einführte. Frankfurt nimmt unter den vier freien Städten des deutſchen Bundes den zweiten Rang ein, hat auf der Bundesverſammlung mit den übrigen zuſammen die 17te Stelle, und im Plenum eine eigene Stimme; auch beſitzt es außer der Stadt ein Gebiet von 5 Q. M., worin gegen 13,000 Menſchen wohnen. Bei einer Volksmenge von 60,000 Menſchen, und obwohl das ſtehende Militär bis auf 300 Mann verringert worden iſt, betrug dennoch das Ausgabe-Budget der Stadt vom Jahr 1819, 800,000 Gulden, was ein koſtſpieliges Verwaltungsſyſtem anzeigt. Der Meßhandel hat durch die 38 Zoll- u. Mauthlinien, welche die deutſche Handelsfreiheit feſſeln, ſehr gelitten; daher bildete ſich 1819 in Frankfurt ein Verein deutſcher Fabrikanten und Kaufleute, der Hülfe beim Bundestage ſuchte.

Frankfurt a. d. O., eine anſehnliche Handelsſtadt in der Mittelmark Brandenburg, welche 13,800 Einw. hat, die theils reformirt, theils lutheriſch ſind. Die Stadt iſt nach alter Art befeſtigt. Sie iſt der Sitz einer Regierung u. eines Oberlandesgerichts, hat verſchiedene Fabriken u. jährl. 3 Meſſen, zu Reminiſc., Margaretha u. Martini; auch hat die Stadt allein die Schifffahrt auf der Oder nach Breslau. Sehenswerth ſind daſelbſt das Denkmahl des berühmten Dichters Kleiſt, der in der Schlacht bei Kunersdorf tödtlich verwundet wurde (das demſelben die Freimaurerloge ſetzen ließ), das Denkmahl Leopolds v. Braunſchweig, u. in der Nachbarſchaft das Schlachtfeld bei Kunersdorf, wo 1759 die Preußen von den vereinten Ruſſen und Öſterreichern geſchlagen wurden. Die Univerſität iſt 1810 nach Breslau verlegt worden.

Franklin (Benjamin), war zu Boſton den 17. Jan. 1706 von unbemittelten Ältern geboren. So gern ihn ſein Vater, der die Fähigkeiten des Knaben früh bemerkte, den theologiſchen Studien gewidmet hätte, mußte er dieſen Plan doch aus Mangel an den nöthigen Mitteln wieder aufgeben, denn er war damals durch ſeine Profeſſion, die Färberei, nicht im Stande, ſeine Familie nur dürftig zu erhalten, u. hatte ſie aus Noth mit dem Lichtziehen u. Seifenſieden vertauſcht. Bei dieſer Arbeit mußte ihm ſein Sohn hülfreiche Hand leiſten, der ſich für dieſe ihm widrige Beſchäftigung einigermaßen dadurch zu entſchädigen ſuchte, daß er in den Stunden der Muße ſeinen Hang zur Lectüre befriedigte. Es ſtanden ihm aber dazu auch keine Bücher weiter zu Gebote, als die wenigen, meiſt theologiſchen und aſcetiſchen Schriften, welche ſich in der Bibliothek ſeines Vaters vorfanden. Doch waren auch Plutarchs Lebensbeſchreibungen u. de Foe Verſuch über die Projecte darunter. Aus den letztern ſchöpfte Franklin Ideen, welche nach ſeiner eignen Angabe wichtigen Einfluß auf ſein Leben gehabt haben. So erreichte der Knabe das zwölfte Jahr, und entſchloß ſich nun, bei ſeinem 1717 aus England zurückgekommenen Bruder, Jacob, die Buchdruckerkunſt zu erlernen. Er machte ſchnelle Fortſchritte; die Freiſtunden, und oft ſelbſt einen Theil der Nacht, widmete er der Lectüre, wozu ihn ein wohlwollender Kaufmann, Matthiew Adam, mit Büchern verſah. Eine Schrift von Tryon, worin die vegetabiliſche Koſt empfohlen wird, brachte ihn zu dem Entſchluß, dieſe Diät zu verſuchen. Er verfertigte ſich jetzt, während die übrigen Arbeiter zur Mittags-

zeit die Druckerei verlaſſen hatten, ſeine frugale Mahlzeit ſelbſt, u. ſparte dadurch Geld und Zeit, welche er auf die Lectüre wenden konnte. Er las damals Locke's Verſuch, Xenophons Denkwürdigkeiten, und die Schriften von Shaftsbury und Collins. Schon früher hatte ſich der junge Franklin in eigenen Productionen verſucht. Er hatte zwei Balladen auf damalige Ereigniſſe verfaßt, die er auch ſelbſt zum Verkauf herumtrug. Der Beifall, den ſie fanden, würde ihn zu weitern Arbeiten der Art bewogen haben, wenn ihn nicht ſein Vater aufmerkſam gemacht hätte, daß alle Verſemacher arm wären. Als aber im Jahr 1720 oder 1721 ſein Bruder eine Zeitung unternahm, in welche auch allerlei unterhaltende Aufſätze eingerückt wurden, erwachte ſein ſchriftſtelleriſcher Hang wieder; er ſchrieb einen Aufſatz mit verſtellter Hand, legte ihn vor die Thür der Druckerei, und hatte die Freude, ihn aufgenommen zu ſehen. Er fuhr damit fort, und gab ſich endlich zu erkennen. Mißhelligkeiten, in die er mit ſeinem Bruder gerieth, bewogen ihn, Boſton zu verlaſſen, u. nach New-York, und von da nach Philadelphia zu gehen. Hier fand er Arbeit, machte einige angenehme Bekanntſchaften, u. ſetzte ſeine Studien mit Eifer fort. Der Gouverneur der Provinz, William Keith, der durch einen ſeiner Briefe die vortheilhafteſte Meinung von dem Jüngling gefaßt hatte, ermunterte ihn, eine eigene Druckerei anzulegen, und erbot ſich, ihm 100 Pfund vorzuſchießen, um ſich den nöthigen Apparat in England ſelbſt anzukaufen. Franklin zögerte nicht, dahin zu reiſen, nachdem er ſich vorher mit Miß Read, der Tochter ſeines Wirthes, verlobt hatte, fand ſich aber bei ſeiner Ankunft in England in allen ſeinen Hoffnungen getäuſcht. Seine nicht geringe Verlegenheit wurde noch dadurch vermehrt, daß er einen jungen Menſchen, Namens Ralph, der ihn begleitet hatte, mit ernähren mußte. Beide ergaben ſich einem ziemlich unregelmäßigen Leben. Franklin arbeitete um dieſe Zeit an Wollaſton's Werk über die natürliche Religion; eine Schrift, die er darüber herausgab, brachte ihn mit einigen engliſchen Gelehrten in nähere Verbindung. Er blieb 18 Monate in London, und kehrte 1726 nach Philadelphia zurück. Unterwegs machte er die Bekanntſchaft eines Kaufmanns, mit Namen Denham, und ward deſſen Buchhalter; als dieſer aber bald darauf ſtarb, mußte Franklin aufs neue zur Buchdruckerei ſeine Zuflucht nehmen. Seine Studien ſetzte er dabei unabläſſig fort, ſtiftete auch eine litterariſche Geſellſchaft junger Leute, unter dem Namen Junta, die ſich wöchentlich verſammelte, u. über Moral, Politik, Phyſik u. ſ. w. Unterſuchungen anſtellte. Endlich errichtete er eine eigene Buchdruckerei in Gemeinſchaft mit Meredith, ſeinem Gehülfen, der den Fonds dazu hergab, ſich aber bald wieder davon zurückzog. Franklin, von einigen Freunden unterſtützt, ſetzte darauf das Geſchäft allein fort. Um dieſe Zeit trat er zuerſt mit einer Schrift als politiſcher Schriftſteller auf, u. fand den ungetheilteſten Beifall. Seine oben erwähnte Braut, Miß Read, hatte ſich während Franklins Aufenthalt in London, da ſie ſich ſehr kalt von ihm behandelt ſah, verheirathet, lebte aber in einer unglücklichen Ehe. Franklin eilte, ſein begangenes Unrecht wieder gut zu machen, bot der wieder Geſchiedenen ſeine Hand an, und heirathete ſie 1730. Indeſſen gingen ſeine Geſchäfte, die er durch einen Papierhandel erweitert hatte, ſehr glücklich von Statten; dabei wuchs die Achtung, welche man für ihn hegte. Seine penſylvaniſche Zeitung u. ſein jährlicher Almanach beurkundeten ſeine ſeltenen Einſichten. Eine

Folge davon war, daß man ihm im J. 1743 den ehrenvollen Auftrag gab, den Plan der philoſophiſchen Geſellſchaft von Amerika genauer zu entwerfen. Franklin fing um dieſe Zeit an, ſich mit der Elektricität zu beſchäftigen, u. der glücklichſte Erfolg krönte ſeine Bemühungen. Die Erfindung des Gewitterableiters (1749) machte ſeinen Namen durch ganz Europa bekannt. Die Oxforder Univerſität creirte ihn 1762 zum Doctor der Rechte. Unterdeſſen gewannen die politiſchen Verhältniſſe der nordamerikaniſchen Colonien ein immer höheres Intereſſe; die amerikaniſchen Patrioten und die Anhänger des engliſchen Miniſteriums bildeten ſich immer mehr zu zwei entgegengeſetzten Parteien, und beide bemühten ſich, einen Mann zu gewinnen, deſſen Einſichten und Einfluß ihnen den größten Vortheil verſprachen. Um dieſe Zeit hatte Franklin eine Reiſe nach London gemacht, und wurde nach ſeiner Rückkunft Generalpoſtmeiſter aller engliſch-amerikaniſchen Colonien: allein dieſer mit anſehnlichen Einkünften verbundene Poſten beſtach ihn nicht zum Nachtheil der Wahrheit und der gerechten Sache ſeines Vaterlandes. Denn als bei den zunehmenden Unruhen in den Colonien das Haus der Gemeinen in London alle Agenten der Provinzen vor ſeine Schranken lud, um die Beſchwerden zu unterſuchen, erſchien (im Jahr 1767) auch Franklin als Agent von Penſylvanien, ſprach mit eben ſo viel Freimüthigkeit als politiſcher Weisheit für die gerechte Sache, und erließ an ſeine Landsleute aufmunternde und anfeuernde Sendſchreiben, welche allenthalben Enthuſiasmus erregten. Der Hof bewies ihm dafür ſein Mißfallen durch Entſetzung von ſeinem Poſten, und Franklin war in Gefahr, verhaftet zu werden. Er kehrte daher 1775 nach Philadelphia zurück, wo der Congreß verſammelt war. Nicht zufrieden, die bevorſtehende Kriſe durch thätige Mitwirkung zu dem bekannten glücklichen Ausgange zu leiten, unternahm er es noch in ſeinem 71ſten Lebensjahre (im J. 1776), als Unterhändler nach Frankreich zu gehen. Anfangs wohnte er ganz im Stillen zu Paſſy, einem Dorfe zwiſchen Verſailles und Paris, und negociirte insgeheim; als aber Ludwig XVI. 1778 nach der Schlacht bei Saratoga die Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt hatte, erſchien der ſchlichte, ehrfurchtgebietende Greis als bevollmächtigter Miniſter ſeines Vaterlandes an dem glänzenden Hofe von Verſailles, und wurde der Gegenſtand allgemeiner Verehrung. Als er endlich am 20 Jan. 1783 mit den engliſchen Commiſſarien zu Paris den Frieden unterzeichnet hatte, der ſeinem Vaterlande die Unabhängigkeit zuſicherte, kehrte er nach Philadelphia zurück, wo alles wetteiferte, ihm Beweiſe der Achtung und Dankbarkeit zu geben. Er bekleidete noch, trotz ſeines hohen Alters, die Stelle eines Präſidenten der Aſſembly von Penſylvanien, und ſtarb, bis an ſeinen Tod für das Wohl ſeiner Mitbürger ununterbrochen thätig, den 17. April 1790. Außer den angeführten großen Verdienſten um ſeine Mitbürger hat er ſich durch viele nützliche und heilſame Einrichtungen ein ewiges Gedächtniß in ihren Herzen geſtiftet. übrigens verdankt ihm die Phyſik manche wichtige Entdeckung. Nicht allein die Erfindung des Wetterableiters iſt ſein Werk, er hat auch zuerſt die Natur des Nordlichts erklärt, und der elektriſche Drache (ſ. d. Art. Drache) iſt ſeine Einfindung. Er erfand einen eigenen Sparofen, und vervollkommnete die Harmonica, für deren Erfinder er fälſchlich gehalten wird. Die Nationalverſammlung

in Frankreich legte auf Mirabeau's Antrag eine dreitägige Trauer um ihn an. Franklin gehört in die Zahl der ausgezeichnetſten Männer ſeines Jahrhunderts. Mit ruhiger Klarheit durchſchaute ſein ſcharfſinniger Geiſt die Verhältniſſe des Lebens im Großen wie im Kleinen, ohne je von der Bahn der Wahrheit abzugleiten, und ſein edles Herz umfaßte das Wohl der Menſchheit. Ohne in die Labyrinthe einer unfruchtbaren Speculation einzugehen, hatte er ſich ein Syſtem der Lebensweisheit gebildet, das ſeine Anwendbarkeit ſtets bewähren wird. Unübertrefflich iſt er in der Kunſt, die Lehren der Moral zu entwickeln, und ſie auf die Pflichten der Freundſchaft und der allgemeinen Liebe, auf die Benutzung der Zeit, auf das Glück der Wohlthätigkeit, auf die nothwendige Verbindung des eignen Wohls mit dem allgemeinen, auf die Früchte der Arbeitſamkeit, auf den ſüßen Genuß, den die geſelligen Tugenden uns verſchaffen, anzuwenden. Man kann nichts ſchöneres in dieſer Art leſen, als die Sprüchwörter des alten Heinrich, oder die Weisheit des guten Richard, die durch Einkleidung und Inhalt Muſter der wahren Popularität ſind. Eine Sammlung ſeiner nachgelaſſenen Schriften und ſeine Correſpondenz iſt nach ſeinem Tode, auch ins Deutſche überſetzt, erſchienen. D'Alembert bewillkommte den Erfinder des Blitzableiters und den Befreier ſeines Vaterlandes bei ſeiner Aufnahme in die franzöſiſche Akademie mit dem eben ſo ſchönen als wahren Hexameter:

Eripuit coelo fulmen, ſceptrumque tyrannis.
„Muthig entriß er dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter.'

Die Grabſchrift, welche ſich Franklin ſelbſt ſetzte, verdient wegen ihrer Celebrität noch angeführt zu werden; ſie lautet wörtlich überſetzt alſo: „Hier liegt der Leib Benjamin Franklin's, eines Buchdruckers (gleich dem Deckel eines alten Buchs, aus welchem der Inhalt herausgenommen, und der ſeiner Inſchrift und Vergoldung beraubt iſt), eine Speiſe für die Würmer; doch wird das Werk ſelbſt nicht verloren ſein, ſondern (wie er glaubt) dermaleinſt erſcheinen in einer neuen, ſchönern Ausg., durchgeſehen u. verbeſſert von dem Autor."

Frankreich. I. Geſchichte Frankreichs bis zum J. 1789. 1. Älteſte Geſchichte. Ein Bund mehrerer Völker gab ſich den Namen „Franken" die Freien, als ihnen die Beſiegung der Longobarden gelungen war. Dieſer Frankenbund hatte ſich von der Mündung der Lahn, längs dem Rhein hinunter ausgebreitet, u. beſtand aus den Chauzen, Sigambern, Attuariern, Bructerern, Chamavern und Chatten. Nach vielen Raubzügen durch Gallien bis über die Pyrenäen, führten ſie blutige Kriege mit den Legionen der römiſchen Kaiſer Gordian, Maximian, Poſthumius, Conſtantius u. Cäſar Julian, in Gallien, in der bataviſchen Inſel, und in Britannien, wo ſie auch mit den Sachſen dem Afterkaiſer Carauſius beiſtanden. Beſonders zeichneten ſich unter ihnen die Salier, die Bewohner des Landſtrichs an der Saale, aus, mit denen Julian in harten Kampf gerieth, als ſie bis an die Schelde vorgedrungen waren. Sie wurden im 4ten Jahrhundert dem Weſten des römiſchen Reichs eben ſo furchtbar, als die Gothen dem Oſten deſſelben waren, und hatten ſich bereits im belgiſchen Gallien und um die Somme feſtgeſetzt, als Chlodowig der Große, aus dem Geſchlecht der Merovinger, in der Schlacht bei Soiſſons, die er 486 über den römiſchen Feldherrn Syagrius gewann, der römiſchen

Herrſchaft in Gallien ein Ende machte. Dieſer zwanzigjährige Eroberer unterwarf ſeiner Herrſchaft die Allemannen nach der Schlacht bei Zülpich (496), an beiden Ufern des Rheins, 507 die Britten in Armorica (Bretagne), und die Weſtgothen in Aquitanien (das Küſtenland von der Garonne bis an die Pyrenäen). Auch ſeine Vettern, die Fürſten der verſchiedenen Völkerſtämme der Franken, räumte er durch Liſt und Meuchelmord aus dem Wege. Zu Rheims ſetzte er ſich (496) die Krone der Franken auf, nachdem er ſich vom Biſchof Remigius hatte taufen laſſen *), welchem Beiſpiele ſein ganzes Volk folgte. Chlodowigs Nachfolger bekamen deswegen vom Papſte den Titel: allerchriſtlichſter König und erſtgeborner Sohn der Kirche. Seine Dynaſtie, die Merovinger, beſaß das Frankenland in Gallien und Germanien bis 752. Chlodowigs vier Söhne theilten das Reich in Auſtraſien u. Neuſtrien, oder in die öſtliche u. weſtliche Monarchie, die letztere wieder in die Reiche Orleans, Soiſſons und Paris, ſo daß Theodorich zu Metz, Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris, und Clothar zu Soiſſons herrſchten. Sie eroberten Thüringen und Burgund; allein die verſchiedenen Theilungen des Reichs, — daher blutige Familienkriege und Verwandtenmord! — das kraftloſe Regiment der Könige und die Einfälle der Araber von Spanien her, zerrütteten das Reich. Doch hielt die Energie der Majores Domus (Haushofmeiſter, Hausmair, daher ſpäter Maires du palais) das Ganze noch einigermaßen zuſammen. Aber eben dieſe waren es, welche die merovingiſche Dynaſtie endlich vom Throne verdrängten. Unter ihnen erwarben ſich beſonders Pipin von Heriſtall, Carl Martell, Carlmann und Pipin der Kurze oder Kleine, große Namen in der Geſchichte des Reichs. Heriſtall machte die Frieſen zinsbar; Martell vereitelte durch den Sieg von Tours über die Araber 732 die Eroberungsentwürfe dieſer Nation; er unterwarf die Frieſen gänzlich, nöthigte die Sachſen zum Tribut, und beförderte die Ausbreitung des Chriſtenthums durch den heiligen Bonifaz, den Apoſtel der Deutſchen, der in Carlmann und Pipin noch größere Beſchützer erhielt. Endlich mußte der ſchwache Childerich III. den königlichen Schmuck mit der Mönchskutte vertauſchen, und der Major-Domus Pipin beſtieg mit des Papſtes Genehmigung 752 den Thron. Aus ſeinem Blute ſtammten die Carolinger, die 235 Jahre lang die franzöſiſche Krone trugen. Sein Sohn, Carl der Große, war Beherrſcher der Länder vom Ebro bis an die Niederelbe und bis an den Raab, und von der Nordſee bis an den Garigliano in Neapel. Ihm, dem Herrn von Frankreich, Deutſchland und Italien, gab Papſt Leo III. im J. 800, die römiſche Kaiſerkrone des Occidents, und der Orient — Conſtantinopel und Bagdad — kamen ihm mit Verehrung und Freundſchaft entgegen. Allein unter ſeinem Sohne und Nachfolger, Ludwig dem Frommen (814 — 840), zerfiel die Monarchie. Seine drei Söhne theilten, nach blutigem Hader, das Reich durch den Vertrag von Verdun (843), welcher die Trennung der deutſchen und ital. Kronen von der fränkiſchen zur Folge hatte. Carl II., der Kahle genannt, erhielt Frankreich. Von dieſem Vertrage, vom

*) Das Mährchen iſt bekannt, daß eine Taube das Ölfläſchchen, mit welchem Chlodowig und ſeine Nachfolger geſalbt wurden, vom Himmel gebracht habe.

Jahr 843 an beginnt die Geſchichte des eigentlichen Königreichs Frankreich.

2. Von Carl dem Kahlen bis zur Revolution. 843 — 1789. Auf kurze Zeit vereinigte Carl der Dicke die Länder Carls des Großen. Nach ſeiner Abſetzung (887) trennte ſich Burgund von Frankreich, und Odo Graf von Paris mußte Carl dem Einfältigen die Krone Frankreichs überlaſſen. So herrſchten zwar die Carolinger in Frankreich noch bis 987; allein der hohe Adel ſpielte mit der Macht des Throns; er theilte ſich in die Domainen des Reichs, u. die Kronvaſallen — die bedeutendſten waren, die Herzöge von Franzien, Burgund, Gascogne, Normandie, Aquitanien (Guienne), die Grafen v. Flandern, Vermandois, Champagne, Isle de France, u. Toulouſe — hatten endlich ſo viele Provinzen an ſich geriſſen, das nur Soiſſons, Laon u. einige kleine Ländereien dem letzten Carolinger noch gehörten. Lothringen ward mit Deutſchland vereinigt. In dieſem unglücklichen Zuſtande des Reichs ſank das Anſehn der herrſchenden Dynaſtie immer mehr, bis endlich, nach Ludwig V., des Faulen, Tode (987), dem mächtigen Herzog von Isle de France, Grafen von Paris u. Orleans, Hugo Capet, es gelang, ſich auf den Thron zu ſchwingen, indem Ludwigs Oheim, Carl, Herzog v. Nieder-Lothringen, unter dem Vorwande, daß er als Vaſall des deutſchen Kaiſers Otto nicht König von Frankreich ſein könne, von der Nachfolge ausgeſchloſſen wurde. So trat an die Stelle der Carolinger der Stamm der Capetinger. — Unter Hugo Capets Nachkommen, bis Ludwig XIII., verwandelte ſich der Staat aus einer Feudalariſtokratie in eine Autokratie; dieſe ſtürzte vor unſern Augen zuſammen, und geſtaltete ſich darauf zu einer geſetzlich geordneten Monarchie. Der Grund jener Feudalariſtokratie war Eroberung. Aus den Erwerbern der vertheilten Länderbeute, die unter Carl dem Kahlen ſchon zum erblichen Beſitz gelangten, waren mitten unter einem zahlreichen Dienſt- und Kriegsadel, vierzig mächtige Vaſallen entſtanden, und der Inhaber der Krone herrſchte nur als primus inter pares. Der Grund der Autokratie war geſetzloſe Unterdrückung. Der König riß nach und nach die politiſche Macht der Ariſtokratie und der Stände an ſich; aber die Feudalprivilegien unterdrückten nach wie vor das Volk, das im Elend ſchmachtete. Endlich zerſtörte Mißbrauch die formloſe Herrſchergewalt und das Feudalweſen. Das Volk ward frei, aber der Staat ging aus einer wilden Demokratie, durch das Fegefeuer des militäriſchen Deſpotismus, mittelſt eines Grundvertrags über in den geſetzlichen Zuſtand einer verfaſſungsmäßigen legitimen Monarchie. Wie ſich der franzöſiſche Thron zuerſt durch Erblichkeit befeſtigte, dann durch herrſchſüchtige Ausdehnung ſeiner Macht nach Innen und erobernd nach Außen ſich über das Geſetz erhob: darüb. ſ. m. d. Art. Franzöſiſche Staatskunſt. Schon die Erbkönige der erſten capetingiſchen Hauptlinie (987 — 1328) beſchränkten die Macht der Kronvaſallen, indem ſie ſich mit einzelnen Großen gegen die übrigen, und mit der Kirche gegen die weltlichen Vaſallen überhaupt verbanden. So erwarben ſie Kronländer und Regalien. Die Kreuzzüge begünſtigten ihre Entwürfe, indem ſeit der klugen Verwaltung des Abts Suger, unter Ludwig VI. (ſtarb 1137), das allmälige Verſchwinden der Leibeigenſchaft und das Emporkommen freier Städte das bürgerliche Daſein des Volks (la roture) vorbereiteten. Unter Phillipp II. Auguſt (1180—1223), dem

Eroberer, wurde die Zahl der Pares regni auf ſechs geiſtliche und ſechs weltliche beſchränkt. Darauf gab Ludwig IX., der Heilige (ſt. 1270) durch die Einführung einer neuen Rechtspflege der königlichen Würde mehr Kraft. Ein neues Gegengewicht gegen den Geſchlechtsadel entſtand unter Philipp III. (ſt. 1285) durch die Ertheilung des Briefadels. Noch wichtiger war unter Philipp IV. dem Schönen (ſt. 1314) die Einführung des dritten Standes (tiers-état) oder der abgeordneten der Städte in die Reichsverſammlung des Clerus und des Adels, ſeit 1301. (Vergl. d. A. März- und Maifeld.) Mit Hülfe dieſer Feudalſtände, welche bis 1614 um den Thron ſich verſammelten, widerſtand ſchon Philipp IV. dem Interdicte Bonifaz VIII., und der Hierarchie. Derſelbe Philipp dehnte die Gerichtsbarkeit des pariſer Parlaments über ſämmtliche Kronländer aus. Aber das Ganze beſtand noch immer aus widerſtrebenden Theilen, und die grauſame Vertilgung der Templer 1314 (ſ. d. Art.) iſt nur ein Zug aus der Geſchichte eines Zeitalters, in welchem nicht das Recht herrſchte, ſondern Gewalt und Unterdrückung. — Unter den Valois, der zweiten Linie des Mannsſtammes der Capetinger (1328 — 1589), welche mit Genehmigung der Stände, in der Perſon Philipps VI. (Enkels Philipps III.) zur Thronfolge gelangte, ward der Feuerbrand des Kriegs mit England in das formloſe Gebäude der franzöſiſchen Monarchie geworfen, welcher den Aufruhr des Rottengeiſtes im Adel entzündete, die Krieger in Räuber, u. die Bauern durch den Druck des Elends in wilde Beſtien verwandelte. Der König von England, Eduard III., machte nämlich, als Philipps IV. von Frankreich Tochterſohn, Anſprüche auf den franzöſiſchen Thron, indem das ſaliſche Geſetz, welches die weiblichen Nachkommen davon ausſchloß, noch nicht Reichsgeſetz war. Während er, der Sieger bei Crecy, Calais eroberte (1347) u. den gefangenen König Johann den Guten nöthigte, im Frieden zu Bretigny 1360, Guienne u. andere Provinzen an England abzutreten, wurde Frankreich von den Räuberbanden der Cameradſchaften geplündert, u. die Jaquerie, ein Haufe wüthender Bauern (um d. J. 1358) ſättigte eine unmenſchliche Rache in dem Blute des Adels. Nur augenblicklich ſtellten Carl V., der Weiſe (ſt. 1380), und ſein Connetable, der tapfre du Guesclin, die Ordnung wieder her. Denn es kamen unter dem wahnſinnigen Carl VI. (ſt. 1422) die Zeiten der Armagnacs über Frankreich; ein Bürgerkrieg der Großen, von Orleans und Burgund mit Meuchelmord geführt, in welchem Heinrich V. von England, als Gemahl der Tochter Carls VI., die Erbfolge in Frankreich erlangte. Da begeiſterte, mitten unter der Zügelloſigkeit des Kriegs, des Parteigeiſtes und der Sitten, eine Jungfrau (ſ. d. Art. Jeanne d'Arc) die Franzoſen für die Sache des Dauphin 1429, u. die Engländer verloren in Frankreich alles, was ſie beſaßen, bis auf Calais. In dieſer Zeit vermehrten die Könige den Länderbeſitz der Krone, z. B. Philipp VI., 1349 durch den Erwerb der Dauphiné; und der Krieg berechtigte ſie, Steuern zu erheben ohne die Einwilligung der Stände. Hierauf gründete zuerſt Carl VII., im J. 1444, ein ſtehendes Heer (ſ. d. Art.). Seitdem ſtrebten die Könige immer planmäßiger, durch Unterdrückung der ſtändiſchen Rechte, nach unumſchränkter Gewalt im Innern, und zugleich, um den kriegeriſchen Geiſt der verwilderten Nation auf Beute hinzulenken, nach auswärtigen Eroberungen. Jenen Zweck erreichte durch Liſt und Gewalt die deſpotiſche Staatskunſt Ludwigs XI.

(1461 — 1485), deſſen Regel war: dissimuler, c'est regner. Unter ihm entſtand der 280 Jahr fordauernde Zwieſpalt mit dem Hauſe Habsburg, als dieſes die burgundiſche Erbſchaft nach Carls des Kühnen Tode (1477) erwarb (ſ. den Art. Niederlande). Dagegen erzwang ſein Sohn und Nachfolger Carl VIII. (ſt. 1498) die Hand der Erbin von Bretagne und die Vereinigung dieſes Herzogthums mit Frankreich. Hierauf ſchloß er mit Öſterreich den Frieden zu Senlis 1493, und unternahm 1494 den Eroberungszug nach Neapel, als Erbe der Anſprüche des Hauſes Anjou. Damit begann die Eroberungspolitik der franz. Könige gegen Italien, Deutſchland u. die Niederlande; woraus zuletzt das neuere politiſche Syſtem von Europa hervorging. Er war der letzte Valois der Hauptlinie. Ihm folgte ein Seitenaſt des valeſiſchen Stamms, das Haus Orleans, 1498. Sein Nachfolger, der gutgeſinnte Ludwig XII., kannte nicht den Machiavellismus ſeiner Vorfahren, und das Land verdankte ihm Vieles für ſeine innern Verhältniſſe; allein er war weniger glücklich in ſeinen Unternehmungen zur Vergrößerung des Reichs. Familienanſprüche auf Mailand behauptete er durch die Beſitznahme dieſes Herzogthums; das Königreich Neapel eroberte und theilte er mit Ferdinand dem Catholiſchen von Spanien; aber bald ſah er ſich mit dem Bundesgenoſſen ſelbſt im Zwiſt, der ihm ſeinen Antheil entriß, ſo wie er, in dem Kampfe gegen die vom Papſte Julius II. wider ihn mit Spanien, Öſterreich, England, Helvetien u. Venedig geſtiftete Ligue, auch Mailand und die Lehnshoheit über Genua verlor. Sein Nachfolger Franz I. und deſſen Sohn Heinrich II. bekämpften in fünf Kriegen die Macht Carl V. und Philipps II.; allein vergebens ſchloſſen ſie einen Bund mit der Pforte. Dagegen vereinigte Franz I. das Herzogthum Bretagne auf immer mit der Krone und machte die königliche Gewalt unumſchränkt, indem die mächtigen Vaſallen Hofbedienungen annahmen, und ſelbſt das Parlament ſich allmählig des Königs Willen fügen lernte; Heinrich II. aber gelang es, den Engländern Calais zu entreißen, u. im Bunde, den er für die deutſche Freiheit mit Moritz von Sachſen geſchloſſen hatte, die deutſchen Bisthümer Metz, Toul u. Verdün zu erobern. Unter Franz I. (ſ. d. Art.) nahm mit Verbreitung der Reformation die Religionsverfolgung auch in Frankreich ihren Anfang. Er und ſeine Nachfolger, Heinrich II. (1547 — 1559, ſ. d. Art.) u. Franz II. (ſt. 1560, ſ. d. Art.), ließen die Calviniſten verbrennen. So wenig milderte die unter Franz I. in Frankreich aufblühende Cultur des Geiſtes und der Sitten den grauſamen Charakter des Fanatismus! übrigens herrſchte jetzt am Hofe und im Staate der Geiſt der Intrigue. Auch wurde der Anfang zu den Staatsſchulden gemacht, deren ungeheure Laſt nach 250 J. den Thron umſtürzte. Carls IX. Regierung (welche während ſeiner Minderjährigkeit die Königin-Mutter, Catharina von Medicis, führte) zeichnete ſich durch die Blutſtröme aus, welche in den Religionskriegen ſeit 1562 Frankreich befleckten. (S. den Art. Bluthochzeit) (1572). Die Herrſchſucht der Guiſen verdrängte die Prinzen von Geblüt, die Bourbons, weil ſie Hugenotten waren, aus der Nähe des Throns, und trachtete endlich, dieſen ſelbſt zu beſteigen. Der kraftloſe Heinrich III. ließ ſie meuchlings ermorden. Dies war für die fanatiſirten Liguiſten in Paris die Loſung zum Königsmord (1589). (S. den Art. Heinrich III. u. IV.) Nun beſtieg der erſte Bourbon, Heinrich IV., aus Capets Stamme, den Thron von Frankreich. Er

brachte wieder Ordnung in das Chaos, bekannte ſich zur katholiſchen Religion, und ſtellte ſeine alten Glaubensgenoſſen unter den Schutz des Edicts von Nantes (1598). Im Verein mit dem weiſen Sully arbeitete Heinrich raſtlos für des Reichs Wohlfahrt. Die Franzoſen erhielten die erſte Ahnung von der Wichtigkeit des Colonialweſens; Pondichery in Oſtindien, Martinique, Guadeloupe, Domingo in Weſtindien, u. Quebek in Nordamerika wurden von ihnen beſetzt. Nach Heinrichs IV. Ermordung im J. 1610, ſchwankte das franz. Regierungsſyſtem unter Ludwig XIII., bis ihm der Premierminiſter, Card. Richelieu (ſ. d. Art.) eine feſte Richtung gab. Der dreißigjährige Krieg ward von ihm benutzt, um Öſterreich u. Spanien zu demüthigen. Im Innern erſchuf er jenes Syſtem von Grauſamkeit, Treuloſigkeit und von unbiegſamen Deſpotismus, welches die Autokratie in Frankreich vollendete, aber zuletzt den Thron untergrub. Seine Plane brachte Mazarin (ſ. d. Art.) unter Ludwig XIV. zur völligen Reife (ſ. den Art.). Der weſtphäliſche Friede (1648) verſchaffte Frankreich Elſaß, den Sundgau u. die Bisthümer Metz, Toul und Verdun; der pyrenäiſche Vertrag (1659) mit Spanien vereinigte einen Theil der Niederlande u. die Grafſchaft Rouſſillon mit Frankreich. Nach Mazarins Tode (1660) u. dem Sturze des Oberaufſehers der Finanzen, Fouquet (1661), erhob Colbert (ſ. d. Art.) Frankreich auf eine hohe Stufe der Cultur und des Wohlſtandes. Seinem Wahlſpruch treu: „Finanzgeſchäfte dürfen nicht kriechen, ſie müſſen fliegen,“ wußte er ſeine großen Ideen überall mit einer immer ſiegenden Thätigkeit zu verwirklichen. Neben ihm ordnete Louvois (ſ. d. Art.) das Heerweſen; die Feldherren Turenne, Luxembourg, Catinat, Boufflers, Vendome feſſelten den Sieg an Frankreichs Fahnen, und Vauban umgürtete den Staat mit neuen Feſtungen. So konnte Ludwig in den großen Welthändeln eine entſcheidende Stimme führen. Aber die Aufhebung des Edicts von Nantes, die Einmiſchung in fremde Händel, und vor allem der ſpaniſche Succeſſionskrieg zernichteten Frankreichs Größe. Ludwigs Miniſter und Feldherren waren todt, u. ſein Cabinet lenkte der Beichtvater le Tellier u. die Frau von Maintenon (ſ. d. Art.). Als Ludwig ſtarb, 1715, betrug die Schuldenlaſt nicht weniger als 4,500 Mill. Livres. Ihm folgte ſein fünfjähriger Urenkel Ludwig XV. Die Regentſchaft des Herzogs von Orleans, Law's Actienſyſtem, die Adminiſtration des verrufenen Dubois, das dreijährige Miniſterreich des Herzogs Ludwig von Bourbon, die muſterhafte Ökonomie und redliche Politik des ehrwürdigen Fleury, der nachtheilige Einfluß der berüchtigten Marquiſe von Pompadour u. das thatenreiche Leben ihres Günſtlings, des Staatsminiſters Herzog von Choiſeul: dies ſind Hauptpuncte in dem Gemählde jener Zeit, wo die Wohlfahrt des Reichs und das Glück ſeiner Bewohner allen Leidenſchaften mehr als je zum Spiele dienten. Die Erwerbung von Lothringen u. Corſica, die wechſelnde Ebbe und Fluth in Frankreichs Colonialweſen, worauf beſonders der Aachener Frieden (1748) und der von Verſailles (1763) bedeutenden Einfluß hatten, die Folgen der Kriege über die polniſche Königswahl 1733, gegen Öſterreichs Erbfolgegeſetz 1740 ff., und für Öſterreichs Staatsintereſſe ſeit 1756 bis 1763, die Aufhebung des Jeſuitenordens, der Familienbund der burboniſchen Häuſer, der immer mehr zunehmende Deſpotismus, welcher vorzüglich in den zahlloſen Lettres de cachet, dieſem Mittel höchſter

Schwäche u. feiger Gewalt, ſich ausſprach; Namen endlich, wie Jean Calas, Montesquieu, Voltaire, Rouſſeau ꝛc.: dies ſind die Merkwürdigkeiten Ludwigs XV., der durch Verſchwendung aller Art, durch unſinnige Unternehmungen, durch ſein Hingeben an Menſchen, die mit ſeinen Pflichten ein ſchreckliches Spiel trieben, dem Volke eine niederdrückende Abgabenlaſt aufgebürdet u. Schulden auf Schulden gehäuft hatte. (Vergl. über ihr Zeitalter d. Art. Ludwig XIV. und XV.) Unter ſeinem Enkel und Nachfolger, Ludwig XVI. (1774—1792, ſ. d. Art.) geſchah manches Gute. Aber alles, was Maurepas und Vergennes, Turgot und Necker thaten, war doch nur Palliativ gegen ein unheilbares Übel. Da entſchloß ſich das franzöſiſche Cabinet, an dem Freiheitskampfe der Amerikaner gegen England Theil zu nehmen (1773—1783); allein es beſchleunigte dadurch den eigenen Untergang. Necker verließ den gefährlichen Poſten des Finanzminiſters, u. ſein Nachfolger Calonne wußte mit einer unnachahmlichen Gewandtheit die Verlegenheit des Hofes zu verhüllen. Auf ſeinen Vorſchlag wurden die Notabeln des Reichs nach Verſailles berufen (22. Febr. 1787, 146 an der Zahl); doch ſchon zu vertraut mit der Stimmung des Volks, lehnten ſie die Anträge des Miniſters, eine Land- und Stempeltaxe einzuführen, ab, indem ſie die Zuſammenberufung aller Reichsſtände als nothwendig erklärten. Calonne erhielt hierauf ſeinen Abſchied, u. Brienne, Erzbiſchof von Sens wurde Principalminiſter. Um das jährliche Deficit von 140 Millionen Livres zu decken, ſchlug Brienne große Erſparniſſe, neue Auflagen und Anleihen vor; die perſönlichen Frohndienſte wurden in Auflagen an Geld verwandelt, u. die von Calonne vorgeſchlagenen Taxen wollte der König, nach der Weigerung der Notabeln, durch das pariſer Parlament in einem Lit de Justice einregiſtriren laſſen. Allein das Parlament widerſetzte ſich ſo ſtandhaft, daß es nach Troyes verwieſen wurde. Bald darauf zurückberufen, gab es eben ſo wenig nach. Selbſt eine Anleihe von 450 Millionen Livres wurde verworfen, und die Arretirung des Herzogs von Orleans, der an der Spitze der Pairs ſtand, u. zweier Parlamentsglieder, hatte keine andere Folge, als daß das Parlament den Mißbrauch der Verhaftsbriefe rügte, worauf der König die Abſchaffung aller Parlamente und Einführung eines bloß von ſeinem Willen abhängigen Gerichtshofes (cour plénière) decretirte. Dieſes Werk eines Brienne, Breteuil und Malesherbes erregte allgemeine Unzufriedenheit. Der Adel von Rennes erklärte ſogar jeden, der eine Stelle bei dieſem Gerichtshofe annehmen würde, für ehrlos. Man ſah die ganze Reichsverfaſſung dadurch im Innerſten verletzt, u. nie hatte man lebhafter und mit mehrerem Intereſſe von Nordamerika's Befreiung geſprochen, als jetzt; Montesquieu, Voltaire, Diderot, d'Alembert und Rouſſeau wurden geleſen, zergliedert, und ihre oft kühnen Gedanken vergleichend neben die Wirklichkeit geſtellt. Dem Principalminiſter konnte die wahre Lage der Dinge nicht verborgen ſein; er gab daher der Volksſtimme nach, und trug auf die Verſammlung der Reichsſtände an; einſtweilen ſollten alle Zahlungen theils eingeſchränkt, theils um ein ganzes Jahr aufgeſchoben werden. Zugleich nahm Brienne ſeine Entlaſſung; denn des Königs Hoffnung war blos auf den perſönlichen Credit des berühmten Necker gebaut, der jetzt als Generaldirector der Finanzen u. Staatsminiſter zurückberufen wurde. Er kam, u. fand in der Staatskaſſe Frankreichs — 419,000 Livres baares Geld! — Seine erſten Schritte

waren, daſs er die Einſtellung der Zahlungen widerrief, den König zur Wiedereinſetzung der alten Parlamente bewog und die Notabeln abermals verſammelte (den 5. Nov. 1788), um über die Organiſation der Reichsſtände einen Beſchluß zu faßen. Im Fortgange der Berathungen verlangte der Bürgerſtand (Tiers-état) mit den beiden privilegirten Ständen, dem Adel u. der Geiſtlichkeit, in gleich ſtarker Anzahl repräſentirt zu werden, und das Parlament bat den König um gleichförmige Vertheilung der Auflagen auf alle Stände, um Preßfreiheit und um Abſchaffung der Verhaftsbriefe (Lettres de cachet), indem zugleich die Pairs und der Adel allen bisherigen Vorrechten entſagten, und freiwillig ihre Beſitzungen für ſteuerbar erklärten. Hierauf wurden die Reichsſtände auf den 1. Mai 1789 beſchieden; — zum erſten Male wieder ſeit 175 Jahren. Das Geſchäft der Deputirtenwahlen ſetzte ganz Frankreich in heftige Bewegung; u. in Paris ſprach man bereits laut von „Volksfreunden und Volksfeinden." Der Reichstag ward am 5. Mai in Verſailles vom Könige mit einer Rede vom Throne eröffnet. Die Frage, ob nach Köpfen oder Ständen geſtimmt werden ſollte, führte zu heftigen Debatten; der Bürgerſtand, zu deſſen Deputirten auch Mirabeau (ſ. d. Art.) gehörte, gab ſich, den 17. Juni, auf des Abbé Sieyes Rath, den Namen „Nationalverſammlung;" ein Theil des Adels und der Geiſtlichkeit vereinigte ſich mit derſelben, und — die Revolution war entſchieden.

II. Frankreich von 1789 bis 1814, oder die franzöſiſche Revolution bis zur Reſtauration im Jahr 1814 — Die franzöſiſche Revolution macht eine Hauptepoche in der Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft. Wer ſie als ein zufällig entſtandenes Ereigniß anſieht, hat weder in die Vergangenheit geblickt, noch kann er in die Zukunft ſchauen. Aus Leidenſchaft und Vorurtheil hält er eine Begebenheit, die aus dem Schooße von Jahrhunderten hervorging, für das Werk der Menſchen des gegenwärtigen Augenblicks. Er nimmt die Schauſpieler für das Stück. — So beurtheilte Frau von Staël in ihren Considerations sur les principaux événemens de la Revolution française (womit Bailleul's Examen critique dieſes Werks zu verbinden iſt) jene große Begebenheit; und ſie hat Recht. Nicht Zufälle von geſtern haben die Baſtille geſtürzt, u. Meaupeou's Edict an die Parlamenter zerriſſen; nicht das Deficit, nicht die Berufung der Stände haben die Feudalmonarchie zerſtört; auch ohne die Verdoppelung des dritten Standes würde die Revolution entſtanden ſein. Das Deficit war nicht die Urſache; es war eine Folge; dieſelbe Regierungsweiſe, welche jenes Deficit hervorgebracht hatte, würde bald ein anderes erzeugt haben: denn Verſchwendung iſt die treue Gefährtin der Willkür! Der Haß wegen Bedrückungen trieb das Volk zum Aufſtand hin; es erſtürmte die Baſtille; man konnte das Volk mit Kartätſchen zerſtreuen; allein es würde dennoch die Zwingburg, wenn auch nicht heute, doch morgen zerſtört haben. Nicht durch Kanonen, um Druck u. Willkür zu beſchützen, ſondern wenn man beiden ein Ende macht, ſtellt man einen dauerhaften Frieden wieder her. Ludwig XVI. konnte die conſtituirende Verſammlung mit Bayonetten auseinanderjagen; er würde dennoch das Bedürfniß der Freiheit nicht aus den Köpfen und aus den Herzen der Nation geriſſen haben. Nicht die Menſchen aus der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts haben die Revolution gemacht. Die als Häuptlinge darin auftraten, waren nicht ihre Urheber, ſondern nur ihre Werk-

zeuge. Die wahren Urheber der Revolution ſind geweſen der Cardinal Richelieu und ſeine Tyranne; Mazarin und ſeine Argliſt; jener machte den Thron verhaßt; dieſer machte ihn verächtlich; dann Ludwig XIV. u. ſeine verſchwenderiſche Pracht, ſeine unnützen Kriege, ſeine Verfolgungen, ſeine Dragonaden! Die wahren Urheber der Revolution ſind geweſen die unumſchränkte Gewalt der Autokratie, despotiſche Miniſter, ein übermüthiger Adel und habſüchtige Günſtlinge. So wird die Nothwendigkeit der Revolution begreiflich; aber iſt ſie dadurch gerechtfertigt? Revolutionen aus Haß erzeugt, von der Leidenſchaft genährt, und von der Selbſtſucht — nach dem bekannten; il faut que les propriétés changent, oder nach dem: Ote-toi de ſlà, que je m'y mette — geleitet, geben nicht die Freiheit: ſie geben nur Jammer und Elend; den Altar der Freiheit kann allein das Geſetz der Ordnung aufrichten, ſo wie das Geſetz der Ordnung nur aus der Freiheit entſpringt. Darum, ihr Völker, fürchtet die Revolutionen; aber wehe der Regierung, welche ſie durch Willkür und Ungerechtigkeit hervorruft! — Dieſe Anſicht von der Zeit ſeit 1789 bis 1814 ſcheint nicht die allgemeinere zu ſein; am wenigſten in den Cabinetten; am allerwenigſten unter dem Hofadel Ludwigs XVIII. Daher der unſichere Gang der Regierung; daher die unmännliche Furcht vor Empörung; daher das neue Ränkeſpiel des alten Trotzes und Übermuthes, mit welchem der franzöſ. Hofadel und die Prinzen des königlichen Hauſes ſo oft — man denke nur an die Zeiten der Fronde und leſe die Memoiren des Cardinals von Retz! — den Thron in revolutionäre Gefahr gebracht haben! Daß aber die franzöſiſche Revolution in ihrer Entwickelung einen ſo bösartigen Charakter, den des Despotismus der Anarchie, wie man die Politik der Jacobiner bezeichnen kann, und den der gröbſten u. wildeſten Ausſchweifung der Selbſtſucht u. Grauſamkeit, bei gänzlicher Erſtarrung des ſittlichen Gefühls, annahm: wer trägt davon die Schuld? Hatten nicht Prieſter dieſes Volk erzogen, welches den Altar umſtürzte; hatten nicht Miniſter u. Hofleute, Staatsmänner im Cardinalspurpur, Prinzen, welche ſich roués (Lüderliche) nannten, und Hofdamen die Sitten der Hauptſtadt durch ihr Beiſpiel ſeit den Zeiten der Regentſchaft vergiftet, u. das Volk verführt, daß es in Ruchloſigkeit verfiel? Devotion und Wolluſt, Üppigkeit und geſetzloſe Willkür verbreiteten ſich aus dem Hofleben in die höheren Stände, und verpeſteten endlich den ſittlichen Zuſtand des Volks ſo, daß es ſtatt der Freiheit die Frechheit umarmte, und für ſeine wilden Gelüſte keinen Zügel mehr kannte, als den der Liſt und der Gewalt! — Doch jene Anſicht von der franzöſiſchen Revolution möge ſich rechtfertigen durch den Überblick des Ganges dieſes zerſtörenden Lavaſtroms. Man muß drei verſchiedene Richtungen in demſelben unterſcheiden: die monarchiſche, die demokratiſche und die militäriſche. Sie wirkten alle drei zugleich auf den Gang der Revolution ein; aber bis 1792 hatte die erſtere die größte Gewalt; bis 1804 die zweite, und bis 1814 die dritte. Man kann daher folgende Abſchnitte machen:

1. Von der conſtituirenden Nationalverſammlung bis zur Errichtung der Republik, vom 17. Jun. 1789 bis zum 21. Sept. 1792. Die Nationalverſammlung beſtand aus 600 Deputirten vom dritten Stande, 300 vom Adel und 300 von der Geiſtlichkeit. In ihrem Schooße entwickelte ſich aus dem Kampfe der Nichtprivilegirten mit den Privilegirten, der unter=

drückten Volksrechte mit den Feudalvorrechten des Adels und des Clerus — allmählig der Widerſtand gegen den Thron ſelbſt, welcher auf dem Feudalweſen ruhete. In dem Augenblicke, in welchem die Volksrepräſentanten gegen die Beſchlüſſe des Königs ihre Verſammlungen fortſetzten und den feierlichen Eid ausſprachen: daß ſie nicht eher ſich trennen wollten, als bis die Conſtitution würde vollendet ſein (20. Jun. 1789); als der Bürgerſtand (23. Jun.) unter den Augen des Königs ſein Recht behauptete, und der geängſtete König endlich ſelbſt dem Adel und der Geiſtlichkeit befehlen mußte, ſich mit dem dritten Stande zu vereinigen (27. Jun.): da war der bisherigen Autokratie das Urtheil geſprochen. Hatten dieſe Schritte des Monarchen ſeine Annährung an die Sache der Nation wahrſcheinlich gemacht, ſo mußte die Zuſammenziehung eines Corps von 20 000 Mann, unter dem Marſchall Broglio, ſo wie die plötzliche Verabſchiedung Neckers, die Gemüther um ſo mehr aufreizen. Die Sturmglocken ertönten, und als der König das Verlangen, die Truppen aus einander gehen zu laſſen, verweigerte, entſtand in Paris, wo die Faction des Herzogs von Orleans das Volk bearbeitete, ein Aufruhr. Die Baſtille ward erobert, eine Nationalgarde unter Lafayette organiſirt und Ludwig genöthigt, Necker zurückzurufen, ſeine Truppen zu entfernen u. die dreifarbige Nationalkokarde aufzuſtecken, wofür ihm nach der Sitzung der Nationalverſammlung vom 4. Aug., worin das Feudalſyſtem aufgehoben ward, der Titel: Wiederherſteller der Freiheit, gegeben wurde. Während in dieſem Sturme der Leidenſchaften „die Rechte des Menſchen" promulgirt wurden, nahmen die ſchon begonnenen Emigrationen täglich zu, aber auch die Gewaltſamkeiten. Ein Volkshaufe zog von Paris nach Verſailles d. 5. Oct., und nöthigte den König mit ſeiner Familie, am 6. ſeine Reſidenz in die Tuilerien zu verlegen. Ihm folgte den 19. die Nationalverſammlung, um in Paris dem Staate eine geſetzlich freie Verfaſſung zu geben. Die neue Territorialeintheilung Frankreichs in 83 Departemente, die Säculariſation aller auf 3000 Millionen angeſchlagenen Güter der Geiſtlichkeit, die Verwandlung des bisherigen Titels „König von Frankreich" in „König der Franzoſen," die Bildung der Factionen in Clubbs, unter welchen der der Jacobiner (ſ. d. Art.) der mächtigſte wurde, die Annahme einer neuen Conſtitution von Seiten des Königs, der Bürgereid: „der Nation, dem König und dem Geſetze treu zu ſein und die Conſtitution aufrecht zu erhalten," die romantiſche Feier des Bundesfeſtes auf dem Märzfelde, waren die Hauptmomente im erſten Akte dieſer ungeheuern Umwälzung aller Verhältniſſe. Die Beſtimmung der königlichen Einkünfte und des Hausweſens des Monarchen (25 Mill. Livr. jährl.), die Erklärung der königlichen Domainen und der geiſtlichen Beſitzungen für Nationalgüter, die Aufhebung des Unterſchieds der Stände, der Geburt und Titel, die Einziehung der Klöſter und Penſionirung ihrer bisherigen Bewohner, das Decret, daß die Geiſtlichkeit den Bürgereid ſchwören ſolle, die Errichtung eines hohen Nationalgerichts für die beleidigte Majeſtät der Nation, die Abſchaffung der Abgaben auf Leder, Öl, Seife, Stärke, Eiſen, Salz u. Tabak, die Verlegung der Acciſe (Douane) aus dem Innern an die Grenzen, die Auflegung der Grundſteuer, der Gewerbſcheine, der Stempel und Protocollgebühren, und das Decret zur Verfertigung der Aſſignaten auf Mirabeau's Vorſchlag: Dieſes waren die hauptſächlichſten Ver-

fügungen der Nationalverſammlung in jener erſten Periode. Der zweite Act begann mit der Verordnung der Nationalverſammlung, daß der König ſich nicht über 20 Stunden von Paris entfernen durfe, und daß er, wenn er das Reich verließe, und auf die Einladung der Nationalverſammlung nicht zurückkehre, des Thrones verluſtig ſein ſolle. Die Verbrennung des Papſtes im Bilde zu Paris gab das Signal zu der ſchrecklichſten Revolution im Religionsweſen, und der Clubb der Cordeliers (die Partei Orleans, Marat, Danton u. A.) verbreitete unter dem Volke Haß gegen den König. Nun wollte Ludwig entfliehen; er ward aber von Varennes aus (25. Jun. 1791) zurückgebracht. Kaum vermochte er dadurch, daß er die neue Conſtitution vom 3. Sept. 1791, die ihn zum Oberhaupte der Land- u. Seemacht erklärte u. zu Regierungsgehülfen ihm ſechs Miniſter beigab, in der Nationalverſammlung am 14. Sept. beſchwor, das aufgebrachte Volk wieder zu beſänftigen. Hierauf ſchloß er (30. Sept.) die Sitzungen der conſtituirenden Nationalverſammlung. An ihre Stelle trat d. 1. Oct. 1791 die legislative Nationalverſammlung. Unterdeſſen war die Zahl der ausgewanderten Adeligen und Geiſtlichen ſehr angewachſen. Unter ihnen befanden ſich die Brüder des Königs: die Grafen von Provence und Artois, Prinz Condé mit ſeinem Sohne und Enkel, den Herzogen von Bourbon und Enghien, und der Marſchall von Broglio. Sie ſammelten zu Coblenz und Worms einzelne franzöſiſche Linientruppen, und fanden Unterſtützung bei mehrern deutſchen Fürſten (Wirtemberg, Zweibrücken, Baden, Darmſtadt und Speier), welche bisher Beſitzungen auf franzöſiſchem Boden gehabt, ſie aber durch die Vereinigung derſelben mit dem neu conſtituirten Frankreich verloren hatten, und ungeachtet der Verwendung des Kaiſers und des Reichsſchluſſes, daß dies Verfahren Frankreichs friedensſchlußwidrig ſei, ſie nicht wieder erlangen konnten. Sowohl das, als auch die Beſorgniß, das Frankreichs Beiſpiel, ſein fanatiſcher Eifer für Freiheit und Gleichheit, und das Beſtreben der Jacobiner nicht ohne Einfluß auf die Geſinnungen anderer Nationen bleiben möchten, veranlaßte, nebſt dem Antheile, den ſowohl das Haus Öſterreich, als andere Regenten an dem Schickſale Ludwigs XVI. nahmen, den Entſchluß, mit der Gewalt der Waffen die Bourbons zu retten, und eine Flamme zu erſticken, von der eine allgemeine Zerſtörung der beſtehenden Ordnung der Dinge zu befürchten war. Doch war die Erklärung, welche Öſterreich und Preußen zu Pilnitz d. 27. Aug. 1791 an die Brüder des Königs erließen, nur allgemein und bedingt. Die Nationalverſammlung ſprach laut ihre friedlichen Geſinnungen aus, u. decretirte: daß Frankreich nie einen Eroberungskrieg führen wollte. Deſto größer war der Haß des Hofadels und der meiſten Cabinetter gegen die Grundſätze der neuen Ordnung in Frankreich. Selbſt Ludwigs Declaration an die auswärtigen Mächte, daß er freiwillig die Conſtitution angenommen habe, konnte ſie damit nicht ausſöhnen. Im Bunde mit Rußland war Schwedens Guſtav III. entſchloſſen, ſelbſt ein Heer an die Seine zu führen, als er durch Ankerſtröm fiel. Vergebens erließ Ludwig Abmahnungsſchreiben an ſeine Brüder und Decrete gegen die Emigranten; dieſe fuhren fort, unter Begünſtigung deutſcher Fürſten (ſ. d. Art. Hohenlohe) und Rußlands eine royaliſtiſche Armee zu bilden. Als nun in Paris die Defenſivallianz von Öſterreich und Preußen (vom 7. Febr. 1792) bekannt wurde, gewann die Partei, welche in der zweiten National-

verſammlung den Krieg wollte, die Oberhand, u. auf des Miniſters Dumouriez (ſ. d. Art.) Vorſchlag erklärte Frankreich dem Könige von Ungarn den Krieg (20. Apr. 1792). Jetzt traten zu dem Bunde mit Öſterreich gegen Frankreich, außer Preußen, Heſſen und Sardinien, auch noch Rußland d. 14. Jul. 1792, und im J. 1793 das deutſche Reich. Während dieſes Kriegs erhob ſich in Paris die Faction der Jacobiner. Sie wollten den Thron umſtürzen, u. beherrſchten durch ihren Einfluß die Nationalverſammlung. Ihr Angriff auf die Tuilerien (10. Aug.) entſchied den Sieg für die Demokratie (ſ. Pethion). Der unglückliche Ludwig wurde von der Nationalverſammlung als Verräther des Vaterlandes angeklagt, u. mit ſeiner Familie gefangen in den Tempel gebracht. Dies war die Antwort der Franzoſen auf das drohende Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig vom 27. Jul. Die Wuth ſtieg aufs Höchſte, als die Preußen in Frankreich vordrangen, und Lafayette die Armee verließ; denn nun verbreitete ſich das Gerücht, daß in der Hauptſtadt die gefährlichſten Feinde der Freiheit ſelbſt lebten. Es erſchien der blutige zweite September (1792), ähnlich dem Tage der Armagnacs (12. Jun. 1418), an welchem eine Rotte menſchenähnlicher Tieger in Paris mehrere Tauſend Gefangene erwürgte, worauf auch zu Rheims und a. a. O. ähnliche Schreckensſcenen erfolgten. Der Schwur der Nationalverſammlung (4. Sept.), „daß ſie alle Könige haſſe und alle Königsmacht, und nie zugeben werde, daß je ein Fremder den Franzoſen Geſetze vorſchreibe,“ hatten zur nächſten Folge, daß der Nationalconvent, der an die Stelle der zweiten Nationalverſammlung trat, ſeine Sitzung am 21. Sept. 1792 mit dem Beſchluſſe eröffnete: das Königthum ſei abgeſchafft, und Frankreich fortan eine einzige und untheilbare Republik. Mit dieſem Tage begann auch eine neue Zeitrechnung, die republikaniſche (An. I bis XIV), welche Napoleon mit dem 1. Jan. 1806 wieder aufhob.

2. Die Geſchichte der Republik Frankreich bis zur Errichtung des Kaiſerthums, vom 21. Sept. 1792 bis 18. Mai 1804. — Siegesnachrichten feierten die Geburt der Republik. Cüſtine hatte Mainz erobert, die Feinde hatten den Boden Frankreichs räumen müſſen; Dumouriez hatte bei Jemappe geſiegt. Sofort erklärte der Nationalconvent ſich bereit, „allen Völkern beizuſtehen, die ſich die Freiheit verſchaffen wollten,“ indem er den von franzöſiſchen Truppen beſetzten Ländern die Aufhebung aller aus dem Feudalſyſtem herrührenden Laſten verſprach. Zugleich erklärte er die Todesſtrafe gegen alle Emigranten, und verurtheilte Ludwig XVI. (ſ. d. Art.). Die Mehrheit des Convents war unterjocht von der wilden Rotte, die in Paris den Kopf des Königs forderte. Darauf beſchloß der Convent (ſ. Briſſot) den Krieg gegen die Könige von England und Spanien und den Statthalter der vereinigten Niederlande. Nun traten auch Portugal, Neapel, Toscana und der Papſt in den Bund gegen die Republik, die nur von Venedig anerkannt ward. Zu dem äußern Kriege kam der innere. Die Vendee ſtand auf, den Tod des Königs zu rächen. Die Republik ſchien verloren. Da umgürtete ſie ſich mit dem Schwerte des Schreckens und der Verzweiflung. Der Berg ſchmetterte die gemäßigten (ſ. d. Art. Girondiſten) zu Boden. Ein Revolutionstribunal ward errichtet, u. die Schreckensmänner Dan-

ton, Robespierre und Marat (ſ. d. Art.) regierten und fanatiſirten die Nation der Sansculotten mit der Guillotine. Maria Antoinette, Königin von Frankreich, ſtarb den Tod ihres Gemahls (16. Oct. 1793); ihr folgten Orleans Egalité und die fromme Eliſabeth, die großherzige Schweſter Ludwigs XVI.; alle Kirchen zu Paris wurden geſchloſſen, alle Kirchengeräthſchaften für Nationaleigenthum erklärt, u. in der ehemaligen Cathedrale feierte man am 10. Nov. ſtatt des Gottesdienſtes — das Feſt der Vernunft! — Auch den Colonien gab man Frankreichs demokratiſche Verfaſſung, und allen Negern die Freiheit: die Loſung zur Ermordung der Weißen! (ſ. Hayti) — Am wildeſten verfolgte man die Exadeligen. Man ſah in ihnen nur den Druck der Vorrechte vieler Jahrhunderte, u. übte jetzt die Rache der Wiedervergeltung! Neun Monate dauerte das Schreckensſyſtem, während deſſen Robespierre Feſte der Natur, dem höchſten Weſen, dem Stoicismus, dem Ruhme u. ſ. w. zu feiern befahl, wobei das Blut in Strömen von der Guillotine und unter den Kartätſchen des ſchrecklichen Collot d'Herbois u. A. (beſonders zu Lyon, Bordeaux, Nantes, Toulon ꝛc.) ſich ergoß. Mit ſeinem Falle (27. Jul. 1794) hörte das Syſtem des Terrorismus auf. Sogar der Saal des Jacobinerclubbs ward eine Zeit lang geſchloſſen, und das Revolutionstribunal neu organiſirt. Der Nationalconvent erkannte keine Volksgeſellſchaften mehr an, und decretirte eine allgemeine Freiheit aller Gottesverehrungen (21. Febr. 1795). Indeß koſtete es noch manchen Kampf mit den gegen den Moderantismus ſich erhebenden Terroriſten und Jacobinern (z. B. d. 20 Mai 1795). Eine neue (die dritte) Conſtitution ward nun als Grundgeſetz der franzöſiſchen Republik erklärt. Vergebens ſuchten die Sectionen von Paris das Königthum wieder herzuſtellen. Der Convent beſiegte ſie durch Barras u. Buonaparte (ſ. d. Art.) am blutigen 13. Vendemiaire (5. Oct. 1795). Hierauf löſete er ſich am 26. Oct. auf, und die Directorialregierung (vom 27. Oct. 1795 bis zum 9. Nov. 1799) nahm ihren Anfang. Das geſetzgebende Corps beſtand jetzt aus dem Rathe der Alten (250 Mitgliedern) und dem Rathe der Fünfhundert. Das vollziehende Directorium (Barras, Reubel, Carnot, Lareveillere-Lepaux und Letourneur de la Manche) beruhigte zwar die Vendee; allein vergebens ſetzte es ſtatt der Aſſignaten Mandate in Umlauf (11. März 1796.). Es vermehrte dadurch nur die Finanznoth, welche aus dem doppelten Bankerotte, den die Republik gemacht hatte, entſtanden war. Damals hielt das Nationalinſtitut der Wiſſenſchaften (6. Oct. 1796) ſeine erſte Sitzung, und ein Nationalkirchenrath, vereidet auf das tridentiniſche Concilium, wurde organiſirt. Die Revolution von Paris vom 4. Sept. 1797 befeſtigte die Macht des Directoriums; der Rath der Fünfhundert gab den Negern in den Colonien mit den Franzoſen gleiche Rechte (8. Nov. 1797), und die Jacobinerverſammlung zu Paris wurde endlich (13. Aug. 1797) gänzlich geſchloſſen. Während dieſer Veränderung im Innern hatten die franzöſiſchen Waffen Savoyen u. Nizza, Belgien zwei Mal, Deutſchland bis an den Rhein und die Niederlande erobert. Große Feldherren ſiegten an der Spitze ungeübter Truppen unter Carnots ſtrategiſcher Leitung. Ihrem neuen Kriegsſyſtem und ihrer neuen Kriegskunſt vermochte die alte europäiſche Taktik nicht zu widerſtehen. Die ganze Nation wurde in Maſſe aufgeboten, und 13 Armeen erkämpften der Republik den Sieg über die Hannoveraner, Engländer, Holländer,

Öſterreicher und Preußen. Das Glück der franzöſiſchen Waffen in den Niederlanden und zum Theil noch unenthüllte Begebenheiten beſtimmten endlich Preußen, einen *Separatfrieden* mit der *Republik Frankreich* (5. Apr. 1795) zu Baſel abzuſchließen. Daſſelbe that Heſſen-Caſſel (d. 28. Aug.). Darauf ſicherte eine Demarcationslinie dem nördlichen Deutſchland die Neutralität unter preußiſchem Schutze. Auch zwiſchen Frankreich und Spanien wurde mittelſt Abtretung des ſpaniſchen Antheils von Domingo an Frankreich (22. Jul. 1795) der Friede zu Baſel abgeſchloſſen. Früher noch, und der erſte unter allen Souverains, ſchloß der Großherzog von Toscana Friede mit der franzöſiſchen Republik (9. Febr. 1795). Die Niederländer vereinigten ſich ſogar (16. Mai) mit Frankreich durch ein Schutz- und Trutzbündniß gegen England. Öſterreich, England und Rußland aber hatten nach dem baſeler Frieden ſich zu einer feſten Tripelallianz vereinigt (28. Sept. 1795), um das beginnende Übergewicht Frankreichs in ſeinen Fortſchritten möglichſt zu hemmen. So glücklich die Neufranken auf dem feſten Lande bisher gefochten hatten, ſo unglücklich waren ſie im Seekriege. England bot alle Kräfte auf, um ſeine Herrſchaft zur See und in beiden Indien zu vergrößern. Doch war Pitt's *Aushungerungsſyſtem* für andere Staaten nicht weniger nachtheilig, als für Frankreich. Auch hatten die Landungsverſuche der Engländer in Frankreich, zur Unterſtützung der Royaliſten, nicht den erwarteten Erfolg. Aber ein großer Theil der franzöſiſchen Colonien gerieth in engliſche Gewalt, u. die Angriffe der Engländer auf die touloner u. breſter Flotten ſchlugen der republikaniſchen Seemacht unheilbare Wunden. Zugleich unterſtützte Großbritannien die Coalition mit Geld. Öſterreich, Preußen und Sardinien führten den Krieg größtentheils mit engliſchen Subſidiengeldern. Dagegen verſchaffte ſich das Directorium der Republik durch Requiſition der Kriegsbedürfniſſe und durch Papiergeld die Mittel, um die auf dem Wege der *Conſcription* gebildeten Armeen herzuſtellen und zu erhalten. Die reichſten Hülfsquellen boten die beſetzten feindlichen Länder dar; vorzüglich Holland, Deutſchland u. Italien. Endlich erkämpfte *Buonaparte* den Frieden. Die Siege, welche er im Jahr 1796 in Italien bei *Montenotte*, *Milleſimo*, *Lodi*, *Arcole*, *Rivoli* und am *Tagliamento*, in elf Monaten erfocht, führten ungeachtet der Siege des Erzherzogs Carl in Deutſchland und des Rückzugs von Moreau, zu den Unterhandlungen zu *Leoben* (18. Apr. 1797), welche endlich den *Frieden von Campo-Formio* (17. Oct. 1797) *) und den zum Abſchluſſe des Friedens mit dem deutſchen Reiche eröffneten Congreß zu Raſtadt zur Folge hatten. Unterdeſſen hatten ſich Frankreich u. Spanien (19. Aug. 1796) zu einer Offenſiv- und Defenſiv-Allianz verbunden, weswegen England Spanien den Krieg erklärte. Venedig wurde demokratiſirt, Genua in die liguriſche Republik verwandelt, und eine Allianz zwiſchen Frankreich und Sardinien geſchloſſen. Aber Holland verlor immer mehr Colonien an England, welches des Alleinhandels ſich bemächtigte; auch traten Mißverhältniſſe zwiſchen Frankreich und Nordamerika ein. Endlich

*) Öſterreich trat in dieſem Frieden Belgien an Frankreich ab, und erkannte die ciſalpiniſche Republik an, der es Mailand und Mantua überließ, wogegen es Venedig, Iſtrien, Dalmatien, Friaul, Padua, Verona u. ſ. w. erhielt.

zerſtörte die neue Republik ſelbſt durch ihre Eroberungspolitik den Frieden auf dem feſten Lande. Rom ward in einen Freiſtaat verwandelt (10. Febr. 1798), Helvetien beſiegt, und der Gedanke: Britannien, dieſe ewige Feindin Frankreichs, an dem innerſten Nerv ſeines Lebens, in Indien, anzugreifen, ſollte durch Buonaparte's Expedition nach Ägypten in Ausführung gebracht werden. Als aber Frankreichs Flotte bei Abukir durch Nelſon vernichtet war, und ſein ſieggewohnter Feldherr in Syrien nicht glücklich kämpfte, da glaubte Europa, der Augenblick ſei gekommen, die ſtolze Republik zu vernichten. Auf Englands Antrieb und durch Hülfe ſeiner Subſidien bildete ſich die zweite Coalition. Die Pforte erklärte an Frankreich den Krieg; der Congreß zu Raſtadt lös'te ſich nach der Ermordung zweier franzöſiſchen Geſandten auf; Öſterreich und Rußland vereinigten ſich mit der Pforte, und Neapel übernahm die Rache des Papſtes. Da erdrückte die Republik ihren Bundesgenoſſen, den König von Sardinien (Decbr. 1798), um Oberitalien zu behaupten. Hierauf führte der Sieg die republikaniſchen Heere nach Neapel, wo die parthenopäiſche Republik an Actons Stelle trat. Auch Toscana wurde beſetzt. Aber ſchnell wandte ſich das Glück. Das Directorium häufte Fehler auf Fehler. Die Öſterreicher und die Ruſſen ſiegten in ſechs Hauptſchlachten und eroberten Italien 1799. Indeß behauptete Brüne Holland gegen die Engländer und Ruſſen; Maſſena behauptete die Schweiz. Endlich trat Buonaparte, von Sieyes und Lucian Buonaparte aus Ägypten zurückgerufen, an die Spitze der Republik. Das Directorium ward aufgehoben, und der 18. Brumaire (9. Nov. 1799) gab Frankreich eine conſulariſche Regierung und die vierte Conſtitution. Dieſe näherte ſich wieder der monarchiſchen Form. Drei, auf zehn Jahre gewählte und wieder wählbare Conſuln wurden an die Spitze der Regierung geſtellt; der erſte von ihnen aber, Napoleon Buonaparte, konnte allein die Mitglieder des Staatsraths, die Miniſter, die Geſandten und alle Offiziere der Land- und Seemacht ernennen und abſetzen; auch bei den übrigen Acten der Regierung (Finanzen, Polizei, Armee, Kriegserklärungen, Friedensſchlüſſen, Tractaten) entſchied er, indem die beiden andern Conſuln (Cambacères und Lebrun) nur eine berathſchlagende Stimme hatten. Die geſetzgebende Macht übten aus das Tribunat von 100, und das geſetzgebende Corps von 300 Mitgliedern, die jährlich zum fünften Theile erneuert wurden. Jenes debattirte über die von den Conſuln vorgeſchlagenen Geſetze, dieſes entſchied hierauf durch geheimes Stimmengeben; keines der beiden Corps durfte Geſetze in Vorſchlag bringen. Conſuln, Geſetzgeber und Tribunen wurden nicht vom Volke, ſondern von einem Erhaltungsſenat (Sénat conservateur) gewählt, der aus 80, wenigſtens 40 Jahre alten Mitgliedern beſtand, die nach den Vorſchlägen des erſten Conſuls, des Tribunats und geſetzgebenden Corps ſich ſelbſt wählten. Alle dieſe Autoritäten waren keiner Verantwortlichkeit unterworfen. (Dieſe Conſtitution erhielt im Auguſt 1802 einige Abänderungen, als Buonaparte lebenslänglicher Conſul wurde; nunmehr ernannte die Regierung die Präſidenten der Cantonsverſammlungen und Wahlcollegien, und der erſte Conſul ſeinen Nachfolger und die Senatoren ꝛc. Den geſetzgebenden Körper berufte, vertagte, prorogirte die Regierung nach Gefallen.) Kaum hatte Buonaparte die Zügel der Regierung ergriffen, ſo erhielt Alles

eine lebenskräftige Geſtalt. Er erſchuf eine neue Armee, mit der er, nach fruchtloſen Friedensanträgen an England und Öſterreich, den St. Bernhard überſtieg, die ciſalpiniſche Republik herſtellte, und bei Marengo ſiegte (14. Juni 1800), worauf Moreau bei Hohenlinden (3. Dec. 1800) den Krieg mit Öſterreich entſchied. Die Vendée wurde beruhigt, und mit Nordamerika ein Freundſchaftstractat geſchloſſen. Öſterreich mußte ſich von England trennen und im Namen des deutſchen Reichs den Frieden von Lüneville (9. Febr. 1801) unterzeichnen. Dieſer gab der Republik das linke Rheinufer (120 Q. M. mit faſt vier Mill. Menſchen); der Thalweg des Rheins ward Frankreichs u. Deutſchlands neue Grenze. Dieſem Frieden folgten die mit Neapel, Rußland, mit der Pforte und der zu Amiens mit England (27. Mai 1802), ſo wie das mit Pius VII. abgeſchloſſene Concordat; das die catholiſche Religion wieder zur herrſchenden in Frankreich machte. Seitdem lenkte dreizehn Jahre lang die Diplomatik des Eroberers das Schickſal des feſten Landes von Europa. Das Königreich Etrurien wurde errichtet und dem Herzog von Parma überlaſſen; dem deutſchen Reiche wurde der große Entſchädigungsplan von Frankreich vorgeſchrieben; Helvetien erhielt eine Mediationsacte und mußte ſich auf das engſte mit Frankreich alliiren; Holland wurde gleichſam als ein Theil Frankreichs benutzt und erhielt aus Paris eine Conſtitution; Piemont, Parma und Piacenza wurden Frankreich einverleibt, und der erſte Conſul zum Präſidenten der italieniſchen Republik ernannt. In Frankreich ſelbſt traten Ordnung, Sicherheit und Ruhe an die Stelle des revolutionären Zuſtandes. Viele Deportirte erhielten die Erlaubniß zur Rückkehr, die Emigrantenliſten wurden mit liberalem Geiſte revidirt, die Freiheit des Gottesdienſtes ward wieder hergeſtellt, und die Errichtung der Ehrenlegion (19. Mai 1802) verband die Nation und das Heer mit dem Chef der Regierung. Als nun der Krieg mit England (18. Mai 1803) auf's neue ausbrach, und Verſchwörungen im Innern Furcht verbreiteten, da wurde die Nation für die Anſicht empfänglich, daß Frankreichs Glück von einer feſtern Staatsverfaſſung, die zugleich dem Chef der Nation volle Sicherheit gewähre, abhängig ſei, und ſo war es, nach dem vorhergegangenen Schrecken der Anarchie, leicht, die Republik Frankreich in ein Kaiſerthum zu verwandeln.

3. Geſchichte des Kaiſerthums Frankreich bis zur Reſtauration des Hauſes Bourbon und der Königswürde, vom 18. Mai 1804 bis zum 3. Mai 1814. Am 18. Mai 1804 erſchien das organiſche Senatus-Conſult, durch welches Napoleon zum Kaiſer der Franzoſen, und die kaiſerliche Würde für erblich in ſeiner Familie erklärt wurde; am 20. Mai wurde Napoleon als Kaiſer proclamirt. Durch dieſes Senatus-Conſult und durch das nachherige kaiſerliche Statut vom 30. März 1806 wurden die Familiengeſetze des kaiſerlichen Hauſes, in Rückſicht der Erbfolge, der Titel und Appanagen der Mitglieder der kaiſerlichen Familie, und ihre beſondern Verhältniſſe zu der Perſon des Kaiſers, feſtgeſetzt. Die Civilliſte blieb ſo, wie ſie durch die Conſtitution von 1791 regulirt worden war, nämlich 25 Millionen Livres jährlich. Zugleich wurden errichtet: die Großwürdenträger (Grands-Dignitaires) oder Erzämter des Reichs, die Großoffiziere des

Reichs, zu welchen die Marſchälle und Hofämter gehörten, und der hohe kaiſerliche Gerichtshof, der über die Vergehungen der Mitglieder der kaiſerlichen Familie und der erſten Staatsbeamten, über Hochverrath und über alle Verbrechen gegen den Staat oder den Kaiſer erkennen ſollte. Auch die Wahlcollegien erhielten eine beſtimmte Einrichtung. Der Senat blieb; aber die Wahl und die Zahl der Senatoren hingen vom Kaiſer ab; auch blieb das geſetzgebende Corps, aber das Tribunat, welches allein noch zu widerſprechen wagte, wurde den 19. Auguſt 1807 aufgehoben. Am 2. December 1804 ward der neue Kaiſer mit ſeiner Gemahlin von Pius VII. in der Kirche Notredame geſalbt und gekrönt. Drei Monate darauf (18. März 1805) ward der Kaiſer der Franzoſen auch König von Italien, und als ſolcher (26. Mai) in Mailand feierlich gekrönt, und der Orden der eiſernen Krone errichtet. Bald nachher wurden Genua (liguriſche Republik) und das Fürſtenthum Guaſtalla mit Frankreich vereinigt; Lucca und Piombino als ein Herzogthum einer Schweſter des Kaiſers überlaſſen, Parma und Piacenza aber unter franzöſiſche Adminiſtration genommen. Bloß der Erbkaiſer von Öſterreich und viele Fürſten Deutſchlands erkannten Napoleon als Kaiſer von Frankreich an; dagegen verließen der ruſſiſche und ſchwediſche Geſchäftsträger Paris, und die franzöſiſchen Geſandten gingen von Petersburg und Conſtantinopel weg. Schweden ſchloß mit England einen Subſidientractat, und Rußland verband ſich (im April 1805) mit England zur dritten Coalition wider Frankreich. England hatte nämlich in dem Kriege ſeit 1803 Hannover verloren, das die Franzoſen am 5. Juni 1803 in Beſitz nahmen. Überdieß vollzog die franzöſiſche Regierung, ſo weit ihre Waffen reichten, das Verbot des engliſchen Manufacturhandels mit größter Strenge, und bedrohte England mit einer Landung. Pitt zog daher auch Öſterreich (im Auguſt 1805) in die Coalition. Nun brach die franzöſiſche Armee aus dem Lager bei Boulogne nach Deutſchland auf. Der Krieg war aber nur von kurzer Dauer. Die Übergabe einer öſterreichiſchen Armee unter Mack bei Ulm (17. October) und die Schlacht bei Austerlitz (2. December) führten den Frieden von Preßburg (26. December 1805) herbei, welchem Öſterreich gegen 1000 Q. M. und drei Mill. Einwohner (unter dieſen die getreuen Tyroler) opfern mußte. Napoleon gab in dieſem Frieden ſeinen Alliirten, Baiern und Wirtemberg, Königskronen und die volle Souveränetät, die auch Baden erhielt, und jedem dieſer drei Staaten wichtigen Zuwachs an Areal und Menſchen, während Italien mit 500 Q. M. arrondirt wurde und Frankreich das entſchiedene Übergewicht über Deutſchlands Fürſten erhielt. Doch der Britten Sieg bei Trafalgar (21. October 1805) über die vereinigte franzöſiſch-ſpaniſche Flotte vernichtete die Frucht ſechsjähriger Rüſtungen: Frankreich verlor an dieſem Tage 1654 Kanonen, 15,000 Menſchen, und 60 Mill. angewendeten Geldes. Nun änderte Napoleon ſein Syſtem gegen England. Durch wiederholte Erfahrungen belehrt, daß er durch keine Anſtrengungen dem meerbeherrſchenden Albion zur See die Spitze bieten werde, wollte er England auf dem feſten Lande beſiegen. Dieſen Plan, deſſen Ausführbarkeit er vielleicht ſelbſt bezweifelte, den er aber nichts deſto weniger als ein geſchicktes Mittel, Europa Geſetze zu geben, mit aller Energie verfolgte, glaubte er zu erreichen, wenn er die Continentalmächte zwänge jede Verbindung mit England aufzuheben. Argli-

ſtig wurde Hannover an Preußen überlaſſen, und dadurch England und Preußen entzweit. Die Dynaſtie von Neapel ward als warnendes Beiſpiel deſſen, was derjenige, der in Frankreichs Anſichten nicht eingehen wollte, zu erwarten habe, der Regierung verluſtig erklärt; Joſeph Napoleon (ſ. d. Art.) ward König von Neapel und Sicilien (30 März 1806), der zweite Bruder Napoleons, Ludwig, König von Holland, ſein Stiefſohn, Eugen (Beauharnois), als kaiſerlicher Prinz adoptirt, Vicekönig von Italien und Schwiegerſohn des Königs von Baiern; des Kaiſers Waffengefährte, Alexander Berthier, ward Fürſt von Neufchatel; Talleyrand, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Fürſt von Benevent; Bernadotte, Fürſt von Ponte-Corvo; Joachim Murat, Großherzog von Cleve und Berg, und Stephanie Beauharnois, eine Verwandte der franzöſiſchen Kaiſerin, ward als adoptirte Prinzeſſin die Gemahlin des verſtorbenen Großherzogs von Baden. Alle, die der neuen Dynaſtie unmittelbar angehörten, oder ſonſt mit ihr verbunden waren, ſollten von einem „Föderativſyſtem“ (ſ. d. Art.) umſchlungen, an Frankreichs Staatsintereſſe gekettet werden. In dieſem Sinne wurden die großen Reichslehen errichtet, und das kaiſerl. Familienſtatut am 30. März 1806 geb. So ward das bisherige Gleichgewichtsſyſtem (ſ. d. Art.) vernichtet. Baierns, Wirtembergs und Badens Verband mit dem Föderativſyſtem des „großen Reichs“ und des Churfürſtenthums Hannover Einverleibung in den preußiſchen Staat hatten den deutſchen Reichskörper zerriſſen; Napoleon veranlaßte daher die Errichtung des rheiniſchen Bundes, deſſen Grundvertrag mit dem franzöſiſchen Kaiſer, als Protector des Bundes, am 12. Juli 1806 abgeſchloſſen wurde. Hierauf legte Franz II. am 6. Aug. die deutſche Kaiſerkrone nieder. Während deſſen hatte die Mittheilung von einem Anſchlage auf des Kaiſers Leben durch Fox an Talleyrand einen Funken des gegenſeitigen Vertrauens erweckt; Rußland, mit dem in Preßburg nicht Friede geſchloſſen worden war, trat den Unterhandlungen bei. Frankreich wollte an England das Cap, Pondichery, Chandernagor, Mahie ꝛc. in Oſtindien, und an Rußland Corfu überlaſſen; doch der Tod des engliſchen Miniſters Fox, und die veränderte Lage der Dinge vernichtete den Erfolg. Der Kaiſer von Rußland ratificirte die von Oubril angenommenen Präliminarien nicht; auch der engliſche Geſandte, Lauderdale, wurde wieder nach London zurückberufen, und noch im Herbſte 1806 ſah man Preußen mit Rußland, Schweden und England vereint auf dem Kampfplatze gegen Frankreich. Preußen war beſonders durch die ihm zugekommene Nachricht, daß Frankreich Hannovers Zurückgabe an England dargeboten habe, und durch die Idee eines nordiſchen Bundes, als Gegengewicht des rheiniſchen, zu einer drohenden Rüſtung gegen Frankreich bewogen worden. Napoleon nahm die Ausforderung als Kaiſer von Frankreich und Protector des rheiniſchen Bundes, an; die Schlachten von Jena und Friedland koſteten Preußen ſein halbes Reich. Drei deutſche Fürſten (der Churfürſt von Heſſen-Caſſel, der Herzog von Braunſchweig und der Fürſt von Oranien) wurden unter nichtigen Vorwänden aus der Reihe der Regierenden gelöſcht; zwei neue Könige (Sachſen und Weſtphalen), ein Herzog von Warſchau und die Republik Danzig erhielten ihr Daſein; der rheiniſche Bund ward durch

den Beitritt von elf Fürſtenhäuſern erweitert. So erſchien der Friede von Tilſit (7/9 Juli 1807) als ein neuer Triumph über Britannien; denn der Beitritt Rußlands und Preußens zum Continentalbunde gegen England war ſeine Baſis. Öſterreich hatte ſeine Neutralität behauptet, indem es einen andern Zeitpunct abwarten wollte, um ſeine nie aufgegebenen Entwürfe gegen Frankreichs Übermacht auszuführen. Kaum hatte Napoleon ſich im Weſten und Norden geſichert, als der Zuſtand der pyrenäiſchen Halbinſel ihn zu neuen Eroberungen reizte. Portugal hatte ſich nur ſcheinbar von England getrennt; eine franz. Armee durchzog Spanien, beſetzte Portugal ohne Widerſtand, u. nöthigte die regierende Dynaſtie zur Flucht nach Braſilien (im Nov. 1807). Ein von Napoleon liſtig genährter Familienzwiſt am Madrider Hofe verſchaffte ihm zugleich Gelegenheit, ſich unter der Maske eines ſchiedsrichterlichen Freundes einzumiſchen. Der ſchwache Carl IV. verzichtete zu Gunſten Napoleons auf die Krone Spaniens; ein gleiches wurde von den ſpaniſchen Prinzen erzwungen; der König von Neapel, Joſeph Napoleon, ward König von Spanien und Indien, und der Großherzog von Berg beſtieg den Thron beider Sicilien. Aber die Begebenheiten in Spanien berührten das Familienintereſſe des Hauſes Habsburg, und der muthige Widerſtand der Völker der pyrenäiſchen Halbinſel gegen Frankreichs Heere zeigte ihm eine günſtige Gelegenheit, die neue Staatsordnung in Deutſchland u. Italien zu zertrümmern. Ungeachtet der Zuſammenkunft Napoleons mit dem Kaiſer von Rußland in Erfurt (im Oct. 1808), ungeachtet der von dort aus gepflogenen Verhandlungen mit Wien und London, ungeachtet des feſtern Vereins zwiſchen Paris und Petersburg, und der Fortſchritte Napoleons in der pyrenäiſchen Halbinſel, ergriff daher Öſterreich im neuen Verbande mit Britannien im April 1809 die Waffen; allein es erlag, und mußte ſich im wiener Frieden (14. Oct. 1809) gefallen laſſen, daß faſt von allen ſeinen Provinzen Stücke abgeriſſen und den benachbarten Staaten zugetheilt wurden, daß ein neuer Staat, die illyriſchen Provinzen gebildet, der Kirchenſtaat mit Frankreich vereinigt, und ihm, durch den Verluſt der adriatiſchen Häfen, alle Verbindung mit der See entzogen wurde. Es verlor faſt 2000 Q. M. mit mehr als 3 Millionen Menſchen. So endigte Napoleon, um ſeine Worte zu brauchen, „den vierten puniſchen Krieg!“ Jetzt ſchien Frankreichs Herrſchaft über ganz Italien und Deutſchland unerſchütterlich feſt gegründet; der Kaiſer von Öſterreich war eingeſchloſſen in einen, zwar noch bedeutenden, aber von franzöſiſchen Föderativſtaaten und ihnen befreundeten Mächten völlig umgebenen Staat; der mächtige Kaiſer des Nordens durch perſönliche Freundſchaft an den Souverain Frankreichs geknüpft, zwang Schweden zum Continentalverein wider England zu treten, während die Pforte, in ſchwankenden Verhältniſſen zwiſchen Frankreich u. England, durch die ruſſiſchen Angriffe abgehalten wurde, etwas Großes gegen das franzöſiſche Intereſſe zu unternehmen. In Frankreich ſelbſt betrachtete man die Revolution als ganz beendigt, da ſein Kaiſer, von ſeiner bisherigen Gemahlin geſchieden, mit der Erzherzogin Marie Louiſe von Öſterreich (1. April 1810) ſich vermählte. Schon früher hatte Napoleon, um ſeinen Thron mit äußerm Glanze u. treuen Anhängern zu umgeben, durch ein Decret (vom 1. März 1808) außer den her-

zoglichen Würden, mit denen die Helden des Vaterlandes belohnt wurden, einen Erbadel und die Majorate, durch das conſtitutionswidrige Senatus-Conſult vom 14. Aug. 1806 hergeſtellt, jedoch ganz verſchieden von dem ehemaligen Feudaladel, indem der neue franzöſiſche Adel an ein gewiſſes Vermögen geknüpft wurde, ohne daß Privilegien in Rückſicht auf Abgaben, Gerichtsbarkeit, Conſcription, Ämter ꝛc. Statt finden ſollten, auch aufhörte, ſobald die Baſis deſſelben, jenes Vermögen, fehlte. Zu den beiden Orden der Ehrenlegion und der eiſernen Krone fügte Napoleon in ſeinem Feldlager vor Wien (1809) noch den der drei goldnen Vließe hinzu. So war für den Glanz des Thrones, für die Belohnung des Verdienſtes und die Befriedigung der Leidenſchaften zugleich mit umſichtiger Klugheit geſorgt. Indeß widmete Napoleon auch allen übrigen Zweigen der Staatsverwaltung ſeine thätige Aufmerkſamkeit. Dem Juſtizweſen war ein feſter Gang durch die napoleoniſchen Geſetzbücher (Code Napoléon) vorgezeichnet, u. die Vollziehung der Geſetze durch die Organiſation der Gerichtshöfe u. aller niedern Inſtanzen feſtgeſtellt worden. Um dem Wucher zu ſteuern, ward (17. März 1808) ein Decret erlaſſen, das die Landleute vor den Bedrückungen der Juden ſicher ſtellte. Schon 1806 berief der Kaiſer die jüdiſchen Notablen aus ganz Frankreich nach Paris; die Veranlaſſung zu dieſer Verſammlung hatten beſonders die Beſchwerden der Departementalräthe am Rhein, über den außerordentlichen Wucher der Juden und ihre Betrügereien, gegeben. Hierbei kamen frühere Wünſche, z. B. der gleich im Anfange der Revolution geäußerte Gedanke des Biſchofs Gregoire, den Juden in Frankreich gleiche Rechte mit den übrigen Bürgern zu geben, ins Andenken, und es wurden zu dieſem Zwecke den verſammelten Deputirten Fragen über alle ſie betreffende Verhältniſſe vorgelegt, und zur Zufriedenheit des Kaiſers beantwortet; doch verlangte er eine Garantie der aufgeſtellten Grundſätze, und dieſe ſollte ein großes Sanhedrin gewähren, deſſen geſetzliche Ausſprüche eben ſo viel Kraft hätten, als die Normen des Talmud. Da man die Regeneration der Juden durch ganz Europa wünſchte, ſo berief man dazu aus allen Ländern Deputirte. Der große Sanhedrin verſammelte ſich, und es wurden darin über die moraliſchen und bürgerliche Verhältniſſe, über nutzbare Beſchäftigung, über Ehe, Eheſcheidung, Betragen gegen die Chriſten, über Darlehn und Zins ſo verſtändige Beſchlüſſe gefaßt, daß den Juden, in ſo fern ſie nach dieſen Vorſchriften handeln würden, das franzöſiſche Bürgerrecht zugeſichert wurde. Eben ſo thätig arbeitete die Regierung an der Belebung der Induſtrie und des innern Handels; daher die Anſtrengung zur Herſtellung brauchbarer Surrogate für die verpönten Colonialwaaren; daher die Ausſetzung des großen Preiſes auf die Erfindung der beſten Flachsſpinnmaſchine; daher die Bauten in allen Zweigen des Bauweſens, z. B. Canäle und Straßen. Aber wenig wurde erreicht, weil alles nach Zwangsbefehlen und militäriſchen Vorſchriften geſchehen ſollte, wo doch freie Thätigkeit die Seele des Gelingens war. Man bemerkte in dieſer Hinſicht die militäriſche Organiſation, welche die Unterrichtsanſtalten im Reiche erhielten. Am 17. März 1808 ward eine kaiſerliche Univerſität geſtiftet, unter welchem Namen alle Unterrichtsanſtalten im ganzen Umfange des Reichs in ein großes Ganze vereinigt wurden. (S. d. Art. Fontanes und Fourcroy.) Von

den durchgreifendſten Einwirkungen auf alle Verhältniſſe waren die Verfügungen, die Napoleon wegen des Handels mit Colonialwaaren traf, welche die politiſchen Richtungen aller Continentalſtaaten beſtimmten und in ihren ungeheuren Folgen ſo verderblich für den Einzelnen wie für die Maſſe gewirkt haben (ſ. d. Art Continentalſyſtem und Colonien). England hatte den Decreten von Berlin und Mailand ſeine Geheimenrathsverordnungen entgegengeſtellt und trieb ſeinen Handel noch auf verſchiedenen Puncten des feſten Landes. Napoleon ergriff dagegen gewaltſame Maßregeln, in denen auch die Beweggründe zu dem Kriege mit Rußland im J. 1812 zu ſuchen ſind. Dieſe Maßregeln waren: die Vereinigung Hollands und der ganzen Küſtenländer von Norddeutſchland bis Lübeck und Travemünde, mit Frankreich, der Handelstarif von Trianon, und das Decret von Fontainebleau. Schon im Tractate zwiſchen Frankreich und Holland vom 16. März 1810 hatte Holland ſein Brabant, ganz Seeland, mit der Inſel Schouwen, den Theil von Geldern auf dem linken Ufer der Waal an Frankreich abtreten müſſen, wozu der Angriff der Engländer auf Holland im Jahr 1809 den Vorwand gegeben hatte. Als darauf am 1. Juli 1810 der König von Holland zu Gunſten ſeines Sohnes die Krone niederlegte, ward, durch das Decret von Rambouillet vom 9. Juli 1810, das Königreich Holland dem franzöſiſchen Reiche einverleibt. Da aber England in der Feſthaltung ſeiner Cabinetsbefehle unbeugſam blieb, ſo erklärte Napoleon, die ganze Küſte der Nordſee unter ſeine unmittelbare Aufſicht ſetzen zu müſſen; daher wurden die Mündungen der Ems, Weſer und Elbe, ſämmtliche Hanſeeſtädte, mit einem Areal von etwa 600 Q. M. und über eine Million Menſchen, mit einer unerhörten Willkür durch ein Decret vom 10. December 1810 mit Frankreich vereinigt, was früher (12. November 1810) auch mit Wallis, um ſich ganz der Straße über den Simplon zu verſichern, geſchehen war. Hiermit ſtand in Verbindung der Handelstarif von Trianon, der, allen Föderativſtaaten aufgedrungen, ein Zoll-Regulativ für die Colonialwaaren feſtſetzte, das den Verbrauch dieſer Artikel ganz vom Continente verbannen ſollte, indem zugleich das Decret von Fontainebleau die Verbrennung aller, auf dem franzöſiſchen Continente, und in den unter ſeinem Einfluſſe ſtehenden Staaten, befindlichen engliſchen Manufactur- und Fabrikwaaren anordnete. In Frankreich ſelbſt wurde dieſe Maßregel mit Strenge gehandhabt, während für gewiſſe Hauptartikel, Zucker, Tabak, Indigo, Mittel ergriffen werden ſollten, um das Erzeugniß derſelben im Lande ſelbſt zu befördern. Auch ward durch Licenzen die Einfuhr zum Vortheile der Regierung erlaubt. Aber die Vereinigung Norddeutſchlands mit dem großen Reiche hatte ſelbſt mehrere Bundesfürſten beeinträchtigt. Die ihnen verheißenen Entſchädigungen milderten das Gehäſſige dieſes Gewaltſchrittes keineswegs. Der bedeutendſte jener beraubten Fürſten war der Herzog von Oldenburg, der nahe Verwandte der ruſſiſchen Herrſcherfamilie, und man fürchtete ſchon jetzt für die Erhaltung der Ruhe auf dem Continente. Ehe jedoch dieſe Beſorgniſſe in Wirklichkeit übergingen, gab dem Kaiſer die Geburt des Königs von Rom *)

*) Dieſer Prinz ward im J. 1818 vom Kaiſer von Öſterreich zum Herzog von Reichſtadt (in Böhmen) erhoben.

neue Hoffnungen. Schon 1809, als Napoleon den Kirchenſtaat für eine franzöſiſche Provinz und Rom zur kaiſerlichen Reichsſtadt erklärt hatte, ward beſtimmt, daß der jedesmalige franzöſiſche Kronprinz den Titel König von Rom führen, auch jeder Kaiſer von Frankreich in den erſten zehn Jahren ſeiner Regierung in Rom ſich krönen laſſen ſolle. Der Zweck der zweiten Verheirathung des Kaiſers, „Kinder in ſeinem Sinne und nach ſeinem Geiſte zu erziehn,“ ſchien jetzt erreicht zu ſein. Aber die Angelegenheiten in Spanien, deſſen Bewohner den Franzoſen einen unerwartet hartnäckigen Widerſtand entgegenſetzten, und die täglich ſich erweiternde Ausſicht auf einen bevorſtehenden Kampf mit dem Norden, der nicht länger für Frankreichs Zwecke wirken wollte, obgleich die Freundſchaft mit St. Petersburg noch nicht officiell abgebrochen und des franzöſiſchen Kaiſers naher Verwandter, der Prinz von Ponte-Corvo, zum Thronfolger in Schweden erwählt worden war, ließen keine heitre Zukunft ahnen. Überdieß trieben die Engländer in Gothenburg, und in verſchiedenen Häfen der Oſtſee nach Rußland einen bedeutenden Handel mit Colonialwaaren, worüber von Paris aus in Stockholm und Petersburg viel Beſchwerden geführt wurden. Frankreich hatte allen Mächten, die ihre Flagge würden von den Engländern entnationaliſiren laſſen, den Krieg erklärt; wo der Beweis geführt werden konnte, da ſollte auch die Folge eintreten. Als nun Rußlands Handelsverfügungen in den Jahren 1810 und 1811 und ſeine mißbilligenden Äußerungen über das Schickſal, das den Herzog von Oldenburg getroffen, Napoleons Mißtrauen erregt hatten, und er eines Kriegs von Seiten Nordamerika's, mit dem er ſich verſöhnt hatte, gegen England gewiß war, ſo glaubte er, gegen Rußland die Sprache des beleidigten Vertrauens führen zu können. Die Folge davon war der Ausbruch eines neuen Continentalkrieges, der im Juli 1812 begann, und in welchem, außer den Völkern des Rheinbundes und des Herzogthums Warſchau, auch Öſterreich und Preußen als Alliirte auftraten. Über den Gang dieſes Krieges, und wie er von Moskau's Kreml, wo Napoleon unter den rauchenden Trümmern der Kaiſerſtadt ſein Hauptquartier hatte, über die Leichenfelder bei Leipzig bis an den Montmartre zog, ſ. d. Art. Ruſſiſch-Deutſcher Krieg in den Jahren 1809—1814. Faſt ganz Europa erhob ſich gegen Frankreich und Napoleon. Eine Heeresmaſſe von 812,000 Mann, zu welcher, nach dem zu Trachenberg in Schleſien (12. Juli 1813) gehaltenen Kriegsrathe, Öſterreich 262,000, Rußland 249,000, Preußen 277,000, und Schweden 24,000 Mann ſtellten, zertrümmerte binnen 9 Monaten das franzöſiſche Kaiſerthum, und die Trophäen zwanzigjähriger Siege der Franzoſen. So ging das große Wort von Pitt in Erfüllung: Unter allen Regierungen iſt militäriſcher Deſpotismus von der kürzeſten Dauer. Am 31. März 1814 zogen die verbündeten Mächte mit ihren Truppen in Paris ein, und ſofort erklärte Alexander im Namen der verbündeten Souveräns, daß man nicht mehr mit Napoleon Buonaparte, noch mit einem ſeiner Familie unterhandeln werde, daß man die Integrität des alten Frankreichs nur ſo anerkenne, wie es unter den Königen geweſen, und daß man endlich die Staatsform anerkennen und gewähren wolle, welche die franzöſiſche Nation ſich geben werde, weshalb man den franzöſiſchen Senat einlade, für die Verwaltung des Staats und die Abfaſſung

einer Conſtitution eine Zwiſchenregierung zu ernennen. Dem zufolge verſammelte ſich der Senat am 1. April unter Talleyrands Vorſitz, und übertrug Letzterm nebſt vier andern ſeiner Mitglieder die Zwiſchenregierung. Den Tag darauf erklärte er Napoleon Buonaparte und ſeine Familie des Throns von Frankreich für verluſtig. Dieſen Beſchluß beſtätigte der geſetzgebende Rath, und die Zwiſchenregierung machte ihn, und bald darauf auch Ludwigs XVIII. (ſ. d. Art.) Berufung auf den franzöſiſchen Königsthron bekannt. Napoleon hatte inzwiſchen zu Gunſten ſeines Sohnes der Krone entſagt. Er that es unbedingt am 11. April zu Fontainebleau, da die Marſchälle ſich weigerten, fortan für ihn gegen ihr Vaterland zu fechten. Durch einen, an demſelben Tage geſchloſſenen Tractat, wurde ihm die Inſel Elba als Eigenthum überlaſſen, auch ſein Schickſal und das ſeiner Familie beſtimmt. (Über die Mißbräuche der Napoleon'ſchen Regierung ſ. Pichon de l'état de la France sous la domination de Napoléon Bonap. und Benj. Conſtant de l'usurpation et de l'esprit de conquête, ſo wie Frau von Staël Considérations etc. nebſt Bailleul's Exam. crit.

III. Geſchichte Frankreichs ſeit der Reſtauration im J. 1814. Die alte Feudalmonarchie war vernichtet; eine legitime Monarchie trat nach dem Willen des franzöſiſchen Volks an ihre Stelle. Damit ſie in keine Autokratie ausarte, ward Ludwig XVIII. die Grundlage einer Verfaſſung vorgelegt, und von ihm angenommen. So erfolgte die Reſtauration der Bourbons auf den Thron von Frankreich, mit dem Einzuge Ludwigs XVIII. in Paris den 3. Mai 1814. Ein Staatsverfaſſungsentwurf war nämlich ſchon den 5. April vom Senate und den 6. vom geſetzgebenden Rathe angenommen worden. Ludwig XVIII. ſollte, bevor er den Thron beſtieg, dies Grundgeſetz beſtätigen. Er erließ daher von St. Ouen den 2. Mai eine Erklärung als König von Frankreich und Navarra, in welcher er die Grundſätze der neuen Staatsform, wie ſein Bruder, der Graf Artois, in der Eigenſchaft eines königl. Generallieutenants ſchon früher gethan, öffentlich ausſprach, die genauere Abfaſſung der Urkunde aber, da die des Senats Spuren der Eile zeige, ſich vorbehielt. Dieſe neue Verfaſſungsurkunde wurde am 4. Junius vom Könige der Nation übergeben. Sie enthält die Grundſätze einer freien, beſchränkt monarchiſchen Staatsform, als: Gleichheit Aller vor dem Geſetz; gleiche Verpflichtung zu den Staatslaſten, gleiches Recht auf alle Ämter; perſönliche, Religions- u. Preßfreiheit; Unverletzlichkeit des Eigenthums: Vergeſſenheit des Vergangenen; Abſchaffung der Conſcription; Unverletzlichkeit des Königs, der die ausübende Gewalt hat, an der Spitze der bewaffneten Macht ſteht, Krieg erklärt, Verträge ſchließt, Ämter ertheilt u. die Geſetze vorſchlägt und kund macht; — er übt die geſetzgebende Gewalt zugleich mit den beiden Kammern aus, doch muß das Geſetz der Steuern und Auflagen zuerſt in die Kammer der Deputirten gebracht werden; auch die Häuſer können Geſetze vorſchlagen; dem König bewilligt die Legislatur für die Dauer ſeiner Regierung eine Civilliſte. Der König beruft die Kammern; er ernennt alle Pairs, erblich oder perſönlich, hebt die Verſammlungen und löſet das Unterhaus auf, muß aber binnen drei Monaten ein neues berufen; beide Häuſer können nur zu gleicher Zeit Sitzungen halten; — das Haus der Deputirten wird aus den von den Wahlkollegien ernannten Deputirten zuſammengeſetzt, und jedes Jahr um ein Fünftel erneuert; jeder Deputirte

muß 40 Jahre alt ſein und 1000 Fr. directe Steuern erlegen. Der König ernennt die Präſidenten der Wahlkollegien, und aus fünf vom Hauſe vorgeſchlagenen Deputirten den Präſidenten des Unterhauſes. Der Kanzler iſt Präſident des Oberhauſes. Die Grundſteuer gilt nur für ein Jahr. Alle Geſuche an das Haus, oder eines Hauſes an das andere müſſen ſchriftlich geſchehen u. ſ. w. Bereits am 14. Mai errichtete Ludwig XVIII. das neue Staatsminiſterium, und am 3. Aug. einen neuen Staatsrath. Eine zweite Einrichtung betraf den Hofſtaat. Hier trat der alte Adel in ſeine Vorrechte wieder ein. Die ehemaligen königlichen Orden (des heil. Geiſtes und der Ludwigsorden) wurden wieder hergeſtellt, der Orden der Ehrenlegion und der Reunion beſtätigt, der letztere unverändert, aber für den Orden der Ehrenlegion wurde eine neue Decoration, das Bild Heinrichs IV., gegeben, und verſchiedene Einrichtungen deſſelben wurden abgeändert oder ganz aufgehoben. In dieſer Zeit ward auch der Friede mit den Alliirten den 30. Mai 1814 zu Paris unterzeichnet, der Frankreich auf ſeine alten Grenzen vom 1. Jan. 1792 beſchränkte. Doch behielt es die Vergrößerung ſeines damaligen Gebiets im Innern, durch die Einverleibung von Avignon und Venaiſſin, obwohl der Papſt dagegen proteſtirte, (S. Moureau's Réflexions sur les protestations du Pape Pie VII. relatives à Avignon et au C. Venaissin 1818), durch die von Mömpelgard und ähnlichen Einſchlußorten; von Savoyen blieben Annecy und Chambery bei Frankreich; dagegen behauptete Großbritannien den Beſitz von Malta, und Frankreich trat an daſſelbe ab: die Antillen Tabago und St. Lucie, ſo wie Isle de France. Die übrigen Colonien wurden an Frankreich zurückgegeben; auch blieb dieſe Macht im Beſitz der geraubten Kunſtſchätze. — Die Reorganiſation des Reichs war für den Monarchen und ſeine Miniſter ein ſchweres Werk, bei deſſen Ausführung es nicht möglich war, Alle zu befriedigen. Es erſchienen eine Menge Verordnungen, in denen der Zweck, einen rechtlichen Zuſtand der Dinge in Frankreich, und das Glück der Nation wieder herzuſtellen, nicht zu verkennen war. Die Bildung einer neuen Armee ſollte nicht durch die Conſcription, die aufgehoben wurde, ſondern durch Werbungen bewirkt werden. Es wurden Maßregeln ergriffen, um den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, die ſchwierigen Umſtände geſtatteten aber keine Erleichterung der Abgaben; die droits réunis und das Tabaksmonopol, ſo verhaßt beide der Nation waren, mußten beibehalten werden. Die Civilliſte des Königs wurde wieder auf 25 Millionen Fr. beſtimmt, und die 60 Millionen Schulden, welche der König während ſeines Aufenthalts im Auslande gemacht hatte, wurden auf den öffentlichen Schatz angewieſen. Die in der Conſtitution verheißene Freiheit der Preſſe wurde durch Anordnung einer Cenſur beſchränkt, und eine Polizeiverordnung ſchärfte — zum großen Mißfallen der Pariſer — die Feier der Sonn- und Feſttage ein. — So wohlgemeint die Abſichten des Königs bei dieſen und andern Maßregeln waren, ſo bemerkte man doch nur zu bald, daß unter den Mitgliedern der königlichen Familie ſelbſt und unter den Miniſtern eine auffallende Verſchiedenheit der Anſichten herrſchte. Mit Mißfallen ſah man die ſich regende Herrſchſucht der Geiſtlichkeit, und wie ſelbſt Bigotterie ihr Haupt erhob. Die großen Auszeichnungen, welche der alte Adel und die mit dem Hofe zurückgekehrten Emigranten faſt durchaus erhielten, erregten ebenfalls viel Mißvergnügen. Der

franzöſiſche Nationalſtolz fühlte ſich tief gekränkt, daß er ſich durch fremde Gewalt eine Regierung aufgedrungen ſah, die er vorher verworfen hatte, und er konnte es dem Könige nicht leicht verzeihen, daß er öffentlich erklärte, er habe ſeine Krone dem Prinz Regenten von England zu verdanken. Am allermeiſten fühlte die Armee, bei welcher das Andenken an ihre Thaten und an den Mann, unter deſſen Leitung ihr ſo viel Ruhm und Gewalt zu Theil geworden, noch zu lebhaft war, ſich gereizt, da ſie ihre Maſſen aufgelöſet, ihre Dotationen, ihren Sold und ihre Penſionen vermindert, ihr Anſehn u. ihren Einfluß beſchränkt ſah, und ſelbſt ihre äußern geliebten Abzeichen gegen andere, die ſie ehemals bekämpft hatte, vertauſchen mußte. Die Beſitzer ehemaliger Nationalgüter befürchteten den Verluſt derſelben. Das Volk war unwillig über die fortdauernde Laſt der Abgaben, deren Erleichterung ihm verheißen worden war. Bei dieſer Stimmung der Gemüther konnte für die königliche Regierung kein unglücklicheres Ereigniß geſchehen, als das plötzliche Erſcheinen Napoleons auf der Küſte Frankreichs (am 1. März 1815). Aus jener Stimmung läßt es ſich aber auch erklären, wie, ohne daß eine eigentliche Verſchwörung zu Gunſten Napoleons exiſtirte, die gegen ihn ergriffenen Maßregeln ohne Erfolg blieben, die Armee und ein großer Theil des Reichs ſich bald für ihn erklärte, und er nach einem Marſche von 18 Tagen, der mehr einem Triumphzuge glich, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, den 20. März wieder in Paris einzog. Der König und die ihm treu verblieben waren, flohen aus dem Lande. Napoleon hob ſogleich die meiſten Anordnungen der königlichen Regierung und die beiden Kammern auf, und ernannte ein neues Miniſterium. Er verſicherte, daß er ſich mit der durch den pariſer Frieden beſtimmten Grenze von Frankreich begnügen und ſeine Regierung nach liberalen Grundſätzen einrichten werde. Aber auch er konnte die Erwartungen der verſchiedenen Parteien nicht befriedigen, und man fürchtete, nicht ohne Grund, die Rückkehr ſeiner ehemaligen willkürlichen Herrſchaft. Dazu kam die Beſorgniß, daß Frankreich in einen neuen, noch verderblichern Krieg mit dem übrigen Europa werde geſtürzt werden. Denn, ſobald die Nachricht von Napoleons Entfernung von Elba in Wien bekannt wurde, erklärten die zum Congreß daſelbſt verſammelten Miniſter ſämmtlicher verbündeten Mächte (am 13. März 1815) Napoleon für einen Feind und Störer des Weltfriedens, und daß die Mächte feſt entſchloſſen wären, den pariſer Vertrag mit Anwendung aller ihrer Kräfte aufrecht zu erhalten. Am 25. März ſchloſſen daher Öſterreich, Rußland, England und Preußen einen neuen Allianztractat, in Beziehung auf den von Chaumont (vom 1. März 1814), wodurch ſich jede dieſer Mächte verpflichtete, 150,000 Mann gegen Napoleon ins Feld zu ſtellen. Die Armeen wurden unverzüglich in Bewegung geſetzt, und bedeutend vermehrt. Auch Napoleon unterließ nicht, mit großer Thätigkeit und Anſtrengung ſich zu dem Kriege, der ihm wohl noch zu früh kommen mochte, zu rüſten. Zugleich machte er den 22. April eine Zuſatzurkunde zu den Verfaſſungsgeſetzen bekannt und berief das Maifeld zuſammen, welches am 1. Juni jene Urkunde annahm. (S. d. Art. März- und Maifeld.) Hierauf eröffnete er am 7. Juni die neu gewählten Kammern. Aber bei aller Anhänglichkeit, die ihm die Armee bezeigte, fand er doch in den übrigen Volksclaſſen nicht überall den Eifer ſeine Abſichten zu befördern; die größte Schwierigkeit lag in dem Mangel der erforderlichen Hülfs-

mittel. Gegen Ende des Mai rückten die Truppen einander entgegen; die Armeen der Alliirten bildeten um die Grenze Frankreichs eine große Kette, die ſich von Oſtende aus nach der Schweiz, und durch dieſe nach Italien erſtreckte. Die Engländer und Preußen, unter Wellington und Blücher, rückten von den Niederlanden her an. Ihnen ſtellte Napoleon ſeine Hauptmacht entgegen. Nach einigen Vorpoſtengefechten auf der Grenze griffen am 15. Juni die Franzoſen die Preußen bei Thuin an der Sambre an und drängten ſie zurück. Am 16. erhielt Napoleon in der Ebne von Fleurus einen Sieg über die Preußen und die mit ihnen vereinigten deutſchen Truppen. (Vergl. Ligny.) Aber am 18. wurde er bei la belle Alliance oder Waterloo (ſ. d. Art.) gänzlich geſchlagen, ſeine Armee größtentheils aufgelöſet u. er ſelbſt genöthigt, ſich eiligſt nach Paris zu flüchten. Die ſiegreichen Alliirten drangen faſt ohne Widerſtand gegen Paris vor. Napoleon, dem keine Hoffnung übrig blieb, ſeine Angelegenheiten wieder herzuſtellen, legte am 21. Jun. durch eine Erklärung an das franzöſiſche Volk die Krone nieder, indem er zugleich ſeinen Sohn, als Napoleon II., zum Kaiſer proclamirte. Eine proviſoriſche Regierung, an deren Spitze Fouché ſtand, übernahm nun die Leitung des Staats. Napoleon verließ die Hauptſtadt, und ergab ſich, als ihm kein Ausweg mehr übrig blieb, den Engländern (ſ. d. Art. Buonaparte). Über die Geſchichte dieſer hundert Tage ſ. Benj. Conſtant und Fleury de Chaboulon's bekannte Schriften. Die Armee der Alliirten war indeſſen in der Nähe von Paris angekommen, wo am 3. Jul. zwiſchen den engliſchen u. preußiſchen Befehlshabern u. dem Marſchall Davouſt eine Militärconvention abgeſchloſſen wurde, nach welcher die franz. Armee ſich hinter die Loire zog, und Paris den alliirten Truppen übergeben ward. Am 7. rückten dieſe in Paris ein, und am folgenden Tage kam auch Ludwig XVIII. dahin zurück und ernannte ein neues Miniſterium. Bald darauf wurde eine neue Kammer der Deputirten ernannt, die hinter der Loire ſtehende franzöſiſche Armee aufgelöſet, der Befehl zu Bildung einer neuen Armee gegeben, und gegen die Anhänger Napoleons wurden ſtrenge Maßregeln genommen. (S. Ludwig XVIII.) Der Zuſtand Frankreichs war traurig; da, wo die Heere der Verbündeten ſtanden — ſie nahmen faſt zwei Drittheile des Landes ein — herrſchte eine durch die Gewalt der Waffen gebotene Ruhe; aber in den übrigen Theilen des Reichs erregten die Factionen Unordnungen und ſelbſt blutige Auftritte. Die alliirten Mächte behandelten das beſiegte Frankreich jetzt nicht mehr mit der Schonung, wie im vorigen Jahre. Nach verſchiedenen Unterhandlungen wurde am 20. Nov. ein Vertrag zwiſchen ihnen und Ludwig XVIII. unterzeichnet. Hauptbedingungen waren: Frankreichs Grenzen ſollen ſo bleiben, wie ſie im J. 1790 waren, aber Frankreich tritt vier Feſtungen (Landau, Philippeville, Saarlouis und Marienburg) das Herzogthum Bouillon, den auf dem linken Ufer der Lauter gelegenen Theil des Depart. des Niederrheins, einen Theil der Landſchaft Gex, und den ihm 1814 noch verbliebenen Theil von Savoyen (zuſammen mit 434,000 Bewohnern) ab; es zahlt an die Alliirten 700 Mill. Fr. Contribution, räumt ihnen auf 3 bis 5 Jahre 17 Feſtungen ein, und unterhält während dieſer Zeit eine Armee alliirter Truppen von 150,000 M. überdies mußte ſich die franzöſiſche Regierung verbindlich machen, die rechtmäßigen Anſprüche zu befriedigen, welche Individuen, Corporationen oder Inſtitute in den Ländern der Alliirten an ſie zu machen hatten, und alle Schätze der Literatur und Kunſt,

welche die Franzoſen aus den von ihnen beſetzten Ländern weggenommen hatten, zurückzugeben. Das letztere wurde noch während der Anweſenheit der fremden Truppen in Paris ausgeführt. Endlich mußte Frankreich dem Sclavenhandel unbedingt entſagen. — Der König, der im Sept. 1815 ſein Miniſterium veränderte, ließ es ſich angelegen ſein, Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen. In den Kammern der Pairs und der Deputirten zeigte ſich viel Anhänglichkeit an den König. Das Geſetz vom 29. Oct. 1815 räumte der Regierung die außerordentliche Macht ein, alle diejenigen zu verhaften und in Verhaft zu behalten, welche ſtrafbarer Anſchläge gegen den König und den Staat ſchuldig ſchienen, wenn auch vor Gericht die Schuld nicht erwieſen war, und oft keine Öffentlichkeit zuließ! ! — Am 6. Jan. 1816 wurde das von beiden Kammern geſchärfte Amneſtiegeſetz vom Könige ſanctionirt, nach welchem Alle, die für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt und von Napoleon im März 1815 Ämter angenommen hatten, für immer aus dem Königreiche verbannt wurden. Dieſes Geſetz gewährte der royaliſtiſchen Partei einen großen Sieg, indem ihre vorzüglichſten Gegner dadurch entfernt wurden, aber es fand auch bei den Gemäßigten lauten Tadel. Daſſelbe Schickſal hatten überhaupt die meiſten Maßregeln der Regierung. Denn jener Sieg der Royaliſten von 1815 ward mit der Abſetzung von vielen Tauſend Richtern u. a. Beamten gefeiert; die bürgerlichen Spaltungen wurden durch willkürliche Maßregeln der Rache unterhalten, ſtatt die Schuldigen vor Gericht zu ziehen, und zu ſtrafen! Gleichwohl waren die Miniſter und der König einer Partei, den Ultraroyaliſten (S. Ultra), nicht royaliſtiſch genug! Dieſe Leute, für die es keine Geſchichte gibt, halten den Zuſtand Frankreichs von 1789 für den einzig rechtmäßigen. Alles, was ſeitdem geſchehen, iſt Verbrechen, und jedem Einzelnen iſt ſein Antheil daran als Verbrechen anzurechnen. Sie nennen daher plein-purs, oder echte Franzoſen, ſolche, die ſich nie mit irgend einer Theilnahme an der Revolution befleckten, die bereits Gegner der erſten Conſtitution waren. Minderrein ſind in ihren Augen diejenigen, welche zwar für die erſte Ständeverſammlung waren, aber darin feſt an den König hielten; dieſe Reinheit nimmt ſtufenweiſe ab, ſo daß denen, die bei Buonaparte aushielten, und erſt nach ſeiner Abſetzung zu den Bourbons übergingen und ihnen im J. 1815 treu blieben, nur ⅛ jener Reinheit zugeſchrieben wird. Dagegen ſehen die Gegner der Ultra's, was ſich ſeit 25 Jahren in Frankreich zugetragen, als die geſchichtliche Entwickelung der Nation an; es war, ſagen ſie, jedes Franzoſen Pflicht, in dieſer Entwickelung nach ſeinen Kräften zu wirken. Wer in dieſer Zeit das Vaterland verlaſſen, wer ſich dem Dienſte deſſelben entzogen, oder wer gar gegen daſſelbe, — die Form der Regierung ſei geweſen, welche ſie gewollt, — gewirkt und die Waffen geführt habe, der ſei ein Verräther an dem Vaterlande geweſen. So nannte jede Partei ihre Sache die der Gerechtigkeit, die Sache der andern dagegen die des Verraths. Die Angriffe der Ultra's in beiden Kammern auf die Miniſter führten endlich zu dem entſcheidenden Schritte vom 5. Sept. (S. Ludwig XVIII.), nach welchem der König die Kammer der Deputirten auflöſete. Die Sitzungen der neuen Kammern wurden am 4. November 1816 mit einer Rede des Königs eröffnet, in welcher er die ungünſtige Lage Frankreichs offenherzig ſchilderte. Das der Kammer

am 14. November vorgelegte Budjet für 1817 war weit ſtärker als das für 1816, weil das Deficit der drei vorhergehenden Jahre gedeckt werden ſollte. Die vorzüglichſten Gegenſtände, mit welchem ſich die Kammern beſchäftigten, betrafen die Wahlkollegien, die Finanzen, die Verantwortlichkeit der Miniſter und die Preßfreiheit. Die Independenten und Liberalen erlangten zwar das Wahlgeſetz vom 5. Febr. 1817, und das Recrutirungsgeſetz vom 6. März 1818, beſtritten aber vergebens die lois d'exceptions, welche die volle Gültigkeit der Charte beſchränkten. Indeß verloren die Ultra's ihr Anſehen vorzüglich durch die Entdeckung ihrer Ränke bei den von ihnen abſichtlich in Grenoble 1816 und in Lyon 1817 angeſtifteten Unruhen. Auch in der Sitzung der Kammern von 1817, die am 17. Mai 1818 geſchloſſen wurde, hatte die miniſterielle Partei die Stimmenmehrheit. Seit der im Juli 1818 entdeckten weißen Verſchwörung (ſ. Ludwig XVIII.), durch welche die Ultra's die Alliirten zum Umſturz der Charte in ihr Intereſſe ziehen wollten, neigte ſich das Miniſterium unter Decazes ſehr auf die Seite der Liberalen und der Nationalpartei. Gleichwohl ſchien die Lage Frankreichs dem Zuſtande eines Kranken ähnlich zu ſein, deſſen Geneſung noch nicht entſchieden iſt. — Es gelang dem Miniſterio indeſſen, die Occupationsarmee um ein Fünftheil zu vermindern, weßhalb im Frühjahr 1817, 30,000 Mann zurückmarſchirten; es gelang dem Miniſterio ferner, die großen financiellen Schwierigkeiten des J. 1817 durch eine Anleihe mit den Banquiers Baring in London und Hope in Amſterdam, über 300 Millionen, zu beſeitigen. Schon im J. 1816 hatten bloß fremde Handelshäuſer die Anleihe gedeckt; im J. 1817 verlangte man in den Kammern vergebens, daß auch franz. Handelshäuſer zugelaſſen würden; dennoch ſchloſſen Baring und Hope auch dieſe Anleihe allein ab. Endlich im J. 1818 wurden franz. Handelshäuſer zugelaſſen, und die am 9. Mai eröffnete Anleihe von 14 Mill. 600,000 Fr. Renten war ſchon den 27. bloß von den Franzoſen gedeckt, die ſogar mehr darboten, als die Regierung verlangte, und das Geſchäft auf beſſere Bedingungen abſchloſſen, als die Ausländer. Dagegen wurde die neue Anleihe von 24 Mill. Renten, welche, um den gänzlichen Abzug des Occupationsheeres im Herbſt 1818 zu bewirken, nothwendig war, bloß mit den Häuſern Baring u. Hope abgeſchloſſen, ungeachtet die franz. Banquiers Laffitte, Caſim. Perrier u. A. die ganze Summe auf vortheilhaftere Bedingungen hatten übernehmen wollen; ein Umſtand, der in Frankreich ſo großes Mißvergnügen erregte, daß die fremden Handelshäuſer endlich einen Theil jener Summe franzöſiſchen Häuſer überließen. Mit dieſer Räumung des franzöſiſchen Gebiets von den fremden Truppen, welche auf der Monarchen-Verſammlung zu Aachen den 9. October 1818 beſchloſſen und noch im Laufe dieſes Jahrs vollzogen ward, hing auch die Bezahlung der Kriegsbuße und die Tilgung der Privatforderungen, welche die Unterthanen der fremden Mächte an die franzöſ. Regierung und Nation machten, zuſammen. Hier hat die franzöſ. Diplomatik geſiegt. Sie hielt nämlich die Erfüllung dieſer durch den Tractat von 30. Mai 1814 von Frankreich übernommenen, u. durch die Kammer von 1815, wie durch den Tractat vom 20. Nov. 1815 anerkannten Verpflichtung, bei dem Liquidationsgeſchäft, welches die ganze Summe jener Forderungen von 1600 Mill Fr. auf 1890 Mill. feſtſetzte, bis zum J. 1818 hin; u. ſelbſt dann noch mußten, weil Rußland und Wellington dafür ſtimmten, die übrigen Commiſ-

ſarien es ſich gefallen laſſen, für die liquide Forderung von 1390 Mill. nur eine Rente von 16 Mill. und 40,000 Fr. an Zahlungsſtatt anzunehmen, welche nach dem Marktpreiſe ungefähr einem Capital von 275 Mill. Fr. entſprachen; ſie mußten folglich mit einem Siebentheil der rechtmäßigen Forderung zufrieden ſein! England ward für die Forderungen brittiſcher Unterthanen in einer beſondern Convention eine Rente von 3 Mill. bewilligt. Endlich ward in Aachen die rückſtändige franz. Contributionsſumme von 230 Mill. auf 265 Mill. Fr. herabgeſetzt. Nun trat Frankreich den 12. Nov. als fünfte Macht zu dem Friedensbunde der europ. Hauptmächte (ſ. d. Art. Quadruple Allianz) und unterzeichnete als ſolche mit die Declaration des Völkerrechts als Baſis der europ. Staatskunſt zu Aachen, den 15. Nov. 1818. Entſcheidend war es damals für Frankreichs innere Ruhe, daß der Miniſter Decazes im Decbr. 1818, in Hinſicht des Wahlgeſetzes und der liberalen Grundſätze, einen vollſtändigen Sieg über die Ultra's davon trug. (S. d. Art. Ultra u. Richelieu III.) Dieſe günſtigen Umſtände zuſammen erhoben Frankreichs Credit, der wiederum auf dem Vertrauen ruhte, daß der Staat unter dem Schutze der Charte ſich immer mehr befeſtigen würde. Gleichwohl gab es und gibt noch vielerlei Stoff für den Kampf der Parteien. Ludwigs XVIII. drittes Miniſterium, in welchem ſeit d. 28. Dec. 1818 an Richelieu's Stelle Marq. Deſſolles (General u. Pair) den Vorſitz führte, an Corvetto's Stelle, Bar. Louis die Finanzen, Marſchall St. Cyr das Kriegsweſen u. an Lainés Stelle Graf Decazes das Innere (nach Aufhebung des Miniſteriums der allgem. Polizei) u. der Siegelbewahrer Deſerre das Juſtizweſen verwalteten, mußte eben ſo ſehr die Ultraroyaliſten als die Independenten bekämpfen. Es behauptete ſich nur bis zum 19. Nov. 1819. Deſſolles, St. Cyr u. Louis traten aus demſelben; Pasquier, Latour-Maubourg u. Roy nahmen ihre Stellen ein, u. Decazes wurde erſter Miniſter. Aber auch dieſer erlag unter dem Haſſe der Ultra's, u. es entſtand am 20. Febr. 1820 ein fünftes Miniſterium, unter dem Vorſitz des Herz. von Richelieu. Dieſes Wechſels ungeachtet iſt die Macht der franz. Miniſter größer, und ihre Verantwortlichkeit minder ſchwer, als die der brittiſchen. So haben ſie ungleich mehr Stellen zu vergeben, als die engliſchen; auch ſind verhältnißmäßig der Volksvertreter in Frankreich weit weniger, nämlich nur 255, in England hingegen 658. Um den Widerſtand aller Parteien zu beſiegen, hatte das zweite Miniſterium (Richelieu u. Lainé) mehrere Ausnahmen von den Beſtimmungen der Charte geltend zu machen gewußt; unter andern die ſtrengen Verfügungen gegen indirecte Provocationen u. die Cenſur gegen Journale u. periodiſche Schriften politiſchen Inhalts. Hieraus entſtand ein fortwährender Kampf der liberalen Journale (Minerve française, der Bibliothèque historique, des Censeur Européen u. A.) gegen die Miniſter, für welche das Journal des Débats u. andere mehr ſchrieben, ſo wie die Ultra's in der Quotidienne, im Conservateur, Drapeau blanc u. A. die Charte ſelbſt anfeindeten. Geiſtvolle Schriftſteller wie Benj. Conſtant, Comte, Dunoyer (S. d.) u. A. m. ſchrieben für die Liberalen; Bonald, Fiévée u. Chateaubriand (S. d.) für die Ultra's. Da die Schriftſteller oft die Geſetze anders verſtehen, als die Richter u. der Kronadvocat, ſo trafen nicht ſelten Verhaftungen u. Geldbußen den freimüthigen Schriftſteller; in den Provinzen war ganz u. gar keine Preßfreiheit vorhanden. Die von den Liberalen erkämpfte d. 1. Mai 1819 geſetzlich geordnete Preßfreiheit aber ward ſchon im März 1820 in Anſehung der polit.

Zeitungen wieder aufgehoben. Doch wurden am Schluſſe der Kammer (1818) die Prevotalgerichtshöfe aufgelöſet, u. die Vergehungen, die bisher zu ihrer Beurtheilung gehörten, wieder an die Aſſiſen gewieſen. Auch das ſchon vom Montesquieu für unſinnig erklärte Abzugs- und Heimfallsrecht (droit d'aubaine), welches Napoleon wieder hergeſtellt hatte, ward 1819 abgeſchafft. Allein noch immer dauert die geheime Reaction der Anhänger des alten Syſtems gegen das neue fort. — Nur ein conſtitutionell geſinntes Miniſterium, das die Charte durch eine ihr analoge Geſetzgebung mit Nationaleinrichtungen umgibt, das ſich an keine Partei anſchließt, ſondern allein der Charte u. der Nation vertraut, vermag jetzt die Ränke der Ultra's im Zaum zu halten, welche das alte Feudalweſen: die drei Stände mit ihren Privilegien, Parlamente u. die Lettres de cachet wiederherſtellen möchten. Vgl. die Geſch. des franzöſ. Miniſteriums in den Zeitgenoſſen Heft XIX. Sehr wahr drückte ſich die Minerve française ſchon 1818 (H. 2 u. 24) über Richelieu's Miniſterium ſo aus: Es habe den Parteien geſchmeichelt, ohne ſie zu verſöhnen, ſie bedroht, ohne ſie zu ſchrecken, alle verfolgt, u. keine unterdrückt; daher ſein Sinken in dem Vertrauen der Nation, u. ſein Schwanken nach dem Wechſel der Umſtände, ohne feſten Plan, ohne Kraft u. ohne Achtung! Daher ſeine beſtändige Furcht vor Verſchwörungen, die gewöhnlich viel Lärm um nichts verurſachten; ſeit der Verſchwörung der rothen Eier bis zu der der ſchwarzen Stecknadeln. Als Louvel den Herzog von Berry ermordete, ſollten die Liberalen Mitſchuldige ſein! Sofort erfann man (im März 1820) neue Ausnahme-Geſetze in Anſehung der beiden Hauptſtützen der Charte: der Freiheit der Perſonen u. der Preſſe! Noch mehr ward die Ruhe erſchüttert durch die Abänderung des Wahlgeſetzes, welche Barthelemy (S. d. A.) vergeblich im J. 1819 verſucht hatte, u. die endlich dem fünften Miniſterium im Juni 1820 gelang. Gleichwohl gab es unter dem Schutze dieſer Miniſter geheime Geſellſchaften, u. ein ſogenanntes Gouvernement occulte, welches Baron Vitrolles im Sinne der Ultra's leitete! Regierungsbeamte mißbrauchten ihre Gewalt, u. die Miniſter ſchwiegen! Noch jetzt leidet die Criminaljuſtiz an großen Gebrechen, und ſie iſt durchaus nicht mit der Freiheit der Perſonen, welche die Charte anerkennt, zu vereinigen. Man leſe Berton (Observat. crit. sur la procédure criminelle d'après le code qui régit la France) und Berenger (de la justice criminelle en France, Paris 1818). Die Charte hat die Strafe der Confiscation abgeſchafft; aber die ſtarken Geldbußen, wie das Geſetz vom 9. Nov. beſtimmt, ſind wahre Confiscationen. Eine Art Folter iſt die enge Haft, le secret, welche oft Jahre dauert, ehe man die Schuldloſen freiſpricht. In den Gefängniſſen miſcht man Verbrecher und bloß Angeklagte, Verurtheilte und bloß mit Haft Beſtrafte, den Abſchaum der Geſellſchaft mit achtbaren Männern, die man wegen politiſcher Verirrungen einſperrt, zuſammen. Ein andrer Grund der Unzufriedenheit beſteht darin, daß die Nation nicht eine ihrer Obrigkeiten ernennt. Vom Flurwächter des Dorfs bis zum Municipalbeamten und Maire werden alle Beamte von der Regierung erwählt, und die Departementsräthe ſprechen im Namen ihrer Departements die Wünſche der Nation aus, ohne von ihr bevollmächtigt zu ſein; daher ihre Stimme oft den Anſichten der Mehrheit in den Departements ganz entgegengeſetzt iſt. Hatten ſich doch ganze Räthe für das Concordat und gegen die Schutzblattern erklärt! Die Nationalgarde, welche nicht einen ihrer Offiziere ernennen darf,

iſt nicht überall aus den Eigenthümern zum Schutze des Eigenthums zuſammengeſetzt, ſondern nach Gunſt und Willkür oft aus Heimathloſen und Unbegüterten, ſo daß ſie in manchem Departement nur die Rotte einer durch ſie bewaffneten Partei war. Daher konnten in mehreren Gegenden Frankreichs ſo viel Gewaltthaten gegen die Proteſtanten ſtraflos geſchehen! Lieſet man, was ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie, Aignan: De l'état des Protestans en France depuis le seizième siècle jusqu'à nos jours. Par. 1818, darüber ſagt, ſo glaubt man ſich in die Zeiten der Dragonaden zurückverſetzt. Zwar hat die Regierung dieſen Gräueln Einhalt gethan; aber noch immer ſind die Mörder nicht beſtraft! Das Jahr 1821 wird entſcheiden, ob die mit 172 Mitgliedern vermehrte Kammer der Deputirten der rechten Seite oder der linken (den Ultras oder den Liberalen) das Übergewicht geben wird. Dem ariſtokratiſchen Geiſte der Privilegien-Freunde iſt vorzüglich das St. Cyr'ſche Recrutirungsgeſetz verhaßt, welches die alte Gleichheit des Kriegsdienſtes wieder hergeſtellt hat. Der Adel beklagt ſich über Verfolgung, aber der Staatskalender beweiſet, daß er ſieben Achtel der Präfecturen, und die wichtigſten Maireſtellen inne hat. Er ſteht an der Spitze der Militärdiviſionen, der Legionen, der Gendarmerie, der Tribunäle, der Geſandtſchaften; ſelbſt in der Finanzverwaltung findet man ihn! Darum hört man noch immer die Klage, daß keine bürgerliche Gleichheit in Frankreich vorhanden, und daß die vollziehende Gewalt größtentheils in den Händen einer Kaſte ſei, die ihrer verlornen Vorrechte mit Haß gegen das neue Verfaſſungsgeſetz gedenkt! Daher der Wunſch der gebildeten, begüterten und kunſtfleißigen Mittelclaſſe in ganz Frankreich, durch eine conſtitutionelle Geſetzgebung und Verwaltung endlich geſichert zu ſein, gegen die Gewalt einer ränkeſüchtigen Ariſtokratie, wie gegen die Drohungen einer unruhigen Demokratie!

IV. Frankreichs geographiſch ſtatiſtiſcher Zuſtand im Jahr 1818. Frankreich erſtreckte ſich unter Napoleon vom 41° 14′ bis zum 53° 48′ nördl. Breite und dem 13° bis 26° der Länge. Es umfaßte gegen 14,000 Q. M. (13,824 Q. M. das eigentliche Frankreich und 119 Q. M. die Lehnsfürſtenthümer und Jonien) mit 42½ Mill. Menſchen, worunter die Bewohner der illyriſchen Provinzen (1½ Mill.) nicht begriffen waren. Von dieſen ſprachen 28 Mill. franzöſiſch, 6½ Mill. italieniſch, 4½ Mill. holländiſch u. flamändiſch, 4 Mill. deutſch. In einer runden Summe betrug die Bevölkerung Frankreichs und ſeiner Föderativſtaaten auf 88 Millionen. Von den drei Hauptſtädten des franzöſiſchen Reichs hatte Paris 680,000, Rom 144,000, Amſterdam 210,000 Einwohner. Wie klein war dagegen das alte Frankreich! Im J. 1158 beſaß Ludwig VII. ein Areal von nur 8 bis 9 der heutigen Departements, mit etwa 1½ Mill. M.; in ihnen befanden ſich die Städte Amiens, Laon, Beauvais, Paris, Melun, Orleans, Nevers und Moulin, und der Platz, worauf in der Folge Verſailles erbaut wurde. So weit herab war das eigentliche Beſitzthum der Krone durch die Anmaßungen der herrſchſüchtigen Großen geſchmolzen. Die jetzige Bevölkerung jenes Bezirks beläuft ſich etwa auf 3 Millionen. Hiernächſt beſaßen: 1. Thierry d'Alſace, Graf von Flandern, ſouverainer Herr der Flamänder und Holländer, 16 der heutigen Departements, die jetzt 5,656,000 Einwohner

haben; 2. Thibaut, Graf von Champagne, 7 Depart., in denen Meziers, Chalons, Troyes, Chaumont, Chartres und Blois liegen, mit 1,800,000 Bewohnern; 3. der Herzog von Burgund 6 Depart., von denen 3 das Herzogthum und 3 die Franche Comté ausmachten; in jenen liegen Auxerre, Dijon und Macon, in den letztern Veſoul, Beſançon und Lons le Saunier, und ſind mit 2,019,000 Menſchen bevölkert. Der ganze mittägliche Theil von Frankreich ward von mehreren ſouverainen Großen beſeſſen, als: den Grafen von Toulouſe, Languedoc, Lyon, Provence ꝛc. Doch der bedeutendſte Antheil war der des Königs von England (Heinrich II.), welcher 28 der heutigen Depart. beſaß, die jetzt von 10,531,000 Menſchen bewohnt ſind. Dahin gehörten Nantes, Bretagne, Gueret, Limoges, Tulle, alle Provinzen von der Mündung der Garonne bis zu ihrem Urſprunge, von Carcaſſone bis Bayonne, und im Norden Boulogne. Seit jener Zeit aber, wo die Könige mit mehr Energie der Herrſchſucht der Großen entgegenkämpften, und mit Glück gegen die Herrſchaft der Britten auf Frankreichs Boden ſtritten, bis auf die, wo eine gewaltige Kraft Carls des Großen alte Grenze faſt ganz wieder hergeſtellt hatte, betrug die Zahl der eroberten Depart. 82, zu denen 39 das deutſche Reich hergab, mit 12 Millionen Seelen; 24 wurden den Engländern entriſſen, 18 den Italienern und 1 den Spaniern; 33 eroberten die Könige von Frankreich, 17 die franzöſiſchen Waffen bis 1799, und 27 der Kaiſer von Frankreich, ſo daß unter ihm Frankreich aus 130 Depart. beſtand. Mehr als die Hälfte des Reichsbodens war mit Ausländern beſetzt; man zählte ungefähr 27½ Millionen Franzoſen, 904,000 Wallonen, ½ Mill. Savoyarden und Schweizer, 117,000 Spanier, 5 Mill. Italiener, 4 Mill. Deutſche, 1,823,000 Holländer und 2 Mill. Flamänder. Dieſes zuſammeneroberte Reich begriff drei Ländermaſſen; A. Frankreich diesſeit der Alpen oder das eigentliche Frankreich, mit 104 Depart., die in Diſtricte und jeder Diſtrict in Cantons abgetheilt waren. B. Frankreich jenſeit der Alpen, oder den transalpiniſchen Theil. Dieſes wurde in vier Generalgouvernements eingetheilt, die aus den eroberten Provinzen Italiens zuſammengeſetzt waren, und 14 Depart. ausmachten. C. Frankreich jenſeit des Rheins oder den transrhenaniſchen Theil, welcher aus den Vergrößerungen Frankreichs durch Holland und die deutſchen Nordſeeküſten beſtand. Er begriff das holländiſche Generalgouvernement mit 4 Depart. Seit dem 20. Nov. 1815 iſt Frankreich wiederum auf ſeine alten Grenzen, die es im J. 1790 hatte, beſchränkt; doch hat es Avignon und Venaiſſin, Mömpelgard und ähnliche Einſchlußorte, behalten, Annecy und Chambery aber an den König von Sardinien zurückgegeben. Übrigens gilt der pariſer Friede vom 30. Mai 1814. Großbritannien gab daher an Frankreich die franzöſiſchen Antillen, außer Tabago und St. Lucie; ferner das Recht der Fiſcherei bei Neufundland, und alle franzöſiſche Handelsplätze in Afrika, Amerika und Aſien, alſo auch Pondichery, jedoch mit beſchränkter Staatsgewalt und mit Ausnahme von Isle de France, zurück; ferner erhielt Frankreich, mit Schwedens Bewilligung, Guadeloupe, und von Portugal das ehemalige franzöſiſche Guiana zurück. Unter den alten Colonien, die Frankreich

wieder erhielt, ſind die oſtindiſchen nicht bedeutend, wenn man Pondichery im Carnatic, Karikal in Tanjore, mit einem Gebiete von 130 Dörfern, und Mahé auf Malabar, ausnimmt; ſie beſtehen nämlich in einzelnen Handelslogen zu Chandernagor am Ganges, in Surate und zu Canton in China. Die Inſel Bourbon, welche bei Frankreich geblieben iſt, hat keinen Hafen für ihre vielen Erzeugniſſe. — In Nordafrika hatte ehemals die afrikaniſche Geſellſchaft zu Marſeille Niederlaſſungen in La Calle, Bona und le Collo; an der Weſtküſte die Inſeln Senegal und Gorée, mit einigen Handelsplätzen auf der Küſte und in Guinea eine Anlage auf der Inſel Gambia, die aber nur für den Sclavenhandel wichtig war, was auch von den ehemaligen Beſitzungen der Franzoſen auf der Weſtküſte von Madagascar galt. Deſto wichtiger ſind die weſtindiſchen Colonien. Frankreich erhielt nämlich zurück: 1. die kleinen Inſeln St. Pierre und Miquelon bei Neufundland, nebſt den Fiſcherei-plätzen; — eine vortreffliche Gelegenheit, Matroſen zu bilden; — 2. Cayenne oder das franzöſiſche Guiana; 3. den ehemaligen franz. Antheil von St. Domingo, wo jetzt Chriſtoph (König Heinrich I.) und Boyer herrſchen, die aber nicht geneigt ſind, ſich den Bourbons zu unterwerfen. Dieſe Colonie war eine der wichtigſten, und ihr Verluſt iſt daher für Frankreich ſehr empfindlich; 4. Martinique; 5. Guadeloupe; 6. Deſiderade; 7. les Saintes; 8. Maria galante. Sämmtliche Colonien, ohne Domingo, enthalten 850 Q. M. mit 350,000 E. Seit dem pariſer Tractat vom 20. Nov. 1815 beſteht Frankreich nur noch aus 86 Departements, und iſt in 22 Militär-Diviſionen eingetheilt, deren jede von einem Marſchall oder Generallieutenant befehligt wird. Die Bevölkerung des Ganzen, mit Ausſchluß der Colonien, betrug im J. 1817 über 29 Millionen. Sie wird repräſentirt von 258 Deputirten, die im J. 1820 mit 172 vermehrt worden ſind, und ſeit 1819 von 270 Pairs; von jenen tritt jährlich ein Fünftheil aus; unter dieſen befinden ſich 65 Herzoge, 52 Marquis, 85 Grafen, 6 Vicomtes und 5 Barone. — Das Königreich Frankreich (13° bis 25° L. und 42° bis 51° N. B.) hat gegenwärtig ein Areal von 10,050 Q. M. Sein durch Canäle erweitertes Flußſyſtem verknüpft den Binnen- mit dem Seehandel. Der languedocſche Canal (Canal du midi) verbindet das mittelländiſche Meer durch die Garonne bei Toulouſe mit dem atlantiſchen. Der Canal von Charolais oder du centre verbindet die Loire mit der Saone, welche bei Lyon in die Rhone fällt; und der Canal von Briare vereinigt die Loire mit der Seine, welche ſich in den Canal la Manche ergießt. Das Land iſt größtentheils eine, mit Ausnahme der Heide (Landes), fruchtbare Ebene; nur im Süden und Oſten ziehen ſich die Bergrücken von Lozère, Auvergne (mit dem Montdor, Cantal und Puy de Dome) und die Sevennen (mit der Côte d'or) von den Pyrenäen bis zu den Alpen. Seitenäſte der letztern ſind der Jura und die Vogeſen. Im nördlichen Frankreich zieht ſich ein Theil der Ardennen in das Land. Das Clima gehört zu den ſchönſten und fruchtbarſten der Erde. Haupterzeugniſſe ſind Obſt, Oliven (Provencer Öl) und Wein. Fünf Millionen Arpens Weinberge geben einen jährl. Ertrag von 16 bis 18 Millionen Muids. Getreidebau und Viehzucht werden immer mehr vervollkommnet. So hat man z. B. ſeit der Revolution

über 60,000 Morgen Moraſtboden ausgetrocknet. Das Mineralreich liefert viel Eiſen, Arſenik, Steinkohlen, Salpeter, Marmor, Flintenſteine u. ſ. w. Auch gewinnt man viel See- und Quellſalz. Den innern Verkehr befördern 18 große neue Heer- und Landſtraßen, 500 Stunden Wegs andere Straßen für Fuhrleute, 80 Brücken und 30 Canäle, von denen 7 ganz beendigt ſind, mit 300 Schleuſen. Frankreich hat 24 Handelshäfen, von welchen der zu Cherbourg vom erſten Range iſt. Die Hauptſtadt ſelbſt, Paris, hat 4 neue beendigte Brücken, zwei Ladeplätze und über 5000 Klaftern neue Kays. Die Finanzen waren, trotz der Vorſpiegelungen von ihrer Blüthe, unter Napoleon ſehr zerrüttet. Die neue Regierung iſt bemüht, ſie wieder herzuſtellen, wozu viele Einſchränkungen erfordert werden. Das am 23. December 1815 der Cammer von dem Finanzminiſter vorgelegte Budget gab für das Jahr 1815 eine Ausgabe von 945 Millionen und eine Einnahme von 815 Mill., mithin ein Deficit von 130 Mill. an, und für das Jahr 1816 eine Ausgabe von 800 Mill. Fr., worunter 115 Mill. für die Staatsſchuld, 33 Mill. für die Civilliſte und den Unterhalt der königl. Familie, 180 Mill. für das Kriegsdepartement, 48 Mill. für die Marine, 140 Mill. als das erſte ſtipulirte Fünftheil der zu bezahlenden 700 Mill. Contribution, und 130 Mill. für die Unterhaltung der Occupationsarmee. Im Budget von 1817 wurde die conſolidirte (auf beſtimmte Einnahmen angewieſene) Staatsſchuld zu 117 Mill. jährl. Renten (Zinſen) angegeben, wovon das Capital ſich auf 2340 Mill. Fr. beläuft. Seitdem iſt jene Summe um 54 Mill. jährl. Renten geſtiegen; jedoch dadurch auch die Laſt der Verbindlichkeiten, welche der Tractat vom 20. Nov. 1815 Frankreich auferlegt hatte, in Anſehung des Occupationsheeres und der an die fremden Mächte zu leiſtenden Zahlungen, beſeitigt worden. Im Jahr 1817 wurde die gewöhnliche Einnahme auf 774 Mill. Fr., die ordentliche und außerordentliche Ausgabe dagegen auf mehr als 1,088 Mill. berechnet. Das alte Abgabenſyſtem iſt geblieben. Es beruht größtentheils auf indirecten Steuern. Der Grenzzollzwang gegen Belgien, Deutſchland und die Schweiz dauert fort. Die Landmacht war unter Napoleon die bedeutendſte auf dem Continente; ſie betrug 650,000 M. regulaire Truppen und 600,000 M. Nationalgarden; jetzt im Jahr 1820 iſt ſie 172000 M. ſtark. Sie ſoll künftig aus 260,000 M. beſtehen: Artillerie, 14,350 M. und 1219 Officiere; Genie, 3728 M. und 587 Officiere; Infanterie, 144,793 M.; Cavalerie, 33,635 M. und 2352 Officiere. Überdies die Garde und die Verwaltungsbeamten. Der Etat beſtimmt: Infanterie, 90 Linien- und 15 leichte Reg.; Cavalerie, 14 Reg. Carabiniers und Cüraſſiers, 15 Reg. Dragoner, 15 Reg. Chaſſeurs, 7 Reg. Huſaren, 6 Reg. Lanciers; Artillerie, 8 Reg. Fußartillerie, 4 Reg. reitende, ohne Train und Pontoniers; hierüber noch: das Geniecorps, die Veteranen (70 Compagnien) und die 18,000 M. ſtarke Gensdarmerie. Die Verbindung mit den Schweizer Cantons (Capitulation), wegen Überlaſſung von Truppen, iſt wieder hergeſtellt, und in Folge derſelben ſind 4 Schweizer Regimenter in franzöſiſchen Sold genommen worden; aber alle Miethstruppen ſind der Nation verhaßt. Denn bei der Reorganiſation der Armee wurden über 8000 Officiere, die bei der aufgelöſeten Loire-Armee geſtanden hatten, außer Thätigkeit geſetzt. Doch ſind die Marſchäl-

le größtentheils wieder angeſtellt. Eine königl. Ordonnanz vom 22 Juli 1818 beſtimmt die Zahl der franzöſiſchen Generale auf 130 Generallieut. und 260 Marechaux de Camp; und eine königl. Verordnung vom 2. Auguſt d. J. die innere Verfaſſung des Heers, nach dem neuen Recrutirungsgeſetze. Die Seemacht zählte 1814 nicht mehr als 13 Linienſchiffe, 21 Fregatten, 27 Corvetten und 83 kleinere Fahrzeuge. Am Ende des Jahrs 1815 befanden ſich im Hafen zu Toulon 19 Linienſchiffe und 13 Fregatten. Im Jahr 1820 beſtand die franzöſiſche Marine aus 80 Linienſchiffen, 31 Fregatten, 13 Corvetten, 25 Briggs, zuſammen 253 Kriegsſchiffen; ohne die im Bau begriffenen. Eine Commiſſion unter dem Vorſitze des Gen. Marescot entwarf einen Befeſtigungsplan für die nördlichen und öſtlichen Grenzen. Da nämlich die Vaubanſche Linie durch die Abtretung von Landau, Marienburg und Philippeville eine Lücke erhalten, ſo ſollen hier neue Feſtungen angelegt werden. Die dreifache Linie, welche franz. Flandern und Artois deckt, und die man für die undurchdringlichſte in Europa hält, iſt geblieben. Frankreich hat 106 Feſtungen, darunter 5 vom erſten, 6 vom zweiten, 23 vom dritten und 72 vom vierten Range. Die Manufacturen und Fabriken ſind in einem der Größe des Reichs und den Umſtänden angemeſſenen Zuſtande. Nach den neueſten Angaben beträgt der Werth aller in Frankreich jährlich fabricirten Waaren 2000 Mill. Fr., und die Zahl der dadurch beſchäftigten Arbeiter 1,747,000. Der Arbeitsgewinn wird auf 700 Mill. geſchätzt. Vorzüglich ſind die Woll- und Baumwoll-, die Seiden-, Linnen-, Bijouterie- und Quincallerie-Waaren; die ehemals unter Napoleon eingeführte öffentliche Ausſtellung der Erzeugniſſe der franz. Induſtrie ward alle 4 Jahre gehalten u. zuerſt den 25. Aug. 1819 wieder erneuert. In Anſehung der Juſtizverwaltung iſt es, nach dem Staatsgeſetze vom 4 Jun. 1814, in der Hauptſache bei der bisherigen Einrichtung geblieben. Die Gerechtigkeit geht vom Könige aus. Er ernennt die Richter, und nur die Friedensrichter können ihrer Ämter verluſtig werden. Außerordentliche Commiſſionen ſind dem Staatsgeſetze entgegen. Jedes Departement hat an ſeiner Spitze einen Präfecten, deſſen Gewalt der eines Statthalters gleicht. Ihm ſind ein Präfectur- und ein Departementsrath beigeſetzt. Als Verweſer des Präfecten hat jeder Bezirk (Arrondissement) einen Unterpräfecten mit einem Bezirksrathe. Jede Stadt, Marktflecken und Dorf hat einen Maire als Vorgeſetzten und einen oder zwei Adjuncte, nebſt Polizeicommiſſär, nach Maßgabe der Bevölkerung, und einen Municipalrath; in den Städten von 100,000 Einwohnern iſt noch ein Oberpolizeicommiſſär. Jeder Canton hat ein Friedensgericht, einen Gerichtshof jeder Bezirk, einen Criminalgerichtshof jedes Departement; außerdem ſind Appellationsgerichte organiſirt. Das Caſſationsgericht zu Paris ſpricht in letzter Inſtanz, und macht das Reviſionsgericht aus. Die römiſch-catholiſch-apoſtoliſche Religion ſoll nach der neuen Conſtitution die Religion des Staats ſein; doch iſt jeder Religion gleiche Freiheit und derſelbe Schutz zugeſtanden. Indeſſen geſtattet man den ſogenannten Miſſionarien vielen fanatiſchen Unſinn. In Anſehung des Verhältniſſes der gallicaniſchen Kirche zum römiſchen Stuhle gilt noch das Concordat von 1801, denn das von dem ehemaligen Lieblingsminiſter Ludwigs XVIII.,

dem Grafen Blacas, mit dem römiſchen Stuhle entworfene Concordat, erhielt nicht den Beifall der Nation. Unter Napoleon ſtand alles Kirchenweſen unter der Regierung. Der Kaiſer ernannte die Erzbiſchöfe; in ſeine Hand ſchwuren ſie den Eid der Treue. Zwar ernannten ſie die Geiſtlichen ihres Sprengels, aber der Kaiſer mußte ſie erſt beſtätigen. Die Reformirten haben Pfarrkirchen, die zugleich Conſiſtorialkirchen ſind, und Synoden; auf 6011 Menſchen wird eine ſolche Conſiſtorialkirche gerechnet, deren 5 den Bezirk einer Synode bilden; bei jeder iſt ein Conſiſtorium. Die Kirchen der Lutheraner haben auch ihre Localconſiſtorien, die in Inſpectionen eingetheilt ſind und unter Generalconſiſtorien ſtehen. Die Juden haben ein Conſiſtorium zu Paris. Siebenzehn Städte haben wieder Univerſitäten nach der ehemaligen Einrichtung erhalten. Das Nationalinſtitut iſt ebenfalls im J. 1816 verändert worden, und beſteht jetzt aus 3 Claſſen: Akademie der Wiſſenſchaften, franzöſiſche Akademie und Akademie der Geſchichte u. Literatur. Die davon getrennte vierte Claſſe heißt: Akademie der Mahler, Bildhauer u. Tonkunſt. — Die dermaligen Ritterorden ſind folgende: 1. der Orden des heil. Geiſtes — dem Range nach der erſte — geſtiftet 1578 von Heinrich III., weil er am Pfingſttage erſt in Polen und dann in Frankreich König geworden war. Ludwig XVIII. hat ihn wieder hergeſtellt. Die Zahl der inländiſchen Ritter iſt auf 100 beſtimmt, es haben ihn aber ſeit der Rückkunft des Königs bis jetzt (1817) nur 6 Franzoſen und von Ausländern verſchiedene Souverains und einige fürſtliche Perſonen erhalten. 2. Der Orden des heil. Michael — der älteſte der franzöſiſchen Orden — von Ludwig XI. 1469 dem Erzengel Michael, als Schutzpatron von Frankreich, zu Ehren geſtiftet, von Ludwig XIV. 1665 erneuert, und von Ludwig XVIII. wieder hergeſtellt. Der König iſt Großmeiſter. Nach den von Ludwig XVIII. am 16. Nov. 1816 beſtätigten Statuten ſollen nicht mehr als 100 Ritter ſein. Alle die, welche den Orden des heil. Geiſtes erhalten, werden vorher Ritter des Michaelsordens, und heißen davon Ritter der königlichen Orden, werden aber zu jener Zahl nicht mitgerechnet. Übrigens iſt dieſer Orden beſonders zur Belohnung für Gelehrte, Künſtler und für nützliche Entdeckungen beſtimmt. 3. Der Orden des heil. Ludwigs, von Ludwig XIV. im J. 1693 als militäriſcher Verdienſtorden für Land- und Seeofficiere, catholiſcher Religion, geſtiftet. Der Orden, deſſen Großmeiſter der König iſt, beſteht aus 3 Claſſen: Großkreuzen, Commandeurs und Rittern. Ludwig XVIII. ſtellte dieſen Orden ebenfalls wieder her. Er ſollte Anfangs den Orden der Ehrenlegion erſetzen, wird aber häufig mit dem letztern zugleich getragen, unter den Mitgliedern ſind auch mehrere ausländiſche Militärs. — Für franzöſiſche Officiere, proteſtantiſcher Religion, ſtiftete Ludwig XV. im J. 1759 den Orden du mérite militaire. Ludwig XVIII. erneuerte ihn den 25. Nov 1814. Bisher haben ihn nur ausländiſche Officiere, größtentheils von der preußiſchen Armee, erhalten. — 4. Das Stiftungsjahr des ſehr alten Orden des heil. Lazarus iſt ungewiß. Heinrich IV. vereinigte 1608 mit demſelben den von ihm geſtifteten Orden Unſrer lieben Frauen vom Berge Carmel. Er wurde an Geiſtliche und Weltliche vertheilt. Seit 1789 iſt er nicht mehr vertheilt worden. — 5. Der königliche Orden der Ehrenlegion (ſ. d. Art.). — Vergl. d. Art. Ludwig IX. XIII. XIV.

XV. XVI. XVII. und XVIII., Heinrich I. II. III. u. IV., Franz I. und II. Napoleon, Fronde, Louvois, Mazarin, Retz, Richelieu u. A. m. K.

Franz von Aſſiſi, geb. zu Aſſiſi in Umbrien, im J. 1182, empfing bei der Taufe den Namen Johann; Franz wurde er ſpäter genannt wegen ſeiner Fertigkeit im Franzöſiſchſprechen, deſſen die Italiener zum Handel, wozu ihn ſein Vater beſtimmt hatte, bedurften. Er kam auf die Welt, ſagt Baillet, die Schulter mit einem Kreuze bezeichnet, und in einem Stalle, durch welchen Umſtand er dem Heilande ähnlich ward. Ohne beſonders laſterhafte Neigungen zu haben, unterließ Franz, deſſen angeborner Charakter ſanft, gefällig, höflich und freigebig war, doch nicht, die Freuden der Welt zu koſten; aber mitten unter dieſen ſinnlichen Genüſſen hatte er einen Traum, in welchem er eine Menge Waffen zu ſehen glaubte, die mit einem Kreuze bezeichnet waren. Auf die Frage, für wen ſie beſtimmt wären, erhielt er zur Antwort: für ihn und ſeine Streiter. Er diente hierauf in Apulien, aber ein anderer Traum belehrte ihn, daß ſeine Krieger Geiſtliche ſein ſollten. Er verließ hierauf das väterliche Haus, verkaufte das Wenige, was er hatte, kleidete ſich in ein Kloſtergewand, und gürtete ſich mit einem Strick. Sein Beiſpiel fand Nachahmer, und er hatte ſchon eine große Anzahl von Schülern, als Papſt Innocenz III. im J 1210 ſeine Regel beſtätigte. Das Jahr darauf erhielt der fromme Stifter von den Benedictinern eine Kirche unweit Aſſiſi, und dieſe wurde die Wiege des Franciscaner- oder Minoritenordens, der ſich bald in Italien, Spanien und Frankreich verbreitete, und auf deſſen erſtem im J. 1219 bei Aſſiſi gehaltenen Generalcapitel gegen 5000 Minoriten gegenwärtig waren. Bald darauf erhielt Franciscus von dem Papſte Honorius III. eine Bulle zu Gunſten ſeines Ordens. Mehrere ſeiner Schüler begehrten das Privilegium, allenthalben, auch ohne Erlaubniß der Biſchöfe, predigen zu dürfen; allein er antwortete ihnen: „Laßt uns die Großen durch Demuth (wegen dieſer erhielten die Franciscaner den Namen Minoriten, die kleinen Brüder) und Hochachtung und die Geringen durch Worte und Beiſpiel gewinnen; übrigens ſei es unſer eigenthümliches Privilegium, gar keins zu haben.“ Um dieſe Zeit begab er ſich nach Paläſtina, und erbot ſich, um den Sultan Mehledin zu bekehren, die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens dadurch zu beweiſen, daß er ſich in einen Scheiterhaufen ſtürzte; aber der Sultan verbat dies Schauſpiel, und entließ ihn ſehr ehrenvoll. Nach ſeiner Rückkehr fügte er den beiden Claſſen ſeines Ordens, den Minoriten und Clariſten, noch eine dritte Claſſe hinzu, welche die Büßenden beiderlei Geſchlechts enthalten ſollte. Nachdem er dieſe Einrichtung getroffen, zog er ſich auf einen Berg in den Apenninen zurück. Dort hatte er (wie die heil. Legende erzählt) ein Geſicht, in welchem er einen gekreuzigten Seraph erblickte, der ſeine Füße, Hände und rechte Seite durchbohrte. Das war die Urſache, daß der ganze Orden den Beinamen des ſeraphiſchen erhielt. Franciscus ſtarb zwei Jahre nachher zu Aſſiſi den 4. Oct. 1226.

Franz von Paula, Stifter des Ordens der Minimen, geboren in der Stadt Paula in Calabrien den 27. Mai 1416. Er ſoll aus einer edlen Familie entſproſſen ſein, welche aber ſpäter in

Verfall gerathen war, obgleich Andere ihm eine niedere Herkunft zuſchreiben. Sein Vater beſtimmte ihn für den geiſtlichen Stand, weil er ihm ſpät, auf ſein dringendes Gebet, geboren worden war. Die Neigung des Sohnes unterſtützte die Wünſche der Eltern. So wurde er im zwölften Jahr in das Kloſter der Franciscaner von St. Marcus gebracht. Hier verlebte er ein Jahr, mit der Ordenstracht bekleidet, und erbaute die Mönche und das Publicum durch Leben und Lehre. Er entſagte dem Genuſſe des Fleiſches und dem Gebrauche der Leinewand, und führte ein Leben voller Caſteiungen. Seine Eltern wollten ihn wieder zu ſich nehmen, allein er wünſchte einige fromme Reiſen zu machen, beſonders nach Aſſiſi, um den heil. Franciscus anzurufen und die Capelle St. Marie des Anges zu beſuchen. Die Eltern führten ihn hin. Von hier wanderte er nach Rom zum Grabe der Apoſtel, von da weiter. Das Leben der Mönche beſtärkte ihn in ſeinem Entſchluſſe, ſich der Einſamkeit zu weihen. Als er nach Paula zurückkam — er war damals erſt 14 Jahre alt — entſagte er ſeiner künftigen väterlichen Erbſchaft, und begab ſich an einen einſamen Ort, auf einen ſeiner Familie zugehörigen Boden. Allein auch hier nicht einſam genug, ging er an's Ufer des Meeres in eine Felſengrotte, wo er auf dem nackten Boden ſchlief und ſich mit den gröbſten Nahrungsmitteln begnügte. Jetzt hatte er kaum ſein 20ſtes Jahr erreicht, als ihn mehrere Perſonen, von ſo außerordentlicher Frömmigkeit gerührt, zum geiſtlichen Führer wünſchten. Er glaubte dieſem Begehren nicht widerſtehen zu dürfen. Seine geiſtlichen Kinder bauten ſich nun neben der Grotte Zellen und einen kleinen Betſtuhl, wo ein Prieſter aus der Nachbarſchaft ihnen die Meſſe las. Da ſich aber die Anzahl derſelben immer mehr vergrößerte, erhielt Franz von dem Erzbiſchofe zu Coſenza die Erlaubniß, ſich ein Kloſter und eine Kirche bauen zu dürfen. Dieſer Bau wurde von allen Seiten unterſtützt, und kam wirklich 1436 zu Stande, dergeſtalt, daß nun eine zahlreiche Gemeinheit darin aufgenommen werden konnte. Von dieſer Zeit an beginnt der neue Orden, der erſt unter dem Namen der Eremiten des heil. Franz exiſtirte. Die Demuth war die Grundlage deſſelben, und der Wahlſpruch: die Wohlthätigkeit. Er fügte den gewöhnlichen drei Gelübden noch ein viertes hinzu, nämlich das des Quadrageſimal-Lebens das ganze Jahr durch, d. h. der Enthaltung von Fleiſch nicht nur, ſondern auch von Eiern und aller Milchſpeiſe, außer in Krankheitsfällen. Er ſelbſt unterwarf ſich einer noch weit ſtrengern Regel. Demungeachtet vermehrten ſich die Anſtalten des Ordens; zwei Klöſter wurden neu gebaut, eines zu Palermo und eines zu Spezana. Bald ſtiegen auch mehrere Ordenshäuſer im Königreiche Neapel und Sicilien empor, wohin Franz reiſete. Papſt Paul II. wurde aufmerkſam auf ihn, und ließ ſich durch einen Abgeſandten genauer von dem Weſen des ſchon ſo merkwürdigen Mannes unterrichten. Allein erſt nach Paul's Tode erhielt der neue Orden durch eine Bulle des Papſtes Sixtus IV. ſeine Statuten beſtätigt, und Franz wurde zu deſſen General-Obern ernannt. Er legte jetzt mehrere Colonien an, und Papſt Alexander IV. veränderte den Namen, Eremiten des heil. Franz in den der Minimen (von dem lateiniſchen Worte minimus, der Kleinſte). Das Gerücht von den Wundercuren, welche der heil. Franz verrichtet haben ſollte, machte, daß

ihn der kranke König von Frankreich zu ſich berief. Allein erſt auf Befehl des Papſtes Sixtus IV. begab er ſich nach Frankreich, wo er mit königlichen Ehrenbezeigungen empfangen wurde. Der Monarch ſelbſt warf ſich ihm zu Füßen, und flehte ihn um Verlängerung ſeines Lebens an. Franz antwortete ihm mit Würde und ſchlug alle Geſchenke aus. Er konnte aber das Leben des Monarchen nicht verlängern, ob er ihm gleich ruhig ſterben half. Carl VIII. und Ludwig XII. hielten ihn und ſeine Geiſtlichen in Frankreich zurück. Carl bediente ſich ſeines Raths in den wichtigſten Angelegenheiten; er ließ ihm ein Kloſter in dem Parke von Pleſſis les Tours bauen, ein anderes zu Amboiſe, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen aller Art. Auch andere Fürſten gaben den Minimen Beweiſe der Verehrung. Der König von Spanien wünſchte ebenfalls den Orden in ſeinen Staaten zu haben. Hier führten ſie den Namen der Brüder des Sieges, zum Andenken an die Eroberung Malaga's von der Gewalt der Mauren, welche Franz von Paula vorhergeſagt hatte. In Paris nannte man ſie die Bons-hommes. Noch bei ſeinem Leben ſah Franz ſeinen Orden faſt durch ganz Europa verbreitet. Er ſelbſt wurde ſeiner ſtrengen Lebensordnung ungeachtet ſehr alt, denn er ſtarb im 92ſten Jahre zu Pleſſis les Tours den 2. April 1507. Zwölf Jahre nach ſeinem Tode wurde er heilig geſprochen, und die Kirche feiert ſein Feſt den 2. April. Die Minimen haben auch Frauenklöſter. In Frankreich befanden ſich ſonſt zwei derſelben, eines zu Abbeville und eins zu Soiſſons.

Franz I., König von Frankreich, von ſeinen Unterthanen der Vater der Wiſſenſchaften genannt, war zu Cognac den 12. Sept. 1494 geboren. Sein Vater war Carl von Orleans, Graf von Angouleme, und ſeine Mutter Louiſe von Savoyen. Er beſtieg den Thron am 1. Jan. 1515, 21 Jahre alt, nach dem Tode ſeines Schwiegervaters und entfernten Verwandten Ludwigs XII. Franz I. wollte die Anſprüche ſeines Vorfahren und ſeine eigenen auf Mailand geltend machen, und ſtellte ſich bald nach dem Antritt ſeiner Regierung an die Spitze einer Armee, um das Herzogthum in Beſitz zu nehmen. Die Schweizer, die den Herzog Maximilian Sforza in Mailand eingeſetzt hatten, ſuchten es zu hindern, und hielten die Hauptpäſſe beſetzt. Aber Franz I. drang auf andern Wegen über die Alpen in Italien ein. In den Ebenen von Marignano wurde er d. 13. Sept. 1515 von den Schweizern angegriffen. In dieſer zweitägigen Rieſenſchlacht, die erſte, welche die Schweizer bis dahin verloren hatten, blieb der Sieg den Franzoſen. Die Schweizer ließen 10 000 Todte auf dem Schlachtfelde. Beide Theile hatten mit dem größten Heldenmuthe gekämpft, und Franz I. glänzende Proben ſeines Muthes und ſeiner Geiſtesgegenwart gegeben. Der alte Marſchall Trivulzio, der achtzehn Schlachten mitgekämpft hatte, erklärte, daß ſie alle nur ein Kinderſpiel geweſen wären gegen dieſen Combat des géants! Die Folge dieſes Sieges war, daß der Herzog Maximilian Sforza Friede mit Franz I. ſchloß, ihm Mailand überließ und ſich nach Frankreich begab, wo er ganz in der Stille lebte und ſtarb. Die Genueſer erklärten ſich für Franz, und Leo X., erſchreckt durch ſein Waffenglück, begab ſich zu ihm nach Bologna und ſchloß mit ihm Frieden und das bekannte Concordat,

Ein Jahr nach der Eroberung von Mailand (im J. 1516) unterzeichneten Carl V. und Franz I. der Tractat von Noyon, in welchem eine Hauptbedingung die Rückgabe von Navarra war. Aber dieſer Friede dauerte nur wenige Jahre. Nach dem Tode Maximilians (1519) warb auch Franz um die Kaiſerkrone; allein ungeachtet der bedeutenden Summen, die er aufwandte, ſich die Stimmen der Deutſchen zu erkaufen, fiel die Wahl auf Carl, den die Kurfürſten minder fürchten zu dürfen glaubten. Von dieſer Zeit an war Franz I. Carls V. erbitterter Nebenbuhler, und führte mit ihm bis zu ſeinem Tode faſt ununterbrochen Krieg; zuerſt wegen Navarra, das Franz faſt zu gleicher Zeit eroberte und verlor. Glücklicher war er in der Picardie; er vertrieb Carl, der daſelbſt eingedrungen war; fiel in Flandern ein und eroberte Landrecy Bouchain und m. a. O. Aber auf der andern Seite verlor er das Mailändiſche; und, was noch empfindlicher für ihn war, der Connetable von Bourbon, den die Cabale der Mutter des Königs aus Frankreich verdrängte, trat auf die Seite des Kaiſers. Dieſer große Feldherr ſchlug die Franzoſen in Italien und trieb ſie über die Alpen zurück, marſchirte gegen die Provence, nahm Toulon und belagerte Marſeille. Franz eilte der Provence zu Hülfe, und drang, nachdem er ſie befreit hatte, in's Mailändiſche vor und belagerte Pavia (1524). Während er dieſe verwegene Belagerung mitten im Winter unternahm, beging er die Unvorſichtigkeit, 16,000 Mann von ſeiner Armee zur Eroberung Neapels abzuſchicken, und ſo erlitt er, zu ſchwach, den Kaiſerlichen zu widerſtehen, am 24. Febr. 1525 bei Pavia eine völlige Niederlage. Er ſelbſt gerieth, nachdem zwei Pferde unter ihm getödtet worden, mit ſeinen vornehmſten Officieren in die Hände ſeiner Feinde. Als er ſich umringt und ohne Rettung ſah, weigerte er ſich, ſeinen Degen dem franzöſiſchen Officier, dem einzigen, der dem Herzog von Bourbon gefolgt war, zu übergeben. Dieſer Bourbon ſollte nicht das Zeichen ſeiner Demüthigung empfangen. Man rief daher den Vicekönig von Neapel herbei, dem Franz ſeinen Degen mit den Worten übergab: „Herr von Lannoy, nehmen Sie den Degen eines Königs, der Lob verdient, denn, ehe er ihn verlor, hat er das Blut der Ihrigen damit vergoſſen; er iſt Ihr Gefangener nicht durch Feigheit, ſondern durch Mißgeſchick." Damals ſchrieb er an ſeine Mutter: „Alles iſt verloren, nur die Ehre nicht." Franz I. wurde hierauf nach Madrid geführt, und nur durch einen harten Vertrag, der den 14. Jan. 1526 zu Madrid unterzeichnet wurde, konnte er ſeine Freiheit wieder erlangen. Er entſagte darin ſeinen Anſprüchen auf Neapel, Mailand, Genua, Aſti, der Souverainetät über Flandern und Artois, auch verſprach er das Herzogthum Bourgogne abzutreten, und 2 Millionen Thaler zu zahlen. Für die Erfüllung dieſer Bedingungen mußte er ſeine beiden jüngſten Söhne als Geiſeln ſtellen, gegen welche er an der Grenze ausgewechſelt wurde. Als aber Lannoy, der als Carls Abgeordneter dem Könige ſogleich nach Paris gefolgt war, Burgund im Namen des Kaiſers forderte, führte ihn Franz, ſtatt aller Antwort, in die Verſammlung der burgundiſchen Deputirten, welche dem Könige erklärten, daß er nicht das Recht habe, eine Provinz von ſeiner Monarchie abzureißen. Außerdem hatte Lannoy die Kränkung, der Publication der heiligen Ligue beiwohnen zu müſſen, welche in einem Bündniſſe zwiſchen dem Papſt, dem Könige von Frankreich, der Republik Venedig und allen Mächten Italiens be-

ſtand, um den Fortſchritten des Kaiſers Einhalt zu thun. Franz, der die Seele dieſer Ligue war, ließ (1527) durch Lautrec einen Theil der Lombardei beſetzen, und befreite dadurch den von den kaiſerlichen Truppen eingeſchloſſenen Papſt. Er würde auch Neapel erobert haben, wenn nicht anſteckende Krankheiten die franzöſiſche Armee ſammt ihrem General im J. 1528 aufgerieben hätten. Dieſer Verluſt beſchleunigte den Frieden zu Cambrai im J. 1529 Der König von Frankreich begab ſich eines Theils ſeiner Anſprüche, mußte ſeine zwei Söhne mit zwei Millionen Thalern löſen, und heirathete Eleonoren, die Wittwe des Königs von Portugal und Schweſter des Kaiſers. Aber auch dieſer Friede war von kurzer Dauer. Mailand, dieſer beſtändige Gegenſtand der Kriege und das Grab der Franzoſen, reizte unaufhörlich Franzens Ehrgeiz. Im J. 1535 drang er nochmals in Italien ein, und bemächtigte ſich Savoyens. Allein der Kaiſer fiel in die Provence ein (1536), und belagerte Marſeille. Unterdeſſen hatte ſich Franz mit Soliman II. verbunden. Das kaiſerl. Heer konnte ſich in der Provence nicht behaupten. So wurde endlich in einer Zuſammenkunft mit Carl V., welche der Papſt im J. 1538 zu Nizza vermittelte, ein 10jähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen. Der Kaiſer, der einige Zeit nachher durch Frankreich reiſete, um die aufrühreriſchen Genter zu züchtigen, verſprach dem König in einer perſönlichen Unterredung, einen ſeiner Söhne mit Mailand zu belehnen: aber kaum hatte er Frankreich verlaſſen, als er dieſe Zuſage widerrief. Der Krieg entzündete ſich aufs neue. Franz ſchickte Truppen nach Italien, Rouſſillon und Luxemburg. Der Graf d'Enguien ſchlug die Kaiſerlichen bei Ceriſoles im Jahr 1544 und machte ſich Meiſter von Montferrat. Schon verſprach ſich Frankreich in Verbindung mit Algier und Schweden glückliche Erfolge, als Carl V. und Heinrich VIII. im Bunde gegen Franz I. alle ſeine Hoffnungen niederſchlugen. Sie drangen in die Picardie und Champagne ein. Der Kaiſer ſtand in Soiſſons und der König von England nahm Boulogne weg. Zum Glück für Franz hinderte das Bündniß der proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands den Kaiſer, ſeine Vortheile zu verfolgen, und machte ihn zum Frieden geneigt, der 1544 zu Crespi in Valois zu Stande kam. Carl entſagte den Anſprüchen auf Burgund. Zwei Jahre ſpäter machte auch England Frieden. Bald darauf ſtarb Franz an jener durch die Entdeckung Amerika's nach Europa verpflanzten, und damals noch unheilbaren Krankheit, den letzten März 1547. Er war von ritterlichem, unternehmendem Geiſt. Bei ſeiner Freigebigkeit, Güte und Kunſtliebe würde er, hätte er friedlich regieren wollen, Frankreich glücklich gemacht haben. Der Schutz und die Beförderung, die er den Künſten angedeihen ließ, haben bei der Nachwelt den größten Theil ſeiner Fehler ausgelöſcht. Er lebte gerade zu der Zeit, wo die Wiſſenſchaften wieder erwachten und verpflanzte die Trümmer, die den Verheerungen Griechenlands entgangen waren, nach Frankreich. Seine Regierung iſt die Epoche, wo die Künſte und Wiſſenſchaften einen heilſamen Einfluß auf den Geiſt und die Sitten der Franzoſen zu gewinnen anfingen. Im J. 1534 ſandte er Jacques Cartier, einen geſchickten Seefahrer, von St. Malo nach Amerika, um Entdeckungen zu machen, und dieſer war ſo glücklich, Canada zu entdecken. Auch hat Franz das königliche Collegium geſtiftet und den Grund zu der Bibliothek von Paris gelegt, welche

gegenwärtig die wichtigſte in Europa iſt. Ohnerachtet der vielen Kriege, die er führte, und des übrigen großen Aufwandes, den er machte, hinterließ er doch keine Schulden, ſondern einen nicht ganz unbedeutenden Schatz.

Franz II., König von Frankreich, der Sohn Heinrichs II. und der Catharina von Medicis, geb. zu Fontainebleau den 9. Jan. 1544, beſtieg den Thron nach dem Tode ſeines Vaters, den 18. Juli 1559. Er hatte ſich das Jahr zuvor mit Maria Stuart, der einzigen Tochter König Jacob V. von Schottland, vermählt. In ſeiner kurzen Regierung, die nur 17 Monate dauerte, ſtreute er den Samen zu vielen Übeln aus, welche hernach Frankreich verwüſteten. Die Oheime ſeiner Gemahlin, Herzog Franz von Guiſe und der Cardinal von Lothringen, wurden an die Spitze der Verwaltung geſtellt. Dieſer ſtand dem Clerus und den Finanzen, jener dem Kriegsweſen vor; aber beide gebrauchten ihre Macht nur, um ihrem Stolze und ihrer Herrſchſucht zu fröhnen. Franz II. trat ſogar auf Antrieb ſeiner Mutter die Souverainetät des Herzogthums Bar an den Herzog von Guiſe ab und behielt ſich nichts vor, als die Lehnsherrlichkeit. Anton von Bourbon, König von Navarra, und ſein Bruder Ludwig, Prinz von Condé, entrüſtet, daß zwei Fremdlinge den König beherrſchten, während die Prinzen von Geblüt entfernt wurden, verbanden ſich mit den Calviniſten, um die Macht der Guiſen, der Beſchützer der Catholiſchen, zu vernichten. Herrſchſucht war die Urſache dieſes Krieges, die Religion der Vorwand, und die Verſchwörung von Amboiſe das erſte Zeichen zum Bürgerkriege. Die Verſchwörung brach im März 1560 aus; der Prinz von Condé war die unſichtbare Seele und La Renaudie der Führer derſelben. Dieſer vertraute ſich Avenelles, einem Advocaten von Paris, welcher die Unternehmung verrieth. Der größte Theil der Verſchwornen wurde verhaftet und hingerichtet. La Renaudie wurde im Gefechte getödtet, und viele andre kamen an ſeiner Seite mit den Waffen in der Hand um. Nach dieſem Ereigniß ſtieg die Macht der Guiſen nur noch höher. Den Calviniſten wurde die Ausübung des Gottesdienſtes gänzlich unterſagt, und in jedem Parlament eine Kammer errichtet, welche einzig darüber zu wachen hatte. Der Prinz Condé, als das Haupt der calviniſtiſchen Partei, wurde zum Tode verurtheilt, und ſollte durch die Hand des Henkers ſterben, als Franz II., der immer ſchwächlich und ſeit langer Zeit krank geweſen, den 5 Dec. 1560 in einem Alter von achtzehn Jahren ſtarb, und das Reich, mit 43 Millionen Schulden beſchwert, den Greueln des Bürgerkriegs zur Beute ließ. Seine Anhänger nannten ihn den König ohne Laſter, man kann aber auch hinzuſetzen, ohne Tugend.

Franz I. (Stephan), älteſter Sohn Herzogs Leopold von Lothringen, und nachmaliger deutſcher Kaiſer, war im J. 1708 geboren. Er kam 1723 nach Wien, wurde daſelbſt mit dem ſchleſiſchen Herzogthum Teſchen belehnt, und trat nach ſeines Vaters Tode im J. 1729 die Regierung des Herzogthums Lothringen und Bar an, wurde aber bald darauf von Frankreich auf immer daraus verdrängt. Denn als 1733 der nach dem Tode Friedrich Auguſts von Sachſen zum zweiten Mal zum König von Polen erwählte Stanislaus Lesczinski dieſes Reich wieder verlaſſen mußte, benutzte deſſen Schwie-

gerſohn Ludwig XV. dieſen Umſtand, um von dem Kaiſer, der ihm hauptſächlich entgegen geweſen war, eine Entſchädigung für ihn zu fodern. Weil nun Frankreich ſchon lange vorher auf das ihm nahe gelegene Lothringen Anſprüche gemacht, auch ſchon zu verſchiedenen Malen es in Beſitz genommen hatte, ſo wurde in dem 1735 zu Wien geſchloſſenen Präliminarfrieden ausgemacht, daß der Herzog von Lothringen dieſes Land ſofort an den König Stanislaus und nach deſſen Tode auf immer an Frankreich abtreten, dagegen aber in den Beſitz des Großherzogthums Toscana einrücken ſollte, ſobald daſſelbe durch den Tod des damaligen Großherzogs Johann Gaſto, des letzten aus dem Mediceiſchen Hauſe, erledigt ſein würde, welches auch im Jahr 1737 erfolgte. Im Jahre 1736 vermählte er ſich mit Maria Thereſia, der Tochter Kaiſers Carl VI. Er wurde zum Reichs-Generalfeldmarſchall und Generaliſſimus der kaiſerlichen Armeen ernannt und commandirte im J. 1738 mit ſeinem Bruder Carl die öſterreichiſche Armee in Ungarn gegen die Türken. Nach dem Tode Carls VI. (1740) wurde er von ſeiner Gemahlin zum Mitregenten aller öſterreichiſchen Erblande erklärt, doch durfte er keinen Antheil an der Staatsverwaltung nehmen. Nach Carls VII. Tode wurde er 1745, ungeachtet verſchiedner Widerſprüche, zum römiſchen Kaiſer erwählt, und als ſolcher am 4. October zu Frankfurt gekrönt. Seine zwanzigjährige Regierung als Kaiſer — er ſtarb zu Inſpruck den 18. Auguſt 1765 — iſt durch keine merkwürdige Begebenheit ausgezeichnet.

Franz I. (Joſeph Carl), (vorher als römiſcher Kaiſer Franz II.) Kaiſer von Öſterreich, König zu Ungarn, Böhmen, Gallizien, Lodomerien, von der Lombardei und Venedig ꝛc., Erzherzog zu Öſterreich ꝛc., iſt ein Sohn des römiſchen Kaiſers Leopold II. und deſſen Gemahlin, Maria Louiſe (Tochter Königs Carl III. von Spanien); geboren am 12. Februar 1768. Er folgte am 1. März 1792 ſeinem Vater in allen öſterreichiſchen Erblanden, ward zum König von Ungarn gekrönt am 6. Juni 1792, zum römiſchen Kaiſer erwählt am 7. und gekrönt am 14. Juli 1792, und zum Könige von Böhmen am 5. Auguſt deſſelben Jahrs. Nachdem (am 18. Mai 1804) Frankreich zum Kaiſerthume erhoben worden war, erklärte er ſich (durch Patent vom 11. Auguſt und Proclamation vom 7. December 1804) zum Erbkaiſer von Öſterreich. Als der Rheinbund im Juli 1806 errichtet worden war, legte er am 6. Auguſt 1806 die römiſche Kaiſer- und deutſche Königskrone und die Regierung des deutſchen Reichs nieder. Seine erſte Erziehung erhielt er zu Florenz unter den Augen ſeines Vaters. Sein Oheim, der Kaiſer Joſeph II., übernahm die Vollendung ſeiner Bildung. In ſeinem zwanzigſten Jahre begleitete Franz ſeinen Oheim gegen die Türken und übernahm im folgenden Jahre ſelbſt das Obercommando der Armee, wo Laudon ihm zur Seite ſtand. Nach dem Tode ſeines Oheims (1790) nahm er ſich der Regierungsgeſchäfte bis zur Ankunft ſeines Vaters an. Nach dem Tode ſeines Vaters (1792) nahm er als Kaiſer Antheil an dem gemeinſchaftlich mit Preußen begonnenen Kriege gegen Frankreich, welches ihm durch ſeine Nationalverſammlung (20. April 1792) als König von Ungarn und Böhmen den Krieg erklärt hatte (ſ. Deutſchland), den er auch dann, als Preußen einen Separatfrieden mit der Republik geſchloſſen hatte, mit Nachdruck fortſetzte. Im Jahre 1794 ſtell-

te er ſich in Perſon an die Spitze ſeiner niederländiſchen Armee. Befeuert durch die Gegenwart des Monarchen, ſchlug ſie die Franzoſen bei Coteau und Landrecy, das ſie eroberte, und gewann die blutigen Schlachten von Tournay und Charleroi. Doch die brabanter Stände verſagten ihm den geforderten Landſturm und Geld, und faſt im Vorgefühle der nachherigen Unglücksfälle verließ er am 13. Juni dieſes Jahres Brüſſel, um nach Wien zurückzukehren. Der Friede von Campo-Formio (17. Oct. 1797) verſchaffte ſeinen Waffen einige Zeit Ruhe; doch im neuen Bündniſſe mit England und Rußland fuhr Franz 1799 in der Bekämpfung der Republik fort, bis dieſe Rußland u. Öſterreich 1801 zum Frieden zu Lüneville nöthigte, der mit allbekannten Opfern für Öſterreich und das deutſche Reich bezeichnet war. Im Jahr 1805 brach der Krieg zwiſchen Öſterreich und Frankreich von neuem aus. Aber nach der Schlacht von Auſterlitz (2. Dec. 1805) verabredete Franz I. und der damalige franzöſiſche Kaiſer mündlich die Bedingungen eines Waffenſtillſtandes, und die Grundlagen zum künftigen Frieden, der zwanzig Tage darauf (am 26 Dec. 1805) zu Preßburg unterzeichnet wurde. In den Jahren 1806 und 1807 behauptete Franz I. bei dem Kriege Frankreichs gegen Preußen und Rußland eine ungeſtörte Neutralität; auch bot er ſich, doch vergebens (am 3. April 1807), zum Vermittler zwiſchen den kämpfenden Parteien an. Aber Franzens Proclamation an die Völker Öſterreichs vom 8. April 1809, die unter ſeiner Autorität erſchienenen Aufrufe an die geſammte deutſche Nation, ſeine Declaration u. Kriegserklärung gegen Frankreich vom 27. März 1809, und die Errichtung der Landwehr bewieſen, daß Franz I. nie mehr zum Kriege ſich gerüſtet hatte, als nach dem Frieden zu Tilſit, der Alexander mit Napoleon vereinigte. Das Jahr 1809 koſtete ihm zwar ſehr viel, doch ſchien dadurch der Grund zu einem dauerhaften Frieden mit Frankreichs mächtiger Nation gelegt zu ſein. Der wiener Friede gab Öſterreichs Kaiſer die Hauptſtadt ſeiner Monarchie zurück, und ſeine Einwilligung in die Vermählung ſeiner älteſten Tochter (der zweiten aus ſeiner zweiten Ehe) Marie Louiſe mit Napoleon knüpfte zwiſchen beiden Häuſern ein feſtes Band. Des Kaiſers Franz erſte Gemahlin war eine Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Wirtemberg geweſen, welche am 18. Februar 1790 geſtorben war. Seine zweite war die Tochter des Königs Ferdinand IV. von Sicilien, Maria Thereſie, welche ihm dreizehn Kinder gebahr, wovon noch ſieben leben, unter ihnen der Kronprinz Ferdinand Carl Leopold Joſeph Marcellin (19. April 1793). Aus ſeiner dritten mit Marie Louiſe Beatrix, jüngſten Tochter ſeines Oheims, des verſtorbenen Erzherzogs Ferdinand von Öſterreich, Herzogs zu Modena-Breisgau, am 6. Jan. 1808 geſchloſſenen Ehe hat er keine Kinder. Seine vierte Gemahlin iſt Charlotte, zweite Tochter des Königs Maximilian Joſeph von Baiern (geſchieden von ihrem erſten Gemahl, dem jetzigen König von Wirtemberg, im Jan. 1816 und vermählt mit dem Kaiſer Franz im Nov. 1816). Das Familienband, welches Öſterreich und Frankreich umſchlingen ſollte, konnte nicht des Schwiegerſohns Ehrgeiz beſänftigen. Kaiſer Franz vereinigte ſich zwar mit ſeinem Eidam bei der denkwürdigen Conferenz zu Dresden im Mai 1812, aber der unbiegſame Stolz der Willkür trennte dieſes Verhältniß. 1813 ſah ſich Franz I. genöthigt verbunden mit Rußland und Preußen, dieſe Übermacht zu demüthigen. Er wohn-

te dieſem Kampfe bis zum Ende in Perſon bei, ſah hierauf 8 Monate hindurch (Oct. 1814 — Mai 1815) den größten Theil der europäiſchen Regenten in ſeiner Hauptſtadt zum *Congreß* verſammelt, und bereiſete einen Theil ſeiner wiedererworbenen Staaten. Durch die Reſultate der pariſer Friedensſchlüſſe (30. Mai 1814 und 21. Nov. 1815) und durch den am 14. April 1816 mit Baiern geſchloſſenen Tractat iſt Franz I. Beherrſcher einer Monarchie geworden, wie ſie keiner ſeiner Vorfahren beſeſſen hat. (S. Öſterreich.) Im J. 1818 nahm er an dem Congreſſe zu Aachen Theil, im J. 1819 machte er eine Reiſe nach Rom und Neapel, 1820 legte er die in Wien entworfene Schlußacte des deutſchen Bundes dem Bundestage vor.

Franz (Leopold Friedrich), letztverſtorbener Herzog von Deſſau, geb. den 10. Auguſt 1740, Sohn des Fürſten Leopold Maximilian, Enkel des berühmten Schöpfers des preußiſchen Fußvolks, Fürſten Leopolds von Anhalt-Deſſau, und der Anne Louiſe, gebornen Jungfer Föſin, welche den 29. Dec. 1701 in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde, hatte ſich früher dem preußiſchen Kriegsdienſte gewidmet. Er wohnte 1756 der Einſchließung der Sachſen am Lilienſteine und 1757 der Schlacht und Belagerung von Prag und der Schlacht von Collin, unter dem Befehle ſeines Oheims, des Prinzen Moriz von Deſſau, bei; nahm aber, bewogen durch Kränklichkeit und Beſorgniß ſeines Oheims und Vormundes Dietrich, der ſeit 1751 das Land regierte, bald ſeinen Abſchied, und trat, nach vom Kaiſer erhaltener Volljährigkeit, den 20. Oct. 1758 die Regierung ſelbſt an. Da von nun an das Deſſauiſche Land von dem gereizten Könige mit Kriegslaſten ſehr beſchwert wurde, ſo verkaufte der Fürſt ſein Silbergeſchirr, gab ſein ganzes reiches Erbe her, und bezahlte die aufgelegte Kriegsſteuer aus eignem Vermögen. Nach hergeſtelltem Frieden bereiſete er zu verſchiedenen Malen Italien, die Schweiz, Frankreich, Holland, England, Schottland und Irland, ſuchte überall die geſchätzteſten Gelehrten und Künſtler auf und errichtete mit vielen herzliche Freundſchaft. Er wollte ſich bilden und belehren. Deshalb ſtudirte er mit dem größten Eifer die ſchönen Künſte, vornehmlich die Baukunſt, beſah Fabriken und unterrichtete ſich von allem genau. In verſchiedenartiger Hinſicht trefflich gebildet, mit Erfahrung und Menſchenkenntniß bereichert, kehrte er zurück und vermählte ſich (25 Juli 1767) mit Louiſe Henriette Wilhelmine, Tochter des Markgrafen Heinrich Friedrich von Brandenburg Schwedt, einer Fürſtin, die durch ihre vorzügliche Geiſtesbildung, wie durch die Schönheit ihrer Geſtalt ausgezeichnet war. Jetzt wurde alles Erlernte angewendet zum Wohle und zur Verſchönerung des Landes. In jedem Zweige der Verwaltung wurden mit der weiſeſten Anwendung Verbeſſerungen gemacht. Vorzüglich zeichnen ſich die Bemühungen des Fürſten für Bildungsanſtalten jeder Art aus. Um die Idee der Menſchenerziehung zu verwirklichen, wurde unter ſeinem Schutze und mit ſeiner thätigen Theilnahme das Philanthropin errichtet (1774). Es war nicht ſeine Schuld, daß manche Erwartungen unerfüllt blieben, doch war der Anſtoß zur Umwälzung der Erziehungsweiſe gegeben und die Namen eines Salzmann, Campe, Kolbe, Olivier, die aus dem Philanthropin hervorgingen, ſind hochgeachtet in der Ge-

ſchichte des Erziehungsweſens. Die Stadtſchulen in Deſſau (1785) und in Zerbſt (1803) wurden mit großen Koſten völlig neu eingerichtet, auch Tillich ſehr unterſtützt. Das ſo ſehr vernachläſſigte weibliche Geſchlecht erhielt ſchon 1786, früher vielleicht als irgendwo in Deutſchland, eine Bildungsanſtalt in Deſſau und ſpäter (1806) in Zerbſt. Für Aufklärung und Erziehung des Landmanns wurde durch ein Schulmeiſterſeminar Sorge getragen. Eine Paſtoralgeſellſchaft, zur Fortbildung der geſammten Geiſtlichkeit, ſo wie auch die Buchhandlung der Gelehrten (1781 — 1787) errichtet. Künſte und Wiſſenſchaften wurden befördert, auswärtige Künſtler berufen, und vorzüglich durch die ſchöne Bau- und Gartenkunſt, Werke und Anlagen hervorgebracht, die eine völlige Umwälzung des Geſchmacks in dieſer Hinſicht in Deutſchland, durch das Hinweiſen zur Antike und Natur, bewirkten. Wörlitz, das Luiſium, der Luſtgarten, ſind bleibende Denkmähler der Gartenanlagen des Fürſten. Die Gebäude ſind mit den Werken der Mahlerei, Kupferſtecher- und Bildhauerkunſt vorzüglicher Meiſter geſchmückt. Für die Muſik wurde die Capelle, für die Schauſpielkunſt das Theater errichtet. Die Kupferſtechergeſellſchaft des Baron von Brabeck wurde in die chalcographiſche Geſellſchaft verwandelt (1796 — 1806). Dabei wurde das Land durch Kunſtſtraßen mit Baumreihen, geſchmackvollen Brücken und andern nützlichen Anlagen zugleich verſchönert; neue Entdeckungen oder ſonſtige Verbeſſerungen des Landbaues benutzt und befördert; der Verarmung geſteuert durch eine Brandkaſſe und eine Wittwenkaſſe, dazu mehrere Armenhäuſer für Dürftige angelegt. Die Polizeiverordnungen ſind muſterhaft. Alles dieſes wurde 1798, nach Ererbung des dritten Theils des Fürſtenthums Zerbſt, auch auf dieſen übergetragen. Dabei wurden alle Schulden bezahlt, die Abgaben zu verſchiedenen Malen verringert, und das Fürſtenthum zu einem Grade von Wohlſtand gebracht, den ſchwerlich irgend ein anderes Land in Deutſchland erreichte. Ein eigentlicher Hofſtaat und Glanz wurde nicht für nothwendig gehalten. In dieſer Lage traf das deſſauiſche Land der Krieg. Das männliche und feſte Benehmen des Fürſten erzwangen ihm Napoleons beſondere Achtung und wendeten viele Erpreſſungen von dem Lande ab. Den damaligen Verhältniſſen gemäß, trat der Fürſt (18. Sept. 1807) dem Rheinbunde bei, nahm den herzoglichen Titel an und ſtellte den gefoderten Truppenbeitrag, 350 Mann, überhaupt für Frankreich viermal gänzlich erneuert (1807, 9. 11. 13). Sein 50jähriges Regierungs-Jubelfeſt feierte er mit vielfach erhaltenen Beweiſen der innigſten Dankbarkeit ſeiner Unterthanen. Aller vermehrten Ausgaben ungeachtet wurde erſt 1812 eine neue Auflage gemacht. Der Krieg von 1813 verwüſtete das Ländchen ſehr. Im Zeitraume eines Jahres wurde der Truppenbeitrag viermal völlig neu errichtet. Am 1. Dec. 1813 entſagte der Herzog dem Rheinbunde. Er ſtarb 1817. Er war ein trefflicher Fürſt, zutraulich, wie ein Bürger, einfach, wie ein Privatmann, und bieder, wie ein Deutſcher.

Franzband, von gebundenen Büchern gebraucht, heißt eine Art des Bücherbandes, da die Bücher entweder ganz in Leder, oder doch mit ledernen Rücken und Ecken eingebunden, übrigens gewöhnlich auf dem Rücken mit Titel von Goldbuchſtaben und mit Goldlinien verſehen und geziert werden. Jene nennt man *ganze*, die letztern *halbe Franzbände*.

Franzbrantewein, ſ. Brantewein.

Franzensbrunn bei Eger iſt ein neuangelegter Badeort, eine Stunde von Eger in einer kahlen, mit Fruchtfeldern überſäeten Ebene, die in der Entfernung einiger Stunden rings um von Gebirgen eingeſchloſſen iſt. Der daſige Sauerbrunnen entſpringt in mehreren Quellen aus einem Torfmoor, mit welchem die ganze Gegend bedeckt iſt, und ſoll ſchon im 10ten Jahrhundert bekannt geweſen ſein. Die zuerſt benutzte Quelle mag näher an der Stadt Eger gelegen haben, woher der Brunnen Egerbrunnen genannt ward. Man ſcheint ſich hierauf ſchon 1584 dieſes Brunnens als Heilmittels bedient zu haben, worauf er im 17ten Jahrhundert in großen Ruf kam, dann aber wieder darin ſank. Im J. 1793 ward eine Summe vom Kaiſer ausgeſetzt, wovon ein Brunnenhaus, ein Trink- und Tanzſaal und einige andere Häuſer errichtet wurden. Zugleich wurden 12 Bauſtellen angewieſen, zu deren Bebauung jeder Competent 1000 Gulden Vorſchuß auf 28 Jahre u. Steuer- u. Rekrutenfreiheit erhielt. Zu Ehren des Kaiſers ward der Ort Franzensbrunn genannt. Hierauf bauten ſich immer mehrere an, ſo daß nun, außer der Hauptſtraße noch 3 Straßen angefangen ſind; auch iſt nun eine geſchmackvolle Kirche in dem Wäldchen beim Orte gegründet. In dem Gaſthofe zum Schwan findet man ſehr gutes Unterkommen. Die Anlage des Orts war um ſo ſchwieriger, da der Moorboden keinen gehörigen Grund zu legen erlaubte. Der Quellen ſind drei; die eine zum Trinken iſt unter Dachung und ſteht mit einem bedeckten Gange zum Luſtwandeln in Verbindung, die andern, weſtlich vom Orte, ſind unbedacht und werden zu den Bädern verwendet. In einem Pfunde zu 16 Unz. des daſigen Brunnens fand Reuß: Luftſ. mineral. Laugenſalz $13\frac{1}{4}$ Gr., Glauberiſches Wunderſalz 52 Gr., Kochſalz $8\frac{1}{2}$ Gr., luftſaure Kalkerde $2\frac{1}{6}$ Gran, Kieſelerde $\frac{5}{12}$ Gr., luftſaures Eiſen $\frac{5}{6}$ Gran, Luftſäure $43\frac{7}{36}$ Kub. Zoll. Das Waſſer iſt hell und klar. Es iſt vorzüglich wirkſam bei den Krankheiten des Unterleibes von Verſtopfung der Gefäße, in ſchleimigen Anhäufungen aller Art, in Krankheiten des Syſtems der lymphatiſchen Gefäße, in Hypochondrie, Hämorrhoidenzufällen und verſchiedenen Übeln der Urinwege, bei Beſchwerden des Bandwurms ꝛc. Auf die feſten Theile äußert es ſich ſtärkend. Das Laxirſalz, welches hier gefertigt wird, nimmt man zu 2 Loth; überhaupt wirkt auch der Brunnen dahin. Man trinkt ihn in aller Frühe, und wenn man die Kälte des Waſſers nicht gut vertragen kann, gewärmt oder mit warmer Milch. Zwiſchen jedem Male Trinken geht man 10 Minuten in den am Brunnen angebrachten Sandgängen, oder im bedeckten Gange oder dem Saale umher. Eine Stunde nach dem letzten Becher frühſtückt man. Bäder ſind in jedem Hauſe angebracht; man badet in Wannen und zahlt für jedes Bad 1 Fl. 30 Kr. Wer nur einmal badet, wählt am beſten die Stunden zwiſchen dem Frühſtück und Mittagseſſen; wer zweimal badet, thut es dann noch um 5 oder 6 Uhr Abends. Der Spaziergänge in der Nähe ſind freilich nur ſehr wenige. Sie beſchränken ſich auf die ſchattenloſen Sandgänge nach der Schladerbrücke zu, und auf den ſogenannten Park, ein Gehölz mit Gängen und einem Hügel in der Mitte, von wo aus man die Hauptſtraße überſieht. In der Nähe der Luiſen-Quelle faßte man 1818 den Kalten-Sprudel, eine mit Salz reich verſehene Stahlquelle.

Franzöſiſche Bank. Bank von Frankreich. Pariſer Bank. Nach der engliſchen Bank (ſ. d. Art. Londner Bank) gebührt der franzöſiſchen die vorzüglichſte Stelle unter den Zettelbanken (ſ. d. Art.) in Europa. Schon im Jahre 1799 war in Paris eine ähnliche Anſtalt errichtet worden, aber unter den Stürmen der Revolution konnte ſie nicht gedeihen. Erſt vier Jahre ſpäter (1803), als der Friede auf dem feſten Lande geſichert ſchien und Ruhe im Innern herrſchte, erließ die franzöſiſche Regierung eine Verordnung, vermöge welcher ſämtliche Privat-Zettelbanken in Paris in eine einzige große Nationalbank unter der Benennung: Bank von Frankreich, vereinigt wurden. Das Capital dieſer Anſtalt wurde auf 45 Mill. Franken feſtgeſetzt, und ſollte in 45,000 Actien, jede von 1000 Fr., abgetheilt werden. Die Anſtalt erhielt auf 15 Jahre das ausſchließliche Privilegium, Noten, zahlbar auf Verlangen in Metallmünze, auszugeben; daneben macht ſie der Regierung ſowol als Privaten Vorſchüſſe auf hinlängliche Sicherheit, leihet auf Pfänder von Gold und Silber, übernimmt die Einnahme von öffentlichen und Privat-Gefällen, u. läßt auf den Betrag der Einnahme Zahlungsanweiſungen auf ſich ausſtellen, bewahrt Depoſitengelder, und nimmt die Baarſchaften öffentlicher Kaſſen und Anſtalten, ſo wie auch von Privatperſonen in Verzinſung, diſcontirt Wechſel und alle Papiere, worauf drei bekannte und begüterte Perſonen Zahlung zu leiſten haben. Die innere Verwaltung wurde ſehr zweckmäßig organiſirt. Zugleich war feſtgeſetzt, daß die Dividende für das nächſte Jahr (1804) acht Procent nicht überſchreiten dürfe, der hiernach noch übrig bleibende reine Gewinnſt aber in den öffentlichen Schulden-Fonds angelegt, und als Reſerve-Fonds betrachtet werden ſolle. Unter dieſen Verhältniſſen begann die franzöſiſche Bank ihre Operationen und ſchon am Schluſſe des erſten Jahres ſeit ihrer Errichtung betrug ihr reiner Gewinnſt die Summe von 4,185,937 Fr., alſo über 12 pCt. vom urſprünglichen Bank-Capitale; davon wurden 8 pCt. unter die Eigenthümer der Bank vertheilt, der Reſt aber als Reſerve-Fonds aufgeſpart; im darauf folgenden Jahre war der reine Gewinnſt ſogar auf 4,652,398 Fr. geſtiegen. Aber zu Ende des Jahrs 1805 gerieth die Bank plötzlich in große Verlegenheit wegen Metallmünze, u. dieſe Verlegenheit machte im J. 1806 ſo raſche Fortſchritte, daß ſie die baaren Zahlungen einzuſtellen genöthigt war. Mehrere Urſachen vereint führten dieſe Kataſtrophe herbei; hauptſächlich waren daran Schuld, die bedeutenden Vorſchüſſe, welche der Regierung von der Bank geleiſtet worden, zur Führung des Kriegs mit Öſterreich, die Ausgebung einer übermäßig großen Anzahl von Noten und des Publicums Beſorgniſſe wegen Zahlungsunfähigkeit der Bank. Die Noten fingen ſogleich an im Cours zu fallen, und konnten nur gegen Verluſt in Metallmünze umgeſetzt werden; mehrere bedeutende Bankquerotte brachen aus u. beſtärkten noch die ſchon allgemein herrſchende Unruhe. Zum Glück war indeſſen dieſe Verlegenheit nicht von langer Dauer; gleich nach Abſchließung des für Frankreich ſo günſtigen presburger Friedens wurden die der Regierung von Seiten der Bank geleiſteten Vorſchüſſe pünktlich zurückgezahlt, u. mit dem Anfang des J. 1806 nahm die Baarzahlung der Bank wieder ihren Anfang. In demſelben J. erſchien ein kaiſerl. Decret, wodurch die zeitherige Verwaltung der Anſtalt eine Abänderung erlitt. Der bisherige Centralausſchuß hörte hiernach auf, u. an ſeine Stelle wurde von der Regierung ein Gouverneur, Inhaber v. 100

Actien mit 60,000 Fr. Gehalt, mit zwei Untergouverneuren, Inhabern von 50 Actien mit Beſoldungen von 30,000 Fr., ernannt. Der Gouverneur ſollte die Agenten der Bank ernennen, und den Vorſitz bei allen Bankgeſchäften führen. Zugleich ward das Bank Capital, das bisher aus 45,000 Actien, jede von 1000 Fr., beſtanden, auf 90,000 Actien, alſo auf 90 Mill. Fr. erhöht, und das Privilegium der Anſtalt von 15 Jahren auf 25 Jahre erſtreckt. Die Bank ward hierdurch in den Stand geſetzt, ihrem Wirkungskreiſe eine bedeutende Ausdehnung zu geben; ein ſpäteres kaiſerliches Decret vom J. 1808 ermächtigte dieſelbe, in mehreren Hauptſtädten des Reichs Comptoire anzulegen, u. es wurden dergleichen auch zu Lyon und Rouen, zum Behuf der Ausgebung von Banknoten und Diſcontirung von Wechſeln errichtet. Als im J. 1814 die fremden Heere in Frankreich eingerückt waren, mußte die Bank bedeutende Summen der Regierung vorſchießen; die damals von ihr in Umlauf geſetzten Noten u. ſonſtige übernommene Verpflichtungen übertrafen um 20 Mill. Fr. den Werth der in ihrem Beſitz befindlichen baaren Münze und ſonſtigen Effecten; es herrſchte eine allgemeine Beſtürzung u. man beſorgte nicht ohne Grund, die Bank werde ſich durch fortgeſetzte Baarzahlung binnen kurzem erſchöpfen. Da erſchien am 18. Jan. 1814 eine Verfügung, wornach die Baarzahlung zwar nicht gänzlich eingeſtellt, aber auf die Summe von 500,000 Fr. für jeden Tag beſchränkt und an Niemand mehr als 1000 Fr. ausgezahlt werden ſollten. Bereits im Februar hatte aber die Bank ſolche Einrichtungen getroffen, daß ſie wieder alle Zahlungen ohne Einſchränkung zu leiſten vermochte, und ſowohl während der Belagerung, als während der feindlichen Beſetzung von Paris, ja ſelbſt unter dem Donner der Kanonen hat ſie fortgefahren zu zahlen; eben ſo ſind auch während der feindlichen Beſitznahme im J. 1815 die baaren Zahlungen der Bank keinen Tag unterbrochen worden. Ihre Actien werden auch gegenwärtig mit 30 — 40 pCt. Gewinn verkauft. K. M.

Franzöſiſche Geſetzgebung, ſ. Code civil.

Franzöſiſches Decimalſyſtem. Die Franzoſen führten daſſelbe zur Zeit der Revolution ein. Alle Maße und Gewichte ſind auf ein einziges Maß, das Längenmaß, zurückgebracht. Dieſes Grundmaß heißt mètre, und hält den 10 millionſten Theil des vierten Theils des Erdmeridians, = 3 Fuß 0 Zoll 11 $^{44}/_{000}$ Linien pariſer Maß; nach rheiniſchen Schuhen 3 Schuh 2 Zoll und 2 Linien. Dieſes Maß wird jederzeit nach der Decimalrechnung entweder vergrößert oder verkleinert, und die Hinzufügung der griechiſchen oder lateiniſchen Decimalbenennung zu dem Grundmaß gibt den Namen. Die lateiniſchen Namen verkleinern, die griechiſchen aber vergrößern. Die lateiniſchen Namen aber ſind: Decem 10; Centum 100; Mille 1000. Die griechiſchen Namen ſind: Deka 10; Hekaton 100; Chilion 1000; Myrias 10,000. Demnach hat man nun gebildet 1. zur Verkleinerung (man muß ſich immer Mètre hinzudenken), Deci $^1/_{10}$; Centi $^1/_{100}$; Milli $^1/_{1000}$; 2. zur Vergrößerung Deka zehn Mal; Hekto hundert Mal; Kilo tauſend Mal; Myria zehntauſend Mal. Man bemerke, daß alle Verkleinerungen ſich auf i, alle Vergrößerungen auf a und o endigen. Wie bei dem Grundmaß, ſo bei allen übrigen, weshalb man nur das jedesmalige Maß im Verhältniß zum Grundlängenmaß zu kennen braucht, um alles reduciren zu können. Dieſe Maße ſind aber 1. das Flächenmaß, Are = 100 Mètres. 2. das Körpermaß, Stère = 1 Cubik-Meter.

3. Hohlmaß, Litre = 1 Cubik-Decimetre. 4. Schwermaß, Gewicht, Gramme = dem Gewichte von 1 Cubik-Centimetre deſtillirten Waſſers. Hiernach ſind auch die Münzen beſtimmt. Indeß hat man doch auch für manche Maße beſondere Benennungen. Bei dem Grundlängenmaße heißt der Millimetre Trait, Strich, der Centimetre Doigt, Finger, der Decimetre Palme, der Decametre Perche, Ruthe. Bei dem Flächenmaße heißt der Hektare Arpent, Morgen; bei dem Hohlmaße der Hektolitre Setier, Scheffel; der Kilolitre Muid, Pinte, Tonne. Nach einer Verordnung Napoleons vom J. 1812 waren für Maß und Gewicht deutſche Namen eingeführt worden, Scheffel, Metze, Elle, u. ſ. w. Bei dem Gelde iſt der Franc der Maßſtab (an Gewicht 5 Grammen, $4\frac{1}{2}$ an Silber, $\frac{1}{2}$ an Kupfer enthaltend), den man in Decimes und Centimes, den zehnten und hundertſten Theil, eintheilt. Auch bei dem Calender hatte man die Zehn zum Maßſtab angenommen. Jeder der 12 Monate war in 30 Tage, und dieſe in 3 Wochen, jede von 10 Tagen, Decade, eingetheilt. Am Ende des Jahrs folgten die 5 oder im Schaltjahr 6 Ergänzungstage. dd.

Franzöſiſche Literatur *. So bedeutend auch Carl des Großen Verdienſte um Geiſtesbildung und Literatur, ſowohl die lateiniſche als die der Landesſprache, waren, ſo daß man die Epoche der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften überhaupt eigentlich mit ſeiner Regierung anfangen muß, ſo war man doch um die Zeit, als Dante in Italien den feſten Grund zu einer claſſiſchen Nationalliteratur legte, in Frankreich noch weiter als zu gleicher Zeit in Spanien u. Portugal von einer ähnlichen Höhe der Geiſtesbildung entfernt. Das nördliche und ſüdliche Frankreich waren bis in das ſechszehnte Jahrhundert in literariſcher Hinſicht völlig geſondert. Die Normannen, welche bekanntlich nebſt den Kreuzzügen viel beigetragen haben, der Phantaſie der europäiſchen Nationen überhaupt einen ganz neuen Schwung zu geben, hatten entſchiedenen Einfluß auf das nördliche Frankreich; ſie brachten die Liebe zum Wunderbaren ſchon aus ihrem alten Vaterlande mit, ihre Phantaſie war mehr kühn und ſinnreich erfindend, als mit Innigkeit glühende Gefühle verarbeitend. Ihr Sinn war mehr muthig als ſchwärmeriſch. Sie liebten zu ihrer Geiſtesunterhaltung heroiſche, wunderbare und muthwillige Erzählungen, und ſangen Lieder (Chansons) in ganz anderm Styl und Silbenmaßen als die Südfranzoſen. Dieſe, die Provenzalen, blieben Sinnesverwandte der Italiener. Hier blühte die Kunſt der Troubadours viel früher als die Poeſie im nördlichen Gallien erwachte; doch als die franzöſiſche Monarchie ſich in der Hauptſtadt Paris concentrirte, da gewann der Norden die Oberhand, und die Poeſie der Provenzalen gerieth in Vergeſſenheit. Ihre Literatur gehört zur Geſchichte des Mittelalters. Derſelbe romantiſche Geiſt, der damals alle Völker beſeelte, knüpfte auch im nördlichen Frankreich das Intereſſe der Poeſie an alle Formen des geſelligen Lebens. Dieſelbe ritterliche Galanterie ergoß ſich in Verſen an der Seine, wie am Arno und am Tajo. Der König Thibaut von Navarra, geborner Graf von Champagne, ſang im Dienſt der Dame ſeines Herzens eben ſo wie ein Troubadour. Doch liebten und erkannten die Franzoſen in der Poeſie ſtets mehr die Kunſt der geiſtreichen Unterhaltung als

Im franzöſiſchen Sinne dieſes Works, nämlich die eigentlichen Fakultäts-Wiſſenſchaften: Theologie, Medicin und Jurisprudenz ausſchließend.

die Sprache der tiefſten Gefühle. Nur in der rohen Poeſie des eigentlichen Ritterromans, gefiel ſich damals der Sinn der Franzoſen ganz; ſobald aber das Ritterweſen in der Wirklichkeit aufhörte, verlor ſich auch die Poeſie deſſelben. Durch die leichten muntern Fabliaux ging ſie in den unterhaltenden Anekdotenſtyl über. Die ſchon im zwölften Jahrhundert gegründete Univerſität Paris wurde der Sitz der ſcholaſtiſchen Philoſophie und Theologie. Hier bildete ſich die ſcholaſtiſche Disputirkunſt aus, und Sinn und Sprache neigten ſich, durch dieſe erzogen, nachher ſtets mehr zur Beredſamkeit als zur Dichtung. Natürliche, nicht pedantiſche Proſa zu ſchreiben, bemühten ſich die Franzoſen eher, als irgend eine neuere Nation. Nach Klarheit, Beſtimmtheit, Wohllaut, gutem Periodenbau, und gefälliger Leichtigkeit mußte hierbei beſonders geſtrebt werden; dieſe Vorzüge ſind es, durch deren Vereinigung ſich die franzöſiſche Proſa zur claſſiſchen Vortrefflichkeit, beſonders unter der Regierung Ludwigs XIV., als überhaupt dem glücklichen Zeitalter der franzöſiſchen Literatur, erhob. Weder ſchwärmeriſche noch tiefſinnige Phraſen aber konnten in einen ſolchen Styl Eingang finden, und Voltaire's merkwürdiger Ausſpruch: „Was nicht klar iſt, iſt nicht franzöſiſch,“ findet in der ganzen Geſchichte dieſer Literatur, bis auf die Revolution, ſeit welcher die literariſchen und künſtleriſchen Talente der franzöſiſchen Nation nicht mehr ſo ſicher und zweckmäßig durch die Zucht der Kritik und des Geſchmacks geleitet werden, ſeine Anwendung. Um ſelbſt einen klaren Überblick zu gewinnen über das Merkwürdigſte, was in dieſer reichen Literatur geleiſtet wurde, (doppelt merkwürdig durch den Einfluß, den ſie bei der Verbreitung der franzöſiſchen Sprache, Sitten und Geſchmacksweiſe auf das übrige Europa hatte), wollen wir ſie in 12 Hauptclaſſen der beſonderen Fächer abtheilen, die wir jede einzeln betrachten werden. Wir folgen hierbei dem Leitfaden von Chénier's trefflichem Tableau historique de la Littérature française.

1. Franzöſiſche Proſa. Grammatik, Kunſt des Denkens. Funfzig Jahre, nachdem Bacon den Unterſchied der wirklichen von der philoſophiſchen Grammatik erklärt hatte, ſchrieb Lancelot unter Arnaud's Leitung die unter dem Titel: „l'âme de Port-Royal,“ bekannte allgemeine Grammatik, mit welcher die wiſſenſchaftliche Literatur der Franzoſen anfängt. Robert und Henri Etienne ſchrieben unter Heinrich II. Regierung zuerſt über die franzöſiſche Sprache. Seit der Errichtung der Akademie ſchrieben Vaugelas, T. Corneille, Patru, Ménage, Bouhours, Beauzée, Desmarais ꝛc., über dieſen Gegenſtand. Girard durch ſeine Synonymes, d'Olivet durch ſeine Abhandlung über die Proſodie, und Dumarſais durch ſeine Bemerkungen über die bildlichen Ausdrücke, bereicherten und ordneten die Sprachkunde. Condillac verbreitete durch ſeine Grammaire générale noch helleres Licht darüber, und ſie wird als Meiſterwerk geachtet. Jetzt zeichnet ſich beſonders Domergue als großer Sprachforſcher aus. Er wagt viele, auf Vernunft gegründete Neuerungen. Der treffliche Sicard, Lehrer der Taubſtummen, hat viel über Sprachkunde geſchrieben und nach Klarheit und Vollſtändigkeit geſtrebt; mit freundlich belehrender Weitläuftigkeit weiß er dem verſchloſſenen Kinderſinn alles anſchaulich zu machen. Ein wichtiges Werk iſt Lemare's: Cours théorique et pratique de la langue française. Sinnig und geſchmackvoll behandelte Marmontel in ſeinen „Leçons d'un Père“ auch die

ſes Fach. Wie viel durch das groſse Dictionnaire de l'Académie für dieſes Fach bewirkt wurde, iſt bekannt. Butet erklärt in ſeiner Lexikographie das Verhältniß der franzöſiſchen zur lateiniſchen Sprache. De Volney gibt in ſeinem Werk über die orientaliſchen Sprachen, die Idee an zu einem allgemeinen Alphabet für die Sprachen aller Welttheile. Wir kommen nun zur zweiten Hälfte unſers Abſchnitts; wir dürfen hier das, was die Franzoſen Philoſophie und Metaphyſik nennen, nicht für daſſelbe halten, was wir unter dieſen Worten verſtehen. Alles tief Gedachte u. tief Empfundene wurde bei ihnen von jeher als einſiedleriſch und phantaſtiſch aus der Literatur wie aus der guten Geſellſchaft verwieſen. Gegen die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts bildete ſich in der eleganten Welt zu Paris eine leichtſinnige Lebensphiloſophie im Gegenſatz zu der affectirten Moralität, die noch mit dem Altromantiſchen etwas zuſammenhing. Beide Syſteme wurden durch elegante Cotterien verbreitet, an deren Spitze Damen ſtanden; die geiſtreiche Ninon de l'Enclos mit ihrem philoſophirenden Freund St. Evremont, war die glänzende Anführerin der erſtern, die feinfühlende liebenswürdige Marquiſe de Sevigné wurde die Stütze der zweiten Partei; beide Cotterien gewannen literariſche Autorität; die Sprache bildete ſich in dieſen Zirkeln zur höchſten Feinheit, aber die Literatur bekam den converſationsmäßigen Charakter, ohne welchen ſie keine Literatur für Franzoſen hätte werden können. Der wiſſenſchaftliche Begriff der Philoſophie verlor ſich in Frankreich gänzlich. Descartes durch ſein Syſtem, Arnaud, Nicole u. der achtungswürdige Malebranche hatten wohl einige Zeitlang Aufſehen gemacht, doch ſie wirkten nicht auf die herrſchende Vorſtellungsart, ihre Anſichten blieben von Dichtung u. Leben getrennt. Buffier, Condillac, Charles Bonnet, Helvétius, Marmontel, ſtrebten höhere Anſichten zu verbreiten, doch da die mehrſten ſich ſcheuten dunklere Tiefen zu ergründen, ſo blieb das, was ſie Philoſophie nannten, meiſt nur eine gewöhnliche Moral, veredelt durch einen bewundernswürdig feine Pſychologie. Die höhere Menſchenkenntniß, die nur durch philoſophiſche Richtung des Geiſtes auf das Ziel aller menſchlichen Beſtrebungen erworben wird, war ihnen fremd. Aber in der Weltkenntniß, die man durch hellen und geübten Blick im geſelligen Leben gewinnt, übertrafen die Franzoſen bald alle andere Nationen. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gewann das, was man in Frankreich ausſchließend die geſunde Philoſophie nennt, allgemeinen Ruf. Dieſe Philoſophie iſt ein Kind der raffinirteſten Sinnlichkeit; ſie wirft alles, was ſich nicht auf der Stelle begreifen, oder durch ein Experiment beweiſen läßt, in die Maſſe der Vorurtheile. Locke's ſyſtematiſche Philoſophie wurde bekannt; unter Condillac's fleißiger Bearbeitung wurde der Lockiſche Empirismus in einen eigentlichen Senſualismus verwandelt; von da bis zu dem vollendeten Materialismus war nur noch ein Schritt, Voltaire und die ſogenannten Encyclopädiſten konnten ihn leicht thun. Chaulieu gab Voltaire zuerſt die Richtung zur Freigeiſterei; Voltaire hatte weder tiefen Forſchergeiſt noch höhern Enthuſiasmus, aber hellen Verſtand, unerſchöpflichen Witz, ſeltnes Talent alles lächerlich zu machen, und zügelloſe Geiſtesfreiheit. Voltaire's Einfluß iſt bei der Menge ſeiner Schriften, die auf 70 Bde. anfüllen, nicht zu berechnen; es war nichts heiliges in ihm; nach ſeinem Beiſpiel fuhr man in Frankreich fort, witzige Einfälle für Urtheile zu halten und mit dreiſter Frivoli-

tät jedes höhern Gefühles zu ſpotten. Weit entfernt von Voltaire's Richtung iſt die, welche J. J. Rouſſeau der franz. Philoſophie gab. Er wollte nur das Gute, er glühte für das Schöne, aber er war Schwärmer, befangen durch ſelbſtbethörende Eitelkeit; er verband einen ſchwachen Charakter mit einem höchſt energiſchen Geiſt. Das Feuer der edelſten Humanität durchglühte ſeine Schriften, aber es iſt von trübem Rauch der Sinnlichkeit u. Eitelkeit verdüſtert. Der ſchwärmeriſche Ernſt ſeiner Werke ſteht einſam in der franzöſiſchen Literatur. Aber ſeine Beredſamkeit brachte eine Menge von Ideen in Umlauf, die bei dem Ausbruch der Revolution tief in das Schickſal des zerrütteten Staates eingriffen. Unter den Encyclopädiſten (ſ. d. Art. Encyclopädie) verſteht man ſowol die Herausgeber der großen Encyclopädie aller Wiſſenſchaften und Künſte, als alle die ſich ſehr für dies Unternehmen intereſſirten. Diderot ſtand an ihrer Spitze. Er gehörte zu den hellſten und kenntnißreichſten Köpfen, u. hatte viel Enthuſiasmus. Hätte er mehr poetiſches Gefühl gehabt, ſo würde ſein Verſtand ſich beſſer im Gebiet des Schönen zurecht gefunden haben. Er verließ ſich blindlings auf die Natur und wurde der Stifter des falſchen Naturalismus und Moralismus. Nächſt ihm war d'Alembert der merkwürdigſte der Encyclopädiſten; er war beſcheiden, geiſtreich u. klar, aber nur für die mathematiſchen Wiſſenſchaften geboren, war ihm ſelbſt die Poeſie der Franzoſen noch nicht proſaiſch genug. Helvetius ſtudirte die Menſchheit nur als eine beſondere Art von Thierheit. Dieſe drei Anführer der Encyclopädiſten bewirkten vollends, daß die Philoſophie der Franzoſen ganz antipoetiſch wurde. In neuerer Zeit zeichneten ſich M. Degérando, Maine-Biran Laromiguière, de Tracy und Cabanis noch beſonders unter den franz. Denkern aus; die Idéologie des vorletzten und die Phyſiologie des letztern ſind bemerkenswerth. Garat arbeitet eifrig an ſeiner Analyſis der Begriffe und Gefühle; ſo fängt man an ein tieferes Streben nach Erkenntniß in Frankreich zu benennen, da das Wort: Philoſophie, dort einmal mißverſtanden iſt.

2. Moral, Politik u. Geſetzgebung. In dieſer Claſſe bemerken wir zuerſt die Essais des geiſtreichen Montaigne. Dieſer eben ſo feine als ſelbſtſtändige Kopf lebte von 1533 bis 1592. Sein Geiſt und Styl iſt originell und durch die reizende Naivetät ſeines Zeitalters erheitert. Er bildete ſich nach den Alten ohne ſeine Nationalität zu verläugnen. Charon in ſeinem Traité de la Sagesse zeigte mehr Methode, aber weniger Originalität. Wie ſehr ſich unter Richelieu die alte Naivetät auch aus der didaktiſchen Proſa verlor, zeigte das politiſche Teſtament dieſes merkwürdigen Mannes ſelbſt. Er ſchrieb als ächter Staats- u. Weltmann. Mit Recht zählt man Pascal zu den vorzüglichſten Autoren des goldenen Zeitalters der franzöſiſchen Literatur. Ein himmliſcher Wahrheitsſinn ſpricht eben ſowol aus Pascals moraliſchen und religiöſen Betrachtungen, wie aus ſeinen wiſſenſchaftlichen Speculationen. Die natürliche Schönheit ſeiner Proſa iſt bis auf dieſen Tag nicht veraltet. Durch ſeine Provinciales, ou lettres écrites par L. de Montalte à un provincial de ses amis, ſetzte er das gefährliche Unternehmen durch, die caſuiſtiſche Moral der Jeſuiten entſchleiernd zu zerſtören; ſie wurden fleißig geleſen; in wenig Werken wird ſich der ſtrengſte Ernſt ſo glücklich mit dem gefälligſten Scherz zur Erreichung eines großen Zwecks vereinen. Große ſeelenvolle Moral u. Wahrheit ſpricht aus ſeinem Werk: Les pen-

ſées. Zu gleicher Zeit, wo dieſer fromme Gelehrte in ſtiller Einſamkeit wirkte, reifte in der großen Welt der feine und kluge Beobachtungsgeiſt des Herzogs de la Rochefaucauld. Seine Maximen gehören zu den Muſtern des claſſiſchen proſaiſchen Styls. Sie ſind ſchneidend und herzlos, aber leider bei Weltmenſchen meiſt treffend. Man lernte durch ihn den ſcharfen Ton liebgewinnen, und durch Eleganz die moraliſche Wärme erſetzen, die ſich, nach ſeinen Grundſätzen, bei Betrachtungen nicht zeigen darf. La Bruyere's Werk: les Charactères, wurde durch ganz Europa berühmt; er iſt einzig in ſeiner Art. Theophraſt's Charakterſchilderungen ſind mit feſter Meiſterhand gezeichnet, aber es ſind allgemeine Formen; La Bruyere wußte das Individuelle zu treffen, ohne in Caricatur auszuarten, er iſt der Van Dyk der Schriftſteller.' Duclos ſtrebte ihm nach. Zwei Werke erwarben ſich noch unſterblichen Ruhm: Fénélon's Télémaque und J. J. Rouſſeau's Emil; der erſte war beſtimmt, fürſtlichen Jünglingen als Regentenſpiegel zu nützen; nie hat wohl die Belehrung ein anmuthigeres und edleres Gewand erhalten, als in dieſem mythologiſchen Roman. Überdem zeichnen ſich Fénélons Unterſuchungen über das Daſein Gottes, und ſeine Abhandlung über die Erziehung der Töchter, durch ſanfte fromme Würde aus. Marmontel's Bélisaire und ſeine Leçons d'un père à ses enfans kommen zwar jenen Werken nicht gleich, aber ſie ſtreben ihnen ehrenvoll nach. Unter den didaktiſchen Schriftſtellern müſſen wir den witzigen St. Evremond, einen der geiſtreichſten Epikuräer, als einen von Voltaire's Vorarbeitern bemerken, ſo wie Arnaud's Art de penser. Als Beiſpiel der falſchen Beredſamkeit, die eine Zeitlang Mode war, ſteht Fontenelle; er kokettirt mit ſeinen Kenntniſſen und redet mit fadem Scherz über ernſte Dinge, um nur unterhaltend zu ſein; ſeine aſtronomiſchen Unterhaltungen gefielen einſt deshalb. Später verdankt man der geiſtvollen Wittwe Condorcet's eine treffliche Überſetzung der Theorie moraliſcher Gefühle von Smith, der ſie Briefe über die Sympathie hinzufügte. Das Werk von Frau von Staël über den Einfluß der Leidenſchaften auf das Glück der Einzelnen, und der bürgerlichen Geſellſchaft, bietet, wie alle Schriften dieſer geiſtvollen Frau, geniale Anſichten, Neuheit der Wendungen u. ſeltene Geiſtesunabhängigkeit dar. De Volney's Katechismus des franzöſiſchen Bürgers, und Saint-Lambert's allgemeiner Katechismus, aber „Principes de Moeurs chez toutes les nations,“ verdienen Beachtung. Die politiſchen Schriftſteller fangen in Frankreich mit dem ehrwürdigen Canzler de l'Hoſpital an. Obgleich unter Carl IX. die Geſetze am meiſten übertreten wurden, ſo fing doch die Verbeſſerung der Geſetzgebung damals an. Dümoulin, einer der größten Rechtsgelehrten, trug viel dazu bei. Hubert Languet ſchrieb, unter dem angenommenen Namen Junius Brutus, eine merkwürdige Schrift über die rechtmäßige Gewalt eines Fürſten. La Béotie, Bodin, Boisguilbert, Lamoignon, d'Agueſſeau, St. Pierre, und Mélon, zeichneten ſich in dieſem Fache aus; die: Economies royales von Sully dürfen hier nicht vergeſſen werden. Vor allen ragt aber Montesquieu durch ſein großes Werk, vom Geiſt der Geſetze, hervor; er lebte vom J. 1689 bis 1755. J. J. Rouſſeau entſchleierte in ſeinem „Contract social“ Wahrheiten, die man zuvor kaum ahnete. Mably wurde durch viele Werke, und beſonders durch ſeine Entretiens de Phocion, bekannt und geſchätzt. Ser-

van, Dupaty, Forbonnais, Turgot, zeichneten ſich in dieſem Fache aus: aber beſonders verbreiteten Necker's Schriften Klarheit über Finanzweſen und Adminiſtration. Mirabeau's kühne und energiſche Schriften werden immer berühmt bleiben. Keiner der Schriftſteller dieſes Fachs hat ſich aber während der Revolution durch Scharfſinn und ausgebreitete Kenntniſſe mehr ausgezeichnet als Sièyes. Lebrun, Barbé-Marbois, Röderer, Dupont de Nemours, Garnier, J. B. Say, Ganilh und Merlin, Perreau, Bourguignon, Beron, Paſtoret und La Cretelle, ſind ſehr geſchätzte Schriftſteller im Fach der Geſetzgebung und der Rechtsgelehrtheit.

8. Rhetorik. Kritik. Wiſſenſchaftliche Werke. Die Werke in den erſten beiden Fächern ſind ſehr zahlreich, doch verloren viele den Ruf, den ſie früher hatten, da ſie auf beſchränkte und einſeitige Anſichten gegründet waren. Wer wird jetzt noch die Regeln der Epopöe bei dem P. Le Boſſu, oder die des Theaters bei dem Abbé d'Aubignac ſtudiren wollen? Rollin's Traité des Etudes bleibt ein, um ſeiner Klarheit willen geſchätztes Elementarwerk; Batteux's Cours de Belles-Lettres, Dûbos's Werk über Poeſie und Mahlerei, Diderot's Betrachtungen über das Drama, Marmontel's Poetik und ſeine: Elémens de Littérature, Rapin Réflexions sur l'usage de l'éloquence; Buffier traité philos. de l'éloquence, Fénélon's Dialogues sur l'eloquence und réflexions sur la Rhétorique, Corneille's Discours sur la Tragedie, Voltaire's Commentaires sur Corneille, ſeine Mélanges, ſein Dictionnaire philosophique, ſeine Briefe, und der: Essai sur les Eloges, von Thomas, ſind Werke dieſes Faches, welche Epoche machten. Eine der wichtigſten und belehrendſten Schriften iſt des Cardinal Maury's Traité sur les principes de l'eloquence de la chaire et du barreau, wovon eben wieder eine neue Auflage herauskömmt. In neuerer Zeit müſſen wir Suard's: Mélanges de littérature bemerken, die ſich durch ſinnige Beobachtungen, eleganten Styl und Kunſtgefühl auszeichnen; in dieſer Sammlung zeichnen ſich auch die Aufſätze des Abbé Arnaud aus. Die: Mélanges tirés des manuscrits de Madame Necker, ſind intereſſant; die Urtheile darin ſind oft gewagt, der Styl bisweilen geſucht, doch immer geiſtvoll. Die: Etudes sur Molière von Cailhava; die Mémoires pour seroir à l'histoire de la littérature française, von Paliſſot, Chamfort's Memoires, und Ginguénés Aufſätze, ſind ſehr verdienſtliche Werke; letzterer beſchäftigte ſich zuletzt mit einem großen Werke über die italieniſche Literatur, das durch ſeinen Tod leider unvollendet geblieben. Das große Werk von La Harpe: Licée de litterature, verdient beſondere Auszeichnung, beſonders die erſte Hälfte, die fünf letzten Bände ſind mit zu augenſcheinlicher Parteilichkeit geſchrieben. In wiſſenſchaftlichen Werken aller Art iſt die franz. Literatur ſehr reich. Die Klarheit der Sprache und das Studium der alten Claſſiker macht ſie dazu beſonders geeignet. Buffon war einer der erſten, der mit ſeltner Genialität und Grazie über die Naturwiſſenſchaft ſchrieb; Lacépède und Cuvier folgen ſeinem Vorbild; Lavoiſier und Fourcroy in der Chymie; Corviſart und Puyſégur in der Medicin; Millin, d'Agincourt, Landon in Archäologie und Kunſtgeſchichte; J. J. Rouſſeau, Grétry über die Muſik; Percier, Fontaine, Miché über Baukunſt; Langlès,

Sylveſtre de Sacy, Chécy, über die orientaliſchen Sprachen, Malte-Brun über Geographie, gehören zu den ausgezeichneten franz. Schriftſtellern in dieſem Fach; doch iſt dies ſo reich, daß es unmöglich iſt, nur alle wahrhaft bedeutenden Männer hier aufzuzählen.

4. Kanzelberedſamkeit. Erziehungsſchriften. Zur Zeit Ludwig XIII. zeichnete ſich Lingendes zuerſt durch ſeine Predigten und Leichenreden aus. Maſſaron näherte ſich ihm. Boſſuet imponirte durch ſeinen edlen Eifer für Wahrheit und Frömmigkeit ſowol, als durch ſeine glänzende Beredſamkeit, die unverkennbar den Charakter des Zeitalters Ludwig XIV. trägt. Seine berühmten Oraisons funebres trugen ſehr viel zur Cultur der franz. Proſa bei. Bourdaloue wetteiferte mit ihm, und wurde für den größten aller franz. Kanzelredner anerkannt; er lebte vom J. 1682 bis 1704. Anſelme u. Fléchier waren beliebt. Maſſillon lernte viel von dieſen großen Vorgängern, und wußte durch die rührendſte Sprache chriſtlicher Demuth die Herzen zu bewegen. Unter den proteſtantiſchen Kanzelrednern zeichnete ſich Saurin aus. Beauvais, Biſchof von Senez, ein trefflicher Prediger, hielt am grünen Donnerſtag, 40 Tage vor Ludwig XV. Tod, die berühmte Kanzelrede, wo er mit Energie ausrief: „Noch 40 Tage, dann wird Ninive zerſtört ſein.“ An Erziehungsſchriften iſt die franz. Literatur ſehr reich. Ohne die berühmten Werke hier wiederholt zu nennen, deren wir ſchon früher gedachten, erwähnen wir nur aus neuerer Zeit der Werke von Mad. le Prince de Beaumont, von Mad. de Genlis, von Bouilly, Berquin, Ducray-Duménil u. ſ. w. als faßlich, lieblich und ganz für das zartere Alter geſchrieben. Die Lettres à Emilie sur la Mythologie, par Demoustier ſind ſeicht und unzweckmäßig.

5. Geſchichte, Biographien. In der hiſtoriſchen Literatur müſſen wir die älteſten Denkmahle franz. Beredſamkeit ſuchen. Aber Mémoires ſind es, die ſich hier beſonders auszeichnen; den Franzoſen gefiel und gelang ſtets die feine Beobachtung der Charaktere und Sitten, im öffentlichen wie im Privatleben am beſten, beſonders wo ſie ſelbſt thätigen Antheil nahmen. Sie ſind voll Talent das Intereſſante im Einzelnen zu entdecken, aber ſelten ergriffen von der Gewalt einer großen Idee, ſelten hingeriſſen vom Antheil an den Fortſchritten ganzer Völker. Das Studium der mannichfaltigen Mémoiren iſt jetzt ſehr erleichtert durch die ſchätzbare: Collection universelle de Mémoires rélatifs à l' histoire de France, wo die erſten zwölf Bände nur die vom 13ten bis zu Ende des 15ten Jahrh. enthalten. Eine deutſche Ueberſetzung dieſer Sammlung, von verſchiedenen Mitarbeitern, gab bekanntlich Schiller heraus. An der Spitze aller Verfaſſer merkwürdiger Mémoires ſteht der bekannte Ritter Jean de Joinville, der den König Ludwig den Heiligen auf dem Kreuzzuge nach Paläſtina begleitete. Die treuherzige Naivetät dieſes Schriftſtellers hat eine wahrhaft romantiſche Anmuth. Er wollte mit redlichem Enthuſiasmus ſeinem frommen Könige ein literariſches Denkmahl ſtiften. Chriſtine de Piſan, Tochter des Hof-Aſtrologen Carl des V. folgt ihm; ihr Styl iſt zierlicher, ohne Joinville's kräftige heitere Leichtigkeit zu haben. Philippe de Comines ſchilderte treffend den finſtern und verſtellten Ludwig XI.; er war der geiſtreichſte, und in rhetoriſcher u. pragmatiſcher Hinſicht der erſte aller Verfaſſer franz. Mémoiren vom 13ten

bis gegen das 17te Jahrhundert. Froiſſart ſchrieb ein größeres hiſtoriſches Werk, was er ſuchte durch den Reiz des Wunderbaren in die Nachbarſchaft epiſcher Dichtung zu bringen. In den Mémoiren über das Leben des Ritters Bayard bemerkt man zum letzten Mal die reizende Naivetät jener ältern Geſchichts- und Chronikenſchreiber. Eine Miſchung dieſer Naivetät mit einer cyniſchen Frechheit, die in der hiſtoriſchen Literatur nicht ihres Gleichen hat, zeichnet die verrufnen Mémoiren des Brantome aus; ſie ſchildern die Zeiten Carls IX. und Heinrichs III., wo die empörendſte Sittenloſigkeit herrſchte. Sully ſchrieb anziehend u. würdig über das intereſſante Zeitalter, in dem er lebte. Es iſt Schade, daß der kenntnißreiche De Thou nur lateiniſch und nicht franzöſiſch ſchrieb. Mézerai ſchrieb mit Freimüthigkeit die Geſchichte der franz. Monarchie. Pélisſon war mehr Lobredner als Hiſtoriker, indem er die Eroberung von Franche Comté erzählt. Varillas füllte 15 Quartbände mit der Geſchichte des Zeitraums von Ludwig XI. bis auf den Tod Heinrichs III.; er erzählte gern etwas romanhaft. St. Réal bildete ſich nach ihm, aber ſeine Sprache war reiner. Daniel, Joſeph d'Orleans, Rapin de Thoyras, und Aubert de Vertot zeichneten ſich damals als Hiſtoriker aus. Boſſuet's Darſtellung der Weltgeſchichte iſt einzig in ihrer Art. Weder die alte noch die neuere Literatur gibt eine ſo kosmopolitiſche Überſicht aller großen Weltbegebenheiten in Beziehung auf das Räthſel der Beſtimmung des Menſchen. Der Cardinal de Retz verſtand es, die unterhaltendſten Anekdoten auf eine geiſt- und lebenvolle Weiſe in die Geſchichte zu verweben. Bougeant ſchrieb über den weſtphäliſchen Frieden. Rollin's Werke ſind zur Belehrung der Jugend geſchrieben; ſie ſind weder genial noch tief und befriedigend, aber es ſind gute Compilationen für Anfänger und Dilettanten. Die Kirchengeſchichte des Abbé Claude Fleury, der von 1640 bis 1723 lebte, iſt ausgezeichnet und trefflich. Hénaut gab eine chronologiſche Überſicht der franz. Geſchichte; Montesquieu ſchrieb mit römiſchem Geiſt über die Römer; Voltaire nimmt als Verfaſſer der Geſchichte Carls XII., des Verſuchs über die Sitten der Völker, und der Schilderung des Zeitalters Ludwigs XIV. einen glänzenden Rang unter den Hiſtorikern ein. Condillac zeichnete ſich in dieſem Fach weniger aus als Mably. Montesquieu's Geſchichte Ludwigs XI. ging verloren; dies bedauert man doppelt, wenn man die von Duclos lieſt, deſſen Geiſt mehr fein als tief war; ſeine Mémoires secrets ſind vorzüglicher. Millot iſt correct und vorurtheilsfrei, aber kraftlos und ſchüchtern. Gaillard verdunkelt durch ſeinen weitläufigen Styl andere Vorzüge. Raynal's philoſophiſche Geſchichte des Handels der Europäer in beiden Indien, verdiente und erwarb ihm Ruhm. Rulhière's Geſchichte der Revolution, durch welche Katharina II. auf den ruſſiſchen Thron kam, und ſeine Geſchichte von Polen, ſind mit Wahrheit, Eleganz und Feuer geſchrieben. Mirabeau's Geſchichte der preußiſchen Monarchie unter Friedrich dem Einzigen, iſt überreich, aber der Mangel an Ordnung iſt fühlbar darin. Friedrich der Große ſelbſt aber iſt hier unter den erſten franzöſiſchen Geſchichtſchreibern durch ſeine Mémoires de Brandebourg und Histoire de mon tems zu nennen. Das Elementarwerk von Thouret über die Revolutionen in der franzöſiſchen Regierung iſt höchſt merkwürdig. Es iſt ſehr belehrend und tief durchdacht, einfach, faſt ſtreng, aber bündig, rein und treffend geſchrieben. Im Gefängniß wurde

dies groſe Werk geſchrieben, und man ſchleppte dieſen Mann zum Tod und nannte ihn einen Feind des Volks, indem er dies Buch vollendet hatte, wo jede Zeile durchglüht iſt vom Gefühl des Volksrechts und von Freiheitsliebe. Anquétil und Deſodoards ſchrieben die Geſchichte Frankreichs. Aus früherer Zeit müſſen wir noch Marmontel's Histoire de la Régence und der Mémoiren von Saint-Simon, den Herzog von Choiſeul, den Herzog von Aiguillon und dem Grafen von Maurepas erwähnen. Mr. de Ségur's politiſches Gemählde von Europa gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts, iſt ausgezeichnet; Cailard's treffliches Memoire über die 1787 erfolgte Revolution in Holland, macht den dritten Theil jenes Werks aus. Die neuſte Zeit bietet den Geſchichtſchreibern überreichen Stoff. Die franz. Literatur iſt bereichert durch treffliche Überſetzungen alter und neuer Hiſtoriker aller Völker; wir erwähnen ihre Verfaſſer hier nicht einzeln, da dies unſerem Zwecke fremd wäre.

6. Romanliteratur. Wenn man mit dem Worte Roman eine poetiſch erfundene und ausgeführte, aber in Proſa geſchriebene Erzählung bezeichnet, ſo iſt dies höchſt wahrſcheinlich eine portugieſiſche Erfindung, denn dem Portugieſen Lobeira läßt ſich der Ruhm nicht abſprechen, der wahre Verfaſſer des Ritterromans Amadis zu ſein. Eine andere Gattung ſind die fabelhaften Chroniken in Verſen. Auf ſolche Art verfaßte Philipp Mousque von Arras gegen das Ende des 13ten Jahrh. eine Geſchichte von Frankreich in Verſen. Eine dritte Gattung alter Ritterromane iſt ganz verſchieden davon; es ſind diejenigen, welche allegoriſche Perſonen in ihre Erzählung verweben. Zu der erſten Art gehört der früheſte der franz. Romane: Triſtan du Léonois, und die Erzählungen von den Rittern der Tafelrunde; erſterer wurde unter der Regierung von Philipp Auguſt gedichtet, denn den noch frühern Roman: „du Brut“, der in der Mitte des 12ten Jahrhunderts an dem Hof Eleonorens von Aquitanien gedichtet wurde, kann man noch kaum ſo nennen. Im 13ten Jahrhundert folgten die Romane der zwölf Pairs von Frankreich. Doch größeres Aufſehn machte ein Werk der dritten Gattung: der Roman von der Roſe, der zwei Jahrhunderte lang für den Triumph des Genies in Frankreich galt. Es iſt durchaus verſificirt, freilich in ſehr holprigen Knittelverſen. Das Ganze bildet ein didaktiſch allegoriſches Gedicht, welches manche Franzoſen ſo vermeſſen waren dem in demſelben Jahr vollendeten Werke des göttlichen Dante an die Seite zu ſtellen! Wilhelm von Lorris ſchrieb ſchon in der erſten Hälfte des 13ten Jahrh. dies romantiſche Gedicht bis zum 4150ſten Vers; hundert Jahre ſpäter wurde es fortgeſetzt und beendet von Jean de Meun, mit dem Beinamen: Clopinel. Die Hauptidee dieſes Romans iſt, daß er eine vollſtändige Kunſt zu lieben ſein ſoll. Ein Heer von allegoriſchen Perſonen erſcheint darin; alle Tugenden und Laſter erſcheinen perſonificirt, ſo daß ſelbſt die Gegengunſt als Bel Accueil auftritt; Alles moraliſirt und iſt doch zugleich mit den frivolſten Anſpielungen durchwebt, die ſich ſogar am Schluß in roher Obſcönität endigen. Räſonnirend zeigt ſich der poetiſche Geiſt der Franzoſen gleich in dieſem erſten Werke; es ſind artige Stellen darin, aber keine Spur von höherm Enthuſiasmus. Doch wurde ungeachtet ſeiner ſchlüpfrigen Bilder und Scherze dieſer Roman ſo allgemein bewundert, daß man ſogar ſo weit ging, ſelbſt dieſen Bildern einen religiö-

ſen und moraliſchen Sinn unterzuſchieben. Aber der wahre Sinn war zu klar ausgeſprochen, als daß ſich nicht endlich hätte eine Partei dagegen erheben ſollen. Man fing an von den Kanzeln gegen dieſen Roman zu predigen, und ſo fängt mit ihm auch die Geſchichte der kritiſchen Fehden in Frankreich an. Eine der älteſten gedruckten Ausgaben davon kam 1521 in Paris in Folio heraus. Ein gewiſſer Jacques Gelée ſchrieb zu Ende des 13ten Jahrh. eine allegoriſch-romantiſche Dichtung: „le Roman du nouveau Renard.“ Wahrſcheinlich gab dies altfranzöſiſche Fabliau die Veranlaſſung zu dem deutſchen Gedicht: Reinecke der Fuchs; und ein Geiſtlicher Deguilleville ſchrieb 1330 drei große geiſtliche Allegorien, denen die Idee der Pilgerſchaft zum Grunde lag. Merkwürdig ſind die hundert Novellen der Königin Margarethe von Navarra, Schweſter Franz des erſten, die unter dem Titel: „l'heptaméron ou l'histoire des Amans fortunés de très-illustre et très-excellente princesse Marguerite de Valois, Reine de Navarre, 1559“ herauskamen; ſie ſind ganz in der Manier des Boccaz, und es iſt kaum begreiflich, wie eine Fürſtin dem weiblichen Zartgefühl ſo ganz entſagen konnte. Doch erzählt ſie mit altfranzöſiſcher Treuherzigkeit Anſtändiges und Unanſtändiges durch einander, woran damals dort Niemand Ärgerniß nahm. Früher ſchon, unter Carl VII., kamen die 100 Novellen des burgundiſchen Hofes heraus, und die lieblich naiven romantiſchen Dichtungen: Gérard de Nevers und le petit Jehan de Saintré, welche Treſſan neuerlich wieder bearbeitete. Bei den Kreuzzügen lernten die franzöſiſchen Ritter arabiſche Dichtungen kennen; dieſe veranlaßten die nachher ſehr beliebten Feenmährchen. In ſie und in die Rittergeſchichten zog ſich Alles zurück, was noch von romantiſcher Schwärmerei in Frankreich übrig war. Die Mährchen des Blaubart, der ſchönen Meluſine, des Kaiſers Octavian, und überhaupt faſt alle die alten Volksromane ſtammen aus Frankreich. Man nannte dieſe kleinen romantiſchen Erzählungen: Fabliaux, (mehr darüber in dem Art. über Poeſie). Die Ritterromane: Huon von Bordeaux, Ogier der Däne, und andere ſolche Sagen von Carls des Großen Paladinen, wurden zu Anfang des 15ten Jahrh. geſchrieben. Hierhin gehört ein moraliſcher Frauenſpiegel, von einem Ritter de la Tour geſchrieben, der bald ins Deutſche überſetzt wurde. Der Chronikenſtil liegt der Sprache aller dieſer Romane zum Grunde. Zu Anfange des 16ten Jahrhunderts erwachte noch einmal der Geſchmack an dieſer Gattung in Frankreich, und es gab damals eine Menge Novelliſten, von denen wir nur Noel du Fail, de la Mothe Roulland, Deſperiers, Belleforeſt, Chapuis und Tabourot nennen; der echte Ritterroman ging durch ſie in den unechten oder hiſtoriſchen über, und aus dieſem entſtanden endlich die vielen galanten Intriguengeſchichten und Hofanekdoten. Eine neue Gattung: der ſatiriſche Roman, wurde in der erſten Hälfte des 16ten Jahrh. durch Rabelais eingeführt. Er ſchrieb ſeinen Gargantua und Pantagruel, ein geniales aber durchaus rohes Caricaturgemählde. Seine burleske Originalität und Unerſchöpflichkeit im Ungeheuren reißt zur Bewunderung hin, aber kein Spiel des Witzes war ihm zu niedrig und poſſenhaft. Ein Schwarm von Nachahmern folgte ihm. Später, als Anna von Öſterreich nach Frankreich kam, wurden die Schäferromane beliebt, nach dem Vorbild der ſpaniſchen. Nach franzöſiſcher Art durften die komiſchen dabei nicht fehlen. Ein gewiſ-

ſer Nicolas de Montreux hatte in ſeinen Bergeries de Juliette einen Anfang dazu gemacht. Der erſte Franzoſe, dem es gelang, im Geiſt und Styl einer ſolchen Dichtung mit den Spaniern zu wetteifern, war Honoré d'Urfé in ſeiner Aſtré, die mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Ein Überreſt von provenzaliſch-romantiſcher Sinnesart ſcheint aus dieſem Werk zu ſprechen, deſſen geiſtreicher und ſchwärmeriſcher Verfaſſer zu Marſeille geboren war; er webte ſeine eigene Lebensgeſchichte hinein; der erſte Theil kam 1610 heraus. Es hat fünf Bände. Hier iſt keine arkadiſche Hirtenwelt, ſondern eine ganz galant-ritterliche. Die romantiſche Sentimentalität dieſes Werks ging in den Ton der hiſtoriſchen Romane über, die im Zeitalter Ludwigs XIV. beliebt waren. Calprénede erlaubte es ſich, Begebenheiten aus der Geſchichte der Griechen und Römer ſo zu bearbeiten, daß nur die Namen griechiſch und römiſch blieben. Er hatte ſehr viel poetiſche Phantaſie, aber er gehörte zu der überſpannten Partei, die das Genie auf Koſten des Geſchmacks wollen triumphiren laſſen, u. eben dadurch der Gegenpartei, die in die bloße Beobachtung der Geſchmacksregeln ihr Verdienſt ſetzt, den traurigen Sieg in die Hände ſpielte. Calprénede fand eine Nachahmerin in dem Fräulein Madelaine de Scudery. Sie ſchrieb ſieben äußerſt weitſchweiſige Romane, von denen der erſte: Clélia, allein ſchon zehn Octavbände einnimmt. Außerdem hat man noch zehn Bände „Conversations et Entretiens“ von ihr. Die Zartheit der Empfindungen verliert ſich bei ihr in pedantiſche Süßlichkeit und in einen ſeichten Wortſtrom. Sie ſtarb 1701, über 90 Jahre alt. Die Damen ſchienen von einem beſondern Beruf ergriffen, dies Feld zu bearbeiten, u. ſie zogen den Roman immer tiefer in die Sphäre der wirklichen Welt herab. Die hiſtoriſchen Romane des Fräulein Roſe de Caumont de la Force wurden beſonders gut aufgenommen; ſie wußte kunſtvoll ihnen das Colorit wahrer Geſchichte zu geben. Mad. de Villedieu beſchäftigte ſich beſonders damit, Anekdoten aus der alten Geſchichte zu galanten Novellen umzuformen. Ihre Galanteries Grénadines waren in ſpaniſcher Manier. Damals wurden die Feenmährchen ſehr beliebt. Die arabiſchen: „Tauſend u. eine Nacht,“ die Antoine Galland ins Franzöſiſche überſetzte, fanden unendlichen Beifall und zahlloſe Nachahmungen. Früher ſchon wurden die Contes de ma mère l'Oye, von Perrault, und die Mährchen der Gräfin d'Aunoy ſehr beliebt; die Gräfin d'Auneuil, die Gräfin Murat und viele andere eiferten ihnen nach, Graf Antoine d'Hamilton übertraf ſie an Scherz und kühner Phantaſie: ſelbſt der ehrwürdige Fénélon ſchrieb Feenmährchen zur Erziehung des Herzogs von Bourgogne. Die Romane der Gräfin de la Fayette gefielen ſehr, ihre Princesses de Clèves iſt immer einer der beſten hiſtoriſchen Romane; ihre Zaide iſt trefflich an Eleganz des Styls u. zartem Ausdruck der Gefühle. Nicht ſo groß war die Anzahl der komiſchen Romane; Paul Scarron, bekannt durch ſeinen Witz und ſeine Verheirathung mit der Marquiſe de Maintenon, ließ in ſeinem Werk: le Roman comique, alle Talente glänzen, durch die er ſeinen Zeitgenoſſen intereſſant wurde. Er verſtand ſich auf das Komiſche der Situationen; ſeine Einfälle ſind keck, aber ſein Muthwille iſt oft platt, ſeine Tändelei geſchwätzig. Die komiſchen Romane des Le Sage entſtanden durch Nachahmung ſpaniſcher Werke; ſein Gil Blas wurde bald durch ganz Europa geleſen, ſo wie ſein hin-

kender Teufel; er hinterließ außerdem noch ſechs komiſche Romane. Der ſogenannte bürgerliche Roman von Antoine Fûretiere wurde eine Zeitlang geleſen und dann wieder vergeſſen. Die Erfindung des eigentlichen Familienromans gehört den Engländern, der Abbé Prevôt überſetzte Richardſons Werke, u. ſeine eignen Romane: Cleveland, le Doyen de Killerine und beſonders Manon Lescaut rührten und gefielen. Eben ſo Segrais's Novellen. In Montesquieu's Lettres Persannes dient die Romanform der philoſophiſchen Satire nur zum Rahmen. In ſeinen komiſchen Romanen, der Prinzeſſin von Babylon, dem Candide, dem Zadig, dem Mikromegas, glänzt Voltaire's Genie vorzüglich; hier iſt Originalität, pikante Natürlichkeit, funkelnder Witz, intereſſanter Styl. Die neue Héloïſe von J. J. Rouſſeau erſchien, deren hinreißende Beredſamkeit und glühende Gemählde der Leidenſchaften allgemeines Aufſehen erregten, obſchon die langen Abhandlungen darin oft ſtören. In zweiter Reihe finden wir hier Marivaux, Diderot, (deſſen: Jakob der Fataliſt, u.: die Nonne zu den früheſten moraliſchen Romanen gehören, ſo unmoraliſch auch das dritte Werk: les bijoux indiscrets, iſt, womit er ſeinen Namen befleckte), und die Damen de Tencin, de Graffigny, Riccoboni. Marmontel's Beliſar und ſeine Incas, ſo wie ſeine Contes moraux, gefielen ſehr. Florian zeugte mit ſeltner Zartheit des Gefühls in ſeinem Gonſalva von Corbova, wie der hiſtoriſche Roman in den ritterlichen übergehen kann; die Erneuerung des Schäferromans gelang ihm durch die freie Bearbeitung der Galathee des Cervantes; ſein Numa Pompilius würde ohne die muſterhafte Eleganz der Sprache unbedeutend ſein. Aber die beliebteſten Romane blieben die frivolen, deren lange Reihe mit den Werken des jüngern Crébillon beginnt; kein Anderer hat die ausſchweifendſte Lüſternheit der Situationen mit ſo feiner Charakterzeichnung zu verbinden gewußt. Romane, in denen mit der Moralität ſelbſt ein ſo frecher abſcheulicher Spott getrieben wäre, wie die ſeiner Nachahmer, die Liaisons dangereuses u. die verworfene: Juſtine, finden ſich in keiner andern Literatur. Neben dieſen iſt der jovialiſche Faublas, von Louvet de Coudraye noch unſchuldig. Einer der fleißigſten und beſſern Romanſchreiber war in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrh. Rétif de la Brétonne. Zwei neuere Schriftſteller dieſes Fachs verdunkeln alle vorigen: Bernardin de Saint Pierre, und de Chateaubriand. Der erſtere hatte ſich durch ſeine: Etudes de la Nature den gegründeten Ruf eines tieffühlenden und ſcharfſinnigen Schriftſtellers erworben, als er durch: Paul und Virginie und: la Chaumière indienne ſich alle Herzen gewann; reizende Naturgemählde, ein eben ſo einfacher als unverkünſtelter Styl und ſeltene Innigkeit zeichnen dieſe Schriften aus. Sein neueſtes Werk: Harmonies de la Nature, enthält eben ſo neue als originelle Anſichten und verdiente wol allgemeinere Beachtung. Chateaubriand's religiöſe Tendenz u. ſeine glühende ſchwärmeriſche Phantaſie zeichnen ſich allgemein aus. Seine Atala, ſeine René, ſeine Martyrs, ſind in einem Styl geſchrieben, deſſen rührende aber oft düſtere Romantik und Myſtik vorher ganz unbekannt in Frankreich waren. Er fand eben ſo enthuſiaſtiſche Verehrer als bittere Tadler, da er das Unerhörte wagte, hier eine neue Bahn zu betreten. Wir erwähnen hier zugleich zwei

ſeiner andern Werke, obgleich ſie ihrem Inhalt nach nicht in dies Fach gehören, wohl aber ihrer romantiſchen Schreibart wegen, nämlich ſein: Génie du Christianisme u. ſein: Itinéraire d'un voyage de Paris à Jérusalem. Unter den neuern Schriftſtellerinnen glänzt Frau von Staël als Fixſtern erſter Größe; auch ſie wagte neue Ideen, neue Wendungen und einen kühnen energiſchen Styl. Sie iſt mehr großherzige Weltbürgerin als Franzöſin. Ihr: Corinne ou l'Italie iſt ein Meiſterwerk und würde allein ſie unſterblich machen; ihre Delphine hat ſeltne Schönheiten neben manchen Mängeln, deren größter wohl die Unrichtigkeit des Hauptgedankens iſt. Ihr Werk: sur l'Allemagne, iſt reich an feinen Beobachtungen, aber es enthält auch vieles Unrichtige. Äußerſt fruchtbare Schriftſtellerin iſt die bekannte Mad. de Genlis, ſie hat Leichtigkeit und Talent, aber weder Genie noch Tiefe; ihre frühern Schriften fanden großen Beifall, aber ſie ſchreibt zu viel und hat zu flache Anſichten, um ſich den der Kenner erhalten zu können. Ihr neueſtes Werk: Dictionnaire des étiquettes, beweiſet ihre Vorliebe für altfranzöſiſche Hofſitten. Sehr lieblich, zum Herzen ſprechend, voll zarter Innigkeit ſind die Romane der Mad. Cottin. Ihre Malvina, Amélie Mansfield, Eliſabeth und Mathilde machen tiefen Eindruck, und man bedauert den frühen Tod der edlen Verfaſſerin. Sehr geſchmackvoll, voll feinen Beobachtungsgeiſtes und mit gebildetem Gefühl ſind die Romane der Mad. de Flahaut (jetzt Mad. de Souza) geſchrieben. Adèle de Sénanges und Eugène de Rothelin zeichnen ſich beſonders darunter aus. Primeroſe von Morel de Vindé, le Nègre comme il y a peu de Blancs, von Lavallée, les quatre Espagnols, und le Manuscrit trouvé au mont Pausilippe von Montjoye, ſo wie die Valérie der Frau von Krüdener, gehören zu den vorzüglichſten neuern Romanen. Der vielſchreibende Pigault le Brun erlaubt ſich oft in jedem Sinn zu viel; Fiévée's Dot de Suzette gefällt. Mad. de Montolieu iſt beliebt ſowohl durch ihre Caroline de Lichtfield als durch ihre trefflichen Überſetzungen Lafontainiſcher Romane.

7. Briefſtyl. Reiſebeſchreibungen. Der franzöſiſche Briefſtyl, der in der Folge mit Recht von ganz Europa als muſterhaft nachgeahmt wurde, war bis auf das Zeitalter Richelieu's noch ziemlich altväteriſch und roh. Die alte Naivetät hatte in demſelben etwas Steifes. Heinrich IV. ſelbſt ſchrieb an die ſchönen Damen, denen er mit altritterlicher Zärtlichkeit huldigte, ohne rhetoriſche Feinheit, aber in ſehr galanten und ſüßen Phraſen. Anziehend und leſenswerth ſind die Lettres de Henri IV. à Coriandre d'Andoiso Comtesse de Guiche, sa maîtresse. Amsterdam et Paris 1788, worin er nicht müde wird zu wiederholen: „je Vous baise un million de fois les mains." Die Geſchäftsbriefe aus jener Zeit ſind ganz im gewöhnlichen Curialſtyl geſchrieben. Selbſt den Briefen des Odendichters Malherbe fehlt es an Leichtigkeit. Aber Richelieu ſchrieb auch ſeine Geſchäftsbriefe mit männlicher Beſtimmtheit und Leichtigkeit, nicht ohne Eleganz. Gedrungene Beredſamkeit, ein heller feſter Geiſtesblick zeichnet ſeine Briefe aus. Es entſtand unter den geiſtreichen Köpfen ein allgemeines Streben danach, ein eleganter Briefſteller zu ſein. Die Nationalrichtung, ſich in Allem auszuzeichnen, was ſich ohne ſeelenvolle Tiefe durch Klarheit, Witz und Leichtigkeit empfiehlt, mußte zur ſorgfältigſten Cultur des Briefſtyls

führen. Elegante Briefe für das Publicum zu ſchreiben, wurde plötzlich die neueſte literariſche Mode in Paris, und ſich darin als feinen Weltmann zu zeigen, ſchmeichelte mehr als Dichterruhm. Das Wort „Bel esprit" wurde da erſt gewöhnlich, und zwei dieſer ſchönen Geiſter, die unter Richelieu für die feinſten bei Hofe galten, wetteiferten im Briefſtyl. Balzac machte ſich ein angelegentliches Geſchäft daraus, ſchön, prunklos und ernſthaft, wie Cicero zu ſchreiben; man bewunderte ihn, aber man fand ihn trocken. Vincent de Voiture wurde ſein gefährlicher Nebenbuhler, da er anmuthiger zu tändeln verſtand. Er war ſehr geiſtreich, aber ſelten zwanglos natürlich, ſeine Artigkeit war ſehr geſucht, in künſtliche Perioden ausgeſponnen und in den raffinirteſten Antitheſen vorgetragen. Man ſuchte nun die Vorzüge dieſer beiden Männer zu vereinen. Mit vieler Feinheit, Correctheit und Eleganz ſchrieb Pierre Coſtar; doch am meiſten zeichneten ſich die feinfühlenden, geiſtreichen Frauen in dieſem Fache aus. Unter ihnen ſteht die liebenswürdige Marquiſe von Sevigné oben an; ſie war im J. 1626 geboren. Mitten unter den Verlockungen des glänzendſten Hofes hatte ſie eine Reinheit der Seele und, bei feiner Klugheit, eine ſo echt naive Weiblichkeit ſich erhalten, daß es einen ſeltnen Reiz gewährt, ſie in den berühmten Briefen an ihre Tochter ſowohl über ſich ſelbſt als über ihre Umgebungen ſich ausſprechen zu hören. Frauen ſprechen über nichts ſchöner, zarter und charakteriſtiſcher als über ihre eignen Empfindungen, und dazu iſt nirgends beſſere Gelegenheit als in dem Erguß traulicher Briefe. Man beſitzt von ſehr vielen berühmten Franzöſinnen treffliche Sammlungen dieſer Art. Wir erwähnen hier nur die Briefe der Mlle. de Leſpinaſſe und der Mad. du Deffand. Die Briefe der reizenden Ninon de l'Enclos haben bezaubernde Anmuth, doch bezweifeln noch viele ihre Echtheit. Ganz vorzüglich aber zeichnen ſich durch Feinheit der Empfindung und des Ausdrucks die ungemein naiven Briefe der Babet aus. Racine's Briefe haben hohen Werth durch Natürlichkeit und Weltklugheit. Eine Sammlung von Muſterbriefen gab Richelet heraus, die großen Beifall fand. Stutzerhafte Eitelkeit zeigte Fontenelle in ſeinen „Lettres galantes;" die Briefe des Grafen Buſſy-Rabutin ſind voll raffinirter Schöngeiſterei, aber nicht unintereſſant. Chaulieu gab ein anlockendes Beiſpiel, Briefe mit Verſen zu durchweben. Die Kunſt, gute Briefe zu ſchreiben, wurde unter den Franzoſen von Erziehung ſo als gewöhnlich vorausgeſetzt, daß man ſogar in Voltaire's Briefen mehr den Geiſt als das beſondere Talent zum Briefſtyl bewunderte. Die von Chaulieu eingeführte Art, in Epiſteln zu räſonniren und zu ſcherzen, wurde ganz im Geiſt der franzöſiſchen Geſelligkeit vervollkommnet durch Greſſet, einen der feinſten Köpfe ſeiner Zeit, der auch durch muntere Erzählungen in derſelben Manier, beſonders durch ſeinen Vert-Vert, ſich ſehr auszeichnete. Dorat, Sedaine und de Pezay ſchrieben anmuthige Epiſteln dieſer Art. Die des Abbé de Bernis ſind beſonders reich an angenehmen Beſchreibungen. Montesquieu's „Lettres Persannes" müſſen wir als Muſter des eleganten Styls hier noch erwähnen. An trefflichen Reiſebeſchreibungen iſt die franzöſiſche Literatur ſehr reich; ſie hier aufzuzählen wäre überflüſſig, da ſie auf den eigentlichen Geiſt der Literatur doch keinen merklichen Einfluß haben können. Ein ausgezeichnetes Werk iſt die bekannte Reiſe des jungen Anacharſis von dem verdienſtvollen und geiſtreichen Abbé

Barthélemy, der vom J. 1716 bis 1795 lebte. Die Lettres sur l'Italie par Dupaty ſind beliebt. Volney, Denon, Delaborde und vor allen Humboldt und Bonpland gehören zu den merkwürdigſten neuern Reiſebeſchreibern, ſo wie in Hinſicht auf Alterthumskunde Millins Reiſebemerkungen höchſt intereſſant ſind. Eine gute Überſicht gewähren Malte-Bruns „Annales de Voyages.“

8. Franzöſiſche Poeſie. Lyriſche Poeſie. Die älteſten Gedichte in nordfranz. Sprache waren Lieder. Es läßt ſich nicht mit chronologiſcher Genauigkeit beſtimmen, wann das Volk an der Seine und Loire aufhörte, in der Manier des uralten Rolandsgeſanges u. in verdorbenem Latein zu ſingen. Gewiß iſt es, daß im 13. Jahrh. die provenzaliſche Poeſie ſehr auf die nordfranz. wirkte. Eine gute Anleitung zur Kenntniß der älteſten franz. Poeſie gibt das Werk von Claude Fauchet: „de l'origine de la langue et poésie française.“ Die Romane u. Fabliaux ſind in der nordfranz. Literatur weit älter als die Lieder. Bei den Provenzalen entfaltete ſich dagegen die eigentliche Poeſie weit früher, ſie wurde hier die fröhliche Wiſſenſchaft (gaya ciencia) genannt, u. ſüdlich romantiſcher Geiſt durchwehte ſie. Unter der Regierung Philipp Auguſts, gegen das Ende des 12. Jahrh., waren vermuthlich die erſten Troubadours aus der Provence in das nördliche Frankreich gekommen. Ein gewiſſer Chrétien de Troyes ſoll zuerſt den provenzaliſchen Geſang in franz. Verſen nachgeahmt haben. Der Normann Alexander (von dem die Alexandriner den Namen haben) lebte zwiſchen 1180 u. 1223 am Hofe Philipp Auguſts, u. dichtete u. ſang da ſein gereimtes Leben Alexanders des Großen, voll allegoriſcher Anſpielungen auf Philipps Thaten. Der König Thibaut von Navarra richtete an die Dame ſeines Herzens, die Königin Blanca von Caſtilien, Lieder im Styl der einfachen provenzaliſchen Lais mit Abänderungen, die ſich zuweilen der Canzone nähern. Faſt alle ſeine Lieder, ſo verſchieden auch übrigens ihre metriſche Form iſt, haben fünf Strophen, u. nach der 5. folgt gewöhnlich das provenzaliſche Anhängſel oder Geleit (envoy), das die Italiener auch in ihren Canzonen beibehielten. Die Sprache darin weicht eben ſo ſehr von dem neuern Franzöſiſch ab, wie die Sprache der ſchwäbiſchen Minneſänger von dem neuern Deutſch. Die franz. Trouvères u. die provenzaliſchen Troubadours begrüßten ſich damals als Brüder in der Kunſt. Die Lieder König Thibauts werden nach einfachen Melodien mit der Harfe oder Violine begleitet. Vom Monſeigneur Gaſſes Brulez ſind noch an funfzig Lieder vorhanden; er war Thibauts Freund. Berühmter wurde durch ſein romantiſches Schickſal der Schloßhauptmann (Châtelain) von Coucy. Meſſire Thierry de Soiſſons gehörte zu den ritterlichen Sängern, die dem König Ludwig dem Heiligen in das Morgenland folgten. Die Lieder mehrerer franz. Dichter, die ſpäteſtens im 14ten Jahrh. lebten, überraſchen durch die Ähnlichkeit ihrer Sylbenmaaße mit den alten ſpaniſchen. Auch eine Dame wurde um dieſe Zeit als Dichterin berühmt; ſie hieß Doëte de Troyes; dieſe ſoll ihre Lieder ſelbſt in Muſik geſetzt haben. Eine andere Dame, Marie de France, überſetzte damals die Fabeln des Äſop aus dem Engliſchen in franzöſiſche Verſe. Man verunſtaltete auch oft die wahre Geſchichte durch eine groteske poetiſche Ausſtaffirung; ſo ſchrieb

Philipp Mousque von Arras eine Geſchichte von Frankreich in Verſen. Das Allegoriſiren war ſehr beliebt. Jean Froiſſart, als Geſchichtſchreiber bekannt, war noch mehr Dichter von Natur; er wurde 1337 zu Valenciennes geboren, u. gehörte zu den wenigen poetiſchen Schwärmern, die ihr ganzes Leben in einen Roman zu verwandeln wußten; durch ihn wurde die provenzaliſch-romantiſche Schäferpoeſie in die franz. Literatur eingeführt. Die meiſten ſeiner Gedichte waren Pastourelles u. Rondeaux; ſie haben die naivſte Anmuth u. Lieblichkeit. Eine Menge Lais u. Virelais von ihm ſind noch vorhanden. Einen Theil ſeiner Gedichte vereinte er in der Form eines Romans unter dem Titel: Meliador oder der Sonnenritter. Ein allegoriſches Gedicht von ihm: das Paradies der Liebe, u. ein geiſtliches: die drei Marien, wurden mit viel Beifall aufgenommen. Die komiſchen Fabliaux in Verſen wurden im 12. u. 13. Jahrh. ſehr beliebt; ſie ſind oft über alle Beſchreibung unanſtändig. Dieſe Neigung, einen unterhaltenden verſificirten Scherz für Poeſie anzuſehen, dauert durch alle Perioden der franz. Literatur fort. Es gab außerdem noch moraliſche u. ſatiriſche Fabliaux, ſo wie eine Art Contes dévots; zwei Mönche, Coinſi u. Farſi, zeichneten ſich in dieſen aus. Das 15. Jahrh. war die Zeit der höchſten Blüthe der provenzaliſch-lyriſchen Poeſie im nördlichen Frankreich. Das Triolett, das Quatrain, der ſogenannte Königsgeſang, wurden beſonders durch den Refrain, der zu ihrem Weſen gehörte, beliebt, denn in dieſem waren Spiele des Witzes anzubringen. Man liebte alle Verskünſteleien u. trieb ſie ungemein hoch. Im 15. Jahrh. zeichnete ſich Carl, Herzog von Orleans, der in der Schlacht bei Azincourt in engliſche Gefangenſchaft gerieth, durch die Wahrheit u. kunſtloſe Anmuth ſeiner Lieder ganz beſonders aus. Es gab damals, während des Krieges, der die franz. Monarchie faſt zerſtörte, mehrere ſolche fürſtl. Minneſänger: Johann u. Philipp, Herzoge von Burgund, René von Anjou, Johann von Lothringen u. mehrere ſtanden in Verbindung, u. man findet ihre Lieder in dem alten handſchriftlichen Liederbuche (Balladier); doch höheres Genie darf man unter ihnen nicht ſuchen. In dies Zeitalter gehört auch die Clotilde du Vallon-Chalys, von deren neuerlich bekannt gewordenen Werken einige gewiß echt ſind. Alain Chartier wird oft geprieſen, doch ſeine Lebensanſichten ſind eben ſo unpoetiſch als ſeine Tugendlehren trivial. Villon beſang mit keckem Witz ſeine eignen Gaunerſtreiche. Coquillart hat an burlesker Wortfülle u. unlautern Einfällen wenig ſeines Gleichen. Cretin oder Du Bois u. Vorbigné müſſen als komiſche Dichter hier erwähnt werden; des letztern Geſchichtchen vom Pierre Faiſeu pflegt man dem deutſchen Eulenſpiegel an die Seite zu ſtellen. Michault, der la danse aux Aveugles dichtete, u. Martial d'Auvergne, Olivier de la Marche, Chaſtellain, Michel d'Amboiſe u. mehrere gehören zu den lyriſchen Dichtern im Anfang des 16ten Jahrh. Mit ihren Liebesklagen war es allen niemals Ernſt und nur ihre komiſchen Einfälle haben einige poetiſche Kraft. Mit dem muthigen, oft unbeſonnenen, aber immer edeln u. liebenswürdigen Franz I. glänzte die ritterliche Herrlichkeit zum letzten Mal hell ins Leben; er war ſelbſt Dichter, mehr noch nützte aber ſein glühender Enthuſiasmus für alles, was groß und trefflich war. Er

führte das Studium der griechiſchen und römiſchen Claſſiker ein, und wurde mit Recht „le Père des lettres“ genannt. Durch Catharina von Medicis verbreitete ſich ſchnell eine Vorliebe für die Sonette. Jean Marot und beſonders ſein Sohn, Clement Marot, machen als Dichter in dieſem Zeitalter ſolche Epoche, daß man alle ihre Nachahmer Marotiſten zu nennen pflegt. Beide ganz am Hof lebend, waren witzige Wüſtlinge, die um ihrer Talente willen wohl von vielen geliebt, aber gewiß von niemand geachtet wurden. Nur ſinnliche Anmuth belebt Marots Gedichte, doch er hatte kein Gefühl für Würde und Heiligkeit der Kunſt. Man hat von ihm Allegorien, Eklogen, komiſche Gedichte, Elegien, Epiſteln, Heroiden, Epigramme und Chanſons in großer Menge; er zeichnete ſich auch durch ſeine metriſchen Überſetzungen aus dem Lateiniſchen und Italieniſchen aus. Er hatte eben ſo warme Freunde als rüſtige Gegner, zu den erſtern gehört Mellin de St. Gelais, der mit ihm nach claſſiſcher Correctheit in der eleganten Tändelei ſtrebte, und Dolet, der endlich als Ketzer 1546 verbrannt wurde. Margaretha von Navarra, ſo wie Maria Stuart, dichteten franzöſiſche Lieder. Mit dem Dichter Jodelle fing die Schule der franzöſiſchen Sonettiſten an; er und ſeine Freunde bildeten das ſogenannte Siebengeſtirn (la pléiade française); ſie lenkten zuerſt die Richtung der Poeſie auf etwas Ernſteres und Größeres. Ronſard war Vorſteher dieſer Verbrüderung und wurde noch im folgenden Jahrhundert der Fürſt der franzöſiſchen Dichter genannt. Er riß ſich los von dem trivialen Allegorienweſen und der wäſſerigen Witzelei ſeiner Vorgänger, aber es fehlte ihm die Innigkeit des Gefühls und er verſank in endloſe Künſtelei und leeren Phraſenprunk. Unter den übrigen Bundesgliedern galten vorzüglich Bellay und Baïf. Doch es wurde bald wieder ein Reformator nöthig, um die latiniſirende Poeſie aus der Mode zu bringen; Bertrand und Desportes waren ſolche Verbeſſerer des Geſchmacks, und Vorgänger des berühmten Malherbe. Dieſer Mann, den die Franzoſen als den erſten ihrer claſſiſchen Lyriker verehren, entdeckte zuerſt das Eigenthümliche der franzöſiſchen Verſification. Er hatte gar keine dichteriſche Phantaſie und keine kühne Begeiſterung, aber deſto ſtrenger war er als Kritiker, als Wort- und Sylbentyrann. Er ſtarb 1627 im 72ſten Jahre. In ſeinen Oden und Stanzen zeigt ſich am meiſten die claſſiſche Würde der Sprache, die man ihm zu verdanken hat. Regnier zeichnete ſich als claſſiſcher Satirendichter und Sittenmahler aus. Theophile Viaud wetteiferte mit Malherbe, und beſaß das ſeltene Talent des Improviſirens. Die Schäfergedichte oder Bergerien wurden beliebt; Racan und Mairet zeichneten ſich darin aus. Als Epigrammatiſten waren Gombeaud u. Brebeuf berühmt. Der Einfluß der Poetik des Ariſtoteles auf die franzöſiſche Poeſie war im 16ten Jahrhundert ſchon entſchieden. Die lyriſchen Gedichte Racine's haben mehr Sprachleganz als poetiſchen Werth. Allgemein beliebt, und als le bon homme bekannt, war Jean La Fontaine, geb. 1621, geſt. 1694. Unnachahmlich iſt in ſeinen Fabeln die Naivetät der ſcherzenden Darſtellung, die aus einem rein kindlichen Herzen entſprang. Boileau Despréaux haßte mit redlichem Ernſt alle Affectation und alle Schwärmerei; er hatte ſehr wenig Phantaſie; aber um ſo hellern Beobachtungsgeiſt. Seine kritiſchen Regeln wirkten um ſo mächtiger, da er ſie ſelbſt ſo pünctlich befolgte. Seine Satiren und ſein komiſches Heldengedicht „le

Lutrin“ ſind berühmt, ſo wie ſeine verſificirte Poetik. Die Männer aus ſeiner Schule wurden ſtolz auf ihre feine Nüchternheit und Einſeitigkeit. Benſerade gefiel durch ſeine galanten Lieder. An der Spitze der jovialen Dichter ſtanden Lullier, genannt Chapelle, Bachaumont, Chaulieu und La Fare. J. B. Rouſſeau, geb. 1669, wurde berühmter Odendichter, der jeden Stoff mit Leichtigkeit behandelte. Die ſogenannten Poésies fugitives wurden immer beliebter; Pavillon, Des Joetaux, St. Pavin ꝛc. empfahlen ſich durch ſolche elegante Kleinigkeiten. Ségrais's Eklogen waren beliebt; noch anmuthiger ſind die der Mad. Deshoulières, die von 1634 bis 1694 lebte, und mit ſanfter Weiblichkeit Hirtenſcenen dichtete. Die zierlichen Idyllen Fontenelle's ſind im kalten Hofton geſchrieben. Daß Voltaire auch in dieſem Fach glänzte, iſt bekannt; der Ausſpruch dieſes Mannes ſelbſt: „daß unter allen cultivirten Nationen die franzöſiſche am wenigſten poetiſch ſei,“ iſt merkwürdig. Louis Racine, der Sohn des Trauerſpieldichters, zeichnete ſich durch den frommen Ernſt ſeiner Gedichte aus. Die religiöſen Oden des Marquis Le Franc de Pompignan, der von 1709 bis 1784 lebte, ſind edel und gefühlvoll. Berquin, Léonard aus Guadeloupe und Mlle. Roſe Levesque zeichneten ſich in lieblichen Idyllen aus, und wurden Geßners Nachahmer. Unter den neuern Dichtern bemerken wir hier zuerſt Lebrun, deſſen Oden einen wahrhaft höhern und poetiſchern Flug haben, als die meiſten franzöſiſchen Gedichte. Die Epitres von Ducis und Mr. de Fontanes ſind ausgezeichnet. Legouvé hat die Eleganz des Styls und Melodie des Versbaues meiſterlich in ſeiner Gewalt. Drei ſeiner Dichtungen: „les Souvenirs, la Mélancolie und le Mérite des femmes,“ erhielten entſchiednen Beifall. Arnaults Fabeln und Ginguené's Apologen ſtreben Lafontaine nach, ſo wie Andrieux ſeine reizende Erzählungsweiſe in ſeinem „Meunier Sans-Souci“ trefflich wieder zu treffen verſtand. Raynouards Gedicht „Socrate au temple d'Aglaure“ erhielt und verdiente den erſten Preis der Akademie. Mehrere male wurde dieſer auch einem hoffnungsvollen jungen Dichter zu Theil, der jetzt leider ſehr früh ſtarb: Millevoye, deſſen Amour maternel und Belzunce viel Reizes und zartes Gefühl beweiſen. Victorin Fabre und Luce de Lancival wetteiferten mit ihm. Mr. de Boufflers und Mr. de Parny beweiſen, daß keine ernſten Schickſale die Vorliebe der Nation für die leichtfertige Gattung zu ändern vermögen. Boisjolin, Tiſſot und Mollevaut zeichnen ſich als Überſetzer Pope's, Virgils und Tibulls aus. Unter den Dichterinnen müſſen wir Mad. de Beauharnais, de Bourdic, de Beaufort, Dufresnoy, de Salm, Verdier und Babois beſonders bemerken; letztere beide haben vorzüglich tiefempfundene Elegien gedichtet.

9. Epiſche Poeſie. Dies Capitel iſt in der franzöſiſchen Literatur ſehr arm. Den erſten merkwürdigen Verſuch, durch ein romantiſches Nationalheldengedicht das Gebiet franzöſiſcher Poeſie zu erweitern, wagte Jean Desmarets de St. Sorlin, ein Liebling Richelieu's; er ſtarb 1676. Boileau verfolgte ihn ſtreng, und doch fehlte dem verſpotteten Desmarets nur das, was die andern zu viel hatten: kritiſche Beſonnenheit und nüchterner Verſtand! Seine ſchöpferiſche Phantaſie verdunkelte alle übrigen franzöſiſchen Dichter. Sein Heldengedicht „Clovis“ hatte zwar keinen verſtändigen Plan,

aber es iſt reich an poetiſcher Erfindung, und durchglüht von dem Reiz des Wunderbaren. Desmarets entlehnte die Maſchinerie ſeiner epiſchen Dichtung zum Theil aus dem chriſtlichen Himmel u. zum Theil aus der romantiſchen Zauberwelt. Tief unter ihm blieb Jean Chapelain, der eine Epopöie über die Johanne von Arc zu reimen unternahm, die an Länge u. Langweiligkeit nur Scudery's Heldengedicht „Alarich oder das befreite Rom" gleich kam. Ein viertes franz. Heldengedicht aus derſelben Zeit iſt „St. Louis ou la sainte couronne reconquise" von dem Pater Pierre le Moine, einem Jeſuiten, der von 1601 bis 1672 lebte. Seine Phantaſie war nicht ſo reich u. kühn wie die von Desmarets, aber auch nicht ſo verwildert, u. Le Moine wäre gewiß einer der größten Dichter ſeiner Nation geworden, wenn er eben ſo viel Geſchmack als Enthuſiasmus gehabt hätte. Der weſentliche Fehler ſeines Gedichts iſt eine monotone Feierlichkeit. Limojon de St. Didier wagte einen fünften Verſuch in der epiſchen Poeſie, durch eine neue Bearbeitung der Geſchichte des Chlodwig; nur die 8 erſten Geſänge ſind gedruckt, u. zeichnen ſich durch Feinheit u. Eleganz aus, aber ſie ſind unpoetiſch. Ronſards Franciade darf bei dieſen mißlungnen epiſchen Verſuchen nicht vergeſſen werden. In Frankreich nennt man den Telemach von Fenelon als ein epiſches Meiſterwerk; aber ſo ſehr in dieſem Werke auch die edelſte u. gefälligſte Sprache der Vernunft u. des moraliſchen Gefühls herrſcht, ſo iſt es doch weit entfernt, eine wahre Epopöie zu ſein. Voltaire's Henriade iſt unſtreitig das vorzüglichſte franz. Gedicht dieſer Art; die Henriade hat einen gut durchdachten Plan, intereſſante Charaktere u. gelungene Beſchreibungen; die Sprache iſt rein u. edel, aber die poetiſche Magie vermißt man ganz. Beſonders ſtören die allegoriſchen Perſonen. Als komiſche Epopöie dichtete Voltaire ſeine Pucelle, u. befleckte durch dies ſchändliche u. verrufene Werk, dem man ſonſt den Rang des vorzüglichſten franz. Heldengedichts komiſcher Gattung nicht abſprechen kann, ſeinen Ruhm. Thomas hatte angefangen, eine Epopöie über Peter den Großen zu ſchreiben, aber er ſtarb, ehe dieſe Petreide fertig war. Mad. Du Boccage wagte es, eine Colombiade ou la foi portée au nouveau monde zu ſchreiben, in der wenigſtens einige hübſche Beſchreibungen vorkommen. Maſſons Gedicht „les Helvétiens" iſt mehr hiſtoriſch als epiſch. Auch Fenelons Telemach, u. des Grafen Florian Numa Pompilius und Gonsalve de Cordoue gehören hieher. M. de Fontanes beſchäftigte ſich ſeit geraumer Zeit mit einer Epopöie „la Grèce sauvée," welche den Sieg über die Armeen u. Flotten des Xerxes beſingen ſoll; man verſpricht ſich viel davon. In dem heroiſch-komiſchen Fach, worin ſich die Franzoſen immer alles für erlaubt hielten, glänzt, außer Voltaire, Boileau durch ſeinen Lutrie, der ein claſſiſches Anſehen erhielt, das ſich auf den vorzüglichen Werth der Erfindung, Ausführung u. Einkleidung dieſes Gedichts gründet; u. unter den Neuern: Mr. de Parny, ganz vorzüglich. Seine Werke „la Guerre des Dieux, les Rose-croix und le Paradis perdu" zeugen von großem Talent, ſo ſehr ſie auch das reine Gefühl beleidigen. „Les Amours épiques" ſind nur Epiſoden, welche Parceval de Grandmaiſon aus andern Dichtern nahm. „Achille à Scyros," von Luce de Lancival, hat ſchöne Stellen, wenn auch der Plan ſehr mangelhaft iſt. Baour-Lormian ahmt in ſeinen Poëmes Galliques den Oſſia-

niſchen Styl nach. Wir ſchweigen von den Überſetzungen, die im Franzöſiſchen weder treu noch befriedigend ſein können.

10. Didaktiſche und beſchreibende Poeſie. Brebeuf, der von 1618 bis 1661 lebte, zeichnete ſich in dieſem Fache zuerſt durch ſeine Entretiens solitaires aus. Boileau's Art poétique iſt ſchon oben erwähnt. In der didaktiſchen Satire wurde Gilbert bekannt, der aber 1780 in früher Jugend ſtarb. Zwei Lehrgedichte des jüngern Racine: la Religion und la Grace, ſo wie Voltaire's Discours sur l'homme, la religion naturelle und le désastre de Lisbonne, und Dulards la Grandeur de dieu dans les merveilles de la nature verdienen Erwähnung. Watelet ſchrieb ein Lehrgedicht über die Mahlerei, ſo wie Dorat verſuchte, eine Theorie der Schauſpielkunſt in Form eines Lehrgedichts zu ſchreiben. Man ahmte die beſchreibenden Gedichte der Engländer, beſonders Thomſons Jahreszeiten, viel nach. Bernards Lehrgedicht: l'Art d'aimer, iſt dem Ovid nachgebildet. Durch den trefflichen Delille, der ſich beſonders in dieſer Gattung auszeichnete, wurde ſie eine der beliebteſten; in ſeinen Gedichten über die Gartenkunſt: les Jardins und l'Homme des champs, wurde er Nachfolger Virgils; ſeine Gedichte: la Pitié u. la Conversation, erhielten getheilten Beifall; allgemein bewundert wurde aber ſein großes Gedicht l'Imagination, welches beſonders reich an ſchönen Einzelnheiten und Epiſoden iſt. Der Geſchmack an dieſen beſchreibenden Gedichten wurde durch St. Lambert gegründet, der mit Bernis wetteiferte, die Tages- und Jahreszeiten zu beſingen. Ein treffliches großes Gedicht von Lebrun iſt nur erſt theilweiſe bekannt geworden, es heißt la Nature, und iſt in vier Geſänge abgetheilt: la vie champêtre, la liberté, le génie et l'amour. Die Gedichte: la Navigation von Esménard, l'Astronomie von Gudin, le Mérite des femmes von Legouvé, le Génie de l'homme von Chenedollé, les trois Ages von Roux, ſind ausgezeichnet. Das letzte große Werk Delille's ſind les trois règnes de la nature; es iſt reich an mahleriſchen Schönheiten, ſinnigen Verbindungen und Übergängen und reizenden Schilderungen.

11. u. 12. Dramatiſche Poeſie u. Schauſpielkunſt. Die Geſchichte des franz. Theaters iſt von zahlreichen Schriftſtellern Frankreichs, welche Fr. v. Blankenburg in ſeinen literariſchen Zuſätzen zu Sulzers Theorie der ſchönen Künſte (Art. Drama) verzeichnet hat, behandelt worden. Das Hauptwerk iſt noch immer die Histoire du Théâtre français depuis son origine jusqu'à-présent, Paris 1734 u. 1756 in 15 Bänden, von den Gebrüdern Fr. u. Cl. Parfait, welche auch ein Dictionnaire des Théâtres de Paris, contenant toutes les pièces qui ont été représentées jusqu'à-présent, des faits anecd. sur les auteurs, acteurs, actrices, danseurs, danseuses, compositeurs de ballets etc. Paris 1756 u. 1758 in 7 Bänden herausgegeben haben. In ſo fern der Gang der Schauſpielkunſt von dem der Schauſpieldichtung abhängig iſt, gehören hierher auch die zahlreichen, auf die Geſchichte der franzöſiſchen dramatiſchen Poeſie bezüglichen Werke, vorzüglich die von Fontenelle, Suard (in ſeinen Mélanges de littérature), La Harpe, Lemercier, und A. W. Schlegels Vorleſungen über die dramatiſche Literatur und Kunſt. Die Franzoſen ſelbſt geſtehen indeß ein, daß eine fortlaufende, vollſtän-

dige und zuſammenhängende Geſchichte des franz. Theaterweſens unmöglich ſei. Der älteſte Zeitpunct, mit dem man den Urſprung des franz. Schauſpielweſens bezeichnen kann, iſt die Regierung Carls des Großen. Denn unter ihr werden zum erſtenmale in Frankreich die ſogenannten Hiſtrionen erwähnt, unter welchem Namen man die Poſſenreißer, Gaukler, Tänzer und Springer der damaligen Zeit begreift. Carl d. Gr. verbannte ſie wegen ihrer Zügelloſigkeit, und dieſe Verbannung war ſo wirkſam, daß man ſelbſt unter ſeinen Nachfolgern eine geraume Zeit keine Spur von ihrer Exiſtenz mehr antrifft. Das Volk gab aber deshalb ſeinen damals ſchon in ihm begründeten ſchauluſtigen Hang zu öffentlichen Spielen nicht auf, und daher entſtand nunmehr an der Stelle jener Hiſtrionen das Narrenfeſt, eine Art Carneval oder öffentliche Maskerade, bei welcher ſelbſt die Kirchen von vermummten Leuten angefüllt wurden, welche ſich bald die frechſten und unzüchtigſten Geſänge und Pantomimen erlaubten. Der Biſchof von Paris, Eudes de Sully, eiferte um das Jahr 1197 auf das Nachdrücklichſte gegen dieſen Unfug, allein ohne dauernden Erfolg; denn man findet dieſes Feſt noch zwei Jahrhundert nach ihm in Frankreich wieder. Auch die Troubadours, die Schöpfer der franzöſiſchen Poeſie, führten ſelbſt ihre eigenen dialogiſchen Geſänge auf, und erhielten deshalb zuerſt den Namen les Comiques oder Komödianten. Aber auch dieſe Darſtellungen, die eigentlich blos in Bänkelſängereien beſtanden, waren noch ſo ganz formloſer Art, daß man die eigentliche Bildung einer Bühne auch in Frankreich, wie im übrigen Europa, zuerſt mit dem zu Ende des 14ten und Anfang des 15ten Jahrhunderts erfolgten Urſprung der ſogenannten Myſterien annehmen kann. Wie im Alterthum nämlich, ſo entwickelte ſich auch unter den chriſtlichen Völkern der Urſprung des Schauſpiels aus der Religion. Gegen das Ende der Regierung Carls V. gaben die Geſänge, welche die von Jeruſalem, St. Jacob und andern Wallfahrten heimkehrenden Pilger öffentlich abzuſingen pflegten, die erſte Idee zu einem dialogirten geiſtlichen Gedichte, das man Myſterie nannte. Die darin ſpielenden Perſonen erhielten im J. 1402 durch öffentliche Briefe von Carl V. wegen eines ſolchen Drama's, das von der Paſſion unſers Herrn Jeſu Chriſti handelte, den frommen Titel: Brüder von der Paſſion. Die erſte Bühne dieſer Paſſionsbruderſchaft (Confrérie de la passion) wurde in dem Hoſpital de la charité errichtet, und unter den Regierungen von Carl VI. (bei deſſen Einzug in Paris 1380 ſie ſich unter den damaligen Feſten beſonders auszeichnete), Carl VII. und Ludwig XI. gewannen dieſe Schauſpiele, ungeachtet der bürgerlichen Kriege, die damals Frankreich zerrütteten, einen ſehr glänzenden Fortgang. Anfänglich wurden dieſe Stücke, deren Stoff gewöhnlich aus der Bibel und den heil. Legenden genommen war, mehr wie eine Handlung der Andacht, als eine Ergötzlichkeit betrachtet, und man beſchleunigte ſogar die Stunden des öffentlichen Gottesdienſtes, um dem Volke Zeit für dieſe theatraliſchen Erbauungen zu laſſen. Bald aber arteten ſie zu wahren Mißgeburten von Traveſtirungen des Heiligſten aus, deren Urheber mit den heiligen Büchern nicht anders umgingen, wie Scarron mit der Aneide; und in aufgeklärtern Zeiten ward es ein Räthſel, wie es Jahrhunderte geben konnte, in welchen man ſolche Fratzen (von denen gleichwohl ſich noch bis zu unſrer Zeit, in den ſogenannten Frohnleichnamsfeſten catholiſcher Länder, Spuren erhalten haben) als Schauſpiele der

Frömmigkeit zu religiöſer Erhebung betrachtete. Anfänglich führte die Paſſionsbrüderſchaft ihre Stücke auf freier Straße auf, dann erhielt ſie im Dreieinigkeitshoſpital ihr erſtes Theater, wo ſie an Feſttagen ſpielte; und ſpäterhin ward ihr ein Theil des Hôtel de Bourgogne eingeräumt. In dem hier errichteten Theater befanden ſich die Zuſchauer, wie jezt, auf Reihen hinter einander erhöhter Sitze (Etablies), deren höchſter ſchon damals das Paradies, die andern der Palaſt des Herodes u. ſ. w. genannt wurden. Gott der Vater ward in einem langen Talar, von Engeln umgeben, auf einem Gerüſt ſitzend, dargeſtellt. In der Mitte der Bühne befand ſich die Hölle in Geſtalt eines Drachen, deſſen Rachen ſich aufthat, um die Teufel, die im Stücke ſpielten, ein- und auszulaſſen; der übrige Raum bedeutete die Welt. Auch war eine Niſche mit Vorhängen angebracht, wo, wie man annahm, alles das vorging, was nicht vor die Augen der Zuſchauer gebracht werden konnte, als z. B. die Niederkunft der heil. Jungfrau, Beſchneidungen u. dgl. m. Zu beiden Seiten der Bühne aber ſtanden Bänke, auf die ſich allemal diejenigen Schauſpieler niederſetzten, die ihre Scene geendigt hatten; denn ein eigentlicher Abgang von der Bühne fand nur nach Endigung der ganzen Rolle Statt, und das Publicum bekam daher gleich im Anfang alle Perſonen, welche in dem Stücke zu thun hatten, auf einmal zu ſehen. Übrigens waren dieſe Myſterien nicht in Acte, ſondern in Tage abgetheilt. Eine Vorſtellung dauerte alſo ſo viele Tage, als ſie dergleichen Abtheilungen hatte; und eine ſolche Tagabtheilung, Journée genannt, ſpielte meiſtens ſo lange, daß man das Schauſpiel auf einige Stunden unterbrechen mußte, damit die Schauſpieler nur Zeit zum Eſſen erhielten. Es waren im eigentlichſten Sinne des Wortes hiſtoriſche Schauſpiele, lange und breite, dialogirte Geſchichten, in denen man ganze Lebensläufe in auf- und abſteigender Linie dargeſtellt ſah, ungefähr in dem Styl, wie die weitſchweifigen dialogiſirten Geſchichtsromane, die eine Zeit lang in Deutſchland Mode waren. Oft wurde in einem einzigen ſolcher Stücke ein Mädchen geboren und verheirathet; ſie bekam Kinder, die ebenfalls heiratheten, und deren Kinder wiederum wohlbetagt ſtarben. Auf gründliche hiſtoriſche Kenntniß kam es indeſſen hiebei keineswegs an: Herodes ward z. B. zum Helden und der römiſche Statthalter in Judäa zu einem Mohammedaner gemacht. Auch war das Tragiſche in dieſen Handlungen auf das Abenteuerlichſte mit dem Komiſchen gemiſcht, indem unmittelbar auf eine Kreuzigung Chriſti, auf die Geißelung eines Märtyrers, eine Enthauptung u. ſ. w. die plumpen Spaßmachereien des Narren oder Luſtigmachers der Truppe folgten. Bei aller Rohheit und Geſchmackloſigkeit hatten dieſe Dichtungen indeſſen doch etwas Großes, beſonders das berühmteſte und größte Myſterium von der Paſſion unſers Herrn. Mehrere Scenen wurden geſungen, einige ſelbſt in Chören. Die Verſe beſtanden meiſt in jambiſchen Zeilen von verſchiedener Länge. So dürftig aber nun dieſe Schauſpiele, Schauſpieler und Schaubühnen waren, ſo kindlich-genügſam waren dagegen auch die Zuſchauer, und ſo trug in Darſtellung und Beurtheilung die ganze Verfaſſung des franz. Bühnenweſens der damaligen Zeit noch ganz den Charakter der früheſten Kindheit der Kunſt. — Neben dieſen Schauſpielen der Paſſionsbrüderſchaft entſtanden ſpäterhin die der Bazoche, einer alten privilegirten Verbindung von Advocaten, Procuratoren und andern Juſtizbeamten, die ſchon lange im Beſitz des Vorrechts

geweſen war, alle öffentlichen Feſte und Ceremonien zu reguliren. Unter Philipp dem Schönen hatten dieſe Procuratoren die Erlaubniß erhalten, weil ſie mit Prozeſſen überhauft waren, Zöglinge zu ſich nehmen zu dürfen, die ihnen ihr Amt erleichtern halfen, indem ſie zugleich darin von ihnen unterrichtet wurden. Zur Vergeltung ihrer Dienſte wurden dieſe Advocatenſchreiber oder Clercs in eine eigene Gilde gebracht, die auch ihr eignes Oberhaupt unter dem Titel eines Königs de la Bazoche hatte. Dieſe Bazochiſten erfanden nun, veranlaßt durch das Glück, welches die Myſterien der Paſſionsbrüder gemacht hatten, eine neue Gattung von Schauſpielen, die Moralitäten u. Farcen, welche ſie unter dem Namen der Clercs de la Bazoche wetteifernd mit ihren Vorgängern, die im privilegirten Beſitze der Myſterien waren, aufführten. Sie gaben ihre Vorſtellungen anfänglich in Privathäuſern, bis ihnen ſpäterhin im Schloſſe ſelbſt die Errichtung einer Bühne geſtattet wurde. Auch dieſe neue Geſellſchaft fand bald einen zahlreichen Anhang, ohne jedoch der alten zu ſchaden. Die Moralitäten unterſchieden ſich von den Myſterien vornehmlich dadurch, daß ſie allegoriſch moraliſche Schauſpiele waren, in denen die Laſter u. Tugenden perſonificirt dargeſtellt wurden, um Haß gegen die eine wie Liebe für die andere einzuflößen. Ja, die Zuneigung für dieſe allegoriſchen Perſonenſpiele ging ſo weit, daß man ſogar perſonificirte Formen eines Zeitworts erſcheinen ließ. Die Handlungen ſelbſt waren zum Theil mit vielem Witz u. Humor erfunden, wie man aus mehrern uns noch übrig gebliebenen Entwürfen u. Scenarien ſolcher Schauſpiele ſieht. In einem derſelben z. B., die Verurtheilung des Bankets betitelt, kommen Schmarotzerei, Leckerei, Gute Geſellſchaft, Ihre Geſundheit, Mich zu bedanken u. ſ. w. bei Herrn Banket zu einem Schmauſe zuſammen. Schlagfluß, Gicht, Kolik u. andere Krankheiten erſcheinen an einem Fenſter des Speiſeſaals, die Schmauſenden zu belauſchen. Banket ruft ſie herein, u. nun entſteht zwiſchen den neuen und alten Gäſten ein heftiger Kampf, wobei Leckerei, Schmarotzerei, Ihre Geſundheit u. Mich zu bedanken todt auf dem Platze bleiben. Banket wird von den übrigen hierauf bei ihrem Richter, der Erfahrung, verklagt u. von dieſer wegen der 4 verübten Morde verurtheilt, gehangen zu werden, welche Sentenz durch die Diät, die das Amt des Scharfrichters verſieht, vollzogen wird. — Die Farcen oder Poſſen, welche die Nachſpiele zu den Moralitäten machten, waren in verſchiedene Gattungen, als hiſtoriſche, fabelhafte, luſtige u. ſ. w., eingetheilt, u. beſtanden in kleinen verſificirten Poſſenſpielen, ähnlich den Zwiſchenſpielen des ſpaniſchen Theaters, in denen auch Charaktere aus dem wirklichen Leben voll ſatiriſchen Übermuths u. komiſcher Kraft dargeſtellt wurden. Die berühmteſte darunter iſt die Farce vom Advocat Patelin (wahrſcheinlich um 1480 zum erſtenmal aufgeführt); eine ſehr witzig erfundene Compoſition, die mit vollem Recht eine große Celebrität erhielt, und in der ſpätern bekannten Bearbeitung von Brueys u. Palaprat ſich bis auf den heutigen Tag auf der franz. Bühne erhalten, ja auf die nachmalige Richtung der komiſchen dramatiſchen Poeſie der Franzoſen entſchiedenen Einfluß gehabt hat. Man nennt Pierre Blanchet als ihren Verfaſſer. Der Dialog hat bei aller Rohheit des Ganzen doch ſchon die kecke Leichtigkeit, die das franz. Luſtſpiel ſeitdem immer auszeichnete. Die [illegible]e dieſer Bazochiſchen Schauſpiele war alſo eine ziemlich glückliche,

u. ſie erhielten ſich zu Paris zwei ganze Jahrh. hindurch. Aber auch ihrer bemächtigten ſich bald Unanſtändigkeit u. perſönliche Satire, die zu öffentlichen Ärgerniſſen Anlaß gaben, weßhalb das Parlament die Bühne der Bazoche mehrmal ſchließen, ja am 14. Aug. 1442 ſogar ihre ſämtlichen Mitglieder bei Waſſer u. Brod ins Gefängniß ſetzen ließ, bis ſie endlich 1545 gänzlich aufgehoben wurde. Der indeß durch dieſe beiden Schauſpieler-Geſellſchaften immer mehr beförderte Hang des Volks zu theatraliſchen Ergötzlichkeiten veranlaßte endlich unter Carl VI., der ſie förmlich autoriſirte, noch die Entſtehung einer dritten Geſellſchaft, welche ſich den Namen der Kinder ohne Sorgen, les Enfans sans souci, gab. Ihre Mitglieder beſtanden aus jungen Leuten von guten Familien, die zu dieſer Verbindung zuſammentraten, und ſich einen Vorſteher unter dem Titel eines Narrenfürſten, Prince des Sots, wählten, ſo wie ſie ihren Schauſpielen den Namen der Sottiſen (Soties) oder Narretheien gaben. Es waren eigentliche Dumbartsſpiele, ſatiriſche Stücke, die lediglich den Zweck hatten, alle Narren u. Thoren zu züchtigen, und nebenher einzelne Individuen wie ganze Parteien aus der großen Welt ohne Schonung öffentlich zu verſpotten. Man wählte hiezu gleichfalls die Form der perſonificirten Allegorie, und die Kinder der Thorheit und ihre Großmama Dummheit, welche ſie bei der Welt in Dienſte bringt u. ſ. w., traten als dramatis personae auf. Auch dieſe Soties, welche auf beſondern, an öffentlichen Plätzen, vornehmlich in der Halle, errichteten Gerüſten dargeſtellt wurden, erhielten einen außerordentlichen Beifall, ſo daß die Bazoche gegen Mittheilung ihrer Myſterien und Poſſen von den Sorgenfreien die Erlaubniß tauſchte, auch ihre Sottiſen aufführen zu dürfen. Schon unter Carl VI. erhielt dieſe muthwillige Geſellſchaft ein förmliches Privilegium. Aber auch ſie artete bald zu einer ſo ausgelaſſenen Freiheit aus, daß ihre Stücke unter Franz I. der Cenſur des Parlaments vor der Aufführung unterworfen wurden, und als ſie ſelbſt dieſen Schranken, durch Masken und Aufſchriften, wodurch ſie die Perſonen, die das Ziel ihres Spottes waren, nunmehr kenntlich machten, auszuweichen wußten, neue Parlamentsſchlüſſe auch dieſen neuen Mißbräuchen ſteuern mußten. Ihre glänzendſte Periode war unter Ludwig XII., u. kurz nach dieſer Epoche wurde der berühmte Dichter, Clement Marot, der Liebhaber der großen Königin Margarethe von Valois, ſelbſt ein Mitglied ihrer Geſellſchaft, welche endlich im J. 1612 aufgehoben wurde. Dieſe beiden letztern Geſellſchaften ſpielten übrigens ganz unentgeldlich. Es waren eigentlich Liebhabertheater; nicht ſo aber die Paſſionsbrüderſchaft, deren Forderungen das Parlament ſogar beſchränken mußte. Dagegen ward ihnen eine jährliche Abgabe von 1000 Livres an die Armenadminiſtration aufgelegt, wofür ſie aber auch ein Privilegium für alle bezahlte Schauſpiele erhielten, weshalb ſie alle Schauſpieler, die ſich von Zeit zu Zeit aus den Provinzen in Paris einfanden, verdrängten. Von ſolchen Privatunternehmungen iſt die merkwürdigſte die des Jean de Pontalais, der zugleich Dichter und Schauſpieler, und als einer der witzigſten Köpfe ſeiner Zeit berühmt war. Er lebte unter Ludwig XII. und Franz I., und führte ſeine Schauſpiele auf einer kleinen Brücke unweit der Kirche des heil. Euſtachius zu Paris auf. An einem Sonntage trommelte er, um ſein Schauſpiel anzukündigen, ſo gewaltig, daß der Pfarrer dieſer Kirche, in ſeiner Predigt dadurch geſtört, und, aufgebracht darüber,

daß ſeine Zuhörer ihn verließen, um zum Pontalais zu laufen, voll Zorn von der Kanzel zu ihm eilte und ihn mit den Worten: „wer hat Euch die Kühnheit gegeben, zu trommeln, wenn ich predige?“ zur Rede ſetzte. „Und wer hat Euch die Kühnheit gegeben,“ antwortete er, „zu predigen, wenn ich trommle?“ Der erbitterte Pfarrer machte hierauf die Sache bei den Gerichten anhängig; Pontalais kam ins Gefängniß, und ſeine Bühne ward auf 6 Monate geſchloſſen. Von ſeinen Stücken hat ſich übrigens keines bis auf unſre Zeit erhalten. Inzwiſchen war durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt die Bekanntſchaft mit der griechiſchen und römiſchen Literatur auch in Frankreich bedeutend befördert worden. Mehrere Tragödien des Sophokles und Euripides, ſo wie die Komödien des Terenz, waren bereits in die franzöſiſche Sprache überſetzt erſchienen, und ſo bereitete ſich unter der Regierung Franz I. für die franz. Bühne das im Stillen vor, was ſich unter ſeinem Nachfolger Heinrich II. offenbarte. Denn jetzt trat Et. Jodelle (geſt. 1557), in der Schule der alten Claſſiker gebildet, mit Schauſpielen auf, von denen man bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, welche die franz. Bühne zuerſt aus ihrem bisherigen Chaos riſſen, und der dramatiſchen Poeſie der Franzoſen ihre ganze nachmalige Richtung gaben. Er ſtudirte die franzöſiſche Bühne und ihre Schauſpiele, und fand, daß man ihren Meiſter nicht in Frankreich ſuchen müſſe. Sein Genie entzündete ſich an der Kunſt des Alterthums, und er wählte dieſe zum Muſter, um ſelbſt Muſter ſeinem Vaterlande zu werden. So faßte er zuerſt den kühnen Gedanken, das griechiſche Theater zum Vorbilde des franzöſiſchen zu wählen; ſo ward er der Erſte, der in Frankreich ſowohl das Trauer- als das Luſtſpiel nach den Regeln der Alten, obwohl noch ſehr mangelhaft, darſtellte, und dadurch eine völlige Reform der dramatiſchen Poeſie in Frankreich bewirkte. Die erſten Originalſtücke dieſer Art in der franz. dramatiſchen Literatur waren ſein in achtſylbigen Verſen gedichtetes Luſtſpiel, Eugène ou le rencontre und ſeine Tragödie (in der er ſelbſt den antiken Chor noch beibehielt) die gefangene Cleopatra, die Jodelle mit allem Feuer der Jugend ſchrieb, damit 1552 debutirte, und worin er zugleich ſelbſt mit einigen ſeiner Freunde, als Remi Belleau und Jean de la Beruze, als Schauſpieler auftrat. Dieſe Darſtellung ward mit dem glänzendſten Beifall vor einer ſehr zahlreichen Verſammlung und in Gegenwart Heinrichs II. ſelbſt gegeben, der dafür den Verfaſſer mit 500 Thlrn. aus ſeiner Sparcaſſe belohnte. Dieſer Tag entſchied den Fall der alten Theater in Paris. Jodelle's letztes und beſtes Werk war das Trauerſpiel Dido, welches in der That große poetiſche Schönheiten enthält. Ein Paar Decennien nach Jodelle hatte Spanien Lope de Vega und England ſeinen Shakspeare. Aber nur jenem, und auch nur an flüchtiger Schreibart, war Jodelle zu vergleichen. Er führte die ſtrenge Beobachtung der Ariſtoteliſchen 3 Einheiten und der gereimten Alexandriner ein, wählte den reinhiſtoriſchen Styl, ſchloß alles Wunderbare aus und ſchöpfte aus der griechiſchen und römiſchen Geſchichte, ließ aber die antiken Perſonen wie moderne Franzoſen und in der grellſten Übertreibung des rhetoriſchen Charakters der alten Tragödie reden. Die neue Bahn, welche Jodelle gebrochen hatte, verfolgten ſeine Freunde, das ſogenannte franzöſiſche Siebengeſtirn (la Pléiade française), als deren glänzendſter Stern Ronſard noch im folgenden Jahrhunderte geprieſen wurde. Außer ihm und Jodelle gehörten dazu

du Bellay, Antoine de Baïf, Pontus de Thyard, Remi Belleau und Jean Daurat. Auch La Perouſe, Verfaſſer der 1555 erſchienenen Medea, des erſten franz. Trauerſpiels in den noch jetzt üblichen gereimten Alexandrinern; Grevin als Luſtſpieldichter; Maſſin de St. Gelais, Verf. des in Proſa geſchriebenen Trauerſpiels Sophoniſbe; Jean de la Taille, Dichter der rührenden Tragödie la Famine; Garnier, der durch ſein tragiſches Meiſterwerk, Hyppolite, 1573 alle ſeine Vorgänger an Eleganz des metriſchen Ausdrucks verdunkelte, auch zuerſt es wagte, andre Nationen, als Griechen, Römer und Türken, darzuſtellen, wie ſeine les Juives und Bradamante zeigen; und Pierre de la Rivey, der ſich ein eben ſo großes Verdienſt um das Luſtſpiel erwarb, ſchloſſen ſich mit dem glücklichſten Erfolg an Jodelle an, und ſo ward die zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts der Zeitpunct, in welchem ſich der Styl der franz. dramatiſchen Poeſie mit eigenthümlichen Grundſätzen den alten claſſiſchen Meiſtern nachzubilden ſuchte. Das Vergangene gerieth in Vergeſſenheit, und man ſtrebte einem neuen Ziele zu. Die nachfolgenden Dichter bis auf die Zeit Ludwigs XIII., der dramatiſche Vielſchreiber Alexander Hardy, von deſſen 800 Schauſpielen ſich 40 erhalten haben, Repee, Theophile u. ſ. w. vermochten bei der Kraftloſigkeit ihrer Werke freilich nicht dieſe Fortſchritte zu beſchleunigen. Mayret, Rotrou, Duryer, Baro u. A., die mit geſundem Verſtande einen edlern Geſchmack und gebildetern Ausdruck verbanden, kamen aber dem Ziele ſchon näher. Endlich erſchien der gewaltige Pierre Corneille, der, 1606 in Rouen geboren, alle ſeine Vorgänger verdunkelte. Er hatte ein ſeltenes Talent, energiſche Charaktere die kühne Sprache der Leidenſchaften mit Würde reden zu laſſen. Er zeigte ſeiner Nation zuerſt, was tragiſche Kraft und Größe des Styls iſt; doch ſchmiegte er ſich ſelbſt ängſtlich unter das Joch ſteifer Geſetze und Vorurtheile. Er iſt der einzige unter den Dichtern, den die Franzoſen den großen nennen. Medea war ſein erſtes Trauerſpiel; den Cid, Cinna, Polyeucte und Rodogune hält man für ſeine ſchönſten Werke. Jean Racine, geb zu Ferté-Milton 1639, wurde in dieſem Fache der Liebling ſeiner Nation. Sein erſtes Trauerſpiel waren die feindlichen Brüder; als ſeine Andromache 1667 erſchien, wurde ſie mit eben ſo großem Enthuſiasmus aufgenommen, wie der Cid 30 Jahre früher. Racine wurde der Mann ſeiner Zeit und ſeiner Nation; er iſt der eleganteſte aller tragiſchen Dichter; er ſchrieb mit unendlicher Sorgfalt und feinem Zartgefühl; jede poetiſche Kühnheit erſchien ihm geſchmacklos; der Ton ſeines Hofes war ihm ſtetes Vorbild. Seine Athalie iſt ſein höchſtes Meiſterwerk. Voltaire iſt der dritte große Tragiker der Franzoſen; mit entflammtem Ehrgeize ſtrebte er ſeinen Vorgängern nach, und was dieſe wirklich fühlten, wußte er mit oft noch beredterer Leidenſchaft zu ſcheinen und auszuſprechen. Seine Zaïre, ſein Mahomet, wurden bewunderte Meiſterſtücke. Voltaire drang auf die Erweiterung der Bühne u. auf einen majeſtätiſchen Schmuck derſelben; doch die Coſtumes blieben höchſt geſchmacklos; römiſche und griechiſche Tragödien wurden in Reifröcken und Alongeperücken geſpielt! Erſt in der Revolutionszeit wurde dies durch Talma und David zur Vollkommenheit gebracht, nachdem die Clairon, wie man aus Marmontels Memoiren ſehr anziehend erzählt findet, dazu den erſten Anſtoß gegeben. Die Declamation war hohl und ſehr

affectirt. Crébillon, Thomas Corneille, Lafoſſe, Guimond de la Touche, Lefranc, Laharpe, Lemierre, de Belloi ꝛc. waren beliebte Tragiker. Diderot führte durch ſeinen Père de famille und ſeinen Fils naturel zuerſt das bürgerliche ſentimentale Trauerſpiel ein. Unter den neuen Tragikern bemerken wir: Ducis, der mehrere Trauerſpiele Shakſpeare's für die franzöſiſche Bühne einrichtete, und ſelbſt in dem Abufar viel Originalität und Wärme zeigte; Arnault, deſſen Trauerſpiele: Marius, Cincinnatus, Oscar, les Venitiens und Germanicus, durch Gedankenfülle, Kraft u. rührende Scenen ſich auszeichnen; Legouvé, deſſen Mort d'Abel und Epicharis et Néron ſehr viel Beifall erhielten, und der überdies noch Etéocle et Polynice und la mort d'Henry IV. ſchrieb. Früher als dieſe hatte ſich Lemercier in ſeiner erſten Jugend als Trauerſpieldichter verſucht; ſein Lévite d'Ephraim und ſein Agamemnon wurden bewundert; ſeine ſpätern Werke gefielen weniger. Großes Aufſehen machten les Templiers von Raynouard, der nur dies eine Trauerſpiel ſchrieb, welches ihm unbeſtrittenen Ruhm erwarb. Abdelaſis von Murville, Joſeph von Baour-Lormian, und Artaxerxes von Delrieu gefielen, doch machten ſie weniger Aufſehen, als das Trauerſpiel Manlius, deſſen Held Talma's Lieblingsrolle wurde. — Was nun das franzöſiſche Luſtſpiel betrifft, ſo iſt bereits erwähnt worden, wie daſſelbe mit den Farcen der Bazoche, namentlich der vom Advocat Pathelin und der Sottiſen der Enfans sans souci ſeinen Anfang genommen. Jobelle bewirkte auch die Reform des franz. Luſtſpiels. Sein erſtes: der Abt Eugen, in der Manier des Terenz, wurde vom Hofe und von der Stadt bewundert; es war das erſte regelmäßige Nationalluſtſpiel mit modernen Charakteren ohne allegoriſche Perſonen; der Witz darin iſt roh und ungezogen. Vom J. 1562 an ſuchten die Brüder de la Taille das Publicum an Luſtſpiele in Proſa zu gewöhnen. Man ſuchte damals auch die beliebte Schäferpoeſie mit der dramatiſchen zu vereinen. Die Moralitäten wurden beſonders in ſolche Schäferſpiele verwandelt, worin Chriſtus der Bräutigam u. die Kirche die Braut war. Die Cultur wahrer Luſtſpiele wurde von Pierre de la Rivey fortgeſetzt; ſie beruheten meiſt auf Intriguen und komiſchen Überraſchungen. Im J. 1592 verpachteten die Paſſionsbrüder ihr Privilegium an eine Schauſpielergeſellſchaft, die unter dem Namen Troupe de la Comedie française bis jetzt beſteht. Dieſe etablirten ſich nun im Hôtel de Bourgogne. Kurz darauf erfüllte Heinrich III. Frankreich mit Poſſenſpielern, die er aus Venedig kommen ließ. Man nannte ſie li Geloſi. Als ſie im Hôtel de Bourbon zu ſpielen anfingen, ſtrömte ihnen Alles zu. Farcen aller Art waren ungemein beliebt, ſelbſt Richelieu verſchmähte nicht die Scherze des ſogenannten Gros Guillaume, der der Caſperl der Pariſer war. Den italieniſchen Harlekin erſetzten auf dem Farcentheater zu Paris der Tabarin und Turlupin, die burleske Bedientenrollen ſpielten, und im Zeitalter Ludwigs XIV. ſehr beliebt waren. Corneille fühlte zuerſt das Bedürfniß eines wahren Charakterſtücks: weniger Vorurtheile beſchränkten ihn bei dem Luſtſpiele als bei dem Trauerſpiele. Seine jugendlichen Verſuche im komiſchen Fache ſind feiner, correcter und anſtändiger, als alles, was man zuvor von Luſtſpielen in Frankreich kannte. Er war erſt eben 18 J. alt, als er ſein Luſtſpiel Melite ſchrieb. Sein ſpäteres

Werk, der Lügner, iſt das erſte franz. komiſche Charakterſtück von claſſiſchem Werthe. Auch als Operndichter machte er Epoche durch ſeine Andromeda. Racine's Luſtſpiel: les Plaideurs, iſt nur eine Kleinigkeit, doch voll echt komiſcher Kraft. Doch einzig berühmt als Luſtſpieldichter bleibt Jean Bapt. Pocquelin, genannt Molière, 1620 geboren. L'Etourdi war das 1. Stück, wodurch er bekannt wurde. Bald war ſein Theater das beliebteſte in Paris; ſeine Geſellſchaft erhielt den Ehrentitel: Comédiens ordinaires du Roi. Mit voller Kraft u. von allen äußern Umſtänden begünſtigt, entfaltete nun Molière das Innere ſeines reichen Geiſtes. Man hat 35 Luſtſpiele von ihm. Er ſpielte ſelbſt immer mit Beifall, u. ſein Geiſt theilte ſich dadurch um ſo mehr ſeiner Schauſpielergeſellſchaft mit. Er verband tiefes Studium der Natur mit vollkommner Kunde der Schauſpielkunſt. Seine Meiſterwerke: der Tartuffe u. der Miſantrope, wurden Muſter des Haut comique. In die 2. Claſſe ſeiner Luſtſpiele gehören ſeine nicht verſificirten großen Charakterſtücke, wo l'Avare, George Dandin und le Bourgeois gentilhomme am berühmteſten ſind. Die ganze Manier derſelben iſt volksmäßiger, freier und poſſenhafter. Den weiteſten Spielraum gönnte Molière ſeiner kecken Laune in den luſtigen Unterhaltungsſtücken, in die er oft Muſik und mimiſchen Tanz verwebte. Hierhin gehören: les fourberies de Scapin, Monsieur de Pourceaugnac und le malade imaginaire; der komiſche Effect war hier zu einer Höhe geſteigert, die man ſeit dem Untergange der altgriechiſchen Komödie nicht kannte. Molière's Feſtivitätsſtücke zeigen nur die ungemeine Gewandtheit ſeines Talents. Die franz. Luſtſpieldichter erhielten ſich am freieſten von allen einſeitigen Pedantismus. Intriguenſtücke waren weniger beliebt als Charakterſtücke; dieſe gab es ſowohl edel- als niedrig-komiſche. Man ſah gern Pièces à scènes détachées, nämlich eine Reihe komiſcher Scenen ohne Einheit der Handlung, ſo wie Sprichwörter, Parodien u. Zwiſchenſpiele. Das italieniſche Theater wirkte mit, um den Nationalgeſchmack hierin frei von Einſeitigkeit zu erhalten. Keiner der ſpätern Luſtſpieldichter traf Molière's Ton mit ſolcher Feinheit und komiſchen Kraft, als der geiſtreiche Abenteurer Regnard, der von 1647 bis 1709 lebte. Er ſtreifte mit einer ſchönen Provenzalin von Algier bis Lappland herum, und ſchrieb nachher erſt im Vaterlande ſeine immer noch gern geſehenen Luſtſpiele. Unerſchöpflich in der Erfindung komiſcher Situationen war Dancourt. Nachläſſiger im Styl, aber höchſt jovial und burlesk war Le Grand; ſein Ami de tout le Monde wird noch gern geſehen. Divertiſſements und Ballets machten ſeine Luſtſpiele noch unterhaltender. Baron, ein berühmter Schauſpieler ſeiner Zeit, ſtrebte ſich im Styl der edeln Charakterſtücke Molière zu nähern. Dufresny ſchrieb artige Converſationsſtücke. Montfleury dichtete Zwiſchenſpiele, durch die er das eigentliche Ambigu-comique begründete. Der feine und gewandte Le Sage ahmte die ſpaniſchen Dichter gern nach. Er ſchrieb auch viele beliebte komiſche Opern für das Jahrmarktstheater. Destouches war einer der erſten, die durch Nachdenken über den Zweck der dramatiſchen Kunſt anfingen, die wahre Idee des Luſtſpiels zu verkennen, und den komiſchen Effect dem moraliſchen unterzuordnen. Er führte gern rührende Scenen herbei. Einen feinern Charakterzeichner, als Destouches, hat es unter den Luſtſpieldichtern aller Nationen nicht gegeben. Er ſtarb 1754. Zu den beliebten Farcen-

dichtern gehörten Bergerac, Bourſault, Brueys, La
Font, Palaprat und der jüngere Corneille. Seit Cornell-
le's Andromede war auch viel für die Oper geſchrieben worden.
(S. hierüber d. beſ. Art. Franzöſiſche Muſik.) Der Mar-
quis de Sourdene gründete 1669 die Académie royale de mu-
sique. Quinaults reiche Phantaſie und melodiſche Poeſie eig-
neten ſich ganz dazu, ihn zum größten Operndichter zu machen.
Er iſt der muſikaliſchſte Dichter ſeiner Nation. Duché, Campi-
ſtron und Fontenelle ſtrebten ihm nach. Die Schäferſpiele des
letztern konnten nur in jener affectirten Zeit gefallen. Iloudart
de la Motte arbeitete in allen dramatiſchen Fächern mit großer
Selbſtgefälligkeit. Die komiſche Oper war dadurch entſtanden, daß
man im J. 1707 den Jahrmarktskomödianten (die ſo ſehr beliebt
waren) verbot, auf ihrem Theater zu ſprechen. Sie gaben da ihren
Vaudeville's mehr Zuſammenhang, und erſetzten den Dialog durch
Pantomime; dies gefiel ſo, daß man gern das harte Verbot bald
wieder zurücknahm. d'Orneval, der viel für dieſe Theater ſchrieb,
behielt die italieniſchen Maskencharaktere noch ziemlich bei. La
Chauſſée veredelte den Ton der rührenden Schauſpiele, die er
immer mehr einzuführen ſtrebte, durch treffliche Verſe; er näherte
ſich mehr der wahren Poeſie als Diderot, deſſen bürgerliche Drama's
ſich ganz in Proſa verlieren. Marivaux's Luſtſpiele ſind ſo geſucht
und pretiös, daß man ſie ſpottweiſe Marivaudage nennt. Boiſſy,
St. Foix und Piron bereicherten die franzöſ. Bühne mit ſehr
witzigen Luſtſpielen. Von letzterm kann man ſagen, daß er mehr
dem Ariſtophanes als dem Molière nachſtrebte; ſehr beliebt iſt ſein
Luſtſpiel la Métromanie; er ſtarb 1773. Sedaine's kleine
Opern und Komödien gefielen. Beaumarchais, deſſen rührende
Schauſpiele ſchon Beifall fanden, entzückte durch ſeinen Figaro.
Collé, Fagan, Moiſſy und Fabre d'Eglantine glänzen
im Anfange der neueſten Periode. Von letzterm gefallen beſonders
l'Intrigue épistolaire und les Précepteurs. Cailhava, Lau-
jon, Lava, François de Neufchateau gehören jetzt zu den
beliebten Luſtſpieldichtern. Colin d'Harleville wurde leider
durch einen frühen Tod weggerafft; ſein vieux Célibataire, ſeine Luſt-
ſpiele l'Inconstant, l'Optimiste und les châteaux en Espagne
ſind voll Wahrheit und reizender Details. Andrieux, deſſen
Stücke: les Etourdis und le souper d'Auteuil, ausgezeichnet
gefallen, ſchreibt ſehr geſchmackvoll; ſeine komiſche Muſe iſt zugleich
Grazie. Äußerſt fruchtbar iſt das Talent Picarde, welcher vor
ſeinem 40ſten Jahre ſchon über 35 Luſtſpiele ſchrieb, und Fröhlich-
keit mit Moral zu vereinen weiß. Flins, Chéron, Roger,
und beſonders Monvel, Duval und Etienne haben allgemein
beliebte Luſtſpiele geſchrieben. Der Trauerſpieldichter Lemercier
ſchrieb auch zwei Luſtſpiele: Pinto und Plaute, welche durch ſeltne
Originalität intereſſiren. Riboute gefiel mit ſeinem erſten Ver-
ſuche: l'Assemblée de famille. Unter den neuern rührenden Dra-
men müſſen wir die Mélanie von Laharpe, l'Abbé de l'Epée
von Bouilly und la Mort de Socrate von Bernardin de
St. Pierre als ausgezeichnet nennen. Jouy, der Verfaſſer der
Vestale, Etienne, Gunrénard und Hoffman ſind die vor-
züglichſten jetzigen Dichter der ernſten Oper, ſo wie Monvel,
Marſollier, Duval, Dieulafoi, Piis und Barré der
komiſchen Oper und des Vaudeville's. — Blickt man nun noch ein-

mal auf den Gang der dramatiſchen Literatur in Frankreich zurück, ſo zeigt ſich unverkennbar, wie es hauptſächlich Corneille, Racine, Molière und Voltaire geweſen, welche die Geſtalt der franz. Bühne eigentlich, und wie es ſcheint, unwiderruflich feſtgeſetzt haben; denn weder die Anregung der Aufmerkſamkeit auf Shakſpeare, noch die von der Nationalanſicht mehr oder minder abweichenden Anſichten eines Diderot, Beaumarchais, Mercier u. A. haben im Weſentlichen etwas zu ändern vermocht. Nur im Luſtſpiele ſind die Franzoſen, ſeit der Revolution, durch zahlreiche neuere Dichter, wie Collin d'Harleville, Duval, Picard u. ſ. w. von der Molièreſchen Charakter-Komödie mit großem Erfolg zum Intriguenſtücke übergegangen. In Rückſicht der Tragödie aber wird noch immer das durch jene Dichter entworfene Syſtem der dramatiſchen Kunſt als das einziggültige praktiſch befolgt, und jede Abweichung davon als eine Sünde wider den guten Geſchmack betrachtet; wie es nun mit dieſem Syſtem ſteht, das haben vor Allen Leſſing in ſeiner Dramaturgie und A. W. Schlegel in ſeinen dramatiſchen Vorleſungen ſo ſcharfſinnig, gründlich und unwiderſprechlich aus einander geſetzt, daß man zu einer vollſtändigen Charakteriſtik deſſelben nur auf dieſe beiden Kunſtrichter zu verweiſen braucht. Hier erlaubt die Beſchränkung des Raums nur noch ferner das Hauptſächlichſte, was die Geſchichte der eigentlichen Bühne oder alles deſſen, was die theatraliſche Darſtellungskunſt betrifft, anzuführen. Dieſe hielt, wie überall ſo auch in Frankreich, natürlich mit dem Fortgange der dramatiſchen Dichtkunſt gleichen Schritt. Die Geſellſchaft, die ſich mit Jodelle zur Aufführung ſeiner Stücke verband, nahm zuerſt den Namen der Comédiens an. Schon der Reiz der Neuheit zog die Menge zu ihnen. Die eiferſüchtigen Paſſionsbrüder aber bewahrten ihre Privilegien, und den Comédiens ward in Paris zu ſpielen verboten. Dagegen erhielten jene 154? einen Hofbefehl, der ihnen die Myſterien unterſagte und nur anſtändige weltliche Stücke aufzuführen gebot. Jetzt war die glückliche Periode der Paſſionsbrüderſchaft vorüber. Der Geſchmack des Publicums hatte durch Jodelle's Schauſpiele eine völlig andere Richtung genommen. Das konnten die Paſſionsbrüder ſich ſelbſt auf die Länge nicht verbergen, und da ſie eben ſowohl einſahen, daß ſie den Kampf nicht ſiegreich beſtehen würden, ſo traten ſie endlich freiwillig zurück, klug genug, jenen Hofbefehl zum Vorwande zu benutzen. Indem ſie vorgaben, daß für Geiſtliche die Aufführung weltlicher Stücke ſich nicht gezieme, verpachteten ſie ihr Theater, mit dem Vorbehalt zweier Logen für ſich, an die neue Geſellſchaft der Comédiens. Dieſe etablirten ſich nun alſo im Hôtel de Bourgogne, und ſo entſtand hier 1552 das Théâtre français, auf welchem unter Heinrich II. Jodelle, la Perouſe und Baïf ihre Stücke gaben. Bald darauf aber zog Heinrich III. italieniſche Poſſenſpieler nach Paris, die er aus Venedig kommen ließ, und die ſich Il Gelosi, d. i. Leute, die zu gefallen ſuchen, nannten. Dieſe eröffneten 1577 im Hôtel de Bourbon ihre Vorſtellungen, und da ſie ihrem Namen entſprachen, ſtrömte ihnen alles zu. Andre Schauſpielgeſellſchaften aber, welche auch jetzt noch zu Zeiten aus den Provinzen nach Paris kamen, wurden ſtets von den Comédiens im Hôtel de Bourgogne verdrängt, ausgenommen diejenigen, welche zu Jahrmarktszeiten, wo alle Privilegien aufgehoben waren, in den Vorſtädten ſpielten. Eben dieſe aber ſollten bald eine nicht gemeine

Wichtigkeit erhalten. Denn aus einem ſolchen Jahrmarktstheater (Théâtre de la foire) entſtand nicht nur ein zweites ſtehendes Theater, du Marais genannt (durch Übereinkunft mit den Paſſionsbrüdern, welche noch immer im Beſitze ihres Privilegiums und der Bühne im Hôtel de Bourgogne waren), ſondern es entwickelte ſich auch aus dieſen Jahrmarktsſtücken (Spectacles de la foire) eine ganz neue Gattung von dramatiſchen Darſtellungen. Nachdem dieſes Théâtre du Marais geraume Zeit mit dem der Comédiens gewetteifert, trat Molière, der mit ſeiner Geſellſchaft bisher in der Provinz geſpielt hatte, anfänglich zur Jahrmarktszeit, auch in Paris auf, und fand bald ſo viel Beifall und Unterſtützung bei Hofe, daß ihm ein Theil des Palais royal zu ſeinen Vorſtellungen eingeräumt ward. Nach Molière's Tode (1673) wurden ſie eine Zeit lang unterbrochen; dann aber vereinigte ſich dieſe Geſellſchaft mit dem Théâtre du Marais, welches dadurch gänzlich einging. Unter Ludwig XIII. machten ſich endlich alle Schauſpieler in Paris von der Paſſionsbrüderſchaft frei, und die Geſellſchaft des Théâtre français im Hôtel de Bourgogne erhielt nunmehr den Titel der königlichen Schauſpieler (Troupe royale). Inzwiſchen hatten die italieniſchen Schauſpieler abwechſelndes Glück. Die Geloſi hielten ſich auf die Dauer eben ſo wenig, als eine zweite italieniſche Geſellſchaft, die ſeit 1662, jedoch ohne feſten Platz, Vorſtellungen in Paris gab. Einer dritten endlich glückte es beſſer. Sie ſpielte abwechſelnd mit der franzöſiſchen Truppe, und erhielt, als ſich ſieben Jahre nach Molière's Tode beide franzöſ. Geſellſchaften im Palais royal zu dem Théâtre français vereinigten, das Theater im Hôtel de Bourgogne eingeräumt. Dieſe Bühne iſt das bekannte Théâtre italien, welches unter Ludwig XIV. wegen der Frau von Maintenon geſchloſſen werden mußte. Der Prinz Regent eröffnete es wieder, und die Mitglieder nannten ſich ſeitdem Troupe italienne de S. A. le duc d'Orléans, Régent de France. So hatten ſich alſo nunmehr zwei Haupttheater in Paris gebildet: das eigentlich franzöſiſche und das italieniſche. Zu dieſen kam 1678 noch ein drittes: das Theater der komiſchen Oper, die aus dem Jahrmarktstheater, wo ſie ſich aus den Vaudevilles entwickelte, entſprang. Mehrere der feinſten und vorzüglichſten Köpfe unter den komiſchen Dichtern Frankreichs nahmen ſich dieſes Schauſpiels an, und ſo erhob ſich das Théâtre de l'Opéra comique, das jedoch erſt im Jahre 1715 dieſen Namen erhielt, bald zu gleichem Range mit den vorigen. Gleichzeitig mit ihm entſtand endlich auch die ſerioſe Oper, indem der Cardinal Mazarin 1646, bis wohin dieſelbe blos in Italien beſtanden hatte, zuerſt eine Geſellſchaft italieniſcher Operiſten nach Paris kommen ließ, welche dort die italieniſche Oper Orpheus und Eurydice aufführten. Hiedurch veranlaßt, machte Perrin den erſten Verſuch mit der franzöſiſchen großen Oper, wozu er 1669 ein königliches Privilegium und dieſes Operntheater den Namen einer königlichen Akademie der Muſik erhielt, welche bald mit glänzenden Pantomimen und Ballets ausgeſchmückt ward, und an Quinault u. A. auch ſehr vorzügliche Dichter gewann. (S. hierüber d. Art. Ballet, franzöſiſche Muſik, Noverre, Oper, Pantomime u. ſ. w.) Alle dieſe Theater zählten nun auch bis auf den heutigen Tag eine Reihe der berühmteſten Schauſpieler unter ihren Mitgliedern. Wer kennt nicht vom Théâtre français einen Lekain, Baron, Fleury, Talma, eine

Gauſſin, Dumenil, Clairon, Raucourt, Ducheſnoy und Georges, oder vom Théâtre italien einen Carlin, Lelio Riccoboni u. A. m.? (S. d. Art.) Die Fortſchritte, welche die theatraliſche Kunſt der Franzoſen auf dieſen Bühnen gemacht hat, müſſen von der Zeit an gerechnet werden, wo Corneille, Racine und Molière mit ihren Stücken erſchienen. Voltaire und die Clairon erwarben ſich um die Verbeſſerung der tragiſchen Bühne, wie erwähnt worden, ſehr weſentliche Verdienſte. Deſſen ungeachtet aber blieb beſonders in Rückſicht auf die Kunſtwahrheit der Darſtellungen ihren Nachfolgern noch ſehr viel zu reformiren übrig, und erſt Talma (der durch den berühmten Mahler David dazu veranlaßt ward) verdankt man die Einführung des echten antiken Coſtume's auf der franz. Scene, wo bis dahin die griechiſche Tragödie in Perücken, Federhüten und Reifröcken geſpielt wurde. Man vergleiche in dieſer Hinſicht die beiden wichtigen Coſtume-Werke, die alten Costumes des grands théâtres de Paris, 1786 u. ff. und die neue Galerie théâtrale, 1810 ff. über den gegenwärtigen Zuſtand der pariſer Theater aber und das Geſchichtliche dieſer einzelnen Bühnen, ſo wie den Charakter der franzöſiſchen Schauſpielkunſt überhaupt, ſ. d. Art. Pariſer Theater. Wl. u. S.

Franzöſiſche Muſik. Schon in den älteſten Zeiten hatte Gallien eine eigenthümliche Muſik. Diodor, Gregor von Tours u. A. erzählen, daß ſchon im Jahr der Welt 2140 Muſikſchulen hier geweſen ſind. Bardus, ein galliſcher König, ſtiftete ſie; nach ihm wurden die Sänger und Spieler Barden genannt; ihr Hauptſitz war zu Montbard in Bourgogne. Gewiß iſt es, daß die Barden den Celten oder Galen angehörten, und alſo iſt es nach dem, was Strabo, Diodor u. A. von ihnen erzählen, nicht zu bezweifeln, daß die Gallier Kenntniß und Liebe der Tonkunſt beſaßen. Als die Römer ſie unterjochten, verließen Barden und Druiden ihr Vaterland, und die erſten Spuren der Muſik findet man hier erſt wieder unter den Franken, wo erzählt wird, daß man Pharamond, an der Spitze des Heeres, unter dem Klange kriegeriſcher Muſik, zum Könige ausgerufen habe. Bei der Taufe des Königs Clovis wurde in der Kirche von St. Rémy zu Rheims eine Muſik aufgeführt, die der Erhabenheit des Gegenſtandes ſo würdig war, daß Clovis, von Bewunderung hingeriſſen, nachher ſtets die Tonkunſt beſonders beſchützte. In einem Friedensſchluß legte er es dem Theodorich, König der Oſtgothen, auf, ihm einen guten Guitarrenſpieler und ein Muſikchor aus Italien zu ſenden. Der Sänger Acorèdes kam da nach Frankreich und führte dort einen ſanftern und lieblichern Stil der Muſik ein, als man zuvor kannte; die Tonkunſt wurde die Begleiterin aller gottesdienſtlichen Gebräuche. Chilperich, ſelbſt Dichter und Muſikus, erfand vier Buchſtaben, die er dem Alphabet beifügte, um die Reime der franzöſiſchen Sprache zu erleichtern und ſie angenehmer zum Geſang zu machen. Unter Pipins Regierung wurde die Orgel in Frankreich eingeführt. Der morgenländiſche Kaiſer Conſtantin ſchickte 757 die erſte an Pipin, der ſie der Kirche des St. Corneille in Compiegne ſchenkte. Unter Carl dem Großen entſtanden Streitigkeiten zwiſchen den franzöſiſchen und italieniſchen Sängern; er ließ von dem Papſt zwei ſehr unterrichtete römiſche Sänger, Theodorus und Benedict, dazu erwählen, um den echt Gregorianiſchen Kirchengeſang in Frankreich wieder herzuſtellen, und der eine wurde in Metz, der andere in Soiſſons an

die Spitze einer Muſikſchule geſtellt. Die Vermählung des Königs Robert aber mit Conſtance, der Tochter Wilhelms, Grafen von Provence, wird als Epoche eines neuen Geſchmacks in der Muſik für Frankreich angeſehen. Kurz darauf bildete ſich in der Provence eine Geſellſchaft Sänger und Muſiker, die man Troubadours, Chantiers nannte; ſie dichteten Geſänge und ſangen ſie. Andere nannten ſich Jongleurs oder Ménétriers; dieſe begleiteten ihren Geſang mit Inſtrumentalmuſik. Robert, Sohn von Hugo Capet, war ſelbſt Dichter und Tonkünſtler. Zur Zeit des heiligen Ludwigs beſchränkte man die Kunſt faſt nur auf Kirchenmuſik; Carl V. liebte die Muſik ſehr, und pflegte ſeine Tafel mit Flötenconcerten zu beſchließen. Unter Philipp dem Schönen bauete man (1313) Theater auf, wo man Feereien mit Muſik aufführte. Franz I., ein Freund aller Künſte, errichtete eine eigne Capelle, deren Anführer Mouton hieß; man nennt: Févim, Arcadet, Verdelot, Goudimel, als geſchickte Tonkünſtler jener Zeit; der erſte berühmte Componiſteur war Ant. Bromel, Zeitgenoſſe des Niederländers Josquin de Prez, des größten Tonkünſtlers ſeiner Zeit, der ungefähr 1450 in Belgien geboren war, und Capellmeiſter Ludwigs XII. wurde. Franz I. nahm ſeine Kammermuſik mit nach Italien, und ſie vereinigte ſich in Bologna mit der Capelle Leo's X., ſo lange beide Herrſcher ſich da aufhielten. Dieſem Umſtand, und den Muſikern, welche der Catharina von Medicis aus Italien folgten, verdankte Frankreich aufs neue einen beſſern Geſchmack in der Muſik. Carl IX. liebte und cultivirte Muſik und Poeſie; damals errichtete Jean Antoine Baïf in ſeinem Hauſe, in der Vorſtadt St. Marceau, eine Muſikakademie, bei welcher der König ſelbſt wöchentlich einmal mitſpielte. Euſtachius du Lauroy, aus Beauvais, Capellmeiſter Carls IX. und Heinrichs III., war ein trefflicher Tonkünſtler, die alten Noëls, welche man zum Theil noch kennt, ſollen meiſt aus den Gavotten und Arien entlehnt ſein, welche Lauroy für Carl den IX. ſetzte. Bei der Vermählung Carls von Lothringen, der Stiefſchweſter Heinrichs III., wurde das erſte glänzende Ballet aufgeführt, wozu die Muſikmeiſter Beaulieu und Salmon die Muſik ſchrieben. Heinrich IV. achtete die Muſik wenig, eine deſto größere Freundin davon war Maria von Medicis. Ludwig XIII. begünſtigte Schauſpiele und Muſik und componirte ſelbſt mehrere Lieder. Der Geſchmack und die Prachtliebe Ludwigs XIV. brachten auch die Muſik ſehr in Aufnahme. Im J. 1644 ließ Mazarin die berühmteſten Muſiker aus Italien kommen, um die erſte große Oper aufzuführen. Sie wurde im Saal des Louvre gegeben; ihr Sujet war: „Les amours d'Hercule.“ Lulli debutirte darin mit der Muſik der Ballets. Lambert, der ſelbſt ein trefflicher Lauten- und Theorbenſpieler war, wurde Oberintendant der Muſik, und componirte die beiden erſten Opern Perrins, welche 1659 und 1671 aufgeführt wurden. Doch war bis auf Lulli die Muſik der Franzoſen nur noch in ihrer Kindheit. Er war der Schöpfer des Nationalgeſchmacks; denn obſchon er 1633 in Florenz geboren war, ſo kam er doch im 14ten Jahr nach Frankreich als großer Violinſpieler, und brachte ſein ganzes Leben daſelbſt zu. Er führte zuerſt kühnere Diſſonanzen in der Muſik ein. Er componirte neunzehn Opern, die meiſten hat Quinault gedichtet, und außerdem noch zwanzig Ballets, verſchiedene Motetten und viele Sonaten und Concerte. Seine Chöre ſind feſtlichgroß. Im Recitativſtyl war er ein ſo großer Meiſter, daß ſich die meiſten europäiſchen Tonſetzer danach

bildeten. Lulli verſtand den Geſang ausnehmend, er fühlte und weckte Gefühle; ſeine Muſik war höchſt einfach, aber voll Wahrheit, Natur und Ausdruck. Er gründete ſo den rhythmiſch declamatoriſchen Muſikſtyl, in welchem ſich ſtets und bis auf unſere Zeit die Franzoſen beſonders auszeichneten. Lulli iſt Erfinder der Menuet; der erſte ſolcher Tanz wurde 1663 von Ludwig XIV. und einer ſeiner Geliebten zu Verſailles getanzt. Nach ſeinem Tode machte die franzöſiſche Muſik eine lange Generalpauſe; obgleich es ſehr viele geſchickte Tonkünſtler in dieſer Epoche gab, ſo hatten ſie doch nicht Genie genug, um tiefen Einfluß auf die Fortſchritte der Kunſt zu haben. Rameau, der 1683 in Dijon geboren war, und ſich zuerſt als gründlicher Orgelſpieler in Paris bekannt machte, erwarb ſich als Theoretiker großes Verdienſt, da er zuerſt ein Syſtem des Generalbaſſes aufſtellte, und verdunkelte als Componiſt alle ſeine Zeitgenoſſen. Er war 50 Jahr alt, als er 1733 ſeine erſte Oper: Hyppolyte et Aricie, aufführte, zweiundzwanzig andere Compoſitionen dieſer Art folgten ihr, und verbreiteten ſeinen Ruhm. Er durchbrach kühn den engen Kreis, den ſich die vorherigen Tonſetzer vorgeſchrieben hatten; er hatte viel Feuer, viel Kenntniß der Harmonie und der Mittel große Wirkungen hervorzubringen; er iſt der erſte, der reichere Begleitungen ſchrieb, doch kann man ihm vorwerfen, daß er den gefühlvollern Geſang nicht kannte, daß ſeine Muſik oft überladen, geſucht, geſchmacklos und barock iſt. J. J. Rouſſeau, der alle Vorzüge der echt italieniſchen Muſik fühlte und kannte, wurde ſein entſchiedner Gegner, indem er durch ſein muſikaliſches Wörterbuch und mehrere Schriften ſuchte einen Damm zu bilden gegen den ſeichten Modegeſchmack ſeiner Landsleute. Er componirte ſelbſt ſeine Oper: „le Devin du village,“ die großes Aufſehen machte, und in ſeinem Pygmalion erſchuf er das Melodrama; außerdem ſchrieb er eine Menge einfacher und tiefgefühlter Romanzen und Arien. Sein Anfeinden der franzöſiſchen Muſik und ſeine Vorliebe für die italieniſche, war ein Hauptgrund, warum man ihn verfolgte. Aber mehr als irgend etwas hatte der Rieſengeiſt des Ritters Gluck Einfluß auf die franzöſiſche Muſik. Er kam erſt in ſeinem 60ſten Jahr 1774 nach Paris, wo zuerſt ſeine Iphigenie in Aulis aufgeführt wurde. Sein tiefer origineller Sinn, die alles mit ſich fortreißende Beredſamkeit ſeiner Tonſprache, die Hoheit ſeines Styls, die ergreifende Wahrheit ſeines Ausdrucks, gaben der ganzen Kunſt der Muſik einen neuen Schwung. Weder Melodie noch Harmonie herrſcht bei ihm vor, das Ganze wird aber zu einer neuen Dichtung, zu einer überirdiſchen Sprache. Nach der Iphigenie ſchrieb Gluck in Paris den Orpheus, die Alceſte, die Armida, die Iphigenie in Tauris und Echo und Narciß, dann kehrte er nach Wien zurück. Sein Gegner war Piccini, deſſen Genie ſich in den reizendſten und lieblichſten Melodien zeigte. Beide Parteien dieſer großen Männer erbitterten ſich furchtbar gegen einander, und die Streitigkeiten der Gluckiſten und Picciniſten machten allgemeines Aufſehen. Unterdeſſen wirkten die beiden großen Fremdlinge nicht bleibend auf den Nationalgeſchmack der Franzoſen, der immer die eigenthümliche Richtung behielt. Die ganz einfache gefühlvolle Romanze, das kleine muntere Volkslied (Vaudeville), die elegante reizende Tanzmelodie, ſind ihnen eigen; der größere Geſangſtyl, die wahre Kirchenmuſik bleibt ihnen fremd. Sie ſprechen zu gern und zu witzig, um Freude an dem wahren Geſang zu haben. Sie lieben Überraſchungen u. auffallende Wirkungen, daher ihre oft unterbroch-

nen Melodien, ihre gewaltſamen Übergänge und ſtarken Gegenſätze von Forte und Piano. In der Inſtrumentalmuſik ſind ſie ausgezeichnete Meiſter und haben große Virtuoſen. Unter den neuern echt franzöſiſchen Tonſetzern müſſen wir Grétry zuerſt nennen. Sein Styl iſt ungemein einfach und echt naiv: er opfert alles der Wahrheit des Ausdrucks auf. Seine rührenden Melodien tönen im Herzen wieder. Seine komiſche Opern erhielten ungetheilten Beifall. Ihm verwandt an Geiſt und Gefühl iſt Dalayrac; er beſitzt vielleicht weniger komiſche Kraft, aber eben ſo viel ſanfte Grazie und Wahrheit des Gefühls; auch er bereicherte die komiſche Oper ſehr. Monſigny, älter als beide, wird beſonders um der Wärme ſeines Ausdrucks willen geſchätzt. Della Maria ſtudirte in Italien, der frühe Tod dieſes überaus lieblichen Compoſiteurs wurde allgemein beklagt. Méhul gehört zu den größten jetzt lebenden franzöſiſchen Tonſetzern; Gluck ſelbſt weihte ihn in den philoſophiſchen Theil der Kunſt ein. Energie, Originalität der Ideen, Neuheit der Wendungen, Kraft und Schönheit des Ausdrucks charakteriſiren ihn; oft wirft man ihm einen Hang zum Bizarren vor, und einen Mangel an Melodie, doch werden ſeine zahlreichen Werke in- und außerhalb Frankreich ſtets gern gehört. Er componirte viele ernſte und komiſche Opern, und die berühmteſten neuen Nationalgeſänge ſind von ihm. Boyeldieu wurde zuerſt durch ſeine lieblichen Romanzen berühmt; Leichtigkeit und Grazie ſind ihm eigen. Nicolo Iſouard aus Malta bildete ſich in Italien, wo viele ſeiner Opern Beifall fanden; in neuerer Zeit ſchrieb er viel für die pariſer komiſche Oper, und ſeine Werke erregten und verdienten Enthuſiasmus. Er iſt zugleich trefflicher Piano-, Orgel- und Harmonikaſpieler. Berton iſt einer der fleißigſten Tonſetzer; ſeine zahlreichen Werke ſind ſehr beliebt und zeichnen ſich durch ihren ſchönen Geſang aus. Catel iſt beſonders durch ſein Handbuch der Harmonie bekannt, worin er eine ganz neue Anſicht aufſtellt, indem er alle Accorde in zwei Hauptclaſſen, die natürlichen und die künſtlichen, eintheilt. Das Conſervatorium hat ſeine Lehrſätze angenommen. Er hat einige beliebte Opern und viel Inſtrumentalmuſik geſchrieben. Unter den Kirchencompoſiteurs können wir nur Goſſec auszeichnen. Sein dreiſtimmiger Geſang „O salutaris hostia“ iſt mit Recht berühmt. Le Sueur gehört unſtreitig noch zu den vorzüglichſten franzöſiſchen Tonſetzern für das Theater und die Kirche. Er ſchrieb nur ernſte große Opern: ſein Styl iſt einfach, rein und oft groß, bisweilen aber auch aus dem Streben danach etwas kalt und leer. Die Franzoſen ſind mit Recht ſtolz auf ihn, er hat viel wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und ſchrieb mehrere Werke über Theatermuſik. Noch müſſen wir zwei berühmte Italiener erwähnen, die in Paris leben und deren Meiſterwerke unſtreitig jetzt den bedeutendſten Einfluß auf den dortigen Zuſtand der Muſik haben; dies ſind: Spontini und Cherubini, in deren Werken eine Glut der Phantaſie iſt, deren kein Franzoſe ſich rühmen kann. Zu den Hauptanſtalten für Beförderung der Tonkunſt gehört das trefflich eingerichtete Conservatoire; es verdankte ſeine Stiftung der Revolution, die alle frühern herrlichen Concertanſtalten zerſtört hatte. 1793 fing es an ſich zu bilden; die trefflichſten Künſtler wurden Profeſſoren in dieſer Anſtalt und die ausgezeichnetſten Virtuoſen gingen aus ihr hervor. Nirgends in Europa konnte man Mozarts und Haydns Symphonien ſchöner aufführen hören, als in den öffentlichen Concerten dieſer Zöglinge. Keines der italie-

niſchen Conſervatorien war nach einem ſo großen Plan eingerichtet. Es leiſtete auch durch die vortrefflichen Elementarwerke, die dafür geſchrieben wurden, der Tonkunſt die weſentlichſten Dienſte. Man hofft, daß die jetzige Regierung dies in ſeiner Art einzige Inſtitut nicht ganz aufheben, ſondern wohl nur anders benennen wird. Wir fügen dieſer Überſicht des Zuſtandes der Muſik in Frankreich hier nur noch die Namen der dortigen berühmteſten Virtuoſen neuerer Zeit bei. Für den Geſang: Garat, Lays, Lainez, Elleviou, Martin; die Damen: Branchu, Armand, Maillard, Duret, Himm. Für das Piano: Adam, Jadin, Kalkbrenner. Für die Pedalharfe, die in Frankreich mehr als irgendwo einheimiſch iſt: Marin, Nadermann, Bochſa, Dalvimare, Vernier; für die Violine: Rode, Kreutzer, Baillot, Lafond; für das Violoncell: Duport; für die Flöte: Drouet; für die Clarinette: Lefevre und Ch. Duvernoy; für das Hautbois: Salentin und Garnier; für das Waldhorn: Fréderic Duvernoy und Domnich; für das Fagott: Ozi und Delcambre. Von den Inſtrumenten, die in Paris gebaut werden, ſind beſonders die Erardſchen Piano's und Pedalharfen berühmt.

WI.

Franzöſiſche Schule oder Mahlerei. In den älteſten Zeiten erhielt Gallien zuerſt durch die Römer Begriffe von Kunſt. Unter der fränkiſchen Monarchie ſtanden die Künſte wohl noch auf einer ſehr niedrigen Stufe, doch wurden die vielen Kirchen und Abteien, die man damals bauete, ſchon mit Gemählden auf Goldgrund geſchmückt. Muſiviſche Mahlereien waren in dem Zeitalter der Fredegunde gebräuchlich, ſo wie auch damals ſchon die Glasmahlerei eifrig getrieben wurde. Aus den Zeiten der Carolinger haben ſich faſt gar keine Kunſtwerke erhalten, da nur einige wenige Bildniſſe von Carl Martel, Pipin und Carl dem Großen damals verfertigt wurden. Ludwig der Fromme liebte die Künſte; er berief wegen der Verehrung der heiligen Bilder im J. 824 ein Concilium in Paris zuſammen. Die bald darauf folgenden Zerſtörungen der Normänner verſcheuchten die Künſte wieder ganz. Die erſten Spuren findet man ſpäter in mehreren ſehr ſaubern Miniaturmahlereien, die man noch jetzt unter den Schätzen der königlichen Bibliothek findet. Wir bemerken hiervon eine Handſchrift der vier Evangeliſten mit dem Bilde des Kaiſers Lothar, und die Bibel Carls des Kahlen. Dieſer Fürſt liebte die Künſte und berief Künſtler aus Griechenland nach Frankreich. Unter Wilhelm dem Eroberer wurden viele Frescomahlereien ausgeführt. Unter Ludwigs VII. Regierung fingen, beſonders durch die Bemühungen des Abts Suger, die Künſte an zu blühen, vorzüglich die koſtbare Glasmahlerei. Er ließ die Fenſter der Kirche St. Denis mahlen. Jetzt gewannen auch die Emaillemahlereien höhere Vollkommenheit, und wurden unter dem Namen Emaux de Limoges bekannt. Unter Ludwig IV. oder dem Heiligen fängt eine glücklichere Periode für die Künſte an; ſeine Schickſale und Züge in das heilige Land boten den Künſtlern reichen Stoff. Alle Darſtellungen gewannen in dieſem Zeitraum mehr Leben und Ausdruck. Religion und Phantaſie müſſen in das Leben übergehen, wenn die Kunſt erwachen ſoll. Carl V. that alles Mögliche, um die Künſte zu befördern. Wir finden noch viele Denkmahle aus dieſer Zeit, in Frescogemählden, gewirkten Tapeten, mit Miniaturen verzierten Handſchriften. Die Geſchichte der Johanna von Arc wurde der Gegenſtand verſchiedener Mahlereien, und das Denkmahl, welches ihr Carl VII. 1458 auf der Brücke zu Orleans ſetzen ließ, war das zweite

bronzene Monument in Frankreich. René der Gute, der Dichterfürſt, gehörte ſelbſt zu den berühmteſten Mahlern des 15ten Jahrhunderts. Man bewahrte zu Aix in der Provence ſein eignes, von ihm ſelbſt gemahltes Portrait. Doch erſt unter Franz I. wurde der Kunſtgeſchmack geläutert, und hier fängt die eigentliche Geſchichte der Mahlerei in Frankreich an. Der kunſtliebende König zog große italieniſche Künſtler nach Frankreich und wußte ſie zu ſchätzen. Der berühmte Leonardo da Vinci kam 1515 nach Frankreich und ſtarb in Franz des I. Armen. Andrea del Sarto kam auf einige Jahre in ſeine Dienſte. Roſſo de' Roſſi, unter dem Namen Maitre Roux bekannt, wurde 1530 erſter Hofmahler und Oberaufſeher aller Verſchönerungen zu Fontainebleau. Da man damals gern die Mahlereien mit Stuckaturarbeiten vereinigte, ſo berief Franz I. zu dieſem Behuf den Primaticcio nach Frankreich. Letzterer zog mehrere italieniſche Künſtler dahin, welche hier eben ſo eine Künſtlercolonie bildeten, wie einſt die Griechen in Rom. Alle franzöſiſchen Mahler wurden nur durch ſie gebildet und erzogen. François Clouet, genannt Janet und Corneille von Lyon, waren die erſten beſſern einheimiſchen Portraitmahler aus dieſer Zeit. In der Glas- Emaille- und Miniaturmahlerei, ſo wie in der Tapetenweberei, zeichneten ſich aber die Franzoſen beſonders aus. Ihr Streben richtete ſich immer dahin, die Kunſt mehr zum Schmuck zu benutzen, als in ihr das Hohe und Heilige zu fühlen. Bramante, der vom Papſt Julius II. den Auftrag erhielt, die Fenſter des Vaticans durch Glasmahlereien zu zieren, berief die franzöſiſchen Künſtler Claude und Guillaume de Marſeille dazu nach Rom. Mit Jean Couſin zu Soucy bei Sens geboren, der noch im J. 1589 lebte fängt die Reihe der berühmtern franz. Mahler an. Er beſaß gründliche Kenntniſſe von der Perſpective und Architektur. Seine Glasmahlereien, beſonders die Kirche von St. Gervais in Paris, ſind berühmt. Sein Ölgemählde: das jüngſte Gericht, in der ehemaligen Sacriſtei des Minimes, bei Vincennes, war das erſte größere Hiſtoriengemählde. Franz I. foderte ihn und ſeine Zeitgenoſſen auf, wetteifernd edle Kunſtwerke hervorzubringen; er ſammelte ſie und vereinte viele herrliche Werke Leonardo's, Rafaels und Michel Angelo's damit; dies war der Grund des pariſer Muſeums. Damals wurde auch die Manufactur der Gobelinstapeten eingerichtet. Martin Fréminet, geb. zu Paris 1567, bildete ſich beſonders nach Michel Angelo Buonarotti, und wurde erſter Hofmahler unter Heinrich IV. Doch kaum hatte die Kunſt in Frankreich die erſten Stufen des Wachsthums erreicht, ſo kränkelte ſie wie eine Treibhauspflanze, die nur blüthenloſe Zweige hervorbringt. Am meiſten trugen die ausſchweifenden Sitten an den Höfen Franz II. und Carls IX. dazu bei. Die Kunſt wurde entwürdigt zu üppigen Darſtellungen nach den Ideen des Aretino, und verlor dadurch Adel und Reinheit; die Zeichnung war incorrect, die Farbengebung kraftlos und ohne Harmonie. An Simon Vouet (geb. zu Paris 1582, geſt. 1641) erhielt Frankreich einen ausgezeichneten Nationalkünſtler, der eine Schule ſtiftete und den Geſchmack wieder reinigte. Er hatte den Orient geſehen und bildete ſich in Venedig und Rom. Sein Styl war edel und wirkungsvoll. Er war überhäuft mit Arbeiten, und erhielt beſonders auch die von Philipp von Champagne angefangene Gallerie berühmter Perſonen zu mahlen. Er verfiel zuletzt in das Manierirte. Aus ſeiner Schule gingen Le Brun, Le Sueur, J. B. Mola, Mignard, du

Fresnoy, Chaperon, Dorigny, und ſeine eignen Brüder Aubin und Claude Vouet hervor. Seine berühmteſten Zeitgenoſſen waren: Noël Jouvenet, Allemand, Perrier, Quintin Varin u. A. m. Der leztere war der Lehrer des großen Nicolaus Pouſſin, den man den franzöſiſchen Rafael nennt. Dieſer war zu Andely 1594 geboren, und ſtammte aus einer armen aber adeligen Familie (ſ. d. Art. Pouſſin); er bildete ſich ganz in Rom. Richelieu zog Pouſſin von Rom nach Paris (1639), wo man ihn mit Aufträgen überhäufte. Doch ſein ideales Streben, ſein tiefer Sinn und ſeine edle Einfachheit wurden an dem nur Glanz und Gepränge liebenden Hofe Ludwigs XIV. nicht verſtanden; ſeine Kunſt war mehr geiſtig als körperlich ſchön, denn Gedanke, Ausdruck, Zeichnung, Studium des Alterthums waren ihm das Wichtigſte, aber ſein Colorit war matt und kraftlos, er mahlte immer nur in halber Lebensgröße, nicht in Fresco, und ſo fehlten ihm die äußern Mittel, um zu einer Zeit Eindruck zu machen, wo die Luxemburger Gallerie, die Rubens für Maria von Medicis gemahlt hatte, alle Augen durch blendenden Glanz und regelloſe Kühnheit auf ſich zog. Vouets Partei verfolgte ihn dabei heftig, und er eilte aus ſeinem Vaterlande, wo man ihn ſo verkannte, nach Rom zurück, wo er im J. 1665 ſtarb. Er war ein philoſophiſcher Mahler; die Gelehrſamkeit, die er ſelbſt in den Nebendingen zeigt, macht ihn intereſſant für den Alterthumsforſcher; er wollte mehr für den Geiſt als für die Sinne mahlen, und oft wollen ſeine Werke nur unter der Hülle des dichteriſchen Bildes ernſtes Nachdenken wecken. Er war der erſte Landſchaftsmahler im heroiſchen Styl. Sein Schüler Dughet, der nach ihm auch Gaspard Pouſſin genannt wird, zeichnete ſich beſonders als Landſchaftsmahler aus. Die berühmteſten franzöſiſchen Mahler dieſer Zeit waren: Le Valentin, geb. zu Colomiers 1600, geſt. 1632; er bildete ſich ganz nach Caravaggio, und hatte mehr kühne Kraft als ſeine franzöſiſchen Vorgänger: Jacques Blanchart, geb. 1600, geſt. 1638, erwarb ſich den Beinamen des franzöſiſchen Titian; er war der vollkommenſte Coloriſt unter ſeinen Zeitgenoſſen; Claude Gelée, genannt Claude Lorrain, geb. 1600, geſt. 1682, der trefflichſte Landſchaftsmahler aller Zeiten, welcher ſich aber ganz in Italien bildete. Chauveau wurde wegen des Feuers ſeiner Compoſitionen gerühmt. Die Mignards aus Troyes in Champagne zeichnete ſich ſehr aus; der ältere Bruder Nicolas, den man Mignard von Avignon nennt, war beſonders Portraitmahler; der jüngere, Pierre, wurde Mignard le Romain genannt; er war 1610 geboren und ſtarb 1695. Dieſer wurde ſehr berühmt ſowohl durch ſeine meiſterhaften Porträts, als ſeine großen Frescomahlereien; eine der ausgezeichnetſten unter leztern iſt die Kuppel der Kirche Val de Grace in Paris, wo über 200 Figuren dargeſtellt ſind. Auch zu dem täuſchenden Copiren alter Meiſterſtücke hatte er ein ſeltnes Talent. Die Grazie ſeiner Manier und die Lieblichkeit ſeines Colorits ſind bekannt, und erheben ihn zu einem der erſten Künſtler Frankreichs. Sebaſtian Bourdon verdient hier genannt zu werden. Doch der größte aller damaligen Künſtler war unſtreitig Euſtache Le Sueur, geb. 1617, geſt. 1655. Frankreich kann um ſo ſtolzer auf ihn ſein, da er ſich bildete, ohne jemals Paris zu verlaſſen. Er ſtudirte eifrig Rafaels Werke, mit deren Geiſt er ſich durch Kupferſtiche vertraut machte. Sein Styl hat etwas ungemein Einfaches, Edles, Stilles; ſeine Zeichnung iſt rein, ſein Colorit ſanft har-

moniſch, obſchon etwas matt. Berühmt iſt die Folge von 22 Gemählden, worin er den Lebenslauf des heil. Bruno darſtellte. Er war zu ausgezeichnet, als daß ihn nicht der Neid ſeiner Mitbürger hätte bitter verfolgen ſollen. Selbſt nach ſeinem Tode mußten ſeine Gemählde in dem Carthäuſerkloſter mit Gittern umgeben werden, um ſie gegen verſtümmelnde Bosheit zu ſchützen. Seine Werke ſind außer Frankreich wenig bekannt. Sehr berühmt iſt Charles le Brun, geb. 1619, geſt. 1690; er ſtammt aus einer ſchottiſchen Familie. Mit kühner Phantaſie und wahrer Leidenſchaft widmete er ſich der Mahlerei, die er zu Rom unter Pouſſins Leitung ſtudirte. Alle dieſe Künſtler waren eigentlich ſchon gebildet, als Ludwig XIV. den Thron beſtieg, deſſen mehr auf äußern Prunk gerichteter Sinn der wahren Kunſt nicht ſehr günſtig war. Nur le Brun feierte unter ihm ſeine glänzendſte Zeit und gewann eine Alleinherrſchaft über Alles, was Kunſt betraf. Sein berühmtes Meiſterwerk: „Alexander, der die gefangene Familie des Darius beſucht," mahlte er ganz unter den Augen des Königs, der ihm ein Zimmer in ſeiner Nähe in Fontainebleau dazu einräumte. Seine Arbeiten ſind ungemein zahlreich, überall ſieht man Genie, Feuer und Leichtigkeit, aber auch echt franzöſiſche Manier und ein Hinneigen zum theatraliſchen Effect. Da er auf den Miniſter Colbert großen Einfluß hatte, errichtete er durch ihn die franzöſiſchen Akademien der Kunſt in Rom und in Paris, die noch fortblühen, und wovon die letztere ſich beſonders dem Zunftzwange der alten Akademie des heil. Lucas in Paris entgegenſtellte. Nach le Bruns Zeit verließen die Franzoſen die gute Bahn und das Studium der großen italien. Meiſter. Le Brun hatte viele ausgezeichnete junge Künſtler beredet, Kupferſtecher zu werden, um ſeine Werke durch ſie vervielfacht zu ſehen. Unter dieſen zeichnen ſich Gérard Audran, J. Mariette u. Gabriel le Brun ganz beſonders aus. Die genannteſten Künſtler der folgenden Zeit ſind: Mola, die Brüder Courtois, genannt Bourguignon, große Schlachtenmahler, Noël Coypel, u. deſſen Sohn Antoine, deren reiche Phantaſie und Farbenzauber allgemeinen Beifall erwarb, doch die auch den wahren Ausdruck in theatraliſche Übertreibung verwandelten. Die Familie der Boulogne war reich an ausgezeichneten Mahlern. Vivien, Jouvenet (deſſen Werke Peter dem Großen beſonders gefielen, als dieſer 1717 Paris beſuchte), Chéron, Parrocel, Sylveſtre, de Largillière, Rigaud, Audré, La Fage, waren fleißige und geſchickte Künſtler dieſer Zeit, doch alle nicht frei von Manier. Ganz dieſer allein huldigend wurde Watteau der Liebling ſeiner Zeit, indem er lauter ſcherzhafte kleine Gegenſtände mit der affectirteſten Grazie darſtellte. Unter Ludwig XV. wurde der Spiegelluxus, die Paſtellmahlerei und der Geſchmack an Cameengemählden ſo herrſchend, daß wahre Kunſt völlig verdrängt ward. Loriot entdeckte damals die Kunſt, Paſtellfarben zu fixiren. Die Familie Vanloo fing zuerſt an, dem ſinkenden Geſchmack entgegenzuarbeiten, ſo auch Antoine Pesne, der wackere Pierre Subleyras und le Moine: es würde dieſen beſſern Künſtlern gelungen ſein, wenn nicht zwei Männer, Chriſtophe Huet und François Boucher, den völligſten Verfall der Kunſt herbeigeführt hätten; letzterer, der 1704 geboren war und 1770 ſtarb, gehörte zu den verworfenſten Menſchen. Er fröhnte mit ſeiner Kunſt nur der gemeinſten Sinnlichkeit und Unſittlichkeit. Kein Mahler irgend einer Zeit hat die Kunſt ſo entweiht wie er. — Wir müſſen

hier eines geſchickten Mahlers gedenken, wegen ſeiner ſonderbaren Laufbahn, da er die franzöſiſche Kunſt in einen andern Welttheil verpflanzte. Attiret, 1702 zu Dole geboren, wurde von den Miſſionarien 1737 nach Peking berufen, wo ſeine Arbeiten dem chineſiſchen Kaiſer und allen Großen des Reichs ungemein gefielen, ſo daß er dort eine Zeichenſchule errichtete und ſtets für den Kaiſer beſchäftigt war, der ihn zum Mandarin erheben wollte. Er ſtarb dort 1768. In Frankreich iſt die erſte erfreuliche Erſcheinung wieder der Landſchaftsmahler Joſeph Vernet, geb. 1714, geſt. 1789. Die Natur mußte den Sinn für Kunſt wieder zurückführen. Seine Darſtellungen der See in allen Bewegungen derſelben, und ſeine Hafengemählde ſind einzig und unübertrefflich. Tiefes Gefühl, reiche Phantaſie und raſtloſes Studium der Natur bildeten ihn. Der Graf Caylus, 1692 geb., 1765 geſt., that als eifriger Alterthumsforſcher viel für die franzöſiſche Kunſt, und ſtiftete Preiſe zur Aufmunterung der Künſtler. Greuze, den man oft den Grazienmahler nennt, trat jetzt auf; er war 1726 zu Touren geb. und ſtarb 1805. Man kann ihn den wahren Volksmahler der Franzoſen nennen, denn ſeine ganz aus dem häuslichen Leben genommenen Bilder zeichnen die eigenthümlichſten Züge der Denk- und Empfindungsweiſe ſeiner Mitbürger. Seine Gemählde ſind einfach und lieblich, an das Sentimentale grenzend, natürlich aber pariſer Natur darſtellend, die nie frei von Manier iſt. Er ſtiftete die Gattung, die man mit dem Namen: Tableaux de Génie bezeichnet, und die ſeitdem ſo beliebt wurde. Vien, geb. 1715 zu Montpellier, wurde der erſte Verbeſſerer des Kunſtgeſchmackes und der Vater und Neſtor der neuen Schule. Eine edle Einfalt, richtige Zeichnung und treue Nachahmung der Natur zeichnen ſeine Gemählde aus. Aus ſeiner Schule ging der berühmte David hervor, der eigentliche Stifter der jetzigen Schule. Dieſer führte zuerſt wieder das ſtrenge Studium der Antike und der Natur ein, und bewirkte ſo mit kräftigem Einfluß einen reinen Stil und richtigere Zeichnung, als ſie noch nie in Frankreich geherrſcht hatten. Seine Verdienſte um den geläuterten Kunſtgeſchmack ſeiner Nation, ſein Feuereifer und raſtloſer Fleiß, ſeine Liebe für alle ſeine Schüler und ſeine väterliche Sorge, jeden für das ihm eigenthümliche Fach zu bilden, ſind ſehr rühmlich und wohl einzig in ihrer Art. Er iſt ein zu ausgezeichneter Künſtler, als daß ſeine Werke nicht hätten eben ſo harten Tadel als enthuſiaſtiſches Lob erfahren ſollen (ſ. d. Art. David). Vincent, Regnault und Ménageot ſind gleichzeitige brave Künſtler. Die Revolution brach aus, und 1791 hob die Nationalverſammlung jedes artiſtiſche Inſtitut auf. Die herrlichſten Kunſtwerke gingen durch die rohen Ausbrüche der zerſtörenden Freiheitswuth verloren; doch ein neuer Geiſt entflammte zugleich die Gemüther und die Phantaſie der Künſtler. Die Patrioten unter ihnen traten unter den Namen einer Volks- und republikaniſchen Künſtlergeſellſchaft zuſammen, zu welcher jeder Bürger freien Zutritt erhalten, und ihren Verſammlungen im Louvre beiwohnen konnte. Die Hauptereigniſſe der Revolution beſchäftigten die Künſtler, wurde der Ausdruck dadurch auch an grelle Übertreibung gewöhnt, ſo war doch die fade frühere Manier ſolcherweiſe plötzlich vertilgt. Suvee, ein ſehr geſchätzter Künſtler, wurde Director der franzöſiſchen Akademie in Rom. Unter Napoleons Regierung wurde Alles aufgeboten, um die Künſte kräftig zu unterſtützen und eine außerordentliche Anzahl bedeutender Künſtler entfalteten ihre Talente ſchnell und glänzend

Die drei berühmteſten Mahlerſchulen waren die von David, Regnault und Vincent. Wir nennen hier nur die vorzüglichſten ihrer Zöglinge, weil über die berühmtern eigene Artikel nachzuſchlagen ſind. Aus Davids Schule bemerken wir den vortrefflichen Drouais, der ſo wie Harriet in früher Jugend in Rom ſtarb, im J. 1788; bei ſeinem Enthuſiasmus für Alles, was erhaben, gut und edel war, ſeinem zarten Schönheitsſinn und ſeiner nie mit ſich zufriednen Beſcheidenheit, wäre er wahrſcheinlich Frankreichs größter Künſtler geworden. Gérard, der ſich neuerlichſt durch ſein großes hiſtoriſches, vom König gekauftes Tableau des Einzugs Heinrichs IV. in Paris beſonders berühmt gemacht hat, ſteht an der Spitze der lebenden Schüler Davids; Gros, Ingres, Peytavin, Hennequin, Berthon, Serangeli, Mad. Laville Leroulx, Madame Angelique Mongés, Mad. Barbier Walbonne und van Brét gehören zu den ausgezeichnetſten ſeiner Schüler, unter denen beſonders noch Richard aus Lyon zu erwähnen iſt. Dieſer Künſtler ſchuf ſich ein ganz eignes Fach, indem er romantiſche Scenen aus dem Mittelalter wählt, die er in ganz kleinen Dimenſionen mit überaus zartem Pinſel und allem Zauber der gewählteſten Beleuchtung und der Luft- und Linienperſpective auszuführen weiß. Dieſe kleinen Gemählde ſind überaus reizend und werden ſehr geſchätzt. Die berühmteſten ſind: ſeine Valentine von Mailand, Carls VII. Abſchied von Agnes Sorel, Franz I., Jacob Molay, Louiſe de la Balliere in ihrer Zelle betend, Maria Stuart im Gefängniß ꝛc. Regnault iſt das Haupt einer zweiten Schule, ſeine eignen Werke ſind correct und lieblich, wenn ſchon noch etwas an die alte Manier erinnernd. Sein berühmteſter Schüler iſt Guérin, Künſtler vom erſten Rang. Unter ſeinen zahlreichen übrigen Schülern ſind: Landon (der die Annales du Musée herausgab), Menjaud, Blondel, Moreau und beſonders der vortreffliche Portraitmahler Robert le Fèvre, bemerkenswerth. Regnault hat ein eignes Attelier für Künſtlerinnen, und bildete viele ſehr ausgezeichnete, wie: Mad. Auzon, Lenoir, Romany, Mlle. Lorimier, Bénoit, Davin-Mirvaux ꝛc. Vincent, La Grénée, Taillaſſon, Peyron, Monſiau, Le Thiers und Prudhon (der ſich beſonders nach Correggio zu bilden ſtrebte) gehören zu den vorzüglichen ältern Künſtlern in Paris. Girodet aber als Hiſtorienmahler, Iſabey und Auguſtin als Miniaturmahler, Drolling als Mahler von Converſationsſtücken, Rédouté als trefflicher Blumenmahler, Valenciennes als Landſchaftsmahler, Mad. Claudet, Gattin eines geſchickten Bildhauers, als Nachfolgerin von Greuze, Mad. Kugler, als Emaillemahlerin, und Desnoyers als ausgezeichnet trefflicher Kupferſtecher, ſind wahre Zierden der neuern Schule. Die Vereinigung der herrlichſten Kunſtwerke aller Nationen, die mehrere Jahre lang im Muſeum in Paris aufgehäuft waren, und der ſehr rege Kunſteifer des damaligen Directors Vivant Denon, der ſelbſt trefflicher Skizzenzeichner war, weckten jedes ſchlummernde Kunſttalent, und brachten alle glänzenden Wirkungen raſcher Thätigkeit hervor. Doch von dem eigentlichen ſtillen heiligen Geiſt der Kunſt ſind wenige dieſer zahlloſen neuern franzöſ. Künſtler durchdrungen; ihre Darſtellungen ſind oft mehr theatraliſch als wahr, mehr ſentimental als gemüthlich. Daher rührt auch der entſchiedne Mangel an Empfänglichkeit der Franzoſen für das Studium und die Erkenntniß der altdeutſchen Mahlerei. Nur der Sinn

für die echte **Antike** iſt endlich unter ihnen durch **David** geweckt worden. Das Praktiſche ihrer Kunſt beherrſchen ſie aber meiſterhaft mit Leichtigkeit und Sicherheit. Seit der König zurückkehrte, iſt der Graf **Forbin**, ſelbſt ein geſchickter Künſtler, Director der Muſeen und Kunſtanſtalten, welche auch jetzt von der Regierung thätig unterſtützt werden. WI.

Franzöſiſche Sprache. In Frankreich, dem ehemaligen Gallien, war in den früheſten Zeiten die **celtiſche** Sprache üblich. Anklänge davon erhielten ſich am längſten in Bretagne. Es exiſtirt noch in Paris eine Akademie celtique, um über Sprache und Alterthümer der Urbewohner Nachforſchungen anzuſtellen. Mit dem Eindringen der Römer unter Julius Cäſar wurde die römiſche Sprache herrſchend; mit dem Verfall des weſtrömiſchen Reichs artete auch die lateiniſche Sprache aus. Ein höchſt verdorbenes Latein entſtand durch die Ausſprache der ungeübten germaniſchen Organe, und durch eingemiſchte fränkiſche und burgundiſche, oſt- und weſtgothiſche Worte und Redensarten. Man nannte dieſe neue Volksſprache das Romanzo, und ſie theilte ſich, von ihrer Entſtehung an, in zwei Hauptdialecte. Die Art, eine Bejahung auszudrücken, bezeichnete ihren Unterſchied. Die ſüdliche Sprache nannte man langue d'Oc, Sprache von Oc, occitaniſche Sprache; die Sprache aber, die man nordwärts von der Loire an redete: langue d'Oui oder d'Oil; aus dieſer iſt das Neufranzöſiſche entſtanden. Im Anfange des 12. Jahrhunderts vereinigte Raimond von St. Gilles, Graf von Provence, Südfrankreich unter eine Herrſchaft, der er den gemeinſamen Namen **Provence** gab, und ſeitdem nannte man die beiden Sprachen: die provenzaliſche und die franzöſiſche. Noch iſt jene, wiewohl ſehr verändert, die Landesſprache in der Provence, Languedoc, Catalonien, Valencia, Majorca, Minorca und Sardinien. Im 13ten Jahrhundert erſt gewann die weit proſaiſchere nordfranzöſiſche Sprache das Übergewicht. Die franzöſiſchen **Conteurs** durchzogen nicht allein das Land, ſondern Paris wurde auch der Sitz der ſcholaſtiſchen Philoſophie, wohin man ſich drängte u. wo man Pflanzſchulen für die Jugend anlegte. Von dem urſprünglichen Charakter der **Oui-Sprache** hing ein Theil der Bildung ab, den die franzöſ. Literatur erhalten ſollte. Es fehlte ihr von ihrer Entſtehung an der vollſtändige Sylbenfall der italieniſchen und ſpaniſchen Sprache. Sie war mehr durch Abkürzung als durch ſonore Umbildung der lateiniſchen Worte entſtanden. Die Franken und Normannen entriſſen den lateiniſchen Worten die charakteriſtiſchen Endſylben, und verwandelten ſie in den dumpfen germaniſchen Halbvocal, der in der Folge ſelbſt aus der gewöhnlichen Ausſprache weichen mußte und nur für den Geſang und die Orthographie erhalten wurde. Abgerechnet dieſe Verſchiedenheiten, hatte ſich das franzöſiſche Romanzo nach demſelben grammatiſchen Typus, wie das italieniſche, ſpaniſche und portugieſiſche gebildet. Damals beobachtete man noch in den vielſylbigen Worten eine beſtimmte Accentuation der Sylben nach einer proſodiſchen Quantität. Wahrſcheinlich ſtarb der lateiniſche Rhythmus in der franzöſiſchen Sprache nicht eher völlig ab, als bis man anfing, eine Eleganz im Verſchlucken des dumpfen Halbvocals zu ſuchen. Es iſt unbekannt, wann dieſer Gebrauch anfing beliebt zu werden; wahrſcheinlich ging er von Paris aus, da in dem Patois der pariſer Volksſprache alle dumpfen E verſchluckt werden. Dieſe Gewohnheit zerſtörte den metriſchen Gehalt der Sprache. An die Stelle des wahren

Rhythmus trat unvermerkt eine willkürliche Schattirung der Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche der Töne. Dadurch gewöhnten ſich die Franzoſen mehr an einen rhetoriſchen Numerus als an eine poetiſche Anſicht der grammatiſchen Formen. Die Natur der Sprache ſelbſt leitete mehr zur Beredſamkeit als zur Poeſie hin; ſchon ihre eigenthümliche Raſchheit kam der feinen Dialektik ſehr zu Hülfe. Franz I. errichtete 1539 eine Profeſſur für die franzöſiſche Sprache in Paris, und verbannte die lateiniſche aus den Gerichtshöfen, wo ſie bis dahin geherrſcht hatte, und aus den Urkunden. Der Cardinal Richelieu, der nicht mit Unrecht dieſe Sprache als ein Werkzeug betrachtete, alle Völker Europa's Frankreich zu unterwerfen, brachte ſie durch Stiftung der Akademie der Vierziger (Académie française oder Acad. des quarante) im J. 1635 auf den Gipfel ihrer Vollendung. Die franzöſiſche Akademie wurde das Oberhofgericht der Sprache und Literatur. Welche Verdienſte ſie ſich um die Sprache erworben, iſt bekannt. Aber indem ſie die rohe Licenz des Sprachgebrauchs aufhob, und die Norm, nach der von nun an reines Franzöſiſch geſchrieben und geſprochen werde ſollte, im Weſentlichen unveränderlich beſtimmte, entzog ſie auch dem Genie alle Mittel, durch vernünftige Licenz, nach mehr als conventionellen Bedürfniſſen, die Herrſchaft des Geiſtes über die Sprache zu erweitern. Nur was bei Hofe galt, wurde von der Akademie gebilligt; nur das, was dieſe erlaubte, wurde von dem Publicum angenommen. Elegant wurde nun die Sprache. Sie erhielt die gefälligſte Correctheit und eine bewundernswürdige Präciſion, durch welche ſie ſich eben ſowohl zur Sprache der Wiſſenſchaften empfahl, als ſie ſich dem Staatsmanne zur genaueſten Bezeichnung politiſcher Verhältniſſe, und dem Weltmanne zum beſtimmteſten Ausdruck ſeiner Reflexionen, und leichter Artigkeiten, welche zu nichts verbinden ſollen, darbot. Jeder Gedanke kam ſo nett, ſo klar, in ſo ſcharfen Umriſſen zum Vorſchein, daß der Witz und der kalte Verſtand ſich in jeder Phraſe ſpiegeln konnten, die rein franzöſiſch war. Aber wo Phantaſie und inniges Gefühl einen Ausdruck verlangen, der den freien Geiſt über alle hergebrachten Formen erhebt, da mußte das Genie den Geſetzen einer Sprache erliegen, die ſchon an ſich weder reich noch mahleriſch, nun noch jedes Wort und jede Wendung ausſtieß, die bei Hofe und in der hofmäßigen Akademie nicht gehört werden durften. Die Armuth der Sprache erſcheint unverkennbar auch in ihren vielen Calembourgs und Zweideutigkeiten. Doch bleibt keine Sprache paſſender für den feinen Weltton und für die Kunſt mit vielen ſchönen Redensarten nichts zu ſagen, ſo wie keine an ähnlichem Reichthum von eigenthümlichen bezeichnenden und pikanten Ausdrücken für alle und die feinſten Beziehungen des geſellſchaftlichen Lebens mit ihr ſich meſſen kann, woraus ſich auch ihre Annahme als Hofſprache für ſo viele übrige europäiſche Länder erklärt. Aber jeder poetiſche Gedanke wird durch ſie erſchwert, obſchon die beiden Rouſſeau, Frau v. Staël u. A. einen glänzenden Sieg über ſie errungen. Unter Ludwig XIV. trugen die Vorzüge der franz. Schriftſteller, die häufigen Reiſen nach Frankreich, die Refugiés und die Menge franzöſiſcher Erzieher in andern Ländern ungemein viel dazu bei, dieſe Sprache zur allgemeinen zu machen. Es iſt nicht zu berechnen, wie viel dies zur Unterjochung Deutſchlands beitrug, und man darf verſichern, daß, ſo lange die Sprache die herrſchende an den Höfen und in den feinen Zirkeln bleibt, dies eben ſo viel iſt, als ob die Franzoſen eine

unſichtbare aber zauberiſch kräftige ſtehende Armee in allen Ländern ſich erhielten und beſoldeten. Seit 1735 wurde ſie auch die allgemeine Staatsſprache; bei den vorhergehenden Friedensſchlüſſen bediente man ſich noch häufig der lateiniſchen. Die Revolution führte manche neue Worte und Wendungen ein, wozu man ein eignes Wörterbuch von Snetlage hat; allein die meiſten derſelben wurden ſchnell wieder verbannt und gingen nicht in die edlere Schriftſprache über. Unter den Wörterbüchern dieſer Sprache ſteht das de l'Académie française natürlich oben an; es erſchien zuerſt 1694 2 Bde. Folio, und ſeitdem immer wieder in erneuerten Auflagen. Außerdem verdienen noch Erwähnung die Wörterbücher von Richelet (neue Ausgabe von Goujet), Furetière (neue Ausgabe von Basnage Beauval und la Rivière), das Dict. de Trévoux und das Dict. universel de Boiste. Für uns Deutſche verdienen noch bemerkt zu werden, die von Schwan, de la Veaux, Dict. des deux nations und das des Abbé Mozin. Für die altfranzöſiſche Sprache iſt bemerkenswerth: Recherches des antiquités de la langue française, ou Dict. Gaulois par P. B. Pierre Borelle). Paris 1667. 4. Zu den guten Sprachlehren darf man die von Bailly, Reſtaut, de la Veaux und Mozin zählen. Girards Synonymen-Wörterbuch (neu von d'Olivet, dann von Bauzée u. zuletzt von Roubaud) iſt ein vorzügliches Werk. Als Sprachkritiker haben ſich noch gezeigt: Vaugelas, Bouhours, Boisregard, Dégérando, und Abbé de Bellegarde. Ein ſehr brauchbares Buch zum Studium dieſer Sprache iſt noch Mauvillons Werk sur les Germanismes et Gallicismes. Übrigens iſt das treffliche Werk von Kolbe über den Wortreichthum der deutſchen und franzöſiſchen Sprache nicht zu überſehen. Den außerordentlichen Reichthum der letztern aber, an Wortformen für alle Beziehungen des geſelligen Verkehrs, lernt man am beſten aus dem ſehr ſchätzbaren und intereſſanten Dictionn. comique, satirique, critique, burlesque, libre et proverbial par Philibert Joseph le Roux (Lion 1735) kennen, das in Deutſchland leider minder als es verdient, bekannt geworden iſt. Dieſer Reichthum, der es uns Deutſchen noch immer unmöglich macht, in den Socialverhältniſſen des menſchlichen Lebens franzöſiſcher Ausdrücke ganz zu entbehren, iſt ſelbſt die Veranlaſſung zu der höchſt ſeltſamen Erſcheinung geweſen, daß die Deutſchen ſogar franzöſiſch klingende Worte gebildet haben, die kein Franzoſe kennt, wie z. B. Chatoulle, Chatouilles, Tabelle, Friseur etc. In unſern militäriſchen Commando-Worten haben wir mit ihnen den artigen und für unſre Zeit beſonders bezeichnenden Tauſch getroffen, daß wir von ihnen das Wort Marſch, ſie von uns den Ausdruck Halt (auch als Subſtantiv: une Halte) angenommen haben. Wl. u. S.

Franzöſiſche Staatskunſt. Man verſteht unter dieſem Ausdruck im engern Sinne — mit Ausſchluß des auf die innere Verwaltung ſich beziehenden Regierungsſyſtems — das von dem franzöſiſchen Cabinet in Anſehung ſeines innern und auswärtigen Machtverhältniſſes beobachtete Verfahren. Im Innern ſtrebte die Politik der Könige anfangs nach Unabhängigkeit, dann nach Unumſchränktheit, endlich, ſeit der Wiederherſtellung des Hauſes Bourbon, nach Selbſtſtändigkeit der Gewalt des legitimen Throns. Die Unabhängigkeit von den Feſſeln der Feudalariſtokratie errangen ſchon die erſten Capetinger, durch die Feſtſtellung einer

erblichen Thronfolge. Zweihundert Jahre lang, ſeit 997, von Hugo Capets Tode an, folgte ſtets dem Vater der Sohn. Dies brachte Einheit in die, unter 40 großen Kronvaſallen ſchlecht zuſammenhaltenden Theile des Reichs. Hierauf trug die Einführung der Corporationen in den Städten, ſeit 1103 unter Ludwig VI., dazu bei, das königliche Anſehen gegen die Feudalariſtokratie zu unterſtützen. Noch mehr wuchs die Macht des Thrones durch den Anfall von 23 großen Lehnsgrafſchaften an die Krone unter Philipp Auguſt und deſſen Nachfolgern (1180—1310). Zugleich erhielt der König die oberſtrichterliche Gewalt über die Barone; und die Eintheilung des Reichs in königliche Gerichtsprovinzen gab ſeiner Macht Zuſammenhang und Einheit. Nach demſelben Dominat- und Vergrößerungsplane erwarb die Krone unter den Valois mehrere Regalien, z. B. das Münz- und Beſteuerungsrecht. Unterdeß gründete ſchon Philipp der Schöne (ſt. 1314) die *Unabhängigkeit* der königlichen Gewalt *von der Hierarchie*. Seitdem gelang es der franzöſiſchen Staatskunſt, in verſchiedenen Concordaten mit den Päpſten die Freiheiten der gallicaniſchen Kirche zu behaupten; doch wurden ſie erſt unter Ludwig XIV. 1682 durch die bekannten vier Sätze feſtgeſtellt. Endlich ſtrebte die Politik der Könige auch im Innern nach *unumſchränkter Macht*. Die Nation verſammelte ſich ſeit 1302 in drei Reichsſtänden. Gegen ſie kämpfte die Staatskunſt der Valois mit abwechſelndem Erfolg, bis Ludwig der XI. (1461—1483) den Grund zur unumſchränkten Gewalt ſeiner Nachfolger legte; dabei hatte die Vergrößerung der königl. Domänen ihren Fortgang, und die Ausbildung eines ſtehenden Heeres (ſeit 1444) gab dem Throne das Werkzeug der Unterdrückung. Allmählig erlangten auch, zum Nachtheil der ſtändiſchen Macht, die Parlamenter, beſonders das pariſer, die Rechte politiſcher Körper. Als nun jene vernichtet war, warfen die Könige aus dem Hauſe Bourbon auch die letztern durch Machtſprüche (in den lits de justice) zu Boden. Doch erhob ſich das Parlament immer von neuem, bis die Revolution zum Theil aus dieſem Kampfe mit hervorging. Seit Ludwig XI. ward die franzöſiſche Staatskunſt offenbar argliſtig und gewaltſam; daher zugleich, um die Aufmerkſamkeit der Nation von der königlichen Machterweiterung im Innern durch Ausſichten auf Beute und Ruhm abzuziehn, *eroberungsſüchtig nach außen*. Dieſe Richtung entſchied den Verfall der Volksrechte. Dagegen entwickelte ſich aus Carls VIII. und ſeiner Nachfolger Eroberungszügen nach Italien, ſeit 1494, der kriegeriſch ehrgeizige Sinn der Nation. Der damit zuſammenhängende Kampf politiſcher Eiferſucht mit Spanien und Öſterreich ſtellte das franzöſiſche Cabinet in den Mittelpunct des neuern politiſchen Syſtems von Europa. Die Militär-Capitulationen mit den Schweizern — Ludwig XI. ſchloß die erſte 1475 — zeigten der franzöſiſchen Staatskunſt den feſten Punct, von welchem aus ſie Deutſchland und Italien erſchüttern konnte. Hierauf fand ſie in Franz I. (ſt. 1547) Verbindung mit der Pforte und mit den Proteſtanten des Auslandes das Geheimniß, um ganz Europa mit ihren Netzen zu umſpinnen. Ihr Hauptaugenmerk war die Schwächung Öſterreichs und des deutſchen Reichs durch innere Theilung und die Leitung des Nordens durch Einmiſchung in das Getriebe der ungariſchen, polniſchen und ſchwediſchen Reichsfactionen. Doch folgte ſie bisher mehr dem kriegeriſchen Ehrgeize einzelner Könige, und den Lockungen der Umſtände, als daß ſie zu der klaren Anſicht eines planmäßigen Strebens gelangt wäre. Zugleich gaben die Bürger- und

Religionskriege, welche das Haus Bourbon auf den Thron ſetzten, der Politik des Hofes, wie dem Volke überhaupt einen höchſt leidenſchaftlichen und ſtürmiſchen Charakter, der erſt dann, als ihn Richelieu den Berechnungen eines eben ſo kalten als überlegenen Verſtandes unterworfen hatte, der franzöſiſchen Staatskunſt jene Spann- und Schwungkraft lieh, welche endlich das Gleichgewicht von Europa aus ſeinen Angeln hob. Richelieu (ſt. 1642) vollendete mittelſt Entwaffnung der Reformirten, Bekämpfung der Großen und Unterjochung der Parlamenter und der Geiſtlichkeit die Unumſchränktheit der königlichen Gewalt im Innern, um darauf das Übergewicht Frankreichs in Europa mittelſt der ſchon von Heinrich IV. bezweckten Demüthigung des Hauſes Habsburg zu gründen. Seitdem erhielt der Geſchäftsgang der franzöſiſchen Staatskunſt jene feſte diplomatiſche Form, durch welche ſchon damals die Verhandlungen über ausländiſche Angelegenheiten, deren Kunſt zur höchſten Feinheit ausgebildet, und mit einem wohlgerüſteten, ſtets ſchlagfertigen Heere bewaffnet war, an die Spitze aller Staatsgeſchäfte traten, ſo daß ſich der auswärtigen Politik auch die übrigen Verwaltungszweige unterordneten und ihr dienten. Aber derſelbe Richelieu, welcher mit aller Energie eines durch den Bürgerkrieg aufgeregten Kraftgefühls die Grundſätze des Despotismus verband, hatte in das franzöſiſche Cabinett einen über Europa Furcht u. Zwiſt verbreitenden Machiavellismus eingeführt, welcher ganz das Gegentheil war von der geraden Politik Heinrichs IV. und ſeiner talentvollen Miniſter Sully, Villeroi, Jeannin und d'Oſſat, die mehr Sicherſtellung als Eroberung beabſichtigten. Denn Richelieu hielt, die Ruhe des Friedens fürchtend, ſich nur für ſicher mitten unter dem blutigen Hader der Völker, die er mit ihren Fürſten durch geheime Kundſchafter entzweite, und durch Gewaltſchläge, die jeden Widerſtand zu Boden warfen. Daher blieb ſeit dem weſtphäliſchen Frieden das Streben der franzöſiſchen Politik ſtets auf Vergrößerung an Macht und Anſehn nach außen gerichtet, und die eigennützige Herrſchſucht der Miniſter verwickelte den Staat abſichtlich in unaufhörliche Händel, um deſto länger dem König unentbehrlich zu ſein. Franzöſiſche Unterhändler, geheime und öffentliche, durchſpähten ganz Europa; ſie drangen ſelbſt in Siebenbürgen, Polen und Rußland ein; ſie hetzten in Schweden die Parteien zuſammen; und über Perſien dehnte die franzöſiſche Diplomatik ihr Geſpinnſt bis nach Indien und China aus. Richelieu hatte der franzöſiſchen Staatskunſt den Charakter kühner Entſchloſſenheit und Hinterliſt gegeben; nach ihm wußte Mazarin durch ſeine Perſönlichkeit die gefälligen Formen einer kalten Höflichkeit mit ihr zu vereinigen. Seine furchtſame Treuloſigkeit verbarg ſich hinter dem zweideutigen Sinne der Verträge, oder ſuchte nur Zeit zu gewinnen, um durch fein berechnete Umwege das Ziel zu erreichen. Dieſen doppelten Charakter der Gewalt und der Liſt zeigte die franzöſiſche Staatskunſt bis zur Reſtauration im J. 1814, nur daß nach Zeit und Gelegenheit bald die eine, bald die andere Seite ſichtbarer wurde. Unter Ludwig XIV. wirkte ſie, bei dem Glanze des Hofes, bei der Allgemeinheit der franzöſiſchen Sprache und Sitte, und bei dem Waffenruhme der Nation, um ſo raſcher und entſcheidender, da ſie ſich mit dem Schimmer der Größe umgab, ja zu Zeiten ſelbſt die Miene des Edelmuths annahm. Nach dem Frieden von Nimwegen ward ſie entſchloſſen despotiſch. Ludwigs Miniſter deuteten die Verträge willkürlich. Gewalt, Kundſchaft, Beſtechung, ge-

heime Aufwiegelung und Betrug galten ihnen gleichviel, wenn ſie nur zum Ziel gelangten. Zwar beſtrafte die thörichte Politik Ludwigs XIV. am Ende ſich ſelbſt; aber ihr glänzendes Beiſpiel ward verführeriſch für die übrigen Staaten. Denn in allen Cabinetten fing jetzt an zu gähren der Durſt nach Vergrößerung und die Leidenſchaft, ſich gegenſeitig zu berauben und zu demüthigen: daher das Spiel ſtets wechſelnder Bündniſſe, welches nur ein ſcheinbares Gleichgewicht der ſich widerſtrebenden Kräfte hervorbrachte, während Deutſchland in vier Jahrhunderten vor der Revolution an Frankreich 7840 Quadratſtunden Land mit 8 Mill. 270,000 Einw. verlor. Was insbeſondere die franzöſiſche Staatskunſt in dem Zeitalter Ludwigs XIV. auszeichnet, iſt die Einführung des diplomatiſchen Kunſtmittels, den öffentlichen Verträgen beſondere, und bald nach dieſen auch geheime Artikel beizufügen. Früher hatte Richelieu ſogar Scheinverträge geſchloſſen, um darunter den wahren zu verbergen! Zwar umfaßte jetzt die franzöſiſche Eroberungspolitik zugleich den Handelsvortheil und die See- und Colonialmacht; allein nicht nach einem umſichtigen und feſtſtehenden Plane, denn Vergrößerung an Land und das Continentalintereſſe blieben ſtets ihr Hauptzweck. Unter den ausgezeichneten Staatsmännern in der franzöſiſchen diplomatiſchen Schule ſeit Richelieu müſſen die Baſſompierre, die beiden d'Avaux, Servien, Lyonne, d'Eſtrade, Courtin, Pomponne, Croiſſi, Torci, und die Cardinäle Janſon und Polignac genannt werden. Unter dieſen pflegte der geiſtvolle, edle und feſte Torci (Ludwigs XIV. Miniſter) zu ſagen: Que le meilleur moyen de tromper les cours, c'était d'y parler toujours vrai. — Dagegen ward nach Ludwigs XIV. Tode das franzöſiſche Cabinet durch den Cardinal Dubois im eigentlichen Sinne entehrt. Betrug und grobe Lüge, Verfälſchung der Staatsbriefe, Anſtellung verworfener Menſchen, und ein nach allen Seiten hin verbreitetes Beſtechungs- und Kundſchafterſyſtem bezeichnen die Verwaltung dieſes käuflichen Miniſters, deſſen Lieblingsſpruch, den er dem Regenten ſchon bei der Erziehung eingeprägt hatte, ſo lautete: que pour devenir un grand homme, il fallait être un grand scélérat! Dubois hat ſeinen Namen in der Geſchichte gebrandmarkt, ob ihm gleich diplomatiſche Gewandtheit und Thätigkeit beim Abſchluß der Tripel- und Quadrupelallianz, welcher Frankreich einen dreißigjährigen Frieden mit England verdankte, nicht abgeſprochen werden mag. Doch arbeitete mit und unter ihm der uneigennützige Pecquet. In der Folge gewann der friedliche und rechtliche Charakter des Cardinals Fleury dem franzöſiſchen Cabinet wieder die Achtung von Europa. Dieſer bedächtige, nur zu wenig entſchloſſene Miniſter war der Vermittler des Friedens bis 1740, wo die beiden ehrgeizigen Belle-Isle den gutmüthigen Greis in den öſterreichiſchen Erbfolgekrieg hineinzogen. Außer ihm zeichneten ſich durch diplomatiſche Talente aus: Morville, Chavigny, Villeneuve, der Marquis d'Argenſon und der Marſchall Adrien de Noailles. Aber bald darauf, unter Bernis und andern Miniſtern, verrieth das franzöſiſche Cabinet eine gewiſſe Schwäche und Mangel an Tact, der freilich zum Theil auch aus dem Mißgeſchick im Kriege entſtand. Ludwig XV., ein König, der in der Regel anders ſprach und handelte, als er dachte, faßte daher den ſonderbaren Entſchluß, ein geheimes diplomatiſches Cabinet zu errichten, deſſen Wirkſamkeit nicht nur ſeinem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, dem Herzog

von Choiſeul, unbekannt war, ſondern das dieſem oft ſogar entgegenarbeitete. Der Prinz von Conti leitete 12 Jahre lang, ſeit 1743, die auswärtigen Unterhandlungen deſſelben nicht ohne Erfolg gegen Öſterreich; er bildete in Polen aus, was man in Frankreich nordiſches Syſtem nannte. Endlich gab der Vertrag des Hofes von Verſailles mit dem wiener Cabinete, vom 1. Mai 1756, dieſer geheimen Diplomatik, welcher nun der Graf von Broglio vorſtand, eine dem wohlverſtandenen Intereſſe Frankreichs entgegengeſetzte Richtung, auf welche beſonders die Marquiſe von Pompadour einwirkte. Dabei geſchah es nicht ſelten, z. B. in dem über die Aufhebung der Jeſuiten geführten, höchſt merkwürdigen Staatsbriefwechſel, daß der Miniſter die Schreiben auswärtiger Geſchäftsführer, wenn ſie nicht im Sinne des Staatsraths und der Frau von Pompadour abgefaßt waren, umarbeiten ließ, und nach ſeiner Abſicht beantwortete, ſo daß jene glaubten, ſich undeutlich ausgedrückt zu haben, oder nicht recht verſtanden zu ſein. Übrigens miſchten ſich die Ränke der Höflinge und der Buhlweiber des Königs in die Diplomatik; eine Folge derſelben war im J. 1770 die Verbannung eines durch Geiſt, Charakter und Geſchäftsführung ausgezeichneten und perſönlich uneigennützigen, obgleich verſchwenderiſchen Staatsminiſters, des Herzogs von Choiſeul. Dieſer allein wußte den Verlegenheiten auszuweichen, in welche das Unglück der franzöſiſchen Waffen den Staat verwickelte. Sein Syſtem war, im Bunde mit Öſterreich und Spanien, Englands Übermacht herabzuziehen, in Polen aber und bei der Pforte Rußlands Fortſchritte aufzuhalten. Unter günſtigern Verhältniſſen würde er der größte Staatsmann ſeiner Zeit geweſen ſein. Nach ſeinem Abgange wurden die Schwäche und Unſicherheit, ſo wie der Leichtſinn des franzöſiſchen Cabinets, immer ſichtbarer. Daher konnte Polens Theilung erfolgen. Der Graf von Maurepas gab lieber den Ereigniſſen nach, als daß er ſie zu lenken verſucht hätte. Der ernſtere, Würde und Feinheit überall in der Form berückſichtigende Graf von Vergennes aber ſetzte bei aller Arbeitſamkeit, die er beſaß, ſeine Politik vorzüglich in das Hinhalten, und verſchanzte ſich hinter diplomatiſchen Formen. Dazu nöthigte ihn Frankreichs innere und äußere Lage. Sein größter Fehler war der Beſchluß, die Freiwerdung der Nordamerikaner gegen England zu unterſtützen. Dies führte unmittelbar die Revolution herbei. Unter den durch muſterhafte Staatsſchriften ausgezeichneten franzöſiſchen Diplomatikern aus der letzten Zeit müſſen vorzüglich Praslin, Nivernois, Chavigny, Havrincourt, Vauguyon, Breteuil, Choiſeul-Gouffier und Rayneval genannt werden. Durch die Revolution, welche die alte Hofpolitik in Nichts auflöſte, erlitt auch die franzöſiſche Staatskunſt eine gänzliche Umſchaffung. Alle bisher erſchlafften Springfedern derſelben, Genie und Kraft, Kühnheit und Argliſt, wurden aufs neue aufgeſpannt. In ihrem leidenſchaftlich heftigen Zuſammenwirken erhielten ſie, vom Drange der wildeſten Umſtände gepeitſcht, von dem ſcharfen Blicke kalter Berechnung geleitet, und von dem gewaltigſten Waffenſturme beflügelt, eine diplomatiſche Furchtbarkeit, die oft die Kraft des Schwerts noch überbot. Doch änderte die revolutionäre Staatskunſt ihre Formen nach dem Charakter der verſchiedenen Epochen der Revolution. Die Mehrheit der erſten, oder der conſtituirenden Nationalverſammlung wollte das Beſte mit reiner Abſicht; allein ohne Erfahrung und Ungeſtüm unternahm ſie ein Werk, dem ſie nicht gewachſen war. Durch die Errichtung eines diplomatiſchen Ausſchuſ-

ſes drängte ſie ſich in die Geheimniſſe des Cabinetts eines unentſchloſſenen Königs ein, deſſen in den Augen der Nation verächtliche Schwäche ſchon die Unruhen in Holland im J. 1788 verrathen hatten. Zwei Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Montmorin und Deleſſart, wurden die Opfer des Volkshaſſes. Hierauf erhielt Dumouriez die Leitung der Staatshändel im J. 1792; und mit ihm beginnt die neue, ſchwerumgürtete Form der revolutionären Diplomatik. Er führte in den Verhandlungen eine der Würde der Regierungen und der bis dahin beobachteten Schicklichkeit entgegengeſetzte Sprache ein, wodurch zuerſt mit Sardinien ein Bruch erfolgte. Als man hierauf die für die geheimen Ausgaben ſeiner Verwaltung beſtimmte Summe von anderthalb Millionen bis auf fünftehalb Millionen Livres erhöht hatte, ſuchte er durch beſondere Verträge mit deutſchen Fürſten die Neutralität des Reichs zu gewinnen, das von der Nationalverſammlung durch Verletzung der beſtehenden Verträge beleidigt worden war. Nun foderte er Öſterreich zum Kriege heraus. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wurde den Händen des Königs entwunden, und ſtand ganz unter dem Einfluße des Nationalſtolzes, welchen die Erklärung des preußiſchen Heerführers, des Herzogs von Braunſchweig, vom 25. Juli 1792 zur wildeſten Erbitterung aufgereizt hatte. Endlich riß der Sturz der franzöſiſchen Monarchie das ganze Staatsgebäude von Europa aus ſeinen Fugen; und der Friede zu Baſel 1795 war der erſte Triumph der revolutionären Politik der Volksherrſchaft über die Cabinettspolitik der Coalition. Als aber jene, durch Englands Handels- und Colonialſtaatskunſt überwältigt, zu neuen Eroberungen auf dem feſten Lande hingetrieben wurde, entwickelte ſich aus ihr das franzöſiſche Continentalſyſtem. Das Directorium ſuchte daſſelbe durch Republikaniſiren, mit größerem Erfolge ſuchte es Napoleon durch Einverleibungen und Bundesfeſſeln zu gründen und zu erweitern. Beide entſagten ohne Scheu jeder Rückſicht auf Völkerrecht und Treue. Durch Lockungen von Gebietsvermehrung und mit liberalen Ideen täuſchend, oder mit Vernichtung drohend, zogen ſie bald die Fürſten von den Völkern ab, bald dieſe von jenen. Endlich unterlagen die Fürſten und die Völker. Zu bekannt ſind die Ergebniſſe dieſer Politik der Argliſt auf der einen und des Irrthums auf der andern Seite. So herrſchte einſt Rom über die Städte Griechenlands und die Könige in Aſien! Aber Napoleons ungezügelter Wille zerſtörte ſelbſt mit eiſerner Fauſt das Werk der Revolution, den erblichen Kaiſerthron. Vergebens warnte der kluge Talleyrand, vergebens der umſichtige Fouché! Pitt hatte die Hoffnung der Cabinetter, Spanien die Hoffnungen der Völker aufrecht erhalten. Als nun der Brand von Moskau über Europa aufflammte, und der Muth der Völker des nördlichen Deutſchlands ſich mit Begeiſterung erhob: da brachen zuſammen alle Federn der militäriſchen Diplomatik. Aber nach dem Siege der Völker kehrten die Höfe zu der gewohnten Staatskunſt zurück. Talleyrands Grundſatz der Legitimität richtete den Thron der Bourbons, und mit ihm die altfranzöſiſche Diplomatik wieder auf. Dieſe entwand der Nation das Recht, die Conſtitution ſich und dem Könige zu geben. Doch fing ſie jetzt an zu ſtammeln die Sprache liberaler Ideen; und Ludwigs XVIII. heller Verſtand ergriff den Anker der Verfaſſungsurkunde, um ſich auf dem wankenden Throne im Gedränge der Parteien zu erhalten. (Vgl. d. Art. Frankreich ſeit 1814 und Ludwig XVIII.) Seitdem kann man die franzöſiſche Staats-

kunſt in Hinſicht auf das Innere die **conſtitutionelle**, in Hinſicht auf die äußern Verhältniſſe aber **die durch den Vertrag von Chaumont gebundene** nennen. Jedoch hat der Congreß zu Aachen 1818 das franzöſ. Cabinett mit den übrigen vier Hauptmächten zu Einem Syſtem, dem chriſtlich-völkerrechtlichen, wenigſtens dem Buchſtaben nach, vereinigt. Über die Geſchichte der franz. Diplomatik bis 1792 ſ. Flassan, Hist. générale et raisonnée de la Diplomatie française. 2. Ed. Paris 1811. 7 Vol. 8. K.

Franzweine, im Allgemeinen alle uns aus Frankreich zugeführten Weine. Man kann ſie in folgende neun Sorten eintheilen: Burgunder, Champagner, Languedoc und Vienneweine, Guyenne- oder Bordeauxer Weine, Cahors und Montaubaniſches Gewächs, Charentegewächs, die Weine von Orleans und Anjou, die Provencer und endlich die Bayonner Weine. — Die Ausfuhr dieſer ſämmtlichen Weine iſt für Frankreich von der höchſten Wichtigkeit, da ſie den bedeutendſten Exportationsgegenſtand in ſeinem Handel ausmachen.

Frascati, eine kleine Stadt in der Campagna di Roma im Kirchenſtaate, mit vielen ſchönen Paläſten und Gärten. In der Nähe derſelben hat das alte Tuſculum geſtanden. Das Bisthum hat allezeit einer von den ſechs Cardinalbiſchöfen.

Frauen. Die Frauen (der edlere Sprachgebrauch bezeichnet jetzt damit das ganze Geſchlecht) ſind die Repräſentanten der Liebe, wie die Männer des Rechts im allgemeinſten Sinne. Liebe ſpiegelt ſich in Form und Weſen der Frauen, und Entweihung der Liebe iſt ihre (Verletzung des Rechts der Männer) Schande. Wie Frauen lieben und ſich dem Manne hingeben, das beſtimmt den Werth und das Wohl der Einzelnen, wie des ganzen Standes, in der Familie und im Volke, und hat dies beſtimmt vom Anbeginn des Menſchengeſchlechts. Das öffentliche und häusliche Verhältniß des Frauenſtandes gab von je, und gibt noch den richtigſten Maßſtab echter Cultur im Staate, in der Familie, in einzelnen Menſchen. Dennoch hat das ſchöne Geſchlecht das Loos erfahren, bald übermäßig geprieſen, bald mit dem größten Unverſtande herabgewürdigt zu werden. Man hat in weitläufigen Werken die Frage unterſucht, ob ſie wirklich zum Menſchengeſchlechte gehören; man hat ſie bald Engel, bald Teufel genannt. Die letzte Benennung haben ſich ſogar diejenigen erlaubt, welche ſie ſonſt wohl vergöttert haben, z. B. **Boccaccio** in ſeinem Triumph der Frauen. Dieſe Widerſprüche laſſen ſich vielleicht erklären, wenn man bedenkt, daß die Schönſten unter ihnen wohl manche Leiden über ihre Verehrer verhängen. Zuvörderſt müſſen wir geſtehen, daß im Weſen der Frauen eine Haupttugend gegründet iſt, nämlich, daß Alles ſchicklich, Alles anſtändig und ſchön ſei. Nicht ohne Urſache ſprechen wir von einem **ſchönen** Geſchlecht; denn die Kraft des Mannes wird durch die weibliche Anmuth gemildert, und alle Schönheit geht erſt aus der ruhigen Verbindung dieſer entgegengeſetzten Naturen hervor. (S. d. Art. **Liebe**.) Es iſt allerdings ehrwürdig, wenn die Frauen ihrer erſten Beſtimmung eingedenk ſind, wenn ſie ſich zu Gattinnen, Müttern und Hausfrauen bilden; aber man macht auch mit Recht die Foderungen, daß ſie frei von bloßen ökonomiſchen Zwecken ſich zu einer freiern Anſchauung des Lebens, zum innern Leben ſelbſt erheben ſollen. Man findet aber freilich oft Verbildung und überbildung, beſonders im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft, wo die Frauen ihrer Natur gemäß mehr die nahen als die fernen Güter ergreifen ſollen. Es iſt zwar wahr, daß wir viele gebildete

Schriftſtellerinnen unter den Frauen beſitzen (man darf nur an einige gefühlvolle deutſche Dichterinnen und an einige Romane franzöſiſcher Frauen denken), allein es iſt eben ſo wahr, daß ſie nicht gerade in ſtrengwiſſenſchaftlichen Gattungen zu Schriftſtellerinnen berufen ſind. Es ſei ihre Pflicht, den Schatz der Gefühle, dieſes heilige Feuer, welches ihnen die Natur geſchenkt hat, nur in Farben, Tönen, in der Poeſie und Muſik, oder im Umgange zu erhalten und zu vermehren. So werden ſie gewiß auch vortheilhaft auf die männliche Welt wirken. Man hat dieſer ſchönen und verſchönernden Natur der Frauen nicht immer Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sie ſtanden in der alten Welt auf einer weit niedrigern Stufe der Achtung, als in der neuern, und es wird nicht unintereſſant ſein, den Urſachen davon ein wenig nachzuforſchen. Die weibliche Natur iſt ſich gewiß immer gleich geblieben; aber in der Erziehung ſowohl, als in der Staatsverfaſſung der alten Welt lagen die Veranlaſſungen, welche den Reiz und die Macht jener weiblichen Natur weniger hervortreten ließen. Wir finden allerdings bei den Griechen, um von dieſen zuerſt zu reden, ſchöne Beiſpiele der Bruder- und Schweſterliebe, auch der Gattenliebe; aber nichts iſt bei ihnen von jener geiſtigen romantiſchen Anſicht des Weibes zu finden, wie ſie im Mittelalter herrſchte, auch nicht einmal Etwas von dem Geiſte der Galanterie, welcher die neuern Zeiten bezeichnet. Als freundliche Verſchönerin und Bildnerin des Lebens, als anmuthige Geſellſchafterin des Mannes, als witzige Schwätzerin in gebildeten Kreiſen galt die Frau wenig oder nichts. Dies wußten die Männer an den Frauen nicht zu ſchätzen, oder ſie wollten es nicht bei ihnen; es war vielmehr das Geſchäft junger Sklavinnen, oder öffentlicher Buhlerinnen. Homer ſtellt ſeine Frauen einfältig, edel und würdig dar, Sophokles hat einige heroiſche Geſtalten aufgeführt, und im Euripides finden wir einige Muſter weiblicher Unſchuld und edelmüthiger Ergebung, aber nirgends iſt jene Anbetung weiblicher Schönheit; höchſtens Verehrung der Geſtalt, und die Liebe wird vielmehr bei ihnen als die verderblichſte Leidenſchaft dargeſtellt. Man darf deswegen nicht behaupten, daß die Weiber bei den älteſten Griechen roh behandelt worden wären; ſie wurden vielmehr blos als Hausfrauen geehrt, und als ſolche müſſen ſie eigentlich betrachtet werden. Sie lebten im Kreiſe ihrer Sklavinnen, und arbeiteten ſelbſt mit ihnen im obern Geſchoſſe des Hauſes, welches ſie nur ſelten verließen, um ſich unter die Männer zu miſchen. Auch waren ſie von allen öffentlichen Geſchäften ausgeſchloſſen, und ſie hatten nur dieſes Verhältniß zum Staate, daß ſie ihm Kinder gebaren und die Töchter für den engen Kreis ihrer Pflichten erzogen. Dabei war es dem Manne erlaubt, auch außer dem Umgange mit der Gattin die rohen Forderungen der Sinnlichkeit mit Sklavinnen zu befriedigen. Auch in den ſpätern Zeiten Griechenlands war es nicht anders, und nur die Spartanerinnen wurden ehrenvoll ausgezeichnet, wiewohl auch da ſpäterhin eine große Zügelloſigkeit einriß. Die Lage der atheniſchen Frauen war noch beſchränkter; im entlegenſten Theile des Hauſes (Gynaikeion, Gynaikonitis) brachten ſie mit weiblichen Arbeiten unter Sklavinnen ihre Zeit zu, und ſie durften im Theater gar nicht, oder nur bei tragiſchen Vorſtellungen erſcheinen. Man findet zwar Prozeſſionen der Frauen und Jungfrauen, ſie nahmen allerdings an religiöſen Feſten Antheil; aber ihre Augen mußten ſich Manches dabei gefallen laſſen. Dieſen Mangel gebildeter und erfreuender Weiblichkeit erſetzten die Hetären, das heißt, öffentliche

Buhlerinnen, welche beſonders die anmuthigen Talente in ſich ausgebildet hatten. So ging der Ruhm der Aſpaſia, welche durch den Perikles ganz Athen beherrſchte, und zu deren Schüler ſich ſelbſt Sokrates bekannte, von jener frühern Bildung aus, und Thais, Phryne und andere Hetären erhielten durch ihre Reize manchen Sieg über ausgezeichnete Männer, wenn auch nicht über die öffentliche Meinung. Die Römerinnen ſpielten allerdings eine bedeutendere Rolle. Sie waren bei den Schauſpielen und Gaſtmahlen gegenwärtig, ſie lebten überhaupt weit mehr in der Geſellſchaft. Wiewohl von den Geſetzen begünſtigt, lebten ſie doch ſehr eingezogen, bis ſich auch mit den Eroberungen Roms der Luxus der römiſchen Frauen vergrößerte. Indeſſen finden wir bei keinem Volke ſo viele Muſter echter weiblicher Größe. Und wem ſind nicht die Jungfrauen der Veſta bekannt? Doch ſtanden auch die römiſchen Matronen unter der oft ſtrengen Gewalt des Mannes; ſie hatten kein Eigenthum, und bei den Heirathen wurden die Väter allein befragt. Überdies waren ihnen manche erlaubte Genüſſe, z. B. der des Weins, gänzlich verſagt. Nach der Sittengeſchichte der Völker ging mit dem Licht des Chriſtianismus auch den Frauen, die bis dahin nur Sklavinnen und Dienerinnen der Männer, Hetären oder verſchleierte Matronen geweſen waren, ein ſchöner Morgen auf. Das Chriſtenthum war es, welches der modernen Welt eine andre Geſtalt gab. Von Gleichheit der Rechte zwiſchen beiden Geſchlechtern, von freier Äußerung weiblicher Reize und Kräfte war bei den Alten keine Idee, und ſo wie ſelbſt bei den veredelten Nationen, den Griechen und Römern, das Vaterland der Centralpunct der Tugend war, ſo concentrirte in der Familie ſich alles auf den Hausvater. Mit dem Chriſtianismus begann die Religion der Liebe und zugleich des über den Patriotismus triumphirenden Rechts. Man erkannte Menſchenrechte an, man fühlte Weltbürgerſinn. Auch die Frauen bekamen nun ihre Rechte wieder, und es ging mit dem Geiſte dieſer Religion, welche die Sinnlichkeit im Menſchen ertödtet und ſich ſtets auf das Unendliche bezieht, eine höhere geiſtige Würdigung auf die Frauen über. Ja man darf behaupten, irdiſche Seligkeit finden die Frauen nur in chriſtlichen Staaten, in ehrbaren Familien, an dem Herzen des ſittlichen Mannes. Es wirkten aber noch andere Umſtände, um den im Chriſtenthume ſchlummernden Keim geiſtiger Liebe und veredelter Anſchauung der Frauen zur Reife zu bringen. Zuerſt waren es die Germanen, welche den Ton zur Anerkennung der weiblichen Würde angaben; denn Keuſchheit, Enthaltſamkeit und eheliche Treue, verbunden mit einer gerechten Würdigung der Frauen, gaben unſern Vorfahren ſchon in Tacitus Augen eine Würde, die dieſer mit Hochachtung erkennt. Dieſer Charakter der alten Deutſchen fand nun im Geiſte des damaligen Chriſtenthums eine mächtige Stütze, wo die Gemüther ſich gern zu einer wunderbaren Schwärmerei begeiſtern ließen. Dann kam das Ritterthum, oder der Geiſt der Chevalerie im Mittelalter, und trieb dieſe geiſtige Anſicht der Frauen, welche oft in eine reizende Gaukelei ausartete, auf das höchſte. Wir könnten dieſe Zeit die Blüthenzeit der Frauen nennen. Wie der ſtärkere Knabe das mit ihm aufwachſende ſchwächere Mädchen behandelt, ſo hatten ehemals die Völker es mit ihren Frauen gehalten; wie der Jüngling ſeine Geliebte vergöttert und ihrem leiſeſten Wunſche das ſchwerſte Opfer bringt, ſo hielt es der Rittergeiſt mit dem Frauenſtande. Nicht allein Ritter, ſondern auch Sänger huldigten der weiblichen Schönheit, Himmel und Erde

gingen gleichſam in ewige Liebe zuſammen, und die Frauen wurden, wozu die Natur ſie eigentlich beſtimmt hat, Halterinnen und Lenkerinnen des trotzigen Männergeſchlechts. Schon früh wählten ſich edle Jünglinge eine Gebieterin ihres Herzens, und verharrten lange in dieſer lieblichen Dienſtbarkeit. In dieſen echten Ritterzeiten blühten auch die Cours d'amour, die Liebeshöfe, oder Minnegerichte, wo verwickelte Streitfragen aus dem Buche der Liebe zart und ſinnreich entſchieden wurden. Auch die Poeſie der Provenzalen, welche ſich in Italien, Spanien, im ſüdlichen Deutſchland, und durch die Normannen auch in England verbreitete, trug das Ihrige dazu bei, dieſe religiöſe Verehrung der Frauen anzupreiſen. Faſt zugleich mit der Erlöſchung dieſes ritterlichen Geiſtes im vierzehnten Jahrhundert war das Licht der Wiſſenſchaften erſchienen. Beſonders machte die Platoniſche Philoſophie ein ausgezeichnetes Glück; ſie gab, wiewohl nicht ſo phantaſtiſch, als der Geiſt der Chevalerie, der Liebe und Schönheit eine tiefere Bedeutung. Beſonders Dante und Petrarca müſſen hier genannt werden. Beatrice und Laura wurden von ihren unvergänglichen Geſängen zum Himmel getragen. Auch Abälard und Heloiſe fühlten gleiche Liebe. Indeſſen verflog der Rauſch; die Völker wurden älter und kälter, grübelten und meiſterten an Kirche und Staat; ihre Frauen wurden putznärriſch und ceremoniös, die Sitten ſteif und altfränkiſch: da brach die intellectuelle Cultur über Frankreich herein und die Nationen ſchieden ſich merklich im Gange ihrer geſelligen Bildung. An die Stelle jenes ritterlichen Geiſtes war in Frankreich das Princip der Galanterie getreten. Man wollte gern den Schein der Chevalerie behaupten; aber der Sittlichkeit und Wahrheit war er gewiß nicht ſo vortheilhaft, als der äußern Erſcheinung. Es bildeten ſich beſtimmte Maximen für das Schickliche; man lernte ſogar nach dem Anſtande lieben, geiſtreiche Frauen hatten den Vorſitz in literariſchen Cirkeln, und das ganze Leben wurde auf die Spitze der Verfeinerung getrieben. Dieſer Geiſt der Galanterie, welche ſehr bald in Coquetterie ausartete, ging auch in andere Länder über, und ſelbſt in Deutſchland unter den höhern Ständen ſpukte hier und da dieſer frivole Geiſt, welcher das Heiligſte entweiht und mit den ſchönſten Gefühlen ein gemüthloſes Spiel treibt. Die Namen einer Ninon de l'Enclos, einer Sevigné, Maintenon, und ſpäterhin einer du Deſſand, einer Geoffrin, l'Espinaſſe ſind allen bekannt, die in der Geſchichte der eleganten Literatur Frankreichs nur ein wenig bewandert ſind. Von ihren Cirkeln ging ein beſſerer und zugleich freierer Ton nicht allein auf die ſchönen Geiſter, ſondern auch auf andere Claſſen aus, wenn man auch zugeben muß, daß man mit dem Geiſte oft mehr coquettirte und daß mehr eine gebildete Oberfläche vorwaltete. So viel iſt gewiß, daß die Frauen, auch bis auf die neuern Zeiten, den Ton angaben; daß die Herrſchaft des ſchönen Geſchlechts ſogar auf die Literatur der Franzoſen keinen unbedeutenden Einfluß hatte. Endlich wurde es aber in Frankreich ſo hell, daß ſelbſt die Feigenblätter transparent wurden, und die Hyperillumination verpflanzte ſich hie und da in die Reſidenzen und Handelsſtädte Deutſchlands, bis die Revolution und die ihr anhängenden Kriege alle Vauxhalls der Höfe und der Hanſe in Verwirrung brachte. Das franzöſiſche Princip der Galanterie iſt zum Glück nicht bis zum Mittelpunct anderer Völker durchgedrungen. Wir wollen auch hier, wie bei den Alten, nur die vorzüglichſten Nationen berühren. Denn ſo wenig intereſſant es iſt, von der deſpo-

tiſchen Behandlung orientaliſcher Frauen, von ihrer geiſtigen und phyſiſchen Beſchränkung, von dem Sklavendienſte der Liebe zu ſprechen; eben ſo unerfreulich würde es ſein, bei allen mindergebildeten Nationen des neuern Europa's zu verweilen. Bekanntlich verbinden die Engländerinnen mit den übrigen Reizen der weiblichen, wiewohl etwas ſtrengen Liebenswürdigkeit, die Tugend der Häuslichkeit; ſie ſind vollkommen gute Mütter und Gattinnen, und ſie kommen in der Wirklichkeit dem Ideale edler Hausfrauen wohl am nächſten. Daher kommt es auch, daß uns ihre Dichter und Romanenſchreiber herrliche Muſter weiblicher Strenge und Sittlichkeit aufgeſtellt haben. In England gedeiht der, doch bisweilen etwas langweilige, Himmel der Weiber. Die deutſchen Frauen haben mit ihnen viele Familienähnlichkeit, nur daß ſie auch in das äußere Leben mehr eingehen, und ſo in einem wohlthätigen Wechſelverhältniß auf die männliche Welt wirken können. In Deutſchland begann mit dem Morgen der ſchönen Literatur ein heiterer Tag der Frauen; denn nur Dichter vollenden die Bildung der Frauen, weil ſie durch das Gefühl auf den Verſtand wirken, und weil die Frauen der claſſiſchen Studien entbehren. Die italieniſchen Frauen glänzen durch Reiz und bewegliche Anmuth; aber da die Bildung der Italiener überhaupt mehr von der Phantaſie ausgeht, und auch das Clima verführeriſcher auf die Sinnlichkeit wirkt, ſo werden wir hier wohl nicht den Triumph der Sittlichkeit zu ſuchen haben. Die Polinnen ſcheinen ſich in der Form mehr den Franzöſinnen zu nähern; doch findet man in ihrem Innern mehr Treue und Wahrheit, dabei eine tiefere Leidenſchaftlichkeit, eine ſchönere Gluth der Empfindung. bb. A.

Fraueneis, ein durchſichtiger blättriger Glasſpath, welcher ſich in dünne Blätter ſpalten läßt. Im Feuer verliert er ſeine Durchſichtigkeit. Mit dazu angemeſſenem weißen Thone vermiſcht, fließt er bei anhaltendem Feuer zu einer feſten milchfarbnen Maſſe, die in Porzellan- und Glasfabriken zu Vaſen, Lampen für Boudoirs, Schlafzimmer u. ſ. w. verarbeitet wird.

Frauenglas, ruſſiſches, iſt ein Foſſil aus dem Thongeſchlechte und zwar eine Art von Glimmer. Man pflegt es auch Marienglas zu nennen, wiewohl dieſe Benennung eigentlich mehr dem Fraueneiſe zukommt, mit dem man das Frauenglas nicht verwechſeln darf. Dieſes beſteht aus zarten glänzenden und durchſichtigen Blättchen, die ſich wie das Frauenglas ſpalten laſſen. In Rußland und Sibirien, wo man es in großen Stücken findet, dient es zu Fenſterſcheiben. Man hat es von brauner und weißer Farbe.

Frauenhaar, ein Name, welchen verſchiedene officinelle Pflanzen wegen ihrer haarigen Blätter oder wegen ihrer den Haaren ähnlichen Ranken führen. Aus dem rothen (Asplenium trichomanes L.) wird der bekannte Sirop de Capillaire bereitet.

Frauenlob (Heinrich), der angenommene Name (eigentlich Browenlob, Vrouwenlob) eines Meiſterſängers aus dem vierzehnten Jahrhundert, deſſen wahren Namen wir nicht kennen, und von deſſen Lebensumſtänden wir weiter nichts wiſſen, als daß er zu Mainz ſeine Kunſt geübt und daſelbſt im J. 1317 geſtorben. Nach Einiger Meinung ſoll er Doctor der Theologie, nach Andern Domherr zu Mainz geweſen ſein. In ſeinen Geſängen pries er vornehmlich die Tugenden des ſchönen Geſchlechts. Daher erhielt er den Namen Frauenlob und wurde von den Weibern ſo hoch geſchätzt, daß, wie man

ſagt, Weiber ihn mit eigenen Händen zu Grabe trugen, ſein Grab mit Thränen benetzten und ſo viel Wein über daſſelbe goſſen, daß die Kirche überfloß. Gedichte von ihm finden ſich in der Maneſſe'ſchen Sammlung, in einem Codex zu Colmar und in einem zu Heidelberg.

Frauenſommer, oder fliegenden Sommer, nennen wir die Fäden, welche im Herbſt die Luft häufig durchziehen. Sie rühren von der fliegenden Sommerſpinne her, welche die Größe eines Nadelkopfs, auf dem länglichen Vorderkopfe acht graue, in einem Kreiſe liegende Augen, ein eirundes Hintertheil und einen glänzenden schwarzbraunen, mit einzelnen Haaren beſetzten Körper hat. Zu Anfange des Auguſt erſcheint ſie zuerſt in Wäldern, Gärten und Wieſen, wo die Eier ungeſtört ausgebrütet werden können, und dann auf den Feldern, die ſie mit ihrem Geſpinnſt überzieht, um Inſecten zu fangen. Der Wind zwirnt die feinen Fäden zuſammen und führt ſie durch die Luft.

Frauenvereine. Die Geſchichte des ſittlichen Lebens der Menſchheit füllt wenig Blätter; aber dieſe gebühren vor allen den Frauen. Der Heerd des häuslichen Glücks iſt der Hort des Vaterlandes. Sein heiliges Feuer bewahren die Herzen der Jungfrauen und Frauen. In jeder Zeit, die das Völkerleben erſchütterte, trat der Heldenkraft der Männer voran die Begeiſterung der Liebe, und der Muth der Frauen. So unter den alten Völkern, in den Zeiten der Erniedrigung des weiblichen Geſchlechts, als man die Frauen gleich Leibeigenen ſchätzte. Was Griechinnen und Römerinnen thaten, was die hiſpaniſchen, was die carthagiſchen Frauen, was unter den rohen Völkern die Heldinnen der Scythen, der Teutonen, der Britten, der Normannen leiſteten: das hat offenbart die Allgewalt jener aufopfernden Liebe, die von jeher das weibliche Gemüth zu ihrem Heiligthum erkor. Als hierauf das Chriſtenthum die Feſſeln des Weibes zerbrochen hatte, da erhob ſich dieſes Geſchlecht mit eigenthümlicher Kraft auf die Höhen des ſittlichen Lebens. Das fromme Werk chriſtlicher Liebe, die Caritas, ward ihr Beruf. Es quoll aus ihrem reinen, Gott geweihten Herzen, und reifte durch den Heldenmuth der Geduld zur unſterblichen That. So ſtanden doch im Mittelalter die Frauen. Ihnen huldigte das Ritterthum. Und, wo ſie nur ihren heiligen Beruf, die Wiederherſtellung der Nationalſitte durch häusliche Tugend, erkannten und übten, da lebte auch die Nationalehre wieder auf. So wirkte auch in unſerer Zeit bei den Völkern, zu denen das Fremde am wenigſten eindrang, und von denen es am muthigſten ausgeſtoßen wurde, das Meiſte im Verborgenen der vaterländiſche Sinn der Frauen. Dies geſchahe in Spanien, in Rußland und in Deutſchland. Und damit er ſchneller u. zweckmäßiger wirkte, ſchloſſen ſie unter ſich Vereine. Der wiener Frauenverein war einer der erſten. An ſeiner Spitze ſtand die im J. 1816 verſtorbene Caroline, Fürſtin Lobkowitz, geborene Fürſtin von Schwarzenberg. Er iſt ſeit 6 Jahren ununterbrochen thätig. Jetzt iſt die Vorſteherin deſſelben die Gräfin von Dietrichſtein. Als hierauf das preußiſche Volk in dem heiligen Kampfe gegen Unterdrückung ſeinen Nationalſinn kund that, gingen auch die preußiſchen Jungfrauen, Gattinnen und Mütter, alle Eines Sinnes, den übrigen deutſchen Frauen voran in Heldenmuth, Edelſinn, Treue und Aufopferung. Es war als ob in ihrem Herzen wieder auflebte und von neuem wirkte das Vorbild der verewigten Königin Luiſe! Eine königliche Prinzeſſin lieferte zu-

erſt zur Beſtreitung der Kriegslaſten ihren ganzen Schmuck an die Schatzkammer ab; und alle Frauen brachten dar, was ihnen lieb war. Sie legten ihre Trauringe nieder auf dem Altar des Vaterlandes, und erhielten dafür von der Regierung eiſerne Ringe, mit der Aufſchrift: ich vertauſche Gold gegen Eiſen. Jungfrauen, die kein erſpartes Geld opfern konnten, verkauften ihr ſchönes Haar als Steuer für das allgemeine Wohl. Erlaubte eine Frau ſich einen Schmuck, ſo war er aus Eiſen. Die Männer fochten; die Frauen pflegten die Verwundeten; die Jungfrauen boten den Erlös ihres Fleißes zur Beihülfe dar. Um Ordnung in das Werk der Barmherzigkeit zu bringen, bildete man Vereine, die, auf verſchiedene wohlthätige Zwecke ausgedehnt, noch fortdauern, und in ganz Deutſchland mit edlem Eifer nachgeahmt wurden. Zuerſt entſtand der Mädchenverein, ſeit dem 20. April 1813, unter der Leitung der edlen Prinzeſſin Wilhelm von Preußen, einer gebornen Prinzeſſin von Heſſen-Homburg; hierauf der weibliche Wohlthätigkeitsverein, den 13. Juli 1814, und im J. 1815 der patriotiſche Frauenverein, unter dem Vorſitze der Prinzeſſin Mariane von Preußen, vorzüglich beſtimmt zur dauernden Verpflegung Hülfloſer, die ſeit 1813 mitgekämpft hatten. Ähnliche bildeten ſich in allen größeren Städten der Monarchie. Daſſelbe geſchah in andern Ländern. Schon im November 1813 erließen fünf wackere Jungfrauen in Leipzig einen Aufruf an deutſche Mädchen zu einem Verein zur Unterſtützung der für die gerechte Sache Kämpfenden und Leidenden. Für die durch die Kriegsnoth verwaiſ'ten Kinder im Königreich Sachſen ſorgte der Mutterſinn und die Großmuth der Frauen ſo thätig, daß nach der erſten Bekanntmachung des Hülfsausſchuſſes in Dresden 1814 an 1000 Waiſen dadurch gerettet wurden. Zugleich vereinigten ſich für jeden Winter zur Errichtung und Fortſetzung einer Rumforbiſchen Suppenanſtalt durch milde Beiträge, unter dem Vorſtande zweier edlen Frauen, der Frau von Schönberg, geb. Gräſin Stolberg-Wernigerode, und der Frau von Ferber, mehrere gebildete Frauen in Dresden, welche jene Beiträge ſammelten und die Anſtalt perſönlich beſorgten. Ähnliche Vereine entſtanden im J. 1814 in Hamburg, um für die dringendſten Bedürfniſſe der zurückkehrenden arbeitenden Claſſe zu ſorgen. In Düſſeldorf bildete ſich im Sept. 1814 eine Geſellſchaft deutſcher Männer und Frauen, um den aus dem Vaterlandskriege zurückkehrenden Verſtümmelten oder dienſtunfähigen Kriegern ruhige und heitere Zufluchtsörter zu bereiten. Mit gleichem Gemeingeiſte waren von der erſten Zeit des Kampfes an für die verwundeten Krieger mildthätig wirkſam die Einwohner der Stadt Altenburg. Schnell verbreiteten ſich ſeitdem über alle Länder deutſcher Zunge wohlthätige, von edlen Frauen geſtiftete, Frauenverbindungen, die jetzt noch planmäßig fortwirken. Es iſt hier nicht der Ort, ſie einzeln aufzuführen. Nur einige müſſen genannt werden. In Baiern gibt es acht Hauptvereine der Frauen, zu Augsburg, Kempten und a. a. O. In Würtemberg blüht der Canſtatter Verein unter ſeiner Vorſteherin, der Herzogin Wilhelm. Die Frauenvereine in Weimar, Eiſenach, Jena, Ilmenau, Ulrichshalben, Schwerſtedt, Magdala und Stadt Sulza, deren Wirkſamkeit insbeſondere noch auf die Ausbildung der verlaſſenen weiblichen Jugend gerichtet iſt, hatten bereits im J. 1817 436 Kinder in Unterrichtsanſtalten zu nützlicher Thätigkeit erzogen. Ähnliche Vereine gibt es in Heſſen, zu Bremen,

zu Braunſchweig, Hannover, Lüneburg, Celle, und faſt in allen hannöveriſchen Städten. Den 28. Oct. 1815 bildete ſich ein ſolcher Verein in Copenhagen. Dieſe Geſellſchaft, deren Schutzfrau die Königin von Dänemark iſt, hat eine Schule zur Bildung tauglicher Dienſtboten eingerichtet. Außer dem königlichen Hauſe zählte ſie im J. 1817 382 beitragende Mitglieder in Dänemark, und 78 in Weſtindien. Zu Ofen und Peſth hatte im April 1817 die verſtorbene Fürſtin Hermine, Gemahlin des Erzherzogs Palatin, einen Wohlthätigkeits-Frauenverein geſtiftet, und war als Schutzfrau an die Spitze deſſelben getreten. So erkennt man überall auch in dem weiblichen Sinne die Spur des edlern Zeitgeiſtes. Das Geſchlecht, welches einſt das Mittelalter in ſtillen Kloſtermauern, auf einſamen Ritterburgen, und im engen Hauſe des fleißigen Bürgers durch Zucht und Frömmigkeit zu milder Geſinnung erzog, das fühlt ſich in unſerem Zeitalter von demſelben Chriſtusſinne zu der edelſten Nächſtenliebe berufen. Aus dem Kreiſe des häuslichen Friedens tritt, erleuchtet und aufgeklärt, die himmliſche Caritas an der Hand der Frauen in das hartbedrängte öffentliche Leben ein, um den ſich verwirrenden, unſtäten Geiſt des Mannes dahin zurückzulenken, wo allein das Herz Freude und Beruhigung findet, zu dem ſtillen Berufe frommer Menſchlichkeit. K.

Fräulein. Luther brauchte dies Wort zur Bezeichnung einer Perſon weiblichen Geſchlechts. „Und er ſchuf ſie, ein Männlein und ein Fräulein.“ Bei uns iſt es ein Ehrenname unverheiratheter adelicher Frauenzimmer. Unrichtig ſagt man im Niederdeutſchen die Fräulein (in der einfachen Zahl), weil Fräulein als Diminutivum von Frau, nach der allgemeinen Regel, ein Neutrum iſt. Wenn man aber ſagt, ihre Fräulein Tochter, ihre Fräulein Nichte, ſo iſt hier das Femininum richtig, weil es auf Tochter geht und Fräulein als Titel vor dem Worte Tochter, Nichte ſteht. Seit einiger Zeit hat man angefangen, den Gebrauch des Wortes Fräulein auszudehnen, und für Demoiſelle zu gebrauchen, wie dies im Öſterreichiſchen gewöhnlich iſt, wo man ein adeliches und bürgerliches Fräulein ſagt.

Frédégonde, Gemahlin des fränkiſchen Königs Chilperich zu Soiſſons, übel berüchtigt in der Geſchichte wegen ihrer Ausſchweifungen und Grauſamkeiten, und weil ſie, ſo wie ihre Zeitgenoſſin und Schwägerin Brunehild, großen Antheil an den Streitigkeiten hatte, welche die Söhne Chlotars, die von 561 an das fränkiſche Reich getheilt beſaßen, mit einander führten. Das Jahr 543 wird als das Geburtsjahr der Frédégonde angegeben; der Stand ihrer Ältern iſt unbekannt. Sie war Hoffräulein bei den beiden erſten Gemahlinnen des Königs Chilperich, den ihre Schönheit bezauberte. Um ſich ſelbſt auf den Thron zu erheben, entfernte Frédégonde die erſte ihrer Gebieterinnen durch Liſt, die zweite durch Meuchelmord. Dieſe Unthat veranlaßte einen Krieg zwiſchen den beiden Brüdern Chilperich und Siegbert; denn Brunehild, Gemahlin Siegberts und Schweſter der Ermordeten, reizte ihren Gatten zur Rache. Chilperich wurde von ſeinem Bruder geſchlagen, in Tournai belagert, und ſchien ganz verloren zu ſein, als Frédégonde, die nun ſeine Gemahlin geworden war, Mittel fand, durch gedungene Meuchelmörder Siegberten aus dem Wege zu räumen. Sie benutzte hierauf die Verwirrung, die Siegberts plötzlicher Tod unter ſeinen Truppen verurſacht hatte, griff dieſe unvermuthet an, ſchlug ſie, drang ſelbſt bis Paris, und nahm

hier Brunehild mit ihren Töchtern gefangen; doch ſchonte ſie ihrer klüglich, und hielt ſie blos eine Zeit lang in guten Gewahrſam. Chilperichs Söhne erſter Ehe, deren jüngſter, Merovev, die ſchönſten Hoffnungen verhieß, fielen nach und nach als Opfer der Eiferſucht und Mordluſt Frédégondens, die endlich, um eine andre Leidenſchaft zu befriedigen, ſelbſt ihren Gatten nicht ſchonte; er fiel auf der Jagd durch die Hand eines Mörders. Durch den Beiſtand ihres Schwagers, Guntrams, Königs von Orleans, gelang es Frédégonden, ſich als Regentin des Reichs und Vormünderin ihres Sohnes, Chlotar, zu behaupten. Sie regierte mit Klugheit, befeſtigte ihr Anſehn immer mehr, war in den Kriegen, welche ſie mit den wider ſie verbündeten übrigen fränkiſchen Königen führen mußte, ſtets glücklich und ſiegreich, und hinterließ, als ſie 597, erſt 55 Jahre alt, im vollen Genuſſe aller Vorzüge der Hoheit und Macht ſtarb, ihrem Sohne, Chlotar II., das Reich in einem blühenden Zuſtande. Wenn Frédégonde alle die Miſſethaten wirklich begangen hat, welche die Geſchichte von ihr erzählt, und wenn nicht vielleicht Haß und Parteiſucht der Geſchichtſchreiber ihr mehr aufgebürdet haben, als ſie verſchuldet hat, ſo iſt ſie ein merkwürdiges Beiſpiel, daß die rächende Nemeſis nicht immer den Laſterhaften trifft. Frédégonde war glücklicher als ihre Schwägerin Brunehild, deren ſchreckliches Ende aus der Geſchichte bekannt iſt.

Fregatte iſt ein Kriegsſchiff, welches im Range nach dem Linienſchiffe folgt. Es geht nicht ſo hoch über dem Waſſer wie dieſes, hat ein oder zwei Verdecke, und führt 20 bis 40 Kanonen. Ein Kriegsfahrzeug unter 20 Kanonen heißt nicht mehr Fregatte, ſondern Corvette. Fregaton, ein ſpaniſches oder venetianiſches mittleres Fahrzeug, mit viereckigem Hintertheil, kann 4—500 Tonnen laden und wird meiſtentheils zum Überſetzen der Kriegstruppen oder Abladung der Galeeren gebraucht. — In der Naturgeſchichte heißt die Fregatte ein Seevogel, von der Größe eines Huhns und mit ſo großen Flügeln, daß ſie ausgebreitet von einem Ende bis zum andern 14 Fuß betragen. (Pelecanus aquinus L.)

Freiberg, eine wichtige Bergſtadt im erzgebirgiſchen Kreiſe, und die Hauptſtadt deſſelben, an der freibergiſchen Mulde gelegen. Das eingegangene Schloß außerhalb der Stadt heißt Freudenſtein, und dient jetzt zu einem Magazine. Die Zahl der Häuſer beträgt in der Stadt 676, und in den Vorſtädten, wo Bergleute und Töpfer leben, 280. Sie war ehemals viel größer, wurde aber durch den dreißigjährigen Krieg faſt ganz verwüſtet. Die Zahl der Einwohner, welche um das Jahr 1540 gegen 20,000 betrug, beläuft ſich jetzt auf etwa 9000. In der daſigen Domkirche iſt das churfürſtliche und herzogliche Begräbniß, woſelbſt die Churfürſten von Moritz bis Johann Georg IV. beigeſetzt ſind. Ferner iſt hier ein gutes Gymnaſium mit einer anſehnlichen Bibliothek, die durch ganz Europa berühmte, im Jahr 1765 geſtiftete Bergakademie, in welcher junge Bergleute theils auf Koſten des Königs, theils auf eigne, theoretiſch und practiſch unterrichtet werden, und wozu ein treffliches Mineralien- und Modellcabinett gehört; eine Hauptbergſchule und ein Schullehrerſeminarium. Unter dem hieſigen Oberberg- und Oberhüttenamt ſtehen alle übrigen königlichen Berg- und Schmelzhüttenwerke, und des freiberger Bergſchöppenſtuhls Entſcheidungen ſtehen auch im Auslande in Anſehen. Das freiberger Bergwerk wurde im Jahr 1169 angelegt. Die Anzahl der Gruben in dem freiberger Bergamtsre-

vier, welche immer im Gange ſind, beläuft ſich auf 130 bis 150. An Silber geben ſie eine Ausbeute, die noch jährlich 28 bis 30,000 Mark beträgt. Sie liefern auch Kupfer, Zinn und Blei, und zwar von letzterm jährlich einige 1000 Centner. Außerdem ſind hier eine Schwefel und Vitriolhütte und zwei große Manufacturen von leoniſchen Treſſen und Spitzen. In dem Muldathale liegen die königlichen Schmelzhütten und das Amalgamirwerk.

Freibeuter iſt ein Seeräuber, der überall auf Beute ausgeht, und ſeine Flagge nach den Umſtänden ändert. Er iſt von dem Kaper dadurch unterſchieden, daß dieſer durch eine Autoriſation ſeiner Regierung, den Kaperbrief, bevollmächtigt, Feindſeligkeiten nur gegen die Nationen ausübt, mit welchen die ſeinige im Krieg befangen iſt. Er wird daher militäriſch behandelt, der Freibeuter hingegen als ein Räuber.

Freibriefe (Lizenzen). Die Lizenzen verdankten ihre Entſtehung dem Buonapartiſchen Continentalſyſteme. Als dieſes durch die Decrete von Berlin und Mailand und durch die dagegen engliſcher Seits erlaſſenen Geheimerathsverordnungen eine ſolche Ausdehnung erhalten, daß dadurch aller Seehandel aufhören zu müſſen ſchien, führte die daraus erwachſende Noth und das von einer allgemeinen Handelsſperre unzertrennliche Ungemach zu dem Nothbehelfe, durch geſtattete einzelne Ausnahmen von den angenommenen Regeln den immer ſteigenden Druck wenigſtens erträglicher zu machen. So begann England zuerſt im November des Jahres 1808, trotz der Beſtimmungen der Schifffahrtsacte, an Schiffe aller Nationen, mit Ausnahme der franzöſiſchen, auf ein Jahr gültige Freibriefe auszutheilen, unter der Bedingung, Getreide in England einzuführen. Dieſe Lizenzen wurden jedoch am Ende des folgenden Jahrs für aufgehoben erklärt, und ſtatt der früher befohlnen Einführung von Getreide den Schiffen, welche von jetzt an dergleichen Freibriefe erhielten, zur Pflicht gemacht, engliſche Fabrik- und Colonialwaaren auszuführen. Auch Frankreich ſah ſich bald bewogen, dem Beiſpiele Englands nachzuahmen und fing gleichfalls an, Lizenzen auszutheilen. Die Bedingungen, unter welchen, und die Friſten, auf welche dieſe Freibriefe von beiden Theilen ertheilt wurden, wechſelten häufig, ſo wie es das jedesmalige Bedürfniß erfoderte. Bald wurden mit den Lizenzen zugleich falſche Schiffspapiere ausgeboten; durch eine Geheimerathsverordnung vom 2. Sept. 1810 bot England ſogar auch denjenigen nicht franzöſiſchen Schiffen dergleichen Lizenzen an, welche ſchon mit franzöſiſchen Freibriefen verſehen ſein möchten, unter der einzigen Bedingung, ein Drittel ihrer Ladung an engliſchen Waaren auszuführen, wogegen ſie eben ſo viel franzöſiſche einführen durften. So wie England bei der Ertheilung ſeiner Lizenzen anfangs hauptſächlich auf die Einführung von Getreide, ſo war dagegen Frankreich vornehmlich auf die Herbeiſchaffung von Marinebedürfniſſen bedacht geweſen, wiewohl auch dieſe nicht eine unerläßliche Bedingung der Ertheilung von franzöſiſchen Lizenzen blieb. Beförderung der Ausfuhr franzöſiſcher Waaren und Möglichmachung der Einfuhr von Colonialwaaren auf amerikaniſchen Schiffen ward mehrmals ein Hauptzweck der franzöſiſchen Lizenzen. Rußland ertheilte endlich im Anfange des Jahres 1811 Lizenzen im Handel mit England, ſo wie auch im folgenden Jahre Schweden, bis der Sturz Buonaparte's auch dieſem Unweſen ein Ende machte.

Freiburg, 1. die Hauptſtadt des ehemaligen Breisgaues, jetzt des Treiſamkreiſes im Großherzogthum Baden, welchem ſie im presburger Frieden (1805), nebſt dem ganzen Breisgau, von Öſterreich abgetreten wurde. Sie liegt in einer romantiſchen Gegend des Schwarzwaldes, am Fluſſe Treiſam, hat gegen 10 000 Einw., eine im J. 1456 geſtiftete Univerſität, ein Gymnaſium und ein ſchön gebautes Münſter mit einem kunſtreichen hohen Thurm. Die Stadt war ehemals eine treffliche Feſtung, allein die Franzoſen, welche ſie im J. 1744 eroberten, ſchleiſten die Werke. — 2. Der Hauptort des Cantons gleiches Namens in der Schweiz, mit 6400 Einwohnern.

Freicorps waren ſonſt Heeresabtheilungen, die für die Dauer des Kriegs errichtet, zum Dienſt der leichten Truppen gebraucht und als ein leicht zu verſchmerzender Verluſt dem Feinde auf den gefährlichſten Puncten entgegengeworfen wurden. So hatte Friedrich der Große im ſiebenjährigen Kriege mehrere aus Überläufern und ähnlichen Subjecten gebildete Freibataillons, welche oft nützliche Dienſte leiſteten, aber auch, wie es bei ihrer Zuſammenſetzung nicht anders möglich war, ſelten bei den Einwohnern ein rühmliches Andenken hinterließen; ſo wie denn die Truppen des ſtehenden Heeres immer mit einer gewiſſen Verachtung auf dieſe Abtheilungen niederſahen, die ſich unter dem Namen der Freipartie in der Erinnerung des Volks erhalten haben. Sie erfreuten ſich zwar gegen die übrige Armee einer gewiſſen Laxität der Disciplin, es war aber auch auf der andern Seite eine deſto härtere Behandlung nothwendig, um ſie nur einigermaßen im Zaume zu halten, ſo wie z. B. der nachherige Feldmarſchall v. Courbière bei ſeinem Bataillon eine furchtbar ſtrenge Disciplin handhabte. In neuern Zeiten hat man das Weſen der Freicorps veredelt, ſie zu Verſammlungspuncten freiwilliger Vaterlandsvertheidiger gemacht, und zum leichten Dienſt und kleinen Krieg zu gebrauchen verſucht. Namentlich beſtand das im Jahre 1813 errichtete von Lützow'ſche Freicorps zum größten Theil aus lauter gebildeten jungen Männern — unter ihnen viele Ausländer, — die man beklagen muß, daß ſie durch verſchiedene widrige Verhältniſſe verhindert wurden, ihren entſchiedenen Muth und kräftigen Willen in dem großen Kampfe zu bethätigen; auch war ihre ſchon angedeutete Beſtimmung ihren Verhältniſſen wohl nicht ganz entſprechend, da es damals das Gemüth des Gebildeten mehr anſprechen mußte, dem gehaßten Feinde in offner Schlacht die Bruſt zu bieten, als ihm durch Streifzüge ꝛc. Abbruch zu thun, wozu ſich wohl auch der leichte Cavalleriſt des ſtehenden Heeres vermöge ſeiner Dienſterfahrung beſſer eignet, als der neu eingetretene Soldat, ſeinen übrigen intellectuellen Vorzügen unbeſchadet. Vergl. d. Art. **Lützow**.

Freidank. Unter dem Namen Freygedank, Frydank, Freydank haben wir ein moraliſches Gedicht in kurzen gereimten Verſen (meiſtentheils vierfüßigen Jamben), welches in das dreizehnte Jahrhundert, und wahrſcheinlich nicht in die letzte, ſondern noch in die erſte Hälfte deſſelben gehört. Zweifelhaft iſt es, ob Freydank der wirkliche, oder (was am wahrſcheinlichſten iſt) blos ein angenommener Name des Verfaſſers ſei, der vielleicht auf die Freimüthigkeit der Gedanken in dieſem Gedichte Beziehung hat. Von den Lebensumſtänden des Verfaſſers, für den man unrichtig den Kaiſer Maximilian gehalten hat, iſt gar nichts bekannt. Das Gedicht gehört unſtreitig zu den ſchätzbarſten Denkmählern der altdeutſchen Lehrpoeſie;

und hatte ehedem ein ausgezeichnetes, claſſiſches Anſehen. Es führt den Titel Beſcheidenheit, und handelt in 4188 Verſen vorzüglich von der Tugend, im moraliſchen Thun und Laſſen das gehörige Maß zu halten. Die Lehren ſelbſt hängen nicht zuſammen, ſondern beſtehen meiſtens in kurzen Sprüchen, Lebensregeln und Betrachtungen, die zwar öfters lange von einem Hauptſtücke handeln, aber unter ſich nicht verknüpft ſind. Es herrſcht im Ganzen nicht ſowohl eigentliche Poeſie als vielmehr Energie der Gedanken. Wir beſitzen mehrere Handſchriften und Drucke des Freidanks, z. B. in Müllers Sammlung. Seb. Brandt u. A. haben es umgearbeitet, erweitert und erklärt.

Freie Künſte, ſ. Kunſt.

Freienwalder Geſundbrunnen. Er entſpringt eine halbe Stunde von der Stadt Freienwalde in der Mittelmark Brandenburg, in einem von Bergen eingeſchloſſenen Thale. Der Weg von der Stadt führt im Thale hin, nach dem Bade, und iſt mit Bäumen beſetzt. Der Brunnen ward 1683 entdeckt, aber erſt 1736 zum Gebrauch eingerichtet und mit Anlagen verſehen. Unter den vielen hier emporquellenden Brunnen ſind die Küchenquelle und der Königsbrunnen die Hauptbrunnen und überbaut. Das Waſſer gehört zu den alkaliſch-erdigen Stahlwaſſern, iſt kalt, hell, perlt ſtark, und hat einen dintenähnlichen Geſchmack. Es hält in 1 Pfd. zu 16 U., nach Roſe Bitterſalz $^{12}/_{25}$ Gr., Selenit $^{1}/_{10}$ Gr., Kochſalz $^{6}/_{25}$ Gr., Kochſalzſaure Bittererde $^{4}/_{25}$ Gr., Luftſ. Bittererde $^{1}/_{10}$ Gr., Kieſelerde $^{1}/_{20}$ Gr., Luftſ. Eiſen $^{13}/_{50}$ Gr. Extractiv- und Harzſtoff $^{4}/_{25}$ Gr., und eine geringe Menge Luftſäure. Nützlich iſt dies Waſſer in Schwäche des Magens, beim Saamen- und weißen Fluſſe, bei Lähmungen nach Schlagflüſſen, Mattigkeit der Glieder, Hypochondrie, Schwindungen, Flüſſen, Gicht, Podagra, Mutterbeſchwerden, Bleichſucht, Unfruchtbarkeit von Erſchlaffung u. ſ. w. Vor den Brunnengebäuden iſt ein großer, grüner Platz, wo die Brunnengäſte zu frühſtücken pflegen.

Freiesleben (Chriſtoph Heinrich), ein gründlicher deutſcher Rechtsgelehrter, herzogl. ſachſen-gothaiſcher Kammerrath und Bergrath zu Altenburg, ſtarb 1733. Wegen ſeiner Stelle als Bergrath nannte er ſich bisweilen, wenn er lateiniſch ſchrieb, Ferromontanus. Er hat verſchiedene, für das Studium der Rechtswiſſenſchaft bleibend nützliche Werke herausgegeben. Die vorzüglichſten darunter ſind folgende: Corpus juris civilis academicum. Altenburgi 1721. 4. Dieſes Werk erlebte nach einander zehn Ausgaben, alle im nämlichen Format; die letzte erſchien zu Baſel 1789. Der Verfaſſer hat nicht nur einen durchaus correcten Text geliefert, ſondern auch durch eine ſinnreich ausgedachte Methode das Nachſchlagen der Titel ſehr erleichtert, daher auch ſein Werk auf den Univerſitäten allgemein im Gebrauche iſt. — Corpus juris canonici academicum. Dieſem Werke gebührt das nämliche Lob, wie dem vorhergehenden, auch hat es eine gleich günſtige Aufnahme gefunden. Die erſte Ausgabe deſſelben erſchien zu Altenburg 1728. 4., die neueſte zu Baſel 1773. — Schützius illustratus etc. Altenburgi 1734. 2. Vol. 4. iſt eine ſehr brauchbare Erläuterung des bekannten Schützeſchen Auszugs aus Lauterbachs Collegium juris. — Gracians Hofmann, nach einer italieniſchen Überſetzung ins Deutſche überſetzt. Außerdem iſt er noch Verfaſſer von verſchiedenen minder wichtigen Schriften. — Von ihm iſt zu unterſcheiden Chriſtian Heinrich Freiesleben, ebenfalls ein ſächſiſcher Rechtsgelehrter, geboren zu Glaucha 1696 und von 1730 an

Profeſſor der Rechte zu Altorf, wo er 1741 ſtarb, Verfaſſer mehrerer Schriften, unter andern einer Einleitung zur bürgerlichen deutſchen Rechtsgelahrtheit. Altenburg 1726. — Gottfried Chriſtian **Freiesleben**, ein Verwandter des Letztern, Hofrath und Bibliothekar des Herzogs von Sachſen-Gotha, geboren zu Altenburg 1716, geſtorben 1744, Verfaſſer mehrerer Schriften und einzelner Abhandlungen in verſchiedenen Sprachen, unter andern des anonymen Werks: Falſchheit der neuen Propheten, Altenburg 1757—58. 5 St.

Freie Städte. — Die Städte Deutſchlands, größtentheils unter den Carolingern und den Kaiſern aus dem ſächſiſchen Hauſe entſtanden, blieben lange in einer oft ſehr drückenden Abhängigkeit von den geiſtlichen und weltlichen Großen, denen ſie unterworfen waren. Die unruhigen Zeiten unter Heinrich IV. gaben zuerſt den Bürgern einiger Städte (Worms und Cöln) den Muth, ſich zu bewaffnen; ſie boten dem bedrängten Kaiſer ihre Dienſte an, der dies Anerbieten gern annahm. Durch Handel und Gewerbfleiß wuchs allmählig das Anſehn und die Macht der Städte; ſie unterſtützten nicht ſelten die Kaiſer gegen die zu mächtigen und übermüthigen Großen, und erhielten dafür, oder für ihr Geld, Freiheiten und Auszeichnungen mancher Art. So entſtanden in der Mitte des 12ten Jahrhunderts die Reichsſtädte. Die lombardiſchen Städte, durch Handel reich und mächtig, und durch den Beiſtand der Päpſte kühn gemacht, wagten es öfters, ſich ihren Oberherren, den Kaiſern, zu widerſetzen, und dieſe mußten große Anſtrengungen machen, um die Widerſpänſtigen zum Gehorſam zu bringen. Das Beiſpiel der lombardiſchen Städte hob auch den Muth der deutſchen Städte. In der Mitte des 13ten Jahrhunderts entſtanden zwei wichtige Verbindungen derſelben zu gemeinſchaftlichen Zwecken, die Hanſa (1241) und der Bund der rheiniſchen Städte (1246). Faſt vier Jahrhunderte hindurch dauerte die mächtige Hanſa, bis mehrere zugleich wirkende Urſachen ihre völlige Auflöſung (1630) veranlaßten (ſ. d. A. **Hanſa**). Noch immer erhielten ſich in Deutſchland die 51 freien Reichsſtädte, von denen freilich verſchiedene nur ein unbedeutendes Anſehn behaupteten. Aber das republikaniſche Frankreich, in Verbindung mit Rußland, entzog dieſen kleinen republikaniſchen Ständen des deutſchen Reichs ihre wohl erworbene Freiheit, und ſie wurden durch den Reichsdeputationshauptſchluß (1803) größtentheils monarchiſchen Regenten unterworfen. Der Friede zu Preßburg (den 26. Dec. 1805) theilte endlich auch die wichtige freie Stadt Augsburg, deren politiſche Exiſtenz freilich precär geworden war, dem neuen Königreiche Bayern zu. Bei der gänzlichen Auflöſung der deutſchen Reichsverfaſſung (1806) wurde jener Krone noch Nürnberg, und Frankfurt dem Fürſten Primas zu Theil. Der Reſt der Hanſa, die Städte Hamburg, Bremen und Lübeck, wurden im J. 1810 dem franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt. Da dieſe Städte zur Wiedererlangung der deutſchen Freiheit thätig mitgewirkt hatten, und die hanſeatiſche Legion unter den Heeren der wider Frankreich verbündeten Mächte mit focht, ſo erkannte der wiener Congreß, an deſſen Verhandlungen die Abgeordneten der Städte Theil genommen hatten, ſie, nebſt Frankfurt, als freie Städte. Alle viere traten als ſolche am 8. Jun. 1815 dem deutſchen Bunde bei, und erhielten das Stimmrecht bei dem Bundestage. In Folge des in dem 12ten Art. der deutſchen Bundesacte ihnen zugeſtandenen Rechts, haben ſie 1820 ein gemeinſames oberſtes Gericht als Appellations-Inſtanz errichtet. Für die Stadt Frankfurt enthält der 46ſte Art. der Gene-

ralacte des wiener Congreſſes beſondere Beſtimmungen. Sie ward durch denſelben mit ihrem Gebiet, ſo wie es im J. 1803 war, für frei und für ein Mitglied des deutſchen Bundes erklärt. Ihre Conſtitution ſoll vollkommne Gleichheit aller bürgerlichen und politiſchen Rechte zwiſchen den verſchiedenen chriſtlichen Religionsparteien begründen. Die Diskuſſionen über die Wahl der Conſtitution und ihre Aufrechthaltung wurden an die Entſcheidung des Bundestages verwieſen. Die Entwerfung einer neuen Conſtitution für Frankfurt verurſachte geraume Zeit hindurch eine große Spaltung der Meinungen in dieſer Stadt; vgl. d. A. Frankfurt. Lübeck, Bremen und Hamburg haben ihre ehemalige Conſtitution, wie ſie bis zum J. 1810 war, wieder hergeſtellt, und ſind in dem Umfange ihres Gebiets nicht beeinträchtigt worden (ſ. die beſondern Art.). Außer dieſen vier freien Städten in Deutſchland wurde, durch die Generalacte des wiener Congreſſes (Art. 6—10), auch Cracau unter dem Schutz von Rußland, Öſterreich und Preußen als freie Stadt erklärt, ihr von dieſen drei Mächten eine völlige Neutralität zugeſichert, und die Grenze ihres Gebiets genau beſtimmt. S. d. A. Cracau.

Freigeding, Freigericht, Freigraf, ſ. Vehmgericht.

Freigeiſt wird gewöhnlich derjenige genannt, der die Lehren der geoffenbarten Religion verwirft, und blos die der natürlichen annimmt. Deshalb nennt man ihn auch einen Naturaliſten. Auch braucht man das Wort Deiſt dafür, weil ein ſolcher zwar an Gott überhaupt glaubt, aber nicht an dasjenige, was die Offenbarung von Gott lehrt, wenn nicht auch die Vernunft daſſelbe zeigt. Es iſt jedoch dieſer Redegebrauch nicht zu billigen. Denn einen freien Geiſt zu haben oder zu behaupten, iſt Pflicht jedes Menſchen, als eines vernünftigen Weſens. Iſt doch Gott ſelbſt der freieſte Geiſt, und Gott ähnlich zu werden, iſt, ja ſelbſt nach der Lehre der Offenbarung, das höchſte Ziel des menſchlichen Strebens. Richtiger würde es daher ſein, denjenigen einen Freigeiſt zu nennen, der ſich von den Banden des Irrthums und des Laſters, von welchen die meiſten Menſchen umſtrickt ſind, möglichſt loszumachen ſucht. D.

Freigelaſſene (liberti, libertini), hießen bei den Griechen und Römern die von ihren Herren in Freiheit geſetzten Sklaven. Ein römiſcher Freigelaſſener trug zum Zeichen der Freiheit eine Mütze oder einen Hut, nahm den Namen ſeines Herrn an, und wurde von dieſem mit einem weißen Kleide und einem Ringe beſchenkt. Durch eine Verordnung des Servius Tullius bekam er zwar mit der Freiheit das Bürgerrecht, gehörte aber zu den Plebejern und konnte nie zu einem Ehrenamte gelangen. Der Freigelaſſene blieb zu ſeinem ehemaligen Herrn ſtets in einem gewiſſen Verhältniß der Pietät. Sie waren ſich gegenſeitige Hülfe und Unterſtützung ſchuldig. Als in der ſpätern Zeit die Zahl der Freigelaſſenen übermäßig zunahm und ſie ſich durch angemaßte Gewalt und Reichthümer ſelbſt ſchwachen Kaiſern furchtbar machten, erſchienen allerlei Verordnungen, ſie zu beſchränken; ſo durften von 20,000 Sklaven im Teſtament nicht über 160 in Freiheit geſetzt werden. Außer dieſer Freilaſſung eines Sklaven per testamentum, gab es noch zwei andere feierliche Arten,

per censum und per vindictam. Erſtere beſtand darin, daß der Herr ſeinen Sklaven in die Bürgerliſte des Cenſors eintragen ließ. Vom Tage der Luſtration an wurde alsdann der Sklav für einen römiſchen Bürger angeſehen. Die letztere Art war die feierlichſte. Der Herr führte den Sklaven bei der Hand zum Prätor oder Conſul und ſagte: „Ich will, daß dieſer Mann frei ſei nach Recht und Gewohnheit der Römer." Gab der Prätor ſeine Einwilligung, ſo ſchlug er mit einem Stabe auf den Kopf des Sklaven und ſagte: „Ich erkläre dieſen Mann für frei nach der Gewohnheit der Römer." Darauf drehete der Lictor oder der Herr den Freizulaſſenden in einem Kreiſe herum, gab ihm einen Backenſtreich und entließ ihn mit dem Bedeuten, daß er hingehen könne, wohin er wolle. War dieſe Ceremonie beendigt, ſo trug der Schreiber die ganze Verhandlung in das Protokoll des Prätors ein, und der Sklave holte ſich den Hut, als das Zeichen der erlangten Freiheit, im Tempel der Göttin Feronia.

Freigut. Dieſes Wort wird in verſchiedenen Bedeutungen gebraucht. Einmal bezeichnet es Güter und Waaren, die von gewiſſen Abgaben frei ſind; dann ein freies Landgut, auf welchem keine Lehnspflichten haften, ein frei eigenes Gut; dann auch ein Bauergut, welches nicht zu Frohnen und andern Dienſtbarkeiten verpflichtet iſt, ſondern nur die gewöhnlichen Landſteuern oder einen Freizins bezahlt. In gewiſſen Gegenden nennt man ſie Freimannshufen. In manchen Ländern verſteht man unter Freigut ein ſolches, welches von Kriegs- und andern Laſten frei iſt, und nur auf männliche Erben fällt; im Hildesheimiſchen und Weſtphäliſchen aber das Gut eines Freimannes, das, gegen Bezahlung eines gewiſſen Zinſes, der Freibede oder Leibbede, von einigen Laſten der Leibeigenſchaften frei iſt, aber doch nicht willkürlich verkauft werden darf.

Freihafen iſt ein freier, oder mit verſchiedenen Freiheiten begabter Hafen, wo Schiffe aller Völker frei und ohne Zoll einlaufen und handeln können.

Freiheit iſt, poſitiv ausgedrückt, daſſelbe, was man mit einem negativen Ausdruck Unabhängigkeit nennt. So viel Arten der Abhängigkeit es alſo gibt, ſo viel Arten der Freiheit gibt es auch. Der Baum iſt abhängig von dem Boden, in welchen er gewurzelt iſt, und von welchem er ſeine Nahrung zieht; er verſinkt mit dieſem rettungslos in den Abgrund der Erde. Unabhängig iſt der Vogel von dem Baume, auf dem er ſitzt, und dem Boden, in dem der Baum wurzelt; frei ſchwingt er ſich auf in die Lüfte, wenn Baum und Boden unter ihm verſinken. Man ſieht, daß hier unter Freiheit nichts anders zu verſtehen ſei, als das Vermögen der willkürlichen Bewegung, wodurch ſich die Thierwelt von der Pflanzenwelt im Ganzen unterſcheidet. Dieſe Freiheit hat der vernünftige Menſch mit dem vernunftloſen Thiere gemein. Sie muß alſo thieriſche oder animaliſche Freiheit genannt werden. Sie iſt jedoch offenbar ſehr beſchränkt; denn wie ſehr ſich auch das Thier willkürlich bewege, es iſt doch an die Erde überhaupt gefeſſelt, und der ſtolze Aar kann ſich ſo wenig als der ihm nachſtrebende Menſch über einen gewiſſen Punct in der Atmoſphäre hinaus erheben. Auch kann dieſe Freiheit durch zufällige Umſtände mehr oder weniger beſchränkt oder gar aufgehoben werden. Der kranke, eingekerkerte, gefeſſelte Menſch befindet ſich hier wieder in gleichem Falle mit jedem vernunft-

loſen Thiere, das erkrankt, eingeſperrt oder angeſchloſſen iſt. Es gibt aber auch eine Freiheit, die ſich der vernünftige Menſch vorzugsweiſe vor dem bloßen Thiere beilegt. Dieſe heiße alſo die menſchliche oder humane. Sie iſt wieder eine doppelte, eine innere, welche dem Menſchen an und für ſich ſelbſt betrachtet, und eine äußere, welche ihm, im Verhältniſſe zu andern Menſchen betrachtet, zukommt. In Beziehung auf das Handeln heißt jene die ſittliche oder moraliſche, dieſe die rechtliche oder juridiſche Freiheit, von welcher die bürgerliche oder politiſche nur eine beſondere Modification iſt. Die ſittliche Freiheit (Freiheit des Willens) iſt nämlich das Vermögen, ſich ſelbſt unabhängig von den Foderungen des ſinnlichen Triebes, nach den höhern Foderungen der Vernunft (den ſittlichen oder Willensgeſetzen) zu beſtimmen. Ob dem Menſchen ein ſolches Vermögen abſoluter Selbſtbeſtimmung zukomme oder nicht, iſt von jeher ein ſchwieriger Streitpunct geweſen. Wenn man aber bedenkt, daß alle ſittliche Beurtheilung menſchlicher Handlungen, mithin auch alle Zurechnung und Vergeltung derſelben wegfallen würde, wenn der Menſch nicht frei wäre; daß ferner jedem unbefangenen Menſchen ſein innerſtes Gefühl ſagt, er könne allen Reizungen zum Böſen widerſtehen und ſeine Pflicht erfüllen, wenn er nur ernſtlich wolle; daß endlich auch den ärgſten Böſewicht ſein Gewiſſen von Zeit zu Zeit mit unerbittlicher Strenge wegen ſeiner böſen Handlungen als ſolcher, die er hätte unterlaſſen ſollen und können, zur Rechenſchaft zieht: ſo dürften wohl diejenigen Recht haben, welche behaupten, es ſei praktiſch nothwendig für den Menſchen, an ſeine Freiheit zu glauben, wenn er auch die Möglichkeit eines ſo erhabenen Vermögens in einem Weſen, das zugleich der Naturnothwendigkeit unterworfen iſt, nicht einſehn und begreifen könne. Die rechtliche Freiheit aber iſt die Befugniß, von ſeinen Kräften einen von der Willkür Anderer unabhängigen Gebrauch im Verkehr mit ihnen zu machen. Da der Menſch ſehr natürlich immerfort nach Erweiterung ſeines Wirkungskreiſes ſtrebt, ſo wird er, ſich ſelbſt überlaſſen, zwar für ſich dieſe Freiheit fodern, aber ſie Andern nur ſo fern geſtatten, als es ſeinen Bedürfniſſen angemeſſen iſt. Damit alſo die rechtliche Freiheit Allen im möglichſten Umfange zukomme, und überhaupt die Idee des Rechts in der Sinnenwelt realiſirt werde, fodert die Vernunft einen Verein der Menſchen, in welchem der Geſammtwille in der Geſtalt eines Geſetzes und die Geſammtkraft in der Geſtalt eines Herrſchers an die Stelle des Privatwillens und der Privatkraft trete. Ein ſolcher Verein heißt eine bürgerliche Geſellſchaft oder ein Staat (griechiſch Polis). Daher heißt die rechtliche Freiheit eine bürgerliche oder politiſche, wiefern ſie im Staate geſetzlich anerkannt und gehandhabt wird. Manche unterſcheiden indeſſen die politiſche Freiheit von der bürgerlichen dadurch, daß ſie jene auf den ganzen Staat, wiefern er theils unabhängig von andern Staaten iſt, theils keinen erblichen Herrſcher hat, ſondern als ein ſogenannter Freiſtaat von erwählten Perſonen regiert wird — dieſe aber auf die einzelnen Bürger beziehen, wiefern deren gegenſeitige Verhältniſſe dergeſtalt beſtimmt ſind, daß es unter ihnen keinen gebornen Herrn und Diener gibt. Auf dieſe letzte Art der Freiheit bezieht ſich auch der in neuern Zeiten durch die franzöſiſche Revolution ſo berühmt und faſt berüchtigt gewordene Ausdruck: Freiheit und Gleichheit. Man foderte nämlich, daß jeder im Staate Geborne als ein Freigeborner, und mit Andern in Anſehung des Rechts überhaupt Gleichgeſetzter, be-

trachtet werden ſollte. Es war alſo, wie man jenen Ausdruck oft mißverſtanden und mißdeutet hat, nicht von einer Aufhebung aller bürgerlichen Unterordnung und aller Ungleichheit in Anſehung einzelner Rechte (des Beſitzes oder Vermögenszuſtandes) die Rede, ſondern von Aufhebung aller Arten von Sklaverei, Leibeigenſchaft, Erbunterthänigkeit und privilegirter Herrſchaft des einen Bürgers über den andern. Die alten Politiker nannten dieſe Freiheit und Gleichheit der Bürger Iſonomie, Gleichheit des Geſetzes oder vor dem Geſetze, und betrachteten ſie mit Recht als die Grundlage jedes wohlorganiſirten Staates.

D.

Freiheit im kirchlichen Sinne findet allenthalben Statt, wo der Staat die öffentliche Übung verſchiedener Religionen neben einander erlaubt. In Staaten, die den öffentlichen Gottesdienſt und die Ausübung kirchlicher Gebräuche nur in der Form einer beſtimmten Religion oder Religionspartei genehm halten, und keine andere neben ihr dulden, kann von dieſer Freiheit nicht die Rede ſein. Sie nicht zu geſtatten, war von jeher die Maxime der Fürſten und Geſetzgeber, welche die bindende Kraft eines beſtimmten Religionsglaubens für politiſche Zwecke in Anſpruch nahmen. Und ſie handelten darin ganz folgerecht. Sei nun entweder die Staatsverfaſſung theokratiſch, wie die Moſaiſche war, oder vereinige ſich die höchſte geiſtliche Gewalt mit der höchſten bürgerlichen in einer Perſon, wie in Tibet, oder habe die Monarchie ihren Thron auf den herrſchenden Glauben der Nation an die Heiligkeit einer gewiſſen Religion gebaut, und ihre Regierungsweiſe mit den Grundanſichten und Formen dieſes Glaubens verflochten, wie in Spanien und Portugal, wo der Catholicismus durchaus national geworden iſt; immer wird, ſo lange es bei der alten Verfaſſung und, damit jede Unzufriedenheit verhütet werde, auch bei der anfänglichen Culturſtufe des Volks bleiben ſoll, zur Aufrechthaltung derſelben Einheit der Volksreligion erfoderlich, und jede davon abweichende Lehrmeinung oder Religionsübung zu unterdrücken ſein. Die Weltgeſchichte gibt auffallende und oft ſchreckliche Beweiſe der Conſequenz und Strenge, mit der dieſe Maxime in Anwendung gebracht worden iſt. Des Fanatismus der Orientalen nicht zu gedenken, dürfen wir hier nur an die Judenverfolgung im Mittelalter, an die Dragonaden Ludwigs XIV., an die Inquiſition und ihre Auto da Fe's erinnern. Dieſe alte Staatsmaxime der Intoleranz mußte aber immer mehr von ihrer Kraft und Bedeutung verlieren, jemehr einerſeits die Völker durch Handel und Wiſſenſchaften mit einander in Berührung kamen und heller denken lernten, andrerſeits die Fürſten und ihre Rathgeber einſahen, das Wohl der Unterthanen, der wahre Endzweck des Staats, werde nicht durch den Ruhm einer einſeitigen Rechtgläubigkeit, nicht durch einen vernunftwidrigen und alle freie Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes lähmenden Gewiſſenszwang, ſondern vielmehr durch Anregung und liberale Unterſtützung dieſer Thätigkeit gefördert. Aufmunternde Beweiſe davon gaben England, Holland und diejenigen deutſchen Länder, welche jeder Religion freie Übung verſtatteten, und dabei ſowohl an Bevölkerung als auch an Wohlſtand und Bildung zunahmen, während Spanien, Frankreich und einige deutſche Staaten, wie Salzburg und die Pfalz, ihre fleißigſten Unterthanen umbringen oder auswandern ließen. Man überzeugte ſich, daß jede Religion, was ſie ſonſt auch lehre, wenn ſie nur Achtung gegen die bürgerlichen Geſetze und Gehorſam gegen die

Obrigkeit gebietet, mit dem Endzwecke des Staats verträglich iſt, und konnte bei dem veränderten Zeitgeiſte das Aufkommen anderer Religionen neben der herrſchenden eben ſo wenig ganz verhindern als ferner noch gefährlich finden. Rußland hat, ungeachtet es die griechiſche Kirche für die herrſchende erkennt, ſchon ſeit dem 16ten Jahrhundert den Armeniern, ſeit dem Anfange des 17ten den Lutheranern und Reformirten, ſeit 1683 den Catholiken, und ſeit der Regierung Catharinens II. allen Religionen überhaupt freie Übung verſtattet; fünf chriſtliche Religionsparteien und die Juden halten in neun lebenden Sprachen zu Petersburg ihren Gottesdienſt; in Georgien und Taurien haben die Mohammedaner Moſcheen. Auch Polen bekannte ſich ſeit ſeiner Wiederherſtellung zu den franzöſiſchen Grundſätzen der Toleranz. In Ungarn genießen ſeit dem Ende des 17ten Jahrhunderts die Griechen, und die Proteſtanten ſchon ſeit der Reformation gleiche, obwohl oft gekränkte Rechte mit den Catholiken, auch Socinianer und Juden wenigſtens freie Religionsübung. In Deutſchland hat der weſtphäliſche Friede die freie Religionsübung den Proteſtanten in catholiſchen Ländern und den Catholiken in proteſtantiſchen Ländern ſicher geſtellt. Die deutſchen Kaiſer nahmen zwar für ihre Erbſtaaten dieſen Grundſatz nicht an, doch gab Joſeph II. 1781 den Proteſtanten völlige Religionsfreiheit. In Preußen und den übrigen deutſchen Staaten haben die drei Hauptconfeſſionen der occidentaliſchen Chriſtenheit ſeit der Entſtehung des Rheinbundes nicht nur dieſe Freiheit, ſondern auch ganz gleiche bürgerliche Rechte, welche Confeſſion auch die herrſchende geweſen ſei, ſo daß Proteſtanten in catholiſchen Ländern und Catholiken in proteſtantiſchen Ländern zu allen Civilämtern gelangen können. Daneben dürfen auch die Griechen, wo ſie ſich des Handels wegen aufhalten, den Gottesdienſt nach ihrer Weiſe begehen, und keine mit den Hauptlehren des Chriſtenthums übereinſtimmende Religionspartei iſt von der allgemeinen Duldung ausgeſchloſſen. In Sachſen wurde unter ruſſiſchem Gouvernement 1814 auch die griechiſche Religionspartei in bürgerlichen Rechten den übrigen gleichgeſtellt. Schweden, das unter allen europäiſchen Staaten am ſtrengſten über die echt evangeliſch-lutheriſche Lehre hält, hat durch einen Reichstagsbeſchluß von 1779 ebenfalls allgemeine Toleranz bewilligt. Dänemark hat dies ſchon etwas früher. In England ſetzte Wilhelm III. 1689 für die proteſtantiſchen Nonconformiſten in allen drei Reichen die Toleranzacte durch; die davon ausgeſchloſſenen Catholiken ſind erſt 1778 zur freien Religionsübung gelangt; um völlige Gleichheit der bürgerlichen Rechte mit den Proteſtanten kämpfen ſie aber noch immer. Holland hat den Chriſten und Juden aller Confeſſionen die Freiheit der Religionsübung, ſo lange es ein Freiſtaat war, immer, aber die Gleichheit bürgerlicher Rechte mit den Gliedern der ſonſt herrſchenden reformirten Kirche, den Catholiken und Juden erſt durch die Conſtitution vom Jahre 1801 zugeſtanden, und ſeine Vereinigung mit dem franzöſiſchen Reiche hatte nichts darin verändert. In der Schweiz galt vor 1798 nur die helvetiſch-reformirte Confeſſion und der Catholicismus, aber die vom franzöſiſchen Directorium aufgedrungene Conſtitution dieſes Jahres gab auch den übrigen chriſtlichen Confeſſionen freie Religionsübung, und die Conſtitutionen von 1802 und 1803 beſtätigten ſie. Die Juden genießen dieſes Recht unter vielen Einſchränkungen nur im Aargau. In Frankreich kam es nach oftmaligen ſchrecklichen Verfolgungen der Proteſtanten erſt 1788 zur geſetzlichen Duldung aller Nicht-

catholiken, welche ihnen jedoch keineswegs öffentliche Religionsübung und noch weniger gleiche bürgerliche Rechte mit den Catholiken geſtattete. Da aber die Revolution nicht nur allen Religionszwang, ſondern endlich auch alle chriſtliche Religionsübung aufhob, ſo war es dem erſten Conſul Napoleon Buonaparte leicht, bei der Wiederherſtellung derſelben durch das Concordat von 1801 allen in Frankreich lebenden Religionsparteien gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten zu ſichern. Er blieb auch als Kaiſer, politiſcher Zwecke wegen, der entſchiedenſte Freund einer allgemeinen Toleranz, und ſein mächtiger Einfluß hatte auch Italien und die pyrenäiſche Halbinſel, ſo weit ſie von ſeinen Armeen beſetzt war, zur Gleichſtellung aller Religionsparteien genöthigt. Im verdanken auch die Juden, die ſich ſonſt durch ihr Geld und ihr Gewicht für den Handel in allen Staaten Europens, außer Portugal und Spanien, mehr oder weniger freie Religionsübung zu verſchaffen gewußt hatten, das Glück, dieſe Freiheit nicht nur geſichert, ſondern ſich auch im franzöſiſchen Reiche und in mehreren Staaten des Rheinbundes in den ſeit beinahe 18 Jahrhunderten entbehrten Beſitz des Bürgerrechts geſetzt zu ſehen. Daß dieſe dem Geiſte des Zeitalters angemeſſenen Grundſätze einer allgemeinen Toleranz in Italien, ſeit der Wiederkehr des Papſtes, und in Spanien, ſeit Ferdinands VII. Thronbeſteigung, der alten Unduldſamkeit wieder weichen mußten, ſetzt allerdings dieſe Länder in ihrer Cultur aufs neue zurück; doch auch die Mächte der Finſterniß, die dort gebieten, werden dem ſtillen Einfluß der Humanität nicht immer widerſtehen können. Die Türken mußten den bei der Eroberung des griechiſchen Kaiſerthums vorgefundenen griechiſchen Chriſten, um ihres Gehorſams gewiß zu ſein, freie Religionsübung geſtatten, und ſie iſt auch andern chriſtlichen Confeſſionen, unter dem Schutze der Geſandten ihres Glaubens, mit gewiſſen Einſchränkungen in der Türkei nachgelaſſen. Übrigens herrſcht noch in den aſiatiſchen und afrikaniſchen Reichen, die ſich zum Mohammedismus, Lamaismus und andern heidniſchen Religionen bekennen, das alte Princip der Intoleranz; nur China und die Seeſtädte überhaupt dulden des Handels wegen fremde Religionsverwandte und ihre Gottesdienſte. Die Colonien der Europäer bieten das Schauſpiel der wunderlichſten Miſchung aller Glaubensarten dar; die Hauptreligion des Mutterlandes hat zwar immer den Vorzug, doch werden Chriſten, Mohammedaner Juden und Heiden jeder Art, wenn ihre Religion der bürgerlichen Ordnung nicht gerabezu widerſtrebt, geduldet und bei ihrem Gottesdienſte geſchützt. Auf der Inſel Hayti wurde 1817 von dem catholiſchen Negerregenten allgemeine Religionsfreiheit zum Staatsgeſetz gemacht. Nur die Portugieſen in Südamerika beharren noch ſtreng auf der alles Fremde ausſtoßenden Alleinherrſchaft des Catholicismus, und derſelbe Geiſt hält zwar auch im ſpaniſchen Amerika alle andern Religionsverwandten unter dem Druck, jedoch ſehen dieſe auf den Fall, daß die von einigen ſeit 1810 empörten Provinzen errungene Unabhängigkeit eine allgemeine republikaniſche Verfaſſung herbeiführen ſollte, ohne Zweifel einer eben ſo uneingeſchränkten Religionsfreiheit entgegen, als die Bewohner der nordamerikaniſchen vereinigten Freiſtaaten ſeit ihrer Gründung genießen. Wie ſehr wir nun auch Urſache haben, dieſe auf dem ganzen Erdkreiſe ſich immer allgemeiner verbreitende Toleranz in Religionsangelegenheiten als ein erfreuliches Kennzeichen der fortſchreitenden Bildung des Menſchengeſchlechts anzuſehen, ſo können wir doch dabei eine Erſcheinung nicht unbemerkt

laſſen, die den Menſchen keineswegs zur Ehre gereicht, und die alte Erfahrung beſtätigt, daß ſie ein Gut nur ſo lange zu ſchätzen wiſſen, als ihnen der Beſitz deſſelben ſtreitig gemacht wird. Nirgends zeigte ſich mehr Ernſt und Eifer für die Religion, mehr wahre Frömmigkeit und Gewiſſenhaftigkeit in der Beobachtung des Gottesdienſtes als in den Kirchen, die unter dem Drucke der Intoleranz ſtanden. Man drängte ſich zum Märtyrerthume, als die chriſtliche Religion noch unter den Verfolgungen heidniſcher Kaiſer ſchmachtete; die Proteſtanten in Frankreich ließen lieber Gut und Blut, als ihren Glauben; ſelbſt die Juden verſtanden ſich eher zu den größten Opfern, zur Erduldung der härteſten Mißhandlungen als zur Abſchwörung ihrer Religion. Nun, da den Gedrückten faſt überall die lang erſehnte Freiheit verſtattet iſt, ſcheint mit dem Reize einer leidenſchaftlichen Vertheidigung der Religion auch das Intereſſe für ſie ſich allmählig zu verlieren. — Unterſcheiden müſſen wir von der Freiheit der Kirchen im Staate, die Freiheit, welche die einzelnen Glieder einer Kirche in ihrem Schooße, entweder vermöge des Princips derſelben oder zufolge ihrer eignen Anmaßung genießen. Der Proteſtantismus iſt der Freiheit im Denken und Leben günſtiger, als der Catholicismus; die Confeſſion und Kirchenverfaſſung der Reformirten wieder mehr, als die der Lutheraner, und mehr als beide der Socianismus. Wo aber das Licht der philoſophiſchen Bildung und Aufklärung am hellſten leuchtet, hat man es auch am meiſten gemißbraucht. Die Denkfreiheit in Deutſchland, Frankreich und England iſt nicht ſelten in Frechheit und Zügelloſigkeit ausgeartet, und es hat nie mehr Menſchen gegeben, die ſich im Herzen zu gar keiner poſitiven Religion bekennen und allen Cultus vernachläſſigen, als ſeit den letzten Decennien des 18ten Jahrhunderts. So ſcheint nun für das Anſehen und die Wirkſamkeit der Religion unter den Menſchen, wie wir ſie kennen, eine gemäßigte Einſchränkung rathſamer zu ſein, als völlige Freiheit. E.

Freiheitsbaum war während der franzöſiſchen Revolution das Zeichen der errungenen Freiheit geworden. Die Jacobiner erfanden in der Periode, da ſie mächtig zu werden anfingen, dieſes Symbol, und pflanzten, um dem Volke ein Schauſpiel zu geben, den erſten Freiheitsbaum in Paris auf. Man ahmte in mehreren Städten Frankreichs dieſe Feierlichkeit nach, und es ward herrſchende Sitte, daß die franzöſiſchen Heere bei ihrem Einzuge in Städte des Auslandes ein Gleiches thaten. Anfänglich hatte man allemal Pappeln gepflanzt; weil aber der franzöſiſche Name dieſes Baumes (peuplier) zu leichtſinnigen Spöttereien Anlaß gab, ſo wählte man nachher Eichen oder Tannen zu Freiheitsbäumen. Ein anderes, ſonſt eben ſo berühmtes, aber jetzt vergeſſenes Sinnbild waren die rothen Freiheitsmützen, welche man ſeit dem April 1792, zum Andenken der zu den Galeeren verdammten, aber nachher freigeſprochenen Soldaten des Regiments Chateauvieux zu tragen anfing.

Freiherr (Baron), war urſprünglich ein Edelmann, der kein Lehngut beſaß, mithin keinem Großen zu Dienſten verpflichtet war, zum Unterſchiede von adeligen Dienſtmännern; beſonders die großen freien Gutsbeſitzer, die niemandem zu einer Lehnsverbindung oder zu Hofdienſten verpflichtet waren. Sie erhielten über ihr großes Landeigenthum ganz die nämlichen Rechte, wie urſprünglich die Gouver-

neurs über die Provinzen, auch Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Sie gehörten zu dem hohen Adel. Jetzt iſt es bloßer Titel eines Edelmanns, der zwiſchen dem Grafen und dem gemeinen Edelmanne in der Mitte ſteht. Die Baronin oder Baronne heißt auf Deutſch Freifrau, Freiin. (Vergl. Baron und Dynaſt.)

Freimaurer, Freimaurerbrüderſchaft (Freimaurerorden, oft auch kurz Maurer und Maurerei genannt), eine über alle Erdtheile, ſo weit nur europäiſche Cultur reicht, mehr oder weniger ausgebreitete Geſellſchaft von Männern aus verſchiedenen Völkern, Ständen und Religionsvereinen, welche in abgeſonderten Verſammlungen oder Logen, unter dem Namen von Brüdern verbunden, eine gewiſſe Kunſt, bildlich Maurerei oder Freimaurerei genannt, ausüben, die ſie noch jetzt vor allen Nichtmitgliedern ihrer Geſellſchaft, welche ſie Profane nennen, bei ihrer Aufnahme zu verhehlen verſprechen. Worin dieſe geheime Kunſt beſtehe, wird im Folgenden klar werden. Die ſeit etwa 100 Jahren ſo ſchnell erfolgte Ausbreitung dieſer Geſellſchaft von England, beſonders von London aus, über Frankreich, Deutſchland, Schweden, Dänemark und über die europäiſchen Colonien in Amerika, Aſien und Afrika; die bekannt gewordenen Grundſätze der Bruderliebe und der allgemeinen Menſchenliebe, denen gemäß die Geſellſchaft hülfsbedürftige Mitglieder, ſo wie Waiſen und arme Kinder, unterſtützte, vereint mit dem Geheimnißvollen ihrer Arbeiten, welches gleichwohl in unzähligen, durch die Brüderſchaft ſelbſt veranſtalteten Abdrücken von Conſtitutionsbüchern, Logenreden, Geſängen, Apologien u. ſ. w. aus ſeinem ſymboliſchen Gewande deutlich genug hervorſchimmerte, um der Neugierde der Uneingeweihten eine beſtimmte Richtung und Nahrung zu geben; ferner die Theilnahme und der Schutz mächtiger und einſichtsvoller Monarchen, und dagegen die oft harten Verfolgungen, welche Freimaurer in mehreren andern Ländern erfuhren: alles dies zieht die Aufmerkſamkeit gebildeter Menſchen auf dieſen in ſeiner Art einzigen Männerbund. Die weſentlichen Beziehungen, worin die Freimaurerbrüderſchaft auf die höhere Ausbildung der Menſchheit ſteht, und die Umgeſtaltung, der ſie im eignen Innern jetzt entgegenreift, veranlaſſen den Verfaſſer dieſes Aufſatzes, einen Freimaurer, dasjenige, was ſowohl dem aufgenommenen Freimaurer, als dem denkenden und gemüthvollen Nichtmaurer über dieſen Gegenſtand das Wichtigſte iſt, kurz zuſammenzuſtellen. Es kommt hier nicht darauf an, die geheimen Erkennzeichen und Gebräuche des Bundes mitzutheilen, welche blos zu der eigenthümlichen Form deſſelben gehören; es ſoll vielmehr das Weſen und die Beſtimmung deſſelben aus den Grundzügen ſeiner Geſchichte, Verfaſſung und Geſetze erkenntlich gemacht, die Stufe, worauf er jetzt ſteht, bezeichnet, und die Hoffnungen angedeutet werden, welche der Menſchenfreund über ihn nährt. Von ununterrichteten Freimaurern und Nichtmaurern iſt die Meinung verbreitet worden, es ſtamme die Freimaurerbrüderſchaft aus den griechiſchen, wohl gar aus den ägyptiſchen Myſterien, oder von den Dionyſiſchen Baukünſtlern, aus dem Pythagoräiſchen Verein, oder von den Eſſenern, im geſchichtlichen ſtetigen Zuſammenhange her. So wenig jedoch die oben genannten Stiftungen unter ſich ſelbſt ein ſtetiges geſchichtliches Ganzes ausmachen, ſo ungegründet iſt auch die Anſicht, die Freimaurerbrüderſchaft als zuſammenhängende Fortſetzung irgend eines dieſer Vereine zu betrachten. In Lawrie's Geſchichte der Freimaurerei aus authentiſchen Quellen u. ſ. w. Edinburgh 1804,

überſezt von Burkhardt, Freiberg 1810; vorzüglich in den Anmerkungen, S. 313—363, kann der Geſchichtsforſcher hierüber das Nähere finden. Eben ſo ungegründet erweiſen ſich die geſchichtlichen Hypotheſen, daß die Freimaurerbrüderſchaft im Mittelalter aus dem Orden der Tempelherren, oder aus was immer für einem andern geiſtlichen Orden, oder ſpäter aus dem Jeſuiterorden, oder, nach Nicolai, mittelbar aus den Roſenkreuzern, oder, nach Leſſing, aus einer bis ins 17te Jahrhundert zu London im Stillen beſtandenen, von dem Baumeiſter Chriſtoph Wren bei dem Baue der Paulskirche daſelbſt an die Baulogen und an die bei ihnen zu Mitgliedern angenommenen Nichtbauleute, zum Theil exoteriſch gemachten Tempelherrenmaſonei entſtanden ſein ſoll. Ein großer Theil dieſer vor dem Lichte der kritiſchen Geſchichtforſchung verſchwindenden Annahmen iſt durch die abſichtlich zu einem rituellen Gebrauche erſonnenen Geſchichten des Ordens (historiae ordinis), — hinter welche jedoch zum Theil, vermittelſt einer Namen- und Jahrzahlchiffre, wahre Geſchichte der ſogenannten höheren Grade und innern Oriente verſteckt worden iſt, — bei unkundigen Freimaurern veranlaßt worden. Auch die Anſicht, als ſei die Freimaurerbrüderſchaft aus der Zunft- oder Handwerksmaurerei entſtanden, iſt, im gewöhnlichen Sinne genommen, völlig ungegründet: denn die Freimaurerbrüderſchaft entſprang nicht aus Geſellſchaften bloßer eigentlicher Maurer und Steinmetzen, noch aus zünftigen, in Städten anſäſſigen Maurergewerken insbeſondere, ſondern längſt zuvor, ehe es in irgend einem Theile von Europa Zünfte überhaupt, und anſäſſige Zünfte von Maurern, Steinmetzen, Zimmerleuten, Ziegelbeckern, Schloſſern, Glaſern, und von andern zum Bauen erfoderlichen Gewerken gab, beſtanden viele und überaus zahlreiche Baucorporationen, welche alle jene Gewerke in Männern aus den gebildetern Völkern Europa's, unter der Anführung und Regierung eines oder mehrerer Baumeiſter (Architekten) in ein Ganzes vereinigten. Durch Freiheitsbriefe der geiſtlichen und weltlichen Macht geſchützt, und in eine eigene Verfaſſung zu jedem großen Baue vereinigt, errichteten dieſe Geſellſchaften in allen Ländern des chriſtlichen Europa's jene zahlreichen, zum Theil rieſenhaften Werke des in ſeinen edelſten Meiſterſtücken ureigenthümlichen, erhaben ſchönen Kunſtſtyles, welcher gewöhnlich uneigentlich der gothiſche genannt wird. Dieſe Baucorporationen finden wir im Weſentlichen völlig ähnlich, und auf gleiche Weiſe aus Architekten und Bauleuten Italiens, Deutſchlands, der Niederlande, Frankreichs, Englands, Schottlands und anderer Länder, nicht ſelten auch aus griechiſchen Künſtlern gemiſcht; z. B. bei dem Bau des berühmten Kloſters Batalha in Portugal (um das Jahr 1400), des Münſters und Thurmes zu Straßburg (um das Jahr 1015—1439) und des zu Cöln (um das Jahr 960 und 1211—1365), des Doms zu Meißen (im 10ten Jahrhundert), des Domes zu Mailand, des Kloſters auf dem Berge Caſino — und bei allen merkwürdigen Bauten in den brittiſchen Inſeln. Daß nun aus dieſen großen Vereinen von Künſtlern und Werkleuten die Freimaurerbrüderſchaft hervorgegangen, und durch welche Vermittelungen und Übergänge ſie endlich ein Bund geworden ſei, der ſich nicht mehr mit der eigentlichen Baukunſt beſchäftigt, dies iſt das Ergebniß der neueſten kritiſchen Forſchungen in der Geſchichte der Freimaurerbrüderſchaft. Hiervon die Grundzüge mitzutheilen, iſt die nächſte Abſicht. Zwar können die Beweiſe hier nicht geführt werden, allein der Verfaſſer ſchreibt

nichts, was blos Hypotheſe iſt, ſondern nur, was ihn der Überblick zuſammenhängender Thatſachen der Geſchichte lehrt. Die erſten Geſellſchaften des Alterthums, mit welchen die Freimaurerbrüderſchaft in ſtetigem geſchichtlichen Zuſammenhange ſteht, ſind die Baucorporationen, welche bei den Römern unter der Benennung der Collegia und Corpora beſtanden. Die erſten Zünfte von Bauleuten (collegia fabrorum) führte Numa, nebſt mehrern andern Zunftverbindungen (collegiis artificium), nach dem Muſter der griechiſchen Zunft- und Prieſtergeſellſchaften in Rom ein, und verordnete ihnen angemeſſene eigne Zunftverſammlungen und gottesdienſtliche Handlungen. Nach dem Geſetze der zwölf Tafeln durften die Collegia, übereinſtimmend mit der Geſetzgebung des Solon, ſich ſelbſt ihre geſellige Verfaſſung geben und unter ſich Verträge ſchließen, wenn nur nichts davon den öffentlichen Geſetzen zuwider war. Sehr früh verbreiteten ſich die Zünfte aller Art, beſonders aber alle zum Stadt-, Waſſer- und Schiffbau erforderlichen Gewerke, durch alle Landſtädte und Provinzen des ſich unaufhaltſam erweiternden Römerſtaates, und wirkten mächtig zur Verbreitung römiſcher Sitten, Wiſſenſchaften und Künſte. In jenen Urzeiten geſtiftet, wo Staat und geſellige Religionsübung als ein ungetrenntes Ganzes nach dem Vorbilde der Familie gebildet wurden, waren die römiſchen Collegia, außer ihrer Kunſtgemeinſchaft, zugleich bürgerliche Anſtalt und ein religiöſer Verein. Dieſe für die Entfaltung der Menſchheit fruchtbare Eigenthümlichkeit erhielten die Collegia, beſonders die der bauenden Künſtler und Gewerke bis an das Ende des römiſchen Reichs, und pflanzten ſie dann auch in die Baucorporationen des im Mittelalter wiedergebornen Europa's fort. Da die römiſchen Collegia ihre Verſammlungen bei verſchloſſenen Thüren hielten, ſo wurden ſie eben ſo eine Zuflucht politiſcher Parteien, als fremdvolklicher Myſterien, geheimer Weihen und Lehren aller Art. Die römiſchen Kaiſer der erſten Jahrhunderte beſchränkten zwar die Collegia möglichſt; aber die ſpätern Regierungen mußten ſie dafür deſto ungemeſſener begünſtigen. Im Corpus juris finden ſich mehrere Verzeichniſſe der im dritten und vierten Jahrhunderte geſetzmäßigen, ſteuerfreien Künſte und Gewerke, worunter auch Architekten, Schiffsbauleute, Maſchinenverſtändige, Balliſtenmacher, Mahler, Bildhauer, Marmorarbeiter, Maurer, Steinmetzen, Zimmerleute u. A. m. vorkommen. Es war keine nur irgend bedeutende Stadt, keine noch ſo entlegene Provinz, wo nicht bis zum Untergange des weſtlichen und öſtlichen Reichs mehrere der jetzt genannten Collegia mit eigenen Verfaſſungen und Zunftgeſetzen, und in feſtbeſtimmten Verhältniſſen zum Staate und zur Prieſterſchaft beſtanden hätten. Die Baucorporationen mußten auf Befehl der Kaiſer zum Aufbau großer Städte, Kirchen und Paläſte aus allen Theilen des Reichs zuſammenkommen; auch waren die nöthigen Baugewerke bei jeder römiſchen Legion. Solcher römiſchen Baucorporationen waren nun auch viele in dem, während der Römer Herrſchaft ſehr civiliſirten, ja prachtvoll angebauten Britannien, ſowohl bei der Armee, als in den Städten vertheilt. Eben ſo in Spanien, Frankreich, am Rhein und an der Donau. Zwar gingen dieſe Collegia in Britannien, während die Picten, Scoten und Sachſen das Land verwüſteten, nebſt den meiſten ihrer Kunſtwerke, unter, allein in Frankreich, Spanien und Italien, und in dem griechiſchen Reiche erhielten ſie ſich blühend; und aus dieſen Ländern ließen dann die chriſtlichen ſächſiſchen Könige, beſonders Alfred und Athelſtan,

eine große Menge Künſtler und Bauleute zum Aufbau ihrer Burgen, Kirchen und Klöſter nach England kommen. Waren nun gleich dieſe einwandernden Künſtler, ſo wie die wenigen daſelbſt noch aus der frühern Zeit übrigen, jetzt ſämmtlich Chriſten, und hatten ſie auch zum großen Theile Geiſtliche als Architekten zu Vorſtehern; ſo konnten doch die aus ihnen beſtehenden Corporationen keine andere Verfaſſung haben, als die ihnen ſtetig überlieferte, durch das ganze gebildete Europa verbreitete, noch heute aus dem Corpus juris Romani erkennbare Verfaſſung der Collegien überhaupt, und der Baucollegien im weſtlichen und öſtlichen Römerreiche insbeſondere. Dieſe Verfaſſung war mithin eben dieſelbe, welche auch die röm. Baucorporationen in Britannien gehabt hatten, und welche die von denſelben noch übrig gebliebenen Künſtler unter Alfred und Athelſtan ebenfalls anerkannten. Da die Mitglieder dieſer Baucorporationen des zehnten Jahrhunderts zu den verſchiedenſten Nationen, und dabei zu ſehr von einander abweichenden, zum Theil als ketzeriſch verdammten kirchlichen Parteien, öffentlich oder im Stillen gehörten, folglich in Glauben, Sitte und Lebensart ſehr verſchieden waren; ſo konnte man ſie nur unter der Bedingung bewegen, nach England zu kommen und daſelbſt zu bleiben, daß ihnen der Papſt und der König genügende Freiheiten und Schutzbriefe, vorzüglich aber eigne Gerichtsbarkeit und eigne Beſtimmung des Arbeitslohnes geſtatteten. Dann vereinigten ſie ſich unter ſchriftlichen Conſtitutionen, bei denen die alte Verfaſſung der griechiſchen und römiſchen Zünfte, und die Beſtimmungen des römiſchen Rechtes zum Grunde lagen. Die verſchiedenen Glaubensmeinungen dieſer Bauleute, zum Theil die wirklich reinern Einſichten der ihnen vorſtehenden Architekten und Geiſtlichen veranlaßten und begründeten die reine Sittenlehre, die religiöſe Duldung und den muſterhaft ſittlichen Wandel, wodurch ſich dieſe Corporationen vor dem größten Theile ihrer Zeitgenoſſen auszeichneten, und wurden zugleich der Antrieb zu jenem Kunſtfleiße, der in ſeinen bewundernswürdigen Denkmahlen ihren Ruhm noch von nun an fernen Jahrhunderten verkünden wird. Aus den Zeiten der Römer hatte ſich bei ihnen die hohe Lehre über die Bildung und Würde des Baukünſtlers erhalten, wie ſie Vitruvius in ſeinem Werke über die Baukunſt (dem Handbuche der Künſtler des Mittelalters) beſchreibt; ein Syſtem religiöſer und ſittlicher, in Symbole gekleideter Lehren und heiliger Handlungen, aus den Syſtemen der griechiſchen, vorzüglich der ſtoiſchen Philoſophen, und aus einigen Bruchſtücken des ägyptiſchen und griechiſchen Myſterienweſens, ſo wie aus der Lehre und den Gebräuchen des erſten Chriſtenthums, beſonders der gnoſtiſchen Parteien, gemiſcht, bildete ihr inneres Geheimniß (eſoteriſches Myſterion). Die Tyrannei der päpſtlichen Kirche nöthigte ſie, dieſes Geheimniß nebſt den eigentlichen Geheimniſſen der Baukunſt und den ihr helfenden Künſten, beſonders der Scheidekunſt, Metallbearbeitung und Naturlehre, ſorgfältig zu verhehlen, und nur mit Umſicht, nur theilweiſe, auf Umwegen und in fremdartiger Einkleidung, nach außen zu verbreiten, wenn ſie als Baukünſtler Duldung und Arbeit finden, und als Menſchen dem ſchrecklichſten Looſe entgehen wollten. Der ganze bisher angedeutete geſchichtliche Zuſammenhang der heutigen Freimaurerbrüderſchaft mit den Baucorporationen des Mittelalters, und dieſer mit den Collegien der Römer, erhellt unwiderleglich ſchon aus der Kenntniß des Alterthums, aus der Geſchichte von England und aus der Übereinſtimmung der Verfaſſung, Symbole und

Gebräuche der heutigen Freimaurerbrüderſchaft. Es haben ſich aber noch überdies in der von den Baucorporationen des Mittelalters abſtammenden Freimaurerbrüderſchaft drei ſchriftliche Denkmahle als die älteſten Kunſturkunden derſelben erhalten, welche jenen geſchichtlichen Zuſammenhang, ſo wie die Lehre und die Gebräuche jener Baucorporationen des Mittelalters, in großer Vollſtändigkeit darlegen, und dadurch für die Geſchichte des Aufkeimens des höheren reinmenſchlichen Lebens im Mittelalter von unſchätzbarem Werthe ſind. Die ganze Freimaurerbrüderſchaft befindet ſich im Beſitz einer hiſtoriſch-kritiſchen und philoſophiſchen Bearbeitung dieſer wichtigen Denkmahle durch die Schrift: *die drei älteſten Kunſturkunden der Freimaurerbrüderſchaft*, 2 Bde. gr. 8., Dresden 1810, 1812 (zweite verm. Ausg., daſ. 1819), worin zugleich die Beweiſe der geſchichtlichen Behauptungen des vorliegenden Aufſatzes größtentheils aus den Quellen dargelegt ſind. Ehe aus einer von dieſen Urkunden erwähnt werden kann, was zu dem gegenwärtigen Zwecke nothwendig iſt, iſt in Beziehung auf die Baucorporationen des zehnten Jahrhunderts in England anzuführen, daß dort ein eigner Umſtand der Denkart, Verfaſſung und Beſchäftigung derſelben eine beſtimmte Richtung und ein eigenthümliches Leben gab. Schon ſeit einigen Jahrhunderten vor dem Einfalle der Sachſen, im J. 499, blühte in Britannien eine zahlreiche chriſtliche Kirche, welche ſchon unter Diocletianus verfolgt wurde, und zu den älteſten allgemeinen Kirchenverſammlungen ehrwürdige Biſchöfe ſandte. Sie ward zugleich mit der römiſchen Cultur von den Picten und Sachſen unterdrückt und vertrieben, und nur in den Einöden von Wales und Schottland, in den Inſeln zwiſchen England, Schottland und Irland, vorzüglich in Angleſey und Mona, und in dem damals ſelbſtſtändigen Irland fanden die Chriſten und ihre Lehrer Zuflucht, und ſetzten daſelbſt ihre reinapoſtoliſche, der orientaliſchen Kirche verwandte Lehre, Gebräuche und Verfaſſung fort. Die frommen, gelehrten und menſchenfreundlichen Geiſtlichen dieſer altbrittiſchen Kirche heißen *Kuldeer*, *Keldeer*, *Ceili-de*, *Colidei*. Als Biſchöfe und Kirchenlehrer, als Einſiedler, oder in große Klöſter zu gottinnigem Leben und zu ernſtem Studium der Wiſſenſchaften und der alten Sprachen vereinigt, waren ſie dem Volke Beiſpiel zugleich und Lehrer in Religion und in den Künſten und Fertigkeiten des geſelligen, menſchenwürdigeren Lebens. Zwar ſtrebten ſie, die Sachſen und ihre rohen Könige dem Chriſtenthume und der Menſchlichkeit zu gewinnen; allein nicht fähig, mit ähnlichen Mitteln und Waffen, als der vom Papſt im Jahr 597, nebſt vierzig Mönchen nach Britannien geſandte *Auguſtinus*, und die ihm nachfolgenden Biſchöfe, das Reich Gottes auszubreiten und zu vertheidigen, waren ſie genöthigt, ſich mit dem ſtillen Einfluße auf einige beſſere Könige und Große des ſächſiſchen Reiches zu begnügen, und mußten die päpſtliche Kirche überhand nehmen, ſich ſelbſt blutig verfolgt und ihre großen Klöſter und Kloſterſchulen in Wales, Angleſey und Mona zerſtört, oder von päpſtlichen Mönchen bezogen ſehen. Dem milden und weiſen Geiſte Jeſu treu, verſchmähten ſie dann in ihrem ſonſtigen Eigenthume auch die Ämter der Chorſänger, Meßdiener und Thürſteher nicht. Sie unterlagen endlich in England faſt gänzlich, ob ſie gleich, beſonders in Irland vor der Eroberung durch die Engländer, und in Schottland ſogar bis zu der Reformation, nie ganz vernichtet worden ſind, und wiewohl ſich beweiſen läßt, daß die erſten Reformatoren in England ihr Licht an dem Lichte derſelben

entzündet haben. Die Geſchichte dieſes ehrwürdigen Theiles der chriſtlichen Geiſtlichkeit, aus welchem unter Carl dem Großen und Alfred die größten Lehrer von ganz Europa hervorgegangen ſind, iſt von den päpſtlich geſinnten Geſchichtſchreibern abſichtlich unterdrückt und verfälſcht worden; nur erſt wenige Schriftſteller haben angefangen, die Wichtigkeit derſelben zu erkennen und die noch übrigen Nachrichten bekannt zu machen, vorzüglich Uſher, Ledwich und Groſe. Dieſen Kuldeern gelang es nun, ſich auch bei Alfred und Athelſtan Eingang zu verſchaffen; und als Athelſtan bei dem Aufbaue verwüſteter Städte und neuer Klöſter und Kirchen beſonders viele Bauleute anſtellte, ſo daß er es für nothwendig hielt, die durch ſein ganzes Reich zerſtreuten, aus Bauleuten de verſchiedenſten Nationen gemiſchten Corporationen in ein geſelliges, vom Staate garantirtes und dem Staate verantwortliches Ganzes, unter zwar ſelbſt gewählter, aber vom Staate beſtätigter Verfaſſung zu vereinigen, ſo benutzten die Kuldeer die ihnen dabei dargebotne Gelegenheit, in dieſen Geſellſchaften, worin ſie viele Glaubensgenoſſen hatten, und beſonders in der unter Athelſtan vollendeten neuen allgemeinen Einrichtung der ganzen Brüderſchaft, ihre alten, chriſtlichen und moraliſchen Lehren und Gebräuche lebendig aufzubewahren, und ſie mit den noch von den römiſchen und griechiſchen Collegien übrigen Kunſtlehren, Gebräuchen und Zunftgeſetzen, welche zum Theil umgebildet und anders gedeutet wurden, in ein liturgiſches Ganzes zu verweben. Die Beweiſe aller dieſer Behauptungen ſind ebenfalls in der oben angeführten Schrift aus den Quellen geführt worden. Hier iſt es nur vergönnt, die Erzählung an den Hauptthatſachen fortzuführen. Die älteſte jener Urkunden iſt die im J. 926 allen Baucorporationen in England vom König Athelſtan durch ſeinen Bruder Edwin zu York beſtätigte Conſtitution oder Verfaſſung, deren Original in angelſächſiſcher Sprache noch jetzt in York aufbewahrt wird, wovon eine gerichtlich beglaubigte Überſetzung in der vorhin erwähnten Schrift das erſtemal gedruckt ſteht. Dieſe Urkunde beginnt ſo: „Die Allmacht des ewigen Gottes, Vaters und Schöpfers der Himmel und der Erde, die Weisheit ſeines göttlichen Wortes, und die Einwirkung ſeines geſendeten Geiſtes, ſei mit unſerm Anfange und ſchenke uns Gnade, uns in dieſem Leben ſo zu regieren, daß wir hier ſeinen Beifall und nach unſerm Sterben das ewige Leben erlangen mögen. Die guten Brüder wollen zuerſt wiſſen, wie und auf welche Weiſe die verehrungswürdige Kunſt der Architektur anfing; hernach aber wie ſie erhalten wurde, und durch Könige und Fürſten in Flor kam. Sodann wollen ſie auch wiſſen, welche von dem heiligen Albanus, nach Art der Römer, eingeführte Geſetze noch gut und nützlich ſind. Weil nun ſchon die Griechen und Römer die Architektur für werth hielten, daß ſie als eine große Kunſt und merkwürdige Wiſſenſchaft treulich beobachtet werde; ſo ſoll es, nach dem frommen Willen des Königs Athelſtan, bei uns auch ſo ſein.“ Schon dieſe Stelle lehrt, daß hier altgläubige, mit der älteſten morgenländiſchen Kirche übereinſtimmende Chriſten reden. Darauf folgt eine Geſchichte der Baukunſt, welche von der bibliſch-mythiſchen Geſchichte Adams und der Familie deſſelben anhebt, und die Kunſt, mit Anführung einiger rabbiniſchen Traditionen, über den Babelthurmbau, zum Salomoniſchen Tempel, mit ruhmvoller, jedoch auf die Nachrichten der Bibel beſchränkter Erwähnung Hirams, von da aber zu den Griechen und Römern fortführt; wobei vorzüglich Pytha-

goras, Euklides und Vitruvius gefeiert werden. Sodann wird die Geſchichte der Baukunſt in Britannien, und der älteſten Baucorporationen daſelbſt, ſehr richtig, und mit den bewährteſten Geſchichtſchreibern einſtimmig dargeſtellt, und unter anderm erwähnt, „daß St. Albanus, ein würdiger römiſcher Ritter, um das Jahr 300 ſich der Kunſt angenommen, Einrichtungen und Grundgeſetze (Chargen) bei den Maurern feſtgeſetzt, ſie Gebräuche gelehrt, ihnen Arbeit, einen guten Lohn, und einen Freibrief vom Kaiſer Carauſius ausgewirkt habe, dem gemäß ſie als eine Geſellſchaft in Britannien unter Baumeiſtern ſtehn ſollten.“ Hierauf wird die Verwüſtung des Landes und ſeiner Bauwerke durch die nördlichen Völker und durch die Angeln und Sachſen erzählt, und dabei geſagt: „Endlich aber kehrte der Friede zurück, und der Biſchof in Rom ließ die Angeln und Sachſen zum chriſtlichen Glauben bekehren; woraus immer mehr geſchickte Bauleute in Britannien entſtanden, welche von dem wachſamen Überreſte der alten brittiſchen Baumeiſter unterwieſen wurden. Nun wurden die Kirchen in Canterbury und Rocheſter zuerſt errichtet, und die ältern Gotteshäuſer reparirt. Hernach ſchickte auch der König Carl Martell viele Maurer über das Meer nach Britannien, weil es die ſächſiſchen Könige verlangt hatten; und ſo lebte die Baukunſt unter Leitung der alten brittiſchen Baumeiſter immer mehr auf. Zu bedauern iſt freilich, daß die Einfälle der Dänen manches ſchöne Auguſtiſche Gebäude verwüſtet, und daß ſie viele Nachrichten von der Geſellſchaft mit den Klöſtern verbrannt hatten, worin die Logen ſchon damals gehalten wurden; dieſem Mangel aber hat der fromme König Athelſtan abzuhelfen beſchloſſen. Er hat daher befohlen, daß die von dem heiligen Albanus eingeführte Einrichtung der Römer wieder hergeſtellt und beſtätigt werde, daher er auch ſeinem jüngſten Sohne Edwin einen Befreiungsbrief für die Maurer, um ſich ſelbſt unter einander regieren und Einrichtungen zum Gedeihen der Kunſt treffen zu können, ausgehändigt hat, weil dieſer die Grundſätze (Chargen) ſelbſt angenommen und die Gebräuche erlernt hat. Er hat auch galliſche Maurer kommen laſſen, und ſie nun mit zu Vorſtehern beſtellt, und die Einrichtungen der Griechen, Römer und Gallier, welche ſie in Schriften mitgebracht haben, nebſt des heiligen Albanus Einrichtungen, durchſehen laſſen; und hiernach ſollen nun alle Maurergeſellſchaften eingerichtet werden. Er hat euch hierher nach York zuſammenberufen laſſen, und die Vorſteher ſollen euch nun die Geſetze vorſagen, welche ſich in den alten glaubwürdigen Nachrichten, die durchgegangen worden ſind, gefunden haben, und welche zu beobachten, nützlich und gut iſt; u. ſ. w.“ Nun folgen die ſechzehn älteſten Geſetze ſelbſt, welche mit allem, was mühſame Forſchungen in den Quellen der Römer, und das Corpus juris über die römiſchen Baucorporationen lehren, genau übereinſtimmen, und durch die reine chriſtliche Lehre veredelt erſcheinen. Unter dieſen Geſetzen ſind folgende die merkwürdigſten: „1. Die erſte Pflicht iſt, daß ihr aufrichtig Gott verehren, und die Geſetze der Noachiden befolgen ſollt, weil es göttliche Geſetze ſind, die alle Welt befolgen ſoll. Daher ſollt ihr auch Irrlehren meiden, und euch dadurch nicht an Gott verſündigen. 2. Eurem Könige ſollt ihr getreu ſein, ohne Verrätherei, und der Obrigkeit, wo ihr euch auch befinden werdet, gehorſam ſein, ohne Falſchheit. Hochverrath ſei fern von euch, und erfahrt ihr deß etwas, ſo ſollt ihr den König warnen. 3. Gegen alle Menſchen ſollt ihr

dienſtfertig ſein, und, ſo viel ihr könnt, treue Freundſchaft mit ihnen ſtiften, auch euch nicht daran kehren, wenn ſie einer andern Religion oder Meinung zugethan ſind. 4. Beſonders ſollt ihr auch immer treu gegen einander ſein; ſollte ſich daher auch ein Bruder gegen irgend Jemand oder einen Mitbruder vergehen, oder ſonſt fehlen, ſo müſſen ihm Alle beiſtehen, ſein Vergehen wieder gut machen zu können, auf daß er gebeſſert werde." Dieſe Conſtitution nun behielten die Baucorporationen in England und Schottland dem Weſentlichen nach bis dahin bei, wo ſie vom vierzehnten Jahrhunderte an nach und nach in anſäſſige ſtädtiſche Zünfte übergingen. Es iſt aus einer Reihe urkundlicher Nachrichten erwieſen, daß in England und Schottland nach dieſen Conſtitutionen arbeitende Bauhütten, oder Logen, in ununterbrochener Folge vorhanden waren, welche, außer den eigentlichen Kunſtgenoſſen, auch gelehrte und einflußreiche Nichtbaukünſtler, als ſogenannte angenommene Maurer (accepted Masons) in ihre Geſellſchaft aufnahmen, unter denen ſich oft mächtige Reichsſtände, ja ſelbſt mehrere Könige von England befanden. Zu Zeiten bürgerlicher Unruhen und politiſcher Parteien waren die Logen freier und angenommener Maurer größtentheils Patrioten, welche der geſetzmäßigen Regierung ergeben waren, und deshalb von der Gegenpartei mehrmals verfolgt wurden. In London ſelbſt finden ſich noch nach dem großen Brande im Jahr 1666 viele Baulogen, welche als geſonderte, aber unter dem allgemeinen Schutze des Königs nach den alten gemeinſamen Conſtitutionen vereinte Geſellſchaften, die alte überlieferte Kunſtlehre, nebſt den Symbolen und Gebräuchen, mehr oder weniger rein fortpflanzten. Von dieſen Baulogen waren daſelbſt im J. 1717 noch vier übrig. Die meiſten Mitglieder derſelben waren blos angenommene Maurer, welche alſo, außer der Gleichheit politiſcher Geſinnungen und Wünſche, nur der reinmenſchliche und moraliſche Gehalt der überlieferten Geſetze, Lehren und Gebräuche „der alten und ehrwürdigen Brüderſchaft der freien und angenommenen Maurer" veranlaſſen konnte, dieſe geſellige Verbindung auch als Nichtbaukünſtler fortzuſetzen, und ſie dem damaligen Zeitgeiſte, ſo wie der Lage gemäß, worin ſich die Brüderſchaft, inſonderheit die londner Loge, durch ihre bisherige Wirkſamkeit in Anſehung des Staats und der Kirche befand, zweckmäßig umzugeſtalten. Bis hieher reicht die erſte Periode der Freimaurerbrüderſchaft, wo ſie als eine Geſellſchaft freier Baukünſtler beſtand, welche durch die Baukunſt zu äußerer Wirkſamkeit vereinigt, der reinmenſchlichen Vollendung in Religion, Tugend und Geſelligkeit nachſtrebten, und Einſicht in dieſelbe, ſo wie Liebe zu ihr mit kunſtſinniger Weisheit verbreiteten. Schon durch die Einwirkung der berühmten Baumeiſter Inigo Jones und Chriſtopher Wren, welche ſich der Logen zunächſt darum angenommen hatten, weil ſie geſchickter und wohlgeſitteter Bauleute bei ihren ſo zahlreichen Bauwerken bedurften, ſo wie durch einige andere vorzügliche Mitglieder, war die Brüderſchaft zu einer Wiedergeburt im Geiſte der neuern Zeit vorbereitet. Allein zur Reife gebracht wurde dieſe Umgeſtaltung, vorzüglich ſeit dem Jahre 1717, durch drei Mitglieder der erwähnten vier Logen, durch den berühmten Phyſiker Deſaguliers, den gelehrten und gemüthvollen Theologen James Anderſon, und den hochverſtändigen George Payne. Denn von dieſen Männern geleitet, faßten die Mitglieder jener vier Logen den Beſchluß, die Freimaurerbrüderſchaft in ihrer

alten Verfaſſung Lehre und Liturgie, als eine nicht mehr baukünſtleriſche, von allen Bauzünften unabhängige Geſellſchaft ſo wie ſie ſchon zuvor als angenommene Maurer (accepted Masons) zu thun gewohnt waren, jedoch mit den zeitgemäßen weitern Beſtimmungen, fortzuſetzen. Dem Geiſte der Überlieferungen gemäß, erklärten ſie Bruderliebe, Hülfe und Treue (brotherly love, relief and truth) für das Weſentliche dieſer Geſellſchaft, und ſorgten auf alle Weiſe dafür, daß ſie dem Volke und der Regierung als eine Verbrüderung für Menſchenliebe, Duldung und Geſelligkeit erſchiene, welche ſich zugleich unbedingten Gehorſam gegen die geſetzmäßige Regierung zur geſelligen Pflicht mache. Durch Beibehaltung des Namens, der Verfaſſung und der Gebräuche „der uralten und ehrwürdigen Brüderſchaft der freien und angenommenen Maurer“ erhielten ſich jene Logen die hergebrachte Duldung und die Rechte einer verjährten Corporation von Seiten der Regierung, die fernere Theilnahme der ſchon vereinten Mitglieder, und die Rückkehr mehrerer alten angenommenen Maurer, welche größtentheils die unthätigen Logen verlaſſen hatten. Ferner hielten ſie es (dies ſind ihre eignen Worte) im Jahr 1717 für gut, „den Mittelpunct der Vereinigung und der Harmonie unter einem Großmeiſter feſt zu begründen, den älteſten Maurer, der zugleich Meiſter einer Loge war, auf den Stuhl (der Logenregierung) zu ſetzen, ſich zu einer großen Loge pro tempore zu conſtituiren, die vierteljährigen Berathſchlagungen der Logenbeamten zu erneuen, die jährliche Verſammlung nebſt dem Feſte, zu halten, und einen Großmeiſter aus ihrer Mitte zu wählen, bis ſie die Ehre erlangen würden, einen hochadeligen Bruder zu ihrem Oberhaupte zu haben;“ und ſo gründeten ſie durch alle dieſe Maaßregeln und Einrichtungen die zweite Periode der Freimaurerbrüderſchaft, während der dieſelbe ein reineres und freieres Daſein gewann, wo und in wie fern ſie, ihrer urſprünglichen Beſtimmung getreu, eine den reinſittlichen Zwecken der Menſchenliebe, Duldung und Geſelligkeit, in Liebe, Hülfe und Treue gewidmete, von den Baucorporationen, und überhaupt von allen fremdartigen Verbindungen und Inſtituten, völlig getrennte Geſellſchaft war und iſt, welche jedoch den Namen, die Grundgeſetze, die überlieferten Lehren und Gebräuche der alten Freimaurerbrüderſchaft beibehält, ihre Kunſt als ein Geheimniß übt, und ſich auf freie Männer beſchränkt. Jene Einrichtungen wurden zugleich das Mittel, die umgeſtaltete Brüderſchaft, oder die überlieferten äußern Formen der Freimaurerei ſelbſt, über ganz Europa und alle europäiſche Colonien zu verbreiten. Im J. 1721 erhielt ihr Mitbruder James Anderſon von dieſer neuen Großloge den Auftrag, „die fehlervollen Copien der alten gothiſchen Conſtitutionen nach einer neuen und beſſern Methode zu bearbeiten,“ und daraus ein für die Zukunft bei allen von dieſer Großloge geſtifteten beſondern Logen allgemein und ausſchließend gültiges Conſtitutionenbuch zu bilden. Er brachte viele Handſchriften der alten Conſtitutionen, welche ſämmtlich mit neuen Verordnungen und Nachrichten vermehrte Abſchriften der erwähnten Yorker Conſtitution waren, zuſammen, benutzte ſie bei Ausarbeitung des neuen Conſtitutionenbuchs, legte aber dabei die yorker Conſtitution, wie die Vergleichung mit dem Urtexte derſelben lehrt, von Wort zu Wort zum Grunde; nur daß er ſich erlaubte, den damaligen Begriffen, beſonders aber dem neuen Plane der Großloge gemäß, Auslaſſungen,

Zuſätze und Veränderungen zu machen. Sein Manuſcript wurde noch im Jahr 1721 von vierzehn dazu ernannten gelehrten Brüdern nach einigen Verbeſſerungen gebilligt, und zufolge eines Beſchluſſes der Großloge im Jahr 1722 (nach dem Titel 1723) gedruckt, als ihr alleingültiges Conſtitutionenbuch ſanctionirt, und dem großen Publicum übergeben. Bei der zweiten, erweiterten Ausgabe dieſes Conſtitutionenbuchs, vom J. 1738, benutzte Anderſon nochmals die yorker Conſtitution. Noch in der im Jahre 1756 von Entick beſorgten Ausgabe deſſelben zeigen ſich ähnliche Spuren einer fortwährenden Benutzung jener Urkunde. Jede neue Ausgabe iſt in der Geſchichtserzählung erweitert, auch hin und wieder abgekürzt, beſonders durch die Erzählung wichtiger Vorfälle und der Verordnungen der Großloge ſelbſt, vermehrt. Doch ſelbſt in der durch Noorthouck im Jahre 1784 beſorgten Ausgabe blickt der Plan, der Gang der Erzählung und das Colorit der yorker Conſtitution noch hervor. Eben ſo in dem neueſten Conſtitutionenbuche der ſeit dem J. 1813 vereinten Großloge aller alten Maurer zu London, wovon der zweite Theil zu London 1815 erſchien. Das wichtigſte in dieſem Conſtitutionenbuche der neuengliſchen Großloge zu London ſind die ſechs alten Pflichten (old charges) oder Grundgeſetze, welche Anderſon aus den erwähnten ſechzehn Grundgeſetzen der yorker Conſtitution ausgezogen, mit Benutzung jüngerer Zunftverordnungen, und dem Plane des neuen Großmeiſterthumes angepaßt, im Jahr 1722 in die Form gebracht hat, in welcher ſie unverändert von dem neuengliſchen Großmeiſterthume, und, mit Ausnahme der beigemiſchten, dieſem Großmeiſterthume eigenthümlichen beſondern Vorſchriften und Einrichtungen, auch von allen großen und einzelnen Logen der Erde, ſo wie aufs neue von der ſo eben erwähnten, ſeit dem J. 1813 vereinten Großloge, als das Grundgeſetz der ganzen Brüderſchaft aufgeſtellt werden. In dieſen alten Pflichten haben ſich jene heiligen Vorſchriften reiner Sittlichkeit und brüderlicher Gleichheit in dem Gebiete des Reinmenſchlichen, bei aufrichtigem Gehorſam gegen jede rechtmäßige Obrigkeit, vereint mit religiöſer Duldung und mit Achtung jedes andern menſchlichen geſelligen Verhältniſſes, aus der yorker Conſtitution, gereinigt und erweitert, in die Conſtitution der bis zum J. 1813 am meiſten blühenden neuengliſchen Großloge, und ſeit dem J. 1813 in die Conſtitution der vereinten Großloge zu London fortgepflanzt. Von der im J. 1717 geſtifteten neuengliſchen Großloge aus verbreiteten ſich jene Grundſätze, welche das innerſte Weſentliche der Freimaurerei ſelbſt in ſeinen vornehmſten Äußerungen bezeichnen, über die ganze Freimaurerbrüderſchaft, welche großentheils von der neuengliſchen Großloge abſtammt, und jene ſechs Grundgeſetze wörtlich übereinſtimmend angenommen hat. Folgendes ſind die wichtigſten Worte jener alten Pflichten, ſowie ſie bei Anderſon, und in der Ausgabe vom J. 1784 und mit wenigen Abänderungen auch in dem Conſtitutionenbuche vom J. 1815 und, dem Wortſinne getreu, in allen übrigen engliſchen, ſchottländiſchen, irländiſchen, franzöſiſchen, holländiſchen, däniſchen, ſchwediſchen u. deutſchen, von den Logen ſelbſt dem Publicum offen dargelegten Conſtitutionenbüchern lauten: „Der Maurer iſt als Maurer verbunden, dem Sittengeſetze zu gehorchen; und wenn er die Kunſt recht verſteht, wird er weder ein ſtumpfſinniger Gottesläugner, noch irreligiöſer Wüſtling ſein. Ob nun wohl die Maurer in alten Zeiten in jedem Lande verpflichtet wurden, von der Religion dieſes Landes oder dieſer Nation

zu ſein, welche es immer ſein mochte; ſo wird es doch jetzt für dienlicher erachtet, ſie allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menſchen übereinſtimmen; ihre beſondern Meinungen aber ihnen ſelbſt zu überlaſſen, das iſt (zu der Religion), gute und treue Männer zu ſein, oder Männer von Ehre und Rechtſchaffenheit, durch was immer für Benennungen und Überzeugungen ſie verſchieden ſein mögen. Hierdurch wird die Maurerei der Mittelpunct der Vereinigung (der Einigung, der Einheit) und das Mittel, treue Freundſchaft unter Perſonen zu ſtiften, welche außerdem in beſtändiger Entfernung von einander hätten bleiben müſſen. Der Maurer iſt ein friedfertiger Unterthan der bürgerlichen Gewalten, wo er auch wohnt und arbeitet, und ſoll ſich nie in Zuſammenrottungen und Verſchwörungen gegen den Frieden und die Wohlfahrt der Nation verwickeln laſſen, noch ſich pflichtwidrig gegen die Unterobrigkeiten bezeigen. Es ſoll kein Privathaß, keine Privatſtreitigkeiten zur Thür der Loge hereingebracht werden, vielweniger irgend eine Streitigkeit über Religion, oder Nationen, oder Staatsverfaſſung, da wir, als Maurer, blos von der oben erwähnten catholiſchen (allgemeinen) Religion ſind: auch ſind wir von allen Nationen, Mundarten, oder Sprachen, und ſind entſchieden gegen alle Staatshändel, als welche nimmer noch der Wohlfahrt der Loge beförderlich geweſen ſind, noch jemals ſein werden." Die zweite dieſer Kunſturkunden iſt ein unter dem Könige Heinrich VI. von England niedergeſchriebenes Fragſtück, welches über das Weſen des Bundes, einſtimmig mit obigen Geſetzen, einen unbildlichen Aufſchluß gibt. Es findet ſich zuerſt abgedruckt in dem Gentleman's Magazine (1753, p. 417 ff.), dann unter andern in allen, ſeit dem J. 1756 erſchienenen Ausgaben des neuengliſchen Conſtitutionenbuchs, in Preſton's Erläuterungen, in Hutchinſon's Geiſte der Maurerei, und in Sebaß Magazine der Freimaurer (1. St. 1805). Die dritte der älteſten und wichtigſten Kunſturkunden iſt die alte Acte der Aufnahme zum Maurer, ſo wie ſie noch heute als das älteſte Ritual von allen Maurern altengliſchen Syſtems in allen Erdtheilen unverändert ausgeübt wird. Sie iſt in ihren Anfängen ſo alt, als die yorker Conſtitution, enthält noch Gebräuche der römiſchen Baucorporationen, und der älteſten chriſtlichen Aſceten und Mönche, und ſpricht die Grundlehren und die Verfaſſung der Brüderſchaft, übereinſtimmig mit den alten Pflichten, als ein liturgiſches Kunſtwerk aus. Zugleich iſt die darin enthaltene Liturgie das Vorbild, wonach das Ritual einer jeden Loge oder Großloge, in Hinſicht ſeiner geſchichtlichen Echtheit und des reinen Geiſtes der überlieferten Freimaurerei, beurtheilt werden kann. Von dieſem älteſten Rituale iſt jedoch das des neuengliſchen Großmeiſterthums (welches in Browne's Master-Key, London 1802, und in Krauſe's drei ält. Kunſturk. 1819 vollſtändig enthalten iſt) in wichtigen Stücken verſchieden, ob es gleich dem Geiſte nach damit einſtimmt. Überſchauen wir nun, was bisher geſagt worden iſt mit einem Blicke, ſo erſcheint der Freimaurerbund als eine, nach ihrem Urſprunge und nach ihrer weitern Entwickelung, in die höhere Ausbildung der Menſchheit weſentlich verwebte Geſellſchaft, als der bis jetzt einzige Bund, welcher ſich dem Reinmenſchlichen ausſchließend widmet, und in ſo fern er dem Weſen der Freimaurerei ſelbſt treu iſt, den Weg künftiger höherer geſelliger Beſtrebungen thätig bezeichnet. Ob nun auch insbeſondere die Brüder Freimaurer dieſen in ihrem Bunde ſchlummernden Keim eines offnen,

lauteren, und ſeinem Geiſte nach in Wahrheit allgemeinen Bundes für Menſchlichkeit und Menſchheit, in Harmonie mit den ſich ſtufenweis veredelnden Staaten und Religionsgeſellſchaften, mit beſonnener, weiſer Kunſt entfalten werden? Dies iſt eine von jenen wichtigen Fragen, deren bejahende Beantwortung, in Geiſt und Wahrheit das Tagewerk dieſes und der folgenden Geſchlechter, wohl werth iſt, daß gute Menſchen aus allen Völkern urkräftig darnach ringen. — Die weſentlichſte weitere Belehrung über Freimaurerei und Freimaurerbrüderſchaft enthalten folgende Schriften: Leſſing's Ernſt und Falk; die Eleuſinien des 19ten Jahrhunderts; das Conſtitutionenbuch, und das ältere und neue Journal der Loge Archimedes zu Altenburg; Feßler's ſämmtliche Schriften über Freimaurerei, 3 Bände; Krauſe's 12 Logenvorträge; Moßdorf's Mittheilungen an denkende Freimaurer, 1818, und Silber's vertraute Briefe 1819; Krauſe's drei älteſten Kunſturkunden, 2te Ausgabe, 1819; Heldmann's drei älteſte Denkmale der deutſchen Freimaurerbrüderſchaft, 1819; von Wedekind's pythagoräiſcher Orden, 1820; Lindner's Macbenac, 3te Ausgabe, 1818; Gebike's Freimaurerlexikon, 1818. Und von ausländiſchen Schriften: Preston's Illustrations of Masonry, 8 th. edition, London 1812; Lawrie's history of Freemasonry, Edinb. 1804, überſetzt von Burckhard, Freiberg 1809; Thory histoire du Grand-Orient de France, à Paris 1812, und in deſſen Acta Latomorum, II Tomes, à Paris 1815. Wegen der in Bezug auf die Freimaurerbrüderſchaft in den neueſten Zeiten angeregten Streitigkeiten vergl. man: 1. Sarſena, oder der vollkommne Baumeiſter. Aufl. 2. Bamberg im J. 1817. 8. 2. Der beleuchtete Sarſena (auch als 2. Th. des erſtern), von J. Ch. F. Gerlach. Freiberg 1817. 8. 3. Anti Sarſena für Freimaurer und Nichtfreimaurer. Sondershauſen 1817. 8. 4. Logenhierarchie, herausgegeben von Gerlach. Freiberg 1819. Z.

Freimüthige (der). Über die Entſtehung und Tendenz dieſer Zeitung iſt bereits in dem Art. Elegante Zeitung das Nöthige geſagt worden. Nachdem ſich zuerſt Kotzebue, dann aber auch der Magiſter Garlieb Merkel von der Redaction zurückgezogen hatten, übernahm dieſelbe der Verleger Auguſt Kuhn. Seitdem hat der Freimüthige ſeinen polemiſchen Charakter verloren, und iſt ein Unterhaltungsblatt geworden, das in einem gewiſſen Kreiſe von Leſern vielen Beifall fand und noch findet. Als aber der Magiſter Merkel im J. 1816 aus ſeinem ſelbſtgewählten ruſſiſchen Exil wieder nach Deutſchland kam, ließ er ſich einfallen, die früher geſpielte Rolle eines Criticaſters wieder zu übernehmen, und erweckte zu dem Ende jene Zeitung unter dem Titel: Der alte Freimüthige; allein nachdem er ein Jahr lang auf die abgeſchmackteſte Weiſe ſein Weſen getrieben und ſich vergebens bemüht hatte, ſich Eingang beim Publicum zu verſchaffen, gewann er die Überzeugung, daß für ſeine Weisheitslehren Niemand mehr Gehör habe, gab ſein Blatt abermals auf, und ging aus dem undankbaren Deutſchland nach Rußland zurück. Wir widmen ihm einen eigenen Artikel, auf den wir verweiſen.

Freinsheim (Johann), wurde den 16. Nov. 1608 zu Ulm geboren. Die ſich frühzeitig bei ihm äußernden Fähigkeiten, verbun-

den mit einem treuen Gedächtniß und lebhaften Witze, bewogen ſeine wohlhabenden Ältern, ihn den Wiſſenſchaften zu widmen, und ſowohl in den öffentlichen Schulen als auch außerdem noch durch Privatlehrer unterrichten zu laſſen. Dies geſchah mit ſo glücklichem Erfolg, daß er ſchon nach dem vierzehnten Jahre die Akademie bezog. Er ging, die Rechte zu ſtudiren, zuerſt nach Marburg, ſodann nach Gießen, wo er ſich zugleich mit der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigte. In der Folge wendete er ſich nach Straßburg, wo der berühmte Matthias Bernegger, der alte Literatur und Geſchichte vortrug, ihn ſo lieb gewann, daß er ihn auf alle Weiſe unterſtützte. Von Straßburg begab er ſich nach Frankreich, um die dortigen Bibliotheken zu benutzen, und die Gelehrten dieſes Landes kennen zu lernen. Der Miniſter Michel Mareſcot ward ſein Beſchützer, und auf die Empfehlung deſſelben arbeitete Freinsheim eine Zeit lang als königlicher Secretär in den Archiven zu Metz. Von hier kehrte er in das Haus ſeines Freundes und Gönners Bernegger zurück, der ihm die Hand ſeiner Tochter gab. Unterdeß trat er mit einer lateiniſchen Lobrede auf Guſtav Adolph auf, die wegen ihrer eindringenden Beredſamkeit und ſchönen Schreibart ſeinen Namen rühmlich bekannt machte. Auch gewann er dadurch die Gnade des ſchwediſchen Hofes, der ihn im Jahre 1642 als Profeſſor der Staatswirthſchaft und Beredſamkeit nach Upſala berief. Der Ruhm, den er ſich in dieſem Amte als Schriftſteller erwarb, verbreitete ſich immer glänzender, und bewog die Königin Chriſtine, ihn im Jahr 1647 zum Bibliothekar und Hiſtoriographen in Stockholm zu ernennen. Allein ſo gemächlich auch ſeine Lage war, und ſo großer Gunſt er ſich bei der Königin erfreute, ſo fand er doch das Land ſeiner Geſundheit ſo wenig zuträglich, daß er ſich nach Deutſchland zurückſehnte. Die Königin bewilligte ihm dies nicht nur, ſondern als er von dem Churfürſten von der Pfalz den Ruf zum Profeſſor honorarius auf der Univerſität zu Heidelberg mit dem Titel und Range eines churfürſtlichen Rathes erhielt, entließ ſie ihn auch gänzlich aus ihren Dienſten. Freinsheim genoß indeß ſeines Glücks in Heidelberg nicht lange, indem er den 30. Aug. 1660 ſtarb. Er hinterließ den Ruhm eines großen Gelehrten, beſonders in der alten Literatur und Geſchichte. Als einen ſolchen hat er ſich außer verſchiedenen Ausgaben von Claſſikern in ſeinen glücklichen Ergänzungen der verlornen Bücher und Stellen des Curtius und vornehmlich des Livius bewieſen. Er iſt dabei mit einer Kenntniß der Quellen der römiſchen Geſchichte und mit einem Fleiße zu Werke gegangen, die in Erſtaunen ſetzen. Sein epiſches Gedicht auf den Herzog Bernhard dagegen ruht in verdienter Vergeſſenheit.

Freiſaſſe, der Beſitzer eines **Freigutes** (ſ. d. Art.).

Freiwilligen (die preußiſchen), auch **freiwillige Jäger** genannt, waren diejenigen jungen Männer, welche, obwohl nach den Cantonsgeſetzen des preußiſchen Staates von der Verpflichtung zum Kriegsdienſte befreit, auf den Aufruf des Königs beim Ausbruch des Kriegs gegen Frankreich im Jahr 1813 eintraten, ſich aus eigenen Mitteln ausrüſteten und, in beſondere Abtheilungen formirt (in freiwillige Jägerdetachements oder in ſelbſtſtändige Freicorps, wie z. B. das Lützowſche), dem gedachten Kriege beiwohnten. Sie haben durch ihre Hingebung und Tapferkeit ſo allgemeine Theilnahme erweckt, daß man gern die folgenden nähern Notizen über ſie leſen wird. — Als der Krieg gegen Frankreich im Jahr 1813 beſchloſſen

war, und alle lang vorbereitete Mittel in Bewegung geſetzt wurden, mußte man auch ſehr oft auf die thätigſte Theilnahme der gebildeteren und wohlhabenden Stände rechnen, die bis dahin von der Militärpflichtigkeit frei geweſen, wobei es natürlich nöthig ward, den Individuen derſelben, ein ihrer Bildung angemeſſenes Dienſtverhältniß zu verſchaffen. Es entſtand dadurch die Idee, eigene Abtheilungen zur Aufnahme ſolcher jungen Männer zu bilden, und ſie erhielten, ihrer dienſtlichen Beſtimmung gemäß, den Namen Jägerdetachements, wodurch zugleich vielleicht ein etwas freieres Verhältniß angedeutet werden ſollte. Es ward demnach die waffenfähige Jugend der eximirt geweſenen Stände aus dem Alter von 17 bis mit 24 Jahren bei der gefahrvollen Lage des Staats aufgefodert, freiwillig bei einer beliebigen Truppengattung in Dienſt zu treten, unter Verhältniſſen, welche die Verordnungen vom 3, 10. und 19. Febr. 1813 näher beſtimmten. — Die Reſultate dieſes Aufrufs waren ungeheuer, denn Jeder wußte, gegen wen dieſe Rüſtungen gerichtet ſeien, und eilte, ſich einem Kriege zu weihen, welcher ſeit Jahren der ſehnlichſte Wunſch der durch Mißhandlungen aller Art empörten Nation geweſen war. Die Hörſäle der Akademien, der obern Claſſen in den Schulen wurden leer, die übrigen Stände blieben nicht zurück und von allen Seiten ſtrömte die waffenfähige Jugend, vermiſcht mit Männern, welche ſchon lange über das geſetzliche Alter hinaus waren, den Sammelplätzen zu, und wer nicht aus eigenen Mitteln oder durch Anderer Unterſtützung (denn unglaublich viele wurden durch ganz Fremde ausgerüſtet) die Equipirung zu den Detachements erſchwang, trat freiwillig in das ſtehende Heer oder die Landwehr. Es läßt ſich nicht überſehen, wie viele ſich auf dieſe Art dem Dienſte des Vaterlandes gewidmet haben, aber ihre Zahl muß ſehr bedeutend geweſen ſein; ſie vermehrte ſich auch noch durch eine Menge Jünglinge aus fremden Ländern, welche, von patriotiſchem Hochgefühl aufgeregt, zu den preußiſchen Fahnen eilten, und wir bedauern hier, wegen Beengung des Raums, nicht mehrere uns bekannt gewordene Züge des edelſten Patriotismus mittheilen zu können, ſo wie wir denn auch viele ſehr rührende und erhebende Beiſpiele von Privatleuten übergehen müſſen, welche faſt alle ihre Habe zur Ausrüſtung Unbemittelter freudig hingaben. — Die freiwilligen Jägerdetachements folgten der Armee ſchon in die Schlacht von Großgörſchen, und wenn dieſe hier unvergänglichen Ruhm erwarb, ſo zeigten jene, daß ſie würdig ſeien, in den Reihen ſolcher Helden zu fechten. Unter ihnen kämpften beſonders die Freiwilligen der Garde mit einer Ausdauer, die den alten Soldaten ehren würde. Sie haben nachher an allen Schlachten dieſes blutigen Krieges, wo Preußen fochten, Theil genommen, und ihr Muth, ihre Ausdauer und Hingebung haben ihnen die allgemeine Achtung und den Dank des geretteten Vaterlandes erworben, das ſich in dem würdigen Empfang ſeiner ſiegreichen Heldenſöhne ſelbſt ehrte. Bei der Rückkehr Napoleons nach Frankreich wurden auch ſogleich wieder freiwillige Jägerdetachements gebildet. Bei der raſchen Folge der Begebenheiten im Feldzuge 1815 fanden ſie aber weniger Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, als in dem erſten Kriege; das Benehmen dieſer jungen Krieger, welchen die Strapazen eines Feldzugs vorher ganz fremd geblieben, wird gewiß für immer eine glänzende, eine erhebende Erſcheinung in der Geſchichte des preußiſchen Volks ſein! S—z. M.

Fréjus, eine alte, ſchlecht gebaute und wegen der in ihrer Nähe befindlichen Moräſte ungeſunde Stadt an der Küſte der ehe-

maligen Provence (Departem. Var), mit 2200 Einw.; ihr Name iſt aus dem römiſchen forum Julii entſtanden. Der Hafen St. Rapheau iſt verſandet, aber die davor liegende Rhede gibt den Schiffen hinlängliche Sicherheit. Man ſieht in der Nähe der Stadt noch Reſte einer alten römiſchen Waſſerleitung. Auch befindet ſich daſelbſt ein Amphitheater, Pantheon und andere alte Überbleibſel. In der neuern Geſchichte iſt Fréjus dadurch berühmt worden, daß Buonaparte, als er Ägypten verlaſſen, am 15. Oct. 1799 hier ans Land ſtieg, und ſeiner glänzenden Laufbahn zueilte, im April 1814 aber, nachdem er ſeine große Rolle ausgeſpielt hatte, von hieraus nach ſeinem erſten Exil abging.

Fremdenbill (Alienbill), der Name einer von dem Staatsſecretär Lord Grenville in Vorſchlag gebrachten und von dem Parlament in England im Jahre 1793 genehmigten Bill, nach welcher jeder Ausländer ſogleich bei ſeiner Ankunft in England der genaueſten Unterſuchung unterworfen wurde, und ſich mit einem Sicherheitspaß von dem Staatsſecretär verſehen laſſen mußte, welcher den Fremden auf jeden Argwohn fortzuweiſen das Recht hatte. In den Parlamentsſitzungen im Jahre 1814 trug die Oppoſition darauf an, die Alienbill ganz aufzuheben, die Miniſter widerſetzten ſich aber, aus dem Grunde, weil die Lage Europa's noch nicht ein unbeſchränktes Zutrauen gegen Fremde erlaube. Doch wurde die Bill ſehr gemildert. Sie macht es zwar dem Fremden zur Pflicht, ſich einſchreiben zu laſſen, gibt aber nicht dem Staatsſecretär die Gewalt, einen Fremden zu verhaften und fortzuſchicken. Dies kann nur auf Befehl des geheimen Conſeils geſchehen. Unter dieſen Modificationen wurde die Bill am 15. Jul. 1814 im Parlamente mit großer Stimmenmehrheit durchgeſetzt. Indeß iſt und bleibt ſie ein feindſeliger Eingriff in den Familienbund, zu welchem die Fortſchritte der Civiliſation alle Völker Europa's berufen haben.

Freret (Nicolas), geboren zu Paris im J. 1688, war der Sohn eines Procurators beim Parlament, und ward aus Gefälligkeit gegen ſeine Familie Advocat, gab aber dieſes Geſchäft wieder auf, um ſich dem Studium der Geſchichte und Chronologie zu widmen. Zu dieſen Wiſſenſchaften zog ihn angeborne Neigung und ſchon in ſeinem ſechzehnten Jahre hatte er die vorzüglichſten Werke von Scaliger, Uſher, Petau und andern großen Chronologen geleſen und excerpirt. Die Akademie der Inſchriften nahm ihn in einem Alter von 25 Jahren als Mitglied auf; er hielt bei ſeiner Aufnahme eine Rede über den Urſprung der Franzoſen, die eben ſo gelehrt als keck war, und verſchiedene unziemliche Äußerungen über die Angelegenheiten der Prinzen mit dem Regenten enthielt, für welche er in der Baſtille büßen mußte. Hier war der Skeptiker Bayle faſt der einzige Schriftſteller, den man ihm gab, um ſich die Stunden ſeiner Gefangenſchaft zu kürzen, und er las ihn ſo fleißig, daß er ihn faſt auswendig wußte. Wie ſehr er ſich die Grundſätze deſſelben zugeeignet, beweiſen ſeine Lettres de Trasybule à Leucippe und ſein nachgelaſſenes Examen des apologistes du Christianisme. In beiden gleich irreligiöſen Werken erſcheint der Atheismus in ein förmliches Syſtem gebracht. Nachdem er ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, übertrug ihm der Marſchall von Noailles die Erziehung ſeiner Kinder; aber er ſetzte dabei ununterbrochen ſeine literariſchen Arbeiten fort. Im Jahr 1723 kehrte er in das väterliche Haus zurück, und ſtudirte nun mit dem größten Eifer die Chronologie der alten

Völker. Er fand, daß die ägyptiſche Geſchichte, die älteſte unter allen, erſt 2900 Jahr vor Chr. Geb. anfängt, und daß die chineſiſche nicht über das Jahr 2575 über dieſe Epoche hinausgeht. Seine vielen Abhandlungen und Streitſchriften hierüber, unter andern gegen Newton, machen einen großen Theil der Memoiren der Akademie jener Zeit aus. Eben ſo eifrig beſchäftigte er ſich mit der Geographie; man fand unter ſeinen Papieren 1357 geographiſche Karten von ſeiner Hand. Überdies war er in keiner Wiſſenſchaft fremd und wußte die Feder wohl zu führen. Er ſtarb im J. 1749. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke erſchien zu Paris in 20 Bänden.

Fréron (Elie Catherine), geboren zu Quimper im J. 1719, zeigte früh ſeine großen Talente. Er genoß den Unterricht der Jeſuiten, und beſuchte einige Zeit mit glücklichem Erfolge das Collegium Ludwigs XIV. Brumoi und Bougeant leiteten ſeine Studien und weckten ſeinen Geſchmack für die Literatur. Er gab im J. 1746 ein kleines Journal unter dem Titel: Lettres de Madame la Comtesse, heraus. Dieſe Gräfin ſollte die Repräſentantin der Vernunft und des guten Geſchmacks ſein, und zeigte allerdings in ihrer Correſpondenz viel Geiſt und Witz. Einige Schriftſteller, die er in ſeinem Blatte mit wenig Schonung behandelt hatte, bewirkten die Unterdrückung deſſelben; aber im J. 1749 erſchien es unter dem veränderten Titel: Lettres sur quelques écrits de ce temps, deren ſcharfe und bittere Kritiken jedoch einer großen Anzahl von Schriftſtellern um nichts beſſer gefielen. Die Briefe wurden einigemal unterbrochen, aber immer zum Verdruß des Publicums. Der König Stanislaus, der den Redacteur liebte, war bemüht, ein Werk nicht untergehen zu laſſen, das er mit Vergnügen las, und verhinderte, daß Fréron arretirt wurde. Nachdem er 13 Bände ſeines Journals herausgegeben hatte, ließ er es vom Jahre 1754 an unter dem Titel: Année littéraire, erſcheinen, und ſetzte es regelmäßig bis zu ſeinem Tode fort, der am 10. März 1776 ſeiner Thätigkeit ein Ziel ſetzte. Viel natürlicher Verſtand und Talent, Heiterkeit, ein richtiger Geſchmack, Anhänglichkeit an alte Grundſätze, Eifer gegen die Lehre der Afterphiloſophen und Neologen, dies waren die Eigenſchaften dieſes furchtbaren Journaliſten, der übrigens von den ſanfteſten Sitten und dem angenehmſten Umgange war. Sein bitterſter Feind war Voltaire, der ihn im J. 1750 in ſeiner Ecoſſaiſe, einem Stücke voll arger Anzüglichkeiten, auf die Bühne brachte. Fréron hatte ſtets in ſeinen Blättern Voltaire als einen glänzenden Dichter dargeſtellt, aber geringer als Corneille, Boileau, Racine; er hatte ihn für einen angenehmen, aber unzuverläſſigen Geſchichtſchreiber und überhaupt mehr für einen Tyrannen als für einen König der Literatur erklärt. Voltaire ſchien lange der Pfeile nicht zu achten, die auf ihn abgeſchoſſen wurden; aber Frérons beißende Kritik über ſein Luſtſpiel: La femme, qui a raison, brachte ihn dermaßen auf, daß er ſich nicht enthalten konnte, ſeine ganze Entrüſtung in einem 1760 an verſchiedene Journaliſten gerichteten Briefe zu zeigen. Fréron antwortete darauf mit ſcharfer Lauge. Das durchgezogene Stück war ſchlecht, mithin wurde es ihm nicht ſchwer, das Publicum auf ſeine Seite zu bringen. Voltaire ſelbſt gab die Vertheidigung ſeines Werkes auf, aber er ſuchte den Kritiker lächerlich und gehäſſig darzuſtellen. Jeder Monat brachte eine Satire gegen ihn mit. Auch gelang es ihm zum Theil, den Verfaſſer der Année litteraire als parteiiſch und ungerecht verdächtig zu machen, und ſeinen Blättern

einen Theil des Debits zu entziehen. Dazu kam, daß außer Voltaire auch la Harpe mit den Encyclopädiſten und Paliſſot gegen den Kritiker ins Feld zogen, und oft, in Ermangelung gehöriger Gründe, mit Beleidigungen und Perſönlichkeiten gegen ihn kämpften. Ungeachtet dieſes furchtbaren Bündniſſes zählte Fréron auch viele ausgezeichnete Männer unter ſeinen Freunden, die er ſich durch ſeine guten Eigenſchaften erworben hatte.

Fréron (Stanislaus), Sohn des Vorhergehenden, wurde zu Paris in dem Collegium Ludwigs XIV. erzogen, wo ſich auch Robespierre befand. Nach dem Tode ſeines Vaters arbeitete Fréron lange an der Année littéraire, deren Hauptmitarbeiter nach einander Grozier und Geoffroy, beſonders der Letztere, waren. Im J. 1789 fing er an, den Orateur du peuple zu redigiren. Als Deputirter von Paris zur Nationalverſammlung machte Fréron gemeinſchaftliche Sache mit Robespierre. Er wurde mit Aufträgen in das mittägliche Frankreich abgeordnet, und man wirft ihm vor, daß er zu Toulon und Marſeille traurige Andenken zurückgelaſſen habe. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Robespierre verdächtig, und er trug daher zu dem glücklichen Ereigniß bei, welches Frankreich von ſeinem Henker befreite. Nach dem 9. Thermidor erklärte ſich Fréron gegen die Terroriſten, ſeine alten Freunde. Von der Beſchuldigung der Jacobiner, daß er Robespierre nur angegriffen habe, um ihm zu folgen, verſuchte er umſonſt, ſich zu reinigen; man machte es ihm zum Vorwurf, die Jacobiner ſtürzen zu wollen, da er ſelbſt ein Haupt derſelben geweſen. Er nahm den Orateur du peuple wieder vor; aber dieſes Journal wurde nur unter ſeinem Namen von Duſſaulx, der damals noch ſehr jung, jedoch ſchon durch ſein Talent ausgezeichnet war, redigirt. Bis auf wenige Phraſen, welche die Zeitumſtände geboten, ſchien dieſer Orateur ein Widerruf des erſten; er entzweite Fréron faſt mit allen, die ſeiner Meinung geweſen waren. Bei der Expedition von St. Domingo im J. 1802 wurde Fréron zum Unterpräfecten des Süden ernannt, und reiſ'te mit dem General Leclerc ab, unterlag aber ſchon nach zwei Monaten den Einflüſſen des Klima's. Die Ausgelaſſenheit ſeiner Grundſätze mußte diejenigen in Erſtaunen ſetzen, welche die Sanftheit und Nachgiebigkeit ſeines Herzens kannten. Er beſaß viel Verſtand, dagegen fehlte es ihm an Charakter; er ſoll während der Revolution des Gewinns willen zu gleicher Zeit Artikel für die monarchiſchen und republikaniſchen Journale geliefert haben.

Fresco, Mahlerei al fresco, Frescomahlerei, auch Kalkmahlerei, heißt diejenige Art von Mahlerei, die mit Waſſerfarben auf einer noch friſchen Unterlage von Kalk, mit Sand vermiſcht, ausgeführt wird. Von dieſer friſchen Unterlage kommt auch der italieniſche Name, der offenbar aus der deutſchen Sprache entlehnt iſt (das franzöſiſche fresque, vor Alters fraisque, von frais, iſt nach dem Italieniſchen gebildet). Der Mahler läßt jeden Tag nur ſo viel Mauer mit jenem Teige bewerfen, als er an demſelben zu übermahlen fähig iſt. Da er ſchnell zu Werke gehen muß, weil ſonſt der Grund wieder trocken werden würde, ſo bedient er ſich hierbei der Cartons (ſ. Cartons) für die Umriſſe der Figuren, und bei der Ausmahlung, wenn nicht ſchon die Cartons die Farbe angeben, eines kleinen Gemähldes, auf welchem die Farbentöne angegeben ſind. Wenigſtens verfahren die neuern Mahler ſo. Die Frescomahlerei iſt übrigens eine der älteſten und dauerhafteſten, was die antiken

Mahlereien, die auf uns gekommen ſind, hinlänglich beweiſen. Wie würdig ſie des wahrhaft großen Künſtlers ſei, zeigt das Beiſpiel von Michel Angelo und Rafael. Als die Sixtiniſche Capelle gemahlt werden ſollte, rieth der Bruder Sebaſtiano, ſie in Öl mahlen zu laſſen, und die Mauer wurde wirklich dazu bereitet. Michel Angelo aber ſagte: „Nichts da; die Ölmahlerei taugt nur für Weiber und geiſtloſe, auf Handwerk ſtolze Männer, wie Bruder Sebaſtiano.“ In der That, da das kleine Detail der Verſchmelzung der Dinten und alles, was ſonſt das Auge beſtechen kann, hier wegfällt, ſo iſt der Künſtler genöthigt, in Formen, Charakteren und Ausdruck ſich groß zu zeigen. Eine nahe Prüfung vertragen Gemählde dieſer Art nicht, da ſie immer etwas Trockenes und Rauhes an ſich haben, welches mißfällt, weshalb ein verwöhntes Auge ſie grob findet. Die Frescomahlerei will aus der Ferne geſehen ſein. Wie ſchwer es ſei, in ihr ſich auszuzeichnen, ſieht man aus Vaſari's Ausſage: „Viele unſrer Mahler zeichnen ſich in Öl- und Waſſergemählden aus, denen aber kein Frescogemählde gelingt, weil dies von allen die meiſte Kraft, Sicherheit und Entſchloſſenheit erfodert, indem eine Änderung nicht leicht möglich iſt.“ Indeſſen verblaſſen die Waſſerfarben auch auf dem Gypsgrunde, ſo wie der Grund ſelbſt mit der Zeit abfällt. Selbſt die herrlichen Schöpfungen im Vatican und in der Sixtiniſchen Capelle ſind bereits ihrem Untergange nahe.

Freudenpferd wird ein bei feierlichen Beerdigungen großer Herren in der Prozeſſion geführtes, prächtig geſchmücktes Pferd genannt, und dem daneben gewöhnlichen Trauerpferde, welches ganz ſchwarz behangen iſt, entgegengeſetzt. Bisweilen ſitzt auf dem Freudenpferde ein geharniſchter Ritter in koſtbarer glänzender Rüſtung, dagegen das Trauerpferd von einem Ritter in ſchwarzer Rüſtung geritten wird.

Freundſchafts-Inſeln, eine Gruppe von 150 Inſeln, die zu Auſtralien gehören, vom 18 bis 23° ſüdlicher Breite und vom 182 bis 186° öſtlicher Länge von Greenwich in dem ſtillen Ozeane liegen. Der Holländer Tasmann entdeckte zuerſt 1643 einige dieſer Inſeln. Cook fand dieſelben auf ſeiner zweiten Reiſe 1773 wieder, beſuchte ſie 1777 zum zweitenmal, und nannte ſie, wegen der gaſtfreundſchaftlichen Aufnahme, die er bei den Einwohnern gefunden hatte, die freundſchaftlichen Inſeln. Die meiſten derſelben ſind niedrig, und ſcheinen keine andere Grundlage als Corallenfelſen zu haben; andre ſcheinen vulcaniſchen Urſprungs zu ſein. Die vielen Corallenriffe und die dadurch verurſachten Brandungen machen die Schifffahrt zwiſchen dieſen Inſeln ſehr gefährlich. Das Klima iſt äußerſt ſchön und der Vegetation und Geſundheit ſehr zuträglich. Keine dieſer Inſeln iſt ganz ohne ſüßes Waſſer. Die Producte des Pflanzenreichs ſind mehr mannichfaltig, die vorzüglichſten ſind Piſangs, Brotfrucht, Yams, Zuckerrohr in großem Überfluſſe, Sagopalmen, Kokospalmen, eine Pfefferart, woraus das Getränk Kawa bereitet wird, Bambus, Flaſchenkürbiſſe, Pompelmuſen, die theils in den Pflanzungen, theils wild wachſen, und viele andere. Auch haben die Miſſionäre mehrere europäiſche Gartengewächſe mit Glück angebaut. Aus dem Thierreiche findet man Schweine, Hunde, Papageien, Tauben, Hühner, wilde Enten, Tropikvögel, Reiher, Fiſche, Schildkröten, Auſtern u. ſ. w. Die Einwohner, deren Zahl von Einigen auf 80 bis 90,000, von Andern noch einmal ſo hoch geſchätzt wird, ſind von mittler Größe und wohl proportionirt, kupferbraun, und

zeichnen ſich durch freundſchaftliche Geſinnungen, Freigebigkeit, Großmuth, Ehrlichkeit und Kunſtfleiß vor den andern Südſeebewohnern aus. Doch herrſcht auch die abſcheuliche Sitte der Menſchenopfer. Ihre Kleidung beſteht in Matten, vom Papiermaulbeerbaume verfertigt. Reinlichkeit des Körpers lieben ſie ganz beſonders und baden ſich daher oft. Die Wohnungen ſind ſehr kunſtlos. Starke Matten oder geflochtene Kokoszweige vertreten die Stelle der Wände. Das mit Blättern bedeckte Dach ruhet auf wohl verbundenen Pfoſten und Querbalken. Ihre Schlafſtelle iſt eine Matte, ihre Decke die Kleidung, welche ſie den Tag über tragen, ein hölzernes Bänkchen ihr Kopfkiſſen. Außer dieſen Dingen beſteht ihr ganzer Hausrath nur in einigen Schalen zum Kawatrank, einigen Flaſchenkürbiſſen und Kokosſchalen. Die Weiber beſchäftigen ſich mit Verfertigung der Matten, worin ſie ſehr geſchickt ſind, und die Tahiter übertreffen. Die Männer treiben den Ackerbau und Fiſchfang, und verfertigen die Häuſer und Kanots. Die ſchön angebauten Ebenen, die Wäldchen, von Grasplätzen durchſchnitten, und die Morais oder Begräbnißplätze, die in angenehmen umzäunten Ebenen mit Hütten oder Dächern beſtehen, welche die Stelle der Gräber bezeichnen, geben dieſen Landſchaften ein gefälliges Anſehen. Man findet hier eine ordentliche bürgerliche Verfaſſung, eine Art von Lehnſyſtem. Die meiſten Inſeln ſind dem Könige von der Inſel Tongatabu unterworfen, dem die Gutsbeſitzer oder Fürſten und Herren Abgaben entrichten und Gehorſam leiſten. Die Einwohner haben auch einige Religionsvorſtellungen. Homoa heißt die größte Inſel, und auf Tongatabu oder Amſterdam reſidirt der mächtigſte König dieſes Archipels.

Freya, ſ. Nordiſche Mythologie.

Freyre d'Andrade (Gomez), einer der ausgezeichnetſten portugieſiſchen Offiziere aus einer der vornehmſten portugieſiſchen Familien, Verwandter von Pombal, geb. 1762 in Wien, wo ſein Vater portugieſiſcher Geſandter war, hingerichtet den 18ten October 1817 zu Liſſabon, als das Haupt einer Verſchwörung gegen das brittiſche Heer und die Regentſchaft von Portugal. Er diente von Jugend auf in der portugieſiſchen Armee, dann auf der Flotte als Schiffslieutenant; trat in ruſſiſche Kriegsdienſte, und war bei der Erſtürmung von Oczakow (22. Sept. 1789) der Erſte, welcher die ruſſiſche Fahne auf den Wällen der eroberten Feſtung aufpflanzte. Catharina II. erhob ihn deswegen zum Oberſten, und gab ihm einen koſtbaren Degen nebſt dem St. Georgsorden. In der Folge kehrte er nach Portugal zurück, commandirte im J. 1794 eine portugieſiſche Brigade in Catalonien und Rouſſillon, und wurde nach dem Frieden Generalmajor, und im J. 1807 Generallieutenant. Als ſolcher trat er 1808 in franzöſiſche Dienſte, und commandirte eine portugieſiſche Diviſion. Er zeichnete ſich in dem ruſſiſchen Feldzuge von 1812 aus, wurde 1813 Commandant in Dresden, unter dem Befehle des Marſchalls Gouvion St. Cyr, und blieb, als Dresden capituliren mußte, Kriegsgefangener bis zum Jahre 1814. Hierauf kehrte er über Frankreich im Jahre 1815 nach Portugal zurück, wo er keine Anſtellung erhielt. Den 25ſten Mai 1817 wurde er auf Befehl des in Portugal commandirenden Marſchalls Beresford als das Haupt einer Verſchwörung welche zur Abſicht hatte, den Marſchall Beresford zu ermorden, die angeſtellten engliſchen Offiziere aus dem Lande zu jagen, und den Herzog von Cadaval, einen Prinzen aus der königlichen Familie, an

die Spitze der Regierung zu ſtellen (angeblich auf den Thron von Portugal zu erheben), in Liſſabon verhaftet. Dieſe Verſchwörung, welche Beresford entdeckte, ſollte vom 25. Mai bis zum 5. Jun. ausbrechen. Er ward nebſt elf Mitverſchwornen aus den erſten Familien des Landes zum Tode verurtheilt, und ſtarb mit der Entſchloſſenheit eines kühnen Mannes, der für die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes Alles gewagt hatte, den 18ten October 1817. Freyre's Verbrechen war wohl nur ſein Haß gegen die ſtolzen Britten. In dieſen Prozeß war auch ein Deutſcher im brittiſchen Generalſtabe, der Baron von Eben, verwickelt. Er ward aus der Armeeliſte geſtrichen. Die übrigen 19 Mitverſchwornen wurden theils verbannt, theils mit Gefängniß beſtraft. Die meiſten waren portugieſiſche Offiziere. Der General Freyre, ein ſanfter menſchenfreundlicher Mann von ſeltnen Talenten und Kenntniſſen, war bei der portugieſiſchen Armee eben ſo ſehr beliebt, als Beresford und die Engländer überhaupt verhaßt waren. Ein Vetter des hingerichteten Freyre d'Andrade, D. Joaõ, geboren zu Liſſabon 1773, diente ſeit 1790 bis 1805 im portugieſiſchen, dann im franzöſiſchen Heere, und nahm unter Napoleons Fahnen an allen Feldzügen in Portugal, Spanien, Rußland u. Deutſchland einen rühmlichen Antheil; zuletzt commandirte er in der Schlacht bei Waterloo ein Regiment. Er lebte hierauf als franz. Oberſter auf halbem Sold in Paris. K.

Friaul (ital. Friuli, franz. Frioul, lat. Forum Julium), eine Provinz des nördlichen Italiens, wovon der größte Theil der Republik Venedig, das Übrige aber Öſterreich gehörte. Durch den Frieden zu Campo Formio (1797) kam das ganze Friaul an Öſterreich, wurde aber von dieſem im wiener Frieden (1809) an Frankreich abgetreten, und nachher zu den illyriſchen Provinzen gerechnet. (Der franz. Marſchall Duroc führte den Titel eines Herzogs von Friaul.) Seit dem Frieden zu Paris (1814) iſt dieſe Provinz wieder ganz unter öſterreichiſche Herrſchaft gekommen; das alte öſterreich. Friaul (Görz u. Gradiska, 67 Q. M. 124,000 Einw.) gehört jetzt zum illyriſchen, das alte venetian. Friaul aber (Udine, 63 Q. M. 290,400 Einw.) zum lombardiſchen venetianiſchen Königreiche. Das Land bringt viel Wein und edle Früchte hervor, und iſt reich an Mineralien; auch wird Seide da gebaut. Die vorzüglichſten Städte ſind: Görz, Gradisca, Udine, Pordenone und Palmanova. Ein dieſer Provinz eigenthümlicher, munterer Tanz heißt **Furlana**.

Frickthal, das, ein Diſtrict am Oberrhein, der ehemals zu dem öſterreichiſchen Breisgau gehörte, aber durch den lüneviller Frieden an Frankreich und von dieſem 1802 an die helvetiſche Republik abgetreten, und dem Canton Aargau einverleibt wurde. Es hat ſeinen Namen von dem großen Dorfe Frick. In dieſem Diſtrict liegt das Dorf Augſt am Rhein, in deſſen Gegend ehemals die Stadt Augusta Rauracorum geſtanden hat. Das Frickthal hat auf 8 Q. M. eine Bevölkerung von 19,500 kathol. Einwohnern.

Friction, die Reibung, welche entſteht, wenn zwei Körper auf einander bewegt werden; ihre Betrachtung iſt in der Mechanik von größter Wichtigkeit. Je glätter die Flächen ſind, deſto geringer iſt (unter übrigens gleichen Umſtänden) die Friction; nie aber iſt ſie ganz aufzuheben.

Friede iſt der Zuſtand des herrſchenden Rechtsverhältniſſes unter den Völkern; in Beziehung auf die Wirklichkeit der Zuſtand der **aufgehobenen** oder ruhenden Gewaltthätigkeiten, oder der Wiederherſtellung des rechtlichen Verhältniſſes unter den Staaten (ſ. d. Art. **Ewiger Friede**).

Friedensfürſt, ſ. Alcudia.

Friedensgerichte, Friedensrichter. Friedensrichter (Justices of Peace) wurden zuerſt in England von Eduard III. im 14ten Jahrhundert eingeführt, um auf königliche Autorität in London ſowohl als in den andern Städten des Reichs die gemeine Ruhe zu befördern. Ihr Amt erfodert, daß ſie alle Verbrecher, welche die Ruhe und Sicherheit der Einwohner ſtören, Diebe, Mörder u. ſ. w., in Verhaft bringen laſſen, verhören, und dann die nöthigen Vorbereitungen treffen, daß die Oberrichter in den Gerichtshöfen ein Endurtheil ſprechen können. Auch in bürgerlichen Angelegenheiten ſind ſie als Gerichtsbarkeit erſter Inſtanz zu betrachten. Bei der neuen Organiſation des franzöſiſchen Staats führte man ſie als Gerichtsbarkeit erſter Inſtanz in bürgerlichen Angelegenheiten ein (Juges-de-paix).

Friedensſchluß, Friedensunterhandlung. Zwiſchen zwei kriegführenden Mächten thut entweder eine der ſtreitenden Parteien oder eine neutrale Macht den erſten Antrag zur Wiederherſtellung des Friedens. So werden denn auch die Friedensunterhandlungen entweder unmittelbar zwiſchen den kriegführenden Mächten, oder mittelbar durch einen dritten Staat eröffnet, der wieder entweder nur ſeine *guten Dienſte* verwendet, oder als *Vermittler, Mediateur*, oder als *Schiedsrichter*, beides letztere mit Einwilligung der kriegenden Parteien, dabei auftritt. Verſammeln ſich zu dieſem Behufe bevollmächtigte Geſandte, ſo entſteht ein *Friedenscongreß*, wenn nicht, wie in den neueſten Zeiten, die Fürſten ſelbſt ſich zu Friedensunterhandlungen verſammeln. Da die Verhandlung durch miniſterielle Correſpondenz die Sache nur verzögern würde, ſo ſendet man ſich jederzeit Geſandte zu. Dieſe beſchäftigen ſich nun entweder erſt mit einem *Präliminarfriedenstractat*, oder arbeiten ſogleich am *Definitivfriedensſchluß*. Den Präliminarfriedenstractat darf mau nicht verwechſeln mit den *Friedenspräliminarien*, in welchen über den Ort der Friedensunterhandlung, über die Art, wie der Friede geſchloſſen, wer dabei zugelaſſen oder ausgeſchloſſen, wer die Vermittlung oder Garantie übernehmen, welchen Charakter die Bevollmächtigten haben, welches Ceremoniel befolgt werden ſoll, verhandelt wird. Eben ſo wenig darf man die *Präliminarconvention* damit verwechſeln, in welcher über einen Punct verhandelt wird, ohne deſſen Zugeſtehung ſich ein Theil in gar keine Negotiationen einlaſſen will. Der *Präliminarfriedenstractat* hat es dagegen mit den Hauptpuncten zu thun, und läßt vor der Hand minder wichtige Nebenpuncte, über die man ſich nachher noch zu vergleichen hofft, unerörtert. Solche Friedensinſtrumente haben bisweilen nur die Form einer Punctation, bisweilen aber auch die Form eines wirklichen Definitivtractats, werden aber übrigens in beiden Fällen wie der Friede unterzeichnet und ratificirt, worauf ſie, wenn nicht nachher ein Anderes ausdrücklich ausgemacht wird, völlig verbindliche Kraft haben. Der *Definitivfriedensſchluß*, d. i. der Alles zur Entſcheidung bringende, beſeitigt nachher alle ſtreitigen Puncte. Die allgemeine Form eines ſolchen iſt dieſe: Nach Anrufung des göttlichen Namens kommt die Veranlaſſung zu dem Tractate, Erwähnung der

Geſandten und ihrer Vollmachten, dann die allgemeinen Artikel, als Wiederherſtellung des Friedens und der Freundſchaft, Einſtellung der Feindſeligkeiten, Berückſichtigung der Contributionen, Gefangenen, Amneſtie u. ſ. w. Nun erſt folgen die beſondern und eigentlichen Hauptartikel des Friedens, bei denen gemeiniglich der Punct des Beſitzſtandes der ſchwierigſte war, wenn nicht ein ſiegender Feind in ſeiner Gewalt hatte, den Frieden zu dictiren. Zeit- und Ortbeſtimmungen der Auswechſelung der Ratificationen und Unterzeichnungen machen den Beſchluß. Über dieſe Unterzeichnung gab es ehedem viele Schwierigkeiten, indem kein Theil der hintangeſetzte ſcheinen mochte. Jetzt hat man verſchiedene Wege, dieſen Schwierigkeiten auszuweichen: 1. die *Alternation*, wo jede unterzeichnende Macht die andere, an welche das Inſtrument ausgeſtellt wird, obenan ſtellt, oder 2. *Proteſtationen* von der einen, *Reverſe* von der andern Seite, welche beide beabſichtigen, zu verhindern, daß in künftigen Fällen der jetzige nicht als Regel gelten ſolle. Unterzeichnung, Beſieglung und Auswechſelung der Ratificationen geſchehen übrigens bald in der Stille, bald mit Feierlichkeit. Angehängt ſind dem Friedensſchluſſe bisweilen noch *Separatartikel*, entweder *öffentliche* oder *geheime*. Manche enthalten Hauptpuncte, die auf den Frieden und deſſen Vollziehung ſelbſt Bezug haben; andere ſind ein bloßer Vorbehalt, wegen gebrauchter Titel, Sprache u. ſ. w. So hat man ſonſt z. B., ſeitdem die franzöſiſche Sprache (ſeit 1614) zu Friedensſchlüſſen gebraucht wurde, in den Verträgen, an welchen Frankreich Antheil nahm, ſich verwahrt, daß hieraus für die Zukunft keine Schuldigkeit gefolgert werden ſolle. Iſt nun der Friedensſchluß unterzeichnet, von den Souverains in eigenhändig unterzeichneten Urkunden ratificirt, d. i. genehmigt, und ſind die Ratificationen ausgewechſelt worden, ſo bleibt nur noch der leichte Punct der Bekanntmachung und der ſchwere der Vollziehung übrig. In dem letztern hat ſchon oft der Keim zu neuen Kriegen gelegen. Sammlungen von Friedensſchlüſſen (d. i. Friedensverträgen) ſind eine Hauptquelle für die politiſche Geſchichte der Staaten. Wir haben deren mehrere, und verweiſen deshalb auf von *Martens* Discours sur les recueils de traités vor dem Supplément au Recueil des Traités, Vol. I, wo eine *kritiſche* Überſicht dieſer Sammlungen gegeben iſt. dd.

Friedensſchlüſſe der neuern Zeit (die wichtigſten). So wie der Gebrauch des Schießpulvers das Mittel ward, in dem *ewigen Landfrieden* (1495) das Fauſtrecht, die Anarchie und die Selbſthülfe innerhalb des deutſchen Reichs zu zügeln; ſo ward wieder die ganz veränderte Art, Krieg zu führen, die Veranlaſſung zu der Begründung einer neuen Politik und Diplomatie im jüngern Europa, am Ausgange des 15ten und am Anfange des 16ten Jahrhunderts. Beſonders wurden die Anſprüche Frankreichs auf Mailand, und die Anſprüche Spaniens und Frankreichs auf Neapel, ſo wie die Eroberung beider italieniſchen Staaten von Ausländern, die Urſachen der damals in Mailand, Venedig, Rom und Florenz beginnenden Politik, deren Wirkungen ſich bald in den *europäiſchen Friedensſchlüſſen* zeigten. Die erſten wichtigen Friedensſchlüſſe des neuern Europa's ſind die, durch welche die vier Kriege beendigt wurden, welche Carl V. (als König von Spanien Carl I.) und Franz I. von Frankreich über Italien geführt hatten,

Ihr erſter Friede wurde, nachdem Franz I. bei Pavia gefangen genommen worden war (1525), zu Madrid (am 14. Jan. 1526) auf die Bedingungen geſchloſſen, daß Franz auf Italien und Burgund verzichten, 2 Millionen Thaler zu zahlen verſprechen und zwei ſeiner Prinzen als Geißeln ſtellen mußte. Kaum war aber Franz I. in Freiheit geſetzt, als er dieſen Vertrag für erzwungen erklärte, und in Verbindung mit dem Papſte, Venedig u. A. den Krieg gegen Carl V. erneuerte. Allein dieſer ward ſo wenig vortheilhaft geführt, daß Franz im Frieden zu Cambray (am 5. Aug. 1529) zwar Burgund behielt, dagegen aber der Lehnshoheit über Flandern und Artois entſagte, 2 Mill. Thlr. Löſegeld für ſeine Söhne bezahlte und Mailand dem Hanſe Sforza laſſen mußte. Doch nach dem Tode des unbeerbten Herzogs Franz II. von Mailand verlangte Franz I. von neuem die Belehnung mit Mailand von dem Kaiſer. Die Weigerung deſſelben veranlaßte den dritten Krieg, in welchem Franz I. mit dem Sultan der Osmanen verbunden war. Er ward (1538) durch einen vom Papſte zu Nizza vermittelten, zehnjährigen Waffenſtillſtand unterbrochen; allein nach der Ermordung der durch Italien reiſenden und nach Conſtantinopel beſtimmten franzöſiſchen Geſandten zu Pavia (1541) erneuert. Dieſer Krieg ward (am 18. Sept. 1544) im Frieden zu Creſpy auf die Baſis des Friedens zu Cambray beendigt. Gleichzeitig mit dieſen Kriegen hatte ſich in Deutſchland die Reformation verbreitet. Die gegen den ihnen nachtheiligen Reichsſchluß zu Speier (1529) proteſtirenden Stände traten zu Schmalkalden (1530) zu einem Bündniſſe zuſammen, welchem catholiſcher Seits (1538) der nürnberger heilige Bund entgegengeſetzt wurde. Der Religionskrieg in Deutſchland begann (1542) mit der Eroberung des Herzogthums Braunſchweig-Wolfenbüttel von den beiden Häuptern des ſchmalkaldiſchen Bundes, dem Churfürſten Johann Friedrich von Sachſen und dem Landgrafen Philipp von Heſſen. Doch ſprengte Carl V. dieſen Bund (am 24. April 1547) in der Schlacht bei Mühlberg, in welcher er den Churfurſten zum Gefangenen machte, und deſſen Länder dem Herzog Moritz von Sachſen ertheilte. Dieſer aber, gereizt durch des Kaiſers fortdauernde Feindſeligkeiten gegen die Proteſtanten, verband ſich mit dem Könige Heinrich II. von Frankreich, und überraſchte den Kaiſer in Tyrol, während die Franzoſen die lothringer Bisthümer Metz, Verdun und Toul beſetzten, worauf (1552) der Paſſauer Vertrag, und, auf die Baſis deſſelben, der Religionsfriede zu Augsburg (am 25. Sept. 1555), die verſchiedenartigen Intereſſen der beiden kirchlichen Parteien in Deutſchland geſetzlich beſtimmte. Zwiſchen Frankreich und Spanien ward erſt ſpäter (am 3. April 1559) der Friede zu Chateau Cambreſis abgeſchloſſen, in welchem Frankreich mehrere Grenzplätze in den Niederlanden und Italien an Spanien überließ. — An den Küſten der Oſtſee hatte ſich noch im letzten Zeitalter der Kreuzzüge ſeit 1226 der deutſche Orden ſiegreich ausgebreitet. In Verbindung mit den Schwertbrüdern gehörte ihm Preußen, Liefland, Curland und Semgallen. Doch mußte er bereits im Frieden zu Thorn (1466) die Hälfte des Ordenslandes, Weſtpreußen, an Polen überlaſſen, und der Hochmeiſter wegen Oſtpreußen dem Könige von Polen den Vaſalleneid leiſten. Im J. 1513 kaufte ſich der Heermeiſter in Liefland und Curland, Walther von Plettenberg, vom deutſchen Orden los, und Albrecht, der Hochmeiſter, erhielt, nachdem er die

Reformation in Oſtpreußen eingeführt hatte, in dem Frieden mit Polen (am 9. April 1525) Oſtpreußen als ein erbliches Herzogthum und als ein Lehn von Polen. Als aber der ruſſiſche Czaar Iwan Waſiliewitſch II. nach der Beendigung eines Krieges mit Schweden, in Liefland (1558) ſiegreich vordrang, überließ der Heermeiſter Kettler in einem Tractate zu Wilna (1561) Liefland an Polen, wogegen er Curland und Semgallen als ein erbliches Herzogthum von Polen zum Lehen erhielt. — In den ſpaniſchen Niederlanden war bereits im letzten Drittheile des 16ten Jahrhunderts gegen den Druck Philipps II. ein Aufſtand aufgeregt, welcher (1579) die engere Verbindung der ſieben nördlichen Provinzen zur Folge hatte, die ſich, unterſtützt von Frankreich und England, gegen die ſpaniſche Macht behaupteten. Ihre Exiſtenz als ſelbſtſtändiger Staat war bereits im Waffenſtillſtande vom J. 1609 geſichert; doch wurden ſie von Spanien erſt im weſtphäliſchen Frieden nach dem ſogenannten dreißigjährigen Kriege, welcher beſonders Deutſchland furchtbar verheert hatte, förmlich anerkannt. In dieſem Kriege ſtellte ſich nach Beendigung des böhmiſchen Aufſtandes der König Chriſtian IV. von Dänemark (1626) an die Spitze der Bewaffnung des niederſächſiſchen Kreiſes, ward aber beſiegt, und entſagte im Frieden zu Lübeck (am 12. Mai 1629), für die Zurückgabe ſeiner von den Kaiſerlichen eroberten Länder und für die Bewilligung eines neuen Zolls, zu Glückſtadt ſeiner Theilnahme an dem fernern Kriege; der Churfürſt Johann Georg I. von Sachſen trennte ſich im Frieden zu Prag (am 30. Mai 1635) vom ſchwediſchen Intereſſe, und verband ſich mit dem Kaiſer gegen Schweden. Der Friede zu Osnabrück und Münſter, der weſtphäliſche genannt, beendigte am 24ſten Oct. 1648 dieſen 30jährigen Krieg, und begründete ein neues politiſches Syſtem in Europa. In dieſem Frieden wurden die Niederlande und die Schweiz als Freiſtaaten anerkannt; der Religionsfriede von 1555 ward, mit Einſchluß der Reformirten, beſtätigt, beiden Religionsparteien völlige Gleichheit der Rechte bewilligt, und in Anſehung der Religionsübung und des Beſitzes der geiſtlichen Güter das Jahr 1624 als Normaljahr angenommen; den vom Kaiſer mit der Acht belegten Reichsſtänden ward Amneſtie (mit einigen Einſchränkungen) zugeſtanden, und für das pfälziſche Haus eine neue Churwürde errichtet; die Krone Schweden erhielt Vorpommern, die Inſel Rügen, Wismar, Bremen und Verden und die Reichsſtandſchaft, und die ſchwediſche Armee 5 Millionen Thaler; Frankreich gewann die völlige Hoheit über Metz, Toul und Verdun, und alles, was Öſterreich im Elſaß beſeſſen hatte; ſäculariſirt wurden, zur Entſchädigung der durch Ceſſionen an Ländern und Anſprüchen beeinträchtigten Reichsſtände, Magdeburg, Halberſtadt, Minden und Camin für Churbrandenburg; Schwerin, Ratzeburg u. ſ. w. für Meklenburg; Hersfeld für Heſſen-Caſſel u. ſ. w. Nur zwiſchen Frankreich und Spanien ward erſt am 7ten Nov. 1659 der pyrenäiſche Friede (auf der Faſaneninſel) abgeſchloſſen, in welchem die Vermählung Ludwigs XIV. mit der älteſten ſpaniſchen Infantin Maria Thereſia verabredet, und Rouſſillon nebſt mehrern Plätzen in den Niederlanden an Frankreich von Spanien abgetreten wurde. — Im europäiſchen Norden kämpften Rußland, Polen und Dänemark mehrmals mit Schweden. Im Frieden zu Stolbowa (am 27. Febr. 1617) mußte der Czaar Michael Romanov von Rußland Ingermanland und Carelen an Schweden, und im J. 1618

an Polen Smolensk, Czernichow u. Severien überlaſſen. Dänemark ſah ſich nach einem unglücklichen Kriege (1643 — 1645) genöthigt, Jemptelánd, Herjedahlen, Gothland u. Öſel für immer, u. Halland auf 30 Jahre, im Frieden zu Bremſebrö (13. Auguſt 1645) an Schweden abzutreten, und zugleich Schweden die gänzliche Befreiung vom Sundzoll zuzugeſtehen. Nach der Erneuerung des Krieges mußte Dänemark im rodſchilder Frieden (26. Februar 1658) auch Halland, Schonen, Bleckingen und Bornholm an Schweden cediren; doch kam, nach dem Tode Carl Guſtavs von Schweden, im Frieden zu Copenhagen (1660) Bornholm und Drontheim an Dänemark zurück, und im Frieden zu Oliva (3. Mai 1660) gewann zwar Schweden von Polen Liefland und Eſthland, verzichtete aber auf Curland und Semgallen, und erkannte Brandenburgs Souverainetät über das Herzogthum Preußen an. — Unter den weſtlichen Staaten Europens war die Republik der Niederlande zu einem ausgebreiteten Handel nach beiden Indien und zu einem bedeutenden Übergewichte in der Marine gelangt. Dies erregte die Eiferſucht Englands unter Carl II., mit welchem aber, nach einem zweijährigen Kampfe (31. Juli 1667) der Friede zu Breda auf die Bedingung des uti possidetis abgeſchloſſen, und den Niederländern einige Befreiung von der Navigationsacte zugeſtanden wurden. Drohender war Frankreichs Stellung gegen die Republik, nachdem dieſelbe, durch die Tripelallianz, Ludwig XIV. zum aachner Frieden (2. Mai 1668) und zur Verzichtung auf die von ihm in Anſpruch genommenen ſpaniſchen Niederlande genöthigt hatte. In Verbindung mit England erklärte Ludwig (1672) der Republik den Krieg. Doch mußte Carl II., weil er von dem Parlamente nicht mit Geld zur Führung dieſes Krieges unterſtützt wurde, ſchon am 19. Februar 1674 den Frieden zu Weſtminſter auf die Baſis des Friedens zu Breda mit Holland abſchließen, und die Unterſtützung, welche der große Churfürſt von Brandenburg, Öſterreich und das deutſche Reich der Republik gewährten (1678, 1679, wo auch der Friede von St. Germain geſchloſſen wurde (ſ. d. Art. Friedrich Wilhelm), führte zu den Separatfriedensſchlüſſen zu Nimwegen, welche die Unabhängigkeit Hollands ſicherten, Frankreich aber einige Vortheile an der deutſchen Grenze verſchafften. Doch bald ward der blutige Kampf von Ludwig XIV. (1688) erneuert, als er für die Herzogin von Orleans einen großen Theil der Pfalz in Anſpruch nahm, u. als nach der Verwüſtung der Rheinpfalz von den Franzoſen eine große Allianz zwiſchen Öſterreich, Spanien, den Niederlanden, Großbritannien 2c. gegen Ludwigs Dictatur zu Stande kam. Dennoch waren die franzöſiſchen Waffen ſo ſiegreich, daß Frankreich in den Separatfriedensſchlüſſen zu Ryßwyk (1697) nicht ohne Vortheil aus dieſem Kampfe heraustrat. Deſto hartnäckiger und nachtheiliger ward für Frankreich der ſpaniſche Erbfolgekrieg (1701—1714) geführt, bis der Tod des Kaiſers Joſeph I., durch welchen ſein Bruder Carl zum Beſitze der ganzen öſterreichiſchen Monarchie gelangte, und die Veränderung des brittiſchen Miniſteriums nach dem Sturze der Marlboroughiſchen Partei, zu dem utrechter (1713) u. badener (1714) Frieden führten, in welchem Ludwigs Enkel, Philipp von Anjou, auf dem ſpaniſchen Throne und in dem Beſitze der ſpaniſchen Colonien anerkannt, an Öſterreich aber aus der ſpaniſchen Erbſchaft Belgien, Mailand und Neapel überlaſſen, für Savoyen anfangs Sicilien mit der Königs-

würde beſtimmt, die Inſel aber in der Folge an Öſterreich gegen Sardinien vertauſcht, und von England Minorca und Gibraltar behauptet wurde. An der deutſchen Grenze mußte Frankreich Kehl, Freiburg und Breiſach räumen; doch reſtituirte der Kaiſer die wegen ihrer Allianz mit Frankreich geächteten Churfürſten von Baiern und Cöln. — Gleichzeitig mit dieſem Kriege im Weſten von Europa ward im Norden und Oſten der ſogenannte nordiſche Krieg geführt. Ihn eröffneten Dänemark, Polen und Rußland gegen den jungen König Carl XII. von Schweden, um demſelben die von ſeinen Vorfahren gemachten Eroberungen wieder zu entreißen. Allein Dänemark ward, ſogleich nach Carls XII. Angriff auf Copenhagen, zum Frieden von Travendahl (10. Auguſt 1700) genöthiget, welcher auf den status quo unterzeichnet wurde. Deſto hartnäckiger war der Krieg mit Auguſt II., König von Polen und Churfürſten von Sachſen, und mit dem Czaar Peter I. Denn nachdem Carl XII. Auguſts Plan, Liefland an Polen zurückzubringen, vereitelt, in Stanislaus Leſczynski einen neuen König von Polen aufgeſtellt, und den Krieg nach Sachſen verſetzt hatte, mußte Auguſt II. im Frieden von Altranſtädt (24. September 1706) auf die polniſche Krone verzichten. Doch hatte Peter I. unterdeſſen Ingermanland eingenommen, und auf dem eroberten Boden die neue Hauptſtadt Petersburg angelegt; auch ſchlug er Carl XII. (1709) bei Pultawa, worauf Auguſt II. und Dänemark ebenfalls den Krieg erneuerten, der erſt nach Carls XII. Tode (1718) durch mehrere Separatfriedensſchlüſſe beendiget ward. Auch Preußen und Hannover waren zu Schwedens Feinden getreten. — Im Frieden behielt Hannover (20. November 1719) die von Dänemark eroberten, aber von demſelben an Georg I. von England und Hannover verkauften Fürſtenthümer Bremen und Verden, wogegen es an Schweden eine Million Thaler zahlte. Der Friede mit Auguſt II. ward (1719) anfangs nur als Waffenſtillſtand unterzeichnet. Mit Preußen wurde der Friede (21. Januar 1720) zu Stockholm geſchloſſen. (S. d. Art. Friedrich Wilhelm I.) Im Frieden mit Dänemark (3. Juli 1720) gab Dänemark Wismar, Stralſund und Rügen zurück. Schweden aber zahlte 600,000 Thaler, und verlor die Zollfreiheit im Sunde. Im Frieden mit Rußland zu Nyſtadt (10. September 1721) mußte Schweden auf Liefland, Eſthland und Ingermanland verzichten; doch erhielt es 2 Millionen Thaler von Rußland. — Der Tod des Königs von Polen, Auguſts II. (1. Februar 1733), veranlaßte eine ſtreitige Königswahl, worauf ſich Öſterreich und Rußland für Auguſt III., Frankreich aber und deſſen Bundesgenoſſen für Stanislaus Leſczynski erklärten. Der Krieg ward nur in Italien lebhaft geführt, und durch den Frieden von Wien (3. October 1735) beendigt, welchem nach und nach die einzeln kriegführenden Mächte beitraten. Durch ihn erhielt Auguſt III. die polniſche Krone; Stanislaus aber behielt den königlichen Titel und ward durch Lothringen entſchädigt, das nach ſeinem Tode an Frankreich fallen ſollte, wogegen der Herzog von Lothringen, Franz Stephan, Toscana erhielt. Der Infant Carl von Spanien, Philipps V. älteſter Sohn, aus ſeiner zweiten Ehe mit Eliſabeth von Parma, ward König von Neapel und Sicilien, welche Länder ihm der Kaiſer Carl VI. abtrat, und ſich dagegen mit Parma und Piacenza begnügte, um nur von den kriegführenden Mächten die pragmatiſche Sanction anerkannt zu ſehen. Nichts deſto we-

niger brach nach Carls VI. Tode der öſterreichiſche Erbfolgekrieg aus, welchen Friedrich II. (1740), wegen der Anſprüche ſeines Hauſes auf einige ſchleſiſche Fürſtenthümer, durch einen Einfall in Schleſien eröffnete. Der Churfürſt Carl Albrecht von Baiern nahm, wegen ſeiner Abſtammung vom Kaiſer Ferdinand I., die ganze öſterreichiſche Erbſchaft in Anſpruch, und Frankreich, Spanien, Sachſen und Sardinien erklärten gleichfalls die pragmatiſche Sanction für ungültig. Nur Großbritannien ſtand auf der Seite der Maria Thereſia, und bald erklärten ſich auch Sardinien (1743) und Sachſen (1744) für ſie. Sich ihres thätigſten Gegners zu entſchlagen, überließ Maria Thereſia im Frieden zu Breslau (28. Juli 1742) ſechs ſchleſiſche Fürſtenthümer und Glatz an Friedrich II. Sachſen war dieſem Frieden beigetreten. Als aber Friedrich bei dem Glücke der öſterreichiſchen Waffen den Verluſt des kaum gewonnenen Schleſiens befürchtete, eröffnete er (1744) den zweiten ſchleſiſchen Krieg, in welchem Sachſen auf Öſterreichs Seite ſtand. Nach der Schlacht bei Keſſelsdorf ward der Friede zu Dresden (25. December (1745) auf die Baſis des breslauer Friedens abgeſchloſſen. Noch vor dieſem Frieden hatte ſich der junge Churfürſt Maximilian Joſeph von Baiern mit Öſterreich im Frieden zu Füſſen (22. April 1745.) ausgeſöhnt. Maria Thereſia gab ihm das eroberte Baiern zurück, wogegen er auf ſeine Anſprüche in Hinſicht der öſterreichiſchen Erbſchaft verzichtete. Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg ſelbſt ward endlich im Frieden zu Aachen (1748) auf den status quo beendigt, außer daß Öſterreich dem Infanten Philipp von Spanien die Herzogthümer Parma und Piacenza überließ. Doch nur acht Jahre dauerte die Zeit der Ruhe; denn bereits im J. 1756 begann der dritte ſchleſiſche, oder der ſiebenjährige Krieg. (S. d. A.) Friedrich II. kämpfte gegen Öſterreich, Rußland, Schweden, Frankreich, Sachſen und das deutſche Reich; blos England war mit ihm verbunden. Nach dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland gab ihr Nachfolger, Peter III. (5. Mai 1762), im Frieden das eroberte Preußen zurück, und der Friede mit Schweden (22. Mai), ſo wie der hubertsburger Friede (15. Februar 1763) mit Öſterreich und Sachſen, brachte Alles auf den status quo zurück. — So ruhten in Deutſchland die Waffen, als die Abſicht Joſephs II., ganz Baiern nach dem Tode des Churfürſten Maximilian Joſeph mit Öſterreich zu vereinigen (1778), den baieriſchen Erbfolgekrieg bewirkte. Friedrich II. unterſtützte den Widerſpruch des präſumtiven Erben von Pfalz-Baiern, des Herzogs von Zweibrücken, gegen die zwiſchen Öſterreich und Pfalz abgeſchloſſene wiener Convention, und Sachſen verband ſich wegen der Anſprüche auf die baieriſche Allodialerbſchaft mit Preußen. Doch ward dieſer zweijährige Krieg ohne Schlacht im Frieden zu Teſchen (13. Mai 1779. S. d. A.) ſo beendigt, daß Pfalz-Baiern blos das Innviertel mit Braunau an Öſterreich überließ; Sachſen erhielt 6 Mill. Gulden für die Allodialerbſchaft. — Gegen einen ſpätern Verſuch Joſephs II., Baiern gegen den größten Theil der öſterreichiſchen Niederlande einzutauſchen, ſchloß Friedrich II. mit Sachſen und Hannover (23. Juli 1785) den deutſchen Fürſtenbund (S. d. A.), welchem mehrere deutſche Fürſten beitraten. — Zwiſchen England und ſeinen nordamerikaniſchen Colonien waren bereits ſeit 1764 Streitigkeiten entſtanden, hauptſächlich über das Recht, die Colonien mit Abgaben zu belegen. Der

Krieg kam 1775 zum Ausbruche. Am 4. Juli 1776 erklärten ſich 13 brittiſche Provinzen für unabhängig; im J. 1778 trat Frankreich und 1779 Spanien auf ihre Seite. An Holland erklärte England ſelbſt (1780) den Krieg, der ſo wenig vortheilhaft geführt wurde, daß England im Frieden zu Paris (3. Sept. 1783) die Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit der 13 Provinzen in Nordamerika anerkennen, Tabago und die Colonie am Senegal an Frankreich, und Minorca und Florida an Spanien zurückgeben mußte. Nur im Frieden mit Holland (1784) gewann es Negapatnam. — Schweden, das ſeine Abtretungen an Rußland im nyſtadter Frieden noch nicht verſchmerzt hatte, erklärte zwar während Friedrichs (des Gemahls der Ulrike Eleonore) Regierung (1741) den Krieg an Rußland; er ward aber ſo nachtheilig geführt, daß Rußland im Frieden zu Abo (7. Auguſt 1743) Finnland bis an den Fluß Kymen von Schweden gewann. Als ſpäterhin Guſtav III. (1788) den Krieg gegen Rußland eröffnete, der zunächſt als Seekrieg geführt wurde, fielen zwar mehrere mörderiſche Seetreffen vor; allein der Friede zu Werelä (14. Auguſt 1790) ward auf den status quo abgeſchloſſen. — Rußlands Macht war unter Peter I. auf Koſten Schwedens beträchtlich verſtärkt worden. Schon Peter I. hatte mit der Pforte und mit Perſien Kriege geführt, doch ohne bedeutende Reſultate. Eben ſo blieb der Krieg Rußlands gegen die Pforte, welchen die Kaiſerin Anna (1736) in Verbindung mit Öſterreich führte, ohne weſentlichen Erfolg. Erſt unter der Regierung der Kaiſerin Catharina II. gewann Rußland, nach dem erſten Türkenkriege (1768), im Frieden zu Kutſchuk Kainardſchi (21. Juli 1774) das Land zwiſchen dem Dnepr und Bug, Aſow und die freie Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere; auch ward die Crimm für frei erklärt, deren Khan ſich (1783) freiwillig dem ruſſiſchen Scepter unterwarf, worauf die Crimm als Königreich Taurien (1784), und der vom Khane gleichfalls abgetretene Cuban unter dem Namen Caucaſien mit Rußland vereinigt wurde. Dieſe Vereinigung und die Furcht, daß, nach der Zuſammenkunft Joſephs II. und Catharinens II. zu Cherſon (1787), das ſogenannte griechiſche Project (die Vertreibung der Türken aus Europa) realiſirt werden möchte, bewog die Pforte (1787), an Rußland den Krieg zu erklären, an welchem Öſterreich, als Rußlands Bundesgenoſſe, Antheil nahm. Leopold II. ſchloß (1790) mit der Pforte den Frieden zu Sziſtowa auf den status quo, und gab Belgrad zurück; Catharine II. aber gewann im Frieden zu Jaſſy (1792) Oczakow und das Land zwiſchen dem Bog und Dnieſter. Auch hatte ſie in den drei Theilungen Polens (1772, 1793 und 1795) über 6 Millionen Polen dem ruſſiſchen Scepter unterworfen, und (1795) das Herzogthum Curland mit ihrem Reiche verbunden. Nach dem ſpätern Kriege, welchen die Pforte (1806) an Rußland erklärte, ward im Frieden zu Bukareſt (28. Mai 1812) der Pruth als die Grenze zwiſchen beiden Reichen feſtgeſetzt. — Die wichtigſten Friedensſchlüſſe aber, welche die Geſtalt der meiſten europäiſchen Staaten veränderten, waren Folgen des im J. 1802 ausgebrochenen franzöſiſchen Revolutionskrieges. Aus dem Kampfe der Coaliſirten gegen Frankreich trat zuerſt Preußen im Frieden zu Baſel (5. April 1795) zurück, in welchem Preußen ſeine jenſeits des Rheins gelegenen Beſitzungen bis zum allgemeinen Frieden mit Deutſchland in den Händen Frankreichs ließ. Spanien folgte dieſem Beiſpiele, und ſchloß ebenfalls zu

Baſel (22. Juli 1795) den Frieden mit Frankreich, in welchem es den ſpaniſchen Antheil von Domingo an Frankreich abtrat. Hierauf ward durch Buonaparte's Siege in Ober-Italien zuerſt der König von Sardinien zum Frieden (15. Mai 1796) genöthigt, durch welchen Savoyen und Nizza mit Frankreich vereinigt wurden, dann ſchloß Neapel (10. October 1796) den Frieden auf den status quo, und Parma (5. November 1796) auf die im Waffenſtillſtande beſtimmten Summen und Lieferungen; darauf der Papſt zu Tolentino (10. Februar 1797), in welchem Pius VI. auf Avignon, Bologna, Ferrara und Romagna verzichtete, und endlich Öſterreich zu Campo Formio (17. October 1797), nach welchem Belgien von Öſterreich an Frankreich, und Mailand und Mantua an die cisalpiniſche Republik überlaſſen, hingegen der größte Theil der Republik Venedig mit Öſterreich verbunden wurde. Frankreich behielt die venetianiſchen Inſeln (Corfu u. ſ. w.) und die Beſitzungen in Albanien. Öſterreich verſprach, den Herzog von Modena durch den Breisgau zu entſchädigen. Auf dem am 9. December 1797 eröffneten Friedenscongreſſe zu Raſtadt verlangte Frankreich den Rhein als Grenze gegen Deutſchland. Die Verhandlungen zogen ſich aber in die Länge, daß, nach der Erneuerung des Krieges zwiſchen Frankreich und Öſterreich im März 1799, der Congreß ſich auflöſ'te. Doch während des J. 1798 hatte die Pforte wegen der Expedition der Franzoſen nach Ägypten an Frankreich den Krieg erklärt, und ſich der erneuerten Coalition zwiſchen England, Öſterreich und Rußland angeſchloſſen, und Ferdinand IV. von Neapel war in die (1798) von den Franzoſen geſtiftete römiſche Republik eingedrungen, um den Papſt zu reſtituiren. Darauf hatte das franzöſiſche Directorium den Königen von Neapel und Sardinien (im December 1798) den Krieg erklärt, und den letztern zu einer Entſagungsurkunde auf Piemont genöthigt. Auch mußte nach der Erneuerung des Krieges mit Öſterreich der Großherzog Ferdinand von Toscana ſein Land den Franzoſen überlaſſen. Der Krieg ward aber in Deutſchland und Italien von den Franzoſen gegen die Öſterreicher und Ruſſen mit ſo vielem Verluſte geführt, daß erſt, nach Buonaparte's Rückkehr aus Ägypten und nach ſeiner Übernahme der conſulariſchen Regierung, durch die Schlacht bei Marengo in Italien und durch die Niederlage der Öſterreicher bei Hohenlinden auch in Deutſchland das Übergewicht der Franzoſen von neuem begründet und in dem Frieden zu Lüneville (9. Februar 1801) geſichert wurde. Dieſer Friede, welchen der Kaiſer für ſich und im Namen des deutſchen Reichs abſchloß, beſtimmte den Thalweg des Rheins zur Grenze zwiſchen Frankreich und Deutſchland, wodurch Öſterreich ſeine belgiſchen Provinzen und Deutſchland alle Länder auf dem linken Rheinufer an Frankreich überließ. Dagegen erhielt Öſterreich zwei Drittheile des venetianiſchen Staats, ſo daß der Thalweg der Etſch die Grenze zwiſchen dem öſterreichiſchen Italien und der wiederhergeſtellten italieniſchen Republik bilden ſollte. Dieſe Republik und die Republiken Ligurien, Helvetien und Batavien wurden in den Frieden eingeſchloſſen. Der Breisgau kam an das Haus Modena; der Großherzog von Toscana ſollte in Deutſchland, ſo wie die auf dem linken Rheinufer verlierenden deutſchen Erbfürſten auf dem rechten Rheinufer, nach der zu Raſtadt feſtgeſetzten Baſis, durch Säculariſation geiſtlicher Güter

entſchädigt werden. Dieſes Entſchädigungsgeſchäft ward, nach den von Frankreich und Rußland gemeinſchaftlich zu Regensburg vorgelegten Entwürfen, in dem Reichsdeputationshauptſchluſſe (25. Februar 1803) beendigt. Mit Neapel ward (28. März 1801) der Friede zu Florenz unterzeichnet. Neapel verſprach in demſelben, den engliſchen und türkiſchen Schiffen bis zum Frieden Frankreichs mit beiden Staaten ſeine Häfen zu verſchließen, und die Inſel Elba, den Stato degli Preſidii und das Fürſtenthum Piombino an Frankreich abzutreten. — Nach der Räumung Ägyptens von den Franzoſen wurden die Präliminarien des Friedens zwiſchen Frankreich und England zu London (1. October 1801), und auf die Baſis derſelben der Friede zu Amiens (27. März 1802) unterzeichnet. In dieſem Frieden gab England an Frankreich, Spanien und Batavien alle Eroberungen, bis auf Trinidad und Ceylon zurück; auf Malta ſollte der Malteſerorden reſtituirt, und deſſen Unabhängigkeit unter die Garantie der wichtigſten europäiſchen Mächte geſtellt werden; der Hafen des Vorgebirges der guten Hoffnung ſollte dem Handel und der Schifffahrt der contrahirenden Mächte offen ſtehen; die Pforte ſollte Ägypten zurückerhalten, und das Gebiet der Pforte und Portugals nach ſeiner Integrität garantirt werden; dagegen wollte Frankreich Neapel und den Kirchenſtaat räumen, und die von Rußland und der Pforte begründete Republik der ſieben Inſeln anerkennen. — Nach dem Maßſtabe dieſes Friedens ward auch der Friede zwiſchen Frankreich und der Pforte (25. Jun. 1802) unterzeichnet, in welchem die vorigen Verträge zwiſchen beiden Mächten erneuert, und den franzöſiſchen Schiffen gleiche Rechte der freien Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere verſprochen wurden, wie ſie die Pforte am 30. October 1799 den Britten zugeſtanden hatte. Auch mit Rußland ward zu Paris der Friede (8. Oct. 1801) auf den status quo, doch mit einigen geheimen Bedingungen, in Hinſicht der italieniſchen Angelegenheiten, unterzeichnet, und mit Portugal (29. Sept. 1801) der Friede zu Madrid abgeſchloſſen, in welchem der Fluß Karapanatuba in Zukunft die Grenze zwiſchen dem franzöſiſchen und portugieſiſchen Amerika bilden ſollte. — Doch Großbritannien erneuerte bereits am 18. Mai 1803 den Krieg gegen Frankreich, und bewirkte, nach der Verbindung mit Rußland und Öſterreich (1805), den Continentalkrieg beider Mächte mit Frankreich. Nach den Tagen bei Ulm und Auſterlitz ſchloß Öſterreich (26. Dec. 1805) den Frieden von Preßburg, in welchem es alle von Frankreich in Italien gemachten Einrichtungen, und Napoleon als König von Italien anerkannte, und ſeinen im lüneviller Frieden erhaltenen Theil vom venetianiſchen Staate dem Königreiche Italien überließ. Zugleich erkannte Öſterreich die Königswürde und die Souverainetät der Churfürſten von Baiern und Würtemberg, ſo wie die Souverainetät der Churfürſten von Baden an, und verzichtete auf Tyrol, Vorderöſterreich, den Breisgau u. ſ. w. zu Gunſten dieſer Fürſten. Dagegen ward Salzburg und Berchtesgaden mit Öſterreich verbunden, und der bisherige Churfürſt von Salzburg durch Würzburg entſchädigt. Ein öſterreichiſcher Prinz ſollte die Hochmeiſterwürde des deutſchen Ordens erblich beſitzen. — Die Stiftung des Rheinbundes (12. Juli 1806) ward von Frankreich ſelbſt nur für eine Ergänzung des preßburger Tractats erklärt. Dieſe neue Conföderation und die durch dieſelbe bewirkte Rüſtung Preußens gegen Frankreich hatte aber die Folge, daß die unter Fox's Miniſte-

einm eingeleitete Friedensunterhandlung zwiſchen England und Frankreich (30. Sept. 1806) abgebrochen, und der am 20. Juli 1806 zwiſchen Frankreich und Rußland zu Paris abgeſchloſſene Friede von Alexander I. nicht ratificirt wurde. Der Krieg mit Preußen und Rußland dauerte vom 8. Oct. 1806 bis zum tilſiter Frieden, der am 8. Juli 1807 mit Rußland, und am 9. Juli mit Preußen unterzeichnet wurde, nachdem im Laufe des Krieges die Häuſer Heſſen-Caſſel, Braunſchweig-Wolfenbüttel und Oranien-Fulda ihre Länder verloren, und die Franzoſen auch, wegen des Kriegsſtandes des Königs von Schweden gegen Frankreich, ganz Schwediſch-Pommern beſetzt hatten. Im Frieden zu Tilſit verlor Preußen die Altmark, das Fürſtenthum Oſtfriesland, die Grafſchaften Mark und Ravensberg, die Fürſtenthümer Minden, Hildesheim, Paderborn, Münſter, Halberſtadt, Bayreuth, Eichsfeld und Erfurt, die Grafſchaften Tecklenburg, Lingen, Mansfeld und Hohenſtein, das Herzogthum Magdeburg, den Churſtaat Hannover mit dem Fürſtenthume Osnabrück, die ehemaligen Reichsſtädte Nordhauſen, Mühlhauſen und Goslar, die ehemaligen Abteien Quedlinburg, Eſſen, Elten, Werden ꝛc., den cotbuſſer Kreis, einen bedeutenden Theil Weſtpreußens und des Netzdiſtricts, mit Einſchluß von Danzig, ganz Südpreußen und Neu-Oſtpreußen. Von dieſen Abtretungen kam das Departement Bialyſtock an Rußland; der cotbuſſer Kreis an Sachſen; aus Südpreußen, Weſtpreußen und dem übrigen Theile von Neu-Oſtpreußen ward das Herzogthum Warſchau; aus mehrern ehemaligen preußiſchen Beſitzungen zwiſchen der Weſer und Elbe und aus heſſiſchen, hannöveriſchen und braunſchweigiſchen Ländern das Königreich Weſtphalen gebildet; beide, ſo wie der kleine Freiſtaat Danzig, und Napoleons gegenwärtige und künftige Einrichtungen innerhalb des Rheinbundes wurden von Rußland u. Preußen anerkannt. Endlich verſprach Preußen, bis zum Frieden zwiſchen Frankreich u. England, alle ſeine Länder ohne Ausnahme der Schifffahrt u. dem Handel der Britten zu verſchließen. Bald nach dieſem Frieden zog eine franzöſiſche Armee unter Junot durch Spanien gegen Portugal, und in Spanien ſelbſt führte eine Verſchwörung des Prinzen von Aſturien gegen ſeinen Vater, und die erzwungene Reſignation Carls IV. im Mai 1808 die Kataſtrophe herbei, durch welche das Bourboniſche Haus auf den ſpaniſchen Thron verzichtete. Bevor aber der neue König Joſeph Napoleon den ſpaniſchen Boden betrat, hatte England (4. Juli 1808) mit der ſpaniſchen Nation Friede geſchloſſen, in welchem die vorigen Handelsverhältniſſe zwiſchen beiden Nationen hergeſtellt wurden. England unterſtützte darauf die in Ferdinands VII. Namen handelnde Regierungsjunta mit Truppen und Waffen. Ob nun gleich Napoleons Siege die Rückkehr ſeines Bruders nach Madrid (im December 1808) bewirkten, ſo führte doch (im April 1809) die Eröffnung des Krieges von Seiten Öſterreichs den Kaiſer auf die Schlachtfelder von Abensberg, Eckmühl, Aſpern und Wagram. Der Friede von Wien beendigte (14. Oct. 1809) den blutigen Kampf. In dieſem Frieden verzichtete Öſterreich auf Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und Hausruckviertel, welche künftig einen Theil des Rheinbundes ausmachen ſollten, auf das Herzogthum Krain, den villacher Kreis in Kärnthen, das trieſter Gebiet, die Grafſchaft Görz, Friaul, Croatien bis an den Saufluß, auf Fiume, das ungariſche Littorale und das öſterreichiſche Iſtrien, welche zu dem neugebildeten Staate der

illyriſchen Provinzen geſchlagen wurden; auf einige zu Böhmen gehörende, innerhalb der Lauſitz gelegene Enclaven; auf Weſtgallizien, Cracau u. den zamosker Kreis in Oſtgallizien, welche mit dem Herzogthume Warſchau verbunden wurden; auf einen Strich von Oſtgallizien mit 400,000 Menſchen, welcher an Rußland kam, u. auf die Hochmeiſterwürde des deutſchen Ordens, welchen Napoleon innerhalb des Rheinbundes aufgehoben hatte. Noch verſprach Öſterreich, bis zum Seefrieden dem Continentalſyſteme gegen England beizutreten. — Der König Guſtav IV. von Schweden, der treue Bundesgenoſſe Englands, hatte durch ſeine Leidenſchaftlichkeit gegen Frankreich im J. 1807 ſeinen Antheil an Pommern verloren; ſeine Anhänglichkeit an England verwickelte ihn auch im J. 1808 in Krieg mit Rußland u. Dänemark. Er verlor Finnland an Rußland, u. am 13. März 1809 in einem Aufſtande die Krone. Sein Nachfolger, Carl XIII., ſchloß mit Rußland (17. Sept. 1809) den Frieden zu Friedrichshamm, in welchem ganz Finnland, Oſtbothnien u. Weſtbothnien bis Tornea, ſo wie die Alandsinſeln an der finnländiſchen Küſte an Rußland überlaſſen wurden; mit Dänemark (10. Dec. 1809) zu Jönköping den Frieden auf den status quo, u. mit Frankreich (6. Jan. 1810) den Frieden zu Paris, in welchem Frankreich Schwediſch-Pommern und Rügen zurückgab, Schweden aber dem Continentalſyſtem gegen England beizutreten verſprach. Ob nun gleich Schweden, nachdem der Prinz von Ponte-Corvo zum Thronfolger ernannt worden war, an England (17. Nov. 1810) den Krieg erklärte, ſo ſchloß doch Carl XIII. (18. Juli 1812) mit England, nach Eröffnung des Krieges zwiſchen Frankreich und Rußland, den Frieden auf den status quo. Dänemark aber erklärte, nachdem die Britten Copenhagen bombardirt und die däniſche Flotte (1807) geraubt hatten, an England den Krieg, und blieb ſeit dieſer Zeit im Kriegsſtande gegen Großbritannien. Im J. 1814 aber wurde es durch Schweden zum Frieden zu Kiel (14. Jan. 1814) gezwungen, in welchem es Norwegen an Schweden überlaſſen mußte, wogegen es Schwediſch-Pommern erhalten ſollte, dieſes aber auch an Preußen, gegen den Eintauſch des von Hannover an Preußen überlaſſenen Herzogthums Lauenburg, abzutreten genöthigt ward. — Von den wichtigſten Folgen für das ganze europäiſche Staatenſyſtem war der im J. 1812 von Napoleon gegen Rußland eröffnete Krieg. Denn obgleich bei dem Ausbruche deſſelben Preußen u. Öſterreich ſich Frankreich angeſchloſſen hatten, ſo bewirkte doch der Verluſt, welchen die franzöſiſche Armee auf dem Rückzuge von Moskau bis an die Saale erlitten, daß Preußen zu Kaliſch (28. Februar 1813) mit Rußland ſich verband, und Öſterreich gleichsfalls (im Auguſt 1813) auf die Seite der Verbündeten trat. Der Krieg, in Deutſchland durch die Völkerſchlacht bei Leipzig entſchieden, und dann auf franzöſiſchen Boden verſetzt, endigte mit Napoleons Reſignation, und, nach der Herſtellung der Bourbons, mit dem Frieden zu Paris am 30. Mai 1814. In dieſem Frieden ward die franzöſiſche Grenze feſtgeſetzt, wie ſie am 1. Jan. 1792 geweſen war; ſo daß die Bourbons eine Gebietsvergrößerung von 150 Q. Meilen mit 600,000 Menſchen gewannen. Das Haus Oranien ward in den Niederlanden anerkannt, erhielt die königl. Würde, und die vormaligen öſterreichiſchen Niederlande. Die Staaten Deutſchlands ſollten unabhängig und durch ein Föderativband unter ſich vereinigt ſeyn, deſſen Grundzüge in der deutſchen Bundesacte vom 8. Juni 1815 zu Wien

näher beſtimmt wurden. Malta und die Inſeln Tabago, St. Lucie und Isle de France, ſo wie mehrere holländiſche Colonien, erhielt England. An Spanien ward der (1795) an Frankreich gekommene Theil von Domingo zurückgegeben. Der wiener Congreß vollendete die durch den pariſer Frieden begründeten Veränderungen. Rußland vereinigte das Herzogthum Warſchau unter dem Namen eines Königreichs Polen mit ſeinem Reiche, trat aber einen Theil deſſelben an Preußen ab, der unter der Benennung Großherzogthum Poſen eine Provinz deſſelben ward. Die Stadt Cracau mit ihrem Gebiete ward ein kleiner Freiſtaat. Preußen erhielt ſeine Provinzen zwiſchen der Elbe u. dem Rheine (bis auf Ansbach u. Bayreuth) zurück, überließ aber Hildesheim und Oſtfriesland an Hannover. Außerdem erhielt es die kleinere Hälfte des Königreichs Sachſen (18. Mai 1815), Schwediſch-Pommern, die geſammten naſſau-oraniſchen Länder, und anſehnliche Provinzen am Rheine, die es zum Großherzogthum Niederrhein erhob. Vergrößert wurden die Gebiete der Großherzoge von Weimar, Meklenburg-Strelitz, Oldenburg u. des Herzogs von Coburg. An Öſterreich kam der tarnopoler Kreil, Tyrol u. Vorarlberg zurück. Illyrien ward zu einem beſondern Königreiche, u. die öſterreichiſche Lombardei nebſt dem Venetianiſchen zum lombardiſch-venetianiſchen Königreiche erhoben. Die Häuſer Modena und Florenz, die Bourbons in Neapel u. der Papſt wurden reſtituirt. Eben ſo der König von Sardinien, der noch überdies die Republik Genua erhielt. Lucca kam an die geweſene Königin von Hetrurien, Parma u. Piacenza an die geweſene Kaiſerin von Frankreich. (Vgl. d. A. Parma.) Baiern gewann Würzburg u. Aſchaffenburg u. Rheinbaiern. Bedeutende Ländertauſche unter den deutſchen Fürſten in den Rheingegenden waren die Folge der Entſcheidungen des wiener Congreſſes. — In Spanien ward Ferdinand VII. hergeſtellt, allein in den amerikaniſchen Colonien dauerte der Aufſtand gegen das Mutterland fort, und nahm eine Wendung, welche die Selbſtſtändigkeit derſelben für die Zukunft verkündigt. — Der zweijährige Krieg zwiſchen England und Nordamerika ward (25. Dec. 1814) im Frieden zu Gent auf den status quo beendigt. — Rußland, das bei dem Ausbruche des Krieges gegen Napoleon noch im Kriege gegen die Pforte begriffen war, beendigte denſelben (28. Mai 1812) im Frieden zu Bukareſt, in welchem es Beſſarabien u. die Hälfte der Moldau gewann. Eben ſo vortheilhaft ſchloß Rußland im Sommer 1813 einen Frieden mit Perſien, in welchem es mehrere Chanate an der Weſt- und Südſeite des caſpiſchen Meeres abgetreten, wichtige Handelsvorzüge bewilligt, u. das ausſchließende Recht erhielt, auf dem caſpiſchen Meere Krigsſchiffe zu halten. Mit Dänemark unterzeichnete Rußland zu Hannover (8. Febr. 1814) den Frieden auf den status quo. — Nach Napoleons Rückkehr von Elba nach Frankreich (im Marz 1815) entſchied die Schlacht bei Waterloo (18. Juni) von neuem über ſein Schickſal. Die Bourbons kehrten wieder zurück, u. die Verbündeten ſchloſſen mit ihnen am 20. Nov. 1815 den zweiten pariſer Frieden, in welchem die Grenze Frankreichs vom J. 1790 angenommen und das Königreich der Niederlande, Baiern und Preußen jenſeits des Rheins durch einzelne Parzelen vergrößert wurden, Frankreich 700 Millionen Franken zahlen mußte, und unter Wellington ein Heer von 150,000 Mann zur Beſetzung der franz. Grenze zurückblieb. Q.

Friederike (Sophie Wilhelmine), Markgräfin von Bayreuth,

Schweſter Friedrichs des Großen von Preußen, geboren zu Berlin am 31. Juli 1709. Sie ward am 20. Nov. 1731 mit dem Erbprinzen des Markgrafen von Bayreuth verheirathet, welche Verheirathung die Veranlaſſung zu den unangenehmſten Familienverhältniſſen wurde, die ſie ſelbſt in ihrem Leben (Denkwürdigkeiten aus dem Leben der königl. preuß. Prinzeſſin, Friederike Sophie Wilhelmine ꝛc. vom J. 1709—1733, von ihr ſelbſt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Tübingen, bei Cotta 1811, 2 Bände), ſehr anziehend erzählt. Außerdem machte ihr der Haß des Königs wider ihren Bruder, den nachmaligen König Friedrich II., an dem ſie mit ganzer Seele hing, unendlichen Kummer, und es zog ihr dieſe Anhänglichkeit von ihrem Vater empörende Mißhandlungen zu. Zwar heirathete ſie den Erbprinzen von Bayreuth nicht ohne Neigung; aber gehaßt von ihrer Mutter, und endlich bedauert von ihrem Vater, dem zuletzt noch die Augen geöffnet worden waren, folgte ſie ihrem Gemahl zu einem Schwiegervater, der kränklich und von unzähligen Launen abhängig war. Doch benahm ſie ſich in allen Verhältniſſen mit eben ſo viel Klugheit als Rechtlichkeit, u. das Übergewicht, das ein gebildeter Geiſt in jeder Lage gewährt, verließ ſie nie. Die unangenehmen ökonomiſchen Verhältniſſe des ſchwiegerväterlichen Hauſes waren ein vorzüglicher Grund, daß ſie mehrere Jahre lang während ihrer Ehe in Berlin bei ihrem Vater verlebte, wozu demnächſt die militäriſche Neigung ihres Gemahls, der Inhaber eines preußiſchen Regiments war, Veranlaſſung gab. Ihre zunehmende Kränklichkeit ward jedoch von ihr ſelbſt benutzt, um ihre Rückkehr nach Bayreuth von ihrem Vater, der ſie ſo gern feſthielt, zu erlangen. Nach der Zeit, auch nachdem ihr Bruder den Thron Preußens beſtiegen hatte, während des erſten ſchleſiſchen Krieges war ſie in Berlin. Aber ſie mußte den Schmerz erfahren, daß ſelbſt dieſer von ihr ſo ſehr geliebte Bruder ſeine Neigung von ihr abwendete, u. ſie endlich ſogar feindſelig behandelte, als ihr Gemahl einen Tractat mit dem deutſchen Kaiſer abgeſchloſſen hatte, der ihn zur Anwerbung eines Regiments und zu perſönlichem Militärdienſt für den Kaiſer verpflichtete. Das heimliche Einverſtändniß, das zwiſchen ihrem Gemahle, der übrigens gut war, und einer gewiſſen Marwitz Statt hatte, vermehrte ihren Kummer, und man kann wohl ſagen, daß nicht leicht eine Fürſtin in verwickeltern Verhältniſſen gelebt, und mit ſo vieler Klugheit ſich benommen hat, als ſie. I.

Friedland (Schlacht bei), von Napoleon am 14. Juni 1807 gegen die Ruſſen unter Benningſen gewonnen. Obgleich die ruſſiſche Armee die feindlichen Frontal-Angriffe in der befeſtigten Stellung bei Heilsberg (10. Juli) mit Verluſt abgewieſen hatte, mußte ſie ſich doch in den folgenden Tagen, da der Feind ein ſtarkes Corps in ihre rechte Flanke und gegen Königsberg detaſchirte, in die Gegend von Friedland zurückziehen. Schon am 14. früh um 2 Uhr begann ein Gefecht der Vortruppen mit einem Theile des Corps von Lannes, welcher, zwiſchen Heinrichsdorf, Poſthenen und dem ſortlacker Walde aufgeſtellt, die Straße nach Königsberg deckte. Daſſelbe währte ziemlich unentſchieden bis früh 5 Uhr, wo die erſten Colonnen der ruſſiſchen Hauptarmee anlangten und über die ſteinerne Brücke in der Stadt, ſo wie über zwei ober- und unterhalb derſelben geſchlagene Pontonsbrücken auf das linke Ufer der Aller übergingen. Das ruſſiſche Heer, nach Abzug aller Detaſchirungen ungefähr 67,000 Mann ſtark (7 Diviſionen), formirte ſich in zwei Treffen, welche,

in einen umgehenden Bogen geſtellt, die Aller im Rücken hatten; der rechte Flügel lehnte ſich beim domerauer Holze an dieſen Fluß; er beſtand aus 4 Diviſionen u. dem größten Theile der Cavallerie; der von 2 Diviſionen gebildete linke, durch das Mühlenfließ von jenem getrennt, hatte den ſortlacker Wald links vor ſich u. ſtieß ebenfalls an die Aller; er hatte alle Jägerregimenter gegen dieſen Wald detaſchirt; eine Diviſion endlich ſtand in Bataillons-Colonnen als Reſerve auf dem rechten Allerufer. Die Schlachtordnung des erſten Treffens war ſo, daß 2 Bataillons jedes Regiments in Linie, das dritte dahinter in Colonne ſtand, das ganze 2te Treffen war in Bataillons-Colonnen formirt. Von der franzöſiſchen Armee traf während der Einleitung des Gefechts das Lanneſiſche Corps vollends, dann um 7 Uhr früh das von Mortier, um 9 Uhr Napoleon mit dem Neyſchen und der Garde-Cavallerie, das erſte Corps, von Victor commandirt, nebſt der Garde-Infanterie Nachmittags 3 Uhr auf dem Wahlplatze ein; ſie erreichte dadurch zuletzt eine Stärke von ungefähr 75 000 Mann. Von 5 Uhr des Morgens an ward ohne entſcheidenden Erfolg auf dem linken Flügel in dem ſortlacker Walde gekämpft, in dem ſich beide Theile hielten (Lannes bildete jetzt den linken, Ney den rechten Flügel der franzöſiſchen Armee), auch machte die Cavallerie dieſes, ſo wie die des rechten Flügels (bei Heinrichsdorf) mehrere glückliche Angriffe und die ganze Linie rückte in der Richtung von Poſthenen ungefähr $^3/_4$ Stunden weit vor. Es wäre jetzt leicht geweſen, das Lanneſiſche Corps, welches nur durch die ſucceſſive ankommenden Truppen unterſtützt ward, zurückzuwerfen, ſich des Waldes bei Poſthenen u. der dadurch laufenden Straße zu bemächtigen u. ſo das Entwickeln der feindlichen Armee zu verhindern, ſie vielleicht einzeln zu ſchlagen. Aber unbegreiflicher Weiſe begnügte ſich Benningſen mit den errungenen unbeträchtlichen Vortheilen, ließ ſich durch eine Kanonade u. Tirailleurgefechte hinhalten und ſah ganz gelaſſen zu, wie ſich die feindliche Armee immer mehr verſtärkte. Dieſe ging nach der Ankunft des letzten Corps bald zur kraftvollſten Offenſive über, rückte in der Fronte vor, während Ney (Abends 6 Uhr) den ſortlacker Wald durch leichte Truppen reinigen ließ, und am Rande deſſelben in ſtarken Colonnen in die linke Flanke der Ruſſen marſchirte. Obgleich von dieſen mehrere Angriffe gemacht wurden, drang er doch immer weiter, und ſie waren bereits in ihre frühere Stellung zurückgewieſen, als er auf der Höhe links von Friedland eine Batterie von 40 Kanonen etablirte, welche die Entſcheidung ſehr bald herbeiführte; denn ihr Feuer richtete in den dichten Maſſen ſo ſchreckliche Verwüſtung an, daß ſich der ruſſiſche linke Flügel nicht lange darauf nach Friedland zurückwarf; er paſſirte hier die Aller und brannte zur Deckung des Rückzugs die Vorſtadt ab. Die Vortheile, die indeß der rechte Flügel über Lannes erhalten hatte, mußten unter dieſen Umſtänden aufgegeben werden; der allgemeine Rückzug durch Friedland ward befohlen. Hier hatten ſich aber ſchon Abtheilungen des Neyſchen Corps feſtgeſetzt; die Ruſſen, in der Flanke wirkſam mit Kartätſchen geſchoſſen, ſtürzten ſich in die brennende Vorſtadt, und mußten ſich, im engſten Sinne des Worts, durchſchlagen; ein mörderiſches Gefecht, das vielleicht ſo viel Opfer als die Schlacht ſelbſt koſtete, mit Scenen, die das Gemüth des verſuchteſten Kriegers erſchütterten. Eine Abtheilung, welche den Rückzug gedeckt hatte, fand die Brücken ſchon zerſtört, und rettete ſich nur dadurch von der Gefangenſchaft, daß es eine zwiſchen der Ziegelei und Kloſchenen befindliche Furth, freilich mit Verluſt, zum Übergang über den

Fluß brauchte; ein andres Detachement unter General Lambert mit 29 Kanonen konnte ihn nicht mehr erreichen; es war ſo glücklich, während der Nacht nach Allenburg zu entkommen, von wo aus es wieder zur Armee ſtieß. Die Ruſſen zogen ſich über Wehlau auf das rechte Ufer der Memel zurück (am 21. ward der Waffenſtillſtand geſchloſſen, dem der Friede von Tilſit folgte); ſie hatten in dieſer wahrlich nicht durch die Schuld der Truppen verlornen Schlacht 2 todte, 4 verwundete Generals u. übrigens ungefähr 7000 Todte u. 12,000 Verwundete; die franzöſiſche Armee zählte 5 verwundete Generale, ihr übriger Verluſt läßt ſich nicht genau angeben, und wenn er auch den im Bulletin genannten überſteigt, ſo erreicht er doch bei weitem nicht den feindlichen; ſie hatte außerdem 16 Kanonen erobert. S—z. M.

Friedland, Stadt u. Herrſchaft in Böhmen, im Bunzlauer Kreiſe, an der Grenze der Oberlauſitz und Schleſiens, mit einem Schloſſe gleiches Namens. Der im dreißigjährigen Kriege berühmt gewordene Graf Wallenſtein, eigentlich Waldſtein, kaufte im J. 1622 dieſe Herrſchaft, u. hielt ſich gewöhnlich auf dem Schloſſe Friedland auf. Im J. 1632 wurde er vom Kaiſer zum Herzog von Friedland erhoben; im gemeinen Leben wurde er der Friedländer genannt. Nach ſeinem Tode fiel die Herrſchaft dem Kaiſer zu, der einen Grafen Gallas damit belehnte, deſſen Nachkommen, die Grafen Clam-Gallas, ſie noch beſitzen. Das weitläufige, durch ſeinen alterthümlichen Bau und durch allerhand deutſche Antiquitäten merkwürdige Schloß hat eine imponirende, angenehme Lage, u. wurde ehemals für feſt gehalten; auch behaupteten die Schweden im dreißigjährigen Kriege ſich lange Zeit in demſelben. Unter den Denkmählern, die es aufbewahrt, zeichnet ſich ein ſehr treues Originalgemählde Wallenſteins in Lebensgröße aus. Nachrichten über dieſes Schloß u. ſeine berühmten Beſitzer findet man in der Schrift: *das Schloß Friedland* ꝛc., nebſt Urkunden und eigenhändigen Briefen des Herzogs Waldſtein von Némethy, Oberamtmann in Friedland. Prag 1818. mit 5 ſchönen Kupfern und 30 fac simile.

Friedrich I., der Rothbart, ein Sohn des Herzogs Friedrich von Schwaben, u. ſeit 1147 ſelbſt Herzog von Schwaben, geb. im J. 1121, erhielt nach dem Tode Kaiſer Konrads III., ſeines Oheims, im J. 1152 die kaiſerl. Krone. Er war der zweite *deutſche Kaiſer* aus dem ehrwürdigen Hauſe der Hohenſtaufen u. einer der mächtigſten u. einſichtsvollſten Herrſcher, welche je Deutſchlands Scepter geführt haben. Er bekriegte mit Glück den polniſchen König Boleslav im J. 1157 u. erhob Böhmen zu einem Königreiche. Sein Hauptaugenmerk war auf Italien gerichtet, um ſeine Macht daſelbſt zu erweitern u. zu befeſtigen. Sechs Züge mußte er dahin unternehmen, um die aufrühreriſchen Städte der Lombardei, die durch Handel u. Kunſtfleiß reich u. mächtig, aber auch übermüthig geworden waren, zu züchtigen. Die Stadt Mailand beſonders hatte ſeinen Befehlen ſich widerſetzt, und ſich verſchiedene Städte unterworfen. Der Kaiſer zwang ſie, nach einer hartnäckigen Gegenwehr (1158) zur Übergabe. Als ſie zum zweitenmale ſich gegen ihn empörte, wurde ſie (1162) wieder erobert, und, mit Ausnahme einiger Kirchen und Klöſter, gänzlich zerſtört. Brescia, Piacenza mußten ihre feſten Mauern niederreißen, die übrigen Städte, die an den Unruhen Theil genommen hatten, verloren ihre Rechte u. Privilegien. Dennoch war der Ausgang aller dieſer Kriege nicht glücklich für den Kaiſer. Papſt Alexander III., der ſich nach Frankreich hatte flüchten müſſen,

ſprach im J. 1168 den Bann wider ihn aus. Die Städte der Lombardei traten in ein neues Bündniß, zu Aufrechthaltung ihrer Freiheiten; die Mailänder bauten ihre Stadt wieder auf u. erfochten im J. 1176 einen entſcheidenden Sieg über das kaiſerliche Heer bei Cremona. Dieſer Sieg führte den Frieden herbei, der zu Venedig zwiſchen dem Kaiſer, dem Papſt Alexander III. u. den lombardiſchen Städten (1177) geſchloſſen ward. Die Reſultate des faſt zwanzigjährigen Krieges waren für den Kaiſer nicht beſonders günſtig. Inzwiſchen hatte Friedrich Lübeck u. Regensburg zu Reichsſtädten erklärt, u. dadurch den Grund zu einem Mittelſtande zwiſchen dem Kaiſer u. den deutſchen Fürſten gelegt, wodurch die kaiſerliche Macht vergrößert und der Bürgerſtand gehoben wurde. Durch die Trennung der Herzogthümer Baiern u. Sachſen (ſeit 1180), welche Heinrich der Löwe zuſammen beſeſſen, wurde Friedrich zwar ebenfalls mächtiger; allein die beiden ſchon unter ſeinem Vorgänger entſtandenen Parteien der Welfen (oder Baiern und Gegner des Kaiſers) und der Gibellinen (oder der Anhänger des kaiſerlich-ſchwäbiſchen Hauſes) wurden dadurch nur mehr unterhalten und gegen einander erbittert. Auf die Nachricht, daß Saladin den Chriſten Jeruſalem wieder entriſſen habe, u. auf die Ermahnungen des Papſtes, unternahm Friedrich mit einem Heere von hundertundfünfzig tauſend Mann, ohne viele tauſend Freiwillige zu rechnen, den dritten Kreuzzug, vor deſſen Antritt im J. 1187 ein Landfriede in Deutſchland zu Stande kam. Der griechiſche Kaiſer zu Conſtantinopel hatte ſich mit Saladin u. dem Sultan von Iconium ins geheim verbunden, u. ſuchte den Marſch der Deutſchen zu hindern. Aber Friedrich bahnte ſich glücklich einen Weg nach Aſien, erhielt zwei Siege über die Türken bei Iconium, drang in Syrien ein, ſtiftete hier den deutſchen Orden u. ſtarb mitten unter glücklichen Erfolgen am 10. Juni 1190, nach einer achtunddreißigjährigen Regierung, bei Tarſus in Cilicien, nachdem er in dem Cydnus (Salepe) gebadet hatte, oder, wie Andere erzählen, mit dem Pferde in den Fluß geſtürzt war. Friedrich war ein tapferer, freigebiger, im Glück und Unglück gleich ſtandhafter Fürſt; und dieſe großen Eigenſchaften bedeckten den Stolz und die Herrſchſucht, die allerdings die Haupttriebfedern ſeiner Handlungen waren. Er hatte ein bewunderungswürdiges Gedächtniß und beſaß für ſein Zeitalter ungewöhnliche Kenntniſſe. Er ſchätzte die Gelehrten, beſonders die Geſchichtſchreiber, aus deren Werken er die hohe Idee von einem Kaiſer ſchöpfte, die er durch ſeine Regierung zu verwirklichen ſtrebte. Er war von einem edeln u. majeſtätiſchen Anſehn, u., trotz ſeiner Streitigkeiten mit den Päpſten, ein aufrichtigerer Anhänger der Religion als diejenigen, die ſich ihrer nur zur Erreichung anderer Abſichten zu bedienen ſuchten. Nach des Kaiſers Tode konnte die Abſicht des unternommenen Kreuzzuges nicht mehr erreicht werden; ſein heldenmüthiger Sohn, der den Oberbefehl übernommen hatte, ward von einer peſtartigen Krankheit ebenfalls hingerafft, und von dem mächtigen Heere, das Friedrich aus Deutſchland geführt hatte, kamen nur wenige Trümmer zurück.

Friedrich der Gebiſſene, oder mit der gebiſſenen Wange, Markgraf zu Meißen u. Landgraf zu Thüringen, verdient nicht blos als einer der Stammväter des Hauſes Sachſen, ſondern auch wegen ſeiner beſondern Schickſale hier eine Stelle. Sein Vater Albert, Landgraf zu Thüringen, mit dem Beinamen der unartige, hatte Kaiſer Friedrichs II. Tochter, Margarethen, zur

Gemahlin, mit welcher er Friedrich v. Diezmann oder Dietrich zeugte. Allein ſeine Liebe zu einem Hoffräulein, Kunigunde von Eiſenberg, verleitete ihn ſogar zu dem Plane, ſeine Gemahlin heimlich ermorden zu laſſen (man ſ. d. Art. Thüringen). Zwar mißlang dieſer Plan; allein Margarethens Freunde glaubten, ſie nur durch eine ſchleunige Flucht retten zu können. Die troſtloſe Mutter konnte ſich kaum von ihren Söhnen trennen; ſie überhäufte vorzüglich bei ihrem Abſchiede Friedrich mit Küſſen, u. biß ihn, im heftigſten Ausbruche ihres mütterlichen Schmerzes, in den Backen, ſo daß Friedrich für immer eine kleine Narbe behielt. Albert, erbittert über das Mißlingen ſeines ſchändlichen Vorhabens, trug nun den Haß gegen ſie auf ſeine beiden Söhne über, wollte ſie von der Thronfolge in Thüringen ausſchließen, u. ſolche auf Apitz, den mit Kunigunden erzeugten Baſtard, bringen. Mehrere ſeiner Ritter und Vaſallen ſahen die Ungerechtigkeit ſeines Verfahrens ein, traten auf die Seite ſeiner beiden rechtmäßig erzeugten Söhne, und es brach zwiſchen dieſen und dem Vater 1281 ein Krieg aus. In dieſem war Friedrich ſo unglücklich, von ſeinem Vater gefangen genommen zu werden, und mußte ein ganzes Jahr als Gefangener auf der Wartburg zubringen, bis ihn endlich einige ſeiner treuen Unterthanen mit Gewalt befreiten. Als er und ſein Bruder nachher, nach dem Abſterben des Vater-Bruders (der beide Brüder nach Margarethens Flucht erzogen hatte), Dietrichs des Weiſen, Markgrafen zu Meißen und Lauſitz (1282) u. ſeines Sohnes (geſt. 1291), deſſen Länder erhielten, u. ihr Vater dies nicht zufrieden war, kam es zwiſchen ihm und ſeinen Söhnen von neuem zum Kriege, in welchem aber Albert gefangen, u. nur auf Kaiſer Rudolphs von Habsburg Vermittelung losgelaſſen wurde. Aus Rache ſuchte nun Albert verſchiedene Fürſten gegen ſeine Söhne zum Kriege zu reizen; verkaufte, da dies nicht gelang, viele Güter, ja endlich, ſeiner Söhne und der Landſtände Widerſpruch ungeachtet, ganz Thüringen an Kaiſer Rudolphs Nachfolger, Adolph von Naſſau, 1294 für 94,000 Gulden. Dieſer rückte in Thüringen ein, bemächtigte ſich auch einiger Städte u. Schlöſſer; allein da ihm Friedrich und Diezmann mit einer Armee entgegen rückten, zog er ſich, nachdem er Thüringen ſehr verwüſtet hatte, aus Mangel an Lebensmitteln, mit einem Theil ſeiner Armee nach Mühlhauſen, ſetzte aber nachher ſeine Verwüſtungen in Meißen fort, bis er endlich 1298 ſeiner Kaiſerwürde entſetzt u. von dem an ſeiner Stelle zum Kaiſer gewählten Albrecht am 2. Juli in einer Schlacht in der Gegend von Worms getödtet wurde. Allein Albrecht, eben ſo wenig geſonnen, ſeines Vorgängers Anſpruch auf Thüringen aufzugeben, nahm anfangs, da es ihm zu Altenburg nicht geglückt war, Friedrich durch einen Meuchelmord auf die Seite zu ſchaffen, Eiſenach u. einige andere Städte in Beſitz, u. rückte endlich mit einer großen Armee auf Friedrich u. ſeinen Bruder los; dieſe gingen ihm entgegen, und er wurde am 31. Mai 1307 bei Lucka im Fürſtenthum Altenburg völlig geſchlagen. Da er als anfänglicher Vormund ſeines Neffen, Johann von Schwaben, dieſes Herzogthum adminiſtrirt hatte, aber in der Folge ganz an ſich zu bringen ſuchte, ſo beſtanden ſeine Truppen größtentheils aus Schwaben. Es entſtand daher zum Andenken jener Schlacht das Sprichwort, durch welches man Jemanden den unglücklichen Ausgang ſeines Vorhabens anzudeuten pflegte: es wird dir gehen (oder glücken), wie den Schwaben bei Lucka (oder Lücken). Albrecht wurde, als er

eben mit einer neuen Armee gegen Friedrich anrücken wollte, von ſeinem Neffen, dem Prinzen Johann von Schwaben, aus Unwillen, daß ihm Albrecht ſein Herzogthum noch immer vorenthielt, am 1. Mai 1308 unweit Habsburg ermordet. Sobald ſein Tod bekannt wurde, unterwarf ſich die bisher immer aufrühreriſche Stadt Eiſenach Friedrich von neuem, u. da ihm durch ſeines Bruders Diezmann Ermordung in der Tomaskirche zu Leipzig auch deſſen Landesantheil zugefallen war, ſo wurde Friedrich nicht nur alleiniger Markgraf zu Meißen, Lauſitz u. Landgraf zu Thüringen, ſondern er vereinigte auch die vorherigen Reichsſtädte Altenburg, Chemnitz u. Zwickau mit ſeinem Lande, u. ließ im folgenden Jahre in demſelben einen allgemeinen Frieden anbefehlen, auch zu deſſen Haltung Adel u. Bürger ſich eidlich verbindlich machen. Im J. 1317 hatte er das Unglück, von Churfürſt Waldemar von Brandenburg, mit dem er in Krieg gerieth, gefangen genommen zu werden, und erhielt ſeine Freiheit nur unter den Bedingungen, daß er Waldemarn eine Summe von 30,000 Mark Silber erlegte, und die Niederlauſitz abtrat. Nach ſo vielen Kämpfen, die ihm den Namen des Streitbaren erwarben, konnte er endlich ſeine Länder noch einige Jahre in Ruhe beſitzen, bis er 1326 ſtarb. Ihm bleibt der Ruhm, ſich unter vielen widrigen Schickſalen und gegen vielfältige Feinde, ſogar gegen zwei Kaiſer, muthig und ſiegreich behauptet zu haben.

Friedrich VI., jetzt regierender König von Dänemark, Sohn Chriſtians VII. und der Königin Caroline Mathilde, geb. Prinzeſſin von England, ward den 28. Jan. 1768 geboren, vermählt den 31. Juli 1790 mit Marie Sophie Friederike, Tochter des Landgr. Carl von Heſſen-Caſſel (geb. d. 28. Oct. 1767), die ihm zwei Töchter geboren hat. Er wurde am 14. April 1784 für majorenn u. zum Mitregenten ſeines gemüthskranken Vaters erklärt, und ſuccedirte demſelben am 13. März 1808. Als Miniſter und Rathgeber ſtanden ihm die hochverdienten Grafen von Bernſtorf zur Seite, erſt der Vater, und nach deſſen Tode der Sohn. Der Charakter der däniſchen Regierung zeichnete ſich durch eine weiſe Verwaltung und Verſtärkung der Staatskräfte, und gegen andere Staaten durch eine Geradheit und Offenheit aus, welche Achtung einflößte und bis zur letzten Kataſtrophe die äußere Ruhe erhielt. Als die franzöſiſche Revolution Europa erſchütterte, verband ſich Dänemark mit Schweden zur Behauptung der Neutralität, in den J. 1794 bis 1799 durch eine gemeinſchaftlich ausgerüſtete Kriegsflotte. Dies bewog England zur Nachgiebigkeit, und die Bedrückungen des däniſchen Handels minderten ſich, indem ein im mittelländiſchen Meere durch die däniſche Tapferkeit erkämpfter Vortheil im J. 1797 einen für die Schifffahrt in jenen Gewäſſern günſtigen Vergleich bewirkte. So gelang es dem Prinzen, bis 1800 den Frieden zu erhalten. Aber im Frühjahre 1801, als Dänemark zu Pauls I. nordiſchem Bunde, der die Behauptung der neutralen Flagge gegen England bezweckte, getreten war, und die Städte Hamburg und Lübeck beſetzt hielt, erſchien eine engl. Flotte unter Parker und Nelſon vor Copenhagen. Die däniſche Flotte wurde zwar in der mörderiſchen Schlacht am 2. April 1801 beſiegt, aber die Tapferkeit der Dänen flößte dem Feinde ſolche Achtung ein, daß er einen Waffenſtillſtand anbot, worauf Dänemark ſich an die Convention Rußlands mit Großbritannien vom 20. Juli anſchloß, jene Städte räumte, und ſeine Colonien zurückerhielt. Allein im J. 1807, als eine franzöſiſche Armee an der däniſchen Gränze ſtand, u.

Rußland das franzöſiſche Continentalſyſtem angenommen hatte, wollte England dem möglichen Zutritte Dänemarks zu dieſem Bunde zuvorkommen. Es verlangte, unter Androhung des Kriegs, von Dänemark die Auslieferung ſeiner Flotte, als Unterpfand der Neutralität, bis zum allgemeinen Frieden, oder den Abſchluß eines Schutzbündniſſes. Da der Regent Beides verweigerte, ſo landete eine engliſche Armee auf der Inſel Seeland (16. Aug.), foderte nochmals die unterpfändliche Auslieferung der Flotte, u. bombardirte, als dies nicht geſchah, Copenhagen vom 2. — 5. Sept. 1807 (ſ. Dänemark). Nach der Capitulation räumten die Britten Seeland den 19. Oct. u. erklärten den 4. Nov. den Krieg förmlich an Dänemark, weil dieſes, durch jenen Angriff beleidigt, alle Vergleichsvorſchläge von ſich wies. Der däniſche Handel litt in dieſem Kriege außerordentliche Verluſte, und England erklärte die von Copenhagen entführte däniſche Flotte von 18 Linienſchiffen, 15 Fregatten, 6 Briggs u. 25 Kanonenböten für Priſen-Eigenthum. Ein franzöſiſches Schutzheer beſetzte die däniſchen Herzogthümer u. Fünen, und die Koſten ſeines Unterhalts wurden Dänemark nicht wiedererſtattet. Däniſche Seeleute traten in Napoleons Dienſte, u. däniſche Truppen nahmen 1809 an dem Kampfe gegen Schill in Stralſund entſcheidenden Antheil. Übrigens beſchränkte ſich Friedrich VI. blos auf die Vertheidigung ſeiner Staaten. Endlich machte er, nach dem Rückzuge der Franzoſen aus Rußland im J. 1812, einen Verſuch, mit England Frieden zu ſchließen, aber die Bedingung, Norwegen an Schweden abzutreten, bewog ihn, die Allianz mit Frankreich zu erneuern, u. ſeine Truppen mit den franzöſiſchen gegen die Alliirten agiren zu laſſen. Die Folge dieſer Begebenheiten ſ. unter d. Art. Dänemark u. Hamburg. Friedrich VI. war bei dem Congreſſe in Wien perſönlich zugegen. Er ließ ſein Contingent von 5000 Mann im J. 1815 zur Occupationsarmee in Frankreich ſtoßen, u. bezog ſeinen Antheil an den franzöſiſchen Contributionsgeldern. Nach ſeiner Zurückkunft von Wien ließ er ſich und ſeine Gemahlin den 31. Juli 1815 zu Friedrichsborg krönen. In der Folge trat er dem heiligen Bunde bei. Seitdem iſt er bemüht, den Credit des Papiergeldes wieder herzuſtellen, und dem geſunkenen Handel des Landes emporzuhelfen. Holſtein und Lauenburg erhielten als deutſche Bundesſtaaten 1819 eine Conſtitution. Im März 1817 verkaufte er ſein Privateigenthum in Norwegen, die Grafſchaft Laurwig. An die Stelle des däniſchen Staatsminiſters, des Grafen Chriſtian von Bernſtorf, waren ſchon im Mai 1810 die Grafen von Roſenkranz und von Moltke getreten. K.

Friedrich Wilhelm (der große Churfürſt). Er war am 6. Februar 1620 geboren u. erſt 20 Jahre alt, als er nach dem Tode ſeines Vaters, Georg Wilhelm (1. Dec. 1640) die Regierung antrat. Er änderte ſogleich das bisherige Syſtem, und betrug ſich bei dem noch viele Jahre fortdauernden 30jährigen Kriege, in welchem er von beiden Parteien gleich viel zu fürchten hatte, mit außerordentlicher Klugheit, die ihm Anſehn und ſeinen Ländern Erleichterung verſchaffte, obgleich ein Theil derſelben noch lange von fremden Truppen beſetzt blieb. Er ſchloß im J. 1641, der öſterreichiſchen Gegenvorſtellung ungeachtet, mit Schweden einen Neutralitätstractat; dem Kaiſer aber überließ er ſeine Cavallerie, dem ſie den Eid der Treue geleiſtet hatte. Durch den Waffenſtillſtand mit Heſſen-Caſſel (1644) erhielt er die von Heſſen beſetzten Örter in Cleve u. in der Grafſchaft Mark zurück. Im J. 1647 vermählte er ſich mit der oraniſchen

Prinzeſſin Luiſe Henriette. Obgleich nach Abſterben der Herzoge von Pommern (1637) dieſes Land an Brandenburg hätte fallen ſollen, ſo war es doch von den Schweden beſetzt worden, und Friedrich Wilhelm war genöthigt (1648), im weſtphäliſchen Frieden Vorpommern, die Inſel Rügen und einen Theil von Hinterpommern an Schweden zu überlaſſen, wogegen er, nebſt dem Reſt von Pommern und der Grafſchaft Hohenſtein, die Biſthümer Halberſtadt, Minden und Camin als weltliche Fürſtenthümer bekam, und das Erzſtift Magdeburg ihm, nach dem Tode des damaligen Adminiſtrators, des Prinzen Auguſt von Sachſen, als Herzogthum verſprochen ward. Friedrich Wilhelm fing nun unverzüglich an, ſeine Einkünfte zu vermehren, und ſeine Kriegsmacht auf einen beſſern Fuß zu ſetzen, und er übertraf hierin alle ſeine Vorgänger. In den Krieg, welchen bald nachher (1655) Schweden mit Polen führte, ward auch er wegen des Herzogthums Preußen verwickelt. Er mußte während deſſelben mehr als einmal ſeine Partei verändern. Anfangs war er auf der Seite des Königs von Schweden, Carl Guſtav, half dieſem die dreitägige Schlacht bei Warſchau (den 18. bis 20. Jul. 1656) gewinnen, und erhielt auch von ihm verſchiedene Vortheile und noch größere Verſprechungen. Als aber Rußland und Öſterreich ſich für Polen erklärten, änderte auch Friedrich Wilhelm ſein Syſtem, und ſchloß (den 19. September 1657), unter Öſterreichs Vermittelung, zu Welau einen Tractat mit Polen, das ihm die völlige Souverainetät über Preußen einräumte, auch die nach dem Abſterben der Herzoge von Pommern als polniſche Lehen eingezogenen Herrſchaften Lauenburg und Bütow dem Churfürſten, jedoch als Lehn, überließ, der dagegen das ihm von dem Könige von Schweden eingeräumte Ermeland wieder abtreten mußte. Die Stände des Herzogthums Preußen waren mit dieſer Veränderung unzufrieden, und verweigerten damals dem Churfürſten den Huldigungseid, weshalb er zu Königsberg die Feſtung Friedrichsburg anlegen ließ. Carl Guſtavs plötzlicher Tod befreite den Churfürſten von einem Gegner, der wahrſcheinlich die Bedingungen des welauer Tractats nicht ungeahndet gelaſſen haben würde; ſo aber beſtätigte Schweden im Frieden zu Oliva (1660) die Beſtimmungen der welauer Convention, und ſetzte feſt, daß die gemachten Eroberungen gegenſeitig herausgegeben werden ſollten. Nach dieſem Frieden wandte der Churfürſt mit vermehrtem Eifer ſeine Bemühungen auf die Begründung des innern Wohlſtandes und des Handels in ſeinem Staate; doch ſandte er dem Kaiſer 2000 Mann gegen die Türken zur Hülfe. Im Jahr 1672 trat er mit der Republik der Niederlande zu einem Bündniſſe zuſammen, als dieſe von Ludwig XIV. mit einem Vernichtungskriege bedroht wurde; auch bewirkte er, daß ſich zu Braunſchweig der Kaiſer, Dänemark, Heſſen-Caſſel und mehrere andere deutſche Fürſten mit ihm zur Vertheidigung der Niederländer gegen Frankreich verbanden. Ob nun gleich die Franzoſen größtentheils, nach dem Vordringen des Churfürſten in Weſtphalen, die Republik verließen, ſo ward doch der Feldzug der Deutſchen durch die Langſamkeit der öſterreichiſchen Feldherren und durch ihre Eiferſucht auf den Churfürſten vereitelt, und Turenne war zu keiner Schlacht zu bringen. Der Churfürſt mußte aus Mangel an Lebensmitteln ſich zurückziehen, und ſeine weſtphäliſchen Länder den Verheerungen der Feinde überlaſſen. Als nun auch die Öſterreicher von ihm ſich trennten, und die holländiſchen Subſidien ausblieben, ſah er ſich zu dem Tractate von Voſſem (einem

Dorfe bei Löwen, am 6. Juni 1673) mit Frankreich genöthigt, nach welchem Frankreich Weſtphalen zu räumen und dem Churfürſten 800,000 Livres zu zahlen verſprach, der Churfürſt dagegen dem Bündniſſe mit Holland entſagte, u. Frankreichs Feinden weder mittelbar noch unmittelbar beizuſtehen verſprach, ſich aber vorbehielt, im Falle eines Angriffes dem deutſchen Reiche Hülfe zu leiſten. Dieſer Fall trat im J. 1674 ein, wo der Reichskrieg gegen Frankreich beſchloſſen ward. Schon vorher hatte ſich der Churfürſt mit Öſterreich, Holland und Spanien näher verbunden. Die beiden letztern verſprachen ihm für ein Corps von 16,000 Mann Subſidien. Mit dieſem Corps ging er im Auguſt 1674 in den Elſaß u. verband ſich mit der Reichsarmee. Der kaiſerliche Feldherr Bournonville vermied aber eine Schlacht, ſo ſehr ſie der Churfürſt wünſchte, worauf der verſtärkte Turenne die deutſche Armee bei Mühlhauſen im Sundgau beſiegte, u. ſie nöthigte, den Elſaß zu räumen. Während der Churfürſt in Franken in Winterquartieren ſtand, fiel (Decbr. 1674), von Frankreich angeregt, eine ſchwediſche Armee von 16,000 Mann unter Wrangel in Pommern u. in die Mark ein, u. bezeichnete ihren Weg durch Verheerung u. Plünderung. Der Churfürſt ging ihr mit 5600 Mann entgegen, ſchlug (18. Juni 1675) bei Fehrbellin 11,000 Schweden, u. befreite dadurch den Churſtaat. Ob nun gleich der Kaiſer wegen dieſes Einbruches gegen Schweden die Acht u. einen Reichskrieg erklärte, ſo war er doch auch eiferſüchtig über des Churfürſten Siege in Pommern, in deſſen Hände Wolgaſt, Anklam, Demmin u. (1677) ſelbſt Stettin fielen. Der Churfürſt war deshalb geneigt, ſo wie Spanien u. Holland, zu Nimwegen (1678) einen Separatfrieden mit Frankreich zu ſchließen. Da aber Frankreich von ihm verlangte, an Schweden alle Eroberungen zurückzugeben, u. daſſelbe für die Kriegskoſten zu entſchädigen: ſo trat er mit Dänemark u. Münſter zu einem neuen Bündniſſe zuſammen, u. vollendete durch die Einnahme von Greifswalde u. Stralſund (1678) die Eroberung von ganz Pommern. Eben ſo warf er (Jan. 1679) die unter Horn in Preußen eingefallenen Schweden zurück. Noch ſtand er u. Dänemark allein im Felde gegen Schweden. Da verlangte Ludwig XIV. von ihm, mit Schweden Frieden zu ſchließen u. alle Eroberungen herauszugeben. Als der Churfürſt dies verweigerte, ward er durch 30,000 Franzoſen, welche in Cleve einfielen, zum Frieden von St. Germain (29. Juni 1679) genöthigt, in welchem er alle Eroberungen von Schweden herausgab, dagegen aber die wenigen Örter u. Zölle erhielt, welche Schweden ſeit dem weſtphäliſchen Frieden in Hinterpommern beſaß, und von Frankreich 300,000 Kronenthaler als Entſchädigung. Als in der Folge Ludwig XIV. durch ſeine Reunionskammern mehrere Diſtricte in Elſaß u. Lothringen an ſich riß, bewirkte der Churfürſt (1684) den Waffenſtillſtand auf zwanzig Jahre, welcher zwiſchen Deutſchland u. Frankreich abgeſchloſſen ward. Doch traten zwiſchen ihm u. Frankreich neue Mißhelligkeiten ein, als er ſein Bündniß (1685) mit Holland erneuerte, u. die reformirten Flüchtlinge aus Frankreich in ſeine Staaten aufnahm, welche zu dem Wohlſtande derſelben bedeutend beitrugen. Jene Mißverſtändniſſe veranlaßten ihn, ſich Öſterreich, ob er gleich von demſelben bisher wenig unterſtützt worden war, wieder zu nähern; noch mehr aber beſtimmte ihn dazu die Hoffnung, für die drei ſchleſiſchen Fürſtenthümer, Liegnitz, Brieg und Wolau, deren Fürſt im J. 1675 ohne Erben ſtarb, und

welche, in Folge einer alten Erbverbrüderung an Brandenburg hätten fallen ſollen, aber von Öſterreich eingezogen worden waren, entſchädigt, u. in den Beſitz des Fürſtenthums Jägerndorf geſetzt zu werden, das der Kaiſer, nachdem er den Fürſten Johann Georg aus dem Hauſe Brandenburg 1623 in die Acht erklärt, ebenfalls an ſich gezogen hatte. Für alle dieſe Anſprüche erhielt Friedrich Wilhelm durch einen Tractat (1686) den ſchwiebuſer Kreis. Aber der öſterreichiſche Geſandte wußte zugleich den Churfürſten zu gewinnen, der die künftige Rückgabe dieſes Kreiſes ſchriftlich verſprach, welche auch (1695) gegen Zahlung von 100,000 Rthlr. u. Ertheilung einiger Anwartſchaften erfolgte (ſ. d. A. Friedr. III.). Zur Unterſtützung des Kaiſers im Türkenkriege ſandte darauf (1686) der Churfürſt 8000 Mann unter Anführung des Generals von Schöning, welche ſich bei der Belagerung u. Stürmung der Stadt Ofen auszeichneten. Im Innern des Landes hatte der Churfürſt beſonders Ackerbau, Viehzucht u. Gartenbau befördert; er verpachtete die Domainengüter, welche bis dahin gewöhnlich durch Amtsſchreiber bewirthſchaftet worden waren; die franzöſiſchen Flüchtlinge unterſtützte er mit Liberalität, u. gewann in ihnen gegen 20,000 arbeitſame u. brauchbare Staatsbürger, welche Fabriken u. Manufacturen anlegten u. wüſte Flecke urbar machten. Wenn auch der Erfolg des (1683) auf der afrikaniſchen Küſte von dem Major von der Gröben angelegten Forts Friedrichsburg den Erwartungen der von dem Churfürſten geſtifteten afrikaniſchen Handelsgeſellſchaft nicht entſprach, ſo war doch die Thätigkeit des Churfürſten, den Handel des Staats zu beleben u. weiter zu verbreiten, dabei unverkennbar. Berlin wurde durch mehrere Anlagen u. Gebäude unter ihm verſchönert; er gründete die Bibliothek daſelbſt u. (1655) die Univerſität zu Duisburg. Er ſtarb am 29. April 1688 zu Potsdam im 69. Lebensjahre, u. hinterließ ſeinem Sohne, Friedrich III., ein bedeutend vergrößertes u. gut angebautes Land, einen Schatz von 650,000 Thlr., u. ein geübtes Heer von 28,000 Mann. Friedrich Wilhelm, der ſeine erſte Gemahlin Luiſe im J. 1667 verlor, vermählte ſich (1668) zum zweitenmale mit der Prinzeſſin Dorothea von Holſtein-Glücksburg, der Witwe des Herzogs Chriſtian Ludwig von Braunſchweig-Zelle, die ihm mehrere Söhne gebar, aber mit ihrem Stiefſohne, dem Churprinzen Friedrich, in ſchlechtem Vernehmen ſtand. Q.

Friedrich III. (Churfürſt von Brandenburg u. ſouverainer Herzog von Preußen, ſeit 1688; erſter König in Preußen — Friedrich I. — ſeit 1701). Er ward am 12. Juli 1657 zu Königsberg geboren, genoß eine ſorgfältige Erziehung, u. erhielt erſt nach ſeines ältern Bruders, des Churprinzen Carl Emil, Tode die Ausſicht zur Succeſſion. Bei den Mißverſtändniſſen mit ſeiner Stiefmutter, Dorothea, wurde er auch von ſeinem Vater verkannt, der ihn völlig enterben wollte, ſich aber doch durch ſeine Miniſter bewegen ließ, das Teſtament dahin abzuändern, daß der Churprinz blos in der Churwürde u. den Churländern, u. ſeine übrigen Söhne in den andern Beſitzungen folgen ſollten. Dieſes Teſtament erklärte Friedrich III., der ſchon als Churprinz mit Öſterreich in gutem Vernehmen geſtanden, u. von dieſem die Zuſage der Unterſtützung dabei erhalten hatte, für ungültig; nahm von den geſammten Ländern ſeines Vaters Beſitz, u. gab ſeinen Stiefbrüdern Ämter u. Apanagen. Den Prinzen Wilhelm von Oranien unterſtützte er bei deſſen Expedition nach England (1688) mit 6000 Mann. Zur Reichsarmee gegen Frank-

reich, welches die Rheinpfalz verwüſtete (1689), ſandte er 20,000 Mann. Im J. 1691 ſchloß er ſich dem großen Bunde des Kaiſers, Spaniens, Englands und Hollands gegen Frankreich an, und ſandte 15,000 Mann in die Niederlande, über welche der König Wilhelm von England den Oberbefehl führte. Eben ſo unterſtützte er den Kaiſer gegen die Türken, für eine Subſidie von 150,000 Thlr., mit 6000 Mann, welche ſich (1691 — 1697) in den Schlachten bei Salankemen, bei Belgrad und Zentha auszeichneten. Im ryßwicker Frieden (1697) wurden für Brandenburg die Bedingungen des weſtphäliſchen und des Friedens von St. Germain beſtätigt. Den ſchwiebuſer Kreis gab er (1695) an Öſterreich zurück; doch behielt er ſich die Anſprüche ſeines Hauſes auf die vier ſchleſiſchen Fürſtenthümer vor. Öſterreich gab ihm für die auf Schwiebus verwandten Summen 250,000 Thlr., und zur Schadloshaltung die Anwartſchaft auf Oſtfriesland und auf die Grafſchaft Limburg in Franken; beide Anwartſchaften gingen ſpäter in Erfüllung. Von dem Churfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt I., der den polniſchen Thron (1697) beſtieg, erkaufte er die Erbſchirmvoigtei über das Stift Quedlinburg, die Reichsvoigtei zu Nordhauſen, und das Amt Petersberg bei Halle. Mit den beiden Häuſern Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen ſchloß er einen Vertrag, nach welchem Brandenburg, bei dem Erlöſchen des hohenzolleriſchen Hauſes, in deſſen Ländern, dieſes Haus aber, nach dem Erlöſchen des brandenburgiſchen Geſchlechts, in den fränkiſchen Beſitzungen deſſelben ſuccediren ſollte. Die Stadt Elbing, welche bereits dem großen Churfürſten für 400,000 Thlr. von Polen verpfändet, demſelben aber ſo wenig, wie jene Summe, übergeben worden war, ließ er (1703) in Beſitz nehmen. Der glanzvolle Hof Ludwigs XIV. veranlaßte ihn, einen bedeutenden Hofſtaat zu organiſiren, und nach der Erhebung des Churfürſten von Sachſen auf den polniſchen, und des Oraniers Wilhelm III. auf den engliſchen Thron, wünſchte er auch für ſich die königliche Würde von Preußen, als dem einzigen, ihm damals gehörenden unabhängigen Staate. Nur ſchwer konnte er die Einwilligung des Kaiſers (am 16. Nov. 1700) auf die Bedingungen erhalten, auf die rückſtändigen öſterreichiſchen Subſidien zu verzichten, im bevorſtehenden ſpaniſchen Erbfolgekriege 10,000 Mann auf ſeine Koſten zu unterhalten, in allen Reichsangelegenheiten dem kaiſerlichen Voto beizutreten, bei jeder künftigen Kaiſerwahl ſeine Stimme einem öſterreichiſchen Prinzen zu geben, und ſeine deutſchen Reichslande den Verbindlichkeiten gegen das Reich nicht zu entziehen. Am 18. Januar 1701 ſetzte er ſich und ſeiner Gemahlin zu Königsberg die Krone auf, nachdem er Tags vorher (am 17. Jan.) den ſchwarzen Adlerorden geſtiftet hatte. Mit Ausnahme des Papſtes, Frankreichs, Polens und des deutſchen Ordens war der Churfürſt als König Friedrich I. von den europäiſchen Mächten anerkannt. An dem nordiſchen Kriege nahm er keinen Antheil; als Öſterreichs Bundsgenoſſe ſandte er aber in dem ſpaniſchen Erbfolgekrieg 20,000 Mann an den Rhein und 6000 Mann nach Italien. Sie fochten unter dem Fürſten Leopold von Deſſau am Ober und Niederrheine, bei Höchſtädt, bei Turin und in Belgien. Friedrich I. erlebte das Ende dieſes Kampfes und den Frieden von Utrecht nicht. Der Länderzuwachs unter ihm beſtand darin, daß er, nach Wilhelms III. Tode, als Enkel des oraniſchen Prinzen Friedrich Heinrich, die Grafſchaften Meurs und Lingen an ſein Haus brachte. Als Herzog von

Cleve nahm er Geldern, nach dem Erlöſchen des habsburgiſchen Mannsſtammes in Spanien, in Beſitz, weil Carl V. im ſechzehnten Jahrhundert den Herzog Wilhelm von Cleve, der von den Ständen Gelderns zum Regenten gewählt worden war, genöthigt hatte, dieſes ihm zu überlaſſen. Von den Ständen der Fürſtenthümer Neufchatel und Valengin ward er, nach dem Erlöſchen des Hauſes Longueville, zum Regenten (1707) erwählt. Von dem Grafen von Solms-Braunfels erkaufte der König (1707) die Grafſchaft Tecklenburg in Weſtphalen für 300,000 Thlr., und verband ſie mit der Grafſchaft Lingen. Ungeachtet des Luxus, der an Friedrichs Hofe herrſchte, gewannen doch unter ihm die Wiſſenſchaften, Künſte u. Gewerbe. Er ſtiftete (1699) die Bildhauer- und Mahlerakademie zu Berlin, die Univerſität Halle (1694), und, unter Mitwirkung des Lehrers der Königin Sophie Charlotte, des großen Leibnitz, (1700) die berliner Akademie der Wiſſenſchaften. Er ließ Berlin durch die unter ihm angelegte Friedrichsſtadt erweitern, baute zu Ehren ſeiner zweiten Gemahlin Charlottenburg, und gründete (1705) das Oberappellationsgericht. Er ſtarb am 25. Februar 1713, im 56ſten Lebensjahre. Ihm folgte ſein einziger Sohn Friedrich Wilhelm I.

Friedrich Wilhelm I., König in Preußen, Sohn Friedrichs, des erſten preußiſchen Königs, ward am 15. Auguſt 1688 geboren. Nachdem er von 1691—1694 an dem großväterlichen Hofe zu Hannover, zugleich mit dem nachmaligen Könige Georg II. von England, erzogen worden war, kehrte er, wegen der Abneigung beider Prinzen gegen einander, nach Berlin zurück, wo ihm frühzeitig ſein Oberhofmeiſter, der Oberſte Fink von Finkenſtein, die entſchiedene Vorliebe zum Soldatenſtande mittheilte, die ihn bewog, dem niederländiſchen Feldzuge (1709), der Schlacht bei Malplaquet und der Einnahme von Meurs beizuwohnen. Als Kronprinz vermählte er ſich (1706) mit der hannöveriſchen Prinzeſſin Sophie Dorothea. Sogleich nach ſeinem Regierungsantritte (Februar 1713) beſchränkte er den Luxus, welcher bisher an dem Hofe ſeines Vaters geherrſcht hatte. Er hob mehrere Ämter auf, verminderte die Beſoldungen der andern, und ſuchte zunächſt die Finanzen neu zu organiſiren. Im Frieden zu Utrecht (1713), durch welchen Preußens Antheil an dem ſpaniſchen Erbfolgekriege beendigt wurde, erkannten Frankreich u. Spanien die preußiſche Königswürde und die Souverainetät über Neufchatel und Valengin an, auch ward ihm für das abgetretene Fürſtenthum Orange der Beſitz von Geldern beſtätigt. In demſelben Jahre nahm er Beſitz von der Grafſchaft Limburg, auf welche ſein Vater vom Kaiſer die Anwartſchaft erhalten hatte. Im Laufe des nordiſchen Krieges, an welchem Friedrich I. durchaus keinen Antheil nahm, wollten die Ruſſen und Sachſen, nach der Capitulation des ſchwediſchen Generals Steenbock in Tönningen, Schwediſch-Pommern beſetzen. Dies zu verhindern, ſchloſſen der Adminiſtrator von Holſtein-Gottorp und der ſchwediſche Generalgouverneur in Pommern, der Graf Welling (Juni 1713), mit Friedrich Wilhelm I. einen Sequeſtrationstractat über Stettin und Wismar. Der König hatte die Abſicht, den Norden durch ſeine Vermittelung zu beruhigen; allein der aus der Türkei nach Stralſund zurückgekehrte Carl XII. verwarf dieſen Tractat, und verlangte Stettin von Preußen zurück, wobei er die Wiederbezahlung der 400,000 Thlr. verweigerte, welche der König an die Ruſſen und Sachſen zur Vergütung der Kriegsko-

ſten bezahlt hatte. Dadurch ward Friedrich Wilhelm I. zum Kriege gegen Schweden u. zum Bündniſſe mit Rußland, Sachſen u. Dänemark (1715) beſtimmt. In Verbindung mit demſelben eroberte Leopold von Deſſau, an der Spitze der Preußen, Rügen u. Stralſund. Dieſer Krieg ward aber erſt nach Carls XII. Tode im Frieden von Stockholm (21. Jan. 1720) beendigt, in welchem Preußen Vorpommern bis an die Peene, Stettin u. die Inſeln Uſedom u. Wollin behielt, u. an Schweden zwei Millionen Thaler bezahlte. Von dem Bündniſſe, welches zwiſchen England, Holland u. Preußen zu Hannover abgeſchloſſen worden war, wußte, nach Georgs II. Thronbeſteigung in England, der öſterreichiſche Geſandte, Graf Seckendorf, den König abzuziehen, worauf dieſer, in dem Tractate zu Wuſterhauſen (12. Oct. 1726), dem Kaiſer verſprach, die pragmatiſche Sanction anzuerkennen, u. ihn auf den Fall eines Angriffs mit 10,000 Mann zu unterſtützen. Ob nun gleich bei dem Ausbruche des polniſchen Erbfolgekrieges (1733) der König den aus Polen geflüchteten König Stanislaus Leſcynski, den Gegner Auguſts II., in Königsberg ehrenvoll aufnehmen ließ, und dadurch die Unzufriedenheit der mit Sachſen verbundenen Höfe von Wien u. Petersburg erregte: ſo ſtellte er doch, als Frankreich an Öſterreich den Krieg erklärte, 10,000 Mann Hülfstruppen für Öſterreich, welche ſich mit der Armee dieſer Macht am Rheine vereinigten. Der König u. der Kronprinz befanden ſich ſelbſt einige Zeit bei dieſem Armeecorps. Das Alter u. die Vorſicht des öſterreichiſchen Feldherrn, des Prinzen Eugen, bewirkten aber, daß es am Rheine zu keinen bedeutenden kriegeriſchen Vorfällen kam, bis der Friede von Wien (1735) dieſen Krieg beendigte. Friedrich Wilhelm war ein großer Staatswirth; er begründete eine neue Organiſation des Finanz- u. Juſtizweſens; die Armee brachte er auf 70,000 Mann; Magdeburg, Stettin, Weſel u. Memel wurden unter ihm befeſtigt; er baute viel, u. ſtiftete das Collegium medico-chirurgicum, die Charité u. das Findelhaus zu Berlin, das berliner Cadetten- und das potsdamer Waiſenhaus; die ſalzburger Emigranten u. die aus Polen geflüchteten Diſſidenten fanden in ſeinem Staate eine gute Aufnahme; den Wiſſenſchaften war er nicht geneigt, u. die berliner Akademie u. die Univerſitäten entgingen nur mit Mühe ihrer Aufhebung. Seine Gemahlin u. ſeine Kinder waren nicht ſelten den heftigen Ausbrüchen ſeines Zorns u. ſeines Despotismus ausgeſetzt (ſ. d. Art. Friederike, Markgräfin von Bayreuth). Beſonders hart war ſein Betragen gegen ſeinen Kronprinzen, Friedrich, deſſen Geiſt u. Richtung er nicht zu beurtheilen wußte. Auch öffentlich ſuchte Jedermann ſo viel möglich ſich ſeinem Anblicke zu entziehen. Seine Vorliebe für das Militär, beſonders für ſehr anſehnliche Leute, wurde oft zu weit getrieben. Seine Umgebungen, die nicht immer die beſten Geſinnungen hatten, u. mit denen er ſich gewöhnlich in ſeinen abendlichen Tabagien vergnügte, an welchen auch der bekannte Gundling Antheil nahm, vermochten ſehr viel über ihn. Er hinterließ bei ſeinem Tode (31. Mai 1740) eine reiche, gegen neun Millionen Thaler enthaltende Schatzkammer, u. ein gut disciplinirtes, ſchlagfertiges Heer. Er ſtarb im 52. Lebensjahre und im 28. ſeiner Regierung. Außer ſeinem Nachfolger, Friedrich II., hinterließ er noch drei Söhne: Auguſt Wilhelm, den Vater des Königs Friedrich Wilhelm II. (geb. 1722, geſt. 1758);

Heinrich (geb. 1726, geſt. 1802); u. Ferdinand (geb. 1730, geſt. 1813). Q.

Friedrich II., König von Preußen, der größte Regent des achtzehnten Jahrhunderts, ward am 24. Jan. 1712 geboren, ſtarb am 17. Auguſt 1786. Sein Vater war der König Friedrich Wilhelm I., ſeine Mutter die engliſche Prinzeſſin Sophia Dorothea. Unter dem Drucke einer harten, blos auf militäriſche Übungen berechneten Erziehung verfloß ſeine erſte Jugend. Der General Graf von Finkenſtein war ſein Gouverneur; der Oberſte von Kalkſtein ſein Unterhofmeiſter. Nach des Vaters Willen zunächſt zum Exerciren u. zum ganzen kleinen Militärdienſte angeführt, entwickelte ſich doch frühzeitig in ihm der Sinn für Dichtkunſt u. Muſik. Nur hinter dem Rücken ſeines Vaters konnte er ſich mit Literatur u. Kunſt beſchäftigen; allmählig ſtieg aber die Spannung zwiſchen dem Vater u. Sohne, genährt von dem öſterreichiſchen Geſandten Seckendorf, zu einem ſolchen Grade, daß der Vater in den Kronprinzen drang, der Thronfolge zu entſagen, u. ſie ſeinem Bruder Auguſt Wilhelm abzutreten. Nur durch die auf des Vaters Denkungsart richtig berechnete Antwort: „er werde es thun, wenn ſein Vater erkläre, daß er kein ehelicher u. leiblicher Sohn deſſelben ſei,“ wurde dieſer, der eheliche Treue als Religionspflicht ehrte, von der Erneuerung des Antrages abgehalten. Unwillig über den väterlichen Druck u. Haß, beſchloß Friedrich nach England zu flüchten, zu ſeinem mütterlichen Oheime, Georg II., der, ſo wie ſeine Schweſter, die Königin von Preußen, es wünſchte, daß ſich der Kronprinz v. Preußen mit der engliſchen Prinzeſſin Amalie, u. der Prinz Friedrich von Wallis mit der älteſten preußiſchen Prinzeſſin Friederike vermähle. Nur Friedrichs ihm gleichgeſinnte Schweſter Friederike, u. ſeine Freunde, der Lieutenant Katt und der Page Keith, wußten um das Geheimniß ſeiner Flucht, welche von Weſel aus geſchehen ſollte, wohin er ſeinem Vater, den König, begleitet hatte. Doch Katts unvorſichtige Äußerungen, welche von Seckendorf dem Könige mitgetheilt wurden, hatten die Abſichten des Prinzen verrathen. Der Prinz ward eingeholt, zu Cüſtrin gefangen geſetzt u. gerichtlich behandelt; die Erhaltung ſeines Lebens hatte er, außer der Verwendung einiger Regenten, vorzüglich der Gerechtigkeit u. Standhaftigkeit der Generale, die ſeine Richter waren, zu verdanken; doch mußte er ſeinem Freunde, Katt, den Kopf abſchlagen ſehen. Keith, noch durch einige Zeilen von dem Prinzen gewarnt, entfloh aus Weſel, u. lebte in Holland, England u. Portugal, bis er nach Friedrichs Thronbeſteigung nach Berlin zurückkehrte (1741), u. zum Obriſtlieutenant, Stallmeiſter u. Curator der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt wurde. Der Prinz, der, nach ſeiner Entlaſſung aus dem engern Verhafte in Cüſtrin, auf des Vaters Befehl bei der Domainenkammer als jüngſter Kriegsrath gearbeitet hatte, ward erſt bei der Vermählung der Prinzeſſin Friederike mit dem Erbprinzen Friedrich von Bayreuth an den königlichen Hof zurückgeführt. Zwar ſchien der Vater mit dem Sohne ausgeſöhnt zu ſein; doch willigte er nicht in deſſen Vermählung mit der engliſchen Prinzeſſin; Friedrich mußte ſich, nach des Vaters Willen, mit der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine, der Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Wolfenbüttel-Bevern, (1733) vermählen. (S. d. Art. Eliſabeth Chriſtine.) Friedrich Wilhelm gab ihr das Schloß Schönhauſen, u. ſeinem Kronprinzen die Grafſchaft Ruppin u. (1734) die Stadt Rheinsberg, wo er bis zu ſeiner Thronbe-

ſte gung in ſtillen Beſchäftigungen mit den Wiſſenſchaften le'te. In ſeiner nächſten Umgebung befanden ſich Gelehrte (Bielefeld, Chazot, Fouquet, Knobelsdorf, Kaiſerling, Jordan), Tonkünſtler (Graun, Benda) und Mahler. Mit auswärtigen Gelehrten, z. B. Suhm, beſonders mit dem von ihm bewunderten Voltaire, ſtand er in Briefwechſel. Mehrere Schriften, namentlich ſein Antimacchiavell, erhielten in der ländlichen Ruhe Rheinbergs ihr Daſein. Der Tod ſeines Vaters führte ihn am 31. Mai 1740 auf den Thron. Friedrich fand beim Antritt ſeiner Regierung nur eine Volksmenge von 2,240,000 Menſchen; bei ſeinem Abſterben hinterließ er 6,000,000 Unterthanen. Zu dieſer nicht geahneten Größe hob er, während ſeiner 46jährigen Regierung, den preußiſchen Staat durch ſeine großen Regenten- und Feldherrntalente, im Felde und im Cabinet durch viele ausgezeichnete Männer unterſtützt. Er erbte von ſeinem Vater einen gut organiſirten Staat, einen Schatz von mehr als 8 Millionen Thalern, und eine Armee von 70,000 Mann, die jener, in der Erwartung eines Kriegs wegen der jülichſchen Erbfolge, immer ſchlagfertig gehalten hatte. Friedrich II., der ſchon große Erwartungen von ſich erregt hatte, behielt größtentheils die Einrichtungen und Staatsgrundſätze ſeines Vaters bei, gab aber den letztern mehr Ausdehnung und Leben. Der Tod des Kaiſers Carl VI., der fünf Monate nachher erfolgte, war ein günſtiger Augenblick, den Friedrich II. mit den ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln benugte, um dem preußiſchen Staate Anſehn und ſich ſelbſt Ruhm zu erwerben. Er ſuchte die Rechte des Hauſes Brandenburg auf die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wolau, die ſeinen Vorfahren entriſſen worden waren, geltend zu machen. Er verlangte von der Königin Maria Thereſia nur die Herzogthümer Glogau und Sagan, und verſprach ihr dagegen Unterſtützung gegen alle ihre Feinde, ihrem Gemahl ſeine Stimme zur Kaiſerwürde und zwei Millionen Thaler. Seine Anträge wurden aber verworfen, und ſo eröffnete Friedrich II. den erſten ſchleſiſchen Krieg. Er beſetzte (December 1740) Niederſchleſien, und ſchlug die Öſterreicher unter Neipperg (10. April 1741) bei Mollwitz. Dieſer Sieg, der Schleſiens Schickſal faſt gänzlich entſchied, erweckte Öſterreich mehrere Feinde; Frankreich und Baiern verbanden ſich mit Preußen und der öſterreichiſche Erbfolgekrieg begann. Der einzige Bundesgenoſſe der Königin von Ungarn und Böhmen, König Georg II. von England, rieth ihr zum Frieden mit Preußen, weil Friedrich II. ihr thätigſter und furchtbarſter Gegner war. Dieſer Friede kam nach Friedrichs II. Siege bei Chotuſitz (Czaslau) (17. Mai 1742) zu Stande. Die Präliminarien wurden unter engliſcher Vermittelung (11. Juni) zu Breslau, der Friede ſelbſt (28. Juli 1742) zu Berlin unterzeichnet, in welchem Friedrich ganz Ober- und Niederſchleſien, nebſt der Grafſchaft Glatz, mit voller Souverainetät und Unabhängigkeit von Böhmen, mit Ausnahme aber von Troppau, Jägerndorf und Teſchen erhielt. Dagegen entſagte Friedrich allen Anſprüchen auf die übrigen öſterreichiſchen Länder, übernahm eine auf Schleſien contrahirte Schuld von 1,700,000 Thalern, und verſprach, die Rechte der Catholiken in Schleſien ungekränkt zu erhalten. Sachſen trat dieſem Frieden bei, und England und Rußland garantirten denſelben. Friedrich II. benutzte ſogleich denſelben, um ſein erobertes Land gut einzurichten, und ſeine Armee

furchtbarer zu machen. Im Jahr 1743 nahm Friedrich, nach dem Tode des lezten Grafen von Oſtfriesland, Beſitz von dieſem Lande, auf welches ſein Haus im J. 1644 eine kaiſerliche Anwartſchaft erhalten hatte, wogegen Braunſchweig-Lüneburg, doch ohne Erfolg, proteſtirte. Als bei der Fortſetzung des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges der Kaiſer Carl VII. aus ſeinen baierſchen Erblanden hatte flüchten müſſen, und die öſterreichiſchen Waffen überall ſiegreich waren, befürchtete Friedrich, daß auch ihm Schleſien wieder entriſſen werden möchte. Er verband ſich daher in geheim mit Frankreich (April 1744) und mit dem Kaiſer Carl VII., mit Pfalz und Heſſen-Caſſel durch den Unionstractat (22. Mai 1744) zu Frankfurt, in welchem er der Sache des Kaiſers durch einen Einfall in Böhmen aufzuhelfen verſprach, ſich aber den Königgräzer Kreis von Böhmen ausbedang. Unerwartet rückte er am 10. Aug. 1744 in Böhmen ein, und eroberte Prag, mußte aber, von den Öſterreichern, unter dem Prinzen Carl von Lothringen, und den mit ihnen verbundenen Sachſen, gedrängt, Böhmen noch vor dem Ende des Jahrs verlaſſen. Der Tod des Kaiſers Carl VII. (18. Jan. 1745) und die Niederlage der Baiern bei Pfaffenhofen bewirkten, daß der junge Churfürſt Maximilian Joſeph von Baiern im Frieden zu Füßen mit Maria Thereſia ſich ausſöhnte, und daß die frankfurter Union ſich auflöſ'te, nachdem ſich Heſſen-Caſſel für neutral erklärt hatte. Dagegen waren Öſterreich, England, die Niederlande und Sachſen zu Warſchau (8. Jan. 1745) zu einem genauen Bündniſſe zuſammengetreten, und Sachſen hatte noch einen beſondern Tractat (18. Mai 1745) mit Öſterreich gegen Preußen abgeſchloſſen. Allein Friedrich beſiegte die Öſterreicher und Sachſen (am 4. Juni 1745) bei Hohenfriedberg (Striegau) in Schleſien, ging darauf nach Böhmen, und ſiegte noch einmal in einem ſehr hartnäckigen Kampfe bei Sorr (30. Sept. 1745). Der Sieg der Preußen unter dem Fürſten Leopold von Deſſau über die Sachſen bei Keſſelsdorf (15. Decbr. 1745) führte den Frieden von Dresden (25. Decbr. 1745) herbei, welcher auf die Baſis des berliner Friedens abgeſchloſſen ward, ſo daß Friedrich Schleſien behielt, den Gemahl der Maria Thereſia, Franz I., als Kaiſer anerkannte, und Sachſen eine Million Thaler an Preußen zu zahlen verſprach. Durch dieſen Frieden wurde der zweite ſchleſiſche Krieg geendigt. Während der folgenden elf friedlichen Jahre widmete Friedrich II. ſich ganz den Muſen (er ſchrieb in dieſer Zeit die Mémoires de Brandebourg, das Gedicht: die Kriegskunſt, und andere politiſche u. proſaiſche Aufſätze) und der innern Staatsverwaltung, beſtrebte ſich, durch alle mögliche Mittel Ackerbau, Künſte, Fabriken und Manufacturen blühend zu machen, den Handel zu beleben, die Geſetzgebung zu verbeſſern, die Staatseinkünfte zu vermehren, ſein Heer, das bis auf 160,000 Mann angewachſen war, immer mehr auszubilden, und ſo den Staat auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Geheime Nachrichten über eine Verbindung zwiſchen Öſterreich, Rußland und Sachſen, die er beſonders durch den Verrath des ſächſiſchen Kanzelliſten Menzel erhielt, erregten in ihm die Beſorgniß eines Angriffs, und des Verluſtes von Schleſien. Durch einen Einbruch in Sachſen (24. Aug. 1756), mit welchem der ſiebenjährige oder 3te ſchleſiſche Krieg begann, eilte er, ſeinen Feinden zuvorzukommen. Schon vorher hatte er ſich mit England, ſo wie Öſterreich mit Frankreich genauer verbunden. Mit drei Co-

lonnen war er in Sachſen vorgedrungen; er beſetzte Wittenberg, Leipzig und Torgau, nahm ſogleich das Land in Depot, ſchloß 17,000 Sachſen in ihrem Lager bei Pirna ein, u. nöthigte ſie, nachdem er den Churfürſten vergeblich zur Allianz mit ſich eingeladen u. den von Böhmen aus ſich annähernden Brown bei Loboſitz (1. Oct. 1756) geſchlagen hatte, zur Übergabe. Darauf behandelte er Sachſen mit der Strenge einer eroberten Provinz. Auf dem Reichstage zu Regensburg ward gegen ihn, wegen ſeines Einfalls in Sachſen, der Reichsexecutionskrieg beſchloſſen. Auch Schweden trat gegen ihn als Feind auf. In Böhmen gewann er zwar (6. Mai 1757) die Schlacht bei Prag, verlor aber gegen Daun die Schlacht bei Collin (18. Juni 1757). In verheerenden Zügen verbreiteten ſich die Ruſſen unter Apraxin in Oſtpreußen, u. beſiegten die Preußen unter Lehwald bei Großjägerndorf (30. Auguſt 1757). In den Weſergegenden, in Heſſen u. in den braunſchweigiſchen Ländern drangen anfangs die Franzoſen ſiegreich vor; er ſchlug aber ſie u. die Reichstruppen bei Roßbach (5. November 1757), u. ging darauf nach Schleſien, wo er (5. Dec. 1757) bei Leuthen (Liſſa) einen glänzenden u. in ſeinen Folgen überaus wichtigen Sieg über die Öſterreicher erkämpfte. Eine ruſſiſche Armee überzog das Königreich Preußen, u. nahm dieſes Land für die Kaiſerin von Rußland in Beſitz, wurde aber, als ſie bis Pommern u. in die Mark vorgedrungen war, von Friedrich (25 Aug. 1758) bei Zorndorf geſchlagen. Dauns Überfall bei Hochkirchen (14. Oct. 1758) verurſachte zwar dem Könige einen bedeutenden Verluſt, doch wurde er ihm weniger nachtheilig als man hätte erwarten ſollen. Im J. 1759 wurden die Preußen unter dem General Wedel (23. Juli) von den Ruſſen bei Kay (Balzig, unweit Züllichau) geſchlagen, u. am 12. Auguſt verlor Friedrich II. ſelbſt gegen die vereinten Ruſſen u. Öſterreicher die blutige Schlacht bei Cunersdorf. Ein nicht minder empfindlicher Verluſt für ihn war die Gefangennehmung eines Corps von 15,000 Mann, welches unter dem General Fink bei Maxen an der böhmiſchen Grenze geſtanden hatte (20. Nov. 1759). Ob nun gleich die gegenſeitige Abneigung der ruſſiſchen u. öſterreichiſchen Feldherren, welche nach ihrer Vereinigung das preußiſche Schleſien wieder erobern ſollten, den glücklichen Fortgang ihrer Unternehmungen hinderte, ſo ward doch auch Schleſien durch die Gefangennehmung des Corps unter Fouquet (23. Juni 1760) bei Landshut von den Preußen entblößt; u. Friedrich mußte von Dresden, das er durch ein zerſtörendes Bombardement (vom 14. — 29. Juli 1760) vergeblich zur Übergabe zwingen wollte, nach Schleſien aufbrechen, wo Laudon Breslau belagerte, aber von dem Prinzen Heinrich bald genöthigt wurde, die Belagerung aufzuheben. Friedrich griff (15. Aug.) die Armee unter Laudon unerwartet bei Liegnitz an, ehe noch Daun an dem Kampfe Theil nehmen konnte, benutzte den erhaltenen Sieg mit weiſer Thätigkeit und vereitelte ſo die weitern Unternehmungen der Feinde in Schleſien. Zwar brandſchatzten die Ruſſen u. Öſterreicher unter Tottleben u. Laſcy (im Oct. 1760) Berlin; ſie erwarteten aber Friedrichs Ankunft aus Schleſien nicht, der dann nach Sachſen ging, wo er ſich durch die Schlacht bei Torgau (3. Nov. 1760) ſichere Winterquartiere in Sachſen erkämpfte. Friedrich befand ſich im Anfange des Jahres 1762 durch den Erfolg des Feldzugs im vorigen Jahre in einer

bedenklichen Lage, beſonders ſeit ihn der Tod ſeines Alliirten, des Königs Georg II. von England, der engliſchen Subſidien beraubte. Sehr vortheilhaft war für ihn der Tod der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland (5. Januar 1762), deren Nachfolger, Peter III., ſchon längſt ihm mit treuer Freundſchaft anhing. Er bewies dies in dem Frieden zu Petersburg vom 5. Mai, in welchem er das eroberte Preußen an Friedrich II. ohne Entſchädigung zurückgab. Auch Schweden ſchloß zu Hamburg (22. Mai 1762) mit Preußen einen Frieden, in welchem alles auf den alten Fuß wieder hergeſtellt wurde. Schon war (im Juni 1762) eine Allianz zwiſchen Peter u. Friedrich unterzeichnet, u. in Folge derſelben ein Corps Ruſſen zu den Preußen in Schleſien wider Öſterreich geſtoßen, als Peters Entthronung dieſe Allianz wieder auflöſ'te, obgleich Catharina II. den abgeſchloſſenen Frieden beſtätigte. Dies u. die Beendigung des Seekriegs zwiſchen England u. Frankreich führte endlich zum Frieden zu Hubertsburg (15. Febr. 1763), welcher in kurzer Zeit, ohne fremde Vermittelung, nach dem Grundſatze, daß alles auf dem alten Fuße (status quo) bleiben ſollte, abgeſchloſſen wurde. Der breslauer (1742) u. der dresdner (1745) Friede wurden dabei zum Grunde gelegt. Friedrich trat mit einem Glanze aus dieſem ſiebenjährigen Kampfe heraus, der ihm für die Zukunft einen entſchiedenen Einfluß auf die deutſchen u. europäiſchen Angelegenheiten zuſicherte. Seine nächſte Sorge galt der Unterſtützung ſeiner durch den Krieg ausgeſogenen u. erſchöpften Länder. Er öffnete ſeine Magazine, um ſeinen Unterthanen Getraide zur Nahrung u. Saamen zur Beſtellung der Felder zu verſchaffen. Den Landleuten ließ er Ackerpferde austheilen; die eingeäſcherten Häuſer erbaute er von ſeinem Gelde, errichtete viel Colonien, Fabriken u. Manufacturen, u. legte verſchiedene Canäle an. Schleſien erhielt auf ſechs Monate, die Neumark u. Pommern auf zwei Jahre Befreiung von allen Abgaben. Für den Adel in Schleſien, Pommern u. in den Marken wurde ein Creditſyſtem errichtet, durch welches der Preis der Güter erhöht, u. der Zinsfuß erniedrigt wurde. Im J. 1764 begründete Friedrich die berliner Bank, u. gab ihr 8 Mill. zum erſten Fonds. Die Maßregel, daß er (1766) die Acciſe ganz auf franzöſiſchen Fuß organiſirte, fand vielen Tadel. Viele neue Inſtitute erhielten in dieſer Zeit des Friedens von ihm ihr Daſein; das neue Geſetzbuch ward aber erſt unter ſeinem Nachfolger beendigt u. eingeführt. Mit Rußland ward (31. März 1764) ein Bündniß geſchloſſen, in deſſen Folge Friedrich die Wahl des neuen Königs von Polen, Stanislaus Poniatowsky, u. die Sache der gedrückten Diſſidenten in Polen unterſtützte. Um Preußen mit Pommern u. der Mark zu verbinden, u. überhaupt ſeinen Staat zu arrondiren, genehmigte Friedrich die erſte Theilung Polens, die zu Petersburg verabredet u. am 5. Auguſt 1772 beſchloſſen wurde. Friedrich erhielt in derſelben ganz Polniſch-Preußen (das im J. 1466 vom deutſchen Orden an Polen überlaſſen worden war), nebſt dem Theile von Großpolen bis an den Netzfluß, doch mit Ausnahme von Danzig u. Thorn. Seit dieſer Zeit ward das Königreich Preußen in Oſt- u. Weſtpreußen eingetheilt. Der König ließ zu Graudenz eine Feſtung anlegen, u. errichtete zu Marienwerder eine Kriegs- u. Domainenkammer. Bei ſeinem wachſamen Blicke auf die Abſichten u. Plane des thätigen Kaiſers Joſeph II., der ihn im J. 1769 in Schleſien beſucht, und

dem er im Jahre 1770 in Mähren ſeinen Gegenbeſuch gemacht hatte, erklärte er ſich im Jahre 1778 gegen die Beſetzung eines großen Theils von Baiern durch die Öſterreicher, nachdem der Churfürſt von Baiern, Maximilian Joſeph, kinderlos geſtorben, und dieſes Land an den Churfürſten Carl Theodor von der Pfalz, als nächſten Erben, gefallen war. Denn obgleich der letztere in eine Ceſſion gewilligt hatte, ſo widerſprach doch im Vertrauen auf Friedrichs Schutz der präſumtive Erbe der Pfalz, der Herzog von Zweibrücken, dieſer Abtretung, ſo wie der Churfürſt von Sachſen, der gerechte Anſprüche auf die baieriſche Allodialerbſchaft hatte. Da Öſterreich durch keine Negotiation von ſeinem Plane zurückgebracht werden konnte, ſo alliirte ſich Sachſen mit Preußen, und Friedrich eröffnete den baierſchen Erbfolgekrieg (im Juli 1778), indem er mit zwei Heeren in Böhmen einrückte. Der Kaiſer Joſeph ſtand in einem feſt verſchanzten Lager hinter der Elbe bei Jaromirs, und war zu keiner Schlacht zu bringen. Die bejahrte Maria Thereſia wünſchte den Frieden, doch zerſchlugen ſich die im Kloſter Braunau (im Auguſt) deshalb angeknüpften Unterhandlungen. Die Armeen machten hierauf gegenſeitig verſchiedene Bewegungen, jedoch ohne Entſcheidung. Als aber Catharina II. erklärte, ſie werde Preußen mit 60,000 Mann unterſtützen, ſo ward dieſer Krieg ohne Schlacht durch den Frieden zu Teſchen (13. Mai 1779. S. d. A.) beendigt. Friedrich hatte gleich anfangs bei den Unterhandlungen großmüthig erklärt, daß er für ſich, wegen der aufgewendeten Kriegskoſten nichts begehre. Öſterreich willigte blos in die Vereinigung der fränkiſchen Fürſtenthümer mit Preußen, und hob die Lehnshoheit Böhmens über dieſe Länder auf. Im J. 1780 fiel dem Könige, nach dem Erlöſchen des Hauſes Mansfeld, derjenige Theil der Grafſchaft Mansfeld anheim, der unter magdeburgiſcher Hoheit ſtand, und bereits ſeit 200 Jahren adminiſtrirt worden war. Noch am Abend ſeines thatenreichen Lebens ſchloß Friedrich (am 23. Juli 1785) in Verbindung mit Sachſen und Hannover den deutſchen Fürſtenbund (ſ. d. A. Fürſtenbund) gegen Joſephs II. Plan, Baiern für den größten Theil der öſterreichiſchen Niederlande einzutauſchen. Mehrere geiſtliche und weltliche Fürſten Deutſchlands traten dieſem Bunde bei. Eine unheilbare Waſſerſucht beförderte den Tod des großen Königs. Er ſtarb zu Sans Souci am 17. Auguſt 1786 im 75ſten Lebens- und im 47ſten Regierungsjahre. Er hinterließ ſeinem Neffen, Friedrich Wilhelm II., ein um 1325 Quadratm. vermehrtes Reich, einen Schatz von mehr als 70 Millionen Thlr., ein Heer von 200,000 Mann, einen hohen Credit bei allen europäiſchen Mächten, und einen durch Bevölkerung, Induſtrie, Wohlſtand und wiſſenſchaftliche Cultur kräftig emporgehobenen Staat. Friedrichs thatenvolles Leben hatte ſeine Zeitgenoſſen mit ſo hoher Achtung erfüllt, daß ſie den Beinamen des Großen zu gering für ihn hielten; ſie nannten ihn den Einzigen, und er verdiente dieſen Namen.— Geläutert durch manche bittere Erfahrung, noch ehe er den Thron beſtieg, erhellt durch das Vorbild des Vaters in ſeinen Anſichten über die Verhältniſſe des Staats und der damaligen Politik Europa's, unterſtützt von einer ſeltenen Intelligenz, die ſich in der einſamen Periode ſeines Lebens zu Rheinsberg entwickelte, ergriff Friedrich das Steuerruder ſeines Reichs und erſchütterte zugleich das ganze Staatenſyſtem Europa's, als er das Schwert zog, um ſeine reichsſtändiſchen Rechte und die Anſprüche ſeines Hauſes zu retten vor den

Anmaßungen und dem Drucke des kaiſerlichen Scepters, als er den Fürſtenbund, dies Meiſterſtück ſeiner Politik, nach den Bedürfniſſen jener Zeit, ausdachte und errichtete. Eines ſeiner großen Verdienſte um ſein Land iſt, daß er auch in den bedenklichſten Umſtänden keine Staatsſchulden machte, wohl aber, obſchon er einen bedeutenden Theil der Einkünfte in verſchiedenen Wegen wieder unter ſeine Unterthanen zurückfließen ließ, einen Schatz ſammelte, größer, als je ein Regent in Europa dergleichen beſeſſen hat. Zu ſeinen Fehlern gehört die Geringſchätzung der Religion, die durch ſein Beiſpiel ſich weiter verbreitete. Bei ſeiner gänzlichen Unbekanntſchaft mit der deutſchen geiſtigen Cultur verachtete er dieſe und trug ſelbſt nichts zu ihrer Vervollkommnung bei. Doch bleibt er der große, einzige Fürſt deutſcher Nation. Friedrichs ſämmtliche Werke, welche vorzüglich die Geſchichte, Staatswiſſenſchaft, Kriegswiſſenſchaft, Philoſophie u. Literatur überhaupt betreffen, ferner ſeine poetiſchen und vermiſchten Schriften findet man in den drei Sammlungen: Oeuvres posthumes de Frédéric II. etc. Berlin 1788. 15 Bde. 8.; Supplément aux oeuvres posthumes de Frédéric le grand. Berlin, 5 Bde. 8.; und Oeuvres de Frédéric II. publiées du vivant de l'auteur. Berlin 1789. 4 Bde. 8., unter welchen vorzüglich ſeine Histoire de mon tems den Meiſterwerken der alten Welt an die Seite geſetzt zu werden verdient. Sein Antimacchiavel (zuerſt à la Haye 1740) zeigt, wie er ſich zum Regenten vorbereitet habe. Ein köſtlicher Fürſtenſpiegel iſt ſein Verſuch über Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten, welchen er nach einer vierzigjährigen Regierung ſchrieb. Um die Charakteriſtik dieſes großen Monarchen zu vollenden, mögen hier noch einige treffende Züge aus Dippolds Skizzen der allgemeinen Geſchichte folgen. „Dieſer Friedrich, dem die Geſchichte den Namen des Großen gegeben, Er, den ſeine Unterthanen, voll der wärmſten, dankbarſten Regung, im Zuge des Herzens den Einzigen genannt, bei deſſen Hintritt ſich jedes preußiſche Auge mit heißen Thränen füllte, bei deſſen Todesnachricht ſelbſt jedes gebildeten Fremdlings Auge naß ward, dieſer Friedrich beweiſet, wie kein andrer, welch eine Allſeitigkeit und Liebenswürdigkeit des Geiſtes ein deutſcher Fürſt und Held in alle Wege zu entfalten fähig ſei! Blickt hin auf die Alexander, die Trajane, die Heinrichs, die Ludwigs. Groß waren ſie alle, jeder auf andre Weiſe. Aber in keinem war die Weisheit des Königs, die Kraft und Kunſt des Feldherrn, die Strenge des Richters, die Milde und Liebe des Vaters ſeiner Unterthanen, die Popularität traulicher Begegnung, der Ernſt der Freundſchaft, die Gunſt und die Liebe der Muſen, der Gelehrte, der Künſtler, der Philoſoph ſo vollkommen vereint, wie in dem Einzigen Friedrich! — Wenn der narbenbedeckte, eisgraue Grenadier, der in der Glorie der Lorbeeren von Hohenfriedberg, von Liſſa, von Liegnitz, in dem Schrecken von Collin, an dem Abend von Cunersdorf, mit und unter Ihm geſtritten, oder auch nur bei friedlicher Muſterung als Flügelmann von der Stiefelſpitze ſeines vorbeireitenden Königs geſtreift worden war, und nie ein anderes Wort, als: „Vorwärts!“ aus ſeinem Munde vernommen hatte; wenn dieſer am Abend ſeines Lebens, beim Namen Friedrich noch von der Krücke auffuhr, und mit Jünglingsgluth alle die Augenblicke ſchilderte, wo er ſeinen geliebten Fritz geſehen und ihn vor Freuden faſt angeweint hatte: dann fühlt man, daß Eins in Friedrichs Weſen lag, was nur deutſche Fürſten und Helden in ſo reichem Maaße

haben können, das Gemüth. — Dann begreift man, wie vieles der künftige Geſchichtſchreiber Friedrichs aufbieten müſſe, wenn er Ihn ſo zeigen will, daß Alle, die das große durchdringende Herrſcherauge ſahen, die die feſſelnden Worte ſeines Mundes hörten, die der Blitz ſeines Geiſtes traf u. entflammte, erkennen u. ſagen müſſen: „Dies iſt Friedrich! So war er!“ — Das iſt die alles feſſelnde Kraft des Genius, die Jeden, wider Willen, ergreift, erwärmt, begeiſtert u. beherrſcht! — Die Pflicht eines Königs in ihrem ganzen Umfange, in ihrer ganzen Würde; dies war die Idee, welche ſein ganzes Leben beherrſchte, ſeiner Seele Mittelpunct. Er wollte einen Staat bilden, der, ſo lange ſein Geiſt in ihm bliebe, eine außerordentliche Vaterlandsliebe u. auch unter fremden Völkern den beſten Menſchen vertrauungsvolle Theilnahme einflößte. Und welche Schickſale dieſes unglücklichen Staates auch von uns erlebt worden ſein mögen, iſt Vaterlandsliebe doch noch immer ein hervorſtechender Zug im preußiſchen Charakter, den künftige Zeiten wohl nur veredeln können. Jegliches wußte er, der große König, zu ſchätzen. Er gab Leibnitzen einen Platz neben ſich, u. indeſſen er ſich über manche Herrſcher ſcherzhaft äußerte, u. ihren Untergang faſt vorausſah, bemühte er ſich um Voltaire's Freundſchaft, u. war gewiß, mit ihm in der Nachwelt zu leben. Seine ſelbſtſtändige Größe ertrug freie Wahrheit; er war offen, wie weit der Regent es ſein kann, u. liebte Offenheit u. Freimüthigkeit auch an dem geringſten des Volks. Daher er freimüthige Äußerungen über ihn ſelbſt, ja Spottgedichte oder Spottbilder, womit Übelgeſinnte ſeine Größe beſchmitzen wollten, niemals fürchtete, ja mehrmals, wie bekannt iſt, verbreiten, unter andern ein Spottbild an einer Straßenecke, das zu hoch hing, tiefer hängen ließ, um es den Vorübergehenden genießbarer zu machen. Das Geheimniß, ſich immer ſeiner ſelbſt würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu ſein, lag in der Art, wie er ſeine Zeit eintheilte u. benutzte. Er geizte mit der Zeit trotz des Privatmanns, der ſein ganzes Leben der Erforſchung der Wahrheit, der Ausbildung einer großen Idee widmet. Die Fülle diplomatiſcher Arbeiten in ſeinen u. anderer Fürſten Archiven, die bändereiche Zahl ſeiner Schriften, unter welchen die Denkwürdigkeiten des Hauſes Brandenburg von anhaltendem Fleiße, tiefem Studium u. eindringender Kraft des Geiſtes zeugen, während in proſaiſchen u. poetiſchen Epiſteln die Funken ſeines Witzes, ſeiner Jovialität u. Laune ſprühen — ſie alle beweiſen, wie viel Stunden ſein wohleingetheilter Tag haben mußte. Rechnet man hiezu, wie viel er außer ſeinem Leben im Felde, auf Übung u. Muſterung ſeiner ſiegreichen Schaaren, auf die Leitung des Cabinets, auf die Verwaltung der Finanzen, wie viel Sorgen auf Manufacturen u. ihren Flor er verwendet, wie manche Stunde er im heitern Kreiſe witziger Köpfe mit muſikaliſchen Übungen hingebracht: ſo muß man geſtehen, daß keiner ſeiner Tage verloren worden, als der, wo er ſtarb. Man muß in ſeinem Sans-Souci geweſen ſein, einem Reſidenzſchloſſe, das wie wenige gelegen u. eingerichtet iſt; man muß in dieſen, mit vaterländiſchen Erzeugniſſen geſchmückten Gemächern, in dem kleinen Bücher- u. Arbeitszimmer, von wo er hier das Bild der Gerechtigkeit, dort eine von ihm geſchaffene reiche Flur mit dem Strome und der Schiffe wehende Segel ſah; man muß auf jenen Terraſſen, in jenen Laubgängen, in jenem Bilderſaale und allen den heimlichen Lieblingsplätzen des großen und guten Königs geweſen ſein, um ganz zu ermeſſen, wie er im Stillen lebte, und ohne

unterlaß ſchuf und wirkte. Wie er dort im Allerheiligſten ſeines Genius, umgeben von alten Griechen und Römern, dieſen ſtummen Lehrern der Welt, umgeben von geiſtreichen Ausländern, nie aufhörte, ſich durch Geſchichte u. Philoſophie zu bilden, wie in dieſer geräuſchloſen Werkſtätte, durch den heilſamen Wechſel von Arbeit u. Einſamkeit Blitze in ſeine Seele fielen, die nachmals als wohlthätige Strahlen über ſein ganzes Preußen, ja über ganz Europa leuchteten. Dort war es auch, wo er den Staub, in welchem ſein Genius gewohnt, den Elementen zurückgab, nachdem er durch Eroberungen ſeine Macht gegründet, die Bevölkerung ſeines Landes verdoppelt, das Glück ſeiner Unterthanen vermehrt, ein vollkommen ausgerüſtetes, ſieggewohntes Heer hinterlaſſen, trotz eines ſiebenjährigen Krieges u. vieler neu erbauten Schlöſſer von unglaublicher Pracht dennoch alle Vorrathskammern, alle Zeughäuſer u. den Schatz gefüllt, u. den deutſchen Fürſtenbund mit dem ſcheidenden Lichtblicke ſeines Ruhms noch einmal erleuchtet hatte. Er ſtarb, u. tauſend ſegnende Stimmen geleiteten den Seligen in das Land der Schatten, von wo Keiner wiederkehrt.“ Aber auch die Fehler u. Mißgriffe dieſes großen Königs dürfen wir nicht übergehen, wenn wir nicht ſtatt einer wahren Schilderung ein unfruchtbares Ideal darſtellen wollen. — „Friedrichs Regierung war eine Selbſtregierung, u. die Folgen derſelben zeigten ſich am nachtheiligſten in der Civiladminiſtration, die immer mehr zur Maſchine ward. Sich ſelbſt genug,, kannte Friedrich keinen Staatsrath, was in einer erblichen Selbſtherrſchaft unvermeidlich dahin führt, daß der Geiſt eines Herrſchers ſich ſelbſt überlebt. — Die Stärke des Staats, die in der Nation u. in der Verwaltung liegt, ſah Friedrich blos in ſeiner Armee, in ſeinem Schatze. Nirgends konnte daher die Scheidewand zwiſchen dem Civil- u. Militärſtande ſo ſtark werden, als in der preußiſchen Monarchie, was nicht zur Stärke des Staatsgebäudes beitragen konnte. Friedrich verſchmolz ſich endlich nie mit ſeinem Volke. Nur der Herrſcher gehörte dieſem, der Menſch einem kleinern Kreiſe von Fremdlingen an. Dieſe Trennung hatte die bedeutendſten Folgen. Ich will nichts davon ſagen, daß er deutſche Kunſt u. Gelehrſamkeit nicht achtete oder verkannte. Denn in ſeiner blühenden Zeit hatten die deutſchen Muſen eine kümmerliche Geſtalt, die deutſche Gelehrſamkeit ein ſo abſchreckendes Äußere, daß ſich Friedrichs reicher Geiſt in dieſer Armuth unmöglich gefallen konnte: u. als ein höherer Genius über ſie kam, war Friedrich in ſeinem Kreiſe ſchon ſo einheimiſch, daß er nun das nicht mehr für ſie that, was er früherhin gethan haben würde. Ich will nichts von ſeiner ſogenannten Freigeiſterei ſagen: denn hierin eilte er nur, wie alle großen Geiſter, ſeinem Zeitalter voraus. Aber durch dieſe Trennung von ſeiner Nation warf er einen Schatten auf ſie, beſchränkte ſeinen Geſichtskreis, u. gab der uralten Sucht der Deutſchen, alles Fremde, Gutes wie Schlimmes, nachzuahmen, manche verderbliche Nahrung, ſo daß die Folgen davon zum Theil noch jetzt empfunden werden.“

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen von 1786 — 1797, geb. den 25. Sept. 1744, Brudersſohn u. Nachfolger Friedrichs II., von Schmeichlern der Vielgeliebte genannt. Sein Vater, Auguſt Wilhelm, Prinz von Preußen, zweiter Sohn Friedrich Wilhelms I., befehligte im J. 1757 ein preußiſches Armeecorps in Böhmen u. der Lauſitz, aber nicht mit Glück, u. ſtarb den 12. Juni 1758. Nach ſeinem Tode wurde Friedrich Wilhelm von ſei-

nem Oheim, Friedrich II., zum Prinzen von Preußen erklärt. Der junge Prinz überließ ſich bald einer Lebensweiſe, welche der Oheim mißbilligte, und welche beide eine lange Reihe von Jahren hindurch von einander entfernte. Doch äußerte Friedrich II. ſeine Zufriedenheit mit dem Kronprinzen, als er im baierſchen Erbfolgekriege (1778) bei Neuſtädtel in Schleſien einen Beweis perſönlicher Tapferkeit gegeben hatte. Friedrich Wilhelms erſte Gemahlin war Eliſabeth Chriſtine Ulrike, Prinzeſſin von Braunſchweig, Mutter der Prinzeſſin Friederike, die ſeit 1791 mit dem Herzog von York vermählt iſt. Nach der Trennung dieſer Ehe (1769) vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Luiſe von Heſſen-Darmſtadt, Mutter des jetzt regierenden Königs. Sein Regierungsantritt begann unter günſtigen Auſpicien (am 17. Aug. 1786). Preußen war in keinen Kampf mit äußern Feinden verwickelt, und Friedrichs II. Politik hatte ihm in der letztern Zeit ſeines Lebens eine Art von ſchiedsrichterlichem Einfluſſe auf die Angelegenheiten Europens verſchafft. Er hinterließ ſeinem Neffen ein im Innern blühendes und gut organiſirtes, während ſeiner Regierung um die Hälfte vermehrtes, und überall geachtetes Reich, ein Heer von 200 000 Mann, und einen Schatz von mehr als 70 Millionen Thalern. Doch bald ging durch mehrere politiſche Mißgriffe der Credit in den auswärtigen Cabinetten verloren; es zeigte ſich Inconſequenz, Eigennutz und Ländersucht in den Verhandlungen mit andern Mächten; durch unnütze Kriege und durch den Aufwand der Lieblinge wurde der geerbte Schatz verſchleudert, ſo daß bei des Königs Tode noch 18 Millionen Schulden contrahirt waren. Seine erſte Theilnahme an auswärtigen Angelegenheiten beſtand darin, daß er (1787) eine Armee unter dem Herzog von Braunſchweig nach Holland ſchickte, wo die Patrioten (die antioraniſche Partei) die Rechte des Erbſtatthalters nicht mehr anerkennen wollten, und deſſen Gemahlin, Schweſter des Königs, bei ihrer Reiſe nach dem Haag beleidigt, dafür aber keine Genugthuung gegeben hatten. Die Preußen drangen ohne Widerſtand bis Amſterdam, und die alte Ordnung der Dinge in Holland wurde bald wieder hergeſtellt, auch (am 15. April 1788) ein Defenſivbündniß im Haag zwiſchen Preußen, England und Holland geſchloſſen. In dem Kriege zwiſchen Schweden und Rußland (1788) hinderte Friedrich Wilhelm in Verbindung mit England den fernern Angriff Dänemarks auf Schweden. Eiferſüchtig auf die Fortſchritte Rußlands und Öſterreichs im Türkenkriege, garantirte er der Pforte in einem Bündniſſe 1790 die Integrität aller ihrer Beſitzungen und reizte dadurch Öſterreich, ſo daß bereits ein preußiſches Heer in Schleſien an der böhmiſchen Grenze und ein öſterreichiſches in Böhmen ſich zuſammenzog. Doch Leopold II. wünſchte keinen Krieg mit Preußen, und verſprach (am 27. Juni 1790) in der reichenbacher Convention, welche unter Vermittelung Englands und Hollands, zwiſchen Öſterreich und Preußen abgeſchloſſen wurde, den Türken alle Eroberungen, bis auf den Diſtrict von Alnta, zurückzugeben, auf welche Bedingungen auch der Friede von Sziſtowe zwiſchen Öſterreich und der Pforte abgeſchloſſen wurde. Die Mißverſtändniſſe über dieſe Convention glichen Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. bei ihrer Zuſammenkunft in Pilnitz (im Auguſt 1791) aus, wo ſie in einer Convention zu einer nähern Verbindung in Hinſicht der franzöſiſchen Angelegenheiten zuſammentraten. Vortheilhafter, als die Allianz mit der Pforte, würde das Bündniß mit der Krone und Republik Polen (1789) für Preußen geweſen ſein, wenn nicht bald darauf der Krieg gegen Frankreich Preußens Kraft

getheilt und zu einem veränderten politiſchen Syſtem in Hinſicht Polens genöthigt hätte. Der beſſere Theil der Polen, an ihrer Spitze der König Stanislaus Auguſtus, beabſichtigte eine neue Conſtitution des Reichs und eine erbliche Thronfolge, welche dem ſächſiſchen Hauſe beſtimmt war. Um einer auswärtigen Garantie ſich zu verſichern, ward das Bündniß zwiſchen Polen und Preußen geſchloſſen, in welchem Preußen die Integrität des polniſchen Staats garantirte, und demſelben einen Beiſtand von 40 000 Mann Infanterie und 4000 Mann Cavallerie zuſicherte, ſobald ſich eine fremde Macht in deſſen innere Angelegenheiten miſchen würde. Bald aber wußte Catharina II., nachdem ſie mit der Pforte Frieden geſchloſſen, und, ohne ſelbſt Antheil an dem Kampfe gegen Frankreich zu nehmen, Preußens und Öſterreichs Anſtrengungen in dieſem Kriege berechnet hatte, Friedrich Wilhelm in die Alternative zu bringen, entweder, als Folge des Bündniſſes mit Polen, dieſen Staat gegen Rußland zu vertheidigen, oder ihn in Verbindung mit Rußland zum zweitenmale zu theilen. Preußen ließ (im Januar 1793) ein Truppencorps unter Möllendorfs Anführung in Großpolen einrücken, und, außer Danzig u. Thorn, die Woiwodſchaften Poſen, Gneſen, Kaliſch, Sieradien nebſt der Landſchaft Wielun und den czenſtochowiſchen Bezirk von der Woiwodſchaft Cracau, die Woiwodſchaft Lenczic, einen Theil der Woiwodſchaften Rawa und Brzesc, nebſt der Landſchaft Dobrzyn, und die Woiwodſchaft Plock nebſt der Landſchaft Zakroczyn beſetzen, welche Länder mit 1100 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohnern unter dem Namen Südpreußen mit Oſt- und Weſtpreußen verbunden, und nach preußiſcher Verfaſſung organiſirt wurden. Ob nun gleich der Reichstag von Grodno dieſe Abtretung an Preußen und den gleichzeitigen Länderverluſt an Rußland genehmigen mußte, ſo brach doch (im April 1794) unter Kosciusko und Madalinski ein Aufſtand der Polen zur Wiederherſtellung ihrer Selbſtſtändigkeit aus, in welchem anfangs die Ruſſen geſchlagen und auch die Preußen mehrmals beſiegt wurden, bis endlich Kosciusko von dem ruſſiſchen General Ferſen (am 10. October) gefangen und Praga (am 4. November) von Suwarow erſtürmt wurde. Darauf ward in der dritten Theilung Polens (1795) zwiſchen Rußland, Öſterreich und Preußen, der Reſt des polniſchen Staats aufgelöſ't. Preußen erhielt in dieſer Theilung den Reſt von Rawa, und die Woiwodſchaften Maſovien, auf der linken Seite der Weichſel und der rechten des Bugs, nebſt einem Diſtricte von ungefähr ſechs Meilen auf dem rechten Ufer jenes Fluſſes, Warſchau gegenüber; die Woiwodſchaften Podlachien auf der rechten Seite des Bugs; von den litthauiſchen Woiwodſchaften Troki und Samogitien alles an dem linken Ufer des Niemen, und von der Woiwodſchaft Cracau das Herzogthum Severien und die Spitze des Palatinats Cracau an der Grenze von Ober-Schleſien. Durch dieſe Acquiſition wurde nicht nur die Provinz Südpreußen beträchtlich vermehrt, ſondern auch aus den Ländern zwiſchen der Weichſel, dem Bug und Niemen die Provinz Neu-Oſtpreußen gebildet, und das Herzogthum Severien nebſt einem Theile der Woiwodſchaft Cracau unter dem Namen Neu-Schleſien zu Schleſien geſchlagen. — Den Antheil Preußens an dem Kampfe gegen Frankreich begründete, als Folge der Pillnitzer Convention, das Bündniß mit Öſterreich (im December 1792), in welchem ſich Preußen und Öſterreich zur Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung, zur Bekämpfung der franzöſiſchen Revolution und zur Errichtung einer freien Conſtitution in Polen vereinigt

hatten. Ob man nun gleich in Frankreich nicht erwartete, daß Preußen wirklich am Kampfe Theil nehmen würde, ſo ließ doch Friedrich Wilhelm (im Juni 1792) ein Heer von 50,000 Mann unter der Anführung des Herzogs von Braunſchweig nach dem Rheine aufbrechen. Er ſelbſt folgte demſelben mit den Prinzen. Der Anfang des Kampfes ſchien den beſten Erfolg zu verſprechen. Die Deutſchen drangen nach der Einnahme der Feſtungen Longwy (am 23. Aug.) und Verdun (am 2. September) in Champagne vor, wo Dumouriez ihnen gegenüber ſtand. Er ward zwar bei Grandpré (14. September) von den Preußen zurückgedrängt, bezog aber darauf das Lager bei St. Menehould, wo er durch Kellermann und Beurnonville verſtärkt wurde, und Kellermann den Angriff der Preußen (am 20. Sept.) auf die Anhöhen von Valmy (ſ. Valmy.) zurückwies. Seuchen, ſchlechte Witterung und Mangel an Lebensmitteln nöthigten die Preußen zum Rückzuge. Longwy und Verdun fielen wieder in die Hände der Republikaner, und Thionville ward deblokirt. Während des Vordringens der Deutſchen in Champagne hatte Cuſtine denſelben eine Diverſion im Rücken gemacht, und Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt am Main eingenommen. Dieſe letzte Stadt ward aber (am 2. December) von den Preßen und Heſſen wieder erobert, ſo wie Kalkreuth (am 22. Juli 1793) auch die Feſtung Mainz zur Capitulation nöthigte. Dennoch hinderten die Mißverſtändniſſe zwiſchen den öſterreichiſchen und preußiſchen Feldherren die Thätigkeit der allirten Armee im Sommer 1793, bis der Herzog von Braunſchweig (am 14. Sept.) die Franzoſen bei Pirmaſens zurückſchlug, die Öſterreicher (am 12. October) die weißenburger Linien überwältigten und das Fort Louis (am 14. November) eroberten. Allein bereits am 26. December hatte Pichegru der weißenburger Linien von neuem ſich bemächtigt, und die Preußen und Öſterreicher zogen ſich darauf über den Rhein zurück. Am Anfange des J. 1794 reſignirte der Herzog von Braunſchweig auf den Oberbefehl. Ihm folgte Möllendorf, welcher (am 23. Mai) die franzöſiſchen Verſchanzungen bei Kaiſerslautern eroberte. Doch nöthigten die Verluſte der Öſterreicher in Belgien auch die Preußen wieder über den Rhein zurück, und am 5. April 1795 ſöhnte ſich Preußen im Frieden zu Baſel, von Hardenberg und Barthelemy abgeſchloſſen, mit der Republik Frankreich aus, und ließ ſeine jenſeit des Rheins gelegenen Länder in den Händen der Franzoſen. Für die Neutralität des nördlichen Deutſchlands ward zwiſchen Frankreich und Preußen eine Demarcationslinie verabredet. Noch waren während Friedrich Wilhelms II. Regierung von dem letzten Fürſten des brandenburgiſch-fränkiſchen Mannsſtammes, dem Markgrafen Chriſtian Friedrich Carl Alexander, die beiden fränkiſchen Fürſtenthümer Anſpach und Bayreuth (am 2. December 1791) gegen eine jährliche Leibrente von 500,000 Gulden der Churlinie völlig überlaſſen, und von dem Könige bei dieſer Gelegenheit der rothe Adlerorden erneuert worden. In Hinſicht der innern Adminiſtration war zwar die von Friedrich II. eingeführte franzöſiſche Regie abgeſchafft, und manche zweckmäßige Einrichtung begründet, ſo wie ein neues allgemeines Geſetzbuch eingeführt; allein die von Friedrich II. geförderte Aufklärung und Toleranz ward durch Wöllner und andere Männer in des Königs Umgebung vermittelſt des Religionsedicts (1788) und eine neu zuſammengeſetzte Examinationscommiſſion ſehr beſchränkt.

Friedrich Wilhelm II. ſtarb am 16. November 1797 im 54ſten Lebens und 12ten Regierungsjahre. Man vergleiche Preußen, Lichtenau, Haugwitz, Herzberg.

Friedrich Wilhelm III., jetzt regierender König von Preußen, älteſter Sohn von Friedrich Wilhelm II. und der im J. 1805 zu Berlin als Witwe verſtorbenen Königin Luiſe, Tochter des Landgrafen Ludwig IX. zu Heſſen-Darmſtadt, geboren am 3. Aug. 1770. Unter den Auſpicien ſeines Groß-Onkels, Friedrichs des Einzigen, wurde ſeine Erziehung vorzüglich von ſeiner Mutter geleitet. Sein nachmaliger Erzieher war der Graf Carl Adolph von Brühl. Der junge Prinz zeigte ſchon früh viel geiſtige Anlagen, ein treffliches Gemüth, und beſonders jene Energie des Charakters, die er auch in der Folge in allen Verhältniſſen behauptet hat. Die Tradition hat noch jene Prophezeihung Friedrichs über ihn, zu welcher ein jugendliches Spiel die Veranlaſſung gab, aufbewahrt. Daß in einem militäriſchen Staate, wie Preußen, auch die Erziehung der Prinzen militäriſch war, läßt ſich leicht denken. Aber die Erziehung des jungen Prinzen und ſeiner Brüder war auch populär; ſie blieben nicht blos in ihrem eignen Kreiſe eingeſchloſſen, ſondern lernten frühzeitig ſich auch andern Ständen nähern; eine Methode, nach welcher alle junge Prinzen erzogen werden ſollten, weil ſie in ihren Folgen für den Regenten, wie für die Regierten, gleich vortheilhaft wird. — Im Auguſt des Jahres 1791 begleitete Friedrich Wilhelm III. als Kronprinz ſeinen königlichen Vater nach Dresden, und legte hier den Grund zu der Bekanntſchaft mit dem jetzigen Kaiſer von Öſterreich. Als nicht lange nachher Preußen, in Verbindung mit Öſterreich, den Krieg gegen Frankreich erklärte, und König Friedrich Wilhelm II. im Juni 1792 ſich zu ſeiner unter dem Befehl des Herzogs von Braunſchweig ſtehenden Armee an den Rhein begab, begleitete ihn der Kronprinz ebenfalls, nebſt den übrigen Prinzen des königlichen Hauſes, machte den Feldzug mit, und zeigte bei verſchiedenen Gelegenheiten die Unerſchrockenheit, die den preußiſchen Prinzen ganz eigenthümlich zu ſein ſcheint. Dieſer Feldzug wurde die Veranlaſſung, daß Friedrich Wilhelm III. ſeine nachherige Gemahlin, die unvergeßliche Königin Luiſe, kennen lernte, und den Bund der Herzen mit ihr ſchloß. Dieſe Prinzeſſin hatte, beim Ausbruche des Kriegs, mit ihrer jüngern Schweſter Darmſtadt verlaſſen, und ſich einige Zeit in Hildburghauſen bei einer ältern Schweſter, der regierenden Herzogin, aufgehalten. Nachdem Frankfurt am Main (im December 1792) den republikaniſchen Franzoſen entriſſen worden war, nahm König Friedrich Wilhelm II. den Winter hindurch ſein Hauptquartier in dieſer Stadt. Die beiden Prinzeſſinnen nahmen (im März 1793) ihren Rückweg nach Darmſtadt über Frankfurt, und wurden von dem Könige zur Tafel geladen. Die Prinzeſſin Luiſe erregte gleich beim erſten Anblick die Aufmerkſamkeit des Kronprinzen; beide näherten ſich einander bald. Nicht Staatsgründe oder Familienverhältniſſe knüpften ein Bündniß, das ſein Daſein einer reinern Quelle verdankte — der Harmonie gleicher edler Geſinnungen und dem Einklange der Herzen. Der Kronprinz verlobte ſich mit der Prinzeſſin Luiſe in Darmſtadt am 24. April 1793, aber die kriegeriſchen Zeitumſtände verurſachten einen Aufſchub der Vermählung, die erſt am 24. Dec. zu Berlin Statt hatte. Friedrich Wilhelm III. folgte ſeinem Vater, der am 16. Nov. 1797 ſtarb, ſogleich in der Regierung. Die Reiſe,

die er im Frühjahre 1798, in Begleitung ſeiner Gemahlin, in die vornehmſten Städte ſeines Reichs machte, um die Huldigung zu empfangen, war ein fortwährender Triumphzug; Aller Herzen huldigten dem königlichen Paare. In den letzten Jahren Friedrich Wilhelms II. hatten mancherlei politiſche Mißgriffe Statt gefunden; Günſtlinge beiderlei Geſchlechts hatten ſich der oberſten Gewalt bemächtigt, und mißbrauchten ſie, um niedrige Zwecke zu erreichen. Verſchiedene der weiſen und heilſamen Einrichtungen des großen Friedrichs waren vernichtet worden. Die Beſſern im Volk ſeufzten über dieſes Unheil, und richteten ihre Augen ſehnſuchtsvoll auf den Kronprinzen, der im Geiſte ſeines Großonkels zu handeln hoffen ließ. Er erfüllte gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung die von ihm gefaßte Hoffnung, ſo viel er konnte. Das verhaßte Religionsedict, Wöllners Ausgeburt, und das Cenſurreglement wurden, ſo wie der läſtige Tabakspacht, aufgehoben, Druck- und Preßfreiheit wieder hergeſtellt; eine vernünftige Cenſur wurde angeordnet; der Lauf der Juſtiz durfte nicht mehr durch willkürliche Cabinetsbefehle unterbrochen werden. Der junge König entfernte mehrere Perſonen, die unter der vorigen Regierung den gerechten Unwillen der Nation gegen ſich erregt hatten, und ſtellte an die Spitze der Geſchäfte Männer, deren Einſichten und Redlichkeit allgemein anerkannt waren. Die Rechtlichkeit, die der König ſtets bewieſen hatte, zeigte ſich auch in den Cabinetsbefehlen, die er erließ; ſie waren alle motivirt, und lieferten ein bis dahin ungewöhnliches Beiſpiel, daß der Regent den Regierten die Gründe ſeines Verfahrens einzeln darlegte. Eine weiſe Sparſamkeit, welche die zerrütteten Finanzen und eine Staatsſchuldenlaſt von zweiundzwanzig Millionen Thalern nothwendig machten, wurde eingeführt. Der König ſelbſt gab darin ein nachahmungswürdiges Beiſpiel an ſeinem Hofe, wo eine edle Simplicität, verbunden mit Ordnung und Pünctlichkeit, herrſchte. Das königliche Paar ſtellte ſelbſt das ſchönſte Beiſpiel des glücklichen häuslichen Lebens und der auf den Thronen ſo ſeltnen Gattenliebe dar. Die junge Königin hatte von der Natur alles erhalten, was an ihrem Geſchlechte liebenswürdig genannt werden kann. In einem ſchönen Körper war eine noch ſchönere Seele, die das reine Bild der Unſchuld und hoher weiblicher Sittlichkeit wie in einem klaren Spiegel zeigte. Ohne den geringſten Anſpruch auf Theilnahme an der Herrſchaft ihres Mannes, kannte ſie nur Hingebung in ſeinen Willen, und eine unerſchütterliche Anhänglichkeit an ſeine Perſon. Darf es da wohl befremden, daß ſpäter ihr unerwarteter, unerſetzlicher Verluſt den treuen, gefühlvollen Gatten ſo tief verwundete, daß ſelbſt die Zeit, die ſonſt ſo mächtige Tröſterin, den Schmerz darüber in ſeinem Herzen nicht tilgen konnte? Wie ſehr dieſe vortreffliche Königin von der Nation geliebt und verehrt wurde, bewies ſich in ihrem Leben, und noch mehr nach ihrem Hintritte, durch Handlungen, die ihr Andenken verewigen. (Vergl. Luiſe.) Bei dem immer wieder erneuerten Kampfe Englands und der Continentalmächte gegen Frankreich behauptete ſich Preußen unerſchütterlich bei der, ſeit dem am 17. Mai 1795 zu Baſel abgeſchloſſenen Tractate, angenommenen Neutralität, und Friedrich Wilhelm III. benutzte dieſe Zeit des Friedens, um die alten und neuen Provinzen ſeines Reichs zu einer immer höhern Stufe der Cultur zu erheben, und beſonders in den letztern den innern Wohlſtand auf eine dauerhafte Baſis zu gründen. Durch den basler Frieden (5. April 1795) war feſtgeſetzt worden, daß die franzöſiſchen Truppen

die auf dem linken Rheinufer liegenden preußiſchen Provinzen, Geldern, Meurs und einen Theil von Cleve, fortwährend im Beſitz behalten ſollten; die definitive Entſcheidung wegen dieſer Provinzen war bis zum allgemeinen Frieden zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reiche ausgeſetzt geblieben. Nachdem dieſer Friede am 9. Febr. 1801 zu Lüneville zu Stande gekommen, und das ganze linke Rheinufer an Frankreich überlaſſen worden war, erhielt Preußen zwei Jahre nachher durch den Reichsdeputationsſchluß den öſtlichen Theil des Stifts Münſter, die Fürſtenthümer Hildesheim, Paderborn, Eichsfeld, Erfurt mit ſeinem Gebiet, Untergleichen, Treffurt, Dorla, die freien Städte Goslar, Mühlhauſen und Nordhauſen, die Stifter Quedlinburg, Eſſen, Werden, Elten, die Abtei Herford und die Probſtei Kappenberg. Preußen gewann durch dieſe Entſchädigung gegen 180 Quadratmeilen mit mehr als 400,000 Einwohnern, größtentheils treffliche, dem Staate wohlgelegene Länder, mit einem Überſchuſſe an Einkünften von mehr als zwei Millionen Gulden. Durch einen Tauſch mit Bayern wurden die fränkiſchen Fürſtenthümer ſehr zweckmäßig, und mit einem Gewinn von ungefähr 8 Quadratmeilen arrondirt. Friedrich Wilhelm III. war jetzt Beherrſcher einer Nation, deren Volsmenge gegen zehn Millionen betrug. Bei dem durch die dritte Coalition zwiſchen England, Rußland und Öſterreich gegen Frankreich im J. 1805 ausgebrochnen Kriege blieb Friedrich Wilhelm III. ſeinem bisherigen Neutralitätsſyſtem getreu. Demonſtrationen, welche von Rußland gegen Preußen gemacht wurden, bewogen den König, auch ſeine Truppen in Schleſien und an der Weichſel zuſammenzuziehen. Aber der unerwartete Durchmarſch eines franzöſiſch-bayerſchen Heeres durch das neutrale anſpachiſche Gebiet, und die perſönliche Gegenwart des Kaiſers Alexander in Berlin, änderten die Lage der Dinge. Der König trat ins geheim (den 3. Nov. 1805) der Coalition gegen Frankreich unter gewiſſen Bedingungen bei, ſuchte noch den Frieden zwiſchen den kriegführenden Mächten zu vermitteln, und ließ eine Armee nach Franken marſchiren. Nach der Schlacht von Auſterlitz kam der Friede zwiſchen Öſterreich und Frankreich zu Preßburg zu Stande. Wenige Tage vorher (den 15. Dec.) war zu Wien, durch den Grafen Haugwitz, eine proviſoriſche Convention zwiſchen Preußen und Frankreich abgeſchloſſen worden. Durch dieſe wurde die Verbindung der beiden Mächte erneuert, und die gegenſeitige Garantie der alten und neuerworbenen Länder feſtgeſetzt; Preußen trat Anſpach zu Gunſten Bayerns, Cleve und Neufchatel zur freien Dispoſition an Frankreich, und dieſes dagegen den ganzen churhannöveriſchen Staat an Preußen ab. Dieſe unglückliche Acquiſition von Hannover, wovon Preußen am 1. April 1806 wirklich Beſitz nahm, veranlaßte zuerſt ein Manifeſt (den 20. April), und dann eine förmliche Kriegserklärung Englands gegen Preußen (den 11. Juni). Auch mit Schweden, deſſen König in Folge eines mit England geſchloſſenen Subſidientractats, das Herzogthum Lauenburg decken wollte, brachen Feindſeligkeiten aus; die Preußen vertrieben die ſchwediſchen Truppen aus dem Lauenburgiſchen. Doch erfolgte bald (im Auguſt 1806) eine Art von Ausſöhnung zwiſchen beiden Mächten. Neue Friedensunterhandlungen Frankreichs mit England und Rußland, durch welche Preußen ſich gefährdet glaubte, und die Errichtung des Rheinbundes veranlaßten auch zwiſchen Preußen und Frankreich neue Unterhandlungen. Preußen hatte

die Idee, im Norden von Deutſchland, ſo wie Napoleon im Süden und Weſten es gethan hatte, einen nordiſch-deutſchen Bund zu ſtiften, welcher alle im Grundvertrage der rheiniſchen Conföderation nicht genannten Staaten enthalten ſollte. Um den Foderungen, daß Frankreich dieſer beabſichtigten Verbindung kein Hinderniß entgegenſtellen, ſeine Truppen aus Deutſchland zurückziehen, und verſchiedne widerrechtlich occupirte Orte räumen ſollte, mehr Nachdruck zu geben, rüſtete Preußen ſich, bloß in Verbindung mit Sachſen, zum Kriege gegen Frankreich, deſſen Heere ſich ebenfalls nach Deutſchland in Bewegung ſetzten. Am 9. October begannen die Feindſeligkeiten an der Saale; am folgenden Tage wurde der Vortrab der preußiſchen Armee bei Saalfeld zurückgedrängt, wo der tapfere Prinz Louis von Preußen als ein Opfer ſeines Heldenmuths fiel, und am 14 Oct. entſchied die Doppelſchlacht bei Jena und Auerſtädt über das Schickſal des preußiſchen Heeres und aller zwiſchen der Weſer und der Elbe gelegenen preußiſchen Länder. Unerwartet und unbegreiflich ſchnell ergaben ſich die wichtigſten Feſtungen den Feinden, und ſchon am 27. Oct. hielt der Sieger ſeinen Einzug in die wehrloſe Hauptſtadt der preußiſchen Monarchie. Dieſes Übermaß von Unfällen konnte die unerſchütterliche Standhaftigkeit Friedrich Wilhelms III. dennoch nicht niederbeugen. Er erwählte Memel zu ſeinem einſtweiligen Aufenthalte, ſammelte und organiſirte ſeine Armee aufs neue, und ahndete mit gerechter Strenge die Pflichtvergeſſenheit, die Viele unter ſeinem Heere ſich hatten zu Schulden kommen laſſen (Publicandum vom 1. Dec. 1806). In Verbindung mit ſeinem treuen Alliirten, dem Kaiſer von Rußland, ſtellte er ſich den in Oſtpreußen eindringenden Feinden entgegen. Die Schlachten bei Eylau und Friedland führten endlich den Frieden zu Tilſit (ſ. d. Art.) am 9. Juli 1807 herbei. Große und ſchmerzliche Opfer mußte Friedrich Wilhelm III. in dieſem Frieden bringen, und Provinzen abtreten, die ſeit Jahrhunderten ſeinem Hauſe treu ergeben geweſen waren. Faſt mehr als die Hälfte ſeines Reichs ging verloren, und darunter Provinzen, die in Rückſicht des Ackerbaues, der Induſtrie und des Handels die vorzüglichſten waren. Was den Schmerz des Verluſtes noch vermehren mußte, war, daß auch die ihm noch verbleibenden Länder von den franzöſiſchen Truppen beſetzt gehalten wurden. Selbſt die Hauptſtadt Berlin wurde erſt im December 1808 von ihnen geräumt, und der von ſeinen Unterthanen zurückgeſehnte König konnte erſt ſpäter ſeine Reſidenz wieder da nehmen. Mit unabläſſigem Eifer und feſtem Willen arbeitete nun Friedrich Wilhelm III., die Wunden, welche der Krieg ſeinen Staaten verurſacht hatte, zu heilen, und eine völlig neue Organiſation der innern Staatsform herzuſtellen. Die Armee wurde auf 42,000 Mann geſetzt und neu organiſirt. Eine neue Civilverfaſſung wurde hergeſtellt, und der Gang der öffentlichen Geſchäfte genau beſtimmt. Früher ſchon (den 9. Oct. 1807) war das wohlthätige Edict erſchienen, welches die Erbunterthänigkeit aufhob, und ſpäter (den 27. Juli 1808) modificirt wurde. Unter dem Namen der Städte Ordnung wurde am 19. November 1808 eine geſetzliche Vorſchrift über die Organiſation der Magiſtrate und die Vertretung der Stadtgemeinden in Rückſicht des ſtädtiſchen Gemeinweſens durch Stadtverordnete ertheilt. Eben ſo wichtig und für den Staat heilſam war die am 6. November 1809 beſchloſſene Veräußerung der königlichen Domainen, die Verwandlung der Klöſter und der übrigen geiſtlichen Güter in Güter des Staats (den 30. Oct. 1810) und die

ſelbſt unter ſehr drückenden Zeitverhältniſſen höchſt liberale Pflege und Ausſtattung des Erziehungsweſens, wozu beſonders die Stiftung der neuen Univerſität zu Berlin (1809) gehört, ſo wie die Verpflanzung der Univerſität zu Frankfurt an der Oder nach Breslau, wo ſie eine neue zweckmäßigere Form erhielt. Ehe Friedrich Wilhelm III. ſeine Reſidenz, Berlin, wiederſah, reiſ'te er in Begleitung ſeiner königlichen Gemahlin am 27. Dec. 1808 von Königsberg über Memel und Riga nach Petersburg, um da das Freundſchaftsbündniß mit dem Kaiſer Alexander noch feſter zu knüpfen. Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen, die unter Feſtlichkeiten vergangen waren, kehrte das königliche Paar nach Königsberg zurück, und hielt am 23. December 1809 ſeinen feierlichen Einzug in Berlin. Die Freude des Königs und des Landes wurde bald aufs empfindlichſte geſtört durch den unerwarteten Tod der allverehrten Königin Luiſe (ſ. d. A.), welcher am 19. Juli 1810 zu Hohenzieritz, einem Luſtſchloſſe ihres Vaters, des Herzogs von Meklenburg-Strelitz, erfolgte. Die Größe ihres Verluſtes hat der allgemeine Ausdruck des Gefühls der ganzen Nation, noch mehr aber der nie verſiegte Schmerz ihres Gatten deutlich ausgeſprochen. Aus dieſer königlichen, wahrhaft glücklichen Ehe waren 10 Kinder entſproſſen, von denen noch 4 Prinzen und 3 Prinzeſſinnen am Leben ſind; die älteſte der letztern, Charlotte (geb. den 13. Juli 1798), iſt die Gemahlin des ruſſiſchen Großfürſten Nicolaus. — Während Friedrich Wilhelm III. mit dem Auslande in friedlichen Verhältniſſen ſtand, fuhr er unermüdet fort, den innern Zuſtand ſeines Landes zu vervollkommnen; dahin gehören vorzüglich verſchiedene Verbeſſerungen in der Civil- und Juſtizverwaltung, im Münzweſen und in der Cultur des Landes. An die Stelle der durch das Edict vom 30. Oct. 1810 und durch die Urkunde vom 23. Jan. 1811 aufgelöſ'ten Ballei Brandenburg des Johanniterordens, des Heermeiſterthums und der Commenden derſelben, deren ſämmtliche Güter als Staatsgüter eingezogen worden waren, errichtete der König durch die Urkunde vom 23. Mai 1812 einen neuen Orden, unter der Benennung: königl. preußiſcher St. Johanniterorden, erklärte ihn zu einem preußiſchen Orden, und ſich ſelbſt als ſouverainen Protector deſſelben. Mit Frankreich ſchloß er (am 24. Febr. 1812) zu Paris einen Defenſiv-Allianztractat gegen alle europäiſche Mächte, mit welchen der eine oder der andere der contrahirenden Theile in Krieg verwickelt wäre oder werden könnte; beide Mächte garantirten ſich gegenſeitig die Integrität ihrer Staaten, und ſetzten ihr Benehmen gegen England feſt, auf den Fall, wenn dieſes in Anſehung der neutralen Schifffahrt die Beſtimmungen des utrechter Friedens verletzen würde. Als im Juni 1812 der Krieg zwiſchen Rußland und Frankreich wirklich ausbrach, ließ der König zu der Armee des letztern ein Hülfscorps von 30,000 Mann ſtoßen, welches erſt von dem General Grawert, nachher von dem General York befehligt wurde, mit dem 10ten franzöſiſchen Armeecorps unter dem Marſchall Macdonald den linken Flügel bildete, und zu der Belagerung von Riga beſtimmt wurde. Bei dem ſchnellen und verderblichen Rückzuge der franzöſiſchen Armee aus Rußland mußte auch das preußiſche Hülfscorps ſich zurückziehen. Aber der General York rettete es durch eine am 30. December 1812 mit dem ruſſiſchen General Diebitſch abgeſchloſſene Convention, vermöge welcher das preußiſche Corps für neutral erklärt wurde, und ſich demzufolge von der franzöſiſchen Armee abſonderte. Da der Zeitpunct noch nicht erſchienen

war, wo die preußiſche Regierung ihre Geſinnungen offen an den Tag legen konnte, ſo mußte die Handlung des Generals York anfangs gemißbilligt werden. Aber als der König für gut befunden hatte, am 22. Januar 1813 Berlin zu verlaſſen, und ſeine Reſidenz nach Breslau zu verlegen, ließ er von da aus in einem Parolebefehl vom 11. März dem General York volle Gerechtigkeit wiederfahren, beſtätigte ihn nicht nur in ſeinem Commando, ſondern übergab ſeinem Oberbefehl noch ein andres Truppencorps. Eine neue Epoche begann jetzt für Preußen, welches bald darauf das Band ſeiner Abhängigkeit von Frankreich zerriß. In allen Gemüthern ging nicht nur das Licht neuer Hoffnungen auf, das unter dem fremden Druck bisher ſo tief gebeugte Vaterland wieder herſtellen zu können, ſondern, als nun kräftige Aufforderungen, zu den Waffen zu greifen, erſchienen, entflammte ſich der Enthuſiasmus der Nation zu einem in Deutſchland bis dahin nie gekannten Grade. Die Freiwilligen ſtrömten zu den *Jägerdetachements*, die bei den Infanteriebataillonen und Cavallerieregimentern errichtet wurden — eine Einrichtung, die in der Kriegsgeſchichte der neueſten Zeit Epoche macht (ſ. d. Art. Freiwillige). Der patriotiſche Eifer, der Drang, in dieſe neuen Jägercorps zu treten, übertraf alle Erwartung. Nicht blos junge Leute aus allen Ständen ergriffen die Waffen für das Vaterland, auch Männer, auf deren Beitritt man nicht rechnen konnte, ſtellten ſich unter die Paniere. Alle Claſſen der Einwohner des Staats wetteiferten, mittelbar oder unmittelbar zur Rettung des Vaterlandes beizutragen, und den Bedürfniſſen deſſelben durch die größten Aufopferungen abzuhelfen. Durch dieſen Nationalenthuſiasmus und durch die von der Regierung bisher mit weiſer Vorſicht im Stillen geleiteten Vorbereitungen war es möglich, daß Preußen im J. 1813 ſo bewundernswürdig ſchnell ein geübtes und zahlreiches Heer ins Feld ſtellen konnte. — Noch immer war die Hauptſtadt Berlin von den Franzoſen beſetzt, ſie räumten aber, von den Ruſſen gedrängt, in der Nacht v. 3. zum 4. März die Stadt, in welche am folgenden Tage die Ruſſen als Freunde einzogen und mit Jubel empfangen wurden. Am 15. März kam der Kaiſer Alexander nach Breslau, wo der König ſich noch aufhielt. Ein zu Kaliſch geſchloßnes Of- und Defenſivbündniß, deſſen Unterzeichnung, jedoch ohne nähere Kenntniß des Inhalts, am 20ſten zur öffentlichen Kunde gebracht wurde, vereinigte beide Monarchen auf das innigſte mit einander. Kraftvolle und herzliche Proclamationen des Königs an ſein Volk und an ſein Kriegsheer (den 17. März) begeiſterten beide. Zwei preußiſche Armeen, die eine in Schleſien formirt unter Blücher, die andere unter York, welche in Berlin zu der ruſſiſchen Armee unter Wittgenſtein ſtieß, rückten nun zugleich mit den Ruſſen vorwärts nach Sachſen. Friedrich Wilhelm III. kam am 24. Mai wieder nach Berlin, wo er im Triumph empfangen wurde. Hier ernannte er für die Verwaltung des Staats Militär- und Civilgouverneure, hob durch ein Edict das ſogenannte Continentalſyſtem auf, und ſtiftete einen neuen Verdienſtorden — eine nur für *dieſen* Krieg beſtehende Auszeichnung des Verdienſtes um das Vaterland — das *eiſerne Kreuz*, von zwei Claſſen und einem Großkreuz. Der ganze preußiſche Staat ward jetzt ein *Militärſtaat*. Außer den regelmäßigen Heeren ward auf das ſchleunigſte eine allgemeine *Landwehr* errichtet. Friedrich Wilhelm ſchloß die Verordnung, worin er dieſe gebot, und von der Anordnung eines *Landſturms* redete, mit den Worten: „meine Sache iſt die Sache

meines Volks und aller Gutgeſinnten in Europa!“ Die treffliche Organiſation der Landwehr und des Landſturms entwickelte ſich ſpäterhin, als der Feind ſchon in Schleſien und gegen Brandenburg vordrang. Die perſönliche Gegenwart des Königs, der ſtets alle Gefahren und Beſchwerden mit ſeinen Truppen theilte, befeuerte dieſe aufs höchſte; in einer Menge größerer und kleinerer Gefechte verrichteten ſie glänzende Thaten; ihrer Tapferkeit und ihrem Heldenmuthe war ſelbſt der Feind genöthigt, Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Hier können aus dem Feldzuge der Jahre 1813 und 1814 nur die Thaten bei Lützen, Bautzen, Haynau, Culm, Großbeeren, Dennewitz, an der Katzbach, bei Wartenburg und, nach der Schlacht bei Möckern (den 16. Oct. 1813), die Erſtürmung Leipzigs, der Übergang über den Rhein (den 1. Jan. 1814), die Siege bei Laon (den 9. März) und Montmartre (den 30. März) flüchtig erwähnt werden. „Die ſchleſiſche Armee“ ſagt Blücher am Schluſſe ſeines Berichts aus Paris vom 4. April 1814, hat nach einer Campagne von 7½ Monat, in welcher ſie 6 große Schlachten lieferte, 8 Actionen und unzählige Gefechte hatte, über 48,000 Gefangene gemacht, und 432 Kanonen erobert.“ Friedrich Wilhelm III. gab nicht nur öfters ein ſehr anfeuerndes Beiſpiel perſönlicher Tapferkeit (bei Culm, Fère-Champenoiſe den 25. März), ſondern trug auch durch ſeine Einſicht und Feſtigkeit in den Tagen der Gefahr, nach den unglücklichen Gefechten bei Montmirail (den 14. Febr.) und bei Montereau (den 18. Febr.) das Meiſte zur Entſcheidung der guten Sache bei. Schon war nach jenen Gefechten eine rückgängige Bewegung nach Chaumont, die bis über den Rhein zurückgeführt und Napoleons Herrſchaft aufs neue befeſtigt haben würde, beſchloſſen. Aber Friedrich Wilhelm bewirkte durch ſeine Ausdauer, ſeine Feſtigkeit und ſein Vertrauen in die gute Sache, daß der Rückzug nicht weiter fortgeſetzt wurde, und daß die Armeen gegen Paris vorrückten, welches ſich auch bald nachher (am 30. März) den Verbündeten ergab. Großmüthig und wahrhaft königlich belohnte jetzt Friedrich Wilhelm die Männer, die ſeine Abſichten ausgeführt und ſeine Rechte verfochten hatten. Den einſichtsvollen ſtandhaften Hardenberg, der in verhängnißvollen Jahren als Staatskanzler mit geübter, feſter Hand das Ruder des preußiſchen Staates führte, und den tapfern, unermüdlichen Blücher, erhob er in den Fürſtenſtand. Die Schriften, mit welchen er Beiden (am 3. Juni 1814) ihre Erhebung ankündigte, ſind ſprechende Beweiſe von den Gefühlen des Königs und von ſeiner richtigen Würdigung des Verdienſtes. Durch Ehrenzeichen und Beförderungen wurden die bewieſene Tapferkeit im Kriege, und die erprobte Anhänglichkeit an König und Vaterland, in allen Ständen belohnt. Späterhin wurde auch das Andenken der im Kampfe für Freiheit und Vaterland gefallnen Tapfern feierlich geehrt. — Nachdem der König bis zum Abſchluß des Friedens (30. Mai 1814) in Paris verweilt hatte, reiſ'te er (im Juni) mit dem Kaiſer Alexander nach London, hielt bei ſeiner Rückkunft (den 7. Aug.) einen feierlichen Einzug in ſeine Hauptſtadt, und begab ſich dann nach Wien, wo er bis zur Beendigung des Congreſſes blieb. Durch die allgemeinen Congreßverhandlungen und durch einige beſondre Tractaten verdoppelte er den Umfang ſeiner Monarchie, welche der Friede zu Tilſit um mehr als die Hälfte vermindert hatte. Von den ehemaligen polniſchen Beſitzungen iſt Weſtpreußen und der Netzdiſtrict nebſt Danzig und Thorn zurückgegeben worden; der an Preußen

gefallene Theil von Groß-Polen heißt jetzt das Großherzogthum Poſen, und der abgetretene Theil des Königreichs Sachſen das Herzogthum Sachſen. In Weſtphalen hat Preußen ſeine ehemaligen Beſitzungen wieder erhalten, und ſie mit neuen vermehrt; auf dem linken Rheinufer hat es das Herzogthum Jülich und den größten Theil der ehemaligen drei geiſtlichen Churfürſtenthümer erworben, und dieſe Beſitzungen unter dem Namen Großherzogthum vom Niederrhein vereiniget. An Hannover hat es Oſtfriesland abgetreten, dagegen aber Lauenburg erhalten, und dieſes durch den Ceſſionstractat vom 4. Juni 1815 an Dänemark für Schwediſch-Pommern und Rügen, und eine Geldentſchädigung von überhaupt 2,600,000 Thaler überlaſſen. Mit Inbegriff des durch den zweiten pariſer Frieden (1815) von Frankreich abgetretenen und mit dem Großherzogthum Nieder-Rhein vereinigten Saar-Departements beherrſcht Friedrich Wilhelm III. jetzt einen Staat, der 5000 Quadratmeilen Flächeninhalt u. eine Bevölkerung von 10,500,000 Einwohnern hat. — Als im Anfange des Jahres 1815 neue Unruhen in Frankreich ausbrachen, verband ſich Friedrich Wilhelm am 25. März zu Wien mit Öſterreich, Rußland und England, um den Unternehmungen Napoleons und ſeiner Anhänger ſich zu widerſetzen. Die preußiſchen Heere ſetzten ſich gegen Frankreich in Bewegung, und erfochten mit ihren Verbündeten den ewig denkwürdigen und gleich alles entſcheidenden Sieg über Napoleon bei Belle-Alliance. Friedrich Wilhelm kam aus dieſem Feldzuge erſt am 19. Oct. wieder in ſeine Reſidenz zurück; hier feierte er am 22. Oct. (1815) das vierhundertjährige Regierungsjubiläum ſeines Stammhauſes Hohenzollern, und am 4. November die Verlobung ſeiner älteſten Tochter, der Prinzeſſin Charlotte, mit dem Großfürſten Nicolaus. Im J. 1818 beſuchte er den Kaiſer Alexander und machte mit dieſem eine Reiſe durch verſchiedene ruſſiſche Provinzen. — Schon in dem erſten Feldzuge war die im J. 1806 von den Franzoſen aus Berlin geraubte Statue der Siegesgöttin im Triumph wieder dahin zurückgebracht worden. Der zweite Feldzug gab Veranlaſſung, daß auch die andern, auf gleiche Art aus den preußiſchen Staaten entführten, Kunſtwerke wieder zurückgegeben werden mußten. Friedrich Wilhelm kaufte bei ſeinem Aufenthalte in Paris die berühmte Gemähldeſammlung des Prinzen Giuſtiniani für 500,000 Franken, und bereicherte damit ſeine Hauptſtadt, für deren Verſchönerung er noch auf andre Art ſorgte. Die bisherige Zeit der Ruhe hat Friedrich Wilhelm benutzt, um das innere Wohl ſeiner Staaten zu befördern. Vieles iſt für beſſere Aufnahme der Manufacturen und Fabriken und für die Erleichterung des inländiſchen Handels geſchehen. Die Univerſität zu Berlin hat Statuten, und ihre wiſſenſchaftlichen Sammlungen haben Vermehrungen erhalten. Bei der Univerſität Königsberg ſind neue Anſtalten errichtet, einige ältere erweitert und reich dotirt worden. Mehrere Schulen und Erziehungsanſtalten zu Berlin und in den Provinzialſtädten erhielten Beweiſe der Freigebigkeit und Sorgfalt des Königs. Die wohlthätigen Folgen der eingeführten weiſen Staatsökonomie zeigen ſich dadurch, daß Preußen im Stande war, auf zwei in vorherigen Jahren negociirte Anleihen ſeinen Gläubigern im J. 1817 die bedeutende Summe von 2,600,000 Gulden baar zurückzuzahlen, und daß die Staatspapiere ſtiegen. Wie eifrig der König bedacht iſt, die Laſten ſeiner Unterthanen zu erleichtern, beweiſ't das Reſcript vom 6. April 1817, in welchem ſeine Erklärung enthalten iſt, daß die gewöhnlichen

Prinzeſſin-Steuern bei den Vermählungen der Prinzeſſin Charlotte, Tochter, und der Prinzeſſin Friederike, Nichte des Königs, für diesmal nicht Statt finden, und die Unterthanen damit verſchont bleiben ſollen. Friedrich Wilhelm III. hat ſeinem Volke eine Conſtitution zugeſichert, die dem Geiſte des Zeitalters angemeſſen ſei. Ein wichtiger Schritt dazu iſt durch die Einrichtung des neuen Staatsraths geſchehen, der am 30. Mai 1817 inſtallirt wurde, und zu welchem, außer den majorennen Prinzen des königlichen Hauſes, die vornehmſten Staatsbeamten im Civil und Militär, und verſchiedne andre Staatsdiener, die der König ſeines Vertrauens würdigt, gezogen worden ſind. In der deshalb am 20. Mai erlaſſenen Verordnung erklärt der König den verſammelten Staatsrath für die höchſte berathende Behörde, die jedoch an der Verwaltung keinen Antheil hat. Der Umfang und der Gang der Geſchäfte des Staatsraths ſind zugleich genau beſtimmt worden. Aus der Mitte dieſes Staatsraths hat der König ſogleich die Glieder der Commiſſion ernannt, die ſich, in Folge der Verordnung vom 22. Mai 1815 wegen der zu bildenden Repräſentation des Volks, in Berlin unter dem Vorſitze des Staatskanzlers verſammeln, und ſich mit der Organiſation der Provinzialſtände, den Landesrepräſentanten und der Ausarbeitung einer Verfaſſungsurkunde, nach den in jener Verordnung aufgeſtellten Grundſätzen, beſchäftigen ſoll. Zu gleicher Zeit übertrug der König einer andern aus den Mitgliedern des Staatsraths ernannten Commiſſion die Prüfung eines von dem Finanzminiſter eingereichten Entwurfs zum Geſetz über die Steuerverfaſſung des Königreichs. Gegen das neue Mauthſyſtem aber haben ſich viele Stimmen des Auslandes erklärt. Auf dem Congreß zu Aachen ſtiftete der König den 18. October 1818 die Univerſität Bonn, und in Berlin 1820 ein Muſeum der Alterthümer; überhaupt iſt die Beförderung des Schulweſens u. wiſſenſchaftlicher Anſtalten ein unverwelklicher Kranz in der Regierung dieſes Monarchen.

Friedrich Heinrich Ludwig, bekannter unter dem Namen des Prinzen Heinrich von Preußen, ein Bruder Friedrichs II., war zu Berlin den 18. Jan. 1726 geboren. Die harte, unzweckmäßige u. durchaus unwürdige Erziehung, die er in den erſten 15 Lebensjahren bis zum Tode ſeines Vaters genoß, darf hier nicht näher bezeichnet werden, da ſie in den von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. entworfenen Skizzen hinreichend charakteriſirt worden. So herrlich ſich auch in der Folge das Talent dieſes Prinzen entwickelte u. ausbildete, ſo behielt er doch von dieſer erſten Erziehung her den ſchlechten deutſchen Dialect, den er ſprach, und eine gewiſſe Ungewandtheit in ſeinen Ausdrücken. Im J. 1742 machte er in einem Alter von ſechzehn Jahren ſeinen erſten Feldzug als Oberſter bei der Armee, die unter den Befehlen des Marſchalls Schwerin und des Königs in Mähren eindrang, und wohnte der Schlacht bei Czaslau bei, welche die Preußen am 17. Mai deſſelben Jahres gewannen. Im J. 1744 vertheidigte er mit Hartnäckigkeit und Erfolg die nur mit einer einfachen Mauer umgebene Stadt Tabor in Böhmen; noch ausgezeichneter that er ſich den 4. Juni 1745 in der Schlacht bei Strigau oder Hohenfriedberg hervor, wo die Preußen unter ihrem König die von dem Prinzen Carl von Lothringen befehligte öſterreichiſche Armee ſchlugen, und jene großen tactiſchen Bewegungen zu entwickeln anfingen, die ihnen in der Folge ſo viel Ruhm erwarben. Nach dem Dresdner Frieden nahm Friedrich II. ſeinen Aufenthalt in Potsdam,

und berief den Prinzen Heinrich und ſeinen Bruder Ferdinand zu ſich. Der erſte benutzte die Muſe, und ergab ſich mit Leidenſchaft den Studien. Mit einer glühenden Einbildungskraft, einem ſcharfſinnigen, vorzüglich zum Nachdenken und Calcul ſich neigenden Geiſte, einem feſten, nur auf das Gute gerichteten Willen und einem glücklichen Gedächtniß machte er reißende Fortſchritte. Seine Begierde, ſich zu unterrichten, erſtreckte ſich in gleichem Maße über die angenehmen wie über die nützlichen Künſte, und mitten unter den ernſtern Studien, durch die er ſeinen Geiſt mit Kenntniſſen bereicherte, fand er Zeit, ſich in der Muſik und Mahlerei zu vervollkommnen. Der Aufenthalt in Potsdam, wo Friedrich die durch geiſtreiche Schriften und dreiſte Meinungen ſich beſonders auszeichnenden Männer ſeiner Zeit verſammelt hatte, trug dazu bei, ſeinem Geiſte und Charakter jenen erhabenen Schwung zu geben, der ihn nachher auszeichnete. So verlebte der Prinz die ſieben erſten Jahre nach dem Frieden; im J. 1752 vermählte ihn ſein Bruder mit der Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Caſſel, und ließ ihm ein Palais in Berlin erbauen. Zu derſelben Zeit empfing er die Domaine und das Schloß Rheinsberg, welches Friedrich als Kronprinz bewohnt hatte, und das durch den Aufenthalt dieſes Prinzen noch berühmter werden ſollte. Wenige Jahre darauf begann der ſiebenjährige Krieg, und in ihm fand der edle Fürſt Gelegenheit, ſeine Talente zu entwickeln u. jene gelehrten Theorien anzuwenden, die er während des Friedens ſtudirt hatte. In der Schlacht von Prag war es Heinrichs unerſchütterlicher Muth, ſein unter allen Gefahren und Zufälligkeiten feſter u. ſicherer Blick, wodurch dieſer glänzende Tag entſchieden wurde. In der Schlacht bei Roßbach erhielt er eine ehrenvolle Wunde. Nach dieſem merkwürdigen Siege ließ der König ſeinen verwundeten Bruder in Leipzig, und gab ihm das Commando über die wenigen Truppen, die in dieſer Gegend zurückblieben; bald darauf aber ſtellte er ihn an die Spitze ſeiner zweiten Armee, und ſeitdem lenkten beide heldenmüthigen Brüder durch die Wechſelwirkungen ihres Genies u. ihrer entgegengeſetzten Eigenſchaften die Begebenheiten dieſes Krieges, in welchem ſie die Hauptrollen ſpielten; und wie ihre Sache gemeinſchaftlich war, ſo wurde es auch ihr Ruhm. Im J. 1758 hatte Prinz Heinrich den Auftrag, mit einer Armee von 25,000 Mann, Sachſen, Hannover, Braunſchweig und Heſſen, folglich auch die Mark Brandenburg und das Herz der preußiſchen Staaten zu decken. Einem weit überlegenern Feind gegenüber, wußte er durch kluge Manoeuvres, und indem er durch partielle Gefechte, in denen er immer den Vortheil hatte, ſeinen Gegner ermüdete, die Fortſchritte deſſelben zu verzögern und ſo viel Zeit zu gewinnen, daß der König ſeine Zwecke erreichen und ihm zu Hülfe kommen konnte. Den glänzenden Feldzug von 1759 eröffnete er mit der Offenſive. Er drang in Böhmen ein, zerſtörte die Magazine der Öſterreicher, und wandte ſich hierauf gegen die Reichsarmee, die in Franken ſtand, wo er ein gleiches that. Er wußte durch richtige Combinationen die Plane der Feinde zu vereiteln, und ohne einen von dem Könige begangenen Fehler würde dieſer Feldzug auf das glänzendſte geendet haben. Im Jahr 1760 gab ihm der König das Commando einer Armee von 40,000 Mann, welche beſtimmt war, den Ruſſen die Spitze zu bieten. Nach mehreren geſchickten Märſchen entſetzte der Prinz Breslau, und zeigte eben darin die Überlegenheit ſeines Talents, daß er ſeine Zwecke erreichte, ohne eine Entſcheidung zu wagen, die ungünſtig für ihn

hätte ausſchlagen können. Weniger glänzend, wiewohl höchſt lehrreich für das Studium, war der Feldzug von 1761, in welchem ſich der Prinz durch die Schwäche ſeiner Armee ganz auf die Defenſive beſchränkt ſah. Im J. 1762 hingegen eröffnete er den Feldzug durch mehrere wohlberechnete Angriffe, in denen er die Öſterreicher zurückſchlug; dieſem glücklichen Anfange folgten einige Unfälle, die man jedoch nur der geringen Anzahl ſeiner Truppen zur Laſt legen kann, mit welchen er eine ſehr ausgedehnte Linie beſetzen und vertheidigen mußte. Aber der Angriff und die Eroberung des Lagers bei Freiberg, und der Sieg, den der Prinz hier erfocht, hatten die wichtigſten Folgen, denn ſie trugen nicht wenig bei, den Frieden herbeizuführen. Kaum hatten die kriegführenden Mächte ſich zu Hubertsburg ausgeſöhnt, als Prinz Heinrich von den Heeren, die er rühmlich angeführt hatte, in den Schooß der Ruhe zurückeilte. Das Schloß zu Rheinsberg wurde durch ihn der Sitz der Philoſophie und der Muſen; aber ſein zu großes Vertrauen auf Perſonen, die deſſen unwürdig waren, verurſachte ihm häusliche Verwirrungen, die ſeine Ruhe ſtörten, und ihn veranlaßten, eine Gemahlin von ſich zu entfernen, die wenigſtens ſeine Nachſicht zu verdienen ſchien. Als mitten unter den Genüſſen des Friedens Rußland, Öſterreich und Preußen ſich mit einer Theilung Polens beſchäftigten, wurde Prinz Heinrich mit den Verhandlungen über dieſen Gegenſtand beauftragt, und Friedrich II. verdankte ihm Vortheile, die er kaum hatte erwarten dürfen. In dem kurzen bayeriſchen Erbfolgekriege befehligte der Prinz eine Armee, welche im Juli 1778 nach Dresden marſchirte, ſich daſelbſt mit den Sachſen vereinigte, und in Böhmen einfiel. Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn zum Rückzug, und der im folgenden Jahre unterzeichnete Friede machte dem Kriege ein Ende. Im J. 1784 ging der Prinz Heinrich nach Paris, unter dem Vorwande, den glänzendſten Hof von Europa zu ſehen, eigentlich aber, um eine Verbindung vorzuſchlagen, welche die Vergrößerungsplane Öſterreichs einſchränken möchte. Die Unentſchloſſenheit des Cabinets von Verſailles ließ dieſen Plan fehlſchlagen, der Prinz kehrte zurück, und der Tod des großen Königs veränderte die Geſtalt der Dinge. Friedrich Wilhelm entfernte ſeinen Oheim von den Geſchäften, welcher geneigt war, ſich nach Frankreich zurückzuziehen, als die innern Unruhen dieſes Landes ihn daran verhinderten. Er lebte daher aufs neue zu Rheinsberg, und tröſtete ſich für die Undankbarkeit ſeines Neffen durch den Umgang mit Philoſophen, Gelehrten und Künſtlern. Der Krieg, den Preußen gegen Frankreich unternahm, hatte nicht die Beiſtimmung des Prinzen, deſſen Erfahrung jedoch nicht gehört wurde. Schon alt und hinfällig bedurfte er der Ruhe, und ſo erwartete er in Abgezogenheit und ſüßer Muße das Ende eines Lebens, das dem Glücke des Staats und allen geſelligen Tugenden gewidmet geweſen. Er ſtarb zu Rheinsberg im Auguſt 1802.

Friedrich II. (Wilhelm Carl), der funfzehnte regierende **Herzog vom Würtemberg** ſeit dem 23. Dec. 1797, hierauf im Jahr 1803 **Churfürſt**, endlich ſeit dem 1. Jan. 1806 der **erſte König von Würtemberg**, geſt. d. 30. Oct. 1816, geb. zu Treptow in Hinterpommern, den 6. Nov. 1754, vermählte ſich 1780 mit **Auguſte Caroline Friederike Luiſe**, Prinzeſſin von Braunſchweig=Wolfenbüttel, die ihm zwei Söhne (ſeinen Nachfolger, Wilhelm I., zu Lüben in Schleſien den 27. Sept. 1781) und zwei Töchter gebar. Sie ſtarb im J. 1787. Hierauf vermählte er ſich 1797 in London mit der Kronprinzeſſin von England, **Charlotte Au=**

guſte Mathilde, der jetzt verwitweten Königin. Da ſein Vater, Herzog Friedrich Eugen von Würtemberg, im ſiebenjährigen Kriege unter den Helden Friedrichs des Großen mitfocht, leitete die Erziehung des Prinzen mit unendlicher Sorgfalt und Treue ſeine Mutter, Sophia Dorothea, Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, eine am Hofe ihres großen Oheims zu Berlin durch Kunſtſinn und wiſſenſchaftlichen Geiſt ausgebildete Fürſtin, deren entſchiedene Vorliebe für die franzöſiſche Sprache auch auf ihren Sohn überging. Da ſie mit ihren Kindern bald nach Schwedt, bald nach Stettin, bald nach Berlin ſich flüchten mußte, ſo konnte der Vater erſt nach dem Frieden 1763 die Erziehung ſeines Sohnes regelmäßiger ordnen, wobei er ihn vorzüglich zum ſtrengſten Gehorſam anhalten ließ. Auch fragte er den Verf. des Emil um ſeinen Rath; allein Rouſſeaus Antwort, die mit den Worten begann: Si j'avois le malheur d'être né prince, war unbefriedigend. Der Prinz beſaß außerordentliche Fähigkeiten; doch lernte er mehr mit dem Gedächtniſſe. Ob er gleich, ſelbſt in ſpätern Jahren, Stellen aus römiſchen Dichtern herſagen, und u. a. lateiniſche Denkſchriften beurtheilen konnte, wie die von ihm verfaßte Inſchrift am Invalidenhauſe zu Stuttgart beweiſ't: Laeso aut exhausto defensori patria, ſo gewann dennoch das claſſiſche Alterthum keinen tiefern Einfluß auf ſeine Bildung als Menſch. Dieſe war großentheils franzöſiſcher Art, und wurde es noch mehr während ſeines vierjährigen Aufenthalts in Lauſanne. Er ſchrieb und ſprach franzöſiſch mit vollendeter Fertigkeit. Indeß achtete er die vaterländiſche Literatur, und drückte ſich im Deutſchen nicht weniger zierlich und regelfeſt aus, wie im Franzöſiſchen. Seine angeborne Beredſamkeit in beiden Zungen ward durch das reichſte Orts- und Sachgedächtniß unterſtützt: denn er hatte nicht blos in der Mathematik, Naturkunde, Geſchichte und Erdbeſchreibung vorzügliche Kenntniſſe ſich erworben, ſondern auch, beſonders auf ſeiner Reiſe in Italien im Jahr 1782, ſeinen Kunſtgeſchmack ausgebildet. Dies bewies er in der Folge, als er Kunſtwerke aufſtellen ließ, auch durch die Würdigung vaterländiſcher Künſtler, z. B. gegen Danneker. Allein zu lebhaft für das beſonnene Prüfen, faßte er ſchnell eine oft falſche Anſicht auf, und beſtimmte darnach — beharrlich — ſein Urtheil. Daher ſo mancher Mißgriff ſeines ſpätern Lebens! Friedrich der Große ward in Vielem ſein Muſterbild. Er trat, wie ſeine ſieben Brüder, in preußiſche Kriegsdienſte, befand ſich eine zeitlang zu Potsdam im Gefolge des Königs, und ſtieg im bayeriſchen Erbfolgekriege bis zum Generalmajor. Nach ſeiner Rückkehr aus Italien, wohin er ſeine Schweſter und deren Gemahl, den Großfürſten Paul von Rußland, begleitet hatte, ſtellte ihn Catharina als Generallieutenant u. Generalgouverneur von Ruſſiſch-Finnland an. Aber auch dieſes Verhältniß löſ'te er im J. 1787 auf, und lebte zu Monrepos unweit Lauſanne, dann zu Bodenheim bei Mainz. Von hier reiſ'te er nach Holland und Frankreich. In Verſailles war er Zeuge der erſten Verhandlungen der Nationalverſammlung. Im Februar 1790 nahm er ſeinen Wohnſitz in Ludwigsburg. Nach dem unbeerbten Ableben zweier Brüder gelangte ſein Vater im Jahr 1795 zur Regierung von Würtemberg. Als nunmehriger Erbprinz ſtellte er ſich im J. 1796 dem Eindringen der Franzoſen entgegen, mußte aber der Gewalt weichen, und lebte eine zeitlang in Ansbach, dann in Wien, und in London, von wo er mit ſeiner zweiten Gemahlin im Juni 1797 nach Stutt-

gart zurückkehrte. Bald darauf ſtarb ſein Vater. Er trat jetzt die Regierung des ſchon damals im franzöſiſchen Kriege hart mitgenommenen Herzogthums an, das auf einem Flächenraum von 153 Q. M. etwas über 600,000 Einwohner zählte. In dem Kriege 1799 bis 1801 litt das Land noch mehr. Herzog Friedrich, der ſeine Pflicht als Reichsſtand redlich erfüllte, und für brittiſche Hülfsgelder noch mehr thun mußte, regierte daſſelbe von Erlangen aus. In dieſer verhängnißvollen Zeit entwickelte er große Regentengaben. Insbeſondere wußte er durch ſeine Verbindungen mit den Höfen zu Wien und Petersburg, außer der Churwürde, ein angemeſſenes Entſchädigungsloos für den Länderverluſt am linken Rheinufer, im Reichsdeputationsſchluſſe vom 25. Febr. 1803 zu erlangen. Seine aus ihm allein hervorgehende Staatskunſt war mit Kraft und Klugheit gepaart, und zunächſt auf die Erhaltung, dann auf die Vergrößerung ſeines Staats gerichtet. So errang er allmählig durch feſtes Anſchließen ſeit dem 2. Oct. 1805 an Napoleons überwältigendes Syſtem, in und ſeit dem preßburger Frieden, binnen 13 Jahren den Beſitz eines unabhängigen Königreichs von 363 Q. M. mit 1,350,000 Einw. Die Zeit nöthigte ihn, ſeine ganze Kraft auf die auswärtigen Verhältniſſe ſeines Staates anzuwenden, und wie er hier durch ungebundene Machtvollkommenheit viel erreichte, ſo trug er daſſelbe Streben auf die innern Verhältniſſe über, welche er in Neu-Würtemberg völlig unabhängig nach eigenem Ermeſſen feſtſtellte, dann aber auch im J. 1806 in Alt-Würtemberg durch Aufhebung der Stände und der von ihm beim Regierungsantritt beſchwornen Verfaſſung, ſeinem Willen unterordnete. Im Gefühl ſeiner ihm eigenthümlichen Kraft, wollte er ſich mit den Monarchen Europa's mehr und mehr in eine Linie ſtellen. Darum bekleidete er ſeinen Thron mit dem vollen Prunke der Majeſtät; darum erhob er ſein Heer zu einer die Kräfte des Landes überſteigenden Stärke; darum verwickelte er ſich, beſonders ſeit dem Tode ſeines edlen und geiſtvollen Freundes, des Grafen von Zeppelin, in kühne Entwürfe, die er leidenſchaftlich und gewaltſam verfolgte, und durch die er Alles neu geſtaltete. Einreißen und Aufbauen wechſelten unter ſeiner Regierung Schlag auf Schlag. Seine von keiner Erziehung überwältigte Herrſchbegier und ſein Scharfblick, mit dem er die Folgen der franzöſiſchen Revolution überſah, beſtimmten ſeine Handlungsweiſe. Denn, wo nicht allemal an Geiſt und Kraft, doch immer an raſcher Willensthätigkeit u. ſtolzer Haltung ſeinen Umgebungen, die oft nur in Ausländern beſtanden, überlegen, wollte er wie der große Friedrich, ſpäterhin wohl auch wie Napoleon, Selbſtregent ſein, und Volk und Staat durchgreifend maſchinenartig handhaben, wie der Feldherr ſein Heer. Die ſittliche Natur des Staats war ihm, bei ſeiner franzöſiſchen Weltbildung und bei der Art ſeiner Menſchenkunde und Lebensfreuden — ungeheure Prachtliebe, Treibjagd und griechiſche Genüſſe — nie klar geworden. Es kam ihm auch nicht ein leiſer Zweifel ein, das Recht möchte vielleicht nicht auf ſeiner Seite ſtehn. Vielmehr ging er überall von der unſeligen Idee Friedrichs aus, daß keinem Menſchen zu trauen ſei. Daher demüthigte er ohne Schonung den einſt reichsfreien Adel; daher verſetzte er nach Willkür die ſo gering als möglich beſoldeten Beamten von einer Stelle in die andere; daher ſtrafte er hart oft kleine Verſehen; daher belaſtete er ſein entwaffnetes, von Abgaben erſchöpftes Volk mit der Conſcription; daher erlangten Günſtlinge, wie Dillen, ſolchen Einfluß auf ihn, daß Niemand ihm die Augen

zu öffnen wagte. In ſeiner Glanzſucht verlor ſich ſelbſt ſein Geſchmack für die Kunſt, welchen man in den Anlagen von Stuttgart, Ludwigsburg und Freudenthal nicht verkennt. Für Wiſſenſchaften that er Einzelnes, ohne das Edle der wiſſenſchaftlichen Bildung ganz zu würdigen. Dabei übereilte er durch Leidenſchaftlichkeit und Ungeſtüm oft ſelbſt das Nützliche, was er thun wollte. Mit dem Willen, gerecht zu ſein, entſchied er bisweilen im Zorn, ſtrenger als das Geſetz, oder ganz nach dem, was er gerade als recht und billig erkannte. Doch erſparte er ſeinem Volke manches Übel durch die Entſchloſſenheit, mit der er Eingriffe der franzöſiſchen Regierung in die innere Verwaltung ſeines Staates abwies, wie die angeſonnene Einführung des franzöſiſchen Geſetzbuches. Auch das Religionsedict vom 13. Oct. 1806, welches allen drei chriſtlichen Kirchen gleiche Rechte zuſicherte, war ſein eigenes Werk. Dem Rheinbunde mußte er ſich anſchließen; doch bewirkte er in Erfurt, daß kein Würtemberger Spaniens Boden als Krieger betrat. Nach den Geſetzen des Continentalſyſtems ließ er die engliſchen Waaren verbrennen, erſtattete aber den Eigenthümern den vollen Werth, unter der Bedingung, den Empfang zu verſchweigen. Übrigens hielt er ſo feſt an dem Syſtem Napoleons, daß er alle Kräfte ſeines Landes aufbot, um ihm in größerer Zahl als erforderlich tapfere Schaaren, gegen Preußen 1806 und flg., gegen Öſterreich 1809 und gegen Rußland im J. 1812 (15,000 Mann) zuzuführen. Erſt nach der Schlacht bei Leipzig fing er ungern an, ſich den Verbündeten zu nähern. Der Miniſter, den er an ſie abordnete, ſollte ihm ſogar noch ein Stück Land als Belohnung für ſeinen Übertritt ausmitteln, und fiel in Ungnade, daß er ihm durch den Vertrag von Fulda vom 6. Nov. 1813 blos die Gewähr ſeiner ſämmtlichen Staaten u. die Anerkennung ſeiner Unabhängigkeit verſchafft hatte. Der neue Umſchwung der Dinge, den im Herzen von Europa die begeiſterte Kraft des Volkes hervorgebracht hatte, wirkte auch auf Würtemberg zurück. König Friedrich, der in Wien vergeblich ſich mehrern Beſtimmungen, in wie weit ſie ſeine fürſtliche Unabhängigkeit gefährdeten, widerſetzt hatte, begriff endlich, daß auch er den Foderungen des wiedergebornen Völkerrechts nachgeben müſſe. Doch zögerte er mit ſeinem Beitritt zur deutſchen Bundesacte bis zum 1. Sept. 1815. Seinem Volke kam er mit einem von ihm ausgefloſſenen Verfaſſungsgeſetze, das er ihm wie Ludwig XVIII. als Ordonnanz aufdringen wollte, entgegen; allein zur größten Überraſchung des in anderer Zeit an blinden Gehorſam gewöhnt gewordenen Fürſten wurde daſſelbe einſtimmig verworfen. Die verſammelten Abgeordneten verlangten die alte Verfaſſung für Alt- und für Neu-Würtemberg, zugleich ſchleunige Hülfe bei dem unglücklichen Zuſtande des Volks. Der König ſtellte nun wirklich manches Drückende ab, löſ'te aber die Verſammlung der Stände den 8. Auguſt 1816 auf. Im Oct. berief er ſie ein zweites Mal. Jetzt legte er ihnen mit unerwarteter Nachgiebigkeit, als Grundlage einer neuen Verfaſſung für altes und neues Land, vierzehn Sätze vor, die in Würtemberg einen günſtigen Eindruck machten. Ein neuer Entwurf kam zu Stande. Aber noch ehe er ihn ganz geprüft hatte, ſtarb König Friedrich. Von einem Krankheitsanfalle kaum geneſen, erkältete er ſich, u. nach ſieben Tagen machte unerwartet ein Bruſtkrampf ſeinem Leben ein Ende. Die Nachwelt wird ſeinem Geiſte u. ſeiner Charakterſtärke, durch die er ſeinen Staat rettete u. vergrößerte, Gerechtigkeit widerfahren laſſen; allein ſie wird es auch bemerken, daß er ſein Volk nicht glücklich zu machen verſtand, weil er ſich ſelbſt nicht zu beherrſchen wußte. Ihm fehlte auf dem Throne nichts als der rechte Begriff von der ſittlichen

Natur des Menſchen und von der Heiligkeit des Völkerrechts. — Stand daher Friedrich II. hoch als Regent, wenn er frei von autokratiſchen Vorurtheilen, mit Gedankenblitzen das Nothwendige und Nützliche traf — ſo ſank er dagegen faſt immer durch die Sucht, überall, auch im Kleinen und Unweſentlichen, groß, königlich und ſelbſtartig zu ſein, bis zur Seltſamkeit herab. Nach ſeinen königlichen Handlungen darf man aber nicht den Menſchen in ihm beurtheilen. Als Menſch war er, wie Männer bezeugen, die ihn lange in der Nähe beobachtet haben, nicht böſe. Er wollte das Gute und Rechte; und dennoch riſſen ihn faſt in der Regel Leidenſchaft und Verwöhnung zum Schlechten hin. Indeß verlor er nie das ſittliche Vermögen, wieder zu ſich zu kommen, und das erkannte Unrecht gut zu machen. Durch dieſes Gemiſch von Größe und Niedrigkeit, von Hoheit und Verirrung, erhält ſein Leben ein räthſelhaftes pſychologiſches Intereſſe. Was entzweite aber die edlere Natur in ihm mit ſeinem wilden Krafttriebe? Fand jene vielleicht in ſeinen Umgebungen zu wenig Befriedigung, oder reizten feindſelige Umſtände dieſen zu ſehr auf, ſo daß das beſſere Gefühl erſtarrte, und die Kraft allein regellos hervorbrach? Unſtreitig hatten der Gang ſeiner unſteten Bildung und äußere Verhältniſſe mehr den Verſtand in ihm entwickelt und geſchärft, als das Gemüth erhoben. Im Kampfe mit der Außenwelt vergaß er den Kampf mit ſich ſelbſt. Das Ideal der Menſchheit, die reine Form des Wahren, Guten und Schönen, war ihm nie klar geworden, um ſein Streben auf das Höchſte zu lenken. Daher verlor er mit dem Schwerpuncte der Sittlichkeit auch den Zügel des Maßes, und ſeine Größe verſank in Schwäche. Doch ging ſie nicht ganz unter. — Vergl. Zeitgenoſſen II, 3 und III, 1. K.

Friedrich (C. D.), trefflicher Landſchaftsmahler, geboren 1776 in Greifswalde, begann ſeine Studien zuerſt auf der Akademie in Copenhagen, ging aber bald darauf, im Jahr 1795, nach Dresden, wo er ſich noch gegenwärtig aufhält. An letztgedachtem Orte hat er nie unter beſonderer Leitung eines ältern Künſtlers, ſondern lediglich aus ſich ſelbſt, unter alleiniger Leitung der Natur, ſich gebildet. Um ſich mit neuen Ideen zu bereichern und Studien nach der Natur zu fertigen, unternahm Friedrich von Zeit zu Zeit Reiſen nach ſeiner Heimath, nach der Inſel Rügen, durch Böhmen bis Wien, auf das Rieſen- und Harzgebirge. Italien hat er jedoch nie beſucht, es tragen vielmehr alle ſeine Arbeiten einen nordiſchen Charakter an ſich. Früher beſchränkte dieſer Künſtler ſich faſt gänzlich auf Zeichnungen in Sepia, die er ungemein ſauber, zart und kräftig zu behandeln verſteht, ſo daß er von wenigen der neuern Künſtler darin übertroffen wird. Schon in den J. 1803 und den folgenden bewunderte man mehrere dergleichen Zeichnungen auf den Kunſtausſtellungen in Dresden. Erſt in der Folge trat er mit Ölgemählden hervor, welche, bei dem ungemeinen Fleiß und der innigen Liebe, womit Friedrich arbeitet und ſein Talent auszubilden ſtrebt, immer mehr an Vollendung zugenommen haben. Unter ihnen verdienen die größte Auszeichnung: eine große Winterlandſchaft, einen Kirchhof mit den Ruinen einer gothiſchen Capelle, die zwiſchen Eichen ſteht, vorſtellend; welches Gemählde ſeine im J. 1809 erfolgte Aufnahme zum Mitglied der berliner Akademie bewirkte; ein Altargemählde für die Kirche in Tetſchen, welches uns ein auf der Spitze eines Felſens ſtehendes Kreuz zeigt, hinter dem die Sonne aufgeht u. a. Mannichfaltigkeit in der Erfindung, Tiefe des Gefühls, Studium der Natur,

Einfachheit und Einheit der Darſtellung, ein meiſt düſtrer, oft melancholiſcher Charakter, entfernt von aller Nachahmung und voll Originalität, ſprechen ſich in ſeinen Landſchaften mehr oder weniger aus. Außerdem aber, daß ſie ſchon beim flüchtigen Anblick als Gemählde jeden Beſchauer anziehen, wohnt in ihnen noch ein ganz beſonderer, poetiſch-religiös anregender Geiſt, wodurch ſich dieſer Künſtler faſt zum Repräſentanten einer ganz neuen, durch ihn erſt begründeten oder wenigſtens ausgebildeten Gattung der Landſchaftsmahlerei erhebt. Denn wenn man auch bei frühern, in Hinſicht des Techniſchen von Friedrich noch bei weitem nicht erreichten Künſtlern, einem Claude Lorrain, Salvator Roſa, Ruysdael und Andern, eine leiſe Ahnung ſolcher Ideen bemerkt, ſo hat doch keiner ſie ſo klar und beſtimmt ausgeſprochen, als Friedrich. — Im J. 1817 wurde Friedrich bei der königlichen Akademie der Künſte zu Dresden als Mitglied mit Gehalt aufgenommen.

Fries, ſ. Säule. Bisweilen wird auch ein langer ſchmaler Streif ſo genannt, der in horizontaler Richtung oben an einer Wand herumläuft.

Frieſel, eine Hautkrankheit, welche in kleinen, auf der Haut hervorbrechenden, meiſtens ſpitzigen Bläschen von der Größe der Hirſenkörner bis zu dem Umfange der Hanfkörner und zuweilen noch darüber, beſtehen. Dieſe Bläschen ſind meiſtens mit einer dünnen Feuchtigkeit angefüllt. Man unterſcheidet vorzüglich rothes und weißes Frieſel. Bei dem rothen ſtehen die Bläschen auf einem rothen Boden, ſind ganz klein, ſelbſt röthlich, oder die Röthe der Haut ſchimmer durch; bei dem weißen iſt die Haut entweder gar nicht roth, oder die Bläschen ſind größer u. mit eiterähnlicher Flüſſigkeit angefüllt. Eine Unterart davon beſteht aus größern, geronnenen, Schweißtropfen ähnlichen Bläschen, die mit cryſtallheller Flüſſigkeit angefüllt ſind, und wird auch Perlfrieſel und Glasfrieſel genannt. Das Frieſel zeigt ſich zuweilen nur an einigen Stellen des Körpers, beſonders auf der Bruſt, dem Rücken, an dem Halſe, in der Herzgrube, oder es iſt über den ganzen Körper verbreitet. Bei Kindern kommt es öfter vor, beſonders geben Störungen in ihrer Verdauung, Erzeugung von Säure im Magen Veranlaſſung dazu. An ſich iſt es eine leichte Krankheit; iſt es jedoch Folge eines heftigen Fiebers oder innerer Entzündung, ſo deutet es auf Gefahr. (Vergl. den Artikel Scharlachfieber.) H.

Frieſen, ein altes deutſches, zum Stamme der Iſtävonen und Ingävonen gehöriges Volk, das ſeinen Wohnſitz zwiſchen dem Mittelrheinarme, der Nordſee und Ems und auf den Inſeln hatte, welche die Mündungen des Rheins und die noch nicht in eins zuſammengefloſſene Zuyderſee bildeten. Der eigentliche Rhein trennte ſie von den Batavern, die Ems aber von den Chaucern. Südlich grenzten ſie an die Bructerer und Marſer; nach der Vertreibung der letztern aber an die Angrivarier und Chamaver. Wahrſcheinlich wohnten ſie früher auf der Bataverinſel, aus der ſie aber ſchon vor Cäſars Zeiten von dem mächtigen Volke der Bataver vertrieben wurden. Druſus und Germanicus, welche Roms Waffen nach Deutſchland trugen, wurden von ihnen unterſtützt gegen die Cherusker, deren Feinde ſie waren; ſie retteten die römiſche Flotte vom Untergange, der ihr an der Mündung der Ems drohte. Aber dieſe Freundſchaft hörte in dem Augenblick auf, als die Römer ſich es einfallen ließen, ſie als Unterthanen zu behandeln. Sie wurden, bei ihrer Freiheitsliebe, ſogleich

Roms erklärte Feinde, erwürgten die römiſchen Krieger, zerſtörten die angelegten Feſtungen, und belagerten ſogar eine derſelben, wiewohl vergebens. Unter Nero bemächtigten ſie ſich einiger herrenloſer Länder diesſeit der Zuyderſee, vielleicht auch der Yſſel, doch mußten ſie dieſelben wieder räumen. Von der Zeit an ſchweigt die Geſchichte von ihnen, und ſie erſcheinen erſt wieder im vierten und fünften Jahrhundert, in dem großen Bunde der Sachſen. Damals wohnten ſie von der Schelde bis an die Elbe und Eider längs der Seeküſte, und es iſt wahrſcheinlich, daß ihr Name einen Bund von mehrern Völkern umfaßte. Man findet ſie auch in Britannien unter den ſächſiſchen Völkern. Unter dem Kaiſer Julian eroberten ſie die Bataverinſel u. behaupteten ſie ſeitdem; der fränkiſche Majordomus Pipin demüthigte ſie hier zuerſt, indem er ihren König Radbod ſchlug, und ihm das weſtliche Land bis an die Rheinmündungen entriß. Radbods Nachfolger Poppo ſuchte das Verlorne wieder zu gewinnen, wurde aber von Carl Martell zurückgeſchlagen. Carl der Große eroberte hierauf auch das öſtliche Reich der Frieſen und ließ es durch eigene Herzoge regieren, an deren Stelle in der Folge Grafen entſtanden, welche ſpäter in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurden, welche aber 1744 ausſtarben, wodurch Oſtfriesland an Preußen fiel, und von demſelben ſeit 1814 an das Königreich Hannover abgetreten worden iſt. Einen Theil des Landes, welches die Oſtfrieſen bewohnten, macht die jetzt zum Königreiche der Niederlande gehörende Provinz **Friesland** aus. In Anſehung der Lebensart, in der die alten Frieſen den übrigen Deutſchen glichen, ſchildert Tacitus ſie als ein äußerſt ärmliches Volk, das den Römern ſeinen Tribut nur mit Thierfellen abzahlen konnte. Sie ſtanden unter zwei Fürſten, die eine königliche Gewalt mit den bei den Römern gewöhnlichen Einſchränkungen ausübten. Trotz ihrer Armuth aber wußten ſie, wie angeführt wird, bei ihrer Geſandtſchaft nach Rom ihre und der ganzen deutſchen Nation Ehre mit vieler Würde zu behaupten.

Frigga, ſ. Nordiſche Mythologie.

Friſchlin (Nikodem), ein guter Philoſoph und Dichter des 16ten Jahrhunderts, merkwürdig wegen ſeiner Schriften und ſeines unglücklichen Schickſals. Friſchlin war den 22ſten September 1547 in der kleinen Stadt Balingen im Würtembergiſchen geboren. Von ſeinem Vater, dem Prediger des Orts, erhielt er den erſten Unterricht, kam nachher auf die Schule zu Tübingen und dann in die Kloſterſchule zu Königsbronn, wo er bald die Aufmerkſamkeit ſeiner Lehrer auf ſich zog; denn ſchon als Knabe von dreizehn Jahren hatte er große Fortſchritte in der griechiſchen und römiſchen Literatur gemacht, die auch in der Folge ſein Hauptſtudium blieben. Im Stifte zu Tübingen erhielt er ſeine weitere Ausbildung, und zeichnete ſich hier ſo vortheilhaft aus, daß er im 21ſten Jahre für würdig gehalten wurde, ein öffentliches Lehramt an dieſem Inſtitute zu bekleiden. Friſchlin erklärte die claſſiſchen Autoren, beſonders die Dichter, auf eine von der bis dahin gewöhnlichen pedantiſchen Methode ganz verſchiedene Art, und machte ſeine Zuhörer mit dem Geiſte der Alten ſelbſt bekannt. Dieſe neue geſchmackvollere Methode, ſein lebhafter Vortrag und ſeine hinreißende Beredſamkeit verſchafften ihm bald eine große Anzahl Zuhörer, ſelbſt aus den vornehmſten Ständen. Aber eben dieſer große Beifall erregte auch die Eiferſucht ſeiner Collegen, beſonders ſeines ehemaligen Lehrers im Stifte, Cruſius, der ungern den Jünger über den Meiſter erhoben ſah, und wurde die erſte Ver-

anlaſſung zu ſeinen nachmaligen Unfällen. Friſchlin vertheidigte ſich wider die Angriffe, die auf ihn gemacht wurden, mit den Waffen des Witzes, aber freilich nicht mit der gehörigen Vorſicht und Klugheit. Dadurch erbitterte er ſeine Gegner noch mehr und vergrößerte ihre Menge. Friſchlins Name war im Auslande vortheilhaft bekannt geworden, und er erhielt von mehreren Orten her einen Ruf zu Lehrerſtellen. Als er im Jahr 1575 auf dem Reichstage zu Regensburg ſeine Komödie Rebecca dem Kaiſer Rudolph vorlas, ertheilte ihm dieſer den poetiſchen Lorbeerkranz nebſt einem adeligen Wappen, und ernannte ihn ſpäter zum Pfalzgrafen, zur Belohnung für ein Lobgedicht auf die Kaiſer aus dem öſterreichiſchen Hauſe. Dieſe Auszeichnungen erregten den Neid ſeiner Collegen, die ihm auf alle Art zu ſchaden ſuchten. Man beſchuldigte ihn der Neuerungsſucht, des Übermuthes und der Völlerei. Der collegialiſche Streit erhitzte ſich immer mehr und Friſchlin war zu feurig, um vorſichtig genug zu ſein. Eine Rede, das Lob des Landlebens, die er drucken ließ, und in welcher er die Sitten des damaligen Adels ſehr ungünſtig geſchildert hatte, erregte auch den Haß dieſer Kaſte gegen ihn. Von allen Seiten gedrängt, nahm er (1582) einen Ruf als Rector der Schule zu Laybach in Krain an. Nach zwei Jahren gab er dieſe Stelle, in der er ſich neuen Ruhm erworben hatte, wieder auf und kehrte nach Tübingen zurück. Hier brachten es ſeine Gegner endlich bei dem Fürſten ſo weit, daß ihm auferlegt wurde, entweder durch einen Revers ſich zu einem ewigen Stillſchweigen zu verbinden, oder für immer das Vaterland zu verlaſſen. Er wählte das Letztere, verließ (1586) Tübingen, und irrte einige Jahre in den Rheingegenden und in Sachſen umher, ohne Anſtellung, immer beſchäftigt mit literariſchen Arbeiten, für die er Verleger ſuchte, und mit Beantwortung der Schriften ſeines Hauptgegners, Cruſius in Tübingen. Er wurde zwar (1588) als Rector am Martinsgymnaſium zu Braunſchweig angeſtellt, verließ aber auch dieſe Stelle nach 19 Monaten wieder, und ging in die Rheingegenden. Die Weigerung, ihm das regelmäßige Erbtheil ſeiner Frau verabfolgen zu laſſen, erbitterte ihn gegen die würtembergiſche Regierung, die ihn, als einen ehrenrührigen Pasquillanten, durch einen Beamten in einem Gaſthauſe zu Mainz aufheben, und weil er ſich wegen ſeiner Befreiung an den Kaiſer und andre deutſche Großen wandte, auf die Feſtung Hohenurach in engen Gewahrſam bringen ließ. Die Liebe zur Freiheit bewog ihn, einen kühnen Verſuch zu ſeiner Rettung zu machen. In der Nacht vom 29ſten zum 30. Nov. 1590 verfertigte er aus ſeiner Wäſche ein Seil, um ſich an demſelben herabzulaſſen. Getäuſcht durch den Schimmer des Mondes hatte er die gefährlichſte Stelle gewählt, das Seil riß und der unglückliche Friſchlin fiel zerſchmettert zwiſchen den Felſenwänden hinab. Friſchlin war ein viel umfaſſendes Genie; in mehrern Wiſſenſchaften hatte er ſich, nicht ohne Erfolg verſucht. Seine Elegien und ſeine Hebraide — die Geſchichte der jüdiſchen Könige — in 12 Büchern, die er noch im Kerker zu Hohenurach dichtete, geben ihm einen Platz unter den beſſern neuen lateiniſchen Dichtern. Seine Tragödien ſind ihm nicht gelungen. Seine ſieben Komödien enthalten wenigſtens einzelne hervorſtechende Züge, wenn auch gleich ihre Anlage im Ganzen fehlerhaft iſt. Seine meiſten Schriften tragen freilich das Gepräge der Eil; andere Fehler derſelben ſind auf Rechnung des Zeitalters zu ſchreiben. Das Meiſte hat er für die Grammatik geleiſtet; ſeine Anmerkungen über die Satiren des Perſius, und die Bucolica und Geor-

gica des Virgils, ſo wie ſeine lateiniſchen Überſetzungen des Callimachus und Ariſtophanes, ſind nicht ohne Werth. Alle dieſe Werke ſind einzeln und an verſchiedenen Orten gedruckt erſchienen. Das Verzeichniß ſeiner ſämmtlichen Werke gibt Niceron in den Nachrichten von den Begebenheiten berühmter Gelehrten. Th. 19.

Friſiren, ratiniren, heißt, an Tuchen und ähnlichen Fabrikaten die Wolle aufkratzen, und ſie in Knötchen zuſammendrehen. Dies geſchieht durch eine Maſchine, welche Friſirmühle genannt wird.

Friſt, im juridiſchen Sinn, die durch Geſetz oder richterliche Vorſchrift zu Ausführung einer Handlung geſetzte Zeit: ſächſiſche Friſt kommt von der alten dreimaligen Vorladung her, wovon eine jede vierzehn Nächte in ſich faßte. Man ſetzte in neuern Zeiten drei Tage hinzu und ſie macht nunmehr 45 Tage. Nothfriſt: eine ſolche von den Geſetzen vorgeſchriebene Friſt, welche der Richter nicht verlängern kann; z. B. die zehntägige Nothfriſt, fatale Decendium, welche von Eröffnung eines Urtheils von 12 Uhr Mittags des Publicationstags bis 12 Uhr Mittags des zehnten Tags darnach läuft, und binnen welcher ein Rechtsmittel gegen das Urtheil eingelegt werden muß, außerdem es rechtskräftig wird. So z. B. das am erſten eines Monats eröffnete Urtel wird mit dem Schlage 12 Uhr des elften deſſelben Monats rechtskräftig. Verjährungsfriſt, eine von den Geſetzen beſtimmte Zeit, binnen welcher ein nicht gebrauchtes Recht verliſcht und ein angemaßtes Recht gültig erworben wird (ſ. Verjährung). Jahr und Tag iſt eine Friſt von einem Jahr, ſechs Wochen und drei Tagen, d. i. einem Jahr und einer ſächſiſchen Friſt. Beweisfriſt, binnen welcher die Beweisſchrift zu den Acten gegeben werden muß. Die Friſten ſind ein wichtiger Gegenſtand der Prozeßgeſetzgebung und in dem Unweſen, welches Richter und Advocaten damit treiben und nach der Gerichtsverfaſſung oft treiben müſſen, liegt ein Hauptgebrechen der auf ältern Prozeßordnungen beruhenden Juſtizverwaltung. An ſich ſcheint es freilich hart, daß das Recht an die Zeit gebunden ſein ſoll, allein ohne Beſtimmung gewiſſer Friſten läßt ſich keine zum Endzweck, d. h. zur Feſtſtellung juridiſcher Wahrheit führende Rechtspflege denken. Neuere Prozeßgebungen, namentlich die preußiſche und franzöſiſche, haben daher mit ſegensreichem Erfolge die prozeſſualiſchen Friſten ſehr beſchränkt, z. B bei Handelsſachen und Concurſen; allein in jedem Prozeſſe, wo ſchriftlich verhandelt wird, muß Richtern und Sachwaltern freie Hand bleiben, ſchädliche Übereilung zu verhüten.

Fritta oder Fritte heißt die Glasmaſſe, woraus das feine weiße Glas bereitet wird, oder überhaupt die erſte Vermiſchung der zum Glaſe gehörigen Materialien zu allen Arten von Gläſern.

Frobiſher (Sir Mart.) oder Frobiſer, auch Forbiſher, ein berühmter engl. Seefahrer des 16ten Jahrh., geb. zu Doncaſter in Yorkſhire. Er faßte den Plan, eine nordweſtliche Durchfahrt nach China aufzuſuchen. Nachdem er ſich funfzehn Jahre vergebens bemüht hatte, die zu dieſer Unternehmung nöthigen Mittel herbeizuſchaffen, gelang es ihm, auf Verwenden Dudley's, Grafen von Warwick, eine Geſellſchaft zuſammenzubringen, welche ſo viel Geld herſchoß, daß er zwei kleine Schiffe und eine Pinaſſe ausrüſten konnte. Mit dieſer ſegelte er am 8. Jun. 1576 von Deptfort ab. Er nahm ſeinen Lauf nördlich, dann nordweſtlich und erblickte am 11ten Jul.

unter 61° N. B. ein Land, das er für Friesland Zeno's hielt. Das Eis hinderte ihn zu landen. Er fuhr ſüdweſtlich, dann nördlich und glaubte am 28. die Küſte von Labrador zu ſehn, am 31. ſah er ein drittes Land und am 11. Aug. befand er ſich in einer Meerenge, die er 50 Stunden hinauffuhr und nach ſich benannte. Die Bewohner glichen den Tartaren. Er bemächtigte ſich eines derſelben und nahm ihn mit ſich. Am 2. Oct. kam er nach Harwich zurück, nachdem er von dem entdeckten Lande Beſitz genommen. Einer ſeiner Matroſen hatte einen ſchwarzen Stein von dort mitgebracht, welcher der Steinkohle glich und von Gewicht ſehr ſchwer war. Man hielt ihn für goldhaltig und träumte von großen Schätzen. Die Geſellſchaft unternahm eine zweite Ausrüſtung, mit welcher Frobiſher am 26 Mai 1577 abging. Er kam wieder in die Meerenge, die er mit Eis bedeckt fand, beſuchte das Land, nahm ſeiner Inſtruction gemäß auf einer Inſel eine Ladung von jenem ſchwarzen Stein ein, und kam Ende Septembers glücklich nach England zurück. Die Königin Eliſabeth war mit dem Erfolg ſehr zufrieden. Die von den gemachten Entdeckungen zu erwartenden Vortheile wurden von einer Commiſſion geprüft; man beſchloß, in dem neuentdeckten Lande ein Fort zu erbauen, und eine Beſatzung nebſt Arbeitern dort zurückzulaſſen. Zu dem Ende ging Frobiſher den 31. Mai 1578 mit drei Schiffen von Harwich ab, denen zwölf andre folgten. Den 20. Juni entdeckte er Weſtfriesland, das er Weſtengland benannte und für ſeine Königin in Beſitz nahm. In die Meerenge konnte er vor dem Eiſe nicht einlaufen; einige Schiffe ſcheiterten, andre wurden beſchädigt. Die Jahreszeit war zur Gründung einer Colonie zu weit vorgerückt. Man begnügte ſich daher, 500 Tonnen des vermeintlichen Goldminerals einzunehmen und kehrte zurück. Da ſich indeß zeigte, daß jenes Mineral den erwarteten Werth nicht habe, ſtand man von weitern Unternehmungen ab. Frobiſher commandirte 1585 ein Schiff der Expedition, welche unter Drake nach Weſtindien ging, und 1588 ein großes Kriegsſchiff gegen die ſpaniſche Armada, gegen welche er mit großem Ruhm focht. Im J. 1594 ward er Heinrich IV. mit 10 Schiffen zu Hülfe geſchickt. Bei einem Angriff auf die Küſte von Bretagne ward er verwundet und ſtarb bald darauf zu Plymouth. Man iſt nicht ganz einig, welche Länder es eigentlich geweſen, die Frobiſher entdeckt habe.

Frohndienſte, **Frohnen** (von Frohn, der Herr), die aus dem Feudalverhältniſſe entſprungenen Dienſte, welche die Bauern (Fröhner) dem Gerichtsherrn oder Landesherrn wegen des Beſitzes eines Bauerngutes unentgeldlich zu leiſten verbunden ſind. Im erſten Fall heißen ſie *gerichtsherrliche Frohnen*; im letztern *Landfrohnen*, welche in Kriegsfuhren, Schanzarbeiten, Straßenbau, u. ſ. w. beſtehen. Die Frohnen werden mit oder ohne Zugvieh geleiſtet, und heißen hiernach Pferde- oder Handfrohnen. (Vergl. *Angarien*.) Nach ſächſiſchem Rechte verjähren ſie mit 31 Jahren, 6 Wochen und 3 Tagen, wozu es aber der Frohnherr nicht leicht kommen läßt. **Frohnfeſte**, das öffentliche Gefängniß.

Frohnleichnam, von dem altdeutſchen *Frohn* (d. i. Herr) und Leichnam (d. i. Leib), der Leib des Herrn, in der Kirchenſprache corpus Domini Jesu Christi, bezeichnet die zum heiligen Abendmahl geweihte *Hoſtie*, die nach dem Lehrbegriffe der catholiſchen Kirche durch die Conſecration in den Leib Jeſu verwandelt iſt. Dieſer ſchon im 12ten Jahrhundert herrſchend gewordene Lehrbegriff hatte bald

die Anbetung der geweihten Hoſtie zur Folge, welche man nun mit Recht als den wirklichen Leib Jeſu verehren zu müſſen glaubte. Daher fällt das Volk in catholiſchen Kirchen auf die Knie, wenn der Prieſter das Hochwürdigſte (ſo wird die geweihte Hoſtie genannt) emporhebt, und in durchaus catholiſchen Ländern, wie Spanien, Portugal, Italien u. ſ. w., wird das Viaticum (ſo heißt die Hoſtie, wenn ſie einem Kranken oder Sterbenden zur Privatcommunion ins Haus gebracht wird) von jedem, der einen Prieſter damit gehen ſieht, oder das Glöckchen des vorangehenden Chorknaben hört, ohne Rückſicht auf die Beſchaffenheit der Straße, mit demſelben Zeichen der Anbetung begrüßt. Reitende und Fahrende ſteigen ab, um ihm dieſe Ehrfurcht zu beweiſen; jedes Geſchäft, jedes Geſpräch, jedes Spiel und Vergnügen wird ſo lange unterbrochen, bis das Viaticum vorübergetragen iſt. Die catholiſche Kirche hat der geweihten Hoſtie ein eignes Feſt gewidmet, welches unter dem Namen Frohnleichnamsfeſt allgemein bekannt und berühmt iſt. Der Urſprung dieſes Feſtes ſchreibt ſich von den Viſionen her, deren ſich zwei Nonnen zu Lüttich, Juliane und Iſabelle, im J. 1230 rühmten. Die erſte wollte dabei den Mond in vollem Glanze, jedoch mit einer Lücke an ſeiner Rundung geſehen und durch beſondere göttliche Belehrung erfahren haben, dieſer Mond bedeute die chriſtliche Kirche und die Lücke den Mangel eines einzigen Feſtes, nämlich der Anbetung des Leibes Chriſti in der Hoſtie, welches ſie zu feiern anfangen und der Welt ankündigen ſollte. Hierdurch kam der damalige Archidiaconus Jacob zu Lüttich, der ſpäter unter den Namen Urban IV. Papſt wurde, auf die Idee der Einführung des Frohnleichnamsfeſtes, und ein Wunder, das Rafael Sanzio durch ein größeres, durch ſeine herrliche Meſſe von Bolſena (ein Frescogemählde im Vatican von unübertrefflichem Colorit) verewigt hat, beſtärkte ihn darin. In ſeiner Gegenwart fielen einem Meßprieſter zu Bolſena, der noch nicht an die Verwandlung des Brotes in den Leib Chriſti glaubte, während der Conſecration Blutstropfen auf ſein Chorhemde und bildeten, da er ſie in den Falten deſſelben verbergen wollte, blutige Geſtalten einer Hoſtie. Das blutige Gewand wird noch jetzt zu Civita Vecchia als Reliquie vorgezeigt. Urban IV. erließ 1264, als in demſelben Jahre, da dies geſchehen war, eine Bulle, worin er das Frohnleichnamsfeſt für die ganze Chriſtenheit auf den Donnerstag in der vollen Woche nach Pfingſten anordnete und den ihm beiwohnenden Bußfertigen vierzig bis hundert Tage Ablaß verſprach. Erklärlich iſt nun der Eifer, mit dem dies Feſt ſeitdem als eines der größten und wichtigſten in der catholiſchen Kirche gefeiert wird. Weſentlich gehören dazu glänzende Prozeſſionen, die jede Nation nach ihrem Charakter mit beſonderm Gepränge ſchmückt. Chorknaben mit Fahnen und Geiſtliche mit brennenden Kerzen gehen über die Straßen dem vornehmſten Prieſter voran, der unter einem von vier weltlichen Standesperſonen geſtützten Baldachin in der koſtbarſten Monſtranz die Hoſtie trägt, und ein zahlreiches Gefolge aus der Gemeinde beſchließt den Zug. In Spanien gehört es zum guten Ton, ſeine Kinder als Engel gekleidet mitziehen zu laſſen; die Brüderſchaften tragen ihre aus Holz geſchnitzten köſtlich geputzten Schutzheiligen vor dem Hochwürdigſten her, alles nimmt an dem feſtlichen Getümmel Theil, alles wird von der Pracht und Herrlichkeit der Anzüge, vom bunten Schimmer der Farben, von Weihrauchwolken und rauſchender Muſik wie von der Andacht begeiſtert; es iſt ein allgemeines Volksfeſt, wobei

es auch nicht an Stierhetzen, Spielen, Tanzen und Luſtbarkeiten jeder Art feheln darf. In Sicilien erlaubt man ſich dabei alle Maskenfreiheiten, Scenen aus der bibliſchen Geſchichte werden im Zuge dargeſtellt. Menſchen aus allen Ständen ſtrömen ihm nach, alles überläßt ſich der ausſchweifendſten Freude. Einfacher und würdiger wird das Frohnleichnamsfeſt von den deutſchen Catholiken begangen, und in proteſtantiſchen Ländern begnügen ſie ſich in den Gängen ihrer Kirchen umherzuziehen und den Gottesdienſt durch beſondere Feierlichkeiten auszuzeichnen. E.

Fronde nannte ſich die Partei, die ſich während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. dem Hofe und dem Cardinal Mazarin widerſetzte, welchen nach Ludwig XIII. Tode (1643) die Regentin Mutter zum erſten Miniſter erklärt hatte. Richelieu's Despotismus, der Menſchen und Geſetze mit gleicher Willkür unter ſeine Füße getreten, ſchien unter der Verwaltung dieſes Ausländers unter andern Formen fortzudauern. Die Schatzungen, die man dem Volke auflegte, waren ungeheuer, und da ſich das Parlament weigerte, ſie zu regiſtriren, ſo wurden mehreremale einzelne Glieder deſſelben verhaftet, welches nicht nur das Volk, ſondern auch die Prinzen vom Geblüte und viele Große wider Mazarin, der ſich unmäßig bereicherte, empörte. An der Spitze der Fronde ſtand der Coadjutor von Retz (ſ. d. Art.). Die Leidenſchaft und die Selbſtſucht der übrigen Häuptlinge, welche ſogar ſpaniſche Truppen in das Land zogen, verhinderten, daß die Fronde etwas zur Wohlfahrt des Ganzen ausrichtete. Vielmehr diente der Ausgang dieſer Händel blos dazu, die königliche Macht noch mehr zu befeſtigen. Die Periode dieſer Unruhen von 1648 bis 1654 wird die Zeit der Fronde genannt. Jene Partei ſelbſt hieß Frondeurs (Schleuderer), und noch jetzt wird ein Tadler oder Krittler der Regierung Frondeur genannt. (Vgl. den Art. Bachaumont.)

Frondsberg (Georg von, Frundsberg, Freundsberg, Fronsperg), Herr zu Mindelheim, kaiſerlicher Feldhauptmann, geb. 1475, ſtarb zu Mindelheim 1528. Ein wackerer deutſcher Ritter und berühmter Feldherr. Man kann ihn dem Bayard der Franzoſen entgegenſtellen; beide waren Ritter ohne Furcht und Tadel. Er ſtammte aus einem tapfern Geſchlechte. Sein Vater Ulrich war, wo nicht Urheber, doch erſter Hauptmann des ſchwäbiſchen Bundes; ſein Bruder Kaspar zeichnete ſich durch tapfere Thaten als Führer im Bundeskriege aus. Georg von Frondsberg nahm an dem Zuge des ſchwäbiſchen Bundes wider den Herzog Albert von Bayern Theil; bildete aber ſein großes Talent für die Kriegskunſt hauptſächlich in den Kriegen des Kaiſers Maximilian I. gegen die Schweizer aus. Schon 1504 galt er für einen der tapferſten Ritter im kaiſerlichen Heere. Seit 1512 ſtand er an der Spitze der kaiſerlichen Truppen in Italien. Er diente mit gleichem Ruhme als Feldherr Maximilian I. und Carl V.; für Letztern half er (1525) die Schlacht von Pavia gewinnen. Mehr als einmal führte er ihm Kriegsvölker aus Deutſchland zu. So hatte er im J. 1526 12,000 Deutſche auf eigne Koſten mittelſt Verpfändung ſeiner Güter angeworben, durch welche er Carls von Bourbon Heer ſo verſtärkte, daß beide vor Rom ziehen und es mit Sturm nehmen konnten. In der Folge führte Frondsberg gegen Ulrich von Würtemberg das Fußvolk des ſchwäbiſchen Bundes an, und im Kriege wider Frankreich diente er in den Niederlanden unter Philibert von Oranien. Er hat das Kriegsweſen verbeſſert. Eine Truppengattung

zu Fuß, welche von ihren Waffen, den Lanzen, Lanskenets, Lanzknechte, genannt, und in Regimenter getheilt wurde, gab den Schweizern an kriegeriſcher Haltung und Tapferkeit nichts nach. „Frondsberg war," wie eine alte Handſchrift ſagt, „ein großer ſchwerer Mann, und an Gliedern alſo ſtark, wenn er den Mittelfinger der rechten Hand ausſtreckte, daß er damit den ſtärkſten Mann, ſo ſich ſteif ſtellte, vom Platz ſtoßen konnte. Wenn ein Pferd daher gelaufen kam, konnte er es beim Zaum ergreifen, und eilend ſtellen. Die großen Büchſen und Mauerbrecher konnte er allein mit ſeinen ſtarken Lenden von einem Orte an den andern führen, und wenn er vom Roſſe ſtieg und ging, konnte man ihm nicht wohl folgen." Als er bei Ferrara die wegen rückſtändiger Löhnung tobenden Truppen nicht in Ruhe bringen konnte, ward er, wie er glaubte, vom Schlage gerührt, und von dort auf ein Schloß gebracht. „Da ſiehſt du mich wie ich bin," ſagte er zu ſeinem Freunde Schwalinger, „das ſind die Früchte des Kriegs! Drei Dinge ſollten einen Jeden vom Kriege abſchrecken: die Verderbung und Unterdrückung der armen unſchuldigen Leute; das unordentliche und ſträfliche Leben der Kriegsleute, und die Undankbarkeit der Fürſten, bei denen die Ungetreuen hoch kommen und reich werden, und die Wohlverdienten unbelohnt bleiben." — Auf dem Reichstage zu Worms (1521), wo Luther vor Carl V. ſich verantworten ſollte, machte der ruhige Blick des angefeindeten Mannes einen ſolchen Eindruck auf den alten Frondsberg, daß er Luthern freundlich auf die Schultern klopfte: „Münchlein, Münchlein," ſagte er zu ihm, „du gehſt jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberſter auch in der allerernſtlichſten Schlachtordnung nicht gethan haben. Biſt du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen fort, und ſei nur getroſt: Gott wird dich nicht verlaſſen." Als Frondsberg ſtarb, fand ſich's, „daß er ſeine Güter an Kaufleute verpfändet hatte, Schulden halber, und daß ihm nie eine Ergötzlichkeit in ſeinem Leben geſchehen." K.

Frontalſchlacht, eine Schlacht, die durch gleichmäßige Angriffe auf die Frontlinie des Feindes (Parallel-Angriffe) ohne Umgehung, oder Aufrollung der Flügel entſchieden wird. In ſo fern dabei nicht das Centrum durchbrochen wird (wo dann ein Aufrollen von innen erfolgt), können ſie nicht leicht für das Schickſal eines Feldzugs entſcheidend werden; man findet daher in den Feldzügen der großen Feldherren ihre Schlachten immer auf den Angriff eines Flügels oder Umgehung berechnet, den rechten ſtrategiſchen Punct hierzu — bisweilen mit Beſeitigung tactiſcher Vortheile, da ſich nicht immer alles vereinigen läßt — zu finden, iſt dann Sache des Genius; Friedrich II. war, wie in allem, auch hierin groß; und wenn wir nicht unbillig ſein wollen, müſſen wir geſtehen, daß auch Buonaparte oft glänzende Beiſpiele dafür aufgeſtellt hat.

Fronte, die Vorderſeite oder Geſichtsſeite, z. B. eines Gebäudes. In der Kriegesſprache iſt die Fronte die dem Feinde, oder der Stelle, wo man ſich den Feind denkt, entgegengekehrte Seite der in Schlachtordnung geſtellten Soldaten. Fronte auf etwas machen, heißt, gegen etwas gerichtet ſein. **Frontispice**, die Vorderſeite eines Gebäudes; insbeſondere der mittlere Vorſprung derſelben oder die Giebelſeite. Überhaupt dann die vordere in die Augen ſpringende Seite eines Gegenſtandes; desgleichen auch das Titelblatt oder Titelkupfer.

Frontignac, ein lieblicher ſüßer Muskateller-Wein, der bei Frontignan in Niederlanguedoc wächſt, und insbeſondere über Cette und Montpellier ausgeführt wird. Es gibt rothe und weiße Sorten, und wird derſelbe von den Feinſchmeckern insbeſondere zu einigen Fiſcharten genoſſen, wie in Holland zu den ſogenannten Waſſerbarſchen.

Frontinus (Sextus Julius), ein Römer von niedriger Herkunft, der ſich aber durch ſeine Verdienſte zu den höchſten Staatswürden emporſchwang, unter Domitian Prätor und vier Jahre darauf Conſul ward. Als ſolcher war er bis zum neunten Jahre des Veſpaſian Feldherr in Britannien, und führte mit vielem Ruhme die römiſchen Waffen. Von Nerva erhielt er die Aufſicht über die Waſſerleitungen, über welche er auch ſchrieb (ed. Adler 1792. 8.) und ſtarb unter Trajan im Jahre 106 nach Chriſtus als Augur. Er war zugleich ein großer Rechtsgelehrter und ſtand bei ſeinen Zeitgenoſſen im höchſten Anſehn. Von ſeinen zahlreichen Schriften im Fache der angewandten Mathematik ſind die meiſten verloren gegangen. Bekannt ſind ſeine vier Bücher de strategematibus (Leyden 1731. 8. Leipzig 1772, und zuletzt von Wiedemann 1792. 8.), wovon das vierte Buch von der Kriegsdisciplin handelt; und ſein Werk de aquaeductibus urbis Romae (Padua 1722. 8. und Altona 1792. 8.).

Fronto (Marcus Cornelius), ein berühmter Redner und Lehrer der Beredſamkeit zu Rom. Er war aus Cirta, einer römiſchen Colonie in Numidien, gebürtig, und lebte unter den Kaiſern Marcus Aurelius und Lucius Verus, die er beide in der Redekunſt, erſtern auch in der philoſophiſchen Moral unterrichtete. Aus Dankbarkeit ließ ihm Marc Aurel eine Ehrenſäule errichten; auch rühmt dieſer Kaiſer in ſeinen Selbſtbetrachtungen mit ehrenvoller Anerkennung den von Fronto empfangenen Unterricht. Von den Schriften dieſes Redners, den man mit Cicero verglich und deſſen Schüler und Nachahmer man mit dem Namen Frontonianer auszeichnete, beſaßen wir bisher nur zwei kleine grammatiſche Schriften, de differentiis vocum, und exempla elocutionum, oder elegantiae latinae, die ſich in Putſch Sammlung befinden. Alles Übrige ſchien verloren, bis im J. 1815 Angelo Maio, Bibliothekar der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand, mehrere Werke von ihm auffand und zuerſt bekannt machte, nämlich ein Buch lateiniſcher Briefe an den Kaiſer Antoninus Pius, zwei Bücher Briefe an den Kaiſer L. Verus, Briefe an Freunde, zwei Bücher Anweiſung zur Beredſamkeit, gerichtet an Marcus Antoninus, einige Fragmente von Reden, noch einige Briefe, Auszüge aus dem Salluſt, ein langes Troſtſchreiben an Marc Aurel über die Niederlage im parthiſchen Kriege, Fragmente einer Geſchichte deſſelben, ein paar ſcherzhafte Schriften, laudes fumi et pulveris und laudes negligentiae, endlich die Fabel vom Arion und ein Buch griechiſcher Briefe an Marc Aurel. Der erſten 1815 zu Mailand erſchienenen Ausgabe dieſer Schriften, die allerdings wenig befriedigt, iſt außer einem correcten Abdruck, im J. 1816 eine kritiſche Ausgabe von Niebuhr mit Anmerkungen von Buttmann und Heindorf gefolgt, die aber auch noch viel zu thun übrig läßt. Wir lernen hier Fronto als Briefſteller, weniger als Redner kennen, aber den gehegten Erwartungen entſpricht er nicht. Zwiſchen ihm und Cicero iſt ein zu [illegible]tiger Abſtand, um ihn romanae eloquentiae non secundum,

sed alterum decus zu nennen, wie Maio thut. Eben ſo wenig aber dürfte er die Herabſetzung verdieren, welche ihm Niebuhr widerfahren läßt. Die richtigste Anſicht iſt wohl, daß Fronto und Symmachus ſo gut als Cicero und Plinius die größten Redner ihrer Zeit waren; natürlich aber ſteht jeder Spätere dem Frühern ſo weit nach, als der Geſchmack und die Bildung des Zeitalters, in welchem er lebt.

Fronton, ſ. Giebel.

Froſchmäusler, ſ. Rollenhagen.

Froſt nennen wir den Zuſtand unſerer Atmoſphäre, in welchem das Waſſer in Eis verwandelt wird. Der Grad der Temperatur, bei welchem dies geſchieht, iſt überall einerlei und alſo ein feſter Punct, der den Namen Eis-, Froſt oder Gefrierpunct hat. (S. Eispunct.) Die erkältete Luft entzieht dabei dem Waſſer denjenigen Antheil Wärmeſtoff, von welchem ſein flüſſiger Zuſtand abhängig iſt. Die Gewalt des Froſtes iſt unermeßlich; eine gefrierende Flüſſigkeit zerſprengt die feſteſten Gefäße, in welchen ſie eingeſchloſſen iſt. Die organiſchen Körper leiden durch ihn jedoch nicht in gleichem Maße, und viele ſind ſo organiſirt, daß ſie auch die ſtärkſten bekannten Grade deſſelben aushalten können. Den Gewächſen ſind heftige Fröſte bei gehöriger Trockenheit nicht ſo nachtheilig, als wenn ſie kurz auf Regen und Thauwetter folgen. Die Urſache davon iſt wahrſcheinlich, daß bei naſſer Witterung ſelbſt im Winter die zarten Gefäße und Canäle der Gewächſe mit Feuchtigkeiten angefüllt und dann bei heftigem Froſte durch die Ausdehnung des Eiſes geſprengt werden. Dadurch leidet denn der ganze innere Bau derſelben eine völlige Zerrüttung. Das Krachen ſelbſt der feſteſten Eichen bei heftiger Kälte hat gewiß keinen andern Grund. Auch den Menſchen und Thieren ſind ſtarke Fröſte gefährlich und tödtlich. Sie ſcheinen alle Reizbarkeit des thieriſchen Körpers zu zerſtören, und rauben demſelben alle innere Wärme. Der Menſch fühlt ſich von einer ſo unwiderſtehlichen Neigung zum Schlafen befallen, daß er einſchläft und in dieſem Schlafe ohne alle Empfindung erſtarrt. Bringt man einen auf dieſe Art entſchlafenen Menſchen in ein warmes Zimmer, ſo erwacht er nie wieder; der plötzliche Übergang aus der Kälte in die Wärme tödtet ihn vielmehr gänzlich; ſcharrt man ihn hingegen in Schnee ein, ſo erholt er ſich oft wieder. Gleiche Bewandtniß hat es mit erfrornen Gliedmaßen der Menſchen und Thiere, welche nur durch ein langſames Aufthauen, beſonders im Schnee, gerettet werden können. Der Froſt wirkt auf gewiſſe Nahrungsmittel der Menſchen und Thiere ſehr nachtheilig. Alle wäſſerigen Früchte verlieren durch ihn ihren angenehmen Geſchmack und ihre Nahrhaftigkeit, und gehen nach dem Aufthauen bald in Fäulniß über. Selbſt Fleiſch, welches durch den Froſt vor der Fäulniß ziemlich bewahrt wird, löſt ſich nach dem Aufthauen bald auf. Flüſſige Sachen, z. B. Biere, verlieren durch den Froſt den Wohlgeſchmack. Starke Winde vermindern allezeit die Kälte der Luft einigermaßen; übrigens ſind nicht die Nord-, ſondern die Oſtwinde gemeiniglich die kälteſten.

Froſtableiter ſind Seile von Hanf oder Stroh, die über Blumenbeete gezogen oder an Bäume befeſtigt, und mit dem andern Ende in ein Gefäß mit Waſſer geleitet werden, um hierdurch den Froſt von den Pflanzen und Bäumen abzuleiten und dadurch ſelbige vor

dem Erfrieren zu ſchützen. Es iſt indeß ausgemacht, daß dieſe Vorkehrung unnütz iſt, da ſich der Froſt dadurch nicht leiten läßt.

Froſtig nennt man in Darſtellungen der Poeſie und Beredſamkeit alle jene Stellen, wo beim Ausdruck des Gefühls Mangel des Gefühls im Darſtellenden ſich äußert. Das Gemüth wird dadurch nicht bewegt, weil nichts zum Herzen geht, als was vom Herzen kommt. Horaz ſagt deshalb ſehr richtig: Willſt du, daß ich weinen ſoll, ſo zeige mir deinen eigenen Schmerz. Wenn Telephus und Peleus, die Helden zweier Trauerſpiele (ſo führt er z. B. an), im tiefſten Elend, dürftig und verbannt aus ihrem Vaterland, des Hörers Herz mit ihren Klagen rühren wollen, da werfen ſie die hohen Stelzen und die ellenlangen Wörter weg. Horaz hätte auch noch hinzufügen können: ſie mahlen keine langen Gleichniſſe aus, haſchen nicht nach Witz, kurz ſie thun nichts, wozu eine ruhige Stimmung und längere Überlegung erfodert wird. Nicht aber blos Stellen werden durch mangelnden Gefühlsausdruck froſtig, ſondern ganze Darſtellungen können es werden, wenn der Dichter oder Redner (denn den Philoſophen und Andere geht dies nichts an) ſtatt ſich an die Einbildungskraft, und durch ſie an das Gefühl zu wenden, nur zu dem kalt prüfenden Verſtande ſpricht, wodurch beſonders mehrere didaktiſche Gedichte ſo ſtarr geworden ſind, daß den Leſer, aus Mangel belebender Kraft, wohl bei ihnen frieren könnte. dd.

Frucht heißt in der Botanik der Theil eines Gewächſes, welcher ſich aus dem ſchon in der Blüthe ſichtbaren Fruchtkeim bildet, oder der vergrößerte und ausgewachſene Fruchtkeim. Den weſentlichen Theil jeder Frucht macht der Saame aus, wodurch das Gewächs ſich fortpflanzt. Dieſer liegt entweder blos, d. h. ohne Bedeckung, oder, was bei den mehrſten Gewächſen der Fall iſt, er iſt in einem Behältniß befindlich, welches das Saamenbehältniß heißt. Die vorzüglichſten Arten dieſer Saamenbehältniſſe ſind die Kapſel, die Schote, die Hülſe, der Fruchtbalg, die Steinfrucht, die Kernfrucht, die Beere und der Fruchtzapfen. Zum Theil liefern ſie dem Menſchen eine ſehr wohlſchmeckende und geſunde Nahrung.

Fruchtbringende Geſellſchaft oder Palmenorden, ward 1617 zu Weimar von Caspar von Teutleben, Hofmeiſter des Prinzen Johann Ernſt des jüngern, zur Erhaltung und Wiederherſtellung der Reinheit unſerer Mutterſprache geſtiftet, welche damals noch ſehr rauh war, und durch Einmiſchung fremder Wörter und Redensarten überdies alle Originalität zu verlieren ſchien. Die Geſellſchaft ſtieg zu einem außerordentlichen Flor, und bekam ſelbſt Reichsfürſten und ſogar Carl Guſtav, König von Schweden, zu Mitgliedern. Die Einrichtung derſelben war größtentheils nach den italieniſchen Akademien geformt; man hatte z. B., um allen Rangſtreit zu vermeiden und bürgerliche Mitglieder den höhern gleich zu machen, jedem einen Namen beigelegt, deſſen er ſich in der Geſellſchaft bedienen mußte. Jedoch verfiel man hierbei in Lächerlichkeiten; und noch ſonderbarer ſind die Gemählde, Wahlſprüche und Namen von Gewächſen gewählt, die neue Mitglieder zum Symbol und Unterſcheidungszeichen erhielten. So hieß z. B. der zweite Director, Wilhelm, Herzog von Weimar, der Schmackhafte; ſein Sinnbild war eine Birne mit einem Weſpenſtich, und der ſogenannte Wahlſpruch: erkannte Güte. Andere hießen: der Saftige, der Nährende, der Bitterſüße, der Steife u. ſ. w. Bei

Verbeſſerung der deutſchen Sprache verbannte ſie die ausländiſchen Wörter zu ſehr, und erfand ſtatt derſelben ſeltſame deutſche; auch nahm ſie in der Orthographie auffallende Änderungen vor. Überhaupt iſt zu bedauern, daß ſich nicht die ganze Geſellſchaft zur Herausgabe einiger Werke über die deutſche Sprache vereinigte, und daß zu wenig große Gelehrte an ihr Theil nahmen; denn in beiden Fällen hätte ihr Nutzen ungleich beträchtlicher ſein können, als er war. Sie dauerte 63 Jahre, bis 1680, und hatte jedesmal einen regierenden Herrn zum Oberhaupte.

Fruchtſtück, ein Gemählde, auf welchem Garten- oder Baumfrüchte dargeſtellt ſind. Sie erhalten durch Anordnung, Farbengebung und Beleuchtung ihren vorzüglichſten Reiz, und ſind wegen der Einfachheit ihrer Form und der größern Dichtigkeit ihrer Farben weniger ſchwierig als die **Blumenſtücke**. Die vorzüglichſten Fruchtmahler waren de Heem, Mignon, Gillemans, Verbruggen, v. Royen, v. Huyſum, Rachel Ruyſch.

Fruchtwein, ſ. **Cider**.

Frugoni (Carlo Innocenzo), einer der berühmteſten und fruchtbarſten italieniſchen Dichter des 18ten Jahrhunderts, wurde geboren zu Genua den 21. Nov. 1692. Nach dem Willen des Vaters mußte er zu Gunſten ſeiner beiden ältern Brüder der väterlichen Erbſchaft entſagen und den geiſtlichen Stand ergreifen. Im funfzehnten Jahre trat er daher in die Congregation der ſomoskiſchen Brüder, und begann zu Genua ſein Noviciat. Im folgenden Jahre (1708) legte er ſein Gelübde zu Novi ab. Er zeigte von Kindheit an eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geiſtes und der Einbildungskraft. Seine Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, beſonders den ſchönen, waren reißend. Als er 1716 nach Brescia geſandt wurde, um daſelbſt die Rhetorik zu lehren, hatte er ſich ſchon den Ruhm eines eleganten Schriftſtellers in Proſa und Verſen, in lateiniſcher ſowohl als italieniſcher Sprache erworben. Er ſtiftete daſelbſt eine arcadiſche Colonie, in der er den Namen **Comante Eginetico** erhielt; allein erſt im folgenden Jahre, wo er nach Rom kam, erreichte ſein poetiſcher Genius, angefeuert durch die Größe der ihn umgebenden Gegenſtände und durch das Beiſpiel guter Dichter, die er hier verſammelt fand, ſeine volle Entwickelung. Er ſchloß ſich beſonders an Rolli und Metaſtaſio an. Im Jahr 1719 kehrte er von Rom nach Genua zurück, um die jungen Geiſtlichen ſeines Ordens zu unterrichten; ein Geſchäft, das er auch in den folgenden beiden Jahren zu Bologna verſah. Allein ſeiner damals ſehr ſchwachen Geſundheit wegen mußte er zu Piacenza und dann zu Parma ſich erholen. In Modena, wo er ſeine Arbeiten wieder begonnen hatte, bekam er die Blattern, und beendigte während ſeiner Geneſung die italieniſche Überſetzung des **Rhadamiſt** von Crebillon. In allen dieſen Städten ſchloß er mit den ausgezeichnetſten Männern, die hier lebten, genaue Verbindungen. An dem Hofe zu Parma fand Frugoni durch des Cardinals Bentivoglio Verwendung eine ehrenvolle Zuflucht, allein ſeine Muſe mußte ſich hier größtentheils zu Gelegenheitsgedichten für Feſte und dergl. Vorfälle bequemen. In Parma herrſchte damals der Herzog Franceſco Farneſe, dem zwei Jahre darauf ſein Bruder Antonio in der Regierung folgte. Zu deſſen Vermählungsfeier mußte Frugoni eine ganze Sammlung von Gedichten verfertigen, und faſt zu gleicher Zeit die Denkwürdigkeiten des Hauſes Farneſe hiſtoriſch beſchreiben. Sie erſchienen 1729. Der Titel

eines königlichen Geſchichtſchreibers war ſeine Belohnung. Der Herzog Antonio ſtarb. Man hielt ſeine Gemahlin 8 Monate lang für ſchwanger. Frugoni feierte ſchon die Erfüllung aller Wünſche durch eine Kette von 25 ſehr ſchönen Sonetten. Allein ſeine Vorherſagung traf nicht ein. Am neuen Hofe konnte er keine Gunſt gewinnen, daher kehrte er nach Genua zurück, und ließ dort ſeine Freunde für den Abweſenden wirken. Jetzt fing ſein Kloſtergelübde an, ihm unerträglich zu werden. Nach vielen Bemühungen wurde er endlich deſſelben durch den Papſt Benedict XIV. entbunden. Eine glänzende Gelegenheit zeigte ſich dem Dichter jetzt, die Kraft ſeines Genies zu entfalten. Dies war die Eroberung von Oran durch die ſpaniſchen Truppen, unter dem Befehle des Grafen Montemar, nach einem blutigen Siege. Er feierte ſie durch eine große Canzone, welche ſehr günſtig aufgenommen ward. Andere Gedichte, welche er zu derſelben Zeit dem König Philipp V. und der Königin von Spanien überreichen ließ, machten ein ähnliches Glück. Endlich wurde er mit einer ehrenvollen Beſoldung wieder an den Hof gezogen. Der Krieg, welcher in Italien zwiſchen Spanien und Öſterreich ausbrach, begeiſterte ihn zwar zu manchem trefflichen Gedichte, verſetzte ihn aber auch oft in ſehr drückende äußere Verhältniſſe. Er nahm nun zu dem Talente ſeine Zuflucht, das er für die burleske und ſatiriſche Poeſie beſaß. Er verfertigte eine Menge Gedichte dieſer Art, unter andern auch den originellen Geſang des zehnten Gedichte Bertoldo Bertoldino e la casenno, woran 20 Dichter arbeiteten. Nach dem Aachner Frieden kam Frugoni von neuem an den Hof zu Parma, und nun überließ er ſich freier ſeiner Neigung zur Dichtkunſt; er bereicherte das italieniſche Theater mit Überſetzungen mehrerer franzöſiſchen Opern, hatte aber auch mit herben Ausfällen der Kritik zu kämpfen. So lebte er unter mancherlei Glückswechſel bis zum Jahre 1768, wo er im 76ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Wenig italieniſche Dichter haben während ihres Lebens ſo viel Aufſehen gemacht, und ſind nach ihrem Tode ſo gefeiert worden, als Frugoni. Seine Werke ſind 1779 zu Parma in 9, und zu Lucca in 15 Bänden erſchienen. Letztere Ausgabe iſt die vollſtändigſte. Eine Auswahl aus dieſen Werken iſt in 4 Bänden zu Brescia 1782 ans Licht getreten. Findet man auch in Frugoni's Gedichten allerdings zuweilen Schwulſt und Bombaſt, ſo ſind doch die meiſten reich an trefflichen Gedanken und wahrhaft ſchönen Bildern. Er wird immer für einen von der Natur reich ausgeſtatteten Dichter gelten.

Frühling, bekanntlich die anmuthige Jahrszeit, welche den Übergang aus dem Winter zum Sommer bildet. Er fängt von dem Tage an, an welchem die Sonne beim Aufſteigen in den Äquator tritt, und endigt mit dem Tage, an welchem ſie zu Mittag ihren höchſten Stand im Jahre erlangt. Bei uns beſtimmt der Eintritt der Sonne in den Widder den Anfang, und ihr Eintritt in den Krebs das Ende des aſtronomiſchen Frühlings. Jener geſchieht um den 22. März, dieſer um den 21. Juni. Auf der ſüdlichen Halbkugel fängt der aſtronomiſche Frühling um den 23. Sept. an, und endet um den 21. Decbr., fällt alſo in die Zeit, wo wir Herbſt haben. Unter dem Äquator und überhaupt in der heißen Zone laſſen ſich die Jahrszeiten nicht ſo abtheilen, wie in den gemäßigten. Man unterſcheidet daſelbſt die trockene und naſſe Zeit. Auch bei uns bezieht ſich im gemeinen Leben die Benennung der vier Jahrszeiten mehr auf Temperatur und Witterung, als auf den Stand der Sonne, und wir ha-

den faſt allemal Urſache, den Anfang des aſtronomiſchen Frühlings von dem Anfange des Frühlings, d. i. der angenehmen und milden Witterung, zu unterſcheiden, da letztere in der Regel ſpäter eintritt.

Frühlingsnachtgleiche (Aequinoctium vernale) heißt jene Zeit, zu welcher die Sonne in ihrem Aufſteigen den Äquator erreicht, an allen Orten der Erde Tag und Nacht völlig gleich macht und bei uns den Anfang des aſtronomiſchen Frühlings beſtimmt. Die Sonne ſteht um dieſe Zeit in einem Puncte des Äquators ſelbſt, beſchreibt ihn als ihren Tagkreis, und iſt daher, weil ihn jeder Horizont zu gleichen Theilen ſchneidet, überall auf der Erde 12 Stunden ſichtbar und 12 Stunden unſichtbar. Der Punct, in welchem ſich Äquator und Ekliptik ſchneiden, und in welchem die Sonne bei ihrem ſcheinbaren jährlichen Umlauf um den 21. März oder beim Anfange des Frühlings tritt, indem ſie aus der ſüdlichen Halbkugel in die nördliche aufſteigt, heißt der **Frühlingspunct**. Ehemals ſtand an dieſer Stelle das Sternbild des Widders; daher man den nächſten 30 Graden der Ekliptik von dieſem Puncte an, gegen Morgen hin, den Namen des Widders beilegte. Hieraus erklärt ſich die Benennung **Widderpunct, erſter Punct des Widders**, für den Frühlingspunct, welcher beibehalten worden, obgleich der Punct ſelbſt ſchon längſt die Sterne des Widders verlaſſen hat, und jetzt unter den Sternen der Fiſche ſteht.

Fuder, hat mehrere Bedeutungen, die im **Adelung** und **Campe** zu vergleichen ſind. Wir nehmen hier nur die als Maß zu flüſſigen Dingen auf, wo es **ſechs** Ohm bezeichnet.

Fuentes (Don Pedro Henriquez d'Azevedo, Graf von), ein großer ſpaniſcher General und Staatsmann, geb. zu Valladolid 1560. Seinen erſten Feldzug machte er 1580 in Portugal, als der Herzog von Alba dieſes Reich für Philipp II. eroberte. Der Muth und die Klugheit, welche Fuentes bewies, erwarben ihm die Gunſt des Feldherrn, der ihm eine Compagnie Lanzenknechte anvertraute. Eben ſo zeichnete er ſich in der Folge in den Feldzügen in den Niederlanden unter dem großen Alexander Farneſe, und ſpäter unter dem Marcheſe Spinola, beſonders bei der Eroberung von Oſtende (1604) aus. Er wurde nachher zu wichtigen Sendungen an verſchiedene Höfe gebraucht. Als ein unverſöhnlicher Feind der Franzoſen, gegen die er im Kriege (1598) mit Glück commandirte, ſuchte er ihnen auf jede Art Abbruch zu thun, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er an der Verſchwörung des Marſchalls Biron gegen Heinrich IV. Antheil genommen. Unter Philipp III. war er Gouverneur von Mailand, und machte ſich den italieniſchen Fürſten und Republiken, die er die ſpaniſche Übermacht fühlen ließ, furchtbar. Er legte (1603) auf einem Felſen beim Einfluſſe der Adda in den Comer See, an den Grenzen des Veltlins, eine Feſtung an, die nach ſeinem Namen Fort de Fuentes genannt, und von den Graubündnern ſehr ungern geſehen wurde. In dem für Spanien unglücklichen Kriege, der 1635 mit Frankreich ausbrach, trat auch Fuentes wieder auf den Schauplatz. Spanien wollte den Tod Ludwigs XIII. von Frankreich und die Minderjährigkeit ſeines Nachfolgers benutzen und ſchickte (1643) eine Armee in die Champagne, welche Rocroy belagern ſollte. Der 82jährige Fuentes war ihr Anführer. Aber der junge muthige Herzog von Enghien — nachmals unter dem Namen des großen Condé bekannt — griff (den 19. Mai 1643) mit einem weit ſchwächern Heere die Belagerer an, drang mit ſeiner Reiterei in die ſeit Carls V.

Zeiten ſo berühmte und bis dahin für unüberwindlich gehaltene ſpaniſche Infanterie ein, und richtete ſie faſt gänzlich zu Grunde. Fuentes, von Gichtſchmerzen geplagt, hatte ſich in einem Seſſel in das Schlachtgetümmel tragen laſſen, und fand hier einen rühmlichen Tod durch die feindlichen Schwerter.

Fuge, ein mehrſtimmiges Tonſtück, in welchem ein melodiſcher Satz herrſchend iſt, welcher abwechſelnd von einer Stimme nach der andern auf mancherlei Art (z. B. durch Umkehrung) und in verſchiedenen Intervallen wiederholt wird. Die Anzahl der Stimmen (die aber nicht nach verdoppelter Beſetzung oder nach den begleitenden Inſtrumenten beurtheilt werden darf) iſt willkürlich, und hiernach heißt eine Fuge zwei=, drei=, vier= oder mehrſtimmig. Bei der Fuge kommen hauptſächlich in Betracht: 1. der Hauptſatz oder das Thema, Subject, auch der Anführer, dux genannt; 2. der Gefährte, comes, die Antwort, d. h. die ähnliche Wiederholung des Thema's in einer andern Stimme, und auf Stufen der Tonleiter; 3. die Gegenharmonie, das Contraſubject, eine Melodie, die ſich jederzeit, wenn dieſe oder jene Stimme den Hauptſatz vorträgt, in einer andern Stimme hören läßt; 4. der Wiederſchlag, repercussio, die Ordnung, in welcher Führer und Gefährte ſich in den verſchiedenen Stimmen hören laſſen; 5. die Zwiſchenharmonie, kurze Sätze, während der Hauptſatz ſchweigt. Kommt in einer Fuge nur ein einziger Hauptſatz vor, ſo heißt ſie einfache Fuge; gibt es aber in ihr mehrere, ſo heißt ſie Doppelfuge, drei=, vierfache Fuge. Streng iſt die Fuge, oder obligat (fuga ricercata), in welcher nur ein Hauptſatz in allen möglichen Geſtalten nebſt ſeinem Contraſubject vorkommt. Eine Fuge aber, in welche Zwiſchenſätze verwebt ſind, deren Notenfolge nicht aus dem Thema entlehnt iſt, heißt eine freie Fuge (fuga libera), z. B. die Ouverture von Mozarts Zauberflöte. Der Fuge liegen die Regeln des Canons und doppelten Contrapuncts zum Grunde. Eine anziehende Melodie, Schwung im Thema, Anordnung der Harmonie zu demſelben auf eine Art, daß es bei allen möglichen Nachahmungen, Veränderungen, Umkehrungen und canoniſchen Behandlungen immer ſangbar bleibe, Wahl des Gegenſatzes, ſo daß dieſer auf der einen Seite nicht ganz trockene Behandlung ſei, auf der andern aber auch dem Thema nicht vorgreife, gehöriger Eintritt der Stimmen, gehöriges Verhältniß derſelben bei ihren Verwechſelungen gegen das Thema, eine Begleitung, bei der immer die Hauptſtimme gehörig hervorſteche, dieſe und andere nur durch Geſchmack und Übung zu erlangenden Eigenſchaften müſſen, außer den allgemeinen Erforderniſſen der Harmonie, eine Fuge beleben, wenn ſie nicht ein künſtliches muſikaliſches Rechenexempel, ſondern ein äſthetiſches Product ſein ſoll. Rouſſeau's Ausſpruch: „Eine ſchöne Fuge iſt das undankbare Meiſterſtück eines guten Harmoniſten," gilt übrigens nur dem oberflächlichen Kunſtdilettanten, nicht dem geiſt= und gemüthvollen Kenner. Über das Techniſche der Fuge belehrt Marpurgs Werk (über die Fuge).

Füger (Friedrich Heinrich), Director der k. k. Gemähldegallerie in Belvedere bei Wien, Hofmahler u. Prof. der ſchönen Künſte, geb. zu Heilbron 1751, eines Predigers Sohn. Bereits in der Schule trieb ihn ſeine Neigung an, Alles nachzuzeichnen, u. ſchon in ſeinem elften Jahre mahlte er, ohne Anleitung gehabt zu haben, kleine Bildniſſe in Miniatur. Allein der Anblick von Audrans Schlachten Alexanders nach le Brun, das Leben großer Künſtler und ſein Hang zur hiſtoriſchen Lectüre beſtimm=

ten ihn zur Geſchichtsmahlerei. Ein angeſehener Verwandter in Stuttgart brachte ihn in die dortige Schule von Guibal, wo er, aller Aufmunterung ſeines vortrefflichen Meiſters ungeachtet, bald allen Muth verloren hätte, in der Kunſt etwas Großes zu leiſten. Wirklich ging er nach Halle, um dort die Rechte zu ſtudiren, wo Klotz ihn aufs neue anfeuerte, ſeinem erſten Lebensplane nicht ungetreu zu werden. Hernach ſetzte er ſeine Zeichenſtunden ein Paar Jahre zu Dresden fort, und begab ſich alsdann 1774 nach Wien, wo die Bekanntſchaft mit dem würdigen Hofrath von Birkenſtock ihm den Vortheil verſchaffte, daß er von der Kaiſerin Maria Thereſia als Penſionär nach Rom geſchickt wurde. Nach einem ſiebenjährigen unabläſſigen Studium daſelbſt (1775—1781) ging er 1782 nach Neapel, wo der dortige kaiſerliche Geſandte, Graf von Lamberg, ihn zwei Jahre lang in ſein Haus nahm, während welcher Zeit er Anlaß hatte, durch drei große Frescogemählde in dem deutſchen Bibliotheksaale der Königin zu Caſerta (ohne vorher in dieſem Kunſtzweige einige Übung erlangt zu haben) und durch ein ſehr gelungenes Bildniß dieſer Monarchin ſeine vorzüglichen Talente zuerſt öffentlich an den Tag zu legen. Im J. 1783 erhielt er eine Einladung, in ruſſiſch-kaiſerliche Dienſte zu treten, zog aber aus Dankbarkeit eine andere faſt gleichzeitige des wiener Hofes vor, wohin er als Vicedirector der dortigen Mahler- und Bildhauerſchule 1784 berufen wurde. Anfänglich mußte er ſich daſelbſt, vielleicht wider ſeinen Willen, faſt einzig mit Miniaturbildniſſen beſchäftigen, die er aber ebenfalls in einer kühnen, eines Hiſtorienmahlers würdigen Manier behandelte. Allein in der Zwiſchenzeit bildete er ſich nicht minder in der Ölmahlerei mit dem beſten Erfolge aus, wovon z. B. ſein vortreffliches Bildniß Joſephs II. und ſein Tod des Germanicus in dem Verſammlungsſaale der wiener Akademie zeugen. Unter den vielen Kunſtwerken, die er geliefert hat, zeichnen ſich beſonders aus: die Porträts Joſephs II., der Erzherzogin Eliſabeth, Laudons und der Frau de Witt, unter den hiſtoriſchen Gemählden: Prometheus, der das himmliſche Feuer entwendet, für den Grafen von Zinzendorf im Schloſſe zu Ernſtbrunn; Philipp und Eraſiſtratus in der Gallerie des Grafen von Fugger; Orpheus, der von Pluto die Rückgabe der Euridice erbittet; Dido auf dem Scheiterhaufen, letzteres für das fürſtlich Kaunitziſche Cabinet; die erſten Ältern bei Abels Leiche, für ſeinen Freund, den Herrn von Raith; das Urtheil des Junius Brutus über ſeine Söhne, und als Seitenſtück der Tod der Römerin Virginia, beide in der Kunſtſammlung des Grafen von Fries; Semiramis, welche an ihrem Putztiſche die Empörung der Babylonier wider ſie erfährt; und endlich Sokrates vor ſeinen Richtern. Von ſeinen Miniaturbildniſſen, welche ſich durch ihre charakteriſtiſche Ähnlichkeit, durch das Graziöſe ihrer Wendungen und durch wahre und kräftige Färbung vor allen andern Arbeiten dieſes Kunſtzweigs auszeichnen, erwähnen wir hier nur das vom Kaiſer Joſeph II. (des einzigen wahrhaft ähnlichen dieſes Monarchen, von John geſtochen) und ein anderes der Gräſin Rzewuska, in ihrem Cabinet von ihren Kindern umgeben. Nicht minder merkwürdig ſind 20 Handzeichnungen, welche dieſer Künſtler während einer lang angehaltenen Unpäßlichkeit, nach Klopſtocks Meſſias, auf blaues Papier, mit Kreide und Tuſch, weiß aufgehöht, verfertigt hat. Einige derſelben ſind zu der neuen leipziger Prachtausgabe dieſes Gedichts, ebenfalls von John, in punctirter Manier (ſo gut es dieſelbe und das kleine For-

mat zulaſſen) geſtochen worden. Neben dieſem haben vorzüglich folgende wiener Künſtler nach ihm gearbeitet: Bartſch, Beckenkam, Griger, Jakobe, Kininger, Pfeiffer, Rhein und Wrenk. Von Füger ſelbſt geätzt ſind ſeine erwähnte Semiramis, eine Vergötterung des Hercules und eine Allegorie auf die Mahlerei. Eine ſeiner neueſten und ſchönſten Arbeiten iſt der im J. 1804 für die kaiſerliche Hofcapelle gemahlte Johannes in der Wüſte, welches Stück mit 1000 Ducaten bezahlt wurde. Füger ſtarb zu Wien 1818.

Fugger (das Geſchlecht der) ein edles deutſches Geſchlecht in Schwaben, das zwar viel von ſeinem ehemaligen Glanze verloren hat, aber noch immer mit Achtung und Dankbarkeit genannt zu werden verdient. — Der erſte bekannte Ahnherr dieſer Familie war *Johannes Fugger*, Webermeiſter im Dorfe Graben oder Göggingen, unweit Augsburg, im ehemaligen biſchöflichen Gebiete. Sein älteſter Sohn *Johannes*, ebenfalls Webermeiſter, erheirathete (1370) mit Klare Widolph das Bürgerrecht zu Augsburg, und trieb neben der Weberei einen Leinwandhandel in dieſer damals ſo berühmten Handelsſtadt. Nach ſeiner erſten Gattin Tode ehelichte er Eliſabeth Gfattermann, eines *Rathsherrn* Tochter (1382). Zwei Söhne und vier Töchter entſproſſen dieſer Ehe. Johannes Fugger ward in der Weberzunft einer der Zwölfer, die mit im Rathe ſaßen, und Freiſchöffe der weſtphäliſchen Vehme. Dreitauſend Gulden, ein großes Kapital für jene Zeit, hatte er ſich erworben, als er 1409 ſtarb. Sein älteſter Sohn, *Andreas*, wucherte mit ſeinem Antheile ſo, daß er bald vorzugsweiſe der *reiche Fugger* hieß. Barbara, aus dem alten Geſchlechte der Stammler vom Aſte, ward ſein Gemahl, und mit ihr ſtiftete er die adelige Linie der Fugger vom Reh, ſo genannt von dem Wappen, das Kaiſer Friederich III. den Söhnen gab, die aber 1583 ganz ausſtarb. Glücklicher war in ſeiner Nachkommenſchaft Johannes zweiter Sohn, *Jacob*, der zuerſt unter den Fuggern in Augsburg ein Haus beſaß, zwar ebenfalls noch Weber war, aber ſchon eine ausgebreitete Handlung trieb. Drei Söhne Jacobs unter elf Kindern, *Ulrich*, *Georg* und *Jacob*, erweiterten durch ſeltenen Fleiß, Geſchicklichkeit und Redlichkeit ihre Handelsgeſchäfte außerordentlich, und legten den Grund zu dem großen Flor der Familie; ſie verheiratheten ſich mit Frauen aus den edelſten Geſchlechtern, und wurden vom Kaiſer Maximilian in den Adelſtand erhoben. Die Fugger dienten mit Rath und That, durch die Mittel, die ihr großer Reichthum ihnen gab, dem Hauſe Öſterreich mehr wie ein anderes Geſchlecht, und Maximilian, der oft Geld bedurfte, fand immer Hülfe bei den Fuggern. Für 70,000 Goldgulden verpfändete er ihnen die Grafſchaft Kirchberg und Herrſchaft Weißenhorn auf zehn Jahre, und nur acht Wochen waren den Fuggern nöthig, um die 170,000 Ducaten Subſidien zu zahlen, womit Papſt Julius II., im Vereine mit den Königen von Spanien und Frankreich (Ferdinand und Ludwig), den Kaiſer Max zum Kriege mit Venedig (1509) unterſtützte. Um die Abſicht, Papſt zu werden, welche man Maximilian beimißt, zu erreichen, negociirte er bei den Fuggern 300,000 Ducaten, und wollte ihnen dafür ſeine beſten vier Truhen ſammt Kleinodien und das erzherzogliche Lehnsgewand verpfänden. Jacobs Söhne begründeten des Geſchlechtes Ruhm, jeder nach ſeiner Weiſe; doch handelten ſie gemeinſam in Fällen, wie wir eben gedachten. *Ulrich* allein widmete ſich dem Handel, den er mit Öſterreich eröffnete. Bei der Zuſammenkunft Kaiſer Friedrichs III.

mit Carl dem Kühnen, Herzog von Burgund, zu Trier (1473) übernahm Ulrich die Lieferungen für den kaiſerlichen Hof; ſeine Schreibſtube hieß die goldene, und war weit und breit berühmt. Es gab keinen Handelsgegenſtand, den Ulrich nicht berückſichtigt hätte; ſelbſt Albrecht Dürers Kunſtwerke gingen durch ſeine Hand nach Italien. Jacob hatte ſich dem Bergweſen gewidmet; er pachtete die Bergwerke zu Schwaz in Tyrol, und gewann dadurch außerordentlichen Reichthum, von dem die Erzherzoge von Öſterreich 150,000 Gulden als Darlehn erhielten, und das prächtige Schloß Fuggerau in Tyrol entſtand. Jacob ſtarb zu Hall in Tyrol (1503); Kaiſer Max begleitete in Perſon ſeine Leiche; unter dem Schwibbogen vor der Pfarrkirche zu Hall war dieſes ſonſt in einer Grabſchrift zu leſen; doch der Sturm, der 1809 Hall und Schwaz verwüſtete, hat auch dies Monument zerſtört. Die Fugger ſetzten dieſen Bergbau und die Gruben in Ungarn, Krain und Kärnthen fort, und gewannen dadurch immer größern Reichthum. Auch ihr Handel breitete ſich immer mehr aus; nach allen Gegenden und Landen gingen ihre Waaren, und faſt jede Straße, jedes beſchiffte Meer trug Fuggerſche Laſtwagen u. Schiffe. Den höchſten Glanz errang das Geſchlecht unter dem Kaiſer Carl V. Ulrich Fuggers Söhne waren ohne Erben geſtorben. Jacob hatte gar keine Kinder hinterlaſſen, und ſo beruhete der Stamm und Glanz des Geſchlechts auf Georg, der mit der edlen Regina Imhof zwei Söhne, Raimund und Anton, zeugte. Als Kaiſer Carl (1530) den denkwürdigen Reichstag zu Augsburg hielt, wohnte er Jahr und Tag in Anton Fuggers prächtigem Hauſe am Weinmarkte. Anton hatte freien Zutritt zu dem ſtolzen Spanier, denn die Fugger kamen dem kaiſerlichen Seckel oft zu Hülfe, und auf ihre Unterſtützung rechnete der Kaiſer wohl noch viel, wie ihm denn auch in der Folge zu ſeinem Seezuge nach Tunis (1573) noch geſchah. Da erhob der Kaiſer ſeinen Hauswirth und Raimund, deſſen Bruder, in den Grafen- und Pannerſtand (am 14. Nov. 1530), gab das noch verpfändete Kirchberg und Weißenhorn ihnen erb- und eigenthümlich, nahm ſie auf der ſchwäbiſchen Grafenbank unter die Reichsſtände auf, und begabte ſie mit einem Siegelbriefe, der ihnen wirklich fürſtliche Gerechtſame verlieh. „Noch niemalen habe ich dergleichen verliehen, und bin auch nicht geſonnen, jemahlen dergleichen wieder zu thun!“ ſprach Carl — aber noch waren ſeit jenen Worten nicht fünf Jahre verfloſſen, als er ihnen das Vorrecht gab, goldene und ſilberne Münzen zu ſchlagen, das von ihnen fünfmal ausgeübt worden (in den Jahren 1621, 22, 23, 24 und 1694). Auch ſaßen Anton und 12 ſeiner Nachkommen in dem geheimen Rathe, der an die Stelle des zünftiſchen Regiments der Reichsſtadt trat. Dieſer Anton hinterließ 6 Millionen Goldkronen baar, Koſtbarkeiten, Juwelen und Güter in allen Theilen Europa's und beider Indien, und von ihm ſoll Kaiſer Carl, als er den königlichen Schatz zu Paris beſehen, geſagt haben: „zu Augsburg iſt ein Leinweber, der kann das alles mit eigenem Golde bezahlen.“ Kaiſer Ferdinand II. erhöhte noch der Fugger hohen Glanz, indem er bei der Beſtätigung des von Carl ertheilten Gnadenbriefes den Grafen Hanns und Hieronymus Fugger die ſogenannte große Comitiv mit allen Rechten für die beiden Älteſten der Familie ertheilte, wodurch ſie berechtigt wurden, Bergwerke in ihren Herrſchaften anzulegen, Freiungen, Jahr- und Wochenmärkte aufzurichten, Lehn und Afterlehn zu reichen, Unterthanen zu beerben, oder deren eingezogene Güter zu

nehmen, zu jagen, zu fiſchen, Mühlen und Schenkſtätte anzulegen, und Umgeld, Aufgeld, Ein- und Abzug zu fodern. So nahmen die Fugger zu an Geld und Ehre, doch auch des Himmels Segen ruhte auf ihnen ſichtbarlich in ihrer Nachkommenſchaft. „In fünf Hauptäſten (ſagt der Spiegel der Ehren) zweigte der edle Stamm ſo um ſich, daß er im Jahre 1619 bei 47 Grafen und Gräſinnen, und an jungen und alten Nachkommen beiderlei Geſchlechts ſo viel, als das Jahr Tage zählte.“ Auch als Grafen ſetzten ſie die Handlung fort, und erwarben ſo viel, daß ſie binnen 94 Jahren an liegenden Gütern für 941,000 Fl. zuſammengekauft, und im J. 1762 noch zwei ganze Grafſchaften, ſechs Herrſchaften und 57 andere Ortſchaften beſaßen, ohne die Häuſer und Grundſtücke in und um Augsburg. Die erſten und vornehmſten Stellen im Reiche waren mit Fuggers beſetzt, und mehrere reichsfürſtliche Häuſer rühmten ſich der Verwandtſchaft mit dem Fuggerſchen Geſchlechte. Bei ihnen fanden ſich Sammlungen aller damaligen Kunſtſchätze und ſeltener Schriften; Mahler und Muſiker wurden von ihnen beſonders unterhalten, Künſte und Wiſſenſchaften mit Freigebigkeit von ihnen unterſtützt. Ihre Wohnungen und Gärten waren Meiſterſtücke der Architectur und des damaligen Geſchmacks, und ſo konnten ſie wohl mit Anſtand des Kaiſers Majeſtät bei ſich beherbergen; auch verliert, unter dieſen Umſtänden, die Erzählung das Unglaubliche, daß, als Carl V. nach ſeinem Zuge gegen Tunis bei Graf Anton eingekehrt, dieſer im Kamine ein Feuer von Zimmtholz angezündet und zu Ehren des Beſuchs die große Schuldverſchreibung des Kaiſers in das Feuer geworfen habe. — Jetzt kann und mag es keiner dem Anton gleich thun! — Doch wenn wir der Fugger Induſtrie, Klugheit, Ehre und Einfluß rühmen, ſo dürfen wir nicht der Milde vergeſſen, der Fürſorge für Bedürftige, des Eifers, der ſie beſeelte, mit Worten und Thaten Gutes zu ſtiften, und jeglichem beizuſpringen in Stunden der Noth und Verlegenheit. „An den edeln Fuggern,“ ſagt der Spiegel der Ehren, „ward erfüllt des Heilands Zuſage: „„gebet, ſo wird euch gegeben.““ Ulrich, Georg und Jacob, des wohlthätigen Jacobs Söhne, kauften in der Jacober Vorſtadt zu Augsburg Häuſer, ließen ſie niederreißen, und bauten 106 kleinere, die ſie armen Bürgern gegen geringen Zins überließen; ſo entſtand die Fuggerei, die unter dieſem Namen, mit eigenen Mauren und Thoren verſehen, jetzt noch beſteht. Jacob ſtiftete auch noch beſonders das ſogenannte Holzhaus für 32 an den damals ſehr wüthenden Blattern leidende Fremde; Hieronymus Fugger vermachte den Armen 2000 Fl. und ein Legat zu einem Hoſpital für 500 Fuggerſche Unterthanen zu Waltenhauſen; Anton ſtiftete eine Schule, ein Stipendium für Studirende, ein Legat zur jährlichen Ausſteuer drei junger Mädchen, das Schneidhaus auf dem Roßmarkte; ſeine Söhne errichteten das Holzhaus am Gänſebühel für veneriſche Kranke. Als treue Söhne der ſogenannten allein ſeligmachenden Kirche waren ſie beſonders befliſſen, auf dem Altar des Herrn große Opfer niederzulegen, und als die Reformation die Grundfeſten ihrer Kirche erſchütterte, da wirkten die Fugger mit allen ihren Kräften für die Sache ihres Glaubens. Sie waren es, die zuerſt die Jeſuiten nach Augsburg riefen, und mit Gebäuden für Collegium, Kirche und Schule, und mit reichlichem Golde beſchenkten, wie denn auch viele andere geiſtliche Orden und Brüderſchaften von ihnen mit Gut und Geld unterſtützt wurden. Und ein frommer Glaube, ein heiliges Vertrauen ſah in dem Reichthum und der Macht des

Geſchlechts nur des Himmels ſichtbaren irdiſchen Segen für ſo viel Milde, Biederkeit und Güte. Nach den vorerwähnten Brüdern, Raimund und Anton, hat ſich das Geſchlecht in zwei Stämme getheilt, in die Raimundiſche und Antonius-Linie. Jede hat nachmals ſich wieder in mehrere Äſte getheilt, aber alle ſchreiben ſich: Grafen Fugger von Kirchberg und Weißenhorn. Die Raimundiſche Hauptlinie hat ſich mit Raimunds zwei Söhnen wieder in zwei Äſte verbreitet: Johann Jacob der Ältere ſtiftete die pfirtiſche, und Georg die kirchberg-weißenhorniſche Linie. Von der erſtern (pfirtiſchen) iſt nur noch der Franz-Bennoiſche Aſt zu Göttersdorf vorhanden; zwei andere ſind erloſchen. Die kirchberg-weißenhorniſche Linie blüht ebenfalls noch; ihr gehören die Grafſchaft Kirchberg und noch vier Herrſchaften mit überhaupt 14,000 Seelen und 80,000 Fl. Einkünften. Die Antonius-Linie hatte drei Nebenlinien, die Marx-, Hanns- und Jacobſche. Die erſtere iſt ſeit 1676 im Mannsſtamme erloſchen; von der Hanns-Fuggerſchen Linie gibt es noch vier Äſte, nämlich Fugger Glött, Fugger Dietenheim-Brandenburg, Fugger Kirchheim und Fugger Nordendorf. Die letzte jener drei Linien, die Jacob-Fuggerſche, blüht jetzt nur noch in der babenhauſiſchen Branche, nachdem die wöllenburgiſche erloſchen iſt, und nach dem Abſterben der booſiſchen Nebenlinie ſämmtliche Beſitzungen an jene Branche gekommen ſind. Graf Anſelm Maria Fugger von Babenhauſen wurde vom römiſch-deutſchen Kaiſer Franz II. am 1. Aug. 1803, nebſt ſeiner männlichen Deſcendenz, nach dem Recht der Erſtgeburt, in den Reichsfürſtenſtand erhoben, und die Reichsherrſchaften Babenhauſen, Boos und Rettershauſen, unter der Hauptbenennung Babenhauſen, zu einem Reichsfürſtenthum erhoben. Das Fürſtenthum Babenhauſen, deſſen Hauptort der Marktflecken Babenhauſen an der Günz iſt, enthält 7 Q. M., 11,000 Einwohner, und trägt 80,000 Fl. Einkünfte. Durch die Errichtung der Rheinbundsacte (1806) kam ſowohl dieſes Fürſtenthum, als die andern Fuggerſchen Beſitzungen unter die Souverainetät des Königs von Baiern; doch ſind ihren Beſitzern viele Vorrechte von Seiten der Krone Baierns, durch beſondere Verhandlungen, zugeſtanden worden. Den Flächeninhalt der geſammten fürſtlich- und gräflich-Fuggerſchen Beſitzungen, die zum Theil zerſtreut liegen, ſchätzt man auf 21 Quadratm. und die Volksmenge auf 40,000 Seelen. Längſt iſt die Aſche der alten Fugger verweht, doch unvergänglich iſt der Ahnherren Ruhm, gegründet durch Thatkraft und Weisheit.

Fühlhörner oder Fühlſpitzen nennt man die an dem Kopfe der Inſecten, z. B. der Schmetterlinge, befindlichen gelenkigen Werkzeuge, welche bald faden-, bald federartig ſind, und von Manchen für Werkzeuge des Gefühls gehalten werden.

Fühl- oder Sinnpflanze (Mimosa pudica), faltet ihre Blätter zuſammen, wenn ſie berührt wird, allein ohne Berührung faltet ſie dieſelben den Tag über nicht. Hieher gehört auch die Fliegenklappe (ſ. d. Art. Dionäa), bei welcher ſich eine ähnliche Erſcheinung zeigt.

Fulda war vor dem lüneviller Frieden, wodurch die geiſtlichen Staaten Deutſchlands ſäculariſirt wurden, ein Biethum, welches man zum oberrheiniſchen Kreiſe rechnete, und 43 Q. M. mit 90,000 Menſchen enthielt. Die Einkünfte, ohne das Schatullengut Johannesberg (ſ. d. A.), betrugen 600,000 Fl. Den Grund dazu legte Bonifacius, welcher im J. 744 hier eine Abtei mit Benedictiner-Mönchen ſtiftete,

und die 1752 vom Papſte zu einem Bisthum erhoben ward. Nach der Säculariſation (1802) erhielt der Prinz von Naſſau-Oranien dieſes Bisthum, als einen Theil der Entſchädigung für den Verluſt der Statthalterſchaft und ſeiner Domainen in den Niederlanden. Nach der Schlacht bei Jena (1806) ließ es Napoleon in Beſitz nehmen u. proviſoriſch verwalten, vereinigte es aber im J. 1810 mit Ausnahme des an das Großherzogthum Heſſen gegebenen Amtes Herbſtein mit dem Großherzogthume Frankfurt. Jetzt bildet der größere Theil des vormaligen Bisthums Fulda das Großherzogthum Fulda, welches nach den Entſcheidungen des wiener Congreſſes Preußen erhielt und an Churheſſen überließ. Der nordöſtliche Theil iſt an Weimar gekommen, und gehört zur Provinz Eiſenach; der ſüdliche Theil mit dem Geſundbrunnen Brückenau iſt an Baiern abgetreten worden, und bildet einen Theil des Untermainkreiſes dieſes Königreichs. Der churheſſiſche Theil (das Großherzogthum Fulda, welches nun Hanau mit Niederheſſen verbindet) begreift in 8 Ämtern 30 Q. M. und 66,000 Einwohner. Dieſes Land hat eine hohe Lage, und wird an der Oſtſeite von dem Rhöngebirge, und an der Weſtſeite vom Vogelsberge begrenzt, von welchem auch ein Theil hieher gehört. Überhaupt iſt das ganze Land eine Miſchung von vielen, iſolirt ſich erhebenden, kegelförmigen Bergen, welche vulkaniſchen Urſprungs ſind, und dazwiſchen liegenden Wieſengründen und Thälern. Einige von dieſen Bergen, als der Dammersfeld, die Milzeburg (ihrer grotesken Form wegen das Heufuder genannt), der Bibraſtein, erheben ſich bis zu einer Höhe von 2—3000 Fuß. Viele Gewäſſer, darunter die Fulda, gewähren dem Lande eine reichliche Bewäſſerung. Der Boden iſt von Natur wenig begünſtigt, bergig, ſteinig und mager in vielen Gegenden, aber durch den Fleiß der Einwohner wohl angebaut, daher man Getraide, Obſt, ſelbſt guten Wein (in dem ſüdlichen zu Baiern gehörigen Theile), Gartengewächſe und beſonders vielen Flachs baut. Die Berge ſind mit Waldungen, vorzüglich von Buchen bedeckt; auch hat man Nadelholz angepflanzt. Überhaupt nehmen die Waldungen einen großen Theil der Oberfläche des Landes ein. Die trefflichen Wieſengründe geben reichliche Fütterung, daher die beträchtliche Rindvieh- und Schafzucht. An Mineralien ſind die Berge nicht reich; Metalle gibt es gar nicht. Zu Salzſchlirf iſt ein Salzwerk. Die Einwohner, größtentheils Catholiken, beſchäftigen ſich ſehr mit der Spinnerei des Flachſes und der Wolle und der Weberei. Eine Menge Leinwand, feine Damaſte, Tiſchzeuge aller Art, Handtücher, Bettzwillich werden von den Einwohnern verfertigt, und theils nach Bremen und Frankfurt am Main verſendet, theils durch Hauſirer in einem großen Theile von Deutſchland herumgetragen. Auch gehen jährlich viele Landleute in die ſüdlichen Maingegenden, wo die Ernte früher beginnt, und ſuchen mit Erntearbeiten etwas zu verdienen. — Die Hauptſtadt des Landes, **Fulda**, der Sitz der für dieſes Großherzogthum 1817 errichteten Regierung und des Obergerichts, liegt in einem weiten Thale an der Fulda, über welche eine ſteinerne Brücke führt. Sie hat mit den Vorſtädten 990 Häuſer und 8200 Einw. Die Hauptſtraßen ſind breit und mit anſehnlichen Häuſern beſetzt; die übrigen aber winklich. Der ſchönſte Platz iſt der Domplatz, welcher mit zwei Obelisken geziert iſt. Unter den Gebäuden zeichnen ſich aus: die herrliche von Quaderſteinen erbaute Domkirche mit einer ſchönen Kuppel und dem Grabe des heiligen Bonifacius, und das vormalige biſchöfliche Schloß mit ei-

nem Luſtgarten. Der Stadt gegen Süden ſteigt eine niedrige, aber weit ausgedehnte Anhöhe ſanft an, auf welcher die Faſanerie, ein vormaliges biſchöfliches Luſtſchloß, liegt.

Fulda (Friedrich Carl), ein ſcharfſinniger und origineller deutſcher Sprach- und Geſchichtforſcher, geboren den 13. Sept. 1724 in der ehemaligen Reichsſtadt Wimpfen in Schwaben, ſtudirte zu Stuttgart, dann zu Tübingen und ſpäter (1749) zu Göttingen, und war zuletzt Pfarrer zu Enzingen im Würtembergiſchen. Ein Zufall führte ihm (1762) die deutſche Grammatik von Popowitſch zu, die er ſehr fehlerhaft fand, und dieſer Umſtand weckte ſeinen Forſchungsgeiſt, der bald große Fortſchritte machte. Die Beweiſe davon gab er zuerſt durch die Abhandlung: über die zween Hauptdialecte der deutſchen Sprache, welche 1771 von der königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen den Preis erhielt, und 1773 zu Leipzig im Druck erſchien; dann durch ſein größeres Werk: Sammlung und Abſtammung germaniſcher Wurzelwörter nach der Reihe menſchlicher Begriffe. Halle 1776. 4., auf welches er die „Grundregeln der deutſchen Sprache, Stuttgart 1778," folgen ließ. Später erſchien ſein „Verſuch einer allgemeinen deutſchen Idiotikenſammlung, Berlin 1788." Mehrere einzelne Abhandlungen von ihm über die deutſche Sprache ſind in dem deutſchen Sprachforſcher enthalten, den er gemeinſchaftlich mit Naſt in Stuttgart herausgab. In allen dieſen Schriften zeigte Fulda philoſophiſchen Scharfſinn, ausgebreitete Kenntniß der Sprachen und der Geſchichte, und den mühſamſten Fleiß im Forſchen. Seine Schreibart iſt äußerſt gedrungen und kurz, und grenzt oft ſelbſt an das Räthſelhafte. Die häufigen Lücken, die ſich in der Reihe ſeiner Gedanken finden, erſchweren das Leſen ſeiner Schriften, und haben ſelbſt verurſacht, daß man verſchiedene ſeiner Sätze als willkürlich und unerwieſen anſah. Nebſt den Sprachen beſchäftigte ſich Fulda auch mit Unterſuchungen hiſtoriſcher und antiquariſcher Gegenſtände; mehrere einzelne Abhandlungen darüber, z. B. von der Gothen Herkunft, von den Gottheiten der Germanen u. ſ. w., ſind von ihm in verſchiedene Sammlungen eingeſendet worden. Seine hiſtoriſchen Kenntniſſe und ſeinen Überblick der Geſchichte bewährte er durch ein Werk, das die Frucht eines zwanzigjährigen Fleißes war: „Geſchichtskarte, in 12 großen illuminirten Blättern, Baſel 1782," und „Überblick der Weltgeſchichte zur Erläuterung der Geſchichtskarte, Augsburg 1783." Bei allem Scharfſinn, mit welchem dieſes Werk abgefaßt worden, iſt es doch zum wirklichen hiſtoriſchen Gebrauche nicht ganz geeignet. Seinen Commentar über den Ulphilas, nebſt der lateiniſchen Interlinearverſion, einem daraus gezogenen Gloſſar und einer möſogothiſchen Grammatik, hat Zahn in ſeiner Ausgabe des Ulphilas 1805 bekannt gemacht, und zugleich Notizen über Fulda und ſeine hinterlaſſenen Handſchriften mitgetheilt. Fulda war übrigens ein äußerſt thätiger und in ſeinem ganzen Weſen origineller Mann. Die Lehrbücher, deren er ſich beim Unterricht ſeiner Kinder bediente, ſchrieb er ſelbſt. Dabei beſchäftigte er ſich viel mit mechaniſchen Arbeiten, und die gewöhnlichen Zimmergeräthſchaften in ſeinem Hauſe waren größtentheils von ihm ſelbſt, oder doch nach ſeiner Angabe und durch Werkzeuge von ſeiner Erfindung, verfertigt. Er ſtarb zu Enzingen am 11ten Dec. 1788 im 64ſten Jahre ſeines Alters.

Füllhorn (Cornu copiae), das Horn des Überfluſſes, über deſſen verſchieden erzählten Urſprung die Artikel **Achelous** und **Amalthea** nachzuſehen ſind.

Fulton (Robert), ein berühmter Mechaniker in Nordamerika, Erfinder der Dampfböte, geb. in der Grafſchaft Lancaſter in Penſylvanien 1767, geſtorben den 24. Febr. 1815. — Franklins Blitzableiter und Fultons Dampfböte ſind zwei wichtige Fortſchritte in der Cultur, welche die alte Welt der neuen bis jetzt ſchon verdankt. — Der junge Fulton, deſſen Vater unbemittelt war, wurde nach Philadelphia bei einem Goldſchmid in die Lehre gegeben. Er zeigte hier viel Talent und Geſchmack im Zeichnen, ſeine Armuth würde ihn jedoch verhindert haben, ſich zu heben, wenn nicht ein glücklicher Zufall ihm durch einen ſeiner Landsleute die Mittel verſchafft hätte, ſich nach London zu begeben, um daſelbſt unter dem berühmten Weſt, einem gebornen Amerikaner, die Mahlerei zu ſtudiren. Nachdem Fulton hier einige Jahre ſehr fleißig ſtudirt hatte, war er ſelbſt mit ſeinen Fortſchritten in der Kunſt wenig zufrieden, und gab alle Hoffnung auf, je ein berühmter Mahler zu werden. Er beſchloß daher, ſeine Talente auf andere Gegenſtände zu wenden. Er kam in Verbindung mit einem ſeiner Landsleute, Ramſey, einem ſehr geſchickten Mechaniker, der in der Abſicht nach London gekommen war, die Dampfmaſchinen und andere nützliche Erfindungen kennen zu lernen, und ſie in ſein Vaterland, Virginien, zu verpflanzen. Fulton warf jetzt den Pinſel weg und widmete ſich ganz dem Studium der Mechanik. Während er ſich damit beſchäftigte, bewog ihn ſein Landsmann Barlow, nachmaliger Geſandter der nordamerikaniſchen Staaten in Frankreich, nach Paris zu kommen, und da an einem Panorama zu arbeiten. Die Arbeit verſchaffte ihm Anſehen und Verdienſt; er konnte nun länger in Paris bleiben und ſich den mechaniſchen Studien ausſchließend widmen. Barlow, der ihm ſelbſt ſein Gedicht, die Colombiade, zueignete, brachte ihn in Verbindung mit einigen Mitgliedern des Nationalinſtituts und mit verſchiedenen franzöſiſchen Ingenieurs; der Umgang mit dieſen Männern und ihre Schriften erweiterte den Kreis ſeiner Ideen, und aus dieſer Periode rühren die Erfindungen her, die er in der Folge bekannt machte. Es ſind folgende: 1. eine Mühle, um Marmor zu ſägen und zu poliren. 2 Ein Syſtem, die Canäle ſchiffbar zu machen, welches er unter dem Titel: Über die Verbeſſerung der Canalſchifffahrt, London 1796. 4. mit 17 Kupfern herausgab. 3. Eine Maſchine, um Seile und Taue zu machen; der einfache Mechanismus dieſer Maſchine kann durch Waſſer in Bewegung geſetzt werden, erfordert wenig Raum und nur einen Arbeiter. 4. Ein Kahn, um unter dem Waſſer zu ſchwimmen. 5. Der Torpedo, eine Maſchine, um feindliche Fahrzeuge im Waſſer in die Luft zu ſprengen. 6. Das Dampfboot, unſtreitig Fultons wichtigſte Erfindung, und die ſeinen Namen unſterblich machen wird (ſ. d. Art.). Er bot dieſe Erfindung in Frankreich und England an, aber vergebens. Zu Paris machte er auf der Seine den erſten Verſuch damit; aber vielleicht lag es in der Beſchaffenheit des Fluſſes, daß ſelbſt ausgezeichnete franzöſiſche Mechaniker keinen großen Erfolg von dieſer Erfindung erwarteten. Eben ſo wenig fand er in England Eingang. Er wendete ſich nun mit ſeinen Erfindungen in ſein Vaterland, Nordamerika. Das erſte Dampfboot wurde unter ſeiner Anleitung zu Neuyork von Brown im Jahre 1807 erbaut. Seitdem ſind die Dampfböte faſt auf allen großen Flüſſen in Nordamerika eingeführt worden, und der große Vortheil, den dieſe Fahrzeuge in einem Lande, das, wie Nordamerika, mit ſchiffbaren Flüſſen durchſchnitten iſt, gewähren, iſt nicht zu berechnen. Fulton

hatte das Schickſal vieler andern Erfinder. Zwölf Jahre hindurch hatte er ſich in Europa und Amerika bemüht, den Gebrauch der Dämpfe bei der Schifffahrt einzuführen; aber er fand faſt überall Schwierigkeiten, kalte Aufnahme, leere Verſprechungen. Endlich überzeugte er die Regierung ſeines Vaterlandes durch die imponirenden Reſultate ſeiner Verſuche Der Congreß ertheilte ihm ein Patent, auf den größern Flüſſen Amerika's die Dampfſchifffahrt allein während der, für die Dauer der Patente geſetzlich beſtimmten Zeit betreiben zu dürfen. Aber Fulton, arm wie Columbus, war durch Geldverlegenheit gezwungen, ſein Privilegium für die mehrſten amerikaniſchen Flüſſe um geringe Preiſe zu verkaufen. Nur für zwei Flüſſe hatte er noch das Privilegium, als er unter Nahrungsſorgen u. in dem Unmuth ſtarb, ſeiner Familie eine Schuldenlaſt von mehr als 100,000 Dollars hinterlaſſen zu müſſen. Fulton hatte im J. 1810 von dem Congreß eine Summe von 5000 Dollars erhalten, um ſeine Verſuche, die Zerſtörungsmaſchine, Torpedo, zu vervollkommnen, fortſetzen zu können. Was er hierin geleiſtet habe, iſt nicht öffentlich bekannt geworden. In den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäfftigte ihn hauptſächlich der Gedanke, ein Kriegsſchiff mit einer Dampfmaſchine zu erbauen. Die Ausführung entſprach ſeiner Idee vollkommen; der Congreß unterſtützte ihn in dieſem Projecte, und befahl, daß nach ſeiner Angabe zu Neuyork ein ſolches Kriegsſchiff (Dampffregatte, steam fregate), 145 Fuß lang und 55 Fuß breit, erbaut werden ſollte. Fulton ſtarb wenige Tage vor der gänzlichen Vollendung dieſes ſeines letzten Werks. Fulton fand, ehe er ſeine Erfindung zu Stande brachte, Hinderniſſe und Widerſprüche aller Art; ob er auch, nachdem ſeine Verſuche faſt über ſein Erwarten gelungen waren, er allgemeinen Beifall erhielt, und verſchiedene gelehrte Geſellſchaften ſeines Vaterlandes ihn als Mitglied aufgenommen hatten, mußte er doch in den letzten Zeiten ſeines Lebens mancherlei Kümmerniſſe erfahren. Beſonders kränkte es ihn tief, und war vielleicht die entfernte Urſache ſeines Todes, als, bei Gelegenheit eines Prozeſſes über das Privilegium der Dampfſchifffahrt auf einem der nordamerikaniſchen Flüſſe, der Advocat der Gegenpartei ihm die Ehre der Erfindung ſtreitig zu machen ſuchte. Es waren allerdings ſchon früher ähnliche Ideen vorgebracht worden, immer aber bleibt Fulton das Verdienſt, daß er der Erſte geweſen, der die Schwierigkeiten zu heben gewußt, welche der Ausführung bis dahin im Wege geſtanden hatten, und daß er ein neues Fahrzeug hervorgebracht, deſſen große Vorzüge nicht zu verkennen ſind, und daß in der Folge gewiß noch ſehr vervollkommnet werden wird.

Fundamentalbaß, ſ. Grubbaß.

Fundirte Schuld, Funds oder Stocks, heißen diejenigen engliſchen Staatsſchulden, deren Zinſenbezahlung durch Anweiſungen auf gewiſſe Taxen ſicher geſtellt ſind. Es gibt derſelben verſchiedene und ſie werden entweder nach den feſtgeſetzten Procenten (3 Proc. Stocks) oder nach andern Umſtänden (z. B. nach den Jahren, da ſie erborgt worden) benannt. Das Steigen und Fallen dieſer Papiere iſt der Gegenſtand eines ſehr ausgebreiteten Handels, der nicht ſelten in Wucher (Stock-Jobbery) ausartet. Eine andere Gattung der Staatsſchulden ſind die nicht fundirten oder Interimsſicherheiten, Navy, Victualing und Transportbills, Exchequerbills (Schatzkammerſcheine, zu deren Einlöſung jährlich eine gewiſſe Summe beſtimmt wird) u. a. Dieſe werden, wenn ihr Betrag zur Reife ge-

langt, conſolidirt und ebenfalls in Stocks verwandelt. Aus der fundirten, nicht fundirten Schuld und den Annuitäten (wenn durch Bezahlung der Intereſſen in beſtimmten Jahren zugleich das Kapital abgetragen ward) iſt die Nationalſchuld Großbritanniens zuſammengeſetzt. (S. d. Art. Fonds und Großbritannien.)

Fungiten ſind Korallenſchwämme, den Schwämmen ähnliche Verſteinerungen.

Für und vor. Die häufigen Verwechslungen dieſer beiden Wörter veranlaſſen uns, den Gebrauch jedes Einzelnen etwas beſtimmter anzugeben. Für, eine Präpoſition, die immer mit dem Accuſativ oder vierten Beugungsfall verbunden wird, bezeichnet 1. dasjenige Verhältniß zweier Dinge, da das eine anſtatt des andern da iſt; a) von Perſonen und Sachen, wenn die eine die Stelle der andern vertritt, für anſtatt; b) im Handel und Wandel, wo es dem Preiſe oder Gelde vorgeſetzt wird; c) wenn eins anſtatt des andern iſt, der Beſchaffenheit nach, ſie mag die wahre ſein oder nicht, in welchem Falle man zuweilen als dafür ſetzen kann: z. B. er gilt für gelehrt; ich halte es für Pflicht u. ſ. w. Hierher gehört auch der Gebrauch, für mit dem fragenden Fürworte was zu verbinden, um nach einer Beſchaffenheit zu fragen oder eine Verwunderung auszudrücken, z. B. was für Leute ſind es? 2. Bezeichnet für den unmittelbaren Gegenſtand einer Handlung oder Wirkung, oder auch eines Zuſtandes und eine gewiſſe Beziehung auf denſelben; z. B. ich zittere für dich, für die Zukunft ſorgen; ich hege Ehrfurcht für den Redlichen. Beſonders häufig bezeichnet für den Gegenſtand eines Nutzens, Vortheils, Vergnügens, Nachtheils u. ſ. w., in welchen Fällen man oft den ſogenannten Dativum commodi dafür ſetzen kann, z. B. der Rock iſt für mich zu groß, oder der Rock iſt mir zu groß. Tadelnswerth und zu vermeiden iſt der Gebrauch des Wortes für ſtatt wider, gegen; z. B. ein Mittel für das Fieber, allenfalls noch vor das Fieber. Nicht ſagt man: das ſchützt für Durſt, ſondern vor Durſt, Alter ſchützt vor Thorheit nicht. Dagegen ſagt man: etwas für die lange Weile thun. 3. Oft dient für zur nähern Beſtimmung der Perſon, von der die Rede iſt; z. B. ich für meine Perſon, für mein Theil. 4. Auch dient es zur nähern Beſtimmung der Zeit und des Orts; z. B. für jetzt, für heut, fürs erſte, Mann für Mann, Stück für Stück. Selbſt unſere beſten Schriftſteller verwechſeln zuweilen für mit vor; ſolche Beiſpiele dürfen nicht irre führen, und wenn Schiller z. B. ſagt:

Was grau für Alter iſt, das iſt ihm heilig,

und Göthe: der ernſthafte Römer, der ſich das ganze Jahr ſorgfältig für jedem Fehltritt hütet, ſo iſt das ein Eigenſinn, der nur ſolchen Meiſtern zu üben verſtattet iſt. Die Präpoſition vor, welche bald mit dem Dativ, bald mit dem Accuſativ verbunden wird, hat folgende Bedeutungen. Mit dem dritten Fall, wo es dem Begriff der Ruhe hat: drückt es aus: 1. Ein Eherſein der Zeit nach, z. B. eine Stunde vor Tage; er ſtarb vor ihm (früher als er); vor dem Bruder etwas bitten (früher als der Bruder oder in ſeiner Gegenwart) 2. Eine Ortsbeziehung; z. B. vor einem ſtehen, knieen, vor der Thür ſitzen. In uneigentlicher Bedeutung bezeichnet vor a) einen Vorzug: z. B. das iſt mir vor allem lieb, das hat er vor ihm voraus: b) eine Gegenwart, z. B. vor meinen Augen; Gott vor Augen, ſchäme dich vor mir, vor einem verſtummen; vor einem fliehen; ſich vor einem verſtecken; vor etwas ſicher ſein; endlich

c) eine wirkende Urſache, wobei zugleich die Wirkung bezeichnet wird, welche ſie hervorbringt; z. B. vor Hunger ſterben, vor Durſt ſchmachten, vor Angſt vergehn, vor dem Tode beben. Mit dem Accuſativ bezeichnet vor eine Bewegung oder Richtung nach dem vordern Theil eines Dinges, ſo daß es dem Raume nach und in Bezug auf den Sprechenden eher kommt als jenes Ding, im Gegenſatz von hinter. Dahin gehören auch die Redensarten: die Sache geht vor ſich, ich kann nichts vor mich bringen u. ſ. w. Im Allgemeinen iſt zu bemerken, daß vor und für einerlei Urſprungs und eigentlich einerlei Wort ſind, ſo daß man ſie ehemals ohne Unterſchied für einander gebrauchte. Da man aber mehr Beſtimmtheit in die Sprache brachte, unterſchied man ſie, wie billig, weil der Sinn ſehr verſchieden iſt zwiſchen: vor jemanden in den Tod gehen und für jemand in den Tod gehen, vor jemanden und für jemand ſprechen u. ſ. w. Vor hat die eigentlichen und einige der nächſten uneigentlichen Bedeutungen von denen, welche beiden Wörtern ſonſt gemeinſchaftlich waren, behalten, die weitern uneigentlichen aber ſind dem Worte für zu Theil geworden. Nur in einem Falle, wenn es mit gewiſſen Subſtantiven eine Ordnung bezeichnet, ſcheint es zweifelhaft, welches richtiger iſt, denn man ſagt: Tag vor Tag, Mann für Mann, Schritt vor Schritt u. ſ. w. Doch neigt ſich das Übergewicht auf die Seite des für. Haben wir eben einige Beiſpiele eines falſchen Gebrauchs des für angeführt, ſo können wir es in gleichem Sinne von vor thun. Klopſtock ſagt unter andern unrichtig:

> Dir nur iſt es bekannt, mit was vor Einmuth wir damals,
> Du, mein Vater, und ich und der Geiſt die Erlöſung beſchloſſen.

Furca oder Gabelberg, ein 13,171 Fuß hoher Berg im Walliſerlande, deshalb ſo genannt, weil das Land, von ihm herabgeſehen, einer Gabel gleicht, da die Berge ſich auf beiden Seiten hinziehen, wie die Zinken einer Gabel. Nach Anderer Auslegung hat er dieſen Namen von ſeinen zwei höchſten Spitzen. Er liegt auf der nordöſtlichen Seite vom Walliſerlande, und macht den Hauptmittelpunct der hohen Alpen. Von Südweſten her zieht ſich bis zu ihm die höchſte Kette, welche Wallis und Piemont trennt, und von ihm erſtreckt ſich die faſt eben ſo hohe Kette gegen Weſten, durch welche das berner Oberland an Wallis grenzt. Auf der Oſtſeite ſchließt er ſich an den St. Gotthard an, und das Hauptgebirge ſetzt von da ſeinen weitern Zug längs der Südgrenze von Graubünden fort. Auf der walliſer Seite entſteht aus dem von zwei Gletſchern kommenden Waſſer die Rhone, welche ihren Lauf ſüdweſtlich nimmt. Auch entſpringen auf dem Gebirgeſtocke, deſſen Mittelpunct die Furca macht, die nach verſchiedenen Richtungen ſtrömenden Flüſſe Reuß, Aar, Rhein und Ticino. Auf dem höchſten Gipfel der Furca bezeichnet ein Kreuz die Grenzſcheide zwiſchen Wallis und dem Thal Urſeren in Canton Uri.

Furcht iſt lebhafte Beſorgniß der Gefahr, oder jedes (oft nur eingebildeten) Übels, dem wir unſre Kraft zum Widerſtande nicht gewachſen fühlen. Die Grade derſelben ſind Bangigkeit, Angſt, Grauſen und Entſetzen. Wem die Fertigkeit, zu fürchten, beiwohnt, der iſt furchtſam; wer ſich leicht faßt, die Gefahr mit Überlegung zu beſtehen, muthig; wer nicht leicht in Furcht geſetzt werden kann, unerſchrocken. Wem der Muth mangelt, der iſt feig; wem Unerſchrockenheit mangelt, ſchüchtern, d. h. er kann durch Furcht erregende Vorſtellungen oder fremde Begegnungen leicht ver-

ſcheucht werden. Dieſe Schüchternheit iſt ein bleibender Zuſtand, das Erſchrecken hingegen iſt vorübergehend; auch der Muthigſte kann in Schrecken geſetzt werden. Es iſt daher ein Unterſchied unter Furcht und Furchtſamkeit. Jene gehört zu den Affecten, wo ſie der Hoffnung entgegenſteht, und wirkt oft unwillkürlich, aber auch nur vorübergehend, dieſe liegt im Charakter, und iſt bleibend. Wer ſich fürchtet, thut es beim Anblick der Gefahr; der Furchtſame in weiter Entfernung von ihr, denn ſie könnte ja näher kommen, er flieht, und glaubt ihr kaum entfliehen zu können. Furchtſamkeit iſt eine Folge phyſiſcher Eindrücke auf unſer Empfindungsvermögen, durch körperliche Beſchaffenheit und Erziehung verſtärkt und befeſtigt. Eine ängſtliche Behutſamkeit charakteriſirt das ganze Betragen des Furchtſamen, herrſcht in ſeinen Reden, ſeinem Gange, ſeinen Bewegungen und ſeinem Geſichte. Seine Stimme iſt verzagt, leis, ängſtlich, eben ſo ſein Gang. Im Umgange iſt er mehr kriechend als höflich, denn er glaubt, ſich nicht genug vorſehen zu können, damit er Andere nicht reize. dd.

Furchtbar iſt ein Gegenſtand, wenn man ihn ſo beurtheilt, daß, im Fall man ihm Widerſtand leiſten wollte, dieſer doch vergeblich ſein würde, oder wenn ſeine Vorſtellung wenigſtens lebhafte Furcht erregt. So können impoſante Maſſen, die den Einſturz drohen, Verdunkelung des Himmels bei einem aufziehenden Gewitter, u. ſ. w. furchtbar ſein. Im Äſthetiſchen erregt das Furchtbare bisweilen den Eindruck des Erhabenen. dd.

Furien, ſ. Eumeniden.

Furioſo bezeichnet in der Muſik nicht ſowohl eine Art von Bewegung, als Charakter im Ausdruck, und wird daher auch nur als Beiwort gebraucht, z. B. Allegro furioso. Das Wilde und Raſende, worauf dieſer Ausdruck hindeutet, wird nicht durch eine übermäßige Geſchwindigkeit, wie man irriger Weiſe glaubt, befördert, ſondern ein wilder und rauher Accent im Vortrag entſcheidet hier mehr als Bewegung, und dieſer wird von Seiten des Tonſetzers in Abſicht auf Ausführung beſonders begünſtigt durch fremde harte Ausweichungen, aushaltende Diſſonanzen, Sforzato's, unerwartete und plötzlich eintretende Forte's, chromatiſche Fortſchreitungen im Einklang und ähnliche Hülfsmittel mehr.

Fürſt. Das Wort iſt abgeleitet von der Partikel Für, in ſo fern dadurch etwas Vorderes, Früheres, in einer Reihe Voranſtehendes bezeichnet wird. In der Steigerung (dem Comparativ) hatte die altdeutſche Sprache Furica, d. i. früherher, eher. In der höchſten Steigerung (Superlativ) Furiſt, und zuſammengezogen: Fürſt, das Allerfrüheſte, Erſte in der Reihe, Höchſte. (Bei den Engländern noch First, das Erſte; bei den Holländern de Voorst.) So kommt ein gefürſtetes Dach vor, ein ſehr hohes Dach, das höchſte Dach; des Hauſes fürſte Theil, der Giebel des Hauſes. Fürſt ſelbſt als Subſtantivum (daher Forſt) hat die Bedeutung des Giebels, Gipfels. In der Sprache der Franken kommt es als Bezeichnung einer perſönlichen Würde vor, und bedeutet den, der im Kriegsheer voranſteht, den Heerführer, Herzog (Heertog), wodurch er zugleich ein ſo hohes Anſehen gewann, daß er auch im Frieden als der Erſte galt. Was er im Kriege geweſen, ward er auch im Frieden, Befehlshaber, Regent. Als die Franken unter den germaniſchen Stämmen der vorherrſchende wurden, erhielt dieſes Wort eine allgemeine Gültigkeit, und man bezeichnete damit

jedes Staatsoberhaupt. Wer ſieht nicht, daß in der richtig verſtandenen Etymologie dieſes Wortes die Geſchichte der Entſtehung der Fürſtenwürde liegt, wenigſtens bei uns Germanen! Mit nur geringen Modificationen aber auch bei andern Völkern. Zufall und Umſtände ſtellten in jedem größern oder kleinern Menſchenverein einen an die Spitze, der ſich durch Körper- und Geiſteskraft auszeichnete, oder durch Reichthum ein Übergewicht erhielt. Die Würde des Fürſten veranlaßt nicht blos eine ſtaatsrechtliche, ſondern auch eine hiſtoriſche Unterſuchung, und auf dieſe beſchränken wir uns hier. Wir ſehen, daß Fürſt ein Allgemeinbegriff iſt, denn es gibt Fürſten von verſchiedenem Grad und Rang: Kaiſer, König, Churfürſt, Erzherzog; Großherzog, Herzog; ſouveräne und nicht ſouveräne Fürſten. Woher kommt dieſer Unterſchied? In der alten Geſchichte findet er ſich nicht. Da kennt man blos Eine Art von Monarchen, die Könige, und bei den Römern, als auf den Trümmern der Republik ein Fürſtenthum aufgebaut wurde, die Cäſaren, nach dem erſten der die ganze Folge veranlaßt hatte (Julius Cäſar) benannt: nur ein anderer Titel ſtatt des königlichen, den die Römer haßten. Der Unterſchied iſt alſo blos in der neuern Geſchichte begründet, und hier zwar durch die mächtige Nation der Germanen, die in Europa herrſchend wurde, und deren Stämme nach Italien, Frankreich, Spanien und Britannien drangen. Wenn wir die Römer von Königen und Fürſten der Germanen reden hören, ſo müſſen wir uns hüten, ſolche Begriffe damit zu verbinden, als jetzt gewöhnlich ſind. Ein ſolcher König iſt nur den Kaziken zu vergleichen. In Kriegszeiten, wo mehrere Stämme gemeine Sache machten, folgten ſie einem gemeinſchaftlichen Heerführer, dem Herzog, der auch Fürſt hieß, als der Vorderſte. Mit dem Kriege hörte ſein Befehl auf; im Frieden war jeder Stamm wieder für ſich. Hier wählte die Volksgemeinde in voller Verſammlung ſich einen Häuptling (Hovetling noch in Urkunden des 15ten Jahrhunderts), rex und princeps von den Römern genannt. Die Erbſtätte des Gewählten hieß der Hof (Richthof, Haupthof), an welchem die öffentlichen Verſammlungen gehalten wurden. Man ſollte meinen, daß man zu Häuptlingen vornehmlich Männer von Jahren und Erfahrung gewählt haben werde; auch hat es nicht an ſolchen gefehlt, die behaupteten, Männer, in Geſchäften grau geworden, habe man dazu erwählt, und ſich deshalb Grau, Grave genannt (graviones), woraus das heutige Wort Graf erwachſen. Doch ſcheint es, könne man das nur mit einiger Einſchränkung annehmen. Ausdrücklich ſagt Tacitus (Germ. 7.): „die Könige (Häuptlinge) nehmen ſie ihres Adels, die Herzoge ihrer Tapferkeit wegen.“ Weiß man nun, was Tacitus unter Adel meint (c. 25.), ſo ſieht man leicht ihren Urſprung aus Reichthum und Landeigenthum hervorgehen. Wahrſcheinlich abrr erweiterte ſich das Anſehen, wo König und Herzog, der adelige Reiche und der tapfere Heerführer, ſich in einer Perſon vereinigten. Indem nun Ein Stamm, Eine Gemeinde, die mit andern in Fehde war, dieſe überwältigte, verſchmolzen beide ins Eins, und es entſtanden größere Gebiete. Daraus erklärt ſich, was Tacitus anderwärts ſagt (c. 12.): „auf den Volksverſammlungen habe man auch die Fürſten gewählt, die in Gauen und Flecken Recht geſprochen.“ Dieſe ſcheinen demnach unter den Fürſten geſtanden zu haben, und wenigſtens die Folgezeit ſpricht dafür, daß dieſe Unterrichter Grafen geweſen. (S. Graf.) Allmählig ſieht man die mei-

ſten kleinen Nationen, die Tacitus anführt, verſchwinden und wenige größere treten auf, in welche wahrſcheinlich die überwältigten einverleibt ſind. Am meiſten ragen die ſchon unter Gordian (237—244) in Gallien ſtreifenden Franken hervor, deren Ruhm die übrigen deutſchen Völker verdunkelte. Immer mehr vergrößerten die Fürſten ihr Gefolg, und bildeten dadurch gleichſam ein ſtehendes Heer gegen die Nation ſelbſt. Wir finden in den Formeln des Markulph und mehreren Stellen bei Gregorius von Tours, daß bei den Franken der Eid der Treue eingeführt wurde, welchen nicht blos das Gefolge, ſondern auch das Volk ſelbſt, das jedoch immer noch die geſetzgebende Gewalt hatte, dem Fürſten ablegte. Hierdurch änderte ſich bald manches in der Verfaſſung, und als eine Hauptveränderung muß man es anſehn, daß die Herzoge und Grafen nicht mehr von dem Volke gewählt, ſondern von den Fürſten, die jetzt ſchon mit größerem Rechte Könige hießen, eingeſetzt wurden. Die fränkiſchen Könige ſetzten Herzoge in die aus mehreren Gauen beſtehenden Provinzen, das Kriegsweſen darin zu beſorgen, und die Einwohner zur Kriegszeit in das Feld zu führen. Grafen wurden über die Gauen als Richter geſetzt, und ſprachen das Recht, nicht in eignem, ſondern in des Königs Namen. Im Jahr 486 vernichtete der fränkiſche König Chlodwig durch den Sieg bei Soiſſons den Reſt der römiſchen Herrſchaft in Gallien, welches fortan den alten Namen mit dem des Franken-Reiches (la France, Frankreich) austauſchte. Chlodwig (Ludwig) wurde Stifter der fränkiſchen Monarchie. Er und ſeine Nachkommen vergrößerten dieſelbe; doch war ihre Größe wechſelnd. Theils durch öftere Theilungen, theils durch die innern Kriege, welche die fränkiſchen Könige immerwährend führten, entkräfteten ſie ſich. Alle Staatsgewalt kam endlich in die Hände des Major Domus, und einer derſelben, Pipin der Kleine, bemächtigte ſich 752 des Throns der Franken. Unter ſeinem Sohne, Carl dem Großen, ſtieg das Reich der Franken zu dem Gipfel ſeiner Hoheit und Macht. Am 25ſten Dcbr. des Jahrs 800 ſetzte Papſt Leo III. dem mächtigen Carl in Rom die alte Krone der Cäſaren auf das Haupt, und als römiſcher Kaiſer beherrſchte dieſer hernach das Reich der Franken, Italien, einen Theil von Spanien, Deutſchland, Böhmen und einen Theil von Ungarn. Hatte einer den Wunſch, allein zu herrſchen, ſo war es Carl, und er verabſäumte nichts, was zur Befriedigung ſeines Wunſches führen konnte. Da er einſah, daß die Macht der Herzoge dem Monarchen gefährlich werden könne, ließ er dieſe nach und nach eingehen, und ſicherte dadurch den Thron. Aber nur die Würde Carls erbte in ſeinem Stamme fort, nicht ſein Geiſt. Was er vereinigt hatte, vermochten ſeine Nachfolger nicht zuſammenzuhalten. Zwar vereinigte der unfähige Carl der Dicke auf kurze Zeit faſt das ganze fränkiſche Reich wieder unter ſeinem Scepter, aber mit ſeiner ſchimpflichen Abſetzung im J. 887 zerfiel das Reich wieder in ſeine vorigen Theile, und die fränkiſche Kaiſerwürde ging auf Deutſchland über. Während der Zeit hatten die Einbrüche fremder Völker in dieſes Land die Einführung der Herzoge, wenigſtens in den Grenzprovinzen, wieder nöthig gemacht. Schon im J. 847 war von Ludwig dem Deutſchen ein Herzog in Thüringen, zur Beſchützung dieſer Grenze gegen die Sorben-Wenden, und ein eigner Herzog in Sachſen eingeſetzt; um 907 erhielten Baiern und das rheiniſche Franken Herzoge. Da dieſe Herzoge und Grafen an Macht jezt immer wuchſen, ſo fin-

gen beide an, ihre Ämter erblich zu machen, ſich der Gewalt der Kaiſer zu entziehen, und die ihn verliehene Macht nicht als kaiſerliche Beamte, ſondern als ein eigenthümliches Recht auszuüben. Bald maßen ſich die ehemaligen Vaſallen und abhängigen Beamten des Kaiſers auch an, die Nation zu repräſentiren. Es mußte ihnen von den Kaiſern zugeſtanden werden, ſie in ihren Rechten und Würden zu ſchützen, ihren gemeinſchaftlichen Rath in Staatsangelegenheiten zu gebrauchen, und ſie als wahre Mitgehülfen in Reichsgeſchäften anzuſehen. Der coblenzer Vertrag von 860 wird deshalb als eins der erſten Reichsgrundgeſetze, zu Begründung der, durch Reichsſtände eingeſchränkten, deutſchen Reichsverfaſſung angeſehen. Ein Übergewicht mehr erhielt dieſer Herrenſtand noch, als nach dem Tode Ludwigs des Kindes, zu Anfang des 10ten Jahrh. Deutſchland aufhörte, ein Erbreich zu ſein, und ſeit Konrads I. Regierung (912) ein Wahlreich wurde. Schon unter der Regierung der ſächſiſchen Kaiſer, die auf Konrad folgten (910—1024), zeigten ſich die Folgen davon; denn wir finden, daß die Fürſten ihre Lande, zwar nur noch als des Kaiſers Vaſallen, aber doch erblich beſitzen, und daß ihre Stimmen auf den Reichsverſammlungen, bisher blos berathend, fortan entſcheidend werden. Unter den fränkiſchen Kaiſern (1024—1125) verſammeln ſie ſich zwar noch am Hoflager, um als Vaſallen dem Reichsoberhaupt ihre Dienſte zu erweiſen, entziehen ſich denſelben aber immer mehr, bis ſie unter Heinrich IV. (1056—1106) faſt die ſchuldige Achtung verletzen. Unter dieſem Kaiſer war es auch, daß die Herzoge und Grafen anfingen Landeshoheit auszuüben, womit es bald ſo weit gedieh, daß ſie unter Lothar II. von Sachſen (1125—1137) als wirkliche Landesherren ihrer Provinzen erſchienen. Die Vorrechte nun, welche die Fürſten in der Periode der fränkiſchen Kaiſer ertrotzt und erſtritten, bisher aber doch nur uſurpirt hatten, fanden ſie Gelegenheit, unter den nachfolgenden ſchwäbiſchen Kaiſern beſtätigt und für rechtmäßig erkannt zu erhalten. Die geiſtlichen Reichsſtände gingen voran, die weltlichen folgten. Im Jahr 1232 ließ ihnen Friedrich II. eine Urkunde ausfertigen, nach welcher jeder Fürſt alle Freiheiten und Gerichtsbarkeiten nach der Gewohnheit ſeines Landes ruhig haben ſollte, er möge damit belehnt ſein, oder es als Eigenthum beſitzen. Von dem Datum dieſer Urkunde an, waren die bisherigen Uſurpationen in wohlgegründete Rechte umgeſchaffen. Jeder Fürſt, Graf und Herr war in ſeinem Lande, jeder Abt und Biſchof in dem zu ſeinem Stift gehörigen Gebiete wahrer Regent. Auf dieſe Weiſe wurde Deutſchland ein Inbegriff einiger Hundert beſonderer Staaten, an Größe, Namen und Verfaſſung eben ſo ſehr als durch ihre Regenten verſchieden. Dieſe Menge von Staaten mit unvollkommenen Souverainetätsrechten, durch ein gemeinſchaftliches Oberhaupt unter einander verbunden, machten einen Staatskörper aus, das deutſche Reich genannt. Da es ein Wahlreich war, ſo erhielten die Stände dieſes Reichs natürlich das Wahlrecht, das ehedem dem ganzen Volke zugeſtanden hatte. Bald kam aber dieſes Geſchäft unter der Geſtalt einer Vorberathſchlagung in die Hände einiger wenigen Fürſten, die hernach nur die Zuſtimmung der übrigen erwarteten. Die Wahl fiel an die Fürſten und Biſchöfe, welche Erzämter bekleideten, die ſich ſeit Otto I. (946) im ſtillen Gange der Zeit gebildet hatten, ſo daß die geiſtlichen Fürſten, als Kanzler, Staatsbedienungen, die weltlichen hingegen Hofbedienungen als Erzämter hatten. Hierdurch traten die

drei Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Cöln, und mehrere weltliche Fürſten in eine größere politiſche Wichtigkeit. Bei der Wahl Friedrichs I. (1152) wird ausdrücklich erwähnt, daß ſie von ſechs bis acht Reichserzbeamten geſchehen ſei. Bei jeder neuen Kaiſerwahl wurde der Antheil der übrigen Fürſten geringer; in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wurden ſie ſelbſt von der Vorwahl ausgeſchloſſen, und die ſieben Stimmführer verſammelten ſich allein zur Wahl oder Chur, wovon ſie Churfürſten hießen. Durch den Churverein im J. 1338 und die goldne Bulle Carls IV. vom J. 1356 wurde das Churcollegium vollends ausgebildet. Auf ſolche Weiſe entſtanden die verſchiedenen Fürſtentitel. Nur die Churfürſten waren Deutſchland ausſchließlich eigen; die übrigen Titel findet man auch in andern Ländern, weil faſt alle große Staaten erſt in der Folge der Zeit aus kleineren zuſammenfloſſen.

Fürſtenberg, ein deutſches mediatiſirtes Fürſtenthum, deſſen Fürſten 1667 in das Reichsfürſtencollegium eingeführt wurden, Sitz und Stimme im Reichstage, auf der ſchwäbiſchen Grafenbank hatten, und deren Beſitzungen zum ſchwäbiſchen Kreiſe gehörten, nämlich: die Landgrafſchaft Baar, nebſt der Herrſchaft Hohenhöwen, die Landgrafſchaft Stühlingen, die Grafſchaft Heiligenberg, die Herrſchaften Mößkirch, Wildenſtein, Waldsberg, Trochtelfingen, Jungnau und die 6 Herrſchaften im kinzinger Thale (oder die Herrſchaft Hauſen). Dieſe ſämmtlichen Lande begreifen 39 Q. M. mit 83,000 catholiſchen Einwohnern. Sie liegen unzuſammenhängend in dem ſüdlichen Theile Schwabens. Das zuſammenhängendſte Stück bildet die Landgrafſchaft Baar. Ein Theil der fürſtenbergiſchen Lande berührt den Bodenſee, ein Theil liegt auf dem Schwarzwalde, und ein großer Theil an der hier entſpringenden Donau. Der Boden iſt bergig und das Klima meiſtens rauh, indem die höchſte Gegend des Schwarzwaldes hierher gehört. Doch gibt es auch ſchöne und fruchtbare Thäler. Die vorzüglichſten Producte beſtehen in Getraide, Viehzucht, Holz und Mineralien, worunter auch Silber, deſſen Bau beſonders in dem kinzinger Thale getrieben wird. An bedeutenden Manufacturen und Fabriken fehlt es. Am wichtigſten iſt in dieſer Hinſicht die Verfertigung von Strohhüten, und der Uhren aus Holz, Meſſing und Eiſen, die auf dem Schwarzwalde getrieben wird. Seit der Aufhebung der deutſchen Reichsverfaſſung hat die Reichsunmittelbarkeit der fürſtenbergiſchen Lande aufgehört, und jetzt ſtehen ſie unter der Landeshoheit von drei Souverains, nämlich die Herrſchaften Trochtelfingen und Jungnau, und der am linken Donauufer gelegene Theil der Herrſchaft Mößkirch (zuſammen 5600 Seelen) unter Hohenzollern Sigmaringen; die Grafſchaft Gundelfingen oder Neufra (zuſammen 2200 Seelen) unter Würtemberg; und alles übrige (der bei weitem größere Theil) unter Baden, wo es zu dem Seekreiſe und dem Donaukreiſe geſchlagen worden iſt. Der Urſprung des Hauſes Fürſtenberg verliert ſich ins graue Alterthum. Der Name kommt von dem Schloſſe und Städtchen Fürſtenberg; Graf Heinrich I., der Stammvater des Hauſes Fürſtenberg, nahm davon in der Mitte des 13ten Jahrhunderts ſeinen Geſchlechtsnamen an und von ihm wurde er auf ſeine Familie fortgepflanzt. Jetzt werden die verſchiedenen Landgrafſchaften, Grafſchaften und Herrſchaften, zu welchen das Haus nach und nach gekommen iſt, mit dem Namen Fürſtenberg belegt. Das Haus theilt ſich in verſchiedene Linien,

woven jetzt nur noch zwei vorhanden ſind, nämlich die Fürſtenberg-Pürglitzer, welche blos in Böhmen Beſitzungen hatte, aber im Jahre 1804 durch Erlöſchung der Reichslinie zum Beſitz des ganzen Fürſtenthums Fürſtenberg gelangt iſt, dabei noch in Böhmen die Fideicommiß-Herrſchaften Pürglitz, Kruſchowitz, Niſchburg, Dobrawitz, Lautſchin, Lahna und Neuwaldſtein beſitzt; — und die Fürſtenberg-Weitraiſche landgräfliche Subſidial-Linie, deren Beſitzungen Weitra, Reinpolz, Waſen ꝛc. in Mähren u. Nieder-Öſterreich liegen. Zu bemerken iſt noch, daß aus dem fürſtenbergiſchen Hauſe 15 Mitglieder dieſer Familie, im Dienſte des deutſchen Reiches und Öſterreichs, im Kriege das Leben verloren haben. Zehn kamen bei Belagerungen und fünf in Schlachten um. In der Stadt Donaueſchingen befindet ſich das fürſtenbergiſche Reſidenzſchloß nebſt den Juſtiz- und Domainenkanzleien.

Fürſtenberg (Friedrich Wilhelm Franz, Freiherr von), Domherr zu Münſter, aus einem der älteſten Geſchlechter des weſtphäliſchen Adels, das den hohen Domſtiftern viele Mitglieder und einige Fürſten (z. B. den trefflichen Biſchof von Paderborn, Ferdinand, den Verfaſſer der für die deutſche Geſchichte wichtigen Monum. Paderborn. Paderbornens.) gegeben hat, war geb. 1728. Dieſer verdienſtvolle Staatsmann, deſſen, für das Hochſtift Münſter überaus wohlthätige Wirkſamkeit der Herr von Dohm in ſeinen Denkwürdigkeiten (I, VII.) treu und würdig geſchildert hat, beſaß vortreffliche, durch gute Studien und durch Reiſen, beſonders in Italien, ausgebildete Anlagen, die er als Mitglied der Ritterſchaft und des Domcapitels zu Münſter, in den wichtigſten Geſchäften, vorzüglich während des ſiebenjährigen Krieges, auf eine rühmliche Art entwickelte. Der Churfürſt von Cöln und der Fürſt-Biſchof von Münſter, Clemens Auguſt, aus dem Hauſe Baiern, hatte ſich enger, als es ihm ſeine Reichsſtandſchaft zur Pflicht machte, an Friedrichs Feinde angeſchloſſen. Sein Land wurde daher vom Herzog Ferdinand von Braunſchweig, der die mit Preußen alliirten Heere befehligte, feindlich behandelt. Nach dem Frieden übertrug der nach Clemens Auguſts Tode in Cöln und Münſter gewählte Churfürſt Maximilian Friedrich, geb. Graf von Königseck-Rothenfels, dem zu ſeinem Miniſter ernannten Freiherrn von Fürſtenberg die Regierung des gänzlich erſchöpften und mit Schulden belaſteten münſterſchen Landes. In kurzer Zeit ſtellte Fürſtenberg den Credit wieder her; zugleich ermunterte er Ackerbau und Gewerbe, beſonders den Leinwandhandel; er ließ die Feſtungswerke von Münſter abtragen und beförderte die Verſchönerung dieſer Stadt; Moräſte wurden entwäſſert und urbar gemacht. Die Juſtiz wurde unparteiiſch und ſchnell verwaltet; eine gute Polizei ſicherte und verſchönerte die geſellſchaftliche Ordnung, ohne die Ruhe durch entehrendes Mißtrauen zu ſtören. Die von Hofmann zu Münſter unter Fürſtenbergs Leitung entworfene Medicinalordnung war die erſte und vorzüglichſte ihrer Art in Deutſchland. Dabei ehrte Fürſtenberg die uralte Verfaſſung. Während ſeiner ſiebzehnjährigen Thätigkeit als Miniſter, wobei er eben ſo folgerecht als beharrlich verfuhr, wandte er kein gewaltſames Mittel an. Wohl aber wußte er alle Stände zu edlem Wetteifer für die Sache des gemeinen Wohles zu beleben; insbeſondere munterte er die Geiſtlichkeit zu höherer Geiſtesbildung auf. Unter allen catholiſchen Staaten Deutſchlands gab er im Hochſtift Münſter das erſte Beiſpiel verbeſſerter Schulen. Der Volksunterricht wurde von Aberglauben gereinigt, und für das Leben

nützlich erweitert. Den höheren Schulen wurde die alte Literatur und mathematiſche Studien, welche Fürſtenberg vorzüglich liebte, anempfohlen. Talentvolle Jünglinge wurden unterſtützt, um ſich zu Lehrern auszubilden; ja Fürſtenberg ſelbſt ward Lehrer der Lehrer ſeiner Landsleute und künftiger Geſchäftsmänner. So blühte in Kurzem das Land wieder auf; Wohlſtand und gegenſeitiges Zutrauen nahmen ſo zu, daß in keinem benachbarten Lande ein ſo niedriger Zinsfuß war, als in dieſem. Fürſtenberg vergaß aber eben ſo wenig den Vertheidigungsſtand. Ohne das Land durch Aufwand zu drücken, unterhielt er ein wohlgeübtes Militär, das gut unterrichtete Männer befehligten. Um den Volksſinn zu kräftigen, ließ er das junge Landvolk in den Waffen üben. Mit ausgezeichneten Kriegern, wie mit dem General Lloyd und dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, ſtand er in vertrauter Verbindung, und bildete durch Ideentauſch ſeine höhere Anſicht von Kriegsweſen u. Politik. Überhaupt war ihm Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften Erholung, und die Freundſchaft mit geiſtvollen Männern ſeinem Herzen Bedürfniß. Im Umgange konnte er bisweilen das Herkömmliche vergeſſen, aber in ſeinem Herzen wohnte bei vielgeprüfter Welterfahrung kindliche Unſchuld. Allgemein verehrt, wie Fürſtenberg war, wünſchten viele aus dem Volk, der Ritterſchaft u. dem Domcapitel, als 1780 dem Churfürſten, in der Perſon eines Erzherzogs, ein Coadjutor gegeben werden ſollte, daß nicht ein öſterreichiſcher Prinz, ſondern Fürſtenberg zum künftigen Regenten von Münſter erwählt würde. Er bewarb ſich daher auf dem verfaſſungsmäßigen Wege um die Ernennung. Hierüber entſpann ſich ein diplomatiſcher Kampf zwiſchen verſchiedenen Höfen, deſſen Geſchichte Herr von Dohm a. a. O. erzählt. Öſterreichs Einfluß ſiegte. Der Erzherzog Maximilian ward gewählt, nachdem Fürſtenberg, der durch Preußens Unterſtützung, die er nachgeſucht, eine geſetzmäßigere Wahl nicht hatte bewirken können, nebſt ſeinen Freunden der von Öſterreich gewonnenen Mehrheit des Domcapitels beigetreten war. Er legte hierauf ſeine Miniſterſtelle nieder, doch behielt er die Aufſicht über die Schulen bei. Als Mitglied des Domcapitels und der Ritterſchaft war ſein Einfluß fortwährend groß, allein er brauchte ihn blos, um die Regierung bei jedem guten Unternehmen zu unterſtützen. Darum bewies ihm der Erzherzog und Churfürſt Maximilian ſtets hohe Achtung und Vertrauen. Im Beſitze allgemeiner Verehrung überlebte Fürſtenberg die Auflöſung des Hochſtifts Münſter, und ſtarb 1811, 82 Jahre alt, der Nachwelt ein unvergeßlicher Mann! K.

Fürſtenbund (deutſcher). Die erſte Veranlaſſung des deutſchen Fürſtenbundes wurde durch das Erlöſchen des churbaieriſchen Mannsſtammes mit dem Churfürſten Maximilian Joſeph (30. December 1777) gegeben. Nach dem Tode deſſelben ſollten ſeine Länder an den nächſten Agnaten, den Churfürſten Carl Theodor von der Pfalz, fallen. Dieſer kinderloſe Fürſt hatte aber den Anträgen des Hauſes Öſterreich nachgegeben, welches ihn, unter ſcheinbaren rechtlichen Anſprüchen auf die erledigten Länder, zur Verzichtleiſtung auf dieſe Erbſchaft durch die wiener Convention (3. Jan. 1778) vermocht hatte. Dieſer Convention widerſprach der präſumtive Erbe der Pfalz, der Herzog von Zweibrücken, und der rechtmäßige Erbe der baieriſchen Allodialerbſchaft, und Schweſterſohn des verſtorbenen Churfürſten von Baiern, der Churfürſt von Sachſen. Beide ſuchten die Verwendung des Königs Friedrich II. von Preußen, der, nachdem alle diplomatiſchen Unterhandlungen über dieſe Angelegenheit mit

Öſterreich fruchtlos blieben, die Waffen ergriff und (im Juli 1778) in Böhmen eindrang. Im teſchner Frieden (13. Mai 1779), der dieſen kurzen baieriſchen Erbfolgekrieg beendigte, wurde die wiener Convention aufgehoben, Öſterreich erhielt von Baiern blos das Innviertel mit Braunau, und Carl Theodor gelangte zum Beſitze der übrigen Länder. Frankreich und Rußland, die Bundesgenoſſen von Preußen, übernahmen die Garantie dieſes Friedens. Einige Jahre nachher faßte Kaiſer Joſeph II. den Gedanken von neuem auf, durch den baieriſchen Staat die öſterreichiſche Monarchie zu arrondiren und zu verſtärken, und von der ruſſiſchen Kaiſerin wurde der Vorſchlag einer Austauſchung der öſterreichiſchen Niederlande gegen Baiern gemacht. Der Churfürſt Carl Theodor ſollte die öſterreichiſchen Niederlande, mit Ausnahme von Luxemburg und Namur, unter dem Titel eines Königreichs von Burgund erhalten. Der Churfürſt ward von dem öſterreichiſchen Geſandten, Freiherrn von Lehrbach, der Herzog von Zweibrücken, als präſumtiver Erbe, von dem ruſſiſchen Geſandten, Grafen von Romanzow, für dieſen Zweck bearbeitet, und dem Churfürſten und dem Herzoge, außer jener Abtretung, noch die Summe von drei Millionen Gulden von Öſterreich verſprochen. Zugleich erklärte man dem Herzoge, daß man der Einwilligung des Churfürſten verſichert wäre, und daß die Sache auch ohne ihn zu Stande kommen würde. Der Herzog aber erwiederte, er werde nie in die Vertauſchung der Länder ſeiner Vorfahren einwilligen, und wandte ſich deßhalb von neuem an den König Friedrich II. von Preußen. Dieſer unterſtützte ſogleich das von dem Herzoge an die Kaiſerin Catharina von Rußland erlaſſene Schreiben mit allem Nachdrucke und erhielt die Erklärung, daß die Kaiſerin dieſen Tauſch als nützlich für beide Theile betrachtet habe, daß aber derſelbe von dem freien Willen beider Theile abhängen müſſe. Ob nun gleich auch Ludwig XVI., als Mitgarant des teſchner Friedens, und der den vorgeſchlagenen Tauſch nicht billigte, dem König von Preußen verſichern ließ, daß Joſeph II., ſein Alliirter, dieſes Project wegen der Widerſprüche des Herzogs von Zweibrücken aufgegeben habe; ſo weigerte ſich doch der wiener Hof, darüber eine beſtimmte und befriedigende Erklärung zu geben. Friedrich II. lud deßhalb im März 1785 die beiden Churfürſten von Sachſen und Hannover zu einem Bunde ein, welcher die Erhaltung der Integrität und Verfaſſung des deutſchen Reichs zum Zwecke haben ſollte. Aller Gegenbemühungen und Noten Öſterreichs und Rußlands ungeachtet, wurde zu Berlin am 23. Juli 1785 dieſer ſogenannte Fürſtenbund von Brandenburg, Sachſen und Hannover unterzeichnet, in welchem ſich dieſe drei Churhöfe zur Aufrechthaltung und Vertheidigung der deutſchen Reichsverfaſſung, dem weſtphäliſchen Frieden und den folgenden gültigen Friedensſchlüſſen, der kaiſerlichen Wahlcapitulation und den übrigen Reichsgeſetzen gemäß, vereinigten. Die Maßregeln gegen die Vertauſchung Baierns waren in einem geheimen Nebenartikel enthalten. Binnen einigen Monaten ſchloſſen ſich dieſem Bunde an: der Churfürſt von Mainz und ſein Coadjutor, Dalberg, der Churfürſt von Trier, der Landgraf von Heſſen Caſſel, die Markgrafen von Anſpach und von Baden, und die Herzoge von Zweibrücken, von Braunſchweig, von Meklenburg, von Weimar und Gotha, ſo wie der Fürſt von Anhalt-Deſſau. Öſterreichs Abſicht war durch dieſen letzten öffentlichen Act des Königs von Preußen vereitelt, und Rußland und Öſterreich gaben nun dieſe Sache ganz auf.

65*

über dieſen Fürſtenbund, welchen man zu ſeiner Zeit als eine ſichere Stütze der deutſchen Verfaſſung für die Zukunft betrachtete, erſchienen eine Menge Schriften, unter welchen die von Chriſt. Wilhelm Dohm, über den deutſchen Fürſtenbund, Berlin 1785, und von Johannes Müller, Darſtellung des Fürſtenbundes, Leipzig 1787, von bleibendem Intereſſe ſind. Man kann über dieſen Gegenſtand vergleichen: Reuß deutſche Staatskanzlei, Th. 13, S. 195 f. Q.

Fürſtenrecht bedeutet im deutſchen Staatsrecht die dem Kaiſer zuſtehende Gewalt, in Sachen, die eines Reichsfürſten Leib, Ehre oder Lehnſchaft betreffen, entſcheidenden Ausſpruch zu thun. Über den Urſprung dieſes Rechts weiß man nichts Gewiſſes, und die Publiciſten ſtritten nicht nur darüber, ob es der Kaiſer allein, oder mit Zuziehung der übrigen Reichsfürſten ausüben könne, ſondern auch darüber, ob es überhaupt noch Statt finde. Dieſes verſchollene Fürſtenrecht darf man nicht verwechſeln mit dem Privatfürſtenrechte, d. h. den Geſetzen, welche ein Regent in ſeinen Privatverhältniſſen zu beobachten hat, oder vielmehr den Befugniſſen, die ihm in dieſen Verhältniſſen, oder den Hausangelegenheiten, im Gegenſatz der Staatsangelegenheiten, zukommen. Ein förmliches Geſetzbuch gibt es hierüber nicht; man nimmt jedoch das in den Gebräuchen der europäiſchen Höfe Übereinſtimmende gewöhnlich als Norm an. Succeſſionen, väterliche Gewalt, Vermählungen, Vormundſchaften, Gerichtsſtand, und überhaupt Familiengeſetze ſind der Gegenſtand dieſes Rechts. dd.

Fürſten= oder Landſchulen, richtiger, Landesſchulen. Dieſe wichtigen Lehr= und Erziehungsanſtalten Sachſens wurden im J. 1543 von dem Churfürſten Moritz geſtiftet, welcher die Gebäude aufgehobener Klöſter zu Pforte, Meißen und anfänglich zu Merſeburg, nachher zu Grimma für Schulen beſtimmte, die er mit den zum Theil ſehr anſehnlichen Kloſtergütern ſo freigebig ausſtattete, daß mehrere hundert Knaben, größtentheils ganz unentgeldlich, zum Theil für ein ſehr mäßiges Koſtgeld, darin unterhalten und unterrichtet werden konnten. Von ihrer Entſtehung an zeichneten ſich die Fürſtenſchulen ſehr vortheilhaft durch ihr feſtes Streben nach gründlicher und gelehrter Bildung aus; und dieſer Charakter iſt ihnen auch jetzt geblieben, wiewohl die Fortſchritte der Zeit bedeutende Veränderungen in ihren urſprünglichen Einrichtungen nöthig gemacht haben. Dabei gewähren ſie die wichtigen Vortheile, daß die Zöglinge, die mit den Lehrern gleichſam Eine große Familie bilden, unter einer beſtändigen und ſorgfältigen Aufſicht gehalten und den ganzen Tag über nützlich beſchäftigt werden können, ohne darum viele Stunden hinter einander im Hörſaale unbeweglich zubringen zu müſſen. Die größte, frequenteſte und berühmteſte der drei Fürſtenſchulen iſt Pforte oder Schulpforte, ehemals ein Ciſtercienſerkloſter, eine Stunde von Naumburg an der Saale, im preußiſchen Herzogthum Sachſen, ganz abgeſondert in einer anmuthigen Gegend gelegen. Der Einweihungstag war der 1. Nov. 1543. Anfänglich war die Zahl der Alumnen auf 100 beſtimmt; aber ſchon Churfürſt Auguſt, Moritzens Nachfolger, fügte noch 50 hinzu, und ließ das Schulgebäude vergrößern. Dabei war die Einrichtung getroffen, daß jede der churſächſiſchen Städte eine beſtimmte Anzahl Freiſtellen zu beſetzen hatte, die ſie auch, in Ermanglung Einheimiſcher, an Fremde vergeben konnte. Daſſelbe Vorrecht erhielten auch einige adelige Familien. Unter den 50 neugeſtifteten

Stellen waren auch 20 ſogenannte Koſtſtellen für Ausländer, welche jährlich 25 Gülden entrichteten, und dafür ebenfalls, wie die Alumnen, alles frei erhielten. Eine Art von Uniform (der ſogenannte Spanier, eine runde Mütze von ſchwarzem Zeug mit bunten Bändern, und der Schulrock, ein kurzer ſchwarzer Mantel, der kaum den Rücken bedeckte) machte die Zöglinge als Fürſtenſchüler kenntlich und wurde erſt in den neueſten Zeiten abgeſchafft. Die alte Schulordnung iſt aus Bertuchs Chronicon Portense kennen zu lernen. Erſt im J. 1780 nahmen unter dem Rectorat des verdienſtvollen Geisler viele wichtige Verbeſſerungen ihren Anfang, unter denen die weſentlichſte war, daß die obere Etage des Schulhauſes in einen Schlafſaal umgewandelt wurde, da bisher zwei und zwei in einer Zelle zuſammengewohnt und geſchlafen hatten. Dagegen wohnten jetzt auf einer Zelle drei und mehr Schüler, unter denen es in Anſehung der Aufſicht und des Unterrichts bei der alten Einrichtung blieb. Bald aber fühlte man, daß auch dieſe Veränderungen nicht genügten, und verwandelte die Zellen in Stuben, ſo daß ſämmtliche Alumnen jetzt in zwölf geräumigen Stuben wohnen; zwiſchen zweien derſelben bewohnt jedesmal ein Collaborator ein eignes kleines Zimmer und führt die Aufſicht über dieſelben. Die Bewohner zweier Stuben ſchlafen auf einem eignen Saal und der Collaborator bei ihnen, in einem abgeſonderten Cabinet. Eine faſt eben ſo veränderte Geſtalt erhielt der öffentliche Unterricht; aber erſt im J. 1808 wurde von dem ausdrücklich deßhalb nach Pforte gekommenen Oberconſiſtorial-Präſidenten von Noſtiz-Jänkendorf die neue Schulordnung, und zugleich der neue Lehrplan öffentlich bekannt gemacht und bald nachher in Wirkſamkeit geſetzt. Die aus ungefähr 4500 Bänden beſtehende Bibliothek iſt den Schülern zweimal wöchentlich geöffnet; auch können ſie aus derſelben Bücher auf längere Zeit zum Gebrauch erhalten. Die Schulzeit iſt eigentlich auf ſechs Jahre beſtimmt; um früher abgehen zu können, bedarf es der königlichen Erlaubniß. Außer dem Rector ſind noch ſieben Profeſſoren, ein Lehrer der Tanzkunſt, ein Muſiklehrer und ein Lehrer der Schreib- und Zeichenkunſt angeſtellt. Die Einkünfte verwaltet der Rentmeiſter, der zugleich als Schulverwalter die Ökonomie unter ſich hat. Von 1543 bis 1814 haben in Pforte mehr als 8500 Zöglinge Aufnahme und Unterricht erhalten; unter dieſen Männer wie Grävius, Erneſti, Klopſtock, Fichte, und unter den noch Lebenden, Schneider u. Zachariä in Breslau, Mitſcherlich, Sartorius, Schulze in Göttingen, Eichſtädt, Böttiger, Krug, Biener, Pfotenhauer, Thierſch, Meſſerſchmid, Heubner, Sonntag, Huſchke, Döring, Spohn und viele Andere. Die Fürſtenſchule zu Meißen, Afranum genannt, wurde den 3. Juli 1543 eröffnet, und hat 118 Stellen. Die Schüler wohnten, bis auf die neueſte Zeit, in zwei ſogenannte Schlafhäuſer vertheilt, je vier und vier beiſammen in Zellen, und ſchliefen in beſondern, gegenüber liegenden Kammern. Bei den geringern Einkünften wurde es erſt im J. 1812 möglich, die Zellen in Stuben umzuwandeln und einige Collaboratoren anzuſtellen. Auch hier iſt eine aus mehrern Tauſend Bänden beſtehende Bibliothek vorhanden. Den Unterricht beſorgen ſieben Profeſſoren und ein Schreibe-, Sprach- und Tanzmeiſter. Von den Zöglingen dieſer Schule nennen wir Leſſing, Gellert, Rabener, Klotz, und unter den jetzt Lebenden Nitzſch, Zachariä in Heidelberg u. A. Die dritte Fürſtenſchule endlich, die bis jetzt noch ihre altklöſterliche Form behalten hat, iſt zu Grimma, in einer angenehmen Gegend an der Mulde. Hieher, in ein ehemaliges Au-

guſtiner-Eremitenkloſter, wurde von Merſeburg, wo ſie nicht wohl gedeihen wollte, die dritte, auch im J. 1543 errichtete Fürſtenſchule im J. 1550 verlegt und den 14. September daſelbſt eingeweiht. Die Schule beſteht aus 85 Stellen, die wie bei Meißen und Pforte, größtentheils Frei-, zum Theil Koſtſtellen ſind. Sämmtliche Schüler ſind in vier Claſſen getheilt und werden von fünf Profeſſoren und noch einigen andern Lehrern unterrichtet. In den Zellen wohnen drei und drei beiſammen. Auch hier ſind wichtige Verbeſſerungen vorgenommen worden, und die alte Form hat ſich im Äußern nur darum erhalten, weil die Schule keine anſehnlichen Fonds hat, ſo daß ſie bisher, wie das Afranum, von Pforte einen Zuſchuß erhalten mußte. Die Bibliothek iſt 4000 Bände ſtark. Hier ſtudirten Samuel und Eſaias von Pufendorf, von Cramer (Kanzler in Kiel), Hederich, Tittmann (in Dresden) und andere berühmte und verdiente Männer. Übrigens iſt noch zu bemerken, daß die Zahl der Schüler auf den Fürſtenſchulen ſich nicht auf die Zahl der Stellen beſchränkt, ſondern daß mit königlicher Erlaubniß auch Extraneer an dem Unterricht Theil nehmen können. Schließlich nennen wir noch die Kloſterſchule zu Roßleben, ſieben Stunden von Pforte, die eine mit den Fürſtenſchulen ähnliche Einrichtung hat, und dreißig Frei- und dreißig Koſtſtellen enthält, und die von Ernſt Georg im J. 1577 geſtiftete hennebergiſche Land- und Fürſtenſchule zu Schleuſingen; zwei Inſtitute, die ebenfalls zahlreiche und zum Theil ausgezeichnete Schüler gezogen haben.

Fürth, ein ſehr gewerbfleißiger Marktflecken, im Rezatkreiſe des Königreichs Baiern, ſonſt zum Fürſtenthum Anſpach gehörig, an dem Zuſammenfluſſe der Pegnitz mit der Rednitz, auf einer zwar ſandigen, aber durch Cultur fruchtbar gemachten Ebene, in der Nähe von Nürnberg, hat 860 Haupt- und Nebenhäuſer und 13,000 Einwohner, darunter 2600 Juden, die hier eine hohe Schule mit 200 Studenten, 2 Buchdruckereien, 4 Synagogen, 3 Schulen, Hoſpital, geiſtl. u. weltliches Gericht ꝛc. haben. Fürth iſt zwar nicht regelmäßig gebaut, enthält aber viele anſehnliche Häuſer, und iſt in neuern Zeiten durch neue Anlagen ungemein verſchönert worden. Es herrſcht hier eine ſehr große Induſtrie, und man zählt 1000 Gewerkmeiſter, als: 130 Drechsler, welche vielerlei Waaren aus Metall, Horn, Elfenbein, Knochen und Holz verfertigen; 200 Gold- und Silberarbeiter und Uhrgehäuſemacher; 40 Groß- und Kleinuhrmacher; 50 Gürtler, welche Metallnägel, Knöpfe, Beſchläge, Uhrſchlüſſel, Ketten ꝛc. verfertigen; 40 Blei- und Rothſtiftmacher; 150 Tiſchler und Ebeniſten, welche nicht allein mehr als 150 Arten eingelegter und glatter Kunſttiſchlerarbeiten aller Gattungen, ſondern auch Spiegelrahme, Futterale, Kiſten ꝛc. in Menge verfertigen; 120 Schuhmacher; 80 Strumpf- und Mützenwirker; 50 Baumwollenweber; eine Menge Bildhauer, Goldſchläger (jährlich 19 000 Buch Goldpapier), Vergolder, Spiegelſchleifer, Schnallenmacher, Doſenmacher, Siegellackbereiter, Papierfärber, Mahler ꝛc. Man findet ferner hier bedeutende Spiegelfabriken, Schleif- und Polirwerke, Branntweinbrennereien u. Roſogliofabriken. Dieſe Waaren werden theils durch die Einwohner, theils durch nürnberger Kaufleute nach allen Gegenden verſandt. Auch treibt Fürth einen beträchtlichen Speditions-, Wechſel- und Juwelenhandel. Desgleichen iſt der Tabaksbau, Handel und Verarbeitung deſſelben bedeutend. Jährlich hält Fürth einen großen Markt, die Kirchweih genannt, auf dem anſehnliche Geſchäfte gemacht werden.

Fürwort, ſ. Pronomen.

Füſelier heißt eigentlich ein mit einer Flinte oder einem leichten Gewehr (fusil) bewaffneter Soldat, zum Unterſchied ſowohl von den Lanzenknechten, als von den Musketieren. Heut zu Tage aber bezeichnet man damit eine gewiſſe Gattung leichter Infanterie, deren Gewehr etwas kürzer und leichter iſt, als das der Musketiere.

Fuß nennt man in der Verskunſt eine, nach der Zeitmeſſung einander beigeordnete Mehrheit von Sylben. (S. Rhythmus.)

Fuß (auch Fußton), bei den Orgeln ein gewiſſes angenommenes Längenmaß bei Orgelpfeifen. Eine Orgel, deren Stimmung nach der Höhe und Tiefe der menſchlichen Stimme eingerichtet iſt, oder der gewöhnlichen Stimmung der Inſtrumente gleich kommt, heißt achtfüßig, weil dann die Pfeife des großen C acht Fuß lang iſt. Verdoppelt man dieſes Maaß, und gibt mithin den Octaven die Hälfte dieſes Maaßes, dann heißt ſie ſechzehnfüßig. Beim gegenwärtigen Orgelbau bindet man ſich nicht mehr an dies Längenmaaß, ſondern kürzt zu bequemerer Einrichtung die Länge der Pfeifen ab und erſetzt dieſen Abgang durch die Weite.

Fuß oder Schuh, Werkſchuh, iſt ein gewiſſes Längenmaaß, das man allenthalben findet, das aber ſo verſchieden iſt, daß man bei der Anwendung deſſelben im Längenmeſſen allemal erſt anzeigen muß, was für ein Fuß gemeint ſei, wenn die Rechnung ins Kleine geht oder ſehr genau beſtimmt werden ſoll. Dieſes Maaß hat ſeinen Namen wahrſcheinlich von dem Fuße eines erwachſenen Menſchen erhalten, deſſen Länge es ungefähr ausmacht. Aus dem Fuße ſind die größern Maaße als Elle, Ruthe, Klafter, Meile ꝛc. zuſammengeſetzt worden. Das Zeichen des Fußes iſt in Schriften ('), z. B. die Scheuer iſt 44' tief. Der Fuß wird überhaupt in den geometriſchen und in den gemeinen Werkfuß eingetheilt. Der geometriſche oder mathematiſche Fuß wird wegen der Bequemlichkeit im Rechnen überall in 10 Zoll oder Daumen abgetheilt, weßwegen er auch beſonders der Decimalfuß heißt, und 10 ſolche Fuß machen eine geometriſche Ruthe. Der gemeine Werkſchuh hingegen hat am gewöhnlichſten 12 Zoll und heißt davon Duodecimalfuß; aber auch in einigen Ländern und Orten enthält derſelbe bald mehr, bald weniger als 12 Zoll. Die drei vorzüglichſten Fußmaaße ſind der engliſche, franzöſiſche und rheinländiſche Fuß. Den engliſchen Fuß, welcher in den vereinigten Königreichen Großbritannien und den dazu gehörigen Nebenlanden und Inſeln der geſetzliche Fuß iſt, haben die Mitglieder der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften gegen den pariſer oder franzöſiſchen Fuß verglichen, wornach man ihn zu 135,16 franzöſiſche Linien Länge annehmen kann. Dieſer engliſche Fuß, auch londoner Fuß genannt — Foot — wird in ½ Span, 3 Hand, 4 Palm, 12 Inches oder Zoll, 96 Parts, 120 Linien, 1200 Theile getheilet. Jeder Zoll hat 10 Linien und jede Linie 10 Theile. Es vergleichen ſich hiernach 35 engliſche mit 34 rheiniſchen Fuß; und 49 engliſche mit 46 franzöſiſchen Fuß. Legt man jedoch dasjenige engliſche Fußmaaß zum Grunde, welches die engliſchen Commiſſionäre ſonſt beim Holzhandel in Deutſchland anwendeten, ſo zeigt ſich jederzeit, daß daſſelbe nur 11 Zoll 3 Linien oder 135 franzöſiſche Linien lang iſt. Nach dieſem Verhältniſſe vergleichen ſich 844 gemeine engliſche Fuß mit 845 gemeinen,

34 gemeine Fuß mit 33 rheiniſchen und 16 gemeine Fuß mit 15 franzöſiſchen; und noch genauer beſtimmt iſt der alte franzöſiſche oder pariſer Fuß, ſonſt auch der königliche Fuß genannt; dieſer hat 12 Zoll, 144 Linien und, zu 10 gerechnet, 1440, zu 12 aber, 1728 Theile der Linien, ſo daß ſich 37 franzöſiſche mit 39 rheiniſchen Fuß vergleichen laſſen, und von 1440 Linientheilen gehen 1355 auf den engliſchen und 1391 $^{1}/_{3}$ auf den rheinländiſchen; oder 15 franzöſiſche geben 16 engliſche, und 27 franzöſiſche geben 28 rheinländiſche. Der in Deutſchland endlich allgemeinſte und bekannteſte Fuß iſt der rheinländiſche, welcher 12 Zoll, 144 Linien, 1440 Linientheile enthält. Von dieſem Fuß gehen 12 auf eine rheinländiſche Ruthe. Allein die Feldmeſſer rechnen die geometriſchen Meſſungen die Ruthe zu 10 Fuß, 100 Zoll, 1000 Linien, und 10,000 Scrupel. Der Flächenfuß iſt zweierlei, nämlich der Quadrat- oder Kreuzfuß, d. h. 1 Fuß lang und 1 breit; und der Riemenfuß von 1 Fuß Länge u. 1 Zoll Breite. Der körperliche Fuß endlich iſt dreierlei: der Kubikfuß, d. i. 1 Fuß lang, breit und hoch; der Schachtfuß, d. h. 1 Fuß lang und breit, aber nur 1 Zoll hoch; und der Balkenfuß: 1 Fuß lang, aber nur 1 Zoll breit und hoch. Eine allgemeine Vergleichung der meiſten Fußmaaße befindet ſich im 1ſten Theile des Hausvaters von Münchhauſen, woraus ſie in Krünitz Encyclopädie und viele andere Werke entlehnt worden iſt.

Fuß bezeichnet auch im Bergbau die unterſte Fläche eines Stollens, worauf das Waſſer abläuft; in der Baukunſt den unterſten Theil jedes architektoniſchen Werkes außer dem Grunde; vorzüglich den unterſten Theil der Säulen und Pilaſter, der auch das Schaftgeſims oder die Baſe, und wenn er ganz einfach und platt iſt, eine Plinthe genannt wird. Im Münzweſen, die Einrichtung des innern Gehalts der Münzen, Münzfuß. Bei der Färberei, die erſte Farbe, die man einem Zeuge gibt, ehe er mit einem andern gefärbt wird, z. B. blau, ehe die ſchwarze Farbe darauf geſetzt wird. Die Färber ſind daher verbunden, am Rande eines Zeuges ſo viel Farben- oder Fußroſen zu laſſen, als er Füße hat, damit man beurtheilen kann, ob ſie ihm die gehörigen Farben gegeben haben. Der Ausdruck: auf einem großen Fuß leben, ſchreibt ſich von einer Sitte des vierzehnten Jahrhunderts her, nach welcher die Länge des Schuhes den Rang der Perſon anzeigte. Fürſtliche Perſonen trugen Schuhe von 2 $^{1}/_{2}$ Fuß, Freiherren von 2 Fuß und gemeine Edelleute von 1 $^{1}/_{2}$ Fuß Länge.

Fußwaſchen, war bei den Orientalen eine Pflicht der Gaſtfreundſchaft, welche der Wirth den bei ihm ankommenden Reiſenden entweder perſönlich, oder durch ſeine Diener leiſtete. Nach der Erzählung des Evangeliſten Johannes, Cap. XIII., wuſch Jeſus Chriſtus ſeinen Jüngern am Abende vor ſeinem Todestage die Füße, um ihnen durch dieſe ſymboliſche Handlung Demuth zu lehren. Daher rührt noch die in der catholiſchen Kirche herrſchende Sitte, daß Monarchen, z. B. der Kaiſer von Öſterreich, der König von Frankreich u. A., am grünen Donnerstage zwölf Armen die Füße zu waſchen pflegen. Auch bei den Mennoniten wird dieſer Gebrauch gefunden. N.

Füßli, ein Name, den verſchiedene ſchweizeriſche Künſtler geführt haben. Die vorzüglichſten darunter ſind: — Johann Caspar Füßli, geb. zu Zürich 1706, geſt. am 6. Mai 1782. Er lernte die Mahlerei bei ſeinem Vater, der nur ein mittelmäßiger Künſtler war, bildete ſich aber nachher auf ſeinen Reiſen, beſonders in Wien.

Seine Porträts fanden vielen Beifall, und ſind von Haid, Preißler u. A. radirt worden. Er ſtand mit den erſten deutſchen Künſtlern und Kunſtkennern in freundſchaftlichen Verbindungen, und war Schriftſteller im Fache der Kunſt. Von ihm iſt: Geſchichte und Abbildung der beſten Künſtler in der Schweiz, 4 Theile, 1755—1774. Raiſonnirendes Verzeichniß der vornehmſten Kupferſtecher und ihrer Werke, Zürich 1771. Sammlung von Winckelmanns Briefen an deſſen Freunde in der Schweiz, 1778. Auch gab er des Ritters Mengs Gedanken über die Schönheit und den Geſchmack in der Mahlerei, welche dieſer ihm in der Handſchrift zugeſchickt hatte, mit einer Vorrede, 1762 heraus. Nach ſeinen Zeichnungen ſind die Umriſſe der Hedlingerſchen Schaumünzen von Haid geſtochen worden. Sein edler moraliſcher Charakter, und ſein Eifer, jungen Künſtlern fortzuhelfen, werden mit rühmlichem Lobe erwähnt. Alle ſeine fünf Kinder hatten das Kunſttalent ihres Vaters geerbt. — Der zweite ſeiner Söhne iſt Füßli (Heinrich), ein berühmter Mahler, Profeſſor an der kön. Akademie zu London (wo man ihn Fuseli ſchreibt), geb. zu Zürich im J. 1755. Er ſtudirte in Berlin unter Sulzer. Klopſtock, Kleiſt und Wieland begeiſterten ſein Gefühl. Er machte 1761 mit Lavater eine Reiſe, und ging nach England, wo Reynolds ſeinen Kunſtſinn für die Mahlerei ermunterte. Hierauf ſtudirte er in Rom von 1772 bis 1778, wo vorzüglich Michel Angelo ſein großes Vorbild war. Seit 1778 lebt er in England. Die Kenner halten ihn einmüthig, nach dem berühmten Weſt, für den vorzüglichſten Mahler in England. Seine 1801 im Druck erſchienenen Vorleſungen über die Mahlerei (deutſch von Eſchenburg, Braunſchw. 1803) wurden in Hinſicht des Stils und wegen der abſprechenden Urtheile, die ſich der Verf. über anerkannte Kunſtwerke erlaubt hat, ſehr getadelt. Füßli iſt ein Künſtler, deſſen Einbildungskraft oft über die Grenze des Kunſtſchönen hinausſchweift und der ſich in abenteuerlichen Geſtaltungen gefällt. Unter ſeinen Gemählden werden vorzüglich geſchätzt: das Geſpenſt des Dion nach Plutarch; Lady Macbeth; der Kampf des Hercules mit den Pferden des Diomedes; und ſeine Miltons-Gallerie, eine Reihe Gemählde zu Miltons Gedicht, die er im J. 1799 in London ausſtellte. An ſeinem neueſten, das er im J. 1817 im Sommerſethouſe mit ausſtellte: Perſeus mit dem Kopf der Meduſe, tadelte man die gezwungene, zu kühne Stellung des Perſeus. Füßli's ſämmtl. Werke, nebſt einem Verſuche ſeiner Biographie, erſchienen 1808 ff. zu Zürich, 2 Thle. Fol. Außerdem hat er 1765 Bemerkungen über Mahlerei und Sculptur bei den Griechen ꝛc. geſchrieben, und das Mahler-Lexicon von Pilkington, 1805, 4. verbeſſert u. verm. herausgegeben. Seine Gemählde nach Shakſpeare, Milton und Dante haben engliſche Künſtler in Kupfer geſtochen. — Füßli (Johann Rudolf), geb. zu Zürich 1709, geſt. 1793, ſtudirte zuerſt die Kunſt bei Melchior Füßli, und dann bei Loutherbourg dem ältern in Paris die Miniatur, in der er ſehr vollkommen war; auch hat er gute Zeichnungen in ſchwarzer Kreide nach Rafael und andern großen Meiſtern geliefert. In der Folge beſchäftigte er ſich mehr mit der Literatur der Kunſt, und gab das Allgemeine Künſtler-Lexicon, 1763 zuerſt in 4. heraus, worüber er dreißig Jahre hindurch geſammelt hatte. Die neue Ausgabe in Folio erſchien 1779 und iſt von ſeinem Sohne Heinrich, der ſich ſelbſt einen bloßen Kunſtdilettanten nennt, von 1806 an fortgeſetzt worden.

Fuſtage, die Einfaſſung von Waaren, oder das Gefäß, worin Waaren enthalten ſind, oder verſandt werden. Fuſti iſt in der Kaufmannsſprache der Abgang der Waare, der für Beſchmutzung oder Beſchädigung gerechnet wird. Fuſtirechnung, die Abgangsrechnung, oder die Rechnung über das Zerbrochene, Verdorbene oder Mangelhafte der eingehandelten Waaren, wofür auch die Kaufleute die Wörter Refacti und Gerbelur gebrauchen.

Fuſtians werden in England alle diejenigen baumwollenen Zeuge genannt, welche man in Deutſchland Mancheſter nennt. Man theilt ſie ein: 1. in plain fustians, oder glatte Mancheſter (wo der Faden nicht aufgeſchnitten iſt), als wie Jeanets, Ribs, Settinetts u. ſ. w.; 2. in ſogenannte heavy goods, Fuſtians im engern Sinne, oder in ſchwere Mancheſter, als Velverets, Velveteens, Thickſets und wie die Namen weiter lauten. Es hat bis jetzt nicht gelingen wollen, dieſe Waaren in gleicher Güte den Engländern nachzumachen.

Futurum in der Grammatik die zukünftige Zeit.

Verzeichniß

der

im dritten Bande enthaltenen Artikel.

D	Seite 1	Damiat	Seite 15
Da capo	—	Damiens (Robert Fr.)	—
Dach	—	Dämmerung	16
Dach (Simon)	2	Dämmerungskreis	17
Dacien	—	Dämmerungsvögel, ſ. Schmetterlinge	—
Dacier (André)	—	Dämon	—
Dacier (Anne Le Fevre)	3	Damon u. Pythias	20
Dactyliographik	4	Dampf	21
Dactyliothek	—	Dampfbad	—
Dactylologie	6	Dampfboot	—
Dactylus, ſ. Rhythmus	—	Dampf Buchdrucker-Maſchine	25
Dädalus	—	Dampfkugel, ſ. Dampf	26
Dädaliſch	7	Dämpfer	—
Daendels	—	Dampfmaſchine	—
Dagg	—	Dampfmeſſer	28
Dagobert I.	—	Dampfwagen	—
D'Agueſſeau (Henry François)	8	Dampier (William)	—
Dairi, ſ. Japan	9	Danaë	—
Dalai-Lama, ſ. Lama	—	Danaiden	—
Dalayrac (Nicolaus)	—	D'Ancourt (Carton)	29
Dalberg	—	Dandolo (Graf)	—
Dalecarlien, ſ. Schweden	11	Dänemark	30
Dalin (Olof von)	—	Dänen	36
Dalmatica	—	Daniel	—
Dalmatien	—	Daniel I. (Gabriel)	—
Dal Segno	13	Däniſche Sprache u. Literatur	37
Dalton (John)	—	Daniſchmend	41
Damaſcenus (Joannes)	—	Dank	—
Damasciren	—	Dankelmann (Freih. von)	—
Damaſk	14	Danneker	—
Damaſt	—	Dante	42
Dambray (le Chevalier Charles)	—	Danton (George Jacques)	45
Dame, Damenſpiel	15		

Danzi (Franz)	Seite 46
Danzig	47
Daphne	50
Daphnis	—
D'Arblay (Mrs Franciska)	—
Dardanos	—
Dardanarius	—
Dardanellen	—
Dares	52
Darjes (Joh. Georg)	—
Darius	—
Darlehn	55
Darm	—
Darmſtadt (Heſſen)	—
Darre	57
Darſtellung	—
Daru (Pierre Graf)	60
Darwin (Eraſmus)	—
Daſymeter	61
Dataria	—
Datum	—
Daubenton (od. D'Aubenton)	—
Daun (Reichsgraf von)	62
Dauphin	63
Davenaut (William)	—
David	—
David (Jacob Louis)	64
Davila (Arrigo Caterino)	65
Davis (John)	66
Davouſt (Louis Nicolas)	—
Davy (Sir Humphry)	68
Dazincourt (Joſ. Jean Bapt.)	—
Debandade (en)	69
Debatte	—
Debûre (Guillaume François)	—
Deca- de, -di, -diſches Syſtem -gramm, -litre, -metre, -re	—
Decagon	70
Decan	—
Decazes (Elie Graf)	—
Dechiffrirkunſt	71
Decimalmaß	73
Decimalrechnung	—
Decimalſyſtem, ſ. Zahlenſyſtem	—
Decime	—
Decimiren	—
Deciſion	74
Decius (Publius)	—
Decke	—
Declamation	75
Declination	78
Decoration	—
Decreſcendo	—
Decretalen	—
Decrete	—
Deduction	Seite 79
Defenſion	—
Defenſiv-Alliance	80
Defilé	—
Defilement	—
Definiren	—
Degen	81
Degerando (J. M.), ſ. Gerando	—
Degradation	—
Dehnbarkeit	—
Dei gratia	82
Deich, -band, -bandsgenoſſen, -bau, -buch, -geſchworne, -graf, -laſt, -recht, -ſchau, -weſen,	—
Deidamea	83
Deïſmus	—
Dejanira	—
Déjeuné	84
Dejotarus	—
Delambre (Chevalier de)	—
Delaware	85
Delegat	—
Delft	—
Delia, ſ. Delos	—
Delille (Jacques)	—
Delios	88
Della Maria (Domenico)	—
Delos	—
Delphi	89
Delphin	91
Delta	—
Delûc (J. A.)	—
Demagog	—
Demarcationslinie	92
Demerary	—
Démeter, ſ. Ceres	—
Demetrius	—
Demidoff (Graf von)	93
Demiurg	—
Demokratie	—
Demokrit	94
Demonſtration	96
Demontiren	—
Demoſthenes	97
Demouſtier (Charles Albert)	99
Denar	—
Dendriten	—
Dendrometer	—
Denham (John)	—
Denina (Giacomo Carlo)	100
Denis (Abtei von St.)	101
Denis (Michael)	102
Denken	—
Denkfreiheit	103

Denkmahle Seite 104
Denkmünzen 106
Denkſchriften 107
Denkwürdigkeiten —
Denner (Balthaſar u. J. C.) —
Dennewitz (Schlacht bei) —
Denon (Vivant) 109
Departement —
Dephlogiſtiſiren —
Deployiren 110
Deponens —
Deportation —
Depoſito-Banken 111
Depot 112
Derwiſch —
Deſaix de Voygoux (L. C. A.) —
Descartes (René) 113
Deſcenſion, ſ. Abſteigung 115
Deſerteur —
Deſeze (Raymond) —
Desgenettes (R. Dufriche) 116
Deshoulières (Antoinette) —
Desmologie 117
Desmoulins (L. Camille) —
Desorganiſiren 118
Despotismus —
Deſſalines, ſ. Hayti —
Deſſau (Anhalt-) —
Deſſert —
Deſtilliren 119
Destouches (Ph. Nericault) 120
Detachement —
Detail 121
Determiniren —
Determinismus —
Detmold, ſ. Lippe 122
Deukalion —
Deutſche Baukunſt, ſ. Baukunſt —
Deutſcher Bund —
Deutſche Bundesverſammlung —
Deutſche Induſtrie u. Kunſt 127
Deutſche Kirche 128
Deutſche Literatur und Wiſſenſchaft —
Deutſche Mahlerei 137
Deutſches Meer 141
Deutſche Muſik —
Deutſche Philoſophie 143
Deutſche Poeſie 145
Deutſche Proſa 151
Deutſcher Orden, ſ. deutſche Ritter 152
Deutſches Recht —
Deutſche Ritter 153
Deutſche Sprache 154
Deutſches Theater Seite 159
Deutſchland 163
Deutſchland, in geographiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht 174
Devalvation 176
Deviſe —
Devolution 177
Dey —
Diaconus —
Diadem —
Diagnoſis 178
Diagonal-Linie —
Diakuſtik —
Dialect —
Dialectik 179
Diallele —
Dialog —
Diamant 181
Diameter 182
Diana —
Dianenbaum 184
Diaphanometer —
Diaſyrmus 185
Diät —
Diatoniſch —
Diaz —
Dibdin (Charles u. Th. F.) —
Dichten 186
Dichtigkeit —
Dichtkunſt, ſ. Poeſie 187
Dictator —
Dictatur 188
Dickſtein, ſ. Diamant —
Diction —
Didactik —
Didactiſche Poeſie, ſ. Lehrgedicht —
Didaskalien —
Diderot (Denys) —
Dido 190
Didot (François Ambroiſe) —
Didotiſche Lettern 191
Didymäus —
Diebs-Inſeln, ſ. Ladronen —
Diebſtahl —
Dienſtbarkeit, ſ. Servitut —
Dieten —
Dietrich (Joh. Wilh. Ernſt) —
Diffamationsklage 192
Differenzial-Rechnung, ſ. Infiniteſimal-Rechnung 193
Diffeſſion —
Digeſta, ſ. Civilrecht u. Pandect. —
Digeſtion —
Dignitarien —

Dijambus, ſ. Rhythmus Seite 193
Dijon —
Dike, ſ. Aſträa u. Horen —
Dilemma —
Dilettant 194
Diligence —
Dimenſion —
Diminuendo —
Diner —
Ding 195
Dingliches Recht, ſ. Sachenrecht —
Dinte (gemeine) —
Dinten (ſympathetiſche) 196
Dio Caſſius 197
Dio Chryſoſtomus —
Diöces —
Diodorus —
Diogenes Laërtius 198
Diogenes aus Sinope —
Diokletian (C. Valerius) 199
Diomedes —
Dion 200
Dionäa 201
Dione —
Dionyſien —
Dionyſius (von Harlicarnaß) —
Dionyſius der Ältere —
Dionyſos, ſ. Bacchus 203
Diophantus —
Diopter —
Dioptrik —
Dioſcorides (Pedanius) 204
Dioscuren —
Diphthong —
Diplom —
Diplomatie —
Diplomatik 205
Diplomatiſches Corps 209
Dipodie —
Dippel (Joh. Konr.) —
Diptychon —
Directe Abgaben 210
Directorium —
Dis, ſ. D. —
Dis ſ. Pluto —
Discant, ſ. Sopran —
Discant-Schlüſſel, ſ. Schlüſſel —
Diſciplin —
Discontiren 211
Disconto-Banken —
Discordia, ſ. Eris 212
Discretionsgelder —
Discretionstage —
Discurſiv Seite 212
Discus —
Disjunction —
Disparat 213
Diſpenſation —
Diſpenſatorium —
Diſpondäus, ſ. Rhythmus —
Disputation —
Diſſenters —
Diſſidenten 214
Diſſonanz 215
Diſtanz —
Diſtichon —
Distoniren 216
Distribution —
Dithyrambus —
Ditters v. Dittersdorf (Carl) —
Divan 217
Diverſion —
Divertiſſement —
Dividende —
Divination —
Diviſion 218
Dobberan —
Docke 219
Doctorwürde —
Doctrin 220
Dodona —
Doge —
Dogma —
Dogmatik —
Dogmatismus 221
Dohm (Chr. Wilh. von) 222
Dolce (Lodovico) 225
Dolce (Carlo) —
Döll —
Dollar 226
Dollond (John) —
Dolmetſcher —
Dolomieu —
Dom 227
Domainen 228
Domainen-Verkauf 229
Domcapitel 232
Domenichino, ſ. Zampieri —
Domicilium —
Dominante 233
Domingo (St.), ſ. Hayti —
Dominicaner —
Dominicus de Guzman 234
Dominiren 235
Dominium —
Domino —
Domitianus (Tit. Flav. Sab.) —
Don 236

Donatiſten Seite 236
Donatus 237
Donau —
Don gratuit —
Donner (Georg Raphael) —
Donner 238
Don Quixote, ſ. Cervantes 239
Doppelflinte —
Doppelhaken —
Doppelſchlag —
Dorat (Claude Joſeph) 240
Dordrecht —
Doria —
Dorien 241
Doris, ſ. Nereus —
Doriſch —
Dörnberg (Baron von) 242
Dörpt oder Dorpat —
Dortmund 243
Doſſo Doſſi —
Dotationen Napoleons —
Douane 214
Double 245
Doublir- oder Duplirſchritt —
Douche-Bäder —
Dover —
Dow (Gerard) —
Doyen (Gabriel François) 246
Drache 247
Drachma 249
Draco —
Dragge, ſ. Dregg —
Dragoman —
Dragoner —
Draht 250
Draiſſine 251
Drake (Francis) —
Drakenborch (Arnold) 253
Drama —
Dramaturgie 255
Draper (Eliſab.), ſ. Sterne —
Draperie —
Drebbel (Cornelius) 256
Drechſeln —
Dregg 257
Dreidecker —
Dreieck —
Dreieinigkeit —
Dreiklang —
Dreißigjähriger Krieg 258
Dreiſtimmig 261
Dreizack —
Dreſchen, Dreſchmaſchine —
Dresden 262
Dresden im J. 1813 Seite 264
Dresdens Kunſtſammlungen 270
Dreyer (Joh. Matthias) 279
Driburg —
Driller —
Droits réunis, ſ. Verein. Gefälle —
Drontheim, ſ. Norwegen —
Droſometer —
Droſt —
Drottingholm 280
Drouais (Jean Germain) —
Drouet (J. B.) —
Drouot 281
Druck —
Drucken 282
Drucker —
Druckfreiheit 283
Druckwerk —
Druiden —
Druſe 284
Druſen —
Drüſen —
Druſus (Mar. Liv. u. Nero Cl.) 285
Dryaden 286
Dryden (John) 287
Dſchagatai 288
Dſchingis-Chan —
Dualismus, Dualiſt 291
Dublin —
Dublone 292
Dubois (Guillaume) —
Dubos (Jean Baptiſte) 294
Ducange, ſ. Dufresne —
Ducaten —
Ducaton —
Duchesne (André) —
Duchesnoy (Demoiſelle) 295
Duchoborzy, ſ. Griech. Kirche —
Ducis (Jean François) —
Duclos (Charles Pineau) —
Du-Deffand (Marquiſe) 296
Duenna 298
Duell, ſ. Zweikampf —
Duero oder Douro —
Duett —
Dufresne (Charles u. Abrh.) —
Dufresny (Charles Riviere) 299
Dugazon —
Dugdet (Guaſpre) —
Duguay-Trouin (René) 300
Duhamel de Monceau —
Dujardin (Carl) 301
Duisburg —
Dukor (Carl Andr.) —

Duldung Seite 302
Dülon —
Dult, ſ. Indult —
Dumas (Matthieu) —
Dumesnil (Marie) 303
Dumouriez (C. F.) 304
Dumpler, Dunker 306
Düna —
Dünen —
Düngung —
Dunkel, ſ. Licht 307
Dünkirchen —
Dünnſtein, ſ. Diamant 308
Dunois (Jean von Orleans) —
Duns (John) —
Dünſte 309
Dunſtkreis —
Dunſtmeſſer, ſ. Hygrometer —
Duodecimalſyſtem, ſ. Zahlenſyſtem —
Duodecime —
Duodrama, ſ. Melodrama —
Du Paty (Jean Bapt. Merc.) —
Du Paty (Emanuel) 310
Duplicat —
Duplicität —
Duplik 311
Dupliren —
Dupont de l'Etang —
Dupont de Nemours (P. S.) 312
Duport (Louis) —
Duquesne (Abraham) 313
Dur —
Durante (Franzesco) —
Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie 314
Durchdringlichkeit —
Durchgang —
Durchlaucht —
Durchmeſſer, ſ. Diameter —
Durchſchnitt, ſ. Riß —
Durchſichtigkeit —
Durchzeichnen 315
Durchziehen der Treffen —
Dürer (Albrecht) 316
Durot (Herzog von Friaul) 317
Dürrenberg 318
Durſt —
Duſch (Joh. Jacob) 319
Duſſek (Joh. Ludwig) —
Düſſeldorf —
Duval (Valent. J. u. Alex.) 320
Dyadik 322
Dyer (John) 324
Dyck (Anton van) —
Dynameter Seite 324
Dynamik —
Dynaſt 325
Dyrrhachium —

E 326
Ebbe und Fluth —
Ebeling (Chriſtoph Daniel) 327
Ebenbaum 328
Eberhard (Joh. Auguſt) —
Eberhard im Bart 330
Ebersberg 332
Ebert (Johann Arnold) —
Ebionitten, ſ. Nazarenen 333
Eccehomo —
Echelon —
Echiniten —
Echiquier 334
Echo —
Eckhell (Joſeph) 335
Eckmühl (Schlacht bey) —
Eclectiker, ſ. Eklektiker 337
Ecole polytechnique, ſ. Realinſtit. —
Edam —
Edda —
Edelink (Gerard) 338
Edelſteine 339
Eden 340
Edgeworth von Firmont —
Edgeworth (Maria) 341
Edict —
Edict v. Nantes, ſ. Hugonotten —
Edinburgh —
Edinburgh = Review 343
Eduard 345
Eduard III. —
Eduard, Prinz von Wales 346
Eduard (Carl) —
Effecten = Handel 348
Effendi 349
Egede (Hans) —
Egeria 351
Eginhard (Einard) —
Egmont (Lamoral Graf von) 352
Egoismus 353
Ehe —
Ehebruch 356
Ehehaft —
Eheloſigkeit, ſ. Cölibat —
Ehepacten —
Eheſcheidung —
Eheverlöbniß, ſ. Sponſalien —
Ehre —

Ehrenbreitſtein Seite 358
Ehrenlegion —
Ehſtland 360
Ei 361
Eichen 362
Eid —
Eiderdunen —
Eidgenoſſenſchaft 363
Eierſtock —
Eiferſucht 364
Eigennutz —
Eigenſchaft —
Eigenſinn 365
Eigenthum —
Eimer 366
Einbildungskraft —
Einfalt 368
Einflüſſe auf den menſchlichen Körper 369
Eingebung, ſ. Inſpiration u. Offenbarung 370
Eingelegt —
Eingeweide —
Eingeweidewürmer 371
Einheit —
Einklang —
Einkommen —
Einkommenſteuer —
Einlaſſung auf die Klage, ſ. Prozeß 372
Einreden, ſ. Klagen —
Einſiedler, ſ. Mönchsweſen —
Einſpielen —
Einſtandsrecht, ſ. Näherrecht 373
Einſtimmen —
Eis —
Eis (künſtliches) 374
Eiſen 375
Eiſerne Krone 376
Eiſerne Maske, ſ. Maske —
Eiſerner Brief —
Eisleben —
Eismeer —
Eispunct —
Eckhof (Konrad) —
Eklektiker 377
Eklipſe —
Ekliptik —
Ekloge 379
Ekſtatiker —
Elaſticität —
Elba 380
Elbee 381
Elbee (Gigot d') —
Elberfeld Seite 381
Elbeuf 382
Elbing 383
Eldorado —
Eleatiker —
Electra —
Electricität —
Electricität (thieriſche), ſ. Galvanismus 386
Electriſirmaſchine —
Electrometer 387
Electrophor —
Elegante Zeitung 388
Elegie 389
Elemente 391
Elephant 392
Elephantiaſis 393
Eleuſis —
Eleutheronomie 394
Elfen —
Elfenbein 395
Elgin (Lord Graf von) —
Elgins Marmordenkmale —
Elis 397
Eliſabeth (die heilige) —
Eliſabeth von England 398
Eliſabeth Petrowna 404
Eliſabeth von Frankreich 406
Eliſabeth (Chriſt.) v. Preußen 408
Eliſion 409
Elleviou —
Elliot (George Auguſtus) —
Ellipſe 411
Elliſton (Robert William) —
Elmination —
Eloges, Elogia 412
Elſaß —
Elyſium 413
Elzevir —
Email 414
Emanation —
Emancipation 415
Emanuel der Große 417
Embargo —
Emblem, ſ. Sinnbild —
Embryo —
Emden 418
Emeritus —
Emigranten —
Eminenz 419
Emir —
Empedokles 420
Empfängniß 421
Empfindſamkeit —

Empfindung	Seite 421
Emphaſis, ſ. Nachdruck	422
Emphyteuſe	—
Empirie	—
Empörung	—
Ems	—
Encriniten	423
Encyclopädie	—
Encyclopädie (franzöſiſche)	425
Encyclopädie der Wiſſenſchaft	427
Endemie	429
Endoſſiren, ſ. Indoſſiren und Giro	431
Endreime	—
Endymion	—
Energie	—
Engel	—
Engel (Joh. Jacob)	432
Engelsbrüder	433
Engelsburg	—
Enghien (Herzog von)	—
England	435
Engliſche Bank, ſ. Londoner Bank	437
Engliſche Gartenanlagen, ſ. Gartenkunſt	—
Engliſches Horn	—
Engliſche Kirche	438
Engliſche Krankheit	—
Engliſche Literatur, Wiſſenſchaft, Poeſie und Theater	—
Engliſche Pferde	456
Engliſches Reich in Oſtindien	458
Engliſche Sprache	460
Engliſcher Tanz, ſ. Angloiſe	461
Engliſche Waaren	—
Enharmoniſch	462
Enkauſtik	463
Enkratiten, ſ. Gnoſtiker	464
Enneper Straße	—
Ennius (Quintus)	—
Enſemble	465
Enterbung	—
Entbindungskunſt, ſ. Geburtshülfe	466
Entern	—
Entführung	—
Enthuſiasmus	—
Entoilage	—
Entomologie	—
Entrecaſteaux (Joſ. Ant. Bruni d')	—
Entreſolen, ſ. Attika	467
Entſatz	—
Envoyés	—
Eon de Beaumont	Seite 467
Eos	469
Epacten	—
Epaminondas	470
Epaulette	471
Epée (Abbé de l')	—
Epernay	472
Ephemeriden	—
Epheſus	—
Ephialtes, ſ. Alciden	473
Ephorus	—
Epictet	—
Epicur	474
Epicuräer	475
Epicykel	—
Epicykloide	—
Epidaurus	—
Epidemie	—
Epidermis	477
Epigeneſie	—
Epiglottis	—
Epigonen, ſ. Theben	—
Epigramm	—
Epigraphe	—
Epilepſie	—
Epilog	479
Epimenides	—
Epimetheus	—
Epinay (Louiſe d')	—
Epiphania	480
Epiphonem	—
Epiphora	—
Epirus	—
Epiſche Dichtungsart	481
Epiſcenium	—
Epiſcopalſyſtem	—
Epiſode	—
Epiſtel	482
Epistolae obscur. viror.	483
Epithalamium	—
Epoche	—
Epitritus, ſ. Rhythmus	—
Epode.	—
Epopee	—
Epopten	—
Epos	—
Erard (Gebrüder)	486
Erasmus (Deſiderius)	487
Erato	488
Erathoſthenes	—
Erbach	489
Erbämter	—
Erbeinigung	—
Erbfolge	—
Erblehen	490

Erbpacht Seite 490
Erbſünde —
Erbunterthänigkeit 491
Erbverbrüderung —
Erbvertrag —
Ercilla y Zuniga —
Erdäpfel 492
Erdaxe, ſ. Erde 493
Erdbeben —
Erdbeſchreibung 494
Erdbohrer —
Erdbrand —
Erde —
Erden 497
Erdenge 498
Erdferne, ſ. Mond —
Erdfette —
Erdgürtel, ſ. Erdſtrich —
Erdmannsdorf (F. W. von) —
Erdnähe, ſ. Mond —
Erdſtrich —
Erdzunge 499
Erebus —
Eremit —
Erfahrung —
Erfahrung in der Arzneikunde 500
Erfahrungsſeelenlehre, ſ. Pſychologie 502
Erfindung —
Erfurt 504
Erhaben, ſ. Schön 505
Erhard (Chriſtian Daniel) —
Erich 506
Erichthonius —
Eridanus 507
Erinnyen —
Eriphyle —
Eris —
Erkältung —
Erkenntniß —
Erklärung 508
Erlach —
Erlangen 510
Erlaubt —
Erlöſung, ſ. Chriſtenthum und Religion —
Ernährung —
Erneſti (Joh. Aug.) 511
Ernſt I. (Herzog) 512
Ernſt II. (Ludwig) 514
Ernſt (Churfürſt) —
Eroberung 515
Eros, ſ. Amor —
Erotiſch Seite 515
Erpenius (Thomas) —
Erregungstheorie 516
Errungenſchaft 518
Erſcheinung —
Erskine (Thomas) 519
Erycina —
Erymanthus —
Eryſichthon —
Erz (Metall) —
Erz 520
Erzählung —
Erzbiſchof 523
Erzgebirge 524
Erziehung —
Erziehung (phyſiſche) 526
Eſchen (F. A.) 528
Eſchenbach (Wolfram von) —
Eſchenburg (J. J.) 529
Escoiquiz (Don Juan) —
Escorial 530
Eſelsfeſte 531
Eskimo's —
Esmenard (J. A.) —
Eſoteriſch 532
Eſpagnolet —
Eſpinaſſe (Julie J. E. de l') —
Eſplanade 534
Eſpremenil (J. D. d') —
Eſprit de Vin —
Eſquire —
Eß (Carl u. Leander von) 535
Eßlair (Ferdinand) —
Eßlingen, ſ. Aspern 536
Eſſäer —
Eſſenz —
Eſſex (Graf von) 537
Eſſig 539
Eſtaing (J. B. Ch. Graf d') 540
Eſte —
Eſtocq (Joh. Hermann L') 544
Eſtocq (Ant. Wilh. L') 545
Eſtrées (Gabriele d') —
Eſtrées (L. C. Herzog von) 546
Etappen —
Eteocles u. Polynices 547
Ethik —
Ethnographie —
Etienne, ſ. Stephanus —
Etienne (Ch. H.) —
Etikette 548
Eton —
Etruria, ſ. Wedgwood —
Etrurien —

Etymologie Seite 550
Euböa —
Eucharistie —
Eucheten, ſ. Meſſalianer —
Euclides —
Eudämonismus 551
Eudiometer —
Eudoxus —
Eugen (Prinz) —
Eugen (Herzog) 553
Eule 554
Eulenſpiegel —
Euler (Leonhard) 555
Eumenes 557
Eumeniden —
Eunomia, ſ. Grazien u. Horen 558
Eunuch —
Eupen —
Euphemismus —
Euphon —
Euphonie 559
Euphrat —
Euphroſyne, ſ. Grazien —
Eurhythmie —
Euripides —
Europa 561
Europa (Erdtheil) —
Eurotas 566
Eurus —
Euryale, ſ. Gorgonen 567
Eurydice —
Eurynome —
Euryſtheus, ſ. Hercules —
Euſebia —
Euſebianer, ſ. Arianer —
Euſebius —
Euſtachi (Bartolomeo) —
Euſtathius 568
Euterpe —
Euthanaſia —
Eutin —
Eutropius (Flavius) —
Eva, ſ. Adam —
Evalvation —
Evan —
Evangelium —
Evergeten 569
Eviction —
Evolutionen —
Evolutionstheorie —
Evremont (St.) —
Ewald (Johann) 570
Ewig —
Ewige Einkünfte u. Renten —
Ewiger Friede Seite 571
Exantheme —
Exarchus —
Exception 572
Exchequer —
Excommunication —
Excuſſion —
Execution —
Exegeſe —
Exſequien 573
Exhauſtion —
Exil —
Exmouth (Lord Edward) —
Exorcismus 574
Exoteriſch, ſ. Eſoteriſch 575
Expanſion —
Explorator —
Exploſion —
Exponent —
Expoſition —
Extenſion 576
Exterritorialität, ſ. Geſandte —
Externſteine —
Ex-Voto, ſ. Votum —
Eyck (Hubert u. Joh. van) —
Eylau (Schlacht bei) —
Ezechiel 578

F 579
Fabel —
Fabier 581
Fabius Maximus —
Fabiiers —
Fabre d'Eglantine —
Fabre (M. J. J. V.) 582
Fabricius (Cajus) —
Fabricius (J. A.) 583
Fabricius (J. Chr.) —
Fabrik 584
Fabrikmaſchinen, ſ. Maſchinen —
Fabroni (Angelo) —
Façade 585
Facette —
Facciolato (Giaccino) —
Fachinger Waſſer 586
Fächſer —
Fackeltanz —
Facſimile 587
Factor —
Factur —
Facultäten, ſ. Univerſitäten —
Faden —

Fagel Seite 587
Fagott 588
Fahne 589
Fahneneid —
Fahrbüchſe —
Fahrenheit (Dan. Gabr.) 590
Fakir —
Fairfax (Th.) —
Falconet (Etienne Maur.) 591
Falerner Wein 592
Falk (Joh. Dan.) —
Falkenbeize 593
Falkiren 594
Fall der Körper —
Fallgut 595
Falliment —
Falſarius 599
Falſch —
Falſches Licht —
Fallſchirm 600
Falſet, ſ. Fiſtel —
Faltenwurf, ſ. Draperie, Gewand —
Falter —
Fama —
Familiaren —
Familie —
Familienrath —
Fanal 601
Fanatismus —
Fandango 602
Fanfare —
Fang —
Fantaſie —
Farao —
Farbe —
Färbekunſt 603
Farbe der Pflanzen —
Farbe zum Mahlen, ſ. Mahlerfarben 604
Farbengebung —
Farbenlehre 605
Farbenlehre (Göthiſche) 606
Färbeſtoffe 607
Farce —
Faria de Souſa —
Farinelli 608
Farneſe 609
Farneſiſcher Palaſt, ſ. Rom 612
Farquhar (Georg) —
Farrill (Don Gonzalo) —
Faſanerien 613
Faſces —
Faſch (C. F. Chr.) —
Fäſch, ſ. Feſch Seite 614
Faſchinen —
Faſching, ſ. Faſtn. u. Carneval —
Faſten, ſ. Faſtn. u. Carneval —
Faſti —
Faſtnacht —
Fatalismus 616
Fata Morgana —
Fatum 617
Fauche Borel (Louis) 618
Fäulniß —
Fauna 619
Faunen —
Fauſt (Johann) —
Fauſt (Ph. Cp.) 621
Fauſtina 622
Fauſtrecht —
Fauvel —
Favart (Ch. S.) 623
Favier —
Faxardo (Dieg. de Saavedra) 624
Fayance —
Fayette (Marquis de la) 625
Fayette (Gräfin la) 626
Fea Carlo —
Febvre (François Joſeph le) —
Feronius, ſ. Hontheim 627
Fecialen, ſ. Herold —
Fechtkunſt —
Feder —
Federharz 628
Federici (Camillo) —
Federkraft, ſ. Elaſticität —
Feen —
Fegefeuer 630
Fehde 631
Fehmgericht, ſ. Vehmgericht —
Fehrbellin —
Feigen —
Feierlich 632
Feldgeſchrei —
Feldmarſchall —
Feldmeſſen —
Feldwacht 633
Felicitas —
Fellenberg (Phil. Em. von) —
Felloplaſtik, ſ. Phelloplaſtik 636
Felonie —
Felſen 637
Felucke —
Fenelon (Fr. de Salignac) —
Feodoſia, ſ. Caffa 638
Ferdinand (Kaiſer) —
Ferdinand V. von Aragonien 641

Ferdinand I. v. Sicilien Seite 642
Ferdinand VII. von Spanien 644
Ferdinand Louis (Prinz von Preußen) 648
Ferduſi (Jip. Ben. Sheriff.) 649
Fere Champenoiſe 650
Ferguſon (Adam) 651
Fermate
Ferment —
Fernan Nunez (Graf v.) 652
Ferne, ſ. Perſpective —
Ferney —
Fernow (C. L.) —
Fernrohr 654
Feronia 656
Ferrand (Graf Antoine) —
Ferrara —
Ferreira (Antonio) 657
Ferreras (Jean de) 658
Ferro 659
Ferſen (Axel) Vater —
Ferſen (Axel) Sohn —
Feſcenniſche Verſe 660
Feſch (Joſeph) —
Feß oder Fez —
Feßler (Ignaz Aur.) 661
Feſt- und Feiertage 662
Feſtigkeit —
Feſton 663
Feſtung —
Fetfa, ſ. Mufti 666
Fetiſchismus —
Fett 667
Feudalrecht —
Feuer —
Feuer (das griechiſche) 668
Feuerbeſtändig —
Feuerdienſt —
Feuerkugel —
Feuerland 669
Feuerprobe, ſ. Ordalien 670
Feuerſpeiender Berg, ſ. Vulcan —
Feuerſtein —
Feuerverſicherung —
Feuerwerkerkunſt —
Feuilleton —
Fevre (Robert le) —
Feyerabend 671
Fiacre —
Fibel —
Fiber —
Fichte (Joh. Gottl.) —
Fichtelberg 673
Ficinus (Marſilius) 674
Fidalgo Seite 674
Fideicommiß —
Fides —
Fidibus —
Fieber —
Fiebern 679
Fielding (Henry) —
Fiesco 680
Fiévée (Joſeph) 683
Figur 684
Figurirte Zahlen 686
Filament —
Filangieri (Gaetan) —
Filet 688
Filial —
Filigran-Arbeit —
Filtriren —
Filz —
Finale —
Finanzwiſſenſchaft —
Findelhäuſer 690
Fingal 691
Fingalshöhle —
Fingerſetzung —
Finiguerra (Tommoſo) —
Finisterrae 692
Fink (General) —
Finkenſtein (Reichsgr. von) —
Finnen 693
Finnland 694
Finſterniß —
Finſtere Kammer, ſ. Camera obscura 696
Finte —
Fioravanti (Valentin) —
Firenzuola, ſ. Nannini —
Firma —
Firmament —
Firman —
Firmeln —
Firmian (Carl Joſeph von) 697
Fis —
Fiscal 698
Fiſchart (Johann) —
Fiſchbein —
Fiſche 699
Fiſcherring 701
Fiſchhaut —
Fiſchwaarenhandel —
Fiscus 702
Fiſtel, Falſet —
Fiſtel (Krankheit) —
Fitz-James (Herz. von) —
Fix 703

Fixſterne Seite 703
Flaccus (Caj. Vaber) 704
Fläche —
Flachs, ſ. Lein —
Flächſen —
Flacius (Mathias) —
Flagellanten —
Flageolet 705
Flagge —
Flahaut (A. Ch.) 706
Flamändiſche Schule, ſ. Niederländiſche Schule —
Flamen —
Flämiſch —
Flamme —
Flamſteed (Joh.) 707
Flanke —
Flaſche (Leydener) 708
Flaſchenzug —
Flaſſan (Gaet. de Raxis de) 709
Flau 710
Flaxmann (John) —
Fléchier (Esprit) —
Flechten 711
Fleck (J. F. F.) —
Flecken —
Fleiſch —
Flemming (Paul) 712
Flemming, (Jac. H. Graf v.) —
Fleſche 713
Fletcher (John) —
Fleurieu (Graf von) —
Fleurus —
Fleury (A. H. de) 714
Fleury (Claude) 715
Fleury (Bernard) —
Flibuſtier 716
Fliege 718
Fliegend 719
Flieſen —
Fließend —
Flinders (Matthews) —
Flinte 720
Flintenſtein, ſ. Feuerſteine 721
Flintglas —
Flittergold —
Flögel (C. F.) —
Flor 722
Flora —
Floren —
Florence —
Florentiner Arbeit —
Florentiner Lack —
Florenz 723
Florett Seite 725
Florian (J. Pierr. Clar. de) —
Florida 726
Florida-Blanca (Graf von) 727
Floris (Franz) 728
Florus (Lucius Ann.) —
Flöße, ſ. Holzflöße —
Flöte —
Flott 729
Flötz —
Flüchtigkeit —
Flüe (Nicolaus von der) —
Flügel 730
Flugmaſchine 731
Flurbuch —
Fluß oder Strom —
Fluß (Mineralogie) —
Flußgalle 732
Flußſpath —
Flußgebiet —
Flüſſigkeit —
Flüte, Flütſchiff —
Fluth, ſ. Ebbe —
Fluthen —
Flynz —
Fo, Foé —
Focus, ſ. Brennpunct 735
Föderativſyſtem —
Foe (Daniel) 740
Foix (Gaſton de), ſ. Gaſton —
Foix (Germain de St.) —
Folard (Chev. Charl. de) 741
Folie —
Folio, ſ. Bücherformat —
Folter, ſ. Tortur —
Folz (Hans) —
Fonds (öffentliche) 742
Fontaine (Jean la) 743
Fontaine (P. H. L.) 744
Fontainebleau —
Fontana (Dominico) 745
Fontana (Felice) —
Fontanelle —
Fontanes (Graf Louis de) —
Fontanges (Herzogin von) 748
Fontenai —
Fontenelle (Bernard de) —
Fontevraud 749
Fontinalien 750
Foote (Samuel) —
Forbans 751
Forbiſcher (Martin), ſ. Frobiſher —
Forcellini (Egidio) —

Fordyce (George) Seite 751
Forelle —
Forioſo 752
Forkel (Joh. Nic.) —
Form —
Formale 753
Format, ſ. Bücherformat —
Formey (J. H. S.) —
Forskål (Peter) —
Forſt 754
Forſter (Joh. Reinh.) 755
Forſter (Joh. Georg Adam) 757
Forſtweſen 758
Fort (Franz Jacob le) 760
Fortdauer nach dem Tode —
Forte 761
Fortepiano 762
Fortification —
Fortiguerri (Niccolo) 765
Fortuna —
Forum 766
Foſcolo (Ugo) 767
Foſſilien, ſ. Mineralien 768
Fothergill (John) —
Fötus —
Fouché (Joſeph) —
Foulis (Robert u. Andreas) 773
Fouqué (Heinrich Aug. de la Motte) 774
Fouqué (Friedr. de la Motte) —
Fouquier-Tinville 776
Fourcroys (Ant. François) —
Fourier 777
Fox (George) 778
Fox (Charles James) 779
Fracaſtoro (Geronimo) 783
Fracht —
Fractur 784
Fra Diavolo —
Fragmente (wolfenbüttelſche) —
Fragonard (Nicolas) 785
Fraiß —
Franc 786
Franciscaner —
Franciscus (St.), ſ. Franz von Aſſiſi 789
François de Paule, ſ. Franz von Paula —
François (von Neufchateau) —
Frank (Joh. Pet.) —
Franke (Aug. Herm.) 790
Franke 794
Franken —
Franken, Fränkiſcher Kreis —
Frankenberg (Freih. v.) 795
Frankenhauſen Seite 796
Frankenweine —
Frankfurt —
Frankfurt am Main 797
Frankfurt an der Oder 800
Franklin (Benjamin) —
Frankreich vor 1789 803
Frankreich vom J. 1789 bis 1814 810
Frankreich ſeit 1814 825
Frankreichs geographiſch-ſtatiſtiſcher Zuſtand im J. 1818 833
Franz von Aſſiſi 839
Franz von Paula 840
Franz I. von Frankreich 841
Franz II. von Frankreich 844
Franz I. (Stephan) —
Franz I. von Öſterreich 845
Franz (Leopold Friedr.), Herzog von Deſſau 847
Franzband 848
Franzbranntwein, ſ. Branntwein 849
Franzensbrunn —
Franzöſiſche Bank 850
Franzöſiſche Geſetzgebung, ſ. Code civil 851
Franzöſiſches Decimalſyſtem —
Franzöſiſche Literatur 852
— — Proſa und Grammatik 853
— — Moral, Politik und Geſetzgebung 855
— — Rhetorik, Kritik 857
— — Kanzelberedſamkeit 858
— — Geſchichte —
— — Romanliteratur 860
— — Briefſtyl, Reiſebeſchreibungen 864
— — Poeſie. Lyriſche Poeſie 866
— — epiſche Poeſie 869
— — didaktiſche und beſchreibende Poeſie 871
— — dramaturgiſche Poeſie u. Schauſpielkunſt —
Franzöſiſche Muſik 883
Franzöſiſche Schule oder Mahlerei 887
Franzöſiſche Sprache 893
Franzöſiſche Staatskunſt 895
Franzweine 901
Frascati —
Frauen —
Fraueneis 905
Frauenglas —
Frauenhaar —

Frauenlob (Heinrich) Seite 905
Frauenſommer 906
Frauenvereine —
Fräulein 908
Frédégonde —
Fregatte 909
Freiberg —
Freibeuter 910
Freibriefe —
Freiburg 911
Freicorps —
Freidank —
Freie Künſte, ſ. Kunſt 912
Freienwalder Geſundbrunnen —
Freiesleben (Chr. Heinr.) —
Freie Städte 913
Freigeding 914
Freigeiſt —
Freigelaſſene —
Freigut 915
Freihafen —
Freiheit —
Freiheit (kirchliche) 917
Freiheitsbaum 920
Freiherr —
Freimaurer —
Freimüthige (der) 932
Freinsheim (Johann) —
Freiſaſſe 933
Freiwilligen (die preußiſchen) —
Fréjus 934
Fremdenbill 935
Freret (Nicolas) —
Fréron (Elie Catherine) 936
Freron (Stanislaus) 937
Fresco —
Freudenpferd 938
Freundſchafts-Inſeln —
Freya, ſ. Nordiſche Mythologie 939
Freyre d'Andrade (Gomez) —
Friaul 940
Frickthal —
Friction —
Friede —
Friedensfürſt, ſ. Alcudia 941
Friedensgerichte —
Friedensſchluß —
Friedensſchlüſſe 942
Friedland (Schlacht bei) 953
Friedland 955
Friederike (Sophie Wilhelm.) Markgräſin von Bayreuth —
Friedrich I. (Kaiſer) 956
Friedrich der Gebiſſene (Markgraf) 957
Friedrich VI. von Dänemark Seite 959
Friedrich Wilhelm (Churfürſt) 960
Friedrich I. König v. Preußen 963
Friedrich Wilhelm I. König von Preußen 965
Friedrich II. 967
Friedrich Wilhelm II. 975
Friedrich Wilhelm III. 979
Friedrich Heinrich Ludwig oder Prinz Heinrich v. Preußen 987
Friedrich II. (Wilhelm Carl) König von Würtemberg 989
Friedrich (L. D.) 993
Fries 994
Frieſel —
Frieſen —
Frigga, ſ. Nordiſche Mythologie 995
Friſchlin (Nikodem.) —
Friſiren, ratiniren 996
Friſt —
Fritta oder Fritte —
Frobiſher (Sir Martin) —
Frohndienſte, Frohnen 998
Frohnleichnam —
Fronde 1000
Frondsberg (Georg von) —
Frontalſchlacht 1001
Fronte —
Frontignac 1002
Frontinus (Sextus Julius) —
Fronto (Marcus Cornelius) —
Fronton, ſ. Giebel 1003
Froſchmäusler, ſ. Batrachomyomachia u. Rollenhagen —
Froſt —
Froſtableiter —
Froſtig 1004
Frucht —
Fruchtbringende Geſellſchaft —
Fruchtſtück 1005
Fruchtwein, ſ. Cider —
Frugoni (Carlo Innocenzo) —
Frühling 1006
Frühlingsnachtgleiche 1007
Fuder —
Fuentes (Graf von) —
Fuge 1008
Füger (Friedrich Heinrich) —
Fugger (das Geſchlecht der) 1010
Fühlhörner oder Fühlſpitzen 1013
Fühl- oder Sinnpflanze —
Fulda —
Fulda (Friedr. Carl) 1015

Füllhorn Seite 1015
Fulton (Robert) 1016
Fundamentalbaß, ſ. Grundbaß 1017
Fundirte Schuld —
Fungiten 1018
Für und vor —
Furca oder Gabelberg 1019
Furcht —
Furchtbar 1020
Furien, ſ. Eumeniden —
Furioſo —
Fürſt —
Fürſtenberg 1024
Fürſtenberg (Friedr. Wilh. Freih. von) 1025
Fürſtenbund (deutſcher) Seite 1026
Fürſtenrecht 1028
Fürſten- oder Landſchulen —
Fürth 1030
Fürwort, ſ. Pronomen 1031
Füſelier —
Fuß (in der Verskunſt) —
Fuß, Fußton —
Fuß oder Schuh —
Fuß (im Bergbau) 1031
Fußwaſchen —
Füßli —
Fuſtage 1034
Fuſtians —
Futurum —

Literariſche Anzeigen.

Der Verleger des Converſations-Lexicons macht die Leſer deſſelben auf folgende in ſeinem Verlage erſchienenen Werke aufmerkſam:

I.

Allgemeines bibliographisches Lexicon. Von F. A. Ebert. Erste bis vierte Lieferung A—Her. Quart-Format. 1820. Preis jeder Liefer., bei der zugleich mit eben so viel auf die folgende pränumerirt wird, auf Druckp. 1 Thlr. 16 Gr. Auf Schrbp. 2 Thlr. 6 Gr. — Das Ganze wird 10 Lieferungen, jede zu 12 Bogen, nicht übersteigen.

Alles, was die ältere und neuere Literatur aller gebildeten Sprachen und Völker in den allgemein intereſſanten Fächern des menſchlichen Wiſſens Ausgezeichnetes, Merkwürdiges, Koſtbares und Seltnes darbietet, wird in dieſem Werke mit zweckmäßiger Vollſtändigkeit und möglichſter Genauigkeit (in den meiſten Fällen nach eigner Anſicht) verzeichnet, nach ſeiner äußerlichen Beſchaffenheit beſchrieben und durch hiſtoriſche Bemerkungen, kurze Urtheile und weitere Nachweiſungen erläutert. Sowohl der Literator von Profeſſion, der literariſche Geſchäftsmann und der Sammler oder Bewahrer literariſcher Schätze, als auch jeder andere gebildete Freund der Literatur findet hier aus den beſten und koſtbarſten ältern und neueſten bibliographiſchen Werken des In- und Auslandes, ſo wie aus eigner Unterſuchung zuſammengeſtellt und vereint, was bisher vielfach zerſtreut war. Anzeige und Charakteriſtik der erſten und beſten Ausgaben, Warnung vor Nachdrücken, mangelhaften Ausgaben und andern Täuſchungen, genaue Angabe der Zahl der Bände, Bogen oder Blätter (bei alten Drucken auch der Zeilen), ſo wie der Zahl, Folge und anderweitigen Beſchaffenheit der Kupferſtiche und Karten, beſondere Berückſichtigung der auf beſſerm Papier, Pergament und andern koſtbaren Stoffen gedruckten oder mit andern intereſſanten Auszeichnungen verſehenen Exemplare, Bemerkung der Laden- und Auctionspreiſe, und Nachweiſung der Sammlungen, in denen ſich die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten befinden, ſind die Hauptrückſichten, welche bei Bearbeitung dieſes Werks genommen worden ſind. Vermeidung aller unnöthigen Weitläuftigkeit und die möglichſte Benutzung des Raums machten es möglich, demſelben noch manche andre Ausſtattung zu geben, welche ſich erſt bei näherm Gebrauche kund geben wird.

II.

G. F. D. aus dem Winckell Handbuch für Jäger, Jagdbrechtigte und Jagdliebhaber. Zweite vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. In drei Theilen. Erſter Theil. Mit einem Kupfer, vier Tabellen und Muſik, gr. 8. 1820. Zweiter Theil 1821. Preis des erſten Theils auf Drckp. 4 Thlr. Auf Schrbp. 5 Thlr. 12 Gr.; des zweiten Theils 3 Thlr. 8 Gr. Auf Schrbp. 4 Thlr. 16 Gr.

Der ſchon in ſeiner erſten Auflage einſtimmig anerkannte Werth dieſes Werks macht es unnöthig, hier aufs neue viel zu deſſen Lobe im Allgemeinen zu ſagen. Es iſt daher blos über dieſe zweite Auflage näher zu bemerken, daß außer der größern Beſtimmtheit und Richtigkeit im Ausdrucke, die der Herr Verf. ſeiner Schreibart zu geben ſich beſtrebt hat, die bedeutendſten Verbeſſerungen und eine Menge Zuſätze hinzugekommen ſind, die dem ganzen Werke faſt eine völlig neue Geſtalt geben, wie es auch die Fortſchritte der Wiſſenſchaft und die mehr gereiften Einſichten und Erfahrungen, ſo wie die geſteigerten Anſprüche des Verfaſſers ſelbſt, ſeit der Erſcheinung der erſten Auflage geboten.

Eben ſo ſind, um den der alten Sprachen Unkundigen die richtige Betonung der in dieſem Werke vorkommender Namen der Ordnungen, Gattungen und Arten anzuzeigen, ſolche Wörter mit den gewöhnlichen proſodiſchen Zeichen verſehen worden, ſo wie auch das Äußere durch guten Druck und gutes Papier ſich vortheilhaft auszeichnet.

Der Druck iſt dabei viel gedrängter als in der erſten Auflage, und deß ungeachtet enthält der erſte Theil in der zweiten Auflage in der Einleitung allein 321 Seiten mehr als in der erſten, nach welcher Angabe ſchon die Erweiterung des Werks zu berechnen iſt. Zur größern Bequemlichkeit beim Gebrauch ſind mancherlei zweckmäßige Einrichtungen (z. B. genaue Columnentitel) getroffen worden; auch ſoll beim 3ten Bande über das ganze Werk ein Regiſter gegeben werden.

Der 3te Theil wird zur Oſtermeſſe 1821 erſcheinen und das Ganze wird nach ſeiner Vollendung als ein in ſeiner Art claſſiſches Werk zu betrachten ſein.

III.

Catechismo de' Gesuiti esposto ed illustrato in conferenze storico - teologico - morali. Approfitto della Gioventù priva già da tanto tempo di una buona educazione. Ultima edizione corredata dall' Editore con note. gr. 8. 1820. Preis 3 Thlr.

Was es mit der Ultima edizione etc. für eine Bewandtniß habe, wird der Leſer eben ſo leicht errathen, als ſich ihm die Überzeugung aufdringen wird, daß der Verfaſſer ein tiefgelehrter, helldenkender und zugleich vornehmer catholiſcher Geiſtlicher ſein müſſe,

da ihm außer der umfaſſendſten und genaueſten Kenntniß des Gegenſtandes auch Quellen zu Gebote geſtanden, die ihrer Natur nach nur Geiſtlichen vom höchſten Range zugänglich ſind. Der Gegenſtand aber, welchen der Verfaſſer behandelte, iſt kein anderer, als der Orden der Jeſuiten. Mit ſtrenger Wahrheitsliebe und echtchriſtlicher Geſinnung werden die verderblichen Grundſätze, Lehren und Einrichtungen dieſes berüchtigten Ordens geſchichtlich und dogmatiſch dargeſtellt, und gezeigt, wie das ganze Weſen deſſelben unverträglich ſei mit den Lehren und Einrichtungen der Kirche, welche Beſorgniſſe daher deſſen Wiederherſtellung bei jedem wohlgeſinnten Catholiken erregen müſſe. Kein Vorurtheilsfreier wird das Buch, das einen Reichthum von neuen und intereſſanten Details in einer anziehenden Form vorträgt, ohne große Belehrung über den Orden, über die Anſichten und Abſichten der römiſchen Curie und über den Zuſtand der catholiſchen Kirche überhaupt aus der Hand legen. Das Ganze zerfällt in acht Abſchnitte, welche handeln: 1. von den Privilegien der Geſellſchaft; 2. von ihren Conſtitutionen; 3. und 4. von ihrer Politik; 5. von ihrem theologiſchen Syſtem in Hinſicht auf das Dogma; 6. von ihrem Moralſyſtem; 7. von ihrer geheimen und 8. von ihrer öffentlichen Geſchichte.

IV.

Die ſpaniſche Conſtitution der Cortes und die proviſoriſche Conſtitution der vereinigten Provinzen von Südamerika; aus den Urkunden überſetzt und mit hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Einleitungen. gr. 8. 1820. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Dieſes Werk enthält zwei merkwürdige Urkunden aus dem Jahrhunderte der politiſchen Reformation: zwei Conſtitutionen, aus Einer Wurzel hervorgekeimt, aus dem Muthe der Freiheit und der Vaterlandsliebe, welcher das fremde Joch von ſich ſtoßend, die Idee des Zeitalters begriff und in ſich aufnahm. Beide Conſtitutionen waren nur Verſuche. Die eine war bis 1820 in Europa durch das ultramonarchiſche Princip unterdrückt; die andere wurde durch den Widerſtand gegen dieſes Princip auf dem Boden der neuen Welt in das Leben gerufen. Das Schickſal der erſten erklärt den Haß der Serviles und Liberales, welcher Spaniens neueſten Zuſtand herbeigeführt hat. Die Fortdauer der letzten wird einſt die welthiſtoriſche Stellung von Südamerika begreiflich machen. Das Schickſal beider zeigt übrigens deutlich den großen Gegenſatz, in welchem die alte und die neue Welt immer mehr gegen einander treten. Daher wird zum Verſtändniß beider Verfaſſungsurkunden, die aus dem ſpaniſchen Originale überſetzt ſind, die hiſtoriſche Einleitung viel beitragen, ſo wie die aus den Berichten der Geſandten der vereinigten Staaten und andern Quellen geſchöpfte ſtatiſtiſche Überſicht des neuen Freiſtaats am Rio de la Plata.

V.

Schutzſchrift für die evangeliſche Kirche, mit beſonderer Rückſicht auf die Weimarſchen Landtagsverhand-

lungen. Von D. Fr. Aug. Köthe. 8. 1820. Preis 1 Thlr. 8. Gr.

Ein kräftiger Unmuth über die Unterjochung, unter welcher die evangeliſche Kirche ſeufzt, und über die fortſchreitende Verweltlichung der kirchlichen Verhältniſſe, ein lebendiger Eifer für das, was den Staaten und der Kirche frommt, hat den Verfaſſer dieſer Schutzſchrift getrieben, die Noth und die Klagen der Kirche auszuſprechen, und neue auf Geſchichte und Erfahrung, auf geſundes Rechtsgefühl und Vernunftgrundſätze geſtützte Verhandlungen zur Wiedereinſetzung der evangeliſchen Gemeinde in ihre unveräußerlichen Rechte und ihre gekränkte Freiheit, einzuleiten. Obwohl er ausging von Verhältniſſen in ſeinen nächſten Umgebungen, ſo iſt doch Alles nicht blos aus örtlichen, ſondern aus höhern, allgemein-kirchlichen und wiſſentſchaftlichen Geſichtspuncten aufgefaßt, und bringt Gegenſtände zur Sprache, die für die evangeliſche Kirche von hoher Wichtigkeit ſind.

Im 1. Abſchnitt wird das Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche hiſtoriſch, wie beide ſich als Gegenſätze entwickelt haben, und philoſophiſch, wie der Gegenſatz aufzuheben und ein vernunftmäßiges Verhältniß zwiſchen beiden, durch Zurückführung auf einfache Grundſätze, herzuſtellen iſt, anſchaulich gemacht. Der 2. Abſchnitt vertheidigt die Rechtsanſprüche der Kirche und der Geiſtlichkeit auf Vertretung bei den Landtagen. Der 3. Abſchnitt ſtellt echt proteſtantiſche Grundſätze über die Grenzen der landſtändiſchen Befugniß zu Beſchlüſſen hinſichtlich kirchlicher Angelegenheiten auf, was um ſo nöthiger ſcheint, als ein ſichres und wohlbegründetes Urtheil darüber ſich noch nicht gebildet haben mag, ohne dieſes aber die Freiheit der evangeliſchen Kirche ſelbſt durch das ehrwürdige Inſtitut der landſchaftlichen Verfaſſung gefährdet werden könnte.

In allen drei Abſchnitten iſt Veranlaſſung geweſen, die wichtigſten Zeitangelegenheiten der evangeliſchen Kirche theils zu berühren, theils zu erörtern, und ſo ſcheint dieſe Schrift auch als ein Beitrag zur Verſtändigung über die wichtigſten Verhältniſſe, nicht blos Theologen und Geiſtlichen, ſondern auch Staatsmännern und Rechtsgelehrten, überhaupt allen Gebildeten, welche für die öffentlichen Angelegenheiten überhaupt, und für die kirchlichen insbeſondere Sinn haben, zur Prüfung empfohlen werden zu dürfen. Zum Schluß ſind die weimarſchen Landtagsverhandlungen über kirchliche Angelegenheiten einer freimüthigen aber beſcheidenen Prüfung unterworfen worden.

VI.

Schauſpiele von Don Pedro Calderon de la Barca, überſetzt von E. F. G. O. von der Malsburg. Erſter bis dritter Band in Umſchlag geheftet. 8. 1819—1820. Jeder Band 2 Thlr. (Inhalt: 1r Bd. 1. Es iſt beſſer als es war. 2. Es iſt ſchlimmer als es war. 2r Bd. 1. Fürſt, Freund, Frau. 2. Wohl und Weh. 3r Bd. 1. Echo und Narciſſus. 2. Der Gartenunhold.)

Der Überſetzer, bereits durch eigene Dichtungen der Leſewelt bekannt, hat in der Vorrede des 1n B. vortheilhaft ſeiner Verdeut-

ſchung den Plan dargelegt, durch die verſchiedenen Regionen von Calderons dramatiſcher Poeſie vorzuſchreiten. Er theilt, ſeiner Abſicht zufolge, erſt zwei eigentliche Intriguenſtücke (Es iſt beſſer als es war und Es iſt ſchlimmer als es war), dann zwei mehr romantiſche Schauſpiele (Fürſt, Freund, Frau und Wohl und Weh), darauf zwei mythologiſche Stücke (Narciſſus und Echo und der Gartenunhold, die Geſchichte von Achilles und Deidamia) mit, und hat die Abſicht, in den folgenden Theilen dann eben ſo zu geiſtlichen Stücken, Trauerſpielen und Auto's überzugehen. Wenn der Leſer die in dieſen erſten drei Bänden enthaltenen Dramen zu zwei und zwei gegen einander hält, werden ſie ihm unter glücklichen Verhältniſſen zuſammengeſtellt erſcheinen, ſo daß man ſich nicht blos bei denen durch die Benennung ſelbſt auf einander bezogenen erſten beiden, ſondern auch bei den mythologiſchen, des Gedankens nicht erwehren kann, daß Calderon ſie abſichtlich als Gegenſtücke gedichtet habe. Der Überſetzer hat treuen Fleiß angewendet, die reizenden Originale in ihrer, wie es durch ſeine Vorgänger nothwendig geworden iſt, eigenſten Form wiederzugeben, und dem Verſtändniſſe Calderons, ſeiner Erfindungen, ihrer Quellen, inſonderheit der überſetzten Stücke, ſo wie der Sylbenmaße und ihrer Bedeutung, endlich dem Leben des Dichters und der Kritik Einleitungen geweiht, die jeden Band eröffnen, und bald im Styl der Abhandlung, bald des Briefes, bald des Dialogs abgefaßt ſind. An Zeugniſſen der Anerkennung fehlt es dem Überſetzer nicht, wie auch das den 3n Band ſchmückende Sonett von Tieck beweiſ't; es iſt daher zu hoffen, daß auch allgemeine Theilnahme ihn zur Fortſetzung ermuntern und beleben werde.

VII.

Claſſiſches Theater der Franzoſen No. I. Zaire, von Voltaire, überſetzt von Peucer. 8. 1819. No. II. Semiramis von Voltaire, überſetzt von Peucer. 1820. (Beide mit gegenüber gedrucktem Originaltext). Preis von No. I. 1 Thlr. 16 Gr., von No. II. 1 Thlr. 4 Gr.

Es hat der deutſchen Literatur zu keiner Zeit an Überſetzungen und Nachbildungen franzöſiſcher Theaterſtücke gefehlt: theils aber beſchränkte ſich dergleichen Bearbeitung mehr auf die Verfaſſer currenter Modeartikel, theils waren die wenigen Stücke höhern Styls ſo ſteif und ungleich behandelt, daß ſie als eine Bereicherung unſerer Literatur nicht angeſehen werden konnten. Schiller und Göthe haben auch hier, durch Racine's Phädra, durch Voltaire's Mahomet und Tancred, eine neue Laufbahn eröffnet.

Die beſten deutſchen Überſetzungen ausländiſcher Theaterſtücke beobachten das Geſetz, nur das Original wiederzugeben, aber dieſes ganz und genau. So Schlegel und die Voſſe mit Shakſpeare; ſo von der Malsburg mit Calderon. Die angenommene ſtrenge Manier der Übertragung hat es hiernächſt möglich gemacht, den franzöſiſchen Text gegenüber (en regard) zugleich mit abzudrucken, was vordem ſchon Schiller beabſichtigte. Dadurch entſteht die gewiſ-

willkommene Bequemlichkeit, die Überſetzung in jedem Augenblick mit der daneben befindlichen Urſchrift vergleichen zu können.

Sonach bietet ſich hier nicht nur den deutſchen Theaterdirectionen eine neue Ausbeute für ihre Repertoires, ſondern auch den zahlreichen Freunden des Theaters und der Literatur ein ſehr angenehmer Genuß dar. An Schulen und Erziehungsanſtalten wird das Unternehmen, ſowohl den Lehrern als Schülern der franzöſiſchen Sprache, als Leitfaden und Leſebuch für die höhern Curſe, willkommen ſein.

Der erſte Band enthält die Zaire von Voltaire, überſetzt von Peucer. Der zweite Band die Semiramis von Voltaire. Der dritte und vierte Band, mit Cäſars Tod von Voltaire und Iphigenia von Racine, erſcheinen bis Oſtern 1821. Jedem Bande geht eine kurze Einleitung voran. Die nächſt folgenden Nummern werden, da die Einleitung zur Zaire ſich über manches verbreiten mußte, was nun ein für allemal geſagt iſt, noch wohlfeiler geliefert werden können.

Übrigens bürgt für die Trefflichkeit der Überſetzungen die Kunſtfertigkeit und Dichtergabe des Überſetzers.

VIII.

Die Nibelungen von Franz Rudolph Hermann. (I. Der Nibelungen Hort. II. Siegfried. III. Chriemhildens Rache.) gr. 8. 1819. 1 Thlr. 18 Gr.

Der oft und von vielen Kunſtfreunden geäußerte Wunſch: es möge ſich ein Dichter finden, der unſere alte echtnationale Sage der Nibelungen zum Drama geſtalte, um ſo die alte Heldendichtung wieder ins Leben zu führen, iſt nun durch obiges Werk erfüllt. Das Ganze iſt nach der Idee einer Trilogie bearbeitet, worüber in der Vorrede vom Verfaſſer das Weitere geſagt iſt. Der romantiſche Stoff iſt mit bildſamer Phantaſie und mit Verſtand behandelt, die Charaktere ſind durchgehend treu und wahr gezeichnet, und die tieftragiſche Handlung iſt mit ſteigendem Intereſſe bis zur Kataſtrophe durchgeführt. Alle dramatiſchen und lyriſchen Schönheiten näher zu bezeichnen, genügt hier der Raum nicht. Die Romanzen darin ſind originell, die Liebe Giſelhers und Dietlindens zart und naiv, und die Geſinnung Rüdigers im Gegenſatz der hohen heldenmüthigen Geſtalten der Nibelungen edel und bieder. Auch die Kataſtrophe iſt minder herb, als im Liede; ſie iſt dramatiſch und wahrhaft tragiſch dargeſtellt. Das Ganze iſt mit einer tiefen Begeiſterung und einem rühmlichen Fleiße (durchgehend im Reim und in der Aſſonanz) geſchrieben, und nirgend iſt ein Sinken von der tragiſchen Höhe bemerkbar. In einem Guſſe iſt das Ganze vollendet, was den Beruf des Verfaſſers zum Dichter wohl am deutlichſten bekundet. Jedem Kenner und Freunde deutſcher Literatur wird dies Werk willkommen ſein, wenn er unbefangen es ſeiner Aufmerkſamkeit würdigt.

Kreisbibliothek Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeine deutsche Real-Encyclopaedie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexicon) ; in zehn Baenden

Bd.: 3

Leipzig 1822

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Polym.57(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11112618-2